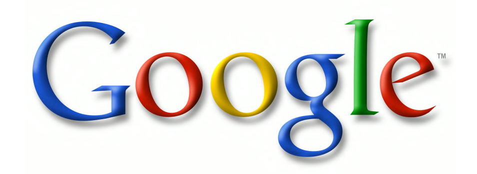
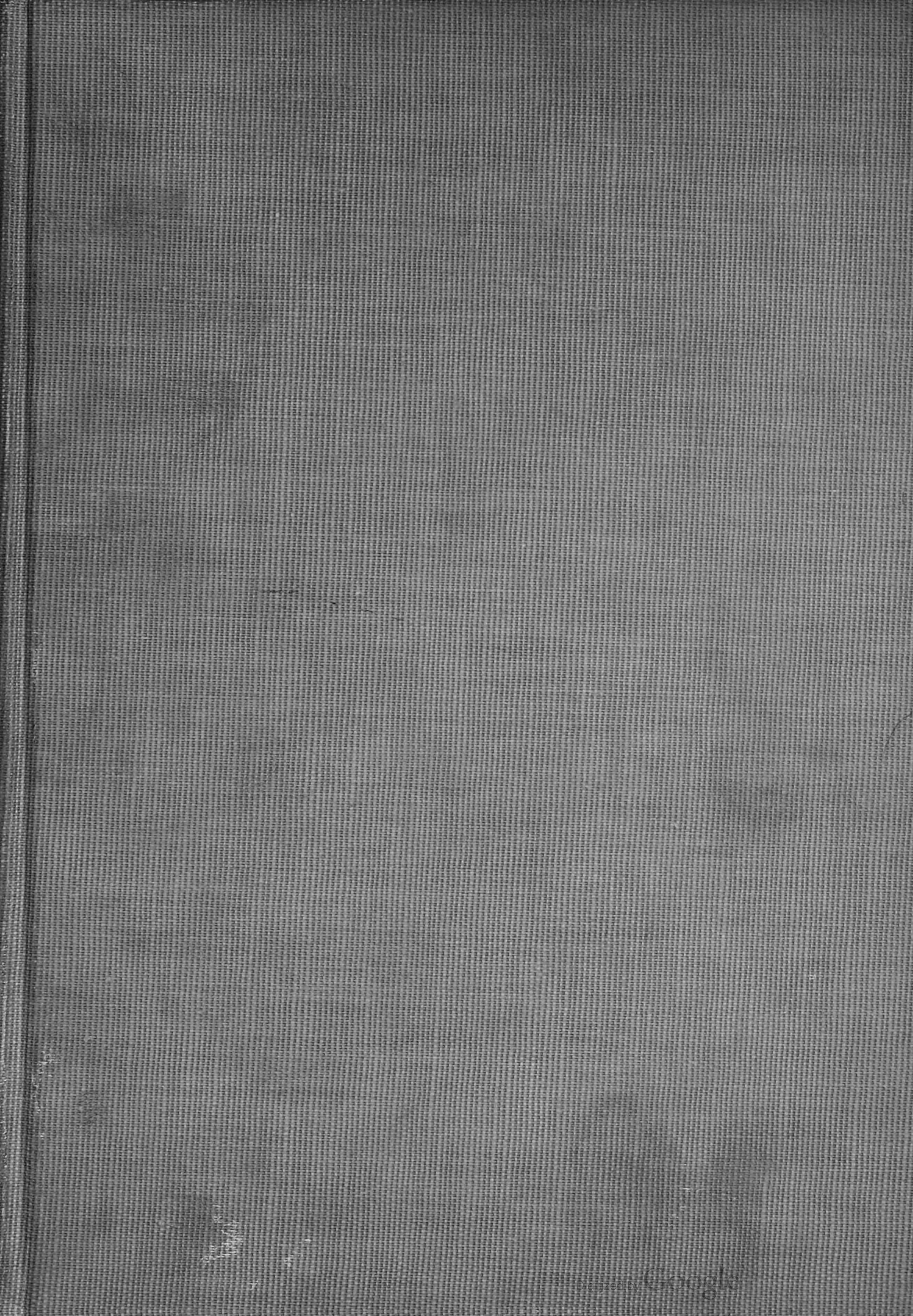





LIBRARY OF THE
·OHIO·STATE·
·UNIVERSITY·
THIS PLATE THE GIFT OF THE CLASS OF 1890
KNOWLEDGE
1870
T.E. French Del 1915.
A.N. Macdonald Sc

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Heilborn

Achtundzwanzigster Jahrgang

Oktober 1925—Oktober 1926



Deutsche Verlags-Anstalt

Stuttgart und Berlin

Inhalts-Verzeichnis

I. Verfasser-Verzeichnis

1. Verfasser der Hauptartikel

2. Verfasser der „Kurzen Anzeigen"

3. Verfasser des „Echo des Auslands"

4. Verfasser der Bühnenberichte

5. Verfasser der „Proben und Stücke"

(Einschließlich „Was für sich selber spricht")

II. Sachregister

1. Hauptteil

(Mit Ausschluß der belletristischen Besprechungen und der Bühnenberichte)
Die Titel der Hauptartikel sind gesperrt gedruckt

2. Besprochene Bücher

(Mit Einschluß der in den Hauptartikeln enthaltenen Einzelbesprechungen)

3. Echo der Bühnen

(Siehe auch Sachverzeichnis, 1. Hauptteil unter „Uraufführungen")

a) Aufgeführte Stücke

b) Bühnen

4. Totenliste

5. Besprochene oder zitierte Zeitschriften

Das Inhalts-Verzeichnis bearbeitete Monica Küttner, Berlin

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Zur deutschen Lyrik der Gegenwart

Von Ernst Lissauer (Wien)

IX

Anthologieen sind kollektive Gebilde: die Dichter erscheinen nicht einzeln, sondern als Vertreter einer Epoche, einer Gattung, einer Lebensstimmung, eines stofflichen Kreises; und mehr noch, Anthologieen bilden in besonderer Reinheit Strömungen ab, die an der Oberfläche oder in der Tiefe der Zeit fließen. Sie stammen entweder von schöpferischen Naturen, welche leitend und deutend einwirken wollen, oder sie werden gewissermaßen aus dem Bedürfnis des Publikums gemacht, dessen Handlanger die Herausgeber dann lediglich sind. Eine Geschichte der deutschen Anthologie wäre nicht nur eine sehr mannigfaltige Geschichte der deutschen Lyrik und ein durchaus wesentlicher Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes, sie wäre auch kulturell bedeutsam als eine Geschichte der Leserschaft. Ja, es verlohnte sich in diesem Sinne, selbst die Wandlungen zu beschreiben, die eine einzige Anthologie im Laufe der Jahrzehnte durchgemacht hat, die von Theodor Echtermeyer oder der „Poetische Hausschatz" von O. L. B. Wolf. Anthologieen zu machen erscheint vielen Lesern und vielen Herausgebern als ein bequemes Nutznießen der Werte, die andere hervorgebracht haben. Eine wesentliche Anthologie wird erlebt wie ein eigenes Werk. Sie ist ein ästhetisch formuliertes und mit den Gebilden anderer ausgesprochenes Lebensbekenntnis. Wie ein Dichter in seinem eigenen Werk keine unbelebte Wendung stehen läßt, so der Anthologist in der Folge der Sammlung kein Gedicht, das er nicht im tiefen Sinne des Wortes erfahren hat. Der echte Anthologist ist jener, der von den Vätern erworben hat, um zu besitzen. Die Anthologie, literar-historisch gesehen, ist eine Polygraphie: es kommt durchaus darauf an, nicht nur monographisch die Einzelnen herauszuarbeiten, sondern den Zyklus, die Sammlung, das Kollektive, die Gemeinschaft. Ob eine Abhandlung das Werk geleitet oder nicht, zwischen den Gedichten läuft unsichtbar eine deutende Darstellung. Im ganzen ist fingerfertige und eilfertige Buchmacherei im Bereich der Anthologie seltener geworden, dennoch entsprechen die meisten Anthologieen jenen höchsten Anforderungen nicht; ja, es ist verwunderlich, mit welchem Mangel an einfachster Sachkenntnis, an Urteil und Gefühl für die Stufenfolge der Werte oft noch gearbeitet wird. Geschichtliche Anthologieen bezeugen, welche Epochen der Vergangenheit als fruchtbar nachwirkend empfunden werden, und so ist es verstattet, sie in diese Betrachtungen gegenwärtiger Lyrik einzubeziehen.

1.

Es ist durchaus symptomatisch, daß überaus häufig Gedichte aus dem deutschen Barock gesammelt werden; zahlreiche Anthologieen sind erschienen, und in den allgemeinen Anthologieen hat die Lyrik des Barock an Raum gewonnen.

Die beiden neuesten Sammlungen dieser Art sind: „Der Tulpengarten", den Alfred Meyer in der Bücherstube am Museum zu Wiesbaden, und „Pallas und Kupido", die Richard Wiener bei Konegen in Wien herausgegeben hat. Wahllosigkeit — hier im eigentlichen Sinn des Wortes — kennzeichnet unsere Epoche; und dies erweist sich gerade im Verhältnis zum Barock. Man stellt sich an, als ob alle Leistungen des Barock von gleichem Wert wären, und preist mit derselben Intensität die gewaltigen Schöpfungen seiner Baukunst und die armseligen seiner Lyrik.

Empire und Biedermeier hatten den Lebensformen der voraufgegangenen Epochen, wie es in der geschichtlichen Mauserung nach einem geistig-biologischen Gesetz notwendig scheint, mit Abneigung gegenüber gestanden, und das 19. Jahrhundert hatte aus seinem innersten Wesen heraus das Barock abgelehnt, so sehr, daß ja der Name des Barock zum Beiwort im Sinne des Schwülstigen, Hohlen, Unförmlichen schlechthin erniedert, sozusagen zum stilistischen Schimpfwort wurde. Der Grund war:

das 19. Jahrhundert ist ein durchaus bürgerliches, eine Epoche des moderato. Wohl vermochte das Bürgertum seine Lebenshaltung in würdigster Form durchzugestalten und in überzeitlichen Bildungen aller Künste darzustellen; aber diese Bürgerlichkeit logisierte und ökonomierte sich immer mehr, Naturwissenschaften und Technik wirkten rationalisierend ein, die Bürgerlichkeit vernüchterte sich immer mehr zur „Zivilisation". Jenes Bürgertum hat unserer Zeit, deren Menschen ja noch in bürgerlichen Formen leben, indes Nachbürgerliche sich erst langsam, fern abzuzeichnen beginnen, auch heute noch unabsehbar viel zu sagen. Jedoch, darüber ist nicht zu vergessen: die Erscheinung des hymnischen, extatischen, dämonischen, orphischen, prophetischen, tragischen Schöpfers fehlt dem 19. Jahrhundert; es hat Kräfte dieser Art wenig hervorgebracht, und wenn es geschah, so hat es sie nicht erkannt, und nicht nur die jeweilige Mitwelt — das wäre nicht zu verwundern, denn, „jede Mitwelt", nach Regers Ausspruch, „ist die dümmste", — sondern auch in den folgenden Generationen. So ist die sanfte Hymnik Mörikes erst ganz spät, so sind Büchner, Kleist, Hölderlin erst in unseren Tagen in ihrer vollen Gewalt erblickt worden; so hat erst unsere Zeit begonnen, Goethes Existenz als eine heroische Summe von urbildlicher Macht zu erschauen, und so ist die Herrlichkeit der barocken Baukunst erst in diesem Jahrhundert wieder neu gefühlt worden: ihr Dehnen und Spannen, ihr Übertreten und Überschwemmen, ihr Grandioso, Pomposo, Maëstoso, all jene unhemmbar ausbrechende Gewalt, die mit lauter Worten der Vorsilbe ex zu nennen sind, seine Ex-pulsivität, Explosivität, Ex-stase. Und so ward erst jenseits des 19. Jahrhunderts der barocke Maler von 1500 erschaut: Grünewald — und neben und nach ihm, der kleinere, Hans Baldung Grien — und so der barocke Symphoniker des 19. Jahrhunderts: Bruckner. Das Zeitalter des Barock, als Ganzes gesehen, hat sich in allen Bereichen der Künste ungeheuer dargestellt; das deutsche Barock nur in der Baukunst, der Musik und vereinzelt in der Plastik, kaum in der Malerei und vollends nicht in der Lyrik. Deren wertvolle Schöpfungen — Verse von Gerhard und Angelus Silesius, Logau und Spee, Flemming, Dach, Günther und gelegentlich auch von dem Einen oder Anderen — sind gering an Zahl, zumal im Verhältnis zu der Weite des Zeitraums, sie verschwinden vollends gegenüber der unermeßlichen Fülle der Architektur und sind ihr nur hie und da an menschlicher Dynamik und künstlerischer Vollendung zu vergleichen. Und so wirkt es denn schlechthin wie Farce und Satyrspiel neben dem heroisch-pathetischen Erlebnis des Barock, wenn nun schon seit vielen Jahren auch die geringsten, die dürftigsten, ja lächerlichsten Leistungen des deutschen Barock, die lyrischen, mit eben derselben Intensität gepriesen, mit eben derselben Ausführlichkeit ausgebreitet werden, wie seine höchsten. So wirken auch die Plastiken und Malereien des wiener Barockmuseums größtenteils unergiebig neben den berauschenden, emporreißenden Bauten des österreichischen Barock, und bis zu einem gewissen Grade erscheint es als Seitenstück zu diesen literarischen Bemühungen.

Hier ist zu gedenken, daß auch Arno Holz sein enormes sprachliches Können zu dem höchst überflüssigen Experiment verwandte, die unfruchtbaren Lyriker von 1700 um einen sterilen „Dafnis" zu vermehren, indem er eigene Lyrika im Stil jener Zeit kunstvoll formte und als dessen Leistungen fingierte; aber was bedeutet diese Spielerei im Sinne schöpferischer Gestaltung des Seins? Die Auswahl aus den Poesien des Herrn v. Hofmannswaldau, die der Inselverlag herausbrachte, wo ist sie hin? Freilich, spielende, scheinende, blendende, wuchernde Elemente zersetzen und verwirren auch die barocke Baukunst, und je länger je mehr; aber die Lyrik der Epoche ist nur Spiel und Schein, Zierat und Arabeske. Unbelebt und leer breitet sich eine Mythologie, die uns nichts mehr bedeutet; Allegorie und Abstraktheit wuchert. Dieser enorme Aufwand hat den Bestand der deutschen Lyrik nicht oder nur um ein Geringes vermehrt. Von Angelus Silesius und Logau, vollends von Friedrich Spee und Johann Christian Günther ist hier füglich abzusehen, denn sie sind auch während des 19. Jahrhunderts niemals vergessen und kaum auch unterschätzt worden. Wenige Lieder Günthers sind heut in ihrer Gänze lebendig, und folgerecht hat es Wilhelm v. Scholz vor 25 Jahren unternommen, „Strophen" und Bruchstücke Günthers auszulösen: Günther, sofern er nicht der Spielerei und Tändelei seines Tages verfiel, ist in seiner dunkelsausenden Dumpfheit völlig Widerspiel und Gegensatz der barocken Blendlyrik. Aber

bei dieser kurzfristigen Auferstehung handelt es sich ja gar nicht um die wenigen Schöpfer, sondern um die Canitz, Haimendorf, Neukirch, Baldovius und wie diese Dilettanten von 1700 alle heißen.

Die beiden Anthologieen, die zu dieser Betrachtung Anlaß geben, sind nur mehr oder minder zufällige Beispiele dieser Strömung. Was sie an unbekannten Versen beibringen, ist gänzlich ohne Wert. Wenn in einem der besseren Stücke, einem liebenswürdigen Frühlingsgedicht von David Schirmer, die Zeile erscheint:

„Der Himmel bekleidet die blinkenden Sterne
Mit blauen Tapeten ...",

so ist die ganze Künstlichkeit dieser Poetasterei offenbar: es ist Tapeten- und Teppichkunst, und wir erinnern uns, daß vor einer Reihe von Jahren ein heutiger Lyriker einen kleinen lyrischen Zyklus gedichtet hat, in dem er „Tapeten" darstellte. Es war ein großer Moment der deutschen Lyrik, als Goethe die Luna und Zephyr aus seiner Lyrik austrieb; hier wird uns ununterbrochen verwitterte Allegorie vorgetragen.

Manche Schöpfungen heutiger Lyrik sind an innerer Gewalt der Dynamik barocker Baukunst verwandt, wie „Jesus und der Aserweg" von Werfel; die Armseligkeit jener Gehirnlyrik, wie sie seit dem Erscheinen der Anthologie „Der Kondor" immer mehr angeschwollen war und heute langsam abzuebben beginnt, ist der Dürre jener Barocklyrik verwandt. Ein wenig bekannter jüngerer Lyriker (Paul Boldt), zum Beispiel, schildert „Die schlafende Erna" mit eben der spielerischen Geilheit und in genau so affektierten schlechten Versen, natürlich auch in Sonettform, mit der die philiströse Nüchternheit der Barockdichter die schlafenden Chlorinden, Phyllis oder andere nackte Weiber dargestellt haben:

„Auf einer Ottomane aus Mohär
Liegt sie in Seidenröcken, eine Truhe
Voll Nacktheit, und ich denke voll Unruhe
An dein Geheimstes — schönes Sekretär."

Dies Gedicht könnte beinahe in einer Barock-Anthologie stehen. Nicht immer ist die Verwandtschaft so offenbar; man muß durch die sprachliche Verhüllung in das Wesen blicken: die Sprache jener barocken Poetaster geht in Alexandrinern, in Allongeperücken und Pompwämsern einher, sie streut Gallizismen aus der à la mode-Sprache der Zeit ein, die Diktion jener Gehirnlyriker trägt sich nach der Mode unserer Tage und flicht gern Berlinismen und technische, gelegentlich auch medizinische Fremdwörter ein. Aber die innere Struktur, die Art der Ohnmacht ist die gleiche: der Mangel an Anschauung, die Häufung der Bilder, die Abstraktheit, die innere Nüchternheit, die durch die Aufbauschung der Rede, die Kälte, die durch die Aufhitzung des Vortrages um so stärker empfunden wird. Schlechte Lyrik hat es ja zu allen Zeiten gegeben; aber der Dilettantismus, der die Taschenbücher und Almanache des Biedermeier oder die Zeitschriften und Goldschnittbände der Geibel-Zeit füllt, ist anspruchslos und schlicht; der lyrische Dilettantismus der letzten dreißig und insbesondere der letzten fünfzehn Jahre vereinigt Anspruch und Impotenz: Dilettantismus und Artistentum schießen zu einer gräulichen, widerdichterischen Mischung zusammen, und eben diese Verbindung von Stümperei und Künstlichkeit kennzeichnet einen großen Teil der barocken Lyrik. Und wir erkennen: seltsam wölben sich die geistigen Bögen zwischen den Zeitaltern: sie bauen sich zwischen Fülle und Fülle und zwischen Armut und Armut. Ein neues Gefühl überlebensgroßer Gewalt ist aufgebrochen, die Irrtümer des voraufgegangenen Jahrhunderts werden umgestürzt; dann kommt die Torheit, macht Opposition aus Opposition und berichtigt jene Urteile der Vergangenheit, die gerecht und endgültig ergangen sind.

2.

So ist denn auch in der sonst vortrefflichen Anthologie Ernst Aepplis — „Deutsche Lyrik vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart"; bei Huber in Frauenfeld — die Auswahl der barocken Lyrik am schwächsten ausgefallen: manches bekannte Gute, das minder Bekannte bleibt unter der erheblichen Höhenlage, die er im übrigen wahrt. Ähnlich verringert sich seine wägende Kraft gegenüber der Lyrik seines schweizer Landsmanns, Karl Stonnen: diesen Gedichten wären zahlreiche des gleichen Niveaus gleichzusetzen. Im übrigen aber sind die Gedichte durchaus einheitlich ausgewählt; freilich charakterisieren sie mehr das Wesen des Auslesenden als die Dichter; es wird kein umfassendes Bild der Lyrik in diesem Zeitraum geschaffen, sondern ein verkürzender Ausschnitt, wie er einem bestimm-

ten Typus als ausschließlich wertvoll erscheint! Aeppli faßt den Begriff der Lyrik außerordentlich eng, er bevorzugt die musikalische vor der anschauenden Lyrik, und innerhalb der musikalischen wiederum die zarte. So nimmt er von der Droste nur weniges auf und unterstreicht diese Einschätzung in der Vorrede. Er faßt hingegen den Begriff des Schlichten außerordentlich weit, denn er bedauert, Verse Georges nicht aufnehmen zu dürfen, und druckt Gedichte Rilkes, in denen die Blätter „fallen mit verneinender Gebärde" oder „der Tag mit immer schwächern Gebärden sich nach Abend neigt". Er verwechselt das Laute mit dem Kräftigen, das Rhetorische mit dem Vehementen, und es verwischt sich ihm die Grenze zwischen dem Sanften und dem Preziösen. Auch dies erscheint charakteristisch: er druckt aus dem „Morgenliede" Paul Gerhardts nur die erste, sehr reine und zarte Strophe ab und läßt alle übrigen fort; der Wert dieses Gedichts — neben dem „Sommerlied" das stärkste, das Gerhardt geschaffen hat — beruht aber nicht in dieser ersten Strophe, sondern in dem mächtigen Duktus, in dem es, über ungleiche und unreine Strophen, aber mit unaufhaltsamer Vehemenz, barock im höchsten Sinne symphonisch ansteigt zu der gewaltigen Gipfelung der Schlußstrophe: es ist möglich, es zu verkürzen, aber mit dieser einen Strophe ist nichts gegeben als ein Auftakt. Letzten Endes ist diese Anthologie, bei minderer Befangenheit und Unfreiheit, ausgestrahlt von den „Blättern für die Kunst". So gesehen, ist der Äußerung der Vorrede, welche der Lyrik Liliencrons und Dehmels keine Zukunft erwartet, symptomatische Bedeutung nicht beizumessen, denn immer haben die Anhänger Georges allen aus dem Naturalismus erwachsenen Dichtern skeptisch gegenüber gestanden. Trotz dieser mannigfaltigen Einschränkungen ist das Aepplische Buch eine der besten deutschen Anthologieen; ganz deutlich gehört Aeppli zu jenem seltenen Schlag von Menschen, welche die lyrischen Werte mit einer fast fanatischen Hingabe lieben. Und darauf kommt es letztlich an. Fast niemals ist ein Mensch einer Kunst mit solcher Inbrunst zugetan, wenn er sie nicht aufs Innerste zu werten weiß. Den meisten Anthologisten mangelt nicht nur Kennerschaft, sondern vor allem Hingabe und Inbrunst. Ob sie ein Gedicht aufnehmen oder nicht, das ist ihnen keine Sache des Gewissens und Geblüts; der echte Anthologist ist ein Sammler, nur daß er nicht das Seltene im Sinne des Abgelegenen oder Kuriosen, sondern im Sinne des höchsten Wertes sucht. Alle Anthologieen sind darum mehr oder minder subjektiv beschränkt, und ein Herausgeber kann wohl durch möglichst weiten Umblick und freien Stand gegenüber dem Stoff diese Grenze zu erweitern streben, der persönliche Wert ist auch zugleich die persönliche Grenze. Aber wie die Anhänger der strengen, absoluten Musik, die man auch verhältnismäßig selten antrifft, so sind die seltenen Liebenden der Lyrik verbunden als eine unsichtbare Loge, und so muß auch jemand, dessen Anschauung diese Anthologie nur bedingt entspricht, sie grüßen als das organische Werk eines reifen Kenners, der sich in der Art, wie er die Gedichte anderer erlebt, wählt, ordnet, als ein subtiler, inbrünstiger, wesenhafter Mensch erweist.

Um solche Einseitigkeit zu vermeiden, haben sich vier Freunde der Lyrik zum Sammeln einer Anthologie verbunden: lauter unbekannte Namen — Bartning, Hansen, Kleinschmidt, Rosenthal —, offenbar keiner Schriftsteller von Beruf, zwei von ihnen als Juristen bezeichnet: ihr Buch — das sich einfach „Deutsche Gedichte" nennt und bei der Allgemeinen Verlags-Anstalt in München erschienen ist — bezeugt auch diese leidenschaftliche Hingabe; zumal Sätze des Vorworts wie diese: „Der edelste und gültigste Teil unseres Selbst hat überpersönliches Leben gewonnen in der deutschen Lyrik... Unwahr ist es, daß die Schönheit eines Gedichtes Geschmacksache und deshalb der verstandesmäßigen Prüfung entzogen sei: verschließt sich auch das zeugende Urgefühl der begrifflichen Zergliederung, so können doch Wert oder Unwert des Gefühlsausdrucks mit Gründen erörtert und bewiesen werden. Jenseits von dieser Urteilsgrenze freilich herrscht die fast erschreckende, mit unserer Alltagssprache nie zu lösende Bezauberung, die beim echten Kunstwerk unser Herz erzittern macht." Das Buch hält durchaus Niveau, und dennoch, entgegen dem Anspruch des Vorworts, sind nicht alle Gedichte des Bandes ohne Ausnahme „gut", wenn man diesen Ausdruck in seinem vollen Wert wägt als „vollendet". Storms „Geschwisterblut" ist eins seiner schwächsten Stücke; die aufgenommenen Gedichte Hartlebens sind leer wie fast seine gesamte Lyrik. Anderseits werden

manche Dichter vermißt: von älteren Lingg und Johann Georg Fischer, von neueren Werfel und Loerke, Scholz und Greiner, Friedrich Schnack und Felix Braun.

Abermals um die Subjektivität eines Herausgebers auszuschließen, hat Albert Sergel in dem Band „Saat und Ernte" — bei Bong — „Die deutsche Lyrik um 1925 in Selbstauswahlen der Dichter und Dichterinnen" darzustellen gesucht. Jedoch, der Herausgeber ist im Irrtum, wenn er nun glaubt, eine möglichst objektive und gerechte Auswahl erzielt zu haben. Das demokratische Prinzip der Gleichheit wird auf die Kunst angewandt: jeder hat den gleichen Raum und das gleiche Wählrecht; aber wenn irgendwann, so sind Pluralstimmen hier geboten. Denn es ist zweifellos ungerecht, wenn ein Lyriker wie Scholz über ebensoviel Raum verfügt wie irgendein belangloser Reimer; wenn derjenige, der ein lyrisches Gesamtwerk geschaffen hat, wie Werfel, gleichgestellt ist mit Beginnenden. Zudem ist selbstverständlich die persönliche Einwirkung des Herausgebers nun einmal nicht auszumerzen, denn es ist eine höchst subjektive und höchst anfechtbare Entscheidung, wenn zum Beispiel Oskar Loerke, einer unserer tiefsten Lyriker, wenn eine so starke lyrische Kraft wie Rudolf Leonhard fehlt. Immerhin ist es nicht ganz ohne Reiz, zu erfahren, wie wesentliche Dichter unserer Zeit, Ricarda Huch oder Alfons Paquet, ihre Lyrik sehen. Jedoch man überwindet die Subjektivität nicht, indem man das Subjekt schlechthin ausschaltet, sondern es kommt darauf an, daß der entscheidende Einzelne mit organischer Kraft im ideellen Grunde der Gemeinschaft wurzele und sie in umfassender Stärke repräsentiere. Die Anthologie hohen Ranges, als ein Werk der Kunst, wenn auch ein reproduktives, ist nicht unpersönlich verwischt, sondern überpersönlich gesteigert. Sie wird von kollektivem Ursprung zu kollektiver Wirkung geführt durch aristokratische Kraft. Inwieweit ein Buch dergleichen leistet, darüber kann nur die Zukunft etwas aussagen. Bücher wie das „Hausbuch" von Storm oder das „Jahrhundert Goethes" von George — es werden mit Absicht zwei Werke völlig entgegengesetzten Wesens genannt — werden sich als Dokumente der Geistesgeschichte erhalten. Hierfür ist es ganz gleichgültig, ob die Georgesche Sammlung verhältnismäßig wenig verbreitet, die Stormsche nach ein paar Auflagen nicht wieder aufgelegt worden ist; sie sind vorhanden.

Zur Astrologie

Von Wilhelm von Scholz (Seeheim bei Konstanz)

Da und dort finden sich in Domen oder wohl auch in alten Rathäusern sogenannte „astronomische" Uhren, welche nicht nur, wie die anderen Uhren, die Stunden und die Minuten anzeigen, nicht nur den Tag und den Monat, sondern auch die Stellung, die Sonne, Mond und die Planeten im Tierkreis an jedem Tage und zu jeder Stunde innehaben. Die berühmteste von ihnen ist die des straßburger Münsters, die schon 1352, dann wieder 1574 und zuletzt 1842 erstellt wurde. Die Reisenden, die sie heute betrachten, sehen in ihr vielleicht nur eine künstliche Spielerei, nicht viel bedeutsamer als die Figurenreigen, die meist auch noch mit solchen Uhren verbunden sind, wenn sich um die Mittagsstunde eine Pforte öffnet, aus der Christus mit den zwölf Aposteln tritt, während auf einer tiefer liegenden Kreisscheibe der Kaiser mit den Kurfürsten die Runde macht und in Nischen neben dem Zifferblatt ein Hahn kräht oder Spielleute zum Glockenspiel der Uhr stumm ihre Instrumente bewegen.

Aber die Mond- und Sonnenstellungen und das Kreisen der Planeten an der Uhr hatten doch noch eine andere Bedeutung als die Figuren. Nicht als ob ich die bildhaften Symbole aller wesentlichen Mächte, die das Leben der mittelalterlichen Menschen bestimmten, der Kirche und des Kaisertums, die hier mit der Uhr, dem Symbol der Zeit und, wenn auch verschwommen und unbestimmt, der Ewigkeit, verbunden wurden, unterschätzen will — aber in den Sphärenstellungen, die die Uhr angab, wurde über dem Symbolischen ein tatsächliches Verhältnis des Menschen zur Ewigkeit Erscheinung. Mit anderen Worten: diese Uhren waren niemals

astronomische, sondern astrologische Uhren. Es kam dem künstlichen Meister, der sie und ihr vielfaches Räderwerk baute, nicht darauf an, in spielerischen Zugaben zu der Stundenzeigerin seine Kunstfertigkeit, seine mechanische, mit vielen Rädern ineinandergreifende, fast das Perpetuum mobile findende Phantasie leuchten zu lassen. Er erfüllte vielmehr mit solcher Uhr die Aufgabe, jedem mit Astrologie vertrauten Menschen seiner Stadt die Möglichkeit zu geben, daß er die Horoskope, die sonst mühsam errechnet werden mußten, vom Ziffernblatt ablesen konnte, wie die Stunde des Mittags oder der Vesper. Segen und Unheil einer Geburtsstunde konnte nach dem Glauben der Zeit von solcher Uhr abgelesen werden. Und ebenso konnte, mit ein wenig Kenntnis der Horoskopaufstellung, am Lauf ihrer Zeichen das Eintreten der besten Stunden erwartet werden, zu der ein Handelsherr seine Wagenzüge auszusenden, ein Staatsmann seine Verhandlung einzuleiten, ein Feldherr eine Schlacht zu beginnen hatte. In solcher Uhr stand in der gewaltigen Anschaulichkeit, die das Mittelalter selbst für das Abstrakte, Kosmische, wenn auch voll krauser Symbolik, besaß, der Stern- und Schicksalsglaube vor den Augen der Menschen. Sichtbar vollzog sich hier, wie in den ewigen Sphären des Himmels, der schicksalsvolle Wandel und das wirkende Zueinandertreten der Planeten das, was sonst nur umständlich und mühsam in Tabellen und Sternkarten gefunden und errechnet werden konnte.

Ein unmittelbares Gefühl, was die Astrologie den, wenn wir so sagen dürfen, vorwissenschaftlichen Jahrhunderten war, haben wir, wenn wir der Sphärenmusik lauschen, welche die erste Szene von Wallensteins Tod durchklingt. Ich denke da besonders an die gleich einem Sonnenaufgang wachsenden Verse von „Saturnus Reich ist aus“ bis zum Aufstrahlen Jupiters, der das „dunkel zubereitete Werk gewaltsam in das Reich des Lichts zieht“. In der fühlbaren Nähe, in welcher — oft unsichtbar, oft sichtbar und nicht beachtet, doch immer wirkend — die mit den Worten verbundenen durchscheinenden Bilder stehen, dringt hier und überall in der Astrologie das verbundene Licht von Sternen und Göttern auf den Menschen ein. Wie ein letztes Sichtbares des alten Mythos, Lichtpunkte, wandeln die Planetengötter ihren Reigen: der Sturz Saturns, das Aufsteigen Jupiters, ein Dynastienwechsel, ein vergöttlichter Kulturumschwung, Schicksale größten Ausmaßes. Und nicht fremd, entrückt und überirdisch, schon in durch Namens- und Zeichenbeziehungen und -gleichheiten angedeuteter Verwandtschaft mit Stoffen der Erde wirken sie herab ins Menschliche mit allen ihren Kräften. Wir haben hier für die mittelalterlichen Gläubigen der Astrologie etwas wie eine sichtbare, den Menschen umleuchtende Religion. Aus dem auch uns eingeborenen Triebe, unser Schicksal, das uns unergründliche, im Höchsten und Größten, Tiefsten und Letzten zu verankern und verfestigen, können wir, glaube ich, noch unmittelbar erleben, welches Ewigkeitsgefühl die Astrologie in das irdische Tun, welche Erhebung und Beruhigung sie in die Entschlüsse der früheren Menschen gesenkt haben mag. Aber die Frage, die heute die Gemüter beschäftigt, ist nicht die nach den in der Astrologie inkarnierten Gefühlswerten, nicht die nach ihrem philosophischen pantheistischen Wahrheitsgehalt der das All einheitlich durchwirkenden Kräfte, sondern nach ihrer wissenschaftlichen Richtigkeit und ihrem praktischen Nutzen im Hinblick auf die Erkennntis der Charaktere und das Vorhersehen der Schicksale.

Während auf der einen Seite die Forschung mit Erfolg darum bemüht ist, die angeblich historischen Bestandteile der ausgesprochenen Religionen aufzulösen und in die erhabenere Wesenheit des Mythos überzuführen (ein neues wertvolles Werk hierzu ist Georg Brandes' „Jesussage“, im Verlage von Erich Reiß, Berlin), ringen die Vertreter der Astrologie darum, einen mythisch großen Gedanken in eine fast wissenschaftliche Erkenntnis, in ein Schema zu fassen. Dies ist, wie mir scheint, das eigentliche Kennzeichen der heutigen astrologischen Literatur, in der sich natürlich auch Ausnahmewerke fast ganz metaphysischer oder ethischer Einstellung finden.

Ich will zunächst zwei kleine Bücher erwähnen, die ganz kurz in das Wesen der Astrologie einführen, die mit entgegengesetzten Standpunkten der Grundfrage über die Wahrheit der Astrologie gegenüberstehen und doch beide, auch die ablehnende, von der Erhabenheit der Sache durchdrungen sind: „Wert und Wesen der Astrologie“ von Robert Henseling (Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart) und Robert Fuchs-Liska „Laienastrologie“ (Kempten im Allgäu,

Gesellschaft für Bildung und Lebensreform). Henseling, der ganz astronomisch eingestellt ist, bringt Positives vor allem, indem er nicht nur äußerlich als Motto über seine Arbeit das Wort setzt: „Die Astrologie ist der Schlüssel zur Geistesgeschichte der Menschheit." Er führt jedenfalls zur Erkenntnis, wie die Astrologie in der Menschheit entstehen konnte, entstehen mußte, und wie sie bedeutsam in dem irdischen Geschehen mitwirkte, auch wenn sie, wie Henseling annimmt, ein Aberglauben war. Umgekehrt gibt die andere Schrift nichts Astronomisches und Geistesgeschichtliches, sondern stellt den Leser mit hinein in eine Unterredung vor dem Sternenhimmel, in der die positiven Überzeugungen eines Astrologen dargestellt werden. Durch Henseling und Fuchs-Liska sind sozusagen deutlich die Grenzen gezeichnet, innerhalb deren sich die Ansichten über Astrologie heute bewegen. Die Mehrzahl der Schriften werden sich naturgemäß näher dem durch Fuchs-Liska bezeichneten Standpunkt halten, weil die Gegner der Astrologie, die ja niemandem feindlich ist, seltener zu ihr Stellung nehmen, als die Überzeugten über sie schreiben. Da sind zunächst noch zwei andere Schriften und ein Kalender desselben Verlages wenigstens kurz zu erwähnen: „Sternenwandel und Weltgeschehen von 1924—1927" von Elsbeth Ebertin und L. Hoffmann, in dem manche merkwürdigen Züge zu finden sind, und die „Zwölf Menschentypen" von Ludwig Hoffmann. Diese letztere ist nicht eigentlich astrologisch im Sinne genauerer Horoskopdeutung; sie untersucht vielmehr die Menschentypen nach dem Monat ihrer Geburt, nach der einfachsten astrologischen Tatsache der Sonnenstellung des Geburtstages im Tierkreis, ohne die Planetenstellungen, überhaupt das Horoskop der Geburtsstunde, heranzuziehen. Ich weiß nicht, wie sich die höhere Astrologie diesem Versuch gegenüber verhalten wird. Ich könnte mir denken, daß sie ihn ablehnt. Ich selbst muß sagen, daß ich einige sehr treffende Beispiele im Leben zu den Charakteristiken, die der Verfasser nach den einzelnen Tierkreisbildern gibt, gefunden habe — wobei ich aber nicht verkenne, daß diese Charakterbilder doch ziemlich allgemein sind oder so vielfältig, daß man aus Teilen von ihnen verschiedene Typen gewinnen kann. Der „Weltrhythmuskalender für 1925" versucht, die astrologischen Ergebnisse praktisch auszuwerten. Erst eine Reihe sich folgender Jahrgänge werden über ihn ein Urteil ermöglichen.

Ein wesentlich umfangreicheres und bedeutsameres Werk über Astrologie, mit vielen sehr lehrreichen Tafeln und Bildern, ist das Werk von Dr. med. F. Schwab, „Sternenmächte und Mensch" (Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde). Diese Arbeit, die auch dem mit Astrologie noch unbekannten Leser verständlich und interessant sein dürfte, behandelt auf ihren 200 Seiten und ihren sehr unterrichtenden Bildbeigaben und Tabellen wohl das ganze Gebiet der astrologischen Fragen. Der Verfasser ist durchaus bejahend eingestellt, verkennt aber auch die Grenzen nicht, die selbst für die überzeugtesten Anhänger die praktische voraussagende Astrologie hat. Schwab schreibt: „Die Astrologie kennzeichnet Einflüsse und weiter nichts, predigt gar keine Bestimmung durch übernatürliche Kräfte, Götter usw. So wie der Arzt die Einflüsse der Witterung, des Klimas, des Milieus, der Nahrung, Kleidung studiert und über den Verlauf einer Krankheit etwas aussagt, so rechnet der Astrologe zu den Einflüssen der Vererbung, zu der Entwicklungsstufe eines Individuums usw. noch die Gestirneinflüsse und bekommt dadurch noch, ohne die oben genannten bekannten Gesetze zu bestreiten oder überflüssig zu machen, eine weitere Quote zur Erklärung des Lebens" (S. 178). Und ferner sagt er: „Die Astrologie kann nicht prophezeien im Sinne einer Prophetie, eines Wahrsagertums, sie kann nur Einflüsse beschreiben und daraus ein zukünftiges Ereignis auf gut Glück konstruieren ... Die Astrologen sind vielfach nicht ehrlich genug zu bekennen, daß die astrologische Prophezeiung Mängel hat, und täuschen somit ihre Kundschaft. Sie bringen die Klügeren dazu, die Astrologie mit scheelen Augen anzublicken, und machen der Wissenschaft gegenüber die Astrologie anrüchig" (S. 182). Schon aus diesen Sätzen ist die bei aller Überzeugtheit maßvolle und kritische Einstellung des Verfassers zu erkennen. Der wesentliche Wert seiner Schrift besteht denn auch aus Charakter- und Persönlichkeitserklärungen, in denen nach seiner Meinung die Sternstellungen mitbestimmend sind. Er untersucht Körperform, Physiognomie, Krankheiten, Berufstypen im Zusammenhang mit astrologischen Bestimmungen und kommt dabei zu guten Ergebnissen, deren Richtigkeit der Leser immer-

hin für einen Teil der physiognomischen Behauptungen durch die beigegebenen Bilder nachprüfen kann. Zur Ergänzung der hier berührten physiognomischen Probleme sei daran erinnert, daß auch die Psychiatrie längst gewisse Typen des Körperbaus als mit den verschiedenen Formen der geistigen Erkrankungen im Zusammenhang stehend erkannt hat.

Eine rein philosophische Einstellung zur Astrologie, die sich aber zu der Tatsachenfrage der astrologischen Behauptungen kaum anders verhält als das eben besprochene Buch, ist zu finden in dem bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen Gedankenbau „Schicksal und Willensfreiheit" von Hans Künkel und in Fritz Werles „Wesen und Ethik der Astrologie" (im Wolkenwandererverlag in Leipzig). Künkel steht auf dem sehr richtigen Standpunkt, daß der Mensch nicht „berufen ist, sein Leben nach dem Gesichtspunkt einer höheren Bestimmung einzurichten, weil er nicht imstande ist, eine höhere Weltordnung richtig auszudeuten; daß er viel eher im Sinne einer höheren Bestimmung und Weltordnung handelt, je weniger er nach einer solchen bei der Einrichtung seines Lebens fragt". Schon dieser Satz zeigt, daß Künkels Schrift nichts weniger ist, als ein Zureden, die Astrologie zu einer täglichen praktischen Ratgeberin zu machen, wie dies zweifellos heute viele Menschen tun. Sondern ihm handelt es sich darum, den Menschen zum bewußten Erleben seines ihm bestimmten und ihm organisch zugehörenden Schicksals zu erziehen. Er sagt an anderer Stelle: „Der von der Schicksalsangst frei gewordene Mensch bedarf, wie wir wissen, gar keines Ratschlages der Sterne, weil er seiner Natur getrost ist. Er will von den Sternen etwas anderes als Hilfe: Klarheit." Künkel erkennt auch die Schädlichkeit mancher astrologischen Ratschläge durchaus an, die schon im alten Ägypten zum Verbot der Sterndeuterei führte. Die Fülle von Gedanken und Anregungen in dieser Schrift drängt und stößt sich und läßt leider nicht die volle Klarheit entstehen, die der große Grundgedanke vom freudigen Einwilligen in sein Schicksal und der Notwendigkeit, sein Schicksal nicht nur zu erkennen, sondern zu erleben, bei größerer Einfachheit gewinnen würde. Während sich in diesem Buch das rein philosophisch auftretende Streben nach Harmonisierung von Schicksal und Willensfreiheit in der Astrologie nur spiegelt, sich gewissermaßen an der Hand ihrer Probleme darstellt, geht die phantastisch-tiefgründige, sicherlich für den Laien nicht leicht verständliche Schrift von Fritz Werle, „Wesen und Ethik der Astrologie", von der Mitte des astrologischen Denkens aus und sucht, dieser Astrologie, von deren tiefster Wahrheit und Richtigkeit der Verfasser überzeugt ist, eine ganz geistige, durchaus überpraktische Ebene zu geben. Ich kann auch dieses Werk nicht besser kennzeichnen, als indem ich eine seiner bedeutsamsten Stellen hierher setze: „Wer ein solches Schema (ein Horoskop) einfach als eine durch Linien begrenzte und geteilte Fläche ansieht, wer die Zeichen und Glyphen als Summanten einer mathematischen Aufgabe betrachten würde, der hat dies Bild schon entweiht; denn diese Fläche ist immer der Raum, immer sphärische Ebene in ihrem Streben zur Mitte. Das Horoskop ist Ausdruck der Mitte in ihrer Vielgestaltigkeit der Entwicklung. Wer diese mathematische Aufgabe einfach addiert, wem diese Summanten nichts weiter sind als Kettenglieder eines Zahlenrätsels, das er nun voll Interesse aufzulösen versucht, der hat schon die Sünde, den Fehl auf sich genommen. Auch dem Empiriker in der Astrologie, welcher nur das Gesetz zu erhaschen sucht, rinnen kalte Schauer durch den Körper vor diesem Geheimnisvollen, vor diesem Heiligen, das er vor sich sieht. Der Skeptiker wird einwerfen: Nebel, verschwommener Dunst. Er kann diesen Zweifel hegen, er kann so urteilen, denn er kennt nicht dieses Gefühl, weiß nichts vom Heiligen. Ihm können wir ganz ehrlich sagen: hier ist keine Formel; denn diese ist Unzahl und wächst mit jedem Neugeborenen. Hier versagt alle Logik seiner Sophisterei, alle Vernunft, aller Verstand, denn hier wogt Blutrhythmus, geschlagen aus dem Allherzen, flutet Wasser, hervorgestürzt aus dem Allfelsen, hier brennen Dornbüsche, entzündet im Allbrandigen! Nur der in Reinheit Ekstatische darf sich dem Tische des Herrn nahen, nicht der, welcher erdbeschwert behaftet ist mit dem Ringen niederster Gierwelten triebbefangener Erden ... Dann hat das Horoskop aufgehört, Darstellung des Geburtsbildes zu sein, dann ist es zum fixierten Moment ewig kosmischer Schwingung und Entwicklung geworden" (S. 115ff.). Ich glaube, daß hiergegen gewiß nur noch der Banause der rein wissenschaftlichen Weltanschauung Widerspruch erheben, deren

höherer Vertreter es aber, als ganz auf der philosophischen Ebene liegend, achten wird.

Wer über astrologische Werke schreibt, wird nicht umhin können, zum Schluß, als letzte unmißverständliche Formulierung seiner Kritik, auch noch seine ganz persönliche Stellung zu ihren Behauptungen auszusprechen.

Ich glaube nicht, daß die Menschheit im Laufe ihrer Entwicklung nur immer klüger und einsichtsvoller geworden ist, glaube, daß sie, soviel sie neue Erkenntnisse gewann im Laufe der Jahrhunderte, soviele andersartige Erkenntnisse wahrscheinlich auch verloren hat, und sehe in den früheren nicht nur überholte, überwundene Menschen, in ihren Anschauungen nicht nur Irrtümer, während wir Heutigen die Besserwissenden sind. Daß so viele Jahrhunderte, vielleicht schon Jahrtausende, von dem Einfluß der Sterne auf die Erde und das Leben auf der Erde überzeugt gewesen sind, ist also für mich ein guter Grund, die Astrologie nicht mit der Überheblichkeit des heutigen naturwissenschaftlichen Menschen als alten Aberglauben zu verwerfen. Ja, wenn ich die allgemeine Frage beantworten soll, ob die Gestirne und ihre wechselnden Stellungen Einfluß auf das irdische Leben im ganzen und auch auf das der einzelnen Menschen haben, so bin ich durchaus bereit, diese Frage einschränkungslos zu bejahen. Wenn man mich aber fragt, ob diese Beeinflussung mit Sicherheit erkennbar, berechenbar und zum Zweck von Voraussagungen verwertbar ist, so stehe ich immer wieder im Zweifel. Der beruht nicht nur auf meiner Überzeugung davon, daß unsere Kenntnismöglichkeiten der wesentlichen Zusammenhänge im All überhaupt sehr gering sind, sondern auch auf meinem Eindruck, daß offenbar im ganzen Wesen der Welt die Tendenz liegt, die Zukunft verschleiert zu halten und nur seltenen Menschen mittels ihnen angeborener oder eingeborener Kräfte einmal teilweise und lückenhaft zu enthüllen. Es ist dies nicht zufällig: das Geschehen, das sich vollenden will, darf sich gar nicht allgemein vorauswissen lassen, weil ein allgemein vorausgewußtes Geschehen immer Gefahr liefe, durch die, denen es Unangenehmes droht, mit allen Kräften verhindert zu werden; es käme nie zu seiner reinen Erscheinung, wäre immer von Bewußtheiten zersetzt und von Willen zerrissen, die, statt auf ihre natürlichen Ziele, auf Änderungen im Gang eines durch Prophezeiungen vorausgewußten Geschehens sich einstellen würden. Das Weltgeschehen wird also sicherlich kein so sicheres Vorauswissen zulassen, daß dies praktisch zu handhaben wäre; es würde aus diesem Vorauswissen und dem ihm notwendig folgenden Bekämpfen des Vorausgewußten sich wieder nur eine neue verhüllte Zukunft ergeben. Das Geschehen wird immer nur soviel voraussehen lassen, daß doch noch ganz große Irrtümer möglich sind und selbst der Mensch, der einem Horoskop oder sonst einem Orakelspruch glaubt, mutig ins Ungewisse hineinsteuern muß, wenn er sein Schicksal vollenden will. Dem widerspricht nicht, daß sich zahlreiche Horoskope und ihre vorausgeschehene Deutung in auffälligster Übereinstimmung mit den wirklichen Schicksalen ihrer Träger befinden; daß sich eine gewisse Gesetzmäßigkeit und wiederkehrende Formen der Sternstellungen und der Schicksalsgestaltungen zeigen. Jede dieser Betätigungen, die grüblerisch um das Schicksal kreisen, die Astrologie, die Chiromantie und die anderen ziehen vor allen Dingen die divinatorischen Geister an, denen ein starkes Vorausfühlen des Kommenden eigen ist. Und gleichzeitig leisten die Formeln dieser Betätigungen den divinatorischen Geistern den Dienst, sie vom allzu bewußten Grübeln (das stets die reinen Kristalle der Ahnung am Ausformen verhindert) durch das Hinlenken auf das vor ihrem Auge liegende Schema, in dem sie das Gesetz zu erkennen suchen, abzuhalten, so daß der prophetische Geist in ihnen sich unbewußter betätigen kann. Ihnen wird das Gestirn zur Schrift, die sie lesen; aber vielleicht so, wie wir aus den tausend Formen, die unsere Seele in sich hat, in das Muster einer Tapete bestimmte Gestalten, Figuren, Tiere, Dinge willkürlich hineinsehen — so sie, von der Kraft ihres prophetischen Geistes geführt, Schicksale in die Sterne hineinsehen und deshalb herauslesen. Denn die größere Hälfte aller richtigen astrologischen Voraussagungen liegt wohl in der Deutung.

Mir genügt zu hoher Verehrung der Astrologie, wenn sie nachträglich die eingetroffenen Schicksale im Horoskop zu erkennen weiß und sieht, daß sie darin lagen. Wozu Vorausberechnungen? Muß wirklich jede Wahrheit sich uns erst im Experiment unterwerfen, ehe sie gültig ist und besteht?

Charles Du Bos

Von Ernst Robert Curtius (Heidelberg)

Als Dante beim Eintritt in das Empyreum Beatrice in ihrer letzten Verklärung schaut, bekennt sein Geist sich überwältigt. Bis dahin — von der ersten Begegnung im Erdenleben an und aufsteigend durch alle Sphären der Jenseitsreiche — war seinem Sang nicht verwehrt gewesen, den Verwandlungen ihrer Schönheit zu folgen. Jetzt, im raumlosen Lichtmeer der Gottesschau, muß diese Bewegung seiner Sehnsucht einhalten, wie jeder Künstler, der sein Höchstes gegeben hat:

> Dal primo giorno ch'io vidi il suo viso
> In questa vita, infino a questa vista,
> Non m'è il seguire al mio canto preciso;
> Ma or convien che il mio seguir desista
> Più dietro a sua bellezza, poetando,
> Come all' ultimo suo ciascuno artista.
> (Paradiso 30, 28—33.)

Daß der Künstler der Schönheit folge bis zur letzten Höhe, die er ersteigen kann — all' ultimo suo; — daß sein Ringen um Gestaltung nicht ruhen darf als an der Schwelle des Überirdischen — «au bord de Votre éternité», wie Baudelaire betet;[1] — daß, anders gesagt, die Kunst unter dem Gesetz der Vollkommenheit steht: — das ist — in wechselnden Formen und trotz mancher Verschiebungen — durch die Jahrtausende hindurch eine der unbezweifelten und oft unbewußten Voraussetzungen unseres europäischen Geistes gewesen. Virgil und Dante, Holbein und Leonardo, Racine und Goethe haben das Vollkommene gewollt. Derselbe Wille lebt noch in dem Werk eines George und eines Valéry.

Lebt er noch im allgemeinen Bewußtsein unserer Zeit? Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Das geistige Schaffen der Gegenwart ist nicht mehr auf eine gemeinsame Welt objektiver Werte bezogen. Kunst wird nur noch als Ausdrucksfunktion betrachtet. Und der Ausdruck selbst wird nicht mehr danach bewertet, wie weit er adäquate Mitteilung einer geistigen Erfahrung ist, sondern nach dem Maß seiner motorischen Energie. Die Gruppe der Surréalistes proklamiert: «Il ne saurait y avoir pour nous ni équilibre ni grand art. Voici déjà longtemps que l'idée de Beauté s'est rassise.»[2] Überall begegnet man einem entschlossenen Willen zur Barbarei.

Erfreulich ist die Situation ja gerade nicht. Aber ich kann sie auch nicht als tragisch ansehn. Das alte Europa hat schon schlimmere Anstürme überstanden als den papierenen Furor malkontenter Literaten. Lassen wir uns nicht einschüchtern von dem Geschrei des vermeintlichen Zeitgeistes, der mehr Zeit als Geist ist. Die Zeit vergeht mit ihren Aufregungen. Der Geist bleibt. Seine Botschaft wird immer wieder gehört. Größe, Schönheit, Vollkommenheit finden immer wieder Dienst und Hingabe. Sollte die Barbarei sich wirklich ausbreiten, auch dann noch würden einige Europäer das große Erbe unseres Abendlandes hüten,

> et quasi cursores vitai lampada tradunt.

Aber noch ist es nicht an dem. Noch ist die Leuchte dieses geistigen Lebens nicht in Katakomben verbannt. Die edle Kultur des Geistes, an der Dichter und Weise, Heilige und Denker schufen, ist noch lebendig. Und wenn Europa einst die neurasthenischen Folgeerscheinungen der Kriegs- und Revolutionsjahre überwunden hat, wird sich vielleicht ein Bedürfnis nach Wiedereinsetzung der geistigen Wertordnung melden. Die Philosophie wird ihr Teil dazu beitragen. Aber die Restauration des Kulturbegriffs und der ästhetischen Urteilskraft kann nur gelingen durch eine Erneuerung der höheren literarischen Kritik.

Die Tageskritik, welche die laufende Produktion berufsmäßig verarbeitet, vermag diese Gesundung nicht zu bringen. Hohe Kritik ist nur die, die in dauernder Lebensberührung bleibt mit den großen Werken unserer Überlieferung. Der Kritiker muß die Schauenskraft des Lynkeus haben: „So seh ich in allem die ewige Zier." Vergangenheit gibt es nur für die geschichtliche Betrachtung. Für die ästhetische Kritik gibt es nur Gegenwart. Die große Kunst aller Jahrhunderte ist für sie immer ein aktueller Gegenstand. Mit den großen Autoren ist man niemals fertig. Das ist selbst ein Aspekt ihrer Größe.

---

[1] «Les Phares». [2] «Nouvelle Revue française», August 1925, S. 166.

Wir vergessen das heute zu leicht. Die Intelligenz ist im 20. Jahrhundert beweglich und geschmeidig geworden, wie sie es nie zuvor war. Sie überfliegt die Räume der Geschichte wie der Flieger die Länder eines Kontinents. Sie konstruiert gewandte und glänzende Synthesen und prägt schlagende Formeln. Wir sind Virtuosen der Überschau geworden. Und wir sind in Gefahr, darüber die Innenschau zu vergessen: die Tiefendimension des Geistes — die Kontemplation.

* * *

Ein Buch wie die «Approximations» von Charles Du Bos (Paris, Plon, 1922) zwingt den Leser, sich auf diese Wahrheiten zu besinnen. Es ist eine Sammlung von Essays über Valéry, Madame de Noailles, Gide, Proust, Amiel, Flaubert, Baudelaire, Bourget — Themen also, die alle französischen Kritiker in den Jahren 1919—1922 behandelt haben. Denn diese Jahre brachten die Entdeckung von Valéry und Proust, sie brachten neue Werke von Gide und Madame de Noailles, und endlich die Zentenarfeiern von Amiel, Flaubert und Baudelaire sowie das Schriftstellerjubiläum Paul Bourgets. Diese Konstellation gibt der Essaysammlung von Du Bos ihre zeitgeschichtliche Note. Aber wenn die Aktualität des literarischen Lebens die Anlässe für die Betrachtungen geboten hat, so ist die Haltung des Buchs im edelsten Sinne inaktuell. Wenn wir uns in die Lektüre vertiefen, verstummen die Geräusche des Tages. Wir vergessen die letzte Mode des Geschmacks, den neuesten Stand der Kulturprobleme und die gestrigen Bulletins der geistigen Wetterwarte. Wir fühlen uns umfangen von Ruhe und Sammlung. Die Atmosphäre dieses Buchs erinnert an einen heiterklaren Spätsommertag, an dem die Zeit stillzustehen scheint über den reifen Gärten und der Horizont durchsichtig wird bis in blaue Fernen. Diese Atmosphäre hat etwas von der friedvoll bewahrten Schönheit Oxfords oder von der erinnerungsreichen Stille der Ile Saint-Louis. Es ist die Atmosphäre der Kontemplation.

Ich wähle mit Absicht diesen Begriff, der dem mystischen Leben entnommen ist. Für das Verständnis aller höheren geistigen Lebensvorgänge ist die Mystik unentbehrlich, weil sie fundiert ist auf die Einsicht in den Stufenbau des Geistes. Wohl ist heutzutage das Bewußtsein allgemein geworden, daß der Geist ein mehrdimensionales Gebilde ist. Wir fassen ihn nicht mehr wie das 18. Jahrhundert als gleichförmige Ebene der „Vernunft" auf. Wir leben in einem System geistiger Polyphonie. Dieser Pluralismus ist sicher ein Fortschritt über den Monismus des Bewußtseins. Aber er ist ein zweideutiger Fortschritt. Er kann die geistige Welt in ein Chaos zersprengen. Er muß es, wenn er sie nicht zu einem architektonischen Kosmos ordnet.

Aber dieser Kosmos braucht nur wieder entdeckt zu werden. Wir brauchen nur unseren Blick zu reinigen, um das geistige Reich als Stufenfolge von Ebenen zu erblicken, deren jeder eine wesenhafte Geisteshaltung zugeordnet ist. Die Mystik hat in ihrer Sphäre diese Hierarchie immer gelehrt. Aber alle Sphären des Geistes sind hierarchisch geordnet.

Die diskursive Intelligenz ist die Ebene, in der unser geistiges Leben sich für gewöhnlich abspielt. Aus dieser Sphäre stammt auch fast alles, was die europäische Kritik an Bedeutendem geleistet hat. Im besonderen gilt dies von der französischen Kritik: von Sainte-Beuve (obwohl in «Port-Royal» auch Hindeutungen auf andere Regionen des Geistes nicht fehlen), von Remy de Gourmont, von Lemaître, von Thibaudet. Diese Kritik hat in der psychologischen Charakteristik, im Nachweis historischer Zusammenhänge, in der Erörterung intellektueller Motive, in der technischen Analyse und der ästhetischen Interpretation eine Kollektivleistung vollbracht, die nicht weniger bewunderungswürdig ist als die gleichzeitige Entfaltung der großen französischen Malerei des 19. Jahrhunderts. Psychologischer Feinsinn, nuancenreiche Intelligenz und hochentwickelter Kunstverstand sind die Grundlagen dieser Kritik.

Aber diese Kritik hält sich zu ihren Gegenständen immer in der Distanz des Beschauers. Sie umschreitet ihr Objekt von allen Seiten, weist auf Feinheiten oder Unzulänglichkeiten der Ausführung hin, beleuchtet es von mannigfachen Standorten und erklärt es einem Publikum, bei dem sie Geschmack und Bildung voraussetzen darf. Diese Kritik ist eine öffentliche Angelegenheit und erfüllt eine soziale Funktion. Ihr Ort ist die große Zeitung oder Revue. «Causeries» nannte Sainte-Beuve seine Artikel. Etwas vom Plauderton des Conférenciers ist allen französischen Kritikern dieser Tradition gemeinsam. Sie sind Vermittler zwischen Dichtung

und Gesellschaft. Diese Funktion gibt ihnen einen festen Standort und zieht ihnen zugleich unüberschreitbare Grenzen.

Die Kritik von Charles Du Bos ist von anderer Art. Sie hat ihren Quellpunkt nicht in der analytischen Intelligenz, sondern in einer inneren Erfahrung metaphysischer Art; in jenem Erlebnis, das der Christ Berührung durch die Gnade, der Mystiker Erleuchtung, der Künstler Vision, der Philosoph Intuition nennt. Allen diesen Phänomenen ist ein Moment gemeinsam: das Bewußtsein einer plötzlichen Erhöhung und Entrückung; einer seelischen Verwandlung, in der sich ein neues Wissen und eine neue Wirklichkeit eröffnet. Du Bos beschreibt es als «Exaltation». Aus der Betrachtung, die er der Exaltation widmet, hebe ich nur ein paar Sätze heraus:

«... l'exaltation se confond à tel point avec les sentiments de la vie que, dans le moment où nous l'éprouvons et dans la mesure où la toute-puissance de son emprise nous laisse la moindre disponibilité, tout ce qui n'est pas cette exaltation même nous apparaît comme frappé d'une mort irrémédiable; mais, d'autre part, le sentiment de la vie n'offre alors aucune analogie avec ce que nous avons coutume d'entendre par ce mot, même lorsqu'il revêt pour nous le maximum de sa puissance: il semble que ce ne soit pas à la même vie qu'il soit dans les deux cas fait allusion, et qu'en proie à l'exaltation, nous n'ayons jamais la sensation de vivre plus pleinement que dans la poursuite d'une autre vie, d'une réalité seconde que nous sommes toujours sur le point d'atteindre, et qui, en dépit des signes d'appel qu'elle nous adresse, se retire toujours légèrement au delà de notre prise ... Tant que l'exaltation dure, celui qu'elle anime se trouve transporté – pour user de l'opulent langage de Keats – ‚au sommet de la souveraineté': un tel état – paradis tour à tour perdu, puis recouvré – demeure à jamais notre aspiration suprême, parce que seul il possédé un caractère terminal: il est celui derrière lequel l'esprit ne peut plus tourner. Cet indéfinissable, cet insidieux problème que le simple fait d'exister semble toujours proposer à notre pensée, nous l'éprouvons alors, et alors seulement, comme résolu, – ou plutôt, un état à ce point autonome et comblé n'offre aucune fissure par où quoi que ce soit de problématique puisse encore se glisser. Maintenir, perpétuer cette exaltation, ce serait vivre dès à présent dans la réalité seconde, – mais ce serait aussi sortir des conditions mêmes de la vie, et si à personne peut-être l'exaltation n'est complétement refusée, surgissant parfois en de brèves minutes fugaces, sans qu'on en puisse apprécier la cause, nul en revanche n'obtient d'être par elle à toute heure hanté. Pas plus que les autres, l'homme de génie ne peut prétendre à la retenir, ou – comme trop souvent on l'imagine – par quelque artifice à la prolonger; mais des autres il diffère en ceci, que seul de l'exaltation il connaît tout le prix: il sait que tout ce qu'il fera par la suite ne vaudra que dans la mesure où de cet élixir, que défend contre nos entreprises la vigueur même de sa pureté, quelques gouttes au moins auront été captées.»

Du Bos' Analyse der «Exaltation» — aus der ich hier nur ein Fragment mitteilen konnte — tritt gleichwertig neben die der künstlerischen Konzeption, die Proust (in der Episode der Türme von Martinville) gegeben hat.

Bei Charles Du Bos wird die literarische Kritik Ausdrucksmittel eines Kunsterlebens, das sich aus dem Quell dieser Exaltation speist, und das darum immer zugleich mehr als bloßes Erleben von Kunst ist: es ist mehr auch als geistiges Leben; es ist, wenn wir den Ausdruck von seiner religiösen Bedeutung befreien, geistliches Leben — vita spiritualis.

Spiritualität in diesem Sinne ist spürbar gleich einem ätherischen Fluidum in verschiedenen Bezirken der Literatur. Am reichsten strömt sie in der englischen Lyrik von Wordsworth bis Rossetti. Bei uns stellt sie Novalis in der reinsten Form dar. Auch die frühen Bücher Georges sind von ihr durchleuchtet. Die französische Literatur zeigt davon am wenigsten. Baudelaire natürlich ist ganz und gar in dieser Sphäre zu Hause. Aber, sagt Du Bos, «c'est là en France un phénomène très rare, et si on laisse de côté Pascal qui domine tout de si haut que l'on pense toujours à lui séparément, je ne vois guère à nommer que Joubert et Maurice de Guérin.» Von den großen Kritikern des 19. Jahrhunderts hat der einzige Walter Pater dieses Organ der Spiritualität. Die Nähe dieses tiefen, zarten Platonikers ist bei Charles Du Bos immer fühlbar, wie eine unsichtbare Gegenwart. Wer sich von dieser Region der Spiritualität angezogen fühlt, wird in Frankreich immer etwas vermissen. Baudelaire klagte darüber, daß hier jedermann Voltaire ähnlich sehe. Er gestand

... et l'esprit me fait mal,

der «Esprit» nämlich, in jener abgeleiteten Bedeutung des Geistreichen, oft des Witzig-Platten, welche das Wort spiritus in der französischen Sprache bekommen hat. Die Größe des französischen Geistes auf intellektuellem Gebiet beruht eben, wie Du Bos treffend bemerkt, auf der Freiheit, der Beweglichkeit und Spielfähigkeit des Denkens, das jeder Spur von «cant» bar ist. Aber diese Vorzüge bedeuten zugleich Grenzen; geistige Grenzen und — soweit höchste Kunst sich von Spiritualität nährt

— auch künstlerische Grenzen. Die Furcht, sich lächerlich zu machen, hat in Frankreich eine oft unheilvolle Gewalt. Balzac machte sich, als er sein «Livre mystique» schrieb, auf das Gespött der Pariser gefaßt. Und Péguys Zorn eiferte: «Honte à celui qui renierait sa foi pour ne pas donner dans le ridicule, pour ne point prêter à sourire, pour ne point passer pour un imbécile. Il s'agit ici de l'homme qui ne s'occupe point de savoir s'il ne croit pas. Il s'agit de l'homme qui n'a qu'un souci, qui n'a qu'une pensée: ne pas faire sourire M. Anatole France.» Wie Brémond (in seiner monumentalen «Histoire littéraire du sentiment religieux en France»), so hebt auch Du Bos hervor, daß der französischen Literatur eine Bibelübersetzung wie die «Authorised Version» oder die „Luther-Bibel" fehlt. Damit ist in der Tat ein wesentlicher Hinweis gegeben. Aber es liegt auf der Hand, daß dieser Mangel selbst nur eine Folge davon ist, daß die Reformation in Frankreich ausgerottet wurde. In einem katholischen Lande kann es eben keine Volksbibel geben, weil die Kirche alle religiösen Kräfte absorbiert und weil sie die Erbauung und Andacht in fest vorgeschriebene Bahnen lenkt. Frankreich ist sicher nicht weniger religiös als andere Länder; und man braucht sich nur in Brémonds großes Werk zu vertiefen, um staunend den Reichtum und die sublime Innerlichkeit der französischen Mystik kennenzulernen. Aber diese Mystik kanalisiert alle Spiritualität und verhindert ihr Ausstrahlen in Dichtung und Literatur. Baudelaire ist die erste große Ausnahme von dieser Regel. Aber er war schon nicht mehr aus rein französischen Substanzen gespeist. Wesentliches seiner geistigen Welt hat er Poe und Emerson verdankt. Im Symbolismus hat sich dieser Austausch fortgesetzt. Und in unserer Zeit hat Proust, in dem verborgen aber doch immer wieder durchbrechend echte Spiritualität lebte, seine Verpflichtetheit gegenüber der englischen Literatur bekannt. Du Bos selbst ist in dieser Welt verwurzelt. Man fühlt, daß Keats für ihn eine geliebteste Gestalt ist; und von Baudelaire sagt er, er habe Frankreich begabt «d'une poesie non indigne de la poesie anglaise». Diese Befruchtungen und geheimen Wahlverwandtschaften sind Lebensvorgänge zartester Art, denen der grobe Begriff des „Einflusses" nicht im entferntesten gerecht wird. Jede Einwirkung setzt eine Bereitschaft voraus. Man erschließt sich nur dem, was man keimhaft schon war. Wenn einige der feinsten Geister des modernen Frankreich durch den spirituellen Gehalt der englischen Literatur aufgeschlossen worden sind, so war es doch nur möglich, weil ihnen ihr Mutterboden eine empfängliche Organisation mitgab. Oder richtiger: dieser spirituelle Sinn gehört einer Höhenlage des Geistes an, die weit über dem naturhaft, biologisch, national Bedingten liegt. Platon und Plotin finden ihre Jünger in allen Zeiten und Ländern.

Nach dem Gesagten wird es ohne weiteres deutlich, daß die Kritik von Du Bos schon durch den Standort, den sie einnimmt, ein Interesse besonderer Art besitzt. Sie gewährt uns die seltene und kostbare Möglichkeit, die französische Literatur durch das Medium jener überfranzösischen Geistigkeit zu betrachten. Schon dadurch eröffnen sich neue Aspekte.

Das Leben in den hohen Regionen des Geistes fordert von seinem Adepten eine lebenslängliche Zucht, ein nie ermattendes Aufwärtsstreben, eine stete Bereitschaft für die Stimmen des Inneren und des Höheren: es fordert eine Lebenshaltung, die man nur als intellektuelle Heiligung bezeichnen kann. Ernst und Andacht sind der Grundklang solchen Lebens. Es weiß, daß das „Heil" sich nie besitzen läßt. Es muß immer wieder den Kampf aufnehmen gegen die Versuchungen des Geistes: die Versuchung, zu glänzen; die Versuchung zu eilfertigem Abschluß oder unredlicher Gewandtheit des Denkens. Die Essays von Du Bos haben, abgesehen von der Beziehung zu ihrem besonderen Gegenstand, immer die Richtungsintention auf diese Ethik des Geistes. Das macht ihre innere Einheit aus. Sie erinnern darin an die asketisch-mystische Literatur, die dem nach Vollkommenheit strebenden Christen Ratschläge und Warnungen erteilt. Man kann aus den «Approximations» Seiten herausheben, die in einem Brevier des geistigen Lebens ihre Stelle fänden. Ein Abschnitt wie der folgende trägt jenes unverkennbare Gepräge des Definitiven, das wir nur da empfinden, wo eine tiefe persönliche Erfahrung einen zwingenden und zugleich überraschend neuen Ausdruck gefunden hat:

«Il n'y a pas que ceux qui parlent sans penser; il y a ceux qui parlent pour penser, ceux chez qui la parole fait véritablement jaillir la pensée. A de certaines heures, qui n'a connu cet enivrement? Le charme

terrible de la conversation, celui contre lequel rien ne prévaut, est là, — dans l'improvisation perpétuelle de la pensée. La conversation nous porte au-dessus de nous-mêmes, et rien n'égale sa force de propagation. Parmi les grands, il en est qui lui ont tout sacrifié; divinité meurtrière pour ses élus, pour ceux qui communiquent l'ivresse dont ils sont possédés, — mais les simples fidèles eux-mêmes, ceux qui ne font que subir cette ivresse, ne sont pas à l'abri de ses atteintes. Si la conversation a tué Rivarol, ne savons-nous pas que pour se désensorceler des prestiges de cette parole le jeune Chênedollé n'eut d'autre recours que la fuite? Au sortir des plus belles conversations, — de celles où nous nous sommes le plus libéralement, le plus joyeusement donnés, en même temps qu'une plénitude nous gonfle, un remords nous étreint; plénitude et remords s'alimentent à une source unique: la facilité de la pensée. Nous l'adorons cette facilité, et jamais plus que quand nous nous abandonnons à elle, mais nous ne nous y sommes pas plutôt abandonnés qu'elle nous irrite et que nous lui tenons rigueur de notre abandon même: ‚la volonté de puissance' reprendra plus tard tous ses droits, mais sur le moment plus rien ne nous agrée que le silence.»

Wer die Anforderungen und die Versuchungen des geistigen Lebens mit so unbeirrbarer Lauterkeit und Zartheit empfindet, ist mit Notwendigkeit der Gefahr ausgesetzt, die Umsetzung seiner Meditation in das Werk immer wieder hinauszuschieben. «Plus rien ne nous agrée que le silence» — dieses Wort kann dann eine unheilvolle Bedeutung gewinnen. Durch diese Gefahr des Verstummens muß man sich hindurchretten — aber nicht, indem man den gordischen Knoten durchhaut und die Stimme des kritischen Geistes überhört. Man muß sich seiner Wirkung vielmehr ganz aussetzen. Hat man sich diesem Prozeß unterzogen, so ist man gefeit und spricht mit geläuterter Verantwortung, mit gefestigter Sicherheit.

Wenige gehen diese via purgativa. Mit Recht erhebt Du Bos Einspruch gegen die Oberflächlichkeit der üblichen Kritik: «la foncière, l'incurable frivolité des critiques dits sérieux.» Wie viele Kritiker gibt es, die sich die Mühe nehmen, auf die Intention und den wesenhaften persönlichen Gehalt eines Autors einzugehen? Und doch wird uns das echte Gold des Geistes nur geschenkt in der Prägung einer einzigartigen Seele. Nur das Individuum ist der Ort, an dem die Lebenswahrheiten des Geistes aufleuchten. Die Sphäre des Gesellschaftlichen ist für sie tödlich. Eine Kritik, welche Funktion einer Gesellschaft ist, muß sie verkennen und entstellen. Sie ist in diesem Sinne notwendig profan. Sie kann nicht — und sie darf vielleicht nicht — unbedingte Bejahungen aussprechen. Alle Werke subsumieren sich für sie unter dem rein formalen Begriff der Literatur. Dieser Begriff ist leer. Er stellt eine künstliche Abstraktion dar wie die Familien des Linnéschen Pflanzensystems: eine Klassifikation nach äußeren Merkmalen, denen keine innere Verwandtschaft entspricht. Darum ist auch alle Beschäftigung mit der Literatur um der Literatur willen für den Geist entnervend. Er muß dabei verdorren. Das Ende ist kraftlose Virtuosität oder selbstgefällige Skepsis. Die Hingabe eines ganzen Lebens an die Werke des Geistes kann zum geistigen Tod führen.

Eine Kritik, die durch die Werke immer auf den ewigen Kosmos der Ideen blickt — eine solche Kritik wie Du Bos sie verwirklicht, — wird darum von der gesellschaftlichen Kritik schwer ganz gewürdigt werden können. Kontemplative Kritik ist asozial. Sie ist esoterisch. Ihre einzige ganz adäquate Form ist vielleicht das Tagebuch. Die Aufzeichnungen Amiels, Baudelaires «Mon cœur mis à nu» weisen in diese Richtung. Die wenigen Proben, die eine pariser Zeitschrift kürzlich druckte, geben uns die Gewißheit, daß das unveröffentlichte Tagebuch von Charles Du Bos uns geistige Schätze zu bieten hat, aus denen der Verfasser uns hoffentlich bald eine freigebige Spende gewähren wird. Das Tagebuch ist eine Grenzform des literarischen Ausdrucks. Es ist reiner Spiegel der Kontemplation. Es entbindet den Schreiber von allen Rücksichten auf ein zufälliges Publikum, auf die Situation des Tages, auf den Formzwang einer literarischen Gattung, und enthebt ihn der Kompromisse und der Anpassungen. Es ist elastisch wie die Zeit selbst. Gewiß bleibt es immer Fragment, aber seine Wachstumsfähigkeit ist dem Leben des Schreibers koextensiv, und dadurch gewinnt es wiederum einen Totalitätscharakter, den keine andere Ausdrucksform erreicht. Der Egotismus — und wir stimmen Du Bos zu: «Quoi qu'on en pense et surtout qu'on en dise, dès qu'un esprit atteint un certain niveau, l'égotisme est parmi les plus sacrés d'entre ses devoirs d'écrivain» — kann sich nur in dieser Form ganz erfüllen. Das Buch, das „für niemanden" geschrieben ist, war ein Traum Baudelaires: «Est-il bien nécessaire qu'un livre quelconque soit compris, excepté de celui ou de celle pour qu'il a été composé? Pour tout dire

enfin, indispensable qu'il eût été écrit pour quelqu'un? J'ai, quant a moi, si peu de goût pour le monde vivant que, pareil à ces femmes sensibles et desœuvrées qui envoient, dit-on, par la poste leurs confidences à des amies imaginaires, volontiers je n'écrirais que pour les morts.»

Der Essay, wie Du Bos ihn handhabt, ist ein künstlerisches Gebilde, das gleichsam emportaucht aus dem Strom einer kontinuierlichen inneren Meditation, wie sie sich im Führen eines intellektuellen Tagebuches darstellt. Diese Essays wenden sich nur an solche Leser, die gewillt sind, allen Verästelungen und Sondierungen des Denkens zu folgen. Der Eilige wird mit ihnen nichts anzufangen wissen. Sie werden ihn allzu subtil dünken. Er will Resultate, und er erhält nur „Annäherungen". Aber die eigentümliche Würde dieser Arbeiten liegt ja gerade darin, daß der Kritiker uns die edle geistige Anstrengung zumutet, ohne die es kein wahres Eindringen in das «House Beautiful» gibt. Dieses Eindringen aber ist ein nie abschließbarer Prozeß. Daß Du Bos das Bewußtsein von der Unendlichkeit dieser Aufgabe wach erhält, wird der empfängliche Leser ihm danken.

Eine Kritik dieser Art wird immer vor das Grundproblem des Stils gestellt sein, das die Formel Walter Paters umschreibt: «the finer accommodation of speech to that vision within.» Für die Darstellungsart von Du Bos ist es bezeichnend, wie er die Sprache handhabt. Er reinigt die Worte von ihrer Alltagsbedeutung, er löst sie vorsichtig von den Assoziationen der Gewohnheit, er präpariert sie gleichsam, ehe er sie zur Wiedergabe der „inneren" Vision verwendet. Diese vorbereitenden Maßnahmen erinnern an die Handhabung eines Mikroskops oder eines Fernrohrs, das solange sorgfältig gedreht werden muß, bis die beste Einstellung erreicht ist. So gelingt es Du Bos, das Verständnis des Lesers durch allmähliche Hinführung genau auf diejenige Nuance einzustellen, die erfaßt werden soll. Ich gebe als Beispiel einen Absatz über Baudelaires Verhältnis zum Leben:

«Il est là, et derrière lui la vie, toujours la même, mouvante seulement par les difficultés nouvelles qu'elle superpose aux anciennes, morne et lamentable sirène qui ramène à tout coup son prisonnier; — neutre et envahissante, immuable et jamais rassasiée: une monotonie qui renaît sans cesse de ses cendres, — et sur ce fond le plus léger mouvement spirituel du poète plaque un de ces papillons dont Whistler se plaisait à signer ses œuvres. Ramenez le mot de ‚distingué' à son sens primitif de ‚qui n'est pas confondu'; libérez-le de toutes les vulgarités qui l'assiègent; vous n'en trouverez pas qui approche de plus près cette grandeur native, irréductible, malheureuse. Impossibilité d'échapper à la vie d'une part; — et de l'autre, impossibilité de se confondre un seul instant avec elle.» Ähnlich verfährt Du Bos mit dem Wort „Nihilismus", wenn er die eigentümliche Losgelöstheit charakterisieren will, die Paul Valéry gegenüber seinem Denken hat: «Dégageons le mot de nihilisme de sa gangue grossière de notions adventices, ramenons-le à la nudité de son sens étymologique, et c'est encore lui qui convient le moins mal à ce je ne sais quoi de détachable, de déjà détaché, dans chaque idée, dans chaque mot, donné, traité isolément, — à l'étrange caractère qu'y prend toute chose d'être comme dite à son extrême limite, — à cet état de vacuité de la pensée qui n'est jamais vacuité de sens, qui est vacuité d'attache. Valéry est dépris, — délié des problèmes qu'il se pose par les solutions qu'il leur trouve.»

Man hat hier den seltenen Genuß, die Formung des Gedankens gleichsam in concreto sich vollziehn zu sehen. Ein rasch zugreifender und festlegender Ausdruck würde uns nicht dieselbe Anschauungsfülle vermitteln können wie diese behutsame und unbeirrbare Linienführung, die sich dem geistigen Gehalt elastisch anschmiegt. Als letztes Beispiel diene die Deutung von Gide:

«La matière, le sujet propre de son œuvre, c'est l'inquiétude; mais le mot inquiétude ne suffit pas, il ne va pas assez au fond: l'inquiétude, mouvement par lequel on est porté d'un point à un autre, mais qui n'implique pas qu'en chacun de ces points, dans le moment où on l'occupe, on soit nécessairement troublé. Le trouble, — mot lourd, pesant, qui rend le son mat et opaque de la chose même qu'il exprime, — voilà le mot qui traduit le mieux l'état de Gide, l'élément qui chez lui a toujours l'air de bouger, mais qui ne bouge que dans ses manifestations, et dont l'essence, le noyau, d'un volume que l'on retrouve chaque fois identique, régit l'incessant dynamisme de son esprit.»

Aber Du Bos verfügt auch über die dem wahren Kritiker unentbehrliche Fähigkeit, durch ein treffend gewähltes Beiwort zu charakterisieren. Es gelingen ihm auf diese Weise Formulierungen, die man nicht mehr vergißt. Die Eigenart von Valérys Denken wird als «pouvoir perforant» fixiert. Die „Präzision" seines Geistes ist mehr als eine geometrische, sie ist eine „astrale" Präzision, — «par la netteté des contours, l'éclat immobile et solitaire, l'extrême concentration des feux.» Und die Stimmung seiner Gedichte: «une majesté traversée de douceur en présence de laquelle nous

nous sentons à la fois graves et comblés.» Synthetische Prägungen dieser Art — und sie sind über alle Seiten von «Approximations» verstreut — sind das Privileg jener Begabung, die Du Bos Amiel zuspricht und die er selbst mit glücklicher Feinheit handhabt: «la fermeté dans la nuance.» Sie sind zugleich der gültigste Ausweis für die vollkommene Ausbildung des ästhetischen Sinnes. Und damit berühren wir einen Punkt, den eine Würdigung von Charles Du Bos nicht außer Acht lassen darf. Es wäre in der Tat ein schweres Mißverständnis, wenn man das, was ich über die Spiritualität und die intellektuelle Moralität seiner Kritik sagte, so deuten wollte, als sei seine Art der Betrachtung an außerästhetischen Maßstäben orientiert. Dies Mißverständnis liegt nahe in einer Zeit, welche wie die unserige keine Metaphysik des Schönen mehr besitzt und welche dem Irrtum huldigt, das Gebiet des Ästhetischen sei als autonome Region zu isolieren und gelange gar so erst zu seinem Rechte. In diesem Irrtum, der durch alle großen Werke der Kunst dementiert wird, trifft blutleerer Kantianismus zusammen mit der formalistischen Einseitigkeit eines Croce und mit den obsolet gewordenen Formen des l'art pour l'art. Der Kritizismus der modernen Philosophie begegnet sich mit dem Empirismus und Positivismus der Neuzeit darin, daß beiden der Glaube an die platonische Wirklichkeit verlorengegangen ist. Beide verneinen das intelligible Sein. Man kann darauf nur sagen, was Péguy (in dem «Cahier de l'ensevelissement d'Hypatie») solchen Modernismen entgegengehalten hat: «Quand une métaphysique et une religion, quand une philosophie disparaît de l'humanité, c'est tout autant, c'est peut-être bien plus l'humanité qui disparaît de cette métaphysique et de cette religion, de cette philosophie ... en vérité, ne nous réjouissons pas: car symétriquement et solidairement c'est nous aussi qui décroissons.» Ein unverlierbarer Besitz jedes auf Platon zurückgehenden Spiritualismus ist das Wissen, daß Schönheit, Wahrheit und Wirklichkeit metaphysisch-ontisch verknüpft sind. Wer aus diesem Wissen lebt, für den sind die Bereiche des Ideellen und des Ästhetischen nicht getrennte Provinzen. Mit klarer Bestimmtheit sagt Du Bos: «Si chez un Dante, un Milton, un Keats il semble toujours que dans la plénitude et l'éclat de l'expression règne ,quelque chose d'éternel comme un principe', c'est qu'en leur cas le maximum de la beauté entraîne pour ainsi dire le maximum de la justesse: c'est par le degré jusqu'où il poussent leur création du beau qu'ils s'acquittent en même temps envers le vrai, et sur le plan inférieur au vrai, le ,vivant' n'exerce directement aucun droit sur eux.» Und dazu halte man die Worte über Baudelaire: «... jamais Baudelaire n'a laissé sortir une œuvre sans qu'il l'eût portée au degré d'achèvement dont il l'estimait susceptible. Pourtant l'œuvre n'est pas pour Baudelaire cette ultime idole qu'elle fut pour d'autres; plutôt qu'une fin en soi, la perfection technique traduit secondairement chez lui, signale pour ainsi dire la perfection essentielle, celle de l'esprit.» Hier ist der entscheidende Sachverhalt festgelegt.

Gewiß gibt es unzählige Werke der Kunst und der Literatur, deren ästhetischer Wert unbestreitbar ist und die doch von der Idee dieser „geistigen Vollkommenheit" ganz unberührt sind. Der Platoniker wird sich dadurch nicht beirren lassen. „Jede menschliche Seele," sagt Sokrates zu Phaidros, „hat oben die Wahrheit geschaut, das ist ihre Natur; ohne diesen Blick wäre sie nicht in das Geschöpf hier getreten. Aber auf Erden sich dieses hohen Daseins nur zu erinnern, schon das ist nicht jeder Seele gegeben; es ist jener Seele nicht gegeben, die nur einen schnellen Blick in das hohe Licht hat werfen können, und es ist den vielen nicht gegeben, die unselig gefallen sind und hier dann, von Mitmenschen zum Bösen verführt, der heiligen Dinge von dort oben vergessen ... Der Ungeweihte oder der Verdorbene wird nicht leicht zum Anblick der Schönheit selbst gebracht, wenn er ihr irdisches Abbild sieht. Er ist blind und weiß nicht zu verehren."

Tue ich dem Denken von Charles Du Bos Gewalt an, wenn ich aus dem dichten Gewebe seiner «Approximations» einige Linien herauslöse, deren Verlängerung in die platonische Sphäre führt? Gewiß, er selbst weist wiederholt auf die Gefahr hin, die darin liege, daß der Kritiker seine Einzelintuitionen zu einer künstlichen Einheit verknüpfe. Er teilt mit Bergson das Mißtrauen gegen das Systematisieren. Aber — so könnte man ihm entgegenhalten — auch von der anderen Seite droht eine Gefahr: das Auseinanderfallen des geistigen Kosmos in Fragmente, die in ihrer Isoliertheit ihre

Sinnbeziehung auf das Ganze einbüßen; die Auflösung einer geistigen Gestalt in Impressionen. Es ist die Gefahr, der gerade die gewissenhaftesten und zartesten Geister ausgesetzt sind. Vielleicht ist ihr Du Bos nicht überall entgangen. Aber solche Gefährdungen bedeuten eine größere Ehre als manches Gelingen in einer weniger hohen Region. Es ist ein Glück, einem Kritiker zu begegnen, der uns in die Höhenwelt des Geistes führt.

Unter das Bildnis von Charles Du Bos möchte ich den Vers Dantes setzen:

Contento nei pensier contemplativi.

Der Kampf mit dem Dämon

Von Emil Lucka (Wien)

Dieses Buch, das Stefan Zweig geschrieben hat („Der Kampf mit dem Dämon". Hölderlin. Kleist. Nietzsche. Insel-Verlag), tritt mitten hinein in das zentrale Problem des schöpferischen Menschen, schaut es visionär, das heißt aus der geheimnisvollen Verwandtschaft der verborgenen Dinge heraus, und wissend zugleich. Das zentrale Problem des schöpferischen Menschen ist aber: Wie steht das Ich, die Persönlichkeit, die in einer bestimmten Kultur geworden und gewachsen ist und ihre Form gewonnen hat, zu jenem anderen, zu dem Dunkeln und Geheimnisvollen, das niemals sich im Licht offenbart, das aber stygisch flutet, das die Begnadung schenkt und auch den Untergang, das ohne Form ist, aber im Genius sich zur Gestalt klären kann — wenn es nicht Genius und Gestalt zerbricht. Apollon und Dionysos, Homer und Orpheus, so denkt man sich wohl die beiden Gewalten im Bilde. Jenes Dunkle, Dämonische, „Urmutter aller Schöpfung", wird von Zweig so definiert: „Die ursprünglich und wesenhaft jedem Menschen eingeborene Unruhe, die ihn aus sich selbst hinaus ins Unendliche, ins Elementarische treibt, gleichsam als hätte die Natur von ihrem einstigen Chaos ein unveräußerliches unruhiges Teil in jeder einzelnen Seele zurückgelassen, das mit Spannung und Leidenschaft zurück will in das übermenschliche, übersinnliche Element." — Die irren geschlagen, heimatlos, weiblos, kindlos, in denen der Dämon übermächtig wird, ihnen ist gegeben, an keiner Stätte zu ruhen, sie sterben unter fremden Menschen in einem fremden Bett. Es sind großartige, tragische Erscheinungen, Meteore, die blendend aufzucken — und dann in Nacht sinken, Besessene, die einem Dämon hörig sind, den sie selbst nicht kennen noch fassen, und dem sie sich doch hingegeben wissen auf Gnade und Ungnade, nicht fragend, ob es ein Göttliches sei oder ein Teuflisches, ob Seligkeit oder Verderb. Sie sind es ja selbst, und sie stürzen jubelnd in ihr echtestes Wesen hinein — in ihren Untergang.

Etwas Großes ist hier gewagt und gelungen: Dem Dämonischen, von dem mehr gesprochen wird als nötig wäre, als sich verantworten läßt, rückt hier einer ganz nah, einer, dem die nachtastende Verzückung zu Gebote steht und der kühle, sogar skeptische Verstand des Psychologen auch. Er hält eine Lampe in die Finsternis, und manches wird hell, was bisher noch keiner gesehen hat.

Zweig forscht nicht nach „Stufen der Genialität" — wie ich es einmal unternommen habe —, sondern stellt Grundformationen der Genialität hin, wühlt sich ein in Menschenvulkane. Aber damit glaubt er nicht, alles geniale Sein erschöpft zu haben: neben dem Vulkanischen lebt das Neptunische. Und es ist das Schönste und das Weiseste an dieser Beschwörung der Tiefe, daß über denen, die gejagt, gepeinigt, begnadet und vernichtet werden, wie Glanz von oben einer schwebt, der den Dämon in sich getragen hat, der ihm aber nicht erlegen, sondern seiner Herr geworden ist: Goethe. Nicht der undämonische Mensch ist Gegenspieler, der Mittlere, der das Urerbe des Chaos verstreut und vertan hat, der es „chloroformiert mit Moral, betäubt mit Arbeit, dämmt mit Ordnung"; sondern der Herr des Chaos, der so gewaltig ist, sich den Dämon dienstbar zu machen und einzuverleiben, zur Erhöhung eigener Kraft — nicht zur Zerstörung.

Inhalt dieses Buchs sind drei Tragödien dreier dämonisch Getriebener, die ein Dichter vor uns aufbaut, der zugleich ein Wissender ist. Aus Anfängen, wie tot, problematisch dunkel, wächst allmählich Jagen, Fliegen, Inbrünstig-Umfangen.

Schaudernd erkennt ein Mensch, daß ihm gegeben ist, an keiner Stätte zu ruhen, daß er im Taumel der Schöpfung und in der Erstarrung halben Todes zugleich existieren muß, der Krankheit überliefert, vom Wahnsinn bedroht, Selbstmord heischend. Der Dämon wird lebendig, macht die Seele groß und reich, aber er stürzt sie über alles Einzelne hinaus, bricht die Form, denn ins Chaos begehrt er zurück, aus dem er gekommen. Solchen ist jede Freiheit versagt, sie werden von einer Klippe zur anderen geworfen, bis ihr Verstand bröckelt, ihr Gefühl verblutet in sich selbst. Dämonisches Strömen ist hier in marmorne Gestalt gebannt, geistige Schöpfer sind Helden der Tragödie geworden. Atemlos schaut man, wie sich das Schicksal Hölderlins vollzieht: Erdenfern, erdenfeindlich vom Anbeginn, Hinsehnen ins reine Reich einer heimatlosen und doch heimatbegierigen Dichtung, ganz einheimisch Werden in schwebenden Regionen, wo Rhythmus allein und Vision herrschen. Immer mehr wird der Dichter und sein Gedicht befreit von irdischen Vorbildern, immer steiler, immer reiner schießt es aus ihm auf, wie eine Flamme, die nicht stoffliche Nahrung braucht. Seele wird Opferbrand, treibt aus sich selbst das reine Gedicht, erbarmungslos frißt die Dichtung Leib und Verstand, bis das Ich, seit je so wenig gewappnet zum Kampf, völlig zerbricht im Wahnsinn. Der Dämon ist Herr geworden über sein Opfer. Und nun begibt sich, was sich noch niemals begeben hat: aus dem zerstörten Geist schlagen Flammen von Wort und Rhythmus, Hymnen jenseits alles Erdenverstandes, Gebilde, deren heilige Höhe man erst nach hundert Jahren zu ahnen beginnt. Sie steigen aus dem taumelnden Geist auf wie dunkle Sprüche aus dem Mund der Pythia. Rhythmus selbst redet aus diesen Wahnsinnsgedichten Hölderlins, gelöst vom Sinn des Tages — Rhythmus, der immer wieder nach Hellas weist.

„Göttersprüche regnen
Unzählbare von ihm, und es tönt im innersten Haine."

Ausgeschaltet ist der Betäubte, es ist, als spräche der Genius selbst durch ihn — oder der Dämon; wie eine Zither tönt er im Wind. Aber schnell erlischt dieser Gesang, ein Mensch sitzt über Tübingen im einsamen Turmzimmer, schreibt viele Seiten voll mit kindischen Versen, weiß nichts mehr von sich noch der Welt, horcht vielleicht einmal auf, wenn der Name „Schiller" fällt, den er in seiner Jugend so sehr geliebt, sinkt wieder in Starrheit. Hölderlin lebt noch vierzig Jahre. In Anfang und Ende dieses reinen, ganz reinen Dichterlebens schlingen sich Reime, die Mitte aber, die völlig der Genius durchwaltet bis nach der Verfinsterung, strömt im Rhythmus ohne Reim, pindarisch, mythischen Lebens voll.

Solches vermag ein Literaturkundiger oder ein Essayist nicht zu bilden, nur einem Dichter kann ein wirklicher Mensch in dem Maß Held der Tragödie werden, vom dumpfen Anbeginn bis zum dumpfen Untergang, gestaltet in klarer, plastischer Sprache. Es ist das Recht des Künstlers, der nicht die Geschichte eines Menschen schreibt, sondern ein Aufrauschen magisch beschwört und einen dämonischen Sturz, manches fallen zu lassen aus Leben und Werk, was sich der Einheit nicht fügt, anderes herauszumeißeln zum Relief und zur vollen Gestalt. Diese Freiheit waltet am stärksten bei der Tragödie Nietzsches, den Zweig aus Schmerzen und Krankheiten genesen läßt zum Verächter und Verhöhner alles Schmerzes, zum Begeisterten der Wahrheit und zu ihrem Verspotter auch. Daß Nietzsche niemals den Frieden gewollt, daß er immer den Krieg gepriesen hat, den Krieg in jeder Gestalt und von phantastischer Grausamkeit schwärmt — das geht nicht ins Bild ein, Nietzsche wird zum Unheilahner und Warner des Weltkriegs gemacht. Ich rechne es Zweig hoch an, daß er die schon fast offiziell gewordene Reihung Nietzsches in die Goethe-Linie ganz und gar abtut, ihn vielmehr als den Dämon, den Zerstörer und Selbstzerstörer fühlen läßt, der nicht Ring um Ring dem eigenen Kern ansetzt, weiterzuwachsen zu tieferer Weisheit und Ruhe, der sich vielmehr immer neu auflöst, zerbricht, ruhlos umirrt in erdenferne Regionen, Heimat hassend und geschützten Kreis. Etwas neu erleben, heißt für Nietzsche nicht: weiter und höher bauen, sondern einreißen, völlig vernichten, was gewesen ist, was man selbst gewesen ist, damit Platz werde fürs Neue. Vielleicht darf man das — auf einem hohen Plan — Engheit nennen. Nicht Treue, Untreue gegen sich selbst, Verrat an sich selbst, das ist der Wille des dämonisch Getriebenen, der prachtvoll als Phänomen wirkt, zweideutig als Schöpfer. Der geistige Weg Nietzsches ist völlig abnorm, pathologisch könnte man sagen, entgegengesetzt allem, was Menschen verhängt ist und was Goethe exem-

plarisch vorlebt. Knapp vierundzwanzig Jahre alt, sitzt er als ein bedächtiger Professor der Philologie im Amt, kommentiert die Alten, hält Dichtung und Musik von sich fern. Dann erschaut er den Genius, der sein Schicksal werden soll, wirft alles hin, sorgt nicht mehr um Vergangenheit und Historie, stürzt der Zukunft zu, die Wagner verkündet. Er wird lebendiger, jünger von Jahr zu Jahr, reißt sich die Liebe zu Wagner aus dem Herzen — einzige Liebe seines Lebens! — eilt in neue Kreise, immer aufgeregter, immer jugendlicher und immer widerspruchsvoller zugleich. Er predigt höchste, härteste Verantwortlichkeit und trägt nicht einmal die Verantwortung eigener Gedanken vom vorigen Jahr, er ruft sich als Immoralisten und Prinzen Vogelfrei aus und bringt Tafeln strenger Moral. Immer muß heute verbrannt werden, was gestern verehrt worden. Das ist aber knabenhaft. Nietzsche beginnt als Greis und endet als Kind — im Stammeln. Ja, er gehört in die Reihe, in die Zweig ihn stellt: zu den Gleichgewichtslosen, taumelnd Besessenen — den Goethe-Fremden, exquisiter Held einer Geistestragödie — nicht Schöpfer im hohen Sinn.

Es ist gut, daß hier einmal, entgegen den üblichen Literaturdarstellungen, klar ausgesprochen wird, wie verderblich in Wahrheit der Einfluß Kants auf die deutsche Dichtung gewesen ist. Seine endgültige und dabei resignierte Weltkonstruktion hat die freie Schöpfung gelähmt, der imaginäre Rahmen, den er um Welt und Menschheit schmiedet, lastet auf vielen der Besten wie ein Schicksal, dem sie nicht zu entrinnen vermögen, das ihnen den Horizont trübt und alle Schöpfung fraglich macht. Zweig trifft die Wahrheit, wenn er sagt: „Kant hat jeden Dichter, der sich ihm hingab, im rein Dichterischen dauernd gehemmt", er hat den Genius, der in der Fülle atmet, geknechtet durch den kategoriehaft starr gewordenen Geist. Hölderlin stand nur anfänglich in diesem Bann, unter dem Einfluß Schillers, stärker wurde er durch Hegel und Schelling gekettet; später ist alles dies von ihm abgefallen. Für Kleist aber, den härteren Preußen, innerlich verbunden der Philosophie Kants, ist sie zur Katastrophe geworden. Die Spitze des kantischen Gedankens: daß alle Wahrheit nur relativ sei, daß wir die Wirklichkeit gar nicht erfassen können — sie durchbohrt ihn „im heiligsten Innern seines Herzens", muß ihn durchbohren, der ein unmittelbar Lebender, ein Glühender ist, der Wirklichkeit halten muß, um er selbst zu sein. Wir verstehen wieder einmal den reinen heiligen Instinkt Goethes, der alle diese Kritik der Erkenntniskräfte von sich fortgeschoben hat, im Tiefsten wissend, daß nicht Schatten und Schemen unsere Welt sind, daß er selbst wirklich ist, Wirklichkeit hält, Wirklichkeit bildet, daß er in der quellenden Mitte des Lebens haust. Diese andere Dämonie, die Dämonie des Gedankens, die nicht aus den schwarzen Gründen steigt, sondern in der Helle des Verstandes lauert (Zweig hat das nicht ausgeführt), auch diese andere Dämonie ist von Goethe besiegt worden; und wieder steht er als der Leuchtende über den Verfallenen.

Der Gegengott

Eine Studie über Ernst Weiß[1]

Von Guido K. Brand (Berlin)

Der Weg von seinem ersten Roman („Die Galeere") bis zu seiner letzten Balzac-Dichtung („Männer in der Nacht") geht in Stufen hoch aus einem naturalistisch fundierten Anfang in einen großen gewölbten Raum, in dem die gigantischste Erscheinung der französischen Literatur Gestalt wird: Balzac, in seinen Erschütterungen um den Notar und Mörder Peytel. Vierzehn Werke — Romane, Erzählungen, Gedichte, Schauspiele — liegen innerlich nebeneinander hochgeschichtet, in sich verbunden durch Ziel, Idee, Aufbau, Ausführung, Grammatik, Ton, eingespannt in die

[1] Werke: „Die Galeere", Roman (Rowohlt). — „Franziska", Roman (S. Fischer). — „Mensch gegen Mensch", Roman. — „Tiere in Ketten", Roman. — „Versöhnungsfest", Gedichte. — „Tanja", Drama. — „Stern der Dämonen", Roman. — „Nahar", Roman. — „Atua", Erzählungen (alle bei Rowohlt). — „Feuerprobe", Roman. — „Olympia", Drama. — „Daniel", Erzählung (in der Schmiede). — „Hodin", Erzählung (Deutsche Verlags-Anstalt). — „Männer in der Nacht", Roman (Propyläen-Verlag).

Grenzrichtung einer kristallharten Blickschärfe, einer mehr zum Linearen als zum Malerischen bestimmten Hand, die den Vordergrund grelleuchtend mit Menschen und Dingen füllt und wiederum die Gewalt hat, alle Geschehnisse aus der Netzhautwirklichkeit in die Rätseltiefe der Geheimnisse, der seelischen Bewußtlosigkeit gleiten zu lassen. Im Aufbau der Schicksale, in der Grundierung und Herausarbeitung von Mensch und Erlebnis, in der Sichtbarmachung der Gegenstände tritt eine zur Einheit in ihr selbst gebundene Doppelnatur hervor: die körperliche Wesenheit im Lichtkegel eines unerbittlichen Intellekts und die seelische Wesenheit im Raum jenseits der Bewußtheit als Traum, als Urgrunderlebnis. Über allem, durch alles hindurch aber spannt sich ein Urtrieb, eine vorwärtsjagende, treibende Kraft: Der Gegengott.

Im „Versöhnungsfest", mitten im Krieg geschrieben, von allen Grauenhaftigkeiten des Schlachtfeldes hochgerissen, dröhnen unter der Überschrift „Der Gegengott" die Verse:

Um schwarz vereistes Andromedagestirn hält Gegengott sich eng geringelt,
Blinden Planeten hat er mit Augen völlig umglast, Spion der Seelen, Polizeihund, auf Menschen gehetzt.
Mit Millionen Armen peitscht er vor sich rasend rauchende Flammenfelder der Sonne,
Giftig, mit giftiger Güte lockt er lebendige Wesen ans giftige Licht.

Diese „Dichtung in vier Kreisen" ist, Jahre nach dem Krieg, kein Erlebnis, keine Erschütterung. Mythos, letzter Urgrund aller Dichtung, steigt nicht aus Gesehenem und Erlebtem. Hellsichtig zwischen den entsetzlichen Erscheinungen der brennenden Linien, bleibt vieles nur Denken zwischen dem Wort. Hingehaltensein an Gott und Erde, inbrünstig im Gebet, ist nicht zum Wesen einer dürstenden Seele geworden. Die Anrufung Gottes dringt nicht über die Wolken hinaus. Flackernde Flamme ist da, aber keine Lohe, die wärmt. Das Tier wird manchmal mit einer dunklen Gewalt lebendig, wenn diese Verse klingen:

Weich zum Ahnen ist der Traum der Vögel,
Die auf der Winternachtsreise über das Mittelmeer rauschen ...

oder:

Der graue Kranich schläft auf seinem Herbstgewässer,
Vereisend matt auf stille eingehaltnem Strom
Um ihn wallt hochgefaltet Laub. In den Nebelnächten ruht er einsam,
Einsam blühendes Blut, nie besuchter, tief verschneiter Dom.

Der Mensch, der das Tier liebt, der später den wildnaturhaften Tierroman „Nahar" schreibt, spricht aus ihm. Fast als ob das Tier gut wäre und der Mensch böse, so sieht ein Dichter die Welt. Was schon in den ersten Romanen sich andrängt, was später als unentrinnbares Schicksal über allen giftig thront: im „Versöhnungsfest" ist es mit Namen gerufen, das Böse des Menschen, der Urtrieb des Tieres, die Vernichtung der Natur: Der Gegengott. Das ist: die Qual der Menschen untereinander, die urewig schon unterhöhlte Freude, die einen Augenblick im herzlosen Lachen aufblinkt und in einem Meer von Schmerz und Weinen untergeht. Der Gegengott ist blind und will blinde Gefangene. Das sind: Mörder, Dirnen, Ausgestoßene, an sinnlose Leidenschaften Gefesselte, schieläugende Böse, Aufgehetzte, zu wahnsinnigen Handlungen Getriebene, Unfreie, nicht wissend, daß sie Entsetzliches tun: auf dem Urgrund aller Struktur des Menschhaften wohnt das Gute und das Böse nebeneinander, heilendes Mittel und Gift, Lachen und Weinen. Nirgends Erlösung als im Tod. Im Traum selbst ist die Seele gespalten und der Schmerz stechender als in der Bewußtheit.

Der Gegengott will Opfer; er ist unersättlich, ein Moloch.

Alle Werke des Dichters haben ein Ur in sich, einen gleichgerichteten, inneren Strom, Nahrung aus einer Erde: den dramatischen Impuls. Aufbau der Schicksale, Auftreten von Mensch und Gegenmensch, Aufteilung der Geschehnisse in Zeit und Raum, Belichtung und Verdunkelung der Szenen, Sichtbarkeit der Gegenstände und ihr Zurückrücken in den Hintergrund, das alles lebt von dem lebendigen Puls eines Dramatikers. Im tiefsten Grunde aber hat er die Anlage des Erzählers. Sein Urelement ist der Dialog, das Gespräch, die Auseinandersetzung. Ja, der Mensch, der mit sich selbst spricht, hält keinen Monolog, sondern ein zweites Ich steht ihm gegenüber. Die Antithese, Gott und Gegengott, Mensch und Gegenmensch werden in einer Grammatik des Geschehens in den Raum gestellt. Was dazwischen liegt, das Ausruhen in einer Landschaft, in einem Gefühl, in einem Gedanken, lebt von der Spannung seiner polaren Natur. Weiß ist kein Dramatiker im Sinne Hebbels oder Schillers; seine Schauspiele — „Tanja" und „Olympia" — haben jene entgegengesetzte Strömung: sie sind im

Grunde in Dialog geformte Erzählungen. (Bei „Olympia" in Wirklichkeit, da ihr Inhalt aus „Tiere in Ketten" stammt.) Weiß gehört im innersten Wesen in jenen Raum, den Kleist sprachlich in horizontlose Gipfel türmte: das ewige Geschehen braucht ewige Bewegung in der Sprache.

Der Gegengott herrscht in seinem Werk. Gutes spricht, ringt mit Bösem; Hellsichtiges mit Dunkelheit. Das unendliche Chaos, die unselige Wirrnis zerbrennt in sich selbst. Ihre Träger sind von Urbeginn an beladen, überlastet mit Leid und Qual, mit Schmerzen und Erschütterungen aus sich selbst. Sie sind gekettet aneinander, übereinander hinweg an fremde Leidenschaften; sie sind alle gebunden an Galeeren des Lebens. Nicht ohne Bedeutung steht am Anfang seines Schaffens der Roman „Die Galeere"; jener hochbegabte, wissenschaftlich erfolgreiche Mensch, Eric Gyldendal, der drei Frauen zugrunde richtet, sich loslöst und immer wieder zurück muß, Morphinist wird, mit den Eltern sich entzweit, einsam, kalt, herzlos ist und doch immer ein Herz wie ein Irrer sucht. Aber symbolisch für die Untiefen einer Weltanschauung wird ein anderer Titel: „Mensch gegen Mensch". Krieg zerstört hier Erden. Aber was im Krieg organisiert ist, mit mörderischen Maschinen geschieht: im Leben ist vieltausendfach das gleiche: Die Zerstörung, der ewige Kampf in Liebe und Haß, das ewige Ringen der Geschlechter. Nichts ist symbolisch im Werk, alles atmet rücksichtslose Wirklichkeit; selbst Träume werden neue, schaudererfüllte Realität. Symbolisch sind nur die Titel: „Die Galeere", „Mensch gegen Mensch", „Tiere in Ketten", „Stern der Dämonen", „Feuerprobe", „Männer in der Nacht". Oder die Bücher tragen Namen; besonders Leiderfüllte, Geschlagene: „Franziska", „Tanja", „Nahar", „Atua", „Olympia", „Daniel", „Hodin". So konzentriert Weiß schon in der Überschrift den Sinn des Geschehens, oder ballt ihn in eine Person. Hier liegt eine Zelle seines ganzen Schaffens: Der Mensch und sein Schicksal sind unlösbar verbunden. Weder Gyldendal noch Franziska die Künstlerin, weder die Hure Olga („Tiere in Ketten", „Olympia") noch Davidowitsch („Mensch gegen Mensch"); weder die Tigerin Nahar, noch der unscheinbare Cyrill, noch dessen Tochter Slawa („Stern der Dämonen"); nicht Daniel, nicht Hodin, nicht der Notar Peytel („Männer in der Nacht") können ihrem entsetzlichen Geschick entgehen. Von innen heraus treibt es sie zu guten oder bösen Taten, an die Sonne oder in die Dunkelheit zurück. Sie sind alle mit oder in sich selbst verstrickt, hilflos ausgeliefert ihren Trieben und Sinnen; nach aufgewühlten Pausen, in denen sie draußen leben, in anderen Menschen, in der Seele, im Antlitz des Geliebten, wieder zurückfallend in ihr Chaos. Die Hure Olga ist typisch für diese Haltung, wenn sie nach Jahren elenden Seins in einem Dirnenhaus zurückflüchtet auf die hellere Erde ihrer Heimat, scheinbar seelisch sich erholt, aber doch eines Tages wieder von ihrem Urtrieb in jenes verrufene Haus zurückgeworfen wird, aus dem sie nur der Wahnsinn, der Tod und die Auferstehung im Tier, in Nahar, der Tigerin, erlöst. Sie sind sich nicht selbst, sondern dem Gegengott. Das „Es" treibt in ihnen. Das „Es" zwingt Franziska zur Kunst und zurück zu den Niederungen der Armut mit einem Geliebten. Das „Es" macht Hodin, Peytel, Olga, Slawa zum Mörder. Alle Sonne wird überdunkelt von dem Riesenschatten des Gegengottes.

Diese Menschen sind nicht böse an sich; denn sie wollen auch Gutes tun. Sie zwingen den Gegengott in sich zurück; aber als ob ein Staudamm zerbricht, stürzen rasender alle dunklen Gewalten. Sie unterliegen einem jäh aufspringenden Gefühl. Ein Wort, ein Blick genügt oft: der Gegengott schrickt auf. Trotz allen Zusammenseins fühlen sie sich plötzlich einsam, verlassen, hin und her geworfen zwischen feindlichen Kräften. Sie selbst empfinden die Stunde der Entscheidung als etwas Grausames, sie wehren sich und werden doch unterjocht. Denn stärker als aller äußere Anstoß ist die Gewalt von innen.

Ernst Weiß ist Arzt; aber er lebt seinem dichterischen Schaffen. Von dem Chirurgen ist etwas haften geblieben in seinem künstlerischen Streben: Die Diagnose. Mehr noch: Die Prognose. Es ist manchmal — in „Die Galeere", in „Mensch gegen Mensch" stärker — etwas Ärztliches; Wissen um Krankheiten, körperliche Leiden, Kenntnisse von heilenden Mitteln. Die seelischen Krankheiten aber sieht der Dichter und Arzt. Aber gibt es denn nirgends Gesunde, Kraftstrotzende, Lebenüberschäumende? Weiß sieht nur das große, unendliche Leiden, die körperlichen und seelischen Gebrechen, und so wird sein ganzes Werk die Welt eines Menschen,

der in Krankenhäusern die vielen Todnahen, mit dem Leben Ringenden sah und der im Leben die seelischen Qualen auf dem Antlitz der Menschen erkennt. Dieser Blick sieht nur schwarz oder weiß. Abstufungen und Übergänge dienen zur Balancierung des Gleichgewichts. Der Chirurg steht vor dem Kranken; es gibt nur eins: Entscheidung. So der Dichter: es gibt keine Übersetzung der Dinge, sondern sie selbst. Er sagt nicht: als ob; sondern: es ist so. (Diagnose.) Weder Symbolik noch Allegorie haben Platz: der Atem der Dinge ist lebendig. Das Wort will den seelischen oder körperlichen Gegenstand in der scharfen Trennung von Hell und Dunkel. Darum sind alle seine Menschen so nah, erlebnishaft; seine Landschaften — am stärksten in „Nahar", wo er das Schicksal eines Tieres von der Geburt her bis zum grauenhaften Ende nach einem beschämenden Kampf mit einem Büffel schildert — sind von einer linearen Festigkeit; seine Schicksale von einer unerbittlichen Geradlinigkeit.

Dieses Sehen gibt der Gestaltung etwas Hartes, scharf Profiliertes, die Konsequenz der Folge. Jede Verirrung, jede Verwirrtheit hat ihren Ursprung und findet in entsetzlichen Träumen oft eine unauflösbare Fortsetzung. Wirklichkeit und Traum grenzen dicht aneinander. Träume kommen nicht im Schlaf, sondern die Gesichte steigen aus einer anderen Wirklichkeit, noch quälender oft als das Auge sie sieht. Von dieser Einstellung zu den Dingen lebt die Sprache. Ist sie am Anfang noch breiter, gedehnter im Satzbau, so wird früh schon eine Konzentration lebendig, die immer näher an das Geschehen drängt. Weiß hat etwas von der action directe, die der Sprache den raschen Atem, den heißen Puls gibt und sich in seinen Dramen, besonders in „Olympia" zum kurzwelligen Satzbau steigert. Nicht immer gelingt Gestaltung, nicht immer ist Satzfolge notwendige Formung des Vorangegangenen. Daher klingt zeitweise etwas Stumpfes an, etwas, das keinen Widerhall weckt, weder im Gefühl noch in der erlebenden Mitarbeit. Das ist aufflammend nur, wenn der Erzähler den dramatischen Impuls übertönt. Die Brücke liegt immer im Rhythmus der gesättigten Sprache, in der Innervation durch die Tonfärbung. Besonders der „Stern der Dämonen" und „Männer in der Nacht" haben diese Zwingkraft der Atemlosigkeit, jene Spannung eines Tons, der vom Ursprung bis zum letzten Halt die volle Höhe behält. Jene Nacht, die Balzac im Gefängnis mit Peytel verbringt, da der Notar sein Verbrechen an seinem Diener und seiner Gattin beichtet, ist von einer unerhörten Wucht der Gestaltung, die alle Nerven einspannt in ein Netz von Großartigkeit, Tiefe und Menschentum. Aufbau und Komposition sind mit einem künstlerischen Willen durchgeführt, der an Dostojewski denken läßt: zwischen Anfang und Ende dieses Romans liegt nichts als die ungeheure seelische Kraft und Phantasie Balzacs, der Schuld und Sühne, Hergang und Ausgang des tragischen Vorfalls des Notars wie ein Gesicht erlebt, da er einen Brief über die schaurige Tat Peytels mitten in seiner Arbeit erhält.

„Männer in der Nacht" ist eine elementare Schöpfung, gedrungen, voll unterdinglichem Feuer: ein ungeheurer Mensch, der den Kampf aufnimmt mit dem Gegengott in Peytel, ist lebendig geworden.

Peter Altenberg: „Der Nachlaß"

Von Georg Hermann (Heidelberg-Schlierbach)

Wenn ich auf all jene Schriftsteller oder Dichter — ich liebe das Wort nicht, ich finde, es schmeckt so nach Verbalinjurie: man sieht immer, wenn man es auf einen Zeitgenossen anwendet, das Sozial-Unmögliche, Komische, Überhebliche und für das Leben Verlorene und Verlogene gleichsam als Schatten neben ihm mitlaufen ... aber von Toten, nicht wahr, von Toten darf man doch „Dichter" sagen, ohne sie zu beschimpfen (sie werfen keine Schatten mehr) ... Also, wenn ich auf all jene aus meiner Zeit zurückblicke, die in persona meinen Weg kreuzten, oder auch nur durch die Visitenkarte ihrer Werke Einlaß in meine Seele forderten, so kenne ich doch eigentlich unter den deutschen Berufskollegen nur zwei, die für mich die Reininkarnation des Dichters bedeuteten. Die Reininkarnation ... Erstens, weil die Welt, die sie schilderten, neu, ungeschildert, und der verwandt

dabei war, in der ich atmete. Und zweitens, weil jedes Wort, das sie sagten und schrieben, ganz Impression war, und ganz durchtränkt von ihrer Persönlichkeit. Sie vermochten nicht einen Satz zu schreiben oder zu sprechen, der nicht völlig sie war, und den ein anderer vor oder nach ihnen hätte sagen und schreiben können. Die ganze Welt hatten sie mit ihrer Zeit gemeinsam, nahmen sie (wenn man sie auch verträumt glaubte!) mit überwachem Sinne auf. Aber wie sie das taten, wie es sich mit ihrem Ich verband, das war ihr schönes und unverlierbares Eigentum.

Und seltsam, diese beiden Urtypen des Dichters verausgabten sich im Leben im gesellschaftlichen Spiel mit anderen, Unter-ihnen-Stehenden oder Ihnen-ähnlich-Gestimmten, mehr, als in ihrem Schaffen, das ihnen nur gleichgültig erschien und nebenher lief. Beide haben nicht das geschaffen, was man eigentlich ein „Werk" nennt. Beiden haftet etwas Aphoristisches an.

„Dichter sei kein Pedant! Welches Gewitter registriert seine Blitze!" sagte der eine; — und er hieß Peter Hille.

„Wie Sie es fertig bekommen, so umfängliche Bücher zu schreiben," sagte der andere — es war Peter Altenberg! — einmal vor bald fünfzehn Jahren zu mir, „das begreife ich nicht. Meine Lebensenergien reichen nur noch so weit: des Mittags um eins, zwei herum, aufzustehen, dann geh' ich ins Löwenbräu, dann in das Café, dann in jenes (ich könnte ja die Reihenfolge angeben, aber Kenner Wiens und Altenbergs würden mir sicher Fehler darin nachweisen ... genug: es mochte wohl im Laufe der Jahre leicht geschwankt haben, war aber genau geregelt!) und, wenn ich dann um drei, vier nach Hause komme, dann kann ich noch nicht schlafen, und dann kritzele ich so vor dem Einschlafen etwas hin, und das schicke ich wieder an den Jakobsohn, an die ‚Schaubühne'. Und denken Sie mal an: der Mensch nimmt doch jeden Mist von mir!"

Das Letzte stimmte nicht ganz, denn es war Altenberg ebenso unmöglich, etwas zu schreiben, das wertlos war, wie es tausend anderen unmöglich ist, etwas zu schreiben, das wertvoll ist. Das ist Sache der Veranlagung, des seelischen Atomgewichts. Das gleiche, wie wenn ein Korken nichts anderes kann, als auf dem Wasser schwimmen, und ein Stück Blei nichts anderes, als untergehen. Peter Altenberg jedoch konnte wohl alles, was er schrieb nur auf einen Hieb, auf einen Sitz schaffen. Länger hielt bei ihm die Impression, der Erregungszustand nicht. Aber das Leben erregte ihn tausenfach, immerzu neu. Nerven und Sinne waren bei ihm in ewiger Sensation, stets überwach, unerhört beeindrucksam. Und sein Geist spielte ewig, um die Lösungen zu finden, wie dieses problematische Leben zu meistern sei, für ihn und andere, körperlich, seelisch, in den Beziehungen der Menschen und der Geschlechter untereinander, damit es keine Qual, sondern erträglich, zu bejahen und beglückend sei. Er hatte dabei die Geste eines Narren, Sonderlings und Fanatikers, und die kindliche Klugheit, Härte und Denkschärfe eines chinesischen Weisen. Oder man meinte, daß Diogenes zum Schluß auch nicht viel anders hätte gewesen sein können, wenn er zufällig statt im Jahre 412 vor Christo, im Jahre 1859 nach Christo geboren worden wäre. Statt in einer Tonne hätte er dann, wie Peter Altenberg, dreißig Jahre in einem Hotelzimmer gelebt. Und er wäre zum Schluß dabei auch nicht weniger heimatlos gewesen; und er hätte in der Tonne und auf der Agora (griech. Markt) nicht mehr, als Peter Altenberg im Hotelzimmer und im Café, sein eigenes Werk gelebt und leben können. Und ob Diogenes nichts schrieb, oder, ob bei Altenberg von seinem Wein die paar Tropfen, die überliefen, in seine Werke flossen, das ist auch nicht mehr, als der Unterschied der Zeiten. Sein Leben war nämlich so reich, daß das, was nebenher spritzte, und so nicht in täglicher Verschleuderung uns verloren ging, immer noch in Tausenden und Abertausenden von Tropfen im Laufe von zwanzig Jahren in fast einem Dutzend Bänden sich aufsammelte; und manches — vor allem wohl zahllose Briefe — haben darin noch nicht Platz gefunden. Und wie Diogenes scheute er sich wohl auch nicht zu betteln, in pathologischer Angst, er könnte mal im Alter Hunger leiden. Ich selbst besitze ein ergreifendes Schreiben an einen wiener Herrn, den er bittet, doch ihm die freiwillige Monatsrente ja weiter zu zahlen. „Kainz" heißt es da ungefähr, „ist tot, von ihm hatte ich 50 Kronen monatlich. Die Schauspielerin T. S., die mir 15 monatlich zukommen ließ, kann mir auch seit Jahr und Tag nichts geben (es war wohl schon im Kriege!) und jetzt wollen Sie mir auch abspringen?! Aber ums Himmels

willen, was soll denn aus mir armen, alternden Menschen werden?!"
Wie ein Grieche glaubte Altenberg auch an die Schönheit des menschlichen Körpers in Freiluft und Gymnastik, und betonte immer wieder, daß seine Diätetik, seine Schmiegsam- und Gesund-erhaltung gleichbedeutend mit jener der Seele und des Geistes wäre, und von ihr untrennbar. Ja, ihm selbst stirbt sogar der Geist vor dem Körper. „Alkohol und übertriebenste Schlafmittel," sagt er in dem Zwang nach letzten Bekenntnissen, der so bezeichnend für den Schluß seines Lebens war, „trugen dich, idealen Leib, gleichsam in die Arme des in diesem Fall widerspenstigsten Todes! Den kerzengeraden Handstand unter Wasser konntest du noch machen, auf Stelzen rückwärts gehen, und dennoch stand bereits der Tod tief betrübt, schädelschüttelnd, hart an deiner Seite, Peter. Von deinen leiblichen, seitdem die Welt besteht, nie vorhandenen Elastizitäten ließ er sich nicht düpieren, er blickte dir verzweifelnd in Gehirn und Rückenmark, schädelschüttelnd! Je elastischer mein tadelloser sechzigjähriger Leib war, desto gelähmter Hirn und Rückenmark." ...
Und doch ist Altenberg — der nebenbei (aber wir wollen das nicht erwähnen, sonst geht es uns wie Friedjung, dem Geschichtsforscher Österreichs, der ihn traf und „Guten Tag, Herr Engländer" zu ihm sagte, worauf Altenberg sich wütend umdrehte und rief: „Immer der Historiker!"), der also ... anders hieß, und Jude seiner Rasse und letzten Lebensessenz nach war, und trotzdem so wienerisch angefärbt war, wie neben ihm nur noch der Stephansturm, Nestroy, die Walzer von Strauß und der Heurige — ganz von fern winkt erst Schnitzler! —, doch ist er irgendwie ein geheimer Ostasiat, ist, ohne daß er es selbst ahnte, ein Verwandter der Künstler Japans und der Weisen Chinas.
Das heißt der jüngere Altenberg — der war aber auch schon bald an die Vierzig, als er zu schreiben begann, vordem war er eigentlich nichts, als ein amüsanter Neurastheniker! — ist mehr Japan; und je älter er wurde, desto stärker schlug bei ihm China durch. Erst war er der unübertreffliche Kunsthandwerker des Lebens, der in ganz kleinen, schillernden, fast spielzeugmäßigen Wortbijous das Spiegelbild einer ganzen kleinen Welt in ihrem feinsten Zucken und das ganze andächtige Erschauern seiner Seele davor bannte ... Es gibt frühe Skizzen von ihm, die erinnern an Lackdosen in ihrem stillen, goldigen Glänzen. Und andere sind so geschlossen, wie ein gutes Elfenbeinnetsuke,[1] das man nach allen Richtungen in der Hand umdrehen kann, ohne eine störende Erhöhung zu spüren, und das doch in sich ... ein Reh ... eine Ziege ... oder einen Tintenfisch ... eine Ringergruppe ... oder eine kleine Frau ... mit allem, was es zu geben hat ... (seiner ganzen Tierheit, seiner Wut, seiner Grazie), zwingend und unverlierbar-lebend, wie in ein mystisches Diagramm eingeschrieben und umfangen hält. Und wäre er nur dieser Japankünstler in Worten geblieben mit seinen gesegneten, kunstsicheren Fingern, wie man das in Deutschland nicht vordem und kaum in Europa kannte, es wäre eigentlich genug gewesen. Es hätte ihm in jedem Land mit einem resonanzfähigen, literarisch-mitschwingenden Publikum, in einem England, oder Frankreich, das Einkommen eines Bankdirektors schaffen müssen, der es wahrlich kaum nötig hat, um die Mildtätigkeit freigebiger Mäzene sich zu bangen. Bei uns aber war das ausgeschlossen.
Später aber — „in den Manifesten und Predigten seiner späteren Zeit" — wie Alfred Polgar, der einzige wiener Nachfahr, der seines Geistes einen Hauch verspürte, etwas absprechend in einer sonst gut einfühlenden Charakteristik bemerkt ... später gewann in ihm ein philosophisches, ein ekstatisches Prophetentum das Übergewicht, das aus keinem Buchwesen je genährt worden war, und ganz aus den Urgründen und Tiefen seines Menschen- und Künstlertums emporstieg. Eine Philosophie, die er forderte, und die er — völlig unbürgerlich wie er war! — sich auch zu leben mühte. Manche haben in diesen Manifesten Nietzsches Einfluß spüren wollen. Aber Altenberg war viel zu egozentrisch, um irgendein anderes Ich auch nur bis in die Vorhöfe seines Wesens zu lassen; und es ist sicher, daß Nietzsche ihm direkt nichts von der dithyrambischen Form seines Wesens, von der Schleuderkraft seiner Aphorismen vermittelt hat. Und wohl auch kaum indirekt ... durch jene tausend Kanäle, durch die uns solche zeitlichen Einflüsse, ohne daß wir es ahnen, zuströmen.

[1] Elfenbeinnetsuke = eine kleine Schnitzerei als Knopf an Lackdosen dienend.

Ich finde bei Altenberg viel eher eine unbewußte Ähnlichkeit mit der Wesensart chinesischer Weiser und Philosophen und der dunklen Klugheit ihrer Erkenntnisse, Forderungen und Maximen, die ohne scheinbares Wissen um die Dinge aus den letzten Quellen unseres Ichs gespeist wird.
Diese seltsamen Manifeste und Lebensforderungen, gesteigert, halb singend, halb gedichthaft, die alle späten Bücher von Altenberg durchsetzen und durchklingen, haben für mich etwas ganz Uneuropäisches und Asiatisches, kommen aus Sphären jenseits unserer Religionen und Philosopheme.
Und alle, selbst die Besten, die von Altenberg sprechen, haben noch nicht vermocht, ihm bis dorthin zu folgen, stehen nur immer bewundernd vor dem unvergleichlichen Kunsthandwerker und Schnitzer und Goldlackarbeiter des Wortes.
Daß wir aber noch nicht mit Altenberg abgeschlossen haben und ihn etikettiert unserer Sammlung einreihen können, daß er noch keineswegs ausgeschöpft ist und uns sein letztes Wort gesagt hat, das bewies mir nur wieder das Bändchen „Der Nachlaß", das sein Bruder durch Alfred Polgar im Verlage von S. Fischer herausgeben ließ. Es enthält ausschließlich Arbeiten seiner letzten Jahre und die unerhört ergreifenden Dokumente seiner Leidenszeit, geführt bis zu der Sekunde seines völligen Zusammenbruchs. Man fühlt sich unbehaglich und scheut sich fast, es niederzuschreiben bei Dingen, die so außerhalb des Schaffens unserer Zeit stehen, scheut sich ... lobend oder abwägend von ihnen zu sprechen. Soll man vielleicht bei Altenberg darauf hinweisen, daß man nur irgendeinen Satz sich hier herausnehmen möge, um in ihm das Spiegelbild von Wort, Gedanken und Gefühl, die Tektonik oder Gliederung der Sprache zu betrachten? Oder soll man hervorheben, daß hier Dinge von sublimster Feinheit über Liebe, Ehe, das Verhältnis von Mann und Frau, die sich dabei suchen und nie finden, mit schonungsloser Offenheit (doch von einem Einsamen und Außenstehenden, der sie nur ahnte) uns verdeutlicht werden? Und dann all das, wo er den Schluß der jubelnden Tragödie seines Ichs bis zu dem Moment, da der Vorhang für ewig den Boden berührt, um sich nie mehr zu erheben — wie ein Sezierter, der sein eigenes Protokoll schreibt, ohne Klagen, aber in tiefster Ergriffenheit vor der Unerbittlichkeit seines Schicksals — wo er in vollem Bewußtsein seiner Lage die allerletzte Szene mit klaren, menschlich großen Worten umreißt, und sich zu einer Größe steigert, die niemand, auch sein bester Verehrer nicht, in ihm vermutet hatte ...! Soll man da wirklich applaudieren und rufen: Gut gebrüllt Löwe?!

Hebbels Persönlichkeit

Von Martin Sommerfeld (Frankfurt a. M.)

„Der letzte Römer" — so führte Heinrich Heine, mit Hebbels Art nicht sonderlich befreundet, aber seine überragende Bedeutung sogleich fühlend, den Dichter der „Judith" bei den Lesern seines Salon ein. Ein paradoxes Wort — zumal in den Augen der Zeitgenossen, die in Hebbel eigentlich bis in sein letztes Lebensjahr eher einen Bilderstürmer sahen als einen Wahrer und Mehrer des klassischen Erbes. Allein Hebbel hat das Wort Heines freudig aufgenommen; er empfand es offensichtlich dankbar als Bestätigung eigenen Strebens, heimlicher Wünsche für seine zukünftige Geltung und wohl auch für die Entfaltung seiner Wesensart, die in dem fortlaufenden, von seiner Jugend bis ins Alter hinein währenden, bewußten Umgestaltungsprozeß entschieden einer Stilisierung unterlag. Wir besitzen eine große Anzahl Hebbelscher Selbstzeugnisse, die in die Richtung dieser Stilisierung weisen; und wenn man die Reihe der Hebbelschen Bildnisse durchgeht, so findet man da unter anderen auch eine leidlich talentierte Büste (von S. Beer) aus Hebbels letzter Lebenszeit, die bei allem — wie mir scheint: nicht ganz geglücktem — Streben nach Porträtähnlichkeit doch ganz und gar den Eindruck eines spätrömischen Kopfes macht. Und seltsam mischen sich noch in der ergreifenden Totenmaske Hebbels diese harten, gespannten, stolzen Züge des Imperatorenkopfes mit den merkwürdig weichen, grüblerischen Zügen des Mystikers — eines Menschen jedenfalls, der nicht bestimmt ist, mit der Welt und

dem Leben fertig zu werden, und der gleichwohl das Leiden aufzunehmen und durchzukämpfen immer wieder bereit ist.

Er war kein Vollender, und er wußte — bald in schmerzlicher Resignation, bald in stolzem und herrischem Herausstellen dieser Besonderheit —, daß er nicht da war zu erfüllen, nicht sich noch sein Werk. „Ich bin im Literaturmeere eine einsame Insel mit seltsamer, großer Vegetation; man wird beim Schiffen anlegen müssen, um die Seltsamkeit zu betrachten. Ich bin kein nationaler Dichter in dem Sinne wie Schiller und Goethe," sagte er einmal zu Ludwig August Frankl. Er selbst hat viel, vielleicht zuviel getan, diese Vegetation als solche erkennen zu lassen; ungewöhnlich pflegsam hat er alle Keime seines geistigen Lebens, alle Nuancen seiner menschlichen Vitalität behandelt. Und seit die staunenswerte Fülle seiner Briefe und Tagebuchaufzeichnungen vor Berufenen und Unberufenen offen liegt, hat auch die Nachwelt sich in der Beschreibung dieser Vegetation kaum genug tun können. Aber was die morphologische Struktur dieser Insel betrifft, so hat Hebbel eher mehr dazu getan, sie zu verdecken als sie zu erhellen; und leider werden diese Zeugnisse einer fast unerschöpflichen Selbstdeutung und Selbststilisierung nur allzu oft in wörtlichem Verstande ohne eigentlich kritischen Sinn mehr als Einzelheiten denn als Hinweise auf eine Totalität aufgenommen. Man begrüßt es bei dieser Lage doppelt dankbar, wenn ein so umfassender Kenner und einsichtiger Hüter des Hebbelschen Werkes wie Paul Bornstein, diesen Mangel offenbar verspürt hat und in einem zweibändigen Werk („Friedrich Hebbels Persönlichkeit". Geschichte, Urteile, Erinnerungen gesammelt und erläutert von Paul Bornstein. Im Propyläen-Verlag, Berlin 1924) dem Gesamtbild des Dichters dienen möchte. Zwar weist ein polemisches Vorwort alle Bemühungen, die auf die Struktur gerichtet sind, ausdrücklich ab (denn dies ist doch wohl der Sinn seiner Polemik), und zwar zugunsten des vegetativen Details. Indessen ist es doch ganz offenkundig das Motiv seiner Arbeit, gegenüber einer zerblätternden Analytik auf die menschliche und geistig künstlerische Totalität des Dichters hinzuweisen, der sein Lebenswerk gilt. Und unter diesem Gesichtspunkt eines einheitlichen Gesamtbildes des Hebbelschen Wesens und Schaffens sammelt Bornstein mit gewissenhaftester Gründlichkeit alle Zeugnisse, in denen sich der Eindruck der Hebbelschen Persönlichkeit — wenn auch bisweilen nur in höchst momentaner, ja zufälliger und willkürlicher Verdichtung — bei Freunden und Mitstrebenden, bei Zeitgenossen, die seinen Weg nur gelegentlich kreuzten, ja auch bei Gegnern und Unverständigen fixierte. Wer die um Hebbel angeschwollene Memoirenliteratur kennt, wird Bornstein dankbar dafür sein, daß er nun hier in diesen beiden vorzüglich disponierten, übersichtlich gestalteten und schön ausgestatteten Bänden alles Wesentliche auf die bezeichnende Situation, Erfahrung oder Meinung des Berichtenden zusammengedrängt findet, und daß eben durch die Vorzüge der Anordnung und der Auswahl manches, was in der Entwicklungsgeschichte des Dichters und in der Komposition seiner Natur von Bedeutung ist, in neuer Beleuchtung erscheint. Die überaus sorgfältigen kritischen Anmerkungen des Herausgebers tragen dazu bei, dieses Neue zu einem erfreulichen Zuwachs unserer Kenntnis Hebbels zu machen; ich denke dabei insbesondere an die Urkunden zu Hebbels erstem hamburger Aufenthalt und zu seinem Verhältnis zu Amalia Schoppe (Nr. 69, 71, 75 usw. und die Anmerkungen auf S. 489ff.), besonders aber an die Urkunden zur Beleuchtung der politischen Rolle, die Hebbel in der österreichischen Revolution gespielt hat (II, 468 u. a. m.). Auch das sorgfältig zusammengetragene, in der Reproduktion vorzügliche Bildmaterial unterstützt die Absichten des Herausgebers aufs beste. Es soll freilich gleich hier nicht verschwiegen werden — schon im Interesse einer möglichen zukünftigen Umgestaltung des Buchs —, daß an einzelnen Stellen Bedenken gegen die Materialsammlung und ihre Verwendung zu erheben wären. Ein Abschnitt wie Nr. 545, der übrigens auch in dem Zusammenhang, aus dem er gelöst ist (vgl. Hebbels Briefe, herausgegeben von Werner VII, 353) belanglos wäre, ist wohl nur durch ein Versehen aufgenommen worden. Auch der Abdruck eines etwa 40 Seiten langen Briefs aus Emil Kuhs Buch (nebst 14 Seiten Erläuterungen dazu) ist in dieser Breite, an dem Wert des tatsächlich Berichteten gemessen, wohl kaum zu rechtfertigen. Wichtiger noch scheint es, ernstlich zu bedenken, ob den Absichten des Herausgebers nicht besser gedient würde, wenn die lediglich auf Heb-

belsche Werke bezüglichen Stellen (etwa Bd. II, S. 42 m und S. 46 w u. a. m.) fortblieben, wenn überhaupt die Trennung zwischen unmittelbarem Sichgeben und Reflektieren in Hebbelschen Brief- und Tagebuchkundgebungen ganz allgemein schärfer durchgeführt würde. Die Gefahr liegt nahe, daß auch in diesem Buch, das der Persönlichkeit Hebbels dienen will, das reflektierende, nur in die Peripherie des Persönlichen führende Element zugunsten des Bildhaften, Zentralen allzusehr in den Vordergrund gerückt wird, und es scheint mir, daß diese Gefahr hier nicht immer vermieden ist. Aber mehr: Hebbel ist ja in den Tagebüchern — oft freilich aus Notwehr, doch ebenso oft auch aus Spieltrieb oder gar Überheblichkeit — in bisweilen überraschendem Maße Epigrammatiker seiner selbst; er bringt sich gern, wenn auch nur für Augenblicke, auf einen Generalnenner — die Situation, in der dies geschieht, die Person, der gegenüber dies geschieht, ist ihm in solchen Augenblicken erschreckend gleichgültig. Man sieht das sehr deutlich da, wo über eine Begegnung oder ein Geschehnis Hebbels Berichte mit denen der Gegenspieler unmittelbar zu vergleichen sind, wie etwa in dem göttinger Erlebnis mit Jhering, späterhin mit Schopenhauer oder Robert Schumann, wo Hebbels anekdotisch zugespitzte, nur sich selbst beleuchtende und wohl auch unwahre Berichte seine Persönlichkeit nicht eigentlich durch ihren Inhalt, sondern eben nur durch das Abweichen von der Wirklichkeit, und also nur indirekt, beleuchten können; aber dieser spezifisch Hebbelsche Blickwinkel, schlechthin unberechenbar auch für den Eingeweihten, ist eben am wenigsten aus Hebbelschen Selbstzeugnissen erkennbar.

So rückt nun aber auch das ganze Unternehmen Bornsteins, wenn man sich nicht einfach damit zufrieden geben will, bekannte Zeugnisse in bequemer und übersichtlicher Zusammenstellung vereint zu erhalten, in problematische Beleuchtung; und vielleicht ist es ein, allerdings ungewolltes, Verdienst dieser Veröffentlichung, dieses Problematische deutlich zu offenbaren. Ist es überhaupt möglich, das Bild einer Persönlichkeit durch ihre Reflexe auf andere Menschen zu zeichnen — wenn der Umgang dieser Persönlichkeit mit anderen Menschen niemals eine (wenn auch nur flüchtige) Symbiose darstellt? Wenn ihm alle Menschen (vielleicht nur mit der einen Ausnahme Christine) unter den verschiedensten Verkleidungen, Mißdeutungen, Vorwänden nur als das eigene Spiegelbild erscheinen; wenn sie ihm bei aller eigenen Lebendigkeit, vielleicht auch Wärme, bei allem werbenden Bemühen, ja bei gelegentlicher Exaltation und Schrankenlosigkeit des eigenen Sichgebens doch nur als Gegenspieler oder Mitspieler entgegentreten, wenn sie ihm nur Folie sind, wenn er nur *seine* Sphäre festzuhalten sucht und durch die suggestive Kraft seiner Persönlichkeit sie für kürzere oder längere Zeit in seine Sphäre zu zwingen weiß, aber niemals bereit ist, mit ihnen eine gemeinsame Sphäre zu suchen? Wenn Hebbel bei allem Bedürfnis nach Umgang und Geselligkeit im Grunde doch eine nicht nur verschlossene, sondern ganz und gar egozentrische Natur war, ein Sonderling in des Wortes wörtlichster Bedeutung? Kein Vergleich mit Goethes Gesprächen und den menschlichen Voraussetzungen dieser Gesprächsgemeinsamkeit! Rudolf v. Jhering gibt den wahrhaft erschütternden Bericht: „Er dozierte, er dozierte unausgesetzt, und als ich nach einem solchen längeren Vortrage, der, wie ich glaube, das Wesen der Kunst betraf, ihm für den Genuß und die Anregung, die er mir gewährt habe, meine Befriedigung ausdrückte, erwiderte er mir: daß er nicht sowohl meinetwegen geredet, als um seine Gedanken klar zu sprechen! Ich hätte ihm bloß als Wand gedient, gegen die er sprach! Ich glaube, diesen Zug nicht verschweigen zu sollen, obschon er das Zartgefühl und die sozialen Umgangsformen Hebbels nicht gerade in ein günstiges Licht setzt, weil er mit einem Schlage die ganze Persönlichkeit zeichnet." (Zitiert bei Bornstein: „Hebbels Persönlichkeit", I, S. 69.) War es nicht immer so? Niemand hält es lange bei ihm aus, obwohl Hebbel sich doch wahrlich in seiner wiener Zeit fast ausschließlich mit Menschen umgab, die unbedeutend, anschmiegsam genug waren, und fähig, sich selbst zu verleugnen. Eine warme, begeisterungsfähige Natur wie Louis Gurlitt, ein enthusiastischer, junger Verehrer wie Karl Werner, Debrois v. Bruck, Emil Kuh schließlich — sie alle scheitern in dieser Atmosphäre. Er konnte keinen Eckermann finden — hätte ihn wohl auch nicht ertragen können. Und merkwürdig, noch in diesen Berichten, die doch gewiß das Interessante und Bedeutende der Gespräche mit Hebbel eher heraus-

streichen und überwerten, noch in ihnen zeigt sich ein gewiß ungewöhnlich fesselnder, sprühender Mensch — aber doch mehr ein bedrückender als überragender Gesprächspartner. Und das ist, wenn man die beiden Bände durchgelesen hat, ja überhaupt der vorherrschende Eindruck dieser Persönlichkeit in ihrer Umwelt; und das ist der Blickwinkel, zu dem diese Art ihrer Zeichnung den Beschauer nötigt: es ist überhaupt nicht der überragende, sondern der bedrückende Hebbel, der sich hier darstellt. Und noch ein anderes ist das notwendige Ergebnis dieser Zeichnung. Das mächtigste, anziehendste und sympathischste Moment der biographischen Lebenseinheit Hebbel und sicherlich das alle Lebensphasen bindende Moment, das Kämpfen und Ringen des Werdenden mit seinem äußeren Schicksal, mit seinen Bildungsmöglichkeiten, mit den Mächten des sozialen und geistigen Lebens und schließlich mit den geistigen und künstlerischen Aufgaben seiner Natur — es erscheint in der Beleuchtung dieser Dokumentensammlung, gesehen eben an dem Reflex auf die Umwelt, nicht als Ringen und Kämpfen, nicht als Leiden, sondern als Schroffheit, als anspruchsvolle Maßlosigkeit, als Unbotmäßigkeit im höchsten tragischen Sinne; wie umgekehrt die Versöhnung und Befriedung des Hebbelschen Lebens in dieser Darstellung notwendig als ein Hinabgleiten ins Konventionelle, Engbrüstig-Kleinbürgerliche erscheint und der gmundener Ausklang fast als eine Art Vorstadtidylle ... Aber das alles ist eben ein Zeichen dafür, daß „Hebbels Persönlichkeit" in dieser Darstellung nicht ganz und rein erscheinen kann, und daß nur das Allzu-Persönliche, nicht das Ewig-Persönliche sich diesem Blickfeld darbietet (um innerhalb der Sphäre des Nietzscheschen Wortes zu bleiben, auf das sich Bornstein in der Einleitung beruft); daß hier eben nur die „Vegetation" beschrieben, nicht die Struktur der „Insel" (mit Hebbels Bild) aufgezeigt wird. Nicht „Hebbels Persönlichkeit" — sondern „Rings um Hebbel" sollte das Buch heißen dürfen.

Literatur zur rheinischen Jahrtausendfeier

Von Paul Bourfeind (Köln)

„Der Rhein." Sonderheft des Bücherwurms. X. Jahrgang, Heft 9. Einhorn-Verlag.

„Der Rhein." Zwei Aufsätze. Gabe zur Feier der Tausend Jahre der Rheinlande. Von Josef Ponten. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 51 S.

„Der Rhein." Ein Bilderbuch mit über hundert Bildern. Geleitwort von Wilhelm Schäfer. Den Text zu den Bildern schrieb Theodor Wildeman in Bonn. Dachau bei München 1925, Einhorn-Verlag. 96 S.

„Das Rheinbuch." Eine Festgabe rheinischer Dichter. Herausgegeben von Josef Ponten und Josef Winckler. Mit 54 Abbildungen. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 383 S.

„Gestalten und Probleme der rheinischen Dichtung der Gegenwart mit kritischen Erläuterungen und bibliographischen Nachweisungen." Von Ernst Hengstenberg. Hildesheim 1925, Franz Borgmeyer. 147 S.

„Des rheinischen Volkes geistige Heimat." Leipzig 1925, Max Koch.

„Tausend Jahre rheinische Dichtung." Eingeleitet und herausgegeben von Richard Wenz, Buchschmuck von Kurt Opitz. Leipzig 1925, Max Koch. 479 S.

„Rheinmärchen." Von Klemens Brentano. Neugefaßt von Laurenz Kiesgen. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co., G. m. b. H. 126 S.

„Das rheinische Narrenschiff." Alte und neue Schwänke, erzählt von Theodor Seidenfaden, mit 37 Holzschnitten von Peter Bilzinger. Leipzig 1925, Eugen Kuner. 128 S.

„Bergische Märchen." Nach alten Überlieferungen und nach Aufzeichnungen des Montanus, erzählt von Marie Luise Becker. Dazu Zeichnungen von Heinrich Jochem, Karl Schneider, Ernst Stahl. Essen 1925, G. D. Baedeker-Verlag.

„Im alten Säkulum." Rheinische Heimaterinnerungen von Peter Scherer. Mainz 1924, Matthias Grünewald-Verlag. 130 S.

„Das Laternchen der Unschuld." Rheinische Schwänke. Von Heinz Steguweit. München 1925, Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G. 91 S.

Die Feier der tausendjährigen Zugehörigkeit der Rheinlande zum Reich ist der Anlaß zu manchem Buch über das Rheinland und rheinisches Wesen. Man mag im allgemeinen über diese Zweckliteratur denken wie man will, an einer Beobachtung wird man nicht vorbeikommen, daß die Jahrtausendfeier die Weckerin und Anregerin zu mancher Arbeit geworden ist auf literarischem, historischem und auch auf anderen Gebieten, die sonst unterblieben wäre und doch für die Kenntnis und Erkenntnis rheinischer Eigenart und der Besonderheit des rheinischen Geisteslebens Bedeutung gewonnen hat.

In dem Sonderheft des Bücherwurms, betitelt „Der Rhein", ist eine Reihe der Bücher zusammengefaßt und

durch Proben charakterisiert, die hierhin gehören. Es bringt Proben aus Paul Wentzckes Buch „Rheinkampf", aus Friedrich Wolters und Walter Elzes „Stimmen des Rheins", ein Lesebuch für die Deutschen usw. und bietet einen Wegweiser durch wichtige Neuerscheinungen rheinischer Literatur, ohne sich indessen darauf zu beschränken.

Zu dem eigentlichen Rheinproblem nimmt Josef Ponten Stellung. Ihm ist der Blick für das Wesentliche der Landschaft eigen, und seine geographische Einsicht, die durch sein Dichtertum unterstützt wird, vermag auch das Geographische in seinen politischen und kulturhistorischen Beziehungen lebendig zu machen. Er charakterisiert den Rhein als den Weltstrom, an dessen Ufern Naturgeschichtliches und Menschengeschichtliches, Vergangenes und Zukünftiges dem Deutschen wie dem Europäer bewußt werden und dessen weltgeschichtliche Rolle in der Gegenwart ebenso bedeutungsvoll in die Erscheinung tritt wie in der Vergangenheit, indem er für die Gestaltung und Entwicklung des Bildes der Welt die wesentliche Rolle spielt.

Im Bilde wird der Strom uns vorgeführt in einem Bilderbuch mit über hundert Bildern, zu dem Wilhelm Schäfer das Geleitwort schrieb. Das Wesentliche und Charakteristische der Rheinlandschaft vom Hinterrhein bis zu seiner Mündung ist hier zusammengetragen, so daß ein vielgestaltiges Bild entsteht des Lebens an seinen Ufern, der wechselnden Landschaft, der Kunstschätze, überhaupt alles dessen, was dem Rhein trotz seiner Mannigfaltigkeit das Einheitliche gibt und ihm einen Platz im Herzen aller Besucher erobert hat. Das Buch mit seinen kurzen Anmerkungen zu den Bildern ist ein volkstümlicher Bildführer in das rheinische Land.

Das bedeutendste Werk, das sowohl durch seinen Umfang, als auch durch seine Ausstattung den Blick auf sich lenkt, ist das „Rheinbuch", das als eine Festgabe rheinischer Dichter gedacht ist, für dessen Herausgabe die bekannten rheinischen Dichter Josef Ponten und Josef Winckler zeichnen und zu dem Oskar Walzel, der bonner Literarhistoriker, eine feingeistige Einführung geschrieben hat, die den Titel trägt: „Vorgeschichte der rheinischen Dichtung von heute". Ponten und Winckler gelten heute als die führenden rheinischen Dichter, und sie waren durchaus geeignet, die besten Namen in einem Buch zu vereinigen. Die Idee des Buchs gipfelt darin, die Dichtung und ihre Dichter durch sich selbst sprechen zu lassen, und so gleicht dieses Buch einem schönen Blumenstrauß, zu dem man mancherlei Blumen gesammelt hat, um sie als Gabe auf den festlichen Tisch zu legen. Man wird bei diesem Buch nicht nach Vollständigkeit fragen, sondern wird es nach dem Gesamteindruck beurteilen müssen, den diese Blumenlese rheinischer Dichtung hervorruft. Man kann nicht einmal alle Namen aufzählen derer, die mit Beiträgen hier vertreten sind. Daß man auch den Elsässer Eduard Reinacher mit hineingenommen hat, ist ein Zeichen für rheinische Gastfreundlichkeit, die durchaus zu begrüßen ist, um so mehr, als Reinacher seit einiger Zeit in Köln seßhaft geworden ist. Auch sonst sind alle Dichter mit Namen von einigem Klang, die auch über ihre engere Heimat bekannt geworden sind, in dem Buch vertreten, und es wäre zu begrüßen, wenn das „Rheinbuch" nach diesem ersten Erscheinen in bestimmten Zeitabschnitten wiederkehrte, vielleicht in bescheidenerem Gewande als Almanach und sich dann die Aufgabe stellte, nicht nur die bekanntesten Namen, sondern auch das dichterisch Wesentliche des jeweiligen Zeitraums zu sammeln und herauszustellen. Die Deutsche Verlags-Anstalt hat das Buch in jeder Weise als Festgabe ausgestattet, vor allen Dingen sind eine Reihe seltener und interessanter Bilder, nicht weniger als 54, beigesteuert.

Anders im Aufbau und im Ziel die beiden folgenden Bücher. Sie streben eine gewisse Systematik an und sind beide mehr literarhistorisch eingestellt.

Hengstenberg gibt in seinem Buch einen volkstümlichen Abriß der rheinischen Literatur der Gegenwart. Als rheinisch faßt er das Rheintal von der schweizer Grenze bis zur holländischen Grenze, die Gebirge rechts des Rheins und links des Rheins, die alte Reichsgrenze. Für ihn ist das Rheinland deutsches Kernland und hinsichtlich der Dichtung, der höheren Bildung, Kultur und Gesittung, das eigentliche Ursprungsland, das nach Osten weitergreifend, das übrige Deutschland an sich zieht. Die Ausführungen, die sich gliedern in rheinische Dichtergestalten und die Probleme, diese wiederum untergegliedert in Probleme der Gegenwart, Vergangenheit und zeitlose Probleme, zeugen von tiefgehender Kenntnis des rheinischen Landes und der rheinischen Menschen und einem feinen Einfühlungsvermögen in die Fragen, die sich aus der Besonderheit des Landschaftlichen, Historischen, Politischen und Gesellschaftlichen für die rheinische Dichtung ergeben. Die Bibliographie, die das Buch abschließt, stellt trotz ihres fast die Hälfte des Buchs umfassenden Umfangs nicht etwa eine abschließende Arbeit dar, sondern eine für weitere Kreise von Interessenten bestimmte Anregung, die als Ausgangspunkt für weitere Arbeiten auf diesem Gebiet wertvoll werden kann, wenn die Charakteristiken und kritischen Bemerkungen weiter durchgeführt und auf Grund einer eingehenden Kenntnis auch des Einzelnen und der Einzelheiten entwickelt werden.

Jedenfalls ist das Buch geeignet, einen entsprechenden Überblick über das geistige Leben am Rhein unter spe-

zieller Herausstellung der rheinischen Dichtung zu geben, und seine Bestimmung wird es dann vor allen Dingen erfüllen, wenn es in die Hände recht vieler Leser gelangt.

Richard Wenz, der Herausgeber des Buchs „Tausend Jahre rheinische Dichtung" bezeichnet die Geschichte der deutschen Literatur vornehmlich als eine solche der rheinischen Literatur, und diese Einstellung ist im wesentlichen richtig, wenn man die Entwicklung der deutschen Literatur kulturhistorisch betrachtet und im Rheinland das kulturelle Mutterland Deutschlands sieht. Die Vorherrschaft der rheinischen Literatur hat Richard Wenz in einer ausführlichen Arbeit, die sich bescheidenerweise eine Betrachtung nennt, herauszustellen versucht. Seine Ausführungen stützen sich auf eingehende Kenntnis des rheinischen Schrifttums und geben ein entwicklungsgeschichtliches Bild der rheinischen Dichtung, dem, um vollständig zu sein, vielleicht nur das tiefere Eingehen fehlt auf politische, soziale und wirtschaftliche Verhältnisse, die den Untergrund oder doch zum mindesten die Begleiterscheinung des Dichterischen darstellen. Aber das Buch von Wenz erhält dadurch eine besondere Bedeutung, daß es die Zusammenhänge zwischen Landschaft, Volkstum und Literatur nicht ganz zurücktreten läßt, und vor allen Dingen in den Proben, die den ersten Teil des Werks ausmachen, die rheinische Dichtung als Ausdruck rheinischen Wesens zu kennzeichnen versucht. Jedenfalls darf das Buch als Ganzes durchaus als wertvoll bezeichnet werden, zumal es, wie der Herausgeber selbst sagt, der erste Versuch ist, die große rheinische Dichtung betrachtend und auslesend zusammenzufassen. Daß auf Proben rheinischer Mundartdichtung verzichtet wurde, ist nicht als Nachteil zu bezeichnen, aber man darf wohl erwarten, daß auch einer sich der mundartlichen Dichtung annimmt und sie uns zumindest so gestaltet wie Richard Wenz sein Buch „Tausend Jahre rheinische Dichtung" gestaltet hat. Die Ausstattung des Buchs, das mit einer Reihe von Illustrationen geschmückt ist, entspricht durchaus dem Charakter einer Gabe zur Tausendjahrfeier, aber der Buchschmuck von Kurt Opitz, soweit die Titelseite in Frage kommt, ist mit einfachen Worten gesagt geschmacklos. Trotzdem ist das Buch geeignet, durch seine Proben ein lebendiges Bild rheinischer Dichtung zu geben und eine Reihe von Dichterpersönlichkeiten herauszustellen, die viel zu wenig, auch unter ihren eigenen Landsleuten, bekannt sind.

Der für die Rheinromantik charakteristische Dichter ist Clemens Brentano. Aber seine „Rheinmärchen" haben nicht die Verbreitung gefunden, die ihnen ihrem ganzen romantischen Gehalt nach als Zeugnis echtester Rheinromantik zukommt. Verdienstlich ist deshalb das Unternehmen von Laurenz Kiesgen, die schönsten Rheinmärchen „abgerundet und von krausem Rankenwerk beschnitten" einem weiteren Leserkreis zugänglich zu machen. Es ist schwer, ein solches Buch zu einem Jugend- und Volksbuch umzugestalten, aber Laurenz Kiesgen hat durchaus eine glückliche Hand und ein feines Einfühlungsvermögen, so daß auch da, wo das romantische Ornament, das gerade für den Liebhaber der Romantik so reizvoll ist, unter seinem Zugriff fällt, doch das Wesen der Dichtung erhalten bleibt und klar in die Erscheinung tritt.

Wenn immer wieder betont wird, daß das Wesentliche der rheinischen Dichtung sich in der Anekdote ausdrückt und man eine Entwicklungslinie feststellen will, die von Sebastian Brant über Jörg Wickram zu Johann Peter Hebel und Wilhelm Schäfer führt, so gehört auch das „Rheinische Narrenschiff" Theodor Seidenfadens in diese selbe Linie hinein, denn seine Schwänke sind auf den Ton volkhafter Epik gestellt, zeichnen sich durch Konzentration und Einheitlichkeit aus und wurzeln im Volkstum der rheinischen Heimat. Wer Sinn für Humor und für das Absonderliche hat, wie es in Schelmen, Gaunern und eigenartigen Käuzen am Stamm des Volkstums wie Wildlinge schießt, der greife zu Seidenfadens Buch, das auch in der Ausstattung mit den Holzschnitten von Peter Bitzinger etwas von dem Humor des Inhalts ahnen läßt.

Wesentlich bescheidener und einfacher nehmen sich die „Bergischen Märchen" von Marie Louise Becker aus, die in der Hauptsache den Aufzeichnungen Montanos nacherzählt sind und nicht den Anspruch auf eigenschöpferische Bedeutung erheben.

Ein liebenswürdiges Büchlein ist Peter Scherers „Im alten Säkulum". Er erzählt aus seiner engeren Heimat, dem Rheingau, launige Geschichten und zeichnet eine Reihe Volkstypen, schlicht, anspruchslos, und doch greifbar deutlich. Das Büchlein hat nicht nur belletristische, sondern auch eine gewisse kulturhistorische Bedeutung, indem es manches aus der Vergangenheit des Rheingaues, was zum Verständnis der Bevölkerung und der Geschichte dieses Landesteils beiträgt, aufzeichnet.

Die Kleinbücher scheinen modern zu werden. Peter Scherers Büchlein gehörte als achtes in eine Reihe, die den Titel trägt: „Das Gastmahl der Erzähler". In dem Köselschen Verlag erscheint eine neue Klein-Bücherei unter dem Titel: „Das Tor", die „alle Autoren von Rang umschließen soll, die im katholischen Kulturkreise wurzeln, aus ihm hervorgegangen sind und durch ihren künstlerisch ernsten einheitlichen Charakter in unserer literarisch bunten, auseinanderfließenden Zeit Bedeutung gewonnen haben". In diesem Kreise tritt der

Rheinländer Heinz Steguweit hervor mit einem Bändchen rheinischer Schwänke unter dem Titel: „Das Laternchen der Unschuld". Heinz Steguweit ist ein anmutiger Fabulierer und könnte als besonderer Beweis dafür angeführt werden, in welchem Maße die rheinische Literatur, soweit sie typisch ist, im Anekdotischen wurzelt. Das Wesen seines Schrifttums, soweit es aus seinen Schwänken spricht, ist herzhafte Offenheit ohne Anspruch auf Tiefe oder Beziehungen zu irgendwelcher Tragik oder Dämonie, seine Art zu erzählen volkstümlich ohne altertümelnden Einschlag, wie er sonst bei solchen Schwänken gern verwendet wird, und doch beherrscht durch die notwendige Konzentration, die in Verbindung mit der Anspruchslosigkeit auf Volkstümlichkeit hinzielt.

Proben und Stücke

Schuldlos-schuldig [1]

Gedicht von Heinrich Lersch

Schuldlos-schuldig waren sie alle, die das Leben verdarb.
Das lernte ich früh als Kind.
Des Vaters alte Gesellen, die in die Schmiede zurückgekommen sind,
Heimgekehrt, aus Zuchthaus, Gefängnis, Arbeitshaus, von langer Wanderschaft:
Gerhard Buchholz, Gustav Brandau, sie alle zermürbt in erloschener Leidenschaft,
Bis auf Gregor Goldon, den Russen, der auf dem Schmiedeherd starb:
Schuldlos-schuldig waren sie alle, die das Leben verdarb.
Ich saß zwischen ihnen, ein Kind,
Und hörte in ihren Mündern die Gefängnisse stöhnen,
Hörte die Mauern, die Gitter, die Zellen höhnen,
Wenn die gepreßten Lippen der stumme Sträfling bewegt,
Der nur ein Wort: „Gerechtigkeit" auf seiner Zunge trägt!
Das Wort, das über die Welt sich erhebt, mit Gewalt sich regt
Und immer nur den Schuldlos-Schuldigen ohne Erbarmen erschlägt.
Ich hörte schon als Kind, wie die Seelen der Gefangenen tönen,
Wenn am Sonntagnachmittag das große Erinnern an die Freiheit die Zellen durchläuft,
Wenn Selbstanklage und Trotz, Reue und Zerknirschung Schmach auf die schuldlos-schuldige Seele häuft,
Wenn in Wahnsinn und Angst auf Brüste und Schemel, Türe und Schädel die Fäuste hämmern,
Wie Fluchtgedanken und Selbstmordgelüste als freundliche Sterne aufdämmern.
Ich weiß, wie in durchweinten, verzweifelten Nächten ein neues Denken ins alte Leben tiefe Schächte gräbt,
Wie in den verschütteten Seelen ganz tief die Blume der Liebe blüht,
Wie unter Bergen von Elend immer der Funke der Güte glüht,
Zum Traum wird, zum wachen Traum, zur Idee, zur letzten Tat:
Die Welt, die nur lebt,
Weil das Gesetz besteht,
Ist wert, daß sie am Gesetz zugrunde geht!
Denn das Gesetz, unmenschlich, furchtbar trifft den Armen nur,
Dem die Natur,
Dem das Leben nicht gnädig war,
Daß ihn keine starke Mutter gebar,
Daß kein kluger Vater die rechten Weltwege ihn wies,
Der ihn ins Elend stieß,
Daß keine starke Hand, kein guter Geist ihn führte zur Freiheit hinaus:
Die Schuldlos-Schuldigen verfallen alle dem Folterhaus,
Dem Zuchthaus, das Haß züchtet wider die Welt und ihr Gesetz;
Das Gefängnis, das die Menschlichkeit gefangen hält,
Wenn der Abfall-Mensch hinausstolpert in die schuldbeladene Welt.
Des Armen Schicksal ist: schuldlos-schuldig zu sein.
Er kennt nicht den Sinn, das Leben starrt schwarz wie die Nacht,
Wenn nicht Reichtum und Weisheit die leuchtende Fackel entfacht.
Ihm wird aus aller Freude stechende Pein,
Zum Gift ihm der Wein,
Zum Dolch die helfende Bruderhand, die er sucht;
Die Liebe wird ihm, dem Schuldlos-Schuldigen zum Spott:
Er ist verflucht.

[1] Aus: Mensch im Eisen. Gesänge von Volk und Werk von Heinrich Lersch. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. Vgl. die Würdigung des Werks von Ferdinand Gregori „Lit. Echo" XXVII, 560.

Echo der Zeitungen

J. C. Heer

Eduard Korrodi schreibt (N. Zür. Ztg. 1300) im Angedenken des Dahingegangenen:

„Vor wenigen Monaten sah ich den in der Lebenskraft gebrochenen Dichter allein auf einem Bänklein am See sitzen, seine schönen, einst wie feurige Kohlen sprühenden Augen der Abendröte und dem Bilde der Stadt träumend zugewandt. An der Himmelsglocke pfeilte ein Flugzeug. Sein Surren veränderte seine Blickrichtung nicht, und warum sollte es? Sein Herz und sein Geist hatte es mit den Vorfahren, den fröhlich und verwegen zigeunernden Ballons gehalten. Ihr Dichter, ihr glänzender Chronist ist er geworden. Er hat den Zürchern zum erstenmal in den ‚Luftfahrten des Herrn Meiß' das zürcherische Gelände ‚von oben herab' und doch freundlich gezeigt, mit dem Getäfel dunkler Wälder und hellen Feldspreiten, daliegend wie ein Schachbrett. Er hat immer und immer wieder den Ballon mit artigen Metaphern belegt, als ‚goldene Ampel', als schwebende ‚Goldorange' ist er ihm erschienen. Die Ballonfahrt ließ das Auge gemächlicher die Panoramen schlürfen als der Aeroplan, der zu flitzender, expressionistischer Beschreibung geradezu verführt. So ist der Dichter des Ballons gleichsam der Repräsentant einer entschwundenen Romantik. Aber wer J. C. Heers eben in neuer Auflage erschienenes Buch ‚Freiluft, Bilder vom Bodensee' liest, wird von Heers beschreibenden Fähigkeiten, den Zauber eines Landschaftsbildes nachfühlend zu erfassen, immer rechtschaffen gepackt. J. C. Heers Schriftsteller-Glück hat sich sozusagen in der Höhe entschieden, ein paar tausend Meter über Meer, im Ballon und auf den Schauplätzen ‚der Heiligen Wasser' und ‚des Königs der Bernina'. Die Ballonfahrten und die Reisebilder von der Adria brachten dem einfachen Lehrer einen raschen Aufstieg. Die ‚Neue Zürcher Zeitung' vertraute ihm ihr ‚Feuilleton' an, und man muß auch sagen, daß ihr durch dieses Vertrauen ein famoser Hase in die Küche lief, denn 1898 brachte die ‚Neue Zürcher Zeitung' Heers berühmten Erstling ‚An heiligen Wassern', einen glänzenden stofflichen Fund. J. C. Heer hat vor einiger Zeit erzählt, wie die Zürcher damals sorgten, daß ihm der junge Ruhm nicht in die Krone gefahren sei. Ein Leser habe in einer Tagblatt-Notiz seiner Enttäuschung Ausdruck gegeben, daß der Roman seinem Titel nicht gerecht werde und nicht an den Ufern des Ganges spiele. Lotosblumen, nicht Alpenrosen erwartete er. Von den wilden Stürmen um den Roman weiß unsere Hauschronik nichts, wie sie etwa Fontanes ‚Adultera' umtobten, deren Abdruck in der Tante Voß auf Wunsch der rebellierenden Leser abgebrochen wurde. Man wüßte auch nicht, warum. Gewiß aber beweisen diese damaligen nörgelnden Stimmen, daß der junge J. C. Heer doch wie der Pionier eines neuen Genres wirkte."

Vgl. auch: Karl Friedrich Wiegand (Frankf. Ztg. 632 — 1 M.); Hugo Marti (Bund, Bern 354); Robert Mösinger (Germ. 392); „Wie Heer zum Dichter wurde" (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 197 u. a. O.).

*

Friedrich Nietzsche
Zum 25. Todestage am 25. August

Aus den Zeitungsstimmen klingt wahrnehmbar deutlich, was unsere Zeit in Nietzsche sucht und in ihm findet. Wir geben einige in dieser Hinsicht bezeichnende Ausschnitte:

„Hart ist diese Lehre, sehr hart, aber nicht härter als die Wirklichkeit selbst. Wer sie nicht erträgt, weder die Lehre noch die Wirklichkeit, der mag die Augen abwenden, aber er verzichte darauf, ein Philosoph zu sein. Ertragen — das war schon die Lehre der alten Philosophen — aber Nietzsche verlangt mehr. Nicht bloß ertragen sollst du die Wirklichkeit, ihre Schwere und Härte — nein, lieben sollst du sie. Nicht bloß, weil du mußt, sondern weil du sie innerlich als Lebendiger miterlebst und mitwillst. Du bist mit Bewußtsein Mitglied einer Welt triebhafter Willenszentren, die alle den Willen zur Macht haben und haben müssen, und sich darum auch bekämpfen müssen, und darum hart und bitter gegeneinander streiten müssen. In einer solchen Welt sich wohl zu fühlen, das ist viel verlangt. Aber wir müssen es, und müssen es wollen, hart und stark wie die Wirklichkeit selbst." Hans Vaihinger (Münch. N. Nachr. 234 u. a. O.).

„Wenn man Nietzsches teuflische Lästerungen gegen das Christentum liest, empfindet man unwillkürlich: das sind nicht Worte eines Mannes, der mit dem Christentum fertig wäre wie etwa mit den Götzen Ägyptens. ‚So kann nur einer sprechen', meint Kiefl, ‚der einen furchtbaren Entscheidungskampf kämpft; es ist ein Ringen der anima christiana'. Jedenfalls sind Nietzsches Ideale heimlich christlich. Wie er in seinem Leben alles andere als unsittlich war — das muß Psychiatern wie

Möbius entgegengehalten werden —, so wollte er im Übermenschen nicht sich selbst (wie z. B. Stirner) als ‚einzigen‘ ‚jenseits von Gut und Böse‘ stellen. ‚Eine Zeit soll kommen, in der wir alle den Menschen überwunden haben; ich will es so schwer haben, als nur irgendein Mensch es hat‘. Nicht ‚das grüne Weideglück‘ befürwortet Zarathustra; wie haßt er die ‚Erdflöhe‘! Fieberhaft überbietet er sogar die sittlichen Forderungen Christi: ‚Ihr wolltet womöglich die Leiden abschaffen. Und wir? wir wollen es womöglich noch höher und schlimmer haben, als es je war. Die Züchtung des Leidens, des großen Leidens, wißt ihr nicht, daß nur diese Züchtung alle bisherigen Erhöhungen des Menschen geschaffen hat? ‚Nicht das ist die Gefahr des Edlen, daß er ein Guter werde, sondern ein Frecher, ein Höhnender. Einst dachten sie, Helden zu werden. Lüstlinge sind es jetzt. Aber bei meiner Liebe und Hoffnung beschwöre ich dich, o Jüngling, wirf den Helden nicht weg in deiner Seele!‘ Statt so Nietzsche in dem notwendigen Zusammenhang mit seiner Zeit zu sehen, die er vollendete und stürzte, statt auch zu beachten, wie von ihm gilt, was er selbst im ‚Wanderer ohne Schatten‘ sagt: ‚Dieser Denker braucht niemand, der ihn widerlegt; er genügt sich dazu selber‘, statt dessen hat man aus ihm herausgelesen, was einem und meist dem Niederen zusagt. Wilhelm Schulte (Germ. 396).

„Man hat allen Grund, das Verlangen der heutigen Jugend nach Nietzsche, das so viel beschrien und so viel bespöttelt wird, ernst zu nehmen. Vielleicht ist es bedeutsamer für die Zukunft der Wirkung Nietzsches als die vielen klugen Bücher, die in allen Verzweigungen des geistigen, kulturellen und sozialen Lebens den Einfluß Nietzsches feststellen und auswerten; denn das Verlangen der Jugend nach Nietzsche wurzelt rein im Intuitiven und die Intuition hat noch immer den Sieg über den Intellektualismus behalten. Ängstliche Warnungen besorgter Engherzigkeit werden die Jugend nicht davon zurückhalten, auch die Gefahren, die Nietzsches Lehren für werdende Menschen in sich bergen und die kein Einsichtiger verkennt, in Kauf zu nehmen. Gefährlich leben! Die Gefahr dem Behagen vorziehen! Das sind Mahnungen Nietzsches, die geraden jungen Menschen gut in den Ohren klingen, denn noch immer hat die Gefahr die größte Anziehungskraft auf die Jugend ausgeübt, im Leiblichen wie im Geistigen.“ Max Oehler (N. Zür. Ztg. 1320 u. a. O.).

„Starkes Leben wird zu sittlichem Leben und sittliches Leben ist ewiges Leben — diese Botschaft ist der innerste Kern von Nietzsches Werk, das heute 25 Jahre nach seinem Tode noch lebendig ist und immer lebendiger werden möge.“ Richard H. Grützmacher (Köln. Ztg., Lit. Bl. 626).

Vgl. auch: Karl Strecker „Auf Nietzsches letzten Spuren“ (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 196 u. a. O.); M. Weber „Sils-Maria“ (N. Zür. Ztg. 1309); Heinrich Römer (Hannov. Kur. 392/93); Rich. H. Grützmacher „Nietzsches innerstes Wesen“ (Deutsche Allg. Ztg., Welt 396); Otto Marsch „Nietzsche als Dichter“ (Stuttg. N. Tagbl., Kultur 389); Ludwig Marcuse „Nietzsche und Strindberg“ (Berl. Börs.-Cour. 393); Martha Charlotte Nagel „Ecce Homo“ (Berl. Börs.-Ztg., Welt 171); Rich. H. Grützmacher „Die geistesgeschichtliche Wirkung Nietzsches“ (Tag, Unt.-Rundsch. 203); Rudolf Kayser (Berl. Tagebl. 399); Karl Leuthner (Arb.-Ztg., Wien 231); Sch-r (Bund, Bern 357); Hans Gäfgen „Nietzsche als Lyriker“ (Schwarzw. Bote, Unt.-Bl. 101); Ernst Müller „Die ewige Wiederkunft“ (Stuttg. N. Tagbl. 394); Deutschmann „Nietzsches Selbstbiographie“ (Württemb. Ztg. 197); „Vom jungen Nietzsche“ (Ein Brief Rohdes) (N. Zür. Ztg. 1324); Heino Schwarz, „Nietzsche als Dichter“ (Bohemia 25.8.); Helene Wenck, „Ein Frauenurteil über Nietzsche“ (Münch. Augsb. Abendztg., Südd. Frauenztg. 35); S. Simchowitz, „Der sieche Dionysos“ (Köln. Ztg.. Lit.Bl. 638).

*

Nikolaus Lenau
(gestorben 22. August 1850)

„‚Man nennt viele Künstler, die eigentlich Kunstwerke der Natur sind.‘ Friedrich Schlegel hat diesen Gedanken geformt. Rechte Deutung findet er in Tiecks und Wackenroders ‚Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders‘, in dem Abschnitt, der das Wesen des Malers Piero di Cosimo enträtseln möchte. Der Künstlergeist, heißt es hier, sollte nur ein brauchbares Werkzeug sein, die ganze Natur in sich zu empfangen und mit dem Geiste des Menschen beseelt, in schöner Verwandlung wieder zu gebären. Sei er aber aus innerem Instinkte und aus überflüssiger, wilder und üppiger Kraft ewig für sich in unruhiger Arbeit, so bilde er nicht immer ein geschicktes Werkzeug. Vielmehr möchte man dann ihn selber eine Art von Kunstwerk der Schöpfung nennen.

Trifft das nicht Wort für Wort auf Lenau zu? Man schlage auf, was über ihn geschrieben worden ist. Immer ist von dem Menschen Lenau mehr die Rede als von seiner Kunst. Oder eine neuste geistvolle Arbeit über die Geschichte des deutschen Lieds hat kaum mehr als anderthalb Seiten über den Gewinn zu sagen, den der Lyriker Lenau gebracht hat, muß überdies dabei viel Verneinendes und Einschränkendes vorbringen. Um so lieber hat man Lenau zum Gegenstand mehr oder minder wahrheitsgetreuer Dichtung gemacht.“ Oskar Walzel (Berl. Börs.-Ztg. 391 u.a.O.).

Vgl. auch: Paul Friedrich (Deutsche Tagesztg. 392); Alfred Götze (Württemb. Ztg. 195 u. a. O.); Ml (Arb.-Ztg., Wien 229); Bruno Wille (Münch. N. Nachr. 231); Rudolf Junack (Tag 200); Wilhelm Russo (Vorw. 395); Hans Sturm (Germ. 390); Hans Benzmann (Magdeb. Ztg. 423); H. A. Walter Hamer (Hannov. Kur. 388/89); Karl Fuß (N. Tagbl., Stuttg. 383); Hans Gäfgen (Fränk. Kur. 232); Mario Mohr (N. Tagbl., Stuttg. 391); Heino Schwarz (Düsseld. Nachr. 406).

*

Balzac

Zur 75. Wiederkehr seines Todestages am 18. August

„Das ist wohl der tiefere Grund, weshalb Balzac als Künstler zuweilen nicht ganz befriedigt. Man darf ihn nicht als reinen Künstler, man muß ihn als Natur sehen. Dennoch sind seine guten Romane (nicht seine Jugendwerke) Kunstwerke im höchsten Sinn. Sein zweifellos bestes Buch, die ‚Cousine Bette' (Tante Lisbeth), wurde sogar von André Gide als der beste Roman der französischen Literatur überhaupt bezeichnet. Die Sache ist wohl die, daß bei Balzac die Literatur wieder Schöpfung des Lebens geworden ist, eines Lebens, das neben dem Leben einherläuft, fast gleichwertig mit dem Leben. Doch die Ursache ist nie geringer als die Wirkung. Ein schaffender Gott ist nicht denkbar ohne Verstand. Auch das frenetische Schaffen eines Balzac, so naturhaft es sich ausnimmt, ist nur eine Erscheinungsform des Geistes, nicht des Instinkts. Balzacs Welt ruhte hinter seiner Stirn, bevor sie seiner Stirn entsprang. Rodin verwurzelte seinen Balzac in der Physis, im Steinblock, im Lehm, doch er ließ ihn auch aus dem Lehm sich emporwinden — ein großes Gleichnis für diejenigen, die sich bloß auf die zeugenden Mächte der Erde glauben verlassen zu können, auf ihr verworrenes, stammelndes Gefühl, das mit dem Leben verwachsen und ihm verhaftet bleibt, nicht Gestalt ist und nicht sein wird." Bernard Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 381).

„Balzac bedeutete uns heute wenig, wenn er nicht über das bloße Erfassen des Lebens hinausgekommen wäre, wenn er nur aufgenommen, nicht erhöht, nur ergriffen, nicht geprägt, nur widergespiegelt, nicht gestaltet hätte. Erst daß er nicht nur ein von der Wirklichkeit wundervoll Gespielter, sondern ein überlegener Spieler, ein Herrschender, ein gewaltiger Former ist, macht ihn aus einer der glänzendsten Zeiterscheinungen zu einem zeitüberdauernden Genius." Hans Franck (Münch. N. Nachr. 227).

„Hier ist einer, der die Mauern niederreißt vor der Hölle und dem Himmel seiner Welt, der Welt von 1830 bis 1850, und sich selbst nicht schont. Keine Ironie, kein Spott, keine Ruhe und keine Distanz, und in diesem Sinne auch keine Kunst im Sinne Goethes und Flauberts, aber das Werk des Daseins mit all seiner Süße und seiner Bitternis. Mag sein, daß auch ihm, Balzac, die Tür des letzten Gerichtes nicht geöffnet ward, daß auch er, Schöpfer der menschlichen Komödie, vergebens an die letzte Instanz appellierte, aber man hört ihn rufen, fühlt in dem Zittern der Kerzen am Tische, in deren Schein man seine Werke heute, 1925, liest, wie sich ein Mensch mit dem Letzten, dem Besten und dem Niedrigsten an uns hingibt — um uns, heute wie in hundert Jahren noch unsere Enkel, in unserem Letzten zu gewinnen. Denn aktuell in ihm und in uns, den demütig Horchenden, den demütig Folgenden, ist nur das Ewige." Ernst Weiß (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 386).

Vgl. auch: Jan Brodersen (Hannov. Kur. 383); Hermann Kesser (Frankf. Ztg. 610 — 1 M.); Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 224), (Saarbr. Landesztg. 223); Gerhart Pohl (Vorw. 387); K. E. Krack (Deutsche Allg. Ztg. 385); Hermann Hesse (Berl. Tagebl. 387); Hanna Ribeaucourt (Tag, Unt.-Rundsch. 197); M (Arb.-Ztg., Wien 225); Werner Mahrholz (N. Bad. Pr. 407); Balzac-Nummer der Prag. Pr. (Dichtung 33): H. Taine „Balzacs Philosophie"; Victor Hugo „Balzacs Tod" (u. a. O.); Georg Brandes „Balzac und die Frau"; František Langer „Balzac — der Mann".

*

Hans Christian Andersen

Zum 50. Todestag

„Andersen hat seine Märchen selbst ins Deutsche übertragen, und dies vornehmlich macht, daß sie wie ein natürliches Gut deutschen Schrifttums wirken, nicht eingebürgert, sondern eingeboren. Der dänische Meister konnte seinen Tonfall so tief eindeutschen, daß wir ihn im Ohre haben, wie nur irgend den Tonfall eines deutschen Dichters. Es ist, als habe er nicht übersetzt, sondern, in zweiter Empfängnis und Schaffensfreude, zum andern Male gedichtet. Wie Kinderreime und Kinderlieder — ‚Rab', Rab'! Gib mir doch auch einen Knochen ab!' oder ‚Müde bin ich, geh' zur Ruh'' — klingen uns Sätze und Wendungen nach, ein vertrauter Akzent schwebt liebevoll über ihnen; manche haben wir durch Jahrzehnte hindurch nicht vergessen, andere, wenn wir Andersens Märchen wieder aufschlagen, erwachen in uns und ertönen wiederum. Anfänge, wie: ‚Nun, höre einmal!'; Schlüsse wie: ‚Sieh, das war das Zwiegespräch!' oder: ‚Es ist Grabenwasser, sagte Kribbel-Krabbel'. Wenn der König, der von den Feuerzeughunden in die Luft geworfen werden soll, sagt: ‚Ich will nicht'; wenn die Kinder die Geschichten von ‚Ivede-Avede' und ‚Klumpe-Dumpe' hören wollen;

wie die Storchmutter mit den Storchjungen redet, wie das Kjögehuhn und Korsör aus dem Geographiebuch des „Kleinen Tuk' sprechen und so fort, unabsehbar. Es ist ein Tonfall, unsagbar einfältig und weise, der Tonfall einer gütigen, alten Stimme, aus einem vielleicht alten Leibe, aber gewiß aus einem jungen Gemüte, einer Stimme, die nur Stimme war, deren Gestalt und Haupt wir nie erblickt haben, die bei uns in der Kinderstube war und in allen unseren Kindertagen redete und nun fortredet in unseren erwachsenen. Es ist ein Tonfall, in dem sich Licht verfangen hat, siehe, ganz weiß, vormittagweiß und kinderstubenweiß hängt es an den Tönen und Sätzen; ja, über Andersens Märchen liegt jenes Kinderstubenlicht, das ist, als ob der Schein vom Vormittag des ersten Weihnachtstages über allen Tagen der Kindheit läge." Ernst Lissauer (N. Bad. Landesztg. 390 u. a. O.).

Vgl. auch: W. A. Hammer (Münch. N. Nachr. 214); Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1220); Georg Brandes (Prag. Pr. 212); Wilhelm Russo (Germ. 354); Paul Ernst (Voss. Ztg. 364); Eugen Peterson (N. Tagbl., Stuttg. 355); Egon Friedell (Köln. Ztg. 569); Erwin H. Rainalter (Hannov. Kur. 359); O. K. (Arb.-Ztg., Wien 211); Erich Vogeler (Berl. Tagebl. 365); Karl Hage (Germ. 358); Heinrich Peters (Anekdoten) (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 93); Hans Gäfgen (Schles. Volksztg., 4. August); S (Frankf. Ztg. 586 A.); Heinz Neuberger (Bayer. Staatsztg. 175); „Alt Nürnberg im Schaffen Andersens "(Württemb. Ztg. 179).

*

Zur deutschen Literatur

Über die Grimmelshausen-Ausstellung in Offenburg schreibt Egon Cohn (N. Bad. Landesztg., 14. Aug., vgl. auch N. Zür. Ztg. 1315). — Der „Trutznachtigall" Friedrich von Spees widmet Eduard Korrodi eine interessante Betrachtung (N. Zür. Ztg. 1207). — Einen Aufsatz über Matthias Claudius bietet E. K—n (Berl. Börs.-Ztg. 379). — „Die erste Deutsche als Dr. phil." (Dorothea von Schlözer) nimmt Bernhard Szana (Köln. Ztg. 574) zum Thema.

„Ein Opernentwurf Goethes" ist eine interessante Mitteilung von Karl Bezold (Frankf. Ztg. 591 — 1 M.) überschrieben. — Goethe, den Rheinländer, kennzeichnet S. Simchowitz (Köln. Ztg., 4. Sondernummer zur Jahrtausendfeier). — Goethe in Berlin schildert auf Grund von Otto Pniowers Buch E. A. Greeven (Deutsche Allg. Ztg. 361). — Eine Notiz von H. K. „Goethe über Theaterzuschüsse" findet sich (N. Tagbl., Stuttg. 346). — Über die Neuordnung des höheren Schulwesens und das Goetheproblem schreibt Friedrich Muckermann S. J. (Germ. 354). — „Goethe als Patriot" von Carl Georg von Maaßen wird (N. Tagbl., Stuttg. 350) wiedergegeben. — Über Goethe und seine Schwester läßt sich Bertha Badt (Bund, Bern 361) vernehmen. — „Goethe, die Franzosen und Frankreich" unterzieht G. von Graevenitz einer Betrachtung (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 200). — Die Lebensidee Goethes sucht Hermann August Korff zu ergründen (Hannov. Kur. 400/01). — „Luther, Goethe, Bismarck" von Thomas Mann ist als Auszug aus der Studie „Natur und Nation" (Voss. Ztg., Unt. 404) geboten. Als Gedenkblätter an Goethes Geburtstag erschienen: „Wie Goethe eine Bilderlotterie veranstaltete" von M. A. von Lütgendorff (Magdeb. Ztg. 436); „Emerson und Goethe" von Emil Engelhardt (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 200, 201); „Goethe und die Rahel" von Stefan Zweig (Frankf. Ztg. 638 — 1 M.); „Der Schalttag" von Otto Ernst Hesse (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 406); „Goethes Sohn als heidelberger Student" von Hermann Bagusche (N. Bad. Landesztg. 434); „Der Volks-Goethe" von T. (N. Zür. Ztg. 1336); „Goethe vor 100 Jahren" von Carl Meißner (Stuttg. N. Tagbl. 400); „Charlotte Buff" von Heino Schwarz (N. Grazer Tagbl. 432). — Eine Plauderei von Tony Kellen „Wie Schiller die Schweizer beleidigt hat" findet sich (Frankf. Ztg. 620 — 2 M.).

Über Hegel schreibt Ernst Müller (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 395). — Dem unbekannten Eichendorff widmet E. A. Pfeffer einen Aufsatz (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 94). — Über E. T. A. Hoffmanns „Majorat R... sitten" schreibt Walther Harich (N. Bad. Landesztg. 417). — Über die Jean Paul-Feier in Wunsiedel wird (Münch. N. Nachr. 216) Bericht gegeben. — Über Heinrich Heine im Jenseits plaudert Werner Peiser (Berl. Börs.-Cour. 389). — Dem Briefschreiber Fichte widmet Otto Ernst Hesse eine Studie (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 394).

Neues zu Georg Büchner bringt Otokar Fischer (Prag. Pr. 213). — Persönliche Erinnerungen an Fritz Reuter vermittelt Hermann Ploetz (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 329). — Über die basler Dichterin Emma Kron (1823—1875) orientiert K. E. Hoffmann (Nationalztg., Basel, Basilisk 28—30). — Annette Droste im Kanton Thurgau schildert Heinrich Droste zu Hülshoff (Köln. Ztg. 585). — Johann Georg Fischer betrachtet August Köhler (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 30) als Führer zum Verständnis des Pantheismus in der Dichtung. — Rosegger-Erinnerungen werden (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 323) geboten. — Ganghofer-Gedenken pflegt Heino Schwarz (Deutsche Allg. Ztg. 316). — Erinnerungen an Eduard von Keyserling weckt Franz Blei (Prag. Pr. 220). — „Die Philosophie des Unsinns" überschreibt Ludwig

von Bertalanffy (Köln. Ztg., Lit. Bl. 594) einen dem Andenken Christian Morgensterns gewidmeten Aufsatz. — Ein Aufsatz von Paul Wittko (Hamb. Corr. 367) „Ein europäisches Wanderleben“ dient der Erinnerung an Ludwig Passarge. — Eine Erinnerung an Gottfried Kinkel erneut Will Scheller (Köln. Ztg., Lit. Bl. 588), Gottfried Kinkel im Gefängnis in Karlsruhe und Rastatt 1849 schildert A. Krieger (Karlsr. Tagebl., Pyramide 23, 24). — Zum Gedächtnis von O. J. Bierbaum schreibt Paul Wittko (Schles. Ztg., 28. Juni). — Zur Charakteristik von Georg Simmel dient ein „Brief“ von Otto Heuschele (Köln. Ztg., Lit. Bl. 607). — Wilhelm Dilthey widmet Friedrich Kuntze eine Studie (Deutsche Allg. Ztg., Welt 384). — Abschied von Peter Altenberg begeht Oskar Maurus Fontana (Berl. Börs.-Cour. 397). — Über Georg Trakl schreibt Albert Ehrenstein (N. Bad. Landesztg. 385). Einen Nachruf auf Emma Haushofer-Merk bietet Anny Schaefer (Münch.-Augsb. Abendztg. 197). — Unveröffentlichte Briefe von Karl Spitteler teilt Richard Messer mit (Prag. Pr. 220). — Eugen Kilians künstlerische Persönlichkeit schildert Wilhelm Zentner (Münch. N. Nachr. 206). — Zum Gedächtnis von Moeller van den Bruck schreibt Hans Schwarz (Münch. N. Nachr. 215). — Ein Bild von Otto Roese bietet St—s (Münch.-Augsb. Abendztg. 226). — Ein Nachruf auf Marthe Renate Fischer aus der Feder von Walter Bähr wird (Bund, Bern 313) geboten.

*

Zum Schaffen der Lebenden

Von Karl Borromäus Heinrich sagt Otto Steinbrinck (Germ., Lit.-Beil. 16): „Man denkt sich Heinrich unwillkürlich als einen frischen, nicht armem Zweifelssinn hingegebenen, sondern den Wundern des Lebens pochend vertrauenden — Thomas Mann. Einen katholischen Thomas Mann, der durch seinen festen Standort auf der zwischen Welt und Überwelt geschwungenen Brücke davor bewahrt ist, in bloßes Miethäuslertum des Daseins zu verfallen; der vielmehr in sich trägt eine anima christiana, das Leben in seiner Ganzheit. Das ist das zuverlässigste Lebensfundament, auf dem sich die vom Atem grausigen Schicksals durchwehte Welt in ‚Florian‘ aufbaut. Und das hebt ihn hoch über viele der gegenwärtigen Dichter, die nur den Zwiespalt und die Dunkelheiten sehen, aber selten die geschlossene Welt, aus der das tragische Geschehen wie der Blitz aus den Wolken herniederflammen kann. Nie ist bei Heinrich das Leben zerfetzt in Augenblicke und bloße Situationen voll Zufall und ohne höhere Sinnbestimmung. Gerade die das Menschliche wie ein Gefäß zersprengenden Gewalten schicksalsvoller Leidenschaft können sich wieder im Menschen in seiner ganzen Grausigkeit und läuternden Gewalt offenbaren, da sie nicht in blindem Wüten rasen, sondern geführt von der geheimen Hand des Lenkers der Welten. So wird Heinrich durch seinen Katholizismus geradezu zur Schicksalstragödie geführt.“ — Unter der Überschrift „Rilke in Paris“ schreibt Friedrich Märker (Berl. Tagebl. 391): „Rilke ist einer der echten Poeten, die, durch ihren Mangel an niederen Instinkten arm und heimatlos gemacht, frei von aller Enge des Partei- und Schuldenkens, sich überall wohl fühlen, wo sie Schönheit oder Menschlichkeit finden. Daß ein Dichter gern das am wundervollsten und am schönsten findet, was ihn im Augenblick begeistert, ist so sehr im Wesen dichterischen Erlebens verwurzelt, daß ein elefantenhaftes Verständnis vorausgesetzt werden muß, wo ein Deutscher einem Dichter Vorwürfe macht, der gerade in Paris weilt und diese von allen Künstlern mit Begeisterung genannte Stadt ‚von wunderbarem Glanz‘ erfüllt findet. Zumal wenn man bedenkt, daß Rilke aus München als Ausländer (Österreicher) ausgewiesen wurde! Der größte Lyriker des heutigen Deutschland wurde von deutschen Behörden in der bekannten schlechten Amtssprache aus Deutschland ausgewiesen! Lediglich aus Bureaukratismus! Welches andere Volk kennt dergleichen!“ — Zur Charakteristik von Axel Lübbe sagt Heinrich Spiero (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 357): „Axel Lübbe aus Littfinken gehört als 1880 Geborener im Grunde noch zur Altersgemeinschaft von Agnes Miegel und Walther Heymann; seinem Wesen nach, wie gemäß der Zeit seines Hervortretens reiht er sich jedoch zu dem jüngsten, jetzt um Geltung und Wirkung ringenden Geschlecht. Tritt man in die Welt seiner (bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Berlin erschienenen) Dichtungen, so ist der erste Eindruck der einer äußersten Seltsamkeit. Hier ist einer der nicht häufigen Fälle, wo die Fremdartigkeit der Vorgänge rein sachlich so packt, daß das ästhetische Urteil sich eine Weile gefangen gibt, ehe es über das Rohstoffliche oder auch roh Stoffliche hinweg Gewalt und Gehalt formender Kunst erspürt und ertastet.“ — Einen Aufsatz über Frank Thieß (Prag. Pr., Dichtung 32) leitet Hanns Johst mit den Worten ein: „Es ist hier die Rede von einem Mann, dessen Werk, so sehr es noch das Merkmal des Beginns trägt, aufhorchen läßt und dessen Wort weiterzutragen mir eine nötige Pflicht zu sein scheint.“ — Über Hans Friedrich Blunck liegen vier Aufsätze vor, von Otto Steinbrinck (Germ., Werk 12), von Paul Wittko (Magdeb. Ztg. 399), von Martin Treblin (N. Görl. Anz., Familienfreund 29), von H—n (Hamb. Anz. 186). Wittko meint: „Wenn man heute des

36jährigen Dichters bisheriges Gesamtwerk überblickt, erscheint es verständlich, daß die Lyrik im Laufe seines Schaffens zurücktrat. Sein Erfindungstum wies ihn zu den Weiten der Epik, auf dem seine stärksten Aussagen wohl noch ausstehen, von denen wir zunächst größere Konzinnheit und Konzisheit erwarten, als die drei letzten Bände zeigen. Möglich, daß sie das Letzte offenbarten, was Blunck künstlerisch erschüttert. Wahrscheinlich, daß er das Tiefste noch in sich findet." — Irene Forbes-Mosse wird (Magdeb. Ztg. 391) von Hedwig Forstreuter dahin charakterisiert: „Irene Forbes-Mosse schreibt für eine Gemeinde, die der Zahl nach vielleicht nicht sehr groß ist, ihr Name scheint viel weniger bekannt als der ihrer vor kurzem dahingegangenen Schwester, Elisabeth von Heyking. Aber eine Art Freimaurertum verbindet Menschen, deren Wesensart diese Bücher entgegenkommen, mit ihrer hundertfach opalisierenden Sprache, den wunderbar treffsicheren Menschenbeobachtungen, den Schilderungen von Landschaften, über denen die Luft zittert wie vor Zärtlichkeit." — Ein sympathisches Bild von Joachim von Winterfeldt entwirft Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 390).

Zum 65. Geburtstag von Johannes Dose schreibt Paul Wittko (Hamb. Corr. Ztg. f. Lit. 195): „Mehr ein Darsteller abgeklärter Erkenntnislehre ist Dose als Dichter von künstlerischer Leuchtkraft. Seine Lebensweisheit nimmt mitunter größere Abschnitte der Erzählung ein, ohne selbst Erzählung geworden zu sein. Wenn er das Leben als einen Krieg darstellt, so weiß er jedoch seine Leser stets für die christlichen Tugenden zu begeistern. Und er besitzt die Hauptsumme aller Volkslehrertugenden: Liebe und frohe Laune." — Zu den Geburtstagsgrüßen für Clara Viebig ist der von Heino Schwarz (Köln. Tagebl. 332) nachzutragen.

Auf die Gedichte von Irma Schreiber macht Hugo Marti (Bund, Bern, Kl. Bund 34) aufmerksam: „Leicht und lose in den Jahreszeitenkreis geflochten sind Irma Schreibers nachdenkliche Verse, stark von persönlichem Gefühl getragen, so heftig eigenem Erleben abgerungen, daß sie stellenweise für den Leser dunkel bleiben und in ihm die indiskrete Frage nach dem Schlüssel zum Verständnis, nach dem Geschehen aufsteigen lassen, das diesen Aufschrei des Herzens, diesen Trost einsamer Beruhigung erzeugt hat. Wenn innerliches Erleben so hemmungslos in lyrische Gefäße auszuströmen scheint, so ist um so anerkennenswerter die Zucht, die das Gedichtwerk sich auf wenige Blätter beschränken ließ." — Will Schellers Aufsatz über Stefan Georges neuen Ton wird (Königsb. Allg. Ztg., Lit.-Beil. 389) wiedergegeben. — Über Silvio Marchese della Valle di Casanova sagt Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg. 355): „Casanova verliert sich nicht etwa in unverständlichen Rausch. Seine volltönende Pathetik ist getragen von klarer, hoher Gedanklichkeit, von letzter philosophischer, religiös erlebter Vergeistigung. In dem Waldmythos, in dieser Waldkosmogonie offenbart sie sich ebenso wie in den aus antiker und orientalischer Mythologie geborenen Gesängen von den Elementen. Wie hier Casanova die Elemente als Gottes Kräfte fühlt und zusammendenkt, in einer Erlebniseinheit singt, da ist wieder echt deutsche Synthese, so daß man nicht müde wird, sich dem quellenden Reichtum, dem tiefen, sinnvollen Gehalt und der reinen Sprachmusik dieser Verse hinzugeben." — Zu Arno Holz' „Blechschmiede" bemerkt Franz Servaes (Berl. Börs.-Ztg., Welt 161): „Mag er Schuldige und Unschuldige im gleichen Maße anrempeln; mag er in seinem Haß oft ungerecht und blindwütig werden; mag er in Dutzenden von Fällen am Ziel weit vorbeischießen; mag er durch seine Kaltschnäuzigkeit, seinen Hochmut, seine Zügellosigkeit uns manchmal empören, beleidigen und herausfordern, wer Kunstgefühl in den Fingerspitzen spürt, wer Achtung, vielleicht gar Liebe für künstlerisches Heldentum besitzt, wird über alles dieses hinwegkommen."

Zur Charakteristik von Paul Gurk notiert Siegfried Melchinger (N. Tagbl., Stuttg. 381): „Wahrlich, der schöpferische Drang in diesem Menschen muß ungeheuer sein, das kann keiner sein von den alltäglichen Literaten, die um des Brotes oder Goldes willen produzieren, das muß ein Mensch sein, der größer ist als sein Schicksal, als seine Umwelt, als die Realität, die ihn bedroht. Er hat sie bezwungen, und das ist es, was ihn rein menschlich und künstlerisch weit von dem zerrissenen Genie der dreißiger Jahre wegführt: daß er den Grabbe in sich überwunden hat, daß er die erlösende Idee gefunden hat, die ihn in das Tiefste seiner Seele, die ihn zu Gott führte." — Auf Lina Ritter macht Karl Walter aufmerksam (N. Tagbl., Stuttg. 377): „Zweifellos besitzt in Lina Ritter das Elsaß gegenwärtig seine beste dramatische Kraft. Wohl ist diese Frau eine Dichterin ihrer engeren Heimat, aus der alle ihre Werke in weiter Sehbreite herauswachsen. Aber mit ihrem Landsmann Eduard Reinacher findet sie ihre geistige Heimat jenseits der Grenzen in dem Lande edlen, wirklichen Menschentums."

Zu Lion Feuchtwangers als sehr spannend anerkanntem neuen Roman „Jud Süß" bemerkt Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 601 — 1 M.): „Es ist weniger die Phantasie des Gestaltens und Erfindens, als die Phantasie der Einfühlung und der Durchdringung des Stoffes, was Feuchtwanger zur Breite auch die Fülle gab. Das Urpoetische ist so wenig Feuchtwangers Kraft

als die des hohen Ahnen der ganzen Familie historischer Romanciers: des von aller Welt bewunderten und auch von Goethe hochgeschätzten Walter Scott. Hier ist die Dichtung weit weniger ein Erschauen von Urbildern oder die Wortbannung des Unaussprechlichen aus Ahnung und Seele als ein Talent der Stoffeinteilung, der fabulierenden Ausschmückung und Idealisierung, mehr der empfindungsvollen Darstellung, als der visionären Gestaltung." — Über Heinrich Manns neuen Roman „Der Kopf" äußert sich Carl Helbling (N. Zür. Ztg. 1244): „Wenn irgend etwas an diesem Roman Heinrich Manns großartig ist, dann ist es die Gewalt der Spannung. Die Geladenheit der Atmosphäre hat den Druck, den man vor dem Gewitter empfindet, wo man sich noch bemüht, heiter zu sein. Ein Weltgeschehen braust, mag es nun so oder anders von der berühmten Wirklichkeit verifiziert werden. Explosionsbereite Minen liegen da, man sieht, fürchtet sie, aber keiner hat mehr den Mut, ihre Wirkung zu verhindern." — Über den neuen Roman von Walter von Molo „Bobenmatz" äußern sich H. F. (Magdeb. Ztg. 374) und Hanns Martin Elster (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 190) anerkennend. Elster meint: „Man darf Molos neuem Roman mit keinerlei Vorurteilen begegnen. Dieser ‚Bobenmatz' hat weder mit des Dichters frühen soziologisch-moralischen Jugendwerken noch mit den historisch-heroisch-nationalen Manneswerken etwas zu tun, sondern ist ganz neue Fruchtbarkeit. Molo hat sich von allem Irdischen, Realen abgewendet und geht, übrigens in glänzender stilistischer Gestaltung, den Weg des reinen Gefühls, des reinen Geistes." — Kritisch setzt sich Hümmeler (Rhein. Volksztg. 141) mit E. von Handel-Mazzettis „Rosenwunder" auseinander: „Es verstärkt sich der Eindruck, daß man es hier mit einem spezifisch weiblichen Roman zu tun hat, edel, fein, gehalten, aber doch von durchaus weiblicher Mentalität eingegeben, die sogar an einigen Stellen, freilich in gebotenem Abstand, ganz leise an Courths-Mahler rührt. Man wird das Erscheinen des zweiten Bandes abwarten müssen, ehe man urteilt." — Dem „Ungerechten Rechtsanwalt" von O. Berneder rühmt H. H. Bormann feine Ziselierung, mehr als Phantasiestärke nach (Germ. 369). — Auf die „Chronik von Sankt Johann" (Kurt Wolff) macht Johannes Bühler aufmerksam (Münch. N. Nachr. 236), als auf ein Buch der Bereicherung für alle, die für echte Dichtung Empfänglichkeit besitzen. — Die Novellen von Martin Borrmann „Der Don Juan der halben Dinge" (Ernst Rowohlt) vergleicht Sch—r (Bund, Bern 349) einer Farbensymphonie.

Über Ernst Lissauers „Glück in Österreich" liegen erneut vier Aufsätze vor, von Erwin H. Rainalter (Stadtanzeiger f. Köln, Von deutscher Art 29); von Eduard Siebrecht (Wien. Allg. Ztg. 141 49); von Jos. Aug. Lux (Salzb. Chronik 150); von Oscar Maurus Fontana (Berl. Börs.-Cour. 355). Rainalter schreibt: „Mit dreiundvierzig Jahren ist er dem Gipfel nahe. Er überblickt das Zurückgelegte und rüstet sich zum letzten Anstieg. Seiner Art entsprechend, muß er, sowie er sich Rechenschaft geben will, zugleich Rechenschaft geben über das Volk, dem er sich mit bewußter Treue so sehr eingegliedert fühlt. Was am heutigen Deutschland gut und tragfähig, was schwach und mürb ist — er hat es auf eine sehr seltsame Art ausgesprochen: indem er einen Stamm wägend und abschätzend der großen Gesamtheit gegenüberstellte. Er schrieb ein Buch ‚Glück in Österreich', das soeben erscheint und, indem es eine fanatische Liebeserklärung an Österreich und österreichische Art ist, nicht minder eine Liebeserklärung an Deutschland bleibt. Daß die Österreicher noch mehr in der Natur leben als der Deutsche gemeinhin, daß die österreichischen Städte sich heute noch organischer der Landschaft einfügen als etwa das zu einer bewußten Willensschöpfung seiner Menschen gewordene Berlin — das ist es, was Lissauer schwärmerisch preist. Seine Naturverbundenheit bricht in diesen werbenden Essays so schön durch, daß, was oft als trockene Darstellung angelegt werden muß, sich selbst zu einem Bekenntnis des Dichters steigert. Des seltsamen Dichters, der seinem norddeutschen Wesen alles verdankt, und doch unter süddeutschem Himmel am glücklichsten und reichsten ist." — Mit „ungemeiner, fast vorbehaltloser Bewunderung" spricht Ernst Lissauer selbst (Münch. N. Nachr. 230) über Stefan Zweigs „Kampf mit dem Dämon". — Josef Nadlers „Literaturgeschichte" rühmt Günther Müller (Germ., Ufer 33) als ein Buch der Versenkung in geschichtliche Wirklichkeit. — Über die „Abendliche Allee" von Arthur Friedrich Binz sagt Heinrich Lentz (Böhm. Volksztg. 599): „Man liest viel Theoretisches und Kluges über moderne Dichtung, viel Geist wird aufgewandt, um ihr Wesen auf eine schöne Formel zu bringen. Selten aber schlägt einem der volle und warme Herzton entgegen wie aus den Essays von Binz."

*

Zur ausländischen Literatur

Eine Begegnung mit Pirandello zeichnet Otto Alfred Palitzsch (Hannov. Kur. 360/61) auf.

Über Christopher Marlowes Tod schreibt Viktor Klages (Münch.-Augsb. Abendztg. 228 u. a. O.). — Liebesbriefe von John Keats werden (Frankf. Ztg. 606 — 1 M.) mitgeteilt. — Ein Bild von John Galsworthy entwirft Wilhelm Nahde (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 410). — Persönliches von Bernard Shaw teilt Jack Benvenisti (Magdeb. Ztg. 384) mit, zu den

Puritanerstücken äußert sich Herwig Kellner (Bund, Bern 317), zur „Heiligen Johanna" Otto Brües (Germ., Ufer 32). — Über Mark Twains Autobiographie liegen zwei Aufsätze vor, von Upton Sinclair (Frankf. Ztg. 594 — 1 M.) und von F. Schönemann (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 360/61). — Den neuen Geist in der amerikanischen Literatur kennzeichnet Hans Trausil (Deutsche Allg. Ztg. 400).

Über Théophile Gautier schreibt Eugen Lerch (Frankf. Ztg. 593 A.). — Zum 75. Geburtstag von Guy de Maupassant erschienen Aufsätze von Frank Harris (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 368); Willibald Klatt (Tag, Unt.-Beil. 186); Hanns Hermann Cramer (Tag 190a); Bernard Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 362); F. M. Huebner (Prag. Pr. 228), vgl. auch (Alton. Nachr. 180). — Zur Marcel Proust-Literatur schreibt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1186). — Die literarische Silhouette von Reymond Radiguet zeichnet Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 369). — Über neue französische Literaturgeschichtsschreibung orientiert Fred A. Angermayer (N. Tagbl., Stuttg. 349). — Zur französischen Literatur der letzten fünfzig Jahre äußert sich E. K — n (Berl. Börs.-Ztg. 353). — Den französischen „Überrealismus" charakterisiert Otto Grautoff (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 396), der auch französische Künstler und Schriftsteller (Berl. Tagebl. 386) im Bilde, mit Zeichnungen von Rudolf Großmann vorführt.

Ibsens „Peer Gynt" und die Wirklichkeit nimmt Carl David Marcus (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 395) zum Thema, der auch (Deutsche Allg. Ztg. 403) über Björnsons Auferstehung schreibt. — Strindberg Dämmerung ist ein Aufsatz von Fritz Brüggemann (Köln. Ztg. 562) betitelt, über Strindberg und seine Zeitgenossen schreibt Ludwig Marcuse (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 423), Strindbergs große Liebe schildert Karl Tiander (Berl. Tagebl. 393), aus Strindbergs Schauspielerzeiten erzählt Hans von Hülsen (Berl. Börs.-Ztg., Welt 365). — Zum 65. Geburtstag von Knut Hamsun schreibt Paul Friedrich (Berl. Börs.-Ztg. 361).

Eine Notiz über Tolstojs „Peter der Große" von H. N. findet sich (Frankf. Ztg. 590 A.). — „Wie sich Dostojewski zu Deutschland bekehrte" wird (Germ. 351) erzählt, über Dostojewski am Roulette schreibt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1278). — Über Lunatscharskys Schauspiel „Der befreite Don Quichotte" berichtet Leo Lania (Berl. Börs.-Cour. 375).

* * *

„Deutsche Barocklyrik." Von Hans Benzmann (Karlsruher Ztg., Wissenschaft 187).

„Das Wesen der Groteske." Von Werner Bergengruen (Deutsche Allg. Ztg. 352).

„Georg Brandes und Johannes Müller über Jesus." Von Rudolf Bultmann (Berl. Tagebl. 363).

„‚Erschlagt den Philologen'. Einleitung zu einer Vorlesung über Walther von der Vogelweide." Von Konrad Burdach (Münch. N. Nachr. 211).

„Dichter und Kritiker." Von Michael Charol (Germ. 391).

„Agonie des Theaters?" Von Franz Theodor Csokor (Frankf. Ztg. 553 — 1 M.).

„Zwischen Schiller und Shaw." Von Otto Ebstein (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 174).

„Der kranke Buchhandel." Von Herbert Eulenberg (Berl. Tagebl. 401).

„Das kultische Drama. Grundsätzliche Betrachtungen gelegentlich der Münsterspiele in Überlingen." Von Bruno Goetz (Deutsche Allg. Ztg. 389).

„Die Kleinstadt im Drama." Von Rudolf K. Goldschmit (N. Zürch. Ztg. 1274).

„Eine moderne europäische Literaturgeschichte." (Von Guillermo de Torre.) Von Iwan Goll (Berl. Börs.-Cour. 403).

„Sprechstil und Schreibstil." Von H. Hamann (Tag 181).

„Eine neue Lex Heinze? Der Gesetzentwurf zur Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur." Von Max Harteck (Berl. Tagebl. 400).

„Rheinische Erzähler von heute." Von Carlheinz Hillekamps (Germ. 389).

„Schweizerdichter in München." Von Hans Honneger (Bund, Bern 350).

„Das Theater der Republik." Von Leopold Jeßner (Voss. Ztg. 369).

„Die Kultur des Briefes." Von Armin Artur Kesser (Frankf. Ztg. 556 — 1 M.).

„Kenntnis unserer Klassiker." Von Eugen Lerch (Frankf. Ztg. 581 — 1 M.).

„Über die Tragödie." Von Walter Lieblein (Berl. Börs.-Cour. 369).

„Bürgerliche Dichtung." Von Ernst Lissauer (N. Wien. Tagebl. 214).

„Verbotene Literatur." Von Hugo Marti (Bund, Bern 355).

„Dichtung und Literaturwissenschaft. Ein bedeutsamer Parallelismus." Von Paul Merker (Münch. N. Nachr. 209).

„Das Theater am Rhein. Zur Theaterabteilung der Jahrtausend-Ausstellung." Von Carl Niessen (Köln. Ztg., 4. Sondernummer).

„Vom Journalismus im päpstlichen Rom." Von Friedr. Noack (Köln. Ztg. 596).

„Magische Lyrik." Von Rudolf Paulsen (Weser-Ztg., Lit.-Beil. 260).

„Das erwachende Theater." Von Erik Reger (Köln. Ztg., Lit.-Beil. 556).

„Wer war Faust?" Von N. Graf Rehbinder (Münch.-Augsb. Abendztg. 224).

„Unaufgeführte Dramen." Von Leo Rein (Berl. Börs.-Ztg. 387).

„Braucht der Dichter Erkenntnis?" Von Oskar A. H. Schmitz (Köln. Ztg. 556).

„Von Schnitzler über Scholz zu Pirandello." Von N. Stollberg (Berl. Börs.-Cour. 385).

„Das Volkslied im Rheinland." Von Adam Wrede (Köln. Ztg., 4. Sondernummer).

„Ladenbuchhandel und Buchgemeinschaft." Von z. (Deutsche Allg. Ztg. 356).

„Ein Literatur-Prozeß" (Frankf. Ztg. 596 — A.).

Echo der Zeitschriften

Die Weltbühne. XI, 32. (Charlottenburg.) Fritz Th. Cohn versucht in Erwiderung auf den harten Anklageaufsatz von Ernst Moritz Häufig in Nr. 29 der „Weltbühne" das Vorgehen der Sortimenter gegen die Autoren der Buchgemeinschaften zu rechtfertigen. Er schreibt:

„Die Gilde, bekanntlich die Vertreterin einer großen Anzahl deutscher Sortimenter, nicht einmal aller und nicht der größten, hat bei der letzten Kantateversammlung in Leipzig auf Beschluß ihren Mitgliedern empfohlen, sich für solche Autoren, die in Buchgemeinschaften Bücher verlegen, nicht mehr zu verwenden. Die Gründe für diesen Beschluß sind anfechtbar, der Beschluß selbst ist es nicht. Bisher hat stets jedem Buchhändler frei gestanden, sich für den Autor zu verwenden, für den er sich verwenden will. Es hat immer Sortimenter gegeben, deren Geschmack für die Beratung ihrer Kunden durchaus maßgebend gewesen ist, und es gibt Gott sei Dank eine große Anzahl Sortimenter, deren Geschmack gut ist, und die das Bedürfnis fühlen, ihren Kunden gute Werke zu empfehlen, ihnen von schlechten abzuraten. Nun sind bei diesem Gildebeschluß allerdings solche idealen Gründe nicht maßgebend gewesen, sondern man hat die augenblickliche Notlage der Sortimenter berücksichtigt und sich gesagt, daß ihnen durch die Konkurrenz der Buchgemeinschaften eine große Anzahl ständiger Kunden entzogen wird. Ob dieses Argument richtig ist oder nicht, lasse ich dahingestellt. Wenn der Sortimenter glaubt, durch diese Konkurrenz der Buchgemeinschaften geschädigt zu werden, so muß ihm überlassen bleiben, sich gegen die Konkurrenz zu wehren. Wir Verleger schönwissenschaftlicher Werke sind, wie Sie selbst als Verleger am besten wissen, auf die treue Mitarbeiterschaft der Sortimenter angewiesen. Uns ist nicht möglich, belletristische Werke ohne dieses über ganz Deutschland verbreitete engmaschige Netz der Sortimenter ins Publikum zu bringen. Wir haben also auch die Verpflichtung, das Sortiment zu unterstützen in einem Kampf, den es glaubt gegen die Konkurrenz aufnehmen zu müssen. Der schönwissenschaftliche Verlag hat daher von der Entschließung der Gilde Kenntnis genommen und dem Sortiment erklärt, er würde seinen Autoren diese Entschließung mitteilen. Das ist alles, was der Verlag zu leisten versprochen hat und auch leistet. Es muß nun dem Autor überlassen bleiben, zu erwägen, ob ihm der Verlag eines einzelnen Buchs bei einer Buchgemeinschaft so viel wert ist, daß er das Risiko laufen kann, von diesem oder jenem Sortimenter künftig der Kundschaft nicht mehr empfohlen zu werden." Cohn selbst hat allerdings diesen Ausführungen das Bekenntnis anzufügen: „Ich bin der Meinung, daß die Furcht des Sortimenters, in den Lesern der Buchgemeinschaft Kunden zu verlieren, übertrieben ist. Möglich ist sogar, daß Leute, die bisher keine Bücherfreunde waren, es durch die Buchgemeinschaften werden."

Preußische Jahrbücher. CCI, 2. (Berlin.) Auf den Zwiespalt in Nietzsche weist Georg Bessell in seinem Aufsatz „Nietzsche und das deutsche Schicksal":

„Er stand zwischen Goethe und Bismarck, gehörte keinem ganz an, und nur die Hoffnung durfte ihm — und uns! — bleiben, daß er, weil er zwischen ihnen stand, mit der Zeit über sie, zu ihrer Synthese — und Deutschland nach ihm — heranwachsen würde. Er war Romantiker im Tiefsten, nach Herkunft und Heimat; nie und nimmer konnte sein Herz der Politik gehören, sondern immer nur ihrem absoluten Gegensatz, der Musik, dieser einzigen, unendlichen, gestalt- und körperlosen Kunst, in der auch die romantische deutsche Seele bisher allein ihren ganz reinen und ergreifendsten, die ganze Welt ergreifenden und bezaubernden Ausdruck gefunden hat. Am tiefsten von allen Völkern hat Nietzsche — der große Machtprediger! — die Engländer verachtet; er spricht mit einer geradezu grenzenlosen Geringschätzung, in die auch nicht der leiseste Ton einer Anerkennung — wie doch noch bei seinen schärfsten Verurteilungen Deutschlands — hineinklingt, von diesem Volk, das auch nicht einen Ton von Musik versteht, das aber dafür die ‚tiefe Depression des europäischen Geistes ... auf dem Gewissen' habe, nämlich das, was man die Ideen des 18. Jahrhunderts oder die Ideen der Französischen Revolution nenne, die das 19. Jahrhundert hindurch ganz Europa politisiert hätten und wogegen sich der deutsche Geist ‚mit einem tiefen Ekel' erhoben habe! Nein, Nietzsches Leben war von Anfang bis zu Ende von Musik durchklungen, von der ‚Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik' an bis zu jenem letzten, ‚schon jenseits der Lebendigen' geschriebenen Briefe: ‚Singe mir ein neues Lied ...' Ohne Musik war ihm das Leben ‚ein Irrtum, eine Strapaze, ein Exil'. Er wußte selbst, noch wenige Monate vor seinem Zusammenbruch, daß er ‚viel zu sehr Musiker' sei, ‚um nicht Romantiker zu sein'. Aber er wußte auch, daß er ein Ende sei, ‚ein Deutscher von einer aussterbenden Art', daß er ‚der letzte antipolitische Deutsche' war und daß die Musik ausgespielt habe in einer Zeit, da es sich nicht

mehr um Kultur und Träume und Philosophie und Seele, sondern um Zivilisation und Macht und Wirtschaftskämpfe und Demokratie handle."

Die Christliche Welt. XXXIX, 31/32. (Gotha.) In einer Studie über Wilhelm von Scholz von Heinrich Spiero liest man:

„In der Lyrik hat Wilhelm von Scholz in seinem berliner Landsmann Ernst Lissauer, in der Erzählung in Ernst Heilborn, Wilhelm Schäfer, Rudolf G. Binding Verwandte, lauter Dichter, die gleich ihm nach zuchtvoller Bändigung, nach lebensvoller Eingrenzung streben. Sie bilden weder eine Schule noch einen Kreis, und so wirkt auch Wilhelm von Scholz, obwohl er ein Kulturpoet ist und weil er innerhalb des Reichtums seiner Kultur langsam aufstieg, als eine Erscheinung von stolzer Selbständigkeit, deren dramatische Wendung auf Emil Götts spröde Kunst zurückweist. Auf dem Wege seiner durch Anschauung von Landschaft und Geschichte gesteigerten künstlerischen Selbsterziehung gelangte Wilhelm von Scholz in der dramaturgischen Betrachtung unseres dichterischen Erbguts vor allem zu Hebbel zurück. Und sehr bezeichnenderweise fesselte ihn nicht zuerst der Hebbel der Massen-Kultur-Psychologie, wie er aus den Volksszenen der Judith und aus den Nibelungen spricht; Scholz weist im Gegenteil nach, wie stark epische und nicht dramatische Kausalität noch in das Siegfried- und Kriemhilden-Drama mit hineingewachsen ist. Das Problem von Herodes und Mariamne lockte Scholz, das große dramatische Geschick in dem Freundschaftsverhältnis von Kandaules und Gyges. Und in dieser Zurückführung dramatischer Spannkraft auf das letzte innerste Verhalten von Mensch zu Mensch ist Scholz als Dramatiker er selbst geworden. Er hat, und wieder spüren wir Hebbels Einfluß, im ‚Juden von Konstanz' das Problem des äußerlich ohne inneren Durchbruch, von einem Glauben zum anderen, von einer Lebensgemeinschaft zur anderen übergetretenen Menschen dramatisch geben wollen, ohne es doch zu zwingen. Das Schauspiel ‚Die gläserne Frau' zeigte einen Menschen in zwei übereinander geschichteten seelischen Lagen und erwies die dramatische Fruchtbarkeit dieser Einstellung. Ein Mensch kann einen Kräftekreis seiner Seele besitzen, der ihm im Tageslauf nicht bewußt wird, aus dem aber seine letzten Entschlüsse und endlich Tod und Leben für ihn quellen. In der Bannung an diesen Kräftekreis flieht er einmal aus dieser Welt, wird von einem Dritten, der auf diese Bahn eintreten kann, ins Leben zurückgeholt und zerbricht dann doch, da er endgültig aus dem zweiten Bewußtsein ins Leben des ersten entlassen wird, für das er keine Kraft mehr hat. In seiner ‚Meroe' setzte Scholz, wiederum in ganz Hebbelscher Fragestellung und gedrängter Kultstimmung, König und Königin neben- und gegeneinander und verknüpfte damit das dramatische Lieblingsthema unserer Tage (oft an Friedrich dem Großen abgewandelt): Vater und Sohn; auch hier gelang die ganz organische Schürzung und Lösung noch nicht. Erst die freilich noch viel zu breiten, nicht genug ins Enge gebrachten ‚Vertauschten Seelen' zeigten Scholz in neuer Entwicklung auf verheißungsvollem Weg. Denn jener geheimnisvolle Zug zum Unfaßbar-Unbenannten, dem wachen Bewußtsein Unwirklichen ward nun, wie im knappen Rahmen der Novelle, so in dem breiten des Dramas gestaltet. Immerhin: hier arbeitet Scholz noch mit einem äußerlichen Symbol und ohne die letzte Folgerichtigkeit, die erst in dem schon vordem entstandenen ‚Wettlauf mit dem Schatten', einem der seltsamsten deutschen Dramen der Zeit, ganz rein ans Licht tritt. Mit einer ganz unvergleichlichen seelischen Energie packt Scholz hier das Problem an und führt es in knappstem Aufriß durch."

Die schöne Literatur. XXVI, 8. (Leipzig.) In einer Charakteristik der unter dem Pseudonym Georg Munk schreibenden Künstlerin sagt Adolf von Grolman im Hinblick auf das erzählerische Werk:

„Es ist wirklich ganz anonym. Es fehlt völlig das Psychologisieren, wie wir es etwa bei Stephan Zweig, bei Musil, bei Schnitzler sehen. Es ist einzigartig knapp, nie breit. Vor allem: hier wird erzählt, und das ist bemerkenswert, weil diese Art der Erzählung im zeitgenössischen Schrifttum allein steht in ihrer künstlerischen und metaphysischen Versponnenheit, das sie von allerlei modernem Erzählertum, von den Brüdern Mann und Wilhelm Schäfer, von Wassermann und Ricarda Huch oder Albrecht Schaeffer durchaus trennt. Die stille, gepflegte Erzählerkunst, die Wesentliches dichterisch zu sagen hat, ist uns fast völlig abhanden gekommen. Und ein anderes ist endlich zu sagen: neuerdings ist viel die Rede von Dämonie, und Stephan Zweig konnte sein letztes Buch, den ‚Kampf mit dem Dämon' in seinen Grundlagen völlig auf Georg Munk aufbauen. Georg Munk ist sparsam mit solchen Dingen, sie spielt nicht mit Elementen, die Verwirrung anstellen können. Dieses künstlerische Verantwortlichkeitsgefühl soll anerkannt werden; es ist ein Teil von der eingangs erwähnten Selbstbeschränkung, die von größter geistiger Aktivität zeugt. Das milde und zuverlässige Wissen der Erzählerin um Unerhörtestes in jedem Menschenschicksal gibt ihrer Kunst eine Bedeutsamkeit, die erst langsam anerkannt werden wird."

Die Hilfe. 1925, 14. (Berlin.) In Hinblick auf Fritz von Unruhs „Flügel der Nike" sagt Alfred Hein („Friede als Kraft"):

„Ich glaube, daß man dies im Zeitalter der Elektrizität verstehen wird, wenn ich sage, es gilt heute vor allem, Spannungen zu schaffen, nicht sensationelle, sondern Straffungen, Schleuderungen, die für den Normalen schier unmöglich erscheinen. Was ist heute noch ein Dichter, der wie ein Pfaff auf seiner Pfründe hockt und bei einem Glase Wein ein wenig mit Menschlichkeit tändelt, indem er diese mit graziösen Versen verkündigt? Von dieser Art literarisch ruhmgekrönter Größen ist die ganze Welt voll. Das Leben ist wichtiger als das Werk, sagt Fritz von Unruh. In Trianons Gärten spricht er zu seinem französischen Freund: ‚Solange Kunst l'art pour l'art bleibt, ist sie mehr als diese durch goldene Gitter von der Welt abgeschlossenen Gärten der Eigenliebe?' Und so sehen wir in diesem Buch, das, künstlerisch vollendet, doch volkstümlich sich an alle richtet, den einstigen Offizier der berliner Schloßkompagnie, den Generalssohn Fritz von Unruh, der mit Ludendorff zusammen Kadett in Plön gewesen ist, den Kreuzweg nach Verdun wandeln, durch die Hand seiner geliebten Irene vom eisernen Kreuze in Rothenburg befreit und durch die Kraft der Liebe dieser Frau zum ersten Male mitten im Kriege vom Willen zum ewigen Frieden erschüttert werden. Welch ein Weg, welch eine Spannung von einem Anschauungspol zum anderen."

Der Neue Merkur. VIII, 11. (Stuttgart.) Einen Aufsatz „Victor Hugo und ‚1793'" leitet Heinrich Mann mit den charakteristischen Sätzen ein:

„Victor Hugo hat 78 Jahre gelebt. Seine literarische Laufbahn umfaßt 69 Jahre. Davon fällt das erste Jahrzehnt in die Zeit des restaurierten Königtums von Gottes Gnaden, die letzten anderthalb schon in die dritte Republik. Inmitten liegen das Bürgerkönigtum, das ihn zum Pair von Frankreich machte, und Napoleon III., dessen Sturz er 19 Jahre als Verbannter ersehnte. Inmitten liegt vor allem die ansteigende Bahn des Bürgertums, seine politische Machtergreifung, sein wirtschaftlicher Glanz, seine geistige Unumschränktheit. Victor Hugo hat das Bürgertum ausgedrückt, es überwältigend glorreich ausgedrückt zur Zeit des Aufstieges der Klasse, als sie so weit wie möglich offenes Herz und offenen Geist hatte. Damals fand sie zu ihrem Glück den großen Dichter.

Victor Hugo hatte nur gut bürgerliche Eigenschaften — sein Genie findet sich ab mit ihnen, es macht sie fruchtbar. Er war ein großer Arbeiter voll Pflichtgefühl, voll Glauben an die fortwährende Vervollkommnungsfähigkeit dessen, der arbeitet. Er war streng auf seinen Ruhm bedacht, verwaltete und mehrte ihn nachsichtslos wie ein Kaufmann sein Geld. Sein Empfinden reicht von Anmut und Schalkheit bis zur großen Leidenschaft, aber er gab es nicht billig, und es überwucherte nie den Willen.

Aus seinem Liebesleben machte er öffentlich so wenig, wie ein gesunder, solider Mann daraus macht. Seine Liebeslyrik ist konventionell, wenn sie nicht scherzt oder sich der Zartheit erster Regungen entsinnt. Aber er liebte seine Kinder. Höchstes Glück, die ganze Welt der Schmerzen schenkte ihm nur seine Vaterliebe. Sie schenkte ihm auch seine gefühltesten Gedichte.

Er hatte nur die Gedanken aller Welt und jeden erst, wenn es Zeit war. Man sagt, er habe sie oft noch später gehabt als der Durchschnitt. Er hielt sich aber für einen Denker. Das war gut. So konnte er mit voller Überzeugung die geltenden Begriffe gestalten. Er nahm sie ernster als andere und litt sogar für sie. Er war nicht Denker, aber Darsteller von Gedanken, auch mit seiner Person."

Die Neue Rundschau. XXXVI, 8. (Berlin und Leipzig.) Julius Meier-Graefe kennzeichnet das Gewalttätige, ja Blutrünstige in den Stoffen Dostojewskis, um dann fortzufahren:

„Trotzdem lesen wir, verschlingen wir jede Zeile des Dichters. Reife Menschen, gebildete Menschen, die ihren Goethe, ihren Hölderlin, ihren Molière, ihren Baudelaire und Verlaine besitzen, geben sich der Spannung hin wie kleine Jungen ihren Indianergeschichten, und der Mord degoutiert uns nicht. Wir verachten die Menschen, die sich degoutieren lassen; Schwächlinge, die nicht wissen, auf was es ankommt. Das Blut verliert auf einmal den Dunst, und dies geschieht nicht etwa, weil wir es für ein entbehrliches Detail der Handlung halten, nicht wie im Hamlet, wo es zu einem historischen Gerümpel wird. An dem Hamlet unserer Vorstellung hat das Reinemachen im letzten Akt gar keinen Anteil. Es wirkt eher langweilig, und in Gedanken gehen wir vorher nach Hause. Im Roman Dostojewskis ist das Blut entweder das Fundament der Pyramide, in deren dunkles Innere wir mit allen Kräften einzudringen versuchen, oder die funkelnde Pyramidenspitze, die unseren Blick magnetisch bannt; immer unentbehrlicher Bestandteil. Durch ihn gewinnt die Handlung den Schwung und das berückende Spiel von Licht und Schatten und zuweilen, man denke an den Schluß des ‚Idioten', die Weihe. Wenn wir diese blutige Atmosphäre ertragen, wenn der Mord unsere seelischen Organe nicht nur nicht abstumpft, sondern verfeinert, so verfeinert, daß sie für die verschwiegensten, zartesten

Dinge, von einer bis dahin nicht darstellbaren Kompliziertheit, empfänglich werden, muß das grausige Motiv anders verwendet werden, als es in den üblichen Mordgeschichten geschieht, müssen nicht trotz, sondern mittels dieses Motivs bedeutende Komplexe enthüllt werden, deren Anblick unsere Kräfte über jenen Zustand hinaus steigert, wo der Anblick des Bluts hinderlich wird.

Damit wird schon eine Gruppe von Mitteln angedeutet, mit denen die Mordgeschichten erhöht werden. Man kann diese Mittel unter der Rubrik Psychologie zusammenfassen. Mit ihrer Hilfe werden die Mordgeschichten von gemeinen Erzeugnissen getrennt, deshalb aber doch keineswegs der Dichtung zugeführt. Nietzsche behauptet, allein von Dostojewski habe er Psychologie gelernt. Sehen wir von der Prätention des Wortes ab. Das Zitat läßt sich verallgemeinern. Kommt es auf Seelenkunde an, so könnte man sagen, ein einziges Buch Dostojewskis stehe höher als die ganze europäische Romanliteratur seit Diderot. Warum ein Buch? Ein Kapitel, ein paar Seiten genügen. Die Seite mit dem Dialog zwischen Iwan Karamasoff und Smerdjekoff, bevor der Bastard hingeht und sich aufhängt; eins der Gespräche Wersiloffs mit seinem Sohn oder wenn im ‚Idioten' der Fürst sein Herz entdeckt, wenn im ‚Doppelgänger' der unglückliche Büromensch in die Gesellschaft kommt; wenn in der ‚Dummen Geschichte' der Staatsrat gegen seine Betrunkenheit kämpft. Ich nenne Kleinigkeiten, nicht die Schlager.

Ja, wenn Dichtung sich mit Psychologie erschöpfte, gäbe es nur diesen einen. Zum Glück für die Menschheit ist dies nicht der Fall. Zum Glück für Dostojewski. Denn weil dies nicht zutrifft und wir dies alle wissen oder wenigstens im Instinkt haben, kann Dostojewski seine Persönlichkeit unter Psychologie verstecken, in das Gewand eines Seelenforschers, dem nur daran liegt, Zusammenhänge aufzudecken, die dunklen Fäden zwischen Gedanken und Handlung, zwischen Herz und Gesicht, zwischen Menschen, die sich lieben, während ihr Herz von Haß überläuft, zwischen Feinden, die sich lächelnd zerfleischen, zwischen zwei engbenachbarten Kammern im Herzen eines und desselben Menschen. Hielte man es für Dichtung, käme man nicht über die Willkür hinweg, verziehe ihm nicht die verwegenen Sprünge, nicht den scheinbaren Mangel an Ökonomie, an Sachlichkeit, nicht die Verstöße gegen die guten Sitten westeuropäischer Prosa. Und noch eines, das wichtigste: weil man diese Psychologie nicht für Dichtung hält, hört man sie sich an. Wohl nimmt man auch ‚richtige Dichtungen' entgegen, gewiß; sogar, da man sich zu den Gebildeten zählt, mit Begeisterung, mindestens mit Würde; mit einer Erhobenheit des Geistes, die uns nicht abhält, an den Börsenzettel zu denken. Nie gelingt die vollständige Narkotisierung des Bewußtseins, daß man sich auf dem Dachgarten unter dem Künstlervölkchen befindet, wo man eigentlich nichts zu suchen hat. Das Anhören Dostojewskis ist eine andere Funktion. Dieser Romanschreiber rückt in die Nähe des Konkurrenten in der Verbandsitzung. Man muß hinter seine Absichten kommen, um richtig disponieren zu können. Oder er wird zu dem gefürchteten Bankier, von dessen Laune der Kredit für das ganze Geschäft abhängt. Man redet nicht viel darüber, begeistert sich durchaus nicht, aber macht die Löffeln auf. Wer weiß, wie man das brauchen kann.

Das ist es: hier wittert der Instinkt praktische Ergebnisse für das eigene Wohl, und dies wiegt schwerer als die schönste Erhebung."

* * *

„Briefe Jung-Stillings an Johann Georg von Stengel und Andreas Lamey aus den Jahren 1771 bis 1774." Mitgeteilt von Albert Krieger (Mannheimer Geschichtsblätter XXVI, 2/4).

„Goethes ‚Zwischengesang'." Von Otto Ripke (Westermanns Monatshefte LXX, 829. Braunschweig).

„Dramatisches zum ‚Urgötz'." Von Lutz Weltmann (Baden-Badener Bühnenblatt V, 66).

„Ottilie von Goethe." Von Beda Prilipp (Deutsches Volkstum 1925, 8. Hamburg).

„Der Dichter des Bürgertums." Zum dritten Band der Jean Paul-Briefe. Von Wilhelm von Schramm (Süddeutsche Monatshefte XXII, 11. München).

„Unveröffentlichte Briefe von Jean Paul." (Wissen und Leben XVIII, 14. Zürich.)

„Der deutsche Görres." Von Hans Münster (Deutsches Volkstum 1925, 6. Hamburg).

„Der ‚Rheinische Merkur' von Joseph Görres." Von Alfred Herrmann (Deutsche Presse XV, 31/32. Berlin).

„Gedächtnisblatt für Nicolaus Lenau." Zu seinem 75. Todestag. Von Franz J. Böhm (Reclams Universum XLI, 47. Leipzig).

„Gottfried und Johanna Kinkel." Von Friedrich Wilhelm Illing (Radio-Wien I, 43).

„Paul de Lagarde." Von Paul Stierle (Die Christliche Welt XXXIX, 33/34. Gotha).

„Friedrich Spielhagens Briefe an Ernst Wichert." Von Paul Wichert (Ostdeutsche Monatshefte VI, 5. Oliva).

„Der wirtschaftliche Hintergrund in Raabes Zeitroman." Von Hans Hirschstein (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XV, 3. Wolfenbüttel).

„Wilhelm Dilthey." Von Rudolf Metz (Der Türmer XXVII, 11. Stuttgart).

„Nietzsche." Von Anton Kuh (Die Neue Rundschau XXXVI, 8. Berlin).

„Nietzsche als Sozialpolitiker." Von Paul Wittko (Der Türmer XXVII, 11. Stuttgart).

„Nietzsche-Dionysos." Von Hugo Mauerhofer (Wissen und Leben XVIII, 14. Zürich).

„Nietzsche und Frankreich." Von Henri Lichtenberger (Das Tagebuch VI, 34. Berlin).

„Schöpfung und Gestaltung in der deutschen Lyrik. Zwei Sommer- und Liebesgedichte von Gustav Falke." Von Franz Heyden (Deutsches Volkstum 1925, 7. Hamburg).

„Otto Julius Bierbaum." Ein Kapitel neuer deutscher Buchkunst. Von Heinrich F. S. Bachmair (Monatshefte für Bücherfreunde und Graphiksammler I, 8. Leipzig).

„Walther Heymann zum Gedächtnis." Von Kurt Horn (Ostdeutsche Monatshefte VI, 5. Oliva).

„Ludwig Ganghofer-Gedenken." Von Kruse (Wild und Hund XXXI, 30. Berlin).

„Carl Hauptmanns dichterische Hinterlassenschaft." Von Walter Meckauer (Ostdeutsche Monatshefte VI, 5. Oliva).

„Carl Hauptmanns Dramen." Von Fritz Gaupp (ebenda).

„Eugen Kilian zum Gedächtnis." Von Hans Lebede (Baden-Badener Bühnenblatt V, 67).

„Meister der deutschen Erzählung. I. Marie von Ebner-Eschenbach. II. Ludwig Anzengruber. IV. Peter Rosegger." Von Viktor Zifreund (Buch und Volk II, 1/4, 7. Reichenberg).

„Eberhard König." Ein Überblick über das Gesamtschaffen. Von Franz Alfons Gayda (Der Gral XIX, 11. Essen).

„Joseph von Lauff, der Dichter des Niederrheins." Von Heino Schwarz (Rheinische Heimat IV, 1. Aachen).

„Hermann Sudermann." Von Heinrich Spiero (Ostdeutsche Monatshefte VI, 5. Oliva).

„Alfred Bock." Von Waldemar Mühlner (Volksbildung LV, 7. Berlin).

„Kurzgefaßter Lebenslauf." Von Hermann Hesse (Die Neue Rundschau XXXVI, 8. Berlin).

„‚Der Zauberberg' (Th. Mann) und ‚Das letzte Kapitel' (Hamsun)." Von Arthur Hübscher (Süddeutsche Monatshefte XXII, 11. München).

„Der Fall Rilke." Von Walter Mehring (Das Tagebuch VI, 33. Berlin).

„Hugo Salus." Von Max Fleischer (Die schöne Literatur XXVI, 8. Leipzig).

„Hans Friedrich Blunck." Eine Einführung in seine Dichtungen. Von Günther Pogge (Westermanns Monatshefte LXIX, 828. Braunschweig).

„Zu Heinrich Lerschs ‚Mensch im Eisen'." Von H. Rommann (Der Gral XIX, 11. Essen).

„Der geistige Entwicklungsgang in den Werken Fritz von Unruhs." Von Karl Möhlig (Die Bücherwelt XXII, 8. Köln).

„Lulu von Strauß und Torney." Von Hermann Claudius (Deutsches Volkstum 1925, 7. Hamburg).

„Ina Seidel." Von Wilhelm Rutz (Pädagogische Warte XXXII, 15. Osterwieck a. H.).

„Die schlesische Volksdichterin Anna Bernard." Von Karl Schindler (Die Bücherwelt XXII, 8. Köln).

* * *

„Zola und Deutschland." Von Ernst Rutra (Kunstwart XXXVIII, 11. München).

„Lustspieldichter Shakespeare." Von Ernst Immanuel Schweizer (Blätter der Württembergischen Volksbühne VII, 1. Stuttgart).

„Shakespeare und das Domestic-Drama. I." Von Elisabeth Schäfer (Germanisch-romanische Monatsschrift XIII, 5/6. Heidelberg).

„Der katholische Geist im neuen nordamerikanischen Schrifttum." Von Karl Arns (Der Gral XIX, 11. Essen).

„Hans Christian Andersen." Von Erwin Weill (Radio-Wien I, 42).

„Vom häßlichen Entlein, das eigentlich ein Schwan gewesen war." Zu Andersens 50. Todestag am 4. August. Von Mathilde von Leinburg (Reclams Universum XLI, 44. Leipzig).

„Der Dramatiker Pirandello als Novellist." Von Alfred Dreßler (Baden-Badener Bühnenblatt V, 62).

„Mittel der Anschaulichkeit im ‚Don Quijote'." I. Von Helmut Hatzfeld (Germanisch-romanische Monatsschrift XIII, 5/6. Heidelberg).

„Zur Einschätzung der russischen Literatur." Von Josef Froberger (Die Bücherwelt XXII, 8. Köln).

„Unveröffentlichte Briefe." Von Fjodor Dostojewski (Die Neue Rundschau XXXVI, 8. Berlin).

„Über Tarassoff-Rodionoffs Roman ‚Schokolade'." Von Hans Schoeller (Die Aktion XV, 7. Berlin).

* * *

„Das Erbe der Romantik und das jeweils Klassische." Von Alois Dempf (Hochland XXII, 11. München).

„Verlängerung der urheberrechtlichen Schutzfrist?" Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt V, 64).

„Kunst und Zensur [Houben, Verbotene Literatur]." Von Gerhard Heine (Die Christliche Welt XXXIX, 33/34. Gotha).

„Das Geheimnis der Lyrik." Von Rudolf Paulsen (Die schöne Literatur XXVI. 8. Leipzig).

„Sprechstil und Zeitausdruck." Von F. K. Roedemeyer (Hellweg V, 31. Essen).

„Autor und Regisseur." Von Werner Schendell (Der Deutsche Gedanke II, 19. Berlin).

„Über die Aussichten des Christentums." Von Bernard Shaw (Die Neue Rundschau XXXVI, 8. Berlin).

„Die Sehnsucht nach der wahren Tragik." Von Erwin Stranik (Reclams Universum XLI, 45. Leipzig).

„Über Industriedichtung." Von Walter Vollmer (Hellweg V, 30. Essen).

Echo der Bühnen

Kudowa

„Im Zeichen des Saturn." Drama in fünf Akten. Von Anna Bernard. (Uraufführung im Kurtheater am 16. Juli 1925.)

Anläßlich des 60. Geburtstages der schlesischen Heimatdichterin fand im Kurtheater des Bades Kudowa die Uraufführung ihres Stücks „Im Zeichen des Saturn" statt. Das Schicksal des Grafen Schaffgotsch, der im Anschluß an die Ermordung Wallensteins hingerichtet wurde, weil er verdächtig war, um sie gewußt zu haben, stand im Mittelpunkt des Geschehens. Der dramatische Aufbau erinnert, wie bei dem Stoff nicht anders mög-

lich, an Schillers Wallenstein. Die Rolle, die dort Oktavio Piccolomini spielt, ist hier dem Ritter von Götz zugewiesen. Am schwächsten ist der Dichterin die Frauengestalt gelungen, die allzu weich ein Gegenstück zur Thekla bei Schiller darstellt. Die Stärke des Stücks liegt im Kolorit der Landschaft, besonders im ersten Akt, der auf der Burg Kynast spielt. Wenn auch anzuerkennen bleibt, was die Dichterin, die fernab von den Großstadtbühnen erwachsen ist und der naturgemäß jede dramatische Routine fehlt, geleistet hat, so liegt ihre Stärke doch vielmehr auf dem Gebiete der heimischen Erzählung; wir erinnern an den Roman „Die Seinigen nahmen ihn nicht auf" und den preisgekrönten anderen: „Am Landestor".

Willy Cohn

Echo des Auslands

Südafrikanischer Brief

Nun sind lange Monate vorübergegangen, seitdem ich Gelegenheit fand, an dieser Stelle über Südafrika zu berichten. Eine achtmonatige Studienreise zum Kap der Guten Hoffnung und durch das ehemalige Land der stammverwandten Buren hat mich zu dieser Unterbrechung gezwungen.

Über das literarische und kulturelle Leben des südafrikanischen Bundes ist vieles zu berichten, mehr als eigentlich in den Rahmen eines Briefes hineinpaßt. Im abgelaufnen Jahre ist auf dem Büchermarkt allerhand erschienen; hauptsächlich auf dem Gebiete des Romans ist das Jahr 1924 in Südafrika fruchtbar gewesen.

Einer der interessantesten Romane ist „Ampie, die natuurkind" (Verlag Swets & Zeitlinger, Amsterdam), von Jochem van Bruggen. Der Verfasser ist kein Unbekannter mehr. In meinem vorigen Briefe sind seine früheren Werke bereits erwähnt worden. Es sei gleich vorangeschickt, daß in der letzten Zeit auf dem Gebiet der Prosa, Novellen und Romane, eine Wendung deutlich zu spüren war. Bis jetzt war die geschichtliche Vergangenheit gewöhnlich Hauptquelle und das Thema an und für sich die Hauptsache des literarischen Werks. „Ampie" führt uns in ein neues Genre hinein, und zwar in den psycho-analytischen Roman. Die Tendenz lag bereits, ohne direkt hervorzutreten, in zwei anderen Werken, in „Onder die olyfboom" (Unter dem Olivenbaum) von Everard Fichardt und in „Jaapie" von van Bruggen, verborgen und ließ uns auf das, was „Ampie" bringt, mit Zuversicht warten. Ampie, das Naturkind, ist die Entwicklung einer Menschenseele. In dem Werk, das treffende und anschauliche Schilderungen bietet, entfaltet sich das Afrikanerleben in seinen vielen Schattierungen und reichen Verschiedenheiten. Die das Alltagleben eingrenzende Wirklichkeit ist mit Künstlerauge und -ohr erfaßt und festgehalten. Van Bruggen ist zweifellos ein ausgezeichneter Erzähler. Wenn er auch hier und da kleinere lyrische Intermezzi einfügt, bleiben die Charaktere doch immer scharf umrissen. Seine Welt kennt er durch und durch. Eine der guten Eigenschaften des Buchs ist der echte Burenhumor, der sich wie ein goldener Faden durch das ganze Werk zieht. Einzelne Abschnitte, wie z. B. die Beschreibung des Steppenbrandes, des Gewitters u. a. sind kräftig gezeichnet.

Die Erscheinung von „Ampie" ist ohne Zweifel ein bedeutungsvoller Schritt in der Entwicklung der afrikanischen Romanliteratur. Der südafrikanische Roman im wirklichen Sinn des Wortes ist damit geboren. Eins der Verdienste des Werkes liegt noch darin, daß der Verfasser einem der größten Probleme Südafrikas, dem Arme-Blanken-Problem oder dem Problem der armen, arbeitslosen Weißen, in all seiner Tragik literarische Gestaltung verliehen hat.

Es darf vielleicht als bekannt vorausgesetzt werden, daß zur Beförderung der guten Literatur in Südafrika von der südafrikanischen Akademie und von den Hauptverlegern literarische Preisausschreiben veranstaltet werden. Im vergangenen Jahre sind sie nicht ohne bedeutenden Erfolg verlaufen. Bei dem Preisausschreiben des Verlages Van Schaik, Prätoria, wurden drei Werke prämiiert und veröffentlicht. Interessant ist dabei, daß die Verfasser drei Frauen sind; Marie Linde schrieb „Onder bevoorregte mense" (Unter bevorzugten Menschen). Es ist ein Roman, der im Kaplande spielt, und von den verschiedenen Zeitungen sehr warm aufgenommen wurde. Das zweite Werk ist „Oogklappe" (Scheuklappen) von Megg Roß, worin über vieles Rätselhafte des Lebens und allerhand Ursachen des Leidens in der Welt philosophiert wird. Das ganze Werk ist eine Mahnung an junge Leute, die ihren Weg durch die Welt allein gehen müssen und vor Scheuklappen gewarnt werden. Das dritte Werk „Eensaamheit" ist von Eva Walter; für Deutschland vielleicht von größerem Interesse dadurch, daß die Verfasserin das Einsamkeitsthema in

die endlosen Ebenen des früheren Deutsch-Südwest verlegt.
Von dem bekannten Volksdichter Jan F. E. Celliers erschienen verschiedene neue Bändchen im oben genannten Verlage. Zunächst „Liefdelewe" (Liebesleben), ein Gedichtbändchen, das hauptsächlich Minnedichtungen enthält, wie man sie gewöhnlich von einem jungen Dichter beim Auflodern der ersten Liebe erwartet. Celliers aber ist in der südafrikanischen Literatur ein Bahnbrecher. Während meines Aufenthalts in Prätoria hatte ich den Vorzug, als Gast bei ihm zu weilen und über sein dichterisches Schaffen mit ihm persönlich zu plaudern. Der schon grau werdende Dichter lachte hell auf, als ich ihn auf diese Minnedichtungen wies und meinte, es wäre die Aufgabe der südafrikanischen Dichter, sämtlichen Bedürfnissen des jungen Volkes gerecht zu werden. Gerade für die Jugend, deren Leben im Zauber der ersten Liebe befangen liege, fehle es an passender guter Literatur. Ob nun der Zwang des gesteckten Zieles dem Künstlertum keinen Abbruch tue, sei dahingestellt. Jedenfalls leidet die echte Dichtkunst darunter. Celliers hat jedoch in „Liefdelewe" viel Zartheit bekundet, ohne sentimental zu werden, und das ist die Haupteigenschaft dieses Werkchens.
Von ihm erschien weiter „Die Lewenstuin en ander gedigte" (Der Lebensgarten). In diesem Gedichtband hat Celliers, wie er im Vorwort schreibt, verschiedene seiner Gedichte, die bereits früher in Zeitungen und Zeitschriften erschienen waren, zusammengefaßt. Der starke Rhythmus tritt auch hier wieder besonders hervor. Den bekannten Figuren aus dem Freiheitsstreite des Afrikanervolkes, die bei allen Dichtern zu beliebten Motiven werden, wie General De Wet, Präsident Steyn, die Voortrekkers u. a. wird hier abermals gehuldigt.
Ein drittes Werkchen, das von demselben Dichter zu begrüßen ist, führt den Titel „Die groot geheim" (Das große Geheimnis). Ein längeres philosophierendes Gedicht, eine Art Epos, worin das Rätselhafte des menschlichen Lebens und das Ringen um die Lösung des großen Geheimnisses, das den Hintergrund alles menschlichen Trachtens und Sehnens bildet, zu Worte kommt, um am Schluß in Gott die tiefe Lösung zu finden. Innige Religiosität ist eine der wesentlichen Eigenschaften des Afrikanervolkes. Es bleibt ein Verdienst Celliers, als Bahnbrecher allen Gattungen gerecht werden zu wollen. Jedoch ist Celliers in seinen rein-lyrischen und episch-patriotischen Gedichten am meisten daheim. Von ihm erschien noch zuletzt „Ou Gawie", Verlag Van Schaik, 1924, eine Sammlung von Erzählungen und Skizzen, die früher in der Zeitschrift „Die Brandwag" bereits erschienen waren. Teilweise sind es Selbsterlebnisse, wie z. B. seine Flucht aus Prätoria im Kriege, wo der Dichter in Frauenkleidern den englischen Belagerungstruppen entschlüpfte.
A. D. Keet hat sich in den letzten Jahren als einer der feinsten Liederdichter Südafrikas offenbart. Sein Bändchen „Gedigte", zweite Auflage (Van Swets & Zeitlinger, Amsterdam 1922), hat in Holland die größten Sympathien und denkbar beste Kritiken gefunden. Keet, der 1888 in Alice geboren ist, legte 1918 die ärztliche Prüfung in Amsterdam ab. Seit 1920 ist er als Arzt in Senekal tätig. Zweifellos steht Keet in vielen seiner Gedichte, die meist in Holland entstanden sind, unter dem Einfluß des flämischen Dichters René de Clercq, hauptsächlich unter dessen politischen Kampfliedern, die in „De Noodhoorn" während des Krieges ebenfalls in Holland erschienen. Der bekannte holländische Kunstkritiker Querido zollte dem Poeten ermutigenden Beifall. Auch werden viele seiner kleineren Lieder, dank ihres starken Rhythmus, gern vertont.
Auf dem Gebiet der Jagdliteratur, die für Afrika ein ergebnisreiches Feld bedeutet, erschien von dem bereits bekannten Sangiro (A. A. Pienaar) ein neues Buch „Op Safari" (Van Schaik, 1924). Das Werk führt uns abermals auf die abenteuerlichen Jagdpfade durch die Urwälder und Steppen Deutsch-Ostafrikas am Fuße des schneegekrönten Kilimandscharo. Sangiro kennt seine afrikanische Welt, seine Löwen, Rhinozerosse, Elefanten genau. Er ist nicht nur ein erfolgreicher, unerschrockener Weidmann — eine feine dichterische Seele ist ihm eigen, die alles Genossene und Empfundene in seinem ganzen Zauber plastisch und ergreifend Zug um Zug vor Augen zu stellen weiß. — Auf den vielen packenden Seiten dieses Safari-Buchs weht uns ein leichter Hauch von dem an, was Fatalismus genannt werden könnte; ein „Fatalismus" von elastischem Schwunge, der den unerschrockenen Jäger bis in die unzugänglichsten Schlupfwinkel des Tod bergenden Urwaldes führt oder mitten in die Wanderstämme der Masais und Endorobos, die mit ihren Herden durch das Land ziehen, bewaffnet mit Assegaien und giftigen Pfeilen. „Haizuru!" — komme, was kommen mag! — dieser alles aus Gottes Hand als gute Gabe betrachtende Kernspruch des Nomaden, des geborenen „Fatalisten", hat es auch dem weißen Jäger angetan. Trotz aller Ängste und hochgespannten Pein webt sich durch „Op Safari" wie durch „Ampie" goldener Afrikanerhumor und verleiht dem Buch ein durchaus anheimelndes Ansehn. Der Humor des Buren ist eine unschätzbare Veranlagung, ohne den das Leben in der Wüste ein Martyrium der Angst sein würde. Das Buch hat der Verleger mit viel Geschmack heraus-

gegeben. Es ist neben verschiedenen Photographien von dem deutschen Afrikamaler H. A. Aschenborn illustriert. Aus dem Munde des Verfassers, der augenblicklich in Deutschland weilt, erfahre ich, daß auch eine englische Übersetzung demnächst erscheinen wird.

Ein zweites Werk auf diesem Gebiete erschien von J. J. Groeneweg im Verlage De Bussy, Prätoria, unter dem dichterischen Titel „Waar die doringbome fluister" (Wo die Dornenbäume flüstern). Ein schönes Buch, das viele Menschenkenntnis und eine besondere Gabe, Naturschauspiele wiederzugeben, verrät. Den Inhalt bilden ebenfalls Jagdepisoden und Reisebeschreibungen nach und durch Zentralafrika. Er gibt z. B. allerhand spannende Einblicke in die Opferfeierlichkeiten der Kannibalen. Schöne Illustrationen neben dem Text erhöhen den Reiz der Anschaulichkeit des Ganzen. Die Haupttypen stellen echte Afrikaner des alten Burenvolks vor. Das Buch, das hauptsächlich „'n boek vir jong mense", ein Buch für junge Leute sein will, wird auch manchen älteren Freund finden.

Auf dem Gebiete der Bühnenliteratur hat hauptsächlich das Schauspiel „De Heks" (Die Hexe), von C. L. Leipoldt großes Aufsehn erregt. Es spielt im Mittelalter und behandelt das Hexenverbrennungsthema.

Überhaupt ist in Südafrika das afrikanische Nationaltheater seit kürzerer Zeit gepflegt und gehoben worden. Bis jetzt besaßen die Afrikaner niederdeutscher Zunge nur Dilettantenbühnen; die Haupttheater führten englische Schlager auf. Aufführungen wie die von „De Heks" von Leipoldt oder „'n Esau" von Großkopf u. a. haben zur Vertiefung der Schauspielkunst viel beigetragen. Anläßlich der Aufführungen unter Leitung des holländischen Schauspielers Paul de Groot in Prätoria und in Johannesburg kann man wirklich von der Geburt eines afrikanischen Theaters reden. Auch die deutsche Literatur hat befruchtend eingewirkt und bedeutete einen der größten Faktoren in der Bühnenwelt Südafrikas. Anfang Juli dieses Jahres brachten die Zeitungen noch als eins der größten Ereignisse die Aufführung von Hermann Sudermanns „Heimat", das ins Afrikanische von Frau A. E. Carinus-Holshausen übersetzt wurde und in Prätoria unter dem Titel „Huistoe" in einer besonderen Einstudierung südafrikanischer Kräfte auf die Bretter kam.

Auch die wissenschaftliche Welt regt sich in Afrika, und viele interessante Werke auf dem Gebiete der Geschichte, der Sprachforschung usw. wie „Geskiedenis van Suid-Afrika" Deel I (Pro Ecclesia-Verlag, Stellenbosch 1924), von S. F. N. Gie verdienten es, auch in Deutschland bekannt zu werden. Jedoch würde ein näheres Eingehen aus dem Rahmen dieser literarischen Berichte fallen.

Dies alles sind neue deutliche Zeichen, wie sich Südafrika auf allen Gebieten entwickelt und seinen eigenen selbständigen Weg zu gehen gedenkt. Was für uns Deutsche hauptsächlich erfreulich ist, ist die Tatsache, daß den Statistiken nach die afrikanischen, d. h. die niederdeutsch-niederländischen Veröffentlichungen die englischen überflügeln, sodaß wir jetzt schon mit Bestimmtheit voraussehen können, daß der Endsieg, gegen alles Erwarten, auf der Seite des uns stammverwandten Afrikanervolks liegen wird.

Marc. R. Breyne

Polnischer Brief

Minder revolutionär als anderwärts gebärdete sich hier der Expressionismus, wie ihn sein Theoretiker, Jerzy Hulewicz in der bereits eingegangenen Zeitschrift „Zdroj" auffaßte und lehrte. Nach ihm ist der Expressionismus fortlaufende Romantik, aber konsequenter im Wollen, radikaler im Drauflosgehn. Nicht nach Regeln fühlen, nicht nach Literaturthemen schnüffeln, vielmehr alle Äußerungen des Lebens dichterisch-schöpferisch emanzipieren in einer Art, die weitesten Widerhall fände. Der so aufgefaßte Expressionismus weicht vom Futurismus insofern ab, daß dieser letztere nicht die Gründe und Abgründe der Seele sang, sondern sich der Schlacken bemächtigte, die die Maschine an deren Oberfläche hat liegen lassen; er steht auch weit vom Formismus ab, der nach einem neuen Stil und einer neuen Form suchte, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Form vom Stoff, der Stil von der Seele bedingt sei. Anfänglich konsequent im Sinne ihres Programms schreitend, ließen sich doch später die Begabten unter ihnen zu Konzessionen bewegen, in dem Sinne, daß sie ihre schöpferischen Fähigkeiten nicht mehr notzüchtigten, nicht mehr an Formlosigkeiten vergeudeten, daß sie das Talent zu Worte kommen ließen, den schöpferischen Drang über das Programm stellten. Sie rückten, wenn man zeitgemäß sich ausdrücken will, von links nach rechts ab, welche Bezeichnung aber nicht in politischer Deutung genommen werden will. Die Dichter, die sich um die Zeitschrift „Skamander" scharten, sind in das Heute verliebt, in die Welt und den Menschen von heute. Allein sie schlagen Brücken zwischen heut und gestern, achten das Erbe, um es zu erwerben und zu besitzen. Aber allesamt sind sie noch Zielsucher, sind vielleicht Johannesse, doch sicherlich nicht alle Heilande. Der lyrische Most ist eben noch nicht ausgegoren. Während diese das Draufgängertum abgetan und sich echter und herzlicher geben, tragen andere mit lauter Gebärde noch immer die

ephemere Standarte des Heute. Hüben und drüben aber das Suchen nach einer Idee.
Juljan Przyboś hat in dem radikalen, das Heut scharf betonenden Verlag der Zeitschrift „Zwrotnica" ein Gedichtbändchen herausgegeben, das sich „Schrauben" („Śruby") betitelt und in dem er sich zu Motiven wie Dynamo, Reklame, Radio, Autobus und ähnlichem nicht ohne Begabung „lyrisch" einzustellen sucht. Er muß jung sein, denn ihm macht noch Vergnügen das Schreien sowohl in mehrsilbigen wie auch in mit besonderer Vorliebe gebrauchten einsilbigen Verszeilen (August Stramm!). Aus dem kleinen Bändchen spricht ein Wille, eine Kraft, ein vom Intellekt gedämpftes Dichtertum. Auch Josef Alexander Galuszka „schreit" noch ab und zu, zeitweilig in absichtlich vernachlässigten Reimen, der Assonanz zuliebe, die jetzt in der polnischen Lyrik Mode geworden. (Und dabei ist doch die Assonanz ein so altes Mittel!) „Ich kam in die Welt auf einem Löwen geritten in einem güldenen Sonnenhelm" — das mochte für Galuszka, den Dichter des Bändchens „Das Lächeln Gottes" („Uśmiechy Boga") noch Geltung haben. Für den Verfasser des mir heut vorliegenden Bandes „Gwiazda Komandorji" gilt es nicht mehr. Dieser Band mutet mehr wie eine Verlegenheit an, keiner Notwendigkeit entwachsen. Daher Rhetorik bei verschwindender Eigenart. „Heutig" sind auch fünf Dichter, die in einem „poetischen Almanach: der Kongreß" („Kongres, almanach poetycki") ein Stelldichein sich geben. Sie haben viel Sinn für die „Masse Mensch", wohl aber weniger für das, was gemeiniglich als Poesie gilt. Sie wollen auch gar keine Poesie geben. „Wir haben schon genug Poesie und Poeten genug" — sagt einer von ihnen. Dennoch mutet dieses Quintett sympathisch an. Es gebärdet sich prometheisch; es „singt" nicht, weil es an der Zeit krankt, weil die Zeit einen so wenig zum Singen stimmt. Mag auch (wie es scheint) vorderhand verstandeshaftes Herumreden um die Dinge das Übergewicht haben, manche Strophe nicht mehr als leeres Gemächte bieten, so ist doch wieder aus mancher Zeile auch ein Glühen der Seele herauszuspüren. Das versöhnt.
Janina Brzostowska verrät in ihren zwei Gedichtbändchen „Das Glück in der fremden Stadt" („Szczęście w cudzem mieście") und „Von meiner Erde und meiner Liebe" eine naturhaft-unmittelbare Lyrikerin, eine Schauende und Sinnende, deren Gedichte (mit melodiöser Assonanz) Bekenntnis sind. Auch Gabryel Karski ist ein Bekenner, und zwar ein bescheidener, aber echter Bekenner, der nicht schreit, nicht groß tut, keine lyrische Akrobatik betreibt. Der Stoffkreis, den er beherrscht, ist nicht weit, aber in dieser Domäne weiß er wohl hauszuhalten, ohne sich auf einen Schloßherrn aufspielen zu wollen. Seine Gedichte hören sich an wie ein wohltuendes Sommerabendgeflüster. Kein Wunder, daß in seinem Bändchen „Gra" („Das Spiel") die (wohlgelungene) Übersetzung von Goethes „Über allen Gipfeln" steht. Frei von Wortgekrampf und Fanfaronaden, vielmehr gewinnend wegen seiner Einfachheit ist das Gedichtbuch von Pawel Granicki „Das Gebet der Gräser" („Modlitwa traw"). Gleichsam wie romantisch-zeitentrückt erscheint Waclaw Urbankowski in seinen „Flackernden Fontänen" („Płonące fontanny"), während er in den „Blauen Herzen" („Błękitne serca") hie und da aus sich selber heraustritt und dem Heute das Wort redet, um aber dann wieder in Verträumtheit zu flüchten.
So vielfältig wie die Lyrik ist die Prosa nicht. Norbert Iglowskis Roman „Miłosć szatana" („Die Liebe des Satans") ist ehrliche Durchschnittsarbeit trotz des romanhaften Requisits, das nach altem Rezept gehandhabt wird. In das Reich der Liebe, und zwar des griechischen Eros führt das Buch von Jan Parandowski, „Eros na Olympie" („Eros auf dem Olymp"). Ein Buch für literarische Feinschmecker. Das für „die zahlungsfähige Moral" heikle Sujet hat darin nach Ton, Stil und Einstellung eine dichterische Bearbeitung erfahren, deren Zauber man gern auf sich wirken läßt. Wie Eros „ohne Schonung der Person" seine Pfeile verschleudert, wie er die Götter beglückt und bedrängt, ja wie selbst Zeus nach seiner Geige tanzen muß — das alles ist in diesem Buch mit Grazie erzählt. Gleichfalls in das Reich der Liebe führt der Roman des bereits erwähnten und auch manchem deutschen Leser von der „Aktion" her bekannten Malers und Dichters Jerzy Hulewicz „Kratery Psy i ludzie" („Krater, Hunde und Menschen"). Keine Alltagsware. Ein Buch, das an Glut, Tiefe und Kultur so weit von alledem absteht, was sonst als Roman durch die Lande läuft. Das Buch eines Eigenbrödlers vielleicht, eines Abseitigen, der sich aus Eigenem eine Welt zu erschaffen vermag von einem seltsam-reinen und hohen Ethos. In diesem Roman werden Seelen beglückt, werden aufgewühlt, lodern in den Flammen selbstgeschaffenen Fegefeuers, um aus dem winzigen Ring der Einzelliebe sich in die ewig kreisenden Ringe der Weltliebe hinüberzuläutern. So ist denn dieser, von der polnischen Kritik meines Wissens fast gar nicht beachtete Roman ein Schrei de profundis, der Anruf eines Dichters, der sich und seine Mitmenschen über die blutbesudelte und haßzerfleischte Erde zu erheben bestrebt ist. Ins Kosmische hinauf. Als Dichter verrät Hulewicz viel feinen Takt und zarte Sensibilität, als Schriftsteller einen Kultur- und Gesichtskreis, wie er

nicht vielen eigen ist. Über den Tag hinaus sich zu erheben, war immer das Bestreben Stefan Żeromskis, das auch in seinem letzten Roman „Przedwiośnie“ („Vorfrühling“) zutage tritt, worin er offen und mutig, wie es hier noch keiner gewagt, zum Problem des Kommunismus künstlerische Einstellung sucht. Der Roman ist dramatisch aufgebaut. Sein Held, Cezary Baryka, ein Pole, ist in Baku geboren und in Wohlstand erzogen. Armgeworden, erlebt er die große Umwälzung in Rußland. Die kommunistische Weltanschauung faßt Wurzeln in seiner Seele. Nach vielen und schweren Erfahrungen kehrt er nach Polen zurück, kämpft im Jahre 1920 gegen die Bolschewiken; lernt heimgekehrt die Höfe des polnischen Adels kennen, wo es ihn aber nicht lange leidet. Er kommt hierauf nach Warschau, sucht auch hier vergebens die erhofften und verheißenen „Glaspaläste“, findet hier vieles, wie es nicht sein soll — zertrümmert nach allerlei erotischen Konflikten sein persönliches Glück, denn das von ihm heißgeliebte Weib heiratet einen andern und zwar einen Großgrundbesitzer, was ihn, den Proletarier, noch mehr erbittert und umso leichter dem Kommunismus zutreibt. Cesary Baryka schreitet an der Spitze demonstrierender Proletarier gegen das Belvedere, gegen das polnische Heer. Dies der kurze Inhalt des an glühenden Bildern reichen, in den Rahmen jüngster Zeit gestellten Romans. Der „Vorfrühling“ ist ein Buch, das die besten Merkmale zeromskischen Schaffens trägt und dem Leser zu denken gibt. Demgegenüber gehört das neueste Buch Josef Weyssenhofs „Noc i świt“ („Nacht und Morgengrauen“) schon fast in das Gebiet der Demagogie und läßt infolgedessen keine künstlerische Wertung zu. Der Verfasser, der einst eine sehr gute Feder führte, hat sich so tief in parteiliche Einseitigkeit und politischen Gassen- und Rassenhaß verbohrt, daß sein schriftstellerisches Talent dadurch geradezu eine Lähmung erfahren hat. Nur seine Partei hat Heilige. Alle andern sind etwa Nattern, Verbrecher, was nach Weyssenhofs Schau identisch ist mit: Juden, Deutsche, Freimaurer und Sozialisten. Dabei sieht er die Dinge mit einer Kindischkeit an, die einem 65jährigen schwerlich zusteht.

Von den älteren Romanschriftstellern erfährt der einst vielgelesene J. J. Kraszewski seine Renaissance. Seine Romane gelangen, von dem Słowacki-Forscher Wiktor Hahn trefflich eingeleitet und sorgfältig erläutert, in der „Bibljoteka Narodowa“ zur Ausgabe, darunter „Powrot do gniazda“ (etwa: „Die Heimkehr“), wo Kraszewski zum erstenmal die Reformation als Romanmotiv in die polnische Literatur einführt, ohne aber in dieser Hinsicht irgendwelchen bedeutenden Nachahmer gefunden zu haben. Über „Henryk Sienkiewicz“ liegt eine lehrreiche, zu tieferem Verständnis der Werke und Gestalten dieses Schriftstellers führende Monographie von dem unlängst verstorbenen Konstanty Wojciechowski vor. Von Hoene-Wrónskis „Prolegomena zum Messianismus“ ist der dritte, jene zwei an philosophischer Tiefe überragende Band jüngst erschienen (vgl. L. E. XXIV, 1251 und L. E. XXV, 830). Die „Polnische Bücherei“ läßt diesem Autor beste Sorgfalt angedeihen, was auch bei den Plato-Übersetzungen von Wladyslaw Witwicki (vgl. L. E. XXV, 830 und XXVI, 32) der Fall ist. Die schöne Plato-Ausgabe ist nunmehr auch um den „Fedon“ (warum nicht: Faidon?) bereichert worden. Aus der deutschen Literatur sind folgende Übersetzungen zu notieren: Schillers „Balladen“ und „Wallensteins Lager“; Paul Heyses „Hochzeit auf Capri“; Roseggers „Jeri“; Hauffs „Karawane“; Kellers „Fähnlein der sieben Aufrechten“; Hauptmanns „Emanuel Quint“; Kellermanns „Der Tor“, „Das Meer“ und „Der Tunnel“; Bonsels' „Eros und die Evangelien“; Goethes „Römische Elegien“ und „Das Märchen“. Dieses letztere (im Februarheft des „Przegląd Warszawski“) in meisterhafter Übertragung von Waclaw Berent mit einer von demselben stammenden, der Übertragung vorangestellten, in die Tiefe gehenden Abhandlung über „Unergründete Geheimnisse eines Märchens“.

Zum Schluß sei noch von den Reisen deutscher Schriftsteller in Polen erwähnt. Hanns Heinz Ewers war als Vorleser gekommen und wurde in einigen größeren Städten Polens gern gehört (in Lemberg ist seine Vorlesung „gesprengt“ worden); Alfred Döblin kam her, um zu schauen und zu sehen. Was er geschaut und wie er's gesehen, darüber wird er wohl seinen Landsleuten Bericht erstattet haben. Felix Salten erzählte von „Neuen Menschen auf alter Erde“.

Sambor (im Mai) Hermann Sternbach

Französischer Brief

Wenn man einen so großen Komplex wie Frankreich geistesgeschichtlich erfassen und deuten will, greift man zu Kategorien, teilt Werke und Autoren in ihnen auf, zieht das Fazit und kommt zu einer gewissen Klarheit über Land und Leute. Gerade Frankreich gegenüber ist es leicht und verführerisch Kategorien aufzustellen, denn der französische Geist selbst gefällt sich darin und bietet den Fremden alle erdenklichen Handhaben zur Anlage solcher Kategorien. Plötzlich aber stößt man auf Geister, deren Vitalität, deren physische oder seelische Expansionskräfte das Kategoriengebäude sprengen. Hat man jedoch die Kategorien nur als Hilfsmittel gewertet, so verliert man niemals das Bewußt-

sein von ihrer Relativität, so widerlegt das Auftreten eruptiver Geister die Kategorien nicht, sondern bestätigt nur ihre Bedingtheit. Ein so jäh und ungestüm ausladender, mit sich selbst verschwenderisch umgehender Mensch war Comte Henri de Saint-Simon (1760—1825), der alle Vorstellungen vom französischen Menschen aufhebt — ist zu schwach gesagt —, in sich zusammenbrechen läßt, man könnte sogar behaupten durch seine explosive Natur verhöhnt. Phantasievoll, tapfer, leidenschaftlich, heftig, rotglühend im Zorn, hastig große Ideen entwerfend, kühn sie zur Tat führend, schleudert dieser gewaltige Moralist Allgemein-Menschliches aus sich heraus und verbrennt die kühlen, vorsichtig konstruierten und rationalistisch abgewogenen Lebensgehege des französischen Volks. Ein Aufschrei der in Frankreich im Abstrakten so vielfältig vergewaltigten Natur: das ist Saint-Simons Leben. Er war alles zugleich: Aristokrat und Bürger, Moralist und Opponent gegen die herrschende Moral, Traditionalist und Naturschwärmer im Sinne Rousseaus — der Brückenbogen zwischen alter und neuer Zeit —, Urenkel Karls des Großen, verwurzelt im französischen Hochadel, neben Lafayette Freiheitskämpfer für die amerikanische Revolution, Sansculotte im Jahre 1790, wirtschaftlicher Organisator wie Stinnes, Pamphletist, Denker, Dichter, Sozialist, Führer seiner Zeit aus dem ancien-régime heraus in die freie demokratische Welt hinein, aber immer Geistesaristokrat, um endlich nach schweren, äußeren und inneren Kämpfen im Elend zu sterben. Aber aus seiner Asche erheben sich Geisteskräfte, die einem Dutzend jüngerer Franzosen Inhalt geben. Auguste Comte, Augustin Thierry, Paul Laffitte, Olindes Rodrigues, Léon Halévy waren seine Schüler. Der Schatten seines Geistes liegt noch heute über Frankreich. Man denkt an ihn, wenn man Abel Hermant liest; es wird behauptet, er habe Romain Rolland befruchtet; René Lalou meint in seiner Literaturgeschichte, Proust sei ohne Saint-Simon nicht denkbar. Das Leben dieses Helden der Menschheit hat jüngst Maxime Leroy in einem Buch geschildert, das als 54. Heft der cahiers verts (Bernard Grasset) erschien: „La vie de Saint-Simon", ergreifend, mitreißend durch lebensprühende Plastizität. Dieses Buch ist übersetzungswert, zumal die deutsche Saint-Simon-Literatur dürftig ist und seine Werke heute unauffindbar sind. Sollte die schöne Biographie Erfolg haben, wäre dringend zu wünschen, daß die Schriften von Saint-Simon endlich in neuer Bearbeitung neu aufgelegt würden.

Dem großen Chronisten ist um die Jahrhundertwende in Marcel Proust ein Nachfolger erstanden: Nicht von der gleichen, aufwühlenden Turbulenz, nicht von so breiter Lungenkraft, nicht von so leistungsfähiger Physis. War Saint-Simon ein großer Abenteurer, der innerlich reizbar war und sein Denken und Trachten in Taten umsetzte, so ist Proust — der morbiden Skepsis, dem passiven Pessimismus seiner Zeit entsprechend eine stille, in sich gekehrte Natur gewesen, die das vielgestaltige Leben seiner Epoche in sich auffing und in verschwiegener Nachtarbeit ohne Moralisten-Attitüde zu einem Teppich seiner Zeit verwob, in dem die Farben klingen und singen und die verschlungene Ornamentik seiner Kompositionen in biegsamer Grazie von Lebensgefühl durchblutet sind. Er war kein Tatmensch; er war Dichter, fing die Gestalten und ihre Verquickungen wie in einem Spiegel auf und suchte ihrem Sein und Handeln Sinn zu geben. In seiner Ablehnung jedes Doktrinarismus, als geistiger Abenteurer und als Chronist steht er auf der gleichen Ebene wie Saint-Simon. Das ergibt sich auch aus der ersten großen Proust-Biographie, die Léon Pierre Quint im Verlag von Simon Kra herausgegeben hat, in der berichtet wird, daß Proust in seiner Jugend seitenweise Saint-Simon rezitierte. Das aus Liebe und Bewunderung geschriebene Buch, das viele biographische Einzelheiten und wertvolle Einblicke in die menschlichen Beziehungen bietet, ist die beste und gründlichste Einführung in das Leben und das Werk des Dichters.

Im Saint-Simonschen Geist werden die menschlichen Erkenntnisse nicht an Frankreichs Marken gesetzt. Aus Deutschland werden Eindrücke und Erlebnisse aufgefangen. Quint berührt Prousts Verhältnis zu Wagner und Nietzsche. Diese freie und offene Geistesrichtung prägt sich in jüngeren Schriftstellern aus, wie in René Viénot, der in der „Revue européenne" eine vortreffliche Studie über Deutschland veröffentlichte. Er geht nicht von vorgefaßten Meinungen aus, mißt Deutschland nicht an den französischen Denkformen, sondern sucht Deutschland aus Deutschland zu verstehen, setzt seinen Landsleuten auseinander, daß bei uns andere Vorstellungen und Begriffsbildungen herrschen. Auch Edmond Vermeil, der mit französischen Kollegen eine neue Vierteljahrsschrift gründete: „L'année politique" ist voll guten Willens; aber sein Ziel bleibt doch mehr oder minder ein doktrinäres: nach hinten und vorn die Existenz des Pangermanismus zu beweisen. Daher kommt er leicht zu schiefen und einseitigen Urteilen. Sein Aufsatz: „L'Allemagne contemporaine" in dieser Revue, der offenbar einen Teil eines neuen Buchs darstellt, hält starr an diesem Apriori-Standpunkt fest, wenn er auch im einzelnen kluge und durchdachte Bemerkungen bringt.

Wie abenteuernd die Geisteshaltung der heutigen Jugend ist, zeigt u. a. auch Raymond Schwabs Buch: „Mathias Crismant" (Plon), der auf 230 Seiten mit ernsthaftester Miene und einem halben hundert Anmerkungen die Biographie eines Dichters schrieb, der gar nicht existiert hat. Er gibt zwar Quellen an und behauptet, daß bei uns schon Crismant-Vereine bestünden, daß die englische Kolonie in Florenz ein Crismant-Memorial herausgebe, ein straßburger Professor, dessen Name erfunden ist, eine zweibändige Crismant-Biographie geschrieben habe und „La nouvelle revue française" für seinen Dichter eine Sondernummer vorbereite — aber alles das ist Eulenspiegelei. Die ganze, mit diabolischer Konsequenz durchgeführte kritische Würdigung Crismants, dessen Biographie verschollen sein soll, ist geistreiche, phantastische Erfindung. Man braucht nur die früheren Arbeiten Schwabs vorzunehmen: „Le roi au masque d'or", „Cœur double", um die Gewißheit zu haben, daß dieser an Poe und E. T. A. Hoffmann herangereifte Autor sein Publikum irreführen wollte. Es würde amüsant sein, gelegentlich festzustellen, wer ihm in die Schlinge gegangen sein wird. Es dürften nicht wenige sein; denn die Mystifikation ist glänzend durchgeführt. Die französische Literatur quillt über von okkulten Dingen. Marc Saunier gab bei Chiberre einen Roman: „Fiancé à une invisible" heraus, dessen Heldin ein Phantom ist. Jean Prévost schrieb eine Novelle „Tentative de solitude" (Nouvelle revue française), die das Innenleben eines Irren aus seinen Traumgesichten gestaltet. Die Schichten des Unterbewußtseins will er ans Licht heben. Diesem Drang ins Seltsame und Außergewöhnliche entspricht der große Erfolg, den zur Zeit ausländische Bücher in Frankreich haben, wie Dostojewski und Conrad. Unruhs „Verdun" ist in mehreren hohen Auflagen abgesetzt. Panait Istratis rumänische Erzählungen aus der Dobrudscha, die in Frankreich Rieder & Co. verlegte, haben ein breites Publikum gefunden. Die Franzosen von heute lassen sich gern in ferne Gegenden zu fremden Menschen ziehen und beweisen neuerdings eine erstaunliche Aufnahmefähigkeit für unerschlossene Zonen. Dieses Bedürfnis erfüllt Istrati aufs beste. Der undoktrinären Literatur sind auch diejenigen Bücher an die Seite zu stellen, die wie Duhamels und Romains' Romane aus Rosseauscher Menschenliebe heraus die Poesie des Einfachen, Schlichten, Bescheidenen gestalten. Das tut auch André Baillon in seinem neuen Roman: „Un homme simple" (Rieder & Co.), der das einfältige Herz durchleuchtet, das Tragische in stillen Charakteren aufzeigt, die neben der großen Heerstraße des Lebens sozusagen unbemerkt dahintrotten. Diesen ungehemmten, aus den Tiefen der Menschenseele schöpfenden und weit sich dehnenden Büchern steht eine Gestaltung der Ideologie Seillières gegenüber. J. M. L. Bondeau hat das Gedankenwerk des Philosophen in einer knappen Form zusammengefaßt und analysiert: „Ernest Seillière, Historien du mysticisme romantique" (Emile Paul). Eine Biographie von Seillières Werken, Stimmen des In- und Auslandes beschließen das Buch.

Von handfester Realistik, die Seillière befriedigen müßte, ist Léon Deutsch' neuer Roman: „J'ai acheté une femme" (Bernard Grasset), keineswegs schlüpfrig, wie der Titel vermuten ließe, sondern ein frisches Zeitbild zeichnend, in dem ein Beamter durch die Kraft seines Geldes ein Mädchen zu seiner Mätresse zwingen will. Sie weigert sich und heiratet einen anderen. Als er vor dem Bankerott steht, schlägt ihm der nouveau riche einen Handel vor: Er wird ihn retten, wenn er seine Frau durch einen brutalen Akt von sich stößt, so daß sie ihn verläßt. Darauf fällt sie ihm wie eine reife Frucht zu. Auch Lucien Fabre, der erfolgreiche Verfasser des „Rabevel", hat einen atemlos spannenden Roman von realistischer Kraft geschrieben. „Le Tarramagnou", die Geschichte des kleinen Mannes, der im Weinbaueraufstand von 1907 um seinen Grund und Boden kämpft. Ein glänzend hingesetztes Gemälde der Zeit.

Albert Thibaudet, der geniale Kritiker der „Nouvelle revue française" hat die literarischen Betrachtungen, die er allmonatlich in dieser Zeitschrift veröffentlicht, in einem Bande vereinigt, den Crès & Co. unter dem Titel: „Le liseur de romans" verlegte. Der Verlag Payot & Co. beginnt eine neue Molière-Ausgabe, die mit der Wiedergabe alter Buchtitel, Stiche und Figurinen ausgestattet wird. Acht Bände sind vorgesehen, die Bertrand Guégan redigiert. Der erste Band enthält viele wertvolle literarhistorische und theatergeschichtliche Hinweise, auf die im einzelnen zurückzukommen sein wird, wenn alle Bände vorliegen. In „La Renaissance du livre" erschien ein neuer Band der „Evolution de l'humanité": „La Perse antique et la civilisation iranienne" von Clément Huart, Mitglied des Instituts, Professor an der Ecole des langues orientales und Studiendirektor an der Ecole des hautes études. Es ist das erstemal, daß, entgegen dem bisherigen Brauch des Herausgebers, einem Greise ein Band dieser im allgemeinen wertvollen Sammlung übertragen wurde. Man spürt es, nicht gerade an einer deutschfeindlichen Einstellung, aber doch an einer Ausschaltung eines der wichtigsten Iranforscher: Josef Strygowski. Mag man sich stellen zu Strygowski wie man will, es geht doch nicht an, ihn stillschweigend zu übergehen. Sonst allerdings hat die neue Arbeit des

verdienstvollen Gelehrten nichts Greisenhaftes. Er gibt in dem Werk gewissermaßen eine zusammenfassende Darstellung seiner Lebensarbeit, die auch unserer Wissenschaft willkommen sein wird. Elie Richard, der an dieser Stelle häufig genannt worden ist, hat „Aux Editions du monde moderne“ seine reizenden Skizzen aus Altparis, die zuerst in den „Images de Paris“ erschienen, in Buchform unter dem Titel: „Le guide des Grands Ducs“ herausgegeben. Sie werden den vielen Deutschen, die in diesem Jahr in Paris waren, eine willkommene Lektüre sein; denn in ihnen lebt pariser Luft; sie bieten wertvolle Querschnitte durch das pariser Leben. Im Verlag Gallimard setzte Léon Treich seine amüsanten Anekdotensammlungen fort. Es erschienen jüngst: „Esprit de Tristan Bernard“ und „Histoires de vacances“.

Vor Jahresfrist wurde in Paris eine literarische Luxuszeitschrift gegründet: „Commerce“, die Paul Valéry, Léon Paul Fargue und Valéry Larbaud redigieren und nur der ernsten wertvollen Dichtung öffnen. Von Mitarbeitern seien genannt: Saint J. Perse, T. S. Eliot, Max Jacob, André Breton, Roger Vitrac. Hier veröffentlichte Rainer Maria Rilke seine ersten französischen Gedichte. Kürzlich erschienen auch in der „Nouvelle revue française“ Gedichte von ihm in französischer Sprache.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Ein Hungerkünstler. Vier Geschichten. Von Franz Kafka. Berlin 1924, Verlag Die Schmiede. (Die Romane des 20. Jahrhunderts.) 85 S.

Die Zucht dieser Erzählungskunst ist erstaunlich. Man denkt an Borchardts Bemühungen. Aber wenn jener gelegentlich die Wirkung durch Hypertrophie zerstört, hält Kafka Maß, bleibt leicht, ohne auch nur einmal oberflächlich zu sein, und macht durch die Mittel dieses Stils die ungewöhnlichen Zustände seiner Geschichten selbstverständlich, wahr und bezwingend. Zustände, nicht Begebenheiten bilden den Inhalt, genauer noch: Charakteristiken, Porträts: ein Trapezturner, eine kleine Frau, ein Hungerkünstler und Josefine, die Sängerin unter den Mäusen — das sind die Gestalten, deren Existenz uns durch jene unerhörte Intensität der Darstellungskunst erhellt wird. Man vergißt sie nicht wieder. — Daß man die Geschichten in eine Sammlung „Die Romane des 20. Jahrhunderts“ aufgenommen hat, ist ein Unfug, dem der formstrenge Dichter Kafka gewiß nie zugestimmt hätte.

Leipzig — Friedrich Michael

Das Flammenpaar. Novellen. Von Bernhard Siepen. Nürnberg, Verlag „Der Bund“ (Walther Günther, Schreckenbach). 266 S.

Im Kreise jungfränkischer Dichter, der sich in der Zeitschrift „Der fränkische Bund“ ein eigenes Organ geschaffen hat, steht Bernhard Siepen als tätiger und wegweisender Autor. Ein Bändchen Gedichte („Gott im Tod“), kluge Aufsätze über Kunst und Kunstgewerbe und die vorliegende Novellensammlung lassen auf diesen Dichter aufhorchen.

Drei Erzählungen sind in dem Band „Das Flammenpaar“ vereinigt, alle drei auf einen Grundgedanken gestimmt: aber die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Entscheidender als die titelgebende Novelle ist die erste Erzählung „Ulrich und Christian“. An der Meeresküste treffen sich der Revolutionär des Geistes, ein ehemaliger Privatdozent der Geschichte, und der Revolutionär des Herzens, ein junger Arbeiter. Im Strudel der Aufstandsbewegung wird dieser Christian Führer der Massen, predigt er statt Sozialisierung der Gewalt Sozialisierung der Liebe und — scheitert wie so viele. Aber einer ist erweckt: der Theoretiker Ulrich findet den Weg und den Tatwillen zur individuellen Bruderliebe. Die zweite und dritte Novelle sind Variationen zum Thema: ein Pfarrer, der seine frühere Geliebte zur Mörderin ihres Kindes gemacht hat, sühnt im Opfertod seine Schuld; ein Bauernbursche wird zum Hüter der Ehre einer ihm durch Zufall anvertrauten Frau.

Siepen ist Dichter des geistigen Erlebens und des ethischen Schauens; der Wille zur Verantwortung das Erziehungsideal eines für und mit seinen Volksgenossen lebender Menschen, der das Chaos unserer Weltordnung schmerzvol[l] empfindet — so schmerzvoll, daß es ihm gelingt, dem sozialen Konflikt zwischen Macht und Unterdrückung neue Seite[n] abzugewinnen.

Siepen ist Dichter des Herzens und der Intuition. Nebe[n] dramatisch gespannten Reden- und Wechselreden politische[r] Kämpfer stehn schicksalhafte Charakterbilder und natur-hafte Liebesszenen niederdeutschen Gepräges.

So hofft man auf die Entwicklung ringender Kräfte, di[e] keinen Gießbach, wohl aber einen fest und besonnen einhe[r-] fließenden Wasserlauf formen können. Nur möge si[ch] Siepen die Spuren papierener Diktion vom Sturmwin[d] des unmittelbaren Erlebens fortblasen lassen.

Halle a. d. S. — Edgar Groß

Das erste Weib. Ein Novellenbuch. Von Walth[er] Beamt. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 176 S.

Der grausame Ernst, mit dem diese Novellen aus eine[m] verhängnisvollen Dunkel ans Licht gerissen werden, mac[ht] stutzig. Der Versuch zu sprachlicher Knappheit, zur groß[en] Linie und einer besessenen Eindringlichkeit läßt aufmerke[n]. Daß die sprachliche Knappheit ihre banalen Unterbrechunge[n] und einen gewissen Hang zur Monotonie hat, daß der grau-same Ernst jung, übertrieben und verdüstert erscheint, m[ag] dem Verfasser Anstoß geben, die sprachliche Konzentratio[n], also die künstlerische Arbeit, ebenso unerbittlich wie sich selb[st], also den Menschen, zu prüfen, um nicht in einer Trag[ik] festzurennen, die zwar unleugbar, aber ein Geheimn[is] ist und bleiben soll und übersonnt vom Lichtglanz rätse[l-]hafter, wundervoller Lebensmöglichkeiten.

Ist dies ein erstes Buch, so sei der Verfasser hier nachdrücklich genannt: Walther Beamt.

Mannheim Heinz Dietrich Kenter

Das Tagebuch merkwürdiger Verführungen. Von Gerhart Pohl. Berlin 1924, Elena Gottschall. 92 S. Brosch. M. 1,75, geb. M. 2,75.

Die beiden Erzählungen sind nicht Tagebücher im strengen Sinn, vielmehr Aufzeichnungen, niedergeschrieben am Schluß von Liebeserlebnissen, eines Mannes im einen, einer Frau im anderen Fall. Beide sind in der Problematik so, daß man aufhorcht, aber der Vortrag ist zu bewußt. Man nimmt teil, bleibt aber kalt. Ein stilistischer Grundmangel ist es, daß man in beiden Erzählungen Menschen findet, deren Wesen der Art ihrer Aufzeichnungen widerspricht. Man wird nicht hingenommen, man glaubt nicht. Es bleibt, mindestens nach diesem Buch, fraglich, ob Intellekt und Stil den Verfasser nicht besser zum Essay als zur Novelle weisen. Denn was über die klare, aussagende Prosa des Buchs hinausgeht, das Poetische, die Metapher, steht nahe an der Grenze unselbständigen Literaturjargons. Aber vielleicht schreibt Pohl einen Diskussionsroman — sein Dialog gibt dafür manche verheißungsreiche Perspektive.

Leipzig Friedrich Michael

Unter der Linde. Aus den Erinnerungen eines Dorfjungen. Von Heinrich Bertelmann. Kassel, Friedrich Scheel. 150 S. Geb. 3.20.

Der 1920 verstorbene Hessendichter hat diesen Nachlaßband noch selbst zusammengestellt; als er endlich in die Welt gehen sollte, bedurfte er eines orientierenden Geleitworts von Freundeshand. Es arbeitet so stark mit Superlativen, daß die Erwartungen harmloser Gemüter aufs höchste gespannt werden und der kritischen sich von vornherein ein gewisses Mißtrauen bemächtigt. Nun, dieses zerstreut sich rasch, wenn auch jene nicht voll erfüllt werden. Bertelmanns in wohlgerundete Einzelkapitel aufgelöste Jugenderinnerungen beruhen auf liebevoller Kleinmalerei eines poetisch veranlagten Geists, der auch aus den bescheidensten Blüten Honig zu saugen versteht. Höhepunkte nach der heiteren Seite sind die „Spatzengeschichten", nach der ernsten der Abschnitt „Und der Tod". Die darstellerischen und stilistischen Fähigkeiten Bertelmanns befriedigen auch verwöhntere Leser.

Rohr bei Stuttgart R. Krauß

Das törichte Herz. Vier Erzählungen. Von Paul Zech. Berlin 1925, J. H. W. Dietz Nachf. 264 S.

Dieses Novellenbuch von Paul Zech nennt sich „Das törichte Herz". Aber gerade diese Novelle ist unerträglich, denn allzuviel Törichtes wird in ein gewolltes und verquollenes Wortbild eingefangen. Zech vermag es nicht, Menschen aus ihrer Körperlichkeit zu gestalten. Und er wird immer seine eigene, merkwürdig atmosphärische Kunst zerstören, wenn er wie hier von der Realität einer Handlung ins Gestaltende vorzustoßen sucht. Seine Begabung ist durchaus musikalischer Natur. Für ihn sind Mensch und Landschaft nichts als lyrische Schwingungen, überzarte Stimmungsakkorde (hier ist er Trakl ganz ähnlich), phantastische Kurven eines übersinnlichen Erlebens. Irgendwo in diesem Paul Zech steckt noch jene ausgestorbene und vornehme Art von Christentum, deren krankhafte Zartheit, gepaart mit asketischer Selbstzerquälung, jenen Typ von Brudermenschen schafft, wie ihn aus jüdischem Blute heraus (als Mensch, nicht als Künstler!) Ernst Toller unbedingt und ergreifend vertritt. Zech ist nichts als Lyriker. Was er über Lyrik hinaus an Erzählungen dichtet, offenbart meist eine mit taktvollster Feinheit anerzogene Kunst. So kommt er in diesem Buch erst in der letzten Erzählung ganz hinweg über jede intellektuelle Philosophiererei und literarische Klügelei. Dann allerdings erlebt man jene visionäre Schilderung des „Bergwerks", in welcher der Lyriker Zech kraft der fabelhaften Konzentration seiner phantastischen Gesichte eine reale Handlung nicht aus ihrer tatsächlichen Gegebenheit, sondern aus ihrer inneren, musikalischen Schwingung gestaltet. Hier ist Zech überragend. Und seine sprachschöpferische Kraft hat jene Naivität, welche oft er selbst und seine Zeitgenossen fast immer auf dem unmöglichen Wege der kritischen Überlegenheit suchen.

Der Verlag hat das Buch ausgezeichnet ausgestattet.

Mannheim Heinz Dietrich Kenter

Tageblätter. Von Fred Hildenbrandt. Berlin 1925, Landsberg-Verlag. 136 S.

Man spürt in dieser Sammlung von Aufsätzen, die man mit vielem Vergnügen noch einmal liest, ein gütiges Herz hinter einem harten Gesicht. Hinter dem Getriebe der Zeitung Flötenspiel und Pastorale des Dichters. Hinter dem Lebenspraktiker die ideale Forderung des Ethikers. Hinter dem Tag die Dauer. Wenn dieser Fred Hildenbrandt über Jackie Coogan schreibt und findet, daß mehr solcher kleinen Jackies den Krieg verhindert hätten; wenn er in einem glanzvoll-bittern Feuilleton ein Sechstagerennen für Dichter schildert, das nie stattgefunden hat; wenn er voll Erbarmen sich alten kleinen Weiblein zuneigt oder in streitvollen Anklagen sich temperamentvoll und tapferen Herzens verhaut — so spürt man den Ethiker. Wenn er das bunte Leben in Berlin, Kostümfeste im Winter beschreibt und findet, daß sie mit wenigen Ausnahmen öde waren, weil sie ohne innere Anmut waren; wenn er bei einer kleinen Mystifikation („Der Norweger") die Sensation spürt, außer seiner selbst zu sein; wenn er eine Filmaufnahme dichtet im Ton einer Legende und voll naiver Raffiniertheit und bestem Gelingen die lieblichen Töne der Bibel und die schnöden des Megaphons mengt, daß sie zwanglos zusammenklingen; wenn er Märchen zwischen Potsdamer Brücke und Lützowplatz spielen läßt; wenn eine Filmkritik eine sehr nachdenkliche kleine Dichtung wird — so spürt man den Künstler.

Dieser Fred Hildenbrandt ist nicht wie manch anderer darum bedeutsam, weil er Redakteur einer großen Zeitung ist. Sondern dieser Redakteur ist darum interessant, weil er Fred Hildenbrandt ist. Welches ist, als Schriftsteller, sein Zauber? Es ist die Kombination einer stillen seraphischen Sehnsucht nach reineren Zuständen mit einem harten irdischen Humor. Die Vermählung der Himmelstöne mit dem Staube. Dazu tritt seine merkwürdige Technik der kindlichen Aufzählung, des vereinfachten, veredelten Schachtelsatzes. Diese Technik der Schachtelungen ist gefährlich — aber Hildenbrandt handhabt sie sehr klar und zeigt in dem Nebeneinander der Dinge, in der scheinbaren Zwanglosigkeit und Zufälligkeit seines Satzes stärkste Annäherung an den Ton heutigen Lebens. In dieser Technik erscheint er als ein Kreuzungsprodukt des Impressionismus mit dem dadaistischen Simultanismus, welcher die Gleichzeitigkeit der Dinge, der Denk- und anderer Vorgänge darzustellen unternahm. Aber dies Kreuzungsprodukt hat zugleich das Entfesselte, Gelöste, frei im Raume Schweifende heutiger

Strebungen. Hildenbrandt ist zugleich Lyriker und Kaustiker; er übt die steilen und die kühlen und die flimmernden und die prächtigen und die schwertklirrenden Worte, und wenn der Anlaß groß genug ist, ist er ein Dichter.

Berlin — Leo Rein

Das Lirileipodragü oder Die neun Geschichten vom Echo. Von Reinhold Zickel. Frankfurt a. M. 1925, Iris-Verlag. 152 S. Geb. 480.

Dieser Reinhold Zickel ist nicht unbegabt. Epigone einer etwas wüsten, phantastischen Romantik, Schüler vieler Meister, kann er doch darstellen und hat oft sogar etwas wie Stimmungskunst. So kann ihm im Wielandschen Ton etwa eine Rokokogeschichte wie „Die Najade im Gehrock" gelingen; so gelingt es ihm fast, in „Der Alte und die Uhr", die Zeit zu symbolisieren; so malt er in „Das Echo in der Sackgasse" die verzweifelt stumpfe Atmosphäre ihrer Bewohner; so parodiert er Hintertreppe in „Banane und Zitrone"; so schafft er eine Art von literarischem Trickfilm in „Sunna oder das Lirileipodragü". Begabt, aber verzierlicht, verneckischt, in kleinen Formaten, mit einer nicht immer durch Elementarität entschuldigten, sondern oft nebenhin auf Publikumswirkung blickenden Lüsternheit. Ein unterhaltender Darsteller; aber noch ohne eigentliche Selbstführung.

Berlin — Leo Rein

In den Wäldern des Nordens. Aus der Goldgräberzeit in Klondike. Von Jack London. Berlin, Gyldendalscher Verlag. 267 S. Geb. M. 5,—.

König Alkohol. Ein autobiographischer Roman. Von Jack London. Ebenda. 302 S. Geb. M. 5,—.

Auf diese deutsche Ausgabe des amerikanischen Erzählers in der Übersetzung von Erwin Magnus ist hier schon (XXVII, 433) mit gebührender Anerkennung hingewiesen worden. In dem neuen Erzählungsbande treffen wir auf alte Freunde, auf die „letzten Mohikaner", und etwas wie Romantik umschwebt auch ihre Gestalten. Freilich, die Coopersche Romantik mit ihrer Rousseaustimmung, ihren Abenteuern auf dem Kriegspfade ist es nicht mehr; damals schilderte ein sentimentaler Westeuropäer, der zufällig in Amerika geboren war, den Untergang von roten Gentlemen in blutiger Fehde um den Besitz der ererbten Jagdgründe; hier fehlt es zwar auch nicht ganz an nächtlichem Überfall und am Knallen der Repetiergewehre, aber es ist wesentlich eine wirtschaftliche Auflösung von innen heraus, die wir mit den Augen der Alten der Stämme ansehen sollen. Gentlemen sind das gar nicht, sondern Wilde; aber in ihnen lebt die Erinnerung an die gute, alte Zeit, wie sie sie verstanden, und von der, wenn sie dahin sind, die letzte Kunde verhallt sein wird. Daß Jack London uns in die Rätsel dieser primitiven Seelen blicken läßt, ist der stärkste Reiz seiner Geschichten.

Von „König Alkohol" ist dagegen schwer zu reden. Sicherlich, wenn jemand sein Leben als „autobiographischen Roman" hätte schildern sollen und können, Jack London wäre der Mann gewesen. Aber er hat es hier wesentlich unter einem Gesichtspunkt, seinem Verhältnis zum Alkohol, getan und zu einem Zweck, der an sich löblich sein mag, aber mit Kunst nichts zu tun hat, nämlich ein gesetzliches Verbot des Ausschanks geistiger Getränke als nützlich und notwendig zu erweisen. Inzwischen sind ja die Vereinigten Staaten ein „trockenes" Land geworden, und über die Frage, ob damit ein sittlicher Fortschritt erreicht worden sei, gehen die Stimmen sehr auseinander; Jack London selbst aber ist durch einen allzufrühen Tod allem irdischen Streite entrückt, während das Urteil über sein Buch, das doch nun einmal nicht ein reines Werk der Dichtung ist noch sein will, von dem Erfolg, den die „Prohibition" tatsächlich hat, abhängt. Das ist um so mehr der Fall, als er für die verderblichen Wirkungen des Alkohols gerade kein Musterbeispiel ist; mancher andere (jedem fallen die Namen ein!) hätte ein tragischeres Buch schreiben können, unserem Verfasser fließt manche Seite aus der Feder, die man, sicherlich gegen seinen Willen, als ein Loblied auf den bekämpften Feind auffassen könnte. Und schließlich: Seite 119 heißt es, daß in künftigen besseren Zeiten, da der Alkohol mit anderen Resten der Barbarei verbannt sein wird, „an Stelle der Kneipen andere Gelegenheiten geschaffen werden müssen, wo Menschen in Berührung miteinander kommen und etwas Neues erfahren können" — ja „there's the rub", sagen die Engländer! Daß das Buch viele anziehende Einblicke in ein buntbewegtes Leben gewährt, manche sozialen Verhältnisse, manche Anschauungen der wilden Gesellen, zu denen der Verfasser oft genug gehörte, wie mit Scheinwerfern beleuchtet, ist selbstverständlich; aber halb Autobiographie, halb soziologische Streitschrift, ist es nicht aus einem Guß.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der Graf auf Egerup. Roman. Von Svend Fleuron. Deutsch von Thyra Jakstein-Dohrenburg. Mit 8 Zeichnungen von Erna Pinner. 1.—5. Tausend. Jena 1925, Eugen Diederichs. 256 S.

Unser lieber Dichter vom Tier begibt sich in diesem Buch zum Menschen und bezieht ihn ein in die Natur. Indem er vom Untergang eines letzten Stückchens Urwelt erzählt, bedarf er der grausamsten Kreatur dieser Erde, des Menschen; denn er tötet ja, rottet aus und verwüstet. Dabei kommt Fleuron zustatten, daß es notwendig die Bösesten unter den Bösen sein müssen, die er für seine Darstellung braucht: Menschen, in denen rohester Trieb waltet, sinnlose Vernichterlust drängt, Menschen, die wir, das Tier beleidigend, „Tier" nennen. Einen einsamen Gegensatz dazu stellt er hin: den stillen, gütigen, liebenden Mann, den Freund der Natur, den Liebhaber des Vegetativen, also den auch zur Unterdrückung und zum Untergang Bestimmten.

Wieder — wird es je anders sein können! — ist es ein Buch voll Waldgeruch und Wind, Tierdunst und Erdduft geworden. Wie nah liegt es — man vergleiche andere Tierbücher — ein bißchen schulmeisterhaft zu werden, trocken im Ton, beschreibend in der Schilderung, lehrhaft und moralisierend. Aber der große Fleuron bleibt immer saftig und lebendig: alles ist Vorgang, wird Gesicht und Bewegung. Ein verflogener Adler ist der Held dieses an Geschehen besonders reichen Romans. Er scheint uns größer und liebenswerter als sein Jäger, der Mensch.

Berlin — Kurt Münzer

Literaturwissenschaftliches

Französischer Geist im neuen Europa. Von Ernst Robert Curtius. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 372 S. Ganzleinen M. 8.—.

Weit über das rein Kulturgeschichtliche hinausgehend, die Grenzen der bloßen Literaturkritik erweiternd, in einem begnadeten Reichtum von Form und Gestalt das Spezielle eines Grundthemas zum Universellen ausdehnend, steht Ernst Robert Curtius an der Spitze zeitgenössischer, deutsc

französischer Geisteskritik. Wo die Mittel rein wissenschaftlicher Betrachtung versagen, das heißt, zu einem starren und farblosen System führen würden — erwacht in Curtius der Dichter, der mit erstaunlicher Könnerschaft die schwierigsten Ergebnisse poetisch meistert. Es bleibt der entscheidende Vorzug dieses Kritikers, daß er, der die Haupttypen französischer Dichtung gültig formulierte, selbst Dichter ist und nicht nur von der Skepsis und Schärfe des Verstandes, sondern in wesentlichen Augenblicken von der intuitiven Sicherheit poetischen Gefühls geleitet wird. Seine persönlichen Sprachmittel, sein meisterhafter Stil, überschreiten überall das Maß des Gewohnten und bleiben, selbst mit Spitzenleistungen verglichen, immer ein Gipfel. Sein „Balzac", sein „Barrès", seine „Literarischen Wegbereiter" sind markante Beweise ungewöhnlicher Kunst, und selbst in Frankreich unerreicht und als Markstein anerkannt.

Mit berechtigter Spannung erwartet man darum jedes neue Werk dieses Schriftstellers und verfolgt den immer wieder sich in neue Geisteslandschaften erhebenden Weg. Ich wage uneingeschränkt die Behauptung, daß keiner das Wesen heutigen und vergangenen Frankreichs und seiner würdigsten Geister kennt, der am bisher vorliegenden Werk von Ernst Robert Curtius bewußt oder unbewußt vorübergegangen ist. Sein neuer Band: „Französischer Geist im neuen Europa" bestätigt meine Überzeugung, denn, obgleich Curtius seinen „Balzac", um ein Beispiel zu nennen, kaum übertreffen können wird, stößt er doch immer wieder in neue Fernen, zieht immer wieder Dunkelgebliebenes oder Schwerverständliches in das helle Licht seiner glanzvollen Betrachtung und umgrenzt selbst ganz Neues mit der untrüglichen Norm seines Urteils. Drei Dichter sind es, die dem neuen Werk Zentralidee und geistige Grundhaltung verleihen: Marcel Proust, Paul Valéry und Valéry Larbaud. Drei Dichter von absoluter Verschiedenheit in ihrem Werk und in ihrem Leben. Proust, das positive Genie, der zwanzig Jahre lang als „vornehmer Dilettant" und „Boulevardier", der im ‚Figaro' schreibt, abgetan wurde, ein Romanzier Balzacscher Fülle und großartiger Originalität; Valéry, der geheimniserfüllte, gottnahe Dichter der „Jeune Parque", der in einzigartiger, seelischer Worttrunkenheit die Linie Mallarmés fortsetzt und heute Frankreichs größter Lyriker ist, und schließlich Valéry Larbaud der eminente Romanschriftsteller, der Schöpfer einer neuen Art von Kosmopolitismus, der sich in „Barnabooth" so überragend manifestierte, und in zahlreichen Übersetzungen Samuel Butlers als kongenialer Vermittler auftrat. Der großen Masse werden diese drei Dichtergestalten noch für lange Zeit fremd bleiben. Daß sie in Deutschland wenigstens früh genug aufgezeigt wurden, ist das Verdienst von Curtius, der sie uns in drei Essays von dichterischem Schwung vorstellt. Wie sehr die poetischen Fähigkeiten neben den kritischen in Curtius Geltung haben, beweisen seine prachtvollen Nachdichtungen einiger besonders bezeichnender, und darum hervorragend schwieriger Gedichte von Paul Valéry. Wer auch nur die geringste Kenntnis von den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten hat, die die Verdeutschung französischer Lyrik verursacht, wird nur mit begeisterter Bewunderung die dem Original gleichkommende Übersetzung von „Schlange", „Friedhof am Meer" und „Palme" genießen. Einige wichtige Studien über „Zivilisation und Germanismus", „Literarische Fehden", „Europäischer Geist und französische Literatur", „Bergsonismus", und „Pontigny" umrahmen den Kern dieses neuen Werks und vermitteln in ihrer objektiven Lebendigkeit, ihrer überlegenen Psychologie und Weisheit, und nicht zuletzt in ihrer Prägnanz in der Aufzeigung entscheidender Geistesschichten, für jeden Freund französischer Literatur europäisch-betonte, verantwortlichkeitsbewußte, unumgängliche Kenntnisse. Daß Curtius, einer der ganz großen Führer im schwankenden Chaos von Wert und Unwert, Marcel Proust einen Dichter nennt, dessen Name in Zukunft mit den drei großen Namen von Balzac, Flaubert und Stendhal ausgesprochen werden wird, beglückt keinen mehr als mich, der Proust's gesamtes Werk nach Deutschland brachte.

Berlin — Fred A. Angermayer

Anglica. Untersuchungen zur englischen Philologie. Alois Brandl zum siebzigsten Geburtstag überreicht. Leipzig 1925, Mayer & Müller. Bd. I: Sprache und Kulturgeschichte. 184 S., Bd. II: Literaturgeschichte. 474 S. M. 48,—.

Freunde und Schüler des gefeierten Gelehrten haben sich zur Huldigung zusammengetan; aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet stammen die Beiträge, aber auch England, Amerika, Holland, Schweden sind zahlreich und stattlich vertreten — es muß ein stolzes Gefühl für den Meister sein, wenn er in den Arbeiten der Jüngeren nochmals das Feld überschaut, auf das er sie gutenteils geführt hat und das sie nun selbständig bebauen und erweitern. Denn das bleibt doch der stärkste Eindruck bei all diesen wechselnden Gegenständen und Stimmen: die Anglistik unserer Tage hat sich mächtig gereckt, sie vergißt gewiß nicht Handschriften und alt- und mittelenglische Literaturdenkmale, aber sie hat auch die Gegenwart in ihren Bereich gezogen, sie stellt neben die Literaturgeschichte die Kulturgeschichte, sie vergißt nicht den Zusammenhang zwischen Universität und Schule.

Ist so von dem Gebiet, das diese 28 Beiträge umfassen, ein Begriff gegeben, so können die einzelnen hier nicht besprochen werden. Sie sind natürlich verschieden an Umfang wie an Gewicht — es kann nicht anders sein, wo der eine eine Einzelfrage behandelt, dem andern sein Thema erlaubt, ein ganzes Gebiet zu beleuchten. Selbstverständlich ist auch, daß eine solche Sammlung in einem guten Teil ihrer Beiträge sich eben an Anglisten wendet; es ist nicht jedem so wie dem gießener Professor W. Horn gegeben, eine Abhandlung über „Die Verneinung im Englischen" zu einem Bilde der lebendigen, die Sprache einst wie heute bildenden Kräfte zu machen. Aber es bleibt genug, was durch Formung oder Inhalt oder beides die Beachtung aller Freunde englischer Studien verdient; den Aufsatz von W. Dibelius, Brandls Nachfolger auf dem berliner Lehrstuhl „Die Selbständigkeitsbewegung der englischen Kolonien", sollte sogar jeder lesen, der sich ein Urteil über das englische Weltreich, seinen Zusammenhang und seine Politik bilden will.

Sehr aufschlußreich ist auch zu sehen, was im einzelnen augenblicklich die Wissenschaft beschäftigt: Ortsnamenforschung und Wortgeschichte, keltische Spuren und französische Lehnwörter, dazu natürlich Shakespeare und seine Zeit (ob Sievers mit seiner Lehre von den drei Haupt- und etlichen Nebenverfassern des „Lear" viel Nachfolge finden wird?), Märchen und Ballade, Geschichtsschreibung und Beziehungen zu Deutschland — die geistesgeschichtliche Betrachtung meldet sich für Milton und die Empfindsamkeitsliteratur: also ein reiches Leben in alten und neuen Bezirken, eine Fülle von Aufgaben und Problemen und eine frische Schaffenslust, deren sich ein jeder freuen sollte. Die Anglistik kann mit dieser Heerschau zufrieden sein.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Restoring Shakespeare. A critical analysis of the misreadings in Shakespeare's works. With facsimiles and numerous plates. Von Leon Kellner. Leipzig 1925, Tauchnitz. XVI, 216 S. M. 6,–, geb. M. 8,50.

Auch der Laie weiß, daß die Erstausgaben von Shakespeares Werken, sowohl Quartos als Folio, sich nicht durch sorgfältigen Druck auszeichnen, daß also der englische Text eine ganze Reihe Stellen aufweist, wie sie der Dichter nicht geschrieben haben kann. Geschlechter von Herausgebern sind darum bemüht gewesen, die Fehler auszumerzen, und manche geniale Konjektur ist gelungen – auch heute ist immer noch die Zahl der dunklen oder wenigstens unbefriedigend gedeuteten Verse, der zweifelhaften Lesarten nicht gering; der Scharfsinn von Gelehrten wie unzünftigen Liebhabern des Dichters findet also immer noch Arbeit und zwar verdienstvolle Arbeit, denn der reine Text ist die Voraussetzung jedes ernsthaften Studiums des Dichters. Bisher litt aber diese Arbeit an einem Mangel: sie war oft ein Raten, war willkürlich, ihre Ergebnisse also, abgesehen von manchen ganz hervorragenden Deutungen, nicht zwingend. Kellner hat sich das große Verdienst erworben, in langjähriger Arbeit eine philologische Grundlage für die Herstellung eines reinen Textes zu liefern. Er fragt nach den Fehlerquellen: sie liegen in der Handschrift an sich, in Gewohnheiten oder Irrtümern des Schreibers, in Mißgriffen des Setzers. Die Handschriften, welche die Druckvorlagen bildeten, sind uns nicht bekannt, wohl aber kennen wir die verschiedenen Typen der Elisabethinischen Schrift, und aus ihnen geht hervor, welche Buchstaben vor allem der Gefahr ausgesetzt waren, mit anderen verwechselt zu werden; wir wissen auch einigermaßen über Schreiber- und Setzergewohnheiten Bescheid und kennen die Fehler, die aus ihnen entspringen.

Soweit die Theorie. Kellner prüft nun in 220 Paragraphen jeden Buchstaben auf seine Verwechslungsmöglichkeiten mit verschiedenen andern, jede Abkürzung, jede Silbenteilung, kurz jede Irrtumsquelle und weist zunächst an unbestreitbaren Beispielen, also ganz offensichtlichen und in ihrem Sinn klaren Druckfehlern nach, daß die betreffenden Irrtümer vorgekommen sind; dann bringt er als weiteren Beleg anerkannte Konjekturen, endlich eigene, die sich auf die gemachten Beobachtungen stützen. Diese nachzuprüfen, ist natürlich Sache der Fachwissenschaft; hier gilt es vor allem die Anlage des Ganzen hervorzuheben, und da dürfte nur eine Stimme der Bewunderung sein. Wer sich jetzt an der Arbeit am Texte Shakespeares beteiligen will – und die Zahl solcher war früher bei uns und zwar auch außerhalb der Fachkreise nicht klein – hat festen Boden unter den Füßen; die Allgemeinheit aber kann stolz darauf sein, daß durch die Arbeit eines deutschen Gelehrten der Shakespeareliteratur dies Buch gegeben ist, dessen strenge Methodik Wissenschaft an Stelle zweifelnden Tastens setzt.

Der billige Preis bei vorzüglicher Ausstattung sei noch besonders hervorgehoben.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Das deutsche Theater der Gegenwart. Herausgegeben von Max Krell. München und Leipzig 1923. Rösl & Cie. 256 S.

Der Titel dieses Buchs ist weniger prägnant als seine Tendenz. Diese geht ebenso auf Darstellung des Bestehenden wie auf die Propagierung neuer Entwicklungsmöglichkeiten aus, und neben Ausblicken stehen auch Rückblicke. Es ist unwichtig, ob man mit jedem einzelnen der verschiedenen und verschiedenartigen Beiträge übereinstimmt; wichtiger ist die Zielgebung. Und sie bedeutet: Wirken für den Wiederaufbau unseres abgewirtschafteten Theaters, im Sinne der Klärung und der Förderung. Redslob, der Reichskunstwart, legt ein beachtenswertes Bekenntnis zum neuen Bühnenstil ab, der nach Einheit und Form ringt, Arnold Zweig weist Linien für die Wiedergeburt des Theaters im neuen Staat auf. Reinhardts Lebenswerk wird von Rudolf Borchardt (Verteidigung des Großen Schauspielhauses) und Heinz Herald (mit dem Wiederabdruck einer schon bekannten Arbeit) gefeiert. Krell selbst, der Herausgeber, stellt Unruh und Kaiser als Pole des neuen Dramas hin, das den Willen zur Menschheit verkündet. Wilhelm Schmidtbonn steuert eine hübsche dichterische Plauderei über das Verhältnis des Dramatikers zu seinem aufgeführten Werke bei. Ein sehr kluger und feingeschliffener Aufsatz Bernhard Diebolds spricht von Kunstkritik und Psychologie der Kritik. Und damit die historische Tradition, das Fundament jedes Theaters, nicht vergessen werde, schreibt Hans Knudsen über schauspielerische Stilentwicklungen vergangener Jahrhunderte. Daß auch den modernen Bestrebungen der Wanderbühne ein besonderes Kapitel gewidmet ist (Carl Zuckmayer), versteht sich bei der Einstellung unserer Zeit zu dieser, in Mittel und Wirkung doch etwas überschätzten, Theaterform. Aber hier, wie überall, ist der Glaube an das Werk das Schöpferische dieses Buchs; das Theater erscheint als positive Macht. So trägt die gut redigierte Sammlung ihr Verdienst in sich. Nur die Auswahl des beigegebenen Bildmaterials, selbst wenn sie nicht mehr als „Andeutungen" bringen will, ist gar zu sehr vom Zufall bestimmt.

Halle a. d. S. — Edgar Groß

Das deutsche Künstlerdrama von Goethe bis R. Wagner. Von Helene Goldschmidt. Forschungen zur neuen deutschen Literaturgeschichte. Bd. 57. Weimar 1925, Alexander Duncker. X, 161 S.

Die Ergebnisse der Arbeit sind nicht erschütternd; vielmehr liegt ihr bescheidenes Verdienst darin, ein in allen Teilen bekanntes Material unter den bestimmten Gesichtspunkten der gestellten (Doktor-?) Arbeit betrachtet zu haben, so daß die Gegenüberstellungen von Dramen, in denen ein Dichter oder Maler – Schauspieler-Stücke sind weggelassen – die Hauptgestalt ist, ergibt, wie in einzelnen Epochen: Aufklärung, Sturm und Drang, Romantik, Junges Deutschland ein jedesmal anderes Wollen, eine veränderte Auffassung vom Wesen des Künstlers und seiner Eingliederung in die Gesellschaft zum Ausdruck kommt. Das ist gut herausgearbeitet; und da es der Verfasserin nur darauf ankam, den Sinn der Epoche festzuhalten, so konnte sie mit gutem Recht auf die Vollständigkeit eines Stücke-Katalogs verzichten. Sie hätte aber auch auf Weitschweifigkeiten verzichten sollen, wenn sie Motive verfolgt oder mit Aufwand Schwächen bei Oehlenschläger oder Kind begründet. Das ist doch schließlich nur bei Höhenliteratur nötig. – Warum muß in der langen Liste benutzter Bücher noch besonders gesagt werden, daß Goedekes Grundriß herangezogen worden ist? Selbstverständlichkeit! Wenn man schon so penibel sein will, dann vermisse ich z. B. für J. von Petrasch die umfassende Monographie von Felix Freude (Brünn 1916), der den „Dichter" von Petrasch ausführlich behandelt.

Berlin-Steglitz — Hans Knudsen

Verschiedenes

Die Stadt Danzig. Von Erich Keyser. (Historische Stadtbilder, Bd. 6.) Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 164 S.

Es ist das zweitemal, daß Erich Keyser, der verdienstvolle Stadtarchivar Danzigs, mit einer Geschichte Danzigs in die Öffentlichkeit tritt. Vor Jahresfrist gab er im Kafemannschen Verlag, Danzig, ein Werk „Danzigs Geschichte" heraus. Und heute liegt der obengenannte 6. Band der historischen Stadtbilder unter dem Titel: „Die Stadt Danzig" vor uns.

Es ist ja auch kaum eine geeignetere Zeit für solche Bücher denkbar, als die jetzige. Danzig steht nicht nur im Mittelpunkt des deutschen Interesses, es ringt unaufhörlich im schweren Kampf um seine nationale und wirtschaftliche Existenz und hat sich gegen polnische Eingriffe und Eroberungsgelüste mit aller zähen Kraft zu verteidigen. Überall muß diese kerndeutsche, althanseatische Stadt die unseligen Folgen des Versailler Friedensvertrages spüren, die sie aus den Bahnen einer naturgemäßen gesunden Entwicklung herausriß und unter ganz neue Daseinsbedingungen stellte.

Machte damals der Verfasser Überlieferung und Vergangenheit fruchtbar für Gegenwartswerte, indem er die Bedingungen aufwies, unter denen Danzig einst zu dem Mittelpunkt ausgebreiteter wirtschaftlicher Verbindungen und wertvoller Leistungen wurde, so kommt es ihm diesmal auf etwas ganz anderes an: die Entwicklung der Stadt in ihren räumlichen Gegebenheiten aufzuzeigen und aus ihnen die Grundgesetze ihres Lebens und Wesens nachzuweisen.

Also nicht um die Geschichte, sondern um die Entwicklung Danzigs handelt es sich diesmal, um das Werden der eigenartigen Stadt. „Es liegt diesem Unternehmen die Auffassung zugrunde," sagt der Verfasser selber, „daß die Beachtung der Beziehungen, in denen eine Stadt zum Raume steht, und zwar nicht nur zum Grunde und Boden, auf dem sie errichtet wurde und zur umgebenden Landschaft, sondern auch zu allen anderen räumlich gegebenen geschichtlichen Mächten, mögen sie nun andere Städte, Wirtschaftsgebiete, Länder, Völker oder Staaten sein, gewisse Grundgesetze ihrer Entwicklung und somit den Kern ihres Wesens genauer erkennen läßt. Ist es doch kein Zufall, daß die Stadt gerade an dieser Stelle entstand, und daß sie im Laufe der Zeiten häufig gleichartigen Schicksalslagen ausgesetzt gewesen ist."

Auf diese Gleichartigkeit des Schicksals und der Entwicklung weist der Verfasser hin: Die Gründung der Freien Stadt durch den Versailler Vertrag von 1919 war in mancher Hinsicht eine Wiederholung der Bestimmungen des Tilsiter Friedens von 1807. Der Drang Polens zum Meer ist fast ebenso alt wie sein staatliches Dasein. Und Danzigs energisches Widerstreben gegen jede Art von Verpolung ist ebenfalls einer der eigentümlichsten und sich immer wiederholenden Züge seiner Geschichte.

Aber nicht nur geschichtliche oder geographische Bedingtheiten sind es gewesen, die für die Entwicklung der Stadt maßgebend und entscheidend gewesen, auch nicht nur die Siedelungsbedingungen seiner räumlichen Lage. Sondern völkische, oder sagen wir bestimmter und klarer: volkliche.

Hier ist vor allem die eigenartige Zwischenlage in dem germanisch-slawischen Grenzgebiet in Rechnung zu ziehen. Denn sie prägte dem Antlitz der Stadt und ihrer geschichtlichen Individualität ganz eigene Züge auf. Im Kampf gegen das Slawentum wuchs die deutsche Bürgerstadt empor. Deutschland gewann sie dem altgermanischen Boden zurück und verteidigte und behauptete ihn in zähem und tapferem Kampfe.

Aber es ist noch ein anderer Faktor, der das Buch bemerkenswert macht. Den kultur- und kunstgeschichtlichen möchte ich ihn nennen. Auch hier zeigt sich der Verfasser als wohlgeschulter Kenner. Das Kapitel: „Die Bauwerke der Gotik", in dem er die Befestigungen, die öffentlichen Gebäude, die Bürgerhäuser und die Kirchen behandelt, sowie das folgende: „Das Zeitalter der Renaissance", das die Festungswerke des 16. und 17. Jahrhunderts, die Niederstadt, öffentliche und bürgerliche Bauten einschließt, beweisen es. So ist das bemerkenswerte Buch beides: einheitlich und vielseitig, aus einem Guß und zugleich reich an Abwechslung, belehrend und doch bei aller ernsten Wissenschaftlichkeit anregend und verständlich für jedermann. Nichts Wiederholendes, sondern neu und schöpferisch gestaltet, ein Werk so recht dazu angetan, Kunde von der altherrlichen urdeutschen Stadt zu geben und die Liebe im ganzen deutschen Vaterland für sie zu erwecken, die ihr heute mehr nottut denn je.

Danzig — Artur Brausewetter

Der Kampf der Südslawen um Freiheit und Einheit. Von Hermann Wendel. Frankfurt a. M., Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag. 799 S. 8°. Brosch. M. 13,50 (15.—).

Ohne Zweifel eine Qualitätsarbeit. Man darf Wendel prädizieren etwa als deutschen Thierry der Südslawen. Der Verfasser der Bücher „Kreuz und quer durch den slawischen Süden", „Aus dem südslawischen Risorgimento", „Südslawische Silhouetten" und unzähliger Zeitungsartikel über verwandte Themen war wie kaum ein anderer berufen, dem gerade für uns gedemütigte und darniederliegende Deutsche so lehrreichen Vorgang „aus Knechtschaft zur Freiheit", wie ihn die in Serbien ihr Piemont erblickenden südslawischen Stämme durchgemacht haben, voll gerecht zu werden. Aber vielleicht liegt gerade darin eine Schwäche insofern, als der mit dem Stoff bisher nicht vertraute Durchschnittsleser — auf den mindestens der Verlag doch auch gerechnet haben wird — zu viel Durchgeistigung in einer preziösen Sprache vorgesetzt bekommt, die er schwerlich versteht. Wendel hat seinen Gegenstand zu oft behandelt, als daß ihm die Form der schlichten Erzählung noch Spaß machen könnte; er muß überall Lichter aufsetzen. Den Kenner stört so etwas nicht — im Gegenteil! Der Laie aber wird geblendet und abgeschreckt. Merkwürdigerweise haßt der Verfasser in seinem Anti-Alldeutschtum nicht bloß das verkalkte k. u. k. Österreich-Ungarn, sondern beehrt auch die doch längst völlig verslawten Bulgaren recht oft mit seiner Mißgunst. Daß die serbische Warnung vor Sarajevo (S. 720) in das Reich der Fabel gehört, beweisen die sechs letzten Hefte der Monatsschrift „Die Kriegsschuldfrage".

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Deutsches Biographisches Jahrbuch. Herausgegeben vom Verbande der deutschen Akademien. Überleitungsband I: 1914—1916. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 372 S.

Als im Jahre 1917 Anton Bettelheim wegen einer Unstimmigkeit mit seinem Verleger Walter de Gruyter (über den Karl May-Nekrolog, vergleiche L. E. XX, 1008) seine verdienstvolle Tätigkeit als Herausgeber des „Bio-

graphischen Jahrbuches und Deutschen Nekrologes" plötzlich beschloß und so dieses höchst wichtige Nachschlagewerk mit seinem 18. Jahrgange selbst reif für einen Nekrolog wurde, hoffte man, es werde bald ein neuer Verlag und ein neuer Herausgeber sich zusammenfinden und die zum mindesten in allen Bibliotheken schmerzlich empfundene Lücke ausfüllen. Aber das letzte Kriegsjahr und die Geldentwertungszeit waren nicht dazu angetan, ein Unternehmen, das so erhebliche Betriebsmittel voraussetzt, wiederzubeleben. Um so freudiger begrüßen wir es, daß soeben auf Anregung der „Münchener Historischen Kommission" (die ja seinerzeit die „Allgemeine Deutsche Biographie" herausgab) der Verband der deutschen Akademien dieses neue biographische Jahrbuch beginnt, das, wie seinerzeit das Bettelheimsche, durch „eine dem Todesjahre bald nachfolgende umfassende Nekrologie den Zeitgenossen einen schnellen und lehrreichen Überblick gewähren und für Zeit und Zukunft eine Fülle sonst niemals wieder zusammenzubringenden lebendigen Wissens retten will". (Wie wichtig gerade auch dieser Gesichtspunkt ist, ersieht man deutlich aus dem vorliegenden Band: Wer könnte so aus persönlicher Kenntnis über Christian Morgenstern schreiben, wenn einmal Friedrich Kayßler nicht mehr ist, wer über Marie von Ebner-Eschenbach, wenn Bettelheim dahingegangen sein wird?)

Es galt nun zunächst, den seit dem Eingehen des Bettelheimschen Jahrbuchs unbeschrieben vorübergezogenen Zug der namhaften Toten aufzuholen. Und das will in diesem Fall besonders viel heißen, denn jener letzte Band Bettelheims enthielt die Toten des Jahres 1913. Die Jahre der Massenopferung schöpferischer deutscher Männer biographisch „auszuwerten", ist nun die traurige Aufgabe der neuen Herausgeber. Sie wollen ihr so gerecht zu werden suchen, daß sie zwei „Überleitungsbände" herausbringen, von denen der erste, soeben erschienen, die Jahre 1914—1916, der zweite 1917—1920 behandelt. Die eigentliche Reihe des neuen Jahrbuchs soll dann mit dem nächstens erscheinenden Jahresband 1921 beginnen. Er soll „neben der Totenliste eine breitere Fülle von Einzelaufsätzen bieten", als es die Überleitungsbände tun.

Von den 79 Einzelaufsätzen des vorliegenden Bandes beziehen sich 9 auf literarische Persönlichkeiten, nämlich die biographischen Skizzen über Marie von Ebner-Eschenbach (von Bettelheim), Johann Heinrich Fehrs (von Fromme), Gorch Fock (von Borchling), Heinrich Hansjakob (von E. Bauer), Paul Heyse (von Petzet), Hermann Löns (von Stammler), Christian Morgenstern (von Kayßler), Julius Rodenberg (von Spiero) und Johannes Trojan (von Spiero). Außerdem dürften die Leser der „Literatur" besonders interessieren die Aufsätze über Justus Brinckmann, Eduard Brockhaus, Ludwig Frank, Karl Theodor Heigel, Reinhold Koser, Karl Lamprecht, Alfred Lichtwark, Hugo Münsterberg, Paul Schlenther und Wilhelm Windelband. Die Literaturangaben, die, nach dem schon bei der „Allgemeinen Deutschen Biographie" eingeführten Brauch, jedem Aufsatz folgen, sind durchweg reichlich und sorgfältig. Sie erstrecken sich gelegentlich sogar auf den handschriftlichen Nachlaß und auf Bildnisse (z. B. bei dem mehr als 15 Seiten umfassenden Nekrolog auf Heyse). Auch die etwa 1500 Personen umfassenden Totenlisten geben nicht nur die wichtigsten biographischen Daten, sondern überdies Literaturhinweise, besonders auch Hinweise auf solche Stellen, an denen Verzeichnisse von Werken des Verstorbenen zu finden sind.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Franz Brentano, Psychologie vom empirischen Standpunkt. Zweiter Band: Von der Klassifikation der psychischen Phänomene. Mit neuen Abhandlungen aus dem Nachlaß. Herausgegeben von Oskar Kraus. Leipzig 1925, Felix Meiner. XXIII u. 338 S.

Franz Brentano, Versuch über die Erkenntnis. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Alfred Kastil. Leipzig 1925, Felix Meiner. XX u. 222 S.

Es ist dankbar zu begrüßen, daß die Veröffentlichung des überreichen und ungemein wertvollen Brentano-Nachlasses jetzt in schnellerem Tempo vorwärts schreitet. Nicht nur weil erst so ein klares Bild des bedeutenden und eigenartigen Philosophen allmählich sich herausstellt, sondern hier entfaltet sich eins der großen philosophischen Systeme, dessen gedankliche Wucht und Folgerichtigkeit auch dem Achtung einflößen muß, der ihm selbst die Gefolgschaft versagt. Mit unvergleichlicher logischer Schärfe und dialektischer Kraft türmt sich Problem auf Problem, und ganz neue Lösungsversuche tauchen auf. Wem es ernst um Philosophie ist, der wage sich an diese stahlharten Erwägungen. Er wird durch sie eine Schulung erfahren, die ihm gerade im Kampf um diese Probleme die besten Waffen liefern wird. Die „Psychologie vom empirischen Standpunkt" zählt ja zu den klassischen Leistungen der modernen Philosophie; sie ist eine ihrer ergiebigsten Quellen. Die neuen Nachträge — aus den letzten Lebensjahren Franz Brentanos — behandeln die einschneidende Neuerung, die alle unsere Anschauungen der inneren und äußeren Wahrnehmung für universell erklärt. Zugleich zeigt er, wie wir zu dem Begriffe des Individuellen gelangen müssen, um so dann der Unmöglichkeit des Nicht-Individuellen a priori bewußt zu werden. Zeitigt schon diese Lehre sehr weitgehende Folgerungen, wird die folgende geradezu revolutionär: nämlich die Auffassung, daß nur Reales unmittelbar vorgestellt werden kann. Die Theorie von den Gegenständen des Denkens erfährt eine vollkommene Wandlung, die Problematik von Raum, Zeit und Kontinuität gewinnt eine neue Beleuchtung. Es ist hier gewiß nicht der Ort, in eine kritische Prüfung einzutreten; aber der Philosophie ist die unabweisliche Aufgabe gestellt, sich mit diesen Fragen schöpferisch auseinanderzusetzen.

Nur ungedrucktes Material enthält der stolze und nachdrückliche Versuch über die Erkenntnis. „Nieder mit den Vorurteilen!" lautet der Schlachtruf, und Franz Brentano richtet an die Gegenwart die eindringliche Mahnung, „im Geiste von Bacon und Descartes von allem blinden Apriori sich loszusagen". Gerade dieses blinde Apriori wirft Brentano der Lehre Kants vor; so ist der ganze erste Teil eine rücksichtslose Abrechnung mit Kant, voll dramatischer Spannung und Bewegtheit. Da spürt man die gewaltige Leidenschaft des strengen Denkers, denn hier kämpft er gegen die Großmacht, die seinen Grundanschauungen den Weg verstellt. Es ist wahrlich ein Kampf von riesigem Format, nicht elegant und zu befrieden durch ein tolerantes Sowohl — als auch? Nein: hier geht es um letzte Überzeugungen vom Wesen der Erkenntnis, der Wahrheit. Selbst wo Brentano im Eifer des Kampfes seinem Gegner gewiß nicht gerecht wird, mengt sich keine kleinliche Rechthaberei in den Streit, auch da loht das mächtige Ethos einer Wissenschaft, die nicht geschäftig Unterschiede verschleift und über-

drückt, sondern, jedem Kompromiß abhold, auf klare Entscheidungen drängt. Dieser polemischen Arbeit folgen nun die aufbauenden Teile: Über den logischen Charakter der Mathematik, über das Problem der Induktion, über das allgemeine Kausalgesetz und die Unmöglichkeit absoluten Zufalls. Diese Frage wird noch durch verschiedene Nachträge weiter geführt. Wer diese beiden Werke studiert — eine Abhandlung ist noch acht Tage vor Brentanos Tod diktiert, sein letztes, plötzlich abbrechendes Vermächtnis — wird nicht mehr in Versuchung geraten, in Franz Brentano einen psychologischen Empiriker zu sehen. Galten doch seine lange Jahrzehnte währenden Bemühungen in erster Linie dem Apriori, dem Unbedingten, dem Absoluten. Was er verabscheute, war willkürliche Erdichtung, schweifende Spekulation. Ihr gegenüber pochte er auf das Recht der Empirie. Und noch nach anderer Richtung hin: er verwarf jede Verflüchtigung des „Seienden". Die Ontologie stand für ihn im Mittelpunkt. Darum wird auch unsere Zeit gerechter über sein Werk urteilen können als seine unmittelbaren Zeitgenossen. Sie vermag dies um so eher, weil jetzt erst die Schätze des Nachlasses sich erschließen. Sie gehoben zu haben, ist das opfer- und entsagungsreiche Verdienst der beiden Herausgeber. Sie haben damit nicht nur die Geschichte der Philosophie bereichert, nein, auch der Philosophie der Gegenwart kraftvolle Anregungen zugeführt. Sie positiv und negativ auszuwerten, ist jetzt ihre Sache.

Rostock Emil Utitz

Nachrichten

Todesnachrichten. Jakob Christoph Heer ist am 20. August einem längeren Herzleiden erlegen. Er war am 17. Juli 1859 in Töß bei Winterthur als dreizehntes Kind eines Mechanikers geboren worden, hatte Volksschule und Seminar besucht und war sieben Jahre lang als Volksschullehrer in einem Alpendorf, dann in Zürich tätig gewesen. Er hatte sich später der journalistischen Laufbahn zugewandt, war nach Carl Spitteler Feuilleton-Redakteur der „Neuen Zürcher Zeitung", dann auch Redakteur der „Gartenlaube" gewesen, bis er sich in ein Dörfchen am Züricher See, dann in das Städtchen Stein am Rhein zurückgezogen hatte. Heer war Unterhaltungsschriftsteller von nahezu literarischem Ausmaß. In seinen Romanen, unter denen „An heiligen Wassern", „Der König der Bernina", „Felix Notvest", „Joggeli" und „Der Wetterwart" einen weiten Leserkreis gefunden haben, hatte er es verstanden, die schweizer Landschaft und in eigener Verbindung mit ihr das Leben seiner Gestalten, wirksam und anschaulich hervortreten zu lassen.

Katharina Hoffmann ist am 29. Juli im Alter von 66 Jahren im Frauenheim der Stadt Stuttgart verschieden. Aus engen Verhältnissen hervorgegangen, war sie Lehrerin geworden, hatte siebzehn Jahre in Südamerika geweilt, um nach ihrer Rückkehr (1900) als Sprachlehrerin tätig zu sein. Unter ihren Romanen, die alle in katholischer Welt- und Lebensanschauung sicheren Grund finden, ragt ihr erstes Buch „Der Lindenmüller" auf.

Elisabeth Lemke ist nach einer Meldung vom 18. August in Zoppot im Alter von 76 Jahren gestorben. Sie hat sich als Altertumsforscherin mit ihren Schriften „Volkstümliches aus Ostpreußen", „Asphodelos", „Die Flora des Bernsteins" die Anerkennung wissenschaftlicher Kreise gesichert.

Max Cornicelius, bekannt als Verwalter des literarischen Erbes Heinrich von Treitschkes, ist am 4. August im Alter von 65 Jahren in Berlin gestorben. Ursprünglich ein Schüler Toblers, hatte er ein Werk über Claude Tillier geschrieben und sich dann namentlich durch die Herausgabe von Treitschkes Briefwechsel Verdienste erworben. Noch vor seinem Tode plante er eine Biographie Treitschkes.

Wilhelm Streitberg ist am 23. August im Alter von 61 Jahren in Leipzig gestorben. Er hatte in Leipzig promoviert, hatte sich ebendaselbst für indogermanische Sprachwissenschaft und germanische Philologie habilitiert und war nach längerem Wirken in Freiburg in der Schweiz und in München in den leipziger Wirkungskreis zurückgekehrt. Er war auch Herausgeber der „Indogermanischen Forschungen", hat Untersuchungen zu Paul Braunes „Beiträgen" geliefert und Abhandlungen „Zur germanischen Sprachgeschichte", eine „Urgermanische Grammatik", ein „Gotisches Elementarbuch" verfaßt.

Willo Uhl, Redakteur der „Frankfurter Zeitung", ist am 20. August im jugendlichen Alter von 35 Jahren gestorben. Im Nachruf der „Frankfurter Zeitung" (618 A.) heißt es von ihm: „Er war der Mann für alles: der echte Journalist alten Stils, der durchaus mehr dem Tag als der Ewigkeit dienen wollte; weniger ein großer Federheld als der Vermittler und Erreger lebendigen Geschehens."

Adolf Lorsch, Redakteur der „Frankfurter Zeitung" und hervorragend als Journalist, ist Mitte Juli in Frankfurt a. M. gestorben.

Otto Röse, lange Jahre hindurch Chefredakteur der „Schlesischen Zeitung", ist im Alter von 72 Jahren in Breslau gestorben. Dank seiner nahen Beziehungen zum Fürsten Bülow war er vor etwa zwanzig Jahren vom Verlag Scherl an die Spitze seiner sämtlichen Redaktionen berufen worden, war dann Referent in Rom und schließlich Chefredakteur der „Schlesischen Zeitung" gewesen.

Georg Ehlers ist am 3. August im Alter von 66 Jahren nach kurzem Leiden in Baden-Baden gestorben. Er war unter den deutschen Sportredakteuren eine bekannte Erscheinung und hatte vor 34 Jahren mit Franz von Wedel den „Deutschen Sport" begründet.

Franz Zweybrück ist nach einer Meldung vom 15. August im Alter von 73 Jahren in Wien gestorben, wo er lange Zeit hindurch die kaiserliche „Wiener Zeitung" geleitet hatte. Er hatte in Tübingen und Heidelberg historischen Studien obgelegen und war später in das Staats- und Hofarchiv in Wien eingetreten, bis er sich dem journalistischen Beruf zugewandt hatte.

Eugen Thari ist im Alter von 55 Jahren in Dresden gestorben. Er war am 18. September 1870 zu Neustadt a. d. H. geboren worden, war lange Zeit als Theaterkapellmeister tätig gewesen, um schließlich als Musikkritiker an der „Dresd-

ner Volkszeitung" und am „Dresdner Anzeiger", zumal in Fragen der Musikerziehung erfolgreich zu wirken.

Théodore Botrel, bekannt als „Barde der Bretagne", ist im Alter von 57 Jahren in Quimper gestorben. Unter seinen bretonischen und französischen Liedern, die er selbst dichtete und vertonte, ist „Dors, mon petit gars!" am bekanntesten geworden.

Primus Sobotka, der Senior der tschechischen Schriftsteller, ist in Prag am 1. August 85jährig gestorben; er war jahrelang als Universitätskanzleibeamter in Prag tätig gewesen. Philologe von Beruf, arbeitete er besonders in der Volkskunde, hat aber daneben eine rege Wirksamkeit als Übersetzer und Redakteur entfaltet.

* * *

Julius Pokorny, außerordentlicher Professor für keltische Philologie an der Universität Berlin, ist im Hinblick auf seine Verdienste um die irische Literatur von der National University in Dublin zum Ehrendoktor ernannt worden.

Der namhafte tschechische Schriftsteller Karel Čapek ist in die Tschechische Akademie der Wissenschaften und Künste gewählt worden, hat jedoch die Wahl abgelehnt, darauf hinweisend, daß ältere, sehr bedeutende Schriftsteller in dieser Körperschaft nicht vertreten sind.

Wilhelm Michel (Darmstadt) ist der Georg-Büchner-Preis am Verfassungstage verliehen worden.

Herman Teirlinck ist für sein phantastisches Schauspiel „Der verlangsamte Film" der flämische Dramenpreis zuerkannt worden.

Louis Delattre hat für seinen Roman „Du côté de l'ombre" den alle drei Jahre fälligen Preis für das beste belgische in französischer Sprache geschriebene Buch erhalten.

Am Geburtshaus von Louis Hémon in Brest ist zur Erinnerung an den 1913 verstorbenen Verfasser von „Marie Chapdelaine" eine Gedenktafel angebracht worden.

Roman Woerner hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Würzburg erhalten und angenommen.

* * *

Der Leiter der Allgemeinen Verlagsanstalten München, Dr. Noether, ist wegen Herausgabe der Bücher „Der moskowitische Eros" und „Persische Liebesgeschichten" vom münchner Gericht zu einer Geldstrafe von 3000 Mark verurteilt worden, trotzdem die Sachverständigen Kurt Martens, Karl Henckell, Professor Dr. Fritz Strich den Vorwurf der Unsittlichkeit entschieden verneinten.

Johannes R. Becher ist nach Beschlagnahme seines Buchs „Der Leichnam auf dem Thron" verhaftet worden. Der Schutzverband deutscher Schriftsteller hat in Hinblick darauf eine Resolution angenommen, die folgenden Wortlaut hat: „Johannes R. Becher wurde soeben vom Oberreichsanwalt wegen der Veröffentlichung eines Gedichtbuches verhaftet, der Rezitator Gärtner verfiel wegen des Vortrags radikaler Verse schwerer Gefängnisstrafe, eine Reihe von Büchern ist eben erst um der Gesinnung ihrer Verfasser willen beschlagnahmt worden. Der Schutzverband deutscher Schriftsteller sieht in diesen Ereignissen Vorzeichen einer neu heraufziehenden Ära, in der die deutsche Republik geistige Angriffe mit ungeistiger Härte niederschlägt. Ohne den Schutzverband deutscher Schriftsteller im einzelnen sowohl auf den literarischen Wert wie auf die Tendenz der Schriften festlegen zu wollen, appelliert er an die maßgebenden Behörden, diesem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen: er ruft die Öffentlichkeit zur Wachsamkeit und Gegenwehr auf. Der Schutzverband stellt den betreffenden Autoren seinen Beistand zur Verfügung; er hat in einer Eingabe an das Reichsjustizministerium und den Oberreichsanwalt energischen Einspruch erhoben und um sofortige Einstellung der anhängigen Verfahren ersucht."

* * *

Die internationale literarische und künstlerische Vereinigung hat ihren 34. Kongreß in Paris abgehalten und beschlossen, auf die Verlängerung der Schutzfrist von 30 auf 50 Jahre in allen Staaten hinzuwirken.

Die städtischen Behörden von Kiel haben eine umfangreiche Hebbel-Sammlung aus wiener Familienbesitz, enthaltend kleine dichterische Handschriften, mehrere hundert Briefe von und an Hebbel, wichtige Aktenstücke und Reliquien als Grundstock zu einem kieler Hebbel-Museum erworben.

Die Geschäftsführung des 1918 in München begründeten Eichendorffbundes hat Universitäts-Professor Wilhelm Kosch, Graz, Waldhof an der Ries, übernommen, der alle Anfragen und Zuschriften beantwortet. Die Zeitschrift „Der Wächter" erscheint von nun an wieder allmonatlich, und zwar im Amalthea-Verlag, Wien III, Seidlgasse 8.

Zum 50. Todestage Andersens wurde eine dänische Andersen-Gesellschaft gegründet, die neben der Neuherausgabe seiner unbekannteren Bücher auch die Restaurierung seines Kindheitsheims in Odense beabsichtigt.

Nach Begleichung aller Kurkosten und Schulden hat die Heijermans-Stiftung den Betrag von 58 000 Gulden den Hinterbliebenen des Dichters zuwenden können.

Eine großangelegte Anthologie der sozialen Dichtung der Tschechoslowaken ist durch den sozialistischen Publizisten Rudolf Illový in Prag herausgegeben worden. In ihren vier stattlichen Bänden umfaßt sie neben einer Auswahl aus geradezu allen tschechischen Kunstdichtern auch zahlreiche Proben des Volksliedes und der Dichtung der sozialistischen Autodidakten; zugleich ist das mittelalterliche tschechische Schrifttum berücksichtigt.

Das ursprüngliche Manuskript der kräftigen Verssatire „Die Taufe des Czaren Vladimír" des berühmten tschechischen Schriftstellers Karel Havlíček ist neulich aufgefunden und durch Dr. Čermák als Faksimile herausgegeben worden. Diese Handschrift stammt aus dem Nachlaß von Havlíčeks Tochter, die sie ihrem Geliebten geschenkt hatte.

Zur Feier des hundertsten Todestages Jean Pauls wurde in Wunsiedel der Gedenktag festlich begangen und die Bildung einer Jean-Paul-Gesellschaft in Bayreuth angeregt.

Leonid Andrejews gesamter ungedruckter Nachlaß ist der russischen Akademie der Wissenschaften von der Witwe des Dichters überwiesen worden. Die Handschriften werden im Puschkin-Museum untergebracht werden.

Unter den Handschriften aus dem Privatbesitz von Frau Dr. Grote hat Professor Dr. N. Bees ein kleines Fragment aus dem Kodex Sinaiticus der Heiligen Schrift entdeckt.

* * *

Im Anschluß an den Aufsatz von Werner Schmidt „Der Blinde in der Literatur" (L. E. XXVII, 583) teilt uns der Propyläen-Verlag mit, daß auch in dem Roman von André Gide „Die Pastoralsymphonie" (deutsch im Propyläen-Verlag), eine Blinde im Mittelpunkt steht.

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Wintersemester 1925/26 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:
AACHEN (Techn. Hochschule): Brüggemann, Literarhistorische Übung über Grabbe und Büchner. Raabe, Richard Wagner als Dichter, Musiker und Denker. N. N. Neuere englische Literaturgeschichte. Scharff, Neuere französische Literaturgeschichte. — BASEL: Zinkernagel, Die deutsche Literatur im Zeitalter der Romantik. Die Geschichte der deutschen Literatur im Grundriß. Schillers dramaturgische Schriften. Grimmelshausens Simplizissimus. Binz, Soziale Strömungen in der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Hübener, Englische Literatur seit 1890. Milton. Roches, Flaubert. Tappolet, Histoire de la littérature française au XVIIe siècle. Janner, „L'inferno di Dante Alighieri. Walser, L'arte drammatica italiana. — BERLIN: Baumgardt, Die Problemwelt der deutschen Romantik. Herrmann, Geschichte des deutschen Dramas. Literarhistorische Übungen (Goethe). Petersen, Übungen über Fontanes Romane. Roethe, Goethe. Brandl, Geschichte der englischen Literatur von Milton bis Wordsworth. Neuenglische Dichtung. Proben neuenglischer Dichtung. Dibelius, Englische Literaturgeschichte im 19. Jahrhundert. II. Pender, Studies in English Style. George Moore. Milléquant, Les grands écrivains du XVIII ième siècle par la composition littéraire. Les directions de la littérature contemporaine. Le théâtre contemporain. Wechßler, Die Literatur des jüngsten Frankreich. François Villon. Paul Verlaine. Petrone, Die italienische Literatur des 19. Jahrhunderts. Fernández, La literatura española desde „La Celestiria" hasta el siglo XVIII. Providencia, da. Die portugiesische Romantik: Garrett. A literatura contemporanea em Portugal, Brasil e Galiza. Kerckhove van de, Levende dichters en prozaschrijvers. Neckel, Die dänisch-norwegische Literatur von Holberg bis um 1870. Marcus, Der deutsche Einfluß auf die schwedische Literatur vom 18. Jahrhundert bis heute. Zur schwedischen Literatur. Lewy, Ugrische Epik. Vasmer, Russische Volksdichtung. Farkas, von. Franz von Kazinczy und die deutsche Schule der ungarischen Literatur. Lutia, Einführung in die rumänische Literatur. — BERN: Fränkel, Goethe. I. Teil. Spittelers „Olympischer Frühling". Greyerz, von. Jeremias Gotthelfs Werke. II. (Alles außer den großen Romanen.) Maync, Geschichte der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert, von der Romantik bis zum Naturalismus. Romantik und Romantikforschung. Kolloquium über die deutsche Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Schöffler, Shakespeares Leben und Werke. Studies in English Literature. Kohler, Histoire de la tragédie: formation du genre classique aux XVIe et XVIIe siècles. Reynold, de. Histoire de la littérature française moderne (le XVIIIe siècle). Les méthodes de l'histoire littéraire. Travaux d'histoire littéraire sur Voltaire et J. J. Rousseau. Jaberg, Dante. Niggli, La letteratura italiana nella prima metà del secolo XIX. — BONN: Enders, Gestaltungsstufen deutscher Lyrik. Über Methodik und Arbeitstechnik der Literaturwissenschaft. Hankamer, Geschichte der neueren deutschen Lyrik. Die Lyrik des 17. Jahrhunderts. Walzel, Goethes Lyrik. Deutsche Dichtung nach der Romantik. Drama. Schirmer, Die englische Literatur des 17. Jahrhunderts. Gaufinez, Entretiens sur le théâtre de Corneille et de Racine. Chapitres choisis de l'histoire de la littérature classique française. Platz, Voltaire. Frings, Niederländische Dramen des 17. Jahrhunderts. Ramondt, Geschichte der niederländischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. Goetz, Volkslied und Volkskunde der Serben und Kroaten. — DANZIG (Techn. Hochschule): Kluckhohn, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Renaissance und des Barock. Die deutsche Dichtung der letzten Jahrzehnte. — DARMSTADT (Techn. Hochschule): Berger, Das Zeitalter der Romantik in Deutschland. Kolloquium über Bürgers, Goethes und Schillers Balladendichtung. Literarische Strömungen der Neuzeit (seit 1848). Deutsche Rhythmik und Verskunst. Berger, Shakespeare als Dramatiker. — DRESDEN (Techn. Hochschule): Engert, Stifters Studien. Janentzky, Das Zeitalter der deutschen Romantik. Goethe und Schiller. Shakespeare und die deutsche Literatur. Klemperer, Französische Literatur im 18. Jahrhundert. Voltaire. Italienische Literatur im 17. und 18. Jahrhundert. Leonhardi, Gogols „Revisor". — ERLANGEN: Saran, Geschichte der deutschen Literatur im 17. Jahrhundert. Schillers „Fiesco". Pirson, Französische literaturgeschichtliche Übungen. Brenner, Erscheinungen der neueren englischen Literatur. Brotanek, Englische Dichter des 19. Jahrhunderts. — FRANKFURT A. M.: Pfeiffer-Belli, Geschichte der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert. Schultz, Einführung in die Literaturwissenschaft. Die deutsche Literatur in der Zeit des deutschen Aufstieges vom Ausgang des 17. Jahrhunderts bis zum Klassizismus. Das deutsche Drama und Theater der Gegenwart. Über die jüngere Romantik. Sommerfeld, Friedrich Hebbel und seine Zeit. Dichtung und Gesellschaft. Sprengel, Hauptwerke des komischen Dramas von Lessing bis zur Gegenwart in phänomenologischer Betrachtung. Viëtor, Die deutsche Klassik. Formprobleme der Lyrik. Curtis, English Literature of the Renaissance. Shelley. von Petzold, The Romantic Movement. Robert Brownings Poems. Hatzfeld, Geistige Strömungen im heutigen Frankreich. Vernay, Trois initiateurs du lyrisme français moderne: Baudelaire, Verlaine, Rimbaud. Neue Richtungen im französischen Theater. Petriconi, Spanische Denker und Kritiker der Gegenwart. Las cien mejores poesias. — FREIBURG I. B.: Götze, Das deutsche Volkslied. Wilhelm, Geschichte der deutschen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts im Überblick. Witkop, Der deutsche Roman bis 1900. Der deutsche Roman seit 1900. Schillers dramatische Fragmente und Bearbeitungen. Hebbel. Brie, Englische Literatur im 18. Jahrhundert. O'Sullivan, English Literature from 1890 to the present day. Paufler, Voltaire, sa vie, son œuvre. Alfred de Vigny, der Mensch, das Werk, Erklärung seiner Gedichte. Schürr, Französische Romantik. — GENF: Bohnenblust, Goethe. Schweizer Dichtung von Haller bis Spitteler. C. F. Meyer. — GIESSEN: Collin, Deutsche Lyrik des 18. und 19. Jahrhunderts. Heinrich von Kleist. Nachfolger von Behaghel, Geschichte des deutschen Volksliedes. Nachfolger von Korff, Geschichte der neueren deutschen Literatur in Umrissen. Die Dichtung der Sturm- und Drangzeit. Spira, Die englische Literatur des Elisabethanischen Zeitalters. Behrens, Lektüre und Erklärung ausgewählter Autoren des 18. Jahrhunderts (Voltaire, Rousseau, Diderot). — GRAZ: Polheim, Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. Seuffert, Einführung in Wesen und Form der neueren deutschen Dichtung. Eichler, Hauptströmungen der Literatur Englands im 18. Jahrhundert. W. Shakespeare „The Tempest". Schmid, Geschichte der polnischen Literatur bis zum Ausgang der Romantik. — GREIFSWALD: Markwardt, Friedrich Schiller. Merker, Geschichte der deutschen Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (ausschließlich Goethe und Schiller). Grillparzers Dramen. Spies, Shakespeare-Probleme. Bockeradt, Entwicklung der englischen und amerikanischen Literatur (1900—1925). Olivier-H., Romanciers français du XIXe siècle. Nordlund, Schwedische Literatur: Romantik. — HAMBURG: Borchling, Des Knaben Wunderhorn. Meyer-Benfey, Goethe als epischer Dichter.

Übungen zu Kleists Novellen. Übungen zu Goethes Balladen. Petsch, Literaturwissenschaftliche Probleme aus dem Bereich des deutschen Dramas. Wolff, Shakespeare. Brulez, Über den heutigen französischen Roman: André Gide, Romain Rolland. Urtel, Die großen Kritiker Frankreichs im 19. Jahrhundert. Über die französische Romantik und ihre neuesten Auffassungen. Meriggi, Über Leopardi. Schädel, Dante. Großmann, Die Entwicklung des spanischen Dramas. Überblick über die katalanische Literatur im Mittelalter und in der Neuzeit. Pino Saavedra, Zur spanisch-amerikanischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Mendes do Remedios, Erklärung moderner portugiesischer Schriftsteller. Charalampakis, Moderne griechische Dichtung. Skalberg, H. Chr. Andersen, sein Leben und seine Dichtung. Dansk litteratur mellem 1870 og 1900. Berendsohn, Strindbergs dramatischer Stil. Strindbergs und Wedekinds Dramen. Meyer-Benfey, Übungen über Ibsens Dramen. IV. Salomon, Tolstoi. von Reybekiel, Najnowsza literatura polska. Florenz, Erklärung japanischer lyrischer Dramen und Komödien. Forke, Legenden des Hsien-yü yin-yan tsching. Das Drama Lien-huan tschi. — HEIDELBERG: Boucke, Heinrich Heine und das junge Deutschland. Deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung. E. T. A. Hoffmann und seine Nachwirkung. Waldberg, Freiherr von. Geschichte der deutschen Literatur im klassischen Zeitalter (von Lessing bis Schillers Tod). Einführung in das Studium der deutschen Literaturgeschichte. Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Zur Geschichte der literarischen Kritik. Hoops, Erklärung von Chaucers „Canterbury Tales". Literarhistorische Übungen: Byron. Curtius, Französische Literatur im 18. Jahrhundert. Dantes „Inferno". Olschki, Über die italienische Literatur der Renaissance. von Bubnoff, Einführung in Rußlands Geistesleben. — JENA: Brinkmann, Novalis. Leitzmann, Deutsche Literatur und Geistesgeschichte seit 1780. Jordan, Höhepunkte der englischen Romantik. Kirchner, The Contemporary Drama of England. American Literature. II. Gelzer, Französische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. 2. Teil. Literaturgeschichtliche Übungen. Schultz-Gora, Voltaire und Rousseau. — KIEL: Kauffmann, Frühromantik: Hölderlin. Wolff, Goethe. Geschichte der deutschen Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Goethes Gedichte. Bühnengeschichte von Goethes „Faust". Holthausen, Geschichte der neuenglischen Literatur seit der Restauration der Stuarts. Rob. Burns Gedichte. Ebeling, moderne französische Prosa. Gallay, Romain Rolland. Skalberg, Moderne dansk litteratur. H. Chr. Andersen. Peterson, Esaias Tegnér, hans liv och diktning. Vogt, Ibsen. Keller, Geschichte der russischen Literatur. — KÖLN: Bertram, Goethes „Faust". Romantische Dichtung. Bildung und Verfall der lyrischen Formen in Deutschland seit 1700. Europäische Geistesgeschichte in deutscher Dichtung seit 1870. Leyen, von der. Volksliteratur und Volksbildung. Wrede, Rheinisches Geistesleben. Schröer, Shakespeares „Coriolanus" mit einer Einführung in das Studium des Dichters. Lorck, Victor Hugos „Hernani" und das französische Theater. Montaigne: Les Essais. — LAUSANNE: Bohnenblust, XVIII. Jahrhundert. Goethes „Faust". — LEIPZIG: Korff, Die deutsche Literaturgeschichte (zur Einführung in ihr Studium). Die vorgoethische Lyrik — vom Volkslied des 16. Jahrhunderts bis zu Klopstock. Witkowski, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter Klopstocks, Lessings und Wielands. Deutsche Dramatiker der Gegenwart. Literarhistorische Gesellschaft. Borowski, Das Zeitalter John Miltons. N. N. Geschichte der englischen Romantik. Becker, Geschichte der neueren französischen Literatur I. Friedmann, Zur Geschichte des französischen Romans im 19. und 20. Jahrhundert. Neubert, Französische Romantik. Friedmann, Ausgewählte Kapitel der italienischen Literaturgeschichte im Zeitalter der Renaissance. Becker, Spanische Literatur der Blütezeit. Jolles, Niederländische Lyrik. — MARBURG: Elster, Geschichte der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts. I. Erklärung von Lessings „Hamburgischer Dramaturgie". Pongs, Deutsche Prosa seit Fontane. Deutschbein, Übungen zur englischen Ballade. Glaser, Die Probleme der französischen Literaturgeschichte und der Stand ihrer Erforschung. Literarhistorische Übungen über das französische Drama der Gegenwart. Spitzer, Die französische Literatur des 17. Jahrhunderts. Vlamynck, Kolloquium über die neueste französische Literatur. — MÜNCHEN: Borcherdt, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. von Krauß, Deutsche Metrik. Kutscher, Repetitorium der deutschen Literatur seit der Renaissance. Das deutsche Drama und Theater von der Romantik bis zur Gegenwart. Muncker, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Sturms und Drangs. Geschichte des Lustspiels in Deutschland. Über Klopstocks Werke. Strich, Die deutsche Romantik. Stilprobleme der deutschen Dichtung. Woerner, Goethes „Faust". — MÜNSTER: Brunswig, Die Weltanschauung Goethes. Hübner, Das deutsche Volksmärchen. Magon, Kolloquium über Gegenstände der neueren deutschen Literaturgeschichte. Anleitung zum Gebrauch bibliographischer Hilfsmittel für das Gebiet der neueren deutschen Literatur. Storms Novellen. Schwering, Deutsche Stilkunst. Schiller, sein Leben und seine Werke. Naturalismus, Symbolismus und Heimatkunst (Hauptströmungen in der europäischen Literatur der letzten dreißig Jahre). Keller, Shakespeare. Schönemann, Nordamerikanische Literaturgeschichte seit 1870. Die „short story". Decroos, La poésie française (XVII[e] et XVIII[e] siècle). Wiese, Französische Verslehre. Heinermann, Die spanische Romanzenpoesie. Magon, Björnson und Ibsen. — ROSTOCK: Flemming, Die deutsche Romantik. Die Jungfrau von Orleans im Drama: Shakespeare, Schiller, Shaw, Kaiser. Imelmann, Dickens, Thackeray und ihre Zeit. Shakespeareübungen. Spehr, Littérature française: Le XIX[e] siècle. Zenker, Romanische Metrik. Französische Lyrik des 19. Jahrhunderts. Björkmann, Litterära porträtt av nyare svenska och norska diktare. — STUTTGART (Techn. Hochschule): Meyer, Die deutsche Dichtung von Klopstock bis zu Goethe und Schiller. Goethes „Faust". Impressionismus und Expressionismus. Dierlamm, American Literature. Ott, Histoire de la littérature française à l'époque de la Renaissance. I. — TÜBINGEN: Bebermeyer, Die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts. Schneider, Allgemeine Geschichte der deutschen Literatur. Goethes „Faust". Eoll, Carlyle, Kingsley and Robertson. Gauger, Die Entwicklung des englischen Dramas. Haas, Französische Literatur von 1850—1900. Rebensburg, Pascal sa vie et ses œuvres. — WÜRZBURG: Jiriczek, Englische Literaturgeschichte 1760—1832. Roetteken, Der deutsche Roman im Zeitalter Kellers, Freytags, Raabes. Klavehn, Life and Works of John Ruskin. Hämel, Das französische Volksepos. Bernay, Trois initiateurs du lyrisme contemporain en France: Baudelaire, Verlaine, Rimbaud. — ZÜRICH: Ermatinger, Lessing, Herder und der Sturm und Drang. Schiller. Über Goethe. Faesi, Moderne deutsche Lyrik. Hebbel, Ibsen. Übungen am modernen deutschen Drama und Theaterkritik. Fehr, English Literature 1760—1830: The Romantic Movement, from Burns to Byron. Spoerri, Histoire de la littérature française de la Renaissance jusqu'à Corneille. von Leontieff, Richtlinien und Probleme der russischen Literatur. II. — ZÜRICH (Eidgen. Techn. Hochschule): Ermatinger, Deutsche Dichtung von heute: Vom Impressionismus zum Expressionismus. Gottfried Kellers Leben und Werke. Medicus, Nietzsche. Schaer, Lyrische Motive und ihre poetischen Fassungen. Neuere deutsche Frauenlyrik. Pfändler, Charles Dickens and William Makepeace Thackeray. Pizzo, Dante. Ermatinger, Henrik Ibsen. Schaer, Ibsens Dramen der Frühzeit.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Becher, Johannes R. Roter Marsch. Der Leichnam auf dem Thron. Die Bombenflieger. Berlin 1925, Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten G. m. b. H. 125 S.

Bertelmann, Heinrich. Unter der Linde. Aus den Erinnerungen eines Dorfjungen. Kassel 1925, Fr. Scheel. 150 S. Geb. M. 3,20.

Cohn, Emil Bernhard. Legenden. München 1925, Georg Müller. 145 S.

Hohlbaum, Robert. Der Frühlingswalzer. Reichenberg 1925, Gebr. Stiepel. 82 S. M. 2,50.

Kinau, Rudolf. Dörte Jessen. Een Book van Leew un Leben. Hamburg 1925, Quickborn-Verlag. 161 S. Geb. M. 3,50.

Landsberger, Arthur. Berlin ohne Juden. Roman. Hannover 1925, Paul Steegemann. 331 S.

Lerch, Hanns. Pestilenz. Eine Vision. Dresden-Wachwitz 1925, von Kommerstädt & Schobloch. 256 S. M. 3,60 (4,60).

Meyenburg, L. von. Der Hagestolz. Roman. Leipzig 1925, Grethlein & Co. 309 S. Geb. M. 8,–.

Molo, Walter von. Ums Menschentum. Der Roman von Schillers Jugend. München 1925, Albert Langen. 202 S.

Schmidtbonn, Wilhelm. Die unerschrockene Insel. Sommerbuch aus Hiddensee. München 1925, Drei Masken Verlag. 201 S.

Steguweit, Heinz. Das Laternchen der Unschuld. Rheinische Schwänke („Das Tor"). München 1925, Jos. Kösel & Friedr. Pustet K.-G. 91 S.

* * *

Benoit, Pierre. Der Salzsee. Ber. Übersetzung von R. Collin. Berlin 1925, Kurt Ehrlich. 286 S. M. 3,50 (5,–).

Gide, André. Die pastorale Symphonie. Deutsch von Bernhard Guillemin. Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 133 S.

Zola, Emile. Rom. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 1011 S.

Harte, Bret. Goldgräbergeschichten (Hausschatzbuch 46). München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 199 S. Geb. M. 1,50.

Afrikanische Legenden. Herausgegeben von Carl Einstein. Berlin 1925, Ernst Rowohlt Verlag. 280 S. M. 5,– (7,–).

Aldanow, M. A. Der neunte Thermidor. Roman. Übersetzt von R. Candreia. München 1925, Drei Masken Verlag. 467 S.

Rasjutin, Wassili. Der Doppelmensch. Roman. Übertragen von Gustav Specht. Mit acht Handzeichnungen des Autors. München 1925, Drei Masken Verlag. 322 S.

Lyrisches und Episches

Der Blanke Hans. Deutsche Gedichte von der salzen See. Herausgegeben von Karl Lerbs. Bremen 1925, Friesen-Verlag. 171 S.

Paulis, Konrad. Symphonie in Worten. Wien 1925, Amalthea-Verlag. 59 S. Geb. M. 3,–.

Dramatisches

Ehrke, Hans. Narrenspeegel. En eernesthaft Komeedi in veer Optög (Niederdeutsche Bücherei, Bd. 107). Hamburg 1925, Richard Hermes. 84 S.

Ewert, Ernst. Kammerspiele II. (Ricarda. Unstet und flüchtig. Erloschenes Licht.) Kassel 1925, Selbstverlag. 192 S.

Larsen, Sven. Rehlein. Schauspiel in vier Akten. Constantinople 1925, Selbstverlag. 45 S.

Petzet, Wolfgang. Lassalle. Tragische Komödie in vier Akten. München 1925, Georg Müller. 98 S.

* * *

Shakespeare. Der Sturm. Deutsch von Richard Schaukal. Mit Original-Lithographien von Oskar Laske. Wien 1925, Druck und Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei. 115 S.

Literaturwissenschaftliches

Adler, Fritz. Waldemar Bonsels. Sein Weltbild und seine Gestalten. Frankfurt a. M. 1925, Literarische Anstalt Rütten & Loening. 133 S.

Amelungk, Hans. Adalbert Stifter. Briefe, Schriften, Bilder. Mit Lebensgeschichtlichen Verbindungen. Ebenhausen-München 1925, Langewiesche-Brandt. 303 S.

Burghherr, Willi. Johannes Mahler. Ein schweizerischer Dramatiker der Gegenreformation (Sprache und Dichtung, Heft 33). Bern 1925, Paul Haupt. 166 S.

Das Nibelungenlied. Auswahl. Wörterverzeichnis und Anmerkungen von Horst Engert (Deutschkundliche Bücher). Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 56 S.

Froeb, Hermann. Ernst Kochs „Prinz Rosa-Stramin". Ein Beitrag zur hessischen Literaturgeschichte (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft 24). Marburg a. L. 1925, N. G. Elwert. 77 S. M. 3,–.

Gückel, W., und Günther, E. D. Defoes und J. Swifts Belesenheit und literarische Kritik. Palaestra 149. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Leipzig 1925, Meyer & Müller G. m. b. H. 117 S. M. 9,–.

Jensch, Fritz. Wilhelm Raabes Zitatenschatz (Veröffentlichung der „Gesellschaft der Freunde Wilh. Raabes"). Wolfenbüttel 1925, Heckners Verlag. 82 S.

Korff, H. A. Die Lebensidee Goethes. Leipzig 1925, J. J. Weber. 170 S.

Prager, Hans. Die Weltanschauung Dostojewskis. Mit einem Vorwort von Stefan Zweig. Hildesheim 1925, Franz Borgmeyer. 215 S. M. 6,50 (9,–).

Samuel, Richard. Die poetische Staats- und Geschichtsauffassung Friedrich von Hardenbergs (Novalis). Deutsche Forschungen, Heft 12. Frankfurt a. M. 1925, Moritz Diesterweg. 302 S.

Schneider, Thekla. Schloß Meersburg am Bodensee. Annette von Droste-Hülshoffs Dichterheim. Friedrichshafen 1925, August Linke. 194 S.

Verschiedenes

Behm, Hans Wolfgang. Heilige Erde. Ein Heimatbuch vom Schauen und Erleben. Leipzig 1925, R. Voigtländer. 108 S. Geb. M. 5,–.

Blümml, Emil. Karl und Gustav Gugitz. Alt-Wiener Thespis-Karren. Die Frühzeit der Wiener Vorstadtbühnen. Wien 1925, Anton Schroll & Co. 544 S.

Coßmann, Paul. Nikolaus und Karl Alexander von Müller. Die deutschen Träumer. Gesammelte Aufsätze. München 1925, Süddeutsche Monatshefte Verlags-G. m. b. H. 173 S. M. 2,50 (3,50).

Curtius, Ernst Robert. Französischer Geist im neuen Europa. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 372 S. Geb. M. 8,–.

Cysarz, Herbert. Schopenhauer und die Geisteswissenschaft (Sonderdruck aus „Germanistische Forschungen"). Wien 1925, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst (vorm. Österr. Schulbücherverlag). 39 S.

Der deutsche Buchhandel der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Herausgegeben von Gerhard Menz. Bd. I. Mit sieben Bildnissen. Leipzig 1925, Felix Meiner. 226 S. Geb. M. 10,–.

Deutsches Biographisches Jahrbuch. Herausgegeben vom Verbande der deutschen Akademien. Überleitungsband 1914–1916. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 372 S.

Dibelius, Martin. Geschichtliche und übergeschichtliche Religion im Christentum. Göttingen 1925, Vandenhoeck & Ruprecht. 173 S. M. 4,– (6,–).

Grünbaum, A. A. Herrschen und Lieben als Grundmotive der philosophischen Weltanschauungen. Bonn 1925, Friedrich Cohen. 139 S. M. 6,– (9,–).

Gulat-Wellenburg, W. von, und Graf Carl von Klinkowstroem und Hans Rosenbusch. Der physikalische Mediumismus. Berlin 1925, Ullstein. 494 S.

Güntert, H. Grundfragen der Sprachwissenschaft (Wissenschaft und Bildung, Nr. 210). Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 149 S. Geb. M. 1,60.

Herrmann, Paul. Deutscher und nordischer Glaube in seinen Grundzügen (Deutschkundliche Bücher). Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 55 S.

Hönigswald, R. Die Grundlagen der Denkpsychologie. Studien und Analysen Leipzig 1925, B. G. Teubner. 416 S. M. 15,– (17,–).

Keyser, Erich. Die Stadt Danzig (Historische Stadtbilder, 6. Bd.). Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 164 S.

Klöckler, Herbert, Freiherr von. Horoskop, Handschrift und Charakter. Dresden 1925, Astra-Verlag. 62 S. M. 1,50.

Kober, Margarete. Das deutsche Märchendrama (Deutsche Forschungen, Heft 11). Frankfurt a. M. 1925, Moritz Diesterweg. 148 S.

Meyer, Eduard. Die ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyptens. Nachtrag zum I. Bd. der Geschichte des Altertums. Berlin 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 70 S. M. 3,– (5,–).

Müller-Rüdersdorf, Wilhelm. Die Grafschaft Glatz. Das Buch des Landes und Volkes. Mit 31 Originalzeichnungen. Breslau 1925, Franz Goerlich. 278 S. Geb. M. 8,–.

Schemann, Ludwig. Cherubini (Klassiker der Musik). Mit 35 Beilagen, Porträts, Faksimiles, Noten und dem einzigen Brief Beethovens an Cherubini in getreuer Nachbildung. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 774 S. In Leinen M. 16,–, in Kalbleder M. 20,–.

Scherrer, Ed. Psychologie der Lyrik und des Gefühls. Ein Beitrag zum Leib-Seele-Problem. Zürich 1925, Orell Füßli. VIII, 196 S. M. 4,80 (6,–).

Schillers Werke. Auswahl in sechs Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Geb. M. 33,–.

Spies, Heinrich. Kultur und Sprache im neuen England. Leipzig 1925, B. G. Teubner. 216 S. M. 6,– (8,–).

Stoker, H. G. Das Gewissen. Erscheinungsformen und Theorien (Schriften zur Philosophie und Soziologie, Bd. II). Bonn 1925, Friedrich Cohen. 280 S. M. 9,– (12,–).

Strobel, Otto. Richard Wagner über sein Schaffen. Ein Beitrag zur „Künstlerästhetik". München 1924, Bayerische Druckerei und Verlags-Anstalt G. m. b. H. 144 S.

Taeger, Fritz. Alkibiades. Stuttgart-Gotha 1925, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 178 S. In Ganzleinen geb. M. 6,–.

Weber, Karl Julius. Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Ausgewählt und herausgegeben von Roda Roda. Wien 1925, Nikola-Verlag. 319 S. M. 4,50 (6,50).

Weigand, Georg. J. G. Schummel. Leben und Schaffen eines Schriftstellers und Reformpädagogen (Deutsche Forschungen, Heft 13). Frankfurt a. M. 1925, Moritz Diesterweg. 133 S. M. 6,60.

Wendel, Hermann. Der Kampf der Südslawen um Freiheit und Einheit. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H., Abt. Buchverlag. 798 S.

Wrzecionko, R. Über die Bedeutung der Kritik der reinen Vernunft Kants für die Gegenwart. Wien 1925, Wilh. Braumüller. 66 S. M. 1,–.

Wust, Peter. Naivität und Pietät. Tübingen 1925, J. C. B. Mohr. 238 S. M. 8,– (11,–).

Zum Lesen und Lernen. Ein deutsches Buch für Schule und Haus. Herausgegeben von Wolfgang Goetz und Hans Lebede in sechs Bänden. Leipzig 1925, G. Freytag G. m. b. H. 176, 246, 351, 750, 291, 532 S.

* * *

Masaryk, T. G. Die Weltrevolution. Erinnerungen und Betrachtungen 1914–1918. Ins Deutsche übertragen von Camill Hoffmann. Berlin 1925, Erich Reiß. 556 S.

Der Falke. Bd. 28. Wilhelm Schäfer. Die Badener Kur. Novelle. 56 S. M. 1,–. – Bd. 29. Alfons Paquet, Lusikas Stimme. Novelle. 46 S. M. –,90. – Bd. 30. Eduard Reinacher, Flock. Erzählung. 53 S. M. 1,–. – Bd. 31. Richard Friedenthal, Der Heuschober. Novelle. 55 S. M. 1,–. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.

Deutsche Vierteljahrsschriften für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Bd. I. Konrad Burdach, Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. I. Bd. 1. Teil: Mittelalter. 400 S. M. 16,– (18,–). – Bd. IV. Elise Dosenheimer, Das zentrale Problem in der Tragödie Friedrich Hebbels. 131 S. M. 6,– (7,50). – Bd. 5. Paul Kluckhohn, Persönlichkeit und Gemeinschaft. Studien zur Staatsauffassung der deutschen Romantik. 111 S. M. 6,– (7,50). Halle a. S. 1925, Max Niemeyer.

Pempelfort. Sammlung kleiner Düsseldorfer Kunstschriften. Herausgegeben von H. W. Keim und Karl Koetschau. Heft 1. Karl Koetschau, Zwei Historienbilder Eduard Bendemanns. – 2. Band. Lasch, Landschaften von Karl Seibels. – 3. H. W. Hupp, Die Belagerung von C. F. Lessing. – 4. Karl Simon, Die Frühzeit des Peter Cornelius. – 5. Kurt Zoege von Manteuffel, Rethels Zeichnungen. – 6. Karl Koetschau, Ernst Deger. – 7. H. W. Keim, Herbert Eulenberg. – 8. Viktor M. Mai, Hermann Harry Schmitz. – Düsseldorf 1925, L. Schwann.

Redaktionsschluß: 5. September.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5.–, Einzelheft Gm. 2.–.



Moderne Strömungen in der deutschen Literaturwissenschaft

VI.

Hermann Hettner und wir

Von Rudolf Unger (Breslau)

Unter unseren literarhistorischen Darstellungen größeren Stils ist Hermann Hettners „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" wohl die älteste, die nicht nur in weiteren Kreisen heute noch wirklich gelesen wird, sondern auf diese Kreise, auf Schule und allgemeine Bildung auch einen lebendigen und bis zur Gegenwart sicherlich nicht geringen Einfluß ausübt. Bei einem Werk, dessen erster Band vor nun fast sieben Jahrzehnten, im Jahre 1856 erschienen ist, will das etwas besagen. Zumal in Deutschland, wo das persönliche Gepräge und der Reiz künstlerischer Gestaltung, die allein auch die an sich bedeutendsten wissenschaftlichen Bücher vor raschem Veralten zu schützen vermögen, so viel seltener ist als etwa in den romanischen Ländern. Man muß sich schon der repräsentativsten Leistungen des deutschen Historismus erinnern, etwa — um zeitlich und zum Teil auch geistig Verwandtes heranzuziehen — der großen Leistungen Jakob Burckhardts, Kuno Fischers und Theodor Mommsens, um Vergleichsmaßstäbe für solche Lebensfähigkeit zu gewinnen. Denn Gervinus' großer Fünfbänder, mag man es aus Pietätsgründen und im Interesse der Gründlichkeit unserer literarischen Bildung noch so sehr bedauern, hat tatsächlich, eben aus Mangel jener künstlerischen Durchbildung, die entsprechende Lebenskraft nicht bewährt.

Freilich, heute bedroht der Edelrost des Alters nunmehr auch Hettners standard work, aus dem wir uns noch vor zwanzig oder dreißig Jahren nicht allein vielfach unsere erste tiefere materielle Belehrung über sein Stoffgebiet holten, sondern dem wir zumeist auch die früheste Klärung unserer Begriffe von „vergleichender" Literaturgeschichte und geistesgeschichtlicher Literaturbetrachtung schuldig geworden sind. Ich gestehe offen, daß es mich wehmütig, ja zunächst fast wie eine Art Sakrileg berührte, als ich vor kurzem unter den Thesen eines, mir übrigens persönlich nahestehenden, Habilitanden den mit der Unbedenklichkeit der Jugend knapp und scharf formulierten Satz las: „Hettners Deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts ist heute nur noch eine historisch gewordene große Leistung." Indessen, bei näherer Prüfung mußte ich, fast zu eigner Überraschung, inne werden, wie stark allerdings schon seit Jahren bei mir selbst die Zwiespältigkeit des Gefühls geworden war, mit der ich das einst so bewunderte und immer noch dankbar verehrte Werk jeweils zur Hand nahm. Und ich konnte mir nicht länger verhehlen: hier liegt in der Tat etwas weit über das individuelle Meinen und Empfinden eines Einzelnen Hinausgreifendes vor, ein typischer Vorgang, in dem sich, gleichsam in nuce, große geistesgeschichtliche und insbesondere literaturwissenschaftliche Wandlungen der letzten Jahrzehnte verkörpern. Das kleine persönliche Erlebnis erwuchs, unter diesem Gesichtspunkt, zum Symbol weiter und bedeutsamer Wendungen und Entwicklungen des großen objektiven Geistesgeschehens. Da kam mir, eben zu rechter Stunde, die einschlägige Schrift Ewald A. Bouckes zu: „Aufklärung, Klassik und Romantik. Eine kritische Würdigung von H. Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts,"[1] mit ihren vielfach gleichgerichteten Gedankengängen, Perspektiven und Urteilen. An diese in mehr als einer Hinsicht interessanten, klar und anregend geschriebenen Darlegungen, welche der Verfasser seiner Bearbeitung der neuen (7.) Auflage der dem deutschen Geistesleben gewidmeten Bände des Werkes bei-

[1] Sonderdruck aus der 7. Auflage der Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Druck und Verlag von Friedr. Vieweg und Sohn Akt.-Ges. Braunschweig 1925. 63 S.

gegeben hat — die nächstvorhergehende war 1913 erschienen — mag sich daher das Folgende andeutend, referierend, bestätigend, weiterführend anschließen.

Boucke stellt Hettners Werk in die zeitgeschichtliche Umwelt seiner Entstehungsepoche hinein und sucht es aus dieser und der in innigem Zusammenhang mit ihr vor sich gegangenen Entwicklung des Autors selbst zu verstehen. Die seit den Zeiten der Geniemänner, der klassischen Dichtung und idealistischen Philosophie, am entschiedensten seit der Romantik in Mißachtung gefallene Aufklärung mit ihrem kritischen Rationalismus, aber auch ihrem realistischen Tatsachensinn und vernunftfrohen Welt- und Staatsverbesserungsdrang kam damals, im Kampfe mit den reaktionären Mächten der Spätromantik, durch den Junghegelianismus und die ihm verwandten oder verbündeten radikalen Strebungen auf religiösem, politischem und literarisch-ästhetischem Gebiete zu neuer Geltung. Das geistige wie das öffentliche Leben Deutschlands suchte in jenen mittleren Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts von neuem mehr oder minder engen Anschluß an den französischen und englischen Positivismus, die zeitgemäße Umbildung der Aufklärungsideen eines Locke, Voltaire und der Enzyklopädisten in Staat, Kirche, Philosophie, Wissenschaft und Kunst. Boucke verweist auf ein Büchlein des Physiologen Jakob Moleschott, des „liebefrommen" Materialisten, der in Hettners heidelberger Dozentenjahren diesem als Kollege, Freund und Hausgenosse persönlich am nächsten stand, „Hermann Hettners Morgenrot" betitelt (Gießen 1883), und die dort gebotene anschauliche Vergegenwärtigung der Zeit- und Lebensatmosphäre der ausgehenden vierziger Jahre, aus der, zugleich unter Nachwirkung von Anregungen der historischen Schule, Hettners Plan, „die alte geächtete Aufklärungsphilosophie" — und zwar zunächst diejenige der französischen Enzyklopädisten als der Vorläufer der Strauß, Feuerbach und Moleschott — „wieder geschichtlich zu Ehren zu bringen" (Hettner an G. Keller, 14. März 1863), ursprünglich herausgewachsen ist. Mir steht jene Schrift gegenwärtig nicht zu Gebote. Aber auch Moleschotts Lebenserinnerungen „Für meine Freunde", sodann der betreffende Abschnitt in Adolf Sterns pietätvollem Lebensbild Hettners, vor allem aber die Verklärung jener tief und fruchtbar erregten heidelberger Jahre in Gottfried Kellers Briefen und „Grünem Heinrich" vermögen uns noch einen lebendigen Hauch des Geistes zu vermitteln, wie er den jugendlichen Freundeskreis beseelte, über dem Ludwig Feuerbachs sensualistischer Naturalismus und Anthropologismus als wegweisendes Gestirn waltete.[2]

Fein und umfassend arbeitet nun aber Boucke auch die andern, von Feuerbachs materialistischem Sensualismus verschiedenen, ja diesem zum Teil gegensätzlichen Züge von Hettners Wesen und Weltanschauung heraus, die nun eigentlich allererst Anlage und Charakter seines Lebenswerks bestimmen, das, in Heidelberg konzipiert, in den jenaer Jahren (1851—1855) begonnen, erst in der dresdener Reifezeit 1870 vollendet und dann von dem Autor selbst bis 1881 noch dreimal auf den Amboß gelegt wurde. Wie Hettners Absage an Hegel und an die Schulphilosophie überhaupt,[3] so ging auch seine Diesseitsfreudigkeit wesentlich aus dem sinnenfrohen und anschauungsbedürftigen Temperament einer vollmenschlichen Künstlernatur hervor und trug daher von vornherein, ähnlich wie die Diesseitsreligion seines Dichterfreundes Keller, ein entschieden idealistisches Gepräge, das sich aus der Einseitigkeit und dem Doktrinarismus der naturalistischen Aufklärungstendenzen des philosophischen Radikalismus rasch herausarbeitete: gerade auch während und vermittelst der Arbeit an der großen Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts, zu der sich sein Hauptwerk, als Erneuerung aber auch Umbildung und historische Relativierung der Ideen der alten Aufklärung, wie von selbst gestaltete. Vor allem war es der durch seine italienischen Kunststudien gefestigte, an der neuhumanistisch angeschauten Antike und Renaissance orientierte und durch Goethe gleichsam sanktionierte Gedanke eines harmonischen Ausgleichs idealistischer und naturalistischer,

[2] „Fanatische Apostel des Materialismus, wie mir Hettner lächelnd ein Jahr vor seinem Tode erzählte, waren die Freunde und sie trieben die Lehre wie einen konfessionellen Kult" (Bernhard Seuffert in seinem Hettner-Nekrolog im Archiv für Literaturgeschichte, 12. Bd., S. 10.) [3] Die freilich eine starke Nachwirkung des Geistes des Hegelianismus auf seine Arbeiten nicht ausschloß, wie Hugo Spitzer, wenn auch übertreibend, bezüglich seiner Literarästhetik nachgewiesen hat.

typischer und individueller, idealer und charakteristischer Gestaltung, das klassische Menschheitsbild voll geistleiblicher Ausbildung und apollinischer Heiterkeit und Schönheit, das es Hettner — wir fühlen uns hier unwillkürlich an die verwandten Anschauungen seiner etwas älteren, ebenfalls junghegelscher Geistessphäre entstammenden Zeitgenossen Friedrich Vischer und Viktor Hehn gemahnt — ermöglichte, den deutschen Idealismus als Erfüllung der tiefsten geistigen, sittlichen und künstlerischen Forderungen der Aufklärung zu erfassen und darzustellen und dabei die Entwicklung der Aufklärungsliteratur nach dem Gegensatz einer gelehrt-höfischen und einer realistisch-volkstümlichen Kunstrichtung und ihrer endlichen Überwindung und Versöhnung im klassischen deutschen Humanismus großzügig und übersichtlich zu gliedern. Freilich um den Preis, daß nun, gemäß der schon in der römischen Antike bekannten und durch Vico, Montesquieu und Winckelmann für die neuzeitliche Geschichtsphilosophie erneuerten Drei- (oder auch Vier-) Stufentheorie von der natürlichen Abfolge von Aufstieg, Höhe und Verfall, das Barockzeitalter einerseits und die Romantik anderseits gegenüber der „klassischen Trinität" der Blütezeiten der Antike, Hochrenaissance und deutschen Klassik tief in den Schatten treten mußten. Verstärkt wird die Energie dieser geschichtsphilosophischen Konstruktion, die Schärfe der in ihr liegenden Beurteilung und Bewertung noch durch den politischen Gesichtspunkt, wenn dieser hier auch nicht in solcher Einseitigkeit und Schroffheit sich geltend macht wie bei Gervinus. Immerhin aber rückt auch bei Hettner der aus der Perspektive der liberal-nationalen Forderungen des Vormärz und des leidenschaftlichen Gegensatzes zur reaktionären Spätromantik sich ergebende Kontrast zwischen dem hochgespannten Idealismus des Geistes und Herzens und der unzulänglichen Wirklichkeit der öffentlichen Verhältnisse, als zweite den Gesamtbau des Werkes tragende Antithese, die um staatliche und gesellschaftliche Freiheit ringende Aufklärung, auch in ihren spärlichen deutschen Ansätzen zu realpolitischem Denken, in helles Licht, läßt dagegen aber den „falschen Idealismus" und die „trübe Phantastik" der Romantik, ja selbst die antikisierende Gegenwartsentfremdung und den schönseligen „Quietismus" des späten Schiller und alten Goethe als Symptome des Verfalls und der Entartung erscheinen.

Und nun wir Heutigen! Ich möchte der einsichtigen und gerechten kritischen Würdigung, derBoucke in dem Schlußabschnitt seiner kleinen Schrift diese Grundgedanken des Hettnerschen Werkes und ihre Ausführung im einzelnen unterzieht und die namentlich unsere veränderte Bewertung von Barock und Romantik, unsere andere Auffassung des Verhältnisses der Aufklärung zur Reformation — das Hettner wesentlich als bewußte Wiederaufnahme und Fortbildung betrachtet — und die Bedeutung der neuen religionssoziologischen (Max Weber, Troeltsch) und völkerpsychologischen Gesichtspunkte für die Lösung der von Hettner unbeantwortet gelassenen geistesgeschichtlichen oder geschichtsphilosophischen Fragen betont, nur folgendes hinzufügen. Die grundsätzliche Überzeugung, auf der Anlage und Gesamtkonstruktion von Hettners Werk ruht, bildet die These: das Humanitätsideal unserer Klassiker ist nur die Vollendung der Aufklärung. Ich will es hier dahingestellt bleiben lassen, ob dieser Fundamentalsatz nicht schon, wie auch Boucke anzunehmen scheint, ja wie bereits Stern empfunden hat, von des Autors eigenen Voraussetzungen her problematisch und widerspruchsvoll ist und ob die durch den kristallklaren Spiegel der Hettnerschen Darstellungskunst täuschend überdeckte und ihm selbst wohl kaum zu vollem Bewußtsein gekommene Problematik der Verschmelzung von aufklärungsbejahendem Rationalismus und klassischem Idealismus nicht deutlich in der Unfähigkeit zutage tritt, wesentliche Seiten der Reifeentwicklung Schillers und vor allem des späteren Goethe tiefer zu würdigen. Für unsere heutige Einsicht jedenfalls ist jene Konstruktion, die bezeichnenderweise im positivistischen Westen immer noch ihre Vertreter findet — Boucke führt als Beispiel J. G. Robertson, Goethe and the 20. century. Cambridge 1912, an — schlechterdings unhaltbar geworden.

Es gehört vielmehr zu dem Grundbestand unserer modernen geistesgeschichtlichen Erkenntnis, daß etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, in schärfstem prinzipiellen Gegensatz zur Aufklärung — wenn auch in praxi, wie es nicht anders sein

konnte, in mannigfacher Kreuzung und Verschlingung mit ihr — eine Bewegung sich aufkämpft, deren literarische Ausprägung herkömmlicherweise als „Sturm und Drang" bezeichnet zu werden pflegt, die aber ebensowohl die „Empfindsamkeit" umfaßt und überhaupt, weit über die sogenannte schöne Literatur hinaus, als universelle und durchgreifende Geisteswende betrachtet werden muß. Es ist jene mächtige irrationalistische Bewegung, die auch noch Klassik, Romantik und spekulative Philosophie, überhaupt die gesamte Epoche des „deutschen Idealismus" trägt und dem ganzen deutschen Geistesleben des 19. Jahrhunderts, trotz aller zumeist aus den westlichen Nachbarländern herüberwirkenden neurationalistischen und positivistischen Gegenströmungen, gegenüber dem 18. Jahrhundert beziehungsweise dessen erster Hälfte das unterscheidende Gepräge aufdrückt. Freilich — und dies bildet ein weiteres Moment der neuen Erkenntnis — empfängt diese irrationalistische oder vorromantische Strömung ihre zum Teil unterirdischen Quellzuflüsse schon viel früher in Gestalt des Pietismus und Spiritualismus des frühen 18. und weiter zurück des 17. Jahrhunderts, des damaligen Gefühlsdynamismus und, worauf neuerdings F. J. Schneider hingewiesen hat, der gleichzeitigen realistisch-naturalistischen Entwicklungstendenzen, letzten Endes überhaupt des dynamischen Geistes des Barock. Und an dieser Stelle setzen nun jene, bei allen Übertreibungen doch in ihrer Bedeutung nicht zu verkennenden Bestrebungen ein, vermittelst stil- und geistestypologischer Betrachtungsart dem spezifisch Germanischen und Deutschen in alter und neuer Geistesentwicklung näherzukommen und von hier aus gerade das „Gotische", Barocke, Geniemäßige und Romantische, kurz eben das Irrational-„Atektonische" — im Gegensatz zu Renaissance, rationalistischer Aufklärung und antikisierendem Klassizismus — als das dauernd, wenn auch in ständiger Auseinandersetzung mit seinem polaren Gegensatzprinzip, die deutsche Geistesgeschichte in ihrer Eigenart und ihrer Unterschiedenheit von aller romanischen und angelsächsischen Bildungswelt bestimmende thematische Grundmotiv zu verstehen. Wie sich unter diesen und verwandten Gesichtspunkten das historische Bild sogar der eigentlichen Aufklärungsperiode der deutschen Literatur erheblich umgestaltet, hat uns soeben Ferdinand Joseph Schneiders geistreiches Buch „Die deutsche Dichtung vom Ausgang des Barocks bis zum Beginn des Klassizismus" (Stuttgart, J. B. Metzler, 1924) mit seiner neuen Auffassung Klopstocks, Wielands und Heinses als letzter und höchster Vollstrecker des Barockwillens in der deutschen Poesie gezeigt. Ich möchte dazu ergänzend sogar die Frage aufwerfen, ob nicht selbst noch Jean Pauls literarische Gesamterscheinung — der übrigens Hettner eine in Anbetracht seiner klassizistischen Maßstäbe verhältnismäßig unbefangene Würdigung zuteil werden läßt — als eine im Sinne dieser Deutung der deutschen Geistesgeschichte durchaus organische, ja in ihrer Art „klassische" Synthese von Barock, Genietum und Romantik gelten darf. Jedenfalls fällt auch in Schneiders Darstellung die große geistes- und literargeschichtliche Zäsur zwischen Aufklärung und Sturm und Drang: dieselbe Zäsur, welche die modernen ideenhistorischen Synthesen eines Korff, Cysarz, Stefansky, Lütgert u. a. zum Ausgangspunkt ihrer geschichtlichen Konstruktionen nehmen.

Diese letzteren, die neueren großen Monographien zum Sturm und Drang und zur Klassik und nicht zuletzt die modernen Darstellungen der Romantik, auf welch alle sich auch Boucke beruft, bieten Grundlagen zu einem zu erhoffenden neuen „Hettner", in dem namentlich die zweite Hälfte des alten Werks wohl durchgreifend wird umgestaltet werden müssen, wobei sich nicht wenige Wertungen, Urteile und Begründungen, gemäß den soeben angedeuteten neuen Gesichtspunkten, stark ändern, ja zum Teil in ihr Gegenteil verkehren werden. Die Darstellung besonders der Geniezeit und der Romantik, aber auch vieles aus der Klassik und der eigentlichen Aufklärung wird dann ein ganz anderes Gesicht gewinnen. Mag damit denn freilich die großzügige Simplizität, Symmetrie und Leichtfaßlichkeit von Hettners eigener Stoffgestaltung notwendig einem verwickelteren und problemreicheren Gesamtbilde weichen, mag vor allem auch die Geschichte des Ideengehaltes der Literatur, die bei Hettner allzusehr überwiegt, unseren heutigen Forderungen entsprechend viel stärker durch eine Herausarbeitung ihrer Formgestaltungen und Stilcharaktere ergänzt und bereichert werden — in Einem

möge der zukünftige Geisteshistoriker des 18. Jahrhunderts, dahin geht unser Wunsch, dem Geiste seines großen Vorgängers kongenial bleiben, im Wesentlichsten: an Kraft und Reiz der Persönlichkeit, edler Wärme der inneren Teilnahme am Gegenstande und einheitlicher Durchbildung sowie künstlerisch gestaltender Wirkungsmacht der Weltauffassung! Sie allein verleihen einem Werk Dauer und werden Hettners Literaturgeschichte, so wenig sie, ihrem objektiven wissenschaftlichen Erkenntnisgehalte nach, uns heute mehr voll zu befriedigen vermag, den Charakter einer „klassischen" Leistung deutscher Geistesgeschichte auch in Zukunft wahren.

Die Puppe und ihre Dichter

Von Emil Barth (München)

Es wäre nicht möglich, die Puppen Goethes, Kleists und Rilkes miteinander zu vergleichen, wenn nicht diese eine Gemeinsamkeit: daß sie Dinge sind, sie aneinanderbände. All ihre unüberbrückbaren Verschiedenheiten liegen beschlossen in der Entwicklungsgeschichte der Dinge.

Als Lessing vor mehr als anderthalbem Jahrhundert seine Abhandlung „Von dem Wesen der Fabel" schrieb, hatten die Dinge noch keine Geltung erlangt; sie wurden nur gelegentlich in den Bereich der Dichtung und Literatur hineinbezogen, aber ohne daß man ihr Wesen berührt hätte. Sie waren wohl da, gewiß, jedoch nur untergründig, hintergründig. Lessing spricht von ihnen als von „öden Begriffen", die niemand gern und lange denken mag, „ohne auf dieses oder jenes besondere Ding zu fallen, dessen Eigenschaften ihm ein deutliches Bild gewähren". Seine Zeit also kannte noch nicht „die Dinge"; nur das einzelne Ding war da, aber es hieß nicht Ding, sondern trug einen Namen; es hieß Tasse, Messer, Tisch; es war allein.

Inzwischen hat sich die Stellung des Dinges bedeutend verändert. Es errang sich, begünstigt durch die unaufhaltsame Vermehrung und Häufung seiner einzelnen Existenzen, eine nicht mehr zu übersehende Realität und wurde bald in die Literatur aufgenommen, zunächst in seiner undinglichsten, menschenähnlichsten Form: in der Marionette. Goethe schon widmet diesem Ding anteilnehmende Aufmerksamkeit, bis in sein Alter erregt von den Eindrücken, die es ihm in seiner Kindheit vermittelt hat. Aber es ist erstaunlich, wie wenig lebendig hier noch das Ding ist; selbst als Marionette erhebt es sich nicht aus seinem sächlichen Zustand. Goethe hält strenge den weiten Abstand zwischen Mensch und Ding inne und ist niemals versucht, diesen Abstand auch nur um ein Geringes zu kürzen. Er zeigt seine Puppen zuerst in ihrem dinglichsten, totesten Zustand; er führt uns in die Werkstatt, fast möchte man sagen, in die Fabrik, wo die Puppen gemacht werden und noch „in schöner Ordnung" nebeneinander liegen, „die beweglichen Drähte an den Köpfen befestigt". Sie sind noch nicht ganz fertig, sind noch Materie; sie „scheinen den Geist zu erwarten, der sie aus ihrer Untätigkeit regen soll"; sie sind nichts als Dinge, bestehend aus „Läppchen und ein bißchen falsch Silber und Gold". Zwar später, am Weihnachtsabend, ist es ihnen erlaubt, lebendig zu sein für eine kleine Zeit; als Saul und David, Goliath und Samuel, Mohren und Zwerge leben sie ihr vorgeschriebenes Pensum ab. Doch mit dem fallenden Vorhang verfällt auch wieder ihr Leben; sie werden in einen Kasten gepackt und fortgestellt für eine spätere Auferstehung, und nur dem Knaben bleiben sie eine Zeitlang mehr als Dinge, trotzdem er schon weiß, daß sie sich nicht von selbst bewegen und nicht selber reden.

Kommen wir nun aber von den dinghaften und unproblematischen Puppen Goethes, deren Dasein noch ganz im Materiellen verhaftet ist, zu den Puppen Kleists, so bemerken wir fast bestürzt die Verschiedenheit dieser beiden Naturen und also auch ihrer Puppen. Während sie dem bewußt wachsenden und sich bildenden Menschen Goethe einfache Gegenstände der Anschauung sind, Dinge, mit denen man handelt und tut, Dinge, die ein nicht in ihnen selber, sondern außer ihnen liegendes Leben vorstellen müssen, sobald es von ihnen ver-

langt wird; während sie bei ihm bloße Hilfsmittel und Ersatzstücke für menschliche Körper sind und an keiner Stelle aufhören, Figuren zu sein, Körper, Materie: gebraucht Kleist sie als Vorwand zur Erkennung geistig-seelischer Prozesse. Und zwar begnügt er sich nicht — trotz des versprechenden Titels „Über das Marionettentheater" —, bloß ihres figürlichen Daseins Geist und Seele aus ihnen herauszudestillieren (obwohl er schon damit dem nur körperlichen Leben der Goetheschen Puppen ungeheuerliches Leben hinzugefügt hätte) — nein: ihm wird die Marionette das unendliche Gefäß des unendlichen Lebens überhaupt. Er verlegt in sie den ganzen Umkreis der Geschichte der Welt. Er, der maßlos Übermäßige, der sich trotz aller Anstrengung nicht formen kann; der sich mit seinem Willen eisern umkesselt, ohne daß es ihm je gelänge, seine übermäßige Natur einzugrenzen, so daß sie die eiserne Wand seines Willens immer wieder mit Ventilen und Ausbruchsstellen zerstört, um schließlich, selber zerspringend, sie ganz auseinander zu sprengen: er kann nicht einmal in der Marionette eine nahe Grenze finden und muß sie ausweiten, bis alles Lebens Anfang und Ende in sie hineingeht.

Es ist fast grausig, den noch ahnungslosen Beginn dieses Aufsatzes zu sehen und schon zu wissen, daß er nicht eher aufhören kann, nicht kann, als bis er Himmel und Hölle in sich enthält. Goethe wie Kleist sprechen von der beweglichen Puppe, von der Marionette, durch ihr dramatisches Talent dazu gedrängt, aber Goethe verliert kaum ein Wort über die Beweglichkeit, die ja schon an sich, also auch für ein Ding, Leben bedeutet. Er trägt gar nicht das Verlangen, seine Puppen zu verlebendigen; daß sie beweglich sind, ist nur eine dingliche Eigenschaft. Für Kleist indessen ist die Marionette von vorneherein etwas Lebendes, mit einer Art von Seele Begabtes, wie er ja überhaupt dem Marionettentheater einen höheren, selbständigen Wert beilegt als Goethe, für den es nur Kinderspiel ist. Schon in den ersten Zeilen erwähnt er die „Pantomimik dieser Puppen" und nennt einige ihrer Bewegungen „sehr graziös". Gleich danach aber betont auch er trotzdem das Dingliche — „Ich erkundigte mich nach dem Mechanismus dieser Figuren" — und läßt durchaus nicht vergessen, daß ein Maschinist sie regiert. Jedoch macht er nicht Halt an ihrem dinghaften Dasein; das ist ihm äußerlich, unwesentlich. Er steigt tiefer; er sucht die Seele. Und schon findet er sie. Und ob er sie auch noch mit einem anderen Namen nennt: sie ist es doch.

Wie eines Mystikers Rede klingt nun die seine geheimnisvoll vor lauter Bemühung, sich klar und verständlich zu machen. Die Tanzbewegungen der Marionetten erstaunen ihn durch ihre Anmut, doch sind sie selbstverständliches Leben und bedeuten noch nichts. Aber da sein Erstaunen ihn treibt, nach der Ursache dieser seltenen, seltsamen Anmut zu forschen, entdeckt er die Marionetten-Seele, die unzerspaltene, eine, indem er sagt: „Jede Bewegung hat einen Schwerpunkt." Denn in der Marionette, die sich der Anmut ihrer Bewegungen nicht bewußt ist und also noch ganz im Bereich paradiesischer Unschuld lebt, sind Schwerpunkt und Seele identisch; es wohnen noch nicht, wie im Menschen, zwei Seelen in ihrer Brust. So ist sie das in sich selber vollkommene, harmonische Geschöpf, keinem Menschen vergleichbar. Der Mensch nämlich, der „von dem Baum der Erkenntnis gegessen" hat, ist durch diesen Sündenfall mit sich selber entzweit, und seine Seele befindet sich zumeist „in irgendeinem anderen Punkte als in dem Schwerpunkt der Bewegung". Sie sitzt ihm zum Beispiel „in den Wirbeln des Kreuzes" oder „gar (es ist ein Schrecken, es zu sehn) im Ellenbogen". Das ist seine Unvollkommenheit; daher kommt sein Gut und Böse. Nein, er ist allzu gering, als daß er zu vergleichen wäre: der Gott, der Gott muß herbei. Nur er, der unendlich Bewußte, ist so vollkommen harmonisch wie der mechanische Gliedermann, der gänzlich Unbewußte; nur er ist so frei „von der Trägheit der Materie"; nur in ihm sind Schwerpunkt und Seele so zweifellos das gleiche. „Hier ist der Punkt, wo die beiden Enden der ringförmigen Welt ineinandergreifen": Marionette und Gott werden eins. — —

Dieser Aufsatz voller Metaphysik und mystischer Ehrfurcht ruft nur eine einzelne Ding-Seele wach; „die Dinge" aber liegen noch ruhend und unberührt. Noch ist die Empfindlichkeit der Menschennatur nicht bis zu der fast krankhaften Reizbarkeit entwickelt, die auf das unscheinbarste Antasten heftig und übertrieben stark reagiert. Auch die Dinge sind noch nicht das, was sie heute sind.

Sie stehen noch nicht so allein und so fremd im Weltraum wie jetzt. Da sie alle durch Handarbeit entstanden sind, haben sie noch eine gewisse vertrauliche Nähe zum Menschen, die sie erst mit der zunehmenden maschinellen Herstellung verlieren. Nun zieht sich die Menschen-Seele immer mehr aus ihnen zurück, sie werden fremd und oft sogar feindlich; sie beginnen eine eigene Gattung zu bilden.

Zum erstenmal in geschlossener Front erscheinen die Dinge bei Friedrich Theodor Vischer. Er schreibt ihren großen Roman: „Auch Einer." Hier treten sie auf, alle die unscheinbaren, mißachteten, übersehenen und doch so ungeheuer anspruchsvollen Dinge, aber noch sind sie einzeln und tragen Namen, heißen Kragenknopf, Nadel, Schuh.

Erst in Rainer Maria Rilke werden sie namenlos. Sie erscheinen als reine Begriffe. Er, der ihr Dichter ist, steigert sie von Vergleich zu Vergleich und erhebt sie zu einer Eigenbedeutung, die maßloses Leben enthält. In seiner ganzen Dichtung ist, immer wiederkehrend wie ein Leitmotiv, von den Dingen die Rede. „Ich will die Dinge so wie keiner lieben", heißt es im Stundenbuch. Dieser Dichter ist „den Menschen ferner als den Dingen"; für ihn haben sie ihren toten, ihren im eigentlichen Sinne dinglichen Zustand überwunden; sie sind fast das Leben geworden, und es ist begehrenswert, vor Gott zu sein „wie ein Ding, dunkel und klug". Der noch für Lessing öde Begriff eines Dinges besteht nicht mehr; die Dinge wurden begabt mit Seele und Geist. Ja, Gott selber wird in das Ding-Sein hineinbezogen; er ist „der Dinge tiefer Inbegriff" und „das Ding der Dinge". Wie eindringlich aber, mit welchem Ichbewußtsein und mit welch empfindlicher Seele leben die Dinge dieses Dichters, wenn er den Bezirk des Begriffes verläßt und aus der unerschöpflichen Fülle das einzelne, namhafte, „besondere" Ding herausgreift. Die Laute, Der Ball, Das Lied der Bildsäule, Die Anfahrt, Der Pavillon — diese Gedichtüberschriften zeigen nur einige der fast zahllosen Dinge an, die im Werk ihres Dichters zu bedeutendem Leben erwachten. Und man sieht, ohne zu fragen, die zwingende Notwendigkeit ein, die der langen Reihe von Dingen das fragwürdigste, unheimlichste, rätselvollste Ding hinzufügen mußte, das Ding, das schon Goethe und Kleist zur Teilnahme zwang: die Puppe.

Hier betreten wir den letzten Kreis des Puppendaseins. Wir sind am äußersten Rand ihres Wesens angekommen und müssen erkennen, daß auch sie sich entzweit hat. Sie ist weder das Goethesche Ding noch das Kleistsche vollkommene Geschöpf; sie wird nun scharf unterschieden in ihren zwei Daseinsformen: Marionette und Puppe. Denn „die Puppe ist um so viel weniger als ein Ding, als die Marionette mehr ist".

Das Interesse Rilkes, anders gerichtet als das seiner Vorgänger, gilt nicht der Marionette, obwohl er auch sie flüchtig und doch tiefgreifend berührt. Es gilt der „dicken, unveränderlichen Kinderpuppe", trotzdem es nach dem Titel des Buches[1] scheinen könnte, als handele es sich um die künstlichen Puppen der Lotte Pritzel, in denen die Kinderpuppe „endlich dem Einsehen, der Teilnehmung, der Lust und dem Kummer des Kindes entwachsen ist". Die Lotte Pritzel-Puppe existiert eigentlich nur um des Gegensatzes willen; „ihrem Dasein gegenüber gibt es keine Kinder". Man ginge auch zweifellos zu weit, wollte man diese wächsernen, hauchhaften Gebilde unter die Puppen reihen. Denn sie sind angefüllt von der Natur ihres Schöpfers, und ihr Dasein steht, wie das einer Plastik, im Bereiche der Kunst; es hat also nichts mehr mit der wirklichen Puppe zu tun. Wenn die Kunstpuppe fertig ist und dasteht in der Vitrine, so bleibt sie fertig, und keine Berührung mit Aug' oder Hand vermag sie nach irgendeiner Richtung hin zu entwickeln. Sie ist da wie eine Schöpfung, und wenn es auch geschähe, daß einer, der sie jahrelang sah, plötzlich etwas anderes, Neues an und in ihr sehen würde, und wenn sie auch gewaltsam verändert würde, zerstört: sie hätte sich dennoch nicht entwickelt, weil dieses alles schon in ihr war seit der Stunde, da ihr Erschaffer sie als fertig aus seinem Geiste und seiner Seele und seiner Hand entließ. Die Kinderpuppe jedoch, das Produkt von Maschinen, hergestellt in tausend und zehntausend Stücken: sie ist noch nichts, wenn sie neu in die Hände des Kindes kommt, sie wird erst alles in diesen Händen, die mit ihr umgehen nach Bedarf. Ihr Wesen ist saugende Leerheit; sie enthält nicht einmal „einen

[1] Rainer Maria Rilke, Lotte Pritzel: Puppen. Hyperion-Verlag München.

letzten Bruch von Geist" wie die Marionette Kleists.
Nun schreibt Rilke die Geschichte der Kinderpuppe, die Biographie dieses halben Dings, das nirgends ganz deutlich wird und nirgends ganz faßbar. Hochgesteigert, daß man Haß zu verspüren meint, erinnert er an Erlebnisse, die wir alle kennen und von nun ab anders sehen müssen. Er zeigt eine Kindheit auf, die um das Dasein der Puppe verläuft wie ein Kreis um seinen Mittelpunkt, und manchmal weiß man fast nicht mehr, was lebendiger ist: das Puppen- oder das Kind-Sein. Es geht ja auch gar nicht um die Puppe, es geht um die Kindheit, die in ihr erkannt werden soll. Rilke, der subjektive Dichter (dessen Wesensrichtung immer dahin geht, sich selbst, sein eigenes Subjekt, aus- oder besser gesagt einzudrücken), gebraucht die Puppe nur, um das erste Erlebnis des Lebens an ihr sichtbar zu machen, an ihr, die selber nicht lebt, sondern, mit einer geradezu schamlosen Geduld und Leerheit, sich leben läßt.
Und doch: trotzdem sie weniger ist als ein Ding, lebt auch sie. Trotzdem sie „maßlos ohne Phantasie" ist, hat auch sie eine Seele. Trotzdem sie immer nur nimmt und nimmt, gibt auch sie. Aber sie gibt verhängnisvoll, nicht erwidernd. Sie gibt sich selbst, leer und hohl wie sie ist. Ihr Einfluß ist nicht abzugrenzen. —
Hier endet die Entwicklungsgeschichte der Dinge. Aus einem öden Begriff, der zu langweilig war, als daß man ihn hätte denken mögen, wurden die Dinge Beherrscher unseres Lebens. Das Zeitalter der Technik, in dem unser Dasein verläuft, ist mit einem anderen Wort das Zeitalter der Dinge. Auch der begeistertste Techniker (das ist der von den Dingen Besessene) wird die Tatsache nicht wegleugnen können, daß nicht mehr wir die Dinge, sondern die Dinge uns haben. Ihr Einfluß ist nicht abzugrenzen.

E. T. A. Hoffmann und das Automat[1]

Von Ernst Heilborn (Berlin)

1.

Kreisler hat („Kater Murr") seinen seelischen Doppelgänger, und das ist der Maler Leonhard Ettlinger, der ihn recht heimtückisch in Wahnsinnsumnachtung hineinlockt. Einmal aber widerfährt es ihm auch, daß er, im Begriff, sich zu Meister Abraham zu begeben, sein Ich neben sich einherschreiten sieht, — der geheim angebrachte Hohlspiegel und die Astrallampe im Fischerhäuschen des Meisters haben, wie ihm bald genug erklärt wird, die Täuschung hervorgerufen.
Es gibt einen Doppelgänger alles Lebendigen, und das ist das Automat.
Der Dualismus ist damit aus der Seele des Menschen und über die Grenzen des Organischen hinausverlegt. Das Automat ist tot und äfft das Leben. Es ähnelt dem Menschen in einzelnen seiner Funktionen, und hat nichts von dem, was eigentliche Funktion des Menschen ist. Es ist gleichsam Gegenpol aller Natur.
Julie, das fromme Kind, befällt angesichts der aufgezogenen Automaten ein Grauen, und sobald die Kinder („Das fremde Kind") das künstliche Spielzeug, das ihnen die vornehmen Verwandten aus der Residenz mitgebracht, in den Wald getragen haben, scheint es ihnen albern und zu nichts nutze. Hoffmann aber weiß auch davon, daß die Natur ihrerseits mit dem Automat geheimnisvolle Verbindung eingehn kann, daß sich dabei etwas wie ein Wunder vollzieht, sucht den Vorgang zu vergegenwärtigen und läßt ihn im „Redenden Türken" („Die Automate") und im „Unsichtbaren Mädchen" („Kater Murr") in Erscheinung treten. Offenbar sieht er im magnetischen Starrkrampf die gefahrdunkle Brücke vom Automatentum in die Natur. Er gibt Meister Abraham als seinem Mystagogen das Wort: — „Eben dieses Kunststück — es ist wohl mehr als das — würde Euch bewiesen haben, daß die gemeinste, am leichtesten zu berechnende Mechanik oft mit den geheimnisvollsten Wundern

[1] Aus einer demnächst im Ullstein-Verlag, Berlin, erscheinenden E. T. A. Hoffmann-Biographie.

der Natur in Beziehung treten und dann Wirkungen hervorbringen kann, die unerklärlich bleiben müssen." Recht wesenhaft aber ist das Automat Feind der Natur.

Einer neuen Physik, welche die Natur kraft des Gemüts begreift, hatte Novalis die Pforten seines Tempels zu Sais aufgetan. Hoffmann, der den Novalis liebhatte, dachte dem Gedanken in seiner, zumeist aus dem Verneinen schöpfenden Art weiter nach und kennzeichnete nun die herkömmliche Physik, die Wissenschaft der Schrauben und Hebel, die Naturkunde der Universitätsprofessoren, als ein geistiges Automatentum. Schärfer gefaßt: sie meinen die Natur zu erklären, und haben nichts in Händen als deren Widerspiel, das Automat.

Damit wird das Automat zu einem Symbol leerer und toter Wissenschaft. Es vergegenwärtigt zugleich das dem Gemüthaften Widerstrebende.

Angriffswaffen dieses toten Prinzips gegen alles Lebendige sind bei Hoffmann durchgehends Spiegel- und Brillengläser. Sehr wahrscheinlich, daß auch hier Selbsterlebtes für seine Anschauung entscheidend geworden ist. Er erzählt im „Öden Haus" von der Wartefrau, die dem Kinde sagt, wenn Kinder nachts in den Spiegel blickten, gucke ein fremdes, garstiges Gesicht heraus, und der Kinder Augen blieben dann erstarrt stehen. Sehr wahrscheinlich, daß Hoffmann selbst, als er klein war, das erzählt worden ist; seine sehr eindrucksfähige Phantasie kam nachher von der Vorstellung nicht mehr los. Die Geschichte vom verlorenen Spiegelbild würde die letzte Folgerung daraus bedeuten: der Unglückliche blickt in das Glas, und das leere Nichts grinst ihm entgegen. Daneben verwendet Hoffmann auch („Klein Zaches") das alte Motiv des Zauberspiegels, der die abwesende Geliebte, wo immer sie im Augenblick der magischen Prozedur weilen mag, in das Glas zwingt. Und war dem Kinde wirklich davon erzählt worden, daß die Augen der Kinder, die nachts in den Spiegel blicken, erstarrt stehen bleiben, so mag man etwas von dieser Vorstellung im „Sandmann" wiederfinden; denn nun breitet Coppola die Brillen auf dem Tisch aus, und tausend Augen blicken und zucken krampfhaft und starren darin auf. Durch das Taschenperspektiv angesehn, flößt das Automat Liebe ein; im Spiegel erschaut — den Betrachter überkommt's wie Erstarrung — erscheint das ans Fenster gerückte Bild als lebendige Schöne, als die ersehnte Geliebte („Das öde Haus"); eine Brille muß Giglio auf die Nase setzen („Prinzessin Brambilla"), um die Wunder im Palast Pistoja zu erblicken. Der symbolische Zug des Brillenmotivs aber tritt recht eigentlich in dem Duell zutage, das Leuwenhoek und Swammerdamm („Meister Floh") miteinander ausfechten. Womit müssen sich die Vertreter toter und die Natur zum Automat hinabwürdigender Wissenschaft bekämpfen? MitFerngläsern.

Der magnetische Starrkrampf war die Brücke gewesen, über deren Bogen hin Natur sich mit dem Automat in geheimnisvolle Verbindung setzte. Man kann den Weg rückwärts gehn, und wird finden, daß Hoffmann vom Starrkrampf Befallene, so den kleinen Peregrinus Tyß („Meister Floh"), so die unselige Amalia („Die Räuber") als Automaten bezeichnet; für den Professor, und das will besagen, den Vertreter toter Wissenschaftlichkeit, sind Tiere und Menschen („Die Jesuiterkirche in G.") „guteingerichtete Maschinen, um gewisse Stoffe zu verarbeiten und zu verkneten für den Tisch des unbekannten Königs". Die satirische Nutzanwendung liegt nicht fern; der Gesellschaftsmensch ist Automat; das Leben am Hofe („Kater Murr") erscheint Kreisler als tolles Treiben einer Welt voll Kunstgliederpuppen.

Nur dem gläubigen und kindlichen Gemüt erschließt sich die Welt, der kurzsichtige Wissenschaftler glaubt die Natur, der Pseudopoet die Kunst zu erfassen, — was sie mit Händen greifen, ist immer nur das Automat. Weil Nathanael („Der Sandmann") zwar Verse schreibt, aber durchaus kein poetisches Gemüt ist („während Nathanael dies dichtete, war er sehr ruhig und besonnen, er feilte und besserte an jeder Zeile, und da er sich dem metrischen Zwange unterworfen, ruhte er nicht, bis alles rein und wohlklingend sich fügte"), ist er dazu verdammt, sich in das Automat Olympia zu verlieben. Die ihm herzlich zugetane Klara aber stößt er von sich, da sie von seinen Versen nichts hören mag, und schilt sie „lebloses, verdammtes Automat!"

Widerspiel des Gemüthaften und damit dessen feindlicher Doppelgänger ist das Automat bei Hoffmann. Es ist, als hätte Gemüt darin den

Gegenpol gefunden, aber auch von dem feindlichen und scheinbar toten Prinzip gehn Kräfte aus.

2.

Mit Entdeckung des Automatentums, denn von nichts Geringerem als Entdeckung darf man bei ihm reden, sicherte sich Hoffmann seine künstlerische Wirkung. In Gestaltung der gemüthaften Welt blieb er zeitlebens von dem abhängig, dessen Name in der deutschen Literatur für Gemütsinnigkeit steht: Novalis. Die gemütfremde Welt hat keiner — in Grauen und Komik — so romantisch gestaltet wie Hoffmann.

Denn nun wird das Automatenhafte Ausdruck für das Entsetzen schlechtweg. Aus ihm schlottert, klappert, hüstelt aller Spuk. Man kann das in der Erzählung, aus welcher der „Gespenster-Hoffmann" seinen Namen gewann, dem „Sandmann", bis ins Gerippe der Darstellung verfolgen. Man beachte den Tonfall der Worte, die dieser Coppelius-Coppola spricht: „Augen her, Augen her!" — „Nun haben wir Augen — Augen — ein schön Paar Kinderaugen." — „Ei, nix Wetterglas, nix Wetterglas! — hab auch sköne Oke — sköne Oke!" — „Hui — hui — hui! Feuerkreis — Feuerkreis! dreh dich Feuerkreis — lustig — lustig! Holzpüppchen, hui, schön' Holzpüppchen, dreh dich —": es ist als hörte man das heisere Schnurren des Automats. Coppola hat auch dessen Geste: indem er Brillen auf den Tisch legt, häufen sich die Brillen, er zieht ihrer mehr und mehr und unaufhörlich aus der Tasche —: das Automat, das bis zum erneuten Eingriff des Mechanikers rhythmisch und ruhelos in der eingestellten Bewegung verharrt. Und aus dem Angreifer geht das Automatische ins Opfer über. Denn nun, unter den grausam metallischen Händen des Coppelius fühlt das Kind seine Gelenke krachen, Hände und Füße werden abgeschraubt und bald an dieser, bald an jener Stelle des Körpers eingesetzt —: Automat.

Inbegriff alles Entsetzens war der Wahnsinn — Hoffmann schildert ihn durchaus und nur in seelenlosem Automatentum. Zum Automat ist Medardus geworden, als er in Irrsinnsumnachtung verfällt. „Ihr befandet Euch in einem vollkommen apathischen Zustande. Ihr gingt, wenn man Euch führte, Ihr bliebt stehen, wenn man Euch losließ, Ihr setztet, Ihr legtet Euch nieder, wenn man Euch die Richtung gab. Speise und Trank mußte man Euch einflößen. Nur dumpfe, unverständliche Laute vermochtet Ihr auszustoßen, Euer Blick schien ohne alle Sehkraft." Und wo Hoffmann dem Wahnsinn Stimme gibt, ist wieder das automatische Schnurren, die tote Rhythmik der ablaufenden Walze darin. Man beachte die Schilderung aus den „Elixieren des Teufels". Ein leises „abgemessenes" Klopfen kündigt den irren Doppelgänger an. Es ruft „wie mit häßlicher, heiserer, stammelnder Stimme". Und nun hört man das Absetzen der Silben auf der Walze: „Me-dar-dus ... Me-dar-dus! Hihihi ... hihihi ... Brü-der-lein ... Brü-der-lein ... Me-dar-dus ... ich bin da ... bin da ..." und so fort, und jede Silbe steigert das Entsetzen, denn was da flüstert, wispert, kichert, ist nicht ein Lebendes, sondern das Tote, das das Leben äfft, das Automat.

In dem allen aber ist nur die eine künstlerische Wirkung begriffen, die das Automatenhafte hergibt und von der Hoffmann mit stärkster Eindruckskraft Gebrauch macht. Die andere steht ihm in nicht geringerer Ausdrucksfähigkeit zu Gebote.

3.

Bergson hat richtig gesehen, falsch verallgemeinert, als er im Automatenhaften den Quell aller Komik erblickte. Auf Hoffmann aber trifft seine ästhetische Diagnose zu. „Klein Zaches", in dem Hoffmann — auch nach seinem eigenen Urteil — seine stärkste komische Wirkung erzielt hat, ist dafür in jedem Zuge Gewähr. Schon in seiner Haltung —: „der, sich auf den Fußspitzen hebend, immer wieder hinabsank und so hinauf und hinunter wankte wie ein Cartesianisches Teufelchen", ist Klein Zaches Automat. Aber auch in seiner Sprechweise ist der tote Rhythmus, der blecherne Klang: „Bitte recht sehr — bitte recht sehr — müssen so vorlieb nehmen! — ist eine Kleinigkeit, die ich erst vorige Nacht aufschrieb in aller Eil'!" und „Laß mich los — laß mich los — es tut mir weh — weh — weh — ich kratz dir die Augen aus — ich beiß dir die Nase entzwei!" In viel tieferer Bedeutung aber kommt das Automatenhafte bei Hoffmann im „Klein Zaches" zu komischer Wirkung, wenn geschildert wird, wie der Kammerdiener Andres, vom Fürsten zum ersten Reichsminister ernannt,

um Einführung der Aufklärung fleht und selbige wirklich durch Reichsedikt zur Verfassung erhoben wird. Was geht da vor sich? Der tote in solcher Beziehung unanwendbare Begriff „Aufklärung" wird wie ein Lebendiges und an dessen Stelle ins Leben und in die Geschäfte des Tages eingeschmuggelt, er tritt in Gegensatz zur lebendig wirkenden, gerade damals leidenschaftlich ersehnten Verfassung, aber auch zur Anschauung der inneren Welt, und schafft im Widerspiel des mechanisch Sichbewegenden zum organisch Wirkenden den stark komischen Eindruck.

Man wird Gelegenheit finden, sich zu überzeugen, daß alle Charakteristik bei Hoffmann in ständigem Fluß ist von Wirklichkeitsbeobachtung zu individueller Gestaltung, zu Typen- und Maskentum. Aus der Charaktermaske, und das ist doch nur ein anderes Wort für Automatentum, holt Hoffmann ungemein starke komische Wirkungen. So, wenn die Menschen aufhören, ein individuelles Leben zu führen und nur noch, vor den andern — aber auch vor sich selber! —, ein Berufs- oder Standesdasein stelzen. „Der Schwiegersohn ist toll geworden — der Associé wütet" („Der Artushof"); „O ich unglückseliger Monarch" („Nußknacker und Mausekönig"); „Ja, Geheimer Kanzleisekretär, mit dir ist es aus — Verzweifle, guter Tusmann!"; „So sind nun die Menschen und vorzüglich die Kommissionsräte" („Die Brautwahl"). Aus Kreislers trübem Eindruck einer Welt voll Kunst-Gliederpuppen ist unmittelbar die komische Wirkung gepreßt, denn als Kunstgliederpuppen bewegen sich nun lebendige Menschen durch Alltag und Wirklichkeit.

Man sagt sich wieder, wie sehr jede künstlerische Wirkung bei Hoffmann aus allerpersönlichstem Erlebnis quillt. Denn es war ja sein Leid, dieser Zwiespalt innerhalb der Persönlichkeit, seine Angst war es vor dem Doppelgängertum des Ichs, seine Qual schreckte vor dem Gespenstischen des Alltags — und Grauen und Komik gewannen daraus den persönlichen Ausdruck.

Der Selbstmord des Kopfes

Von Erich Dürr (Mannheim)

„Zu kühne Ziele, zu hochsinnige Gedanken, selbst übergroße Kraft sind Feinde des Erfolgs." Dies Wort: Hochsinn im Mund eines Aristokraten als Resignation über dem Schwergewicht der ewigen Mittelmäßigkeit, Stolz eines aller politischen Wirkung entsagenden Jenseitssuchers — es wird zur verächtlichen Selbstironie eines, der fortfahren kann: „Wir aber müssen Erfolg haben. Erfolg bei Gleichgültigen und Schwachen, Erfolg, den wir verachten; aber wir müssen zuerst ihn haben, dann vielleicht Menschenwert. Über die weggehen, die mehr Menschenwert haben, wie wir wohl wissen. Aber sie waren nicht geschickt." Heinrich Mann hat in seinem neuen Roman „Der Kopf"[1] diese Erkenntnisse formuliert; nicht als seine eigenen selbstverständlich — wann sagte dieser kluge Schriftsteller seine Meinungen je direkt? — sondern als die Quintessenz der Erkenntnisse einer seiner Gestalten, von denen man nie weiß, ob er sie nicht im Grunde noch mehr liebt, als er sie in seiner skeptischen Kälte und ironischen Reservation zu hassen scheint. Wer weiß, welche (scheinbar) verächtliche und doch tragende Rolle der Begriffskomplex „Erfolg" in Heinrich Manns Gedankenwelt spielt, der wird die richtunggebende, ja richtende, richterliche Bedeutung der zitierten Sätze für ein Buch ermessen, das als „Roman der führenden Klassen" die Trias der Gesellschaftsschilderungen aus der Zeit des wilhelmschen Kaiserreichs krönt. Es ist zu sagen: krönt; denn nicht nur dem äußeren Umfang nach, auch der Durchdachtheit der Komposition, dem Reichtum der Motive, der Schärfe des Blicks (in der nun einmal eingenommenen Blickrichtung), der Plastik, Knappheit, dem Zielbewußtsein des Stils entsprechend, steht der „Kopf" als ein Nonplusultra über dem „Untertan" und den „Armen", das entscheidende Lebenswerk Heinrich Manns. Im „Kopf" ist er, sonst kühler Spötter oder überlegener Glossator einer Welt außer ihm, fast, spürt man,

[1] Der Kopf. Roman von Heinrich Mann. Paul Zsolnay Verlag. Berlin 1925. 637 S.

wider Willen selbst mit dabei. Er ist irgendwie mitverantwortlich für das, was hier, Motto: „Weltgeschichte", geschieht; und das gibt seiner Haltung, trotz der äußerlich noch immer festgehaltenen karikaturistischen Überschärfe der Darstellungsweise etwas Versöhnliches, Resignierendes, und es schafft ihm schließlich den Übergang von anklägerischer Tendenz zur Feststellung des Unvermeidlichen. Der Dichter leidet mit an der wollüstigen Qual seiner Geschöpfe. Die moralischen Salti mortali eben jenes Überintellekts sind die Leidenschaft seiner eigenen Gesichte und diese Geisteshaltung ein Stück der Leidensgeschichte des von uns allen miterlebten Zeitalters: die Quelle seiner Unfruchtbarkeit. Nirgends wahrhafter ausgeprägt, als in dem engen Kreis der Führenden, in deren Schilderung darum Heinrich Mann in seinem Element ist. Und dies ist seine Mitverantwortlichkeit: hätte ein Mann von seinem Geist diese Zeit anders sehen können, sie wäre auch anders gewesen und geworden. Unfruchtbarkeit der Kritik involviert Unfruchtbarkeit der Zeit. Wer hier nur Karikatur, boshaften Witz und Farce sieht, der bleibt an der Oberfläche. Hier waltet ein Sarkasmus, der sich selbst zum Verhängnis wird. Was geschieht, ist rund gesagt der Selbstmord des Kopfes — in jedem Belang. Und darum bleibt das Werk repräsentativ, ein Wendepunkt, ein Ende, eine Unmöglichkeit, die neue Möglichkeiten herausfordert.

Eine Überwindung, um nicht zu sagen: eine Selbstwiderlegung. Es sei versucht, das Buch Manns über die Einwände oder auch Anerkenntnisse gegenüber seiner besonderen Erscheinung hier prinzipiell zu sehen und zu werten. Dann erweisen sich die von verschiedensten Gesichtspunkten aus gegen die Handlung des Romans erhobenen Vorwürfe als unwesentlich. Nicht eine historische Wirklichkeit, sondern eine geistige Möglichkeit galt es darzustellen. Das Fazit bleibt, auch bei Heinrich Mann: der Kopf war nicht da, der es hätte besser machen, die Katastrophe hätte vermeiden können, selbst die gescheitesten Leute läßt er scheitern. Der Kopf, der Führer „war nicht geschickt", im Doppelsinn des Worts; sein Fehlen wurde Schicksal. Oder aber: der Kopf, der Intellekt war wohl vorhanden, aber er genügte nicht, sachlich tragfähige Ideen gegenüber dem rein persönlichen, dem äußeren, formalen Erfolg durchzusetzen, dem Erfolg innerhalb der Konvention des Systems (banal und deutlich ist dies: offizielle Anerkennung, Dekoration, Amt und Würden; etwas höher gesehen: Anteil an der Macht). Um diesen Zwiespalt zwischen Idee und Erfolg zu überwinden, dazu gehört allerdings anderes als Intellekt, dazu gehört Menschenwert, ein ganzer Mensch, den die Dämonie einer sachlichen Zielsetzung über die Eitelkeiten persönlichen Erfolgs oder Mißerfolgs hinaushebt. Eine Potenz, die sich gegen alle Widerstände durchsetzt, selbst gegen den Argwohn, die Angst der konventionswilligen Mitwelt vor der Kraft.

Eine solche Kraft tritt bei Heinrich Mann nicht auf; denn alle seine Gestalten gehören auf irgendeine Weise demselben Typus an, eben dem Intellektmenschen, der in jedem Augenblick hell bewußt mit schärfster Dialektik um die ihm eigenen Ziele ficht, mögen diese nun, je nach dem geistigen Horizont, kleinlichem Egoismus oder weiterschauenden Prinzipien, sogenannten Ideen entspringen. Und von hier aus wird alle innerste Kritik an dem Werk vorstoßen. Mann übersieht, daß dieser Typus in Deutschland durchaus zu den Seltenheiten gehört. Wir sind nicht so schlagfertig, und das Schicksal eines Menschen oder einer Sache hängt uns nicht von einem Bonmot ab. Gefühlsmäßige Reserven wiegen manche Ungeschicklichkeit des Ausdrucks auf. Es ist interessant zu beobachten, wie auch die Person des Kaisers, in dies undeutsche Charakterfeld hineingezogen, mehr als einmal die stille Bemerkung herausfordert: schlechte Kopie von Sanssouci, oder, letzten Endes, von Versailles. Esprit wird sogar anerkannt, aber was nicht in diesen Sehwinkel paßt, tritt nur noch verzerrt in Erscheinung. Unter diesen Umständen erscheint es belanglos zu rechten, was alles im einzelnen falsch gesehen ist. Es geht nicht um die Wirklichkeit, sondern um die Dichtung, die in sich von packender Geschlossenheit und Konsequenz ist: es geht um Heinrich Mann. Und von dieser Stellung aus gesehen, wie steht es da mit der These vom Erfolg? Was ist es um den Geist, wenn er derart sich durch Erfolglosigkeit blamiert? Muß da nicht etwas faul sein — am Geist? Oder will man es aufs politische „System" schieben? Als ob das „Erfolg"-haben im äußeren Sinn nicht das Erfordernis

und Wesen aller Politik wäre. Wir haben es inzwischen erlebt, daß das System am Verhältnis des abstrakten Geistes zur praktischen Politik nichts ändert. Im Verzicht auf den Glauben an den Erfolg der Idee endet die politische Mission des Geistes. Die beiden Freunde Mangolf und Terra, jener Träger des Erfolgs, dieser der Idee, ziehen das Fazit im Doppelselbstmord: „Wohin die Kugeln? — In den Kopf!" Durchaus richtig konstruiert, dieser Schluß, wie das ganze Gebäude. Heinrich Mann, der politische Kritiker, schwenkt damit, zum erstenmal, glauben wir, hoffen wir, unbewußt, ins Lager der ewig Unpolitischen ein. Also doch noch der heimliche Deutsche nach so viel romanisierendem Geist!

Der Hirnmensch Mann bringt seinen Tribut der Zeitdevise „Los vom Kopf". Der Drang zur Ausschaltung der Intelligenzen ist heute vielbemerkte, natürliche Reaktion auf die Hypertrophie der Gehirne. Aber der Geist wird selbst Mittel und Wege seiner Gesundung finden müssen. Manns Buch empfiehlt sich homöopathisch. Die Überschätzung des Gedankens, des Begriffs, des Worts, die sich bis zur Tragik des Nichttunkönnens steigert, ist zu verblüffenden Konsequenzen getrieben. „Mein Krieg", sagt Mangolf vom Weltkrieg, und bloß darum, weil er der einzige ist, der seine Unvermeidbarkeit geistig bis ins Letzte erfaßt hat. Man hat Mann auch vorgeworfen, daß er nicht loskomme von seinen alten Problemen. Gewiß ist zu wünschen, daß das Buch für viele schon veraltet sein möge. Trotzdem ist es Manns stolzes Recht, ein äußerstes Denkmal seiner selbst zu setzen. Neues werden die Jungen schaffen mit dem Glauben im Blut.

Über Karl Borromäus Heinrich

Von Martin Rockenbach (Köln a. Rh.)

„Möchte man es glauben, daß ein so zarter Mensch so hart reden kann? Es ist sonderbar."
Sidonie über Kasimir.

1.

Karl Borromäus Heinrich, dessen „dichterischer Zyklus von Studien", die Trilogie „Menschen von Gottes Gnaden" (2. Auflage bei Franz A. Pfeiffer & Co., München 1924), „Kasimir" (Erstdruck in Hochland XVIII, 1; Buchausgabe in Vorbereitung) und „Florian" (bei Pfeiffer 1924) Gegenstand unserer andeutenden kurzen Betrachtung sein soll, ist römischer Katholik mit dem vollen Bewußtsein menschlicher und künstlerischer Verantwortung, die dieses Glaubensbekenntnis verlangt. Heinrich ist ein Dichter von peinlicher Empfindlichkeit des Gewissens. Keiner der lebenden Katholiken stellt so unverschleiert die Notwendigkeit des Kampfes gegen die Sünde dar. Keiner sieht die Gefahren der Sünde so deutlich und nackt. Keiner leidet so unter der Erbschuld des Menschen, die das Herz so leicht der Sünde verfallen macht.

Nein, nein, keine unklaren schönen Worte über das fragliche Schicksal der Seele hingebreitet! „Sehen Sie, jetzt glaube ich doch nimmer, daß der Mensch in uns so geraden Weges in die Erkenntnis, in den Geist hineinleben kann ... Wozu hätte dann der Gottessohn kommen und für uns sterben müssen? Nun, ich glaube, dieses Leben muß doch mit der Seele, mit ganzer Seele gelebt werden ..." So spricht die Fürstin, Kasimirs Freundin, die Kasimir am feinsten versteht. Kasimir selber nennt das Christentum geradezu unmenschlich. „Du mußt nicht erschrecken, du Liebe! Gott wußte wohl, daß er Unmenschliches verlangt, indem der Mensch in dieser einen, einzigen, nie wiederkehrenden, grauenhaft kurzen Existenz zum ewigen Heil gelangen soll. Und deshalb schickte er uns seinen eigenen Sohn, Christus, der für uns am Kreuze gestorben ist, damit wir der Gnade der Erlösung teilhaftig werden. Ohne Gnade geht es freilich nicht, Sidonie. Niemals!" Und weiter: „Das Christentum ist durchaus unbequem! Das Christentum ist die Fesselung ans Wirkliche ... Hier, jetzt, in jedem Augenblick, sofort muß begonnen und Ernst gemacht werden, nicht irgendwann und irgendwo ... Ja, der Kosmos ist zerrissen und der

Mensch in sich selber gespalten ... Hochmütig, meinst du, könnte es die Kreatur machen, daß ihr durch die Erlösung am Kreuz eine so furchtbare Pflicht auferlegt worden ist, die Pflicht, dieser Erlösung teilhaftig zu werden? Verzweifeln müßte der Mensch vielmehr, zerbrechen jedenfalls muß er, — denn nur zerbrochen begreift er, daß er ohne die Gnade das Heil nicht findet — und auch so noch bleibt er behaftet mit der schauerlichen Angst, die Gnade und das Heil zu verwirken."

Fluch über einen oberflächlichen „Optimismus", denn Gottes Sohn selber mußte zur Erde herabsteigen, um die Menschheit von der Schuld und Erbschuld zu erlösen! Das ist der Grundton Heinrichscher Dichtung. Fluch auch über einen ungläubigen „Pessimismus", denn Christus hat die Welt erlöst; das ist der tragisch gedämpfte, aufsteigende, hoffende Jubelton, den Heinrichs Dichtungen unausgesprochen wie die Reinheit vergrollter Gewitter der Seele befreiend zurücklassen.

2.

Man spürt in den drei genannten Werken Heinrichs die eine seelische Gestalt des Schöpfers wirksam und auch erkenntlich. Paul Miéville ist Heinrich in leicht hingesetzten, flüchtigen Umrissen, was die geistige Struktur angeht; Baron Frangart ist wohl die sich ganz vom personalen Stamm des Künstlergeistes lösende Verkörperung einer Gefahr der persönlichen Anlage; Florian ist die flackernde Gestalt beängstigender Träume, die alle Gefahren der Künstlerseele in wirren Aufruhr bringen möchten, das Schreckbild des eigenen Dämons; Kasimir endlich die verhältnismäßig reinste Darstellung, trotz aller Vereinfachung, die das Thema verlangt.

Darf der Betrachter von Dichtung in dieser Form Rückschlüsse machen? Aber man sieht doch die überall magisch und einmalig sich verströmende Kraft. Man sieht das „wachsame und geschulte Gewissen, das gleich einem mißtrauischen treuen Hunde vor der Pforte der Seele" liegt, „um jeden unerwünschten Gedanken, der da Eintritt suchte, mit seinem Bissen zu töten." Man fühlt doch, wie die gemeinsame Seele glüht, tief innerlich glüht, „ganz Seele" ist; man weiß, wie wenig diese Seele von jeder Art intellektueller Bildung hält, wie sie sich geradezu von ihr abschließt, während sie „ihr rein religiöses Weltbild um so inniger hütet, überhaupt alles nur vom Religiösen her auffaßt und betrachtet". Nur ein Mensch, der „ganz Schrei der Sehnsucht" ist, ist so reizsam für jedes Wehen geistigen Werdens der Seele; nur wer so fein organisiert ist, darf seinen Glauben an die Erhörung des Gebetes so innig rein aussprechen; nur wer auf die lauterste Reinheit des Lichtes hofft, kann die greifbare Wirklichkeit der Sünde so bis in den Abgrund hinein erschauernd umwittern.

„Heißer, leidenschaftlicher Charakter der romanischen Frömmigkeit" muß der Quellkraft Heinrichscher Dichtung zugesprochen werden; und wie er „romanischer Wille zur Form" bleibt, das könnte allein schon die edle Lebensweise der dichterischen Gestalten, etwa Kasimirs Antlitz, das „eine stetige Menschenwürde auf bedeutende Weise ausdrückt", darstellen ...

3.

Heinrichs drei Erzählungen sind Dichtungen feinster Umwitterung der Sünde, aus überaus reizbarem Reinheitsbedürfnis der Seele gezeugt, mit dem Bildwerk unerschütterlichen Glaubens an die Wirklichkeit von Gott, Satan und Menschenseele gespeist. Überaus empfindlich ist überall das Grundmotiv gesetzt. Überaus entschieden und „hart" ist das Urteil gefällt. Menschen werden vor eine Entscheidung des Gewissens gerufen, die nur in seelisch feingegliederten, edlen Naturen möglich ist. Schon das Ausweichen vor der Entscheidung wird als Sünde verdammt. Und auch die Mitwirkung von Erbschuld bei der Sünde entschuldigt nicht.

Baron Frangart, mitgezeugt vom Schrei der Sehnsucht Paul Miévilles, des Freundes der Mutter (so wirklich ist schon jede der Sünde sich nähernde Regung des Herzens, daß sie Fleisch und Blut annehmen kann!), lebt in einer „Entrücktheit von allen Menschen", die „keine wahre Demut in ihm aufkommen" läßt, ohne Demut aber kann „nicht ein christlicher Augenblick "gedacht werden. Der Stolz ist sein Dämon, der ihn mit süßen Giften betäubt und sein Leben „zu einem dunklen Wahn" verzerrt. Das „reife, edle, satte, von aller rohen Gier befreite Sichgenügen",

das den jungen Baron „in einsamer Höhe von den Menschen trennt" ist nicht Zustand der Gnade. Das Werk der Liebe fehlt. Und so „vertrocknet" der Einsame buchstäblich an der Unfruchtbarkeit seines Lebens. Selbst das Ausweichen vor jeder Tat ist Schuld vor Gott, denn dieses untätige Dasein ist zugleich ein Ausweichen vor dem Gebot der Liebe. Die Lauen speit das Gericht aus.

Die „seltsamen, süßen und so leidensschweren Ereignisse" um Kasimirs Sünde erschüttern tiefer. Kasimir, „ganz Seele", liebt und gibt sich selber innerlich immer mehr vor seiner Liebe preis. Über alle Maßen aber einen Menschen zu lieben, ist unchristlich und gefährdet das Heil. Kasimir fühlt's: „Aber woran liegt es, daß, wenn ich jetzt zu Gott bete, meine Worte hohl klingen? Daß meine Liebe Gottes beinahe inhaltloses Wort geworden ist, eine Form ohne Seele, eine leerschwingende Glocke?" Das Gewissen warnt, der Kampf wird nicht in klarer, entschiedener Sehnsucht geführt: unbekämpfte Schuld aber wächst und verstrickt. Dem Wort: „Ich weiß nicht, ob man ohne die Gnade Gottes leben kann, aber ich weiß, daß ich nicht ohne Sidonie leben kann!" folgt bei der nächsten Kraftprobe die Preisgabe der Seele an die Sünde: „Gott hilft also nicht. So rufe ich jetzt zum Satan!"

Florian endlich, wieder in dunklem Ring der Erbschuld befangen, spürt in der Brust die Gewalt blutschänderischer Lust, weicht ebenfalls dem Kampf um die Klarheit aus und verfällt so dem Dämon des hetzenden, purpurnen Eros bis zur Ruchlosigkeit des magischen Mordes. Ein Pandämonium der flackernden Ängste und wirren Triebe des Gewissens flattert hoch, eine jagende Meute der Sünde kläfft; alle Mittel der gläubigen Darstellung seelischer Zwiesprache: Träume, Gesichte, dramatisches Spiel satanischer Einflüsterung, alles zwittrige Geschehen im Streit zwischen Gut und Bös fügt sich hier zu einer einzigen züngelnden Flamme, die um Erlösung bettelt ...

4.

Wir benutzten starke Worte, um die innere Glut des Buchs „Florian" zu beschreiben. Die äußere Form auch dieser Erzählung noch ist gedämpft. Heinrich ist ein Wortkünstler von schlankem, edlem Gehaben der Sprache. Ein Hauch kühler Entrücktheit umfliegt von fern seine besinnlichen Sätze. Takt gebietet, seinen Bericht durch Einschaltung von Briefen, Tagebuchnotizen, lyrischen Anrufen (dies im Florian) zu entpersönlichen. Ein Bild aus dem Florian will uns nicht aus den Augen weichen, da hier das Verhältnis von Formwille und Ausdruckskunst, wie wir es bei Heinrich fühlen, in dem Spiegelbild gezügelter schöner Pferde widerleuchtet: Die Fesseln der Pferde „waren schmal, die Beine von sehniger Schlankheit, gespanntes Leben ihre ganze Erscheinung. Er hielt die Zügel noch mit alter Zucht, unversucht von Willkür wie von Nachlässigkeit. Selbstsicher und beherrscht, gab er gleichsam den Rhythmus des Laufes an und bestimmte ihn; dann wiederum wirkte dieser Rhythmus auf ihn zurück, war so in Mensch und Tier gleichermaßen lebendig und verband sie. Ein edles Bild".

Ein Neger als Dichter

Von H. Hesse (Neuyork)

Claude Mackay wurde auf Jamaika geboren. In lieblicher ländlicher Gegend lag das Häuschen der Eltern, die Landleute waren. In der niedrigen Hütte erzählte wohl die Mutter dem Buben die ersten Märchen, und auch wohl schon früh die Geschichte seiner Großeltern, die auf Madagaskar geraubt und in die Sklaverei verkauft worden waren. So mögen wohl schon früh Schatten auf seine Kindesseele gefallen sein, noch bevor er sich bewußt war, daß seine Rasse überall zurückstehn mußte — und bevor er sich im klaren war über das eigene Schicksal.

Denn das ist sein doppeltes Verhängnis: wenn die Natur ihm das schöne Angebinde des Talents in die Wiege legte, so machte ein tückisches Geschick ihn zum Neger — zum Hausknecht. Denn so mußte er sich durchs Leben schlagen, als er später nach Amerika kam: mit all den niederen Arbeiten, die

eben die Neger verrichten. Der elende Tag gehört nicht ihm, sondern den andern. Nur die Nacht ist sein zum Träumen. „Doch was bricht dort rot wie Wein aus den grauen Wolken? O Morgenrot! O häßlich Tagesgrauen! O laß mich ausruhn meine müden Adern, mein Haupt, mein Leben. Erbarme dich! Doch nein, wieder erwacht die rauhe, häßliche Stadt!"

Und als ein schwarzer Rebell geht er zur Arbeit — der Poet.

Der Sklave! „O wandern möcht' ich in weiten Gefilden, wo Menschen, Vögel und Tiere in Ruhe leben, und die alte Erde so gütig ist, und ihre Gaben allen ihren Kindern freigebig spendet... Wo das Leben schöner, lichter ist. Denn das Leben ist größer als die tausend Kriege und Kämpfe, die die Menschen in unersättlicher Gier führen. Doch ich bin gefangen in gemeiner Tiefe wie du, mein schwarzes Volk, ihr simplen Sklaven rücksichtsloser Sklaven!"

Das Schicksal seiner schwarzen Brüder läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. So viel hat seine Rasse gelitten in jahrhundertelanger Sklaverei, enterbt und ausgeraubt im schwarzen Heimatlande, und nun heimatlos in der Welt umherirrend. Und er schreit zum Racheengel auf, daß er des weißen Mannes Wunderwelt vernichte und sein Volk vom Joch erlöse.

Dieser Unterton leidenschaftlicher Empörung grollt in vielen seiner Verse — es ist der Aufschrei einer zertretenen Kreatur, die sich in Not und Sorge, die sich im Morast des alltäglichen Lebens elend versinken fühlt, während Geist und Seele träumen von Sternenflügen.

Doch das Elend hält nieder wie mit Bleigewichten. Und so wird die Unzufriedenheit des Poeten zum Haß, der starken Ausdruck findet in der „Weißen Stadt":

„Ich will nicht spielen mit ihr, noch einen Zollbreit nachgeben. Tief in den geheimen Kammern meines Herzens brüte ich Haß mein Leben lang, und ohne Nachsicht trage ich ihn stolz durchs Leben. Die gewaltige Stadt sehe ich durch einen Nebel: die knirschenden Züge, die mit hastenden Massen dahineilen, die dunstgeküßten Kuppeln und Türme, die Festung des Hafens, durch den große Schiffe fahren, Ebbe und Flut und Piers und Spelunken, die ich betrachte — sie alle sind mir süß wie ein Liebesrausch, weil ich hasse!"

Als Farbiger sieht er sich ausgestoßen, geächtet von den Weißen, und die Behandlung der schwarzen Rasse schürt seinen Haß stets aufs neue. So im „Lynchmord":

„Im Rauch des Scheiterhaufens stieg seine Seele auf zum Himmel. Auf grausam-schmerzvolle Weise hatte sein Vater ihn noch einmal an die Brust gedrückt. Noch unvergeben war die schreckliche Sünde. Ein heller, einsamer Stern, vielleicht der, der ihm stets Leitstern war, doch der ihn nun der wilden Laune des Schicksals überließ, hing die ganze Nacht über den verkohlten Balken. Der Tag graute, und bald kamen sie haufenweise, um den gespenstischen Körper in der Sonne baumeln zu sehen. Die Weiber drängten sich, um zu schauen, doch keine zeigte Kummer in ihren stahlblauen Augen. Und kleine Buben tanzten lustig, wie Verrückte um die Schreckensszene — kleine Buben, auch sie zukünftige Lyncher!"

Diese Szenen der Lynchjustiz an Negern, die noch heute in den Vereinigten Staaten immer wieder vorkommen, müssen den Haß auf die Weißen täglich aufs neue und unauslöschlich anfachen. Als wenn die trüben Erinnerungen der Kindheit nicht schon genügend wären, das Herz des Poeten mit Bitterkeit und Haß zu erfüllen. Denn schon als kleiner, empfindsamer Bursche hörte er die Geschichte seiner Vorväter, die auf Madagaskar lebten, frei und durch die Gnade des Himmels noch „Wilde". Aber sie wurden mit Gewalt geraubt, auf Schiffe verladen und auf Jamaika öffentlich versteigert. Und er hörte eine andere Geschichte, die gewiß sein Blut heiß aufglühen machte — wie die Angehörigen seiner eigenen Familie auf der Auktion rebellierten. Sie setzten das Leben aufs Spiel und beschlossen, alle Selbstmord zu begehen, wenn sie auseinandergerissen und in verschiedene Teile des Landes verkauft würden. Und dieser Entschluß, den der älteste weißhaarige Neger unter ihnen feierlich verkündete, machte so tiefen Eindruck, daß es unmöglich war, sie einzeln zu verkaufen. So kamen sie alle zusammen zu den Hügeln zu Clarendon, die ihre Nachfahren noch heute beackern. Mit dem Blute dieser Rebellen in seinen Adern und der Erinnerung, die ihn aufstachelte, ist es kein Wunder, daß die frühesten Lieder des Knaben von leidenschaftlicher Freiheitsliebe beseelt waren.

Wohl den stärksten Ausdruck dieses Rassenhasses gibt er in dem Gedicht „Den weißen Unholden":

Denkt ihr, ich sei nicht teuflisch auch und wild?
Denkt ihr, ich könnte meine Hand
Nicht auch bewaffnen,
Und niederschießen zehn von euch
Für jeden meiner schwarzen Brüder,
Die ihr gemordet und verbrannt?

O täuscht euch nicht, für jede eure Tat
Könnt' ich Vergeltung üben!
Bin ich denn nicht ein Sohn aus Afrika,
Ein Schwarzer aus dem dunklen Land,
Wo dunkle Taten vor sich gehen...?

Zum Glück ging Mackays Talent nicht im Tageskampf unter, sondern schwang sich auf zu künstlerischen Leistungen. Erst nachdem er in Amerika war, vertiefte sich sein Empfinden, erwachte seine Phantasie und verlieh ihm den Bilderreichtum der Sprache. Hier begriff er auch die Geschichte seines Volks und dessen Stellung und schildert sie nun mit reifer dichterischer Kraft. Er erkannte, daß seine Stimme nicht nur den eigenen Stimmungen und allgemeinen menschlichen Erfahrungen gehörte, sondern auch den Hoffnungen und Sorgen seiner Rasse. Und so sieht er ein, daß es sein Los ist, ihr Exil zu teilen und Amerikas „bitteres Brot" zu essen.

Mackay ist Vollblutneger, und seine Verse sind die erste bedeutende dichterische Leistung der schwarzen Rasse, eine wirkliche Bereicherung der Literatur. Er hascht nicht nach Originalität. Schlicht und klar ist seine Sprache, wie alle echte Kunst. Er sagt selbst im Vorwort, daß seine Melodien und Rhythmen aus dem Gefühl heraus geboren seien. Er bevorzugt Worte und Bilder, die glatt und wohllautend dahinfließen. In allen seinen Stimmungen sucht er Natürlichkeit und Treue des Ausdrucks statt übertünchter Originalität. Er scheut sich nicht, Worte zu verwenden, die als poetisch abgebraucht gelten, wenn er glaubt, ihnen neue Glut einhauchen zu können. Und er verzichtet nicht auf ein schmückendes Bild, wenn es schöner, wahrer, lebendiger ist als das kurze, exakte Wort. Das eigene Ohr und Gefühl sind ihm stets Schiedsrichter geblieben.

So trägt denn sein Werk ganz das Gepräge der guten Seiten seiner Rasse: er ist schlicht und treuherzig, artig und herzgewinnend, schnell lachend und schnell weinend. Er hat nichts Exotisches an sich, und wir brauchen unsere eigene Natur nicht umzustellen. Manche tiefen und allgemeinen Probleme der Menschheit greift er auf.

Groß ist seine Heimatliebe, die immer wieder durchbricht. Wie der Schweizer im Traum die Alpen wieder sieht und das Rauschen der Gebirgsbäche hört, so erinnern auch ihn tausend Dinge an die Heimat des Südens. Dahin, dahin zu fliehen, — die Hoffnung gibt er nicht auf:

Ich kehre wieder, um zu hören
Beim Tanz im Dorfe Flöt' und Fiedel...
O süße Weisen, die ihr Heimatleben atmet,
Bis in verborgne Tiefen rühret...
Ich kehre wieder, kehre wieder, um die Seele
Von jahrelangem Leide zu erlösen!

„Harlemer Schatten" ist der Titel seines Gedichtbandes. Harlem ist die „Hauptstadt von Afrika", ein Teil von Neuyork, der sehr stark von Negern bewohnt ist.

„Ich hör' die Tritte eines Mädchens zögernd in Neger-Harlem, wenn die Nacht ihre Schleier senkt. Ich sehe Mädchenschatten vorüberhuschen, spähend nach lüsternen Wünschen... O harte rauhe Welt, die du die scheuen, kleinen Füße auf den elenden Pfad der Armut, Schande und Verachtung treibst! Die heil'gen braunen Füße meiner gefall'nen Rasse! O Herz, mein Herz, die müden, müden Füße, die da in Harlem irren einsam durch die Nacht!"

Reine poetische Schönheit atmet das Sonett:

Harlemer Tänzerin

Die Augen lüstern, heiß vom Wein die Stirnen,
So hingen an dem schönen nackten Leibe
Still lachend Burschen und geschmückte Dirnen,
Gebannt sie alle von dem Rassenweibe.

Sie sang und tanzte anmutvoll und schweigend
Und lose Schleier hüllten ihre Glieder.
Wie eine Palme war sie, stolz sich neigend
Am Morgen nach der Sturmnacht Lieder.

Auf ihrem dunklen Hals die Locken nicken
In schwarzem Glanz — ein üppig Bild!
Die Mädchen stehn gebannt, mit heißen Blicken.

Und alle spenden Geld und Beifallsworte.
Doch sagt ihr Lächeln mir, gequält, oft wild,
Wie fern ihr Herz war diesem fremden Orte.

Denken, Empfinden — alle seelische Größe ist ein zweischneidig Schwert. Sie erst erhebt den Menschen aus dem Dunkel der Unwissenheit, sie erst macht ihn zum Menschen, sie erst ermöglicht das höchste innere Glück des Poeten auf seinen hohen Flügen — und ist doch gleichzeitig Quell des Leidens, denn nach solchem Aufschwung sinkt er um so tiefer in alle materielle und seelische Not des Daseins.

Als Künstler ist sein Empfinden anders eingestellt als das der großen Menge, und darum ist Einsamkeit sein Los. Er steht am Broadway mit den unzähligen Vergnügungspalästen, wo jeder Tag ein Fest ist und jede Nacht ein Bacchanal:

Ringsum junge, sorglose Füße
Schlendern die prunkende Straße entlang.
Tausend Schilder werfen ihr Licht
In phantastischem Glühn aus der Höhe
Auf die frohe Menge, die reichen Karossen.
O du wundervoller Broadway ... Doch mein Herz,
Doch mein Herz ist so einsam.

Nackte Wünsche und Leidenschaft
Protzen vorüber in modischem Kleide.
Kabarett-, Theater-, Hotelpaläste
Prunken in Regenbogenfarben,
Sind erfüllt von Leben und Lust.
Und in Träumen steh ich und starre
Auf den schimmernden Broadway ... Doch mein Herz,
Doch mein Herz ist so einsam.

In die Liebeslyrik bringt er eine neue Note. Zu den gewohnten Hindernissen, die Rang und Stand und Vermögen bilden, kommt bei ihm noch der Unterschied der Hautfarbe.

O deine Augen leuchten
Wie werdend Tagesgrau'n,
Doch darf ich nur mit feuchtem
Und fernem Blick dich schau'n.

Und deiner Stimme Beben
Trifft selten nur mein Ohr,
Und doch so voller Leben
Bist du, die ich verlor!

Ich will mich nicht betrügen:
Nie darf ich Liebe schau'n
Auf deinen schönen Zügen,
Denn du bist weiß, ich — braun.

So ist denn das Leben für Afrikas schwarzen Poeten einsam und liebeleer, und er klagt in der „Poesie":

Zuweilen beb' ich wie die sturmbewegte Blume
Und suche meine Seele schmerzdurchwühlt vor dir zu bergen.
In tiefer Demut beuge ich das Haupt,
In Demut vor dem stillen Donner deiner Macht.
Zuweilen fliehe ich dein lodernd Licht
Wie ein Gespenst des Todes, der mich hascht
Und stürzen will in ew'ge Nacht.
Verloren, ja verloren ist mir alles,
Die Liebe, die mir Brot des Lebens ist,
Die Leidenschaft und alle Freuden dieser Erde —
Verlor'n auf ewig sie in deinem Zauberbann.
Ich fürchte, fürchte, daß mein Herz, so menschlich treu,
Muß sterben auf dem Altarstein der Kunst.

Die Kunst ist die Sirene, die ihn als wahren Künstler immer wieder lockt, deren Bann er sich nicht zu entziehen vermag, obwohl sie ihn immer wieder wie ein Irrlicht zu neuem Leide führt — zu neuem Märtyrertum.

Lyrik

Von Ferdinand Gregori (Berlin)

Sturm und Stille. Gesammelte Gedichte. Von Hans von Langermann. Leipzig 1924, Xenien-Verlag. 343 S.
Runen. Balladen aus alter Zeit. Von Georg Mohr. Leipzig o. J., Xenien-Verlag. 51 S.
Dithyramben eines Vorfrühlings. Von Fritz Hoffner. Leipzig o. J., Xenien-Verlag. 68 S.
Verwehte Blätter aus vier Jahreszeiten. Von Gerhard Hempel. Leipzig o. J., Xenien-Verlag. 48 S.
Jugendland. Gedichte von Heinrich Thissen. Leipzig o. J., Xenien-Verlag. 44 S.
Ihre Gedichte. Von Friedrich Ludwig Kirchhoff. Leipzig o. J., Xenien-Verlag. 55 S.
Frühlingskinder. Gedichte von Friedrich Dott. Leipzig o. J., Xenien-Verlag. 40 S.
Lieder eines deutschen Bettelstudenten in Italien. Von Hans Roth. Ems 1924, Georg Heil. 64 S.
Der Heimweg. Ein Gedicht in acht Gesängen von Johannes Hönig. Schweidnitz 1925, Bergland-Gesellschaft. 63 S.
Scholaren-Lieder. Von Hermann Ott. Ohne Jahr und Ort. 42 S.
Gedichte. Von Julius Kober. Berka b. Weimar 1924. Deutsche Gemeinschaft. 36 S.
Die Rose von Jericho oder Das hohe Lied der Liebe zwischen Issachar und Rahab. Ein episches Lied in sieben Gesängen von Julius Bender. Hildesheim o. J., Franz Borgmeyer. 111 S.
Aus verlorener Jugend. Gedichte von Feri Walter. Haftrup b. Bersenbrück o. J., Saxonia-Verlag. 34 S.
Echo der Seele. Dichtungen von Georg Feichtinger. Heilbronn 1925. Phantasus-Verlag. 23 S.
Spiel und Zeit. Gedichte von Max Darnbacher. Stuttgart 1924. Georg Ebinger. 62 S.
Kind, worauf horchst du? ... Gedichte von Margarete Prahm. Riga 1925. A. Kramer. 40 S.
Erlösung. Von Carl Seelig. Sarnen 1922. Louis Ehrli. 162 S.
Himmel und Erde. Von Carl Seelig. 2. Aufl. Rudolstadt 1925. Greifen-Verlag. 111 S.

Die Ernte der Missetat steht — ich zitiere Schillers Infanten — in vollen Halmen und fordert einen Schnitter sonder Beispiel. Ich bin aber kein Alba für die Freiheit, die über den Erscheinungen lyrischen Gepräges waltet; sonst käme ich schnell zum Ziele. Was bliebe wohl von den hundert Bändchen und Bänden übrig, wenn ich den Maßstab anlegte, mit dem die Zeit der letzten fünfzig Jahre gemessen hat, was sich nach der Droste, nach Heine, Mörike, Keller, Meyer, Hebbel und Storm vorwagte; und waren doch recht ansehnliche Lyriker darunter, bis zu Liliencron und Dehmel hin! Je länger man sie worfelt, um so schmächtiger werden die Körner, um so leichter gleiten sie durch das Sieb. Und was gar an Spreu davonfliegt, bedarf nur einiger Wochen, Monate, Jahreszeiten.
Klinkhardt in Leipzig hat jetzt die Handschrift Mörikes faksimiliert, in der der Dichter sein ganzes lyrisches Werk für den König von Preußen zubereitete. Diese persönliche Abschrift

liegt zeitlich zwischen der ersten und zweiten öffentlichen Auflage und ist mit beiden nicht Zeile für Zeile, Strophe für Strophe identisch; auf Schritt und Tritt spüren wir den niemals selbstzufriedenen Künstler, dessen Ziel die unbedingte Notwendigkeit jedes Wortes, ja jedes Vokals, jedes Taktes, jedes Betonungswertes ist. Gilt solcher Ernst vielleicht auch für altertümlich und überlebt?

Da ist Hans von Langermann mit fast 350 Seiten Rhythmen und Reimen: ohne eine auch nur mikroskopische Spur von Verantwortungsgefühl. Er kehrt, wie es scheint, alles zusammen, womit er jemals Papier beschmitzt hat, versifiziert einen beträchtlichen Teil der Weltgeschichte, begleitet die politischen Ereignisse der Nachkriegszeit mit sogenannten „Deutschen Worten", die in Wirklichkeit nicht einmal die Dichtigkeit eines Leitartikels haben, und der Xenien-Verlag druckt dies Deutsch, wo die Uhr, die erst richtig „halb zwei" und „halb dreie" geschlagen hat, plötzlich „drei'n" schlägt — nur weil sich's auf „ein" und nicht auf „ei" zu reimen hat! Georg Mohr will uns Runen aus alter Zeit deuten, aber er kostümiert sich nur zum Maskenball, und die Größe der Empfindungen, die in seinen Helden leben soll, liegt einzig in den klangvollen Namen Wulffo, Fruto, Harald, Dieter, Alf, Witolf und im Schwert- und Schildgerassel.

Auch Fritz Hoffner haben die Xenien statt der Genien beigestanden; sonst wären seine „Dithyramben" in der Schublade verröchelt. Er versucht's mit moderneren Mitteln: macht in der Syntax expressionistische Anleihen bis nahe an den weiland Reserve-Offizierston heran („wenn schaffe, jubelt in mir mächtiges Gefühl", oder „in Worte ‚Du' ‚Mein' lege Meer von Gefühl").

Gerhard Hempel sitzt auf dem lyrischen Gymnasium noch etwa zwei Klassen tiefer als Hoffner, aber weil er ein gutes Herz und sogar gedrucktes Mitleid mit dem Leser hat:

> Nun geht das Buch dem Ende zu;
> Du, lieber Leser, hast jetzt Ruh . . .

sollen ihm bei diesem Examen auch die Anfangsgründe der Kunst erlassen sein. Und Heinrich Thissen gebe ich den Rat, aus seinem Vierzeiler:

> Ich sitze lange und denk' an nichts,
> Und hab' keinen Wunsch und kein Wille.
> Wie dankbar bin ich für die Zeit
> Der wohltuenden müden Stille . . .

die nächsten Konsequenzen zu ziehen: auch weiterhin an nichts zu denken und sich dabei wohl zu fühlen, aber die Wohltat der Stille auch den anderen Menschen angedeihen zu lassen und sie darin nicht durch solche Verse zu stören. Erst in einer „Fiebernacht" kommt Friedr. Ludw. Kirchhoff die Erkenntnis, daß er viele Worte habe und sie nicht sprechen, viele Lieder, und sie nicht singen könne: er möge auch in gesunden Tagen bei dieser Enthaltsamkeit bleiben! Friedrich Dott ist wohl schon aus der Schule heraus und darf bereits an einigen Rundfunkdarbietungen teilnehmen, aber der große Wurstkessel steht auch für ihn bereit; nicht mit allzu großem Schmerz werden wir nach seinem eigenen Wort scheidend ihn missen.

Wie hübsch das klingt: „Lieder eines deutschen Bettelstudenten" — vielleicht in der Art von François Villon, Joh. Christ. Günther oder Viktor von Scheffel? O nein, Hans Roth mag ein Vagant sein, ein Dichter ist er keineswegs!

Den langweiligsten „Heimweg" habe ich an Johannes Hönigs Seite machen müssen. Wenn es noch Kaffeekränzchen gibt — so anspruchslos, daß es sich diese Geschichte anhörte, kann ich mir keins vorstellen. Dreihundert sechszeilige Strophen müßte es über sich ergehen lassen, um zu erfahren, daß man sich allenthalben kriegt und eigentlich kein Wässerchen getrübt wird. Eine der Bräute näht viele Verse lang an ihrer Ausstattung, der Dichter greift die wichtigsten Momente heraus:

> Manch Wäschestück ist fertig.
> So ist in froh erfüllter Pflicht
> Mit hoffnungsvoller Zuversicht
> Sie stolzen Glücks gewärtig.

Der Mensch soll ja eigentlich nicht stolz sein, aber wenn es unter solchen Einschränkungen geschehen kann . . .!

Hermann Ott ist bescheiden genug, seine Sammlung „Scholaren-Lieder" zu nennen, obgleich er doch schon ein richtiger Lehrer ist; aber genau besehen, steht er noch nicht einmal im Vorhofe der Dichtung: er wirft Worte aneinander, die ferne von ihrem seelischen Ursprung ein bißchen im Takte klingen, und fühlt sich dabei wahrscheinlich so wohl, wie wenn ein paar Bierfiedler fortwährend aus verbrauchten Intervallen Dreivierteltakt machen und den Tänzern suggerieren, das sei ein Walzer. — Eine neue Methode, über Reimschwierigkeiten wegzukommen, wendet Julius Kober an: sein Finklein singt, wenn er einen Gleichklang zu „früh" braucht, „dübel jüh"; zu „vorbei" singt's dann natürlich „dudeldei"; zu „krumm" aber „Dideldum". — Julius Bender glaubt ein neues hohes Lied der Liebe aus dem Buche Josua herauszuhören und bereitet uns in einer Vorrede auf eine dichterische Singularität vor; aber seine breit gequetschten, manchmal achthebigen Verse, in sieben Gesänge auseinandergezogen, sind kaum als Seminaristenarbeit aus dem ersten Semester praktischer Poetik zu werten.

Was Feri Walter aus dem Kriege heraufbeschwört, hat heute kein Leben mehr, seine anderen Kleinigkeiten pendeln zwischen Tändelei und Ungeschicklichkeit hin und her; im letzten Teil seines Heftchens wird er wohl etwas gewichtiger, aber die bohrende Kraft, die ins Zentrum vordringt, fehlt seinen Versuchen auch hier noch. — Georg Feichtinger hat ab und zu eine philosophische Anwandlung: so wenn er sich tiefsinnig fragt: „Was sind Gedanken, wozu denken?" — Max Darnbacher hat eine gefällige Art, einfache, fibelmäßige Weisheiten vorzutragen, wie wir sie aus alten Lesebüchern im Gedächtnis haben; da ist ihm sogar ein Quentchen grotesken Humors eigen. Auch die rein lyrischen Stücke („Melancholie") tasten schon an geheimnisvolle Türen und Schlösser; die Furchen, in die er sein Korn legt, könnten nur etwas tiefer gezogen sein. — Mit Margarete Prahms Schmerzen will meine Seele nicht recht mitgehn; zwar ist nichts Erlogenes darin, aber doch eher ausgesprochen als erlebt. Das umgekehrte Verhältnis wäre künstlerischer. — Carl Seelig konstatiert, daß ein großer Teil seiner Gedichte vertont worden sei. Er wird auch weiterhin solche Freunde seiner Arbeit finden. Nur hebt das keineswegs die Ebene seines Schaffens; Höhe ist hier Hausgebrauch!

* * *

Im Nebelgrau und Morgentau. Dichtungen aus Masurens Sagenwelt von Georg Joh. Frh. von Hassel. Braunschweig 1925. G. Westermann. 123 S.

Auf der Sehnsucht Schwingen. Gedichte von Guido Hartmann. 2. Aufl. Nürnberg o. J., Carl Koch. 48 S.

Trude Teufelin. Ein Roman in Reimen von Alois Roik. Illustrationen von Leopold Knoll. Graz 1924. Styria. 120 S.

Melodie des Seins. Ein Hymnus von Georg Kuhlmeyer. Stettin 1925. Herm. Moenck. 45 S.

Der ewige Jude. Dichtung von Paul Mühsam. Leipzig o. J. Ernst Oldenburg. 82 S.

Der Waffen Schmied und Führer. Von Wilhelm Wachtel. Leipzig o. J. Xenien-Verlag. 166 S.

Ein Häufchen Versepik. Wer gut erzählen kann, ist um Stoffe noch nicht verlegen. Sehr lebendig kreuzt Georg Joh. Fr. von Hassel die masurische Sagenwelt. Situationen aus anderen Landschaftsbezirken kehren hier natürlich wieder, aber sein Temperament ist prächtig proteushaft und jagt die Helden, Hexen und Gespenster so bunt in Rhythmen, Takten und Strophen durcheinander, daß man für jede Ballade im

Handumdrehen eine charakteristische Einstellung bekommt; besonders im Scherzo ist er glückhaft. Seine Vorbilder sind nicht ohne höheren Ehrgeiz gewählt: Gottfr. Aug. Bürger sitzt ihm sogar in der „Krugwirtin“ allzu fest im Nacken und zwingt ihn nicht nur in die Lenoren-Strophe hinein, sondern in noch intimere Gleichklänge: da der Hahn kräht, gibt's auch bei Hassel ein „Geheul aus hoher Luft“, „der Pferdeschädel wird zum Kopf, das Mähnenhaar zum schwarzen Zopf“; und „horch! Glockenklang und Engelsang“ ist eine gnadenvolle Variante der herberen bürgerschen Zeile: „Horch, Glockenklang! Horch, Totensang!“ — Die lyrische Begabung Guido Hartmanns hat sehr freundlich ansprechende Züge, wenn auch sein Atem nicht weit reicht; aber der epische Einschlag seiner Spessartsagen erscheint mir kräftiger, in sich gefestigter. — Alois Roik, wohl ein katholischer Geistlicher, erzählt recht schlicht, nicht unbeeinflußt von Webers „Dreizehnlinden“, die sich ganz ins Seelische erhebende Liebesgeschichte zwischen einem wildfanghaften Mädchen und einem Propst; eine Geschichte, die kein Kloster auf den Index zu setzen braucht. Ein Strophenwechsel und dann und wann eine Tempoverschiebung hätten den Reiz wohl erhöht; auch ist der Humor, den der Stoff besonders im Anfang verlangt, gar zu priesterlich gebunden.
Indem er Vers und Prosa mischt, lenkt Georg Kuhlmeyer erst auf seine Vorzüge hin, die sich im Vers nicht recht entfalten können; der ist nahezu konventionell. Aber in den prosaischen Stücken, mit denen er den Sinn des Lebens umschreibt, blitzt es von feinen Kleinodien. Vielleicht ist ein bißchen Schulmeisterei in seinen Feststellungen; immerhin dürfen wir uns solcher Schulmeister freuen („Die Seele ist der Statthalter der Ewigkeit auf Erden“ — „Der Zweck der Waffen ward mißbraucht, als Kain den Abel erschlug“). — Paul Mühsam benutzt die tief im Mystischen wurzelnde Legende von Ahasver, um eine fast traktätchenhafte — hauptsächlich in gereimten Quinaren abgefaßte — Streitschrift gegen den heutigen Antisemitismus daraus zu machen. Wie blutleer die Sprache, Vokabel bei Vokabel, oft zeitungsmäßig gefügt:

> Doch ob ich gleich die Taufe auch bekommen,
> Ich wurde niemals ganz für voll genommen ...

Ist das ein Vers oder eine abgewelkte Redefloskel:

> Ihr werdet wohl nicht zu behaupten wagen.. .?

Und darf man den „Nathan“, der seit 1779 vorliegt, nach 150 Jahren so verwässern:

> Gar mancher Christ ist immer noch ein Heide,
> So mancher Jude ist in Wahrheit Christ.
> Das Menschentum entscheidet über beide ...?

Dichtung? Nicht bloß Kaffeehausschwatz? Der Jude könnte wahrhaftig anderes für sich anführen, wenn es nicht müßig wäre, Antisemiten bekehren zu wollen. Mühsams Standpunkt ist dem des selbstgerechten Pharisärs nahe, wo nicht dem des Bettelnden. Als Dichter sollte man stolzer sein! — Einen ganzen Kreuzzug dreht Wilhelm Wachtel von seiner Spindel ab, im Scheffel-Ton gemeint, aber beckmesserisch ausgeführt. Er hat sich, wie er im Geleitwort sagt, durch seine Reime „aus der Mißgunst niederer Menschen erhoben“: niemand, auch der niederste nicht, wird ihm diese Reime mißgönnen. Der „Musik so holde Muse“, die das Sein der Frau Minna so tief durchdrungen haben soll, scheint ihm selbst nicht ganz „so“ hold gewesen zu sein.

* * *

Heimat, Seele, Liebe. Ein Buch Gedichte von Karl Knauft. Hermsdorf b. Berlin 1923. Turmwartgemeinde. 118 S.
Der Freund. Von Hans Reiser. Heilbronn 1924. Walter Seifert. 85 S.
Ausgewählte Gedichte von Karl Zertorf. Leipzig o. J., Xenien-Verlag. 84 S.
Kerzen. Gedichte von Margarete Vollmann. Leipzig o. J. Xenien-Verlag. 52 S.
Deutung. Gedichte. Von Gustav Billeter. Zürich 1925. Rascher & Cie. 32 S.
Der Knospengrund. Gedichte von Ruth Schaumann. München 1924. Theatiner Verlag. 140 S.
Musik der Liebenden. Sonette. Von Otto Arnold. Wien 1924. Rikola-Verlag. 35 S.

Karl Knauft hat seinen Band Verse wortwörtlich im Schnupftuch aus der Gefangenschaft mit heimgebracht — er erzählt das recht hübsch in einer Vorbemerkung — und die Schwierigkeiten, unter denen er ihn niederschrieb und dann auf Zigarettenpapier kopierte, die Wirkungen, die er in bedrängter Zeit bei seinen Mitgefangenen damit hatte, mögen sein Urteil getrübt haben. Ich muß Wasser in seinen Wein gießen:

> Das ist mein Lied Wie könnte es vergehen?
> Es wird die Zeiten bleibend überdauern
> Und blühen noch, wenn zwischen Grabesmauern
> Längst schon der Leib zerfiel, der es euch gab ...

Es wird nicht einmal seine Lebenszeit „bleibend überdauern“ (warum die Tautologie?), wenn auch vielleicht diese und jene kleine Strophe, die den Volksliedton angenommen hat, noch ein Weilchen im Ohre bleibt. Was ist das für ein Unsinn:

> Sucht nicht den Zug der Zeit
> In meinem Lied;
> Was meine Seele schreit,
> Ist wahr und glüht...!

Gehörten nicht die Allergrößten ihrer Zeit an; haben sie gelogen und nur Asche produziert? Und ist das etwa zeitlose Dichtung, die in die Ewigkeit reicht:

> Die wahre Frau des Künstlers muß und braucht,
> Um es auch ganz zu sein, nur miterleben ...?

Knirscht das nicht in den Gelenken der Seele, wie wenn man Sand zwischen den Zähnen hat! So macht man am Stammtisch zu Hermsdorf, wo Knauft zu Hause ist, Lebensweisheit.

Dem Dichter gibt ein Gott zu sagen, was er leide. Warum will nun Hans Reiser als Dichter gelten, wo er doch erkennt:

> Wie ich liebe, das verkündet
> Nie ein Wort...

oder:

> Worte sage ich, die abgeschmackten, leeren,
> Sag' nie, welche Zauber mich betören..

Ja, er hängt so klebrig an seinen ersten Versuchen, daß er den unreifen „Freund“ sogar noch einmal drucken läßt. Und zwei französische Reimereien sind da: hoch Ploetz und Berlitz School! Trotzdem: Dichterisches steckt auch hinter den schwachen Gestaltungen, und wem nicht gerade Mörikes „Gesang zu zweien in der Nacht“ dazwischen klingt, der findet in Reisers Zwiegesprächen manche schöne, wohl auch berauschende Zeile. — Ein Stückchen zurück wirft mich auf dem ansteigenden Pfade Karl Zertorf: hier wimmelt's von verstaubten Banalitäten, auch dort, wo er der Welt zuruft, sie solle die Kunst des „Erlebens“ üben.
Margarete Vollmann singt von Schönheit, Liebe, Schmerz und Ewigem: alte Dichterheimat; und sie verwaltet sie aus eigenen Kräften. Keine spürbare Anlehnung und der ernsthafte Versuch, Zeitliches mit Ewigem zum Ausgleich zu bringen. — In Gustav Billeter ist der Ästhet stärker als der Dichter; das schützt ihn vor Geschmacklosigkeiten, versagt ihm aber gleichzeitig die individuelle Würze. Er wagt sich in seiner „Nächtlichen Betrachtung“ in die versengende Nähe der goethischen „Urworte“, ohne ausgelöscht zu werden: das bedeutet schon etwas.

Ruth Schaumann steht im Banne der Bibel und schmiegt sich besonders gern an Maria, die Gottesmutter, an. Dabei möchte sie vom überkommenen Sprachgut abweichen und übernimmt sich. Absonderlichkeiten des Ausdrucks häufen sich bis zur Verzerrung und Affektiertheit. Vom heiligen Joseph heißt's, er habe als Knabe Augen gehabt, die „mit müden Eseln bangten im Felde seines mageren Gesichts" — wieviel Schuld mögen an dieser Umständlichkeit die Reime tragen! Und wenn sie Gott dem Herrn ihre Schwäche klagt, sagt sie:

Vergib mir, daß mir bebt...

Ich habe dabei einen üblen Geschmack im Munde — klingt's etwa weniger schön: vergib mir, daß ich bebe...? Am reinsten ist ihre Begabung für den Choral pietistischen Gepräges („Ich gehöre meinem Herrn...") und auch wo dieser Ton Weltliches erfaßt („Die Hirtin"), geben wir uns gern in die Hut der dichterischen Frau. — Otto Arnold beherrscht die Form des Sonetts ein wenig zu souverän, als daß er es schöpferisch lebendig erhalten könnte. Hugo Salus, dem er den schön gedruckten Band widmet, könnte ihm auch Vorbild der Sorgsamkeit sein. Wie gut ist die erste Zeile:

Der D-Zug pflügt den schwarzen Schoß der Nacht...

wie lässig die zehnte und elfte:

Die Passagiere sind dem Schlaf ergeben
Und müde hingesunken im Abteil...

In einer so kostbaren Strophenform zwingt jede Silbe zur Konzentration: sagt dies „ergeben" etwas Charakteristisches und ist „Abteil" notwendig? Seine Liebesmelodien und besonders sein „Clown" leiden unter sentimentalen Anwandlungen.

* * *

Das Buch der Scheine. Verse von Ottokar Kellner. Leipzig o. J. Feuer-Verlag. 180 S.
Adam der Mensch. Sonette. Von Hermann Sternbach. Weimar 1925. Wolf von Kornatzki. 18 S.
Liebe, Leid und Leben. Lieder und Gedichte von Ludwig Fleischmann. Leipzig o. J. Xenien-Verlag. 64 S.
Schwertfahrt. Von Katte Johnsen. München 1924. Wigman de Buer. 63 S.
Die Ahnenden. Gedichte. Von Hugo Jacobi. Potsdam 1925. Gust. Kiepenheuer. 45 S.
Die hohe heilige Verwandlung. Von Rudolf Paulsen. Leipzig 1925. H. Haessel. 86 S.

In der Sprechkunst nennt man's Deklamieren, wenn einer mehr Ton als Seele, mehr Quantität als Qualität gibt und sozusagen über seine innere Vorstellung äußerlich hinausschreit. Der patriotische Dichter, überhaupt der tendenziöse, verfällt leicht gleicher Unkunst, wenn er die Sprache, das Schlagwort für sich dichten läßt. Eine feinere Abart ist es, den Ton der Überschrift zu hoch zu nehmen. Das halbe Dutzend Bände, die vor mir liegen, trüge besser als Aufschrift „Gedichte" — aber das käme den Verfassern viel zu vulgär vor; darum vornehmer und dunkler; „Das Buch der Scheine", „Die hohe heilige Verwandlung", „Die Ahnenden" usw. Ottokar Kellner meint mit seinen „Scheinen" natürlich weder Geld- noch Konfirmationsscheine, sondern was man etwa im kantischen Sinne als Diesseitiges, als menschliche Wahrnehmung im Gegensatz zum Ding an sich empfindet. Solcher Erscheinungen bringt er besonders viele aus Wien, und wenn man seine weichlich gleitende Art der Schilderung, die bei Rilke und Hofmannsthal originell war, in den Kauf nimmt, hat man einige Freude daran (ausgenommen „Kainz als Hamlet", das schwammiges Gerede ist). Dann bildet er eine „Etappenfahrt" sehr hübsch den Holzschen Dafnis-Liedern nach; und selbständig reizvoll eine „Eisläuferin". Aber was fängt er mit unserer Sprache an! Spitteler macht ab und zu aus einem Adjektiv ein Verbum („guten" aus „gut"): das sind Leseleckerbissen; aber bei Kellner wimmelt's von Eigenmächtigkeiten und Verkürzungen, die durchaus keine Rechtfertigung in seiner absonderlich kraftvoll und ballend gestaltenden Künstlerhand haben. So überschüttet er uns mit Neutren (wir sind durch Rilke an manches gewöhnt) wie „ein Verzögerndes", „das Intervallezeigen", im „traumen Umsichsehen", „ein Nungezeigtes", ein „Bedecktes" (alles nahe beieinander!); bildet unnötige und ärgerliche Plurale: die Fühlen, die Verdeuten, die Blute, die Vorüberkommen; und streicht die Silbe „en", die unserer Sprache zu ihrem vielfältigen Rhythmus verhilft, gleich aus hundert Bildungen weg: im Weggeb, im Hingeb, im Verheiß, der Verschenk, der Rückgedenk, im Verkost, im Zeig, im Verzwisch; die Gäste kommen bei ihm nicht versehentlich oder unversehens an den Stammtisch, sondern „versehens"; ein Priester nimmt die Menge in „seine fassen Blicke"; Sternheims Privatsprache heckt! Man erinnert sich aus Rilkes köstlichem „Karussell" des Kehrreims: „Und dann und wann ein weißer Elefant..." Kellner verwendet diese so scharf ins Ohr gehende Zeile, die schon darum keine Wiederholung duldet, in zwei Gedichten, auch als Kehrvers: „Und dann und wann ein führender Tenor" (durchaus nicht parodistisch gemeint) und „dann und wann da lachte auch die Junge". Und wenn Rilke, dem er nicht nur hier nachstrebt, aus seinen pariser Erinnerungen drei, vier dichterische Juwele schmiedet, so dichtet Kellner ein lückenloses Notizbuch aus. — Hermann Sternbach verspricht uns „Adam den Menschen" zu singen — ein ungeheurer Vorwurf, nicht wahr? — aber ich behalte davon nur im Gedächtnis, daß er „waltig" statt gewaltig sagt, daß er „dunkle Heiten" (wo bist du, Christian Morgenstern?) kennt und „Lotter", die da prassen. Die Ursprünglichkeit und Tiefe seiner Lebensbetrachtung kommt im letzten Stück am klarsten zum Ausdruck; es heißt da:

Menschen sind nicht mehr als Blätter,
Die verwelken und verwehn...

wovon doch schon der 90. Psalm handelt; und mit einer ganz und gar neuen Beobachtung schließt Sternbach sein Werk:

Menschen sterben alle Tage...

Auch Bücher, darf man bescheidentlich hinzusetzen. — Ludwig Fleischmann sucht seinen anspruchsvollen Titel „Liebe, Leid und Leben" (da ist vieles beisammen!) noch durch ein einleitendes Wort „Zum Weiterklingen" zu verstärken; ich fürchte, vergebene Mühe! Muß denn immer mit dem Stock gezeigt werden: ich bin wer! Alles, was er sagt, ist schon besser gesagt worden; z. B.

Und wenn wir nur leben sollen,
Zu forschen das Stirb und das Werd',
Zu forschen, was Himmel und Erde wollen,
Ist das Leben schon lebenswert.

Von der abscheulichen Form abgesehen, finde ich die Forscheraufgabe, die er sich da stellt, recht beträchtlich und das „nur" der ersten Zeile recht fehl am Ort. — Katte Johnsen verspricht als Satiriker mit dem Schwerte dreinzuschlagen, aber es sind nur Stichelchen, die er macht; und da ihm das komische Talent fehlt, wirkt auch sein Sticheln langweilig. Irgendwo aber steckt in ihm gestalterische Kraft, seine Wortfolge ist inkonventionell und hat vielleicht nur den rechten Gegenstand noch nicht gefunden, an dem sie sich dichterisch entzünden kann. — In Hugo Jacobi zittert Überfeinerung, die sich, um vom Stoff nicht brutalisiert zu werden, sogar an Nichtigkeiten heranmacht und sie mit einer schönen Geste ins Wesentliche zu erheben versucht. Manchmal wirkt's gekünstelt („Zerschnitten Brot"), einmal gelingt's bis zur Vollkommenheit („An eine Tasse") — freilich hat hier eine gewisse „Pompejanische Lampe" Pate gestanden. — Rudolf Paulsen, der Herold Otto zur Lindes, müßte, um ein dichterisches Selbst zu werden, erst einmal von seinem Meister abrücken, seiner vergessen. Er ist voll dichterischer Möglichkeiten, aber seine Liebe zum Klang des Wortes und zum Rhythmus des Verses unverhältnismäßig groß: sie hindert

den Ausgleich mit den anderen Sinnen; unter dem allzu wachen Gehör leidet das versteckte Schauen. Der Titel des Buchs — „Hohe heilige Verwandlung" — schwärmt mehr, als daß er den Inhalt zusammenfaßte. Es stehen Verse drin von köstlichstem Stoff und zauberhaftester Form, aber daneben Künsteleien, die einzig am Klang eine gewisse Rechtfertigung haben. Was sollen interpunktionsartige Erklärungen zwischen betonter und unbetonter Silbe:

Wir We—sen, wir Wind ...

Wäre es nicht künstlerischer, die Alliteration vom Leser finden zu lassen, statt ihn zu beschulmeistern! Innerhalb dreier Vierzeiler quält er uns einmal mit den Spitzfindigkeiten: „dirhin, dir—in, dirhin, in dich, in dich, indich, dir—in, dir—in, mir—aus, ins Dich, dir—aus, dir—aus, uns—aus, mit uns." Philosophischer Intellekt! Und keiner, der klärt; er verwirrt nur, weil er häuft. Sehr gern schweift er wie Mombert ins Kosmische aus, aber die Bildhauerklaue fehlt ihm, alles zersprüht. Wo er lieblich sein will und darf, ist er mir am liebsten. Seine „Madonna am Abend" sei dazu erwähnt.

* * *

Blüten, die der Sturm verwehte. Gedichte von Elisabeth Petermann. 6.—10. Tausend. Herausgegeben und eingeleitet von Johannes Mayrhofer. Berlin o. J. Germania A.-G. 88 S.

Auf flammender Brücke. Die frühen Gedichte eines Knaben. Von Walther G. Oschilewski. Dessau 1924. Karl Rauch. 23 S.

Jungwelt. Gedichte. Von Joachim Müller. Privatdruck 1924. Ohne Seitenzahl.

Aufklang. Von Heinrich Kaspar. 1924. Im Selbstverlag. 32 S.

Wir sind jung ...! Gedichte von Jürgen Brand. Berlin 1924. Arbeiterjugend-Verlag. 63 S.

Der blühende Hammer. Gedichte von Karl Bröger. Berlin 1924. Arbeiterjugend-Verlag. 53 S.

Überfluß des Herzens. Gedichte von Max Barthel. Berlin 1924. Arbeiterjugend-Verlag. 86 S.

Wir wollen werben, wir wollen wecken ... Gedichte für die arbeitende Jugend. Von Ludwig Lessen. Berlin 1924. Arbeiterjugend-Verlag. 45 S.

Sturm. Von John Henry Mackay. Volksausgabe. 7. Aufl. Berlin 1925. Der Syndikalist. 99 S.

Heiliges Proletariat. Fünf Bücher der Freiheit und der Liebe. Von Arno Nadel. Konstanz 1924. Oskar Wöhrle. 181 S.

Teutvolk, wundersame Nation! Von Karl Michler. Marburg o. J., N. G. Elwert. 35 S.

Und wenn die Not nicht Eisen bricht ... Deutsche Balladen und Lieder. Herausgegeben von Sigmund Graff. Magdeburg o. J., Stahlhelm-Verlag. 64 S.

Zur Freiheit geboren! Bekenntnis einer Jugend. Von Gustav Messarius. Marburg o. J., N.G. Elwert. 44 S.

Brennend Volk. Worte an die Zeit. Von C. Rob. Sonntag. Marburg o. J., N. G. Elwert. 35 S.

Lieder. Von Elli Pfaff-Joerissen. Zeichnungen von Heinrich Wirsing-Solln. München o. J., R. Oldenbourg. 42 S.

Berglieder. Von Wilhelm Steinkopf. Karlsruhe 1924. „Badenia". 74 S.

Das Lied der Kurischen Nehrung. Von Fritz Kudnig. Mit Zeichnungen von Eduard Bischoff und einer Vertonung von Paul Graener. Dresden o. J., Oscar Schlicht.

Gruß an Brünn. Lieder und Gedichte von Erika Spann-Rheinsch. Augsburg 1925. Johannes Stauda. 38 S.

*

Der arme liebe Gott. Von Alfred Rehtz. Freidenkerlieder. Leipzig-Plagwitz o. J. „Die Wölfe". 132 S.

Gedichte. Neue Folge. Von Gertrud Marx. Frankfurt-Main 1925. J. Kauffmann. 190 S.

Lichter am Wege. Gedichte von Fritz Woike. Barmen 1925. Emil Müller. 149 S.

Der Wendekreis des Lammes. Ein Hymnus der Erlösung von Elisabeth Langgässer. Mainz 1924. Matthias-Grünewald-Verlag. 63 S.

Hymnen an die Kirche. Von Gertrud von Le Fort. München 1924. Theatiner-Verlag. 55 S.

Als „jugendliches Dichtergenie" wird Elisabeth Petermann angepriesen; ohne die Hilfe „einer literarischen Clique" oder einer „gerade herrschenden Modeströmung" habe ihr Bändchen in ganz kurzer Zeit das zehnte Tausend erreicht. Tatsächlich ein ungewöhnlicher Erfolg. Was liegt zugrunde? Von Genie kein Hauch, und ob aus dem Kinde, das sehr leicht Verse schrieb, jemals eine Dichterin geworden wäre, kann niemand wissen. Sie ist mit 15 Jahren gestorben; überflüssig für uns, Prophezeiungen zu machen. Das Buch ist ganz reizlos, solange nicht menschliches Mitleid mit der früh Verschiedenen hinzutritt. Ich meine nun, es muß geradezu eine aufdringliche Propaganda für den Verkauf geworben haben, und zwar von konfessioneller Seite aus; sonst wären diese „Blüten" längst wirklich „verweht". Tausende von Lesern, die vielleicht im ganzen Jahre für Bücher nur 1.50 Mk. ausgeben, sind durch diese Anpreisungen, denen die Kunst des jungen Mädchens gar nicht entspricht, von der Lektüre wertvollerer, lebenspendender Dichtung abgehalten worden. Soll ich zitieren? Aus einem „Lied im Lenz":

Seit jener Stund', — du Vöglein traut, —
Wird mir so wohl, so weh —
Wenn ich da drauß' in goldnem Glanz
Das Glück so herrlich seh' ...

Oder ihre „Lurelei"? Was bedeutet denn Dichten für das und auch für dies Kind? Sie spricht's selbst aus, da ihr Schwesterchen an der Reihe ist, von ihr besungen zu werden:

Bedarf es zwischen uns denn schöner Worte?

Fern sei es mir und uns, ihr diese kindhafte Ansicht als Mangel anzurechnen; aber der Herausgeber überschreitet, indem er ihr höchste dichterische Ehren zubilligt, das Maß zulässiger Blindheit.

Was ist dagegen Walther Oschilewski für ein Kerl! Wahrscheinlich nicht viel älter als Elisabeth Petermann, aber ganz und gar aus Dichterholz geschnitzt. Alles flammt an ihm; seine Seele — rein wie ein Kindergebet — strebt in tausend gotischen Spitzen zum Himmel, zwischen die Sterne hinein, die ihm dienen müssen. Seine Sprache frisch und kühn, wie aus der Hand des Schöpfers; ohne Verrenkung; Ausdruck inneren erschütterten Schauens! — Joachim Müller hätte wohl noch ein Weilchen warten können; er gibt nicht mehr, als daß man sagen kann: erfreuliche Jugend! — Auch Heinrich Kaspars leidenschaftliche Lebensfanfaren entströmen dichterischem Atem und können dereinst zu Hymnen gesammelter Kraft anschwellen. — Die vier Bändchen aus dem Arbeiterjugend-Verlag stützen sich auf Karl Bröger und Max Barthel, deren Meisterschaft niemand mehr bezweifelt. Von Barthel läßt man sich sogar gern an den Krieg erinnern (wie schön sind die metrischen Verschlingungen in „Einhundertfünf") und Bröger wächst, wie fest er auch in der Arbeitererde verwurzelt ist, zum Legendengestalter eben dieser Arbeit auf. Bei Ludwig Lessen ist die dichterische Läuterung noch nicht ganz vollzogen; die Tendenz der Befreiung spukt hin und wieder als ungelöster Stoff; aber wie ganz anders sehen solche Dinge heute aus als vor dem Kriege! — Jürgen Brand reimt vielleicht von den Vieren am leichtesten, aber mir kommt vor, als tue er's mehr darum, weil's andere auch tun, als aus dunkler Nötigung. Er hängt mit der politischen Lyrik der Herwegh und Genossen noch fadenweis zusammen.

Eine neue (verkürzte) Ausgabe von Mackays angreiferischer Lyrik zeigt recht deutlich, daß wir weiter gekommen sind;



auch dichterisch. Er mußte schreien, um gehört zu werden, und erreichte damit weniger, als die sein Erbe angetreten haben und von der Revolution nun wie von etwas Selbstverständlichem sprechen dürfen. — Freilich Arno Nadel gehört zu diesen gemäßigten Nachfahren nicht. Er spritzt die Funken und Fünkchen seines Hasses und seiner Liebe in Feuerwerksgarben um sich; kaum auf Augenblicke ballt sich eine majestätisch auflodernde Flamme zusammen. Gewaltsam scheint er sein Dichtertum beiseite gedrängt zu haben; er gefällt sich in Demagogie und verwechselt seitenweis Dichtung und Zeitungsappell. Hübsche Einfälle (das Marsgespräch) leiden unter kleinlicher Zuspitzung, Phantasien unter nüchterner Diktion (Alles, alles wird anders werden!) Das Buch ist zu maßlos, als daß es fruchtbar sein könnte.

* * *

Verse und Vaterland! Ist Karl Michler ein vaterländischer Dichter, weil er die „starke Hand am Schwerteskauf" hat? Ist's Goethe nicht auch im „Werther", Hölderlin im „Hyperion"? „Ehre und Recht sind die schimmernden Säulen" deutschen Wesens für Michler; wohl auch die „blitzenden Schläger", „Meer- und Felsenbeweger" — wir erfahren aber Tag für Tag, daß Meer und Felsen sich durch solche Worte nicht aus ihrer Ruhe bringen lassen; ja, daß die Franzosen dieselben Paniere als echt französisch hochhalten! Und glaubt Michler vielleicht, indem er feststellt:

> Deutschsein ist kein kriechend Streben
> Vor der Feinde Haßgesicht...

daß Englisch- oder Italienischsein ein „kriechend Streben" sei! Geht denn das deutsche Wesen nur die Biertische und Männergesangvereine an? Und haben wir wirklich keine Frau in Deutschland „so groß und so gerecht" wie die ehemalige Kaiserin? Ich könnte größere und gerechtere nennen. Sogar der „Verbannte, Verkannte" in Doorn wird beschmeichelt; denn er hat ja das beste gewollt. Du lieber Gott! — Da lobe ich mir die kleine, aber nicht engherzige Auswahl deutschtümlicher Lieder, die der „Stahlhelm" herausgibt: nicht nur Arndt und Strachwitz, die Streitbaren, auch Mörike und Storm, die Besinnlichen, werden als deutsche Charaktere in Liedermonumenten aufgestellt. — Auch Gustav Messarius meidet Phrase und Faselei, wo er sich in gläubigen Versen zum Idealismus der Jugend und zum Vaterland bekennt. — C. Rob. Sonntag bringt's nicht immer bis zur dichterischen Gestaltung, er bleibt oft auf halbem Wege stehen (eine strengere Odenform würde ihn auch äußerlich binden!) und verschwendet die Worte, auch wenn sie keine Keimkraft haben; aber man fühlt, daß es ihm Herzenssache ist, den Heimatboden zu schützen, ihm zu opfern.

Vaterland ist nicht nur politischer Staat, ist auch Landschaft. Elli Pfaff-Joerissens Gedichte sind weniger beredt als die Zeichnungen, die Wirsing-Solln dazwischengestreut hat: wahrhaftiges Deutschland! Sie selbst hängt zu sehr an der Literatur und bauscht ihre kleinen Seelenerlebnisse gern klanghaft auf. Immerhin ab und zu dichterischer Perlglanz! — Wilhelm Steinkopf singt von Wanderungen durch den Schwarzwald, den Harz, das Riesen- und Erzgebirge, durchs Leben selber: immer lebhaft und ohne schweren Anlehnungsballast, es sei denn, daß Viktor von Scheffel ihm über die Schulter schaue. Sein Vorzug, leicht reimen zu können, ist — vor höherem Richterstuhle — auch sein Kreuz; denn dabei läßt das dichterische Verantwortungsgefühl leicht nach. — In eine — heute mehr als früher — entlegene Landschaft Deutschlands führt uns Fritz Kudnig auf reichbeschwingten Versen (ein handgeschriebenes Dichterdokument, dem Eduard Bischoff bedeutsamen zeichnerischen Schmuck gespendet hat): an die Kurische Nehrung. Und sie wird nicht auf Alltagsart lebendig. Dichterische Leidenschaft liebt und lobt die Düne, Sand, Gras, Baumkrüppel als schicksalhafte Wesen, als Schönheit, Kraft; als Nothelfer. Durch alle Jahreszeiten und Wetter, in Sonnenschein und Schatten, bei stürmischer, bei flauer See sehen wir ihnen in die melancholischen Augen; ab und zu blitzt's aus ihnen wie Hinterlist auf, dann wieder geht Süßigkeit von ihnen aus — eine Verwandlungskunst, für die auch ihr Dichter die nötigen Masken zur Hand hat. — Erika Spann-Rheinsch widmet ihrem Abschied aus Brünn ein dichterisches Epitaph. Trüge es nicht den Namen der in Deutschland wenig bekannten mährischen Stadt, so müßte es seinen raschen Weg durch die Welt machen und etwa heißen: „Wie schön eine Stadt sein kann!" Und ich glaube wirklich, daß keine andere, auch wenn wir sie genau kennen, so schön ist wie Brünn in der Tschecho-Slowakei; aber eben wie dies Brünn der Dichterin Spann-Rheinsch! Es ist eine neue Stadt, ist die Stadt geworden; und doch wiederum eine ganz und gar vereinzelte. Keine andere deutsche hat ja diesen „Großen Platz", diesen „Krautmarktbrunnen", dies „Rathaustor" oder gar die von tschechischer Hand zerstörten Denkmäler Gregor Mendels, des Naturforschers, und Kaiser Josephs. Und doch wieder hat man das Gefühl: diese Frau sähe, weil sie, wo sie lebt, knietief in der Erde steckt und doch mit dem Scheitel die Sterne berührt, sie sähe allüberall das in Distichen gefaßte „Glück" wie in der Mährischen Schweiz, goldene Wiesen wie im Eichhorner Wald, und einen „Berg Hochgelobt, Berg Benedeit". Vorbildlich, wie sie ihre botanischen Weistümer nicht als vertrocknete Herbarienstücke, sondern als morgendlich duftende Blüten über ihr Werk streut! Stoßt euch nicht an „Brünn", kehrt euch zur Dichterin, zur Dichtung, die hier die Schwester der Philosophie im wörtlichsten Sinne, der Weisheitsfreundin, ist!

* * *

Zwischen Erde und Himmel hat sich ein Grüpplein angesiedelt, das entweder den lieben Gott mit Tressen und Klunkern am Goliathhut herausfordert oder ihn auf stillere Art sucht. Da ist Alfred Rehtz; der will ihn ein für allemal abschaffen, weil wir's doch in der Wissenschaft so herrlich weit gebracht haben! Für ihn ist Nüchternheit ein vollwichtiger Ersatz des Gottkämpfertums. Gott hat sich ihm in der Studierstube nicht vorgestellt und ihn nicht um Anerkennung seiner Existenz gebeten: wie kann er also existieren! Ich frage mich nur, warum Rehtz sich zu seinem Feldzuge der künstlerischen Form bedient, der gehobenen Sprache, da doch die höchsten künstlerischen Gebilde immer einen Gott postulierten. Kunst steht der Religion viel näher als der Wissenschaft. Muß man gleich spotten, wenn man vor Geheimnissen steht? Macht die Wissenschaft nicht tausend lächerliche Wandlungen durch? Und nun kaut Rehtz seine Traktätchen auf jedem Zahn einzeln durch. Er betet das „Verstehen" an. Mir fällt aus einem der ersten Hyperion-Briefe ein Wort ein: „Oh, ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt... er steht da, ein mißratener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab." — Freilich, Gottzeugen von der Art der Gertrud Marx ermuntern nicht zum Gottsuchertum. Es ist etwas Gouvernantenhaftes in ihr, das die Religion nur zum Tummelplatz von Morallehrsätzen macht und mit dem lieben Gott wie mit einem Missionar im Kindergottesdienst verkehrt:

> Ich habe dir mein Leid geklagt,
> Du, unser Vater droben,
> Ich hab' dir jedes Wort gesagt,
> Dein Tröſten zu erproben...

Also, sie prüft ihn auf seine Versprechungen hin — und wenn er nun nicht stichhielte?! Schafft sie ihn dann auch ab? Wie leicht wird's ihr, mit allem fertig zu werden: immer liegt ein Sprüchlein bereit! Auch für den Krieg, der ist gar nicht so schlimm! Das sieht bloß so aus. Kommt man heil wieder — wunderschön: „nicht jede Kugel trifft ihr Ziel"; bleibt man draußen — man ist in Gottes Hand! Nirgends ein Tiefgang. Und was sie an Naturbeobachtungen auskramt:

Im Herbste sehen wir ein anderes Bild,
Wie in den hoffnungsfrohen Frühlingstagen ...

oder an letzter Lebensweisheit:

Quäle dich nicht, mehr zu leisten,
Als dir leichte Mühe schafft,
Schädlich wirket für die meisten
Streben über ihre Kraft ...

ist ja nicht gerade neu und — für eine Künstlerin — kaum ersprießlich. Die „leichte Mühe", mit der sie schafft und das Leben erledigt, brandmarkt ihr Buch als Nichtigkeit. — Ein wenig höher werte ich Fritz Woike. Seine Sprüche streifen das komische Gebiet nicht und werden wohl dutzendweis auf Büttenpapier gedruckt und eingerahmt verschenkt werden; aber auch sein Trank schmeckt ein wenig nach Bettelsuppe. Ein wohlfeiler Optimismus bürgerlich-bequemer Ordnung wird allen gefallen, die das Leid nur vom Hörensagen kennen oder sich nicht gern dabei aufhalten; und schließlich hat er auch das Leid auf Lager, so zum Vorüberschweben und Angstmachen. „Über Trümmern" sieht er's aber sofort wieder „schimmern von kommendem Glück". Beneidenswert! — Ein neues „Geistliches Jahr" führt Elisabeth Langgässer vor uns herauf; auf katholischem Grunde stehend wie die Droste, aber jugendlicher, hymnischer und weniger von Zweifeln gepackt als die große Vorgängerin. Die Ekstatik Grünewalds befeuert ihren Glauben und ihren sprachlichen Ausdruck: „Stürzend durch purpurnes Dunkel", „Niedersturz uralter Huld" — gibt etwas wieder von ihrem leidenschaftlichen Erleben der Heilstatsachen. Wie ist „Invoravit" gehämmert:

Jäh in der stampfenden
Sphärenbahn Tor
Fahren wir dampfenden
Nackens empor ...

Wie süß choralmäßig der Pfingstgeist gebunden:

Erglänze, holde Freude,
Geh auf, o süßes Licht,
Das noch durch Tränen heute,
Doch einst durch Klarheit bricht ...

Mit viel Glück zieht sie das Alte Testament, das ja dichterisch dem neuen überlegen ist, zur Verstärkung heran. Der Katholizismus erstarrt nicht; immer wieder findet er Geister, die seine Wurzeln aufgraben. — Sogar die Kirche, die Menschenwerk ist, dieser Palast der Sakramente und Dogmen, wird von Zeit zu Zeit, außerhalb der Konzile, neu erlebt und dichterisch begründet. Gertrud von Le Fort schlägt den Mantel der großen Propheten und Psalmisten um ihre Schultern und spricht wie aus Erschütterungen der Stigmatisation zum Ruhm der zwei Jahrtausende alten römischen Organisation. Das Buch ist so sehr eine Einheit wie jede Berauschtheit. Gottes Stimme ruft aus ihr: „Das Leid der Erde ist selig geworden, weil es geliebt wurde" — und zum andern Mal: „Jubel ist mein Name, und Frohlocken ist mein Antlitz: ich bin wie eine junge Flur in Kränzen der Morgenröte!" Hört man das nicht in Fugen und Chören dem Orgelplatz entrauschen! Die Kirche hat einen neuen Psalter bekommen; wird sie ihn nutzen? Ich empfehle ihn auch dem Protestantismus.

* * *

Das kleine Jahr. Verse von Will Scheller. Melsungen 1924. A. Bernecker. Ohne Seitenzahl.
Die Krankheit. Ein Tagebuch. Von Otto Bruder. Schlüchtern-Habertshof 1924. Neuwerk-Verlag. 63 S.
Ruf in die Nacht. Worte an ein Kind. Von Friedrich Schreyvogl. Wien 1925. Paul Knepler. 43 S.
Herz der Zeit. Verse. Von Johannes Schönherr. Leipzig 1924. „Die Wölfe". 79 S.
Verse. Von Georg Schaffner. Straßburg 1925. Arc-Verlag. 24 S.
Unterm Dach der Welt. Neue Gedichte von Carl Friedrich Wiegand. Zürich 1924. Grethlein & Co. 108 S.
Holzschnitte. Neue Gedichte von Karl Hans Strobl. Leipzig 1924. L. Staackmann. 184 S.
Hörst du den Ton — ? Von Clara Faißt. Freiburg i. B. o. J., J. Bielefeld. 104 S.
Gott, du und ich. Gedichte von Mathilde Fritsch. Habelschwerdt i. Schl. 1924. Franke. 48 S.
Heimkehr. Lieder von Gott, Ehe und Armut. Von Hermann Claudius. Braunschweig 1925. Georg Westermann. 118 S.
Der Wanderer. Gedichte. Von Hans Friedrich Blunck. München 1925. Georg Müller. 259 S.
Landschaften in Versen. Gedichte. Von Brunold Springer. Leipzig 1924. E. Oldenburg. 30 S.
Spuren des Lebens. Von Brunold Springer. Ebenda. 38 S.
König Davids letzte Liebe. Sonette. Von Brunold Springer. Ebenda. Ohne Seitenzahl.
Schwarze Liebe. Roman in Sonetten. Von Brunold Springer. Ebenda. 43 S.
Frauen. Gedichte. Von Brunold Springer. Ebenda. 69 S.
Der Edelfalke. Ausgewählte Dichtungen. Von Paul Wolf. Osterwieck-Harz 1925. A. W. Zickfeldt. 48 S.
Valerie. Ein Totenopfer von Wolfgang Madjera. Wien, o. J., Österreichischer Schulbücherverlag. 49 S.
Die Hütte. Von A. B. Enns. Lübecker Bücher Nr. 2. Lübeck 1924. H. G. Rathgens. 57 S.
Dämmernde Welt. Zwölf Gedichte. Von Wilhelm Kunze. Nürnberg 1924. Selbstverlag. 14 S.
Wald und Elemente. Von Silvio di Casanova. Stuttgart 1925. J. Engelhorn. 87 S.
Weihnacht im Armenhaus. Von Jakob Haringer. Amsterdam o. J., Christof Brundel. 64 S.
Der Frühling steigt aus dem Grabe. Gedichte. Von Theowill Übelacker. Augsburg 1924. Bärenreiter-Verlag. 183 S.
Schritte ... Neue Lieder und Balladen. Von Gertrud Freiin von den Brincken. Berlin 1924. Georg Neuner. 122 S.
Sprung auf die Straße. Gedichte. Von Victor Wittner. Berlin 1924. Die Schmiede. 70 S.
Sonette. Von Ludwig Emanuel Reindl. München 1925. Heinrich F. S. Bachmair. 23 S.
Demeter. Sonette. Von Richard Friedenthal. Berlin o. J. Axel Juncker. 72 S.
Gedichte. Von Ite Liebenthal. Dessau 1924. Karl Rauch. 48 S.
Der entfesselte Gott. Von Adam Aba. Budapest 1924. Lukács. 54 S.
Die kleine Welt vom Turm gesehen. Verse. Von Siegfried von Vegesack. Berlin-Wilmersdorf 1925. Alfr. Rich. Meyer. 155 S.
Gedichte. Von Anton Dörfler. Nürnberg 1925. „Der Bund". 48 S.
Dionysos. Von Victor Meyer-Eckhardt. Jena 1924. Eugen Diederichs. 72 S.

Nicht mehr als eine Visitenkarte gibt Will Scheller, der George-Führer, bei seinen Freunden ab; aber die Monatsverse, ganz und gar nicht in der Georgeweis' gehalten, sondern schlicht-unpriesterliche gute Lyrik, wären gewiß auch einem größeren Kreise willkommen. — Ein Sehnsuchtsruf aus erkrankter und darum in ihren verstecktesten Tiefen aufgewühlter Seele ist die zarte und zärtliche Dichterschrift Otto Bruders, die Dunkelheit und Licht, Schmerz und Zuversicht, Leib und Geist in edelster sprachlicher Form gegeneinanderstellt. — Friedrich Schreyvogl hat das Diminutiv Friedl seines Vornamens, dem man nicht anmerkte, ob er Mandl oder Weibl sei, abgestreift und mit ihm manches Unrechte, Spielerische an seinen dichterischen Versuchen. Ein hübscher Vorwurf: kinderlose Eltern imaginieren ein Kind und legen alle ihre väterliche und mütterliche Liebe auf das Phantom. Die vierhebigen Verse der Vierzeiler verleugnen die wiener Heimat nicht, auf glatten Geleisen gleitend, von scharfen

Kurven verschont, aber auch voller Liebkosungen fürs wählerische Ohr. Was aus solch einem Einfall fabulierender Weise zu machen wäre, zeigt Gottfried Keller an seiner „Feueridylle" und an „Lebendigbegraben": man (sogar die Dichter!) sollte den züricher Meister mehr lesen als loben!

Dem „Herzen der Zeit", aus dem heraus er zu sprechen glaubt, steht Johannes Schönherr ziemlich fern. Doch sag' ich nicht, daß das ein Fehler sei. Der erste Teil seines Bändchens, den er „Der Einsame" nennt, ist darum der schönste: ein feinnerviger, dichterisch erregter Mensch setzt sich mit Himmel und Erde, mit Gott, Liebe und Landschaft auseinander. Der Ton, den er hier oft zu vollkommenen Gebilden knetet, ist aber zu weich, zu flaumig, als daß auch Schlachten und Barrikaden damit geschlagen und aufgerichtet werden könnten; wie er es doch versucht. — So alltäglich das klingt, was Georg Schaffner uns geben will: „Verse", so geheimnisvoll wird das Wort, wenn sie ihre Augen vor uns aufschlagen. Etwas Seherisches, das sich dennoch nicht in geschwungenen Gesten ergeht, steigt aus diesen „Abendliedern" und „Krönungen" und macht uns zu Teilhabern wunderbarer Schicksale, Verknüpfungen und Seligkeiten. — Im Gegensatz dazu entbehrt Carl Friedrich Wiegands Lyrik der weltgeisthaften Unterströmung; auch Melodie und Rhythmus machen nur einen kargen Bruchteil seiner Wortkunst aus, so daß sein Singen wie ein sachliches Erzählen wirkt. Oder sollte er noch strenger sieben? Da ist in der Mitte des Buchs eine „Mondfahrt", die sich neben Conr. Ferd. Meyer behaupten kann! — Das Anmutendste an Karl Hans Strobl, wie derb es auch herauskomme, ist das Naturburschenhafte; heute wie vor 25 Jahren. Keck hingeworfen, wie in der Unterhaltung ein nicht wehtuender sprachmäßiger Wangenklaps, werden seine dichterischen Einfälle — voller Frische — zu kleinen Entzückungen, bis sie anfangen, sich umständlich auszuwachsen und in die Schriftstellerei überzugehen. Schreiben (oder Diktieren) scheint ihm zu leicht zu fallen, und so geraten seine rein lyrischen Gebilde immer etwas zu voluminös. Wo er sich bescheidet, etwa in „Ich und ich", wirkt er köstlich; am köstlichsten in seinen Balladen und Schwänken, besonders wo sie einen drolligen Einschlag haben. Dem „Wandernden Esel" wird man hoffentlich bald in allen Vortragsbüchern und -sälen begegnen; Ginzkeys altwiener Balladen bekommen damit vollwertigen Zuzug. — Ihr Bestes gibt Clara Faißt, wo sie ihre gediegene Wortkunst an einen Künstler oder ein Kunstwerk anlehnt: gut weiblich! Die Sonette an den Geiger — durchaus nicht Poesie aus zweiter Hand — sind mir das Wertvollste des Buchs. Die Stücke „Vaterland" lassen wie so oft auch bei anderen die — dichterisch verwünschte — gute Gesinnung durchschimmern. — Mathilde Fritsch sagt im Titel ihres Werkchens deutlich den Inhalt voraus: „Gott, du und ich." Und es gelingt ihr, dafür auch die würdige innere und äußere Form zu finden. Eine hochgesinnte eheliche Liebe spricht ihr Doppelglück aus und erhöht, verklärt es, indem sie bescheiden Gott den Spender und Bewahrer einbezieht. Zeitlosigkeit webt um das kostbare Dreifaltigkeitserlebnis: es könnte vor fünfzig Jahren geschrieben, und in aber fünfzig Jahren wird's kaum veraltet sein:

> Ein weiter Arm greift um und um,
> Legt sich um dich und mich herum.
> So stehn wir drin in Raum und Zeit —
> Der Arm ist Gott und Ewigkeit!

Nicht so innig der Natur und seinem Gott verbunden wie Asmus, sein Ahne, aber wie er der Schlichtheit und Demut beflissen: das ist das alte, freundlich erneuerte Bild, das uns aus der „Heimkehr" des Hermann Claudius anblickt. Manchmal tastet er nach metaphysischen Blüten, sie zu pflücken für seinen irdischen Dichtergarten. Aber sie biegen sich zur Seite, sie geben sich ihm nicht oder nicht ganz. Du hast auf Erden grade genug zu heimsen, scheinen sie zu sagen, laß uns den anderen. Und wer so eine „Stubenlegende" ersinnen kann wie er (der alte Mörike hätte seine Herzensfreude daran gehabt), der weiß unter den Lieblichkeiten der Erde besser Bescheid als die Philosophen, die das Ding an sich kennen wie das Zifferblatt ihrer Uhr; wem dann noch eine „Juninacht" ihre scheuesten Heiligkeiten und Heimlichkeiten enthüllt wie ihm, dem braucht auch nicht vor Vernüchterung bange zu sein, bei aller Schollenseligkeit. — Ich fühle, es ist anmaßend, das lyrische Lebenswerk eines besonderen Mannes, das sich über 260 engbedruckte Seiten ausbreitet, mit den paar Worten abzutun, die im Umkreise dieser Sammelarbeit möglich sind. Ich habe drei Wochen daran gelesen und nun — Sekunden fürs Referat! Hans Friedrich Blunck „wandert"; nicht aus seiner Strand- und Inselheimat heraus, denn sie ist „groß in ihrer Enge", sondern recht eigentlich in sie hinein, tiefenwärts. Und wie weit auch sein Auge über Katen, Heide und Düne trägt, geradeswegs bis zum Himmel, wo das Kleine groß und das Große klein werden kann; sein Dichterohr behorcht den nächsten Nachbar und findet im Plattdeutschen den reinsten und vollkommensten Ausdruck seiner Gesichte. Zwar formt er nur ein Drittel dieses reichen Buchs im heimischen Dialekt, aber auch was hochdeutsch ist an seiner Lyrik, seinen Kriegsgesängen und seinen Balladen, behält Schwere und Dichtigkeit seines Stammes bei: gebärdenkarg, fern jedem Tirili. Ein Mann und Dichter und beides ganz. — Brunold Springer legt fünf Bändchen fast gleichzeitig vor: sie zeigen ihn — vorläufig noch wenig einheitlich — dem Leben, der Natur, der Frau, menschlicher Größe gegenüber. Am konventionellsten bleibt er, wo er von Liebe singt, obwohl seine Vorwürfe kühn genug wären, Unerhörtes hörbar zu machen; doch schon der alternde David, der sich an Abigail verjüngt, ist in großschwüngigen Zügen geschaut; am unbefangensten und persönlichsten gibt er sich im Anschauen der Landschaft; und wo er die entscheidenden Dinge des Lebenskampfes betrachtet, lotet er am tiefsten, obwohl wie von ungefähr. Reime wie „Träumer, Versäumer" — „Dichter, Verzichter" bleiben im Ohr wie Gottfried Kellers „Ich dulde, ich schulde", das er auf dem Sterbelager gelallt haben soll. — Paul Wolf verleugnet als Dichter die Belesenheit nicht, die ihm sein Erzieherberuf ermöglicht hat, und ebensowenig die rezitierende Kunst, der er sich eine Weile ergeben: ich spüre Martin Greif aus seiner „Heimkehr vom Tanz", Felix Dahn aus „Tejas Harfe", Münchhausen aus dem „Jungen Ritter", Baumbach aus der „Maienfahrt"; und die Balladen sind rhapsodisch gestimmt. Aber die Statuetten aus der Renaissance stehen auch gut auf eigenen Füßen, und überall liegt Tüchtigkeit gebreitet. — Wolfgang Madjera ist durch einen großen Schmerz in seinem dichterischen Vermögen gekräftigt worden. Wie Eichendorff und Heyse keine erschütternderen Verse geschrieben haben als beim Tode ihrer Kinder, so dringt auch Madjera durch den Tod der geliebten Frau zum vollen dichterischen Leben vor; nach dem tragischen Gesetz des Weltorganismus: durch Leiden zur Gestalt! „Uns einigte," heißt's einmal, „was keinen Tod erleidet" — das ist auch im höheren Sinne Wahrheit geworden: so bald wird dies Requiem nicht leer gelesen werden. — Eine Welt des Zwischenreichs deckt uns A. B. Enns auf, zwischen Wirrnis und Traum, zwischen Augenblick und Ewigkeit. Und seine Sprache ist die eines Kindes; nur daß sie geheime Flügel hat, die erst unsere horchende Phantasie entfaltet: köstlicher Flügelstaub liegt darauf, zeugend von junger Geburt. Es ist Witterung unsichtbarer Strömungen in ihm, die von Mensch zu Mensch und von Landschaft zu Mensch rauschen; glücksträchtig für jeden, dem Materie nicht mehr als ein Kleid ist. — Auch Wilhelm Kunze zeigt in zwölf Gedichten, daß die Lyrik sich nicht ausgesungen hat: keine Absonderlichkeiten des Ausdrucks, weder sinnlich-grober noch sprachlich-verzerrter Art; und dennoch eine ganze, sogar gerundete Welt der Seele, die bei aller Zartheit der Struktur ein Ziel der Tat kennt und verkündet:

> Jetzt ist es Zeit ein erster Mensch zu sein;
> Vorbei das trunkne Wandeln unter Bäumen ...

Das Leben Adams liegt vor jedem als Aufgabe. — Silvio di Casanova gibt, halb lyrisch, halb episch, eine Philosophie

des Waldes und der vier „Elemente", wie sie die Sage kennt. Der Wald spiegelt sich in dem Wesen deutscher Künstler wie Mörike-Wolf, Böcklin, Bach, Wagner und rauscht darum nicht ganz und gar von Gnaden Casanovas; im Gegensatz zu Kellers „Waldlied", das von solchem Bildungsballast frei ist. Die Form, durchweg langgestreckte und gereimte Verse, wirkt, wo sich der Dichter sich selbst überläßt, majestätisch, wo aber die Verbindung mit den Bildungstatsachen einsetzt, ermüdend. Mir fehlt das An- und Abschwellen, fehlt der architektonische Aufbau, der mich steigen und stürzen macht; und die mythologischen Einschübe entbehren der unmittelbaren Lebendigkeit. — Jakob Haringer klopft wieder an: was er anbietet, sind dichterische Zeilen voll Keimkraft; aber seine Verbitterung stellt sich wie mit Knüppeln vor das Erblühen. So ist er selbst (oder sein trauriges Schicksal) sein ärgster Feind. Ich fürchte, daß ihm auch dieser, gewiß unter unsäglichen Schwierigkeiten zustande gekommene Druck des „40. bis 43. Teils der Denkmäler" die erwünschte Erleichterung seines Daseins nicht verschafft; erwünscht auch von uns, die neben Geschmacklosigkeiten wie „Gottes amtliches Neingemecker" oder daß die Sterne „Gottes Unterhosenlöcher" darstellen, sehr wohl fühlen, daß viel Schönheit in diesem Dichter verschüttet liegt:

Ein Mädchenlächeln ist wie Gras und Sterne,
Ein Mädchenlächeln ist wie Hügelland,
Das über Nacht der März mit Knospen küßt . . .
O lieber Gott, wie dank' ich dir dies Lächeln,
Nun wird der Frühling wieder golden fächeln,
Nun starb für eine Stunde Ewigkeit mein Elend aus.

Mit reicher, überreicher Fracht segelt Theowill Übelacker dem Ziel seines Lebens und Schaffens zu. Seine Lust, die gewohntesten Dinge neu zu sehen:

Denk' von jedem Tage groß,
Denn er ist ein Strom des Neuen . . .

macht, daß er sich auch wohl in Eigenwilligkeiten verliebt. Wie oft — eben allzuoft — schließt er drei anschaulich verwandte Trochäen zu einem Klangkomplex zusammen: Wartewartedulde, weileweilewonne, rollerolleringe, wonnewonnewirke, quillequilleberste, schaffeschaffeschäume, bangebingebange usw., oder noch verzwickter:

Regen, Regen liefelauf,
Tücketacketucktick,
Regenglocke gluckglick . . .

aber damit ist meine Merkerarbeit erschöpft. Sonst ist nur eitel Herrliches an dem Buche zu erleben. Sein Optimismus ist Kampfpreis, nicht Bequemlichkeit:

So weben wir lauter Liebe
Bei etwas Not,
Läuft mal ein Fädlein trübe,
Das andre ist wieder rot . . .
(„Tuchweber der Liebe")

Hört jeder den harten (weil erlebten) Taktschlag des zweiten Verses? Er ist gewollt, gewußt! Wie öffnen sich doppelte Tiefen in den Kehrreimen zweier sechszeiliger Strophen:

O Welt, du bist ja viel zu groß,
Mein Blick ertrinkt in deinem Schoß!

O Blick, du bist ja viel zu groß,
Die Welt versinkt in deinem Schoß!

Immer hebt er die Realitäten des täglichen Lebens auf Geisteshänden in den Himmel, symbolisiert Einmaliges zu Ewiggültigem, schafft Hintergründe, die den Sinn des scheinbar Sinnlosen offenbaren. — Auch in Gertrud von den Brincken sind die guten Geister deutscher Lyrik wach: du stehst, indem du das kostbare Geschenk der Sprache verwaltest, für dein ganzes Volk, und Gott führt dich, solange du es von Herzen willst. Das kleinste Ströphlein, ehe es ans Licht darf, wird hundertmal befühlt, bemuttert, bestrahlt. Kein Gemeinplatz, der auch nur auf Augenblicke die Festlichkeit dichterischer Berauschung störte, kein Füllsel, das nicht den Schmelzofen in Weißglut passiert hätte! Und die Balladen kommen aus einer griffigen Bildhauerhand: Moses „schmilzt" seine Schmerzen in die Tafeln des Gesetzes! —
Viktor Wittner muß man so liebereich willkommen heißen wie den jungen Werfel, als er uns seinen „Weltfreund" zutrug. Es stehen Sonette hier, die auch dort als organisch empfunden worden wären. Die Großstadt wird durch gesammeltes unverwandtes Schauen zum Idyll. Aber Idyll bedeutet nicht unter allen Umständen Kleinbürgerlichkeit. Vom wiener Stephansdom heißt es:

Die Knie tauchen in Geschäftigkeit,
Das Auge überblickt die Dächer weit . . .

und am „Schottentor" der gleichen Stadt, wo sich fünf Straßenbahngeleise treffen:

Überragt der Dächer grau Gewimmel
Grün Gebirg, das grüßend zu uns schaut.

Da haben wir Nähe und Weite, Idyll und Fresko. Noch ein paar resolute Bilder, die des Dichters unverbrauchte Sinne bezeugen:

Aufspringt der Wind und melkt die vollen Wolkenzitzen:
Die ersten Strahlen spritzen! („Das Gewitter".)

Die Krähenstimme einer fernen Säge . . .
(„Monotonie des August".)

Der „Schnellzug"

Pickt die Städtchen unterwegs wie Kerne,
Wirft sie weg, die größeren zu fassen . . .

Ich hoffe, sein schmerzliches Selbstbekenntnis:

Stets zu entbrennen, aber nicht zu zünden,
Immer zu strömen, aber nie zu münden . . .

wird schon durch dieses Buch zum Schweigen gebracht. — In kleinodhaften Lettern hat man Ludwig Emanuel Reindls Sonettkleinodien gedruckt, mit denen er vor allem seine Rom-Erinnerungen und die Geliebte schmückt. Die edlen Rhythmen fließen wie Honig über die Zunge unserer Seele: Sprachkultur hoher Ordnung! — Mit der unerbittlichen Schärfe des Röntgenapparates sieht in der Sonettsammlung „Demeter" — nicht der Haß — sieht die Liebe (gewiß erstmalig in unserer Dichtung) auf den Leib einer schönen Frau; Richard Friedenthals Berauschungen gehen bis in die auflösende Anatomie hinein und — bleiben dichterischer Genuß. Und da die geliebte Frau nicht zum Abhub der Weiblichkeit gehört, sondern eher heroische Züge trägt, glauben wir hier vor einem starken Naturerlebnis zu stehen. Nicht leicht, etwas zu zitieren! Ich versuche:

Nie trank ich mich am Fluß der Formen satt.
Wie Landschaft ist das, drin sich zu ergehen,
Mit Buchten, Überhängen, Saat und Seen,
Und abenteuerlich wie eine Stadt . . .
Leis tönen die Gelenke unterm Kusse . . .

und (nach der Liebesfeier im Grünen)

Nun bist du satt . . . Das schöne, fleischig heiße
Gesicht schmilzt ein. Die Glieder gehn ins Breite,
Zu Erde wird der ganze Leib allmählich . . .

Es ist, als wolle die durch das letzte Jahrzehnt beschmutzte Welt wieder rein werden; durch die Dichtung. Ein vornehmer Schrittmacher der Kultur! Wer hätte in den Jahren widerlicher Brunst, die noch dazu nur armselige Lüsternheit war,

gedacht, daß so bald eine zweite Käthchenliebe verklärt werden würde, wie sie Ite Liebenthal uns nun vorlebt! Ja, und noch wesentlich geistiger, zurückhaltender tritt hier das Mädchen dem Mann gegenüber als die heilbronner Kaisertochter. Nur ihr Hauch, ihre leiblose Güte will um den Geliebten sein. Diese Werbung ohne Verlangen geht auf sammetnen Sohlen, und ihre geflüsterten Reime sind eine überwältigende Schmeichelei. — Aus geiserartiger Blutwelle spritzt dagegen Adam Aba seine korybantischen Gelüste dem Weibe, der Menschheit, der Natur entgegen. Es ist mehr ein Ausstoßen als ein Liebkosen; unser Ohr wird wie mit mittelalterlichen Katapulten berannt; hört es krachen und knarren. Die Syntax ist expressionistisch verkürzt, das Erlebnis zum harten Kristall erstarrt. Aber eben doch zum Kristall; es ist Formkraft am Werke gewesen; aber ungefällige: drum kann's geschehen, daß das Buch wenig Freunde findet und verschwindet. — Siegfried von Vegesack ist ein König über viele Reiche; und wenn er die Welt, die er von seinem Dichterturm aus sieht, „klein" nennt — uns erscheint sie größer und vielfältiger als irgendeine der zeitgenössischen Lyriker. Das Maëstoso des geborenen Propheten („Europa") gehorcht ihm so gut wie das liebenswürdige Scherzo des Kinderfreundes („Purzelbaum"); seine sichere Gestalterhand greift typische Vertreter aus allen sozialen Schichten unserer Zeit heraus und mischt mit feinstem Takte Ironie oder Mitleid als Verschärfung oder Milderung in ihre Konturen; Licht und Wärme breitet er über den Ehrensaal seiner zwölf Apostel, die nicht den „Actis sanctorum" entstammen, sondern von weltlich-künstlerischen Gnaden sind (Mozart, Hölderlin usw.); dann wieder spaziert er durch Stall und Garten und umkleidet Ziege und Schwein, Sauerkohl und Mist (hierzu entnimmt er grotesk die Strophe der „Braut von Korinth"!) mit freundlichem Humor; von Gott und Welt, von Liebe und Tod, von Landstraßen und Bergen singt er mit Süße und Bitterkeit, mit Jauchzen und Trauer. Einen rechten Knecht-Ruprecht-Sack schüttet er vor uns aus; wir fühlen uns weihnachtlich und über Erwarten beschenkt. — Anton Dörflers „Gedichte" (endlich wieder diese bescheidene Ankündigung!) reißen uns zwar weniger temperamentvoll zwischen Himmel und Hölle hin und her, aber auch sie schreiten einen großen Kreis des Lebens und Erlebens dichterisch aus; gehaltenen Zeitmaßes; wie der Sämann, der an die Ernte denkt, die Körner ausstreut. Es wird still um uns, wo dieser Dichter den Mund, die Seele öffnet: Tempelfrieden. Nur hochwürdige Gegenstände stellt er zur Schau, und alle nur durch einen Schleier erfaßbar. Soll man eine Erinnerung wachrufen, so ist es Eichendorff. — Victor Meyer-Eckhardts lyrische Dionysos-Trilogie kann hier nur gestreift werden, um ihr so bald wie möglich den Weg zu bereiten. Daß heute einer der Unseren in die alten Mythen hineingreift, ist ein Wagnis; daß er die mythische Welt mit seiner Wort- und Klangkraft lebendig macht, sein Triumph. Gebändigte Maßlosigkeit, schamhafter Begattungstaumel — das Gedicht bewegt sich zwischen göttlichen Leidenschaften einher, denen die Grenzen des Fühlens der Mittelpunkt sind. Im grandiosen Schwung sprachlicher Gestik wird das Unterste des Menschen zum Tiefsten gemacht. Es ist die ekstatische Ausgestaltung des Schlußchors aus Goethes klassischer Walpurgisnacht. Gegensätzlich zur ruhigen Weisheit des Nathan-Gedichtes könnte doch auch hier das Motto stehen: et heic dii sunt.

So söhnt das gute Ende mit dem bösen Anfang aus. Nach der expressionistischen Sturzwelle, die ein paar Jahre lang auch über die Lyrik hinging und die ganz gewiß einmal ihre Bedeutung in der Geschichte aufzeigen wird, nimmt die See wieder ihre typische Form an: wir freuen uns der bunten Färbungen des plätschernden Strandes und fahren, von kühnen Lotsen geleitet, auch wieder auf die Höhe hinaus.

Proben und Stücke

Irgendwo

Von Siegfried von Vegesack

Irgendwo
Hockt ein Krüppel auf ausgetretener Schwelle,
Glotzt ein Blinder mit leeren Augen ins Helle,
Winselt ein Hündchen, das sich frierend verlor.

Irgendwo
Schreit eine Stimme, als wenn sie um Hilfe riefe,
Starrt ein Mädchen vom Brückengeländer ins Tiefe,
Legt sich an eine Stirn ein eisernes Rohr.

Irgendwo
Preßt ein Mörder die verborgene Klinge,
Legt eine zitternde Hand um den Hals sich die Schlinge,
Schließt sich für immer ein Sarg, ein Gitter, ein Tor.

Irgendwo
Ist eine helle Glocke verklungen,
Halten Zwei sich liebend umschlungen,
Schaut ein Kind zum Sternenhimmel empor.

Aus „Die kleine Welt vom Turm gesehen". Verse von Siegfried von Vegesack, Berlin-Wilmersdorf 1925, Alfred Richard Meyer Verlag. Vergl. Sp. 88.

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Wir und die Konvention

In seinem Aufsatz „Probleme bürgerlicher Dichtung" (Köln. Ztg., Lit. Bl. 683) schreibt Ernst Lissauer: „Die Dichter und Publizisten, die im Gefühl ihrer Verantwortung nicht mit der Überlieferung brechen, die sich selbst dem großen Zusammenhang verhaftet fühlen, wurzeln nicht, wie die bürgerlichen Dichter früherer Epochen, in einem vorhandenen, sondern in einem mehr oder minder imaginären Boden. Und dennoch müssen sie auf ihm ausharren.

In diesem Sinne erscheint es fruchtbar und notwendig, daß unserer Zeit immer wieder das Abbild jener, mit Maßen der Geschichte gemessen, kaum erst vergangenen, geschlossenen und blühenden Kultur gegenübergestellt wird, deren Werte ihr teils verlorengegangen sind, teils verlorenzugehen drohen. Daher die Fülle von Werken aus allen Bereichen der Geistesgeschichte, zumal der dichtenden, der bauenden und bildenden Künste und von Brauch und Sitte, die auf die geschlossene Kultur des Mittelalters, des 18. Jahrhunderts und insbesondere der Zeit um und nach 1800 zurückweisen. Hierauf, im engeren, beruht die Bedeutung jener realistisch-bürgerlichen Dichtung des 19. Jahrhunderts, wie sie durch Mörike und Keller, Storm und Meyer, Hebbel und die Droste repräsentiert wird. Freilich, das Verhältnis jener bürgerlichen Dichtung zum Volke ist nicht mehr so einfach und unproblematisch wie das der alten Volkslieder. ‚Konvention' ist im Gegensatz zum Gebrauch der Sprache nicht eine von vornherein mechanische und willkürlich gesetzte Übereinkunft, in welcher das erzeugende Leben erstarrt ist und keinerlei Geburt mehr geschieht, wie in der chinesischen Literatur des letzten Jahrtausends, sondern sie beruht auf der Einhelligkeit eines Volkes, oder doch einer Schicht, sie bringt sichere Formen der Dichtkunst hervor, die nun der schöpferische Mensch mit mehr oder minder persönlicher Kraft erfüllt, so daß auch dem geringern Talent gelegentlich eine natürliche Leistung gelingt. In unabsehbar vielen und vielfältigen Verzweigungen strömt die einhellige Kraft über das Land und teilt sich weithin den Aufnehmenden mit. Nicht anders haben sich die großen Konventionen der Vergangenheit gebildet; denn aus Konventionen erwachsen fast alle überlebenden Leistungen früherer Epochen. Und zwar entsteht die ganz große Kunst fast immer dort, wo Konvention und Persönlichkeit zusammentreffen, besser: wo sie gipfelt in einem sie erneuernden und erschöpfenden Vollender. Natürliche, langwährende Gemeinkraft wirkte das elisabethanische und das shakespearische Drama; Geschlechter von Baumeistern, Bauleuten und spendenden Bürgern schufen an den Kathedralen des Rheins und der Donau, protestantisch mitteldeutsche Generationen an der Musik von Bach und katholisch alpenländische an der von Bruckner."

*

Moritz Heimann

„Moritz Heimann ist gestorben. Das bedeutet nicht nur den Verlust, daß eine der feinsten Federn zur Ruhe gebracht worden ist, das bedeutet für die literarischen Kreise eine Art Familientrauer; denn eins der besten Herzen hat aufgehört zu schlagen. — ‚Womit willst du denn schreiben, wenn nicht mit dem Herzen?' fragte George Sand einmal mütterlich ihren Flaubert, der sich in dem Streben nach Unerschütterlichkeit noch von diesem Organ belästigt fühlte. Moritz Heimann hat immer mit dem Herzen geschrieben, aber mit einem Herzen, das Geist hatte, sehr viel Wissen und wohl auch ein wenig Menschenverachtung, die aber immer wieder zu Güte wurde. Seine Weichheit war nicht weichlich, sie war eine Kraft, eine Art Widerstandsfähigkeit, aus der er lebte. Nennen wir ihn nicht einen Philanthropen; er selbst hielt diese Leute für sonderbare Schwärmer, die die Löwen durchaus ans Grasfressen gewöhnen wollten. Und überdies hatte er keine Doktrin, keine versteinerte Überzeugung, beständig in seiner Veränderlichkeit, ein Lernender, ein Bildner des Lebens, auch in den letzten schweren Jahren der Krankheit, und seit Monaten in einem Sterben begriffen, das ihm wahrlich nicht leicht gemacht wurde." Artur Eloesser (Berl. Tagebl. 449).

„Moritz Heimann hat in seinem schriftstellerischen Werk bleibende Werte hinterlassen. Eine Sehnsucht wird immer wieder sich selbst darin wie in einem Spiegel suchen. Und dieser Spiegel hat Schliff. Zumal in seinem essayistischen Werk, aus dem Deutschland leider viel zu wenig Nutzen gezogen hat. Denn hier ist neben dem Kritiker, der in der Kritik seinen Gärtnerberuf fand — er zog es vor, umzupflanzen statt auszuroden — der Bismarckdeutsche mit dem Humboldtheimweh. Verhaßt war Heimann aller politische Dilettantismus der Deutschen, wie er denn selber, ob auch sehnsuchtverschwistert, keinen Zug vom Dilettanten in sich trug;

durchaus verstand er Bismarck in der Stärke des Nationalwollens; aber der zeitliche Ausdruck des damaligen Deutschtums durfte ihm kein endlicher sein. Er begehrte sich sein Deutschland in dem Maße innerlich reich, in dem es äußerlich stark sein mochte. In keiner Weise Politiker von Beruf, gehörte Heimann zu denen, die daran mitgearbeitet haben, dem öffentlichen Leben Deutschlands Stil zu geben.
Stil war in all seinem Tun, in seinem Leben, in seinem Werk. Was man gemeinhin bei einem Literaten als höchstpersönlichen Stil empfindet, sind zumeist nur Eitelkeitsmätzchen aus Persönlichkeitsmangel. Davon ist bei Heimann denn nun freilich nichts zu spüren. Er gab sich schlicht als der, der er war; und er war einer. Und verschenkte sich in Herzensfreundlichkeit. Und vermittelte seine geklärten Gedanken in Empfindungsmelodik." Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 723 A.).
„Die tiefsinnige, ihm vollkommen naturgemäße Sprache der Paradoxie, des Denkens in Gegensätzen, ist für den Künstler Moritz Heimann eine ständige Gefahr, für seine Zuhörer eine große Schwierigkeit gewesen. Denn obwohl es ihm keineswegs an wirklich dichterischen Anschauungen und an einer oft erschütternden Kraft des Gefühlsausdrucks fehlt, so zersetzt sein zuviel begreifender Geist doch häufig die unmittelbar vorwärts führende künstlerische Bewegung, und die paradoxe Sprechweise, die der Schöpfer fast allen seinen Gestalten mitgibt, ist für das ungeübte Ohr schwer zu verstehen. Trotzdem stecken in vielen seiner Novellen Werte, die imstande sind, jede Mühe des Eindringens zu belohnen, und seine Dramen sind reich genug, um jeden neuen Versuch einer künstlerisch ernsten Bühnenleitung zu rechtfertigen: Da ist ‚Joachim von Brand', diese tiefpolitische, heimlich tragische Komödie aus der deutschen Bülowzeit, der Heimanns Märkertum lebendigste Farbe gegeben hat, — da ist an erschütternden Schönheiten reich, die Renaissancetragödie ‚Der Feind und der Bruder' — da ist von tiefstem Ethos widerhallend, das Drama aus der Frühzeit des europäischen Journalismus ‚Armand Carrel', — da ist sein letztes, noch ungespieltes Werk, die große Lebensdichtung im Gewande des römischen Judentums ‚Das Weib des Akiba'. Am Ende dieses, seines persönlichsten Gedichts, hat Heimann das Wort gesprochen, das wohl am tiefsten in die faustische Frömmigkeit dieser unermüdlich suchenden Seele hineinleuchtet:
‚Wer sicher ist, und wär er Gottes sicher, ist ein Verderber.'" Julius Bab (N. Bad. Landesztg. 485 u. a. O.).
Vgl. auch: Annemarie von Nathusius (Berl. Tagebl. 455).

*

Max Halbe
Zum 60. Geburtstag

„Max Halbe, geboren im Bannkreis der danziger Marienkirche, da wo das Hügelland des Ostens mit der fruchtbar reichen Ebene des Werders und mit dem Meer, das diesem Land zu aller Enge seine Freiheit gibt, zusammenstößt, aufgewachsen auf einem Boden, über dem von fern noch schattenhafte Erinnerungen an das traurige Zwischenspiel früherer polnischer Herrschaft schwebten, herangereift unter Menschen, die hier zwischen dem Reich und dem Osten, an der Grenze von Handeln und Reden einen sinnvollen Weg durch das Dasein oft nur mit Mühe finden konnten, kam zu einer Zeit in die Dichtung hinein, in der der Naturalismus, der Glaube an das Milieu und der Glaube an die Nerven aktuell waren, und begann aus solchen Stimmungen heraus mit dem damals jungen Hauptmann in Wettbewerb zu treten. Schon sein drittes Drama ward der Erfolg, der sein Leben bestimmen und ihn abstempeln sollte. Oskar Blumenthal erklärte, als er es gelesen hatte, ein Bühnenerfolg sei nahezu ausgeschlossen, Lautenburg führte es auf, und von dem Tage an war Max Halbe als Dichter Westpreußens entdeckt und eigentlich festgelegt. Denn so, wie er sich da zeigte, war er eigentlich, und so ist er in seinen besten Momenten immer geblieben. Eine dramatisch überheizte Idylle hat ihn Peter Hille genannt; fügt man hinzu, eine westpreußische, so hat man das Wesentliche beisammen." Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 468).
„Merkwürdige Metamorphose: Dieser westpreußische Bauernsohn ist in der Tat zum Münchener geworden. Er hat sich, was seine Kunst betrifft (wer vermag ins Herz zu sehen?) von seiner herben, gefühlsstarken, wortkargen und trotzigen Heimat droben in der Weichselniederung gelöst — und wohl kaum gemerkt, wie er sich damit von seinem guten Engel losmachte. Ich habe immer, so oft ich in einem Lebensverhältnis, das nun schon anderthalb Jahrzehnte währt und mancherlei Peripetien durchlaufen hat, Halbe begegnete, einen Eindruck von ihm gehabt, der die Assoziation ‚Schlemihl' herbeirief: nicht in dem Sinne natürlich, den der volkstümliche Witz mit dem Worte verbindet, sondern in dem reinen und ursprünglichen Sinne, in dem Chamisso diese tragische Gestalt erschaffen hat — im Sinne des Menschen, der seinen Schatten verloren hat — und mit ihm das beste Teil seiner Kraft. Es mag Künstler geben, und es hat sie gegeben, die für die capuanische Atmosphäre Münchens geschaffen waren: leichte und leichtsinnige, lebensfrohe Genußmenschen, denen die Kunst ein ewiges Fest war. München war und ist voll davon, und sie haben nicht wenig dazu getan, München

als Kunststadt das Signum zu geben. Ich glaube kaum, daß zu diesem Kontingent der westpreußische Boden jemals beigetragen hat, oder jemals beitragen wird. Als Halbe München zu seiner zweiten Heimat machte, vollzog er an sich einen Okulierungsprozeß, der ihm nicht restlos gut bekommen ist." Hans von Hülsen (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 468).

„Der nie erstorbene Jüngling, der nimmer fertige! Der ewige Student! Wenige Dichter weiß ich, die so oft wie er, erst aus ihrer Jünglingshaftigkeit selbst heraus, dann aus treubewahrtem Gedächtnis für Jünglingsstimmungen — und das heißt doch im Grunde dasselbe, ein Stück Jugend im ergrauenden Haar — jene grüne Jugendwelt geschildert haben, in Novelle, Roman und Drama. Das alte Schulstädtchen an Strom oder Meer, mit der beschränkend, doch wohltätigen Enge seiner Verhältnisse; die Schülerzeit, die Primanermützen, die Mädchenschule neben oder gegenüber dem Gymnasium, die erste holde ‚Jugendeselei', die manchem — denn schon hier lauert Tragik — doch schon zu schneller Katastrophe oder langsamer Alltagstragödie seines Lebens werden kann; die ganze reiche Skala all des Verehrungs- und Hassenswürdigen für ein Jünglingsherz. Alles noch auf engstem Raum zusammengedrückt, Keim und Hoffnung, aber alles auf Befreiung wartend! Und um all dies herum, bei Halbe, die feinste Schilderung der Landschaft, meist der Heimat, gelegentlich schon der Großstadtlandschaft, Berlin (‚Ein Meteor'), Stimmungslandschaft, wie wir sehr wenige haben; und alles umwittert von jenem unwägbaren Hauch des Zeitmäßigen, Baldvergehenden, in das flutende, wehende Element der Stunde Getauchten. (Wie viele Dichter haben denn die Zeit zu malen vermocht?)

Die Zeitmelancholie, der zarte Zeitsinn überhaupt gehört zur Stimmung, deren Meister Halbe ist; die mit ihr aus einer Wurzel sprießende Sinnenfreude führt zur Erfassung der realen Welt, zur Energie der dramatischen Handlung. Das ist die andere Seite Halbes, wenn auch nur für den Beschauer." Walther Brecht (Münch. N. Nachr. 274).

Vgl. auch: Hans Sturm (Germ. 464); Hanns Martin Elster (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 230); Kurt Martens (Bund, Bern 421); Hedwig Fischmann (Berl. Börs.-Ztg. 455 u. a. O.); Julius Hart (Tag 237); Heino Schwarz (Düsseld. Nachr. 487); J. Ch. Sch. (N. Tagbl., Stuttgart 461); Magdeb. Ztg. (503); Philipp-Lothar Mayring (Münch.-Augsb. Abendztg. 273); Lg (Berl. Börs.-Cour. 465); Hermann Eßwein (Frankf. Ztg. 739 — 1 M.); F. E. (Berl. Tagebl. 470).

*

Friedrich Lienhard

Zum 60. Geburtstag

„Lienhards Name wurde, mochten die ‚Wasgaufahrten' dieses Deutschelsässers von 1895 auch rasch manchem ein lieber Begleiter geworden sein, erst um 1900 weithin bekannt. Seine beiden Schriften ‚Die Vorherrschaft Berlins' und ‚Neue Ideale' verkündeten 1900 und 1901 als rechte Heilswahrheit das Wiedererstehen einer Heimatkunst und den Schlachtruf ‚Los von Berlin'. Viele wollten in diesen mutigen Vorstößen nur das Bedürfnis eines Schriftstellers der Provinz erkennen, sich neben der eigentlich führenden Dichtung des Augenblicks, die in Berlin ihr bestes Publikum und ihre tatkräftigsten Stützen besaß, Raum und Gehör zu verschaffen. Nahe lag besonders der eine Einwand, daß gerade in dem Kreis, gegen den Lienhard sich kehrte, rechte und wirklich kunstvolle Heimatkunst mindestens dank Gerhart Hauptmann schon gesicherter Besitz war. Wirklich führte der Kampf für die Heimatkunst und gegen Berlin Lienhard Bundesgenossen zu, die in einseitiger Überspannung die zugrundeliegenden Gedanken nur beeinträchtigten und eine Unkunst von banausenhaftem Behagen an philisterhafter Abspiegelung des Provinzlebens förderten. Allein wer heute aus der Ferne auf die nicht erfreulichen Kämpfe zurückblickt, die damals um die Heimatkunst geführt worden sind, darf zugestehen, daß erstens seitdem auf den Höhen deutschen Dichtens wirklich Beträchtliches im Sinn der Heimatkunst geleistet worden ist. Und daß zweitens ein wesentlicher Gesichtspunkt Lienhards inzwischen mehr und mehr Bedeutung gewonnen hat. Seit dem Beginn des Weltkrieges hat deutsche Dichtung immer entschiedener sich von der materialistischen Verherrlichung der Groß- und Weltstädte abgekehrt. Den Deutschen war immer fremd gewesen, gleich den Franzosen in der größten Stadt ihres Landes alle Kunsttätigkeit gipfeln zu lassen, diese größte Stadt zum Sammelpunkt der gesamten Kunstleistung des Volkes zu erheben. Als Lienhard sein ‚Los von Berlin!' ertönen ließ, schien es wirklich, Berlin solle für den Deutschen werden, was für den Franzosen Paris ist. Heute ist das überwunden. Heute hat sich die Kunst der einzelnen Länder Deutschlands wieder Raum geschaffen. Sie gedeiht am besten, wo sie sich den mechanisierenden Wirkungen des Weltstadtlebens entzieht. Daß es so gekommen ist, bleibt auch Lienhards Verdienst. Auch an dieser Stelle, auch als Anwalt der Heimatkunst und als Schützer der Kunst der Provinz, zählt er zu den ersten, die für Wiedererweckung alter deutscher Geistigkeit und gegen materialistische Mechanisierung gestritten haben." Oskar Walzel (Germ., Werk 20 u. a. O.).

„Lienhard nimmt in der Literatur der Gegenwart die Rolle eines Mittlers ein. In weiten Zügen hat sich unsere Dichtung von dem Mittelpunkt der klassischen Literatur des 19. Jahrhunderts entfernt. Die Welt ist eine andere geworden und mit ihr ihre Probleme. Aber dessenungeachtet leben im Kreise unseres Volkes Millionen von Menschen, welche sich von dem Bilde der Vergangenheit nicht abzuwenden vermögen; für sie fehlt eine Brücke von den großen Tagen des klassischen Weimar in unsere Zukunft. Ich sage Zukunft, wennschon das Wort Gegenwart näher läge, aber diese Menschen leben nicht in ihr. Lienhard ist es, der diesen Menschentypus gestaltet, ihn aber mit dem Blick in die Zukunft beseelt, und wenn der Dichter hier einen Typus lebender Menschen für unser modernes Gefühl überhaupt erst erträglich macht, so muß ihm noch die viel bedeutungsvollere Aufgabe zugesprochen werden, daß er diese Menschen, die hier als seine engere Gemeinde bezeichnet wurden, mit dem gegenwärtigen Leben, heiße es nun Gegenwart oder Zukunft, überhaupt erst in eine Verbindung bringt. Er reißt somit die, welche sich als Träger eines verklungenen Reiches — nicht jenes, welches 1918, sondern schon um Jahrzehnte früher zusammenbrach — aus ihrer Lethargie und erweckt sie wenigstens zu dem Glauben an Deutschlands Zukunft. Das ist, streng begrenzt, der eine Hauptinhalt seiner Bücher." — Wilhelm Kiefer (Münch. N. Nachr. 273).

Vgl. auch: Paul Wittko (Münch. Ztg., Propyläen 51 u. a. O.); Leonhard Schrickel (Tag 235); Franz Alfons Gayda (N. Tagbl., Stuttgart 460); Curt Elwenspoek (Münch.-Augsb. Abendztg. 272); Erwin H. Rainalter (Berl. Börs.-Ztg. 463); Fritz Hartmann (Hannov. Kur., Lit. Beil. 464/65); Hanns Martin Elster (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 230); Kurt Meyer-Rotermund (Braunschw. Staatsztg. 274); O. A. Eckert (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 470); Magdeb. Ztg. (503).

*

Houston Stewart Chamberlain
Zum 70. Geburtstag

„Wie Chamberlain, in vollendetem Gegensatz zu dem, was er einmal ‚historische Leichenbeschau' nennt, in seinen Werken über Kant, Goethe und Wagner, drei der größten Einzelerscheinungen unserer Geistesgeschichte, in lebendige Beziehung zu zukunftsfreudiger Gegenwart gesetzt hat, so gestaltete er in genau dem gleichen Sinn seine berühmten Geschichtsbetrachtungen im großen: ‚die Grundlagen des 19. Jahrhunderts' schrieb er treu seinem bedeutsamen Satze: ‚Geschichte, im höheren Sinne des Wortes, ist einzig jene Vergangenheit, welche noch gegenwärtig im Bewußtsein des Menschen gestaltend weiterlebt.' Dieses Werk, in dem sich wissenschaftlicher Scharfsinn mit philosophischem Tiefblick paart, ist aus der ‚Überzeugung von der überlegenen Bedeutung der aus dem Norden Europas stammenden Menschenart' geboren (Vorwort zur 14. Auflage) und läßt uns deutlich innerste Zusammenhänge unserer Geistesgeschichte erblicken, von denen wir zuvor kaum etwas ahnten." Hans Alfred Grunsky (Köln. Ztg., Lit. Bl. 664).

„Von Wagner zu Kant scheint der Oberflächenbetrachtung ein großer Sprung zu sein, vom künstlerischen Genius zum abstrakten Denker, der nicht geringe Anforderungen an spekulierendes Bohren stellt. Daß und warum Chamberlain den Gang zu Kant unternommen hat, schildert er in den ‚Lebenswegen meines Denkens'. Und auch dieser Gang war trotz der gewaltig angehäuften Kant-Literatur von Erfolg begleitet. In vier starken Auflagen ist das Kant-Buch verbreitet und hat offenbar nicht wenigen zur Einführung in die Gedankenarbeit des Philosophen nützliche Dienste geleistet. Die scharfe Scheidung des Rationalen vom Irrationalen, die Kant vorgenommen hat, unserer Zeit ins Bewußtsein zu rufen, ist eine notwendige Aufgabe." Wilhelm Rein (Münch. N. Nachr. 249).

„Als ich 1901 als junger Geologe nach Wien kam, meiner eigentlichen Sendung völlig unbewußt, da war es die Freundschaft Chamberlains, die mir zu mir selbst den Weg wies. Unermüdlich war er in seinem Bestreben, das Schlummernde in mir zu wecken, das Wachsende zu fördern. In meinen pariser Jahren von 1903 bis 1905 schrieb er mir einmal die Woche einen langen pädagogischen Brief. Er war recht eigentlich ein Lehrer im Sinn von Goethes Wanderjahren. Und was das Wesentliche ist: die Schroffheiten und Einseitigkeiten, die seine Schriften so vielfach kennzeichnen, treten beim Menschen und Freund so gut wie gar nicht hervor. Da spürt man nur Verständnis, Größe und Wärme." Graf Hermann Keyserling (Deutsche Allg. Ztg. 420).

Vgl. auch: Blech (ebenda); Hans Alfred Grunsky (Münch.-Augsb. Abendztg. 248); Eduard Scharrer (Hannov. Kur. 422/23 u. a. O.); Paul Wittko (Tag, Unt.-Beil. 216); „Wie Ch. Deutscher wurde" (Magdeb. Ztg. 456).

*

Zur deutschen Literatur

Über Nibelungensage und pädagogische Moral (im verneinenden Sinn) schreibt Curt Amend (Karlsr. Ztg., Wissensch. 223). — Mit Oswald von Wolkenstein beschäftigt sich E. Jammers (Köln. Ztg., Lit. Bl. 715).

Dem Mystiker und Philosophen Jakob Hermann

Obereit (geb. 1725) widmet Willy Wuhrmann (N. Zür. Ztg. 1362) ein Gedenkblatt. — Johann Carl Wezel in Dresden nimmt Carl Georg von Maaßen (Dresd. N. Nachr. 219) zum Thema. — Über Johann Caspar Lavater schreibt W. K—r. (N. Zür. Ztg. 1383) im Anschluß an das Buch von O. Guinaudeau (Paris, Felix Alcan). — Unter der Überschrift „Schöne Seelen" gibt H. Drees (Magdeb. Ztg., Montagsbl. 38 u. 39) Briefe des Grafen Christian Friedrich zu Stolberg und seiner Familie an Gleim und seine Verwandten bekannt. — Dem elsässischen Dichter Gottlieb Konrad Pfeffel widmet Kunz von Kauffungen ein Erinnerungsblatt (Tägl. Rundsch. 394). — Ein Vortrag von Rob. F. Arnold über Lessing wird (Wiener Ztg. 220) bekanntgegeben.

Goethes berliner Reise nimmt Arthur Eloesser (im Anschluß an Pniowers Buch) zum Anlaß selbständiger und wertvoller Betrachtungen (Frankf. Ztg. 692 — 1 M.) — Ebenda (671 — 2 M.) spricht Otto Francke über Karl August und die Schule.

„Patmos" überschreibt Martha Charlotte Nagel eine Hölderlin-Betrachtung (Berl. Börs.-Ztg. 407), ein Bild von Susette Gontard zeichnet W. Meridies (Germ., Zeit 82). — Wertvolle Ausführungen über Novalis gibt K. Viëtor (Frankf. Ztg. 673 — 1 M.) im Hinblick auf die neue Ausgabe der Werke von Ernst Kamnitzer bei Rösl & Cie., München). — Über Jean Paul-Renaissance spricht Gerhard Bohlmann (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 449) aus Anlaß von Walter Harichs Biographie (H. Haessel, Leipzig). — Kleists Penthesilea analysiert Rudolf K. Goldschmit (Bad. Pr., Lit. Umsch. 34), auf die Wandlung des Kleist-Bildes weist Walter Muschg (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1422). — Zu Clemens Brentanos Geburtstag (8. Sept.) schreibt Paul Junker (Tag, Unt.-Beil. 215), das Haus der Brentano zu Winkel im Rheingau schildert Leo Sternberg (Berl. Börs. Ztg., Welt 180). — Ungedruckte Zeugnisse zu Schumann und Heine werden (Magdeb. Ztg., Unt.-Beil. 454) beigebracht. — Unter der Überschrift „Amrilkais" schreibt Hans Benzmann (Köln. Ztg., Lit.Bl. 689) über Friedrich Rückerts Übertragung arabischer Poesien.

„Wie C. F. Meyer zum Deutschen wurde" erörtert Gustav Manz (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 225), eingehend beschäftigt sich Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1461) mit Harry Maync's Meyer-Biographie (Huber, Frauenfeld), über Meyer in Verona läßt sich Hermann Hall (Deutsche Allg. Ztg. 429) vernehmen. — Die Umdeutung Nietzsches, der er eben jetzt unterliegt, beschäftigt Otto Flake (N. Zür. Ztg. 1465), über Nietzsches tragisches Schicksal schreibt Ludwig Marcuse (Bad. Pr., Lit. Umsch. 36), Nietzsche und die Musik behandelt Eberhard Moes (Germ., N. Ufer 37). — Johann Jakob Bachofen gilt eine Studie von R. R. (Bund, Bern, Kl. Bund 36). — Zum 100. Geburtstag des deutschen „Meister-Übersetzers" Gottfried von Leinburg schreibt Christian Rodegg (Germ. 446 u. a. O.). — Ein Bildnis Adalbert Stifters zeichnet im Anschluß an Otto Stössl W. Th. Stadler (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1346). — Unter der Überschrift „Der Intendant" beschäftigt sich Helene Bettelheim-Gabillon (Münch. N. Nachr., Einkehr 73) mit Dingelstedts Wirken in München und Wien. — Zur Erinnerung an Marie von Ebner-Eschenbach schreibt Käte Schultze (N. Nachr., Braunschweig, Sonntag, 13. Sept.), Briefe der Ebner an Friedrich Pecht, sowie Briefe an Pecht von Heinrich Laube werden (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 104, 106) bekanntgegeben. — Briefentwürfe Theodor Fontanes werden (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 218) veröffentlicht, den Spuren Fontanes in Schottland folgt Ernst Schäffer (Berl. Börs.-Ztg., Welt 197). — Detlev von Liliencrons Liebesbriefe nimmt Hanns Martin Elster (Karlsr. Ztg., Wissensch. 19. Sept.) zum Thema. — Über Paul von Winterfeld und seine Sendung an die deutsche Nation schreibt Arthur Friedrich Binz (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 37). — Eine Johann Hinrich Fehrs-Studie bietet Christian Boeck (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 208). — Das „Tagewerk Christian Morgensterns" überblickt Oskar Loerke (Berl. Börs.-Cour. 415). — Ein Bild von Max Dauthendey zeichnet Hugo Marti (Bund, Bern, Kl. Bund 39).

Franz Kafkas Nachlaß würdigt Hermann Hesse (Berl. Tagebl. 427). — An Alberta von Puttkamer erinnert Ewald Silvester (Münch. N. Nachr. 239). — Zum Gedächtnis von J. C. Heer schreibt Kurt Martens (Münch. N. Nachr. 250). — „Ein paar Erinnerungen an Gustav Kadelburg" teilt Rudolf Presber mit (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 220).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Conrad Wandrey bietet (Münch. N. Nachr. 264, 265) einen Aufsatz „Stefan Georges Stern", in dem die von George ausgegangene Wirkung angedeutet wird; Stefan Georges Prosa charakterisiert Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1422). — In einem Aufsatz über Heinrich Mann von Kurt Offenburg (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 475) liest man: „Immer wieder erscheint Heinrich Mann als der reine Ästhetiker. Und aus dieser Perspektive muß man auch seine Stellung zur politischen Geschichte nehmen. Er ist viel zu erkenntnisreich und zu skeptisch, um die eitle Naivität unserer selbstgefälligen Politik ertragen zu können: zu über-

legen, um nicht gütig gegen die Schwachen zu sein; zu tapfer, um sich nicht auf die gefährliche Seite einer politischen Überzeugung zu wagen: selbst um den Preis, daß eine Erschütterung der Gesellschaft ihn mitreißen kann: ihn, den zweckfremdesten aller Menschen. Was Heinrich Mann zur politischen Stellungnahme antrieb, ist ein Degout vor der schauerlichen Geschmacklosigkeit der Dummheit und die tiefe Abneigung gegen die Plattheit in der Politik." — Einen Aufsatz über Leo Perutz und sein Werk (Münch. N. Nachr. 256) beschließt Josef Magnus Wehner mit den Zeilen: „Leo Perutz ist der Meister des Unterganges, die Stimme der Todgeweihten. Im Leben soll er liebenswürdig und von seltener Hilfsbereitschaft sein." — In einer sehr eingehenden Studie über Ernst Lissauer von Ludwig Davidsohn (Jüd. lib. Ztg. 33, 34, 35) liest man: „Natürlich haben die Juden Weltschmerz und hoffnungslose Schwermut nicht in Erbpacht genommen. Herman Bang, Graf Eduard Keyserling, Leopardi — um nur einige wenige Namen zu nennen —, sind nichtjüdische Poeten der Weltverneinung und Trauer par excellence; aber es mag richtig sein, daß die analytische und fast möchte ich sagen zersetzende und anti-idyllische Melancholie mancher jüdischen Dichter — ich denke vor allem an Wassermann, Schnitzler, Beer-Hofmann — zuweilen etwas ganz besonders Aufwühlendes und Deprimierendes an sich hat. — Um so erfreulicher und begrüßenswerter ist es darum, daß unter den deutschen Dichtern jüdischer Herkunft eine Erscheinung wie der Lyriker Ernst Lissauer zu rühmen ist, dem so ganz und gar nichts Krankhaftes, Müdes, Verlebtes anhaftet, der — obwohl er aus der Großstadt stammt — so urgesund, unverbraucht, frisch und jugendkräftig ist, daß seine Persönlichkeit und Werke allein genügen, um den Vorwurf der Degeneration, dem man dem deutschen Schrifttum jüdischer Seele macht, zurückzuweisen, zum mindesten stark einzuschränken." — Einen Aufsatz über Bonsels (Münch. N. Nachr. 263) leitet Karl Rheinfurth mit den Worten ein: „Schon nach der Lektüre weniger Seiten von Waldemar Bonsels steht man im Bann einer vollreifen, das All erschließenden Kraft. Dies rührt daher, daß sich des Dichters Gestalt und Werk in jedem Augenblick unwillkürlich aus zwei Quellen speist: aus Natur und Geist, deren Wesen es in höchster Lebensfülle ausstrahlt. Bonsels ist primitiv im Sinn einer blutwarmen Naturnähe und glühenden Geistesunmittelbarkeit. Er ist triebselig und geistestrunken in allen seinen Lebensäußerungen, ein Mensch, in dem und durch den das Allmenschliche sich rein und stark offenbart." — Hart geht Otto Koenig (Arb.-Ztg., Wien 238) mit Enrika Handel-Mazzetti in Hinblick auf ihre letzten Werke ins Gericht: „Auch der Stil der Handel-Mazzetti ist so ganz und gar verkalkt, in abgematteten Übertreibungen erstarrt: Böse Menschen mit Einschluß sämtlicher Freimaurerobermeister haben einfach ‚scheußliche Gesichter'. — Das Automobil des Satans Stana macht in den Straßen Wiens ‚klafterhohe Sprünge'. — Wenn irgendwas Grausliches geschieht, ob nun Kotzebue ermordet wird oder der Teufel selbst wen abstechen läßt, ist gleichgültig, dann erscheinen pünktlich schwarze Gestalten an den Fenstern, manchmal sogar ‚dämonische' schwarze Gestalten im Zimmer. Das ist so furchtbar, nicht zum sagen, und man darf wohl mit gutem Grunde annehmen, daß die fromme, die klerikale Dichterin diese ‚schwarzen Gestalten' aus eigener, wiederholter Anschauung schöpfen konnte." — Für Josef Magnus Wehner findet Martin Rockenbach (Germ., Werk 18) die charakteristischen Sätze: „Wehner besitzt ein bildertrunkenes Herz. Eine dunkle, zeugerische Vielfalt von Stimmen rumort in seinem Herzen. Wenn er anfängt zu erzählen, rauscht eine Fülle von Gesichten hoch, in tönendem Wohllaut der Sätze, wirklich — unwirklich, schwebend leicht ins übersinnliche Gewölk verflatternd, ein Reichtum von ursprünglichen Gebilden der Phantasie, deren ‚üppige und verworrene' Elementarkraft nur mit männlicher Energie gebändigt werden kann..." — Einen Aufsatz über Ina Seidel beschließt Martin Roehl (Hannov. Kur., Lit. Beil. 416/17): „Ins Herz der Dinge führt auch der Weg Ina Seidels. Sie wuchs so mächtig, daß sie sich nicht mehr an kleine Dinge verlieren kann. Unruhe und jagende Glut ward zu lebendiger Fülle gereift, zu beseelter Klarheit gemeistert; aber die wahlverwandte Hingabe an die selige, wilde Weite der schicksalgepeitschten Welt ist zu urtümlich und eines Wesens mit der ewig neu und einmalig wiedergeborenen Natur, um je zu literarischer Routine zu erstarren oder in dünnen Rinnsalen idyllischer Herdseligkeit zu versickern. Wir warten gespannt auf die Erzählung aus den Tagen der Thronbesteigung Katharinas II., die uns für das nächste Frühjahr versprochen ist und die, nach einigen Probestücken im Vortragssaal zu schließen, vom Atem der russischen Steppe weit und groß durchweht wird. Heimat und Schicksal — noch immer leuchten über beiden die Sterne, und allenthalben rüsten tatfromme Wanderer zum Aufbruch in eine neue, durchgötterte Welt." — Einen „träumerischen" und „stillen" Dichter nennt Sophus Hochfeld (Pommersche Wacht 191) Franz Lüdtke.

Max Halbe veröffentlicht Kritisches und Gelebtes aus seiner Werkstat „Von Tag und Werk" (Münch. N. Nachr. 246, 260, 267, 268), er gibt auch unter der Überschrift

„Hartwig und Schigorski" einen Aufsatz, in dem er unter Anknüpfung an die Gestalten aus seiner „Jugend" über den inneren deutsch-polnischen Gegensatz spricht. — Zur Feier von Heinrich Vierordts 70. Geburtstag veröffentlicht das Karlsr. Tagbl. (Pyramide 39) eine Vierordt-Nummer mit Beiträgen von Ludwig Fulda, Wilhelm Zentner, Otto Frommel, Ernst Jenny, Heinrich Lilienfein, Karl Hesselbacher u. a. Zentner schreibt: „Vierordts plastischer Sinn, der auch sein eigenes Leben unter das Gesetz strenger, ganz der Schönheit und menschlichem Ethos geweihten, von Freundschaft und Liebe verklärten Daseinsformung gestellt hat, mußte naturgemäß seine bestimmende Anregung aus der Natur und Kunst Italiens erhalten, das er mehrfach durchreiste. Das starke italienische Erlebnis, verbunden mit tiefen Eindrücken aus antiker Kunst, festigte in dem Dichter den eingeborenen, aber von romantischem Überschwang bedrohten Trieb zur Form, die er etwa im Sinne der münchner Dichterschule, aber doch mit ausgesprochener Eigenart meistert. Nicht rein zufällig verknüpften ihn auch persönliche Beziehungen mit den bedeutsamsten Vertretern der Münchner, so Geibel, Heyse, Leuthold und Lingg. In der Sprachbehandlung macht sich mitunter auch die große Liebe für Freiligrath bemerkbar, mit dem er auch manche Bizarrerie in der Kunst des Reimes, die er virtuos meistert, teilt." Vgl. auch Rudolf Krauß (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 227); E. Gaubatz (Deutsche Allg. Ztg. 462.) — Zum 50. Geburtstag von Wilhelm Scharrelmann sandten Gustav Brandes (Schlesw. Nachr., Nordmark 202), Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Deutsche Allg. Ztg. 410), Johannes Boldt (Hannov. Kur. 408/09) Grüße. Friedrich von Oppeln-Bronikowski schreibt: „Seine stille und feine Kunst hat sich in ganz Deutschland eine Gemeinde geworben, ja über seine Grenzen hinaus Beachtung bei stammverwandten Völkern gefunden. Trotz Not, Anfechtung und Krankheit hat er sich vom armen Volksschullehrer zum Prosadichter von eigener Prägung durchgesetzt, ohne je in Weltschmerz, Anklage oder Lebensverneinung zu versinken. Nicht umsonst betitelt sich einer seiner Romane ‚Selige Armut', und die Lebensbeschreibung des armseligen, naturlosen, früh der Mutter beraubten Knaben Piddl Hundertmark endet mit einem siegesfrohen Bekenntnis zur erlösenden Macht unverdrossener Arbeit."

Sehr fein charakterisiert Joseph Sprengler die Lyrikerin Ruth Schaumann (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 33) die zugleich Plastikerin ist: „Möglich, daß es der Anlage und den Neigungen der Bildhauerin entspringt, Gebärden auch in Wortvisionen festzulegen. Aber es wäre nicht bloß sehr billig, sondern schlechthin falsch, die Schaumann darum als Plastikerin des Wortes zu bezeichnen. Sie ist das so wenig wie Barlach, dessen Skulpturen schwer mit Marschland und Acker verwachsen sind, während seine Frühdramen in den Worten nicht fein und zart genug auftreten können. Barlach ist nun freilich leise und indirekt in Ibsens Art ein empfindlicher Ironiker, der Kritik übt an Philister und Philisterwort. Das Leise der Schaumann hingegen rührt von dem Zauber ihres Lichtes, das um die Werte fließt. Sie modelliert als Dichterin gleichsam mit Licht und Farbe. Zuweilen empfängt sie von Farbe und Licht geradezu ihr Urerlebnis. Aus einem Rot oder Weiß entwickeln sich dann erst die Gefühle, die Gegenstände, die Gestalten und Geschicke."

Über Thomas Manns „Zauberberg" liegen vier neue Aufsätze vor: Karl Alphéus (Frankf. Ztg. 654 — 1 M.); Elisabeth Widmann (Bund, Bern, Kl. Bund 35); Otto Schabbel (Hamb. Nachr., 23. Aug.); Heino Schwarz (Köln. Tagbl. 358). Bei Schabbel liest man: „Dennoch bleiben Zweifel. Gewiß nicht an der erzieherischen Tendenz des Dichters und an dem geistigen Gewicht seiner Auseinandersetzungen mit gewissen philosophischen und kulturellen Problemen. Aber an dem Kunstwert. Une œuvre d'art, so abstrahiert bekanntermaßen Zola das Wesen der Kunst, est un coin de la nature vu à travers un tempérament. Beruft unser Dichter sich auf dieses gewiß höchst anfechtbare Zeugnis des Franzosen? Wir waren froh, dem Naturalismus entronnen zu sein, und sehen uns nun hier einer Wiedergeburt dieser Kunstform, ja sogar in einer außerordentlich raffinierten Blüte, gegenüber. Einer literarischen Röntgenplatte, wenn auch mit weiten geistigen Horizonten. Sie interessiert den Kundigen und lockt wie alles Geheimnisvolle den Laien. Aber wir scheiden arm wie wir kamen von dieser mit geistigen und formalen Leckerbissen reichbesetzten Tafel. Hans Castorps Werdeprozeß haben wir durch alle Varianten verfolgt, die spirituellen Waffengänge der Redekontrahenten mit Interesse vernommen, — was aber hat an unsere Seelen gerührt?" — Über Heinrich Mann und seinen neuen Roman „Der Kopf" schreiben Käte Schultze (N. Nachr., Braunschw., Sonntag, 20. Sept.) und Arthur Friedrich Binz (Köln. Volksztg., Lit. Beil. 26). Letzterer sagt: „Das überlegen Geistreiche des Verfassers hemmt die dichterische Gestaltung, es fehlt das Blut. Aber was Mann wohl beabsichtigte, ist gelungen, gelungen ist eine gläserne Groteske auf das Regime Wilhelms II. Heinrich Mann schrieb, um es pointiert zu sagen, einen dicken Band bewegter Simplizissimus-Bilder, einen Band, der sich in den Rahmen seines beachtenswerten Gesamtwerkes eingliedert, aber seinem geistigen und künstlerischen

Gesicht keine neuen Züge mehr einwebt." — Einen Aufsatz über Jakob Wassermanns „Faber oder die verlorenen Jahre" läßt Karl Kreisler (Tagesb. Brünn, Sonntagsbeil. 398) in die Worte ausklingen: „Ein erschütterndes Zeitbild und Menschenbild, das ist gewiß. In jenem großen Stil entworfen, den nur der dichterische Prophet meistert. So erhebt sich aus Elend und Verlust des Krieges das Werk der schaffenden, der ewig unvergänglichen Kunst, seelendeutend, lichtbringend, aus finsterer Vergangenheit den Weg zur hellen Zukunft weisend: Löst euch vom Alten, damit ihr das Neue gewinnet." — Kritisch bemerkt Eduard Schröder zu Heinrich Federers neuem Roman „Papst und Kaiser im Dorf" (Rhein.-Main. Volksztg. 203): „Nicht in allen Punkten hält Federers Schaffen einem strengen, künstlerischen Wertungsmaßstab stand, und naturgemäß gerade in den Zügen am wenigsten, die Hauptgründe seiner Verbreitung in einem weiteren Leserkreise, Ursachen seines spezifischen Publikumserfolges darstellen. Das sind: eine gewisse, leicht eingängliche Vereinfachung der Probleme durch Zuspitzung auf schematisch-gedankliche, nicht typisch-lebendige Kontrastierungen, eine stark vereinfachende Stilisierung der Charaktere, eine unterhaltsame Redefreudigkeit, die, ohne Anspannung der Aufnahme zu fordern, doch mit psychologischen und ethischen Bereichen spielerisch liebäugelt und schließlich eine — namentlich in den späteren Werken hervortretende — Überlastung mit primitiven, zuweilen trivialen Sentiments."

Zu Stefan Zweigs „Der Kampf mit dem Dämon" bemerkt Hanns Martin Elster (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 202): „Wohl noch nie hat uns ein Biograph das Wesenhafte und das treibende, bestimmende Element von Dichtern, von Künstlern überhaupt so wirksam veranschaulicht, wie Zweig in seinem auch stilistisch ausgezeichnet geschriebenen Buch, das man nicht als eine Sammlung von drei Essays betrachten darf, sondern als eine Einheit sehen muß. Dann nämlich wird man allein seiner Bedeutung für die Erkenntnis des Menschentums an sich inne."

*

Zur ausländischen Literatur

Eine Studie über William Blake bietet Friedrich Lindemann (Köln. Ztg., Lit. Bl. 651). — Über Galsworthys Dramen schreibt Michael Charol (Berl. Börs.-Ztg. 449). — Moderne Literatur in den Vereinigten Staaten untersucht auf die äußeren Buchverhältnisse hin Ludwig Schönrock (Stuttg. N. Tagbl. 405). — Deutsche Literatur und deutsche Kunst in Amerika vergegenwärtigt Paul Clemen in Hinblick auf Kuno Franckes 70. Geburtstag (Köln. Ztg., Lit. Bl. 715). — „Wie Eduard Bok Amerikaner wurde" erzählt F. Schönemann (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 223).

Über Voltaire äußert sich Herbert Eulenberg (Frankf. Ztg. 644 — 1 M.). — Zum 100. Geburtstag von Paul Louis Courier schreibt Joseph Chapiro (Berl. Tagebl. 444). — Über Guy de Maupassant läßt sich Adolf Pfeffer (Bund, Bern, Kl. Bund 35), über Maupassants letzte Geliebte F. H. Huebner (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 424) vernehmen. — Marcel Proust, „Frankreichs neuem Balzac", widmet Eduard Korrodi eine Studie (Weser-Ztg., Lit. Beil. 261), Marcel Prousts tragischen Lebenslauf charakterisiert Stefan Zweig (Berl. Börs.-Cour. 441). — Ebenda (411) findet sich eine Charakteristik von Georges Duhamel. — „Germanistik in Frankreich" würdigt Otto Grautoff (Germ. 426). — Die Literatur in der französischen Schweiz charakterisiert Henri d'Armentière (Prag. Pr. 242). — C. F. Ramuz und A. Fankhauser kennzeichnet Eduard Korrodi in ihren modernen Tendenzen (N. Zür. Ztg. 1386).

Die Literarische Beilage (1500) der N. Zür. Ztg. ist Spanien gewidmet, mit Beiträgen von Arnald Steiger über Ramon Menendez Pidal und Fritz Ernst über José Ortega y Gasset. (Dazu Übersetzungsproben.)

Boccaccios Frauenideal schildert Paula Bauer (Tag, Unt.-Beil. 226). — „Petrarca im Land der Päpste" gelten Ausführungen von Victor Lambert (Berl. Börs.-Ztg. 439). — Den „Fall d'Annunzio" erwägt Felix Braun (Frankf. Ztg. 701 — 1 M.).

Ein unbekannter Artikel Dostojewskis „Von Bränden und Brandstiftern" wird (Münch. N. Nachr., Einkehr 72) veröffentlicht. — Eine Begegnung mit Maxim Gorki schildert Andreas Thom (Arb.-Ztg., Wien 244). — Der neueste Roman des polnischen Schriftstellers Zeromski („Vorfrühling") wird (Prag. Pr., Dichtung 35) von A. St. Mágr gewürdigt.

Über den kürzlich verstorbenen rumänischen Erzähler Ioan Slavici schreibt Oscar Walter Cisek (Prag. Pr. 239).

Volksballaden aus Island charakterisiert Hans Benzmann (Magdeb. Ztg., Lit. Beil. 477), der auch (Karlsr. Ztg., Wissensch. 205) über indische Liederdichter schreibt.

Über Kunst und Dichtung der Chinesen läßt sich Rolf Reismann (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 115) vernehmen.

* * *

„Künstler und Publikum." Von Karl Birner (Frankf. Ztg. 617 — 2 M.).

„Der Roman als Kunstform." Von Waldemar Bonsels (Münch. N. Nachr. 238).

„Namens und in Vollmacht . . ." Merkwürdige Praktiken des Allgemeinen Schriftstellervereins. Von H. H. B. (Germ., Ufer 38).

„Verlängerung des Urheberschutzes." Von Fuld (Frankf. Ztg. 646 – M.).
„Romantik, Politik und Gegenwart." Von Friedrich Hertz (Berl. Tagebl. 446).
„Übersetzerpech." Von Hermann Hiltbrunner (Bund, Bern 390).
„Dichter im Alltag." Fritz Adolf Hünich (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 206).
„Vom übersinnlichen im Schauspiel." Von Hanns Johst (Münch. N. Nachr. 256).
„Von der Technik des Dramas." Von Hanns Johst (Münch.-Augsb. Abendztg. 255).
„Psychoanalyse und Dichter." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1416).
„Zwei Gedichte aus der Biedermeierzeit zum Preise Bambergs." Von Oskar Kreuzer (Bamberger Tagbl., Warte 13.)
„Alltag und Dichtung." Von Ernst Lissauer (Hann. Kur. 431).
„Herbst und Romantik." Von Anton Mayer (Berl. Börs.-Ztg. 439).
„Kulturfragen der Gegenwart." Für die deutsche Romantik. Von Friedrich Muckermann S. J. (Germ., Ufer 36).
„Der Rhein im Studentenlied." II. Von Otto Neurath (Weser-Ztg. 263).
„Neben der Literatur. Vielschreiber in der Goethe-Schiller-Zeit." Von Walther Nissen (Deutsche Allg. Ztg., Welt 408).
„Rhythmus und Seelenleben." Von Karl Nötzel (Karlsr. Ztg., Wissenschaft 211).
„Drei neue Tellen." Von Max Rychner (Frankf. Ztg. 701 – 1 M.).
„Zauber der Illusion." Anmerkungen zum Theater. Von Albrecht Schaeffer (Münch. N. Nachr. 252).
„Der Mythos." Von M. Sztern (N. Zür. Ztg. 1476).
„Literatur und Gesellschaft." Von Karl Viëtor (Berl. Tagebl. 412).
„Philosophenmütter." Zu Schopenhauers 65. Geburtstag, 21. September. Von Hans Vaihinger (Deutsche Allg. Ztg., Welt 444 u. a. O.).
„Rheinromantik." Von Oskar Walzel (Bund, Bern 383).
„Eine deutsche Affäre Dreyfus." Die Verurteilung des Schriftstellers Heinrich Wandt (Arb.-Ztg., Wien 247).
„Der Altkatholizismus." Von Gottlieb Wyß (Bund, Bern 370).

Echo der Zeitschriften

Philosophischer Anzeiger. I, 1. (Bonn.) In dem beachtenswerten Aufsatz von Helmut Stadie „Die Stellung des Briefwechsels zwischen Dilthey und dem Grafen York in der Geistesgeschichte" (herausgegeben von Rothacker im Verlage Niemeyer) denkt man den abschließenden Sätzen mit besonderem Interesse nach:

„Es sei auf Diltheys noch schwache und sozusagen lächelnde Versuche hingewiesen, neuartige Lebenserscheinungen, die dem Alternden schon über dem Kopf zusammenzuschlagen scheinen, Gerhart Hauptmann, den Sozialismus, die revolutionäre Aufwühlung der jungen Generation, die ihn in den letzten Briefen an den Grafen York so stark beschäftigt, sozusagen doch noch zu bewältigen. Daß es nicht ganz mißlingt, daß die Kategorien schwach, aber nicht zu eng sind, um das Wesentliche der geistigen Turbulenz einzufangen, wenn auch ohne seine Buntfarbigkeit, das ist nicht einmal so wichtig wie, daß er den Gedanken überhaupt fassen, aus seiner philosophischen Einstellung ganz natürlich als das Rettende entwickeln kann, um mit ihm das Schicksalsmäßige, blind Mächtige einer ‚Neuerscheinung' geistig auszuschalten. Das allein stellt ihn tatsächlich an den vordersten Platz einer Hoffnung lassenden Entwicklung, die in die anarchische Gegenwart hineinragt und sich zur Anknüpfung anbietet. Die Möglichkeit, die er angebahnt hat, einer sozusagen ‚Psychologie des Geistes', d. h. einer Auffassungsform, die nicht nur seelische Motive kennt, sondern auch geistige, bedeutet, daß psychische Kategorien wie Leiden, Glück, Schmerz, Haß, Liebe, Stolz, Verachtung und Achtung ihre Parallelerscheinung in der Sphäre des Geistes haben mögen, und vermittelt ganz jenseits des Hegelschen Begriffs vom objektiven Geiste etwas Wertvolles, das Erlebnis des objektiven Geistes als eines dinglichen Ganzen, einer in der Zeit sich präsentierenden Individualität. Und wirklich ist im Historismus und seiner Frage ‚wes Geistes Kind ist der?' ein derartiges dem psychologischen paralleles Verhalten, aber von Geist zu Geist, nicht von Seele zu Seele, spürbar, das besonders in der Form der ableitenden relativierenden Haltung des legitimen Gebildeten gegenüber dem Zerstörer eine mit Metaphysik sich berührende Schöpfung des Historismus und sehr zukunftskräftig ist."

Europäische Revue. I, 5/6. (Leipzig.) In seinem Aufsatz „Natur und Nation" spricht Thomas Mann auch über Goethes Liebesleben. Seiner Auffassung der tatsächlichen Vorgänge pflichten wir nicht bei; aber eine Auffassung kann vielleicht in dem Grade charakteristisch und zeitgemäß sein, in dem sie sich mit den Wirklichkeitsvorgängen in Widerspruch setzt. Thomas Mann schreibt:

„Man sehe sein Liebesleben an, das man ebenfalls populärerweise als sonnig und wonnig, als göttlich glückhaft und verzichtlos zu denken geneigt ist. Der Liebereiche und Vielgeliebte hat gewiß viel genossen. Er hatte im Erotischen Anwandlungen und Perioden

der Derbheit, wo er ein wenig Gartengott war — antikisch unbefangen und unsentimental seinem Herzchen das Gute gönnte und vorurteilslos ausschweifte. Seine Ehe, eine Mesalliance in gesellschaftlicher und geistiger Hinsicht, ging aus dieser Gesinnung hervor. Aber wo er liebte, so, daß hohe Dichtung daraus wurde und nicht nur irgendein venezianisches Epigramm, worin er den Text des Hexameters seinem Mädchen auf den Rücken fingert — wo es Ernst war, endete regelmäßig der Roman mit Entsagung. Er hat weder Lotte, noch Friederike, noch Lili, noch die Herzlieb, noch Marianne, noch endlich Ulrike, noch auch jemals Frau von Stein besessen. Er hat niemals unglücklich geliebt, es sei denn in dem grotesk erschütternden, großartig peinlichen Fall der kleinen Levetzow; aber er hat um seiner Freiheit willen oder aus sittlichen Gründen in allen diesen Fällen zu resignieren gehabt. Meistens floh er.

Die Entsagung reicht tiefer, reicht höher. Was Maß, was Form ist an ihm, seine Gestalt, sein Standbild, wie es heute der Nation vor Augen steht, ist Werk der Entsagung. Wir reden nicht allgemein, nicht von dem Opfersinn, der Sinn aller Kunst ist, nicht von dem Kampf mit dem Chaos, dem Verzicht auf Freiheit, der schöpferischen Bescheidung, die das innere Wesen des Werkes ausmacht. Goethes Entsagungspathos — oder, da es sich um Dauerndes, die Existenz Durchwaltendes handelt — sein Entsagungsethos ist persönlicherer Art — ist Schicksal, ist der Instinktbefehl seiner besonderen nationalen Sendung, die eine wesentlich sittigende Sendung war. Wie, oder sollte dies Schicksal und diese Sendung, diese Bindung, Bedingung und Beschränkung, diese erzieherische Entsagungspflicht dennoch etwas weniger Goethisch-Persönliches sein, als es uns eben schien? Wäre sie die Schicksalsvorschrift, der eingeborene und bei schwerer geistiger Strafe unverbrüchliche Imperativ jedes geistigen Deutschtums, welches irgendwie und in welchem Grade immer zu bildender Verantwortlichkeit zu erwachsen bestimmt ist? — Wir sprachen von einem Gefühl der Bundesgenossenschaft, das Goethe offenbar augenblicksweise im Angesichte des Christentums berührt habe. Worin bestand diese Bundesgenossenschaft und worauf bezog sie sich? Goethe neigt sich vor der ‚sittlichen Kultur' des Christentums, das heißt: vor seiner Humanität, seiner sittigend-antibarbarischen Sendung. Es war die seine, und jene gelegentlichen Huldigungen entstammten ohne Zweifel der Einsicht in die Verwandtschaft der Sendung des Christentums innerhalb der völkisch-germanischen Welt mit seiner eigenen. Hier, das ist: darin, daß er seine Aufgabe, seine nationale Berufung als wesentlich zivilisatorisch begriff, liegt der tiefste und deutscheste Sinn seiner Entsagung."

Westermanns Monatshefte. LXIX, 828. Karl Theodor Strasser schreibt in seinem Aufsatz „Goethes ewige Flucht":

„Goethe floh nicht vor den Frauen, die ihm Medien seiner Geistesentfaltung waren, nicht vor sich selbst, sondern zu sich selbst hin.

Nur ein Wort bleibt noch als Glied im goldenen Ringe Goethischer Weltgedanken — und gerade dies letzte scheint so unendlich über unserer kleinen erdenhaften Zeit zu strahlen wie der Sirius vor den anderen Sternen.

‚Jede Entelechie,' sagt der alte Dichter einmal, ‚ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt.' Sie wird den Leib überdauern. Ihm war der Gedanke unerträglich, daß der tätig-lebendige Keimgeist der Natur in irgendeiner Monadenform verfliegen könne. Gegenüber der ‚schönen Erde' lag ihm ‚jenes feste Haus', von dem die schon halb verklärte Mignon singt.

Goethes Flucht ist eine Form seiner seelischen Entwicklung, ein Gesetz, über das bloß Zufällige zum Sittlich-Notwendigen, über die bloße Erscheinung zur Idee seiner selbst zu entschweben. ‚Werde, was du bist.' Goethes ewige Flucht ist das tiefste Sinnbild seines Werdens, seines Lebens, seiner Vollendung."

Hochland. XXII, 12. (München und Kempten.) Interessant für die katholische Auffassung von Nietzsches Gegenwartsgeltung werden die Ausführungen von Reinhold Lindemann in seinem Aufsatz zu Nietzsches 25. Todestag „Friedrich Nietzsche in unserer Zeit". Man liest da:

„Fragt man nach dem Gemeinsamen, das sich in den genannten wichtigsten Erscheinungen der Nietzsche-Literatur als charakteristische Linie unserer Zeit ausprägt, so ist es die durchgängige Erkenntnis, daß Nietzsche kein jugendfrischer Anfang, nicht Morgenröte eines neuen Tages ist, sondern Ende und Abendrot einer ausklingenden Epoche. Die Zeiten einer ausgesprochenen Nietzsche-Gefahr, die im Zarathustra-Dichter den Heiland der Zukunft selbst erblickten, liegen hinter uns. Was wir heute sehen, ist etwas völlig anderes, als jene Generation der verzückten Bestürzung im Visionär des Übermenschen zu sehen wähnte. Was uns heute beschäftigt, ist weniger der zornesgewaltige Umwerter aller Werte als das religiöse Problem in Nietzsche, die Krise des religiösen Bewußtseins, die sich in ihm vorbildlich vollzieht, weniger der göttertrotzende Prometheus als sein heimlicher Dienst am ewig lebendigen Gotte, weniger der boshaft-skeptische Schriftsteller von höchstem europäischen Rang als der Mystiker und Magier einer gleichnishaften ‚Musik', weniger der

junge und mittlere als der allerletzte Nietzsche, der Nietzsche seines mythisch gedeuteten Untergangs und Opferendes. So ist seine Philosophie, die er als ‚Vorspiel der Zukunft‘ verheißungsvoll der Nachwelt übergab, in unseren Augen schon zu einer Philosophie des Endes geworden, erscheint als sinnbildlicher Untergang, als stellvertretendes Opfer einer versinkenden Zeit. Als ‚Musik‘ also, um ein anderes Wort für Untergang zu gebrauchen, Musik, in der sich ja nach Nietzsches eigener Deutung die Zeitalter aussingen; denn ‚jede wahrhaft bedeutende Musik ist Schwanengesang‘, wie es im ‚Menschlichen, Allzumenschlichen‘ heißt. Und auch Nietzsches ‚Philosophie als Musik‘ und seine ‚Musik als Philosophie‘ ist, zutiefst verstanden, ein einziger großer Schwanengesang und hat gerade darin ihre eigentliche Bedeutung.

Drei große Kulturkomplexe sind es, die sich in Nietzsche aussingen, die, zu einer äußersten Endform gesteigert, mit ihm ihren Ausklang finden, nach dem Gesetz, ‚daß alle großen Dinge durch sich selbst zugrunde gehen, durch einen Akt der Selbstaufhebung‘. Einmal ist es das klassische Bildungsideal, soweit es unbedingter Kult der heidnischen Antike, dem Nietzsche die steilste Aufgipfelung gegeben, das aber schließlich, in völlig christliche Sphären ragend, an seiner eigenen Schroffheit zerbricht. Dann ist Nietzsche — der Antichrist! — der letzte und größte Repräsentant einer wesentlich nordischen Christlichkeit, Mystiker, Protestant und Pietist in einem, dessen übersteigertes Ethos auf dem Umwege über eine typisch nordisch-christliche Selbstqual zuletzt in prometheische Selbsterhöhung und Hybris umschlägt. Und endlich ist es der skeptizistisch hochgetriebene Individualismus des 19. Jahrhunderts, die verderblichste Form westlich zivilisatorischen Geistes, der in Nietzsches Gestalt ‚Fleisch und Genie‘ geworden."

Deutsches Volkstum. 1925, 9. (Hamburg.) Lothar Schreyer charakterisiert den Lyriker August Stramm aus dessen Empfindung für das Wort heraus:

„Jedes Wort ist ihm eine Komposition von Lauten, die in ihrer Gesamtheit das Sinnbild einer Vorstellung sind. Das Gedicht ist nun eine Komposition von Sinnbildern. Das Wortbild ist aus Lauten gebildet. Der Wortsinn ist ein Vorstellungskomplex. Vorstellungskomplex und Lautgebilde entsprechen einander und sind eine Einheit. Wer den Wortsinn fühlen will, der bilde mit seinem Mund das Lautgebilde. Er wird fühlen, wie das Wort entsteht, wie der Sinn in den Sinnen wächst, wie der Rhythmus der Laute das Wort trägt. So ist jedes Wort eine Komposition, und wir begreifen, daß der Dichter das Wort erlebt, d. h. in sich lebendig gemacht haben muß, ehe er es aussprechen kann. Im Gedicht sind dann die Worte zueinandergestellt, zusammengestellt. Und die Dichtung, das Wortwerk, ist in seiner Gesamtheit wiederum ein Lautgebilde und ein Vorstellungskomplex, die einander entsprechen. Und nur, wer die Vorstellung in Lauten bilden kann, kann das Wortwerk schaffen oder in seiner Wirkung erleben. Erst aus solcher Erkenntnis kann die Dichtung, die Konzentrierung, die Sammlung der tönenden Vorstellungen entstehen, durch die Wort und Sprache herausgehoben werden aus der Verderbnis des unschöpferischen täglichen Gebrauchs. Das Wort als ein tönendes Sinnbild wird neu entdeckt. Wer zum erstenmal den schmalen Band Liebesgedichte ‚Du‘ liest — laut liest —, dem ordnen sich die Laute der Worte von selbst und er vermag zu schwingen in den Rhythmen des Liebesspiels bis zur Liebe der Allmacht."

Die Weltbühne. XXI, 35 u. 36. (Charlottenburg.) In der Weltbühne nimmt der Streit um die Buchgemeinschaften seinen Fortgang. Gegen den Aufsatz von Fritz Th. Cohn (vgl. L. E. XXVIII, 40) nehmen Arthur Eloesser (35) und Julius Bab (36) scharf und entschieden Stellung ein. Eloesser schreibt:

„Unser alter Freund, Fritz Th. Cohn, steckt jedem eine Blume ins Knopfloch. Der Verlag hat sich ja auch mit beiden wieder vertragen, mit dem Schriftsteller und mit dem Sortimenter, ‚auf dessen treue Mitarbeiterschaft‘ er angewiesen ist. Treue Mitarbeiterschaft sagt man, wenn man einen nicht loswerden kann, und wenn man vor dem einen auch noch ein bißchen Angst hat. In Wahrheit wird es viele Verleger geben, die die Buchgemeinschaft wegen ihrer Kalkulation, die den Zwischenhandel ausschließt, innig beneiden, und es wird wahrscheinlich sehr wenige geben ohn[e] die Vorstellung einer Utopia, wo der Sortimente[r] nicht mehr seine vierzig und fünfzig Prozent ‚für da[s] bißchen Zwischenhandel‘ einschluckt. Ich habe nich[t] gegen Sortimenter, ich bedaure sie höchstens, weil e[s] davon zu viel gibt. Aber die Buchhändler, oder wenig[-] stens diejenigen, deren Amt es ist, für die ander[n] entrüstet zu sein, haben einen Akt der Barbarei, d[er] Lynchjustiz, der Hungerblockade begangen, da sie de[n] Boykott gegen die für Buchgemeinschaften arbeite[n-] den Autoren beschlossen.

Lieber Herr Cohn, Sie sagen, daß Sie das nichts a[n-] geht, indem Sie als ‚schönwissenschaftlicher Verlege[r‘] diesem Pogrom den Rücken zukehren. Es geht S[ie] eine Menge an; denn Ihre Freunde, die Verlege[r] hätten den wilden Sortimentern erklären müsse[n:] Wenn Ihr den Buchgemeinschaften selbst nicht auf d[en] Leib rücken könnt, so tretet wenigstens den Schrif[t-] stellern nicht auf den Magen, den die Inflation sch[...]

genug geschwächt hat. Ja, sie hat es, ich bin darin sehr sachverständig, als Direktor des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller — sie hat viele und nicht schlechte Leute aus ihrem Beruf herausgeworfen, hat sie in tiefe Misere, hat sie auch auf Kokain und Morphium geworfen. Ein Schriftsteller, und das heißt doch manchmal ein Phantasiemensch, ein Künstler, ist nicht verpflichtet, eiserne Nerven zu haben. Ich habe vorhin von einem Pogrom gesprochen, und das sehr bewußt; denn die Verleger haben sich mit den Sortimentern gegenseitig in den Kampfruf gehetzt: Haust du meinen Juden, hau' ich deinen Juden! Da aber die Verleger an die Buchgemeinschaften auch nicht herankonnten, so war der Schriftsteller Derjenige, der für beide Juden die Haue bekam. Ein Verleger war der Rufer im Streit, von dem die nun nicht mehr verschleierte Boykotterklärung ausging, wonach die Buchhändler beschlossen, Bücher von Autoren, die auch für Buchgemeinschaften arbeiten, nicht mehr zu führen. Die Buchgemeinschaften sind stark genug, um sich gegen diese Erklärung und ihre Anwendung zu wehren, die nicht nur gegen die guten Sitten, sondern auch gegen das Gesetz verstößt."

Und Julius Bab macht geltend:

„Die ‚Deutsche Buch-Gemeinschaft' nahm, zum Beispiel, einen bedeutenden Roman eines lebenden Autors auf, grade weil der Verfasser großen Wert auf ihn legte, und weil der reguläre Verleger, der noch eine erhebliche Auflage davon hat, ihn nicht durchzusetzen vermag; und von diesem bedeutenden Werk — einer keineswegs leichten Lektüre — sind nach Jahresfrist ungefähr soviel tausend Exemplare in den Händen deutscher Leser, wie der Buchhandel in fünfzehn Jahren hunderte abgesetzt hatte.

Übrigens beschränkt sich die ‚Deutsche Buch-Gemeinschaft' auch keineswegs darauf, von lebenden Autoren abgelegte ältere Werke zu bringen. Sie hat bereits zwei Romane junger Autoren veröffentlicht, an denen der Verlagsbuchhandel bisher vorbeigegangen ist, und die mir durchaus wertvoll scheinen — von Curt Wesse und Eva Lotting — und sie denkt das weiter zu tun."

* * *

„Hartmanns ‚Armer Heinrich'." Von Rudolf Borchardt (Preußische Jahrbücher, Band CCI, 3. Berlin).

„Johann Hartlieb. Über sein Leben und seine schriftstellerische Tätigkeit. IV." Von Karl Drescher (Euphorion XXVI, 3. Wien).

„Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen." Von Arthur Bechtold („Das Inselschiff" Herbst 1925. Leipzig).

„Die Frühneuhochdeutsche Sprachforschung und Fischarts Stellung in ihrem Rahmen." Von Virgil Moser (The Journal of English and Germanic Philology, Volume XXIV 1925. Urbana).

„Friedrich Spe." Von H. Riesch (Seele VII, 9. Regensburg).

„Bürgers Lyrik im Lichte der Schillerschen Kritik." Von Otto Biehler (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 7/8. Heidelberg).

„Um Friedrich Schlegel." Von Günther Müller (Der Gral XIX, 12. Münster).

„Ironie und Resignation in den Alterswerken Ludwig Tiecks." Von Hans Mörtl (Zeitschrift f. d. österr. Mittelschulen II, 2. Wien).

„Zur Wiedergeburt Jean Pauls." Von Friedrich Zahn (Süddeutsche Monatshefte XXII, 12. München).

„Eichendorff." (Blätter der Württembergischen Volksbühne 1925, 2. Heft. Stuttgart).

„Die schwarze Spinne." [Zu J. Gotthelf.] Von G. H. Graber (Imago XI, 3. Wien).

„Nietzsches Schlaflosigkeit." Von Otto Kanns (Das Tagebuch VI, 36. Berlin).

„Friedrich Nietzsches Sehertum." Eine Betrachtung anläßlich der 25. Wiederkehr seines Todestages am 25. August. Von Martin Havenstein (Hellweg V, 34. Essen).

„Peter Gast, Nietzsches Freund." Von Richard Oehler (Der Türmer XXVII, 12. Stuttgart).

„Das deutsche Antlitz Conrad Ferdinands." Zu Conrad Ferdinand Meyers 100. Geburtstage. Von Felix Emmel (Preußische Jahrbücher, Band CCI, 3. Berlin).

„Briefe Gustav Falkes an Richard Dehmel." (Niedersachsen XXX. Jahrgang, Oktober 1925. Bremen.)

„Hermann Löns." Von Fritz Alfred Zimmer (Die Bergstadt XIII, 12. Breslau).

„Frank Wedekind." (Zur Erstaufführung von „König Nicolo" in Baden-Baden.) Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt V, 76).

„Zu einem Gedicht Liliencrons." Von A. Robitsek (Imago XI, 3. Wien).

„Heinrich Vierordt." Von Adolf von Grolmann (Die schöne Literatur XXVI, 9. Meißen).

„Indipohdi oder Gerhart Hauptmann und wir." Von Stefan Denk (Hochland XXII, 12. München).

„Das Wunder von île des dames." [Gerhart Hauptmann.] Von Hedwig Hopf (Der Wanderer im Riesengebirge XXXXV, 9. Breslau).

„Clara Viebig." Von Heino Schwarz (Rheinische Heimat IV, 2. Aachen).

„Der sechzigjährige Max Halbe." Von Hans v. Hülsen (Reclams Universum XLI, 52. Leipzig).

„Friedrich Lienhards Gedichte." Von Stefan Denk (ebenda).

„Friedrich Gundolf und die deutsche Geisteswissenschaft." Von Herbert Cysarz (Der Morgen I, 3. Darmstadt).

„Die Kunst Thomas Manns." Von Maximilian Schochow. (Zeitschrift für Deutsche Bildung I, 2/3. Hamburg).

„Über Ponten und sonstiges Pontinisches in der deutschen Sprachlandschaft." Von Richard von Schaukal (Hochland XXII, 12. München).

„Zu Waldemar Bonsels." Von Laurenz Kiesgen (Der Gral XIX, 12. Münster).

„Wilhelm Scharrelmann." Von Friedrich Lindemann (Die schöne Literatur XXVI, 9. Meißen).

„Der Dichter Wilhelm Scharrelmann." Von Ludwig Hinrichsen (Der Schimmelreiter IV, 5. Hamburg).

„Zum 50. Geburtstage von Wilhelm Scharrelmann." Von Curt Kohlmann (Die Lese, 1925/26, 1 Köln).

„Wilhelm Scharrelmann." Zu seinem 50. Geburtstag am 3. September. Von D. H. Sarnetzki (Niedersachsen XXX, September. Bremen).

„Ein rheinischer Dichter und sein Werk." [Leo Sternberg.] Von Erwin Frauenstein (Anzeiger für den schweizerischen Buchhandel XXXVII, 15. Zürich).
„Der Dichter unseres neuen Romans ‚Putsch auf Ithaka‘." [Kurt Friedrich Freksa.] Von Richard Rieß (Reclams Universum XLI, 52. Leipzig).
„Hans Friedrich Blunck." Von Joseph Schmitz (Der Gral XIX, 12. Münster).
„Hans Friedrich Blunck. Eine Einführung in seine Dichtungen." Von Günther Pogge (Westermanns Monatshefte LXIX, 828. Berlin).
„Albert Petersen." Von Paul Taupadel (Der Schimmelreiter IV, 5. Hamburg).
„Emil Ertl." Von Joseph Papesch (Deutsches Volkstum, September 1925. Hamburg).
„Der Dichter — der Zeitgestalter — Erwin Stranik." Von Rudolf Hans Hammer (Der Deutschenspiegel, 1925, 37. Berlin).
„Der Dichter Friedrich Schnack." Von Melchior Vischer (Baden-Badener Bühnenblatt V, 69).
„Erich Bockemühl." Von Karl Röttger (Rheinische Heimat IV, 2. Aachen).
„Kurt Hiller und die Jugend." Von Hans Gathmann (Junge Menschen VI, 9. Melle in Hannover).
„Verwirklichung des Geistes im Staat." [Kurt Hiller.] Von Alfons Steiniger (ebenda).
„Ein bürgerlicher Ideologe." [Kurt Hiller.] Von Hans Bauer (ebenda).
„Jakob Haringers Gedichte." Von Max Herrmann [Neiße] (Die Lebenden 1925, 3. Görlitz).

* * *

„Zwei Überlieferungen aus Pascals Kinderjahren." Von J. Hermann (Imago XI, 3. Wien).
„Balzac' dramatisches Magazin." Von Lutz Weltmann (Baden-Badener Bühnenblatt V, 74).
„Der neue Morand." Von Peter Panter (Die Weltbühne XXI, 34. Berlin).
„Franz Mauriacs Lebenswerk." Von H. von de Mark (Der Gral XIX, 12. Münster).
„Shakespeare und das Domestic-Drama." II. Von Elisabeth Schäfer (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 7/8. Heidelberg).
„Ein Besuch im Carlyle-Hause zu London." Von H. T. Schorn (Der Türmer XXVII, 12. Stuttgart).
„Shaws Heilige Johanna." Von Klara Maria Faßbinder (Crefelder Blätter für Theater und Kunst II, 1).
„Orientierung über Bernard Shaw." Zur Erstaufführung der „Heiligen Johanna". Von Ernst Leopold Stahl (Stadtanzeiger XXIV, 1. Mannheim).
„Der hundertjährige ‚Lederstrumpf‘ und sein Urbild." Von Friedrich von Gagern (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXIX, 12. Berlin).
„Zwei weitere Sinclair-Bände." Von Max Herrmann [Neiße] (Die Aktion XV, 8. Berlin).
„Moderne amerikanische Dichter." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht. Bd. 24. Berlin).
„Die Selbstbiographie eines amerikanischen Redakteurs." [Edward Bok.] Von F. Schönemann (Deutsche Presse XV, 37. Berlin).
„Luis de Camões." Von Elise Richter (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 7/8. Heidelberg).

„Der Roman ‚Hans im Glück‘." [Henrik Pontoppidan.] Von Max Mell (Das Inselschiff, Herbst 1925. Leipzig).
„Sigrid Undset." Von Ernst Alker (Der Gral XIX, 12. Münster).
„Soziale Lyrik in Dänemark." Von Gerda Placzek (Sozialistische Monatshefte XXXI, 9. Berlin).
„Tolstojs Lebenstragödie." Von Karl Tiander (Deutsche Rundschau LI, 12. Berlin).
„Sozialismus im Lichte Dostojewskis." Von Fritz Michel (Der Deutschen-Spiegel, 1925, 36. Berlin).
„Finnische Erzähler in Deutschland." Von Franz Thierfelder (Der Türmer XXVII, 12. Stuttgart).

* * *

„Das amerikanische Bühnendrama." Von Karl Arns (J. Hoops' „Englische Studien", Bd. 59, 3).
„Die Entwicklung der Psychologie im bürgerlichen Drama Lessings und seiner Zeit." Von Fritz Brüggemann (Euphorion XXVI, 3. Wien).
„Vom Wesen des österreichischen Barocktheaters." Von Karl Debus (Der Gral XIX, 12. Münster).
„Die Idee der christlichen Theaterbewegung." Von Ludwig van Laak (Der Bühnenvolksbund I, 1. Berlin).
„Schauspielkunst und Leben." Von Wolfgang Schumann (Kunstwart XXXVIII, 12. München).
„Dilettantismus und Theater." Von Friedrich Sebrecht (Hellweg V, 37. Essen).
„Das Spiel." Von Florian Seidl (Das Gegenspiel I, 8/9. München).
„Zur Bedeutung des Rhythmus für Drama und Bühne." Von Ludwig Strauß (Masken XIX, 3. Düsseldorf).

* * *

„Moderner Geschichtssubjektivismus und die berliner Geschichtswissenschaft. Eine Warnung vor der Mainlinie des deutschen Geistes." Von Konrad Burdach (Euphorion XXVI, 3. Wien).
„Einkreisung des Schriftstellers." Von Arthur Eloesser (Der Schriftsteller XII, 4. Berlin).
„Von der Seele des französischen Volkes." Von Hans Hartmann (Die Tat XVII, 6. Jena).
„Dichtung soll die Welt ändern wollen." Von Hans Herter (Kunstwart XXXVIII, 12. München).
„Das Problem der geistesgeschichtlichen Pseudomorphose in Renaissance und Barock." Von Arthur Hübscher (Euphorion XXVI, 3. Wien).
„Die rheinische Dichtung der Gegenwart." Von Philipp Huppert (Zeitschrift für Deutsche Bildung I, 2/3. Hamburg).
„Der Künstler im Staate." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel, 1925, 38. Berlin).
„Der geschichtliche Roman." Von Walter von Molo (Die Lese, 1925/26, 1).
„Dichter und Prophet." Von Friedrich Muckermann S. J. (Der Gral XIX, 12. Münster).
„Literatur zur rheinischen Jahrtausendfeier." Von A. Noll (Rheinische Heimatblätter II, 8. Koblenz).
„Über jüngste rheinische Dichtung." Von Martin Rockenbach (Stadtanzeiger XXIV, 2. Mannheim).
„Der wiener Student im Roman." Von Oskar F. Scheuer (Deutsche Hochschulwarte V, 3/4. Wien).

„Dichtung und Gemeinschaft." Zur Einführung eines literarischen Teiles in die „Rheinischen Heimatblätter". Von Walter Schmidt (Rhein. Heimatblätter II, 8. Koblenz).
„Der freie Schriftsteller und Journalist als Kreditgeber der Verlage." Von Ludwig Spitzer (Deutsche Presse XV, 34. Berlin).
„Dichtung und soziale Schichten." Von Julius Wiegand (Volkskunst XIII, 8. Düsseldorf).
„Hamburg in der neuzeitlichen Literatur." Von Paul Wittko (Niedersachsen XXX, Oktober, Bremen).

* * *

„Vier Jahrzehnte Presse und Bühne in Neuyork." Von Karl Arns [Aus: James L. Ford „Forty Odd Years in the Literary Shop"] (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht. Bd. 24. Berlin).

Echo der Bühnen

Hamburg

1.

„Veland." Tragödie von Gerhart Hauptmann. (Uraufführung im Deutschen Schauspielhaus am 19. September 1925.) Buchausgabe bei S. Fischer in Berlin.

Seit Simrock 1835 der Wieland-Sage durch seine epische Bearbeitung das Interesse der Deutschen wieder zulenkte, hat eine ganze Reihe von Dichtern sich um ihre dramatische Gestaltung bemüht. Der erste war Richard Wagner, der neueste ist Gerhart Hauptmann. Die verschiedene Stellungnahme dieser beiden ist für den Geistwandel zwischen 1848 und 1918 bezeichnend. Wagner sieht — wie vor ihm Hölderlin — in der Not den Quell der Begeisterung, den Antrieb zu höchster, unerhörter Leistung. „Wieland" — sagt er — „vollbrachte es, was die höchste Not ihm eingegeben. Getragen von dem Werk seiner Kunst, flog er auf zu der Höhe..." Und dann apostrophiert er sein deutsches Volk: „Du selbst bist dieser Wieland! Schmiede deine Flügel und schwinge dich auf!" Für Hauptmann ist die Not Leid und dieses Not-Leid, das Wieland vertiert, wird dadurch noch vermehrt, daß er — anders als im wagnerschen Entwurf — die Rache an dem König, der ihn zum Krüppel machte und in Fron hält, zwar genau so grausig, wie in der Sage, begeht, aber nicht frei und stolz, sondern mit Widerstreben und unter Selbstvorwürfen. Seine Kunst übt dieser ewig jammernde Schmied nur, um sich Mittel zur Rache zu sichern; sein Hauptwerk, die Schaffung der Flügel, Kernstück des Feuermythus, aus dem die Sage überhaupt erwuchs, wird bei Hauptmann zwar beim Schluß mitverwertet, bleibt aber eine reine Nebensächlichkeit. Hauptmann, dessen Dichten durch sein Mitleid mit den Leidenden bestimmt ist, übersteigert hier die Macht des Leids so, daß das Genie Wieland zum stumpfen, dumpfen Scheusal, der Albe zum Kaliban wird. Und verschiebt das Bild um so mehr, als das Drama nicht die ganze Sage, sondern nur die Rache Wielands, d. h. die Tötung der Königssöhne und die Schändung der Königstochter gibt. Der Held der Sage nimmt seine Rache als sein Recht aus dem Geist seiner Zeit heraus. Der Wieland Hauptmanns nimmt sie in boshafter Grausamkeit und tut sie mit hämischem Behagen tropfenweise dem König kund. Man denkt dabei an Szenen aus der französischen oder russischen Revolution. Nun aber fügt Hauptmann in die Handlung eine Figur ein, von der die Sage nichts weiß und die eher buddhistischen Legenden entnommen sein könnte: einen sanften, flötenspielenden Hirten, der jeden Gedanken an Rache verwirft und das Leid durch geduldiges Dulden zu überwinden mahnt. Ohne Frage macht Hauptmann diesen Hirten zum Sprachrohr für seine eigene Überzeugung. Da aber Wieland, wenn anders die Sage nicht auf den Kopf gestellt werden soll, seine Rache vollziehen muß, sieht es aus, als predige der Hirt in den Wind, und das naive Publikum kann nicht anders, als glauben, daß Hauptmann selber der Rache den Sieg zuerkenne.

Für die viel verkannte Tatsache, daß der Dichter in seinem Schaffen nicht frei ist, sondern bedingt und geleitet durch die Geistigkeit seiner Zeit, gibt es kaum ein so schlagendes Beispiel wieder, wie den Vergleich zwischen der ursprünglichen Sage, dem Entwurf Wagners und der Tragödie Hauptmanns. Auch darin ist unser Dichter ganz ein Kind unserer Zeit, daß er die Geschehnisse nicht einfach eintreten läßt, sondern mit allen Künsten der Psychologie und Psychopathologie motiviert. Man braucht nicht an mystische Kräfte zu denken, wenn Wieland die Königskinder zu sich zwingt: es erklärt sich das viel leichter durch Hypnose und Suggestion. Hauptmann hat das mit außerordentlicher Feinheit gestaltet, hat die quälenden Szenen des Kindermords und der Jungfrauenschändung so geschickt angelegt und in ein so wundervolles Sprachgewand gehüllt, daß man ihre Widrigkeit nur sehr gedämpft empfindet. Überhaupt ist seine Sprachkunst in dieser Tragödie in voller Blüte, und seine Verse, fünf- und sechsfüßige Jamben in zwanglosem Wechsel, fluten in einer Pracht dahin, die wundervoll wirkt. Trotzdem muß ich gestehen, daß der starke Eindruck,

den mir das Werk beim Lesen machte, sich bei der vom Dichter selbst geleiteten Aufführung nicht ebenso einstellen wollte. Das liegt doch wohl daran, daß die alte Sagenhandlung den modernen seelischen Unterbau nicht verträgt und daß das bei der Aufführung durch lebendige Menschen stärker fühlbar wird, als beim Lesen, wo man sich nur mit den Gedanken des Dichters auseinandersetzt.

2.

„Der Brief.“ Lustspiel in drei Akten Von Friedrich Kayßler. (Uraufführung in den Hamburger Kammerspielen am 3. Oktober 1925.)

Daß ein Lustspiel von Friedrich Kayßler seine besonderen Qualitäten hat, ist selbstverständlich. Und es hieße diese Qualitäten völlig verkennen, wollte man, nach Sensationen lüstern, Kayßler den Vorwurf machen, daß „Der Brief“ keine Sensation gebe. Er ist wirklich nichts anderes als ein Lustspiel, noch dazu ein Lustspiel ohne alle Erotik. Die drei Akte behandeln einzig das Anekdötchen, daß ein Maler und künstlerischer Beirat eines Verlags sich außerstande fühlt, Briefe zu lesen, und darum selbst den eingeschriebenen Brief seines Verlegers nicht liest, der ihm die Alternative stellt: Briefe lesen oder den Posten verlieren.
Zugegeben selbst, das wäre nur ein Bagatellchen: um so mehr Anerkennung verdient die reife Kunst Kayßlers, die daraus ein „abendfüllendes“ Lustspiel zu machen weiß, indem sie den Stoff von allen Seiten beleuchtet und immer neue lustige Einfälle nicht außen dran hängt, sondern aus ihm herausblühen läßt. Kayßler häuft nicht Ereignis auf Ereignis, arbeitet nicht mit Situationskomik, sondern führt aus humoristischer Anschauung heraus sein Histörchen in streng logischer Entwicklung zum fröhlichen Ende. Dabei ist jeder Charakter scharf und klar gezeichnet und jede Szene mit der sicheren Hand des erfahrenen Bühnenmannes aufgebaut. Alle Hochachtung vor einer Kunst, die aus einem scheinbaren Nichts ein so gefälliges, rundes Werk zu gestalten weiß. Wer näher zusieht, merkt mindestens im dritten Akt, daß es für Kayßler doch um mehr geht als um ein bloßes Anekdötchen. Er protestiert in seinem Lustspiel gegen den nervösen Geschäftsbetrieb in künstlerischen Dingen und fordert für den Künstler das Recht, sich von diesem Betrieb abzuschließen und seiner Kunst zu leben. Daß er diese Frage nicht mit dem Ernst des Pedanten und nicht mit dem Pathos des Weltverbesserers, sondern mit dem befreienden Lachen des Humoristen behandelt, wollen wir ihm nicht zum Vorwurf machen, sondern als Verdienst anrechnen.

Carl Müller-Rastatt

Berlin

„Trieschübel.“ Eine tragische Begebenheit in drei Aufzügen. Von Franz Nabl. (Uraufführung im Zentral-Theater am 1. Oktober 1925.)

Hier ist im Zuschnitt eines Dramas älteren Gepräges die stimmungsstarke Vergegenwärtigung eines seelischen Vorgangs, den beinahe nur Gealterte verstehen, oder doch so nachzufühlen imstande sein werden, wie er sich Franz Nabl aufgedrängt hat.
Eine unjunge Kellnerin bringt unvorgesehen ihre Tochter in das Haus eines gealterten Barons und sagt ihm, dies Mädchen sei sein Kind. Vor zwanzig Jahren ging er ein flüchtiges Verhältnis mit der so überraschend Auftauchenden ein, sah sie nie wieder, hörte nie etwas von der Geburt eines Kindes. Was wäre unglaubwürdiger, werden junge Leute fragen, als daß er ihrer Behauptung irgendwelchen Wert beimessen könnte? Dieser Gealterte aber nimmt die Betrügerin und ihr rein gebliebenes Mädchen in sein Heim und ist beseligt. Mit einer anderen Frau unterhielt er seit langen Jahren Beziehungen, in denen auch die Seelen höchst wach aufeinander horchten, und die das Glück seines Lebens ausmachten. Jetzt trennt er sich von der Geliebten, angesichts seiner jungen Tochter. Was wäre unglaubwürdiger, werden junge Menschen wiederum fragen?
Das aber ist das Wissen von Franz Nabl um Alterspein und birgt die nachwirkende Stimmungskraft seiner „tragischen Begebenheit“: in diesem Baron, einer gütigen Natur, die das Leben betrog und der Zeit die Arbeit voreilig aus der Hand nahm, war seit langem das Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit; und nun kamen die Jahre, die man die „der andern“ genannt hat, und raunten und wiederholten und drohten: gerade weil du ein Halber bist, hattest du kein Recht, letztes Glied einer Kette zu sein; selbst nur Übergangserscheinung, mußtest du für Übergang deines ungreifbaren Wesens auf eine Nachkommenschaft Sorge tragen. Und aus diesem Empfinden heraus heißt der Gealterte die Tochter, sei sie, wer sie sei, willkommen. Aus diesem selben Gefühl muß er sich von der Geliebten trennen, denn das Wort des Vorwurfs ist nun auf seinen Lippen, daß sie ihm nie ein Kind gegeben hat, und dieser Vorwurf trifft sie, wie ihn selber.
Nabl hat im Fortgang der dramatischen Vorgänge diese an sich nicht einfache Stimmungsproblematik weiterhin kompliziert: nachdem der Gealterte in Erfahrung gebracht hat, daß die Tochter, die er sich „erglaubte“, doch nicht sein Kind ist, glimmt Erotik in der Vaterzärtlichkeit auf; Nabl hat sich zum Schluß durch gewaltsamen und nicht überzeugend gewordenen

Schnitt aus dieser Welt der komplizierten Gefühlsverschwebungen in die der banalen Tragik gerettet; er hat das Problem des Gealterten mehr theatralisch ausgenützt als dramatisch gestaltet; er hat dem Tage von heute ein Drama von gestern geschenkt. Macht nichts; man spürt in seinem dramatischen Werk die dichterisch veranlagte Natur, und einen, dem das Leben noch im Entgleiten spricht. Ernst Heilborn

Dresden

„Aini." Spiel in sieben Bildern. Von Julius Berstl. (Uraufführung im Dresdener Stadttheater am 1. Oktober 1925.)

Ein Bühnenwerk ohne dramatisches Leben, aber erfüllt von lyrischen Kostbarkeiten und tiefen menschlichen Wahrheiten. Ein Kabylenmärchen, wie es Leo Frobenius in deutscher Bearbeitung bot. Bei Berstls Aini ist der Stoff in sieben Szenen zu einem lyrischen, phantastischen, allegorischen Spiel geformt. Das Leiden und Jubeln der Liebe klingt in zwei Naturmenschen auf. Freundschaft reift zu begehrender Liebe. Liebe als Schuld und Sühne. Das ewig schwermutvolle, süße Lied der Liebe bis zum Tode lebt auf, der Tod als Versöhner. Ein Spiel zwischen dem einsamen Jäger im Walde und dem reichen Dorfherrn, zwischen Natur und Zivilisation, zwischen Gewalt und Gerechtigkeit.

Als Buchdrama über den modernen Durchschnittswerken stehend, als Bühnenwerk in seiner Lyrik zerfließend, ohne dramatische Impulse. Ein undramatisches Märchen in fremder Gefühlsverbrämung, aber packend in der allegorischen Untermalung, in seiner Naturverbundenheit und dem Rausch köstlicher Lyrismen. Aber dann steht wieder streckenweise gesuchte Erotik neben banaler Sprachtümelei. „Mein Schoß, meine Brüste wetteifern in Scham." Dazu ermüden Textwiederholungen. Man kann nicht Poesie durch nackte Wiederholungen ganzer Dialogstücke einfangen. Die exotischen Sprachreize in aufgeputztem, deutschem Gewande sind eine Verirrung. Der Reiz des Fremdländischen ist eine undramatische Krücke, die nicht ungestraft läßt. Berstl bezeichnet sein Spiel Aini als Märchen. „Versenk' dich nicht in den Nebel der Märchen", sagt der Gast Gottes im Stück. Und man fühlt des Dichters Not. Er gibt träumerisches Versenken, wo die Bühne sprühendes, pulsendes Leben fordert. Es fehlen seinem Spiel der Fluß der Handlung und die dramatische Knotung. Es bleibt tiefschürfendes Gleichnis. Johannes Reichelt

Echo des Auslands

Russischer Brief

Von Literatur als individueller, freischöpferischer Ausdruckskunst kann im heutigen Rußland nur bedingt die Rede sein. Da wird es gefordert, daß der Dichter seine persönlichen Intentionen den Tagesinteressen seiner Klasse unterordne; da wird das Streben und Suchen nach „allgemeinmenschlichen" Werten als Verrat verdammt. Im Verein mit der Verpönung aller geistigen, als „idealistisch" verrufenen Regungen, bedingt dies eine durchgängige Einförmigkeit des literarischen Schaffens, die bei der schier unüberblickbaren Zersplitterung der Richtungen, Gruppen und Sekten noch besonders in die Augen fällt. Es handelt sich hierbei aber stets um Schattierungen in der Stellungnahme zur Oktober-Revolution und deren wandlungsreichen Phasen. Da stehen obenan die „reinproletarischen" Gruppen, die lediglich das welterlösende Proletariat als würdiges Thema anerkennen, oder solche, die auch das Bauerntum berücksichtigen („Oktjabr", „Kusniza", „Perewal"). Da ist die futuristische, parteitreue Gruppe um Majakowskij („Lef"), der aus Kunstverneinung und „Wirklichkeitssinn" für Sowjetämter Reklameverslein verfaßt. Schon diese letztere und jedenfalls alle übrigen Literaturgruppen fallen in die Rubrik der als Fremdkörper betrachteten, nur notgedrungen geduldeten „Mitläufer", welche, meist aus den kümmerlichen Überresten der Intelligenz hervorgegangen, das Bestehende nicht unbedingt und selbstvergessen verherrlichen.

Das Eigentümliche dieser Situation liegt aber darin, daß während die reinproletarischen Dichter, trotz ihrer politischen Vorzugsstellung, bislang kaum etwas Bedeutendes und Bleibendes hervorgebracht haben und sich in der Hauptsache teils mit schülerhafter Nachahmung, teils mit großsprecherischen programmatischen Kundgebungen begnügen, gerade die „Mitläufer" die eigentlichen Pfeiler der neuen Literatur bilden. Auf ihrer Seite ist nicht nur die reichere Erfahrung, sondern auch die größere Begabung. Dies hat jedenfalls dazu beigetragen, daß der Kampf des proletarischen Flügels gegen die „Mitläufer" so blind und erbittert geworden ist. Dessen Anführer (Lelewitsch, Rodow, die selbst jedoch keine Proletarier sind) verkünden als Schlachtruf die Notwendigkeit, die politische Diktatur des Proletariats durch eine kulturelle

und künstlerische Vorherrschaft zu krönen. Sie wollen nicht erst abwarten, bis die Arbeiterklasse die übrigen durch Begabung und Leistung aus dem Felde geschlagen haben wird, sondern heischen — nach dem Muster der politischen Revolution — die sofortige restlose Machtergreifung, die rein äußerlich darin zum Ausdruck kommen soll, daß den Nichtproletariern der Zutritt zum staatlichen Verlagswesen unmöglich gemacht würde, was unter den gegebenen Umständen der völligen Vernichtung der nichtproletarischen Literatur gleichkäme. Für die proletarische Qualifizierung aber erachten sie weniger die Begabung, als Gesinnungstreue, nicht die Form, sondern den Inhalt maßgebend. Es ist ihnen auch in der Tat gelungen, durch eine Kampagne in der Zeitschrift „Na postu", eine Reihe angesehener „Mitläufer" als „konterrevolutionäre Elemente" kaltzustellen und die übrigen noch mehr einzuschüchtern. Die parteilose Zeitschrift „Russkij Sowremenik" wurde auf ihr Betreiben eingestellt. Ein vollständiger Sieg ist ihnen indessen aus demselben Grunde versagt geblieben, aus dem in der allgemeinen Politik die „Diktatur" Schritt für Schritt vor dem „Nep" hatte weichen müssen. Während die Erzeugnisse der gesinnungstreuen Literatur ungelesen „verfaulten", riß sich das Publikum, das parteilose wie das kommunistische, um die Werke von Ehrenburg, Babel, Seifúlina, Leonow. So geschah es, daß eine Anzahl einflußreicher kommunistischer Kritiker — Woronskij, Ossinskij, Trotzkij — sich immer energischer gegen die Auswüchse der literarischen Diktatur wandten. Es setzte ein scharfer und wechselvoller Kampf ein. Eine Zeitlang wurde sogar die Leitung der wichtigsten sowjetrussischen Zeitschrift „Krassnaja Now" Woronskij entzogen und einem Wortführer der proletarischen Ansprüche übergeben. Mehrmals mußten offizielle Parteiberatungen abgehalten werden. Die Partei ist bestrebt, die ihr sehr ungelegenen Reibungen zu unterdrücken, die Diktatur mit dem Nep auch in der Literatur auszugleichen. Sie hat Macht genug, um ihren Willen wenigstens nach außen hin durchzusetzen. Die Krise selbst vermag sie natürlich nicht aus der Welt zu schaffen. Jedenfalls sollen die „Mitläufer" von nun an womöglich noch schärfer überwacht werden, um auch hier, nach den Worten Bucharins, „die geistigen Arbeiter nach einer Schablone zu formen, fabrikmäßig herzustellen". (Petschat i rewoluzia, 5. 1925.)

Zum Glück kehrt sich wenigstens die Natur nicht an die kommunistische Klassendoktrin. Auch aus den Reihen der „Prolet-Literaten" gehen mitunter Dichter hervor, die angeborene Begabung und Eigenart aufweisen. (Genannt sei z. B. Besymenskij, der Sänger des kommunistischen Jugendbundes, „Komsomol".) Nur haben sie in ihrer Entfaltung schwer zu ringen, einerseits gegen den „kommunistischen Dünkel" — die meisten sind überzeugt, daß sie schon dank ihrer Klassenzugehörigkeit Schöpfer einer neuen, höheren Kultur und Kunst wären —, anderseits gegen ein dichtes Netz erklügelter, künstlicher und meist kunstfeindlicher Schlagworte. So muß der proletarische Dichter dem „Urbanismus, Industrialismus, Kollektivismus und der Revolution" huldigen. „Im Namen unseres ‚Morgen' werden wir Rafael verbrennen, die Museen niederreißen, die Blüten der Kunst zertreten" (Kirilow). „Wir sind mit dem Metall verwandt, unsere Seele ist mit der Maschine verwachsen ... Wir haben die Düfte der Gräser und der Blumen des Frühlings vergessen." („Oktjabr", 3/4, 1925.) Das Weltall wird in leninistisch-mystischem Sinne als Fabrik aufgefaßt. Der proletarische Dichter muß aber auch siegesstolz, sinnenfreudig, naturalistisch und antimetaphysisch sein, und vor allem die neue Lebensordnung, die Helden und Führer der siegreichen Klasse besingen. Selten wurde einer in so vielen Hymnen und Oden verherrlicht wie Lenin. Da kann es schon vorkommen, daß ein junger Dichter (Kusnezow), der tagsüber programmgemäße Lieder dichtet, des Nachts, in unbewachten Stunden, seiner „Leier" ganz andere Töne entlockt, bis ihn der Zwiespalt aufreibt und er seinem Leben ein Ende macht. —

Die in den ersten Revolutionsjahren vorwiegende heroische Lyrik macht immer mehr der Prosa Platz. Die Kunstfertigkeit, die Beherrschung der Mittel nimmt merklich zu: schließlich bieten stilistische Experimente die einzige Möglichkeit, den Drang nach individuellerem Schaffen zu befriedigen. Aber in Prosa noch mehr als in Versen herrschen die offiziellen Themen und Tendenzen vor. Hier nur einige illustrierende Beispiele. Tarassow-Rodionows Erzählung „Die Schokolade": Ein Vorsitzender der Tscheka stellt eine gewesene Tänzerin als Sekretärin ein, die ihre Stellung benutzt, um eine Hochstapelei zu begehen. Zwar erkennt das Gericht der Genossen, daß er sich lediglich eine Unvorsichtigkeit zuschulden hatte kommen lassen, doch er hat der Ehre der Partei Abbruch getan und, um das Ansehn derselben wiederherzustellen, wird er zum Tode verurteilt, und er erkennt das Urteil als gerecht an. — Oder es wird erzählt, wie ein Leiter der Tscheka seine eigene geliebte Frau zum Tode verurteilt, als sich ihre konterrevolutionäre Vergangenheit herausstellt, trotzdem sie schon längst aufrichtig anderen Sinnes geworden ist. Beliebt ist auch die (meist naiv-sentimentale) Verherrlichung der unverbrüchlichen Klassentreue des Arbeiters und des Kommunisten. „Stärker als alles" (so nennt

sich eine Novellensammlung von Nikiforow) ist die Anhänglichkeit an die Fabrik. Die Macht der Maschine hilft über alle Verlockungen der „bourgeoisen" Welt hinweg. Aber auch die Tücke, Grausamkeit und Verdorbenheit der Bourgeoisie und namentlich der Intelligenz ist ein vielbehandeltes Thema. Die einst zahlreichen Erzählungen aus der Epoche des Bürgerkrieges (Tschetwerikow: „Atawa", Serafimowitsch: „Die eiserne Flut" usw.) werden durch Schilderung der Epoche der Wirtschaftsherstellung (Gladkow: „Zement") und der mit dem Übergang zum Nep verbundenen inneren Krisen (Libedinskij: „Die Wende", Anna Karawajewa, „Die Ufer") abgelöst. Während früher einem Dichter wie Neweroŵ die Aufnahme in die Organisation der proletarischen Schriftsteller („Wapp") aus dem Grunde verweigert wurde, weil er vorzugsweise das Bauernleben schildere, so wird jetzt dem letzteren, gemäß den Weisungen der Partei, auch in der proletarischen Literatur immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt.

Freilich bahnbrechend sind die proletarischen Dichter auf keinem dieser Gebiete gewesen. Pilnjak, Wsewolod Iwanow („Nordstahl"), Slonimskij („Der Hochofen") u. a. sind vorangegangen. Nicht umsonst wird in proletarischen Kreisen ironisiert, daß Pilnjak und Jessenin sich endlich hinter das Studium des „Kapital" von Marx und der Schriften von Lenin gemacht haben. Jessenin beklagt seine in den moskauer Wirtshäusern verbummelte Jugend, und gelobt ein „solider" Wirklichkeitsdichter zu werden. Einstweilen hat er eine Anzahl gelungener Liebeslieder mit exotischem Hintergrund veröffentlicht. Wsewolod Iwanow versucht in seiner neuesten Erzählung „Chabu", die wie stets in Sibiriens Wildnissen sich abspielt, einen alle Hindernisse überwindenden Kommunisten, halb bewundernd, halb humoristisch zu schildern. Inzwischen ist eine Reihe jüngerer Kräfte auf den Plan getreten, die zwar ebenfalls zu den „Mitläufern" zählen, aber mit den neuen Verhältnissen und dem neuen Geiste viel mehr verwachsen sind. Babel hat sich rasch einen Namen gemacht durch eigenartige Skizzen aus dem Feldzug der Reiterarmee Bedjennyjs sowie aus der odessaer Einbrecherwelt. Er besitzt die Fähigkeit, lebensdurchhauchte Momentbilder zu erhaschen, die fast stets interessieren, weil sie individuell gefärbt, manchmal beinahe lyrisch sind, ohne aber epische Kraft oder psychologische Plastik zu erlangen. Bezeichnend ist dabei sein Hang zu gröbster, „freudianischer" Offenheit, so daß selbst die bolschewistische Kritik es übertrieben findet und darüber klagt, daß die moderne Literatur „das Wesen der Revolution meist auf eine Entfesselung tierischer, ja perverser Triebe zurückführe". Leonow ist namentlich im letzten Jahr durch seinen Roman „Die Dachse" bekannt geworden, dessen erste Hälfte der kleinbürgerlichen Krämerwelt des vorrevolutionären Moskau gewidmet ist, während im zweiten, viel schwächeren Teil der Kampf der Sowjetregierung gegen fahnenflüchtige Bauernbanden geschildert wird. Der Roman ist sehr uneinheitlich. Hie und da gelingt Leonow ein Einzelzug, aus dem eine Gestalt herauswächst. Neben ältern Vorbildern — Dostojewskij, Leskow, Gorkij — tritt deutlich der Einfluß moderner Kinotechnik hervor. Der Roman ist aufgelöst in eine Abfolge von einzelnen Filmszenen; die Empfindlichkeit gegen das Triviale ist abgestumpft, die Hauptgestalten werden leicht zu Schauerhelden. Man spürt eine angeborene Neigung zum Träumerischen, Innerlichen, ja Romantischen, die sich mit Mühe versteckt. Seifúlina, eine geborene Tatarin, schildert mit Vorliebe ihre sibirische Bauernheimat. In kraß naturalistischen, mitunter recht plastischen Szenen gibt sie das Chaos der ersten revolutionären Experimente („Humus"), das Treiben und Leiden der verwahrlosten Jugend oder den Typus der „neuen", revolutionären Bauernfrau, die ihre Freiheit und Selbständigkeit, namentlich in Liebessachen, zu erringen weiß. Seifúlina bevorzugt ungehemmtes, durch keine „intellektuelle" Reflexion zermürbtes Sichausleben und genießt in besonderem Maß die Sympathien der sowjetrussischen Jugend. — Diese zentraleren Gestirne sind von einer großen Zahl geringerer umgeben, die die Zeitschriften („Krassnaja Now", „Njedra", „Krug", „Swesda") mit mehr oder weniger gelungenen Skizzen versorgen, die als Sittenschilderungen zwar sehr aufschlußreich sind, künstlerisch jedoch wenig bedeuten. Zu erwähnen ist noch Fedin: „Städte und Tage"; steigende Beachtung findet P. Romanow („Rußland" und einzelne Novellen in der „Krassnaja Now"). Die Abenteuerphantastik mit „revolutionärem" Einschlag ist nach wie vor beliebt. — —

Unser Bericht bliebe indes unvollständig, wenn wir nicht auch der Emigrantenliteratur gedächten. Ihr fehlt es nun nicht an der notwendigen Freiheit, vielmehr an der unmittelbaren Berührung mit der Heimatserde und an der Gunst der äußeren Verhältnisse. Doch unter fast analogen Umständen war ja seinerzeit die europäische Literatur des 19. Jahrhunderts entstanden; in der russischen Emigrantenliteratur werden wir vergebens nach Ansätzen zu einer ähnlichen Entfaltung suchen. Sie hütet bestenfalls ängstlich das Erbe der Vergangenheit. Schon der Titel der neuesten Novellensammlung Iwan Bunins: „Die Rose Jerichos" (Verlag Slowo) wirkt symbolisch; von dieser

heißt es, daß sie die Gabe besitze, auch in der Fremde zum alten Leben neu zu erblühen. Auch sein Roman „Mitjas Liebe" ist aus alten Elementen aufgebaut (in der auch sonst reichhaltigen Zeitschrift „Sowremennyja Sapiski" erschienen). Stilistische Klarheit, Kühle und Straffheit der Darstellung, plastische Naturszenen stechen wohltuend gegen die modernistische Zerfahrenheit ab. Aber nirgends regen sich neue Kräfte und ein zukunftweisender Geist. Boris Saizews Roman „Das goldene Muster", eine langausgesponnene Chronik der Kriegs- und Revolutionszeit, bietet nichts Neues. Als Zeichen der Zeit sei seine Lebensbeschreibung des heiligen Sergius erwähnt (YMCA-Verlag). Mereschkowskij paraphrasiert an einem Stoff aus der Urgeschichte Kretas seine alten Gedanken über den Kampf zwischen Geist und Sinnlichkeit in der Religion („Die Geburt der Götter"; „Das Geheimnis der Drei", Plamja, Prag). Sinaida Gippius bietet interessante, subjektiv gefärbte Erinnerungen an Block, Brjussow, Rosanow u. a. („Lebendige Gestalten", Plamja). A. Remisow veröffentlicht einen neuen Band naturalistisch-phantastischer Grotesken („Sga", Plamja). General Krasnow setzt in einem neuen Roman („Eins und Unteilbar", Mednyj Wsadnik) den Kampf gegen die Revolution fort, den er mit den Waffen nicht zu entscheiden vermocht hatte. Minzlow gab mehrere fließend geschriebene historische und autobiographische Romane heraus („Rauschende Eichen", „Husarenkloster" u.a., Sibirskoje Isdatelstwo). Von Teffi und Lukasch ist je ein Bändchen sinniger Novellen erschienen (Plamja und Arsamas). Sympathisch berühren in ihrer Schlichtheit die „Memoiren" des Barons N. Wrangel (des Vaters des bekannten Bürgerkriegsgenerals; Verlag Slowo). Baron Nolde behandelt ein wenig erforschtes Kapitel aus dem Leben Bismarcks („Bismarcks petersburger Mission 1859 bis 1862", Plamja). Auf literarhistorischem Gebiet ist eine vortreffliche Biographie Gontscharows von Ljazkij zu nennen („Roman und Leben", Plamja). Von dem kürzlich verschiedenen N. Kotljarewskij ist eine zusammenfassende Charakteristik Puschkins veröffentlicht worden (Nautschnaja Mysl, Berlin). Einen Band Briefe von Tschechow an seine Frau gab der Verlag Slowo heraus. J. Eichenwald stellt die Memoiren der Frau Tolstojs und der Dostojewskijs zusammen („Zwei Frauen", Arsamas). Von A. Steinberg liegt eine Untersuchung über „das Freiheitssystem bei Dostojewskij" vor (Skythen). Auf weltanschaulichem Gebiete sind zu verzeichnen: „N. Berdjajew, „Das neue Mittelalter", dessen Anbruch er kündet und begrüßt. S. Frank („Der Sturz der Götzen") handelt über die geistige Krisis der Gegenwart. Karysawin („Von den Grundlagen", Obelisk) glaubt, eine neue Fundierung der christlichen Metaphysik geben zu können. In einem Buch über „das moralische Gesicht der Revolution" (Skythen) setzt sich der erste Justizminister nach der Oktoberrevolution, J. Steinberg, mit dem Problem der Gewalt in der Politik auseinander; er müht sich vergeblich, aus dem Widerstreit der herrschenden Moralpostulate und den realen Notwendigkeiten des Lebens einen Ausweg zu finden. Beachtenswert ist das Wiederaufleben der philosophischen Sammelschrift „Logos" („Plamja", Prag) die auch über die russische philosophische Literatur des letzten Jahrzehnts unterrichtet. Wladimir Astrow.

Elsässer Brief

Sieben Jahre nach dem Krieg ist hierzulande, wo übrigens der Beobachter, der Kritiker immer häufiger war als das schöpferische Genie, der Zustand noch nicht wieder eingetreten, den ästhetisches Genießen und Betrachten voraussetzt. Die Politik jagt die Unruhe noch immer ins Literarische hinein. Das Sprachenproblem fährt fort, die Situation zu beherrschen und zu komplizieren.

Immerhin haben sich die Gebrüder Mathiß (Adolph und Albert), welche das urwüchsige Genre pflegen und dem Dialekt sozusagen ein hieratisches Gesicht geben, inzwischen wieder vernehmen lassen, nachdem sie jahrelang glaubten, auf mögliche Mißverständnisse in der Kritik Rücksicht nehmen zu müssen. Ihrer neuesten Gedichtsammlung, in der das meiste überdies ältern Datums ist, haben sie aus der Volkssprache einen saftigen Namen gegeben, nämlich „Bissâli", was vom Französischen „pisse-en-lit" kommt, und einfach den Löwenzahn-Salat bezeichnet. Das Buch wurde in einer Luxusausgabe (30 Franken) und einer Volksausgabe gedruckt, wovon die erste längst vergriffen ist. Den Verlag besorgten die „Straßburger Neuesten Nachrichten", an denen die Mathiß seither mitarbeiten.

Ein Unternehmen von größerem Ausmaß, das an die vor dem Krieg zuweilen erschienenen Anthologien erinnert, wie „Der Elässische Garten", „Der Kunsthaafe", und die verschiedenen Sammelwerke von Stoskopf, Schneider, Ritleng, Schickele, ist der „Arc" (Bogen), den der Maler Heinrich Solveen, nachdem er eine entsprechende Gesellschaft von über 350 Mitgliedern gebildet, herausgab. Die verschiedensten Kreise, einerseits René Schickele, anderseits Lucien Pfleger, und Malerschulen wirkten dabei mit. Der Herausgeber hätte sein Bogen- und Brückenideal eigens kulturell begründet. Das ersparte ihm Angriffe nicht bei einem Teil der Kritik, die nationale Bedenken äußerte,

während der andere um so bereitwilliger Lob zollte, darunter gerade auch ein so national gestimmtes Organ, wie das vom Schwiegersohn Buchers herausgegebene „Journal de l'Est“ (Straßburg). Wie verlautet, gedenkt der Kreis um den „Arc“ herum, dem ersten Sammelband einen zweiten folgen zu lassen.

In diesem Zusammenhang sei das große Interesse vermerkt, das die straßburger Presse, insoweit sie die literarische und kulturelle Sparte wieder pflegt, wie beispielsweise der „Elsässer“, das Hauptorgan der Katholiken, dem vom elsaß-lothringischen Institut in Frankfurt a. M. herausgegebenen „Elsaß-lothringischen Jahrbuch“ jedesmal bezeugt. Was heute im allgemeinen dem Bezug deutscher Literatur hinderlich ist, das ist nicht mehr die Zensur, die sich meist nur gegen die Propagandaliteratur wendet, sondern die höhere Valuta, die dem gewöhnlichen Sterblichen die Anschaffung deutscher Bücher unmöglich macht. Die Buchhändler, die in den Augusttagen eine Generalversammlung in Straßburg hatten, versichern trotzdem, es sei wieder ein Zug im Handel mit deutschen Büchern; Heinrich Mann, Ernst Robert Curtius (der im Elsaß erzogen wurde), Prinz Alexander von Hohenlohe (dessen Lebenserinnerungen nach seinem Tode erschienen) werden hier verhältnismäßig viel gekauft. Wäre Henri Albert vom „Mercure de France“ nicht gestorben, der auf die beiden Kulturelemente im Elsaß auch nach dem Weltkrieg immer wieder hinwies, so hätte sich jene Zeitschrift bestimmt den literarischen Möglichkeiten und Notwendigkeiten im Grenzland mehr gewidmet, als es zur Zeit geschieht, da die politische Berichterstattung (der Vermeil und Amb. Got) der Literatur nicht mehr viel übrig läßt, worüber jetzt Professor Spenle (Mainz) regelmäßig zu berichten scheint, nachdem es Oberlehrer Luc. Schwab (Straßburg) bei einem einmaligen Versuch bewenden ließ.

Eine merkwürdige Erscheinung ist die Blüte der Kalender-Literatur. Der „Große Straßburger Hinkende Bote“ (im Verlag von Le Roux) und der „Lustige Hans Michel“ haben ihren angestammten Kundenkreis in beiden Bezirken behalten; der erstere, der längst sein Zentenarium feiern konnte, erscheint in beiden Sprachen und ist ein starker Exportartikel für Kanada, dazu gesellten sich schon vor dem Krieg die besondern Unternehmungen politischer Zeitungen. Darüber hinaus wußte sich der in der Oberelsässischen Verlagsanstalt erscheinende „Neue Elsässer-Kalender“ weithin Geltung zu verschaffen, der ein Kompendium heimatlicher Literatur und Tradition darstellt und einen reichen Kranz bekannter Persönlichkeiten unter seinen Mitarbeitern aufweist. Im Gegensatz zur herkömmlichen Art dieser Volksliteratur ist in diesem Kalender, sowie auch bei seinem Rivalen, dem jetzt zum erstenmal erscheinenden „Odilien-Kalender“, der Stoff fein säuberlich eingeteilt; besondere Kapitel gelten den Erzählungen, andere der Geschichte, oder Lebensbildern, Heiligenleben, dem Glaubensleben, dem Vereinsleben, usw. So dringt der Sinn für Einordnung auch dort ein, wo ein gewisses Durcheinander bisher dem Genre bekömmlicher schien.

Mit der Veröffentlichung der Theaterprogramme für die kommende Saison drückt die katholische Presse im Ober- und Unterland den verschärften Wunsch aus nach deutschen Vorstellungen, allen voran das Organ des ehemaligen Reichstagsabgeordneten Hägy (Kolmar). Hier wird mitgeteilt, die Direktion des züricher Stadttheaters, unterstützt vom französischen Konsul daselbst, sei bereit, für regelmäßige deutsche Vorstellungen in Straßburg, Metz, Mülhausen und Kolmar zu sorgen. Das wußten wir längst; hingegen konnten wir bisher nichts erfahren vom Resultat entsprechender Verhandlungen. Das katholische Blatt in Mülhausen macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß deutsche Vorstellungen auf dem Programm der Linksparteien standen, die im verflossenen Monat Mai daselbst die Mehrheit im Stadtrat erlangten. Das Winterprogramm sagt nun aber wieder nichts davon. Das straßburger Theaterprogramm verspricht Wiederholungen (in französischer Sprache) von „Freischütz“, „Figaros Hochzeit“, „Lohengrin“, „Parzival“, „Tannhäuser“, „Walküre“ usw., als Neuheiten in der Oper Spontinis „Vestalin“ und Marcel Bertrands „Sainte Odile“. Dazu das „Dreimäderlhaus“ unter dem Titel „Chanson de l'amour“. Die Theaterdebatte wurde besonders angeregt durch den Erfolg von „Alt-Heidelberg“ in einem straßburger Sommertheater, trotz unzulänglichen Personals. Wie die Presse mitteilt, soll diese Sommerbühne, das altbekannte „Eden-Theater“ nächst dem Hauptbahnhof, zu einem Automobilschuppen umgebaut werden. Eine andere Bühne leichteren Genres, das Varieté-Theater, wo seinerzeit Halbes „Jugend“ und Ibsens „Gespenster“ durch die Fiala-Truppe aufgeführt wurden, ist schon vor dem Krieg auf Kino umgestellt worden, das hier, wie anderswo, alles frißt. Neben dem Stadttheater besteht als Sommertheater also nur noch das Union-Theater, nachdem das Tivoli-Theater, das in den siebziger Jahren, als das Stadttheater neu aufgebaut wurde, dieses ersetzt hatte, schon längst anderen Bestimmungen zugeführt worden war. Das „Sängerhaus“ dient nur Konzerten; den Sommer über bleibt sogar das vordem so gutgehende Restaurant geschlossen! „Das ist das Los des Schönen auf der Erde!“

Straßburg P. E. Baldeck

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Der Kaufherr von Shanghai. Roman. Von Norbert Jacques. Berlin 1925, Ullstein. 290 S. Geb. M. 4,50.

Der Verfasser der einprägsamen Reisebilder „Auf dem chinesischen Fluß“ verlegt die Handlung seines neuen Romans wieder ins Reich der Mitte. Shanghai, die geschäftige Hafenstadt mit ihren Fremdenvierteln, Ausgangspunkt des Handels mit Innerchina, Japan, Europa und Amerika, soll nach den kühnen Plänen des jungen deutschen Kaufmanns Ney Sitz einer Handels-Weltorganisation allerersten Ranges werden. Und es käme auch dahin, stünde dieser Mann nicht zwischen drei Frauen, die ihn verschiedenartig beeinflussen. Während ihn eine alternde Witwe durch ihren Reichtum zu ködern sucht, umgarnt ihn die geheime Zauberkraft einer liebestollen Malaiin, der ihn wieder eine anmutige Dollarprinzessin durch ihre reine Neigung zu entreißen sucht. Überdem tobt auch die tückische Malaria in Neys Adern, ihr grauenvolles Spiel mit ihm treibend, so daß er blutige Schreckenstaten begeht, eh ihn die Liebe erlöst. Meisterlich, wie Jacques das mysteriöse Wüten des Sumpffiebers im Blut des Europäers wiedergibt, bei dessen Anfällen er einem Schlafwandler gleich auf den Wogen des Daseins treibt. Anerkennenswert die Darstellung der chinesischen Seele, so weit sich diese überhaupt von einem Antipoden erfassen und deuten läßt. Daß der Roman fesselnd und stilistisch hervorragend geschrieben ist, bedarf bei diesem Autor nicht erst der Erwähnung.

Wien — Martin Brussot

Der Wald des Blutes. Roman. Von Franz Rebiczek. Wien-Leipzig 1924, Carl Konegen. 256 S.

Eine Liebesgeschichte aus Brasilien. Pierre Rasac, der Kolonist, begegnet der ehemals geliebten Frau wieder, läßt sich von neuem fesseln, opfert ihr Ruhe und Reichtum, wird betrogen und rächt sich, allzu blutig, bei einer Jagd im Walde am Amazonenstrom. Diese Handlung ist mit etwas groben Mitteln aufgemacht. Recht gut ist aber das Tempo des Ganzen und die Landschaftsschilderung. So daß man Lust bekommt, nach Rio de Janeiro zu fahren!

Leipzig — Friedrich Michael

Michael Furtenbecks Geige. Roman. Von Felix Janoske. Leipzig 1925, Fr. Wilh. Grunow. 278 S.

Als ich eine Weile in diesem Buch gelesen hatte, da kam es über mich mit dem Behagen, das Wilhelm Raabes Romane verbreiten. Es grüßte aus den Worten das ähnlich stille, nachdenkliche Lächeln, das gewisse Philosophenlächeln, wie es Raabes besonderes Kennzeichen ist. Weil man so tief in diese Art der Darstellung hineingelebt und so völlig in dieser Stimmung befangen ist, fällt es vielleicht schwer, sich in Schauer und Tragik des letzten Teils hineinzufinden. Mir wenigstens ging es so; mir gebrach offenbar die geistige Biegsamkeit. Krieg, Umsturz, Parteiung, Verarmung sind alles Dinge, die uns noch zu nahe stehen. Wir können uns noch nicht dazu aufschwingen, sie von einer gewissen Höhe und Ferne zu betrachten. Es ist sehr natürlich, daß ein nachdenklicher feiner Schriftsteller sich auch damit auseinanderzusetzen und durch die Auseinandersetzung davon zu befreien trachtet. Aber jede Lösung erscheint leicht als vorweggenommen, als nicht überzeugend für alle, die noch mitten im Ringen der Entwicklung stehen. Jeder hofft, daß Michael Furtenbecks, des Jungen, Geige wieder Harmonie tönen werde, wie die seiner Vorfahren. Aber Hoffnung ist nicht Überzeugung. Es kann sein, daß andere kein leises Mißverhältnis empfinden zwischen dieser feinen Erzählungsweise und dem chaotischen Geschehen, das darin zutage tritt. Jedenfalls werden sie, ob sie dies nun empfinden oder nicht, eine fesselnde Bekanntschaft gemacht haben.

München — Helene Raff

Klippen im Korallenmeer. Von John Russell. Übersetzt von Lisa H. Löns. Hannover 1925, Adolf Sponholtz. 215 S. Ganzleinen M. 6.—.

In John Russell lernen wir einen neuen amerikanischen Novellisten kennen, der in England und Amerika bereits einen Namen hat. Die Südsee mit ihrer eingeborenen Primitivität, für die wir ja auch schon schwärmen, und der zumeist entarteten Kultur ihrer weißen Eroberer ist in der Literatur der Englischsprecher Trumpf. Gegenüber Abenteuern in der Südsee verblassen selbst erotische Großstadtprobleme, vor den Südseemenschen weichen Indianer und Eskimos. „Hier können noch Dinge geschehen, wie sonst auf der ganzen Welt nicht“, versichert nun John Russell, und wir glauben es ihm gern nach seinem vorliegenden Novellenband.

Die gewisse Neuheit des Gegenstands allein würde in unserer schweren Zeit gewiß nicht zu einer Übersetzung berechtigen, wenn diese Sammlung von acht Geschichten nicht eine lebhafte Phantasie, ein sicheres Erzählertalent persönlicher Färbung und einen eigenen geistigen Standpunkt verriete. Etwas Märchenhaftes ist all diesen Novellen eigen. Dadurch wird mancher grelle Ton der Handlung gemildert. Daneben findet sich echte poetische Stimmung bei anschaulicher Menschendarstellung und ein kritisches Verhältnis zur Kultur, Religion und nicht zuletzt zu den Taten der Weißen; wobei freilich zu bemerken ist, daß sich in der Südsee viel Abschaum der weißen Menschheit bemerkbar macht, den die wahren Liebhaber der Südsee natürlich grimmig abschütteln. John Russells eigenartige starke Erzählungskunst kommt in der Übersetzung von Lisa H. Löns sehr gut zur Wirkung.

Münster i. W. — F. Schönemann

Wanderbriefe an eine Frau. Von Henry Hoek. Hamburg 1925, Gebrüder Enoch. 188 S.

Der Verfasser, bekannter Alpinist, hat unter anderem schon ein Buch über den Ski geschrieben. Sein Wanderer (der er selbst ist) wäre geistphysiognomisch zum Bewegungstyp zu rechnen. Er ist vielgereist, erotisch erfahren, kulturell hochgestuft, geschliffen in äußeren Formen, pekuniär durch Börsenkenntnis gesichert, vor allem: ein Wanderer an den Erdendingen vorbei, ohne Selbst-Verpflichtung außer der: sich die Sehnsucht wachzuhalten, will sagen, nichts zu ergreifen, Besitz zu scheuen. Der Frau, der er von alpinen Touren, leichter Hand, mondän durchtrieben, ein paar Briefe sendet, gibt er im letzten den Abschied, weil sie ihm telegraphierte: Ich erwarte Dich, ich freue mich, ich liebe Dich. Der Erfüllung weiß er nicht zu begegnen. Vorher hatte sie ihn abgewiesen, in die Reise getrieben, jetzt versagt er die Vereinung.

Kühler Höhenruch ist in dem Buch zu reizvoller Vergeistigung gelangt. Ski und Bergkraxelei, alpine Kunst, alpiner Film werden ebenso frisch und nebenbei mit hübschen Gedanken etikettiert wie Modeembleme und Tafelherr-

lichkeiten, exquisite, natio- und internationale. (Er gibt ihr mehrfach Kochrezepte.) Die Briefe sind aus Chur, Lenzerheide, Flims, Klosters, Schwyz, Lugano in eine norddeutsche Stadt, wohl Berlin gerichtet, in ein imaginäres Boudoir, an eine Blondine, die man ahnt. Sie geben den Kreislauf eines schneeweißen Jahrs im Graubündischen. Sie haben zuweilen Sekt-Esprit, im übrigen Plauderlaune und Freude an Komplimenten sowie an hübschen Wortspielereien. Das Beste: sie haben Elastizität, Schwung aus genußfrohen Sinnen und aus Erlebnisfülle. Und Reisen bezeichnen sie sehr richtig als eine Form der Erotik (die, vom Hauptziel, der Frau, abgedrängt, zur Ferne schweift). Im übrigen macht es diesem Wandermenschen nichts aus, ob er auf einer Hochtalwiese oder im komfortablen Luxushotel zur Nachtruhe kommt. Was unsre Sympathie nur erhöht.

Emil Orliks Zeichnerhand entwarf auf dem Einband das Bild des sehnsüchtig schreitenden Bergwanderers.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Das fremde Gesicht. Novellen. Von Erich Sieburg. Essen 1925, G. D. Baedeker-Verlag. 273 S.

Man liest mit Anteil, ist im ersten Fall („Ophelia") gepackt. Die Stoffe sind handwerklich recht gut gemeistert. Es mangelt ihnen mitunter eine gewisse Präzision des Eigentlichen. Sie entgleiten dann in eine Sentimentalität, die man bei der sicheren Grundanlage bedauert. Sieburg ist Westfale, und wirklich ist in seinen Novellen oft das Schwere, Schicksalsträchtige, wie es Balladen und Prosa seiner großen Landsmännin Droste-Hülshoff haben. In „Ophelia" gerät ein Arzt, zur Hochzeit eines Freundes auf ein Landgut geladen, zwischen die zwei noch unverheirateten Töchter des Hauses, die harmlos-anhängliche Marianne und die herb verschlossene Magdalena. Diese glaubt sich in ihm getäuscht zu haben, hält ihn, weil er mit ihrer Schwester scherzt, für einen Scharlatan, geht ins Wasser. Marianne wird Armenpflegerin. Als er nach Jahren, in Rio durch ein Fieberserum zu Vermögen gelangt, nach der Heimat zurückkehrt, ist sie gerade gestorben. Er kauft, zu Studienzwecken, den Weidenhof, den Ort der tragischen Ereignisse von einst. Rückblickend gibt er sich Rechenschaft, weiß sich frei von Schuld. Das ist wirksam erzählt. Es weht Schicksalshauch aus den Blättern, etwas wie von Storm. — In der Titelnovelle stört ein konventioneller Schluß, es ist die alte Geschichte von der Ehescheidung, die nach Jahren rückgängig gemacht wird. Der religiös schwärmende Freund eines Großkaufmanns (in westdeutscher Industriestadt) hat dessen Frau aus sicherer, irdischer Verwurzelung gerissen. Als ihr Mann, Trost zu suchen, in keiner anderen Absicht, zu einer beiden befreundeten Schauspielerin geht, folgt sie ihm, wähnt Ehebruch (den die kluge Freundin nur inszeniert, um die brüchig gewordene Ehe zeitweise zu trennen). Der Skandal vertreibt alle aus der Stadt, auch die Schauspielerin. Einsam haust der Kaufmann irgendwo am Meer. Der Weltkrieg kommt, der Sektierer (eine ziemlich unmögliche Gestalt) fällt, so kann die Schauspielerin durch das Söhnchen, von der fernen Mutter zum Vater geführt, Verständigung anbahnen. — In „Wandlungen" wird eine latente Ehekrise durch eine Schulkatastrophe des Sohns überwunden. — „Der Paradiesvogel" spielt im dritten Jahrhundert nach Christus, in Alexandrien, zur Zeit des Decius, unter Juden und Christen, Gläubigen und Prassern. — „Die Katakombenkerze", wieder eine Gutsgeschichte, läßt übersinnliche Seelenbeziehungen (der adlige Gutsherr, mit seiner Frau auf einer Romreise, und die scheue junge Frau eines Schwagers, die nach der Hochzeit mit Familie das Schloß der Reisenden bewohnt) tragisch enden. Diese Geschichte treffen die Eingangsworte. Es fehlt ihr ein klarer Aufriß der allerdings sehr transzendenten seelischen Vorgänge. Aber, wie gesagt, die lebendig bewegte Einzelausführung der Novellen ist sehr bemerkenswert. Und jedenfalls wurzelt Sieburg in seinem westfälischen Mutterboden.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

11/10. Ein zeitgenössischer Roman. Von Kurt Offenburg. Frankfurt a. M. 1925, Mittelland-Verlag. 219 S.

Ein Roman von mittlerer Tüchtigkeit. Er sollte wohl die große Darstellung von Schiebern und Schiebungen innerhalb des deutschen Buch- und Verlagshandels in Krieg, Revolution und Inflation bringen. In der Tat verrät der Verfasser hier erstaunliche Kenntnis der Materie, und diese Kenntnis bildet auch den durchaus reellen Kern, um den herum der Roman geschrieben ist. Zwei, späterhin drei führende Gestalten des Buch- und Verlagswesens sind die Träger der Handlung und Anlaß zur Entfaltung jener Kenntnisse. Ihre Schicksale werden pragmatisch durch Krieg, Revolution und Inflation geführt, sachlich, mit sorgfältiger psychologischer Beobachtung, mit dem Bestreben zur Gerechtigkeit, planmäßig, sozusagen programmäßig abgehandelt; mit einem gewissen menschlichen Ernst, der Achtung heischt, doch ohne die strömende Gnade des Dichters. Auch die Satire dieses Autors hat schließlich nicht das durchschlagende Ethos des öffentlichen Anklägers — sondern klingt oft wie die Preisgabe von Geschäftsgeheimnissen seitens eines verärgerten Wissenden. Ein Roman von mittlerer Tüchtigkeit, erfolgreich bestrebt, frei von Kitsch und Schablone zu bleiben —, ebenso erfolgreich aber auch in dem Vermeiden jedes Außerordentlichen. Eine mehr reproduktive als produktive Natur zeigt sich.

Berlin — Leo Rein

Dörte Jessen. Een Book van Leew un Leben. Von Rudolf Kinau. Hamburg 1925, Quickborn-Verlag. 160 S.

Jens Störtebeker. Von Ludwig Hinrichsen. Bremen 1925, Schünemanns Verlag. 58 S.

Sturmflut. Novellen. Von Hans Richter. (Ebenda.) 54 S.

Es sind drei Bücher, die insofern etwas Gemeinsames haben, als sie stofflich an der Küste oder auf der salzen See zu Hause sind, und die dennoch ein grundverschiedenes Gesicht zeigen. Rudolf Kinaus, des erfolgreichen plattdeutschen Erzählers Buch, habe ich zuerst angeführt, weil ich es für das wertvollere halte, nicht nur unter den oben genannten, sondern auch unter allen Büchern von Kinau selbst. In einem wundervoll klaren Aufbau stellt er die Geschichte zweier Menschen vor uns hin, die mit sich selber nicht fertig werden können und deren Leben nach vielen inneren und äußeren Wirren versandet. Eine köstliche Frische weht durch das ganze Buch, viel stilles Lächeln steigt auf, viel Zartes blüht duftend empor, und alles ist in seiner Klarheit und Schlichtheit so ungemein glaubhaft und innerlich so durch und durch gesund und wahr, daß ich nach dieser Leistung nicht mehr anstehe, Rudolf Kinau ebenbürtig neben seinen Bruder Gorch Fock zu stellen. In „Dörte Jessen" ist er nicht mehr nur ein Schilderer, für den ich ihn früher gehalten, sondern ein wirklicher Gestalter, in dessen Einzelbildern Allgemeingültiges lebendig wird.

Aus ganz anderm Holz ist Ludwig Hinrichsen geschnitzt. Ich habe vor einiger Zeit seinen Roman „Der Vagabund“ an dieser Stelle rühmend angezeigt und mich über die Kühnheit und Eigenartigkeit seines Stoffes gefreut. Auch in der Erzählung „Jens Störtebeker“ packt er einen Stoff an, der abseits der Alltäglichkeit liegt, und schildert, wie ein in jungen Jahren zum Mörder und wilden Störtebeker gewordener Schiffer durch die Seelenstärke eines Weibes Erlösung findet. Ich gehe durchaus nicht in allen Teilen mit ihm, weil es mir bisweilen vorkommt, als verkrampfe er sich in eine gar zu knifflige Psychologie; aber ich anerkenne gern, daß es ihm gelungen ist, ein interessantes Thema in einer prachtvoll gegenständlichen Sprache interessant zu gestalten.

Hans Richter, dessen Buch wie das vorige der Bücherreihe „Die Garbe“ angehört, tritt mir heute zum erstenmal entgegen. Was er bietet, sind kaleidoskopartig vorüberziehende Bilder, die alle einen Blick für das Wesentliche und eine erfreuliche Darstellungskraft verraten, so daß die Hoffnung auf späteres breiteres Wachstum berechtigt ist. Vielleicht findet er dann auch seinen eigenen Stil; denn was er in „Sturmflut“ an Sprachzerhackung bietet, gehört einer vergangenen Zeit an und zerstört den Rhythmus der See, den er besonders in der ersten Novelle seines Buchs an einigen Stellen eingefangen hat.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Lebensmittag. Roman. Von W. A. Imperatori. Leipzig 1924, Max Koch. 282 S.

Eins von den seltenen Büchern, die im Schatten ihres Verfassers stehen. Das Buch verschwindet in einer Persönlichkeit, die hinter ihm aufsteigt. Der Zeugende bleibt größer als das Gezeugte, und man hat das Gefühl, nicht dem Werk, nur dem Wollen eines Schöpfers begegnet zu sein.

Die einfache Geschichte eines reifen Mannes zwischen den Frauen. Die Hauptpersonen fast nur Darsteller einer Weltanschauung, einer schwer errungenen Lebenseinsicht, vielleicht sogar Abbilder Existierender; aber eben deshalb vom Leben geschieden, während die Nebenfiguren lebens voll sind. Allerlei Käuze bevölkern den Mittagsweg des Helden, und während er, noch handelnd, Betrachter zu bleiben scheint, flimmern die geringeren andern, rund von Licht und Luft umspült.

Es ist nicht leicht, dieses Buch zu lesen. Es muß schwer geschrieben sein, darum liest es sich schwer. Ein Mensch hatte viel zu sagen und tränkte das Romanpapier mit mehr, als dieser leichten Materie gut ist. Man ermüdet von der Fülle, man ist bequem geworden, wenn man sich zu einem Roman setzt. Die anderen machen es uns leicht, und Imperatori kann es uns nicht schwer genug machen. Aber der Lohn bleibt nicht aus, es ist seltenes Glück geworden, einer Persönlichkeit zu begegnen, einer selbst erkämpften Einsicht, einer Reife, die doch den Zauber der Jugend im Blick und Herzen behalten hat. Es wird im Verlauf der Lektüre fast immer gleichgültiger, was man liest. Aber man genießt, immer tiefer in ein von Güte, Weisheit, Liebe volles Manneswesen zu dringen.

Berlin — Kurt Münzer

Maria und Myrrha. Geschichte zweier Frauen und einer Liebe. Von Emil Hadina. Leipzig 1924, L. Staackmann. 160 S.

Weibliche Sehnsucht und Künstlers Schönheits- und Sinnenfreude auf der einen Seite siegen in Hadinas Erzählung über die asketische Schwärmerei eines Mannes und die religiöse Verzückung einer Frau, die beide ihr Schicksal erst mit dem eines nicht wesensverwandten Partners verknüpfen wollten. „Erdenglut, Kunst und gnadenreiches Frauentum“ gravitieren zueinander. Die unrichtige Kombination Asket-Weltkind einerseits und Künstler-Heilige andererseits, die zu Anfang der Erzählung besteht, wird dadurch gelöst und richtiggestellt, daß der Mann zwischen zwei Frauen, nämlich der Künstler, der zwei äußerlich fast gleichen Schwestern gegenübersteht, objektiv in der ihm wesensverwandten lebt, indes sein subjektiver Glaube der anderen gilt, allerdings nur deshalb, weil er für kurze Zeit das Frauentum der unirdisch Abgeklärten erweckt hat. Das Bildnis der vermeintlich Geliebten erhält die Seele der anderen, der Liebenden und wirklich Geliebten und deutet so den Künstler selber. Der asketische Lebensreformer wird einfach als Wauwau hingestellt, so verlockend eine menschliche Erklärung dieses Idealisten für einen Menschengestalter gewesen wäre, wie denn auch dieses typisch „schöne Buch“ psychologisch weniger in die Tiefe geht als formale Eigenart sucht. Sein Vorzug ist seine geschlossene Einheit und eine gewisse Abrundung in der Form. Doch wird Hadina gut daran tun seine Sprache, deren Eigenart im Einzelnen nicht geleugnet werden soll, nicht absichtlich „kunstvoll“ zu drechseln, sonst wird sie süßlich und parfümiert. Künsteleien wie „Als ich Heimkehr zur Stadt hielt“, „des Lebens Sonnenräder“ und „Mitternachtswölfe des Zweifelns“ scheinen nicht aus innerstem Herzensdrang zu kommen.

Wien — Friedrich Wilhelm Illing

Trutz Kämpfer. Roman. Von Gertrud Walde. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 338 S. Geb. M. 5,50.

Ein Roman psychologischer, langsam ansteigender und langsam wachsender Entwicklung. Kein Roman für schnelle und auf Spannung gerichtete Leser. Für unsere heutige, rastlos fließende, heiß- und hartlebige Zeit vielleicht ein Buch zu starker Beschaulichkeit und stiller Innerlichkeit. Immerhin ein gutes Buch, von ethischen Kräften durchtränkt, auch von künstlerischer Qualität.

„Die Tochter ihres Vaters.“ Damit wäre Inhalt und Ziel dieses Romans wiedergegeben. Alles ist aus dem Leben gegriffen. Trutz' Schicksal ist das Schicksal vieler Mädchen und Frauen unserer Tage. Ihr Werden das so mancher unter ihnen. Der bittere Kampf ums Dasein, der heute in fast noch stärkerem Maße dem weiblichen als dem männlichen Geschlecht aufgezwungen ist, findet hier eine zugleich typische und individuelle Spiegelung.

Dieser Roman konnte nur von einer Frau geschrieben werden. Das Gute aber an ihm ist, daß die schwachen und sentimentalen Züge weiblicher Autorenschaft hier den ernsten, auf das Ethos gerichteten, mehr männlichen weichen. Wie ja auch die Heldin von ihrer ersten Kindheit an mehr männliche Züge trägt und eigentlich ein Junge hätte werden sollen. Mit merkbarer Absicht, aber nicht ungeschickt ist ihr in ihrem Bruder Jam, dem still versonnenen, das Gegenstück geschaffen. Fernab von dem starken Wollen und zielbewußten Handeln der Schwester wächst er neben ihr auf. Die Hauptsache aber ist der Vater, die eigentlich beherrschende Seele des Ganzen, die er bleibt oder recht erst wird nach seinem Tode: der Wegweiser, der König, der Gott für die kleine und später noch mehr für die große Trutz, die sich in der harten Schule des Lebens zu seinem anderen Ich entwickelt und furchtlos und tapfer, wie er, den Kampf mit dem Schicksal und allen Mächten auf die jungen, aber früh stark und tragfest gewordenen Schultern nimmt.

Danzig — Artur Brausewetter

München. Geschichten von Fritz Müller-Partenkirchen. Leipzig 1925, L. Staackmann. 228 S.

Man meint, daß man München kennt, und dann findet man immer wieder — allerdings nicht sehr oft — einen, der es wieder von einer andern Seite sieht und uns anderes Neues darin sehen lehrt. Die Geschichten von Fritz Müller-Partenkirchen sind köstlich. Es gibt welche darunter, bei denen man ebenso herzlich lachen muß, wie bei anderen einem unwillkürlich das Herz weich wird. Zur ersteren Gattung gehören beispielsweise „Te" — „Meine Frau, meine Hand und die Dienstmädchen" — „Das Kennwort" — „Der Apparat" und etliche stammverwandte. Von der anderen ernsten Gattung nenne ich vor allem „Die Landsberger-Straßler" — „Die Theres" — „Der Komiker", als Proben einer Reihe.

Jede Begabung zimmert sich ihre eigene Kunstform zurecht. Die kurze, scheinbar leicht hingewischte Skizze — (es gehört sehr viel dazu, einen Vorgang ganz knapp, sachlich und dabei wirkungsvoll zu erzählen) — ist Fritz Müllers eigenstes Gebiet. Wie ich höre, hat sein neues Buch binnen einigen Monaten die fünfte Auflage erlebt. Wundern tut es mich nicht, denn unsere Zeit hat Heiterkeit sehr nötig, zumal eine Heiterkeit, die von Herzen kommt und zu Herzen geht. Eine, die mit Ulk nichts gemein hat, sondern einen Strahl fröhlicher Weltbejahung und warmer Menschenliebe auch auf die dunklen und traurigen Dinge fallen läßt, an denen unser rätselvolles Leben so reich ist. Fritz Müller besitzt sie und die gewisse behagliche Art von Humor, die jeder Schärfe entbehrt, nichts Ätzendes hat, auch da, wo der Humor Spott und Kritik wird. Diesen gesunden bodenständigen Eigenschaften dankt er die Beliebtheit seiner Bücher vor allem, dann aber der glücklichen Ausdrucksform.

München — Helene Raff

Von unsren lieben Heiligen. 52 Legendenbilder. Von Leo Wolpert. Mit Buchschmuck von Augustin Kolb. Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co. 197 S.

Heiligenleben zu erzählen, ich meine stilrein, eigenschöpferisch und innig zu erzählen, ist Begabungssache wie das Erzählen von Märchen und biblischen Geschichten. Wem diese innere Musik nicht ins Herz gelegt ist, aus der das eigene Kindlich-Göttliche klingt, das uneingestandene Sehnen nach Jungsein und Wiedergeburt — es schlägt erwärmend wie eine Welle von Liebe über unser Herz —, der kann diese Welt nicht beleben, er kann sie nicht verknüpfen mit der Stunde, die eben verrinnt. Legenden und Märchen und Biblisches sind nichts Fertiges, sie bedürfen der individuellen Gestaltung und der persönlichen Frömmigkeit. Sie haben mit der Religion der „Erwachsenen" nichts zu tun. Die ist anders. Die lebt von anderen seelischen Ereignissen.

Leo Wolpert, der Volksdichter, erzählt gut; fast nirgends ein falsch gewähltes Wort, wenn auch manchem Satz und mancher Kadenz das Altertümliche und der Märchenton fehlen. Ich sage nochmals: Heiligengeschichten sind keine Dogmatik und Apologetik. Die moralisierenden Anhängsel (nur hie und da) haben mich gestört. Durch die Gestalten hindurch muß man immer das „Unwirkliche" spüren (so wie wir im Traume durch alle Lebendigkeit Tote als tot empfinden, auch wenn sie uns lächelnd und jugendfrisch aus tränenumflortem Auge grüßen), aber die Vision muß wahr sein. Wer sie zur Wirklichkeit entzaubert und zur „Tatsache" degradiert, verscheucht sie. Wir brauchen die Magie des Heiligen als Hilfe und Vorbild, wir können sie zu unseres Herzens Notbedarf nicht entbehren, denn solange wir nicht in ihr sind, fallen und versinken wir nicht in den grundlosen Gott hinab, aus dem alles Gegründetsein kommt. Der Nimbus oder die Aureola Sanctorum legt sich nicht um die gemeine Trivialität des Korrekten und Lehrhaften und um der Leute Gunst, Grund und Meinung, er legt sich um ein Leben und um Stunden, da wir aus menschlicher Weise in göttliche Weise gezogen werden und der gegenüber auch jede magistrale Gelehrsamkeit versagt.

Wien — Franz Strunz

Aus dem Wanderbuch eines verabschiedeten Lanzknechts. Von Friedrich Fürst von Schwarzenberg. Mit 15 Abbildungen und einer biographischen Skizze, herausgegeben von Eduard Castle. Wien 1925, Rikola-Verlag. XXVIII, 238 S.

Der Verfasser, Kennern der österreichischen Literatur nicht fremd, auch aus Hebbels Briefen und Tagebüchern Leuten mit gutem Gedächtnis bekannt, muß einem weiteren Leserkreis gleichwohl vorgestellt werden: Sohn des offiziellen Siegers in der leipziger Völkerschlacht, österreichischer Offizier, aber immer wieder in die Fremde beurlaubt, wo er als richtiger „Lanzknecht" den daheim vermißten Krieg suchte. So hat er, von österreichischen Schlachtfeldern abgesehen, in Algier, in Spanien, in der Schweiz gekämpft und in Ruhepausen seine Abenteuer und was ihm sonst durch den originellen Kopf ging, aufgezeichnet — im leichten eleganten Ton, mit der weltmännisch konservativen Haltung seines älteren Standesgenossen Pückler-Muskau. Das meiste ist urheberrechtlich heute noch nicht „frei", weil seinerzeit als Privatdruck für Freunde veröffentlicht; doch trifft es sich, daß dieser Schutz gerade besonders interessante Teile des „Wanderbuchs" (1844–1848), die vorher in einer wiener Zeitschrift erschienen sind, nicht deckt — italienische, algerische, spanische Erinnerungen —, und diese vereinigt das vorliegende hübsch ausgestattete Buch. Der „Lanzknecht" starb als Generalmajor 1870, so alt wie das Jahrhundert.

Wien — Robert F. Arnold

Schwarz und Blond. Von Hans Härtlin. Stuttgart 1924, J. Engelhorns Nachf. (Engelhorns Romanbibliothek, 37. Reihe, Bd. 19.) 144 S.

Das ist eine nette harmlose Geschichte, bei der man sich zwei Stunden gut unterhält und an die man mit einem freundlichen Lächeln gern zurückdenkt. Zunächst ist man überrascht, daß Schwarz und Blond sich nicht, wie erwartet, auf weibliche Hauptzier bezieht, sondern (scheinbar) auf die Scheitel des Malers Burnett und des Lord Cranley. Aber bald wird doch alles richtig; es treten auf: die schwarze Bessy und die blonde Mary. Wenn dann freilich gar so etwas wie ein rassenphysiologischer Gegensatz von Schwarz und Blond diskutiert wird, kommt man in Versuchung, das Buch zuzuklappen. Aber flugs wird eine kleine Brandkatastrophe inszeniert, die mit mancherlei Humoren fesselt. Und schließlich finden sich natürlich die schwarzen und die blonden Paare. Erstaunlich redselig sind die Helden der Geschichte; aber ein guter Schuß Ironie macht die langen Suppen doch recht schmackhaft. Selten nur eine sprachliche Entgleisung; man muß einen eiligst aus dem Bett springenden Mann nicht sagen lassen, „er sei verschlafen", wenn er meint, „er habe die Zeit verschlafen" — was ungefähr das Gegenteil ist.

Leipzig — Friedrich Michael

Berlin ohne Juden. Ein Roman. Von Arthur Landsberger. Hannover 1925, Paul Steegemann. 331 S.

Bettauers Roman „Die Stadt ohne Juden" — Anlaß zu Landsbergers Kolportage — ist mir unbekannt, so daß im übrigen mein Bedarf an diesem Problem gedeckt ist. Der Kampf des Juden gegen die völkische Fratze hätte keinen größeren Schlag ins Gesicht erhalten können, als durch dieses Machwerk, in dem Sensationsbedürfnis, melancholisch gespielte Einsamkeit und künstlerische Ahnungslosigkeit mit schlecht verhehltem Haß, Mangel an innerer Vornehmheit und saloper Grammatik sich paaren. Die grobe Zeichnung vom Untergang Berlins durch die Vertreibung der Juden mit Hilfe des Juden Pinski im Dienste hirnloser Völkischer und die Rettung der Stadt durch die Rückkehr der Vertriebenen, mit dem durch nichts gerechtfertigten Schluß — Ermordung eben dieses Pinski — bringt Landsberger völlig um den Ruf eines Schriftstellers und stempelt ihn — der zum Teil mit wirklichen Namen, zum Teil mit fingierten, aber leicht erkennbaren, operiert — zum Desperado der Hintertreppe. Die klobigen Anwürfe gegen seine Kritiker — pro domo — als Farce eines im literarischen Sumpf Ertrinkenden, fallen trotz Brandes, Wedekind, Bierbaum, Birkenbiel und Fries, auf ihn zurück.

Berlin — Guido K. Brand

Jack im Buschland. Roman. Von H. D. Lawrence und M. L. Skinner. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 492 S.

Das Titelblatt wirft den einzigen wirklichen Schatten auf dies in jeder Beziehung empfehlenswerte Buch. Wer es liest, ohne zu lächeln, hat das, was der Amerikaner mit sense of humor meint, noch nicht entwickelt. Dieser Humorsinn muß aber vom ersten bis zum letzten Blatt beim Leser in Tätigkeit bleiben, sonst geht die Wirkung verloren. Der Titel selbst erfordert diese Betätigung; wir haben es nicht mit einer Lederstrumpf-Erzählung zu tun. Auch die doppelte Autorenschaft berechtigt nicht, auf „Blumenthal und Kadelburg"-Arbeit zu schließen. Jack ist ein junger Engländer, dem man wegen Dummheiten auf der Schule den letzten Liebesdienst erweist, indem man ihn nach Australien schickt. Hier bildet ihn das Schicksal, und zwar mit anderen Mitteln und primitiveren Formen als wir „stoffbeschwerten Abendländer" kennen. Man lächle nur nicht über diesen Schicksalsweg; er ist nicht der von einem Ministerium vorgeschriebene. Das stimmt, aber damit ist er noch kein falscher. Im Gegenteil: aus solchen Schicksalen entstehen Weltgeschicke. Wer sich mit der Individualgeschichte des Weltkrieges befaßt hat, weiß das. Darin liegt der Wert des Buches, daß es zeigt: die stärksten Charaktere bilden sich nicht im normalisierten Schulgang. Es gilt das für die germanische ebenso wie für die angelsächsische Lebensform. Wer Ohren hat, zu hören, dem tönt es entgegen aus jeder Seite. Und tiefe Blicke in die Urgründe der angelsächsischen Lebensform kann der Leser außerdem tun. Nur einen Nachteil muß er übersehen können: das Buch ist übersetzt. Jeder Übersetzer, der nicht nachschaffender Künstler ist, wird beherrscht vom Genauigkeitskomplex, und er erzeugt Steifheiten und Unwirklichkeiten. Man kann mit ihm darüber nicht rechten. Mag sein, daß der deutsche Leser, dem intimere Beziehungen zum englischen Idiom ermangeln, aus vorliegender Form einen Einblick in den englischen Stil und vor allem in die moderne realistische Erzählungsform der Amerikaner und Engländer erhält. Dann wäre auch das auf der Gewinnseite zu buchen.

Neuyork — A. Busse

Seltsame Geschichten aus dem Liao Chai. Von Pu Sung-Ling. Frei übertragen aus dem Urtext von Erich Schmitt. — Band I. Ex oriente lux, herausgegeben von E. Schmitt; erste Abteilung: China. Berlin 1924, Alf Häger Verlag. Kl. 8°, 216 S.

Das Liao Chai Chi-i gehört zu den interessantesten und höchstgeschätzten Stücken der chinesischen Literatur. Entstanden im 17. Jahrhundert nach dem Zusammenbruch der Ming-Dynastie, während des Aufbaus des von den echten Chinesen immer als Fremdherrschaft betrachteten Mandschuregimes, ist die Novellensammlung doch erst Mitte des 18. Jahrhunderts nach Aussöhnung der Mandschus mit dem Buddhismus gedruckt und veröffentlicht worden. Dann aber setzte sie sich rasch durch und erlebte weiteste Verbreitung. Dem Abendland ist sie erst durch die Übersetzung von Giles (Strange stories from a chinese studio) näher gekommen. Hieraus schöpften zahlreiche Verarbeiter. Jetzt liegt eine selbständige Nachschöpfung vor, die geschickt die Mitte hält zwischen den westlichen Ansprüchen an angenehme Lesbarkeit und jener Treue dem Original gegenüber, die dessen Eigenart wie überhaupt das Kolorit der Heimat genügend erhält und fühlen läßt. Bildbeigaben nach chinesischen Holzschnitten, Anmerkungen und eine Einleitung erhöhen den Wert und erleichtern das Verständnis. Man wird das auch äußerlich ansprechende Bändchen mit Genuß zur Hand nehmen.

Leipzig — G. Menz

Lyrisches und Episches

Leuchtende Tropfen. Die schönsten Gedichte von Peter Hille. Ausgewählt von Hermann Josef Berges. Mit einem Bild Hilles nach dem Gemälde von Lovis Corinth und einem Faksimile. Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 52 S.

Peter Hille sind einige starke Gedichte gelungen, die in manchen Anthologien zu finden sind. Vor allen Dingen „Abbild", welches diesen Band beschließt und, ganz besonders, „Waldstimme", ein Gedicht, selbst „saftstrotzend, schwer von Leben", das wie Kellers erstes „Waldlied" das gesanghaft „donnerdunkle Rauschen der Wälderwipfel" abbildet und ihm an Intensität und Gewalt nahekommt. Die meisten Gedichte Hilles aber sind tatsächlich nicht mehr als „leuchtende Tropfen", oft eigentlich mehr lyrische Aphorismen als Lieder und Gedichte. Zuweilen setzt ein Gedicht mit starkem Anschlag ein, aber der Keim entwickelt sich nicht. Er sucht ein „Seegesicht" mit den Mitteln Böcklinscher Mythologie zu gestalten, und es ist uns fremd, wie viele der Böcklinschen Fabelwesen selbst. Und dennoch: diesen Peter Hille umwittert eine seltsame Verklärung. Else Lasker-Schüler hat sein Gedächtnis in Legenden gestaltet, Georg Hermann hat in Ergriffenheit eine Begegnung mit ihm erzählt, und so wirkt stärker als die Hilleschen Gedichte das Corinthsche Bildnis, das diesem Bande beigegeben ist, und das über Hilles Person hinaus einen ganz bestimmten Menschentypus gestaltet. So ungefähr könnte man sich einen Heiligen unserer Tage vorstellen; dieser Corinthsche Hille erscheint wie die Gestalt aus dem Roman eines deutschen Dostojewski. Es gibt gleichsam dichterische Menschen von aktiver und passiver Art: Menschen, die dichtend gestalten, und Menschen, die andere dazu aufregen sie zu gestalten. Wer sie nicht persönlich gekannt hat, lernt sie nur aus der Überlieferung kennen, ihre eigenen Werke bilden ihr Wesen unzureichend ab. Wichtiger als diese Auswahl

erschiene daher eine Sammlung von Erinnerungen an Hille, lebensgroßen und überlebensgroßen.

Wien — Ernst Lissauer

Föhrenrauschen. Nordische Weisen. Von Bernhard Risberg. Übertragen von Heinz Hungerland. Osnabrück 1925. Möser-Verlag. 84 S.

Es ist immer ein Wagnis, fremde Lyrik zu übersetzen. Unerläßliche Vorbedingung dafür aber ist ein feines Ohr für die Versmelodie und die Fähigkeit, sie wiederzugeben. Heinz Hungerland besitzt diese Fähigkeit nicht. Seine Übersetzung ist sinngetreu, aber unmelodisch und vor allem unrhythmisch. Die gesangliche Bindung der Risbergschen Verse ist einer holprigen, häufig wie Prosa wirkenden Sprache gewichen. Das ist bedauerlich vor allem bei den „Weisen im Volkston", weniger störend bei den reflektierenden Gedichten. Risberg ist feinsinniger Altphilolog. Antiker Stoizismus in maßvoller Sprache ist das Wesen seiner Dichtung. Sie entstammen nicht überwältigender Inspiration, sondern sind die in kunstvolle metrische Form (Risberg ist selbst Metriker vom Fach) gebrachten symbolischen Betrachtungen eines vom Leben zu Resignation gezwungenen Gelehrten.

Kopenhagen — Gerda Placzek

Aus meiner Übertragungsmappe. Von Klara Wechselmann. Nordische Lyrik.

Ebenfalls Übersetzungen nordischer — vorwiegend dänischer — Gedichte gibt Klara Wechselmann, aber mit feinerer Nachempfindung. Aus dem Titel geht hervor, daß es sich nicht um eine Anthologie handelt. Zwar sind Gedichte der besten Lyriker Dänemarks aufgenommen — man findet in dem Buch die Namen von Holger Drachmann, Johannes Jörgensen, Helge Rode, Thor Lange, Aakjär u. a. Doch ist die Auswahl nicht im Sinne von Mannigfaltigkeit, sondern gerade von Einheitlichkeit der Stimmung getroffen. Die Übersetzerin bevorzugt schwermütige, getragene Weisen, deren Übertragung ihr auch am besten gelingt. Wenn sie es einmal mit einem burschikosen oder übermütigen Lied versucht, fehlt ihr die nötige Derbheit, auch pflegt sie dann mit allzuviel weiblicher Empfindlichkeit die kräftigsten Stellen wegzulassen. — Im ganzen jedoch ist das Büchlein erfreulich zu lesen. Der geschmeidigen, melodischen Sprache würde man nicht anmerken, daß es sich um Übersetzungen handelt.

Kopenhagen — Gerda Placzek

Literaturwissenschaftliches

Jean Paul. Die Entwicklung eines Dichters. Von Friedrich Burschell. 328 S. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.

Dies Buch bezahlt eine drückende Schuld: die Schuld der zünftigen Literaturgeschichtschreibung an Deutschlands Geist: tilgt endlich die längst fällige, doch unverjährbare Forderung einer Jean Paul-Biographie. Daß sie von keinem der „Zünftigen" beglichen wird, sondern von einem Dichter, ja daß durch eine schöne Duplizität der Fälle fast gleichzeitig ein zweiter Dichter, der starke Ostpreuße, Walther Harich, mit einer Jean Paul-Monographie auf den Plan tritt, ist für die Zunft beschämend, ehrenvoll für den Geist der heutigen Dichter- und Verlegergeneration, erfreulich und nutzbringend für das Lesepublikum.

Wohltuende Reife zeichnet Burschells Darstellung aus: Reife des Stils, Reife des Urteils, Reife der Menschengestaltung. Er verzichtet klug auf jegliche stilistische Nachahmung des von ihm abgespiegelten Dichters und hält sich fern von dithyrambischer Langeweile und philosophischer Wichtigtuerei. Er berichtet zuverlässig und läßt alle Spannungen, alle Begeisterung wie von selbst aus dem real geschauten, menschlichen Dasein des Dichters fließen. Er überredet den Leser nicht; er läßt ihn gleichsam von selber warm werden. Solches Verfahren ist gerade bei diesem Dichter nicht hoch genug zu rühmen; denn mehr noch als andere „Klassiker" hat man den Jean Paul Friedrich Richter mit angelernter Bewunderung zugedeckt, mit einem kostenlosen Gehäuse aus imitiertem Respekt umgeben und in Halbfranz eingesargt.

Burschell bläst mit seiner straffen, kein Wort vergeudenden Beschreibung von Jean Pauls Erscheinung und Namen den Staub, den die Trägheit der Nachwelt auf ihm und seinen sechzig Bänden lagern ließ. „Die Entwicklung eines Dichters" nennt er im Untertitel seine Schrift und formt, indem er diese Entwicklung in ruhiger Selbstverständlichkeit aufzeichnet, die stufenweise Bildung eines, aus tragikomischer Enge und Befangenheit hervorwachsenden, allumfassenden Geistes. So erweckt das Buch im Leser eine Befriedigung, wie wir sie etwa beim Betrachten einer Reihe von streng sachlichen, jede Schmeichelei vermeidenden Photographien empfinden, die nur das eine, höchste Bestreben haben, das unverfälschte Bild eines Menschen zu erbringen, wie er in Wahrheit ist, war und sein wird.

München — Rudolf Frank

Un aventurier intellectuel sous la Restauration et la Monarchie de Juillet. Le Docteur Koreff (1783—1851) par Marietta Martin. Paris 1925. Librairie ancienne Edouard Champion. 195 S. Fr. 20,—.

La Symphonie en blanc majeur. Marie Kalergis, née Comtesse Nesselrode (1822—1874) par Constantin Photiadès. Paris, Plon, Nourritt & Cie. 255 S. Fr. 7,50.

Zwei interessante Persönlichkeiten, die zum pariser Freundeskreise Heinrich Heines gehörten, erhalten in den beiden hier angezeigten Büchern ihre notwendig gewordenen Biographien. Vorweggenommen sei, daß man Koreff von einem Mann und Maria Kalergis von einer Frau dargestellt gewünscht hätte, wodurch die psychologische Charakterzeichnung zweifellos gewonnen hätte. Aber anzuerkennen ist, daß in beiden Büchern bisher unerschlossenes Aktenmaterial zur Verwendung gelangte, das sehr aufschlußreich wirkt. Diese Anerkennung verdient übrigens Photiadès in höherem Maße als Marietta Martin. Ihm stand der handschriftliche Nachlaß der Familie Nesselrode, der sich im französischen Ministerium des Äußeren befindet, zur Verfügung, und dieser ergab die wertvollste Ausbeute, die als wichtige Ergänzung zu dem Buch La Maras „Briefe an die Fürstin Coudenhove" angesehen werden kann. Die Irrfahrten der schönen Polin, die Théophile Gautier und Heinrich Heine zu Gedichten und Franz Liszt zu seinen beiden Klavierelegien begeisterte, erfahren durch diese Aufzeichnungen ihre lebendige Beleuchtung. Auch Marietta Martin bemühte sich, unerschlossenes Aktenmaterial und Briefe aus verschiedenen französischen Bibliotheken auszunützen. Aber man hat immer wieder den Eindruck, daß sie dabei nicht sorgsam genug zu Werke gehe. Ob sie die deutsche Sprache genügend beherrscht, möchte man deshalb lebhaft in

Zweifel ziehen, weil ihr bei der Verwendung deutscher Quellen arge Mißverständnisse unterliefen, das schlimmste bei der Auslegung einer Stelle des letzten Briefes, den Heinrich Heine an die Mouche am 24. Januar 1856 schrieb. (Marietta Martin kannte den von mir nach der Originalhandschrift in meinem „Briefwechsel Heines", Band 3, Seite 570 veröffentlichten Text noch nicht.) Die Stelle lautet: „Dabey bin ich sentimental wie ein Mops, der zum erstenmal liebt. Könnte ich nur einmal auf die appâts der Madame Koreff meine Sentimentalität ergießen. Aber auch diesen Genuß versagt mir das Schicksal." Aus diesen Zeilen, über deren Inhalt kein Zweifel bestehen kann, will Marietta Martin (Seite 93) den Schluß ziehen, daß Heine mit Frau Koreff ein Verhältnis gehabt hätte, was nicht nur auf die vollkommene Mißdeutung der angeführten Stelle, sondern auch auf die geringe Vertrautheit der Verfasserin mit Heines Ironie schließen läßt. Sonst gab sie sich redlich Mühe, das abenteuerliche Leben Koreffs, der wegen seiner magnetischen Kuren jahrelang im Mittelpunkt des Interesses der pariser Gesellschaft stand, anziehend zu schildern, und insbesondere für seine Beziehungen zur Marquise de Custine ergeben sich aufschlußreiche Einblicke. Das biographische Element in dem Buch möchte man höher schätzen, als das literarhistorische. Hier kommt die Verfasserin über oberflächliche Ansätze kaum hinaus. Störend wirken die zahllosen Druckfehler, die nicht nur auf den des Deutschen unkundigen Setzer zurückgeführt werden können; insbesondere in den Zahlenangaben muß man auf Schritt und Tritt bessern. — Photiadès zeichnet im großen und ganzen ein lebenswarmes Bild seiner Heldin. Da er aber für ein französisches Publikum schreibt, glaubte er sich immer wieder bemüßigt, die Begeisterung Maria Kalergis für Deutschland kritisieren zu sollen und ihr andererseits eine Vorliebe für Polen anzudichten, die ihr niemals innewohnte. Daraus erklärt es sich auch, daß der Verfasser dem Versuche ängstlich ausbog, den großen Einfluß zu schildern, den die deutsche Kolonie in Paris um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf das gesellschaftliche Leben ausübte, wie andererseits Paris vor dem Kriege von 1870 deutsche Schriftsteller und Künstler mächtig in seinen Bann zog. Diese Wechselwirkung übte sicherlich wohltätigsten Einfluß aus. Gerade weil sie heute vollkommen zu bestehen aufhörte, wäre es der Mühe wert gewesen, sie in jener Zeit zu schildern, da sie in vollem Glanze bestanden hatte.

Paris — Friedrich Hirth

Adalbert Stifter. Briefe, Schriften, Bilder. Mit lebensgeschichtlichen Verbindungen von Hans Amelungk. Mit sechs Tafeln in Kupfertiefdruck, davon fünf nach Ölgemälden Stifters. Ebenhausen bei München 1925, Wilhelm Langewiesche-Brandt. 303 S.

Dem verehrungswürdigen Manne Wilhelm Langewiesche-Brandt ist ein neues, herrliches „Buch der Rose" zu danken. Zu seinem Goethe, Schiller, Hebbel, Lenau, seiner Droste tritt nun ein Stifter und ist ganz so vortrefflich, ganz so beglückend lebensnah gestaltet worden. Hans Amelungk, dem bereits das Buch der Droste anvertraut gewesen war, hat aus Briefen, autobiographischen Schriften, persönlichen Stellen der Dichtungen, Äußerungen von Freunden sowie durch verbindende Erläuterungen ein menschliches Bildnis Stifters zusammengesetzt, darin kaum ein bedeutenderer Wesens- und Schicksalszug fehlen dürfte, ja, sehr viel sonst verborgen Gebliebenes wie die schönen Stammbuchwidmungen, die Berichte Aprents, Heckenasts, der Baronin Handel, endlich die fast in allen modernen Ausgaben übergangene Erzählung: „Aus dem Bayrischen Walde", eine Beschreibung des ungeheuren Schneefalls in den „Lakerhäusern" vom November 1866, mit aufgenommen. Aber nicht nur die Wiedergabe dieser großartigen Schilderung, die außer dem Schneegemälde noch eine der schönsten Beschreibungen der Böhmerwaldlandschaft, sicherlich die unmittelbarste des Dreisesselberges und des Plöckensteins, enthält, darf Hans Amelungk als literargeschichtliches Verdienst zugerechnet werden: das ganze Buch, das aus tiefer Kenntnis des Dichtertums Stifters und spürbarer Liebe zu ihm als Menschen gebildet wurde, kann auf ein höchstes Lobeswort Anspruch erheben. Besonderen Dank möchten wir auch für die Zitierung der bedeutenden Stellen aus Ernst Bertrams Vortrag über Stifter kundgeben, die auf die ganze Schrift und auf das künftige Werk Bertrams über diesen Dichter begierig machen. Was zum Beispiel Bertram über das Fortwirken des Geistes von Kremsmünster in Stifter ausspricht, zeugt davon, daß er ins Innere des Stifterschen Wesens eingeblickt hat. Entzückend sind die Federzeichnungen von Dora Brandenburg-Polster; dagegen scheinen uns die Kupfertiefdrucke weniger geglückt, was vielleicht an der Art des Papiers oder der grünen Tönung gelegen sein mag. Gleichwohl erhellt daraus Stifters Malertum einleuchtender, als die kluge Baronin Handel es kennzeichnet, nicht so klar allerdings, wie aus den Beschreibungen der Sonnenfinsternis und der Katakomben sein Dichter-, wie aus den Briefen und Berichten sein reines, hohes, festgegründetes Menschentum hervorgeht. Was er 1848 über den Zustand der Nation schrieb, besteht heute verstärkt zu Recht. „Ich bin oft tief ergriffen und schmerzlich niedergeschlagen. Hätte jemand im deutschen Volk (selbst in der Hefe) so Niedriges vermutet, als jetzt zum Vorschein kommt", schreibt er an seinen Freund, den Juwelier Türk, und es ist wahrhaftig, als sähe man die heutigen politisierten Großstadtgesichter durch diese Worte hindurch; was andererseits auch ein Trost für uns sein mag: denn so dürfen wir uns immerhin sagen, daß nicht nur unsere Zeit solches Abscheuliche hervorgebracht und begünstigt habe. Aber nicht minder wird dies andere Wort des Dichters in vielen edlen Herzen fort gelten: „Könnte ich dem deutschen Vaterlande und allen, die ich liebe, ihr volles Glück geben, ich würde freudig dafür mein Leben opfern."

Wien — Felix Braun

Waldemar Bonsels. Sein Weltbild und seine Gestalten. Von Fritz Adler. Frankfurt a. M. 1925, Rütten & Loening. 133 S.

Der vielgelesene Bonsels hat in Fritz Adler einen guten Anwalt gefunden, da er, alle Wertmaßstäbe beiseite lassend, aus dem Werk Weltbild und Gestalten, darstellend auf eine Formel bringt. Er abstrahiert von den Wirkungsexponenten, umgeht daher die Deutung, nimmt den Lebenslauf der Figuren, ihre Zusammenhänge, ihre Kämpfe mit sich selbst, mit der Außenwelt als Gegebenheit und entwickelt die „Seele des Vagabunden" und das „daraus sich allmählich formende Weltbild" am Ablauf eines Läuterungsweges, „der von der Erweckung durch die Entfaltung zur Schau führt". Adler hat sich das Unterfangen, das ihm ohne Zweifel gelungen ist, ziemlich leicht gemacht, da schon Bonsels' Werk kein Verirren zuläßt, und es mag für die Hunderttausende Leser eine rasche Lektüre sein, so mit sanftem Emporheben aus der Gefühlswelt in eine geistig unschwierige Sphäre zu gleiten. Was aber der tiefer Fordernde, der Anspruchsvollere vermißt, ist das Fazit, die Deutung des Weltbildes Bonsels', an

dem der romantische Mensch hätte erstehen können, wenn auch nicht in der tragischen Form, so doch in den Ansätzen zum Chaos hin. Gerade die Vagabundenseele, die Abwandlung der Begriffe von Freiheit, Sitte, Liebe, Gott, Menschentum hätten die Basis sein müssen zur charakterologischen Bestimmung jenes Menschen, den das neue Jahrhundert aus dem Chaos seines Mechanismus, seiner metaphysischen Sehnsucht, seiner Gottverachtung und Gottgläubigkeit, seiner Sucherschaft und seines überheblichen Wissens gebiert. Fritz Adler hat diese Gelegenheit glänzend versäumt, weil er sich schon in seiner Einleitung mit einem falschen Anker festlegte: das Weltbild Bonsels' ist nicht der Kosmos, wie er meint, sondern ein gut-bürgerliches Chaos. Dies zu entwickeln, wäre verdienstlicher gewesen.

Berlin — Guido K. Brand

Strindbergs Weltanschauung. I. Strindberg und der Katholizismus. Von Karl Möhlig. Elberfeld 1923, Bergland-Verlag. 320 S.

Strindbergs Kindheit. Von Karl Strecker. Berlin-Lichterfelde 1922, Edwin Runge. 44 S.

Wie eine brave Doktorarbeit, ohne eigentliche Einstellung zu dem seelischen Zentralproblem, daher in den Schlüssen anfechtbar, mutet die (vielleicht aus freikatholischem Kreise hervorgegangene) Schrift über Strindberg von Karl Möhlig an. Sie ist als erster Teil einer Darstellung der drei großen „Bekenntnisse" des Dichters gedacht, behauptet, daß der Katholizismus ihn „am meisten" von allen Weltanschauungen beeinflußt habe und kommt zu dem richtigen Ergebnis, daß er trotzdem kein Katholik war, sondern ihm eine ideale christliche Zukunftsgemeinschaft vorgeschwebt habe. Immerhin wird eine sehr enge Verwandtschaft zum Katholizismus aus angeblich gleichgerichteten metaphysischen Problemen und aus seiner Stellung zu den Heilslehren der katholischen Kirche konstruiert. Hier liegt der Hauptdeutungsfehler bei Möhlig. Wie er nur ein Teilchen der Strindberg-Psyche erfaßt, wenn er den Drang nach Glück und Erkenntnis und den Pessimismus als seine wesentlichen Triebkräfte hinstellt, wie er die Vielgestaltigkeit des großen Widerspruchsvollen tötet, indem er einerseits den Mangel einer einheitlichen Weltanschauung anerkennt, anderseits schematisch sein Verhältnis zu den einzelnen Dogmen vergleicht, so schließt er trügerisch, noch dazu ohne strenge Scheidung der verschiedenen Bekenntnisperioden, auf eine Sympathie zum Katholizismus, wo doch nur Berührungen einer tiefer liegenden Geisteshaltung bestehen. So wird beispielsweise Strindbergs Sehnsucht nach dem Kloster katholisch gewertet, während sie nur dem Verlangen des Übersensiblen nach Weltferne entspringt. Und die „Inferno"-Stelle: „Ein neuer Spaß für die Götter, die laut auflachen, wenn wir heiße Tränen vergießen", wird als Ironisierung dieser Sehnsucht ausgelegt, während sie Ironisierung des Daseins bedeutet.

Der Verfasser hat wahrlich keinen Grund, über die Biographie zu höhnen: sie könne „nur einen oberflächlichen Menschen befriedigen", weil „die Psyche des Menschen stets ein ungelöstes Rätsel bleiben wird". Mit etwas mehr „Psyche" wäre auch dieses Problem anders und besser gelöst worden. So bleibt das Buch eine Materialsammlung, die mit Vorsicht, weil innerlich ungegliedert, brauchbar ist.

Ein Teilproblem im Komplex Strindberg rührt auch das kleine, im Rahmen der „Lichtkreis"-Sammlung erschienene Büchelchen von Karl Strecker an. Halb novellistisch, halb biographisch — die Stilmischung wäre besser vermieden worden —, schlicht und populär erzählt es von des Dichters freudloser Kindheit bis zum Tode der Mutter. Strecker gibt ein prélude. Er vermittelt keine neue Erkenntnis Strindbergs, er zeigt nur im Kinde die Elemente, aus denen der Einsame gewachsen ist.

Halle (Saale) — Edgar Groß

Bücher des Mittelalters. Herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Band II. Sagen und Geschichten aus dem alten Frankreich und England. Von Werner und Maja Schwartzkopff. Gr. 8°. XVII und 318 S. und 16 Tafeln. München 1925, F. Bruckmann. M. 8,50 (10,—).

Um mit einem Einwand zu beginnen, dem einzigen, den ich vorzubringen habe: in den kurzen Noten, die der Übersetzer den einzelnen Abschnitten vorangestellt hat, wird der Roland des Heldenliedes ein „Imperialist" genannt und von den Spielleuten des Mittelalters, die mit Spottliedern aufwarten, erklärend auf Otto Reutter oder die politischen Tanzrevuen des Metropoltheaters verwiesen. Ob diese Modernismen berechtigt sind, mag dahinstehen. Aber daß Ganelon, der das Heer verrät und die Schuld an Rolands Untergang trägt, „der erste Pazifist der europäischen Epik" heißt — ist eine Entgleisung ohne Witz. Was hat „der Schurke Ganelon" mit einer Meinung, Überzeugung zu tun, die in Frankreich durch Voltaire, in Deutschland durch Kant vertreten wird? ...

Wie gesagt, ich hätte sonst nichts anzumerken. Das Buch zu durchfliegen ist ein Genuß. Die Fülle des Stofflichen, die vortreffliche Verdeutschung, dazu die herrlichen Bildtafeln mit ihrer manchmal subtilen Kunst, vollendet wiedergegeben — unsereins stutzt nur vor der Menge der Superlative, die er hier verbraucht; aber sie sind nun nicht zu umgehen.

Eine kundige Hand leitet durch die Jahrhunderte; knappe inhaltsvolle Einleitungen heben das Unterschiedlich-Wesentliche heraus. Erst die ragenden Gestalten Kaiser Karls und Rolands, verehrungswert, ins Legendarische entrückt, mit mythischem Anhauch — die volle Hingabe an Land und Nation: hier auch das Wort von der douce France, das niemehr vergessen wird. Später die Vasallen-Epen, von geringerem Ausmaß der Figuren, die Horizonte enger, die Interessen persönlicher; aber dafür strömt nun die Fülle der Einzelzüge zu, Geste und Kostüm anzeigend, ein steigender Realismus. Danach die Lieder der Kreuzzüge, tendenziöser, mehr Bericht und Häufung der Fakten, greller, unharmonischer, grausam, gehässig. — Oder bei Maistre Wace die Landung der ersten Sachsen in England, „hochstämmige, lichtgesichtige Sachsen" — „schlank, hellgesichtig Mann für Mann"; und wie sie geschmeidig sich erst zur Geltung zu bringen, dann sich durchzusetzen wissen. — Die Schlacht bei Hastings, in drängendem Rhythmus mit allen Einzelheiten, räumlich-zeitlichen, taktischen:

> Durchs Kampffeld zog sich eine Gracht:
> Normann im Hin und Her der Schlacht
> hinüberzog und gab nicht acht,
> daß ihm der Graben im Rücken klafft.
> Nun packt der Angle den Normann
> und stürmt so wütend auf ihn an,
> daß er ihn in den Graben drückt,
> drin Mann und Roß nun wimmelnd zückt.

— Zugleich eine vollgültige Probe von der Kunst des Übersetzers.

Nicht weniger erstaunlich ist die Entwicklung der Prosa im Französischen. — Villehardouin, gemessen und klug, für seine Zeit ein moderner Kopf, und darum etwas nüchtern; so

geht auch seine Schreibweise auf das Tatsächliche aus; er ist der Mann, welcher großen Aktionen im Felde und Rate beigewohnt hat, überlegen sachlich, nicht ohne Trockenheit. — Etwa hundert Jahre später schreibt Joinville, auch er ein großer Herr, scharmant aus seiner Intimität mit dem heiligen Ludwig plaudernd, in einer Prosa, die manchmal, wie der Übersetzer sagt, „den Duft tiefgefühlten Erlebens festhält". Bald neckisch, bald ergriffen.

Jean Froissart, von dem einige Proben folgen, führt eine kräftig zufahrende Sprache, etwas von flandrisch robustem Lebensgefühl steckt darin. Eine Rede Philipps von Artevelde liest sich, als ob sie ihm vom Munde abgeschrieben wäre, der Tonfall selbst ist noch festgehalten. Die Schlacht von Rosebeke, künstlerisch vielleicht nicht bis zum letzten durchgeklärt, ist doch ein höchst anschaulicher Rapport der Vorgänge, das Kunststück eines Berichterstatters, der auch die Atmosphäre herstellt.

Und schließlich Philipp von Commynes, verschlossen, heimlich, ein Politiker tiefen Einblicks, ein Meister in seiner Art, Charaktere zu ergründen.

„Und unter allen denen, die ich je kennengelernt habe, der Klügste, um sich in Unglückszeiten aus der Verlegenheit zu ziehen, der Demütigste in Rede und Kleidung, das war König Ludwig der Elfte, unser Gebieter, und zugleich der Mann, der sich die meiste Mühe gab, einen Menschen zu gewinnen, der ihm nützen oder schaden konnte. Selbst das verdroß ihn nicht, von einem Manne, den er für sich zu gewinnen Anstalt machte, eine Abweisung zu erfahren ...

Und nur diese Richtlinie, diese Menschenbehandlung hat ihm die Krone gerettet, wenn man in Betracht zieht, wie viele Feinde er sich bei seiner Thronbesteigung gemacht hatte. Aber vor allem war ihm seine große Freigebigkeit von Nutzen. So klug er sich nämlich im Mißgeschick benahm, ganz im Gegensatz dazu, wenn er sich in Sicherheit glaubte oder nur während eines Waffenstillstandes, begann er die Leute mißvergnügt zu machen mit kleinen Mitteln, die zu nichts dienten, und Frieden konnte er kaum aushalten. Er sprach unvorsichtig über Menschen, ganz gleich, ob sie anwesend oder abwesend waren, außer von denen, die er fürchtete, deren Zahl recht groß war; denn er war eigentlich furchtsam."
— Die Darstellung hat sich dem Inneren zugewendet; äußerlich farblos und schlicht, sucht sie die geistigen Zusammenhänge auf, kehrt die psychischen Momente hervor. Sie legt es auf intimere Begründung an. Das ist die Entwicklung in den drei Jahrhunderten seit Villehardouin.

Thüngen in Unterfranken — Ransohoff

Verschiedenes

Jahrbuch der Bücherpreise. Ergebnisse der Versteigerungen in Deutschland, Deutsch-Österreich, Holland, Skandinavien und der Schweiz. Bearbeitet von Julius Rodenberg. 17. und 18. Jahrgang. Leipzig 1922/23, Otto Harassowitz. 308 S.

Der vorliegende Doppelband des rühmlichst eingeführten „Jahrbuchs" ist insofern interessant für die Zeitverhältnisse, als er die Bücherauktionen der bösesten Periode unseres wirtschaftlichen Niedergangs und der damit verbundenen Inflation umfaßt. Naturgemäß können daher die erzielten Preise kaum als Wertmesser wie in früheren Jahren angesehen werden, sondern dürfen, unter Umrechnung in stabile Währung, nur als ungefähre, keineswegs maßgebende Anhaltspunkte für die Bewertung gelten, wie im Vorwort auch ausdrücklich betont wird. Ein Umrechnungsschlüssel ist beigegeben; wir finden da beispielsweise angeführt, daß bei einer Auktion Anfang März 1922 62 Papiermark gleich einer Rentenmark waren, im November 1923 dagegen schon eine Billion gleich einer Rentenmark. Für diese aus allen Angeln gehobene Zeit sind also bestimmte Wertmessungen unmöglich. Das Jahrbuch beschränkt sich für seinen neuesten Band daher auf den Nachweis der zur Versteigerung gelangten Bücherschätze, die in qualitativer wie quantitativer Hinsicht freilich gegen die Vorkriegszeit erheblich zurückstehn und nicht minder gegen die Zeit von heute, die auf dem antiquarischen Auktionsmarkt einen kaum geahnten Aufschwung hervorgerufen hat. Käufer in der Inflationsperiode waren hauptsächlich Ausländer, die von unserer Valuta profitierten.

Im Ganzen verzeichnet das Jahrbuch 40 Versteigerungen, darunter 33 deutsche, 4 österreichische und 3 holländische. Die bedeutsamsten unter den deutschen waren die von Baer & Co. in Frankfurt a. M. (Bibliothek Ernst Magnus), von Breslauer & Hirsch in München (Sammlung Baron Berg mit vielen Wiegendrucken), Paul Graupe-Berlin (illustrierte Bücher), M. Lempertz-Bonn (Incunabula typographica), Ignaz Schwarz-Wien (Sammlung Politzer) und Oswald Weigel-Leipzig (Todtentanzliteratur, Werke holländischer Druckoffizinen). Die meisten Auktionen veranstalteten Oswald Weigel (6) und S. Martin Fraenkel-Berlin (8). Die verhältnismäßig höchsten Preise wurden wohl auf der Auktion Baron Berg erzielt; sie fand am 4. Februar 1922 statt (60 M. = 1 Rm.), doch auch auf der Auktion Magnus im Mai 1923 wurden die zahlreichen Erstausgaben der Klassiker und Romantiker gut bezahlt (11 666 M. = 1 Rm.). Die Auktionen der Holländer van Huffel und van Stockum enthielten fast nur französische Werke des 18. und 19. Jahrhunderts.

An die Stelle des bisherigen Herausgebers E. Rupp ist Julius Rodenberg von der deutschen Bücherei in Leipzig getreten, der in dem Bibliotheksobersekretär Max Romanowski einen wertvollen Mitarbeiter fand. Die Titel wurden nach den Bestimmungen der preußischen Instruktionen für den Alphabetischen Katalog wiedergegeben, und nur hie und da wurde aus anderen Gründen eine Ausnahme von der Regel gemacht. So wird auch diesmal das Jahrbuch in der Fachwelt und bei den Sammlern und Bücherfreunden als unentbehrliches Nachschlagewerk günstige Aufnahme finden.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Dennoch der Mensch! Die Volkshochschule als geistige Bewegung. Von Reinhard Buchwald. Jena 1925, Eugen Diederichs. 110 S. Kart. M. 3,50.

Buchwald, einer der Führer des thüringischen Volkshochschulwesens, beschäftigt sich hier unter dem Trutztitel „Dennoch der Mensch!" im Geiste Lagardes mit dem Wesen, der Entstehung und der Zukunft der deutschen Volkshochschulbewegung. Seinen Einzelforderungen zugrunde liegt die Überzeugung, daß jene Bewegung unverwüstlich lebenskräftig sei, weil sie „einen Lebensinhalt suche in einem sinnlosen Zeitalter, Klarheit in der Zeit der Unklarheit, Gemeinschaft in der Zeit des Egoismus und des Individualismus". Er geht dann zunächst genauer ein auf die Zusammenhänge zwischen Volkshochschule und Jugendbewegung, gibt einen großzügigen kulturphilosophischen Rückblick über „Zerfall und Aufbau" der letzten Jahrhunderte, namentlich seit der klassischen Epoche, und erörtert die methodisch-unterrichtliche Aufgabe der Volkshochschule (das für den

Volksbildungspraktiker wertvollste Kapitel), sowie ihre soziale Aufgabe, die er als Tribunat bezeichnet und die ihm in der Pflicht zu gipfeln scheint „überall da ein Veto zu wagen, wo der Mensch vergewaltigt werden soll" und „immer wieder Ansprüche anzumelden, ohne deren Erfüllung das Leben kein Leben, der Mensch kein Mensch mehr – so wie wir beide auffassen und auffassen müssen – zu sein deucht". In dem kurzen Schlußkapitel begründet Buchwald dann noch, warum er den heute bei „führenden" Volksbildungstheoretikern so beliebten Kulturpessimismus, besonders bezüglich der Zukunft der deutschen Volkshochschulbewegung, nicht mitmachen könne. „Das Bekenntnis zur geistigen Bewegung ‚Volkshochschule' hat mit Optimismus oder Pessimismus gar nichts zu tun." „Wir tun zunächst nichts, als daß wir feststellen: diese Bewegung ist da; wir gehören zu ihr; dann vielleicht weiter: sie ist uns wichtiger als sehr viel oder gar als das meiste, was wir sonst kennen; sie verdient deshalb auch unsere Opfer. Ganz anders läge die Sache, wenn wir die Volkshochschule erfänden oder einrichteten, um damit die Krankheiten unserer Volksseele zu heilen; dann hätten wir natürlich nachzuweisen, daß unser Heilmittel mit einiger Wahrscheinlichkeit Erfolg verspricht."

Stettin Erwin Ackerknecht

Erziehung zum Deutschsein. Von Hermann Schneider. Breslau 1925, Ferdinand Hirth. 351 S.

Dies Buch will in erster Linie den aus der eigentlichen Jugendbewegung hinauswachsenden Jungen dienen, will ihnen „zu ihren Zusammenkünften weite Aussichten auf deutsche Dinge liefern, die sie im Gespräch betrachten, prüfen und je nachdem annehmen, verwerfen und umbilden können". Der Verfasser stellt sich dabei mit männlichem Wagemut und ehrlichem Idealismus ohne reaktionäre Engherzigkeit und volksfeindliches Mißtrauen auf den Boden der Gegenwart. „Das gegenwärtige, das heutige Deutschland ist unser Arbeitsfeld, ein bestimmt Gegebenes, das *ist* und so und nicht anders ist, der Bauplatz, den wir mit der Leidenschaft des Baumeisters, der sein Meisterwerk liefern will, oder des Bauarbeiters, der im Herzen beteiligt ist am Gewinn des Werkes, aber mit keiner anderen Leidenschaft, betrachten und kennen lernen wollen, um alles, was er bietet an Baugrund und Baustoff, an Mitteln und Helfern, voll auszunutzen und alles unschädlich zu machen, was hindern und stören kann." Besonders erfreulich ist, daß Schneider sich dabei frei erweist von aller „nordischen" Rasseromantik, dafür aber eine echte biologische Betrachtungsweise (Berücksichtigung der Altersstufe der einzelnen Völker usw.) durchweg zu ihrem Recht kommen läßt. Schneider gruppiert seine durch eine Fülle von Einzelanschauungen belebten kulturphilosophischen Streifzüge in die sieben Abschnitte „Deutsches Land", „Deutsches Blut", „Deutscher Glaube", „Deutsche Umwälzungen", „Deutsches Wesen", „Deutscher Staat" und „Deutsche Schule". Nachdem er seine Einleitung mit dem Satz geschlossen hat: „Das deutsche Volk ist jetzt der verachtete, leidvolle Knecht Gottes – es wird dereinst der Erlöser der Menschheit von Unvernunft und Zwietracht sein", ist man befremdet, daß gleich im ersten Abschnitt soviel von „unseren Feinden" die Rede ist und die Kriegsschuldfrage – allerdings mit einer erfreulichen antikapitalistischen Pointe – erörtert wird. Bald aber erkennt der unbefangene Leser, daß er es trotzdem mit einem Mann zu tun hat, dem es ernst ist mit seinem deutschen Menschlichkeitsideal. Den vollen Ausdruck findet das in dem Abschnitt „Deutsches Wesen", wo er Goethe als das Musterbild weltumspannender Deutschheit dartut.

Stettin Erwin Ackerknecht

Zum Lesen und Lernen. Ein deutsches Buch für Schule und Haus. Herausgegeben von Wolfgang Goetz und Hans Lebede. In sechs Bänden. Leipzig 1925, G. Freytag. 176, 246, 351, 750, 291, 532 S.

Die vorliegenden sechs Bände gehören zu jenen Lesebüchern neuen Stils, die nicht mehr bloß Unterrichtsmaterial bieten wollen, sondern ihre „Ausschnitte aus Werken der Meister deutscher Ausdrucksform" unter künstlerischen Gesichtspunkten vorzunehmen suchen, und die dabei auch Schriftsteller und Fragen der Gegenwart zu ihrem vollen Rechte kommen lassen. So ist z. B. bereits der Flettner-Rotor berücksichtigt, ja von der Fahrt des Z. III nach Amerika werden sogar zwei Berichte (der eine in dem Band für Quinta, der andere in dem für Quarta) wiedergegeben, was mir entschieden des Guten zu viel zu sein scheint. Die deutschen Landschaften und Stämme sind (auch in Mundartdichtungen) vielseitig und reichlich vertreten, doch mit unverkennbarem stofflichen Übergewicht von Berlin und Umgebung. Sehr hübsch ist, daß auch Genrebildchen aus der jüngsten Erzählungsliteratur, wie z. B. der vorzügliche Anfang von „Frau Hempels Tochter" von Alice Berend, sinngemäß eingereiht sind. Leider ist jedoch versäumt, im Inhaltsverzeichnis die Titel der Originalwerke anzugeben, denen solche Stücke entnommen sind. Es ist, meiner Ansicht nach, gerade heute, da die Lesebuchbenutzer planmäßig der bloßen Kosthappen entwöhnt werden sollen, doppelt wichtig, daß man ihnen – und vielleicht auch manchem Lehrer – die bibliographischen Unterlagen zu weiterem Kennenlernen der Lesebuchautoren bietet. Bei Neuauflagen empfehle ich für Bd. 3 zur Ergänzung Stellen aus den „Delphischen Wanderungen" von Alfons Paquet und aus den „Wandertagen in Hellas" von Isolde Kurz, aus Fontanes „Vor dem Sturm" und aus Wilhelm Schäfers „Dreizehn Büchern der deutschen Seele"; für Bd. 4 außerdem Schmitthenners historische Erzählungen und Stellen aus Kolbenheyers Paracelsus-Trilogie und aus seinem „Meister Joachim Pausewang"; für den Lyrikband der Oberstufe (Bd. 6) endlich sollten noch Hermann Hesse (der in den Prosabänden erfreulicherweise mehrfach, wenn auch in verbesserungsfähiger Auswahl, vertreten ist), Ina Seidel, Hermann Claudius und der zu Unrecht in Vergessenheit geratende Bauerndichter Christian Wagner herangezogen werden.

Stettin Erwin Ackerknecht

Lebenserinnerungen eines Achtzigjährigen. Von Karl Woermann. 2 Bände. Leipzig 1924, Bibliographisches Institut. 487, 426 S.

Karl Woermann ist als langjähriger Direktor der dresdener Galerie und als Kunstgelehrter über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt. In seiner zweibändigen Selbstbiographie lernt ihn nun eine weitere Öffentlichkeit auch als Menschen näher kennen, und zwar als einen liebenswürdigen, allem Geistigen aufgeschlossenen Mann von breiter Familienhaftigkeit, aber nicht eben starker Vitalität. Zeitgeschichtlich betrachtet stellt er den humanistischen Typ des wilhelminischen Zeitalters in weltläufigster und kunstsinnigster Prägung dar. Er sagt selbst in seinem Vorwort: „Wenn man diese Lebenserinnerungen als die eines deutschen Humanisten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts anspräche, der im

20. Jahrhundert den Übergang zu abermals neuzeitlicherem Denken und Empfinden in sich mitgemacht hat, soweit dies möglich ist, ohne das Menschentum als Maßstab seines Eigenempfindens preiszugeben, so würde man dem Geiste, in dem sie niedergeschrieben sind, am nächsten kommen."

Karl Woermann entstammt der bekannten hamburger Reederfamilie und hat daher das für einen Kunstgelehrten unschätzbare Glück gehabt, daß er immer wieder große Reisen machen konnte und sich überall von vornherein der besten Beziehungen erfreuen durfte. Schon als Sechzehnjähriger hat er (1860) auf einem Segelschiff seines Vaters, zur Kräftigung seiner schwachen Gesundheit, eine Weltreise unternommen, die ihn besonders in Singapore und Batavia unvergeßliche Eindrücke empfangen ließ. Nach seinen juristischen Studienjahren in Heidelberg, Berlin, Göttingen und Kiel war er dann längere Zeit studienhalber in England, Nordamerika und Paris, wobei aus dem jungen Rechtsanwalt ein Student der Kunstgeschichte wurde, der nach seiner Rückkehr seinem Dr. jur. in Heidelberg noch einen Dr. phil. hinzufügte und sich dann in München zur akademischen Lehrtätigkeit rüstete. Wieder folgten Reisen, diesmal nach Italien und Griechenland, dann eine kurze Privatdozententätigkeit in Heidelberg und dann die Berufung als Professor der Kunst- und Literaturgeschichte an die Akademie in Düsseldorf, wo der Dreiunddreißigjährige alsbald auch seine Lebensgefährtin fand. Zusammen mit ihr unternahm er 1878/79 eine Reise durch die wichtigsten Galerien Europas (einschließlich Rußlands und der Türkei). Der zweite Band bringt dann die Beschreibung der achtzehn Jahre, während deren Woermann die dresdener Galerie leitete und der anderthalb Jahrzehnte, die er seither im Ruhestand verlebt hat. Auch hier ist besonders interessant, was — wie im ersten Band meistens in Form eingestreuter Briefe und Tagebuchblätter — von Reisen, diesmal nach Griechenland, Italien, Frankreich, Spanien (vor dem Kriege) und nach Südafrika (nach dem Kriege) berichtet wird. Doch ist hier auch die kunstgeschichtliche, namentlich museumsgeschichtliche Ausbeute nicht unbeträchtlich. Obwohl Woermann ein artiges lyrisches Talent besitzt, von dem er seinem Erinnerungsbuch zahlreiche Proben eingeflochten hat, und obwohl unter den unzähligen namhaften Männern und Frauen, mit denen er in Berührung gekommen ist, auch viele Schriftsteller und Dichter genannt sind, ist die Ausbeute für den Literaturfreund recht mager. Immerhin werden solche Literaturhistoriker, die sich für die münchener „Krokodile" (überhaupt den Kreis um Heyse) oder für das dresdener „Symposion" interessieren, dankbar begrüßen, was Woermann über seine Eindrücke in diesen literarischen Zirkeln mitteilt.

Sehr bedauerlich ist, daß die beiden schön gedruckten, mit zahlreichen Bildern geschmückten Bände nicht wenigstens ein Namenregister haben. Die vielen freundlichen Gedächtnistafeln, mit denen Woermann seinen literarischen Lebensweg gesäumt hat, würden sonst ihren Zweck noch besser erfüllen können.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Alkibiades. Von Fritz Taeger. Stuttgart-Gotha 1925, Fr. A. Perthes. 178 S. Ganzleinen M. 6.—.

Das ewig lebendige Griechentum zeigt dem deutschen, an Wert und Zeit verzweifelnden Menschen ein neues Ziel, den schöpferischen Gestalter, in dem die Gesamtheit der Kräfte wirksam wird. Fritz Taeger stellt diese Erkenntnis in eine tiefgründige, gelehrte Studie, deren Mittelpunkt die Persönlichkeit des Alkibiades bildet. „Seine Schönheit und Kraft sind die Bewunderung seines Volkes geblieben, das an seinem Bilde der Heroen Schönheit maß. Obwohl kein Stein von ihm kündet, strahlt es uns heute noch im Glanz ewiger Jugend." So der Verfasser. Man sieht, dem gegenwärtig heranwachsenden Geschlecht soll das Beispiel eines nationalen Heros aufgerichtet werden. Aber Alkibiades war ein Phantast. Und gerade Taegers Studie, die mit außerordentlicher Sorgfalt alle Quellen heranzieht und meisterhaft jede Modernisierung vermeidet, beweist diese Charakterseite des Sokratesschülers, die stärker war als der Einfluß des Philosophen. Wohl ist er „an seinem Volke gescheitert", aber nachdem er innerlich an seinem Charakter bereits gescheitert war. Diese Einsicht läßt sich meines Erachtens auch nicht durch Taegers geschickte Darstellung verwischen. Sie hat sich mir stets beim Studium der Quellen aufgedrängt. Vielleicht ist Alkibiades die tragische Figur, deren Problem heute die Jugend erschüttern könnte... wenn Poesie vermag, das heutige im Materiellen befangene Geschlecht überhaupt zu erschüttern. Das kleine Buch gibt eine Fülle von Anregungen.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Das Leben des Obersten Christian Ludwig August Reichsfreiherrn von und zu Massenbach. Von Ludolf Gottschalk von dem Knesebeck. Leipzig 1925, Baustein-Verlag. 221 S. Klein-Oktav. In Pappband M. 2,50.

Keine erfreuliche Erscheinung, weder inhaltlich noch methodisch. Oberst Christian von Massenbach gehört zu Goethes „problematischen Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug tut". Eitel bis zur Hysterie, dabei in der Praxis versagend. Nur in der Theorie können sie gelegentlich Hervorragendes leisten. Das darf man getrost auch von Massenbach behaupten. Und gerade diesen guten, keineswegs unbeträchtlichen Teil am Massenbachschen Wirken verkleinert und beeinträchtigt der Verfasser, wo er kann; ich meine vor allem Massenbach als Vorläufer und Wegbereiter Moltkes als Schöpfers des Großen Generalstabs. Die die Wahl des Themas rechtfertigende Frage Cui bono? bleibt unbeantwortet. Hierin liegt zugleich der methodische Fehler von dem Knesebecks, dessen ganze Art (bis in die Quellenübersicht am Ende) mir ein wenig dilettantenhaft vorkommt. Seine Manier, auch die bescheidenste Anerkennung Massenbachschen Schaffens sofort schroff einzuschränken, nimmt ebenso schnell gegen seine „Objektivität" ein. Seine Psychoanalyse leidet allzu stark an einer Voreingenommenheit, die sich auch dann ungünstig ausnimmt, wenn sie auf Grund ungewöhnlich weitreichender Einzelkenntnisse erworben ist. Der Verfasser hätte den Leser nicht immer gleich vor die vollendete Tatsache setzen, sondern den Untersuchungsgang miterleben lassen sollen.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Zen. Der lebendige Buddhismus in Japan. Von Schûej Ohasama. Ausgewählte Stücke des Zen-Textes. Herausgegeben von August Faust. Mit Geleitwort von Rudolf Otto. Gotha-Stuttgart 1925, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 197 S. Geb. M. 5,—.

In glücklicher Zusammenarbeit hat hier der Japaner Ohasama mit dem Deutschen Faust ein Werk geschaffen, das für das Eindringen in die schwierige, aber auch überaus interessante Welt des noch heut in Japan lebendigen Buddhis-

mus von besonderem Wert ist. Es handelt sich allerdings nicht um leichte Lektüre. Die Texte wollen wirklich studiert sein. Dann aber lehren sie den tiefen Gehalt orientalischer Weisheit erfassen. Die Einleitung führt in alle Zusammenhänge ein. Anmerkungen helfen das Verständnis erleichtern. Mancherlei Kenntnisse werden allerdings schon vorausgesetzt. Wer solche besitzt, hat aber auch besonderen Genuß von der Lektüre. Von den taoistischen Texten (etwa in den Wilhelmschen Übersetzungen bei Diederichs-Jena) lassen sich interessante Fäden zu den buddhistischen hier spinnen. Das Studium dieser Zusammenhänge verdient verstärkte Beachtung. Dazu wäre vorteilhaft, wenn den japanischen Namen hier immer die chinesischen Übersetzungen hinzugefügt würden. Eine Anregung für eine neue Auflage, die wir dem Werk bald wünschen.

Leipzig G. Menz

Miniaturen vom Bodensee. Von Otto Hoerth. Mit 16 Tafeln und 1 Karte. Stuttgart 1924, Strecker & Schröder. 293 S.

Schloß Meersburg am Bodensee, Annette von Droste-Hülshoffs Dichterheim. Von Thekla Schneider. Friedrichshafen 1925, August Lincke. 194 S.

Eine ernste Gefahr, auf die man nicht deutlich genug aufmerksam machen kann: der schöne Bodensee ist — es wird mir schwer es auszusprechen — verseucht, literarisch verseucht. Ich will nicht vom alten Victor von Scheffel anfangen, wie der den Hohentwiel monopolisierte und von diesem strategischen Stützpunkt aus die ganze Gegend veraltertümelte und ekkehardtisierte. Er war ja nicht einmal der erste; da war vorher schon der ritterromantische Dilettant Josef von Laßberg, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf der Meersburg saß und mit alten Bardensängen, Rheinwein und minniglichen Liedern das leise, feine Dichten seiner Schwägerin, der Droste, hinunterspülte.

Sein Einfluß lebt heute noch in zahllosen Epigonen und Epigönchen beiderlei Geschlechts an den Ufern, auf den Inseln des Bodensees weiter. Unbeschreiblich, was da alles „gedichtet" wird! Die echte Kunst der prachtvollen Alice Berend, des vollendeten Wilhelm von Scholz kommt vor dieser Massenentfaltung nicht in Betracht, kommt einfach nicht in Betracht! So wenig wie einst die Droste neben dem Laßberg.

Wenn wir den Wust jener Bodensee-Dilettantur in Kategorien teilen, so gehören die vorliegenden Bücher ins Bereich der romantisierenden Monographen und schwärmerischen Historiker. Wilhelm von Scholzens edles und echtes Bodenseebuch hat da grausige Nachfolge gefunden. Ihr Stil vereinigt die Untugenden Felix Dahns, Georg Ebers' und Victor von Scheffels mit denen der Courths-Mahler. Beide Bände bringen wohl manches Detail, das den Besucher des Bodensees interessieren mag, doch fehlen den Verfassern zum Beruf des Fremdenführers leider die gleichen Eigenschaften wie zu dem des Dichters: Prägnanz, Kürze, Einfachheit, Phrasenlosigkeit.

Nur die Bodensee-Bilder, die beiden Schriften eingeheftet sind, kann ich loben; sie rufen angenehmste Erinnerungen wach an diesen begnadeten Gau in Deutschlands seligster Sommerfrische.

München Rudolf Frank

Rings um Jerusalem. Von Hans Much. Dachau 1925, Einhorn-Verlag. 24 Bilder. 114 S.

Der Verfasser ist im Jahre vor dem Kriege auf Veranlassung eines deutschen Komitees, an dessen Spitze Albert Ballin stand, nach Palästina gereist, um die Tuberkuloseverhältnisse zu untersuchen. Die Tuberkulose trat damals, eingeschleppt durch russische Einwanderer und Pilger, zum erstenmal hier auf, verlief sehr heftig und forderte zahlreiche Opfer. Nur die Europäer blieben ungefährdet.

Dies war der äußere Anlaß der Reise, welche zur Abfassung dieses Buchs geführt hat. Das Buch ist von einer glühenden Verehrung des Orients, seiner Religion, Sittlichkeit und Kunst getragen. Hierin geht der Verfasser soweit, daß ihm die griechischen Bauten wie ein schlechter Abklatsch der ägyptischen erscheinen. Mit großer Liebe beschreibt Much die Baudenkmäler des Orients. Das Buch ist mit einer Reihe ausgezeichneter Photographien dieser Baudenkmäler geschmückt.

Jerusalem Hugo Bergmann

Nachrichten

Todesnachrichten. Moritz Heimann ist einem langen und mit großer Geduld getragenen Leiden am 22. September in Berlin erlegen, kurz nach Eintritt in sein 58. Lebensjahr. Mit ihm ist eine wertvolle, durch Menschenfreundlichkeit verklärte Persönlichkeit dahingegangen. Unter den Hilfreichen, den jungen Talenten Wege Bahnenden, steht der ehemalige künstlerische Berater des S. Fischerschen Verlages an erster Stelle. In seinen eigenen Erzählungen, unter denen der „Doctor Wislizenus" hervorragt, und in seinen Dramen „Joachim von Brandt", „Armand Carrel" und „Das Weib des Akiba" bekundete er unter erfreulicher Gestaltungsfähigkeit gemessene literarische Haltung. Seine Leistungen als Essayist, in denen klare Erkenntnis bei Stimmunggebung und wahrhaft schöpferische Kritik zum Ausdruck gelangen, sind maßgebend geblieben. (Vgl. die wertvolle Studie von Arthur Eloesser, L. E. XXIII, 260).

Justus Lichten ist nach einer Meldung vom 15. September von langem Leiden durch den Tod erlöst worden. Das „Berliner Tageblatt" schreibt zu seinem Hingang: „Vor zehn Jahren kam er zu uns aus Warschau, fremd und der deutschen Sprache ein Fremder, die er zuletzt mit traumhafter Sicherheit in Klang und Rhythmus meisterte". Sein literarischer Nachlaß ruht in den Händen des Dichters Arno Nadel.

Alfred Eymann ist in Ankum im 65. Lebensjahr im August verstorben. Von Beruf Landarzt, hat er seine gute Menschen- und Landkenntnis in kernigem Plattdeutsch literarisch zur Geltung gebracht. Seine Bücher, „Ein Tag aus dem Leben eines Landarztes", „Adam sien Adämken", „Goslings Herm und Pütten Liese", sind im osnabrücker Lande willkommen geheißen worden.

Paul Langenscheidt ist am 26. September im Alter von 65 Jahren gestorben. Er hat eine lange Reihe von Romanen veröffentlicht, von denen mehrere in ein breiteres Publikum

einzudringen vermochten. Lange Jahre hindurch ist Langenscheidt auch als Verlagsbuchhändler tätig gewesen.

Gustav Kadelburg ist am 11. September im Alter von 75 Jahren in seiner berliner Wohnung gestorben. Aus Budapest gebürtig, hatte er seine Heimat früh verlassen und sich schnell auf deutschen Bühnen durchgesetzt. Das berliner Wallner-Theater und später L'Arronges Deutsches Theater sahen seine Erfolge als Bonvivant. In den bekannten Schwänken „Im weißen Rößl", „Großstadtluft", „Der Herr Senator", „Husarenfieber" war er stets von den beiden glücklichen Verfassern der andere, so daß seine literarische Physiognomie schwer erkennbar wird.

Harry von Pilgrim ist nach einer Meldung vom 8. September im 62. Lebensjahr in Berlin verstorben. Er hatte einen großen Teil seiner Jugend in der Türkei, Frankreich und England verbracht, war Offizier gewesen, hatte sich später dem juristischen Studium und schließlich der Journalistik zugewendet, war auch acht Jahre lang Dramaturg am Schiller-Theater in Berlin gewesen. Als Hauptschriftleiter und Theaterkritiker des „Deutschen Reichsanzeigers" hatte er seine vornehme Persönlichkeit vorteilhaft zur Geltung gebracht.

Friedrich Weinhausen ist nach einer Meldung vom 2. September einem schweren Herzleiden erlegen. Von Haus aus Theologe, hatte er Friedrich Naumann und dessen Kreis nahe gestanden, war zehn Jahre hindurch Schriftleiter der „Hilfe" und später der „Nation" gewesen und hatte als solcher gute Kenntnisse und Takt erwiesen. Er hat auch dem Reichs- und Landtag als Abgeordneter angehört.

Ludwig von Scheffler ist nach einer Meldung vom 28. Aug. in Neuburg an der Kammel im 73. Lebensjahr nach langem Leiden gestorben. Ein Schüler Burckhardts und Nietzsches, hat er sich als Literarhistoriker, als Herausgeber von Platens Tagebüchern und Briefen und als Deuter der Sonette Michelangelos bekanntgegeben.

Adolf Brisson ist am 29. August im Alter von 59 Jahren in Paris gestorben. Er war lange Jahre hindurch Theaterkritiker des „Temps" gewesen und hatte sich als Gründer der „Anales Politiques et Littéraires" eine weit beachtete Stellung gesichert.

Ola Hansson ist nach einer Meldung vom 30. September, kurz vor seinem 65. Geburtstage, den er am 12. November begangen hätte, auf einer Reise nach Konstantinopel gestorben. Von Geburt Schwede, war er schon in jungen Jahren nach Deutschland übergesiedelt und hatte sich in guter Freundschaft mit den Brüdern Hart als Essayist sehr vorteilhaft bekannt gegeben. Seine noch heute wichtig gebliebenen Aufsätze sind auch in Buchform unter den Titeln „Das junge Skandinavien" und „Sensitiva Amorosa" erschienen. Olo Hansson, der mit Laura Marholm die Ehe eingegangen war, ist später nach Süddeutschland übergesiedelt, zur katholischen Kirche übergetreten und literarisch für einen weiteren Kreis verstummt.

Géza Petrik ist nach einer Meldung vom 4. September im Alter von 80 Jahren in Budapest gestorben. Von Haus aus Buchhändler, hat er sein Leben ganz der Arbeit an der „Bibliographia Hungariae" gewidmet, die seit 1888 in fünf mächtigen Bänden vorliegt.

Sigurdur Kristofer Pjetursson ist nach einer Meldung vom 12. September im Alter von 43 Jahren in dem Leprakrankenhaus auf Island gestorben, wohin er bereits mit 14 Jahren als Aussätziger überführt worden war und wo er in strengster Isolierung als Unheilbarer seine Tage dahingeschleppt hat. Er hat derart von Krankheit geschlagen, Gedichte und Übersetzungen, dazu Arbeiten aus dem Gebiet der isländischen Sprachforschung, zu verfassen vermocht.

Kasimir Morawski ist am 25. August im Alter von 73 Jahren in Krakau gestorben. Er hatte an deutschen Schulen studiert, hierauf lange als Professor an der krakauer Universität gewirkt und sowohl auf dem Gebiete der Romanistik wie auch auf dem der altklassischen Philosophie und Literatur und der Geschichte des Humanismus in Polen Bedeutendes geleistet. Vom Geiste wahrer Humanität durchdrungen, ließ er sich nie durch den Ton der Gasse sein Urteil trüben noch von der ihn in hohem Maße kennzeichnenden Objektivität abbringen. Als Gelehrter sowohl wie als Mensch wußte und wagte er seinen humanen Standpunkt offen zu äußern und stets männlich zu behaupten. Er war einer der nicht Allzuvielen, die in der „Hymne" auf den Numerus clausus nichts anderes als einen Schrei der Unkultur und des Obskurantismus erkannten. Nach dem Tode des Literarhistorikers Prof. S. Tarnowski präsidierte er der polnischen Akademie der Wissenschaften. Von seinen Werken gehören zu den bedeutendsten „Die Geschichte der römischen Literatur", „Rom", „Rom und die Völker" (Vgl. L. E. XXVI, 32 u. XXVII, 364). Von ihm stammt auch eine Übersetzung der Tragödien des Sophokles. Es ist mit ihm vielleicht der letzte christliche „Hellene" Polens ins Grab gestiegen, dem selbst in einer verhetzten Zeit Wahrheit und Schönheit höchste Werte blieben. (H. St.)

Mariano Gaspar Remiro starb am 6. August. Er war einer der bedeutendsten Orientalisten, und wirkte zuletzt als Professor des Hebräischen an der madrider Universität. Ehedem dozierte er in Havanna, Salamanca und Granada. Seine Hauptwerke sind „Historia de los musulmanes de España y Africa", „Murcia musulmana" und „Extractos de la Raihana Aleuttab".

* * *

Die neue Preisaufgabe der berliner Universität lautet für die philosophische Fakultät (Philologie): „Die Geschichte des Wortes ‚deutsch' vom Ausgang des Mittelalters bis zur Juli-Revolution."

Einer Statistik zufolge steht Deutschland unter den Nobelpreisträgern mit 36 Preisen an der Spitze aller Staaten (Frankreich 21, England 14, Amerika 9, Schweden 7, Dänemark und Holland je 6, die Schweiz 5, Österreich, Belgien, Norwegen und Italien je 4, Spanien 3, Polen 2 und Rußland wie Indien je 1).

Die Gemeinde Jechtingen a. K. hat am Geburtshaus ihres Dichters Emil Gött eine kunstvolle Gedenktafel anbringen lassen.

Auf den neu errichteten Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre des Buchhandels an der Handelshochschule Leipzig ist unser verehrter Mitarbeiter Gerhard Menz als außerordentlicher Professor berufen worden.

Isolde Kurz, die Zweiundsiebzigjährige, läßt ihre Gesammelten Werke in sechs Bänden bei Georg Müller in München erscheinen.

Manuel Machado, der berühmte Lyriker, wurde Direktor des hauptstädtischen historischen Forschungsinstituts (Investigaciones históricas del Municipio). Seine drei Vorgänger waren die hervorragenden Schriftsteller Mesonero Romanos, Carlos Cambronero und der kürzlich verstorbene Ricardo Fuentes.

Dem Dichter Gonzalo Cantó haben die Stadtväter von Alcoy eine jährliche Pension von zirka 2000 Pesetas ausgesetzt.

Vicente Blasco Ibáñez, der kürzlich im Exil Witwer wurde, hat nun in Mentone mit der Witwe eines chilenischen Diplomaten eine zweite Ehe geschlossen. Das spanische Militärgericht ließ ihn neuerdings wegen Majestätsbeleidigung nach Salamanca vorladen.
Condesa Emilia de Pardo Bazán, der berühmten Romanschriftstellerin, wurde an ihrem Wohnhause in Madrid (Calle de la Princesa 27) eine Gedenktafel enthüllt. Sie stellt eine Widmung ihrer galizischen Landsleute dar und kam auf Initiative des Centro de Galicia in Madrid zustande.
In Sevilla wurde José Maria Izquierda, dem begeisterten Verherrlicher der Stadt, ein Denkmal errichtet.
Alfredo Vicenti soll in seiner Vaterstadt Santiago de Compostela ein Monument erhalten.
Maria Enriqueta Camarillo de Pereyra („Maria Enriqueta"), eine hervorragende mexikanische Dichterin, deren Andenken vor einiger Zeit durch eine Gedenktafel an ihrem Geburtshause in Caotepec geehrt wurde, wird demnächst ebenda mit einer Bronzestatue verewigt werden.
Cordovas großer Sohn, der Philosoph Maimonides (Mose ben Mainum) soll nun in seiner Vaterstadt seine letzte Ruhestätte erhalten. Es hat sich zu diesem Behuf, auf Betreiben des angesehenen madrider Arztes Ignacio Bauer, ein Ausschuß gebildet. Maimonides, der auf einer Pilgerfahrt nach Palästina durch Moslim einen tragischen Tod gefunden hat, liegt am Ufer des Tiberiassees begraben. Wie verlautet, dürfte jedoch die zionistische Exekutive in Palästina gegen die Überführung der Gebeine Maimonides' nach Spanien Protest einlegen.
An der Universität Coimbra (Portugal) wurde ein Seminar für deutsche Sprache und Literatur feierlich eröffnet. (M.B.)

* * *

Die Goncourt-Tagebücher, die nach testamentarischer Bestimmung bereits 1916 veröffentlicht werden sollten, sind jetzt von der pariser Nationalbibliothek zur Kenntnisnahme den Besuchern der Bibliothek freigegeben worden. Sie bestehen aus acht dicken Oktavbänden in Pergament und drei Quartbänden in dunkelgrünem Maroquin.
Der Übersicht über die literarischen Erzeugnisse, welche die finnländische Buchhandelszeitschrift unlängst veröffentlicht hat, ist zu entnehmen, daß die finnländische Literatur in ihrer Heimat die ältere schwedische Literatur stark überholt. 1923 erschienen 1302 finnländische, 539 schwedische, 1924 erschienen 1118 finnländische und 428 schwedische Veröffentlichungen.
In Svensby, Kirchspiel Pitea in Schweden, wurde beim Abreißen eines alten Hauses eine Papierrolle gefunden, die als Manuskript zu Tegnérs Dichtung „Svea" erkannt wurde und eine unbekannte Version des Werkes darstellt.
Aus Anlaß der Feier des 200jährigen Bestehens der Russischen Akademie der Wissenschaften in Leningrad ist der Akademie von der Witwe Leonid Andrejews aus Finnland die Mitteilung zugegangen, daß der ganze literarische Nachlaß des verstorbenen Schriftstellers, seine Bibliothek und Sammlungen der Akademie als Schenkung dargebracht werden. In dem der Akademie angegliederten Puschkin-Haus wird diese Schenkung als gesonderte Andrejew-Abteilung Aufstellung finden. —
Die Erben des verstorbenen D. N. Mamin-Ssibirjak haben dessen Nachlaß, bestehend aus einigen Manuskripten und einer Briefsammlung von über tausend Nummern, dem Tschechow-Museum in Moskau übergeben. —
Im Verlag „Nowaja Moskwa", Moskau, ist eine äußerst umfangreiche „Antologie russischer Lyrik des 20. Jahrhunderts" erschienen, zusammengestellt von J. S. Jeshoff und E. J. Schamurin, zirka 125 zeitgenössische Dichter umfassend. Bio-bibliographische Notizen über diese letzteren sowie diverse Register verleihen dem mächtigen Quartband den Charakter eines Nachschlagewerks. (P. E.)

Nachtrag zur Vorlesungs-Chronik (vgl. L. E. XXVIII, 61):
ERLANGEN: May, Hölderlin. Deutsche Dichtung der Gegenwart I.— KARLSRUHE i.B. (Bad. Techn. Hochschule): Holl, Poetik. Das deutsche Drama. Literarhistorische Übungen.— WIEN: Arnold, Grundriß der Poetik. Übungen auf dem Gebiet der politischen Lyrik des 18. und 19. Jahrhunderts. Brecht, Die klassischen Dramen Goethes und Schillers. Castle, Referate über neuere Fachliteratur (Geschichte der Literaturgeschichte). Cysarz, Geschichte der deutschen Gedankendichtung. Kindermann, Hebbel. Die deutschen Volksbücher. Payer-Thurn, Der Orient in der deutschen Literatur vom 16. bis 19. Jahrhundert. Einführung in die Goethe-Literatur. Touaillon, Jakob Wassermann und der moderne deutsche Roman. Der Roman der Aufklärung und seine Unterströmungen: Räuber- und Gespensterroman. Luick, Geschichte der englischen Versformen. Wild, Englische Literatur seit 1870 im Grundriß. Küchler, Geschichte der klassischen französischen Literatur von Montaigne bis Voltaire. Rieder, Les grands écrivains de la France, Tempsky (Forts.). Anatole France, Les Dieux ont soif. Wurzbach, Geschichte des französischen Romans in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. (Epoche des Realismus.) Die Hauptströmungen der dramatischen Literatur. Trubetzkoj, Geschichte der russischen Literatur.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Betsch, Roland. Land irgendwo. Novellen. München 1925, Jos. Kösel & Friedr. Pustet K.-G. 196 S. 8°. M. 2,— (3,50).
Beyerlein, Franz Adam. Der Kürassier von Gutenzell. Novelle. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 76 S. M. 3,—.
Bonsels, Waldemar. Die Mundharmonika. Erzählungen. (Ebenda.) 158 S. M. 4,50.
Brehmer, Fritz. Die Odyssee in Oldstadt. Eine homerische Begebenheit. Leipzig 1925, L. Staackmann. 250 S. M. 3,— (5,—).
Brod, Max. Rëubeni. Fürst der Juden. Ein Renaissanceroman. München 1925, Kurt Wolff. 524 S.

Busch, Gertrud. Wunderland. Legenden und Märchen. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 111 S. M. 3,–.

Christaller, Helene. Der Spielmann Gottes. Drei Novellen. Basel 1925, Friedrich Reinhardt. 166 S. M. 3,– (4,50).

Hatzfeld, Adolf von. Die Lemminge. Roman. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 189 S.

Hauser, Hans. Das zwanzigste Jahr. Roman. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 146 S. M. 3,– (4,50).

Henel, Hans Otto. Schuldige? Geschichten armer Schächer. Illustriert von Otto Pleß. Leipzig-Plagwitz 1924, „Die Wölfe". 88 S. M. 2,–.

Herrmann, Max. Die Begegnung. Vier Erzählungen. Berlin 1925, Elena Gottschalk. 215 S. M. 4,50 (6,–).

Herwig, Franz. Die feine Ingeborg. Jabusch. Zwei Erzählungen. München 1925, Jos. Kösel & Friedr. Pustet K.-G. 121 S. 8°. M. 2,– (3,50).

Hohlbaum, Robert. Der Weg nach Emmaus. Roman. Leipzig 1925, L. Staackmann. 304 S. M. 4,– (6,–).

Huch, Friedrich. Peter Michel. Roman. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 287 S.

Jellinek, Oskar. Der Bauernrichter. Novelle. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 80 S. M. 3,–.

Kraze, Friede H. Jahr der Wanderung. Roman. München 1925, Jos. Kösel & Friedr. Pustet K.-G. 211 S. 8°. M. 3,50 (5,50).

Kubon, Georg. Der Sonne nach! Skizzen aus der schlesischen Heimat. Schweidnitz 1925, L. Heege. 76 S. Geb. M. 2,–.

Kurpiun, Robert. Das schwarze Weib. Die Geschichte eines Einsamen aus dem Volk. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 404 S.

Loewenfeld, J. R. von. Sie steigen aus den Gräbern ... Märkische Novellen. Berlin 1925, Fr. Zillessen (Heinrich Beenken). 197 S.

Mathar, Ludwig. Wetter und Wirbel. Altkölnische Geschichten. Köln 1925, J. P. Bachem. 374 S. M. 9,–.

Mayer, Theodor Heinrich. David findet Abisag. Roman. Leipzig 1925, L. Staackmann. 243 S. M. 3.– (5.–).

Meyer, Gustav Friedrich. Mannshand haben. Spaßige Volksvertelln in Schleswiger Platt. Hamburg 1925, Quickborn-Verlag. 61 S. M. 0,75.

Renker, Gustav. Das Volk ohne Heimat. Leipzig 1925, L. Staackmann. 344 S. M. 4,50 (6,50).

Rosegger, Peter. Der Herrensepp und andere Erzählungen. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 149 S.

Schussen, Wilhelm. Der abgebaute Osiander. Roman. München 1925, Jos. Kösel & Friedr. Pustet K.-G. 190 S. 8°. M. 3,50 (5,50).

Strobl, Karl Hans. Das Geheimnis der blauen Schwerter. Roman. Leipzig 1925, L. Staackmann. 256 S. M. 3,– (5,–).

Zoege von Manteuffel. Das Estnische Bauernbuch. Nordische Dorfgeschichten. Stuttgart 1925, Adolf Bonz & Co. 348 S. M. 8,–.

* * *

Duhamel, Georges. Die Gottverlassenen. Autorisierte Übersetzung von Rosa Breuer-Lucka. Wien 1925, Interterritorialer Verlag „Renaissance". 211 S.

Margueritte, Victor. Le Couple (Der Weg der Frau). Berechtigte Übersetzung von Victor Auburtin. Berlin 1925, Kurt Ehrlich. 249 S. M. 3,50 (5,–).

Paléologue, Maurice. Der tragische Roman des Kaisers Alexander II. Berechtigte Übersetzung von N. Collin. (Ebenda.) 238 S. M. 3,50 (5,–).

Lassen, John. Herren und Sklaven. Roman aus dem amerikanischen Arbeiterleben. Deutsch von Stefan J. Klein. Leipzig-Plagwitz 1925, „Die Wölfe". 139 S. M. 1,25.

Lawrence, H. D. und M. L. Skinner. Jack im Buschland. Roman. Übersetzt von Else Jaffe-Richthofen. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 492 S.

Scheffauer, H. G. Das Champagnerschiff und andere Geschichten. Berlin 1925, Ullstein A.-G. 251 S.

Stevenson, R. L. Aus Nord und Süd. Abenteuerliche Geschichten. Deutsch von Kurt und Margarete Thesing. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 311 S. M. 5,– (12,–).

Bunin, Iwan. Mitjas Liebe. Berechtigte Übersetzung von Käthe Rosenberg. Berlin 1925, S. Fischer. 118 S. M. 1,50 (2,50).

Keleti, Martin. Graue Vögel. Roman. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein. Leipzig-Plagwitz 1925, „Die Wölfe". 126 S. M. 1,25.

Lyrisches und Episches

Habertin, Rudolf. Dunkle Blumen. Balladen und Gedichte. Leipzig 1925, Otto Hillmann. 79 S. M. 1,50 (2,50).

Hohlbaum, Robert. Vaterland. Ein Zyklus. Bilder von Karl Alexander Wilke. Leipzig 1925, L. Staackmann. 90 S. Leinen M. 5,–.

Koppin, Richard O. Das Gesicht der Nacht. Berlin 1925, Carl P. Chryseliusscher Verlag (Chryselius & Schulz). 52 S.

—, —. Panflöte. (Ebenda.) 48 S.

Kügelgen, Paul Siegwart von. Der Rastlose. Lieder und Gedichte. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 94 S. M. 3,–.

Paquet, Alfons. Amerika. Hymnen/Gedichte. Leipzig-Plagwitz 1925, „Die Wölfe". 74 S. M. 2,–.

Plath, Johannes. Runen. Könnern a. S. 1925, Bücherstube der Gralsritter. 16 S.

—, —. Wenn die Glocken rufen. Weiheklänge. (Ebenda.) 31 S.

Schneller, Karl. Gesichte und Gestalten. Leipzig 1925, L. Staackmann. 148 S.

Schönherr, Johannes. Herz der Zeit. Verse. Leipzig-Plagwitz 1924, „Die Wölfe". 78 S. M. 1,50.

Sternbach, Hermann. Adam der Mensch. Sonette. Weimar 1925, Wolf von Kornatzki. 18 S.

Wegner, Armin T. Die Straße mit den tausend Zielen. Dresden 1924, Sibyllen-Verlag. 150 S.

Wolf, Paul. Der Edelfalke. Ausgewählte Dichtungen. Osterwieck-Harz 1925, A. W. Zickfeldt. 48 S. M. 0,80 (1,50).

Dramatisches

Arnim, Achim von. Die Gleichen. Ein Schauspiel. Bearbeitet von Gustav Grund. Berlin 1925, Bühnenvolksbund G. m. b. H. 156 S. M. 3,30 (4,20).

Becker, Michel. Jan van Werth. Ein vaterländisches Spiel. (Ebenda.) 88 S. M. 1,80.

Brentano, Clemens. Ponce de Leon. Ein Lustspiel. Bearbeitet von Gustav Grund. (Ebenda.) 187 S. M. 3,30 (4,20).

Brües, Otto. Seydlitz in Kalkar. Ein kleines Spiel in fünf Aufzügen. (Ebenda.) 92 S. M. 1,80.

Donauer, Friedrich. Das Münster. Drama. (Ebenda.) 164 S. M. 3,30 (4,20).

Frankenberg, Alex von. Die Bettler. Schauspiel. (Ebenda.) 168 S. M. 3,30 (4,20).

Hauptmann, Gerhart. Veland. Tragödie. Berlin 1925, S. Fischer. 119 S. M. 4,– (5,–).

Leopold, Otto. Im Lande des Ober. Ein Schelmenstück ohne Nachspiel. Freiburg i. B. 1925, Bielefelds Verlag. 58 S.

—, —. Unsere lieben Urenkel. Eine Vision in vier Akten. (Ebenda.) 65 S.

Schaeffer, Albrecht. Der verlorene Sohn. Komödie in drei Aufzügen. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 141 S.
Terramare, Georg. Ein Spiel von der Geburt des Herrn, den Hirten und den Königen. Berlin 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes G. m. b. H. 55 S. M. 2,40.
Velter, Joseph M. Gefängnis. Bühnendichtung in drei Aufzügen. (Ebenda.) 106 S. M. 2,70 (3,30).
Weismantel, Leo. Der Kurfürst. Ein Spiel vom Vaterland. (Ebenda.) 180 S. M. 4,50 (5,70).

* * *

Azpeitua, Antonio. Die Erbschaft. Ins Deutsche übertragen von Wilhelm Esten. (Ebenda.) 118 S. M. 2,70 (3,30).

Literaturwissenschaftliches

Arnhold, Erna. Goethes Berliner Beziehungen. Gotha 1925, Leopold Klotz. 446 S. M. 12,–.
Das Böhme-Lesebuch. Aus Jakob Böhmes Schriften. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Hankamer. Berlin 1925, Bühnenvolksbund G. m. b. H. 206 S. M. 7,50.
Dauthendey, Max. Gesammelte Werke in sechs Bänden. München 1925, Albert Langen. M. 90,–.
Ermatinger, Emil. Die deutsche Lyrik seit Herder. Zweite Auflage. I. Bd.: Von Herder bis Goethe. 305 S. – II. Bd.: Die Romantik. 280 S. – III. Bd.: Vom Realismus bis zur Gegenwart. 305 S. Leipzig 1925, B. G. Teubner. Je M. 7,– (9,–).
–, –. Weltdeutung in Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus. Mit drei Tafeln in Lichtdruck nach Kupferstichen der Originalausgaben. Leipzig 1925, B. G. Teubner. 123 S. M. 4,– (5,60).
Harich, Walther. Jean Paul. Leipzig 1925, H. Haessel. 857 S. M. 18,50.
Hein, Nikolaus. 1792 Goethe in Luxemburg. Eine philosophische und geschichtliche Studie. Mit den Zeichnungen Goethes von Luxemburg und anderen Abbildungen. Luxemburg 1925, Victor Bück. 108 S.
Jantzen, Hermann. Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg. Eine Auswahl mit Anmerkungen und Wörterbuch. Berlin 1925, Walter de Gruyter & Co. 127 S. M. 1,75 (Sammlung Göschen, Bd. 22).
Körte, Alfred. Die hellenistische Dichtung (Mit 4 Bildern). Kröners Taschenausgabe, Bd. 47. Leipzig 1925, Alfred Kröner. 331 S. In Leinen geb. M. 3,–.
Meller, Simon. Peter Vischer der Ältere und seine Werkstatt. Mit 145 Abbildungen. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 243 S.
Merbach, Paul Alfred. Richard Wagner. Berlin 1925, Buchverlag der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst. 91 S. M. 7,50.
Schreyer, Lothar. Die Lehre des Jakob Böhme. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 84 S.
Sinning, Richard. Der Runenschlüssel zum Verständnis der Edda und anderer Denkmäler des Religionswissens (2 Tafeln und 21 Abbildungen im Text). Halberstadt 1925, Rudolf Schönherr. 191 S. M. 3,50 (4,80).
Sturz, Helferich Peter. (1736–1779) Denkwürdigkeiten von J. J. Rousseau. Magdeburg 1925, Verlag „Der Einzige". 38 S.
Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Zweite Reihe, 20. Band: Die jüngere Edda mit dem sogenannten ersten grammatischen Traktat. Übertragen von Gustav Neckel und Felix Niedner. Jena 1925, Eugen Diederichs. 357 S. Brosch. M. 10,– (12,50).

Verschiedenes

Barthel, Ernst. Philosophie des Eros. München 1925, Ernst Reinhardt. 197 S. M. 4,–.
Beckert, Angelicus M. und Heinrich Federer. „Und hat ein Blümlein bracht". Von unserer lieben Frau und ihres zarten Söhnleins gnadenreicher Geburt. Bilder und Geschichtlein. München 1925, Verlag „Ars sacra", Josef Müller. 30 S.
Der kleine Brockhaus. Handbuch des Wissens in einem Bande. Lieferung 5/6, 7. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. Jede Lieferung M. 1,90.
Carus, Carl Gustav. Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntnis. Neubearbeitet und erweitert von Theodor Lessing. Celle 1925, Niels Kampmann. 534 S. M. 14,–.
Das alte Dresden. Bilder und Dokumente aus zwei Jahrhunderten. Gesammelt und herausgegeben von Erich Haenel und Eugen Kalkschmidt. München 1925, Franz Hanfstaengl. 480 Seiten mit 58 Textbildern und 16 Abbildungen. In Leinen M. 20,–, in Halbleder M. 26,–.
Der deutsche Rundflug 1925. Herausgegeben vom Aero-Club von Deutschland. Berlin 1925, Ullstein A.-G. 110 S.
Droysen, J. G. Geschichte Alexanders des Großen. Sechste Auflage. Gotha 1925, Friedr. Andreas Perthes. 466 S.
Fontane, Theodor. Wanderungen durch die Mark. Neue Ausgabe in fünf Bänden. Herausgegeben von den Söhnen des Dichters Theodor und Friedrich Fontane. Erster Teil: Die Grafschaft Ruppin. Stuttgart 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 457 S. M. 6,– (8,50).
Förster, Hans Albert. Warum? Kriegserlebnisse eines Achtzehnjährigen. 2. Aufl. Federzeichnungen vom Verfasser. Leipzig-Plagwitz 1925, „Die Wölfe". 58 S. M. 1,50.
Grosse, Rolph. Die holländische Landschaftskunst 1600 bis 1650. Mit 121 Abbildungen. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. Ganzleinen M. 17,–.
Heilmeyer, Alexander. Ludwig Penz. Ein tiroler Bildschnitzer. Mit dem Bildnis von Penz und 112 Abbildungen nach seinen Werken auf 60 Tafeln. München 1925, Albert Langen. 21 S. M. 20,–.
Heintze, Albert. Die deutschen Familiennamen geschichtlich, geographisch, sprachlich. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Paul Cascorbi. Halle (Saale) 1925, Buchhandlung des Waisenhauses. 396 S. M. 15,–.
L'Hermet, Curt. Der Begriff des Kunstwerks. Urteil und Beweis aus dem Verstande und der Begriff des Verstandesbegriffes. Berlin 1925, Jungdeutscher Verlag, Arthur Mahraun. 16 S.
Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrag des Vorstandes. Herausgegeben von Max Hecker. XI. Bd. Weimar 1925, Goethe-Gesellschaft. 384 S.
Jauker, Otto. Deutsche Geschichte von altgermanischer Zeit bis zur Gegenwart. 11. u. 12. Heft (S. 641–692) Doppelheft. Graz-Leipzig 1924, Heimatverlag Leopold Stocker.
Kießling, Arthur. Die Bedingungen der Fehlsamkeit. Leipzig 1925, Julius Klinckhardt. 65 S. M. 2,40.
Kolbenheyer, E. G. Das dritte Reich des Paracelsus. München 1925, Georg Müller. 400 S.
Kunstgeschichte in Bildern. Neue Bearbeitung. Systematische Darstellung der Entwicklung der bildenden Kunst vom klassischen Altertum bis zur neueren Zeit.
I. Das Altertum: 11/12. Heft: Hellenistische Skulptur. Von Franz Winter. Leipzig 1925, Alfred Kröner. 61 S. M. 4,–.
Leser, Hermann. Das pädagogische Problem in der Geistesgeschichte der Neuzeit. I. Bd.: Renaissance und Aufklärung im Problem der Bildung. München-Berlin 1925, R. Oldenbourg. 592 S. M. 23,– (26,–).
Mehring, Walter. Westnordwestviertelwest oder die Technik des Seereisens. Berlin 1925, Elena Gottschalk. 78 S. M. 3,50 (4,50).

Müller, Emil Reinhardt. Die Sternenträger. Lebenswanderung einer Jugend. Berlin 1925, Arbeiterjugend-Verlag. 118 S. M. 1,60.

—, Lotte. Einstellung auf Freitätigkeit. Leipzig 1925, Julius Klinkhardt. 64 S. M. 2,—.

Nettlau, Max. Der Vorfrühling der Anarchie. Ihre historische Entwicklung von den Anfängen bis zum Jahre 1864. Beiträge zur Geschichte des Sozialismus, Syndikalismus, Anarchismus, Bd. I. Berlin 1925, „Der Syndikalist", Fritz Kater. 234 S. M. 4,— (M. 5,—).

Nietzsche, Friedrich. Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. 2. Bd. Leipzig 1925, Alfred Kröner. 388 S. M. 7,50.

Platen, Graf August von. Lebensregeln. Berlin 1925, Werk-Verlag. M. 6,—.

Prager, Hans. Das indische Apostolat. Erlenbach-Zürich 1925. 84 S. M. 2,40.

Schumann, Eugenie. Erinnerungen (Die Erinnerungen der Tochter Robert Schumanns). Stuttgart 1925, J. Engelhorns Nachfolger. 332 S.

Skowronnek, Fritz. Lebensgeschichte eines Ostpreußen 1858/1925. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 155 S. Ganzleinen M. 6,—.

Stratz, Rudolph. Kaspar Hauser. Wer er nicht war — wer er vielleicht war. Mit 20 Abbildungen. Berlin 1925, August Scherl G. m. b. H. 109 S. M. 3,—.

Sudetendeutsches Jahrbuch. Erster Band. Berichtsjahr 1924. Herausgegeben für die Adalbert-Stiftungs-Gesellschaft und im Auftrage und mit Unterstützung der Hauptstelle für deutsche Schutzarbeit von Otto Kletzl. Augsburg 1925, Johannes Stauda. 175 S.

Utitz, Emil. Charakterologie. Berlin-Charlottenburg 1925, Pan-Verlag Rolf Heise. 393 S. M. 14,—.

Vogeler-Worpswede, Heinrich. Reise durch Rußland. Die Geburt des neuen Menschen. Mit 32 Zeichnungen des Verfassers. Dresden 1925, Carl Reißner. 64 S. M. 4,50 (7,50).

Wagner, Malte. Das Theater in Nürnberg. Eine Dramaturgie. Nürnberg 1925, Spandel-Verlag. 164 S.

Wexberg, Erwin. Ausdrucksformen des Seelenlebens. Celle 1925, Niels Kampmann. 116 S. M. 4,50.

Winckelmann, J. J. Kleine Schriften und Briefe. Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Bd. I. Kleine Schriften zur Geschichte der Kunst des Altertums. Mit 20 Bildtafeln. Bd. II. Ausgewählte Briefe. Mit 12 Bildtafeln. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 294 und 336 S.

Wirth, Albrecht. Der Kampf um Marokko. Mit einer Karte und vielen Bildern. Dachau bei München 1925, Einhorn-Verlag. 202 S. M. 5,50 (8,—).

* * *

Haldane, J. B. S. Daedalus oder Wissenschaft und Zukunft. München 1925, Drei Masken Verlag. 77 S. M. 3,— (3,80).

Kjerbüll-Petersen, Lorenz. Die Schauspielkunst. Untersuchungen über ihr Wirken und Wesen. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 271 S. Gr.-8⁰. Ganzleinen M. 9,—.

Russell, Bertrand. Ikarus oder die Zukunft der Wissenschaft. München 1925, Drei Masken Verlag. 55 S. M. 2,20 (3,—).

Stendhal, Friedrich (Henri Beyle). Die Kartause von Parma. Übertragen von Otto Freiherrn von Taube (Taschenausgabe auf Dünndruckpapier). Leipzig 1925, Insel-Verlag. 783 S.

Taylor, Merlin Moore. Bei den Kannibalen von Papua. Auf unbekannten Pfaden im Innern Neuguineas. Mit 67 Abbildungen und einer Karte. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 276 S. Geb. M. 15,—.

Vega, Lope de. Das Spiel vom Sündenfall und von der Geburt Christi. Übersetzt und bearbeitet von Friedrich Walther. Berlin 1925, Bühnenvolksbund G. m. b. H. 106 S. M. 2,70 (3,30).

* * *

Der Brunnen. I. Friede H. Kraze: Das wahre Gesicht. Erzählung. 50 S. — II. Gottfried Keller: Das Fähnlein der sieben Aufrechten. 94 S. — III. Robert Walter: Der Krippenschnitzer. Erzählung. 75 S. — IV. Theodor Storm: Pole Poppenspäler. Novelle. 78 S. — V. Max Dreyer: Altersschwach. Erzählung. 43 S. — VI. Eduard Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. 95 S. — VII. Wilhelm Hauff: Das kalte Herz. Der falsche Prinz. Zwei Märchen. 91 S. — VIII. E. T. A. Hoffmann: Meister Martin der Küfner und seine Gesellen. 96 S. — IX. Friedrich Heinecke: Meine Abenteuer als Werber gegen Napoleon. Herausgegeben von Robert Walter. 95 S. — X. Gottfried Keller: Die drei gerechten Kammmacher. Erzählung. 63 S. — XI. Theodor Storm: Bötjer Basch. Novelle. 78 S. Hamburg 1925, Quickborn-Verlag. Jeder Band M. 0,75.

Deutsche Dichtung — Deutsche Kultur. Sammlung Probst Nr. 1/2. Chr. D. Grabbe: Die Hermannsschlacht. 72 S. — Nr. 3. Friedrich von Schiller: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? 36 S. — Nr. 4. Salomon und Markolf: Frag' und Antwort König Salomons und Markolfs. 43 S. — Nr. 6/7. Alfred Lotze: Geschichte der deutschen Sprache. 93 S. — Nr. 15. Alfred Lotze: Hans Sachs. 12 deutsche Schwänke. 63 S. — Nr. 25/26. H. L. Kreidner: Schebbern und Wacken. Gedichte in mansfelder Mundart. 94 S. — Nr. 27. Roderich Benedix: Weihnachten im Felde. Stimmungsbild in einem Aufzug. 32 S. — Nr. 28. Roderich Benedix: Der Todeskandidat. Lustspiel in einem Aufzuge. 36 S. — Nr. 30. Joh. Jak. Wilh. Heinse: Die Kirschen. Eine Romanze. 40 S. Eisleben, Iso-Verlag Walter Probst. Jeder Band M. 0,40.

Kröners Taschenausgabe. Bd. 44: Schelling. Sein Weltbild aus den Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Gerhard Klau. 295 S. — Bd. 46: Kant. Die Kant-Laplacesche Theorie. Ideen zur Weltentstehung von Immanuel Kant und Pierre Laplace. Eingeleitet und herausgegeben von Heinrich Schmidt. 228 S. — Bd. 48: Schopenhauer, Arthur. Die Persönlichkeit und das Werk in eigenen Worten des Philosophen dargestellt von Konrad Pfeiffer. Nebst einem Anhang: Schopenhauer als Erlebnis. 218 S. Leipzig 1925, Alfred Kröner. Jeder Band M. 2,50.

Roda Roda und Theodor Etzel. „Welthumor in sechs Bänden". Humor, Satire, Ironie. Der erste Strahl: Ferne Zeiten, ferne Zonen. Mit 26 Bildern. 283 Seiten. — Das zweite Gesicht: Von Luther bis Lessing. Mit 33 Bildern. 278 S. — Die drei Grazien: Von Wieland bis Kopisch. Mit 24 Bildern. 280 S. — Vier Jahreszeiten: Von Heine bis Wilhelm Busch. Mit 32 Bildern. 282 S. — Die fünf Sinne: Von Anzengruber bis Arthur Schnitzler. Mit 27 Bildern. 282 S. — Die sechs Werktage: Von Gerhart Hauptmann bis heute. Mit 37 Bildern 276 S. München 1925, Simplizissimus-Verlag. Jeder Band geb. M. 6,50.

Redaktionsschluß: 5. Oktober

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5.—, Einzelheft Gm. 2.—.

Vom Drama der Gegenwart

IX

Komödie

Von Hans Franck (Frankenhorst)

Nachdem ich hier in einer Folge von acht Artikeln einen Aufriß der gegenwärtigen deutschen Dramatik — ihrer Voraussetzungen und Möglichkeiten, ihrer Leistungen und ihrer Ziele — gegeben habe, sollen nun zur Ergänzung, Begründung und Vertiefung in einer weiteren Reihe von Aufsätzen Einzelerörterungen folgen. Wenn diese auch an ein bestimmtes Werk oder an eine markante Dramatikerpersönlichkeit angeschlossen werden, so wollen sie sich doch nicht mit einer für sich stehenden Kritik oder einer losgelösten Charakteristik begnügen, sondern sie verfolgen die Absicht, den charakteristischen besonderen Fall in das Ganze einzugliedern und immer wieder die Blicke auf die grundlegenden, entscheidenden Probleme, auf die für ein neues deutsches Drama lebensnotwendigen Fragen zu lenken, die in der vorangegangenen geschlossenen Aufsatzreihe erörtert wurden. Und zwar summarischer, allgemeiner, als es mir oftmals selber lieb war. So gelten die heutigen, zum erstenmal den umgekehrten Weg gehenden Erörterungen also im wesentlichen nicht dem einzelnen dramatischen komödienhaften Werk, durch das sie veranlaßt wurden und an das sie zu einem guten Teil angeschlossen werden, sondern der Frage nach einer wahrhaften neuen deutschen Komödie.

Deutsche Komödie — hört man, sieht man herum: es scheint kaum eine Frage zu geben, welche die kunstempfänglichen Gemüter in gleichem Maße bewegt. Immer und immer wieder begegnet einem Dramatiker die Aufforderung — vom Publikum, vom Kritiker, vom Theaterleiter sehnsüchtig, leidenschaftlich hervorgestoßen —, doch endlich einmal eine wirkliche, endlich eine deutsche Komödie zu schreiben. Faßt man aber ein wenig nach, scheut man sich nicht, fest zuzupacken und das allerorten anzutreffende Verlangen genau zu betrachten, so hält man sehr bald ein aufgetriebenes, qualliges Etwas in Händen, das jeder greifbaren Substanz ermangelt. In mehr als neunzig von hundert Fällen verlangt man nämlich Witz statt Humor, denkt man an das nur die Bauchmuskeln erschütternde Lachen, statt an herzbewegendes Lächeln; will man Schwank, Satire, Lustspiel, Vaudeville, Operette, Plauderei, alles mögliche — nur das Eine nicht, um das man bettelt: eine Komödie. Ja, es liegt geradenwegs so: käme der große, vielerflehte Komödienschreiber — die, welche am begehrlichsten nach ihm verlangen, würden am lautesten: Kreuzige! Kreuzige!! schreien. Wäre sie da, die neue, erlösende, zeitaufhebende Komödie — jene, welche behaupten, nicht mehr ohne sie existieren zu können, würden sie verachten, beschimpfen, bespeien, sie unsittlich, frivol, obszön schelten; zu offenkundigen Frivolitäten, zu qualitätlosen Seichtheiten zurückkehren und das Werk von überlegenem Humor entrüstet als humorlos erklären. Diese Feststellungen sind keineswegs für die Erörterung des Problems so unwichtig, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Die inneren Voraussetzungen bei den Aufnehmenden bestimmen das Werden des Kunstwerks in viel höherem Maße, als man im allgemeinen zugibt. Nicht etwa nur auf der Basis von Angebot und Nachfrage. Sondern auf der weit höheren Ebene des ideellen Kräfteausgleichs. Der Empfangende schafft an dem Neuen durch seine innere Einstellung mit. Er wird von dem Schaffenden in den Kreis seiner Sehnsucht und seines Tuns, unbewußt, als Helfer und Freund, als Hemmnis und Feind einbezogen. So daß die Sachlage für die deutsche Komödie in diesem Betracht die folgende ist: Selbst wenn die seelische Situation unseres tiefgequälten Volks so wäre, daß eine alle Leiden verklärende, aufhebende, ausgleichende Komödie möglich und nötig genannt werden könnte — was sehr fraglich! —, so ist doch die unheilvolle

Verwirrung der Anschauungen, die falsche Richtung der Sehnsüchte, das irregeleitete Verlangen der Allgemeinheit gegenwärtig eine solche Widermacht für ihre Entfaltung, daß wir unsere Hoffnung auf Erfüllung selbst des Notwendigen tief herabmindern müßten.

Um so mehr als auch bei den Schaffenden über Wesen, Voraussetzung und Bestimmung der wahrhaften Komödie Unklarheiten, falsche Vorstellungen, irrige Zielsetzungen allüberall anzutreffen sind. Da nennt Hans Ehrke, der Autor des Werks, das hernach zur Exemplifizierung herangezogen werden soll, seine Arbeit eine „ernsthafte Komödie", und ein anderer junger Autor, auf den manche Augen als auf eine Hoffnung für das heitere Drama blicken, bezeichnet das Ziel seiner Sehnsucht mit den Worten: Erneuerung der deutschen „Plauderkomödie". Welch ein allesverwirrender Pleonasmus das Erste! Denn der ernste Untergrund ist geradezu das Wesen der Komödie; wenn nicht der Komödie schlechthin, so doch unbedingt der deutschen. Welch eine unbegreifliche contradictio in adjecto das Zweite! Denn durch Geplauder wird jede echte Wirkung des Lebenselementes der Komödie, des Humors, aufgehoben.

Das Komische — hat einer unserer Größten gesagt — ist eine „organische Verrenkung der Natur". Da sind die drei Wesenselemente der deutschen Komödie beieinander. Als Ausgangspunkt: Natur! und abermals: Natur!! und zum tausendsten und hunderttausendsten Male: Natur!!! Als Zielpunkt die Verrenkung, die Verschiebung, die Umordnung ihrer Elemente. Als Weg dorthin: organisches Werden, lebenerhaltende Abwandlung. Wie aber sieht das Allermeiste dessen aus, was sich heute Komödie nennt? Der Ausgangspunkt: greulichste Unnatur; ein Sein, das mit Welt und Leben nicht das mindeste zu schaffen hat, das eine dummpfiffige, eine blöde, eine lachmuskelattackierende Fiktion fürs Theater ist. Der Zielpunkt: Verzerrung um jeden Preis, Durcheinanderwirbelung bis zur Unsinnigkeit, Tohuwabohu von Eindruckfetzen. Der Weg: Zerreißung aller natürlichen Zusammenhänge, Absprengung der Elemente, Zertrümmerung, Tötung des Lebens. So kommt denn als angebliche Komödie ein abstruses Etwas zustande, ein Mißgebilde aus Unnatur, Dummheit und Tolpatschigkeit, aus Theaterherkommen, Naivität und Albernheit, das — zu einem Berg gehäuft, durch den sich jedermann hindurchfressen muß — quer vor dem Lande des echten Humors liegt. Man darf diese unerfreulichen, diese bitteren Tatsachen nicht vergessen, wenn man ein Werk, das den Namen Komödie in mancher Hinsicht tatsächlich verdient, beurteilen und über seine Mängel und seine Irrtümer hinaus den Weg zur Besserung solcher Zustände zeigen will.

Man hat Hans Ehrkes Komödie „Narrenspeegel" (Verlag Richard Hermes, Hamburg) eine „Komödie großen Ausmaßes" genannt, sie beim Preisausschreiben der Niederdeutschen Bühne Hamburg mit dem ersten Preis ausgezeichnet, sie — von Boßdorf zu schweigen — über Stavenhagens „Dütschen Michel" gestellt. Es ist also nicht nur notwendig, es ist ein gut Stück Anerkennung, ist eine Auszeichnung, wenn man ein Werk, das nach dem letzten Kranz greift, mit dem höchsten Maßstabe mißt. Im Mittelpunkt steht Till Eulenspiegel. Die Setzung des Themas ist bedeutend. Der Autor bezeichnet es am Schluß des Stückes mit folgenden (von mir ins Hochdeutsche übertragenen) Worten: „Was ist nun Spiel und was ist Wahrheit? Man kann ja fast dazwischen verirren." Ein Komödienvorwurf von großen Möglichkeiten. Hier ist jene organische Verrenkung der Natur durch leichte, unauffällige Mittel erreichbar, die oben als das Wesen des Komischen bezeichnet wurde, wenn — ja, wenn das Ideengemäße in Gestalt, in ein Stück höheres, überwirkliches Leben umgesetzt wäre, wenn ein großer Könner sein Wollen zu manifestieren vermocht hätte. Aber schon in der Hauptfigur tritt diese Kongruenz nicht ein. Eulenspiegel weiß jeden Augenblick, wo Wahrheit und wo Spiel ist, weiß, wo er aufrichtig bleibt, und wo er schwindelt. Es wäre aber alles darauf angekommen, die Grenze — wenigstens vorübergehend — in ihm selber zu verrücken, ihn unsicher zu machen, ihn schwanken zu lassen. Denn daß die Lüge ihm vorübergehend ein Herrenleben verschafft, die Wahrheit ihn an den Galgen bringt, von dem ihn die Folgen unehrenhaften Tuns retten, das ist nur scheinbar Humor, Komik. Ist keine organische Verschiebung des Allgemeingültigen, sondern ihre konstruierte, unglaubwürdige Umkehrung, die einzig auf Grund sträflicher Dummheit der Hauptbeteiligten möglich ist. Auch in diesen wird nichts verrückt. Sie wissen

genau, daß und wo sie lügen, daß und wo sie betrügen; sie geben sich nur den Anschein voreinander, als ob die Grenzen der Wirklichkeit sich in ihnen verschoben hätten. Auch hier hätte das Tiefkomische erst in dem Augenblick eingesetzt, wo die Aufhebung des Gewissen nicht im Verkehr mit dem anderen, sondern im Verkehr mit dem eigenen Ich erreicht wäre.

Es fragt sich überhaupt, ob Eulenspiegel, der Held erzählender Schwänke, sich zu einem Komödienhelden eignet. Ob es nicht den künstlerischen Reiz der Gestalt ausmacht, daß ein Erzähler eine Unsumme von Tollheiten und Windbeuteleien über ihn ausschüttet. In dem Augenblick, da er aus der Distanzierung des Epischen in die Gegenwärtigkeit des Dramatischen, in die Sichtbarkeit des Selbsthandelnden gerissen wird, da naturgemäß aus den vielen Streichen einer ausgewählt ist (hier das nichtgemalte große Bild), muß eine Vergröberung, eine Unglaubwürdigkeit, eine nachprüfbare Nähe eintreten, die das Komische aufs höchste gefährdet und zum Unverschämten, Unsinnigen verschiebt. Aber auch, wenn man diese Bedenken fallen läßt — eins ist unzweifelhaft: Eulenspiegel mußte in eine entscheidende Situation gestellt werden. Alle wahrhaften Komödiengestalten stehen vor einem existenzumwälzenden Entweder-Oder, kämpfen um ein bedeutsames Lebensgut: Tellheim für seine Ehre, Richter Adam um Amt und Reputation, Mutter Wolffen um Brot und Freiheit. Dieser Eulenspiegel kämpft um nichts. Er sucht ein warmes Winterquartier, will mit den Zugvögeln wieder ziehen, ist mit dem Aufhängen einverstanden und wird aus Zufall gerettet. Das reicht als dramatisches Agens nicht aus. Er hätte in dem Augenblick eingeführt werden müssen, wo er seiner bisherigen Existenz überdrüssig ist, mit allen Kräften um seine Verbürgerlichung, um seine Verwirklichung, um seine Verfestigung kämpfen will, zu den alten wirklichkeitverachtenden Mitteln greifen muß, so daß er nach einem Kampf, der wie der Adams und Tellheims in seinen Voraussetzungen tragisch in seiner Durchführung komisch gewesen wäre, doch wieder abgleitet in die frühere, wesenbedingte, schicksalbestimmte Existenz.

Freilich wären dazu Gegenspieler von Format nötig gewesen. Diese Komödie kommt nur in Gang, ist in ihrer Durchführung und in ihrer Auflösung nur möglich durch die Dummheit, durch die Trotteligkeit des Grafen, der ihm — auf Drängen seiner liebesüchtigen Gattin, die Eulenspiegel dann wunschgemäß bedient — den Auftrag des Bildes gibt und zu seiner Ausführung Unterkunft und Mittel gewährt. Ehrke mag sich zu seiner Verteidigung etwa auf den Amtsvorsteher Wehrhahn Gerhart Hauptmanns berufen. Aber der ist — obwohl der schwache Punkt des „Biberpelzes" — immerhin nur Karikatur der Wirklichkeit, überstarke Verzerrung der Natur. Sein Landgraf — und zu einem guten Teil auch die übrigen Gegenspieler — sind jedoch Unnatur, sind Unsinnigkeit. Figuren wie diese sind nur möglich in der Sphäre des Märchens, wo die Dummheit mit einem Schimmer der Rührung, der Güte vergoldet ist, oder innerhalb der Groteske, wo die Menschen zu schlenkrigen Marionetten geworden sind und nicht den Anspruch der Wahrscheinlichkeit erheben. In einer Welt aber, deren Wirklichkeit, deren atmosphärische Dichtigkeit, deren Deftigkeit durch die plattdeutsche Sprache noch betont ist, schwinden mit solchen Theaterattrappen die Voraussetzungen des Komischen.

Und hier ist nun doch auch in diesem Zusammenhang mit wenigen Worten von dem Besonderen, dem persönlichen Kraftmaß Ehrkes zu sprechen.

Er vermochte das Thema groß und bedeutsam zu setzen, erkannte die Nichtswürdigkeit des Üblichen und die Notwendigkeit und Art der tatsächlichen Komödie. Er vermochte auch noch das Architektonische zu bewältigen. Die vier Akte sind sicher und statisch einwandfrei entworfen. Aber das Konstruktive mit farbigem Leben zu umgeben, ging über seine Kräfte. Schon daß Ehrke auf 84 Seiten kleinen Formates mit dem Außerordentlichen seines Vorwurfs fertig wird, zeigt, daß er über die Skizze, über den Aufriß einer Komödie nicht wesentlich hinauskam. Das gedachte Werk zu bauen, auszuführen, dazu reichten seine Kräfte nicht. Ein einziger Blick auf den genialen ersten Akt von Stavenhagens „Dütschen Michel" zeigt, woran es ihm mangelt. Dort eine Fülle lebendigster, individueller, einmaliger, unverwechselbarer Gestalten in reich bewegter, bedeutsamer Handlung. Bei ihm zur Hauptsache übernommene Theaterfigurinen. Denn außer Eulenspiegel, der bemerkenswerte Gestaltungansätze zeigt, sind alle Träger der Handlung nur schabloniert. Der trottelige Graf, die erlebnissüchtige Gräfin, die frömmelnde Jungfer, der lüsterne

Kaplan, der abenteuermüde Ritter — sie und die übrigen sind nicht aus Eigenem geschaffene Gestalten, sondern abgebrauchte, altehrwürdige Theaterpuppen. Wenn die Komödie doch einen bedeutsamen Schein von Leben besitzt, daß sie manche getäuscht hat und noch täuschen wird, so liegt das an dem gewählten Idiom, dem ausgezeichnet gehandhabten, grundechten holsteiner Platt, das in weit höherem Maße für den Dichter dichtet, als es das erbarmungslose Hochdeutsch getan hätte. Freilich hat diese Sprache Ehrke auch — wie schon bei Stavenhagen zu beobachten — auf Kosten der vor Augen liegenden Lebendigkeit an einer konsequenten Ausbildung des Ideellen, an einer Lebendigmachung des Geistigen gehindert. Aber es würde zu weit führen, die Frage der Möglichkeit und der Notwendigkeit einer plattdeutschen Komödie zu behandeln. Ihre Erörterung muß einer Sonderbetrachtung vorbehalten bleiben.

In diesem Zusammenhang ist vielmehr von der persönlich bedingten Einzelleistung nun wieder auf das eingangs bezeichnete Allgemeine zurückzublicken und für die Komödie als Ausgangspunkt mit erneutem Nachdruck, mit weit höherem noch als für die Tragödie, zu fordern: Natur! Nicht: Literatur. Als Mittel: Vollkommene Bindung, Vereinheitlichung des Ideengemäßen und des Gestaltlichen, von denen Eines nur in dem Anderen, nur durch das Andere als Kunstfaktor ist. Und vor allem: Schluß mit der Dummheit als entscheidendem Bestandteil der Komödienhandlung! So wundervoll, so ergiebig die Herzenseinfalt als Gegenstand künstlerischer Gestaltung sein kann, so unerträglich, so veraltet, so unergiebig ist in der wahrhaften Komödie Hirnschwund als Voraussetzungsmotiv. Wann, deutsche Komödiendichter, wann endlich werdet ihr aufhören mit dem Schwankbrauch, an die überwiegende Mehrzahl der Gestalten den Befähigungsschein polizeiwidriger Vertrottelung zum Passieren auszuteilen, für eure Werke zu brechen! Nicht durch Exstirpation von Kräften gelangt man zu Komödiengestalten, sondern durch Steigerung, durch Hypertrophierung von Kräften. Im Lustspiel mag ein Weniger erträgliche Fundierung ergeben, in der Komödie ist sie nur durch ein Mehr zu gewinnen. Darin gleichen sich Tragödie und Komödie vollkommen, daß sie der Natur, der Wirklichkeit gegenüber ein Drüberhinaus darstellen. Wenn es in dem Grad der Aufsteigerung einen Unterschied geben sollte, wenn nicht allein die Richtung der Überentwicklung ihn darstellt, dann nimmt ohne allen Zweifel das Komische sogar den höheren Grad ein. So daß es geradezu das wichtigste Kriterium des Nicht-Komischen, des Nur-Witzigen, des Nur-Lächerlichen ist, wenn es an Kraft der Vitalität hinter der ewigen Gegebenheit aller Kunst zurückbleibt, die man — je nach seiner persönlichen Einstellung — Natur, Wirklichkeit, Dasein oder sonstwie nennen mag. Solange dieses Grundempfinden nicht Allgemeingut der Schaffenden, Interpretierenden und Empfangenden ist, werden die Voraussetzungen für eine Erneuerung, eine Befreiung der deutschen Komödie aus tausendfachen Banden sich nicht entscheidend wandeln; sondern trübe, um nicht zu sagen hoffnunglos bleiben, wie sie es seit Jahrzehnten sind.

Zur Theorie des Okkultismus

Von Wilhelm von Scholz (Konstanz)

In der Folge dieser Aufsätze, welche den Neuerscheinungen auf dem Gebiete des Okkultismus nachgehn und sie jeweils unter dem Zeichen einer seiner besonderen Erscheinungen zusammenzustellen versuchen, sollen die heutigen Überlegungen von einigen neuherausgekommenen Werken über die Theorie des Okkultismus sprechen. Denn in der Theorie einer Erscheinung zeigt sich, wie sie sich in die Gesamt-Weltanschauung — dies Wort nicht nur philosophisch genommen, sondern auch wörtlich: Anschauung der Welt! — einzugliedern sucht. Von Du Prel an bis in die Gegenwart ist da als allgemeine Erscheinung festzustellen, daß auch die okkultistische Theorie ganz unter dem Zwange des naturwissenschaftlich-materialistischen Denkens liegt, gegen dessen Enge sie doch oft genug ankämpft. Ich möchte die Gegensätze der Einstellung: einer philosophisch-dichterischen Innensicht und dem

naturwissenschaftlichen Suchen nach experimenteller äußerer Beweisbarkeit, die mir die Pole der möglichen Auffassung aller Phänomene scheinen, durch ein Beispiel ganz klar erläutern. Während der naturwissenschaftliche Okkultist bei der scheinbar selbständigen Bewegung eines toten Gegenstandes das Organ sucht und findet oder zu finden glaubt, welches diesen Gegenstand wie ein Arm oder ein Hebel, also ganz im Sinne der bekannten materiellen Kräfte, bewegt, wird die rein geistige Theorie selbst aus einer Materialisation von Gestalten oder einzelnen Gliedern — ihre Wirklichkeit angenommen — zu einer noch unkörperlicheren Anschauung selbst der für den naiven Menschen festen, stofflichen Dinge kommen (und würde sich, auf diesem entgegengesetzten Wege, auch mit naturwissenschaftlichen Ansichten jüngster Zeit, daß Stoff nur Kraft sei, begegnen). Dabei würde die, gleichviel ob bejahende oder verneinende, dritte, die religiöse Einstellung zum Okkulten deshalb nicht unter die philosophisch-dichterische gerechnet werden können, weil sie naturgemäß unbeweisbare Dogmen mit in ihre Lösung des Rätsels hineinnehmen muß — ebenso wie die naturwissenschaftliche dies mit etwas beweisbareren Dogmen notwendig tut.

Das einzige religiöse Buch, das heute hier vorliegt (Arthur Allgeier, „Religiöse Volksströmungen der Gegenwart", Herder & Co., Freiburg i. B.) steht in seinem von Heinrich Straubinger geschriebenen Aufsatz über „Okkultismus und Spiritismus" auf sehr skeptischem Standpunkt. Aber selbst in dessen kurzer Schlußzusammenfassung bekundet sich das dogmatisch beeinflußte Urteil, dessen reine Ausformung Fremdbestandteile verhindern: „Zusammenfassend ist zu sagen: die spiritistischen Erscheinungen beruhen zum guten Teil auf Betrug, zum anderen auf natürlichen Ursachen. Allerdings bleibt ein Rest von Vorgängen, die nicht geklärt sind. Die Präsumtion ist dafür, daß es auch hier mit natürlichen Dingen zugeht. Sollten aber übernatürliche Faktoren im Spiele sein, dann sind es ganz sicher keine guten Geister, denn diese geben sich zu einem solchen Humbug nicht her." (Seite 123.)

Als eine verkappte Religion sieht Karl Christian Bry den Okkultismus an — neben den anderen Erscheinungen der Zeit, die wie das Okkulte bei größeren Menschengruppen der Steigerung zum Monomanen und des Sichausgebens als Zentralidee des Daseins fähig sind. Er faßt alle diese Erscheinungen unter dem Sammelbegriff und Titel „Verkappte Religionen" (F. A. Perthes Verlag, Gotha). Bry ist ein gescheiter, sachlicher, nachdenklicher Urteiler und Schriftsteller (dem freilich weder unterlaufen dürfte, daß er, wie der Journalist, statt vom Wilhelmschen Zeitalter zu sprechen, die sinnlose Form „wilhelminisch" von den Schnellschreibenden übernimmt; noch daß er die oberflächliche, für einen Zeitgenossen zumindest Überheblichkeit und Vergessen der zeitgenössischen Urteilsbeschränktheit verratende Bemerkung macht: wir besäßen heute keinen großen Dichter — hat doch selbst der an kritischem Geist Bry überlegene Lichtenberg den frühen Goethe noch für einen mittelmäßigen Stürmer und Dränger gehalten, was vor raschem Zeitgenossenurteil warnen könnte). Der Brysche Aufsatz ist mir das merkwürdigste Beispiel für etwas, dem ich fast auf jeder Zeile zustimmen und ernstlich widersprechen möchte. Er hat so außerordentlich recht, wenn er das inhaltlich geringwertige Ergebnis der meisten Materialisations- usw. -Experimente geißelt, und so unrecht, wenn er nicht erkennt, daß durch die Tatsache einer Materialisation, die wirklich unbezweifelbar wäre, die Grenzen der Erkenntnis noch ein wesentliches Stück weiter hinausgerückt würden. Sein Gedankengang würde, mutatis mutandis, dem gleichen, der Professor Miethes Überführung von Quecksilber in Gold für sinnlos erklärte, weil dies so gewonnene Gold wesentlich teurer zu stehen kommt als das Naturgold. Ich glaube nicht, daß die ernsten okkulten Forscher Offenbarungen aus dem Jenseits und ähnliches von ihren Experimenten erwarten, sondern nur ganz allmählich fortschreitende diesseitige Ergebnisse. Man stimmt Bry lebhaft zu, wenn er die Zurückführung der paraphysischen Erscheinungen auf materielle Ursachen angreift, und versteht dann wieder nicht, wie er eine einzige genügend klare und deutliche Prophezeiung, die vollinhaltlich eintrifft, belanglos finden kann, weil sie nicht so gegeben worden ist, daß man sie nutzen kann. Es mindert die Tatsache einer Prophezeiung nicht im geringsten, daß sie erst nachträglich, genau wie die antiken Orakel, erkannt wird. Denn die Prophe-

zeiung soll gar keinen praktischen Zweck für die Beteiligten haben; sie ist aber als Tatsache in ihrem Vorkommen interessant und aufschlußreich; eine Wolkenteilung, durch die man in den Sternenraum sieht, ein Schlüssel für Zusammenhänge.

Hier sei, weil Bry nicht die hervorstechendsten geschichtlichen Prophezeiungen anführt (auch von Nostradamus nicht) — die ihm vielleicht nicht bekannt waren, die aber auch seinem Gedankengange widerstreiten —, noch auf einige andere hingewiesen: auf die Prophezeiung des Weltkrieges, die selbst der durchaus skeptische Professor Dessoir nach genauester Prüfung aller Unterlagen in seinem „Jenseits der Seele" als jeder Prüfung standhaltend erwähnt (ein französischer Geistlicher des 19. Jahrhunderts prophezeit den Weltkrieg und gibt auf Fragen als Zeitpunkt an, daß der Krieg zu der Zeit ausbrechen werde, wenn seine Seligsprechung im Gange sein wird, welche der Kriegsausbruch verhindern werde; was genau eingetroffen ist). Sodann erinnere ich an den Franzosen Peter d'Ailly (1414 Gesandter auf dem Konzil in Konstanz), der aus astrologischen Gründen für 1789 eine große Umwälzung der Gesetze voraussagte, eine Prophezeiung, deren Eintreffen mit der französischen Revolution auf einen Mann wie Alexander von Humboldt tiefen Eindruck machte und neben welche die des Nostradamus vom 27. Juni 1558 zu stellen ist, die mit genauer Angabe der Jahreszahl besagt, daß man im Jahre 1792 glauben wird, eine neue Zeitrechnung einzuführen: am 22. September 1792 um Mitternacht begann das Jahr I. Übrigens sind auch die Quatrains des Nostradamus durchaus nicht immer verschnörkelt und dunkel, was z. B. der 60. der ersten Centurie beweist:

„Un Empereur naistra près d'Italie,
Qui à l'Empire sera vendu bien cher:
Diront avec quels gens il se ralie,
Qu'on trouvera moins prince que boucher."

Als das umfassendste Werk okkultistischer Theorie kann man die „parapsychologischen Erkenntnisse" von Karl Gruber bezeichnen, die im Drei Masken Verlag in München erschienen sind. Der Verfasser will mit diesem Buch die parapsychologischen Erscheinungen, „die er als Naturforscher auf Grund eigener Studien und Beobachtungen als wahr erkannt hatte, zusammenhängend darstellen". Er ist Biologe und verleugnet sein Ausgehen von der exakten Naturwissenschaft auch auf keiner Seite seines alle Vorzüge, aber auch die Schwächen der exakten Naturwissenschaft zeigenden Werks. Diese Schwächen der naturwissenschaftlichen Methode sind sehr geringe überall da, wo es sich um Physikalisches, um alle Erscheinungen der Materie und der regelmäßigen Kräfte handelt. Sie werden beträchtlicher im Gebiete des Physiologischen, des pflanzlichen und tierischen Lebens, werden noch greifbarer im Gebiete der Psychologie, und scheinen mir im Okkulten die Vorzüge fast zu überwiegen. Vielen der okkulten Erscheinungen, bei denen die reinen Tatsachen häufig genug festgestellt sind, daß man sie als unbestreitbar ansprechen kann, die aber vor allem auch innerliche Überzeugungskraft haben, ist vielleicht die Aufgabe geworden, uns von der nur exakten Beweismethode fort zu andersartigen neuen Erkenntnisformen zu führen. Die alte Weise der experimentellen Forschung gibt auf ihrem Gebiet zwar Sicheres, beengt aber oft das Auge und unterbindet leicht den genialen Einblick, die unbewiesene und unbeweisbare Intuition, die dennoch allein ins Herz des Wesens führen, allein die größten und letzten Wahrheiten eröffnen, während alle Beweisbarkeit Oberfläche ist und bleibt. Hebbels wundervolles Wort: „Beweisen läßt sich nur, was zu beweisen sich nicht lohnt."

Wie jede neue umwälzende Erscheinung, Erfindung, Entdeckung, Errungenschaft sich mit der herrschenden Anschauung, die sie eigentlich überwindet, durch eine konstruierte und oft innerlich unwahre Angleichung in Beziehung zu setzen sucht — so bemühen sich die okkulten Erscheinungen als exakte, experimentelle, beweisbare anerkannt zu werden, sich in das naturwissenschaftliche Weltbild einzuordnen, während sie vielleicht berufen sind, das intuitive Erkennen endgültig von dem, auf seinem Gebiet ebenfalls unentbehrlichen, praktischen Erkennen abzulösen. Es scheint mir ein mißlingender Versuch und jedenfalls noch nicht an der Zeit zu sein, sie durch mehr oder weniger überzeugende Hypothesen schon ursächlich mit den anerkannten sogenannten Naturgesetzen in Verbindung zu bringen; es wäre vielleicht sogar anzuraten, von den okkulten Erscheinungen aus in unser angebliches Verstehen der natürlichen Vor-

gänge recht viel neue Zweifel eindringen und uns wieder zu dem Staunen über die einfachsten Vorgänge erziehen zu lassen — den Fall eines Apfels, das Blühen einer Blume — die alle zwar häufiger aber ebenso Magie und Verwandlung sind wie die Zauberkunststücke eines indischen Fakirs. Es ist kein Unterschied zwischen den begreifbaren und den unbegreifbaren Vorgängen; nur daß eben alle Vorgänge zu den unbegreifbaren gehören und als solche erkannt werden sollten.

Diese Überlegungen wollen den Wert des Gruberschen Buchs nicht mindern. Unser Denken, das in die naturwissenschaftliche Scholastik durchaus eingewöhnt ist, kann sich, zumal diese Scholastik etwa im Vergleich mit der kirchlichen doch außerordentlich viel Richtiges enthält, nicht im kurzen Zeitraum einiger Jahrzehnte umstellen. So wird die Theorie wegen der so gearteten Einstellung unseres Verstandes wohl noch eine Zeitlang vom Exakten ausgehen müssen, um zu den uns noch unbekannten neuen Erkenntnisformen zu finden.

Erstaunlich ist es, wenn man eine Anschauung, die erst im Werden zu sein scheint, plötzlich in einem um mehrere Menschenalter zurückliegenden Werk vorgebildet, angedeutet findet. (Erstaunlich ist ja schon, wenn man ein so lange zurückliegendes und eigentlich fast vergessenes Werk findet, das für uns Heutige nicht nur lesbar, sondern geradezu fesselnd ist.) Es ist dies das Buch von Karl Gustav Carus „Über Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt", das Christoph Bernoulli herausgegeben hat (im Verlag von Benno Schwabe & Co., Basel). Carus wurde 1789 geboren, war ein bedeutender Arzt seiner Zeit, in welche die Blüte des Mesmerismus, des Lebensmagnetismus, fällt, ein Arzt, Forscher, Philosoph, der auch mit Goethe im Briefwechsel stand, dem Goethe große Achtung bezeigte. Während ich mir an den vielen Stellen, die ich in dem Werk angestrichen habe, klarzumachen suche, wie Carus eine Theorie der über unsere einfache Erkenntnis hinausliegenden Erscheinungen bildet, in eine klare Formel fassen läßt, komme ich immer wieder und immer mehr dazu, diese Frage zu verneinen, und dazu, daß dieses gerade das Höherweisende und das Richtiger-sich-zu-den-Erscheinungen-Einstellen in diesem Werke ist. Ich meine nur, daß ich diese Frage im Sinne einer eindeutigen formelhaften Beantwortbarkeit verneinen muß. Wohl aber läßt sich sagen, worin nach diesem schauenden Denker alles beruht. Es ist, was damals noch weniger erkannt war als heute, das Unbewußte. Zu dem Begriff des Unbewußten, nicht nur bei Carus, ist zu betonen, daß mit diesem Worte nicht etwa das bezeichnet wird, was uns von selbst als bewußtseinslos erscheint, wie z. B. die rein physikalischen Vorgänge, sondern vor allem, ja allein, den Bewußtseinsbewegungen ganz nah verwandte Vorgänge, seelische Vorgänge, von denen Andeutungen, manchmal die Ergebnisse, wieder im Bewußtsein liegen — deren Sichvollziehen aber gar nicht oder doch nur dunkel gefühlt wird. Um die reine Negation, die in dem Wort „unbewußt" liegt, aufzuheben und dieses große verborgene Reich dem Bewußtsein näher zuzuordnen, hat die spätere Psychologie dafür den Begriff des „Unterbewußten" geschaffen. Ich will zwei Sätze von Carus anführen, welche zeigen, daß in seinem Geiste in der Tat das Vorhandensein des Okkulten die Erkenntnis überhaupt durch Fragezeichen vertieft hat. Er sagt: „Wer von dem ersteren (nüchtern verstandesmäßigen) Standpunkte die Wirkung einer geringen Gabe Opium auf das Gehirn beurteilt, der nimmt es eben als einfach gegebene natürliche Tatsache, daß dadurch im lebenden Menschen der Schlaf herbeigeführt werde, und hält sich damit für vollkommen befriedigt, während ein anderer vom anderen Standpunkte, indem er dieselbe Tatsache vollkommen anerkennt, dabei doch zugleich der Empfindung des Tiefgeheimnisvollen sich nicht erwehren kann, welche insofern sich darbietet, als hier eine Substanz, welche chemisch genommen so wenig ausgezeichnet ist, eine derartige dämonische Macht über unser geistiges Leben ausübt und mittels dieser es vermag, durch ihr eigenes Unbewußtes das Bewußte in uns völlig ins Unbewußte zurückzudrängen." Er sagt ferner, daß das Magische „keineswegs als ein der Wissenschaft überhaupt Unzugängliches angesehen werden darf, sondern daß nur jenes Unberechenbare, jenes nie ganz zu Erschöpfende, welches dem Erkenntnisvermögen in aller und jeder Welterscheinung zuletzt allemal übrig bleibt, in ihm als im höheren Maße vorhanden zugegeben werden müsse". Diese Einstellung ist bemerkenswerter, als sie auf den ersten Blick scheint, und

deutlich unterschieden von den neueren Theorien des Okkultismus, die an die naturwissenschaftliche Erklärbarkeit der okkulten Erscheinungen glauben. Im Zusammenhang mit diesen Werken sei einer im Jahr 1846 namenlos veröffentlichten und jetzt von Gregorius Itelson (im Verlag J. M. Spaeth, Berlin) neu herausgegebenen Schrift gedacht, zu der Albert Einstein das folgende anerkennende und zugleich skeptische Geleitwort geschrieben hat: „Dies Büchlein, von einem originellen, geistreichen Menschen geschrieben, entbehrt nicht des aktuellen Interesses. Denn es zeigt auf der einen Seite kritischen Geist gegenüber dem überkommenen Zeitbegriff; auf der anderen Seite zeigt es, vor welchen eigentümlichen Folgerungen uns die Relativitätstheorie rettet, der doch so vielfach gerade der bizarre Charakter ihrer Folgerungen zum Vorwurf gemacht wird." Diese Schrift heißt: „Die Gestirne und die Weltgeschichte, Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit" und stammt von dem am 26. Januar 1812 in Berlin geborenen Felix Eberty. Eberty wandte sein geistiges Eindringen auf viele Gebiete des Wissens und blieb dieser Vielseitigkeit neben seinem Hauptstudium der Rechtswissenschaft (1860 außerordentlicher Professor der Jurisprudenz in Breslau) wohl durch sein ganzes Leben treu. Er starb 1884. Sein nicht sehr umfangreiches, hier wieder aufgelegtes Buch über die Gestirne ist naturwissenschaftlich-philosophisch mit einem mathematischen Einschlag und enthält auf den ersten Blick nichts, was es zum Okkulten in Beziehung setzen könnte. Die „eigentümlichen Folgerungen", vor denen uns nach dem Einsteinschen Wort die Relativitätslehre retten soll, haben indessen eine Seite, die mit dem Hellsehen, wenigstens in die Vergangenheit, zusammenhängen könnte. Eberty geht davon aus, daß der Lichtstrahl, in dem irgendein Ereignis abgebildet ist, immer weiter in den unendlichen Raum eilt und jedes Ereignis also immer irgendwo im ewigen Raume als Gesichtsbild so gegenwärtig ist wie uns ein Stern, von dem das Licht bis zur Erde vielleicht 4000 Jahre braucht, auch dann uns gegenwärtig leuchtet, wenn er schon über drei Jahrtausende untergegangen ist. Die Art, wie Eberty hier uns durchaus nicht neue und ungeläufige Gedanken betont und ins rechte Licht setzt, gibt dem Buch ernsten Wert. Mit seinem Aufzeigen einer räumlich-gleichzeitigen, wenn auch nur theoretischen Beziehung des Vergangenen zur Gegenwart und zum allgemeinen Bewußtsein in der Welt gehört es auch in diesen Zusammenhang.

Adolf von Hatzfeld

Von Oskar Jancke (Aachen)

Das Werk Adolf von Hatzfelds erschöpft sich zwar nicht in der kleinen Gedichtsammlung, die er bis heute herausgegeben hat,[1] aber es ist durch sie allein gültig. Was er sonst veröffentlicht hat, erhält seinen Wertakzent durch den näheren oder ferneren Abstand vom lyrischen Werk. Der Essay[2] „Positano" dürfte hiernach den Gedichten zunächst gestellt werden. Wir sind aber dem künstlerischen Schaffen Hatzfelds am gerechtesten, wenn wir seine Gedichte als seine zentrale Leistung würdigen. Von außen her gesehen, erinnert die Diktion zuweilen an Rilke. Zuweilen, aber nicht oft. Es ist nur eine kleine anfängliche Beeinflussung. Grundverschieden ist schon Hatzfelds männliche Art von der spezifisch weiblichen, passiven des Österreichers. Den Ausschlag zur Ballade hin hat er schon getan, den zum Drama hin erkennen wir leicht als Möglichkeit. Nicht im geringsten ist eine Neigung zum Politischen zu verspüren, auch nicht zum weltanschaulichen Räsonnement. Der Gehalt dieser Gedichte ist Natur und nichts anderes als Natur. „An die Natur" heißt das erste Gedicht der Sammlung, andere heißen „Sommer", „Abend", „Heideföhre", „Sternennacht", „Frühlingsmond", „Der Jüngling", „An die Geliebte". Auch der Mensch dieser Gedichte ist Natur.

[1] Adolf von Hatzfeld. Gedichte. Berlin 1925, Pontos-Verlag.
[2] Adolf von Hatzfeld. Positano. Berlin 1925, Pontos-Verlag.

Hatzfelds Natur ist dynamisch und nicht idyllisch. Sie bewegt sich, aller Unbändigkeit zum Trotz, in einem getragen-pathetischen Rhythmus, so daß man bei Hatzfeld von zwei wesentlichen Komponenten des dichterischen Prozesses sprechen kann, die von vornherein miteinander verknüpft sind: zügelloser Ausbruch und machtvolle Bändigung. Allein auf den Inhalt hin betrachtet, stellen sich dem Leser diese beiden Komponenten in den meisten Gedichten in einer bestimmten historischen Folge dar: Langsames Ansteigen bis zum Ausbruch, weiteres Ansteigen zur Bändigung, gelegentlich danach auch Absinken. Es ist die Kurve der Natur selber.

Die formale Bändigung geht von der ersten Zeile an bis zur letzten. Parallel mit Stärke und Kraft des Ausdrucks wächst die Stärke und Kraft der Form. Der Rhythmus ändert zwar nicht seine getragene Art, aber sein Tempo. In der Wortwahl fällt bei Hatzfeld auf, daß er vollklingende Worte, zumal solche mit dunklen Vokalen, bevorzugt. Von hier aus begreift man seine Neigung, ihrer Klangfarbe wegen manchmal Worte zu gebrauchen, denen Ursprünglichkeit nicht gerade nachzurühmen ist.

„Da dunkelte der Wald der Koniféren“ ...

oder:

„goethischer Delphin“

oder:

„Es liegt in Agonie der braune Wald“.

Er verfällt auch oft auf allzu verbrauchte fertige Worte und Wendungen. Die Dynamik und Klangfülle der Hatzfeldschen Gedichte täuscht leicht über solche, immerhin bezeichnende Kleinigkeiten hinweg. Sie täuscht ebenfalls über die Tatsache hinweg, daß die Mittel des Dichters insgesamt der dionysischen Inbrunst seiner Gedichte nicht konform gehen. Die Sprache ist für Hatzfeld Mittel des Ausdrucks, nicht der Ausdruck selbst, sie wirkt wie ein Schmuck seiner dichterischen Vitalität, aber nicht als diese selbst. Die Betonung von Klang-Fülle und -Farbe ist dafür ein Zeichen. Streng genommen müßte man finden, daß sich im Gedicht Sinn, Bild und Klang in vollkommener Einheit befinden, zum mindesten aber die Sinnlichkeit des Bildes und die Bildlichkeit des Sinnes. Bei Hatzfeld kommt diese Einheit nicht zustande, insofern ihm das Bild, das ist der für ihn typische Fall, ursprünglich richtig geschaut und festgehalten, ins Abstrakte entfällt. Als Beispiel diene der Anfang des Gedichtes „An die Natur“:

„Hoch über mir von Angesicht zu Angesicht
im Wunder seines Blutes in einem Meer von Licht
kreist eines Bussards schweres Flügellied,
das selig durch des Himmels Wölbung zieht.“

Hier werden die bildhaften Attribute des Kreisens und der Schwere vom Subjekt, dem sie eigentlich angehören, an ein entfernteres, dazu unsinnliches verwiesen. Dadurch gewinnt das Abstraktum noch keine Bildkraft und das Bild selber leidet Entwertung, die allerdings — leicht könnte das falsch aufgefaßt werden — lediglich Entwertung des Bildes, doch nicht Entwertung der dichterischen Qualität selber bedeutet.

Was sich am Einzelbild zeigt, ist ebenfalls Merkmal des ganzen Gedichts. Das ursprünglich geschaute Bild setzt Hatzfeld in Beziehung zu einem Fremden, Entfernteren. Er macht das Unmittelbare mittelbar.

Wäre nicht das Streben zum Bilde hin so deutlich, so würde man es von vornherein ganz ignorieren. Denn die primären Eindrücke Hatzfelds sind Gehörseindrücke. Das persönliche Ich des Dichters ist hörend und nicht sehend an seinem Gedicht beteiligt.

„Ich liege unten in der Sonnenflur,
es geigt und singt um mich die Kreatur.“

Oder:

„Wir ruhen seligträumend am Gestade
und leihn dem Schweigen das geweihte Ohr.“

Oder:

„Und um die Mittagsstille da geschah's,
als ich verzückt im grünen Grase saß,
da fing mit brausendem Gesang
und aller Wälder Orgelklang
in meiner Seele die Natur zu singen an.“

Oder:

„Ich höre wie die Sonne rast zum Rand der Nacht.“

Die ganze Erde, das ganze Weltall singt und klingt bei Hatzfeld. Alle Bild-, Farb- und Bewegungseindrücke sind dem ungeheuer tönenden Rhythmus des Alls nur untergeordnet einbezogen, Mittel zur Steigerung und nichts weiter. Die Lyrik keines anderen Dichters wirkt so über-

wältigend wie die Hatzfelds. Wären Kraft und Leidenschaft an sich Werte, so kämen diesen Gedichten wenige gleich.

Das zweite Gedicht der Reihe „Ländlicher Sommer“ zeigt in seinen Anfangsstrophen alle charakteristischen Merkmale Hatzfeldscher Art:

„Erzblau der Himmel. Unaufhörlich rinnt
die heiße Lichtflut vom Zenit hernieder.
Wir sind umschaukelt von dem Mittagswind

in einer Wiese blühendem Gefieder.
Die Fluren hört man in der Hitze sirren,
und in der Wälder Brandung, auf und nieder,

hör ich der Käfer kleine Flügel schwirren.
Ich spüre mich zu Fernstem aufgeschlossen
und ungeklärte Fühlung sich entwirren.“

Vorherrschend akustische und dynamische Eindrücke. Der Zustand des hellsten, heißesten Sommermittags noch ist in seiner Bewegung festgehalten. Die Atmosphäre klingt, die Wälder rauschen, aber auch der Flug der Insekten ist hörbar.

Die Natur als Klang und Bewegung ist der Inhalt der Hatzfeldschen Gedichte. Klang und Bewegung sind zu mächtig, als daß der Mensch nur von außen her, unbeteiligt, sie registrieren könnte. In ihm selber ist brausend bewegte Natur. Sie schafft ihn, er schafft sie. Mensch und Natur sind identisch als Schaffende und Geschaffene zugleich. Der Mensch erleidet jubelnd das Schicksal, in den Rhythmus der Naturbewegtheit hineingezogen zu werden, und die Bewegung der Natur entspringt herrlich der Bewegung des Menschenherzens.

Einige Gedichte, darunter auch die wilde, prächtige Westfalenballade, tragen in sich noch Ungelöstheit. Die späteren aber brausen auf in irdischem Jubel.

Adolf von Hatzfeld ist erblindet. Wer die Frage stellt, ob das Fehlen des Gesichtssinnes sich in seinen Gedichten auswirkt, wird bei flüchtigem Lesen die Antwort nicht leicht finden. Oder lesen wir erst einmal in dem 1923 geschriebenen Aufsatz „Positano“ etwa folgende Stelle: „Wir lagen auf dem Turm. Im Meere spielten die Delphine. Sie warfen ihren Schwanz gegen den glänzenden Leib. Sie hatten Millionen einer kleinen Fischart, silberschimmernde Sardellen, eingekreist und jagten auf sie. Von Zeit zu Zeit schossen Abertausende der kleinen Tiere in Todesangst aus dem Wasser empor, und sie stürzten im Bogen durch die Luft wieder zum Wasser wie flüssiges Silber. Das war ein Spiel des Lichtes auf dem Meere, die Luft flimmerte in hellem Schein, und das Meer atmete lebendig und brach sich im leuchtenden Gischt in dumpfer Brandung an den Felsen der Küste.“

Und doch hat dies ein Blinder geschrieben, wie diesen ganzen im Licht des Südens leuchtenden, nordisch leidenschaftlichen Essay. Da ist nichts wirklich gesehen und beobachtet. In der Sehnsucht nach dem Licht, aus der Erinnerung an das Licht, aus dem geschärften Tastsinn für alles Atmosphärische heraus erwachsen diese Schilderungen. Wie allgemein sind sie, auf ihren Inhalt hin besehen! Aber die Leidenschaft, mit der sie ausgesprochen werden, in der die ganze unendliche Entfernung, die von der augenlosen, nur von Erinnerungsbildern besternten Nacht bis zum Tag des Wortes zurückgelegt werden muß, erschütternd mitklingt, macht sie zu dem, was sie sind. Wie wir die Unterschiede in der Temperatur oder die Feuchtigkeit der Luft nur empfinden, aber nicht sehen können, so empfindet Hatzfeld die Helligkeitsgrade des Lichts durch ihre Wirkung auf Gehör- und Tastsinn. Der Sehende und scharf Beobachtende würde die Allgemeinheit Hatzfeldscher Bilder und die „großen“ Worte, mit denen er sie gibt, ablehnen. Er würde aber auch nicht das Sirren, Schwirren, Rauschen, Branden, Brausen, Rinnen, Flimmern, Fluten der Atmosphäre, den „Sang der Sonnenlieder“, den „Orgelklang der Wälder“, die ganze überaus fein differenzierte Tönung der Naturbewegung vernehmen.

Die mittagliche Helle der Hatzfeldschen Gedichte ist der Ausdruck einer starken, vom Leiden nicht verkrampften Natur. Sie gleicht nicht der Helle Homers, der ja auch blind gewesen sein soll, sondern der durch viele Überwindungen gegangenen tragischen eines Beethoven oder Nietzsche. Was wir zuerst ästhetisch zu ergründen versuchten, findet so vom Menschlichen her seine Bestätigung.

C

Das junge Frankreich

Von Friedrich Hirth (Paris)

Eine Anthologie der im Kriege gefallenen französischen Dichter und Schriftsteller ist eben erschienen. In drei starken Bänden wird eine Auslese dessen gegeben, was ihre überlebenden Schwert- und Federgefährten als das Denkwürdigste im Schaffen derer ansahen, die vorzeitig dem Leben und der Dichtung entrissen wurden. Daß es ein Denkmal sei, aere perennius, daß sich ein Name, eine Gestalt aus der Masse herausheben werde, die in dem papierenen Ehrengrab vereinigt ist, durch kein anderes inneres Band geeinigt, als durch den zwischen 1914 und 1918 erlittenen Tod, ließe sich kaum behaupten ...

Die sich aus dem Pulverstaub und dem Nebel giftiger Gase retten konnten, versuchten unmittelbar nach dem Friedensschluß, das schaurige Erlebnis, das sie zu gestalten mitgeholfen hatten, nachzudichten. Man kann nichts anderes sagen, als daß alle, Alte oder Junge, die sich daran erprobten, am Kriege vorbeidichteten. Während des Krieges selbst war es ja ein paar jungen Franzosen, den Barbusse, Duhamel, Léon Weerth, dem später auf dem Meere schauerlich umgekommenen Raymond Lefèvre, gelungen, wenigstens die Vision der apokalyptischen Reiter festzuhalten, die über das entfesselte Europa hingerast waren. Aber je weiter das Erlebnis entschwand, desto mehr zerflatterte es im Weiten. Es gibt kein französisches Buch, das als dauernder Epilog des Krieges angesprochen werden könnte.

Die Ursachen, die sich einer Gestaltung des Krieges in der Literatur widersetzten, können natürlich nicht verkannt werden. Ein Weltumschwung läßt sich nicht in den Rahmen eines Buches pressen, und am allerwenigsten in dieser Zeit mit ihren rein materialistischen Interessen.

Aber was man nicht begreifen kann, ist, daß bisher kaum der Versuch gewagt wurde, die soziale Umformung zu schildern, die der Krieg im Gefolge hatte. Ich weiß, daß es mehr als zehn Jahre dauerte, bis nach Frankreichs Niederlage von 1870 Emile Zola daran ging, in den „Rougon-Macquart“ die neue französische Gesellschaft darzustellen. Die Ursachen, daß die französische Literatur von heute, wenn sie schon den Erlebnissen des Krieges nicht nachgehn konnte, auch die der Nachkriegszeit nicht meistern kann, sind mannigfach. Vor allem gebricht es dieser Zeit an einem dichterischen Genie, das imstande wäre, gigantische Fresken aufzurichten, wie es Balzac oder Zola gelungen war. Dann aber sind Verleger- und damit im Zusammenhang Publikumswünsche, oder umgekehrt, zu berücksichtigende Umstände. Und diese widerstreben einer Darstellung des unruhigen, glühenden Hastens im Leben der Gegenwart. Viele ahnen heute in Frankreich, daß die Literatur, die die Massen beherrscht, anachronistisch sei, daß diese Zustände und Gestalten zu verlebendigen suche, die abgetan sind. Aber die es ahnen und die sehnsuchtsvoll bemüht sind, den Wesensinhalt unserer Zeit zu erfassen und zu umfassen, sie stehen noch immer unter dem Schreckenseindruck, den die Kriegsjahre ausgeübt hatten. All die schriftstellerische Jugend, die heute in Frankreich nach neuen Wegen tastet, die uns bereits wie ein Frühmorgenschein in aschgrauer Nacht zuwinkt, sie ist bisher nur zu einer Erkenntnis gelangt, die einer kürzlich in der „Revue des Deux Mondes“ in die erschreckende Formel zusammenfaßte, daß diese Zeit von Kraft und nicht von Intelligenz beherrscht sei, und daß sie auch nur von Kraft, und nicht von Intelligenz beherrscht sein wolle. Im Kampfgewühl zur Mannheit herangereift, unter dem Eindruck stehend, der sich während vier langen Jahren durchrang, daß nur brutale Überlegenheit zum Erfolge führt, mußte der neuen Jugend Frankreichs diese Erkenntnis erwachsen, aus der sie kein Hehl zu machen sucht. Sie will kein literarisches Spiel mit Gefühls- und Seelenanalysen treiben; sie hat sich in der Betätigung der Kraft erprobt und sieht in ihr Zweck und Erfüllung des Daseins.

Wer das junge Frankreich dieser Tage erkennen will, muß sich ausschließlich an die Bücher halten, die diesem Ideal gelten. Wir sind weit entfernt von dem nebelhaften Mystizismus und Symbolismus, der die literarische Epoche vor dem Krieg ausläutete. Wir stehen einer Jugend gegenüber, die nicht leugnet, daß sie ihre Kinderjahre in

katholischen Priesterschulen verbrachte, daß sie sich vom Kirchglockenklang und Weihrauch gefangennehmen ließ, und all das aus den Sinnen verlor, als es von Kanonendonner und Pulverdampf übertönt und übertäubt wurde. Diese Jugend, die politisch weit rechts steht, was ihr der Krieg einimpfte, glaubt nicht an ein allgemeines Menschenbeglückungsideal. Sie ist national und nationalistisch. Sie glaubt, daß sie, wie sie Frankreich mit den Waffen rettete, es auch mit den Waffen umgeschaffen habe, und daß sie infolgedessen das Recht habe, dieses neue Frankreich ihrem Willens- und Wesensinhalt einzuordnen.

Das Programm dieser neuen Jugend hat in der anschaulichsten und beinahe ergreifendsten Weise Drieu de la Rochelle in seinem Buch „Mesure de la France" beschrieben (Paris, Bernard Grasset, Editeur, in den „Cahiers Verts", XV. Heft, 163 Seiten). Er hat sich die Aufgabe gestellt, zunächst ein Ideal zu zertrümmern, dem Frankreichs Jugend, die im Kriege blutete, notwendigerweise anhängen mußte, und er bemühte sich sodann, ihr ein neues Ideal zu geben. Diese zerstörende und aufbauende Arbeit hat förmlich Schule gemacht. Wir finden sie in einer ganzen Reihe von Büchern wieder. Man soll nicht annehmen, daß Frankreichs Jugend, nachdem der Krieg beendet war, und nachdem sie in den angeblichen Friedensjahren, die ihm folgten, dessen fürchterliche Nachwirkungen verspüren mußte, fortführe, den Krieg zu predigen. Eher schon den Haß! Diese Jugend betet, was durchaus verständlich ist, ihr Vaterland an. Nicht als ob sich der Vertreter dieser neuen Jugend Täuschungen darüber hingäbe, wie der Krieg gewonnen wurde. Die Heerführer begingen Irrtümer, und die Soldaten hatten Furcht, und die Hälfte der Welt mußte aufgeboten werden. Fremde nisteten sich auf Frankreichs Boden ein, um einen Streitfall auszutragen, wobei jedermann vergessen hatte, worum eigentlich gekämpft wurde. Glühend würde de la Rochelle wünschen, daß Frankreich allein Deutschland besiegt hätte; denn dann „hätte das empfindliche Fleisch das dickere besiegt". Aber leider war Frankreich nicht der alleinige Besieger Deutschlands, nicht einmal bei Verdun, wo Engländer und Neger mithelfen mußten, und infolgedessen hatte Frankreich nicht das Recht, Deutschland den Todesstoß zu versetzen.

Aus diesen Sätzen de la Rochelles läßt sich eines feststellen, wofür man ihm und der neuen Jugend Dank wissen kann, daß sie sich vom Siegesrausch nicht blenden ließ, daß sie nicht das Fanfarengeschmetter mitmacht, das als vielzüngige „öffentliche Meinung" in die Welt hinaus zu schallen pflegt. Gewiß ist die neue Jugend von Stolz erfüllt, daß sie und Frankreich nicht untergingen; aber sie ist einsichtig genug, um sich zu sagen, daß es besondere Umstände waren, die den Sieg herbeiführen halfen, und daß deshalb Überheblichkeit fehl am Platz wäre. Anders wäre es gekommen, wenn Frankreichs Bevölkerung anders beschaffen wäre, wenn man nicht seit dreißig Jahren Millionen Franzosen hätte hinmorden lassen, ehe sie noch geboren waren. Wie ein gellender Aufschrei geht es immer wieder durch das Buch, daß nur die Unfruchtbarkeit der französischen Frauen das Land kinder- und soldatenarm mache.

Zum Jubel über den Kriegsausgang sieht die neue Jugend Frankreichs keinen Anlaß und ebensowenig, wenn sie darüber nachdenkt, was eigentlich der Krieg war. Die Tagesschreiber möchten immer glauben machen, daß Frankreich Angel- und Mittelpunkt des Weltkonfliktes war. War auch Frankreich der Hauptschauplatz der Kämpfe, so übersieht de la Rochelle doch nicht, daß das nur eine Ironie des Geschicks war. „Wenn Frankreich auch bis zum Schluß eine Rolle ersten Ranges zu spielen hatte, so dankt es diese mehr seiner geographischen Lage als der Notwendigkeit, in dem Drama eine Hauptrolle innezuhaben." „Frankreichs Armee," „ein veraltetes Instrument," kämpfte unter fremden Fahnen, sie rettete ein schwankendes Weltreich (England), spielte in Europa eine Polizistenrolle und bot sich von 1914 bis 192.. als Prügelknabe an.

In dem Augenblick, da der neuen Jugend Frankreichs alle Illusionen, die sie während des Krieges nährte, verloren gehen konnten, mußte sie, um nicht den Boden unter den Füßen zu verlieren, nach neuen Idealen Ausschau halten. Der Krieg um des Krieges willen kann dieses Ideal nicht sein, die Zertrümmerung Deutschlands, welche die Bierbankpolitiker verkünden, noch weniger. Im Gegenteil, de la Rochelle fordert, daß Frankreich sich Deutschland zuwende, um es um Nachsicht zu bitten, damit es einsehe, warum Frankreich sich an seine

Armee klammere, „an diesen Schild, der in der allgemeinen Unordnung gerade wegen Frankreichs Gebrechlichkeit als die einzige Friedensgarantie erscheint". Dann aber muß Frankreich das wieder zurückgewinnen, was es durch den Krieg verlor, seine Ebenmäßigkeit. Es muß sich den neuen Verhältnissen Europas anpassen und muß alle nichtigen Versuche zuschanden machen, als ob es durch Waffengewalt die Welt beherrschen wollte: Wenn aber Frankreich zu dieser Ebenmäßigkeit zurückgelangen will, muß sich vor allem seine Jugend vollkommen umformen und muß alles vergessen, was sie in Politik, Religion und Soziologie gelernt hatte, denn all die alten Erkenntnisse seien in Asche und Staub zerfallen. Nichts sei von den alten politischen Erkenntnissen übriggeblieben, nichts von den alten künstlerischen Anschauungen.

Drieu de la Rochelle leugnet den Fortbestand jeder geistlichen und weltlichen Autorität und jeder Idee. Aber die neue Jugend will leben und wirken, und deshalb muß sie ein neues Ideal suchen, das sie nur in der Kraft finden kann. Kraft aber muß sich mit Schönheit einen, sie darf nicht zerstören, wie während des Krieges, sie muß um ihrer selbst willen geübt werden, und dies kann sie nur durch sportliche Betätigung. Drieu de la Rochelle singt einen wahren Hymnus auf das Fußballspiel, das Entschlüsse in Taten umschaffe. Sport sei die Herstellung des Friedens und der Gerechtigkeit, denn er schaffe gerechte Beziehungen zwischen Körper und Geist.

Diese Vergeistigung der Kraft durch Sport kehrt im verstärkten Maße in dem Buch Henry de Montherlants: „Le Paradis à l'ombre des Epées" wieder (Paris, Bernard Grasset, 36. Band der „Cahiers Verts"). Für ihn ist Sport geradezu Religion, die imstande sein werde, an Stelle des Christianismus den Seelen neue Flammen zuzuführen, die bisher der Begeisterung entraten mußten. Montherlant will, daß die neue Religion sich auf Männer und Frauen erstrecke, denn sie werde die Menschheit mit den edelsten Eigenschaften erfüllen, mit Mut, Einfachheit, Gesundheit und einer gewissen Jungfräulichkeit. Schon der Krieg habe all das entfesseln können, aber der Sport bewirke es in weitaus edlerem Maße. Hier stehe der Mann gegen den Mann und nicht gegen den Schatten, wie im Kriege. Ewige Jugend und Gesundheit stehen bevor. Weder Krankheit noch Traurigkeit, neben denen der Tod noch schön erscheine, seien zu befürchten, und das Schönste: Der Sport lehre schweigen und vertrauen. Es soll nicht unternommen werden, zu diesen Anschauungen kritisch Stellung zu nehmen; sie sprechen für sich selbst und bekunden, wie die neue Jugend Frankreichs — und vielleicht auch die aller anderen Länder — ihr Ideal gestaltet. Natürlich wird man betonen können, daß diese Sehnsucht nach Kraftentfaltung dem Spiritualismus allmählich den Todesstoß versetzen müsse. Sie zögerte auch nicht, dieses Zerstörungswerk zu unternehmen, und deshalb mußte sie ihren Kampf gegen jene richten, die als Vertreter der reinen Geistigkeit anzusehen sind.

Henri Béraud unterzog sich dieser Aufgabe in einem Pamphlet, „La croisade des longues figures" (Paris, Editions du siècle). Es ist geradezu eine Niedermetzelung Paul Claudels, André Gides und der übrigen Mitglieder der literarischen Vereinigung, die sich um die: „Nouvelle Revue Française" scharen. Es kann nicht verschwiegen werden, daß diese Abfertigung wegen der Persönlichkeiten, gegen die sie gerichtet ist, schmerzlich berührt. Henri Béraud, der durch seinen Roman: „Das Martyrium des Fettleibigen" bekannt wurde, bedient sich eines Arguments, das in Deutschland aus der Zeit der Kampfschriften der Brüder Schlegel und später Heines durchaus geläufig ist. Der Streit zwischem dem Objektiven und Subjektiven, zwischen dem Idealen und dem Materiellen, zwischen Sensualismus und Spiritualismus lebt in seinem Buch wieder auf. Die neue Jugend Frankreichs bekennt sich zum Sensualismus und bekämpft Gide und dessen Freunde wegen ihres Spiritualismus, den man als „hugenottisch" verketzert. Und genau wie Heine errichtet Béraud, der Dichter des „Fettleibigen", den Gegensatz zwischen den Fetten und den Mageren, oder wie er sie nennt: den „Langgesichtern". Nur die Fetten seien im vollen Besitz ihrer Kraft und ihres Gleichgewichts; die Mageren seien trocken und unfruchtbar. Die Fetten seien Optimisten, die Mageren Pessimisten. Béraud spricht der psychologischen, ideologischen und sentimentalen Literatur jede Lebensfähigkeit ab und behauptet, daß sie für Gymnasiasten gut genug sei. Mit einem sehr billigen Kalauer glaubt er

Gide endgültig abgetan zu haben: „La nature a horreur du vide“ wird für ihn zu: „La nature a horreur du Gide“ oder mit einer Variante: „Gide a horreur de la nature“. Béraud wirft Gide seinen Protestantismus und seine Hinneigung zu Deutschland vor und behauptet, daß er kein Vertreter des „französischen Genies“ sei, sondern höchstens ein eingefrorener, verbürgerlichter, zum Rentier gewordener Rousseau. Er und der: „übellaunige Stamm internationaler Bluffer“, der Gides Freundeskreis ausmache, müsse bekämpft werden, damit das Ausland zu richtigeren Urteilen über die wahre französische Literatur der Gegenwart gelange.

Es ist zweifellos schmerzlich, den Dichter des „König Kandaules“ so mißhandelt, die unvergleichlichen Schönheiten in dessen Romanen und Dramen so verkannt und selbst seine Persönlichkeit, die sich rein und fleckenlos darstellt, so verunglimpft zu sehen. Aber die neue literarische Jugend Frankreichs ist unerbittlich und — nationalistisch! Daß Gide in Deutschland und Skandinavien Leser fand, wird ihm geradezu zum Verbrechen angerechnet.

Man widerstünde nur höchst ungern dem Versuch, das ungerechte Buch Bérauds zu bekämpfen, wenn man nicht befürchten müßte, beschuldigt zu werden, daß man André Gides Verteidigung ergreife, weil dieser sich von jedem beschränkten Nationalismus fernhalte. Aber seinem Verkleinerer wird man eins nicht verschweigen dürfen:

Er, der in dem Wahn befangen ist, die Reinheit des „französischen Genies“ zu verteidigen, konnte die Polemik gegen seine Gegner nur mit Waffen führen, die einem deutschen Arsenal entnommen sind. Die deutsche Romantik, die man in Frankreich immer wieder überwunden zu haben glaubt, feiert immer wieder ihre Auferstehung. Der Dualismus, den Béraud konstruiert zu haben glaubt, ist altes deutsches philosophisches Gut. Er, der in Gide die romantische Dichtung töten will, war nicht imstande zu erkennen, daß er selbst ein Schüler dieser Romantik sei. Er sah nur die Äußerlichkeiten, die ihn von Gide trennen. Er glaubte, daß es genüge, den äußerlichen Gegensatz von Mageren und Dicken aufzustellen, um dadurch allein die Scheidung von zwei literarischen Richtungen vorzunehmen. Aber ist denn Henri Béraud dick? Am Ende bildet er es sich nur ein, während er in Wirklichkeit bloß — schwerfällig ist.

Die Philosophie Otto Flakes

Von Paul Wegwitz (Dresden)

Das gedankliche Werk Otto Flakes erscheint nicht als die Sonderangelegenheit eines Menschen, der die seltene Wendung von der Literatur, in der er sich bereits einen Namen gemacht hat, zur Philosophie vollzog, sondern als ein starker und bündiger Ausdruck einer allgemeineren Geistesbewegung unserer Tage. Der Sprung von der Dichtung in die Philosophie ist nicht so überraschend und seltsam, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Was an Mythischem und Metaphysischem noch lebendig war, erwies in den vergangenen Jahrzehnten seine Lebenskraft gerade nicht in Religion und Philosophie, sondern in der Dichtung, insbesondere in der von der allgemeinen Literaturbewegung abseits stehenden einzelner Lyriker, in den kosmischen Mythen Alfred Momberts, in der mystischen Versunkenheit Rilkes, in den architektonisch streng beherrschten Gebilden Stefan Georges, in einigen Gedichten Morgensterns, Trakls, Franz Werfels.

Aus den vereinzelten Asylen der Dichtung ist nun das Metaphysische, vor allem nach dem Erlebnis des großen Krieges, ausgebrochen und hat sich der Philosophie, der sehr diffizil, stark technisiert und ein wenig stagnierend gewordenen, in steigendem Maße selbst wieder bemächtigt.

So erscheint der Übergang eines Dichters zur Philosophie als die Wiederholung einer zeitgeschichtlichen Erscheinung in der persönlichen Sphäre.

Flake hat die Verkennung des Expressionismus, direktes Sagen hinter der indirekten Form einer Dichtung-sein-wollenden-Eruption schlecht zu verstecken, nicht mitgemacht. Er hat sich klar und entschieden zur philosophischen Darstellung metaphysischer Dinge, die sich gestalthaft nicht sagen ließen, gewendet.

Trotzdem bleibt er Dichter und Gestalter genug auch hierin, daß sein philosophisches Werk sofort in einen merklichen und bedeutsamen Abstand von der üblichen akademischen Philosophie rückt. Seine philosophischen Bücher geben uns Gelegenheit, den Begriff des Philosophen in einer ursprünglicheren Bedeutung wieder anzuwenden, der nach einer schönen Definition Leopold Zieglers der „Weltverwurzelte" ist. Ihn kennzeichnet eine weite Kenntnis der „Dinge der Zeit" ebenso wie ein Drang, unter den Dingen der Wirklichkeit nach ihren letzten Wurzeln zu spüren. Auch seine Sprache hat Weltweite und Welttiefe. Sie ist ebenso weltmännisch klar und geschliffen wie seelisch biegsam, und ausdrucksfähig, so daß ihm glückliche Prägungen von ebenso großer Feinheit wie Treffsicherheit gelingen. Er rühmt an einigen Stellen seiner Bücher die lateinische Heiterkeit als einen Vierklang aus Klarheit, Gelassenheit, Sinnlichkeit und Energie: eine gute, unbewußte Charakterisierung seines eigenen Denk- und Sprachstils. Ihm ist „Prosa ein Wort, so teuer, wie dem Lyriker der Vers. Prosa, das ist Stahl, glatt und gehärtet". Wer die Wahrheit jeder tief erfaßten Physiognomik anerkennt, wird dieses Äußerliche, dieses Gesicht seiner Philosophie nicht für belanglos halten. Seine Philosophie hat Physiognomie. Ihr entspricht seine innere Bindung an die Dinge die vollkommen männlich ist, sie wahrt Abstand ohne Kälte, sie ist Erregtheit und Ergriffenheit ohne Sentimentalität.

Es ist äußerst bezeichnend, daß Flake nicht an irgendeinem peripheren Problem zu philosophieren ansetzt, sondern sogleich an dem zentralen, der Welt selbst. Sein zweimal erneuter Versuch ist der, ein Weltbild zu geben, ein Ganzes zu umreißen, die Rotation eines geschloßnen Kosmos um wenige starke Ideen erleben zu lassen. Nachdem dessen Grundzüge ihm blitzhaft bewußt geworden sind (siehe „Dinge der Zeit"), versucht er im „Pandämonium" erstmalige Gestalt zu finden. Nach dem Zwischenspiel „Das neuantike Weltbild", in dem ihm der Gegensatz seiner Welt zum christlich bestimmten Weltbild und -gefühl bewußt wird, entsteht die neue, straffere Formulierung in der „Unvollendbarkeit der Welt". Immer erkennbarer wird das Streben nach endgültiger Form, soweit die innere Beweglichkeit und Lebendigkeit diese überhaupt zuläßt. Flake ist offenbar weniger Systematiker als Aphoristiker. Der Fluß seiner Gedankenbewegung ist weitgehend rhythmisiert. Er philosophiert in Paragraphen von größter Konzentration, Aphoristikern wie Montaigne, Chamfort, Vauvenargues, Lichtenberg, Stirner, Nietzsche ähnlicher als irgendeinem anderen Denker. Dies macht das faszinierend Lebendige seiner Bücher aus. Dennoch geht ein starker Zug in ihm dahin, dieses Kettenhafte zu überwinden, in größeren Bahnen seine Gedanken ausschwingen zu lassen, so daß man das Schauspiel hat, französischen Esprit mit deutscher Schwere und Gründlichkeit in immerwährender Spannung zu sehen: Flake ist Elsässer. Die geschlossenste Arbeit, die vorliegt, der Vortrag „Die Vereinbarkeit des Unvereinbaren", enthält seine Philosophie in nuce und läßt vermuten, daß auch die jetzige Form seiner Gedanken ihm noch nicht genügt, daß er eines Tages sich bemühen wird, die endgültige Fassung zu finden.

Ein aufschlußreicher Satz Flakes sei den kurzen Ausführungen über den Inhalt seiner Philosophie wie ein Schlüssel vorangestellt, in dem alles zu lesen ist. Es heißt (Dinge der Zeit): „Noch immer habe ich Tage, an denen ich wie in Trance die Körper der Menschen und Dinge, kurz jede Erscheinung nur als Magie empfinde. Es gibt mir dann einen unbeschreiblichen, zugleich unheimlichen und ergreifenden Eindruck, daß und wie Etwas, das Grenzen, Formen, Linien hat, auf mich zutritt, mir entgegenkommt . . ." Hier ist das Grunderlebnis seiner und vielleicht jeder Metaphysik ausgesprochen, das Erlebnis und Rätsel des Seins, das Erstaunen, das Ergriffensein vor der einen schlichten und darum und durch gedankenlose Gewohnheit so leicht vergessenen, so lustig und leichtsinnig überlebten Tatsache, daß überhaupt Etwas ist und daß es in den uns so vertrauten und banalen Formen da ist, die wir „kennen".

In der einen Gegebenheit der Existenz erblickt Flake das metaphysische Urphänomen, ein so ehrfurchtgebietendes, das jedes Fragen nach einer Ursache ihrer als ein crimen laesae majestatis erscheint.

Man muß die Qualen kennen, die das Verlassen dieses Standpunkts dem Denken verursacht, die Knäuel und Wirrsale, die hoffnungslosen Frage- und Spekulationsketten, die alle ins völlig Haltlose auslaufen, man muß das aus theologischen Schriften, auch aus hochstehenden, Schelers z. B., kennen, um die Klarheit und Freiheit des Ortes zu begreifen, der der Mittelpunkt von Flakes Philosophie ist und der übrigens das Zentrum von keines Geringeren als Goethes Religion gewesen ist.

Die Kreatur ist in die Existenz gestellt, sie ist Teil des Seins. Alle Kreaturen, alle Dinge stehen in Relation zueinander, zum Gesamt der Welt, sie sind Abhängige, Funktionen des Weltganzen. Alle Dinge der Welt sind Formen. Form bedeutet zweierlei: daß ein Ding eine gewisse Unabhängigkeit vom Weltganzen habe und doch zu ihm in Beziehung stehe. Form und Relation sind Wechselbegriffe; es sind Grundbegriffe der Flakeschen Philosophie. Er nennt sie eine Philosophie des Identischen; mit gleichem Recht könnte man sie eine Philosophie der Form nennen. Er hat den Begriff der Form metaphysisch erlebt, metaphysisch gemacht. Die Erscheinung der Individuation oder die Individuation alles Erscheinenden, die Schopenhauer quälte und erkenntniskritisch und wertungsmäßig zum Pessimisten machte, wird von Flake als mit dem Dasein gesetzt hingenommen, und zwar als etwas mit doppeltem Vorzeichen, nicht mit dem einzigen negativen. Auch ihm ist problematisch, warum das Erscheinende in voneinander gesonderten Erscheinungen auseinandergelegt ins Dasein tritt. Er weiß dafür keinen Grund, wie er für das Dasein keine Ursache weiß. Aber ihm ist diese Gegebenheit aufs tiefste zu durchdenken. Dadurch, daß Formen existieren, kreuzen sich in einer Wirklichkeit zwei Ideen, die, absolut genommen, unwirklich sind. Formen sind gleichzeitig Seiendes und Werdendes: das heißt Lebendiges. Sie sind dynamische, nicht statische Gebilde. Sie sind von der Totalität in eine gewisse Selbständigkeit entlassen: sie sind. Dennoch sind sie nicht in dem Maße, wie das Totale selbst. Sie kommen aus dem Totalen und gehen wieder in das Totale ein: sie werden. Dieses Totale selber hat kein Woher und Wohin. In ihm sind Sein und Werden unlöslich ineinander. In den Formen aber ist der unendliche Seinspunkt zur Werdensschleife auseinandergezogen, die unendliche Gerade des Werdens zum Seinskreise zurückgebogen, zum Seinspunkte zurückgeschlungen. Diese Ineinandergeflochtenheit zweier Ideen gibt dem erscheinenden Dinge, diesem in seiner Starrheit verfließenden, in seiner Wandlung starren, jenes Magische, jenes Umwittertsein, jenes Bezogensein, von dem Flake immer wieder spricht. Daß man das Relationale in aller Erscheinung spürt, den Zwang, der alle Dinge wieder ins Totale zurückreißt, der sogar zur Sehnsucht nach dieser Rückkehr wird dort, wo die Unbefriedigung einer Gestalt an der noch nicht und nie restlos verwirklichten Soseinsweise erwacht, das ist für Flake das religiöse Phänomen. Religion ist Bindung des Einzelnen ans Totale. Das Religiöse bedeutet für die einzelne Erscheinung, die ich sehe oder selbst bin, eine Tendenz von ihr, von mir weg, eine zerstörerische Einstellung. So ist das Religiöse für Flake das Unoptimistische. Es ist ihm sofort mit der Situation der Kreatur gegeben. Es ist nicht eine Sphäre über oder hinter dem Dasein; es ist die Sphäre des Daseins selbst, zerlegt in die Hemisphären des Totalen und des Singularen, es ist die Spannung dieser beiden zueinander. So ist diese Religiosität eine „modifizierte, unplumpe, geistig umwitterte Diesseitigkeit". Es handelt sich bei ihr nicht darum, wie in der Mystik das Gegenständliche verschwinden zu machen, die Seele leer werden zu lassen, damit das Nichts die Gottheit ansauge, das Pleroma ins Kenoma stürze, sondern darum, das Totale selbst als das Göttliche zu empfinden, Gott in die Existenz, Gegenstände, Dinge aufzulösen. Hier ist Religion als eine Möglichkeit dargestellt, wie sie von allem bisher im Abendland Geltenden durch ihren ganz undogmatischen und völlig kosmischen Charakter total abweicht, und es berührt sich Flakes Philosophie hierin aufs engste mit der von Leopold Ziegler und Rudolf Pannwitz: ein Zusammentreffen von bedeutsamer innerer Verbundenheit. Irrt man nicht, so ist

hier etwas vom Pulsschlag der Zeit zu vernehmen.

Die „Situation der Kreatur" verlangt neben der Anerkennung des zentrifugalen — vom Zentrum der Erscheinung ins Zentrum des Totalen, des Seins gerichteten — neben dem religiösen Trieb die Anerkennung des anderen, des zentripetalen der Selbstbehauptung, des Genughabens an der Erscheinung, des optimistischen. Das ist die Korrelation des Seins und Werdens in der Erscheinung, Urkorrelation, Weltgesetz. Aus diesem Gesetz der Dinge macht Flake eine Maxime des Bewußtseins, eine Praxis, eine Hygiene. Beide Einstellungen sind durcheinander zu relativieren, zu dämpfen. Sie sind in radikal einseitiger Weise möglich, wenn auch nie extrem zu verwirklichen (jedes Ding ist die Schlinge und die Verschlungenheit beider). Aber das eine allein ist ebenso ungerecht, schwach, lebensfeindlich wie das andere hintergrundlos, flach und banal ist. Man muß beide Sphären miteinander verbinden können, durch das Bewußtsein des auch noch vorhandenen Anderen die innere Balance bilden, die der Situation der Kreatur, diesem stehenden Wirbel werdender Welt, entspricht. Hier ist in Flakes Ausführungen, die sich in weiten Bögen um diesen Ausgangspunkt bewegen, tatsächlich eine vollkommene geistige Hygiene metaphysisch fundiert worden, und praktische Philosophie erscheint wirklich als eine Anweisung zur „Vereinbarung des Unvereinbaren".

Betrifft dies alles das Verhältnis der Kreatur zur Welt, zum Totalen, was hat es letzten Endes mit dieser Welt selber für eine Bewandtnis? Auch sie selber ist Form. Wie das Einzelding eine Rotation darstellt um einen eigenen Mittelpunkt, die so stark ist, daß sie zentrifugal wirkt und den eigenen Bestand bedroht, wie also jedes Ding Entgegengesetztes bindet, sich auf einer schmalen Grenzscheide hält, balanciert, ebenso die Welt als Ganzes. Auch sie hängt in einer anfanglosen Urerneuerung zwischen dem Chaos des Ungeformten und dem vollendeten Kosmos, dem Absoluten, in der Schwebe. Ihre scheinbare Ruhe, ihr „Sein ist die Totalität der Verwandlungen, die Stille der donnernden Rotation". Sie ist ewig bewegt, ewig auf dem Wege. Wohin? Zu neuen Formen, neuen Gestalten. Keine genügt, keine entspricht dem „Begriff", den sie davon zu haben scheint, keine ist vollendet, sie selbst ist darum unvollendbar, aber sie hat den Zug zur Vollendung, sie ist auf dem Wege zu sich hin. Es ist unverkennbar, wie deutsch diese Welt ist, und wie — herakliteisch. Nietzsche, dem Heraklit ein Nächstverwandter war, hätte diese Konzeption ewig unvollendbarer Welt, dieses „konzentrische Phänomen", freudig bejaht als wiederum seinem Geiste aufs tiefste verwandt. Er hätte mit gleicher Genugtuung seine Zustimmung zu der einwärts, nach der Mitte, nicht auswärts, nach dem Jenseits, zu der vorwärts, nach dem Wohin, nicht rückwärts, nach dem Woher orientierten tragischen Haltung gegeben, die die Welt als Arena hinnimmt, nicht nur als Schauplatz, sondern als Walstatt tapferen Austrags der Polaritäten, die nicht das Leben zu zerreißen da sind, sondern es lebendig und bewegt zu erhalten.

Es ist ausgeschlossen, daß in diesen sparsamen Andeutungen eine Ahnung erweckt werden könnte von dem Reichtum der Gedanken, von der souveränen Geistigkeit, mit der Probleme erblickt und gelöst, von der nervösen Empfindlichkeit, mit der seelische Zustände gedeutet werden, von der kühlen, vornehmen Klarheit, mit der von dem einmal bezogenen Standpunkt der Blick in die Welt dringt und eine Welt zusammenfaßt. Es kam darauf an, den innersten Nerv dieser Philosophie bloßzulegen und zu zeigen, daß sie nicht eine vereinzelte, sondern eine zeitgemäße Erscheinung ist. Philosophie ist heute nicht mehr nur eine Angelegenheit der Akademiker und der Schulen; es ist eine Welle viel allgemeineren philosophischen Interesses entstanden. Und selbst akademische Philosophie sucht von den sich im Kreis bewegenden Philosophemen der Logizisten und Phänomenologen, von der formalen und funktionalen Philosophie des Beziehens und Geltens sich zu lösen und strebt zu umfassenderem, weltverwurzeltem, weltgestaltendem Denken hin, zu einer jahrzehntelang scheu gemiedenen metaphysisch fundierten Weltbetrachtung, die der vage Name einer Philosophie des Lebens (Bergson, Simmel, James, Dilthey, Müller-Freienfels) nur oberflächlich zusammenfaßt. Man sucht nach einer Einheit von Philosophie, Kunst, Reli-

gion und Leben, nach einem Denkbild großen Stils, einem geistigen Kosmos, der sich stark vom mittelalterlich-christlichen wie vom östlichen abhebt, aber deren vorbildliche Strenge und Geschlossenheit auf anderer Stufe der großen Spirale des geistigen Geschehens neu zu verwirklichen trachtet.

An der Stelle dieses Bildungsprozesses steht achtunggebietend und sympathisch die Philosophie Otto Flakes.[1]

Kant-Ernte

Von Paul Feldkeller (Schönwalde b. Berlin)

I.

Ausgaben

1. Immanuel Kant. Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf. Mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen. Herausgegeben von August Messer. Stuttgart 1924, Strecker & Schröder. 114 S.
2. Die philosophischen Hauptvorlesungen Immanuel Kants. Nach den neu aufgefundenen Kollegheften des Grafen Heinrich zu Dohna-Wundlacken. Herausgegeben von Arnold Kowalewski. München und Leipzig 1924, Rösl & Cie. 633 S.
3. Immanuel Kant. Briefwechsel. Mit einer Einleitung, Anmerkungen, Personen- und Sachregister versehen von Otto Schöndörffer. Zwei Bände. Leipzig 1924, Felix Meiner (Philosophische Bibliothek). XXXII, 433, 921 S. M. 15.–.
4. Immanuel Kants Leben in Darstellungen seiner Zeitgenossen R. B. Jachmann, L. E. Borowski, A. Ch. Wasianski (1804). Gekürzte Ausgabe. Von Paul Landau. Berlin ohne Jahr, Carl Flemming & C. T. Wiskott A.-G. 154 S. Geb. M. 2.10.
5. Kant-Bildnisse. Mit Unterstützung der Stadt Königsberg herausgegeben von der Königsberger Ortsgruppe der Kant-Gesellschaft. Bearbeitet von Karl Heinz Clasen, Königsberg i. Pr. 1924, Gräfe & Unzer Verlag. 30 Quartseiten Text. 20 Tafeln.
6. Briefe über die Kantische Philosophie. Von Carl Leonhard Reinhold. Herausgegeben von Raymund Schmidt. Leipzig ohne Jahr, Philipp Reclam jun. 656 S.
7. Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben von Heinrich Schmidt. Leipzig 1925, Alfred Kröner. 648 S.
8. Immanuel Kant, Kritik der praktischen Vernunft. Nebst Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Herausgegeben von Heinrich Schmidt. Leipzig 1925, Alfred Kröner. 283 S.
9. Immanuel Kant, Kritik der Urteilskraft. Herausgegeben von Heinrich Schmidt. Leipzig 1925, Alfred Kröner. 435 S.

Es war, auf den ersten Blick gesehen, beklagenswert, daß die vorjährige Jubelfeier Immanuel Kants in eine Zeit verminderten Ansehens der Kant-Scholastik und Kant-Philologie fiel. Dem tieferen Blick jedoch wird diese unbezweifelbare Tatsache zum Prüfstein der wahren Größe und Weltgeltung des königsberger Denkers: bleibt diese doch von der Auflösung der Schulen unberührt. Ja, wir gewahren das erstaunliche und zunächst befremdende Schauspiel, daß nicht die weitgereisten Weltmänner Hume und Leibniz, nicht Spinoza, selbst nicht die Männer des umfassenden geschichtlichen Horizontes: Hegel und Nietzsche, sondern der auf seine prosaische Heimat beschränkt gebliebene Ostpreuße das höchste und ausgebreitetste Ansehen bei den Kulturvölkern aller Erdteile erlangt hat. Kant ist heute der philosophische Klassiker des Erdkreises. Es kann keine Kant-Schulen mehr geben, weil alle Kantianer sind, ob sie es wissen oder nicht. Die Kant-Literatur des Jubeljahres bringt dies zum Ausdruck und besitzt daher mindestens teilweise eine über den Tag und seinen Anlaß reichende Bedeutung.

Die große Popularität Kants im Ausland ist im letzten Jahrzehnt noch gestiegen, weil seine Bedeutung als Vertreter des Völkerfriedens, des Völkerbundes und — namentlich bei den neuen kleinen Staaten — des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen gewachsen ist. Kants Schrift „Zum ewigen Frieden" ist Gemeingut aller Völker geworden, obwohl sie weder an Tiefe noch Originalität das Niveau der anderen Schriften Kants erreicht. Aber sie macht Geschichte, wenn auch in einem unserem Volk unerwünschten Sinn, indem sie die Balkanisierung Europas durch ihre Autorität befestigen hilft und die Vereinigten Staaten Europas auf lange hinausrückt: ein weiterer Beweis, wie wenig geschichtliche und geistige Bedeutung, tatsächliche Wertung und ideeller Wert einander zu entsprechen brauchen. Ganz vortrefflich sind die erläuternden Anmerkungen der von August Messer veranstalteten schönen Ausgabe

[1] Die philosophischen Bücher Otto Flakes: „Dinge der Zeit", jetzt im Elena Gottschalk Verlag, Berlin. — „Pandämonium", eine Philosophie des Identischen, Drei Masken Verlag, München. — „Die moralische Idee", eine kritische Untersuchung, ebenda. — „Das neuantike Weltbild", Verlag Otto Reichl, Darmstadt. — „Die Vereinbarkeit des Unvereinbaren", im „Leuchter", Jahrbuch der Schule der Weisheit 1923, ebenda. — „Die Unvollendbarkeit der Welt", eine Chemie Gottes, ebenda.

dieses Buchs (1). Deren Wert wird dadurch noch erhöht, daß sie ebenso wie die Einleitung vom demokratischen Standpunkt, also im Sinne Kants selber, auf die politische Gegenwart Bezug nehmen. Dagegen hat die in der Beseitigung von ritterlichem Faustrecht und Krieg liegende Rationalisierung der menschlichen Beziehungen — gegen Messer — mit dem Christentum noch nichts zu tun und wäre auch ohne dies erfolgt (Stoa, Sozialismus, politische Notwendigkeiten), wie andererseits sehr viel dafür spricht, daß sich Christus selber bestimmt gegen die Rationalisierung der Seele erklärt hätte. Einer weniger dankbaren, darum um so verdienstlicheren, weil entsagungsreicheren Arbeit hat sich Professor Arnold Kowalewski (2) unterzogen, indem er die aufgefundenen Kolleghefte des Grafen Heinrich zu Dohna-Wundlacken, Kants Vorlesungen über Anthropologie, Logik und Metaphysik betreffend, entziffert, auf ihren Wert untersucht, kritisch eingeleitet und in einem umfänglichen Band herausgegeben hat. Man muß wissen, daß Kants großer Einfluß auf die Jugend seiner Zeit weniger durch die Druckschriften, als durch seine Vorlesungen vermittelt wurde, die in mannigfachen Abschriften und Kompilationen zirkulierten. Namentlich das Kolleg über „Anthropologie" (wir würden heute sagen: angewandte Psychologie nebst Völkerkunde, Charakterologie und praktische Lebensweisheit) ist für alle, die den Menschen Kant kennenlernen wollen, unentbehrlich. Drei andere Mittel hierzu sind seine Briefe, seine Biographien und schließlich seine Porträts.

Die für weitere Kreise empfehlenswerte Ausgabe der Briefe ist jetzt die von Otto Schöndörffer (3) besorgte, welche alle diejenigen Briefe von Kant bringt, die auch die teure vierbändige Akademie-Ausgabe enthält, und die Briefe an Kant in einer weisen Auswahl. Möchten doch recht viele, denen das Studium der systematischen Werke des Philosophen zu schwer oder zu zeitraubend ist, zu diesen herrlichen Dokumenten eines aus klaren Gedanken und reinem Herzen gelebten Lebens greifen! Schöndörffer selbst erleichtert diese Lektüre durch eine sachliche Einleitung und nie im Stich lassende Anmerkungen. Ein gekürzter Neudruck ist die von Paul Landau besorgte Ausgabe der dreifachen Biographie Kants von der Hand seiner Freunde Jachmann, Borowski und Wasianski (4). Es ist dies mindestens der dritte uns bekannt gewordene Neudruck der wichtigen Quelle — diesmal für die Jugend, was die im Interesse stärkerer Spannung vorgenommene Kürzung, nicht aber das Stehenlassen der zahlreichen Irrtümer der drei Biographen rechtfertigt, die Karl Vorländer doch nicht umsonst sorgfältig untersucht und schon 1918 zusammengestellt hat. An sich ist der Gedanke, die drei lebendigen Schilderungen, von allem Ballast befreit herauszugeben, sehr glücklich. Die Porträts schließlich sind jetzt in Carl Heinz Clasens „Kant-Bildnissen" (5) musterhaft wiedergegeben und eingeleitet; angefangen von der sympathischen Kreidezeichnung des „eleganten Magisters" von der Hand der Gräfin Keyserling bis zu den Miniaturen, Schattenrissen, Büsten (Mattersberger, Bardou, Hagemann), zur Totenmaske und Photographie des Schädels (vom Jahre 1880). Sie gruppieren sich in zwei Klassen, deren eine die für Kant charakteristische eckige Herbheit enthält (Keyserling, Beckersches Original, Lowe, Senewaldt, Döbler, Maske und Schädel), während die andere (Studie zu Becker, Haas, Schnorr v. Carolsfeld, anonymes Gemälde aus Dresden, Vernet und sämtliche Büsten) eine milde Abgeklärtheit und Glätte betont. Einen wertvollen Neudruck beschert uns endlich Raymund Schmidt in der Reclamschen Ausgabe von Professor Reinholds seinerzeit berühmt gewesenen „Briefen über die Kantische Philosophie" (6), die, zuerst in Wielands „Teutschem Merkur" (1786/87) erschienen, seit 1790/92 nicht wieder gedruckt worden waren. Sie haben neben der jenaer „Allgemeinen Literaturzeitung" das Verdienst der ersten Verbreitung von Kants System. Wir lesen heute diese Briefe nicht nur Kants, sondern der Zeit wegen, die in der beklagten Zerfahrenheit, Unsicherheit und Sehnsucht nach einer grundlegenden allgemeinen Wissenschaft der unsrigen aufs Haar gleicht.

Hier möge auch die neue, obwohl nicht mehr ins Jubiläumsjahr gehörige, Ausgabe der drei kritischen Hauptwerke Kants, besorgt von Heinrich Schmidt (7, 8, 9) ihre Würdigung finden. Der „Kritik der praktischen Vernunft" ist die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" nützlicherweise angehängt. Die Ausgabe der „Kritik der Urteilskraft" besitzt als wertvolle Beigabe die erst 1914 (in der Cassirerschen Ausgabe) erstmalig veröffentlichte ursprüngliche Einleitung Kants in das Werk, die der Philosoph des zu großen Umfangs wegen fortließ und von der nur J. Sigismund Beck einen Auszug veröffentlichte. Alle drei Werke sind von ausführlichen Sachregistern begleitet. Leider zeigen nur die ethischen Werke die Seitenbezifferung der maßgebenden Akademieausgabe an, die aller Zitierung zugrunde gelegt werden muß. Rechenschaft über die Textgestaltung in jedem einzelnen Fall wird nicht gegeben. Druck und Ausstattung sind sehr gut, die Einleitungen aber minderwertig und fehlerhaft (Kant war 1781 noch nicht Mitglied der berliner Akademie; die Erscheinungsdaten der Werke stimmen nicht; unmöglich kann man „Anmaßungen" auf ihre „Berechtigung" prüfen).

II.

Darstellungen

1. Immanuel Kant. Der Mann und das Werk. Von Karl Vorländer. Zwei Bände. Leipzig 1924, Felix Meiner. 430 und 404 S.
2. Kant und seine Umgebung. Von Walter Kuhrke. Mit einem Titelbild und 40 Abbildungen. Königsberg i. Pr. 1924, Gräfe & Unzer. 109 S.
3. Kants Wohnhaus. Zeichnerische Wiederherstellung mit näherer Beschreibung. Von Walter Kuhrke. Zweite Auflage. Königsberg i. Pr. 1924, Gräfe & Unzer. 22 S.
4. Kants Leben und Lehre. Von Otto Schöndörffer. Leipzig 1924, Baustein-Verlag, G. m. b. H. 173 S.
5. Immanuel Kants Leben und Philosophie. Von August Messer. Stuttgart 1924, Strecker & Schröder. 335 S.
6. Kant. Von Eugen Kühnemann. 1. Teil: Der europäische Gedanke im vorkantischen Denken. München 1923, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 558 S. 2. Teil: Das Werk Kants und der europäische Gedanke. Ebendort 1924. 719 S.

In Karl Vorländers „Immanuel Kant" (1) besitzt das deutsche Volk endlich die wissenschaftlich zureichende Biographie, auf die es längst Anspruch hatte, die aber wegen der Lückenhaftigkeit und Brüchigkeit der Unterlagen die Bearbeiter bisher abschreckte. Aber Vorländer hat in dem prächtigen Werk keine bloße gelehrte Untersuchung geliefert, sondern den Menschen und Denker in dem großen Manne lebendig gemacht. Und man staunt die reiche Kenntnis der zahllosen Quellen an, mit welcher der Verfasser deren verhältnismäßig geringe Ergiebigkeit an einschlägigen Tatsachen ausgleicht. So kommt keine bloße Biographie, sondern eine ganze Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts zustande. Daß der Verfasser neuere biographische Moden nicht mitmacht, sondern seinen Stolz darein setzt, möglichst viele mit philologischer und historischer Gewissenhaftigkeit festgestellte Tatsachen schlicht zu berichten und einzig und allein von dem Standpunkt aus zu werten, der auch der Kantische war: dem demokratischen, liberalen und gemäßigt pazifistischen (wie immer man diesen Standpunkt an sich beurteilen mag), erhöht nur die Vorzüge dieses allgemeinverständlichen Werks, das von allen gelehrten Kontroversen absieht. Nur den Satzbau wünschten wir uns etwas durchsichtiger. Das Streben, den lange als einseitig verschrienen Denker dem Leser menschlich näher zu rücken, hält die gesunde Mitte zwischen den Extremen. Vorländers Vorliebe für seinen Helden und seine Abneigung gegen die großen Denker der Folgezeit läßt ihn doch nicht die Armut Kants einem Hamann gegenüber verkennen. Weitere Vorzüge sind die erstmalige Ausschöpfung des im ganzen ungedruckten Tagebuchs des Theologen Abegg, der Kant im Sommer 1798 besuchte, sowie die eingehenden Darstellungen von Kants Stellung zum Judentum, zur Kunst, von Kant als Stilist, Schriftsteller, Briefschreiber, Politiker und Deutscher mit redlicher Abwägung von Licht und Schatten.

Dies für die Folgezeit maßgebende Werk wird nun durch gelungene kleinere Schriften zu Kants einzelnen Lebensumständen ergänzt. In erster Linie ist da das durch seinen Bilderreichtum wertvolle und wohlfeile Büchlein „Kant und seine Umgebung" von Walter Kuhrke (2) zu nennen. Kuhrke ist Architekt im Dienst der Stadt Königsberg und hat durch seine zeichnerischen Rekonstruktionen und Wiedergaben der alten Kunststätten (Dom, Friedrichskolleg, Kanterscher Buchladen, altes Löbenichtsches Rathaus, Forsthaus Moditten, Königliches Schloß usw.), ebenso wie durch seine Sonderschrift „Kants Wohnhaus" (3) mit genauen Plänen Anspruch auf den Dank aller Kant-Freunde.

Neben Vorländer sind die beiden Königsberger Arthur Warda und Otto Schöndörffer die heute erfolgreichsten Erforscher der Kantischen Lebensumstände. Schöndörffer, dessen Ausgabe der Briefe Kants wir bereits rühmten, hat auch eine Darstellung von „Kants Leben und Lehre" (4) geliefert, die nur sehr primitiven Ansprüchen genügt. Hier sei festgestellt, daß eine „volkstümliche" Darstellung der Kantischen Vernunftkritik bis heute nicht geglückt ist und nicht glücken kann. Wer Kants theoretische Philosophie mit Postulatenlehre und Teleologie populär darstellen will, muß nicht bloß Lückenhaftes, Oberflächliches und Mißverständliches, sondern direkt Falsches sagen. Die Sache will es so, an ihr ist der gutmeinende Autor machtlos. Selbst die singuläre schriftstellerische Gewandtheit August Messers (5) („Immanuel Kants Leben und Philosophie") stellt nicht die schwierige theoretische, sondern die Moralphilosophie als Kern seiner Weltanschauung voran. Aber Messer gibt von der unpopulären erkenntnistheoretischen Problematik doch so viel, daß der Leser in die einander bekämpfenden gelehrten Kant-Deutungen eingeführt wird. Seine raffiniert elegante Darstellung leuchtet in alle Abgründe hinein, hütet sich aber vor einer Demonstration der Tiefe und Bodenlosigkeit, die das ganze Programm gefährden müßte. Messer ist der gegebene Führer für eine erste gute und nicht leichte Orientierung, die sogleich das Ganze erfassen will und Einzelheiten dahingestellt sein läßt.

Wem es aber um die letzten Auswertungen der geistigen Bedeutung des Gedankenriesen zu tun ist, findet solche in Eugen Kühnemanns „Kant" (6), der monumentalsten Gabe zum Geburtsfest des Zweihundertjährigen. Kühnemann wagt nichts Geringeres als die Darstellung des europäischen Gedankens von Heraklit bis Kant und Goethe, als die Herausarbeitung der abendländischen Bildung in ihren tragenden Gedanken. Schon deswegen verdient sein umfangreiches Werk die höchste

Beachtung. Fehlt doch gerade den modernen Wortführern eines einigen Europa nichts so sehr wie das starke europäische Selbstbewußtsein gegenüber den andringenden verheißungsvollen, aber zersetzenden Einflüssen des Orients. Dieser europäische Geist nun ist nichts anderes als die schöpferische Kritik. Er wurzelt im Bewußtsein der Wissenschaft einerseits, im Gedanken der strengen Gesetzlichkeit der Natur, andererseits im Streben nach der inneren Einigkeit mit uns selber. Die große europäische Philosophie bleibt immer sokratisches Suchen und Fragen, europäische Kultur immer Kultur aus dem Grunde und aus dem Geiste der Wissenschaft. Gerade in dem Bedürfnis, nur von der wissenschaftlich erkannten Wahrheit her unser Leben durchseelen zu lassen, liegt unser Europäertum beschlossen. Nur bei uns hat es eine schöpferische Aufklärung gegeben, die, in Lessing und Kant gipfelnd, dem gebildeten Europäer den Gedanken der inneren Notwendigkeit und des Gesetzes einhämmerte, der von nun an unverlierbar sein müßte. Es wird heute viel über den Idealismus gespottet. Wie wenig die Spötter von ihm wissen und wie notwendig ein Buch von der Art des Kühnemannschen ist, geht daraus hervor, daß alle Welt Rationalismus und Flachheit zusammenwirft. Wie mangelhaft trotz alles Lernbetriebs die philosophische Bildung ist, zeigt der beklagenswerte Verlust des Sinnes für die Tiefe des deutschen Rationalismus, für die Mystik des Logos zum Beispiel bei Heraklit, Platon, Spinoza, oder, um wieder Kühnemanns Worte zu gebrauchen, für die „Tragödie der Erkenntnis", die darin besteht, daß wir die Unmöglichkeit einer wissenschaftlichen Metaphysik erkennen und eine solche dennoch als eine Forderung empfinden, auf der die Würde des Menschen und der Sinn unseres Lebens beruht. Zum vollen Bewußtsein dieser europäischen Tragik aber gelangt die Philosophie bei Kant, in dessen Werk sich die gesamte philosophische Arbeit des Abendlandes zusammenfaßt. Vielleicht läßt sich diese tiefe Tragik noch radikaler und eindrucksvoller darstellen, als es von Kühnemann geschehen ist, welcher dies herbe Ergebnis nicht sein letztes Wort sein läßt, sondern die Erfüllung Kants in Goethe sieht, worüber sich Kant selber am allermeisten gewundert haben würde. Genug: die Reife, Durchdachtheit und meisterhafte Beherrschung der Gedankenmassen durch Kühnemann, der Schwung seines Vortrags im Verein mit der edlen reinen Sprache können unseren Gebildeten eine Ahnung vermitteln, worum es bei dem europäischen Idealismus eigentlich geht und was im geistigen Kampfe mit Asien auf dem Spiel steht — nichts Geringeres nämlich als die Spontaneität des Geistes und das heißt schließlich Kern und Wesen des Geistes selber!

III.

Einzelheiten

1. **Kant als Philosoph der modernen Kultur. Ein geschichtsphilosophischer Versuch. Von Heinrich Rickert. Tübingen 1924, J. C. B. Mohr. 214 S.**
2. **Kant und die deutsche Aufgabe. Eine Handreichung zu Kants 200. Geburtstag. Von Karl August Meißinger. Frankfurt a. M. 1924, Englert & Schlosser. 101 S. M. 2.—.**
3. **Kant als Friedensfreund. Von Albert Görland. Heft 13 der „Kultur- und Zeitfragen", eine Schriftenreihe. Herausgegeben von Louis Satow. Leipzig ohne Jahr, Ernst Oldenburg. 100 S. M. 1.20.**
4. **Kant für Kinder. Fragelehrbuch zum sittlichen Unterricht. Von S. Friedländer. Hannover 1924, Paul Steegemann. 92 S.**
5. **Kant der Retter der Menschheit. Von A. Ritter. Berlin 1924, Concordia Deutsche Verlagsanstalt Engel & Toeche. 60 S. M. 1.—.**
6. **Was ist uns Kant? Ein Aufruf zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages. Von Hellmuth Falkenfeld. Weimar 1924, Erich Lichtenstein. 64 S. M. 1.20.**
7. **Kant der Geistesherold einer neuen Menschheitsepoche. Von Ferdinand Jakob Schmidt. Frankfurt a. M. 1924, Moritz Diesterweg. 85 S. Geb. M. 1.80.**
8. **Kant. Gedenkrede, gehalten aus Anlaß des 200. Geburtstages Kants in der Festversammlung der Philosophischen Gesellschaft an der Universität Wien. Von Robert Reininger. Wien und Leipzig 1924, W. Braumüller. 40 S.**
9. **Über den Kantischen Idealismus. Nach der Rede, gehalten zur Kant-Feier 1924 in der Aula der Universität Zürich. Von Willy Freytag. Leipzig 1924, O. R. Reisland. 37 S. M. 1.10.**
10. **Die Grundgedanken der Kritik der reinen Vernunft. Rede, gehalten bei der Kant-Feier der Universität Rostock am 31. Mai 1924. Von Franz Erhardt. Leipzig 1924, O. R. Reisland. 26 S. M. 1.10.**
11. **Kants Stellung in der Geistesgeschichte. Akademische Rede, gehalten bei der Jahresfeier der Handelshochschule Mannheim am 4. Juli 1924. Von Otto Selz. Mannheim ohne Jahr, J. Bensheimer. 16 S.**
12. **Kant und die Kunst. Rede, zum Gedächtnis von Kants 200. Geburtstage gehalten zu Luzern. Von Gottfried Bohnenblust. Luzern 1924, R. Curti. 11 S.**

Die vielen Schriften, welche Kants Zeitgemäßheit dartun wollen, erklären sich aus dem herausfordernden Vorwurf seiner Überlebtheit. Naturgemäß werden nur wenige von diesen Schriften den Tag überdauern. Zu diesen wenigen gehört unstreitig Heinrich Rickerts temperamentvolles Buch „Kant als Philosoph der modernen Kultur" (1). Grenzte Kühnemann nur den Europäer vom Nichteuropäer ab, so zieht Rickert die scharfe Linie, die den modernen Europäer vom antiken und mittelalterlichen scheidet. Wohl beruht unsere Kultur auf der hellenischen, der christlich-orientalischen und der römischen. Aber gerade darin, daß sie die Erbin aller drei ist und keine vernachlässigt, unterscheidet sie sich von jeder einzelnen. Die Griechen schenkten uns

die Wissenschaft, der Orient die Religion, die Römer den Rechtsstaat. Während nun im Mittelalter alle drei Wertgebiete: wissenschaftliches Denken, religiöses Fühlen und politisches Wollen, in gegenseitiger Abhängigkeit und Beeinträchtigung verharrten und ihre Entwicklung, zuletzt selbst diejenige der Religion, behinderten, besteht moderne Kultur gerade in der Differenzierung der Eigenart und Eigenbedeutung und in der Anerkennung der Eigengesetzlichkeit von Wissenschaft, Religion und Staat. Kein Kulturgebiet, so empfand der Mensch der Renaissance, darf mehr Mittel für ein anderes Kulturgebiet sein. Auf die Philosophie aber, welche dies Prinzip der Autonomie der Werte in klaren Begriffen dachte, mußte er warten bis ins 18. Jahrhundert, bis auf Kant. Alle großen Renaissancephilosophen vor ihm dachten intellektualistisch, also hellenistisch, dachten noch nicht renaissancemäßig: sie sahen das Wesen des religiösen Glaubens noch im verstandesmäßigen Beweise, des Staates im rationalen Vertrag. Mit Kant vollendet sich die Renaissance auch auf dem Gebiet der Philosophie. Er überwindet die Aufklärung endgültig und zeigt in der „praktischen Vernunft" ein Wertgebiet, zu dem die Schlüssel der Theorie: Anschauung, Schluß, Beweis, nicht passen. Er zeigt die Unmöglichkeit eines Beweises vom Dasein Gottes und betont dennoch die Notwendigkeit des Gottesgedankens. Denn seine Philosophie ist keine bloße Theorie der Naturwissenschaft, sondern eine philosophische Grundlegung unserer modernen Kultur. Muß man Rickert widersprechen, wenn er den Anspruch des Glaubens auf Erkenntnis leugnet, vermissen wir ferner die Frage nach der Wertung der Wertgebiete selber (woher der Rechtstitel des religiösen, des staatlichen Wertens?), so kann angesichts der heutigen Mode, chaotisch-asiatisch zu „philosophieren", seine klare Schrift nicht warm genug empfohlen werden.

Es ist begreiflich, daß fast alle Richtungen unseres zerspaltenen Kulturlebens von Kant profitieren und ihn für sich in Anspruch nehmen wollen. Sie tun dies mit mehr oder weniger Ungeniertheit, jedenfalls nicht immer so vornehm und zurückhaltend wie Karl August Meißinger, dessen Schrift: „Kant und die deutsche Aufgabe" (2) die großen Gedanken des Mannes zum deutschen Aufbau im 20. Jahrhundert verwenden und eine knappe Darstellung seiner Philosophie für die deutsche Jugend mit Anwendungen auf unsere politische und kulturelle Lage liefern möchte. Seine Hoffnung freilich auf eine Assimilation Kants durch den Katholizismus (parallel derjenigen des Kopernikus) läßt wichtige Tatsachen außer Betracht und geht darum fehl. Auch enthält der biographische Teil einige Unrichtigkeiten. Doch verdient die Tendenz der Schrift die eindringliche Beherzigung der deutschen Jugend, der Gedanke nämlich, daß die deutsche Kultur um 1800 kein natürliches Ende gefunden hat und daß wir an sie und nicht an die endgültig tote Gotik des Mittelalters anknüpfen müssen. Wir sind nun einmal Renaissancemenschen und wollen es daher auch mit Bewußtsein sein. Die Schrift ist auch deshalb lesenswert, weil sie — als die einzige uns bekannte — Kants gegen Deutschland ausgespielte Abhandlung „Zum ewigen Frieden" mit überzeugenden Gründen gerade gegen die Urheber des Versailler Vertrags ins Feld führt.

Der Pazifismus kann sich mit besserem Recht als der Sozialismus auf Kant berufen. Eine gründliche Durchdenkung dieser Fragen bietet Görlands „Kant als Friedensfreund" (3). Kant war kein pazifistischer Moralist wie Holbach und Voltaire. Er hielt auch den (zweiten) Weg einer dauernden Befriedung durch das Gleichgewicht der Mächte für utopisch. Kants Hoffnung auf einen Weltfrieden ist erstens auf seine „messianische Einstellung", wie Görland sagt, d. h. auf sein Vertrauen in die sich geschichtlich durchsetzende rechtlich-sittliche Weltvernunft und zweitens auf juristische Gedankengänge gegründet. Denn gerade durch die selbstischen Triebe der Menschen erreicht die Weltvernunft ihr Ziel. So schuf die autokratische Selbstsucht der Fürsten unbewußt den Volksstaat. So weckt der Nationalstaat die wirtschaftlich-industriellen Kräfte des Volkes und macht Welthandel und internationale Verträglichkeit zur Bedingung. So zwingt die List der Vernunft (Wundt nannte derlei „Motivverschiebung") die Staaten, den gesetzlosen Zustand der Wilden zu verlassen und in einen Völkerbund einzutreten. Der Internationalismus ist sonach das legitime Kind des Nationalismus. Durch Kant wird der Pazifismus von der Stufe der Utopie auf die der Wissenschaft gehoben.

Auch der Moralunterricht zieht Nutzen aus Kants strengen Lehren. Entscheidet man sich für diese päd agogische Einrichtung, dann muß der Katechismus, den S. Friedländers „Kant für Kinder" (4) darstellt, al gelungener Versuch gelten. Aber Friedländer (My nona), der bekannte Verfasser der „Schöpferischen In differenz", der glänzende Satiriker, vielleicht der einzig Könner unter den Neustirnerianern, der auch rec lockere Poemata auf dem Gewissen hat, spricht i sexualethischen Teil dieser Schrift wie ein Sittlichkeit vereinspräses. Die unpsychologische Absichtlichkeit seine unzarten Zeugungsmoral muß auf die großen „Kin der", für die das Buch doch bestimmt ist, ernüchtern wirken.

An die abwegige Kant-Deutung von Chamberla knüpft A. Ritter in seinem Büchlein „Kant, der Rett der Menschheit" (5) an. Hier wird einer Religion

philosophie, einem Gottesglauben der reinen Erfahrung das Wort geredet. Aber der Preis dieser rein empirischen Theologie ist die Verflüchtigung des Begriffes Gottes in den des bloßen „Geistes" und der Verlust des Unsterblichkeitsgedankens. In Wirklichkeit gibt es eine religiöse Erfahrung nicht einmal in dem Sinn, daß Gott erfahren oder erlebt wird. Vielmehr sind „Gott" oder „Teufel" immer erst Sache hinterheriger Deutung der Erlebnisse. Vom Sozialismus und von der Erkenntnistheorie des Philosophen Fries her sucht die Kampfschrift „Was ist uns Kant?" von Hellmuth Falkenfeld (6) den Kritizismus Kants zu verstehen, dessen knappe, sachliche, allgemeinverständliche Darstellung in so kleinem Rahmen Anerkennung verdient.

An Höhe des Niveaus mit den Kant-Büchern Kühnemanns und Rickerts vergleichbar ist aber nur Ferdinand Jakob Schmidts Broschüre „Kant, der Geistesherold einer neuen Menschheitsepoche" (7). Nirgends als bei diesem Denker fanden wir die lange gesuchte Gegenüberstellung der alten hellenistischen oder neuhellenistischen Objektphilosophie und der neuen christlichen Subjektphilosophie, die mit Kants Willens- und Freiheitsphilosophie beginnt. Das neue Verhältnis zu Gott und zur Seele, das Christus den Menschen vermittelt hatte, war achtzehn Jahrhunderte ohne eine adäquate Philosophie geblieben. Man hatte daher die griechische, intellektualistische Objektphilosophie zum Ersatz genommen, welche auf die christlichen Überzeugungen von der Wiedergeburt des Menschen aus dem Geistwillen, kurz auf den neutestamentlichen Geistglauben wie die Faust aufs Auge passen. Mit Kant erst beginnt eine Philosophie der Erkenntnis des „Subjektiven", d. h. eine Willens- und Freiheitsphilosophie, welche die zweite große Bildungsepoche der abendländischen Völkerwelt einleitet und in der wir mitten drin stehen. Diese paar Worte müssen zur Andeutung des reichen Inhalts der trefflichen Schrift genügen.

Zum Schluß seien noch ein paar akademische Reden erwähnt. Robert Reininger (8) sieht die kantische Eigenart in der Verbindung konservativer und revolutionärer Gesinnung, die den Philosophen zu seiner großartigen Ineinssetzung von Bindung und Freiheit befähigte. Die ihn bestimmenden Einflüsse waren Pietismus, Rationalismus (Newton) und Skeptizismus (Hume). Willy Freytag (9) lehnt den ersten, subjektivistischen Teil von Kants Vernunftkritik sowie das Schlußstück, die Postulatenlehre, ab und läßt nur das Mittelstück, die Ideenlehre, gelten. Irrig ist seine Rede von einem „moralischen Beweise" Gottes, den Kant habe geben wollen. Franz Erhardt bietet eine anspruchslose Darstellung der „Grundgedanken der Kritik der reinen Vernunft" (10), deren wichtigsten Beitrag wir in einer Anmerkung sehen, welche einen bisher nicht beachteten Doppelsinn und Mißbrauch des Wortes „Metaphysik" sowohl bei Kant wie namentlich bei zahlreichen Neu-Kantianern aufdeckt. Otto Selz (11) sucht zwischen den naturphilosophischen und den geistesphilosophischen Erben Kants, zwischen Gesetz und schöpferischer Freiheit von der Psychologie der Persönlichkeit her zu vermitteln. Georg Bohnenblust (12) liefert eine ansprechende, ja anmutige Würdigung der „Kritik der Urteilskraft" und des Verhältnisses Kants zur Kunst.

Diese Jubiläumsliteratur ist mit wenigen Ausnahmen vergänglich. Aber aus ihr spricht ein nicht an den Augenblick gebundenes philosophisches Pathos. Die Zeitgemäßheit Kants bleibt nicht auf das Jahr seiner Feier beschränkt. Immanuel Kant ist ein moderner Mensch. Und der deutsche Idealismus, dessen Anfangskapitel er darstellt, ist noch lange nicht bei seinem Schlußkapitel angelangt. Denn dieser ist keine Häufung von Lehren, sondern ein Prozeß, den man mit F. J. Schmidt auch so formulieren kann: „Was den Außenstehenden als rapide Aufeinanderfolge von Systemen erschien, war eigentlich nur die schnelle Folge der Entwicklungs- und Fortbildungsmomente eines einzigen Systems."

Neuere Literatur zum Puppenspiel

Von Georg Schott (Frankfurt a. M.)

Das Puppenspiel. Von Peter Richard Rohden. Hamburg 1922, Hanseatische Verlagsanstalt. 64 S.

Über Puppenspiele und ihre Pflege. Von Philipp Leibrecht. Herausgegeben vom Bühnenvolksbund Frankfurt a. M. Wien, München, Bozen, Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck. 14 S.

Zeugnisse und Nachweise zur Geschichte des Puppenspiels in Deutschland. Von Philipp Leibrecht. Freiburger Inaugural-Dissertation. Borne-Leipzig 1919, Druck von Robert Noske. 88 S.

Die Marionette in der deutschen Dichtung vom Sturm und Drang bis zur Romantik. Von Eleonore Rapp. Leipzig 1924, Lehmann & Schüppel. 53 S.

Das Puppentheater. Zeitschrift für die Interessen aller Puppenspieler und für Geschichte und Technik aller Puppentheater. 1. Jahrg. Leipzig 1923/24, Lehmann & Schüppel.

Doktor Johannes Faust, Puppenspiel. Hergestellt von Karl Simrock. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6378/79. 140 S.

Lustiges Komödienbüchlein. Von Franz Pocci. München 1921, Deutsche Meister-Verlag. 359 S.

Deutsche Puppenspiele. Herausgegeben von Peter Richard Rohden. Heft 1/2. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 46 und 44 S.

Wer auch nur flüchtig einen Blick in die Geschichte des deutschen Puppenspiels getan hat, der weiß, daß es zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine Blüteperiode erlebte. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich neuerdings: nach den furchtbaren Erschütterungen, die der Weltkrieg und seine Folgen für Deutschland mit sich brachten, ist das Interesse für die Welt der Marionetten gewachsen, und die Renaissance, die schon um die Jahrhundertwende einzusetzen schien, hat einen neuen starken Antrieb bekommen. Vielleicht aus noch tieferen seelischen Gründen als es vor dreihundert Jahren der Fall war: damals machten viele Komödianten, denen der Lebenserwerb entrissen zu werden drohte, aus der Not eine Tugend, wenn sie sich zur Puppenbühne herabließen; heute hat auch die Abkehr vom Naturalismus, das starke Erwachen eines primitiven Spieltriebs, haben ebenso die Bestrebungen, altem Volksgut einen neuen künstlerischen Rahmen zu geben, Anteil an diesem Aufblühn.

In Feld und Etappe wurde den Soldaten während des Krieges „Puppenkomödie" vorgespielt; und wie sich Feldgraue selbst in den beengenden Banden französischer Gefangenschaft auf diese Quelle deutschen Volkstums besannen, um „schwere Stunden sanfter zu machen", das schildert aus eigenem Erlebnis Peter Richard Rohden in seiner reizvoll belebten Darstellung „Das Puppenspiel". Seine Ausführungen sind in ihrem allgemeinen Gehalt beeinflußt von dem bekannten Aufsatz Kleists „Über das Marionettentheater", der überhaupt in neuerer Zeit vielfach wegweisend gewesen ist. Rohden gibt historische Hinweise über Alter und Herkunft der Marionetten, er verweilt bei der indischen „lustigen Person", dem Vidusaka, und betont, daß das Sanskritwort „Sutradhara" zunächst „Fadenführer", dann aber auch „Theaterdirektor" bedeutet; er begleitet seine Quellenangaben mit knappen, aber präzisen Charakterisierungsworten und hebt als den großen Vorzug der Marionette vor dem Schauspieler — im Sinne Kleists — ihre Unwirklichkeit hervor. Im einzelnen entwirft er dann die Phasen und Schwierigkeiten, die Winter 1918 zu Montoire der Bau eines Marionettentheaters durchzumachen hatte, und erteilt praktische, durch Abbildungen erhellte Ratschläge für den Architekten und Regisseur einer solchen Miniaturbühne. Auch das damals gespielte Stück „Kasperl in der Kriegsgefangenschaft" ersteht in seinem allmählichen Werden vor uns, als ein Beweis, wie sich ungebrochener Lebenswille auch in harter Bedrängnis durchzusetzen weiß. Wenn Rohden einmal (Seite 40) dem Grafen Pocci zum Vorwurf macht, daß er in „Hänsel und Gretel" die Knusperhexe durch einen Menschenfresser ersetzt habe, wodurch hübsche Szenen verloren gegangen seien, dann mag für diese Vertauschung zur Erklärung dienen, daß Pocci den Stoff höchstwahrscheinlich nicht nach Grimm, sondern nach Perraults oder Bechsteins Fassung „Der kleine Däumling" gestaltete, wo er die Märchentradition so vorfand. — Ein liebenswürdiges und anregendes Büchlein.

In ganz knappen Zügen hat Philipp Leibrecht die hauptsächlichen Momente aus der Geschichte des deutschen Puppenspiels bis zum Jahre 1858 (Eröffnung des münchener Marionettentheaters) nacherzählt; wohl mit Recht spricht er es aus, daß „Die Zukunft der Puppenbühne" voraussichtlich der volkstümlichen Richtung, nicht der rein literarisch-künstlerisch eingestellten, gehören werde. Einige Bemerkungen, die der praktischen Pflege des Puppenspiels dienen wollen, und die Literaturangaben der bekanntesten Werke ergänzen dieses schmale, aber als erste Einführung durchaus brauchbare Heftchen.

Schon vorher hatte die unter Friedrich Kluges Obhut entstandene Dissertation desselben Verfassers: „Zeugnisse und Nachweise zur Geschichte des Puppenspiels in Deutschland" fleißig zusammengetragen. Auch diese Arbeit, die mit wissenschaftlicher Gediegenheit angefertigt ist und besonders als Quellensammlung der mitunter etwas entlegenen Belege aus dem Mittelalter ihren Wert erhält, reicht bis zum Jahre 1858. Sie berücksichtigt vor allem das volkstümliche Puppenspiel, zieht dann aber auch Goethe und die Romantik — und damit die mehr literarische Marionettenkomödie — in ihren Betrachtungskreis. Als Schönheitsfehler stören den mit der Materie Vertrauten einige falsch gedruckte Eigennamen (es heißt richtig Laroche und Joseph Schmid). Leibrecht hat auch eine umfassendere „Geschichte des deutschen Puppenspiels" geplant, von deren Erscheinen man bisher nicht gehört hat; es wäre zu wünschen, daß ein solches Werk den vorliegenden Rohstoff in noch höherem Maße zur zusammenhängenden Darstellung verarbeiten würde, als es in der Dissertation geschehen ist.

Eine Hochschulstudie, die der um das „Puppentheater" eifrig bemühte und hochverdiente Verlag von Lehmann und Schüppel in Leipzig in Buchform herausgegeben hat, stellt Eleonore Rapps Untersuchung dar. Die sehr belesene Verfasserin dieser Monographie, die die Bedeutung von Marionette und Puppenspiel für die behandelten Stilperioden im einzelnen darzulegen sucht, umschreibt ihre Ergebnisse: „Während der ‚Sturm und Drang' vor allem das Symbol verwertet, benützt der ‚Rationalismus' das satirische Moment; erst die ‚Ro-

mantik' stellt neben Symbol und Satire mit vollem Bewußtsein den Marionettenstil und bringt zugleich die drei Elemente zu künstlerischer Synthese." Daß die Romantik das Marionettenspiel durch künstlerisch-literarische Ausgestaltung zum vollkommenen Ausdruck des romantischen Geistes und der romantischen Literatur gemacht habe, wird ein andermal hervorgehoben. Das Verständnis der geistvollen Einzeluntersuchungen wird, besonders im späteren Teil der Arbeit, gelegentlich durch eine, etwas mühsam zugängliche, mit abstrakten Begriffen überhäufte Diktion erschwert; es ist schade, daß aus diesem Grunde auch bei wiederholter Lektüre weniger haften bleibt, als es die Arbeit, ihrem Gehalt nach, beanspruchen dürfte.

Außerordentlich viel Belehrung und Anregung kann jeder, der an der Materie interessiert ist, aus der von Joseph Bück und Alfred Lehmann geleiteten Zeitschrift „Das Puppentheater" schöpfen, die jetzt bereits im zweiten Jahrgang erscheint und für den Historiker wie den praktischen Fachmann und Liebhaber lesenswerte Aufsätze, Mitteilungen und Anschauungsmaterial vereinigt.

Daß eine Zeit, in der die Auffindungs- und Herausgabetätigkeit so hohe Pflege genießt wie die unsere, auch beim Puppenspiel alte Tradition hochhält, und daß da die überlieferten Formen neu verlegt werden, ist fast selbstverständlich. Zu den vielen, vielen Verdiensten von Reclams Universalbibliothek gehört auch die Neuauflage des Simrockschen Puppenspiels vom Doktor Faust, die Robert Petsch nach der Ausgabe von 1872 besorgt, eingeleitet und um weitere Texte vermehrt hat. In dem Vorwort wird eine klar umrissene Darstellung der Faust-Sage und der Puppenspieltradition gegeben, und das handliche Bändchen, dem die Vertrautheit des Herausgebers mit den Quellen zugute kommt, kann auch wegen seiner Beigaben warm empfohlen werden.

Einen wunderschönen, reich ausgestatteten Band mit dreizehn Puppenkomödien seines Großvaters hat Graf Franz Pocci veröffentlicht. Ein Essay „Die Puppenkomödien und ihr Klassiker" schildert liebevoll und sachlich Genesis, Quellen und Sinn des „Lustigen Komödienbüchleins", und der Enkel hat aus der Fülle seines ammerländer Pocci-Archivs, das er mit treuer Anhänglichkeit behütet, auch einige Inedita zu den Marionettenspielen beigesteuert. Figurenskizzen, der Faksimileabdruck eines Briefes von Pocci an Papa Schmid und Manuskriptzeichnungen erhöhen den Reiz dieses prächtigen Buchs, aus dem man die eigentümliche, vielseitig schimmernde Künstlerpersönlichkeit Poccis trefflich näher kennenlernen kann.

Natürlich ruht auch die Produktion selbst nicht. Erwähnt seien hier zwei Heftchen „Deutsche Puppenspiele", für die wiederum Peter Richard Rohden als Herausgeber zeichnet. Katharina Lipke hat in dem „Märchenspiel für Marionetten" „Hoppentintel" das Rumpelstilzchenmotiv in gefälliger, auch für Kinder leicht faßlicher Gewandung verwertet. Nicht recht in den Zusammenhang scheinen mir nur die paar niederdeutschen Verse (Seite 28) zu passen, und das alte Märchengesetz, wonach die Jungfrau nur dreimal den Namen des Kobolds raten darf, ist zwar später (Seite 37) vorausgesetzt, vorher (Seite 31) aber nicht ausdrücklich hervorgehoben. — Erwachsenen wird auch die übermütige Farce von Sidonie Schulte „Die vertauschten Köpfe", eine „große politische Kartoffelkomödie" Spaß machen. Sie ironisiert in Prosa und hübschen Knittelversen gewisse utopistische Gleichmachereibestrebungen unserer Zeit, ohne doch irgendwie aggressiv oder taktlos zu werden. Nach dem Muster der wiener Zauberposse und Raimunds stellt Sidonie Schulte dem irdischen, allzu irdischen Parlamentsgetriebe in einer Feerie ein romantisches Element zur Seite. Dem ersten Heft hat Rohden eine Einführung über die Art und Weise, wie Marionetten dargestellt werden sollen, beigegeben, im zweiten behandelt R. Krieg „Die Technik der Kartoffelkomödie".

In mehreren der hier besprochenen Schriften werden bedeutsame Urteile und Aussprüche über das Puppenspiel und seine tiefere Bedeutung wiedergegeben. Nicht nur Goethe und Kleist und fast die gesamte Romantik haben sich ja mit den Marionetten befaßt, auch aus Justinus Kerner, Theodor Storm und vielen anderen läßt sich manches dazu herbeitragen. Die Stimme eines Berufenen scheint mir bis jetzt noch nirgend in diesem Zusammenhang beachtet zu sein, und es ist doch die eines Theatergewaltigen sondergleichen: In seinem Aufsatz „Über Schauspieler und Sänger" (Gesammelte Schriften und Dichtungen, 3. Auflage, Leipzig 1898, IX. S. 181 f.) äußert sich Richard Wagner über seine Eindrücke von einer Jahrmarktskasperltheatervorstellung, und er bekennt, daß ihm „in dem Spieler dieses Puppentheaters und seinen ganz unvergleichlichen Leistungen der Geist des Theaters wieder zuerst lebendig aufgegangen" sei. „In jenem Kasperltheater ersah ich die Geburtsstätte des deutschen Theaterspiels vor mir" ... Eine Form volkstümlicher Kunstpflege, die solche Verfechter hat, braucht um ihre Zukunft nicht zu bangen; und daß wirklich die Marionetten, mit Kasperl als belebender Triebkraft, unsterblich zu sein scheinen, das beweist auch die Pflege, deren sie sich gerade in unseren Tagen allerwärts in Deutschland erfreuen.

Echo der Zeitungen

Conrad Ferdinand Meyer

Zum hundertsten Geburtstag

„Wir feiern heute den hundertsten Geburtstag dieses kunstvollen Goldschmieds, wissend, daß manches Stück seiner sicheren erfinderischen Künstlerhand auch dann, wenn unsere Zeit und er vielleicht mit ihr vergessen ist, immer wieder einmal, wie der goldene Helm in der Waffenhalle, aufgefunden, bewundert, als Werk eines großen Bildners erkannt werden wird. Wir feiern einen großen Dichter, dessen Gedichte meine Generation schon auf der Schule begeisterten, dessen Novellen, dessen ‚Hutten' und ‚Jürg Jenatsch' von uns einst verschlungen wurden — und von dessen Werk heute gewiß schon viel unter der Guillotine der vorgestrigen und gestrigen umstürzlerischen Geschmacksdiktaturen als altmodisch gefallen ist. Dennoch: wir feiern diesen hundertsten Geburtstag Conrad Ferdinand Meyers in einer seit unseren frühen Tagen unverminderten Liebe, Verehrung und in dem sicheren, unumstößlichen Wissen, daß die geprägte Form seines Gesamtwerks, die sich lebend entwickelt hat, von keiner Zeit und keiner Macht zerstückelt werden wird. Nicht nur, weil jetzt etwa die zwei Menschenalter verflossen sind, in denen Meyers Ruhm sich bewahren mußte und bewährt hat. Mehr noch, weil wir die Einsicht gewannen, in eben diese geprägte und doch lebendige Form seines Werkes, die Liliencron für die Meyersche Dichtung das Bild des ‚goldenen Helms in wundervoller Arbeit' finden ließ.

‚Form ist der höchste Inhalt', hat Hebbel gesagt. Und Form ist jedenfalls die dauerhafteste Erscheinungsweise geistiger Schöpfung. Je ausgeprägter die Form ist, je fugen- und lückenloser, geschlossener, je mehr mit innerer Notwendigkeit und aus einem Stück gebildet eine Gestaltung ist, um so weniger vermögen Zeit und Vergänglichkeit in sie einzudringen und sie zu zernagen, was mit formlosen geistigen Werken oft schon nach wenigen Jahren sich so vollzieht, daß sie von innen heraus zerfallen." Wilhelm von Scholz (Tägl. Rundschau, Unt.-Beil. 236).

„Es wird von C. F. Meyer berichtet, daß er einen wahren Schauder vor Dostojewski hatte, der an einem Gesunden vielleicht als Schwäche gedeutet werden dürfte, bei ihm, dem notdürftig gesund Gewordenen, gleichwohl Stärke war. Das arme Conrädle hätte sich nur nachzugeben brauchen, und er wäre als Sänger seines eigenen Elends, nicht als C. F. Meyer, in die Dichtung eingegangen, der von seinen eigenen Leiden an keiner Stelle direkt spricht und ihnen auch indirekt nur den Raum und die Bedeutung des Bodensatzes, des dämonischen Untergrundes gibt.

Dostojewski, um von ihm aus der gegensätzlichen Natur C. F. Meyers gerecht zu werden, hat die Dämonen des allzumenschlichen Untergrundes wie keiner vor ihm entfesselt; er hat den Bodensatz geschüttelt, seine Seele mit aller menschenmöglichen Gemeinheit zu trüben, um die himmlische Klärung zu erfahren, in der alle Hölle doch wieder als Bodensatz absinken muß. Er ist ein Steppenriese gewesen, an den letzten Fesseln Gottes in unserer Brust zu rütteln, indem er jede Häßlichkeit und Bosheit Gott vor die Füße legte; er hat das Fegefeuer der tiefsten Niedrigkeit gesucht, die Gnade der Erlösung als Reinigung von seinen Sünden zu erfahren; er war alles in allem: Christ im Sinne jenes mittelalterlichen Lutherwortes: Sündige nur tapfer um der Buße willen! und er war dies in einer Ausschweifung, wie es nur noch dem slawischen Geist, als dem noch einmal entfesselten Mittelalter in der modernen Welt, möglich ist.

Gegen Dostojewski steht C. F. Meyer als Protestant in jener höchsten Wendung, die das abendländische Christentum durch den germanischen Menschen genommen hat, dem seine Natur mehr als die Masse böser und guter Instinkte ist, weil er in sich selber, in seiner Bildung — das Wort goethisch, nicht landläufig gebraucht — geistige Geborgenheit, sagen wir getrost: Gläubigkeit, findet." Wilhelm Schäfer (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 480).

„Geschichte zu poetisieren ist nur dem Dilettanten und Nachahmungstalent leicht. Für den wahren Dichter steckt in dieser selbstgewählten Aufgabe ein Problem von schier unüberwindlicher Schwere. Denn er kann sich mit dem Nachzeichnen nicht zufrieden geben. Er muß Neues schaffen, die eigene Seele im Kunstgebilde aussprechen. Ein Doppeltes liegt in diesem Tun: eine eigene Seele haben, sie ausbilden und ihrer bewußt werden, und sodann für sie die künstlerische Sprache finden. Diesem Wollen aber, und darin liegt in dem besonderen Fall des geschichtlichen Dichters die Schwere, wirkt das bereits aufgezeichnete Gebilde entgegen, das er sich zum Stoff auserlesen hat; denn es hat bereits eine gewisse Seele, und der frühere Aufzeichner hat ihm eine gewisse Sprache gegeben; es ist

nicht Rohstoff, Chaos, wie der Stoff des aus seiner Gegenwart gestaltenden Dichters, es ist, in gewissen Grenzen, bereits ein Kunstwerk des menschlichen Geistes. In Meyer war früh der treibende Keim solcher Erkenntnis und damit zugleich die Einsicht in die ungeheure Größe der Leistung, die zu vollbringen war." Emil Ermatinger (Münch. N. Nachr. 280).

„Conrad Ferdinand Meyers Problematik war die edle Entartung der alten Schweiz an der neuen durch die neue, wie es die Problematik Franz Grillparzers in dem ähnlich verschobenen und umgeschichteten Österreich war. Auch Grillparzer formte sich in gleicher Weise geschichtliche Gegenbilder seiner selbst, Abbilder dessen, was ihm mangelte. Die Schweiz war Deutschland in so vielen Bahnen zeitlich voraus. Und so wurde denn Meyer ein Vorpräger der deutschen Dekadenten. Sein Weg zur Rettung aus der alten von der neuen Schweiz mag den Trost und die Kraft eines Vorbildes haben. Denn er war weder zu seiner Zeit noch später der einzige, der an dieser neuen Schweiz gelitten hat. Aber er war wohl der Erste wieder seit dem frühen 16. Jahrhundert, der die gleiche Rettung seiner selbst wagte wie damals die Auslese des geistigen Europa von den heraufziehenden Zusammenbrüchen der Welt. Auf dem Hintergrunde der tödlich entzweiten Jahrzehnte Huttens und des Erasmus von Rotterdam und im Durchblick unserer eigenen Zeit gewinnt Conrad Ferdinand Meyer eine sinnbildhafte Bedeutung von unwahrscheinlicher Gegenwart. Die magische Kraft der ruhenden geschichtlichen Urbilder spannt von Geschlecht zu Geschlecht eine Brücke, zu der kein Verderben der überfluteten Zeit emporreicht, auf die sich zu retten vermag, was den heroischen Willen zur Rettung hat." Josef Nadler (Frankf. Ztg. 759—2 M.).

Vgl. auch: Peter Hamecher (Vorw., Unt. 481); Georg Bessell (Nordwestdeutsche Ztg. 238); Max Rychner (Frankf. Ztg. 784—1 M.); Hugo v. Hofmannsthal (Berl. Tagebl. 482); Carl Albrecht Bernoulli (Münch. N. Nachr. 296); Max Dreßler (Karlsr. Ztg., Wissensch. 235); Lutz Weltmann (Bad. Pr., Lit. Umsch. 38); Hans Benzmann (ebenda); Ernst Lissauer (Lyrik) (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 540); Hans Sturm (Germ. 476); Norbert Wiltsch (Tag, Unt.-Beil. 243); Robert Walser (Prag. Pr. 284); Karl Haag (Württ. Ztg. 237); Magda Janssen (N. Tagbl., Stuttg. 473); Oskar Walzel (Köln. Volksztg. 752 u. a. O.); Richard von Schaukal (Hannov. Kur., Unt. 476/77); Hugo Bieber (Deutsche Allg. Ztg., Welt 480); Will Scheller (Kasseler Post 280 u. a. O.); Rudolf Klarmann (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst, 11. Okt.); Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn 468); Arthur Silbergleit (Prag. Pr., Dichtung 41); Hans Nägele (und Bismarck) (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 237); Hermann Kalchreuter (Schultragik) (Staatsanz. f. Württ., Bes. Beil. 9); Hans Benzmann (Reichsidee) (Berl. Börsen-Ztg. 477); W. Gonser (Beziehungen zu Schwaben) (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 467); Wilhelm Schäfer (Begegnung) (Köln. Ztg. 756); Werner Deubel (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 122); Hugo Marti (Bund, Bern 440); Gian Bundi (Catharina Planta) (Bund, Bern 432); Hugo Marti (Maync) (Bund Bern 431); Magdeb. Ztg. (516). Sonderbeilagen: Bund, Bern, Kleiner Bund (41) mit Beiträgen von Eduard Korrodi; Oskar Walzel; Jonas Fränkel; Hans Rhyn. — N. Zür. Ztg. (1586) mit Beiträgen von Robert Faesi; Rudolf Hunziker; Carl Helbling; Krone-Wörner. — Saarbrücker Ztg. (278) mit Beiträgen von Artur Friedrich Binz; Hans Brandenburg; Harry Maync; Robert Faesi. — Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. (236) mit Beiträgen von Gottfried Bohnenblust; Hanns Martin Elster; Pauline Krone-Wörner; Wilhelm von Scholz; Hermann Bousset; O. Werner.

Zwei Briefe Meyers an Alfred Meißner (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 500).

*

August Stramm
(gefallen am 1. Sept. 1915)

„Schon als Knabe träumte er sich seine eigene Welt. Vergrub sich in mystische Gefühlssphären. Gab naiven Sagen und Legenden dichterische Form. Die fromm katholische Mutter wollte einen Priester aus ihm machen. Der streng evangelische Vater bestimmte ihn für die Beamtenkarriere. Er studierte in Berlin und Halle. Promovierte als Doktor der Philosophie. Wurde Postbeamter. Schuf, selbst von den nächsten Angehörigen nicht verstanden, lyrische und dramatische Werke, ekstatische Visionen und grelle Wirklichkeitsbilder mit starkem sozialen Einschlag. Anlehnung an den damals herrschenden Naturalismus und an die Neuromantik Maeterlincks. Aber feinerem Ohr vernehmbar erklang schon hier in verborgener geheimnisreicher Tiefe das Rauschen neuer Quellen. Mit elementarer Wucht brachen sie sich Bahn, in mächtig wachsender Fülle ein neues Strombett erschließend. Der deutschen Wortkunst war eine neue Form gefunden." John Schikowski (Vorw. 411).

„Der große Revolutionär der Kunst August Stramm war ein Mann der Ordnung. Jeder wahre Revolutionär ist gesendet, Ordnung in die Welt zu bringen, und ist verurteilt, zu zerstören. So hat Stramm den Verfall der impressionistischen Dichtung der Gegenwart aufgedeckt und das Drama vom heutigen Theater befreit.

Da er aber Künstler und nicht Politiker war, konnte es ihm gegeben sein, seine Sendung auch zu erfüllen. Er schlug nicht nur eine künstlerische Welt in Trümmer, sondern er schuf auch aus sich das künstlerische Weltbild neu. Dieses steht als ein naturgewaltiges kreisendes Wortgebilde vor uns, in dem die Gesetze der Zerstörung und der Schöpfung zur Harmonie gebändigt sind." Lothar Schreyer (Berl. Tagebl. 411).

„Wenn schon alles Neue bespottet wird, mußte der Spott Stramms Dichtungen besonders treffen. Denn hier war alles unerhört. Nicht nur das alte Wort wurde unbegreiflich. Der Dichter hatte auch aus alten Stämmen neue Wörter in Hülle und Fülle gebildet. Es mag den Gelehrten einst zur staunenden Arbeit gereichen, in welche tiefen Gründe des Worts dieser Dichter geschaut hat. Denn dieser Postinspektor im Reichspostamt, der schon vor dem Krieg ein Hauptmann der Reserve und ein Doktor der Philosophie war, dieser Dichter, der die Dichtung von der Herrschaft des Gedankens befreite, hat Dichtungen der schwersten Gedankenfülle geschaffen. Er hat Erkenntnissen des kosmischen Geschehens Ausdruck gegeben, während er nur dem reinen Wort und seiner Vorwärtsbewegung zu dienen schien. Mehr als Stramm in seinen beiden größeren lyrischen Dichtungen schauen läßt, wird der Menschengeist von den Himmelskörpern und ihrem Todwerden nicht ersinnen. Und mit diesem Tiefsinn verglichen scheint es nur ein Kinderspiel, in welcher Totalität sein Zyklus Liebesgedichte ‚Du' alles erschöpft, was die Geschlechter zueinander und voneinander reißt und im Rhythmus der Planeten herumschleudert. Oder es scheint ein tändelnder Geist, der in den Gedichten, die im Feld entstanden, die letzten Schleier durchblickt bis in den sturen Raum, wo schon unser Kindesdenken den Wahnsinn fürchtete." Rudolf Blümner (Berl. Börs.-Cour. 407).

*

Zur deutschen Literatur

Mit neuen Deutern Jakob Böhmes beschäftigt sich ein Aufsatz „Der Mystiker des Barock" von Karl Gustav Obenauer (Münch. N. Nachr. 287).

Goethes Ahnen in und um Crailsheim widmet Hummel eine Studie (Staatsanz. f. Württ., Bes. Beil. 9). Goethe und das Elsaß betrachtet Kunz v. Kaufungen (Deutsche Allg. Ztg. 464), Goethe und Berlin Franz Lederer (Germ. 470), Goethes berliner Freund Zelter Theodor Kappstein (Berl. Börs.-Ztg. 503). — Wie Goethe reiste, schildert Victor von Uthmann (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 247). — Über Johanna Fahlmer, Goethes „Täntchen", plaudert Heino Schwarz (Wiener Ztg. 194). — Auf die Briefe von Peter Cornelius an Goethe im neuen Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft wird (Magdeb. Ztg. 519) hingewiesen.

Über Hölderlin schreibt Hermann Hesse (Berl. Börs.-Cour. 499). — Den „Schatten Hölderlins" beschwört C. A. Pfeffer (Münch.-Augsb. Abendztg. 282). — Hölderlin-Ausgaben begutachtet Richard von Schaukal (Hannov. Kur., Lit. Beil. 503). — Über eine Hölderlin-Novelle von Wilhelm Schäfer und deren Quelle bei Moritz Hartmann schreibt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1673). — Eingehend äußert sich Julius Petersen zu der neuen Kleist-Biographie von Friedrich Braig (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung), in der er ungebändigtes rednerisches Pathos findet (Münch. N. Nachr. 288). — Zum Problem Heinrich v. Kleist ergreift Pater Exp. Schmidt das Wort (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 42). — Jean Pauls neuer Bedeutung geht Will Scheller nach (Schlesw. Nachr., Deutsche Nordmark 244). — Unter der Überschrift „Heine und der Engländer" wird (Frankf. Ztg. 752 — 1 M.) eine Unterredung mitgeteilt, die Heine einem englischen Kritiker gewährte, interessante Dokumente zu Heines Relegation in Göttingen 1820 werden (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 512) gegeben. — Mitteilungen über Wilhelm Hauff und Zschokke bietet R. Krauß (Staatsanz. f. Württ., Bes. Beil. 10).

Über Adalbert Stifter liegen Aufsätze vor von Ludwig Grebert (Stuttg. N. Tagbl. 496), Herbert Eulenberg (Köln. Ztg., Lit. Bl. 784), Hans Benzmann (Berl. Börs.-Ztg. 497). — Einen interessanten Brief von Emma Herwegh über den Tod Lassalles teilt Ida Dehmel (Berl. Tagebl. 494) mit. — Wertvolle Erinnerungen an Klaus Groth veröffentlicht Berthold Litzmann (Münch. N. Nachr., Einkehr 83).

Seine Jugendfreundschaft mit Nietzsche schildert Wilhelm Wisser (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 501); über Nietzsche und den theatralischen Menschen läßt sich Eberhard Moes (Germ., Ufer 44) vernehmen. — Über Waiblinger bietet Theodor Heuß einen preisgekrönten Aufsatz (Stuttg. N. Tagbl. 491). — Mit Jeremias Gotthelf und der Volksausgabe seiner Erzählungen beschäftigt sich Hugo Marti (Bund, Bern 449).

Über Gerrit Engelke, den vor sieben Jahren Dahingegangenen, schreiben Jakob Kneip (Hannov. Kur. 479) und Walter Gosch (Vorw. 500). — Abschied von Peter Altenberg nimmt Oskar Maurus Fontana (Münch. N. Nachr. 278).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Über Alfred Mombert liegt ein Aufsatz von Hans Franke vor (Bad. Pr., Lit. Umsch. 40 u. a. O.). Er

weist auf das neueste Dichtwerk „Ataïr“ (Inselverlag) und meint: „Gerade darin liegt ja das herrlich Emportreibende, Aufwärtszielende der Mombertschen Dichtung überhaupt, daß Mensch und menschliches Dasein in heldischem Glanze und umstrahlt von den Segnungen geistigen Reichtums immer verkündet werden.“ Über Leo Perutz heißt es in einer Studie von Margarete Kiefer-Steffe (Hannov. Anz., Aus Zeit 39): „Ja, da haben wir nun einen Dichter — viele seiner Art fallen nicht auf ein Jahrhundert —, der vergißt das Fürchterliche nicht, der kann es nie und nie vergessen, daß die Menschheit auf einem Meere fährt, daß das meilentiefe, unbekannte Grauen unter der glitzernden, bewegten Oberfläche lauert und daß die Bootsplanke, ach, so dünn ist! Darum drängen die Menschen, deren Bedürfnis nach Untergang im Geheimnis Kino und Detektivgeschichten nicht zu befriedigen vermögen, diesem Dichter zu, darum lesen sie nun die Bücher von Leo Perutz! Sie müssen doch irgendwie fühlen: Der am meisten von Grauen weiß, erlebt am intensivsten das Köstliche. — Der Todkundige ist der Lebendigste.“ — Den Weg zu Hermann Stehr weist Wilhelm Krull (Braunschw. Landesztg., Lichtung 19): „Wer diesen Weg — und er ist nicht zu beschwerlich, er verlangt nur von dem Wanderer, innerlich sich umzustellen, ‚um seiner Seele zu dienen‘ — geht, wird den Reichtum ahnen und die Kraft, die in Stehrs Werk verborgen sind. Auch er wird dann wohl mit Hugo von Hofmannsthal gestehen: ‚Hier ist das abgegriffene Wort zu gebrauchen: Ich habe, da ich dieses las, etwas erlebt.‘ Und noch ein Wort! Groß, groß, groß. Und noch eins: Ehrfurcht!“ — Über Stefan George schreibt Martin Rockenbach (Bad. Volksztg., Kunst 215): „An Stefan George, dem Dichter und Menschen, kommt der Betrachter des literarischen Lebens der deutschen Gegenwart schlechterdings nicht mehr vorbei. Einzigartig steht seine Welt im Getriebe der Städte und ihrer Gruppen, unverrückbar, unentwegt. Wer heute noch von bloßer Formspielerei sprechen kann, macht sich einfach lächerlich. Und das ist das Einzigartige, Große und Bestechende an George: Er ist der Dichter, den er dichtet; lebt den Propheten, den er gestaltet; einsam trotz seiner Jüngerschar und mit weit ausholend pathetischer Gebärde.“ — Über Friedrich Schnack liegen zwei Aufsätze vor, von Melchior Vischer (Bad. Pr., Lit. Umsch. 37) und von Walther Harich (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 497), wo es heißt: „Ich weiß nichts von Friedrich Schnacks Leben, aber es spricht das Schicksal dieser Generation aus, wenn man liest, daß 1913 ein erster Gedichtband von ihm erschien, und dann sieben ganze Jahre lang nichts, bis zum Jahre 1920. Von da ab freilich jedes Jahr ein oder gar zwei Bändchen. Aber was nützte das: die Welt war jetzt nicht mehr aufnahmefähig für Bücher, die nur gute Dichtung sind, und nicht geneigt, neue Namen sich einzuprägen. Langsam, ganz langsam setzen die Auflagen sich ab, und nicht einmal das. Wo sollen in solcher Zeit tausend Leser, tausend Käufer für Dichtungen herkommen! Rückwirkung: man bleibt in Tagesfron eingespannt. Martyrium dieser Generation: Tagespensen erledigen zu müssen und nur in kläglichen Ruhestunden das zu leisten, wozu glücklichere Jahrgänge ein Leben zur Verfügung hatten. Es geht langsam vorwärts, aber es geht. Friedrich Schnack hat heute seinen Namen. Was man heute so ‚Namen‘ nennen kann, da seit den Berühmtheiten der Vorkriegszeit die Verbreitung fast todsicher im umgekehrten Verhältnis zur Güte steht.“ — Ein Bild von Bonsels zeichnet Karl Rheinfurth (Münch. N. Nachr. 263): „Schon nach der Lektüre weniger Seiten von Waldemar Bonsels steht man im Bann einer vollreifen, das All erschließenden Kraft. Dies rührt daher, daß sich des Dichters Gestalt und Werk in jedem Augenblick unwillkürlich aus zwei Quellen speist: aus Natur und Geist, deren Wesen in höchster Lebensfülle ausstrahlt. Bonsels ist primitiv im Sinn einer blutwarmen Naturnähe und glühenden Geistesunmittelbarkeit. Er ist triebselig und geistestrunken in allen seinen Lebensäußerungen, ein Mensch, in dem und durch den das Allmenschliche sich rein und stark offenbart.“ — Klabund wird (Berl. Börs.-Ztg. 491) von Michael Charol dahin gekennzeichnet: „Klabund muß wirkliches Geschehen zur Bearbeitung haben, und sei es seine eigene ‚Krankheit‘, die er durch seine Form legendär verbrämt, wenn er ein Kunstwerk schaffen soll. Erst an fertiger Wirklichkeit rankt sich seine Phantasie, schafft überreale Beziehungen, verflicht Gefühle und Wünsche — dichtet.“ — Über Sophie Hoechstetter sagt Artur Friedrich Binz (Köln. Stadtanz., Unt.-Beil. 42): „Sophie Hoechstetter steht vor uns als eine geschlossene Künstlerpersönlichkeit. Durch viele Jahre hin hat sie ihre Sehnsucht in Werken der Dichtkunst erlöst, und ihr Schaffen hat in das Gesamtbild, das wir von den deutschen Erzählerinnen haben, besondere Züge eingewebt. Sie hat ihren eigenen Heldentyp und einen persönlichen Stil entwickelt, das von verhaltener Kraft gebogene, leidenschaftlich und schwermütig tönende syntaktische Gefüge ihrer Bücher, die Stimmungsgewalt, die den Leser packt und magisch einbezieht — das gibt ihr eine eigene Stellung, macht sie zu einer Repräsentantin der aus dem reinen und großen Erlebnis, aus der Passion des Herzens schaffenden Frau.“
Zu den Aufsätzen zu Max Halbes 60. Geburtstag bleibt nachzutragen: Karl Kreisler (Tagesb. Brünn,

4. Okt.); Paul Wittko (Königsb. Hart. Ztg. 464); Max Halbe: „Von Tag und Werk" V (Münch. N. Nachr. 274). — Weitere Aufsätze zu Friedrich Lienhards 60. Geburtstag: Hermann Kienzl (Frankf. Ztg. 793 — 1 M.); Paul Wittko (Hamb. Fremdenbl. 286); Otto Steinbrinck (Köln. Volksztg. 733). — Nachtrag zu Heinrich Vierordts 70. Geburtstag: Paul Wittko (Hamb. Korresp., Ztg. f. Lit. 229); Rudolf Krauß (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 39); Walter Überwasser (N. Zür. Ztg. 1525); N. Bad. Landesztg. (499). — Zum 50. Geburtstag von Bernhard Flemes grüßt Walther Birnhagen (Hannov. Kur. 498): „Ein Einsamer, doch niemals allein, vielmehr stets in geheimer Zwiesprache mit den Rätseln des Alls. Das große, dankbare Kinderstaunen, das niemals fertig wird, stand in den Augen dieses Erwachsenen, und die Seele, die da empfindsam und zart, doch niemals kränklich, niemals unmännlich leuchtete, war der Wunder und Märchen voll."

Die Beurteilung katholischer Kreise der Persönlichkeit Josef Pontens findet man bei Paul Adams (Germ., Ufer 44): „Es ist nicht ganz richtig, Ponten, dessen Werke zwar mancherlei Irrtümer, Unkorrektheiten und Gewagtheiten enthalten, völlig abzulehnen. Ponten ist kein positiver Katholik, das ist nie zu vergessen, andererseits sind seine Werke negative Apologien des Katholizismus. Sie zeigen, daß die katholische Welt auch weiter fortlebt und zeugen so für die Kraft des Katholizismus negativ, der stark noch wirkt selbst dann, wenn seine übernatürlichen Grundlagen aufgegeben sind. Die Mitarbeiter des Orplidheftes äußern sich fast rückhaltlos zustimmend zu Pontens Werk in inhaltlicher und formaler Hinsicht; nur der letzte Aufsatz steht kritisch, wenn auch wohl am tiefsten verstehend, zu Ponten."

Dem Lyriker Richard von Schaukal gelten zwei Aufsätze von Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 274) und von Martin Rockenbach (Deutsche Reichsztg., 2. Okt.), bei dem es heißt: „Richard von Schaukal ist Aristokrat des Geistes. Stolze Seelenhaltung ist seine Lebensstandarte. Der Künstler Schaukal ist ‚Parnassien' von Geblüt. Konsequentes literarisches Outsidertum ist sein Stolz." — Einen Aufsatz über Hans Much leitet Gustav Struck (Schlesw. Nachr., Nordmark 250) mit den Worten ein: „Hans Much, der universale Kopf, Dichter und Denker, der aus östlicher und westlicher Kultur sich ein eigenes großartiges Weltbild in seinen Werken, Schriften und Vorträgen aufbaute, hat den Nachklang seiner zechliner und neustrelitzer Jugend, das Ahnen seiner erwachenden Phantasie und seiner stillsten Stunden zurückgerettet in die Einfalt seiner Muttersprache und zu zarten sinnigen und innigen Liedern, Bildern und Visionen eines reinen, unkomplizierten Menschentums gestaltet."

Über Kolbenheyers „Paracelsus" schreiben Kurt Aram (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 242) und Ernst Müller (Stuttg. N. Tagbl. 484). Aram sagt: „So wächst Kolbenheyers Paracelsus, das fast viereckige Männlein mit dem dicken Kopf, das auf seine Kleidung mit den Jahren immer weniger acht hat, wenn nur sein langes Schwert als Zeichen seiner adeligen Würde ihm zur Seite hängt, inmitten der Mauern von Nürnberg und Basel, auf Landstraßen und in Dörfern, zwischen Gelehrten und Ungelehrten, Königen und Badern, Gottlosen und Frommen immer höher hinaus über seine kleine, schrullige, hitzige Leiblichkeit in die Wolken wie ein gotischer Dom, hinein in sein ‚drittes Reich'. Bis er endlich bei den Gottesfreunden in Salzburg seine letzte Ruhe findet. Ecce ingenium teutonicum! Mit diesem Wort schließt Kolbenheyer sein Werk. Ich möchte es auch ihm zurufen." — Über sein eigenes Leben und Schaffen gibt Robert Hohlbaum Bericht (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 230). — Klaus Mann hält Heinrich Manns neuen Roman „Der Kopf" für einen Höhepunkt in dessen Schaffen (Prag. Pr., Dichtung 42). — Zu Carl Müller-Rastatts Roman „Kampf mit dem Schatten" bemerkt Otto Schabbel (Hamb. Nachr. 463): „Diese innern, geheimnisreichen Vorgänge sind eingebettet in eine Handlung, deren Träger hamburger Menschen sind, unkonventionelle Gestalten von Fleisch und Blut, mit feinfühliger Erkenntnis sorgsam charakterisiert, und in die uns wohlvertraute Landschaft gestellt. Sauber komponiert, psychologisch aufs feinste motiviert, haben wir ein eindringliches Buch von starkem Tiefgang und vornehmster Darstellung vor uns: wahrlich eine seltene Gabe, zu der wir alle beglückwünschen können, den Autor sowohl wie uns, die dankbaren Empfänger." — Von dem Erzähler Wilhelm Lehmann sagt Julius Levin (Frankf. Ztg. 730 — 1 M.), kaum einem Dichter sei es wie ihm gelungen, das Triebleben bis in seine äußersten Intensitäten so natürlich, reinlich, selbstverständlich, heilig zu halten. — In Walter von Molos neuem Roman „Bodenmatz" rühmt Hanns Martin Elster (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 453) den tief wahrhaftigen Zug. — Zu Ottomar Enkings neuem Roman „Patriarch Mahnke" bemerkt Käte Schultze (Braunschw. N. Nachr., Sonntag, 4. Okt.): „Erschüttern? Nein, das tut Enking niemals. Er bringt uns auch kein Neuland mehr. Aber er bewegt uns, und seine Menschen in ihren Leiden und Freuden stehen uns doch nah."

Zu R. G. Bindings „Kriegsbuch" schreibt Martin Rockenbach (Germ., Werk 19): „In dem einzigen

Gedicht des Kriegsbuchs, einem dichterischen Ausdruck von heroischer Passivität, den der spätere Gedichtband ‚Stolz und Trauer' vielleicht nicht mehr erreichen konnte, ist das Einbröckeln und Einstürzen des Lebensgebäudes einer abgehenden geistigen Generation für den Wissenden auch in Melodie und Wortrausch vernehmbar." — In Ernst Lissauers „Glück in Österreich" findet Helene Hoerschelmann (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 248) die Sprache schwer von verdeckter Glut. — Friedrich Lange nennt (Münch. N. Nachr. 289) Rudolf Pannwitz den deutschen Propheten: „Nur einen schwachen Umriß des Werks von Rudolf Pannwitz zu geben, wurde versucht. Nicht einmal sein Umfang konnte deutlich gezeigt werden, geschweige denn sein Gehalt auch nur annähernd gefaßt. Es liegt weit über unsere Zeit hinaus in fernster Zukunft und muß langsam einverleibt und Schritt für Schritt verwirklicht werden. Es wird als Ferment durch die Kulturen ganzer Völker gehen, noch aber bedarf es der Vermittlung einzelner, damit ihm der Boden entstehe, in dem es wurzeln und wachsen kann."

*

Zur ausländischen Literatur

Über John Ford als den „Dichter der Schwermut" veröffentlicht Adolf v. Hatzfeld eine stimmungsvolle Betrachtung (Frankf. Ztg. 803 — 1 M.). — Das Dickensmuseum beschreibt H. M. Flasdieck (Köln. Ztg., Lit. Bl. 733). — Einen Aufsatz über Oscar Wilde gibt Waldemar Gurian (Münster. Anz., Am Weg 13). — Shaw nimmt Karl Wehner zum Thema (Köln. Ztg., Lit. Bl. 746), in Hinblick auf das Christentum schreibt Waldemar Gurian über Shaw (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 12), wie Shaw einen Schweizer auf die Bretter bringt, erörtert Hedwig Bleuler-Waser (N. Zür. Ztg. 1610). — Die Autobiographie Mark Twains würdigt F. Schönemann (Magdeb. Ztg., Lit. Bl. 503).

Unter der Überschrift „Liebe und Ruhm" erzählt Karl Spannagel (Frankf. Ztg. 746 — 1 M.) von Alfred de Musset und der Rachel. Ebenda (787 — 1 M.) schreibt Joseph Chapiro über Guy de Maupassant. — Paul Claudels Aufenthalt in England schildert Adolf Pfeffer (Köln. Volksztg., Zeit 789). — Über die Gascogne und ihren Dichter Emmanuel Delbousquet (1874—1909) orientiert Etienne Garry (Frankf. Ztg. 800 — 1 M.). — Französisches Drama und Theater der Gegenwart behandelt Otto Alfred Palitzsch (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 11).

Ada Negri widmet Werner Günther einen Aufsatz (Bund, Bern, Kleiner Bund 40). — Über die Dichterin Sibilla Aleramo und ihren Roman „Il Passagio" schreibt Hans Barth (Berl. Tagebl. 478). — Pirandellos „Selbstporträt" wird (Deutsche Allg. Ztg. 477) mitgeteilt, über ihn schreibt Hans Feist (Berl. Tagebl. 476), den Menschen Pirandello charakterisiert Heinz Liepmann (Magdeb. Ztg. 549). — Ein Aufsatz „Unamuno oder die Philosophie des Tragischen" von Ernst Robert Curtius findet sich (N. Zür. Ztg. 1569).

„Sören Kierkegaard, ein Prophet der Innerlichkeit" überschreibt Kurt Warmuth eine Studie (Tägl. Rundsch., Dienst 36). — „Björnsons Auferstehung" gilt ein Aufsatz von Carl David Marcus (Magdeb. Ztg., Lit. Beil. 516). — Über J. P. Jacobsen und seine Vaterstadt läßt sich Hermann Kiy vernehmen (Köln. Ztg., Lit. Bl. 803). — Knut Hamsuns „Letztes Kapitel" würdigt Arthur Friedrich Binz (Thür. Allg. Ztg., Bücherschrank 18). — Hans E. Kinck, den nationalen Dichter Norwegens, feiert Heinrich Goebel anläßlich des 60. Geburtstags (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 475). — Über J. Anker Larsen orientiert Hugo Marti (Bund, Bern 456). — Über Sigrid Undset und ihren Roman „Kristin Lavransdatter" gibt Käthe Miethe (Hannov. Kur. 491) Nachricht. — Einen Nachruf auf Ola Hansson schreibt Anders Oesterling (Deutsche Allg. Ztg. 489).

Dem russischen Geschichtsphilosophen Nicolai Berdjajew und seinem Buch „Der Sinn der Geschichte" widmet N. von Bubnoff eine rühmende Betrachtung (Münch. N. Nachr. 271). — Trotzki als Literat wird (Deutsche Allg. Ztg. 476) charakterisiert. — Neues zur russischen Literaturbetrachtung bringt Hugo Marti (Bund, Bern 460) bei.

Lettische Dichtung würdigt Erwin Stranik (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 489).

Zum 70. Geburtstag des Professor der slawischen Literaturen Jan Máchal schreibt František Kubka (Prag. Pr., Dichtung 43).

Mexikanische Hymnen gibt Richard Freund (Stuttg. N. Tagbl. 505) bekannt.

* * *

„Deutsche Sprachinseln in Oberitalien." Von Emil Balmer (N. Zür. Ztg. 1697).

„Das alte und das neue Wiegenlied." Von Hans Benzmann (Karlsruher Ztg., Wissensch. 247).

„Dichter, Darsteller und Zuhörer." Von Alfred Brust (Münch. N. Nachr. 285).

„Eine Geschichte des deutschen Dramas (R. F. Arnold)." Von Eduard Castle (N. Wien. Abendbl. 288).

„Volksleben von Heute. Zur deutschen Erneuerung." Von Paul Ernst (Münch. N. Nachr. 286).

„Die Freiheit der Kunst." Von Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 494).

„Literarische Gruppenbildung." Von Rudolf K. Goldschmit (Köln. Ztg., Lit. Bl. 765).

„Ein festliches Spiel" (Zur Aufgabe nationaler Festspiele). Von Rudolf K. Goldschmit (Karlsruher Ztg., Wissensch. 229).
„Gespräch mit Thomas Mann über den ‚Zauberberg'." Von B. Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 509).
„Ein Kampfruf Gerhart Hauptmanns (Brief an Heinrich Eduard Jacob)." (Vorw. 481).
„Danzig im Munde des Lyrikers." Von Fritz Kudnig (Königsb. Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 501).
„Der Lehrer und die deutsche Dichtung." Von Kurt Meyer-Rotermund (Wolfenbütteler Ztg. 229).
„Kulturfragen der Gegenwart. Ein Brief an Wilhelm Schäfer." Von Friedrich Muckermann S. J. (Germ., Ufer 42).
„Das Sonett in der Weltliteratur." Von Arthur Salkheim (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 477).
„Der Idealismus des Kritikers." Von Karl Scheffler (Voss. Ztg., Unter.-Bl. 496).
„Die Minnesänger am Bodensee." Von Albert Graf von Schlippenbach (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 124).
„Synthetismus." Von Eduard Schroeder (Rhein.-Main. Volksztg. 225).
„Christliche Tragödie?" Eine Betrachtung über Leidenschaft und Christentum. Von Ilse von Stach (Münch. N. Nachr. 276).
„Die ‚Räuber' und das deutsche Studententum." Von Erwin Stranik (Linzer Volksbl. 219).
„Über Buch, Leser und Kritik." Von Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg. 495).
„Paracelsus." Von Franz Strunz (Frankf. Ztg. 749 — 1 M).

Echo der Zeitschriften

Wissen und Leben. XVIII, 16. (Zürich.) Durchaus kritisch stellt sich Hugo von Hofmannsthal zur Lyrik C. F. Meyers ein. Man wird ihm aber beistimmen müssen, wenn er geltend macht:

„Bedenkt man die Naturgewalt von Goethes Sprache, den geistigen Adel der Schillerschen, noch bei so viel matterer Geistesspannung das treffliche, reine in Uhlands Sprachbehandlung, so erscheint, wenn man C. F. Meyers Gedichtband aufblättert, zunächst die Sprache kaum erträglich. Welche Unklarheit über das poetische Ziel sowohl als über die Mittel, es zu erreichen! Welche Unzartheit des Sprachsinnes nicht nur, sondern schlechthin des Gefühls! Wie ist in diesen hundert und aber hundert Gedichten das Eigentliche, das Lyrische, jenem unsicheren Bestreben, Geschichte aufleben zu machen, nein, historische Anekdotenbilder in Strophen umzusetzen, aufgeopfert! Eine Strophe:

> Kleitos neben Philipps Sohne
> Furcht die Stirne kummervoll,
> Der benarbte Mazedone
> Schlürft im Weine Gram und Groll.

Welch eine Strophe!
Eine andere:

> Manfred, lausche meinen Worten:
> Drüben auf dem Marmortische
> mit den Greifen liegt mein gültig
> unterschriebnes Testament.

Eine andere:

> ‚Du dienst einem Gaukler!' Im Schutz des Gewands verhüllt er den Busen, entreißt ihr den Kranz!

Welches kaum erträgliche Hineinpressen von Begebenheiten, d. h. Satzteilen in ein hartes, unbiegsames Versschema. Welche Vulgarität des Reimes, und — es ist hart, dies auszusprechen —, welche Vulgarität des Ausdrucks um des Reimes willen!
Ein zufälliges Beispiel? O nein! Ich könnte zwanzig für eines finden. Hier ist eines von Zwanzig:

> Verdammter, stirb! — Geliebte, flieh!
> Wild ringend stürzt er, umgebracht,
> an seinen Busen gleitet sie
> und stürzt mit ihm in eine Nacht.

Welch ein steifes Getümmel! Hier sind zwei Zeilen:

> Der Manlierstirn verzogene Brauen grollen
> Des Claudierkopfs erhitzte Augen rollen — —

Wer versucht dies zu sprechen! wer es vor sich zu sehen? Oder dies:

> Wieder bin ich dort gegangen,
> Wo die graden Wände hangen,
> In des Sees geheime Gründe
> mit dem dunkelgrünen Reiz!

Es fragt sich, was schwerer vorstellbar ist: der Dichter, der diese Strophe hinschreibt, oder der Mann, der nach Jahren den Band wieder durchliest („Mit dem Stifte les' ich diese Dinge, auf der Rosenbank im Freien sitzend") und sie stehen läßt.
Ein starker Band, gegen 400 Seiten; 260 Gedichte, darunter fast 200 von dieser Art; Ketzer, Gaukler, Mönche und Landsknechte, sterbende Borgias, Cromwells, Colignys; Medusen, Karyatiden, Bacchantinnen, Druiden, Purpurmäntel, Bahrtücher; Hochgerichte, Tempel, Klostergänge; zweizeilige Strophen, dreizeilige, vierzeilige, achtzeilige, zehnzeilige; heroische Landschaften mit und ohne Staffage; Anekdoten aus der Chronik zum lebenden Bild gestellt — Wämser und Harnische, aus denen Stimmen reden —, welch eine beschwerende, fast peinliche Begegnung: das halb-

gestorbene Jahrhundert haucht uns an; die Welt des gebildeten, alles an sich raffenden Bürgers entfaltet ihre Schrecknisse; ein Etwas, dem wir nicht völlig entflohen sind, nicht unversehrt entfliehen werden, umgibt uns mit gespenstischer Halblebendigkeit; wir sind eingeklemmt zwischen Tod und Leben, wie in einen üblen Traum, und möchten aufwachen.

Aber dennoch: diese fast zweihundert Gedichte, die keine Pietät am Leben erhalten kann, ein Etwas wohnt in ihnen, ein Etwas haucht über sie hin, ein Etwas blitzt da und dort und immer wieder auf, schwer zu benennen, unmöglich zu verkennen; der sie aussann und hinschrieb in oft ermattender Bemühung — er war kein geringer Mensch. Eine zeitlose, streng-schöne Landschaft war die Heimat seiner Seele; die Geschichte sprach wirklich zu ihm; die Antike war ihm Offenbarung; das Edle rief ihn an, und nie war seine oft zu Tod ermattete Seele zu matt, diesen Ruf zu hören. Das fühlbar Einsame einer nicht sehr starken, aber hochsinnigen Natur; der Schauder vor dem Gemeinen; das Bürgerlich-Aristokratische, mit Bewußtsein festgehalten; die Aussonderung des Künstlerdaseins, Mischung von zehrender Qual und ausdauerndem Stolz, wie zuerst das 19. Jahrhundert sie hervorbrachte; und zuweilen, in höchsten Augenblicken, ein edler Gram als der Quell der vollkommensten Inspiration: hier schwebt, schon einmal aufgerufen, die Gestalt Feuerbachs heran, und stellt sich neben die des Dichters."

Zeitschrift für Deutschkunde 1925, 7. (Leipzig und Berlin.) Sehr tief packt Fritz Streit das Problem „Stefan George" an, und es ist wie Frage und Antwort, wenn er schreibt:

„Wenn heute der Name Stefan Georges von einem jungen Menschen ausgesprochen wird, so geschieht es mit gedämpfter Stimme, und die Miene wird feierlich. Man spürt sofort: hier geht es nicht um die Dichtung, sondern um eine Religion, deren Prophet sich selbst verkündigt.

Aber es ist nicht eigentlich George selbst, nicht sein Gedicht, von dem ein solcher Strom der magischen Wirkung sich heute über das junge Deutschland ergießt. Der Prophet vielmehr schuf sich nur selbst Propheten, Jünger und Apostel und sendete sie mit kluger Politik auf die Lehrstühle der Universitäten, von welch hohen Stellen aus sie nun weit hörbar und mit stärkster Resonanz den Ruhm und die Botschaft ihres Herrn verkünden. Man wird jedenfalls dieser Bewegung heute nicht mehr den oft gemachten Vorwurf machen dürfen, daß sie tatlos und beschaulich, als reiner Formalismus und müder Ästhetizismus, die Kunst um der Kunst willen treibe. Sie ist eine sehr aktivistische, geistes-politische Bewegung geworden. Denn sie will den deutschen Menschen und das deutsche Leben vom Gedicht aus umgestalten, und jedes wissenschaftliche Werk, das diesem Kreis entstammt, jedes Denkmal einer heroischen Persönlichkeit, das hier aufgestellt wird, ob Goethe, Nietzsche, Friedrich von Hohenstaufen, Napoleon, Cäsar, will durch die Magie des Beispiels das Angesicht der deutschen Welt verwandeln.

Solche historischen Gestalten aber sind nur symbolische Namen, immer andere Manifestationen und verschämte Masken für den ewig Einen, Wandellosen, Unhistorischen: Stefan George.

Man darf also heute keineswegs mehr nur mit ästhetischem Maßstab an Georges Dichtung herantreten. Die Frage vielmehr muß lauten: ob er wirklich eine deutsche Kultur in seiner Gestalt verkörpert und zu einer deutschen Kultur zu führen vermag, ob die Magie, die von ihm ausgeht, wirklich ein Segen ist."

Die Antwort lautet:

„George tat, was Dante, Shakespeare, Goethe nur zerstückelt taten. Dante hat einen entseelten Kosmos mit Menschenblut und Seele begabt. Shakespeare hatte das Leben, Goethe den Menschen selbst dem ewigen Menschen zurückgewonnen. George tat dies alles und noch mehr. Er schuf auch eine neue Gemeinschaft und ein neues Volk. Griechenland ist erstanden.

Ist es wirklich erstanden? Gewiß: Georges Tat ist eine Renaissance, und zwar wie jede Renaissance die Wiedergeburt des urbildlichen Menschen und Schöpfung der Kultur aus ihm und Gründung der Kultur auf ihn. Sie gehört zu jener europäischen Bewegung der Vermenschlichung und der Verkündigung des Menschen als des Maßes und des Gipfels aller Dinge. Dieser europäische Weg begann bei den Griechen. Aber es muß einmal gesagt werden, daß aller Hochmut, aller Dünkel, alle Ichsucht des europäischen Menschen in dieser Quelle ihren tiefsten Ursprung hat. Freilich: so maßlos und vermessen war die Vergottung des Menschen und die Vermenschlichung des Gottes noch niemals wie bei George. Es ist das letzte Ende dieses europäischen Weges, und wenn man den Anfang und das Ende dieses Weges miteinander vergleicht, so sieht man eben, wie unendlich viel dem Menschen auf diesem Weg allmählich verloren ging."

Das Tagebuch. VI, 39. (Berlin.) Man findet ein Wesentliches des dahingegangenen Moritz Heimann in Stefan Großmanns Worten:

„Sein Amt war Denken. In seine Taschen verlor sich kein Schlagwort, er übernahm keinen Satz, kein Wort ungeprüft. Er war ein großer deutscher Rabbi. An seine Tür konnte jeder klopfen, er gab aus der Kammer

uralter Erfahrung Rat und Hilfe. Viele wurden ungeduldig, wenn er sie untersuchte, denn er war keineswegs ein bloß milder Ratgeber, er konnte unerbittlich sein, vor allem gegen die, die sich verschleudern.
Hat er nicht sich selbst verschleudert? Ich glaube es nicht. Die stärkste, die plastische Kraft bewunderte er, aber er besaß sie nur in seltenen Stunden. Seine waltende, bejahende, ordnende Kraft wirkte im Verlag S. Fischer, und nur wer lange hinter die Kulissen des Buchhandels gesehen hat, kann ermessen, was er, Hauptmanns weisester Berater, Stehrs Entdecker, Dehmels Zügler, im stillen durch andere und in anderen geschaffen hat. Ein Leben lang hat er für das Werk anderer gedacht, ein Leben lang hat er vergessen, sich für sich zu sammeln. Noch mehr als die Großen und Sicheren haben ihm die Ringenden und Unsicheren zu danken gehabt. Er hörte das Herz der Manuskripte klopfen, die ihm anvertraut waren, vorausgesetzt, daß etwas klopfte. Gerade die problematischen Naturen behorchte er mit besonderer Aufmerksamkeit, seine Liebe bestand ja im Lauschen. Nie wurde er, von Literatur umrauscht, zum Literaten. Immer drang er durch alles Papier zum leidenden Menschen durch."

Die schöne Literatur. XXVI, 10. (Leipzig.) Aus Walther Kühlhorns Aufsatz zu Friedrich Lienhards 60. Geburtstag „Idee und Gestaltung" interessiert der Abschnitt:
„Lienhard wurde zum Manne im Klima des Naturalismus. Verdienst ist es, daß er selbständig und als einzelner unter vielen Andersdenkenden erkannte, welche Gefahr in der Überspannung des naturalistischen Grundprinzips für die gesamte Kulturentwicklung lag. Ungleich wichtiger ist es noch, daß er nicht bei ablehnender Kritik (vgl. Flaischlens ‚Jost Seyfried') stehen blieb, sondern mit aller Kraft für die geistige Provinz des Menschentums, für die Notwendigkeit einer idealistischen Grundeinstellung sich einsetzte, trotz der beständigen Erfahrung, daß dieser Ansturm gegen den Strom der Alltagsgeltung eine undankbare Sache sei. Wie ein heiliges Priestertum sah er seine Bestimmung, für Lebensbeseelung, reines, adliges Menschentum im Sinne der Humanität, Verankerung des Irdischen im Göttlichen, Klarheit der künstlerischen Linienführung einzutreten. Dabei betonte er von vornherein und immer wieder, daß der Deutsche eine solche Kultur nur aus seiner deutschen Wesenheit heraus gestalten könne. Und so mächtig ist die Gewalt seiner Persönlichkeit, wie sie aus seinen Worten spricht, daß die Seele aus seinem Bereiche wieder auftaucht wie aus einem reinigenden, erfrischenden und stählenden Bade. So wirkt nicht ein ‚Popularphilosoph' und Moralprediger, sondern nur der schlechthin fromme und reife Mensch aus der Fülle seines Herzens."

Masken. XIX, 4. (Düsseldorf.) Den gewalttätigen Geist fordert Rudolf G. Binding vom Dramatiker — er findet ihn unter den Lebenden in Fritz von Unruh:
„Als Vorbedingung empfinden wir von vornherein nicht nur einen hohen, sondern einen gewaltigen und gewalttätigen Geist. Unruh besitzt diese Eigenschaft geradezu als vorherrschendes Element seines dichterischen Wesens. Sie wird ihm vorgeworfen; aber der Vorwurf ist schon damit entkräftet, daß ohne dieses Element diejenigen Dimensionen der Gestalten gar nicht zu erreichen wären, die allein im großen Drama wirken. Prometheus, Ödipus, Lear, Faust, Penthesilea, Holofernes sind, wenn man sie unbefangen betrachtet — als ob man ihnen das erstemal gegenüber stände —, gleich gewaltsame und gleich an sich unglaubwürdige, nur durch die dichterische Kraft mit Glaubwürdigkeit ausgestattete, dem Leben geschenkte Gestalten, wie die Heldenmutter des ‚Geschlechts', wie Schleich im ‚Platz', der Oberherr oder Dietrich. Diese Gewaltsamkeit allerdings wirkt noch darum aufdringlich und vorherrschend, weil sie, vorläufig noch von einem Revolutionär vorgebracht, noch nicht von einer Lebensweisheit balanciert wird, die, vielleicht mehr dem Weisen als dem Dichter eignend, dennoch sich dem letzteren immer da anbietet, wo er seinen Stoff hinreichend distanziert hat, wo er ihn voll bewältigt hat, wo er von unerschütterlichen Höhen auf ihn heruntersieht. Des Dramatikers Stoff ist das Leben. Unruh wird diejenige Gewalttätigkeit, die der dramatische Dichter großen Stils keinesfalls aufzugeben in der Lage ist, erst dann durch menschliches Überragen zu beruhigen und zu begleichen vermögen, wenn er sich über jegliches Geschick stellt und nicht mit seinen Gestalten lebt, liebt, siegt, unterliegt, stirbt und untergeht."

* * *

„Die Mystik des Jacob Böhme." Von Lothar Schreyer (Deutscher Bote XXXII, 10. Hamburg).
„Friedrich von Logau als politischer Dichter." Von Fritz Curschmann (Deutsches Volkstum 1925, 10. Hamburg).
„Magister Velthen." Ein Beitrag zur Geschichte der Theaterreformen. Von Curt Elwenspoek (Baden-Badener Bühnenblatt V, 88).
„Die Weisheit in Lessings Nathan." Von Fritz Brüggemann (Zeitschriften für Deutschkunde 1925 [Zeitschrift für deutschen Unterricht XXXIX], 7. Leipzig).
„Spiegel der Seele." Zu Lavaters ‚Physiognomischen Fragmenten'. Von Emil Utitz (Velhagen & Klasings Monatshefte XL, 2. Berlin).
„Goethe und der Schauspieler La Roche." Von Alfred Maderno (Stadt-Anzeiger XXIV, 5. Mannheim).

„Die Verwendung der Musik in Goethes Dramen." Von Moritz Mayer (Der Wächter VIII, 1. Wien).
„Zum ‚Erlkönig'." Von Adolf Müller (Zeitschrift für Deutschkunde 1925 [Zeitschrift für deutschen Unterricht XXXIX], 7. Leipzig).
„Eine Freundin Goethes [Maria Antonia v. Branconi]." Von Fr. Biehringer (Reclams Universum XLII, 1. Leipzig).
„Der neuentdeckte Jean Paul." Von Max Jungnickel (Der Piperbote II, 3. München).
„Jean Paul, der Künstler-Mensch." Von Richard von Schaukal (Hochland XXIII, 1. München).
„Poincaré und Hölderlin." Von Friedrich Koch-Wawra (Der Deutschen-Spiegel 1925, 41. Berlin).
„Das Haus der Brentano zu Winkel im Rheingau." Von Leo Sternberg (Der Türmer XXVIII, 1. Stuttgart).
„Aus Varnhagens österreichischer Soldatenzeit." Von Erwin Stranik (Der Fährmann II, 10. Wien).
„Justinus Kerner." Von Adolf Wolfhard (Der Wächter VIII, 2. Wien).
„Zu Uhlands ‚Schwäbischer Kunde'." Von Eduard Arens (ebenda).
„Grabbe." Von Oskar Walleck (Bühnenblatt III, 3. Dortmund).
„Der Traum in Friedrich Hebbels Dichtungen." Von P. Sickel (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung I, 5. Leipzig).
„Der Traum in Friedrich Hebbels Dichtungen." Von P. Sickel (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung I, 5. Leipzig).
„C. F. Meyer und die bildende Kunst." Von Bertha Badt-Strauß (Westermanns Monatshefte LXX, 830. Braunschweig).
„C. F. Meyer." Von Clara Faßbinder (Der Gral XX, 1. Essen).
„C. F. Meyer zum 100. Geburtstag." Von E. K. Fischer (Der Kunstwart XXXIX, 1. München).
„Zu C. F. Meyers 100. Geburtstag." Von Albrecht Keller (Blätter der Bücherstube am Museum II, Oktober. Wiesbaden).
„C. F. Meyer, der Mensch und der Dichter." Von Johannes Hönig (Der Wächter VIII, 1. Wien).
„Zum hundertjährigen Geburtstag C. F. Meyers." Von C. L. A. Pretzel (Volksbildung LV, 10. Berlin).
„C. F. Meyer und seine Modelle." Von Alfred Semerau (Velhagen & Klasings Monatshefte XL, 2. Berlin).
„C. F. Meyer zum Gedächtnis." (Stadt-Anzeiger XXIV, 6. Mannheim.)
„C. F. Meyers Werk und sein Echo. Ein Rückblick bei seinem 100. Geburtstag." Von Friedrich Michael (Die schöne Literatur XXVI, 10. Leipzig).
„C. F. Meyers Schwester Betsy." Mit einem ungedruckten Brief Betsy Meyers an Hermann Haessel. Von Hans Balzer (ebenda).
„Was ist uns C. F. Meyer?" Von Jakob Schaffner (Wissen und Leben XVIII, 16. Zürich).
„Über den Jürg Jenatsch." Von Jakob Wassermann (ebenda).
„C. F. Meyer." Von Walther Brecht (Deutsche Rundschau LII, 1. Berlin).
„Otto Brahms Briefe an Georg Hirschfeld." Von Wilhelm Russo (Die Scene XV, 9. Berlin).
„Der Baron Berger." Von Carl von Ossietzky (Das Tagebuch VI, 39. Berlin).
„Eugen Kilian zum Gedächtnis." Von Hans Knudsen (Die Scene XV, 9. Berlin).
„Max Halbe." Von Fritz Droop (Saarbrücker Blätter IV, 2).
„Der Dichter der ‚Jugend'. Zu Max Halbes 60. Geburtstag am 4. Oktober 1925." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt V, 90).
„Max Halbe." Von Hans von Hülsen (Der Türmer XXVIII, 1. Stuttgart).
„Friedrich Lienhard und die deutsche Jugend. Ein Gruß zu des Dichters 60. Geburtstag am 4. Oktober." Von Kurt Herbst (Neue deutsche Jugend II, 1. Berlin).
„Friedrich Lienhard und der Idealismus des 20. Jahrhunderts." Von Wilhelm Kunze (Anthroposophie VII, 41. Stuttgart).
„Friedrich Lienhards Wartburg-Dichtung." Von Anton Ritthaber (Der Wächter VIII, 2. Wien).
„Friedrich Lienhard als Erzähler." Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum 1925, 10. Hamburg).
„Friedrich Lienhard." Zu seinem 60. Geburtstag. Von Georg Wehrung (Westermanns Monatshefte LXX, 830. Braunschweig).
„Heinrich Vierordt." Von Heinrich Lilienfein (Stadt-Anzeiger XXIV, 5. Mannheim).
„Hermann Stehr." Von Arthur Friedrich Binz (Deutsche Schule an der Saar V, 15).
„Gerhart Hauptmanns ‚Veland'-Tragödie." Von Hans von Hülsen (Reclams Universum XLII, 1. Leipzig).
„Für Theodor Lessing." Von Hermann Canzler (Junge Menschen VI, 10. Hamburg).
„Theodor Lessings Verhältnis zur Jugend." Von Will Rink (ebenda).
„Gerichtstag über mich selbst." Von Theodor Lessing (ebenda).
„Thomas Mann, fünfzig Jahre." Von Klaus Herrmann (Die neue Bücherschau III, 4. Berlin).
„Alfons Paquet." Von Kurt Kläber (Orplid II, 7. Köln).
„Fritz von Unruh und das neue Drama." Von Werner E. Thormann (Saarbrücker Blätter IV, 1).
„Hanns Johst." Von Siegfried Melchinger (Baden-Badener Bühnenblatt V, 84).
„Der Dramatiker Alfred Brust." Von Hans Teßmer (Hellweg V, 41. Essen).
„Wilhelm Hermanns Dialektdichtungen." Von Karl Röttger (Rheinische Heimatblätter II, 9. Koblenz).
„Gottfried Benn." Von Max Hermann (Neisse) (Der Kritiker VII, Juli/August. Berlin).
„Der Dichter Ludwig Bäte." Von Friedrich Wilhelm Illing (Der Fährmann II, 10. Wien).

* * *

„Bernard Shaws ‚Heilige Johanna'." Von H. Leisegang (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung I, 5. Leipzig).
„Ketzerische Gedanken zu Shaws ‚Heiliger Johanna'." Von Otto Brües (Der Gral XX, 1. Essen).
„Die englische Literatur im Jahre 1924." Von Albert John Porter (Die neue Bücherschau III, 4. Berlin).
„Balzac: Eine Revision seiner Bedeutung." Von Maryse Choisy (Der Querschnitt V, 10. Berlin).
„Unbekanntes über Balzac." Von Stephan Schewireff (ebenda).
„Anatole France." Von Richard von Schaukal (Orplid II, 7. Köln).

„Die französische Literatur der Gegenwart." Von Edouard Dujardin (Deutsche Rundschau LII, 1. Berlin).
„Probleme der französischen Kulturkunde." Von E. R. Curtius (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung I, 5. Leipzig).
„Französisches Drama und Theater der Gegenwart." Von Otto Alfred Palitzsch (Dramaturgische Blätter 1925/26, 7. Mannheim).
„Giacomo Casanova." Von Hermann Kempf (Blätter der Bücherstube am Museum II, September. Wiesbaden).
„Ein holländischer Dramatiker: Jan Fabricius." Von Alfred Dreßler (Der Gral XX, 1. Essen).
„Andersen." Von Ehlert W. Grashoff (Der Querschnitt V, 10. Berlin).
„Nachgelassene Skizzen zu einem historischen Roman." Von Leo N. Tolstoj (Die Neue Rundschau XXXVI, 10. Berlin).
„Tolstojsche Gestalten." Von Karl Nötzel (Reclams Universum XLII, 4. Leipzig).
„Eine Greisin blickt durchs Fenster [Tolstoj]." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch VI, 41. Berlin).
„Dostojewski der Spieler." Von Benno Nesselstrauß (Wissen und Leben XVIII, 17. Zürich).
„Ein Frauenbuch: Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskis." Von Agnes Miegel (Der Piperbote II, 3. München).
„Russische Literatur in Deutschland." Von Arthur Luther (Russische Rundschau I, 1. Berlin).
„Russische Memoirenliteratur." Von J. Lewin (Archiv für Politik und Geschichte III, 9. Berlin).
„Majakoffski und der russische Futurismus." Von A. Effimoff (Die neue Bücherschau III, 4. Berlin).
„Die ungarische Literatur im 20. Jahrhundert." Von Aladár Schöpflin (Ungarische Jahrbücher V, 2/3. Berlin).
„Deutsche Spielmannstoffe in Ungarn." Von Elemér Moór (ebenda).

* * *

„Die theatralische Wendung." Von Heinz Dietrich Kenter (Dramaturgische Blätter 1925/26, 4. Mannheim).
„Die Idee der christlichen Theaterbewegung." Von Ludwig van Laak (Der Bühnenvolksbund I, 1. Berlin).
„Eine ‚Internationale' des Theaters?" Von E. Murawski (Hellweg V, 42. Essen).
„Das rheinische Puppenspiel." Von Carl Nießen (Zeitschrift für Deutschkunde 1925 [Zeitschrift für den deutschen Unterricht XXXIX], 6. Leipzig).
„Handlung und Held in der griechischen Tragödie." Von M. Pohlenz (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung I, 5. Leipzig).
„Zeit, Dichtung, Theater." Von Hans J. Rehfisch (Die Première 1925, 1, Berlin).
„Der Weg zur Nationalbühne." Von Paul Schulze-Berghof (Hellweg V, 41. Essen).

* * *

„Mystische Hochflut im 17. Jahrhundert." Von Ernst Robert Curtius (Hochland XXIII, 1. München).
„So reden die Leut' in Wien." Unphilologische Betrachtungen. Von Ernst Decsey (Velhagen & Klasings Monatshefte XL, 2. Berlin).
„Der geistige Arbeiter." Von Georg Hermann (Die Weltbühne XXI, 39. Berlin).
„Literatur und Kunst in Tirol." Von Arthur Hübscher (Süddeutsche Monatshefte XXIII, 1. München).
„Stand der Dichtung." Von Fritz Landsberger (Die Première 1925, 1, Berlin).
„Die rebellische Muse." Von Semion Liebermann (Russische Rundschau I, 1. Berlin).
„Das München König Ludwigs I." Von Josef Nadler (Hochland XXIII, 1. München).
„Kampfgemeinschaft der Intelligenz." Von Gerhart Pohl (Die Weltbühne XXI, 39. Berlin).
„Über Literatur, Revolution, Entropie und anderes." Von Jewgenij Samiatin (Russische Rundschau I, 1. Berlin).
„Heimatdichtung." Von Walther F. Schmidt (Rheinische Heimatblätter II, 9. Koblenz).
„Die Religion des deutschen Idealismus." Von K. Weidel (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung I, 5. Leipzig).

Echo der Bühnen

Karlsruhe

„Ramper." Schauspiel in drei Akten und einem Vorspiel. Von Max Mohr. (Uraufführung 3. Oktober 1925 im Landestheater.)

Seit den „Improvisationen" scheint Max Mohr pessimistischer geworden zu sein. Dort sattelte lebendiger Menschheitsglaube das Pferd zum Ritt ins romantische Land der Freiheit. Jetzt werden dem Flieger die Flügel gebrochen; er klatscht auf die graue Erde und muß das harte Brot der Resignation mit der geliebten Frau teilen. Vieles wird deshalb auch im einzelnen elegisch, fast sentimental. Der Verfasser rührt oft mehr an unsere Nerven als an unser Herz. Er schreibt ein gutes Theaterstück voll eigener Erfindung, mit nachdenklichem und ethisch fundiertem Inhalt, aber am sichersten hilft ihm sein Bühneninstinkt in den grotesken Zirkusszenen des ersten Akts. Nicht bloß die Neuheit des Milieus, die kapriziöse Atmosphäre dieser minderen Kulissenwelt fesselt hier, sondern auch die spritzige Mischung aus Gefühl und Kühle, die Seelenakrobatik dieser out-side-Menschen, vor allem der Artistin Zizi. Aber die Handlung selbst wird in diesem amüsanten Akt mit dem ernsten Unterton wenig gefördert. Denn Ramper, der in fast zwanzigjähriger Einsamkeit in der Eiswüste Grönlands zum Tier verwildert ist, bleibt in diesem ersten Akt nur Objekt, wenn auch Mittelpunkt der Debatte. Außerordentlich ist die Geschicklichkeit Mohrs, dem

Abwesenden unsere Anteilnahme zu sichern. Im zweiten Akt ist das Menschentier wieder zu einem normalen Glied der „Gesellschaft" geworden, dank der Wissenschaft des großen Psychoanalytikers Barbazin. Aber fremd ist er in dieser Gesellschaft, ein Einsamer, der sich nach seiner Eiswüste sehnt, die einzig fühlende Brust unter Larven. Nein, nicht die einzige. Noch eine weckt er: Norma, die Frau des Arztes. Sie schafft ihm freie Bahn, sie geht sogar mit ihm, fort ins ungewisse Land der Sehnsucht. Der dritte Akt, mehr Elegie als Handlung, zeigt die beiden im Elend. Die Blütenträume sind nicht gereift. Ein kleiner Lichtstrahl von außen, die Mildtätigkeit jener reich gewordenen Zizi, gleitet vergeblich in ihre düstere Kammer. Aber nach Erschütterungen von opfervoller Größe haben sie sich, diese zwei Menschen sich. „Und hättet der Liebe nicht, so bliebe es doch nur eng um euch." Ramper, dessen Ziel in der Ferne lag, findet seinen Platz hier, wo er steht, neben Norma: „Hier bin ich ... und hier bist du."

Es geht um Menschliches. Das ist gut an Mohrs Drama. Und er baut es geschickt, knapp und scheinbar leicht um diesen ethischen Kern. Auch das ist gut. Er wird wohl gelegentlich sentimental, aber er ertrinkt nicht in Sentimentalität, er wird kapriziös, aber er spreizt sich nicht in Einfällen, und auch das ist gut. Es ist ein sympathisches Werk, das herzlichen Beifall fand.

W. E. Oeftering

Halle a. S.

„Nickel und die sechsunddreißig Gerechten." Komödie in drei Akten. Von Hans J. Rehfisch. (Uraufführung am Stadttheater Halle a. S. am 18. Oktober 1925.)

Auch die Zweifler und Anfechter müssen jetzt bekennen: dieser Rehfisch, seit dem „Juckenack" einer unserer erfolgreichsten Dramatiker, versteht es, Zeiterlebnisse in den Bannkreis der Bühne zu stellen, der Literatur durchs Theater aufzuhelfen. Sicher ist der Nickel seinem wertvolleren Geistesbruder Juckenack verpflichtet, denn er schreitet auf seiner erfolgsicheren Bahn weiter. Aber auch davon abgesehen, er führt aus dem trostlosen Dickicht, in das sich unsere Dramatik größtenteils verirrt hat, hinaus — einem von Menschheitsflüchen und Menschheitstiraden ungetrübten Himmel entgegen, entgegen dem gesunden Theater.

Am Schluß von Rehfischs „Paradies" klangen die Friedensglocken aus dem Tal zur Einsamkeit schweizerischen Hochgebirges herauf. Zu Anfang und zu Ende des „Juckenack" spielt ein Leierkasten. Der „Nickel" schließt mit dem Pfingstgesang fröhlicher Kinderscharen, zwischendurch ertönt der Niggersong einer scheinheiligen Sirene. Eine Entwicklung? Der Weg von der Utopie zur Besitzergreifung der Wirklichkeit, vom Symbol zur Volkstümlichkeit, aber auch der Weg von verinnerlichter Dichtung zum Erfolg.

Rehfisch ist es um das Menschentum zu tun; um Erneuerung durch tragische Deutung ehemals, heute um die Erlösung im befreienden Lachen. Dieses Menschentum bleibt Wegweiser in einem fest umrissenen Gebiet, dessen Grenzpfähle die Sehnsucht unserer Generation gesteckt hat. Er erkannte rechtzeitig den Sumpf dramatischer Menschheitsduselei, so bog er vom Tragischen ins Tragikomische ab, löst er die Frage nach der Gerechtigkeit der Welt, im „Juckenack" das Problem innerer Hochspannung, in die Besinnlichkeit des unverbildeten Menschen auf, der den Weg zu seinem natürlichen Selbst zurückfindet.

Nickel ist ein Vagabund, ein Saufbruder und Tunichtgut, aber er ist auch einer von den tiefgründigen Philosophen des Volkes, ein naiver und liebenswürdiger Phantast, der auf dem Krankenlager — wie Peer Gynt an Aases Sterbebett — den Wunderritt ins romantische Land antritt. Er träumt von Dromedaren und hinterindischen Palmenwäldern als Inbegriff kindhafter Sehnsucht nach einer Welt, in der Gut und Böse, Recht und Unrecht, kurz alle gebrechliche irdische Wertung schwindet, in der man leben kann, unbehindert und straflos wie die Pflanze. Dieser Nickel wird sich selbst untreu. Er vertauscht die natürliche Gerechtigkeit gegen die Lockung, im Sinne der absoluten irdischen Gerechtigkeit zu leben. Er möchte einer von den sechsunddreißig Gottgefälligen werden, deren lauterer Wandel die Welt vor neuer Sintflut bewahrt. Und springt als Ersatzmann in die Bresche, die der Tod seines Dienstherrn in die Reihe der Gerechten gerissen hat. Um dieser legendaren Gottseligkeit willen ersteht er vom Tode, in dessen Arme ihn die Folgen eines Gaunerstreichs beinahe geworfen hätten. Aber sein Wandel der Gerechtigkeit ist ein Wahn. Natur sträubt sich gegen angenommenen Schein. Und so wird sein stolzes Kartenhaus von der ersten größeren Anfechtung über den Haufen geworfen; es folgt Unrecht auf Unrecht, Lüge auf Lüge. Da zeigt sich, daß der Verstorbene ein Gauner und ein Erzlump war. Also ist er keiner der Sechsunddreißig gewesen, und sein Tod hat keine Lücke in ihre Reihen gerissen, und Nickel selbst braucht nicht sein Nachfolger im Amt der Gerechtigkeit zu sein. Er darf sich dem Gericht stellen und einem Kumpan zur Freiheit verhelfen, dessen Gaunertreue den Hüter des unsträflichen Wandels beinahe beschämt hätte.

Der Berufene ist kein Auserwählter, nicht weil ihm im Besonderen die Voraussetzung fehlt, sondern weil eine über das Irdische hinausgreifende Aufgabe am Irdi-

schen scheitert. Indem Rehfisch die Idee durch die Ironisierung der Idee auflöst, enthüllt er einen letzten Sinn der Komödie. Hier triumphiert dichterische Eingebung über die Blößen technischer Virtuosität. Aber in der Unbekümmertheit liegt auch wieder die Kraft der Wirkung in Rehfischs Werk. Er mischt Seelisches mit Knalligem, Erlebtes mit Bewußtem, Groteskes mit Motiven des Volksstücks und des normalen Lustspiels — er ist ungeniert in der Verwendung seiner Mittel, weil er ihrer so sicher ist.

Also ein Dichter des befreiten Theaters? Gewiß einer, der den Weg zum Publikum gefunden hat, ohne ganz der Entseelung zu verfallen.

Edgar Groß

Dessau

„Die Wiedertäufer von Münster." Drama in fünf Aufzügen von Bernhard Kellermann. (Uraufführung im Friedrichstheater am 16. Oktober 1925.)

Was reizte den Dichter zur dramatischen Gestaltung (auf diesem Gebiet sein Erstling) dieses Stoffs? Wollte er ein geschichtliches Zeitgemälde entwerfen, Kolossalwirkung der Massenszene in den Mittelpunkt stellen? Oder liegt dem Werk eine tiefere Idee zugrunde, gestaltet in den Hauptcharakteren? Wahrscheinlich beides. Sicherlich war es auch etwas Überzeitliches, Allgemeinmenschliches, ja etwas Gegenwartverbundenes, was der Dichter in der Gestalt des Johann von Leyden, des Hauptführers in Münster, und seiner Freunde sah und was ihn zur Gestaltung reizte: die Begründung des Scheiterns einer solchen geistigen Bewegung, wie sie der gegebene historische Hintergrund darstellt, in ihr selbst, d. h. in ihrem innersten Wesen als geistige Bewegung und zudem in den Charakteren der wirkenden Persönlichkeiten: ihrem zutiefst Menschlich-Allzumenschlichen. Und in diesen Gedanken liegt der tragische Konflikt des Dramas, in dem Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit, Einzelmensch und Umwelt: einerseits das Überspannen der Idee zur Ideologie, andererseits der Kampf mit den Reizen und Lockungen des Reinmenschlichen. Aber schon hier versagt das Werk: die Idee triumphiert, in Johann siegt zum Schluß zwar der Geist, aber die Dokumentierung des Sieges (tragischer Untergang des Helden, sein innerer Sieg über die ihn äußerlich niederringende Welt) geschieht ein wenig zu sehr nach der Schablone, ist zudem nicht scharf genug umrissen. Damit kommen wir schließlich zur Frage nach der dramatischen Wirksamkeit des Werks: zwar zeigen einzelne Charaktere (Johann, Knipperdolling, Dusentschur) Ansätze, weisen einzelne Szenen (Teile des zweiten, vierten, auch des fünften Akts) Momente tiefdramatischer Wirkung, sind packend und hinreißend, doch kommt es über Ansätze und Einzelmomente im ganzen nicht hinaus: zur inneren Geschlossenheit fehlt (infolge der Zwiespältigkeit in der Anlage des Werks) die knappe und zwingende dramatische Konzentration. Auch tritt das Moment der Entwicklung der Motive nicht scharf genug hervor.

Gerhart Nauck

Weimar

„Die Flamme von Arzla." Schauspiel in vier Aufzügen. Von Waldemar Bonsels. (Uraufführung im Deutschen Nationaltheater zu Weimar am 8. Oktober.)

Wieder ein Nachkriegsstück, das sich von den bekannten Dramen der letzten Jahre, in denen die Menschen die Vernunft meist dazu gebrauchen, tierischer als jedes Tier zu sein, vorteilhaft unterscheidet. Es handelt sich um den Konflikt zweier Personen, deren eine vor allem durch die Aristokratie der Geburt mit einem Tropfen vom Blute Leo Sapiehas, deren andere durch Vornehmheit der Seele gekennzeichnet ist, um die Darstellung eines Kampfes zwischen der Gedankenwelt des Herrenmenschen Nietzsche und der der Sozialistenführer vergangener Zeit. Im Grunde sind beide Gegner, Margrit, die Schloßherrin von Arzla, und Rassow, der im Weltkrieg die höchsten, von ihm freilich mißachteten Ehrenzeichen und die Würde eines Offiziers erlangt hatte, echte Edelmenschen, auf die man gern das Wort der Sanvitale: „Und wären sie zu ihrem Vorteil klug, so würden sie als Freunde sich verbinden" anwenden möchte. Das ist aber nicht der Fall; denn die vernünftige Austragung der etwas konstruierten Gegensätze wird durch die Tragik eines erotischen Zwischenspiels unmöglich gemacht. Der Titel des Stücks gewinnt so in doppeltem Sinn symbolische Bedeutung. Die reine Flamme edler Begeisterung für Freiheit, die in dem Prunkkamin des Schlosses wie auf dem bescheidenen Herde des zum Führer der Roten Armee gewandelten Ideologen Rassow lodert, beginnt in düsterer Glut zu schwelen. Rassow, der nach dem Kriege den zerschlissenen Offiziersrock mit dem Arbeiterkittel im Dienste der Gutsherrin von Arzla vertauscht hat, wird auf ihr Geheiß wegen Unterwühlung des Gehorsams der Gutsarbeiter entlassen, macht aber in einer ihm gewährten Unterredung mit dem Fräulein auf die in ihren aristokratischen Vorurteilen noch befangene Frau tiefen Eindruck, der sich alsbald zu Liebe steigert. Auch er fühlt die Bedeutung seiner früheren Herrin, die er daher nach

Überrumpelung des Schlosses an der Spitze seiner Truppen zu schonen sucht. Bald aber wendet sich das Schicksal; aus dem Sieger wird dank der Überlegenheit der republikanischen Armee der Besiegte, der Gefangene. In einer breit angelegten Szene des vierten Aktes, wo der nach Kriegsgesetz zum Tode verurteilte Mann ihrem Anerbieten, ihn freizulassen, hartnäckiges Schweigen entgegensetzt und sich in seinem Stolz nicht zu beugen vermag, erfüllt sich sein Schicksal, das ihm den Tod bringt. Psychologisch erklärt sich die unerwartete Handlungsweise des Fräuleins, wenn man sie etwa mit dem Verhalten der Königin Elisabeth dem geliebten, zum Tode verurteilten Essex gegenüber vergleicht, wie das Lessing im 22. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie" an der Hand von Robertsons Bericht erzählt. Die verblüffende Ähnlichkeit springt in die Augen. Im Schmerz der Verzweiflung drückt dann Margrit — freilich kaum ausreichend motiviert — die Pistole gegen die eigene Brust. Unwillkürlich fragt man sich cui bono? Würde nicht die fraglose Bedeutung der Frau, die ihre Liebe verschmäht glaubt, zu wirklicher Größe emporwachsen, wenn sie, durch die Schule höchsten Leidens errungener Einsicht folgend, zu Nutz und Frommen der mit ihr lebenden Freunde und Vertrauten, die in schwerer Stund zum Teil versagt hatten, weiter leben wollte? So aber wirkt ihr Freitod ernüchternd und vermag, wie falsches Märtyrertum, höchstens eine melancholische Theaterträne aus dem Auge zu pressen.

Der Aufbau des offenbar mehr mit dem Verstande als mit der Glut der Seele geschaffenen Stücks ist im wesentlichen geschickt und hält die Zuhörer bis auf die Enttäuschung am Schluß in dauernder Spannung. Der Dialog wechselt zwischen stark naturalistisch gefärbter Prosa und dem zuweilen etwas hohl klingenden Pathos meist gereimter Verse. Der sprachliche Ausdruck ist aber nicht durchweg klar und verständlich.

Otto Francke

München

„Anja und Esther." Ein romantisches Stück in sieben Bildern. Von Klaus Mann. (Uraufführung durch die Kammerspiele am 20. Oktober 1925.)

Ein Neunzehnjähriger, der Sohn des Thomas Mann, schreibt in sieben Bildern ein Stück, das mit dem Expressionismus aber auch gar nichts mehr, hingegen mit der Literatur und Dichtung der letzten Jahrhundertwende fast alles gemein hat. Ist es nun bloße Nachromantik, daß von Brettl und Manege, Laute, „Chanson" und Tanz so viel Schimmer und unverstandener Schmerz ausgeht? Oder ist es — und wäre es auch nur innerhalb eines engeren Kreises — eine neu sich zurechtfindende Jugend, die bereits wieder den Sturm und Aktivismus der Hasenclever, Toller, Weismantel ablehnt und statt der Politik, des Herzensaufruhrs, der Moralitäten und Mysterien nichts will als den Puls, den Klang, den Hauch des einen Lebens? „Ich dachte mir, daß ich da draußen vielleicht das Werk tun könnte — das Lied singen — oder den Tanz tanzen — oder das Märchen erzählen: unser Märchen." Es ist das Märchen vom tiefen Wildwald des Eros, der die Jugend (und das Alter) einschlingt. Klaus Mann sucht es in Zwiegesprächen und Zwienöten zwischen Kameradin und Kamerad, Freundin und Freundin, Bruder und Schwester darzustellen. Die Grenzen der Natur verfließen. Alles wohnt dicht beieinander, sowohl das Gesunde wie das krankhaft Ererbte, die Liebe wie die Kühle, die Zartheit wie die rohe Kraft; zieht sich an, stößt sich ab, flieht sich und erhascht, um zu verlieren. Kein Drama, ein Gewoge mit der Melodie der Welle, die verrinnt. Philosophie vom Ab- und Rücklauf des Lebens, in dichterisch glücklichsten Augenblicken lyrische Reflexion, wenn zum Beispiel Anja ihrem Bruder sagt, als er hinauszieht, daß er sicher einmal wiederkommen werde, „nicht ganz so viele Gedanken mehr im Kopf und fast keine Sehnsucht — still, still — das gibt eine fröhliche Heimkehr, eine sanftmütige Heimkehr, aber wo der junge Erik ist, das weiß von uns dann nicht einer mehr".

Wie dieser junge Erik, kaum daß er in das alte, graue Stift, das fragwürdigen Kindern ein sehr fragwürdiges Erziehungsheim ist, hereinplumpst, auch schon die Liebesfreundschaften zu zweien und dreien trennt oder kittet, und jeden mit Blut und Nerv für oder wider sich entzündet, nicht weil er es so will, sondern weil er einfach so ist, schön, mit heller Stimme, blühend im Fleisch, das ist ein, sozusagen, körperliches Erlebnis, wie es in solchen Maßen die Jugend zuerst hat. Anderes hingegen, angelesen und angedacht, bleibt im Dialog geschriebenes Wort oder stilisierter Satz. An sich ist es ein gemäßigter Naturalismus, dem Klaus Mann die Form entnimmt, nicht bloß in der Angabe des Personale, das sich bis auf Stiefel, Umlegekragen und Hemd einläßt, überhaupt in der ganzen Anlage. Richard Moritz Meyer hat es in seiner „Deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts" das Drama des reifen Zustandes genannt, wenn eine Gruppe schicksalsfertig dasteht und wartet, bis ein Besuch oder eine Begegnung die Ereignisse zeitigt. Übrigens haben die Taten hier durchaus nichts Erschütterndes, weder die Spielerei mit dem Revolver, noch die Abreise zum Schluß. Dafür ist der junge Klaus Mann zu sehr über

oder doch außer den Leidenschaften und Begebenheiten, vom Genuß zum Zweifel ihr Beobachter. Wichtig ist ihm darum die Psychologie. Zwar daß er einmal sagen läßt, daß die ungesprochenen Worte allenfalls die dunkelsten sind und die heißesten, ist eher ein Gemeinplatz, aber daß er (wie im vierten Bild) das Heimliche, Verborgene, Verhaltene unter der Rede anglühen, durchschwingen, durchklagen, durcheifern läßt und somit auch gestaltet, darin liegt eine Könnerschaft, von der die vorletzte Jugend, sei es, nichts mehr besaß, sei es, nichts mehr besitzen wollte, und um die ihn mancher Alte beneiden mag.

Joseph Sprengler

Wien

„Der ewige Jüngling." Lustspiel in drei Akten. Von Alexander Engel. (Uraufführung im Burgtheater 24. Oktober 1925.)

Oben Ebbe und Flut, Wellental und Wellenberg, Wechsel und Kampf; nur wenige Meter tiefer herrscht ewiger Friede, verbleibt das Meer, wenn nicht gerade eine Strömung hindurch geht, so stabil wie ein Kontinent. Fügen wir dieser ersten pomphaften Hälfte eines Gleichnisses rasch die schlichte zweite bei: daß selbst ein alter Praktikus immer wieder darüber erstaunen muß, wie wenig sich eine gewissermaßen kontinuierliche Literatur von den Ismen und Anti-Ismen des Augenblicks, von der ästhetischen Konjunktur anfechten läßt. Das gilt zumal von einem gewissen Typus des Lustspiels, nennen wir ihn Normalkomödie; er ist international und ganz unverwüstlich, Jahrhunderte können seinen bürgerlichen Verwicklungen, seiner Zimmerreinheit, seinem beneidenswerten Optimismus nichts anhaben; bei uns ist, seitdem es ein „regelmäßiges" deutsches Lustspiel gibt, der Faden nicht abgerissen, und was auf seiner Linie liegt, könnte im großen und ganzen von Kotzebue ebensowohl wie von Bauernfeld oder Fulda oder, wie in unserem Fall, von Alexander Engel herrühren, der mit den Genannten die leichte Hand und die fruchtbare Erfindung gemeinsam hat, sonst auch wohl gröbere Kost liefert. Ewig jung wie der literarische Typus ist auch der Titelheld dieses neuen, einem von der alten Garde des Burgtheaters auf den stattlichen Leib geschriebenen Stücks — ein wohltemperiert-erotisches Pendant zu Schönherrs altem Grutz, a tempo Urgroßvater und Vater, im Instanzenzug selbst noch untergeordnet einer 82jährigen Mutter, der „Unsterblichen", deren Rolle Engel sicherlich von vornherein ihrer Schöpferin zugedacht hat. Die Komik des von einem Älteren herumkommandierten Alten ist zwar schon dem Volksmärchen bekannt, aber auf der Bühne noch wenig verbraucht, und wirkt daher ganz wie neu. Also: ein unverwüstlicher Herr v. Klingsberg, oder wie er sonst heißen mag, heiratet hinter dem Rücken seiner Söhne, Enkelinnen (sogar eine Urenkelin ist da) und, was gefährlicher scheint, hinter dem seiner Mutter zum zweitenmal, wird glücklicher Gatte und Vater und bleibt es — trotz einer Familienrevolution und trotz einem jugendlichen Nebenbuhler, der nach dem bewährten Cyprienne-Rezept abgesägt wird. Alles ganz hübsch und unterhaltlich, das beiläufige Datum durch lexikalische Kleinigkeiten wie „Erlebnis", „abreagieren" angedeutet; in Wirklichkeit ist die ganze Angelegenheit so harm- wie zeitlos, und es wäre vergebene Mühe, gegen sie das schwere Geschütz der Kritik spielen zu lassen.

Robert F. Arnold.

Dortmund

„Die Mutter." Drama in drei Akten. Von Walter Nithack-Stahn. (Uraufführung im Stadttheater am 3. Oktober 1925.)

Das allgemeine Problem dieses sittlich-ernsten, gedankenschweren Werkes lautet: Ist die Tötung eines zweifellos unheilbaren Menschen gestattet? In der besonderen Formulierung lautet es hier: Darf eine Mutter ihr durch die ärztliche Kunst nicht mehr zu rettendes Kind töten? Und die Frage wird hier anscheinend beantwortet im Sinne der Spartaner, die nur dem gesunden Kinde das Recht auf Leben zugestanden. Der schwere Seelenkampf der Mutter ist die Grundlage des Dramas; sie entschließt sich erst dann dazu, ihre Tochter zu vergiften, als diese für unheilbar wahnsinnig erklärt worden ist und einen neuen Anfall erleidet. Der Arzt sucht den wahren Sachverhalt zu verschleiern. Die „Mörderin" stellt sich selbst dem Gericht und muß gegen sich selbst verteidigt werden. Die Geschworenen sprechen sie frei und ebenso die menschliche Gesellschaft, nicht aber ihr Gewissen und ihr eigener Sohn. Dieser findet den Weg zu ihr zurück, da sie als Irrenpflegerin zu sühnen bereit ist.

Die beiden ersten Akte sind dramatisch recht wirkungsvoll aufgebaut, aber im dritten Akt läßt die Kraft des Dramatikers ein wenig nach. Es ist ihm wohl gelungen, die einzelnen Personen in Beziehung zueinander und zur Grundidee des Stücks zu setzen; aber manchen von ihnen haftet etwas gedanklich Unwirkliches an. Die größte Liebe und Sorgfalt hat er auf die Sezierung

des Seelenlebens der Heldin verwandt, und das mit gutem Erfolge. Seine tiefen und ernsten Gedanken klingen in der Seele des Zuschauers nach und begleiten ihn über die Schwelle des Theaters hinaus. Daß er auch ein Dichter ist, beweist die herbe Schönheit der Sprache.

Karl Arns

Köln

„Kurve Links." Komödie der Technik. Von Otto Alfred Palitzsch. (Uraufführung im Kammerspielhaus zu Köln am 6. Oktober 1925.)

Die Komödie hebt zahm an. Da ist ein Graf, der eine Mitgift sucht, ein Vater, der einen Spleen hat und eine Tochter, die erblich belastet ist. Es gibt auch einen Agenten, der dem Grafen die Rolle zuschiebt, den Thronprätendenten von Aquitanien zu mimen und der dafür nicht nur Tilgung seiner Schulden, sondern auch ein erkleckliches Vermögen erhalten soll. Auch das menschliche Herz nimmt teil an dieser Komödie. Der Gegensatz zwischen Seele und Hirn schon von gestern, nicht mehr von heute, spricht mit hinein. Ein Erfinder von Todesstrahlen tritt auf, nebenher ist er schon in verschiedenen Romanen mit denselben Todesstrahlen aufgetreten, er bringt Automobile zum Stehen, der Kampf zwischen Todesstrahlen und Automobilindustrie hebt an. Er wird endlich durch das gute Herz Elisabeths entschieden, die in dem Erfinder, der ebenso herzleidend zu sein scheint, einen unerwarteten Helfer findet, so daß sie im Gegensatz zu ihrem Vater, der mit dem Glanz des Pseudokönigs von Aquitanien sein Geschäft ins Unermeßliche steigern möchte, beseligt ihrem geliebten Fliegerchauffeur in die Arme sinken kann.

Auch das Publikum spielt mit, wenn schließlich das große Rennen durch die Todesstrahlen abgestoppt wird. Ein Schutzmann tritt in Aktion und eine Abordnung der Bürger von Aquitanien erscheint mit Musik und Huldigungsreden für den neuen König von Aquitanien, der gar nicht der König ist.

Das Ganze — eine Zusammensetzung von Klamauk, der aktuell werden will, und mit reichlich abgeklapperten Motiven, die nichts Neues mehr für uns bedeuten, ohne daß es wirklich eine Komödie der Technik würde. Wenn man nicht Technik als die äußere Aufmachung fassen will, in der das Stück spielt. Die Handlung dünn, die Personen wenig charakteristisch, — so kann diese Komödie höchstens den Anspruch darauf erheben, unterhaltend zu wirken, ohne dem eigentlichen Thema eine neue Seite abzugewinnen, oder auch dramentechnisch einen neuen Weg zu beschreiten. Denn damit ist nichts getan, daß man Vernunft und Gefühl miteinander in Gegensatz setzt. Es muß doch schließlich die aus diesem Gegensatz sich entwickelnde menschliche Tragik hier ganz aus der Perspektive der Komödie irgendwie in Erscheinung treten. Vielleicht aber hat Palitzsch nichts anderes gewollt als nur unterhaltsam zu sein und aus den Motiven, die ihm der Gegensatz Vernunft und Herz gab, aufgemacht mit den äußeren Mitteln modernen Maschinentums, ein spielerisches Theater schaffen.

Paul Bourfeind

Kassel

„Krallen." Ein Drama in drei Akten. Von Fritz Stein. (Uraufführung am Kleinen Theater am 28. Oktober 1925.)

... oder: Mord und Totschlag auf dem Appelkahn. Notiz aus dem Gerichtssaal mit Aphorismen des Reporters. Oder: Kammer-Film mit literarischen Ambitionen. Sicher ist, daß drei Menschen erwürgt werden, mithin wenigstens der Titel seinen Berechtigungsnachweis erbringt. Im Übrigen ...

Der alternde Schleppkahnführer hat „es" mit einer Dirne, Nadja geheißen, die ihrerseits nicht umhin kann, nach anderen zu schielen, vor allem nach einem jungen Menschen, den sie für unberührt hält. Eben dieser hat einen Uhrmacher, der gehässig-üble Nachrede wider ein junges Mädchen übte, derart gewürgt und zu röchelndem Geständnis seiner Lüge gezwungen, daß er sich nun für einen Mörder hält und bei seinem Angelfreund, dem Schiffer, Zuflucht sucht. Sie wird ihm gewährt, schon deshalb, weil der Alte aus besonderen Gründen um seine Unschuld weiß. Nadja aber, deren Verdacht bald zur Gewißheit wird, daß der junge Mensch ihr nur bleibt, solange er sich für schuldig hält, erdrosselt den Schiffer und wirft ihn nachts über Bord, um sich ihr „Glück" zu erzwingen. Umsonst. Der junge Mensch in seinem extatischen Drang nach Reinheit und Wahrheit wittert den Unrat und erzwingt mit würgender Hand abermals das Geständnis einer Lüge. Diesmal ist es seine Unschuld, die ihn aufjauchzen läßt, im selben Augenblick, da ihn der Gendarm, der ihn selbst bezüglich Nadjas als Nebenbuhler ansieht, mordeshalber verhaftet. Denn die Tür zu der Kammer, wo das Mädchen in seinem Todesschrei erstickte, steht offen, weit genug. Und so fällt der Vorhang zum drittenmal.

Die Einheit des Orts, die Beschränkung der Zeit auf drei Tage und der Personen auf vier, die sichtbar sind, und eine, die, mit aufgerissenem Mund und verdrehten Augen, gespenstisch im Hintergrunde bleibt, bewirkt naturgemäß einen Sinneseindruck von physi-

kalischer Stetigkeit. Das Problem des Verbrechens aus Gier nach Unschuld kommt indessen nur fragmentarisch, aphoristisch gleichsam, zu Wort, so daß das Ganze, gerade wegen des prävalierenden Dialogs, ziemlich leer läuft. Eine Tragödie, die in psychologischen Skizzen steckengeblieben ist.

Will Scheller

Breslau

„Der Wehrgreis." Komödie. Von Werner Schendell. (Uraufführung im Thalia-Theater am 3. Oktober 1925.)

Ein Wehrgreis ist nach Schendells Titelformung ein Greis, der sich zur Wehr setzt. Im vorliegenden Fall setzt sich freilich kein Greis, sondern ein noch recht rüstiger, älterer Herr zur Wehr, ehemals wilhelmischer Oberst und nunmehriger Oberagrarier. Und zwar wehrt er sich gegen die Republik, erstens weil sie ihm überhaupt nicht paßt und zweitens, weil sie ihm ein Stück seines Grund und Bodens für ein städtisches Erholungsheim enteignen will. Er fängt seine aktive Resistenz ungewöhnlich rabiat, aber auch ungewöhnlich ungeschickt an, indem er zunächst zur Abwehr des zur Besichtigung antretenden Landrats ein Heer von drei Gutsleuten mit Schießgewehr aufbietet. Der schlaue Landrat besichtigt aber doch und steckt überdies zwei von den drei Mannen des Wehrgreises ins Kittchen. Dieser rüstet nun ein neues Heer, um seine Getreuen aus dem Gefängnis zu befreien. Wieder scheitert er an der Überlegenheit des Landrats und bekennt sich nun endgültig geschlagen. Der Landrat, zum Glück für den Wehrgreis kein „Roter", sondern Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, benimmt sich gegen den alten Herrn ungemein, eigentlich pflichtwidrig, milde. Er läßt die Gefangenen frei und teilt dem geschlagenen Gegner überdies mit, daß die deutsche Republik auf das Erholungsheim im Walde des Wehrgreises verzichtet. Darob ist dieser so gerührt, daß er mit dem bisherigen Todfeinde zwar noch nicht auf das Wohl der Republik, immerhin aber auf das Wohl Deutschlands einen Becher leert. Womit das Stück sein Ende gefunden hat.

Schendell mag eine politische Komödie im Sinn gehabt haben, ist aber im rein Anekdotischen steckengeblieben, ohne daß die Anekdote gerade sehr glaubwürdig klänge. Geraten ist ihm allenfalls ein handfestes „Volksstück", das einen gewissen Wert durch die liebevoll ausgepinselte, freilich mit allzu vielen Schnurrpfeifereien behaftete Don Quichotte-Figur des Titel-„Helden" gewinnen könnte, wenn nicht die Mehrzahl der Episodengestalten nach dem Schwank oder gar nach der Operette hinüberschielen würde.

Da Schendell offenbar keine unbeugsamen literarischen Überzeugungen besitzt, so ließ er es auch geschehen, daß der Regisseur an die Stelle des im Buch idyllisch ausklingenden Schlusses einen auf stramme Theaterwirkung berechneten Fortissimoakkord setzte. Er kam dem äußeren Erfolg vor dem Volksbühnenpublikum zugute, widersprach aber nochmals der Behauptung des Zettels, daß der „Wehrgreis" eine Komödie sei.

Erich Freund

Schwerin i. M.

„Die Liebeslehre." Eine Komödie in drei Akten. Von Otto Ernst Hesse. (Uraufführung am Mecklenburgischen Landestheater am 13. Oktober 1925.)

Ein Werk, in dem man dem Stoff nach frisch zupackende Handlung als das vorherrschende Moment erwarten sollte, stellt sich dem Zuschauer als eine Plauderkomödie dar, in der die Geistigkeit des scharf pointierten Dialogs, des spielend hin- und zurückgeworfenen, witzerfüllten Worts den Schwerpunkt des Gesamtwerkes ausmacht. Dadurch entsteht von vornherein ein Mißklang, der trotz Übertönung durch harmonisch gemeisterte Einzelheiten doch niemals ganz zu verwischen ist. — Ein Gatte sieht den Ehebruch seiner jungen Frau drohend näher und näher rücken, aber — und hier muß der Erfindung Originalität oder doch zum wenigsten Neuheit zuerkannt werden — er unternimmt aus Grundsatz nichts, was den gefahrdrohenden Schritt hindern könnte, weil er ihn gegenüber jeder Frau in gleicher Lage für zwecklos hält. Während seine Gattin so anscheinend in die Arme des Freundes von ihm hineingetrieben wird, erwächst ihr jedoch ganz im Gegenteil aus seinem und ihres Freundes Verhalten eine „Liebeslehre", die sie zu ihrem Gatten zurückleitet.

Ein weites Feld bunter Verwicklung liegt anscheinend in dieser Fabel ausgebreitet, und im weiteren Verlauf des Stückes scheint auch der Verfasser sich schließlich diese Auffassung zu eigen zu machen; er versteht sich ohne Ziererei zu einigen recht hübschen, kräftig zufassenden und überraschenden Pointen der Handlung. Doch bis er dahin gelangt? Ein eigener Reiz liegt auch sicherlich in diesem alles überwuchernden Glanz des geistvollen Wortes, dem selbst die individualisierende Psychologie zum Opfer gebracht wird; denn auch die weniger dazu geeigneten Objekte dieses Spiels gebärden sich wie Philosophen. Aber es will eben doch scheinen, daß eine unrichtige Dosierung die mancherlei verheißungsvollen Ansätze dieser Komödie nicht zur vollen Entfaltung hat kommen lassen.

Erich Hagemeister

Echo des Auslands

Italienischer Brief

Nicht groß ist heute in Italien die Schar der schaffenden Lyriker: tot sind seit langem Carducci und Pascoli; D'Annunzio schweigt; die ganz Modernen schwanken ungewiß, in ihren Versuchen, sich einen neuen Weg zu bahnen, unter den Ansprüchen der wachen, gequälten Sinnlichkeit und der vernünftelnden Neuerungssucht; zerstreut sind die Futuristen; begabte Dichter, auch solche, die sich als Lyriker schon einen Ehrenplatz erworben, schweigen entweder oder widmen sich lieber dem Drama und dem Roman.

Gern grüßen wir deshalb eine tapfere Dichterin, deren soziale Lieder einst weltbekannt geworden, und die heute wieder — wie vor drei Jahren in den Jugenderinnerungen „Stella matutina" — einen tiefen, herzlichen Ton zu treffen weiß: ich spreche von Ada Negri, der Dichterin von „Fatalità", der Sängerin der Mutterleiden und -freuden, und von ihrem schönen Buch „I canti dell' isola" (Mondadori, Mailand-Rom 1925). Es ist ein neuer Ton und eine neue Weise in ihrer Lyrik: die Lieder sind aus einem Aufenthalt auf der Insel Capri entsprungen, und der gemeinsame Ursprung macht sie zu einem Ganzen. Es handelt sich nicht um beschreibende Poesie. Die Dichterin, mit ihrem Innenleben, mit ihrer reichen, feinen Sensibilität und Geistigkeit, steht im Mittelgrund, immer vor uns. Ada Negri sucht in der Zauberinsel Vergessenheit und Ruhe: und wie ein Rausch von Sonne, Licht, Farben und Düften bannt es sie fast aus sich selbst heraus. Wie im Traum lebt sie in den Armen der verschwenderischsten Natur. Aber allzu zerrissen ist ihre Seele, um völlig zu gesunden; dann und wann blutet in ihr eine alte Wunde, und alles führt sie immer wieder in sich selbst zurück; allzu stark sind die Bande, die sie an die weit entfernte Tochter und an ihre einförmige lombardische Ebene fesseln, und, unter und trotz der vielen Lockungen der Zauberinsel, erwacht in ihr am Ende lauter und lauter die Sehnsucht. Es ist der Dichterin fast immer gelungen, ihre Welt völlig und originell, mit Wärme und Überzeugung auszudrücken; diese Lieder gehören deshalb zu dem Schönsten, was sie gedichtet hat. — Auch grüßen wir gern in dieser Not an lyrischen Begabungen die neue endgültige Ausgabe von Guido Gozzanos Dichtungen, die eben das Verlagshaus Treves veranstaltet hat („I primi e gli ultimi colloqui", Mailand, Treves 1925). G. Gozzano ist ein lyrischer Dichter, der vor einigen Jahren sehr jung gestorben ist. Er ist als ein Heimatdichter bezeichnet worden: aber damit ist noch nicht seine ganze Dichtung erklärt. Sein Lied ist das Lied eines Hinsterbenden, welcher weiß, daß er bald scheiden wird, der aber sein Los nicht tragisch, sondern mit einem melancholischen Lächeln hinnimmt. Die Gewißheit des nahen Todes, wie die Übersättigung mit Kultur, verschärfen seinen ohnehin sehr wachen Verstand und bilden in ihm einen inneren Zwiespalt zwischen Fühlen und Denken. Er schätzt und sucht die Freuden des Lebens, aber genießen, rein genießen kann er nicht: er kann sich nicht vergessen und einfach leben; er möchte träumen, aber der Traum des Lebens verflüchtigt sich bald vor seinem Verstand in nackte Wirklichkeit oder in Pose, in Literatur. Deshalb wendet er sich, mit einem, trotz seiner Jugend, schon satten Lächeln, von der Gegenwart ab und liebt nur mehr was sein konnte und nicht war, was einst war und schon vergangen, was einfach und ursprünglich ist; deshalb versenkt er sich gern in die Vergangenheit, oder flieht aus der Stadt auf das Land. Gerade das macht ihn zum Heimatdichter: es ist das Leben seiner Landsleute um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, das er gern dichterisch umgestaltet; es sind das bürgerliche Milieu mit seinen „Sachen von schlechtem Geschmack", die Möbel, die Kleidungen, die Gespräche usw., wie sie vor fünfzig Jahren Mode waren, die er liebt und vor uns wieder aufleben läßt; es ist das einfache Leben auf dem Lande, in den alten adligen Landhäusern, wo die Spuren solcher Vergangenheit, besonders in den Dachböden, noch zu finden sind: eine Welt, die an die Stormsche erinnert und die Gozzano höchst realistisch und immer mit einem melancholischen Lächeln zu malen versteht. Sehnsucht nach dem Leben, Unfähigkeit, aus dem Kelch des Lebens mit vollen Zügen einfach und kräftig zu schöpfen, und endlich eine sanft resignierte Stimmung: das sind die Hauptzüge seines Wesens und seiner Dichtung: wenige, fast einförmige Lieder, in denen aber wirklich Poesie atmet: ein echtes Produkt moderner Zerrissenheit.

*

Ausgiebiger als die Lyrik werden heute bei uns das Drama und die erzählende Prosa gepflegt. Im Drama sind, unter den verschiedenen Richtungen, zwei besonders hervorzuheben: die meist geschichtliche Tragödie in ungereimten Versen, die im Grunde den Spuren D'Annunzios folgt, und die besonders von Benelli, Berrini, Tumiati, Forzano vertreten ist; und das neue psychologisch-philosophische Drama, von Pirandello, Rosso di San Secondo, Chiarelli, Martini ... Das große Publikum zieht unbedingt die ge-

schichtliche Tragödie vor, in der starke Leidenschaften toben, bei der es nicht viel zu denken gibt, auch die Sinne durch die Inszenierung, das historische Kolorit und die bilderreiche, oft schwülstige Sprache beschäftigt werden. Das ist auch zum großen Teil der Grund des theatralischen Erfolgs, den die neue Tragödie Sem Benellis „L'amorosa Tragedia" neulich erfahren hat. (Als Buch bei Treves, Mailand 1925.) Keine wirkliche Tragödie im Grunde: denn kein Kampf wird darin von den Helden gekämpft: von den Helden geben sich die einen (Arrigo, Gualfredi) ihren blinden Leidenschaften preis; die anderen (die Weiber, Dore, Simone) wenden sich von der Welt ab und möchten, mitten in den blutigen Unruhen des 13. Jahrhunderts, nur in der Liebe leben und schwelgen; die ersteren zu tierisch, die zweiten zu weich; zu viel Blut und Waffengetöse auf einer Seite, zu süße Liebeslieder, Vogelgesang, arkadisches Landleben auf der andern. Wenn die zwei Welten und Weltanschauungen in Berührung kommen, dann leiden die Guten fast ohne Widerstand unter der Grausamkeit der Bösen; und nur am Ende findet die Heldin, Vanna, die Kraft, mit dem Schwert des ihr geraubten und erwürgten Mannes das Ungeheuer Arrigo, der alle Verbrechen aus unbefriedigter Liebe zu ihr begangen, selbst zu töten und die Unschuld zu rächen. Dem Stück, in dem die Sehnsucht nach dem Frieden und der segensreichen Eintracht unter den Einwohnern eines und desselben Landes pulst, fehlt es nicht an einigen wirksamen Auftritten, besonders im ersten Akt, der ganz Bewegung und sicher gezeichnet ist; die theatralischen — und auch politischen — Forderungen und der Geschmack des Publikums werden aber im ganzen mehr als die dichterischen Forderungen berücksichtigt und befriedigt.

Der zweiten Richtung gehört das Drama von Rosso di San Secondo „Una cosa di carne" (Treves, Mailand 1925) an. Das Drama wurde in Genua von der Polizei aus moralischen Gründen verboten, vielleicht weil die Handlung im ersten Akt in einem Teehaus spielt und die Heldin ein öffentliches Mädchen ist. Saverio Prassi sieht in der Sinnenlust und in der Mütterlichkeit etwas Tierisches, das er mit der Innerlichkeit einer denkenden und fühlenden Frau nicht in Eintracht zu bringen vermag. Deshalb, da er seine sinnlichen Bedürfnisse nicht unterdrücken kann, sucht er sich als Ehefrau (aber warum denn gerade als Ehefrau?!) eine Frau, die, wie ein schönes Tier, keine Spur von Denken auf ihrer Stirn trägt und nur dazu da ist, um das Tier in ihm, die Sinne zu befriedigen: das ist die blühende Micaela, die er sich aus einem Teehaus holt. Sein Plan gelingt ihm aber nicht; denn Micaela, zu seiner Frau geworden, fühlt sich bald erniedrigt, da er nur ihren Körper sucht, als ob sie noch immer eine Hure wäre, und hegt Sehnsucht nach einem Kinde, und verlangt, was ihr Recht ist, die Teilnehmerin seines vollen Lebens zu werden; die deshalb kein „Ding von Fleisch" bleibt, sondern in sich die fühlende, denkende Frau entdeckt. Ganz also wie ein moralisches Stück schließt das als unmoralisch verbotene Drama, das paradox, aber mit Lebenskenntnis, Witz und Temperament geschrieben ist.

*

Alle kennen heute Pirandello als Dramatiker; nicht ebenso ist Pirandello als Novellist und Romanschriftsteller bekannt. Und doch, obwohl seine Dramen das Originellste von ihm sind, verdient auch seine erzählende Prosa Beachtung. Unter den modernen italienischen Novellisten nimmt er in der Tat eine Stelle ersten Ranges ein, und wir danken dem Verlagshaus Bemporad (Florenz), das die Sammlung all seiner Novellen unter dem Titel „Novelle per un anno" herausgebracht hat. Es werden im ganzen 24 Bände sein: bis heute ist der achte erschienen, der den Titel „Dal naso al cielo" führt. Nicht immer ist es leicht, den bekannten Pirandello in diesen Novellen wiederzuerkennen: die meisten und älteren zeigen uns einen realistischen Schriftsteller, der seinen Stoff gern aus dem Volksleben seiner Landsleute in Sizilien nimmt, und in dessen Beschreibungen vieles an die Kraft und Frische Vergas erinnert, mit dem Unterschied, daß er gewöhnlich die tragischen Stoffe vermeidet und seine Novellen lieber versöhnend und humorvoll (wie z. B. „Chi la paga", „Certi obblighi") ausklingen läßt. Es fehlen auch nicht Novellen, die man als psychologische und Problemnovellen bezeichnen könnte, die uns ins moderne Leben führen und den Dramen mehr verwandt sind (z. B. „Nel dubbio", „La corona", „Nel gorgo"). Es scheinen mir diese letzteren aber gewöhnlich nicht die besten zu sein, während in den ersteren ganz lebendige, köstliche, unvergeßliche Typen und Situationen zu finden sind, wie z. B. der Signor Bareggi mit seiner Flucht („Fuga"), der Lampenzünder mit seiner Philosophie („Certi obblighi") und der kranke Batà („Male di luna").

Psychologische Novellen sind auch die von G. A. Borgese („La città sconosciuta" (Mailand-Rom 1925, Mondadori), der sich in seinen Romanen („Rubè", „I vivi e i morti") und in seinen Dramen („L'Arciduca" und „Lazzaro") als ein führender Dichter, wie schon früher als ein führender Kritiker erwiesen hat. Seine Welt ist aber eine stärker mit Kultur übersättigte als die obiger Novellen Pirandellos, seine Psychologie eine gesuchtere, seine Sprache eine viel duftigere. Ein

feiner Zug, ein Gemütszustand, eine scheinbare Kleinigkeit genügen ihm zu einer Novelle: unter der Lupe seiner vertieften psychologischen Beobachtung deckt er nach und nach das Innenleben seiner Helden vor uns auf, das er auch in seinen dunkelsten Regungen zu verfolgen weiß, und entwickelt leise und kunstbewußt die Situation. Keine äußere Verwicklung, alles milde Farben, verschleierte Töne, einfache Geste, und im Hintergrund immer der über den Sinn des Lebens nachdenkende Dichter, der seine feine Melancholie auch unter Lächeln nicht einbüßt.

Unter den vielen Romanen, die täglich erscheinen, erwähne ich heute nur „La moglie" von Maria Luisa Fiumi (Bemporad, Florenz 1924). Auch M. L. Fiumi hat mit der Lyrik angefangen, um dann zu der Novelle und dem Roman überzugehen. Schon ihre früheren Werke, besonders die Novellen „Terra mia", in denen der Duft ihrer Heimaterde ist, waren mehr als nur ein Versprechen. Erst der heutige Roman zeigt sie aber als vollendete und reife Schriftstellerin. Sehr einfach der Stoff: das innere Drama einer feinen, liebebedürftigen Frau, die erst nach den schwersten Prüfungen und durch ihr eigenes Opfer, da es zu spät ist, die volle Liebe und Hingebung ihres Mannes, der sie nur aus Familienrücksichten geheiratet, gewinnt, indem sie ihn zugleich von der rohen, unbedachtsamen Sinnlichkeit zum vollen Bewußtsein seiner Pflichten und zu einer hohen Geistigkeit erhebt. Nicht moralische Gründe sind es aber, die das Verdienst des Romans ausmachen, sondern die Kunst der Schriftstellerin, die sehr bewußt ihre Ausdrucksmittel verwendet und mit sicherer Beobachtung und Menschenkenntnis malt und bildet. Vielleicht huldigt sie zu oft ihrer Fähigkeit zu malen und zu beschreiben (man erkennt darin die Frau); vielleicht sind die Episoden noch etwas lose gebunden, und einige, die nur zur Charakteristik von Nebenpersonen dienen, sind sogar zu lang ausgesponnen, aber, wenn man bedenkt, wie viele Menschen sich in ihrem Roman bewegen, was für einen Kreis von Interessen, Charakteren, Schicksalen (besonders Frauencharakteren und -schicksalen) sie darin beobachtet, beherrscht und zusammenflicht, dann muß man diese Schwachheiten in Kauf nehmen und durchaus die treffliche Gewandtheit und Sicherheit ihrer Kunst loben.

*

Der Verleger K. Schroeder hat vor kurzem einen prächtigen Band veröffentlicht, in dem er fast alles, was Arturo Farinelli in Deutschland erscheinen ließ, gesammelt hat („Aufsätze, Reden und Charakteristiken zur Weltliteratur", Bonn und Leipzig 1925). Es fehlen darin natürlich die längeren deutschen Arbeiten Farinellis, die selbst als Buch erschienen sind, wie sein „Grillparzer und Lope de Vega" (Berlin 1894) und sein „Paul Heyse" (München 1913). Die Sammlung ist aber trotzdem sehr reich und, indem sie einen neuen Beweis für das unerschöpfliche Wissen und die Universalität des turiner Professors bietet, bringt sie auch eine sehr beträchtliche Hilfe bei literarhistorischen Untersuchungen, denn nicht immer war es leicht, diese wertvollen Aufsätze, die nun gesammelt erscheinen, ausfindig zu machen und sich zu beschaffen. Es handelt sich, wie der Titel besagt, um Beiträge zur Weltliteratur. Was Farinelli unter Weltliteratur versteht, habe ich hier schon gesagt (L. E. XXVI, 746). Vor allem sind es Charakteristiken, die Grillparzer, Raimund, J. J. David, Rousseau, Cervantes, Alfieri, Schubert, Graf, Menendez y Pelayo usw. gewidmet sind: oft ein Bestes, was Farinelli geschrieben. Indem ich mir erlaube, auf meine längere Besprechung in der „Nuova Antologia" zu verweisen, beschränke ich mich hier darauf, die schöne Einleitung von Professor Max Koch zu erwähnen, welche die vielseitige Persönlichkeit Farinellis sehr eindringend erörtert, und mich über die Aufnahme zu freuen, die der Band überall gefunden hat.

Luigi Tonelli, einer unserer jüngsten, aber zugleich unserer besten Kritiker, der sich schon durch seine Arbeiten über die italienische Kritik, über das italienische Theater usw. einen Namen gemacht, sich auch als Romanschriftsteller mit gutem Erfolg versucht hat, stellt sich in seinem letzten Buch („L'anima moderna", Modernissima, Mailand 1925) die Aufgabe, etwas wie eine Geschichte der modernen Seele zu schreiben, um seinen Beitrag zu dem Streben zu leisten, mit dem sich die Menschheit aus den Trübungen und Irrungen der heutigen Übergangszeit nach dem Licht einer neuen festeren Weltanschauung emporzuheben scheint. Diese Geschichte der modernen Seele sieht er in einigen deutschen Dichtern am deutlichsten ausgedrückt, und das führt ihn zum Studium der deutschen Literaturgeschichte. In Lessing, Goethe und Schiller feiert er die Wiedergeburt und Wiederauffindung des Menschen; in Hölderlin, Novalis, Heine, Lenau sieht er die bald leidenschaftliche, bald sehnsüchtige, bald schmerzliche Behauptung des Ichs; in Hebbel das Unterliegen des Individuums unter eiserner Notwendigkeit; in Nietzsche den Traum des Übermenschen von einer vollendeteren, freieren Menschheit. Scheinbar unabhängig voneinander folgen die Charakteristiken obengenannter Dichter: und doch verbinden sie sich zu einem einzigen, sicher gezeichneten Gemälde: die Tragik des modernen Lebens, in seinen Gegensätzen und Kämpfen zwischen Freiheit und Gesetz, Bewegung und Erstarrung, Glauben und Zweifel, Idealismus und Materialismus usw. taucht

vor uns auf, und der Verfasser mag sich zum Schluß fragen, welcher Art die neue Zeit sein wird, und seiner Sehnsucht nach einem volleren Leben, in dem sich die Gegensätze in einer neuen Synthese lösen mögen, Ausdruck geben. Es ist also kein eigentlich philologisches Buch, in dem uns Tonelli das Ergebnis seiner Untersuchungen mitteilt, sondern ein Buch, das, obwohl es eine große Belesenheit und gründliche Studien voraussetzt, aus einem Lebensbedürfnis entsprungen ist und diesem Lebensbedürfnis vor allem genugtun will; ein Buch, das sich nicht so sehr an den Fachgelehrten wendet, wie vielmehr an jedermann, der um die heutigen Lebensfragen besorgt ist.

*

In den letzten Nummern der „Nuova Antologia“ sind folgende beachtenswerte literarische, kritische Aufsätze erschienen: „Matteo Preti: il Cavaliere calabrese“ von A. Venturi; „Il rinnovamento della Francia e i suoi maestri: M. Barrès et Paul Bourget“ von E. Fedelini (1. Februar 1925); „Mario Puccini“ von G. Marcellini (1. März); „Della scuola della saggezza in Darmstadt“ von A. de Bosdari; „Francesco Sapori“ von G. L. Luzzatto; „Intorno a G. Parini“ von G. Mazzoni (16. April); „F. J. Regnard e il suo teatro“ von E. Barzilai Gentili; „Napoleone I e Lord Byron“ von M. Foresi (1. Mai); „Dante economista“ von A. Loria (1. Juli); „A proposito del nuovo figlio di Dante“ von Fr. D'Ovidio; „Le donne di Ibsen“ von V. Sogliani; „L'opera di Gabriel Faure“ von E. Fedelini. Ein interessanter Roman von F. Sapori, einem jungen und tüchtigen Schriftsteller, „Casa dei Nonni“, erhalten die Hefte vom 16. Mai bis 1. August.

Palermo G. A. Alfero

Französischer Brief

Ein junger französischer Germanist, O. Guinaudeau, Schüler Andlers, der bis vor kurzem Gymnasiallehrer in Bordeaux war und jetzt in einem kleinen Landstädtchen Deutsch lehrt, hat kürzlich im pariser Philosophieverlag von Felix Alcan ein mehr als 700 Seiten umfassendes Werk über „Johann Kaspar Lavater“ veröffentlicht. Es behandelt nicht das ganze Lebenswerk des Nachfolgers Klopstocks, sondern nur sein Werden und Wirken bis 1786. Ausgeschlossen von der Darstellung wurde seine Tätigkeit als Geistlicher, sowie eine Kritik seiner Physiognomik. Der Verfasser hat sich die gesamte Lavater-Literatur zu eigen gemacht, die bisher unveröffentlichten 530 Manuskripte und 11500 Briefe der züricher Stadtbibliothek durchgearbeitet und dadurch seinem Buch eine solide und feste Basis gegeben. Durch die Erschließung dieser reichen Quellen vermag sein Buch auch deutschen und schweizer Germanisten etwas zu geben; spätere Forscher werden unbedingt auf diese verdienstvolle Arbeit zurückgreifen müssen. Guinaudeau legte das Schwergewicht nicht auf das Biographische, sondern auf die Ideengeschichte des 18. Jahrhunderts. Die Lebensskizze Lavaters nimmt nur wenige Seiten ein, sein patriotischer Aktivismus wird kurz behandelt. Der Hauptteil des Werks ist der Religionsgeschichte im 18. Jahrhundert gewidmet. In breitem Unterbau wird das deutsche Seelenleben entrollt; die verschiedenen Strömungen werden charakterisiert, und aus diesem Bild hebt sich seine Doktrin vom sinnlichen Festhalten an den Gnadenwirkungen der körperlichen Erscheinung Christi auf Erden heraus. Seine Metaphysik wird von den verschiedensten Seiten beleuchtet. Wenn das wertvolle Buch dem neuerwachten Interesse an Lavater auch wertvolle Dienste leistet, so ist es leider philologisch allzu beschwert. Die erdrückende Fülle des bisher nicht verwandten Materials belastet das Buch stark; die Anmerkungen füllen allein 300 Seiten. Nachdem diese gewaltige Arbeit geleistet ist, die ohne Pedanterie nicht zu bewältigen war, sollte einmal in einem kleinen Buch die Synthese aus den Forschungsergebnissen gezogen werden und Lavater vom Standpunkt der Gegenwart aus beleuchtet werden. Es würde sich erweisen, daß zwischen Lavater und der neuen deutschen Metaphysik Beziehungen bestehen, die für den schweizer Denker eine neue Zukunft bedeuten.

Ernest Seillière, der in diesen Blättern häufig erwähnte fruchtbare Philosoph, hat im Verlag von Payot in Paris einem anderen Schweizer, Alexandre Vinet (1797—1847), der erst in Basel, dann in Lausanne französische Literaturgeschichte lehrte, ein Buch gewidmet, in dem er von neuem zu beweisen versucht, daß die Romantik ihren Ursprung im Christentum hat. Vinet hat nicht nur in seiner französischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts die religiösen Zeitprobleme vielfältig beleuchtet, sondern vor allem in seinen Studien über Pascal und in seinem posthumen Werk: „Moralistes des XVIe et XVIIe siècles“. Er war ein stiller, ideenreicher Gelehrter, der fernab von dem großen Getriebe der Welt in weltabgeschiedener Zurückgezogenheit gewirkt hat. Seillière weist auf Vinets Sympathie für den Katholizismus hin und sieht in diesem Protestanten ein wichtiges Beispiel für seine schon in früheren Schriften eingeleitete Thesenführung. Im gleichen Geist ist der Anhang über das Tagebuch Henri Frédéric Amiels gehalten.

Der Verlag Bernard Grasset hat, der Zeitstimmung Rechnung tragend, eine neue Bücherreihe ins Leben

gerufen: „Les grands ordres monastiques“, in der Edouard Schneider als ersten Band „Les Heures bénédictines“ herausgab. In dieser Schrift wird das Leben des heiligen Benedikt erzählt, sowie Gründung, Geist und Entfaltung des Benediktinerordens dargestellt. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß ein großer liberaler Verlag eine solche Anthologie veröffentlicht.

Georges Girard hat als 23. Heft der „Documents bleus“ im Verlag der „Nouvelle revue française“ ein reich illustriertes Buch: „La jeunesse d'Anatole France“ herausgegeben, zu dem der älteste Freund des Dichters, Noël Chavarry, das Material lieferte: Kindheitsphotographien, Briefe an die Mutter, das früheste Tagebuch, die ersten literarischen Versuche, Schulzeugnisse und dergleichen mehr. Da diese Zeit Anatole Frances bisher im Dunkel geblieben ist, wird die Schrift allen Verehrern des Meisters eine willkommene Gabe sein.

René Schickele hat in dieser Zeitschrift einmal sehr treffend eine gewisse Art der gegenwärtigen Romanliteratur mit dem Schlagwort: Luxuszüge (L. E. XXVII, 71) charakterisiert. Es war damit jene Erzählungskunst gemeint, die den Leser in rascher Abenteuerfolge durch die europäischen Länder führt durch Kreise von Spekulanten, Nachtschwärmer usw. Diese Literatur blüht dauernd weiter. Der Roman: „Tête de Loup“ (Ernest Flammarion) von Zell gehört in die Kategorie, ein leichtes, prickelndes Buch, dessen Heldin eine Russin ist, durch das Leute der verschiedensten Nationalität galoppieren. Jean Bays „Les Contes du Whisky“ (La Renaissance du Livre) gehört in die gleiche Reihe. Alkoholdurchtränkte Skizzen, durch die Engländer, Irländer, Deutsche und Franzosen torkeln. Amüsant, prickelnd, aber ohne Tiefe. Von derselben Art ist der neue Roman Luc Durtains: „Ma Kimbel“, ein neuer Band der Serie: „Conquêtes du monde“ (La nouvelle revue française), die durch alle europäischen Länder führt, in der Fabel, in der Komposition und im Stil die Unruhe, Zügellosigkeit und Zerrissenheit unserer Zeit widerspiegelnd. Für Frankreich tut das in unliterarischer Form Georges Anquetil in seinem „roman pamphlétaire et philosophique des mœurs du temps: Satan conduit le bal“, indem ein ungeheures Material von Kolonialgreueln, Finanzschiebungen, Justizmorden und sexuellen Ausschweifungen roh aufgereiht ist. Das Buch sei den Nationalisten in allen Ländern empfohlen. Zu diesen Produkten des Augenblicks gehören auch die anschaulichen, farbensprühenden Reiseeindrücke der Prinzessin Bibesco: „Les Huit paradis“, Bilder von acht Zentren des Orients: Rescht, Teheran, Khoum, Kachan, Isspahan, Lenkoran, Trebizund, Konstantinopel (Bernard Grasset).

Der jung verstorbene Raymond Radiguet, den Schickele seinerzeit hervorhob, hat sich auch lyrisch betätigt. Bernard Grasset hat jetzt seine nachgelassenen Gedichte: „Les Joueurs en feu“ mit einem Widmungsgedicht von Max Jacob herausgegeben; eine Porträtskizze von Picasso ist dem Buch beigefügt. Die Gedichte sind in jenem leichten spielerischen Geist gehalten, dem nur Franzosen Transparenz zu geben wissen. Man erfaßt aus diesen Versen den Dichter unmittelbarer als aus seiner Prosa und empfindet den frühen Tod Radiguets als schmerzlichen Verlust.

Zu dem Roman von André Lamand: „Ton pays sera le mien“ hat Jean Mistler mit seinem Buch: „Châteaux en Bavière“ (Calmann-Lévy) ein Gegenstück geschaffen. Das Erstlingswerk ist immerhin eine Hoffnung. Es schildert die Liebe eines jungen Franzosen zu einer Deutschen in Nürnberg. Die wenigen Abschnitte, die diesem Erlebnis gewidmet werden, sind die zartesten des Buchs. Stimmungsvoll sind auch die nürnberger und bamberger Milieuschilderungen. Der Krieg trennt die beiden. Nach der Katastrophe findet der Held seine Geliebte in Berlin als Witwe wieder. Nun verliert sich die Darstellung in jenem Snobismus, der für die Luxuszüge-Literatur typisch ist. Dem zweiten Teil des Buchs mangelt es an Wahrheit, Schlichtheit und Kraft. Uns Deutsche muß aber die Vorurteilslosigkeit in der Behandlung des Themas sehr sympathisch berühren. Ein solches Buch wäre vor drei Jahren in Frankreich noch nicht denkbar gewesen.

Ein anderer Debütant dieses Jahres, Gil Robin, der hier schon kürzlich erwähnt wurde, hat im Verlag von Simon Kra seinen ersten Roman herausgegeben: „La femme et la lune“, der von Anfang bis zu Ende eine starke Talentprobe darstellt. Er gibt in dem Buch die Psychologie des jungen Mädchens unserer Zeit, die selbstbewußt und selbständig sich ihr Glück zu bauen versucht, nach zwei bitteren Enttäuschungen sich aber in tiefem Pessimismus verschließt und resigniert. Gil Robin versucht den Gegensatz zwischen sinnlicher Liebe und geistiger Zuneigung zu fassen. Er stellt seine Heldin plastisch und blutvoll hin, erreicht aber nicht die letzten Tiefen des Unterbewußtseins in seiner psychologischen Durchdringung der Mädchenseele. Man erfährt nicht, warum die geistige Zuneigung zu dem älteren Gelehrten sich nicht zu sinnlicher Liebe steigert, und warum das Mädchen sich plötzlich an einen Agenten ihres Vaters verliert. Hier fehlen die letzten Aufschlüsse. Sie werden auch nicht in ihrer Abkehr von der Welt gegeben. Die physiologischen Deutungen allein reichen nicht aus. Immerhin ist das Buch als Erstling so hoffnungsvoll, daß man gespannt auf die weitere Entwicklung des Verfassers wartet.

Ein dritter Debütant, Maurice Betz, der die „Cahiers du mois" herausgibt, in denen um Interesse für die neue deutsche Literatur geworben wird, hat im Verlag von Emile Paul seinen ersten Roman: „L'Incertain" herausgegeben, der in Anzeigen mit dem Untertitel: „La Lâcheté de l'homme dans l'amour" angekündigt wird. Das klingt etwas fanfarenartig. Das Buch ist aber sehr still und leise, blaß in der Schicksalsführung. Sein Wert liegt im Lyrischen, in zart geführten Umrißlinien einer hinwelkenden Frauengestalt, während der Mann stark und kraftprotzend diese nebelhafte Gestalt aussaugt und dann sein sinnliches Glück bei anderen Frauen sucht. Maurice Betz' Mitherausgeber der „Cahiers du mois", Emmanuel Bove, hat im gleichen Verlag eine lyrische Skizze: „Visite d'un soir" veröffentlicht, die recht stimmungsvoll ist. Im Verlag von Simon Kra erschien Thomas Manns „Tod in Venedig" in der Übertragung von Felix Bertaux und Charles Sigwalt. Der Verlag von Crès & Cie. leitet eine neue Sammlung: „L'esprit nouveau", mit zwei reich illustrierten Schriften ein: Ozenfant et Jeanneret, „La peinture moderne", und Le Corbusier, „L'art décoratif d'aujourdhui". Beide Bücher weisen textlich und illustrativ in die Zukunft. Sie sind besonders anregend durch die geistreiche Gegenüberstellung von alten und ultramodernen Kunstwerken, Stadtbildern, Landschaften und Menschentypen — eine Pointierung, die in Deutschland nach der Zeitschrift: „Esprit nouveau" erfolgreich vom „Querschnitt" übernommen ist. Im Verlag von Payot hat Henri Clouzot eine glänzende, reichillustrierte Monographie über die Innenkunst des zweiten Kaiserreichs veröffentlicht: „Des Tuileries à Saint-Cloud", ein Werk, das eine lange empfundene Lücke ausfüllt.

Paul Fort veröffentlichte im „Mercure de France" eine Chronik Frankreichs in fünf Akten: „Le Camp du Drap d'Or", ein Lesedrama, in dem sich die transparente Lyrik des Dichters auswirkt; es ist zu zart, um das Rampenlicht vertragen zu können. In derselben Zeitschrift veröffentlichte Pierre Jaccard eine merkwürdige Untersuchung über die jüdische Malerei, die er „l'art grec et le spiritualisme hébreu" betitelt. Die strenge Schönheit der Propyläen, heißt es in dieser Studie, habe niemals so leidenschaftlich erregte Mengen angezogen wie der Tempel von Jerusalem. Die Griechen hätten ihre Religion niemals über den laienhaften und idolhaften Materialismus zu erheben verstanden; erst die Juden hätten Universalismus und Monotheismus gelehrt. Der hellenische Materialismus habe der Kunst eine königliche Straße eröffnet, sie aber gehindert, bis zu den letzten moralischen und religiösen Erhebungen vorzudringen. Ähnliche Gedanken kamen kürzlich in verschiedenen Aufsätzen der „revue juive" zum Ausdruck. Die Germanisten seien auf Pierre Masclaux' Aufsatz „L'idée de Faust" hingewiesen, in dem mit Leidenschaft gewissen Germanisten der Fehdehandschuh hingeworfen wird; er berichtet auch über seine einst in berliner Zeitungen geführte Polemik. In der „Revue de Genève" veröffentlichte Albert Thibaudet eine Untersuchung über den Begriff: Europa. In den letzten Heften der „Nouvelle revue française" erschien der Briefwechsel zwischen Paul Claudel und Jacques Rivière, der voraussichtlich bald in Buchform zutage treten wird. In dieser Korrespondenz werden die tiefsten religiösen Probleme behandelt, die nicht nur für die Entwicklung der beiden Dichter von Bedeutung sind; vielmehr sind die Briefe auch für das Werden, Denken und Handeln der gesamten Generation des heutigen Frankreichs von grundsätzlichem Wert.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die Passion. Roman. Von Clara Viebig. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 414 S. Geb. M. 7,50.

„Den Manen einer, die ich kannte". Also ein Wirklichkeitsdokument. Gesehen von einer Frau, die fühlenden Herzens ist und Gestalterin von Schicksalen. Was bei Anzengruber im „Vierten Gebot" sich vorbereitet, in der Wehklage der Frau Stolzenthaler, das wird bei Clara Viebig zur erschütternden Monographie: die Sorge um die durch Elternschuld im Keim siechen Kindesleben. Eva Wilkowski, von deren Passion der Roman berichtet, hat überall Gefährten und Gefährtinnen. Bei der Lehmann, der Frau in Lichtenberg, in deren muffiger Hinterstube Eva zur Welt kommt, liegt Helene Bumke, welche Katzke, der Herr mit dem Pelzkragen, dort untergebracht hat. „Die hat aber 'n Pech," sagt die Lehmann, als sie den totgeborenen, wie aussätzigen Knaben der Bumke sieht. Grete Wilkowski, Evas Cousine, hat bei ihrer ersten Entbindung Malheur. „Sollte es denn überall dasselbe geben, hier wie dort? In diesen Kreisen wie in jenen? War denn die ganze Welt dieses großen Unheils voll?" Das Kind, das dann nachfolgt, ist krank, ist blöde; und Gretes Mann ist gebrochen: „Er hielt regungslos still, sagte kein Wort mehr, was sollte er ihr auch sagen? Etwas Grauenvolles ging schweigend durchs Zimmer, durch dieses Zimmer, in das zwei junge, sich liebende Menschen eingezogen waren zur Hochzeitsnacht." Die Kinder bei Frau

Lämmlein, die mit der Zentrale für Jugendfürsorge in Verbindung steht, sind „unglücklich, schon vor ihrer Geburt unglücklich". „Waren die alle denn nicht wie ihre Geschwister, ihr nah, ach so nah verwandt?" fragt sich Eva Willowski.

Clara Viebig spricht den medizinischen Fall einmal aus. „Sie haben hereditäre Syphilis," sagt zu Eva, trocken und sachlich, in der berliner Charité der Professor. Da ist es, das giftige, im Dunkel lauernde, die Menschheit anfressende Tier. Frau Viebig erzählt: ein Vorspiel in der damaligen Provinz Posen, deren Farben sie in früheren Romanen gegeben hat, und die Geschichte Evas selbst. Das Vorspiel: jugendliche Havarie des Primaners Manfred Berndorff, empfangen in der Gasse der verdächtigen Lukaszewicz, jäher Tod des cholerischen Vaters, des Gutsbesitzers, Übersiedlung Berndorffs nach Berlin, Brief der Olga Willowski, der Tochter des pensionierten Lehrers, die von dem Abituriumskandidaten in der Hoffnung ist, Wiederbegegnung Berndorffs und Olgas in Berlin, Fortschritte der Krankheit, er läßt Olga im Stich, sie findet ein Asyl bei der Lehmann. Die Geschichte: Heranwachsen Evas, die ein scheues, welkes, nach und nach ziemlich hübsches Kind ist, Heirat ihrer Mutter, der Zuarbeiterin, dann Direktrice in einem Modebasar, mit dem Musiker Hans Blechhammer, der Eva aus den Strandwellen der Ostsee gerettet hat, Antipathie Evas gegen den Stiefvater, verzweifelter Kampf um die Mutter, die stirbt, Eva bei der vornehmen Frau Lessel in der Grunewaldvilla, in der Charité, im dörflichen Diakonissenhaus, von wo sie flieht, bei Frau Bayer im Vorort an der Stettiner Bahn, wo sie aus dem Fenster in den Garten springt, wieder in der Charité, die furchtbare, von Eva bis dahin nicht gewußte Wahrheit. Dazwischen, knapp angedeutet, die Symptome. Und dichterisch betrachtete Bilder und Motive eines düsteren oder helleren Realismus: der Selbstmord der Lehmann, die ihre Existenz nicht mehr erträgt, Eva am Meer, der kleine Spitz, der ihr nachläuft und den sie mit Herzklopfen hütet, die schwarze Wanda im Charitébett neben ihr, die Evas Goldstück unter ihrer Zunge versteckt, weil sie hofft, in die Heimat fahren zu können, die Mutter Bensch, die runzlige alte Häuslerin, bei den Diakonissen. Und immer die roten Backsteingebäude, die weiten Höfe, die umbuschten Anlagen der Charité, in der es sogar einen Frühling gibt und Amseln. Und das Inferno des Wollsaals.

Aber der soziale Sinn des Romans ist noch ein anderer: Eva Willowski, die nun gehört hat, was mit ihr ist und die Protektion verloren hat, sucht Arbeit als Dienstmädchen. Mit einem Köfferchen und einem Karton. Zuerst wohnt sie in der Palissadenstraße bei der Bumke, die Dirne geworden ist, und sieht gleich, daß ihre Wanderung wiederbeginnen muß. In ihrem Dienstbuch hat sie noch kein einziges Zeugnis. Sie wird von einem alten Ehepaar in der Yorkstraße angenommen, von einem Intendanturrat zu seiner gelähmten Tochter, von einer Baronin, dann hier und dort, in vielen Häusern, bei Arbeitgebern jeder Schicht. Und überall wird sie aufgestört, „krankheitshalber" entlassen. Sie ist die Bemakelte. Zum Schluß, bei der Frau Alsheim in Schöneberg, die gar keine Frau Alsheim ist, sondern sich den Herrn Alsheim in wüstem Schlafzimmerzank erobern wird, überantwortet sie sich dem Todesverlangen, vergiftet sie sich in der Küche mit Gas. „Himmlische Ruhe, erlösender Friede. Es war vollbracht." Das ist, nach Kapiteln, in denen die Soziologie des „Täglichen Brots" sich erneuert, der hoffnungslose und doch von dem Menschenmitleid einer starken, unerschrockenen, reinen, mütterlichen Natur verklärte Ausgang.

Berlin — Paul Wiegler

Der abgebaute Osiander. Roman. Von Wilhelm Schussen. München 1925, Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G. 190 S.

Der vom Abbau betroffene Schussen hat sich über diese Inflationsschikane zu erheben gewußt, indem er den unwillkommenen Anlaß zur willkommenen Flucht aus der Hauptstadt, wo er sich nie so ganz wohl gefühlt hat, in seine geliebte oberschwäbische Heimat benutzte. Dem abgebauten Osiander, in dessen Schicksal sich das seines Dichters spiegelt, ist es ähnlich ergangen. Ein kleiner Beamter geworden, weil er seiner Malerkunst nicht recht traut, wird er durch einen mit ihm in der Liebe rivalisierenden Ministerialrat aus dem Staatsdienst verdrängt. Der Zufall, hinter dem nur seine eigene übertriebene Gewissenhaftigkeit etwas wie unterbewußte Absicht wittert, läßt ihn den Gegner überradeln, der dadurch auch seinerseits aus einer verheißungsvollen Laufbahn geworfen wird. Beide werden dann vom Landleben aufgenommen und finden dort durch die zu ihnen gehörige Weiblichkeit ihre Ergänzung. — Die novellistische Erfindung ist noch nie Schussens Stärke gewesen: es kommt bei ihm immer viel weniger darauf an, was er erzählt, als wie er es erzählt. Auf dem vollkommenen Einklang von Inhalt und Stilform beruht seine Künstlerschaft. Auch hier wieder nimmt er dem Narrenspiel des menschlichen Daseins und dem Tohuwabohu der modernen Überkultur gegenüber seinen individuellen Standpunkt ein. Lächelnde Milde und verzeihende Güte, die ihn immer wieder auf echtes Menschentum stoßen läßt, schlägt ihm die Waffe des Zorns aus der Hand, und aus dem Herzen quellender Humor überwindet schließlich die Neigung des Verstandes zur Satire. Ein Jean Paul verkleinerten Formats und schwäbischen Geblüts!

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Ernst III. Roman. Von Georg Freiherrn von Ompteda. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 489 S. Geb. M. 8,—.

Nach langem Schweigen meldet sich Ompteda wieder einmal mit einem neuen Roman zum Wort, in dem man den alten Meister der Erzählungskunst nach wie vor schätzen kann, der aber doch auch einen weiteren Zug in seine Darstellungsweise bringt: einen satirischen. Nun muß man freilich Ompteda kennen, um zu begreifen, daß seine Satire nie zu blutigem Hohn wird, wie er in mannigfachen Pasquillen unserer Zeit zutage tritt. Seine Satire gibt lediglich das Nichtige und menschlich Kleine dem Lachen preis, sie trägt einen heiteren Charakter, wenngleich sie auch den Ernst des Lebens mit der Schellenpeitsche streift, und sie erfaßt den Gegenstand der Spottlust in seinem innersten Wesen. Das kann er, zumal in diesem Roman, der ein Zuständliches schildert, das der Verfasser zur Genüge kennengelernt hat.

„Ernst III." ist ein Hofroman und zugleich die Entwicklungsgeschichte eines jungen Königs, der durch den jähen Tod des Kronprinzen unvermutet und unerwartet auf den Thron berufen wird. Der bisherige Rittmeister hat es natürlich nicht leicht, sich in Amt und Würden hineinzufinden, zumal in einer Umgebung, der er doch auch als Mensch ziemlich fremd gegenübersteht. Denn der junge Herrscher ist ein sehr einfacher Mensch, mit gütigem Herzen, mit klarem Blick und einer hübschen Dosis Mutterwitz ausgestattet, aber wie bei

den meisten Höfen, so gibt es auch im Königreich Tillen allerhand Kreaturen, die sich an ihn herandrängen und ihn zu beeinflussen suchen. Diese Gesellschaft mit ihrer Streberei, ihrem persönlichen Ehrgeiz, ihrem lächerlichen Byzantinismus weiß Ompteda ganz besonders gut zu schildern, ihr gilt in der Hauptsache seine schmunzelnde Satire, und wer je einen Einblick in dieses Treiben genommen hat, der wird nicht bestreiten wollen, daß der Verfasser hier „lachend die Wahrheit sagt". Abseits dieser Galerie von Hofschranzen steht ein nicht ebenbürtiges Paar, das dem Glanze des Purpurs weit entrückt ist, das der königliche Mensch aber vielleicht gerade deshalb in sein Herz geschlossen hat: sein ehemaliger Bursche Piephacke, nun zum ersten Kammerdiener aufgerückt, und die Lore-Lene, die nichts weiter ist als eins der vielen königlichen „Scheuermädchen", deren Tagesaufgabe darin besteht, die Zimmer im Schlosse zu säubern und in Ordnung zu halten. Dieses Mädelchen spielt eine winzige Nebenrolle, Lore-Lene taucht gewissermaßen nur in Andeutungen auf, aber es zeugt für die schöpferische Kunst des Verfassers, daß der Leser sie trotzdem nicht aus den Augen verliert, weil er in ihr etwas Höheres und Größeres spürt als in der Schweifwedelei der Kreaturen: die Liebe des unverdorbenen Volks.
Und das ist das Feine, Kluge und Liebenswerte in diesem Roman eines Königs, daß er in bestem Sinne zugleich ein Volksbuch ist: nicht nach der Schablone einer Effekthäufung auf dieser und jener Seite, denn natürlich wandeln auch durch das alte Schloß aufrechte und ehrliche Gestalten, die nicht ewig den Rücken krümmen – es handelt sich bei Ompteda keineswegs um eine auf das Butterbrot gestrichene Tendenz, sondern um die Deutung, warum die Dankbarkeit des Volks dem Herrscher gehört. Und die Antwort ist einfach: weil dieser Herrscher in seiner schlichten Pflichttreue zugleich der beste Diener seines Volks ist.
Der Roman ist umfangreich, er umfaßt 489 Seiten. Daß er breit angelegt ist, liegt in der Natur des Stoffs, denn er ist auch ein Erziehungs- und Entwicklungsroman. Aber man liest ihn mit Vergnügen, trotz mancher unleugbaren Längen, als das Werk eines feingeschulten Geistes, eines guten Kenners der höfischen Umwelt vergangener Zeit (und über unsere Grenzen hinaus vielleicht noch der gegenwärtigen) und schließlich als eines prinzipiellen Monarchisten, der sich die Unbefangenheit des Urteils zu wahren verstanden hat. Unbefangen soll man das Buch auch lesen – dann wird selbst der heftigste Gegner der Anschauungen des Verfassers seine Freude an der Lektüre haben.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Grabbe. Der Roman seines Lebens. Von Paul Friedrich. Berlin 1925, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt Engel und Toeche. 205 S.

Nach einer geschmackvollen Grabbe-Ausgabe beschert uns Paul Friedrich jetzt einen Grabbe-Roman. Die analysierenden, aber etwas ungeordneten „Gedanken um Grabbe" des Nachworts der Ausgabe werden in das Schlaglicht loser Bilder gepreßt, literarische Erkenntnis soll ins künstlerische Erlebnis übergeleitet werden.
Es ist ein ästhetisches Bekenntnis unserer Zeit, daß sie den großen Problematiker, „den Wedekind unserer romantischen Großväter", wie Julius Bab so treffend sagt, im Drama und auf der Bühne bändigen will. Hanns Johst ging voran; größer gelten die Taten von Jeßner und Barnowsky. Man täte Friedrichs Ringen um Grabbe Unrecht, wollte man die Quellen seines Romans in einer Modeströmung suchen. Er folgt keiner Mode, sondern dem Drang des entzündeten Geistes. Auch dem der dichterischen Intuition? Daß er Grabbe ein seelisches Zentrum gibt, daß er die Disharmonie des Geistes und die des Körpers zeichnet, die Kraftmeierei und die Schwäche, den Zynismus und die bizarre Phantasie, daß er nicht gewollte Kraftgenialität, sondern das innere Muß eines tragischen Schicksals sieht – ist Ergebnis schöner Vertiefung in Grabbe, Frucht seiner kritisch-psychologischen Aufhellung. Aber das seelische Zentrum ist nicht ebenso dichterisches Zentrum geworden, um diese Doppelgestaltung eines Geistes, von dem Goethes Wort über J. Chr. Günther auch gilt, in der Zeitlosigkeit zu formen, die das Wesen des Ewigmenschlichen erst enthüllt. So bleibt Einfühlung in ein Charakterbild, aber es bleibt auch ein Rest, wo Friedrich, nicht Grabbe, blutleer erscheint, wo er gigantische Quadern in sentimentale und banalisierende Szenen zwingt (beispielsweise die Vorlesung der „Hermannsschlacht" und die Todesszene). Und man steht diesem Roman mit ähnlichem Gefühl wie Johsts „Menschenuntergang" gegenüber: der Autor beweist literaturgeschichtlich, daß dieser Grabbe ein genialer Schöpfer war, indem er Einschiebungen aus Grabbes Dramen häuft.
Friedrich sah, daß Grabbes Schicksal seiner Natur nach unepisch verläuft, weil ihm die Konsistenz und die Ruhepunkte fehlen; darum wählte er für die Darstellung mit Recht die Form aneinandergereihter Bilder (Grabbes Leben ist eine Bilderfolge). Aber er fällt zuweilen aus dem Stil und drängt subjektive Betrachtungen vor (S. 137), wie er auch im Übermaß von dem technischen Mittel Gebrauch macht, seinen Dichter immer wieder als einen dem Leser Unbekannten einzuführen.

Halle (Saale) — Edgar Groß

Frau Sixta. Ein Roman aus den Bergen. Von Ernst Zahn. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 310 S. Geb. M. 7,—.

Klar und himmelanstrebend wie die gewaltigen Berge um ihr Brückengut hoch oben in den Alpen ragt Frau Sixta und ihr Erlebnis aus den Tälern menschlicher Enttäuschung und Kleinlichkeit. Sie macht nicht allzu viele Worte, diese Frau Sixta, die früh und gezwungen einen Trinker heiraten muß, die dann spät, ach viel zu spät, nach dessen Tode Herz und Leib zum zweitenmal an einen um Jahre jüngeren Mann verschenkt, der ein Sinnierer und Halbwacher bleibt, bis er der Frau Sixta Tochter aus erster Ehe sieht und liebt und ihr verfällt. Die Jugend muß zu Jugend, erkennt Sixta. Einmal sagt sie: „Man gerät in die Welt hinein, bevor man sie versteht, und wenn man sie verstehen lernt, sind die Türen zugefallen und es nutzt nichts mehr, daß man erkennt, man sei durch die unrichtige hereingekommen." Als dann Haß und Neid und Mißgunst der Menschen im Tal gegen die Drei aufstehen will, da ist es wieder Frau Sixta, die ihre eigenen Wünsche glättet, wie ein windstiller Tag den tiefen Bergsee vor ihrem Hause, und die den beiden jungen, unbeholfenen Menschen den Weg in ein neues Glück zeigt jenseits der menschlichen Gesellschaft und aller herkömmlichen Formen. Das hohe Lied der Heimat gestaltet der Dichter in dieser einzigen Frau Sixta, der nicht nur im Rate zu Bermatten als einer Wohltätigen und Merkwürdigen, der Nachkommen zum Gedächtnis, ehrend Erwähnung getan wird. Ihr Name wird fortleben auch im großen Frauenbuch unserer Dichter, eine, die dem Schicksal nichts getan hat, und das ihr doch nichts Gutes gönnt von Kindheit auf.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

In Allmutters Garten. Von Paul Steinmüller. Stuttgart 1925, Greiner & Pfeiffer. 87 S.

Steinmüller will hier so etwas sein wie ein rhapsodisch schreitender Löns (der allerdings die Tiere nur bei Namen kennt und aufzählt, nicht gestaltend nachbildet in ihrem Wesen). Zugleich fühlt er sich als Sachwalter urdeutschen Mythen- und Sagenguts, soweit es Bäume, Pflanzen, Tiere angeht. In zwölf Stücken wandert er durch des Waldes Jahreszeiten, Betrachtung und Belehrung gemütsschwärmerisch mengend. Er ist Beobachter und Jäger, Freund und Feind des Wilds. Kaum — ein Dichter. Schon die dauernde Verwendung von Namen der Sage (Gewitter — Tors Hammer, Raben — Wotans Vögel, Herbstbuntheit — des Herbstes Waberlohe) beweist, daß ein im Eignen Unsicherer den gehobenen Ton braucht, um dem Vorgebrachten Bedeutung zu leihen. Freude an der Natur als der unversieglichen Heil- und Schönheitsquelle ist sicher da. Aber sprachlich ist diese Popularisierung mehr oder weniger bekannter Naturtatsachen — „Poesie" aus zweiter Hand.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Die Lemminge. Roman. Von Adolf von Hatzfeld. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 189 S. Geb. M. 5,—.

In der Mitte dieses Buchs ein einziges Leben, das sich austrast und in seinen Wirbel die andern mit hineinzieht, die in seinen Kreis treten. Ekstatische Besessenheit und irdisches Getriebensein verzehren und verzerren Iwan Wagner, für dessen Geschick das der Lemminge zum Symbol gewählt wird. Lemminge? „Es sind dies kleine Nagetiere, zu der Klasse der Wühlmäuse gehörig ... In unbezähmbarem Drang, unbeirrbar in ihrem Entschluß, laufen sie zur Küste, stürzen sich kopfüber ins Meer und finden so in den Wellen den Tod ... Eine unheimliche Kraft scheint sie ohne erkennbaren Grund in den Tod zu treiben." Iwan Wagners Geschick ist das der Menschen, denen die Liebe zu klein oder doch zu groß ist, die lieben und doch nicht lieben können, deren glühendes und verzerrtes Gesicht tiefer sieht als das der anderen und doch immer am Wesentlichen vorbeisieht. Wenn sie geben sollen, sind sie leer, und wenn sie geben wollen, sind sie verlassen. Sie sind die geborenen Zerstörer, Aussauger, Vampire und wiederum auch die göttlich Besessenen. Hatzfeld schuf keinen Roman im eigentlichen Sinne, sondern ein lyrisches Prosastück von ungebändigter Leidenschaftlichkeit, das dort in Sprache und Gehalt seine Höhepunkte hat, wo die in seinen Gedichten niedergelegten Grundelemente eines Wesens sich offenbaren.

Aachen — Oskar Jancke

Achaz Hasenhüttl und die Weltgeschichte. Roman. Von Hans Ludwig Rosegger. Berlin 1925, Deutsche Landbuchhandlung. 292 S.

Dieser Art kann man viele Bücher schreiben, ohne Phantasie und Geistvermögen allzusehr anzugreifen. Die Lebensrechnung geht dabei recht glatt und kampflos in einem sanftzufriedenen Hindruseln auf, Probleme sind ins Blaue weggelogen und man ißt und trinkt sich sacht zu Tode. Dabei hat Rosegger das Handwerk gelernt, auch wie man Episoden und Beobachtungen ergötzlich einlegt ins Mosaik des erzählerischen Ganzen, aber Geist und tieferes Recht solchen Buchs bleiben einigermaßen fragwürdig. Zudem ist dieser Archivar Achatius, der, ein ängstlich-bescheidener Büchermensch, inmitten einer steiermärkischen Schloßidylle die Familiengeschichte seines Herrn, des Freiherrn Johann Franz von Rindsmaul, aus verstaubten Urkunden von den Kreuzzügen an zusammensucht, eine heute ziemlich unmögliche Erscheinung, ein Hinterwäldler der Epoche. Weit frischer der Freiherr: Unterm Druck der Nachkriegszeit vertauscht er ein freies Globetrotterleben mit dem eines Vertreters der reichen Firma seines Schwagers Jehotte (Amsterdam) in Batavia, läßt Rinegg und Rinsdorf allein weiterschlafen. Witzig konturiert ein paar nicht sehr neue Typen, Ergänzung des Personenmaterials, das ein Roman nun mal braucht, um epische Bewegung wenigstens vorzutäuschen: Ein gutmütig knurrender Dorfbader Zugsbratl, ein zugeflogener junger Maler Beppo Zwanzger mit drastischem Mundwerk, ein lebenskluger Pfarrherr, ein rauhbeiniger Schloßvogt (dessen zigeunerhafte Enkeltochter der Beppo heimführt). Selbiger Beppo beseitigt auch durch einen geschwindelten „Brieffund" das Peingespenst des harmlosen Hasenhüttl, die sehr unbürgerliche Liaison einer früheren Rindsmaul, Maria Salome, mit einem Erzherzog Ludwig, so daß die Chronika derer von Rindsmaul dem wackeren Achaz ehrsam, bedeutungsvoll und loberfüllt aus der Feder läuft. Im übrigen wird im Buch gern und gut getafelt, wozu eine reiche Natur den rechten Ansporn gibt. In seiner unverkennbaren Liebe für ramponierte Menschenkäuze wandelt H. L. Rosegger eher in der Nachfolge Raabes, als in der seines Vaters Peter.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

David findet Abisag. Roman. Von Theodor Heinrich Mayer. Leipzig 1925, L. Staackmann. 244 S.

Diesmal verspricht ein Titel weniger als das Buch gibt. Denn man könnte meinen, nichts als einen biblischen Liebesroman, eine alttestamentarische Sexualstudie zu finden, und es ergibt sich eine an großem Beispiel geführte Problematik: Vater und Söhne. Erst am Schluß erblüht aus Kämpfen und politischen Umtrieben das Liebesidyll, durch die rein und innig empfundene Gestalt des Mädchens ebenso wie durch die satte saftige Männlichkeit Davids zu dichterischer Eindringlichkeit erhöht.

Das Buch setzt sprachlich und darstellerisch matt ein und erstaunt im Verlauf durch seine wachsende sprachliche und schildernde Kraft. Ohne viel Platz zu beanspruchen, runden sich die mannigfachen Figuren bald zu schöner Lebendigkeit. Und schließlich anerkennt man den Kunstwillen, der sein Problem überlebensgroßen Menschen unterschob, als zureichend und erfolgreich.

Berlin — Kurt Münzer

Der Grenzpfahl. Roman. Von Liesbet Dill. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 386 S. Geb. M. 7,–.

Eine Geschichte aus unseren Tagen mit politischem Grundmotiv: Deutsche Lothringer im Zwiespalt ihres bürgerlichen Heimatgefühls. Sind sie mehr Deutsche oder mehr Lothringer? Gewinnen sie es über sich, in ihrem französisch gewordenen Heimatland zu leben, obwohl ihr Herz deutsch ist? Schließlich siegt die Treue zum Heimatboden — nicht um des materiellen Vorteils willen, sondern weil die Erdverbundenheit allein dem Menschen innere und äußere Selbständigkeit, gesunde Lebensmöglichkeit schafft. Das gefahrdrohende, politisch wechselvolle Schicksal des Grenzlands muß in Kauf genommen werden. Es bleibt nichts als die Hoffnung auf lange Erhaltung des Friedens zwischen den streitenden, hier so eng ineinander verzahnten Nationen.

Das Buch hat unstreitig das Verdienst, ein Lebensproblem, wie es die Nachkriegszeit für so viele Deutsche zumal im Heimatgebiet der Verfasserin geschaffen hat, mit Entschlossenheit und Takt an einem geschickt konzentrierten Stoff zu erläutern und zu einer fraulich überzeugenden, brauchbaren Lösung zu führen. Chronologisch wäre etwas mehr Deutlichkeit erwünscht; während man sich nach dem äußeren Gang der Ereignisse (Rentenmark usw.) bereits etwa ins Jahr 1924 versetzt glauben muß, wird man am Ende plötzlich nach 1922 zurückgeworfen. Aber das Buch wird vielen ein befreundeter Führer sein, denen das Schicksal des Grenzdeutschtums selber Herzensangelegenheit ist.

Mannheim — Erich Dürr

Tiergeschichten. Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 2 Bände. Hamburg-Großborstel 1925, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 118 und 115 S. Geb. je M. 2,—.

Diese treffliche Stiftung kommt den Zeitwünschen entgegen und schenkt ihrer Gemeinde zwei Bände von Tiergeschichten. Es sind nicht die reinen Erzählungen vom Tier, die wir heute schätzen, sondern die — in gutem Sinne — altmodischen vom Menschen, dessen Schicksal sich mit dem des Tiers verknüpft. Es genügt, einige Namen der Ausgewählten herzusetzen: Gottfried Keller, Marie von Ebner-Eschenbach, Löns, J. V. Jensen, Bonsels. Ihren Zwecken entspricht diese schlichte Sammlung durchaus.

Berlin — Kurt Münzer

Möff Pürzelmann. Die Geschichte eines wilden Schweines. Von Egon Freiherrn von Kapherr. Mit 18 Zeichnungen von Paul Haase. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 144 S. Geb. M. 4,50.

Kapherr, als großer Jäger dazu berufen, schreibt nun auch sein Tierbuch, und es ist nicht nur ein Tierroman geworden, sondern zugleich etwas wie eines Dichters Lehrbuch von Wald und Försterei, Wildbehandlung und Jägerei. Nicht etwa wie Fleuron schafft Kapherr das tragische Buch vom Tier, nicht wie die vielen namenlosen anderen vermenschlicht er die wilde Kreatur und entstellt Naturwesen zu schrecklichem Zwittergeschöpf. Er sieht das Tier als Jäger, er versteht es als Freund, er zeichnet es als Liebender. Es ist ein Mensch, der es ansieht, aber er sieht nicht sich in sein Objekt hinein, sondern stellt es dennoch aus seiner eigenen Sphäre heraus dar. Weil dieser Mensch ein Weiser ist, ein viel Erfahrener, ein Überlegener, kommt Humor in die ganze Sache. Krieg und Freundschaft, Liebe und Leidenschaften lassen ihn schmunzeln. Dieses Lächeln, das das Buch überglänzt, gibt ihm einen anmutigen Reiz. — Anmut und Sau! Aber das Schwein verliert hier alles, was unser Vorurteil ihm anhängt. Es ist der freien Kreaturen schönste eine. Und es bleibt im übrigen nicht bei der Geschichte eines einzelnen Tiers. Es ist der Roman des Waldes überhaupt. Dachs und Rabe, Hirsch und Ringelnatter, Hase und Frosch: die ganze Welt des Wildschweins tut sich uns auf. So viel Getier, so viel Charakter. Noch innerhalb der Art Wesensunterschiede in jedem Individuum, jedes eine Individualität! Das spielt und frißt, liebt und kämpft in Wald und Rohr und Feld, in Lüften und Höhlen. Der sauer duftende, nach Rauch stinkende Mensch ist der Dämon dieser sonst so seligen Welt. Sein Unverstand bringt sinnlosen Mord und tragische Zerstörung von Frieden und Zukunft in das ewige Paradies. Ja, es ist wie Blick ins Paradies. Glücklich der Mensch, der Augen hat, es zu sehen! Wenn man es sieht, muß man nicht Dichter werden? Oder: muß man nicht Dichter sein, um es zu sehen?

Berlin — Kurt Münzer

Der Zug der Cimbern. Von Johannes V. Jensen. Deutsch von Julia Koppel. Berlin 1925, S. Fischer. 264 S. M. 4,50 (6,50).

Was ist uns Hekuba! möchte man sagen, wenn man einen Cimbern-Roman lesen soll. Aber schon die dritte Seite hat uns gefangen, und schon merkt man, daß Jensen selten so sehr Dichter war wie gerade in diesem Buch. Verschollene Zeit, Legende, Mythos macht dieser Magus aus dem Norden lebendig, daß wir glühend mitten darin atmen. Er gibt nicht nackte Historie, sondern einmal setzt er Völkerpsychologie in Darstellung um, macht aus Geschichte Schicksal; das andere Mal webt er in den blühenden Gobelin dramatische Szenen ein, einen Roman von keuscher und saftiger Fülle, von urstarker und himmlisch milder Tiefe. Die Wandlung von Natur zu Kultur, die Mündung des Nordens in den Süden, den Weg von Eis zu Wärme, die schließliche Bindung und Durchdringung von Urmenschentum und Kulturmenschlichkeit: das sind die Unterströmungen dieses Romans, der mehr als das ist. Im letzten Drittel macht es sich Jensens großartige Phantasie leichter, und Plutarch muß mit seinen Berichten die Ermüdung des Dichters decken. Aber dann, im letzten Kapitel, wird das Buch ganz wieder wundervolle Vision — die erste Blüte bricht auf aus der Vermählung des Nordens mit dem Süden — und entläßt uns mit der dankbaren Erinnerung an ein so künstlerisches wie menschliches Erlebnis.

Berlin — Kurt Münzer

Verschiedenes

Dantes göttliche Komödie. Das Epos vom inneren Menschen. Eine Ausdeutung von Else Hasse. Kempten und München, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 562 S.

Das Werk behandelt in einem ersten kürzeren Teil Dante als Ethiker, den Gottgedanken in der Göttlichen Komödie, Dante, Beatrice und Virgil, und als Überleitung zum zweiten „Die drei Reiche“. Der zweite Teil gibt eine fortlaufende Erläuterung der Comedia, anschließend an die Einteilung in Hölle, Fegefeuer und Paradies und die einzelnen Gesänge. Über die Absicht und Grundauffassung des Buches sagt das Vorwort: „Die Arbeit zielt auf die innere Wahrheit des Ganzen, so zwar, daß nicht nur eine Auslegung, sondern Rechtfertigung gegeben, seelische Tatsachen hinzu ergänzt werden und die einfache Bildersprache Dantes in die vielfältige neuzeitliche Gedankensprache übertragen werden wird. Mit dem rein-geistigen Gehalt der Bilder sehen wir allmählich sowohl Gesetze der Sittlichkeit als auch eine Metaphysik hervortreten, die genau so überzeugend ist wie es jene sind, weil sie erlebt werden kann, erlebt in ihren befreienden Wirkungen. Diese Metaphysik, zuerst nur vorgeahnt, zuletzt als klarer geistiger Besitz, ist die Grundursache für den Wandel der sittlichen Erfahrungen und Weltanschauungen, die sich uns im Rahmen der „Göttlichen Komödie“ darstellen: Dante geht vom Materialismus und Pessimismus (Hölle) zum Dualismus über (Fegfeuer), überwindet das Schwanken zwischen Materie und Geist, Sinn und Seele, Naturgebundenheit und Gottesliebe und endet als freier Geistesmensch und Christ (Paradies).“ Dementsprechend versucht die Verfasserin, den zeitlosen Gehalt der Dichtung in moderner Prosa wiederzugeben,

die alten und ewig neuen Problemstellungen und Problemlösungen aus dem Milieu gegenwärtigen Seelentums heraus in ihrer zeitlichen und räumlichen Allgemeingültigkeit klarzustellen. Sie ist in den Gehalt der Comedia in anerkennenswertem Maße eingedrungen und erreicht ihr Ziel, soweit es in einer von dem Werke bzw. seiner Übertragung selbst getrennten Darstellung erreicht werden kann. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß die Ausführungen, in dem Bestreben, dem modernen Menschen entgegenzukommen, nicht immer die Tiefe der freilich sehr schwierigen Anmerkungen, z. B. von Philaletes, zu seinem Übersetzungswerk haben. Über die Grenzen der Popularisierung derartiger Ideen wird man immer verschiedener Meinung sein können. Der Ultramoderne will Dante nicht popularisiert haben, weil er trotz aller Zeitlosigkeit doch etwas im Absoluten Wurzelndes, seinem kärglichen Relativismus Feindseliges in dem Mann und seinem Werk wittert. Der Ultraorthodoxe wiederum will es aus dem umgekehrten Grunde nicht, weil er eine Profanation des dogmatisch und religiös gebundenen Gehalts durch Modernisierung und Popularisierung fürchtet. Das sind Gesichtspunkte, die einer solchen Paraphrase neben dem Werk mit ebensoviel und ebensowenig Recht entgegengehalten werden können wie dem vom Referenten unternommenen Versuch, in und mit der Übertragung selbst bereits diesen innerlichen Akt wirklicher Aneignung des Gebotenen zu vollziehen. Aber ohne Umschreibung in, unter oder neben dem Text geht es nun einmal bei Dante nicht. Das hat weder bei der Sprache noch mit der Zeit zu tun, sondern einfach mit der ungeheuren Konzentration seines Geistes, der wir schlechterdings nicht mehr gewachsen sind. Deshalb ist jeder Führer dankbar zu begrüßen. Nur wäre statt weiterer Erweiterungen eher gelegentliche Kürzung zu empfehlen.

Siegfried Trenck

Einführung in die moderne Religionspsychologie. Von Georg Wunderle. Kempten 1923, Josef Kösel und Friedrich Pustet. 140 S.

Es ist interessant, zu verfolgen, wie der gelehrte Verfasser als katholischer Theologe der psychologischen Erforschung des religiösen Erlebens nachgeht und die „Aufgaben und Methoden der religionspsychologischen Untersuchung“ dartut, wie er sie als „unfertig und problematisch“ nachweist, die Vermengung von religionsphilosophischen und religionspsychologischen Zielen ablehnt und diese junge Wissenschaft lediglich als Tatsachenwissenschaft verstanden wissen will. Die religiösen Wert- und Normwissenschaften seien von der Religionspsychologie (zu deren „Forschungsbereich nun einmal die Erörterung der Wahrheits- und Geltungsfragen nicht gehöre“) streng zu trennen. Von einer naturwissenschaftlichen Exaktheit der letzteren könne überhaupt nie gesprochen werden, denn das eigentliche religiöse Erlebnis als solches sei in seiner Ausprägung und in seiner Entwicklung nicht durch mathematisch-physikalische Gesetze bestimmbar. Aber die Religionspsychologie vermöge auch die Gestaltung und Formulierung von Glaubenssätzen nicht im geringsten zu beeinflussen. Glaubensinhalte als solche kämen nie und nimmer aus dem persönlichen religiösen Erleben des Einzelnen. Das Umgekehrte sei der Fall: der Glaubensinhalt sei „Grund und Richtschnur zugleich für praktisches Leben der Gläubigen“. Die durch das Denken geschehende Darstellung oder Formulierung des religiösen Erlebens sei das Primäre, das religiöse Erlebnis das Sekundäre. Das religiöse Geschehen in uns erhalte und reguliere sich durch eine begnadete Innenschau und durch jene experientia (Erfahrung) oder experimentalis cognitio (mystische Erfahrung), die als freie göttliche Gnadenzuteilung sich vagem Erleben entziehe. Thomas von Aquino nennt es eine Gottangleichung durch Liebe, eine Liebe allerdings, die erst dort strebend und wirksam sein kann, wo ihr Ziel vorher gegenständlich erkannt wurde: das sichere Bewußtsein des erkennenden und liebenden Gottesbesitzes, das sich im mystischen Erleben als Vorstufe des einstigen ewigen Gottesgenusses kundtut. Das Wesentliche des religiösen Vorgangs läge also in jener urtümlichen Form des menschlichen Innenlebens, die wir „Glauben“ nennen und die, wenn ich so sagen darf, der Stil und die Grundhaltung des verborgenen Menschens des Herzens ist. Gewiß, darüber kann keine Religionspsychologie aufklären, wie sie ja überhaupt den religiösen Normwissenschaften gegenüber hilflos ist oder gar versagt. Wo die Innerlichkeit verstummt, hat jede Religion zu sein aufgehört. Ihre geistigen Wesenheiten sind mehr als das religionspsychologische Experiment, und alle Methodik der Welt vermag nicht „Religion“ zu erzeugen. Nicht einmal der Unterricht vermag es.

Man kann nicht in allem dem Verfasser beistimmen, auch sind einige Probleme seines Themas — und das geht ja übrigens genugsam aus seinen Begründungen deutlich hervor — theoretisch nicht lösbar. Sicher ist aber ohne gründliche theologische Schulung die Religionspsychologie arger Dilettantismus, der mit bloßen (vielfach ästhetisch bedingten) Subjektivitäten der Beobachter und Beobachteten arbeitet. Ihnen fehlt das Wichtigste: das Verständnis für den Geist und die Sehnsucht einer Religion. Hier liegt die Stärke der vorliegenden Arbeit, da sie gerade für die Welt des religiösen Lebens (in ihren tieferen Gesinnungen, Auffassungen und Wertungen) praktische Einsicht hat. Die Religion kann nur vom Religiösen verstanden werden. Religion ist Begabungssache und trotzt allen sogenannten exakten Methoden. Ihre Tatsachen kennen, heißt noch nicht ihr Wesen kennen. Auch hier ist im Sinne Nietzsches das „Begreifen“ ein Ende: alles „klar“, aber auch alles zu Ende. Auch hier sind vermeintliche aufklärende Auslegungen der Tod der Sache. Ob des Verfassers katholischer Standort des Dogmas annehmbar oder unannehmbar, befreiend oder störend ist, hilft nur wenig zu lebendigerem Verständnis der Sache und des höheren Lebens, von dem alle Religion ihre Kraft nimmt; aber wie dem auch sei, richtig scheint es mir zu sein, daß er die den Erlebnistatsachen zugrundeliegende Idee aus eigenem, wirklichem, religiösem Leben zu würdigen versteht und daß er von Religion redet wie der Künstler von der Kunst, wie der Arzt vom menschlichen Körper und wie der Liebende von der Liebe. Er weiß um das Geheimnis der Sache. An den Wahrheiten, Geboten und Schauungen des Glaubens orientiert sich das „religiöse Gesamtverhalten“ vieler Menschen (nicht aller!), aus ihnen wächst ihr Vollendungszustand geistlichen Lebens und schafft jene erwartungsvolle Unruhe im Herzen, von der alle religiöse Sehnsucht lebt. Sie ist nicht verwirrt in unberechenbare Launen einer schweifenden Subjektivität und Stimmung, aber sie verweigert sich unserem Worte. Religiös gesprochen: sie hat nur in Gott ihren Sinn.

Wien Franz Strunz

Ludwig Thoma. Von Fritz Dehnow. München, Albert Langen.

Ein begeisterter Freund des bayrischen Dichters kommt in dem kleinen, sehr geschickt und übersichtlich gemachten Buch zu Wort, dessen Sinn der Satz enthält: „Wenn Dichter, die heute die Gunst der literarischen Welt und der maß-

gebenden Literaturkritik genießen, längst vergessen sein werden, wenn aus der Literatur unserer Tage aller Plunder verschwunden sein und nur das Gold bestehen bleiben wird, dann wird Ludwig Thoma bleiben." Damit mag Fritz Dehnow recht haben, wenn er seine Meinung auch in einem besseren Stile hätte ausdrücken können. Thoma ist wirklich „einer der großen Erzähler der deutschen Literatur". Aus gut zusammengestellten Zitaten wird versucht, einen Begriff vom Wesen Ludwig Thomas zu geben. Sympathisch wirkt die Erscheinung des kraftvollen, natürlichen Altbayern, der seine kleine Welt mit Meisterschaft beherrschte, aber nicht über sie hinaus zu sehen und namentlich zu verstehen wußte. Sein Lebenswerk ist wie im Schaufenster von Fritz Dehnow ausgestellt: und es ist, als wollte der Freund sagen: Greift zu! Lest! Hier habt ihr einen wirklichen Dichter und echten Menschen mit Vorzügen und Schrullen, mit Begeisterung und Einseitigkeit, aber immer einen Künstler mit reinem Herzen.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Jacopone da Todi. Von Hermann Preindl. Leipzig 1924. Vier Quellen Verlag. 88 S.

Lauden des Jacopone da Todi. In deutscher Übertragung von H. Federmann. München 1923, C. H. Beck. 126 S.

Jacopone, einer der würdigsten Nachfolger des Armen von Assisi und einer der Ergriffensten unter den damaligen Spielleuten Gottes, feiert hier verdiente Auferstehung. Preindl zeigt mit gründlicher Sachkenntnis und unter Berücksichtigung der philosophischen und historischen Grenzbezirke, wie das noch kaum erschlossene Leben dieses Gottsuchers aus der umbrischen Landschaft wächst und durch Tage des Genusses und selbstgewollter Narrheit (besser: orgiastischer Aszese) sich durchringt zu mystischer Versenkung in Gott. Die Aufgabe, die sich der Verfasser stellte, nämlich: die Gestaltung der Persönlichkeit des Dichters und die Darlegung des Gehaltes seiner Dichtung, wie sie ihm lebendig-gegenwärtig, uns Heutigen aufzuhellen, hat er geschickt und gut gelöst.

Preindl zitiert nach Storck und Baumgartner. Bald nach seiner Monographie erschien die neue Übertragung der Lauden Jacopones von H. Federmann, die nach Vergleich mit der Vorlage als eine wohlgelungene Leistung gelten muß und, da die Verdeutschungen von Schlüter-Storck seit Jahren vergriffen sind (allerdings noch nicht veraltet), sehr willkommen ist. Den Gedichten ist „Das Leben des seligen Jacopone" nach dem Italienischen des Giovambattista Modio (1558) vorangestellt. Gleich wertvoll ist das Nachwort, in dem die Verfasserin neue Perspektiven erschließt und wichtige Fragen anregt, die ein vollständiges Aufgehen in Wesen, Werk und Umwelt des großen Zeitgenossen Dantes, des Dichters des erschütternden Kirchenliedes „Stabat mater" bekunden.

Charlottenburg — Hans Sturm

Von Sions Liedern. Ausgewählte Dichtungen des Alten Testamentes. Übersetzt und kurz erläutert von Alfons Schulz. Mainz 1923, Matthias-Grünewald-Verlag. 116 S.

Je geringer der Glaube an die Inhalte der Bibel, desto größer wird der Sinn für ihre dichterischen Schönheiten. Viele versuchen, von verschiedenen Seiten her, das heilige Buch unserer unheiligen Zeit wiederzugeben oder zu erhalten. So will jetzt Alfons Schulz, wissenschaftlich gerüstet und dichterisch begabt, den lyrischen Schatz des Alten Testamentes heben. Das Alte Testament ist kein einsames Gebilde orientalischer Vergangenheit; es steht mitten im Schrifttum des Morgenlandes. Was seine Lieder vor den anderen geistigen Erzeugnissen alter Dichtungen auszeichnet und über reine Lyrik erhebt, ist der ethische Gehalt, die religiös-sittliche Idee des Gottesbegriffes, den sie verherrlichen. Ja, Gott selbst spricht aus den Dichtern. Propheten sind Sänger, Prophetinnen Dichterinnen. Samson singt sein Siegeslied, von Gott erfüllt. Bileam redet aus Gottes Geist, David ist Sprachrohr Jahves. Im Hebräischen ist Dichten, Singen und Wissen e i n Wort!

Wenn uns die Trägheit der Seele hindert, die Bibel aufzuschlagen, wird man leichter zu Büchern, wie dieses ist, finden. Sicherlich hat es dann noch das Verdienst, uns schließlich der Bibel selbst wieder zuzuführen. Solche Auszüge und Auslesen sind wie der Duft des Ganzen, wie der Schatten der Gestalt selbst, eine lockende Phrase aus der großen Symphonie. Diese Art Bücher sind Wege zur Bibel. Hält man sich an die Gesänge allein, so kommt der Liebhaber auf seine Kosten; dem Fachmann werden die Schulzschen Anmerkungen den Genuß noch zur Belehrung machen.

Berlin — Kurt Münzer

Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntnis. Von Carl Gustav Carus. Neu bearbeitet und erweitert von Theodor Lessing. Dritte, vielfach vermehrte Auflage mit 161 Holzschnitten. Celle 1925, Niels Kampmann. 534 S. Geb. M. 14,—.

Wir beobachten seit längerer Zeit ein immer stärker werdendes Interesse an den Problemen einer wissenschaftlichen Vertiefung der Menschenkenntnis; daß damit sich auch die Aufmerksamkeit auf die physiognomischen Untersuchungen wenden muß, ist verständlich. Gerade in früheren Darstellungen finden wir eine Fülle feiner Beobachtungen, die nicht immer genügend gewürdigt und ausgeschöpft worden sind. In der physiognomischen Literatur mit an erster Stelle steht das umfangreiche Werk von Carus, das hier in neuer Auflage vorgelegt wird. Die Bearbeitung beschränkt sich auf Hinzufügung von Anmerkungen und Anhängen, während der eigentliche Text unverändert geblieben ist.

Gießen — Erich Stern

Ausdrucksformen des Seelenlebens. Von Erwin Wexberg. Celle 1925, Niels Kampmann. 116 S. M. 4.50.

Das Buch stellt eine allgemeinverständliche Einführung in die Psychoanalyse dar; es geht aus von der Frage, was Psychoanalyse und Individualpsychologie für eine Erweiterung und Vertiefung der Menschenkenntnis leisten können. Die unwillkürlichen, unbewußten seelischen Äußerungen, wie die Fehlleistungen (Versprechen, Vergreifen, Verlegen, Verlieren) und Symptomhandlungen, Äußerungen des unbewußten Seelenlebens wie vor allem der Traum und der Witz sie darstellen, sind geeignet, uns tiefere Einblicke in das Wesen eines Menschen zu geben, als bewußt geformte Rede und andere beabsichtigte Arten des Ausdrucks. Es ist durchaus richtig, daß in jeder auch noch so unscheinbaren Äußerung stets der ganze Mensch steckt, und daß sie daher als Ausdruck dieses Menschen genommen werden kann. Bei der Deutung der Fehlleistungen, des Traumes und des Witzes, stützt sich der Verfasser vorwiegend auf Freud, während er in dem letzten Abschnitt, der die Folgerungen für die Menschenkenntnis zu ziehen versucht, plötzlich fast ausschließlich Adler berücksichtigt. Da-

durch kommt eine gewisse Unstimmigkeit in die Darstellung; wir vermissen ferner eine Berücksichtigung der neurotischen Symptome, auf die mit keinem Wort eingegangen wird, und die doch auch als Ausdruck unbewußter Strebungen aufzufassen sind. Daß auf die Theorien nicht eingegangen wird, ist in einer, an weite Kreise gerichteten Darstellung verständlich. Die Schrift ist leicht lesbar, fesselnd geschrieben, und wird, trotz der erwähnten Mängel, dem Leser manche Anregung bieten.

Gießen Erich Stern

Johann Amos Comenius. Ausgewählte Schriften zur Reform in Wissenschaft, Religion und Politik. (Allgemeiner Weckruf mit der Vorrede an die Europäer. Geheimes Gespräch Nathans mit David. Das Glück des Volkes.) Übersetzt und bearbeitet von Herbert Schönebaum. Leipzig 1924, Alfred Kröner. LV, 226 S.

In einer umfangreichen Einleitung untersucht der Herausgeber zunächst die inneren und äußeren Vorbedingungen für die Entstehung der drei Schriften, die er dann in deutscher Übersetzung (sie sind ursprünglich lateinisch erschienen) folgen läßt. Es ist interessant, in ihnen den mährischen Brüdergemeindebischof aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, den weitere Kreise nur als pädagogischen Klassiker (insbesondere als Schöpfer des Orbis pictus) kennen, als Weltreformer an der Arbeit zu sehen. Die erste und längste Schrift heißt denn auch bezeichnend: „Allgemeine Beratung über die Verbesserung menschlicher Dinge. An das Menschengeschlecht, vor allem aber an die Gelehrten, Gottesmänner und Machthaber Europas." Comenius, der von der religiösen Grundüberzeugung ausging, daß alle Menschen – als Ebenbilder Gottes – gleich und zur Brüderlichkeit bestimmt seien, sucht hier zu einer friedlichen Einigung auf „allen drei Lebensgebieten" (Wissenschaft, Religion und Politik) mittels Solidarität und Internationalität (u. a. auch durch Einführung einer Weltsprache) zu überreden. Es folgen dann noch zwei kürzere Schriften, von denen die zweite auch heute noch Beachtung verdient. Sie heißt „Das Glück des Volkes (gentis, nicht populi!) in einem Spiegel denen dargestellt, die erkennen wollen, ob sie glücklich sind und wie sie es werden können" und bringt lapidare Definitionen von Volk und Völkerglück. Besonders originell sind die achtzehn Zeichen und Grade des Völkerglückes, die Comenius hier feststellt. Freunde weltgeschichtlicher Betrachtung kommen überdies auf ihre Kosten durch das, was er über die Anwendung jener achtzehn Zeichen auf das ungarische Volk sagt, unter dem er damals lebte und von dessen protestantischen Fürsten er die Durchführung der Weltreform erhoffte.

Stettin Erwin Ackerknecht

Pädagogische Charakterköpfe. Von Kurt Kesseler. Eine Beleuchtung der Pädagogik im 20. Jahrhundert. 4. Aufl. Frankfurt a. M. 1925, Diesterweg. VIII, 199 S. M. 4,20 (4,80.)

Dieses fleißige, schon in vierter Auflage erschienene Buch gibt in Form von Charakteristiken einzelner pädagogischer Persönlichkeiten (Rein, Sallwürk, Willmann, Ellen Key und Ludwig Gurlitt, Wyneken, Schlemmer, Östreich, Heinrich Schulz, Natorp, Kerschensteiner, Behrend, Förster, Paulsen, Budde, Gaudig, Spranger) einen Überblick über die deutsche Erziehungskunde der letzten fünfundzwanzig Jahre. Der Verfasser stellt im Vorwort ausdrücklich fest, daß „die Aufnahme der einzelnen Pädagogen kein Werturteil über Recht oder Unrecht ihrer pädagogischen Überzeugungen einschließe"; sie sei vielmehr „lediglich unter dem Gesichtspunkt erfolgt, daß der Betreffende innerhalb der pädagogischen Problematik der Gegenwart eine kennzeichnende Stellung einnimmt". Andererseits hat der Verfasser kein Hehl daraus gemacht, wie er über die Richtigkeit der einzelnen pädagogischen Methoden und Systeme denkt; denn er hat jedem Charakterbild mit schematischer Regelmäßigkeit in Gestalt eines besonderen Kapitels eine kritische „Würdigung" beigegeben. Damit unterstreicht er, daß sein Buch nicht so sehr zeitgeschichtlich sein als vielmehr „systematischen Zwecken dienen", „einer Pädagogik des deutschen Idealismus (von ausgesprochen protestantischer Färbung) die Wege bahnen" solle. Und in diesem Sinn beschließt er auch sein Buch durch einen „systematischen Ausblick". Man muß es Kesseler lassen, daß er auch bei Erscheinungen, die ihm persönlich sehr fern liegen, wie z. B. Östreich, mit Erfolg bemüht ist, ihre Gedankenwelt ohne Verzerrungen zu skizzieren, und daß er sich der Berechtigung mancher revolutionären Ansichten nicht verschlossen hat. Freilich, auf die Dauer wirkt das Streben nach der „mittleren Linie" in der Beurteilung so verschiedener Geister etwas temperamentlos, um nicht zu sagen schulmeisterlich-langweilig. Als Vorzug des Buchs darf schließlich noch hervorgehoben werden, daß jeweils die Lehren der einzelnen pädagogischen Führer von der wünschenswerten Organisation des Bildungswesens besonders sorgfältig dargestellt sind.

Stettin Erwin Ackerknecht

Napoleon und seine Zeit. Von G. Bourgin. Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. In Verbindung mit G. Bourgin, E. Ciccotti, E. Hanslik und acht andern herausgegeben von Ludo Moritz Hartmann. (Siebenter Teil. Zweite Hälfte.) Stuttgart-Gotha 1925, Friedr. Andreas Perthes A.-G. 151 S. M. 4,—.

Europa im Rahmen von Konsulat und Kaiserreich auf 151 Seiten (Groß-Quart) erschöpfend zu behandeln, ist natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. Von vornherein kann es sich dabei nur um einen sublimsten Extrakt handeln. Bourgin, dem wir unter anderem eine „Histoire de la commune" (1907) verdanken, war wohl der Mann dazu, diese schwierige Aufgabe zu lösen. In der Anordnung weicht er bewußt von den meisten Darstellungen desselben Zeitalters ab, insofern, als er die geistige Kultur, die Religion, den Unterricht, Recht, Gericht und Finanzen, Armee und Strategie, die Verwaltung schildert, ehe er die politischen Ereignisse erzählt, durch die jene „Einrichtungen" überhaupt erst hervorgerufen oder beeinflußt worden sind. Da Bourgin jedoch, eben wegen der Raumvorschrift, auf allen Gebieten viel voraussetzen muß, so geht es auch so. Nur scheint mir darin eine gewisse Inkonsequenz zu liegen, daß er das Kapitel über das wirtschaftliche Leben während der napoleonischen Zeit an den Schluß stellt. Daß das Ganze der Feder eines Franzosen entstammt, birgt ohne Zweifel verschiedene Vorteile in sich; denn der überragenden Persönlichkeit des Korsen wird dabei die historische Gerechtigkeit, die uns nun einmal unerläßlich zu sein scheint. Freilich kommen hie und da seine Gegenspieler etwas schlecht weg; an dieser Stelle darf ich auf das Anführen entsprechender Fehlurteile verzichten. Die Angaben über die berliner Universität auf Seite 98 bedürfen einiger Korrektur.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Urwelt, Sage und Menschheit. Eine naturhistorisch-metaphysische Studie. Von Edgar Dacqué. Zweite, wenig veränderte Auflage. München 1924, R. Oldenbourg. 360 S. M. 8,50 (11,—).

Das gedankenreiche Buch des münchener Paläontologen Dacqué, das seine Überzeugung von einem erdgeschichtlich sehr hohen Alter des Menschengeschlechts stützt durch eine außerordentlich anregende Einbeziehung der mythischen Vorstellungen von Urmenschen, der Kosmogonien, Atlantissagen und Sintflutüberlieferungen, hat wegen seiner holden Verquickung von Wissenschaft und persönlichem Glauben mit vollem Recht solchen Beifall gefunden, daß noch im Erscheinungsjahr eine zweite Auflage nötig wurde. Gern versenkt man sich in diese versunkenen Welten und dankt der kundigen Führung für eine Fülle überraschender Ausblicke.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Über historische Periodisierungen. Mit besonderem Blick auf die Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit. Mit einer Beigabe: Wesen und Ausbreitung der Romantik. Von Georg von Below. (Einzelschriften zur Politik und Geschichte. Herausgegeben von Hans Roeseler. Elfte Schrift.) Berlin 1925, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. 108 S.

Als am 1. Oktober 1924 Geheimrat von Below auf dem frankfurter Historikertage seinen Vortrag über historische Periodisierungen hielt, bemächtigte sich der Zuhörer bald eine berechtigte Enttäuschung. Denn im Grunde genommen bedeutete das Dargebotene nichts anderes als eine weitausgesponnene, mit ebenso vielen trivialen Selbstverständlichkeiten wie geistreichen Beobachtungen durchsetzte Polemik gegen K. Heussis Abhandlung „Altertum, Mittelalter und Neuzeit in der Kirchengeschichte" aus dem Jahr 1921! Jetzt, in erweiterter und durch einen fesselnden Aufsatz über die überragende Bedeutung der Romantik ernsthaft bereicherter Gestalt liest sich die Arbeit wesentlich besser. Freilich, die alte Unart von Belows: seine Rechthaberei, die er durch umfassende Selbstzitate zu stützen sucht, feiert auch hier wieder wahre Orgien. Der Satz auf Seite 106: „Es darf wohl als bezeichnend angesehen werden, daß außer mir zuerst der politische Historiker Meinecke den universalen Charakter der Romantik in umfassender Weise hervorgehoben hat", ist geradezu typisch für das durch nichts zu erschütternde Selbstgefühl des verehrten Verfassers, mit dem anzubinden eine recht gefährliche Sache ist.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Die Stadt Goslar. Von P. J. Meier. (Historische Stadtbilder. 7.) Mit einer Karte, einem Stadtplan, einer Stadtansicht und sechs Grundrißzeichnungen. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 139 S. Geb. M. 4,—.

Seitdem ich gelegentlich des braunschweiger Historikertags vor anderthalb Jahrzehnten den Geheimrat Professor Paul Jonas Meier über braunschweigische Straßennamen habe reden hören, verfolge ich seine städtegeschichtlichen Forschungsergebnisse mit besonderem Interesse. Denn er verbindet tiefgründige Untersuchung mit künstlerischer Form. Jene läßt er nur ahnen, niemals aufdringlich vortreten; doch von der ersten Zeile an hat man das angenehme Gefühl, auf untrüglich sicherem Boden zu stehen. Diese Vorzüge sind in hervorragendem Grade dem vorliegenden Werkchen, dem der Verlag mit sichtlicher Liebe begegnet ist, gleichfalls eigen. Ob es sich nun um den gewalttätigen Herzog Heinrich den Jüngeren oder um die ehrwürdige Kaiserpfalz handelt — überall führt uns ein Kenner, dessen bodenständige Heimatsliebe uns die alte Reichsstadt und ihre Schicksale höchst geschmackvoll veranschaulicht.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Sunda. Eine Reise durch Sumatra. Von Martin Borrmann. Mit 25 Bleistiftzeichnungen und Aquarellen von Siegfried Sebba. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H. Abteilung Buchverlag. 364 S. Geb. M. 25,—.

Wenn ehemals einem Menschen Europas übertünchte Höflichkeit auf die Nerven fiel, so zog er sich, je nach Vermögen und Stimmung, auf seinen Landsitz zurück (wie die berühmtesten Diplomaten) oder ging für einige Jahre in die Einsamkeit eines Klosters (gang und gäbe bei den Abbés und Abbate von früher). Heut macht man lieber, und das ist gewiß auch pläsierlicher, eine Reise in eine Gegend, die, wie Borrmann sich erschöpfend ausdrückt, „noch keinen Baedeker besitzt". Und da findet man denn alles gleichmäßig herrlich und erdduftig und erlebenswert, Tran im Norden, Schlangen im Süden — und entdeckt, daß es doch auch dort nette hilfreiche Deutsche gibt — sobald sie numerisch mit dem kleinen Einmaleins zu bewältigen sind.

Die Entdeckerfreude vergoldet das ganze Zuständliche, Szene und Staffage. Wenn dazu noch eine höchst liebenswürdige Gabe der Darstellung kommt, wie sie Borrmann zu eigen ist, so folgt man dem Führer mit Entzücken nicht nur nach Sumatra, sondern auch auf und in die kleinsten Absprengsel jener paradiesischen Weiten und teilt unwillkürlich sein Losungswort „Los von Europa".

Das ist das Wunderhübsche an diesem hübschen Buch, daß hier kein ganz seriöser Forscher spricht, sondern ein beweglicher dichterischer Geist, der hie und da, zumal in ernsthafteren Fragen, nur über die Oberfläche spielt, aber da wieder, wo Phantasie ihn gemeinsam mit der Anschauung packt, Flammen schlagen läßt. „Sunda" ist also ein Werk für die Leseseele — in bestem Sinne —, keine gelehrte Arbeit, so viel sie uns Nichtzünftigen auch Neues zu erzählen weiß.

Besonderen Wert erhält das Buch durch seinen bildnerischen Schmuck. Siegfried Sebba hat die gleichen Landschaften durchreist wie der Textverfasser und sie höchst anschaulich in Bleistift und zartlasierten Aquarellen verewigt. Die sonst ziemlich spröde Härte des Zeichenstifts scheint ihm am meisten zuzusagen — Bilder wie beispielsweise die „Urwaldrodung" sind von ganz eigener Kraft des Ausdrucks, gepaart mit japanischer Feinheit in der Ausführung der Einzelheiten. Dichter und Bildner treffen sich in diesen Details. Dem weiteren Publikum ist der Maler durch seine szenischen Entwürfe zur „Hannibal"-Aufführung im berliner Staatstheater bekannt geworden. Man begreift seine fruchtbare Phantasie, wenn man weiß, wie viel Fremdartiges er mit eigenen Augen erschaute.

Der Verlag hat dem Werk eine prächtige Ausstattung zuteil werden lassen. Die Bibliophilen wird vor allem die herrliche Klarheit des Drucks und die schöne Satzordnung erfreuen, das Festliche des Seitenbilds mit seinen breiten Spiegelrändern. Auch die Wiedergabe der en flottant behandelten Illustrationen (in Lichtdruckverfahren durch die graphische Anstalt „Ganymed" in Berlin) ist außerordentlich gelungen.

Berlin Fedor v. Zobeltitz

Der Kampf mit dem Fachmann. Von Mechtilde Lichnowsky. Wien-Leipzig 1924, Jahoda & Siegel. 308 S.

Mindestens dreiviertel Jahre steht dieses Buch schon in der langen Reihe von Rezensionsexemplaren, die längst besprochen sein sollten. Rechts lehnt es sich an einen Engelhorn-Band, links an „Schokolade" — den einzigen expressionistischen Roman mit einem sympathischen Namen — und wer weiß, wie lange es noch dort gelehnt hätte, wenn nicht die Verzweiflung über die Romane der beiden großen Dichter über mich hereingebrochen wäre ... Ja, diese Romane! „Tuberkelidyll" nenne ich den einen, die „parthenogenetische Robinsonade" den zweiten, denn mit ihren wirklichen Titeln wage ich sie nicht zu nennen, weil sie, wie schon gesagt, von zwei großen Dichtern sind. Wenn ich ordentlicher Professor wäre, wirkliches oder wenigstens korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften, so könnte ich mich ja deutlicher ausdrücken, aber eine arme kleine Privatdozentin, eben noch geduldet am Tisch der Wissenschaft, muß bescheiden sein!

Diese zwei Romane also versetzten mich in einen solchen Zustand der Niedergeschlagenheit, daß ich krampfhaft nach einem Betäubungsmittel suchte. Denn es ist für eine Literarhistorikerin keine Kleinigkeit, mitzuerleben, wie zwei große Dichter in einen Zustand verfallen, für den ich kein Wort fände, wenn ich nicht in meiner Jugend das Wort „Krapaperl" gehört hätte. Ich weiß nicht genau, was das „Krapaperl" ist, doch muß ich annehmen, daß es einen Krankheitszustand darstellt, und ich hoffe zu Gott, einen würdigen, ehrbaren, den Sittlichkeitsforderungen entsprechenden, welche die Welt an eine Privatdozentin stellt! Aber so unsicher ich auch in allen diesen Beziehungen bin: kein Mensch wird mich von der Meinung abbringen, daß die beiden großen Dichter von einer krapaperlähnlichen Krankheit befallen waren, als der eine in 1207 Seiten die Leiden und Freuden der Sterbenden ausmalte, während der andere in seinem Buch die Fortpflanzung der Menschheit durch den Gott Mukalinda besorgen ließ.

Jedenfalls: ich brauchte Erholung und so griff ich den „Kampf mit dem Fachmann" heraus. Daß ich mich nicht langweilen würde, wußte ich schon. Denn ich hatte ja seinerzeit „Geburt" von derselben Verfasserin gelesen und gerühmt. Freilich wäre ich bald um das Buch gekommen, denn durch ein Versehen war es unter die „Weihnachtsbücher" geraten, welche ich alljährlich meinen lieben Mitprovinzlern verkaufe, um mir andere Bücher zu kaufen. Glücklicherweise scheiterte das Geschäft an dem Titel „Geburt". Die Backfische legten es (1925!) errötend beiseite; die jungen Männer lächelten überlegen und legten es gleichfalls beiseite; die junge Frau griff verlegen-begierig danach und meinte: „Das ist wohl so wie die ‚Mutterpflichten' — aber haben Sie's nicht mit Goldschnitt, Frau Notar?" — und als ich verneinte, legte sie es auch beiseite. — So ist mir das Buch geblieben, und heute bin ich froh, denn jetzt will ich's nochmals lesen. Der „Kampf mit dem Fachmann" ist ja so witzig, so geistreich! Nicht der abgeschmackte Wortwitz und nicht der unerträgliche „Humor mit der Träne im Auge", sondern der wirkliche, ehrliche Witz!

Hier wollte ich endlich anfangen, das Buch zu beschreiben, wollte von den Kämpfen zwischen der Käuferin und dem Ladenfräulein erzählen, die Mechtilde Lichnowsky so schön beschreibt, von ihrem vergeblichen Versuch, dem „Lichtbildner" eine „vereinfachte Generalstabskarte" ihres Gesichts zu entlocken, von den Disputen mit dem semmelblonden Herrn von Einwender, mit dem Standpunktvertreter und dem Parteiergreifer; ich wollte die „helle, scharf sitzende, leuchtende Ohrfeige" schildern, die keine Erregung, kein Haß- und Rachegefühl, nichts gekostet hatte, als „den vierjährigen Entschluß, sie zu geben" — aber je länger ich an einer Beschreibung des Buches herumbastelte, desto klarer wurde mir meine Ohnmacht. Nein, dieses Buch kann man nicht beschreiben — es ist zu zerflatternd, zu gewichtlos, zu witzig, zu geistreich, zu treffend! Man fragt sich vergeblich, woher es kommt, wie es entstand und wie es den Weg vom mündlichen Wort bis zum schriftlichen Ausdruck ohne jeden Schaden zurücklegte. Ich sehe, in dem Kampf des Fachmanns mit dem Laien, den jede Rezension darstellt, muß ich zum Laien werden und die Waffen strecken, denn ich kann das Wesentliche, den Witz des Buchs nicht fassen. Nur angesteckt hat es mich, so daß ich unwillkürlich in seinen Ton verfallen bin und mich bedenklich frage, ob die „Literatur" damit einverstanden sein wird! Aber eines kann ich versprechen: wenn der Nobelpreis für Witz ausgeteilt wird und ich in der Kommission bin (was ich für sicher halte, falls es in der Welt irgend nach Recht und Gerechtigkeit zugeht), dann bekommt ihn Mechtilde Lichnowsky, ob sie nun eine geborene oder nur eine angeheiratete Fürstin ist — welch letzteres ich in meiner respektlosen republikanischen Gesinnung für wahrscheinlicher halte!

Stainz bei Graz — Christine Touaillon

Cherubini. Von Ludwig Schemann. (Klassiker der Musik.) Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 35 Beilagen: Porträts, Noten und Faksimiles. 774 S. Geb. M. 16,—, in Halbleder M. 20,—.

Für die große Masse ist Cherubinis Name Schall und Rauch. Fast vergessen wandelt er durch die Weltgeschichte, und die Musikgeschichte im besonderen weiß nicht allzuviel von ihm zu melden. Und doch ist er einer der ganz Großen. Grillparzer sagt im Jahre 1809 in einem seiner Tagebücher, dort, wo er die großen Meister der Musik mit den Tagen der Schöpfung vergleicht, von ihm: „Es werde Licht!" Und dieses „Es werde Licht" könnte man auch als Motto über Schemanns Werk setzen. Der bedeutende Wagnerforscher, Biograph Schopenhauers, Gobineaus und Lagardes, trug in tiefschürfender Gelehrtenarbeit Material zusammen, das ein Buch ermöglichte, welches zum erstenmal das Leben und Schaffen des Meisters von Grund auf kennen lehrt. Das Werk ist eine Einmaligkeit und gleichzeitig damit ein Letztes, was zu sagen ist.

In einer Literaturzeitschrift des näheren über den Meister selbst zu sprechen, kann nicht die Aufgabe sein. Was er den Musikern seiner Zeit war, hören wir aus den wenigen schönen Worten der Grabrede Halévys auf Luigi Cherubini:

»Adieu encore une fois au nom de ceux, qui tâcheront de vous suivre dans le chemin, que vous leur avez tracé. Vous les aimiez comme des fils, ils vous pleurent comme on pleure un père. Votre nom si vénéré, si glorieux, sera toujours pour eux le symbole sacré de tout ce qui est noble et élevé.«

Berlin-Zehlendorf — Ernst Viebig

Die Schauspielkunst. Untersuchungen über ihr Wirken und Wesen. Von Lorenz Kjerbüll-Petersen. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 271 S. Geb. M. 9,—.

Die Illusionstheorie ist es, auf der diese Untersuchungen über Wirken und Wesen der Schaulspielkunst gegründet sind, die Illusionstheorie, wie sie von Konrad Lange aufgestellt

und gelehrt worden ist. Und so teilt der Verfasser sein Buch in zwei Teile, von denen der erste die Illusion des Publikums, der zweite das Schaffen des Schauspielers behandelt. Der Weg führt in tiefgeschürften und doch gangbaren Bahnen vom Wesen der theatralischen Illusion über den Menschen auf der Bühne zur Schauspielkunst als Ensemblekunst.

Es ist ein Vorzug des Buchs, daß es in erster Linie der Praxis dienen will. Wenn man natürlich heute auch längst schon allgemein zu der Überzeugung gelangt ist, daß das Theater „kein leerer Zeitvertreib, sondern eine ernste und wichtige Kulturangelegenheit" bedeutet, so ist doch die Schauspielkunst als solche trotz der ausgezeichneten Werke der Devrient, Hagemann, Gregori, Martersteig, Kutscher, Winds noch nicht zu der einsichtsvollen Wertung gelangt wie die übrigen Künste, und es ist kein geringes Verdienst dieses Buchs, in weitesten Kreisen für die Bedeutung der Schauspielkunst werben zu wollen. Mit großem Geschick ist viel Anekdotisches zusammengetragen, das den theoretischen Lehrgängen des Verfassers praktische Bestätigungen aus allen Zeiten der Schauspielkunst gegenüberstellt. Zudem besitzt er eine intime Kenntnis des Theaters in seinen mannigfachen Verzweigungen, die er offenbar durch die mannheimer Bühne erhalten hat, deren an sich schätzenswerte Künstler denn auch reichlich oft zitiert werden. Sonst aber wird in den Zitaten viel Verschollenes wieder zutage gefördert, ja ich möchte sogar sagen, Kjerbüll-Petersen läßt die Lektüre so mancher Schauspielermemoiren ersparen, da er die zwei, drei Sätze, auf die es für die Nachwelt ankommt, glücklich herausgefunden und unter das richtige Licht gestellt hat. Andererseits läßt er auch die seiner Theorie widersprechenden Ansichten ausgiebig zu Worte kommen und bietet damit eine Mannigfaltigkeit der Behandlung der Schauspielkunst, wie sie bisher noch nicht geboten worden ist. Sehr bedauerlich bleibt es, daß eins der klügsten und tiefsten Bücher über dieses Thema, nämlich Rudolf Bernauers erkenntnistheoretischer Versuch „Die Forderungen der reinen Schauspielkunst" nicht mit herangezogen, ja sogar nicht einmal in der Literatur angeführt worden ist. Auch Helmuth Falkenfelds Schrift „Vom Sinn der Schauspielkunst" hätte erwähnt werden dürfen.

Leider verbietet es sich auf die vielen positiven Erkenntnisse Kjerbüll-Petersens hier einzugehen. Sie bieten auch dem Fachmann Neues, und zwar selbst da, wo längst gültige, aber vielleicht gerade deshalb bisher unbewußt geschehene Dinge bewußt gefordert werden. Das sympathische Buch klingt in die Sätze aus: „Die Schauspielkunst ist eine Kunst, und auf keinem Gebiete künstlerischen Schaffens ist eine derartig aufwärtsstrebende Entwicklung zu konstatieren, wie in der Schauspielkunst."

Krefeld — Ernst Martin

Nachrichten

Todesnachrichten. Doris von Scheliha, die unter dem Namen Doris Freiin von Spättgen eine umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit entfaltet und mit ihren Romanen und Novellen einen großen Leserkreis gefunden hat, ist nach einer Meldung vom 15. Oktober im Alter von 78 Jahren in Breslau gestorben.

Erna Rietz, deren Gedichte vorteilhaft auffallen durften, ist am 9. Oktober im lichterfelder Krankenhaus bei Berlin einem schweren Leiden erlegen.

Andreas Moser ist nach einer Meldung vom 9. Oktober nach einer schweren Halsoperation in Berlin gestorben. Ursprünglich Ingenieur hatte er sich früh unter Joachims Leitung zum Geiger ausgebildet, war Lehrer an der Hochschule für Musik in Berlin geworden und hatte eine umfangreiche musikschriftstellerische Tätigkeit entfaltet, aus der die Biographie Joachims und die „Geschichte des Violinspiels" hervorzuheben sind. Nach seiner Versetzung in den Ruhestand war er nach Heidelberg übergesiedelt und von der philosophischen Fakultät der berliner Universität zum Ehrendoktor ernannt worden.

Christian Krohg, der berühmte Maler, der im Alter von 73 Jahren in den ersten Oktobertagen in Oslo verstorben ist, hat auch für die Literatur seines Heimatlandes, ganz abgesehen von seiner journalistischen Tätigkeit, entscheidende Bedeutung erlangt. Sein Roman „Albertine", ein Seitenstück zu Hans Jaegers „Christiania-Bohême", hat seinerzeit durch die Themenstellung und die resolut-realistische Darstellung erhebliches Aufsehn erregt, dem Verfasser aber eine gerichtliche Geldstrafe sowie Beschlagnahme des Buchs eingetragen. Krohg, der seinen entscheidenden Eindruck in dem Paris der achtziger Jahre empfangen hatte, hat auch als Schüler Gussows lange Jahre in Karlsruhe und Berlin geweilt.

Runar Schildt hat nach einer Meldung vom 9. Oktober seinem Leben im Alter von 37 Jahren freiwillig ein Ende gesetzt. In ihm verliert Finnland eins seiner stärksten Talente, sowohl in Hinsicht auf Stilbegabung wie auch gestaltende Kraft. Aus einer Schilderung dekadenter Naturen ist Schildt zu realistischer Gestaltung der Bauern- und Schifferbevölkerung übergegangen. Sein Vierakter „Die große Rolle" ist mit starkem Erfolg auf ersten Bühnen Skandinaviens zur Aufführung gelangt.

Michael Lybeck ist nach einer Meldung vom 15. Oktober im Alter von 61 Jahren einem Herzschlag erlegen. Er galt als Senior der schwedisch-finnischen Dichtkunst und hatte sich in Fortsetzung der Tradition von Runeberg als Lyriker wie als Dramatiker und Novellist betätigt. Ein Zug von Pessimismus war seinen formvollendeten Dichtungen eigen. Daß er sich an ein Schopenhauer-Drama herangewagt hatte, wird für seine Lebensanschauung als besonders kennzeichnend betrachtet.

František Kvapil ist am 20. Oktober, kurz nach seinem 70. Geburtstag, in Prag gestorben. Er gehörte der engeren Dichterschule von Vrchlický an und hat sich vornehmlich als kunstvoller Übersetzer der polnischen Lyrik und Epik hervorgetan.

Jindrich S. Baar ist in seinem Geburtsort, dem westböhmischen Grenzstädtchen Klenči bei Taus, am 24. Oktober im Alter von 56 Jahren gestorben. Er war katholischer Priester und hat zunächst das Leben der Landgeistlichen geschildert, sich dann aber der realistischen Darstellung der böhmischen Bauernschaft zugewandt. Unter den tschechischen Schriftstellern aus dem katholischen Priesterstand galt er mit Recht als der Tüchtigste.

*

Zur Feier von Max Halbes 60. Geburtstag veranstaltete das Theatermuseum in München eine Max Halbe-Aus-

stellung, in der Bildnisse, Handschriften, Erstdrucke, Szenenbilder gezeigt wurden. Der Stadtrat von München faßte den Beschluß, einer Straße den Namen des Dichters zu geben.
Friedrich Lienhard wurde anläßlich seines 60. Geburtstags zum Ehrenbürger der thüringischen Landesuniversität Jena und zum Ehrenbürger der Stadt Weimar ernannt. Der Bühnenvolksbund wählte ihn zu seinem Ehrenmitglied.
Heinz Saltenburg ist zum Professor an der Akademie der Künste in Kiew ernannt worden.
Die Studentenvereinigung in Lund hat beschlossen, die sterblichen Überreste des kürzlich in der Nähe von Konstantinopel verstorbenen schwedischen Dichters und Essayisten Ola Hansson auf eigene Kosten nach Lund überführen und dort beisetzen zu lassen.
In Thisted in Jütland, dem Geburtsort Jacobsens, ist ein Jens Peter Jacobsen-Denkmal enthüllt worden, das eine schlanke Steinsäule zeigt, die in eine Vase ausläuft. Auf der Vase das Relief eines knieenden Knaben, der mit der Hand eine Flamme gegen den Wind schützt.
Der Goethe-Bund, Bremen, hat unter Mitwirkung des bremer Schauspielhauses und der Vertriebsstelle deutscher Dramatiker einen bremischen Literaturpreis in Höhe von 5000,— M. gestiftet, der Dichterjugend den Weg des Schaffens zu erleichtern. Das bremer Schauspielhaus hat sich verpflichtet, bei jedem Wettbewerb 1 bis 4 der besten Stücke zur Uraufführung zu bringen. Die erste Ausschreibung der Preise, die alle drei Jahre wiederholt werden soll, steht bevor.
Dem tschechischen Dichter Ladislav Quis, einem Schüler von Neruda und dem trefflichen Übersetzer Goethes, ist im September in der ostböhmischen Stadt Prelauč, wo er jahrelang als Rechtsanwalt tätig war, eine Gedenktafel enthüllt worden.
Der prager Dichterphilologe Otokar Fischer, der unlängst eine gediegene Monographie über Heine veröffentlicht hat, sammelte seine Übersetzungen aus Heines Leidenszeit und gab sie unter dem Namen Heineův Passionál heraus; sie umfassen neben der intimen Lyrik auch Heines politische und soziale Streitgedichte und einige Proben aus seinem Romanzero.
Die prager Verlagsbuchhandlung Aventinum, die dem auch schriftstellerisch tätigen O. Storch-Marien gehört, schreibt den in der tschechischen Literatur bisher einzig dastehenden Romanpreis von 20 000 tschechischen Kronen für den besten tschechischen Roman aus; der Preis gelangt am 28. Oktober 1928, dem zehnten Jubiläumstage der tschechoslowakischen Republik, zur Auszahlung; das Werk, dem er zuteil werden wird, soll durch das Aventinum herausgegeben und noch darüber honoriert werden.
Das tschechoslowakische Unterrichtsministerium hat dem Romanschriftsteller Metoděj Jahn, der als pensionierter Oberlehrer in dem mährischen Badeort Rožnau lebt, anläßlich seines 60. Geburtstages am 14. Oktober eine Ehrengabe verliehen.
Die literarischen Staatspreise der tschechoslowakischen Republik, die immer am 28. Oktober zur Verteilung gelangen, sind heuer folgendermaßen verteilt worden: an P. Křička für seine Lyrik Hoch s lukem (Der Knabe mit dem Bogen), an K. Leger für seine Erzählungen V plamenech (Flammen), an den Slowaken L. Nádaši für seinen Roman Amon Šangala, an K. Sezima für den Roman Dravý živel (Reißendes Element), an J. F. Svoboda für sein Romanwerk V malém královstvo (Im kleinen Königreiche), endlich an den Präsidenten der Republik T. G. Masaryk für seine Erinnerungen und Betrachtungen „Die Weltrevolution". Zugleich erhielten den Theaterpreis der tschechoslowakischen Republik A. Dvořák für seine Tragödie „Der Weiße Berg", Ot. Fischer für sein Drama „Die Sklaven" und Fr. Langer für sein Schauspiel „Peripherie".
Der unlängst verstorbene tschechische Schriftsteller J. Š. Baar hat sein ganzes Vermögen seiner Geburtsstadt Klenči bei Taus, zur Errichtung eines Kreismuseums und einer öffentlichen Bibliothek vermacht. (A. N.)
Für die im Dezember bevorstehende Feier der zwanzigjährigen Wiederkehr der russischen Revolution von 1905 hatte die Sowjetregierung ein Preisausschreiben für belletristische und szenische Werke erlassen, in denen dieses historische Ereignis in dichterischer Verarbeitung zur Geltung kommen sollte. Von den eingereichten 176 Werken ist kein einziges der Prämiierung würdig befunden worden. (P. E.)

*

Der Handschriftennachlaß Heinrich Hansjacobs ist im Umfang von zwanzig stattlichen Foliobänden der Badischen Landesbibliothek, Karlsruhe, zugewiesen worden, die auch die erste Niederschrift von Emil Strauß', „Freund Hein" und Benno Rüttenauers „Die Enkelin der Liselotte" erhielt. Der Nachlaß Hansjacobs umfaßt auch eine wichtige Korrespondenz.
Otto Mallon ist es gelungen, im literarischen Nachlaß der Brüder Grimm einen bislang unveröffentlichten Märchenroman „Das Leben der Hochgräfin Gritta von Rattenzuhausbeiuns" aufzufinden, der von Gisela Grimm zunächst verfaßt, dann aber von Bettina von Arnim zu Ende geführt worden ist. Das 17 Bogen umfassende Buch erscheint im Verlag von S. Martin Fraenkel, Berlin.
Zwecks einer demnächst im Verlag von H. Haessel, Leipzig, erscheinenden C. F. Meyer-Bibliographie bittet der Direktor am schweizerischen Landeserziehungsheim Zugerberg, K. E. Lusser, alle einschlägige C. F. Meyer-Literatur an seine Adresse zu überweisen.
Das Marx-Engels-Institut in Moskau begründet in Verbindung mit der Gesellschaft für Sozialforschung in Frankfurt a. M. die Marx-Engels-Archiv-Gesellschaft m. b. H. mit dem Sitz in Frankfurt a. M., die es sich zur Aufgabe stellt, eine kritische Gesamtausgabe der Schriften von Marx und Engels, in vier Abteilungen gegliedert, in 42 starken Bänden erscheinen zu lassen. Die Ausgabe wird, soweit angängig, auf die Manuskripte zurückgehen und umfangreiche Register bieten.
Einer Zeitungsnotiz ist zu entnehmen, daß die kanadische Provinz Ontario relativ die höchste Zahl an Bibliotheken besitzt. Es kommen da auf drei Millionen Einwohner 460 öffentliche Büchereien.
Dreißig bisher unbekannte Briefe Alexander Puschkins in französischer Sprache aus den dreißiger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, adressiert an Frau E. Chitrowo, sind im Archiv des ehemaligen Jussupoff-Palais in Leningrad aufgefunden worden. Frau Ch., eine Tochter des Feldmarschalls Kutusoff und Mutter der Gräfin Dolly Ficquelmont, Gemahlin des österreichischen Botschafters am russischen Hofe, gehörte zum Freundeskreise des Dichters.
In der Bibliothek des Landsitzes der Grafen Uwaroff „Poretschje" im Gouvernement Smolensk, ist unlängst ein 24 Bogen starkes Aktenbündel aus dem Jahre 1825 aufgefunden worden, das sich als die offizielle Anklage Alexander Ssergejewitsch Gribojedoffs wegen seiner Zugehörigkeit zum Dekabristenbunde erwies. Die Akten, die

neues Licht auf die Biographie Gribojedoffs werfen, enthalten u. a. die schriftlichen Aussagen des letzteren, sowie einiger anderer Dekabristen. Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß zum bevorstehenden hundertjährigen Jubiläum des Dekabristenaufstands von 1825, der eine so bedeutende Rolle im Geistesleben Rußlands jener Epoche gespielt hat, die Akademie der Wissenschaften in Leningrad einen Sammelband mit Briefen und Dokumenten zur Geschichte des Aufstands herausgibt, welche sämtlich der Akademiebibliothek, sowie den Sammlungen des Puschkin-Hauses entnommen sind. Der Band enthält u. a. neues Material zur Biographie des Romanschriftstellers Alexander F. Bestjusheff-Marlinskij (1795–1837), der für seine Beteiligung am Aufstand zu Zwangsarbeiten in Sibirien verurteilt wurde.

Aus Lugano ist der russischen Akademie der Wissenschaften in Leningrad die offizielle Mitteilung zugegangen, daß nach dem Absterben der Wittwe des russischen Romanschriftstellers P. D. Boborykin dessen ganzer literarischer Nachlaß, bestehend aus einigen nicht vollendeten Werken und zahlreichen Schriftstücken, zur Verfügung der genannten Akademie gehalten wird. (P. E.)

*

Die Werke Hans Francks, die bisher bei verschiedenen Verlegern verstreut waren, sind in den Besitz des bekannten Conrad Ferdinand Meyer-Verlages, H. Haessel, Leipzig, übergegangen. Haessel bringt alle bisherigen und alle neuen Werke Hans Francks in einheitlicher Ausstattung heraus, um sie zum fünfzigsten Geburtstag des Dichters in einer achtbändigen Gesamtausgabe vorzulegen. Als erstes Werk erschien in der neuen Ausstattung soeben die dramatische Dichtung „Klaus Michel", eine Gestaltung des deutschen Schicksals, die an den städtischen Bühnen zu Leipzig noch in der gegenwärtigen Spielzeit zur Uraufführung gelangt.

An der staatlichen Kunstakademie zu Düsseldorf ist eine Bühnenkunstklasse, die erste in Deutschland, eingerichtet worden, deren literarische Leitung H. W. Keim übertragen worden ist.

*

Zur Förderung der literarischen und kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und dem skandinavischen Norden erscheint im Verlag von H. Haessel, Leipzig, die Sammlung „Nordische Bücher", von Heinrich Goebel herausgegeben, die in mustergültiger Übertragung in ihren zunächst vorliegenden 14 Bänden folgende Werke umfaßt: 1. August Strindberg, Vom Heiraten. – 2. Selma Lagerlöf, Unsichtbare Bande. – 3. Zacharias Topelius, Finnländische Märchen. – 4. Zacharias Topelius, Neue finnländische Märchen. – 5. Ludwig Holberg, Der politische Kannegießer. Der Franzosen-Narr. – 6. Sigbjörn Obstfelder, Das Kreuz und andere Novellen. – 7. Johann Ludwig Runeberg, Hanna. Der Weihnachtsabend. Zwei Dichtungen. – 8. C. J. L. Almquist, Das Jagdschloß. – 9. C. J. L. Almquist, Die Kapelle. Der Palast. – 10. Zacharias Topelius, Die Herzogin von Finnland. Ein Roman. – 11. Peter Egge, Das Herz. Roman. – 12. Jens Peter Jacobsen, Niels Lyhne. – 13. Regine Normann, Die Krabbenbucht. Erzählung. – 14. Verner von Heidenstam, Der Wald rauscht. Sagen und Erzählungen. – Die Sammlung, die sich in grünen Leinenbänden, in geschmackvoller Druckausstattung auf gutem Papier präsentiert, wird fortgesetzt werden und wird zu verhältnismäßig wohlfeilem Preise von durchschnittlich M. 4,– pro Band der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Der Propyläen-Verlag tritt mit einer neuen Serie „Das kleine Propyläen-Buch", die als billiges bibliophiles Buch zu kennzeichnen ist, an die Öffentlichkeit. Die in künstlerisch ausgestatteten Leinwandbänden splendid auf unsatiniertes Papier gedruckten Bücher bieten zunächst: „Märchen und Geschichten der alten Ägypter". Deutsch von Ulrich Steindorff. – Drei Meisternovellen von Dostojewski in der Übertragung von Ida Orloff. – „Staubregen", Novellen von Rosso di San Secondo in der Übertragung von Lucie Ceconi. Walter von Hollander, „Der Eine und der Andere", zwei kleine Romane.

Im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart-Berlin, erscheint eine Gesamtausgabe von Rudolph Stratz' „Romane und Novellen", deren erste Reihe sechs Bände umfaßt und sich in ansprechenden grünen Leinenbänden präsentiert. Die erste Reihe enthält: „Der weiße Tod", „Du Schwert an meiner Linken", „Die Faust des Riesen", „Herzblut", „Gib mir die Hand", „Seine englische Frau". Dem ersten Band ist das Bildnis des beliebten Erzählers beigefügt. Der Preis der ersten Reihe stellt sich auf M. 38,–.

Der Verlag S. Fischer, Berlin, veröffentlicht eine neue Serie in Leinen gebundener Büchlein „Merkwürdige Geschichten und Menschen", als deren Herausgeber Hermann Hesse zeichnet. Die vorliegenden ersten vier Bände enthalten Dokumente zu Hölderlins und Novalis' Leben in Tagebuchblättern und Briefen; Die Geschichte von „Romeo und Julie" nach den italienischen Novellenerzählern Luigi da Porto und Matteo Bandello; Sesam, Orientalische Erzählungen aus dem türkischen Papageienbuch und den „Palmblättern".

Der dritte Band von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" ist in handlicher Volksausgabe im Verlag von J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Berlin, erschienen, in grauem Pappband mit Leinwandrücken zum Preise von M. 3,–.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Aellen, Hermann. Hauptmann Heizmann. Tagebuch eines Schweizers. Graz 1925, Verlag Schweizer Heimat. 120 S. M. 2,50.

Atzenbeck, Carl. Pauline Wiesel. Die Geliebte des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Ein Charakterbild aus der Zeit der Romantiker in zeitgenössischen Zeugnissen und Briefen. Leipzig 1925, Klinkhardt & Biermann. 291 S. u. 7 Abb. Geb. M. 8,–.

Ağenbeck, Carl. Die deutsche Pompadour. Leben und Briefe der Gräfin von Lichtenau (ebenda). 292 S. Geb. M. 8,–.

Berger, F. N. Heimgefunden. Roman. Hannover 1925, Hans Hübner. 205 S. Geb. M. 5,50.

Bock, Alfred. Kantor Schildköters Haus. Roman. Leipzig 1925, J. J. Weber. 180 S.

Boßhart, Jakob. Die Entscheidung und andere nachgelassene Erzählungen. Leipzig 1925, Grethlein & Co. 345 S.

Brandt, Luise von. Geheimnisvolle Mächte. Roman. Berlin 1925, Pyramiden-Verlag. 161 S. M. 2,50 (3,50).

Brigitte, Frau. Mein Viergespann. Wernigerode 1925, Gottlob Koezle. 105 S. Geb. M. 2,50.

– Der Ehe Erfüllung (ebenda). 204 S. Geb. M. 4,–.

Claudius, Hermann. Stummel. En Vertelln. (Niederdeutsche Bücherei, Band 109.) Hamburg 1925, Richard Hermes. 104 S. Geb. M. 4,–.

Der Meier Helmbrecht. Wernher dem Gartenaere nacherzählt von Josef Hofmiller. München 1925, Albert Langen. 68 S. M. 2,– (4,–).

Die Frühlingsreise. Ein Buch für junge Mädchen. Herausgegeben von Charlotte Herder. Freiburg 1925, Herder & Co., G. m. b. H. 275 S. Geb. M. 6,50.

Dill, Liesbet. Der Grenzpfahl. Roman. Stuttgart-Berlin 1926. Deutsche Verlags-Anstalt. 386 S. Geb. M. 7.—.

Ernst, Otto. Buzi oder Morgenstunden einer Menschenseele. Leipzig 1925, L. Staackmann. 207 S. M. 3,– (4,50).

Fleischer, Victor. Absturz. Frankfurt a. M. 1925, Literarische Anstalt Rütten & Loening. 74 S. Geb. M. 3,–.

Frank, Leonhard. Die Schicksalsbrücke. Drei Erzählungen. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 109 S.

– An der Landstraße. Erzählung (ebenda). 106 S.

– Im letzten Wagen. Novelle (ebenda). 94 S. je M. 2,80 (4,–).

Friedheim, Hans. Vom Kurbelkasten und Radio der Seele. Berlin 1925, Carl Heymann. 102 S. Geb. M. 5,–.

Gabelentz, Georg von der. Masken des Satans. Roman. Leipzig 1925, L. Staackmann. 296 S. M. 4,50 (6,50).

Ginzkey, Franz Karl. Der seltsame Soldat. (ebenda). 280 S. M. 4,– (6,–).

Haas, Rudolf. Leuchtende Gipfel. Roman. (Ebenda.) 241 S. M. 3,– (5,–).

Hadina, Emil. Kampf mit dem Schatten. Ein Theodor Storm-Roman (ebenda). 268 S. M. 3,50 (5,50).

Haeberlin, Carl. Blätter aus meinem Lebensbuch. Melsungen 1925, Heimatschollen-Verlag. 123 S. Geb. M. 3,50.

Hau, Carl. Lebenslänglich. Erlebtes und Erlittenes. Berlin 1925, Ullstein. 182 S. M. 2,50.

Heubner, Rudolf. Herodias. Leipzig 1925, L. Staackmann. 208 S. M. 4,– (6,–).

Hild, Friedrich. Unter der Sonne des Morgenlandes. Drei Erzählungen aus den Erinnerungen an die Wandertage eines jungen Deutschen. Stuttgart-Gotha 1925, Fr. A. Perthes A.-G. 290 S. Geb. M. 6,50.

Hölderlins Werke. Auswahl in 2 Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Martin Lang (Klassiker des deutschen Hauses). Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 447, 499 S. Geo. je M. 5—.

Jäckel, Martin. Mein blaues Pferd „Komet". Was ich auf ihm, vor ihm, neben, unter und hinter ihm in Südafrika erlebte. Wernigerode 1925, Gottlob Koezle. 111 S. Geb. M. 4,50.

Jennings, Al. Räuber und Poet. Menschenschicksale im Schatten des Gesetzes. Stuttgart 1925, Dieck & Co. 270 S. Geb. M. 5,60.

Kapherr, Egon Freiherr von. Möff Pürzelmann. Die Geschichte eines wilden Schweines. Mit 18 Zeichnungen von P. Haase. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 144 S. Geb. M. 4.50.

Kolb, Annette. Spitzbögen. Mit 11 Zeichnungen von Rudolf Großmann. Berlin 1925, S. Fischer. 103 S. M. 6,– (8,–).

Kügelgen, Wilhelm von. Zwischen Jugend und Reife des alten Mannes 1820–1840. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 414 S.

Kugler, Franz. Das Zauberhaus. Künstlergeschichten (Hausschatzbuch 47). München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 174 S. Geb. M. 1,50.

Lauff, Joseph von. Die heiligen drei Könige. Ein niederrheinischer Roman. Mit 10 farbigen Bildern vom Verfasser. Berlin 1925, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 565 S. M. 6,– (8,50).

Märchenbuch deutscher Dichter mit Bildschmuck von Hermann Gradl. Stuttgart 1925, Walter Hädecke. 313 S.

Märkische Dorfgeschichten. Ausgewählt und eingeleitet von Gerhard Krügel. Berlin 1925, Martin Warneck. 239 S. Geb. M. 4,50.

Meier-Graefe, Julius. Vincent. München 1925, R. Piper & Co. 322 S. M. 5,50 (7,50).

Mörikes Werke. Auswahl in 2 Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Martin Lang (Klassiker des deutschen Hauses). Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 511, 501 S. Geb. je M. 5.—.

Müller-Rastatt, Carl. Kampf mit dem Schatten. Roman. Bremen 1925, Carl Schünemann. 320 S. Geb. M. 7,50.

Ompteda, Georg Freiherr von. Ernst III. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 483 S. Geb. M. 8,–.

Paul, Adolf Peter. Menuett. Romantische Novellen. Bremen 1925, Carl Schünemann. 61 S. Geb. M. 2,50.

Paul, Jean. Werke. Auswahl in vier Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Burschell (Klassiker des deutschen Hauses). Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 360, 498, 532, 410 S. Geb. M. 20,–, in Halbleinen M. 32,–.

— Werke in vier Bänden. Gekürzte Ausgabe von Josef Müller. München 1925, Albert Langen. 1147, 1031, 1304, 969 S. Geb. M. 60,–.

Philippi, Fritz. Pfarrer Hierskorns Zuchthausbrüder. Eine menschliche Geschichte. Leipzig 1925, J. J. Weber. 164 S.

Prinz Wilhelm von Schweden. Unter Zwergen und Gorillas. Mit der Schwedischen Zoologischen Expedition nach Zentralafrika. Deutsch von Hermann Schubotz. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 290 S. Geb. M. 9,50.

Reinacher, Eduard. Runold. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 95 Seiten. Geb. M. 2.50.

Rosegger, Peter. Kindheitswege des Waldbauernbuben (I). Mit Tieren und Menschen (II). Der Jugend dargebracht im Auftrage der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin von Wilh. Müller-Rüdersdorf. Mit Bildern von Ernst Kleiner. Leipzig 1926, L. Staackmann. 181, 138 S. Geb. je M. 3,50.

Schäfer, Wilhelm. Hölderlins Einkehr. Novelle. München 1925, Georg Müller. 70 S. M. 3,50 (7,–).

— Neue Anekdoten (ebenda). 376 S.

Stickelberger, Emanuel. Zwingli. Roman. Mit Buchschmuck von B. Mangold. Leipzig 1925, Grethlein & Co. 463 S. Geb. M. 10,–.

Stöwesand, Rudolf. Der ewige Wanderer. Ein Abenteurerroman. Halle a. S. 1925, Heimatverlag für Schule und Haus. 661 S. Geb. M. 7,50.

Stratz, Rudolph. Romane und Novellen. Gesamt-Ausgabe. Erste Reihe in 6 Bänden. Stuttgart-Berlin 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 426, 466, 396, 378, 451, 476 S. Geb. M. 38,–.

Viebig, Clara. Die Passion. Roman. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 414 S. Geb. M. 7,50.

Waldeyer-Hartz, Hugo von. Martin Behaim. Der Roman eines deutschen Wegbereiters im Zeitalter der Entdeckungen um 1490. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 202 S. Geb. M. 5,50.

Wassermann, Jakob. Laudin und die Seinen. Roman (Gesammelte Werke). Berlin 1925, S. Fischer. 376 S. M. 6,– (8,50).
Winkler, Bruno. Der Marquis von Villebon. Roman. Straßburg 1925, J. H. Ed. Heitz. 156 S. M. 2,50.
Zahn, Ernst. Frau Sixta. Roman aus den Bergen. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 310 S. Geb. M. 7.—.

* * *

Ammers-Küller, Jo van. Jenny Heystens Blütenweg. Roman. Deutsch von Franz Dülberg. Leipzig 1925, Eugen Kuner. 355 S. M. 4,– (6,50).
Berence, Fred. Gerichtstag. Autorisierte Übersetzung von Rosa Breuer-Lucka. Wien 1925, Paul Zsolnay. 287 S.
Bourget, Paul. Das Mädchen von heute. Roman. Übersetzt von Franz Farga. Wien 1925, Interterritorialer Verlag. 250 S. M. 3,75 (4,50).
Istrati, Panait. Kyra Kyralina. Aus der Geschichte des Adrian Zograffi. Mit einem Vorwort von Romain Rolland. Übersetzt aus dem Französischen von O. R. Sylvester. Frankfurt a. M. 1926, Literarische Anstalt Rütten & Loening. 248 S. M. 4,– (6,–).
Jensen, Johannes V. Der Zug der Cimbern. Ins Deutsche übertragen von Julia Koppel. Berlin 1925, S. Fischer. 264 S. M. 4,50 (6,50).
Pickthall, Marmaduke. Glanz, Liebe und Tod des Fischers Saïd. Ein Abenteuerroman aus dem wirklichen Orient. Übersetzt aus dem Englischen von Paul Fohr. München 1925, Albert Langen. 370 S. M. 5,50 (8,–).
Rung, Otto. Der Engel mit den Eselsohren. Roman. Ber. Übersetzung aus dem Dänischen von Erwin Magnus. Hamburg 1925, Gebr. Enoch. 342 S. M. 4,50 (6,50).
Schmeljew, Iwan. Die Sonne der Toten. Ber. Übersetzung aus dem Russischen von Käte Rosenberg. Berlin 1925, S. Fischer. 318 S. M. 4,50 (6,50).
Shou-Lin-Chen. Chinesische Frauengestalten. Mit einem Vorwort von Bruno Schindler. Illustriert von R. Hadl. Leipzig 1926, Asia Major. 133 S.

Lyrisches und Episches

Blüse, Otto. Wandlungen der Seele. Gedichte. Melsungen 1925, Heimatschollen-Verlag. 77 S. Geb. M. 3,–.
Bourfeind, Paul. Begegnung. Köln 1925, Stromer-Verlag. 64 S.
Bruns, Max. Garten der Ghaselen. Minden 1925, J. C. C. Bruns. 192 S. M. 4,50 (6,50).
Debrunner, Hans. Kreise. Gedichte. Frauenfeld 1925, Huber & Co. 117 S.
Deutsches Gedichtbuch. Herausgegeben von Deckelmann & Johannesson. Berlin 1925, Weidmannsche Buchhandlung. 355 S. Geb. M. 3,–.
Holz, Arno. Neun Liebeslieder. Mit einer Einleitung von Hanns W. Fischer. Dargebracht von der Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei Leipzig, ihren Mitgliedern als Jahresgabe für 1924. Leipzig 1925. Gedruckt bei Breitkopf & Härtel.
Leifhelm, Hans. Hahnenschrei. Gedichte. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 67 S. Geb. M. 3.—.
Spann-Rheinsch, Erika. Das selige Buch. Lieder und Gedichte. Augsburg 1925, Der Bärenreiter-Verlag. 102 S. M. 2,50 (3,–).
Sternberg, Leo. Goldduft und blaue Berge. Ausgewählte Gedichte (Hessen-Nassauische Bücherei, Heft 13). Melsungen 1925, Heimatschollen-Verlag. 66 S.
Strachwitz, Moritz Graf. Gedichte. Berlin 1925, Pontos-Verlag. 95 S. M. 5,– (7,50).
Wagner, Josef. Eisen und Stahl. Dichtung. St. Pölten. 1924, Preß-Verein. 118 S.

* * *

Miltons Verlorenes Paradies. Mit den Bildern von Gustav Doré. Titelbild und 50 Vollbilder. München 1925, Josef Müller. 64 S. Geb. M. 12,–.
Ssolowjew, Wladimir. Gedichte. Ins Deutsche übertragen von L. Kobilinski-Ellis und Richard Knies. Mit einer Abhandlung über Ssolowjew als Lyriker, Ssolowjews, Weisheits- und Schönheitslehre, Weisheit und Weltseele bei Ssolowjew von L. Kobilinski-Ellis. Mainz 1925, Matthias-Grünewald-Verlag. 111 S.

Dramatisches

Franck, Hans. Klaus Michel. Dramatische Dichtung in fünf Akten. Leipzig 1926 H. Haessel. 311 S. M. 6,– (9,–).
Gabriel, Hugo. Das Heilige Feuer. Ein Akt. Köln 1925, Paul Gehly. 56 S.
Klabund, Das lasterhafte Leben des Weiland weltbekannten Erzzauberers Christoph Wagner gewesener Famuli und Nachfolgers in der Zauberkunst des Dr. Faust. Ein altes deutsches Volksstück in einem Vorspiel und fünf Akten. Berlin 1925, J. M. Spaeth. 165 S. Geb. M. 5,–.
Schnabel, Albon. Der Liebesapostel. Renaissance-Tragödie in fünf Akten. Leipzig 1925, Arthur Fischer. 86 S.

* * *

Goldoni, Carlo. Der Diener zweier Herren. Lustspiel in zwei Aufzügen. Bearbeitet von Fritz Knöller. Berlin 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes. 121 S. M. 2,70 (3,20).

Literaturwissenschaftliches

Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte von Albert Soergel. Neue Folge. Im Banne des Expressionismus. Mit 342 Abbildungen. Leipzig 1925, R. Voigtländers Verlag. 896 S. Geb. M. 24,–.
Goethe. Intermezzi scandalosi aus Goethes Leben. (12. Bertholddruck Nr. 218.) Berlin 1925, H. Berthold. Geb. M. 9,–.
Hülsen, Hans von. Tage mit Gerhart Hauptmann. Mit 36 Zeichnungen Hanns G. Haas. Dresden 1925, Carl Reißner. 39 S. M. 4,– (6,50).
Koch, Franz. Goethe und Plotin. Leipzig 1925, J. J. Weber. 263 S.
Mayne, Harry. Conrad Ferdinand Meyer und sein Werk. Frauenfeld 1925, Huber & Co. 434 S.
Offenberg, Ludwig. Kollege Goethe. Fingerzeige für junge Dichter und Freunde der Dichtkunst. Paderborn 1925, Ferd. Schöningh. 144 S. M. 2,50.
Raabe-Studien. Im Auftrage der „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" herausgegeben von Constantin Bauer. Wolfenbüttel 1925, Heckners Verlag. 452 S. Geb. M. 10,–.
Strasser, Karl Theodor. Goethe in Fonsmonsponsa. Hannover 1925, Hans Hübner. 156 S. Geb. M. 5,50.
Thalmann, Marianne, Gestaltungsfragen der Lyrik. München 1925, Max Hueber. 126 S. M. 4,50 (5,50).
Vossische Hausidylle. Briefe von Ernestine Voß an Heinrich Christian und Sara Boie (1794–1820). Herausgegeben von Ludwig Bäte. Bremen 1925, Carl Schünemann. 222 S.

* * *

Croce, Benedetto. Poesie und Nichtpoesie. Bemerkungen über die europäische Literatur des 19. Jahrhunderts. Ins Deutsche übertragen von Julius Schlosser. Wien 1925, Amalthea-Verlag. 500 S. Geb. M. 8,50.

Tolstoj, Leo N. Briefe an seine Frau. Herausgegeben von Dmitrij Umanskij. Eingeleitet von Tatjana Suchotina Tolstaja. Wien 1925, Paul Zsolnay. 371 S.

Verschiedenes

Arnold, Robert F. und Heinrich Joseph. Das Labyrinth. 333 neue Rätsel (Tagblatt-Bibliothek Nr. 226/227). Wien 1925, Steyermühlverlag. 96 S.

Becker, Carl. Die Malerei des 19. Jahrhunderts, erläutert an Bildern im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln. Leichtfaßliche Anleitung. Mit 38 Abbildungen. Köln 1925, J. P. Bachem G. m. b. H. 63 S. M. 1,80 (2,60).

Benz, Carl. Lebensfahrt eines deutschen Erfinders. Erinnerungen eines Achtzigjährigen. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 151 S. Geb. M. 8,–.

Bismarck, Otto Fürst von. Gedanken und Erinnerungen. III. Bd. Volksausgabe (Erinnerung und Gedanke). Berlin 1925, Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 218 S. Geb. M. 3,–.

Borrmann, Martin Sunda. Eine Reise durch Sumatra. Mit 25 Bleistiftzeichnungen und Aquarellen von Siegfried Sebba. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H. 364 S. Geb. M. 25,–.

Braun, L. und R. Breitenberg. Feind im Land. Ein Buch von deutscher Not und deutschem Heldentum im Kampf an der Ruhr 1923. Mit 16 Abbildungen. (Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften, Band 106.) Berlin 1925, Hermann Poetel G. m. b. H. 215 S. M. 3,– (4,50).

Brunswig, Alfred. Leibniz. Mit einem Faksimile und 30 Abbildungen. (Menschen, Völker, Zeiten, Band VIII.) Wien 1925, Karl König. 181 S.

Burdach, Konrad. Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. I. 2. Teil: Reformation und Renaissance. Halle a. S. 1925, Max Niemeyer. 282 S.

Das Ehe-Buch. Eine neue Sinngebung im Zusammenklang der Stimmen führender Zeitgenossen, angeregt und herausgegeben von Hermann Graf Keyserling. Celle 1925, Niels Kampmann. 428 S. M. 15,– (20,–).

Daumier und das Theater. Daumier und die Politik. Je 64 Tiefdruckreproduktionen nach Originallithographien. Mit einer Einleitung und Bildtexten herausgegeben von H. Rothe. Leipzig 1925, Paul List. 8, 15 S. je M. 5,–.

Die Bildwerke der Fürstlich Hohenzollernschen Sammlung Sigmaringen. Bearbeitet und eingeleitet von Heiner Sprinz. In Lichtbildern aufgenommen von Otto Lossen. Mit 66 Tafeln und 55 Textbildern. Stuttgart 1925, Montana-Verlag. 46 S. M. 40,–.

Die Universitätsideale der Kulturvölker. Herausgegeben von Reinhold Schairer und Conrad Hoffmann jun. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 136 S. Geb. M. 6,–.

Fahsel, Helmut. Die Überwindung des Pessimismus. Eine Auseinandersetzung mit Arthur Schopenhauer. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. 86 S. M. 2,–.

Fischer, Otto. Schwäbische Malerei des 19. Jahrhunderts. Mit 219 Abbildungen. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 96 S. Geb. M. 15,–.

Friedlaender, S. Schöpferische Indifferenz. Zweite, durch ein Vorwort vermehrte Auflage. München 1926, Ernst Reinhardt. 474 S. M. 9,–.

Godefried, Heinrich. Durch Maria zu Jesus. Geistliche Schule für Jungfrauen. Innsbruck 1925, Marianischer Verlag. 191 S. M. 2,70.

Helmolt, Hans F. Friedrich der Große und sein Preußen. Mit einem Faksimile und 55 Abbildungen. (Menschen, Völker und Zeiten VII.) Wien 1925, Karl König. 217 S.

Heyl, Hedwig. Aus meinem Leben (Weibl. Schaffen und Wirken, Band II). Berlin 1925, C. A. Schwetschke & Sohn. 174 S. M. 4,– (6,–).

Kant, Immanuel. Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben von Heinrich Schmidt. Leipzig 1925, Alfred Kröner. 648 S. Geb. M. 7,50.

– Kritik der praktischen Vernunft nebst Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Herausgegeben von demselben (ebenda). 283 S. Geb. M. 5,–.

– Kritik der Urteilskraft. Herausgegeben von demselben (ebenda). 435 S. Geb. M. 6,50.

Koeber, Raphael. Kleine Schriften. Dritter Band. Herausgegeben von M. Kubo. Berlin 1925, Reimar Hobbing.

Krieck, Ernst. Menschenformung. Grundzüge der vergleichenden Erziehungswissenschaft. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 371 S. Geb. M. 7,–.

Kunze, Herbert. Die gotische Skulptur in Mitteldeutschland. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen. Bonn 1925, Fr. Cohen. 16 S. M. 3,–.

Landau, Rom. Der unbestechliche Minos. Kritik an der Zeitkunst. Mit 16 Farbtafeln und 188 einfarbigen Abbildungen. Hamburg 1925, Harder Verlag. 172 S.

Lavater, J. K. Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von Ch. W. Hufeland. Säkularausgabe besorgt von Heinrich Funck. Leipzig 1925, Grethlein & Co. 143 S. Geb. M. 4,–.

Liertz, Rhaban. Harmonien und Disharmonien des menschlichen Trieb- und Geisteslebens. München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 257 S.

Loerke, Oskar. Zeitgenossen aus vielen Zeiten. Berlin 1925, S. Fischer. 240 S. M. 6,– (8,–).

Matthias, Theodor. Gehalt und Kunst Riehlscher Novellistik. (Riehlbundheft Nr. 5.) Schweidnitz 1925, Albert Kaisers Buchhandlung. 19 S.

Meine Fresse! Eine Ladung Frontwitze. Herausgegeben von Sigmund Graff. Magdeburg 1925, Eulenspiegel-Verlag. 119 S.

Meier, P. J. Die Stadt Goslar. (Historische Stadtbilder 7.) Mit einer Karte, einem Stadtplan, einer Stadtansicht und sechs Grundrißzeichnungen. Stuttgart-Berlin 1926. Deutsche Verlags-Anstalt. 139 S. Geb. M. 4.–.

Michaelis, Walter. Aus Glauben in Glauben. Zehn geistliche Reden. Wernigerode 1925, Gottlob Koezle. 120 S. Geb. M. 3,–.

Müller-Freienfels, Richard. Erziehung zur Kunst, Musik, Dichtung, bildenden Kunst. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 236 S. Geb. M. 6,80.

Quade, F. Seelische Mächte im Diesseits und Jenseits. (Werdende Wissenschaft, Band 9.) Berlin 1925, Pyramidenverlag. 92 S. M. 2,–.

Radowitz, Joseph Maria von. Briefe aus Ostasien. Herausgegeben von Hajo Holborn. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 124 S. Geb. M. 6.—.

Rausch, Albert H. Vorspiel und Fuge „Les préludes". Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 160 S.

Riehl, Alois. Der philosophische Kritizismus, Band II. Die sinnlichen und logischen Grundlagen der Erkenntnis. Leipzig 1925, Alfred Kröner. 332 S. M. 9,50 (12,–).

Rohde, Hans. Der Kampf um Asien. Bd. I. Der Kampf um Orient und Islam. Band II. Der Kampf um Ostasien und den Stillen Ozean. Mit 12 und 15 Karten. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 270, 368 S. Geb. M. 16.—.

Saitschick, Robert. Menschen und Kunst der italienischen Renaissance. München 1925, C. H. Beck. 633 S. M. 16,– (20,–).

Schiller, F. C. S. Tantalus oder die Zukunft des Menschen. München 1926, Drei Masken Verlag. 62 S.

Schlawa, Friedrich von. Die Leidensgeschichte der Maria-Ma. Wernigerode 1925, Gottlob Koezle. 110 S. Geb. M. 3,–.

Schmelzeisen, G. K. Die Idee des Barock. Düsseldorf 1925, Julius Baedeker. 38 S.
Stern, Erich. Die Psyche des Lungenkranken. Der Einfluß der Lungentuberkulose und des Sanatoriumslebens auf die Seele des Kranken. Halle a. S. 1925, Carl Marhold. 168 S. M. 5,70.
Wolpert, Leo. Gebetsweisheit der Kirche. Lesungen im Anschluß an die Sonn- und Festtagsoratorien. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. 273 S. Geb. M. 5,60.
Ziehen, Theodor. Vorlesungen über Ästhetik. I./II. Teil. Halle a. S. 1925, Max Niemeyer. 420 S. M. 22,– (25,–).
Zoellner, Adalbert. Das Buch vom Porzellan. Leipzig 1925, Klinkhardt & Biermann. 226 S. Geb. M. 10,–.
Zwiener, Br. Meister Zips, der Puppenvater und sein schönes Puppentheater. Gotha-Stuttgart 1925, Fr. A. Perthes A.-G. M. 2,50.

* * *

Bartók, Béla. Das ungarische Volkslied. Versuch einer Systematisierung der ungarischen Bauernmelodien. Mit 320 Melodien. Deutsche Übersetzung der Liedertexte von Hedwig Lücke. Berlin 1925, Walter de Gruyter & Co. 238 u. 87 S. M 12,– (14,–).
Bell, Charles. Tibet einst und jetzt. Mit 91 bunten und einfarbigen Abbildungen und einer Karte. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 335 S.
Bourgin, G. Napoleon und seine Zeit. (Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Siebenter Teil. Zweite Hälfte.) Gotha-Stuttgart 1925, Fr. Andr. Perthes A.-G. 151 S. M. 4.–.
Chamberlain, Houston Stewart. Rasse und Persönlichkeit. Aufsätze. München 1925, F. Bruckmann A.-G. 200 S. M. 3,50 (5,–).
Cornaro, Luigi. Vom mäßigen Leben und der Kunst, ein hohes Alter zu erreichen. Nebst Briefen und anderen Urkunden über des Autors Leben und Schaffen. Basel 1925, Benno Schwabe & Co. 127 S. M. 2,–.
Dubnow, Simon. Die alte Geschichte des jüdischen Volkes (Orientalische Periode, Band II. Alte Geschichte). Übersetzt aus dem Russischen von A. Steinberg. Berlin 1925, Jüdischer Verlag. 604 S. Geb. M. 16,–.
Irrfahrten im Lande des Weißen Todes. Erlebnisse und Tagebuchaufzeichnungen des ersten Steuermanns Albanow der Brussilow-Expedition (1912–1914) auf seiner Reise von Bord der „St. Anna" nach dem Kap Flora. Mit zwei Routenkarten und 15 Textbildern. Herausgegeben von Leonid Breitfuß. Stuttgart-Gotha 1925, Fr. A. Perthes A.-G. 206 S. Geb. M. 5,–.
Kállai Ernst. Neue Malerei in Ungarn. Mit 83 Abbildungen auf 80 Tafeln. (Die junge Kunst in Europa, Band II.) Leipzig 1925, Klinkhardt & Biermann. 124 S. Geb. M. 12,–.
Vermeersch, A. Die Muttergottesfeste. Autorisierte Übersetzung nach der dritten Auflage des französischen Werkes von Th. Metzler. Innsbruck 1925, Marianischer Verlag. 468 S. Geb. M. 5,20.

* * *

Blätter der Burg. Blatt 1. Franziskus von Assisi. 12 S. – Bl. 2. Der cherubinische Wandersmann. 12 S. – Bl. 3. Sklave und Kaiser (Epiktet und Mark Aurel). 12 S. – Bl. 4. Platon 12 S. – Bl. 5 Friedrich Hebbel. 12 S. – Bl. 6. Matthias Claudius. 16 S. – Bl. 7. Leo Frobenius, Das Märchen vom Untergang von Kasch. 13 S. – Bl. 8. Dante, Aus der „Göttlichen Komödie". 12 S. – Bl. 9. Friedrich Hölderlin. 16 S. – Bl. 10. Friedrich Gottlieb Klopstock. 16 S. – Bl. 11. Die schöne Seele (Susanne von Klettenberg). 16 S. – Bl. 12. Gassires Laute (Afrikanische Heldensage, erzählt von Leo Frobenius). 11 S. – Hamburg 1925, Neuland-Verlag G. m. b. H.
Das kleine Propyläen-Buch: **Walther von Hollander**, Der Eine und der Andere. Zwei kleine Romane. 212 S. – **Fjedor M. Dostojewskij**, Drei Meisternovellen. Deutsch von Ida Orloff. 18 S. – **Rosso di San Secondo**, Staubregen. Novelle. Aus dem Italienischen von Lucie Ceconi. 182 S. – Märchen und Geschichten der alten Ägypter. Deutsch von Ulrich Steindorff. 171 S. – Berlin 1925, Propyläen-Verlag.
Kunstwart-Bücherei, Band 21. Hölderlin, Gedankenlyrik. Ausgewählt und eingeleitet von E. K. Fischer. 80 S. – 22. **Die Weisheit der Veden**. Ausgewählt und eingeleitet von P. Th. Hoffmann. 76 S. – 23. **Beate Bonus**, Die Geschichte von Heming. 95 S. – 24. **Marianne Bruns**, Seliger Kreislauf. Gedichte. 94 S. – 25. **Elegien des Propertius**. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Otto Apelt. 80 S. – 26. **Russische Erzähler**. Übersetzt und herausgegeben von Leopold Weber, Band II. 96 S. – 27. Gedankendichtung der Frühromantik. Ausgewählt und eingeleitet von Hans Böhm. 110 S. – 28. Gedankendichtung der späteren Romantik. Ausgewählt und eingeleitet von Hans Böhm. 108 S. – 29. **Anton Lampa**, Die Physik in der Kultur. 84 S. – 30. **Biblische Geschichten** aus dem Alten Testament. I. Väterzeiten. Mit einem literar-geschichtlichen Nachwort von Hermann Häfker. 112 S. München 1925, Georg D. W. Callwey. Je M. 1,– (1,50).
Merkwürdige Geschichten und Menschen: **Novalis**. Dokumente seines Lebens und seines Sterbens. Herausgegeben von Hermann Hesse und Karl Isenberg. 164 S. M. 2,50 (3,50) – **Hölderlin**. Dokumente seines Lebens. Herausgegeben von denselben. 231 S. M. 3,– (4,–). **Sesam**. Orientalische Erzählungen. Herausgegeben von Herm. Hesse. 158 S. M. 2,– (3,–). – **Die Geschichte von Romeo und Julia**. Nach den italienischen Novellenerzählern Luigi Da Porto und Matteo Bandello. Herausgegeben von demselben. 122 S. M. 2,– (3,–). Berlin 1925, S. Fischer.

Kataloge

Armarium. Antiquariats-Anzeiger. Stuttgart, Oskar Gerschel. 36 S. – **Deutsche Literatur**. Katalog 156. Dresden, Paul Alicke. 100 S. — Deutsches Geistesleben und seine Quellen. Katalog II, IV. Berlin, Walter de Gruyter & Co. 48, 46 S. – **Herders Bücherbote**. Freiburg, Herder & Co. 32 S. – **Literatur- und Sprachwissenschaft**. Katalog 296. Leipzig, Alfred Lorentz. 130 S. – **Rheinland-Literatur**. (W. Winker) Bonn, Ludwig Röhrscheid 69 S. — **Wort und Brauch** im Leben der Völker. Ant.-Katalog 117. Stuttgart, Oskar Gerschel. 68 S.

* * *

A List of New Books for the Autumn of 1925. London, William Collins Sons & Co. 32 S.
Stanley Paul & Co.'s Announcement 1925.—1926. London.

Redaktionsschluß: 5. November

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5.—, Einzelheft Gm. 2.—.



Für die Freiheit der Kunst

Von Walter von Molo (Berlin-Zehlendorf)

Vor kurzem veröffentlichte die Tagespresse einen Aufruf „Für die Freiheit der Kunst". Die Freiheit der Kunst und der Aufruf, der wegen der Bedrohung literarischer Werke entstanden ist, gehen den Schriftsteller und dichtenden Künstler gewiß mindestens ebensoviel an wie die sonstigen Zeitungsleser, daher sei mir gestattet, hier einiges zu diesem Aufruf unter uns Fachgenossen zu bemerken: Der Aufruf trägt die Unterschriften fast sämtlicher Verbände, die mit Kunst und Kultur zu tun haben, und vieler Einzelpersönlichkeiten. Der Aufruf tritt für die bedingungslose Freiheit der Kunst ein. Das ist ein Ziel, das jeden Kulturmenschen selbstverständlich zum rücksichtslosesten Kampfe entschlossen auf der Seite der Kunst findet. Der Aufruf betont, daß der Kampf von „Organisationen völlig unpolitischen Charakters" und von Männern und Frauen edelster Gesinnung geführt wird. Die Hervorhebung des unpolitischen Charakters beweist die Richtigkeit meiner Einstellung, die dahin geht, daß Kunst mit Politik und irgendeiner Einseitigkeit der Gesinnung nichts zu tun hat und nichts zu tun haben darf. Es ist von vielen Seiten die Frage an mich gerichtet worden, warum ich als erbitterter Gegner jeder Zensur und bisheriger Kämpfer für die Freiheit der Kunst den Aufruf nicht unterzeichnete. Ich will hier die Antwort geben: Ich stand immer auf der Seite derer, die für völlige Freiheit in Kunstdingen eintraten. Ich stehe unverändert auf diesem Standpunkt. Wenn aber der Aufruf für die Freiheit der Kunst im künstlerischen Schaffen „das höchste Gut der Menschheit" sieht, wenn dieser Kampf wahrhaft „unpolitisch" nur um des Geistes willen geführt wird, wie dieser Kampf allein möglich und berechtigt ist, dann wird man mir den Mund nicht verschließen dürfen, damit ich hier ausspreche: Dieser Aufruf ist in seiner Form unmöglich! Er tritt für tendenziöse politische Machwerke im gleichen Maße ein wie für Kunst! Es ist immer wieder das gleiche: wir lernen nichts! Ich war schon seinerzeit gezwungen, Richard Dehmel auseinanderzusetzen, warum ich den Aufruf der Intellektuellen, das sogenannte Manifest der Professoren bei Kriegsausbruch, daß kein einziger deutscher Soldat in Belgien unrichtig gehandelt hätte, nicht mitunterschrieb. Die Gründe waren zwiefacher Art. Erstens war ich der Überzeugung, daß unter Millionen von Menschen, auch wenn es deutsche Menschen waren, sicherlich nicht lauter Engel lebten, und zweitens hatte ich nicht die Möglichkeit, überall in Belgien als Augenzeuge dabei gewesen zu sein, wo deutsche Soldaten handelten. Nur dann hätte ich die Richtigkeit der Behauptung einwandfrei bestätigen können, die, aus falsch verstandenem Gemeinschaftsgefühl heraus aufgestellt, uns so argen Schaden zugefügt hat. Ich kann nur für das eintreten, was ich weiß, nicht für etwas, was ich nur vom Hörensagen kenne, und seien diejenigen, die die Behauptung aussprechen, auch noch so einwandfrei. Ich habe aus den gleichen Gründen seinerzeit nach dem Zusammenbruch, als die politischen Morde von Bürgern an der Tagesordnung waren (unter Bürgern verstehe ich rechts und links gerichtete Deutsche!), einen Aufruf nicht unterzeichnet, der die Behauptung enthielt, daß da und dort, die und die, aus diesen oder jenen Gründen, so oder so mißhandelt oder dahingemordet worden wären. Hätte ich unterzeichnet, so wäre ich für etwas eingetreten, in das ich mir persönlich keinen Einblick verschaffen konnte. Da ich die literarischen Erzeugnisse, um die sich jetzt der Kampf entsponnen hat, nicht kenne, konnte ich den Aufruf für die Freiheit der Kunst nicht unterzeichnen. Denn, wenn ich für die Freiheit der Kunst eintrete, so muß ich doch zuvor wissen, ob es sich wirklich um Kunst handelt! Das Prinzip, alles was künstlerisch aussieht, Kunst zu nennen, schafft den Feinden der Freiheit nur Kraft gegen uns und nimmt uns die Stoßkraft!

Das Gericht hat den Schauspieler Rolf Gärtner zu eineinhalb Jahren Gefängnis verurteilt — über das Strafmaß bin ich gewiß einer Meinung mit Gerhart Hauptmann, daß es sicherlich weitaus zu hoch bemessen ist —, warum aber hat Hauptmann nicht bevor er den Aufruf unterzeichnete, der gegen jeden staatlichen Eingriff, gegen jede „Strafe" ist, diese Meinung vertreten, warum erst nachträglich in einem Brief, den das „Berliner Tageblatt" veröffentlichte? Hat auch er nicht gedacht? Es scheint so! Müssen wir denn immer wieder in den edelsten Dingen Manifeste erlassen, die nicht Stich halten? Was lag denn im Fall Rolf Gärtner vor? Er rezitierte revolutionäre Gedichte. Ihn deswegen zu verurteilen, ist natürlich Blödsinn; denn von den Gedichten kennt man die Autoren und weiß, daß es sich tatsächlich hier um Kunst handelt; aber wenn man das Urteil liest, so ist der Schauspieler Rolf Gärtner hauptsächlich deswegen verurteilt worden, weil er eine „Sprechchoraufführung" inszenierte, „in der mit primitiven künstlerischen Mitteln die Befreiung politischer Gefangener", die durch Reichswehrsoldaten bewacht waren, „dargestellt wurde". Ich frage, wer von den Unterzeichnern des Aufrufs hat diese Aufführung in der fraglichen kommunistischen Versammlung in Stuttgart gesehen? Wenn man aber die Aufführung nicht sah, wieso kann man dann behaupten, daß sie Kunst und nicht politische Propaganda gewesen sei, in deren Bestrafung oder Nichtbestrafung wir uns, der „Freiheit der Kunst" wegen nicht hineinzumischen haben? Können wir uns noch immer nicht abgewöhnen, dort das Gefühl sprechen zu lassen, wo allein der Verstand zu entscheiden hat? Warum hat man nicht verlangt, daß die Aufführung der Szene, die die gewaltsame Befreiung politischer Gefangener zum Gegenstand hatte, vor einem Tribunal von fachkundigen Menschen, das sind Künstler, wiederholt wurde, damit diese vor allem einmal feststellten, ob es sich tatsächlich um Kunst handelte? Warum ist das bis heute nicht verlangt worden? Es hat sich doch bereits die Einrichtung, von Staats wegen Künstler in Dingen der Kunst zu hören, bei uns eingebürgert, schon recht oft zum Segen der Kunst! Hatten diejenigen, die zur Unterzeichnung des Aufrufs bereit waren, sich die Sicherheit verschafft, daß es sich hier tatsächlich um Kunst handelte, dann mußte der Aufruf kommen, aber erst dann! Nachher! Warum hat daran niemand gedacht? Stand einwandfrei fest, daß die Darstellung des Sprechchors, dessen Autor bisher nicht genannt wurde, Kunst war, so stand ebenso fest, daß das Urteil im Fall Gärtner ein Schandurteil vor aller Welt ist; dann mußte ein Kampf dagegen bis aufs Letzte geführt werden. Dann ist ein „Aufruf" viel zu wenig. Wo ist aber der Beweis, daß es sich um Kunst gehandelt hat? Ich verlange die Wiederholung der strittigen Aufführung vor einem künstlerischen Tribunal! Der Aufruf spricht von „künstlerischer Form", von „künstlerischem Schaffen", der Aufruf enthält aber auch den Passus, daß die „Gestaltung politischer Gesinnung" Kunst sei. Es wird auf die „Räuber", auf „Tell", auf „Danton" und die „Weber" verwiesen. Meiner Überzeugung nach besteht Kunst darin, daß sie nicht „politische Gesinnung", sondern allgemeinen Menschenkampf gestaltet. Selbstverständlich wird solcher Kampf auch oft politische Gesinnung im Widerstreit zu zeigen haben, aber nie darf die Gestaltung einseitig sein, sonst ist sie eben für mich keine Kunst; immer hängt doch alles davon ab, ob die Gestaltung gelungen ist; sonst handelt es sich eben wieder nicht um Kunst. Das Primäre jeder Kunst ist Universalität, nicht Einseitigkeit, und: Gelingen der künstlerischen Form! Die dabei einfließende politische Gesinnung ist bei jedem wirklichen Dichter, auch in den vorstehend genannten Werken, gegenüber dem allgemein Menschlichen, sekundär. Wer die „Gestaltung politischer Gesinnung" als Primäres der Kunst ansieht, vergeht sich gegen das heiligste Wesen der Kunst, stellt den Inhalt über die Form, über die künstlerische Bezwingung des Inhalts. Das wollen wir doch nicht! Das dürfen wir nicht! Der Aufruf bietet unendlich viele Angriffsflächen, er ist bedauerlich unglücklich formuliert, er sagt, daß alle ohne Einschränkung geschützt werden müßten, die aus „ihrer Gesinnung heraus" künstlerische Werke „zu gestalten versuchen — ganz gleich, ob man sie als gelungen betrachten kann oder nicht"(!) Gesinnung ist in der Kunst nichts! Nur das Gelingen der Gestaltung entscheidet, ob ein Werk ein Kunstwerk ist oder nicht, und daher die Freiheit der Kunst für sich beanspruchen darf oder nicht.

Nach dem Wortlaut des Aufrufs würden wir auch dann wegen der Freiheit der Kunst gegen den Staat zu fechten haben, wenn jemand „Andersgesinnter", jemand „aus anderem politischen Lager", zum Beispiel eine „Sprechchoraufführung" veranlaßte, in der „mit primitiven künstlerischen Mitteln, aus politischer Gesinnung heraus, ganz gleich, ob man das daraus hervorgehende Werk als gelungen betrachten kann oder nicht", gegen die Einrichtung der Republik gewirkt würde, wenn dabei die Fahne der Republik in einer solchen Aufführung beschimpft würde, wenn die Verfassung und die bestehenden Gesetze in einer solchen Aufführung lächerlich gemacht würden, und deren Sturz sinnbildlich durch Gewalt gezeigt würde. Gerade der Künstler muß wissen, daß nicht Anarchie, sondern nur Beherrschtheit Kunst zeitigt. Ebenso würden wir, nach der unglücklichen Formulierung des Aufrufs, „für die Freiheit der Kunst" zu fechten haben, wenn jemand, ganz gleichgültig von welcher Partei, die Ermordung anderer Parteiangehöriger sinnbildlich unter dem Beifall seiner Parteifreunde darstellte, denn auch darauf paßte der Satz des Aufrufs, daß jede Aufführung geschützt werden müsse, in der „mit primitiven künstlerischen Mitteln aus politischer Gesinnung heraus versucht wird, diese zu gestalten, ganz gleich, ob man es als gelungen betrachten kann oder nicht". Das wollen die Unterzeichner des Aufrufs doch sicherlich nicht. Sie müssen das alles aber nach dem Aufruf, den sie unterschrieben haben, schützen, und dieses „Kampf für die Freiheit der Kunst nennen", denn der Aufruf enthält den Satz: „Was heute jenen geschah, die aus ihrer Gesinnung heraus künstlerische Werke zu gestalten versuchten — ganz gleich, ob man es als gelungen betrachten kann oder nicht, das kann morgen auch Andersgesinnten zustoßen." Das ist heller Wahnsinn, das hat mit einem Kampf für die Kunst gar nichts mehr zu tun. Die politische Gesinnung, das Wollen und Versuchen sind in der Kunst völlig gleichgültig. Das Um und Auf des Problems ist und bleibt, ob der gerichtliche Zugriff gegen Kunst geschah, dann geht er uns an, oder gegen Nichtkunst, dann haben wir mit der Sache nichts zu tun, dann handelt es sich um ekelhaften politischen Streit, der dem wahren Künstler weltenfern ist! Politische Propaganda, Darstellungen unkünstlerischer Art aus politischen Gründen zerstören die Kunst, solches verlangt nicht unsere Unterstützung! Ganz im Gegenteil! Und dafür tritt der Aufruf ein! Es ist doch für schöpferische Menschen sehr leicht, in jedem einzelnen Fall zu entscheiden, ob Kunst oder Nichtkunst befehdet wird. Wäre das nicht zu entscheiden, so gäbe es ja keine Kritik, die ein Recht hätte, gehört zu werden. Daher muß in vorliegendem Fall und immer wieder in allen ähnlichen Fällen vor der Urteilsfindung ein Tribunal von Künstlern gehört werden, das entscheidet, ob es sich um Kunst handelt oder nicht; an den Ausspruch dieses künstlerischen Tribunals muß sich allerdings das Gericht halten. Dafür zu kämpfen wäre nach meiner Überzeugung die Forderung der Zeit. Für dieses künstlerische Tribunal scheinen mir übrigens Kritiker besser geeignet als Künstler. Die wirkliche Freiheit der Kunst verlangt Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, genauestes Abwägen und verantwortliches Wissen, Zusammenfassen aller ernsten Meinungen, die sachliche Klärung jeder Angelegenheit, *ehe* über sie öffentlich gesprochen und für oder gegen sie gehandelt wird. Gewiß: rücksichtsloses Handeln für die Freiheit der Kunst, für das Wertvolle, das der Gesamtheit des Volkes und der Kultur der Menschheit dient! Dafür rücksichtsloses Handeln, aber auch nur für dieses! Das Tribunal der Künstler, das über der Freiheit der Kunst wacht, muß durchgesetzt werden. Diesem Tribunal müssen die Werke vorgelegt oder vorgespielt werden, die strittig sind, danach allein kann die Entscheidung des Tribunals für die besorgten Gerichte fallen, ob es sich um Kunst oder um Nichtkunst handelt, ob die Freiheit der Kunst in Gefahr ist oder nicht. Ich fordere dieses Tribunal! Alles andere vermehrt nur das leere Reden in Deutschland, von dem ich, von dem wir alle auch in Sachen der Kunst reichlich, überreichlich genug haben.

Zur deutschen Lyrik der Gegenwart

Von Ernst Lissauer (Wien)

X

Hans Leifhelm: bislang ein unbekannter Name, und nun, da dieses Erstlingswerk erscheint, sofort ein Wert, gültig, substanzreich, von dauernder Kraft. Die Deutsche Verlags-Anstalt legt den schmalen Band vor: „Hahnenschrei"; kein ganz glücklicher und deckender Titel, aber doch einigermaßen die drei Elemente des Buchs andeutend: das Naturwesen; das Sagentum; das Morgenliche, Unberührte, das Vor-Tag-hafte des Erstlings. Selten erkennt man bei einem neuen Dichter so deutlich, selten ist es gleichsam in chemischer Reinheit derart offenbar, wie er aus dem geschichtlichen Zusammenhang hervorwächst und zugleich durchaus als eine eigentümliche Kraft sich abzeichnet. Diese Gedichte werden gleichsam aus dem Bestande hervorgesponnen und setzen sich ihm ohne Naht und Bruch an. Leifhelm ist weder ein Neuerer noch auch ein Epigone. Aber, das sei vorweggenommen: unter den Gedichten ist wohl kaum ein ganz schwaches, indessen sind sie nicht von gleichem Wert. Nicht nur, daß in manchen Gedichten doch hie und da schwächere, unbelebte Stellen stehengeblieben sind, fertig übernommene, nicht erneuerte Wendungen und Verbindungen, es klingt in diesen Gedichten neben der spezifisch Leifhelmschen eine Musik allgemeiner Art mit, ähnlich wie in Gedichten von Ina Seidel, Lulu von Strauß und Torney, Agnes Miegel oder dem Freiherrn von Münchhausen. Es ist durchaus irrtümlich, anzunehmen, dies Mitklingen einer unpersönlichen Musik bezeuge an sich Unselbständigkeit; es kommt darauf an, in welchem Ausmaß diese Musik begleitet, ob sie gar, wie bei wirklichen Epigonen, den schwachen persönlichen Ton übertönt und aufzehrt. Eine höhere Stufe wird Leifhelm erreichen, wenn diese begleitende Musik nicht mehr außen vernehmbar, sondern nach innen verstummt, nach innen aufgesogen ist, wenn die Gedichte ohne Rest persönlich erklingen und sich dennoch in den großen Chorus einordnen, welcher von den Stimmen einer in gleicher Sprache singenden Volksgemeinschaft gebildet wird. Aber schon heute ist Leifhelm eine durchaus unterschiedene Kraft.

Hans Leifhelm, der Name schon zeigt es an, ist ein Westfale, und ohne weiteres, in mannigfaltigen Zügen, ist die westfälische Art erkennbar. Er ist einer der wenigen geistigen Abkömmlinge der Droste-Hülshoff; dieser Eindruck wird durch das Gedicht, welches den Schatten der Droste beschwört, nicht erweckt, sondern bestätigt. Dem niederdeutschen Stamm ist es eigentümlich, die kleinsten Einzelheiten wahrzunehmen und mit „niederländischer" Peinlichkeit darzustellen. Diese vererbte Kraft eignet heute Erzählern wie Thomas Mann oder Albrecht Schäffer, sie war Johann Heinrich Voß und bis zu einem gewissen Grade auch Storm und Groth, in besonders hohem Maße aber der Droste und Liliencron eigentümlich. Der Blick, mit dem Liliencron die Einzelheiten erfaßt, ist gewissermaßen ein kurzer, rascher, rescher, sein Auge, wie ja öfter ausgesprochen ist, war das des Pürschers und Soldaten. Die Droste betrachtet die Einzelheiten mit kontemplativem, „betrachtendem" Auge, sie verweilt mit einer gleichsam botanisierenden, zoologischen, kurzum naturforscherlichen Geduld. Manche niederländische Maler stellten Blätter und Insekten in so kleinen Maßen dar, daß man sie nur mit der Lupe erblicken kann; gleichsam mit der Lupe sieht die Droste winzige Einzelheiten, Bewegungen, Nuancen, Schattierungen. Aber dieses minutiöse Sehen wird bei ihr, ohne daß die mikroskopischen Einzelheiten verloren gingen, gesteigert zu einem intensiven Schauen: sie nimmt nicht nur die Einzelheiten mit ungemeiner Genauigkeit von außen wahr, sondern glüht sich inbrünstig ein in das Erblickte, in Vorstellung und Vorgang. Leifhelm steht an Intensität hinter der Droste zurück. Auf dieser Intensität beruht das Genie der Droste, Leifhelm ist nur ein starkes Talent: vielleicht kann man sagen, daß der Unterschied zwischen Genie und Talent

auf der verschiedenen Stärke der Intensität beruht. (Das Wort Genie ist hier selbstverständlich nicht im Sinne der Universalität gefaßt: es gibt durchaus auch partielle Genies.) Leifhelm ist gewissermaßen der erste eigentliche Abkömmling der Droste. Aber wenn seine Art minder von Intensität glüht, so ist eben darum sein Vers minder überfüllt, er ist reiner durchgebildet, seine dichterische Form seltener prosaisch verholzt als die ihre. Doch seine Art, die Natur zu sehen, ist der ihrigen zutiefst verwandt; es seien aufs Geratewohl einige Zeilen herausgegriffen:

„Die Rinnsale gehen wie tickende Uhren;"
„Es tropfen der Fichten breitschirmende Plachen;"
„Mit eulenleisen Flügeln
Beschließt die Nacht den Tag."

Natur, in Fülle, wächst durch das Buch; so deutlich sind die Eindrücke vorgestellt und dargestellt, als seien Wiesenstücke und Äckerflecke unmittelbar im Wort dargeboten: „Der Sperling pickt ölige Kerne der Sonnenblume"; „die Georginen glänzen metallisch"; „es glüht des Faulbaums bleifarbener Ast"; Kornelkirsche und Haselstrauch, Seidelbast und Lattich, Habicht und Pirol, Schnecken und Ameisenlöwen, Acker und Schober, Bäche, Rinnsale, Heidegräben, es ist alles leibhaft vorhanden: die westfälische Heide unter einem stumpfen Licht, überträumt, überwispert, überschwiegen von einer sirrenden Stille.

Jener eigentümliche anapästische Rhythmus, welcher das stärkste Gedicht der Droste „Süße Ruh, süßer Taumel im Gras", kennzeichnet, dringt auch durch Leifhelmsche Gedichte: „In den Wald schlupf' ich ein wie ein Tier" oder: „Juliheiß vom Zenit fließt die Glut." Und wie bei der Droste wächst aus der lastenden Natur, aus dem „Wabern" des Mittags, aus dem Staken und Streichen der Nebel Sage und Spuk:

„Fahl an dem Fensterkreuz hängen die Zöpfe
Blätternder Zwiebel und rascheln gelind,
Über die Ställe neigen die Schöpfe
Tuschelnd Holunder, und ragend im Wind
Bleichen am Giebel die Pferdeköpfe,"

Die Schilderung des Hauses, der Pflanzen, ist in voller Wirklichkeit gegeben und zugleich bangend und bangemachend, spukhaft darüber das alte heidnische Zierzeichen; so auch im nächsten Gedicht:

„Die letzte Garbe im Felde steht,
Geweiht als Opfer nach alter Sitte
Dem Schimmelreiter auf seinem Ritte."

Balladische Stimmung, balladische Gestalt keimt und wächst aus dem lyrischen Boden, ballt sich über der lyrischen Landschaft: wie bei der Droste und auf gleiche Art entstehen die Leifhelmschen Balladen. Nicht, daß er eigentliche Heidegesichte balladisch gestaltet wie sie, aber der Vorgang selbst, das Werden der Ballade ist das gleiche. Sie steckt gleichsam potentiell in der geladenen Atmosphäre solcher Landschaftsgedichte, die schwer angefüllt hängt voller heimlicher Zeichen und Figuren, wie eine Wolke voll ist von Lichtern und Zacken der Blitze.

Die Ballade vom „Kapitän" steht in der Folge der Drosteschen Spukballaden, und damit ist auch sie der Ballade einer anderen niederdeutschen Dichterin verwandt, den Seemanns- und Geisterstücken der Lulu von Strauß und Torney.

Mit alledem wäre Leifhelm gezeichnet als ein Spätling westfälischer Lyrik und Ballade, der jener Tradition gewissermaßen folgt wie einst Johann Georg Fischer der schwäbischen. Jedoch die persönlichste Schicht der Leifhelmschen Dichtung ist noch nicht bloßgelegt.

Leifhelm hat die Zeit der Großstädte, der Maschinen, der Entseelung erlebt, und eben dieses Erlebnis verarbeitet er, sozusagen folgerichtig, im Sinne jener künstlerischen Prämissen und eben darum durchaus persönlich. Hier ist nicht gerade an das Gedicht „Industriesonntag" zu denken, das immerhin das Maß anderer Gedichte aus verwandtem Stoffkreis kaum überschreitet: die „Ballade vom unheiligen Werk" ist die Ballade von der Mechanisierung des Lebens, von den Mietskasernen, von den Grundstückspekulanten und Zinshausarchitekten; wie hier ein dürrster Lebenskomplex dichterisch gedeutet wird, mit welcher Selbstverständlichkeit die Ballade ihre Macht und alte Kraft gebraucht und Fluch aussagt über unheiliges Tun, das bezeugt eine ungemein dichterische, und was, so gesehen, das selbe ist, menschliche Kraft. Die Droste hätte solch ein Gedicht vielleicht auch geschrieben, hätte sie dergleichen erlebt; sie hat ja kritische Gedichte gegen ihre Zeit mannigfach verfaßt, aber sie sind einigermaßen prosaisch trocken

verblieben, indessen diese Dichtung durchaus von balladischer Wucht vibriert. Sie ist schwerer und zeugt tiefer von Liebe, Seele, Menschlichkeit als die nüchterne Rhetorik jener, die das Wort von Menschlichkeit allzu oft unnützlich im Munde führten. (Es ist daran zu erinnern, daß ein anderer niederdeutscher Dichter, Josef Ponten, in dem Werk „Der babylonische Turm" den Roman von solchem „unheiligen Werk" geschrieben hat.) Wenn frühere Generationen Sagen ersannen von Domen und Bürgerhäusern, wenn sie Inschriften auf die Mauern malten, die Häuser benannten: es ist zutiefst logisch wie eine musikalische Umkehrung, daß der Dichter, der aus diesem Lande und dieser Überlieferung hervorgeht, solche Sage von den Zinskasernen ersinnt. Der Segen ist Fluch worden; der Dichter ist der Wahrer des Lebens gegen die verkommende Gesellschaft. Von verwandter Art die Ballade „Im Weberdorf"; sie ist jener an dichterischer Intensität noch überlegen; dieses Stück ist den Balladen der Droste durchaus ebenbürtig: am Webstuhl nachts sitzt der Nöck und singt von der Zeit, als die Weber, die jetzt, in der Fabriken grauer Haft, bei schwerer Stühle „Schlag" scharwerken, noch als freie Handwerker lebten. Die Monotonie des kleinbürgerlichen Daseins ist seit etwa dreiviertel Jahrhunderten, eben seit das Leben des durchschnittlichen Menschen allmählich entleert und entseelt ward, von den Dichtern dargestellt worden. Ansätze bei Glasbrenner und Fontane; Georg Kaiser stellt sie dramatisch in „Von Morgens bis Mitternacht" dar, Emil Lucka und Leonhard Frank in Novellen: Leifhelm gestaltet diese Monotonie im Leben des „Kanzlisten" auf eine balladisierende Weise als eine dämonische Kraft.

Dies ist durchaus typisch für Leifhelm: das unmittelbar Gegenwärtige, das nächste Wirkliche, deutlich gesehen und nicht distanziert, wächst ihm zu beklemmendem Gesicht:

> „Zwillingsflecken stehen in dem Glas,
> Übertags nur grau und unscheinbar —
> Flecken, die des Schleifers Hand vergaß —
> Doch im Abendglühn lebendig klar
> Wie zwei runde Augen von Topas."

Diese scharf gesehenen, scharf gegebenen Fehler im Glas erinnern ihn an die Lichter einer Katze, die ihm in der Kinderzeit Freund war, und so steigt gesichthaft die Kinderzeit und das vielfältige Leben mit dem vertrauten Tier auf.

Und dieser westfälische Dichter erlebt nun den Süden. Freilich, seine italienischen Gedichte sind nicht sonderlich charakteristisch ausgefallen, aber das Höchste erreicht seine Lyrik, wenn jene niederdeutsche Art des dichten Sehens aus Heide und Ebene emporgetragen wird zu Fels und Gebirg. Vielleicht, daß es diese österreichische Luft ist, die auch die Rhythmen aus westfälischem Bereich lichtet und lockert. Und mit der geographischen Höhe gewinnt der Blick des Gedichts größere Freiheit, er gewinnt Ferne, ohne doch an Intimität des kleinen Sehens einzubüßen. „In den Bergen", „Lärche in den Alpen", bis zu einem gewissen Grade auch „Herbstelegie", — in solchen Gedichten ist es, als ob der Geist der großen Dichterin Droste das Gebirge erstiegen hätte und nun in ihrer Art, aber eben doch anders, gebirgig und felsig, die Stimme erhöbe:

> „Es weht am bleichen Kalkalpenriffe
> Unstet der Jochwind, die Wolken fliehn
> Durch dunkle Bläue wie Geisterschiffe."

Weiter:

> „Und überm Abgrund häng' ich verloren,
> So wie ein Geier am Felsgenist;"

und der Schluß:

> „Ich lieg' im Grase, schau Lid an Lide
> Der Wetterdistel silbernen Stern,
> Und tief im Süden ragt steil und fern
> Des Großvenedigers Eispyramide."

Gedichte von dieser Art, visionäre Balladen des Realisten, Gebirgsgedichte des Westfalen, bedeuten die höchste Schicht dieser Dichtung, auf sie mögen weitere Schichten sich aufbauen. Er besitzt die bildende Kraft, das Große intim und einzeln zu sehen:

> „Die Kuppen ragen wie Panzertiere;"

und so schaut er den alten Arbeiter evangelisch:

> „Ein greiser Weber sprach mich an
> Und bot mir Brot und Bett,
> Gastfreundlich wie ein Fischermann
> Vom See Genezareth."

Das Gedicht „Kleines Geschehen" spricht, unbewußt und unwillkürlich den Sinn dieser Bildlichkeit aus:

Im Schein des Mondes erglänzt die Flut,
Es streift ein Vogel den Bord des Spiegels,
Und es erbeben die Wasser leise
Und zirkeln weithin die Wellenkreise
Wie in Berührung geheimen Siegels.

Kleines Geschehen geht in die Welt,
Wer kennt der Dinge verschlungene Pfade,
Wer kennt die Regung des Namenlosen,
Im kleinen Funken ist erstes Glosen,
Zu Weltenbrandes flammendem Rade.

Und des zum Zeichen ging einstmals Ruth,
Um aufzulesen verlorene Ähren,
Um zu gewähren mit ernstem Sinne
Dem kleinen Dinge die große Minne,
Und ewig sollte ihr Bildnis währen.

Sieh, wie sich kreisend die Woge wellt,
Sie wird noch kreisen nach tausend Jahren
Und oben leuchten als Ring des Mondes,
So wie nun leuchtet als Ring des Mondes
Der Welle Regung vor tausend Jahren.

Dostojewski, der Psychologe des Irrationalen

Von Walter Hueck (Lüdenscheid)

Man nennt Dostojewski den größten Psychologen der Weltliteratur, — aber er ist ein seltsamer Psychologe, ein Psychologe ganz anderen Schlages als etwa Stendhal, Balzac, Hebbel, Ibsen oder Tolstoi. All diese großen und erstaunlich scharfsinnigen Psychologen bemühen sich, dunkle und problematische Seelenereignisse aufzuklären, die Fäden zu entwirren, das Rätsel durch eine einfache Formel zu lösen. Warum Julian seine Geliebte vergötterte und sie dennoch erschoß, warum Judith sich dem Holofernes haltlos zitternd hingab und ihm dann den Kopf abschlug, warum die „Frau vom Meere" ihren Gatten verlassen mußte und plötzlich dennoch bei ihm blieb, — all das wird sorgfältig klargelegt und formuliert, wird bis ins Letzte beleuchtet, entwickelt und begründet. Wir legen das Buch aus der Hand mit erschüttertem Herzen und klarem Gehirn: „Es ist furchtbar, aber es hat ja so kommen müssen, es war unvermeidlich!" Diese erschütternde Klarheit nach dem Gewitter, diese Aufzeigung der zwingenden Unvermeidlichkeit eines tragischen Schicksals — das ist geradezu das Wesen faustischer Tragödie. Am Anfang ist Spannung und Ungewißheit, am Schluß Erschütterung und Klarheit. Das Bemühen dieser Psychologen ist: das scheinbar Irrationale zu rationalisieren.

Die Aufgabe der künstlerischen Psychologie überhaupt — von wissenschaftlicher Psychologie ist hier nicht die Rede — liegt darin, rätselvolle und verworrene Seelenschicksale zu entwirren, aufzuklären und ihre unentrinnbare Notwendigkeit darzutun. Was sollte wohl sonst Aufgabe der Romanpsychologie sein? Es ist geradezu undenkbar, die Aufgabe der Psychologie anders zu definieren. Es war undenkbar! Bis Dostojewski kam! Und gerade den entgegengesetzten Weg einschlug! Dostojewskis Psychologie besteht — um es mit einem Wort zu sagen — in der Irrationalisierung des scheinbar Rationalen.

Dostojewski will nicht Klarheit, er will das Chaos; das wilde, unheimliche, aufwühlende Chaos des Irrationalen. Seine Tragik ist nicht die große erschütternde Klarheit — seine Tragik ist das Grauen des Abgrunds.

Dostojewskis Vorwürfe sind im Grunde einfacher Natur. Der Student Raskolnikoff begeht einen Mord, bereut und liefert sich den Gerichten aus. Dmitri Karamasoff gerät in den Verdacht des Vatermordes und wird unschuldig verurteilt, während Iwan frei ausgeht. Der „Idiot" verliebt sich unglücklich in eine stolze Generalstochter und geht daran zugrunde. Das alles sind klare Handlungen, große Linien — es liegt kaum ein Problem vor, das der Klärung bedürftig erschiene. Wir bilden uns aus der Ferne sogar ein, den Verlauf dieser Handlungen klar zu überschauen. Aber wir brauchen nur eine dieser gewaltigen Romantragödien aufzuschlagen und unsere Erinnerungen nachzuprüfen, um sogleich in das Labyrinth heilloser Verwirrung hinabzustürzen.

Wir kennen die Menschen Balzacs und Tolstois wie unsere nächsten Freunde, wir wissen, wie sich Gyges oder Nora in irgendeiner bestimmten Situation benommen haben würden. Die Menschen Dostojewskis dagegen sind uns fremd, — je tiefer wir sie kennen lernen, um so fremder und unheimlicher werden sie uns. Das einzige, was wir

von ihnen wissen, ist, daß sie sich stets und unter allen Umständen ganz anders benehmen, als wir erwarten. Wer sich ein wenig auf die Menschen der Romane und die Romane der Menschen versteht, der könnte zur Not jeden Roman Balzacs oder Tolstois mit Kombinationen seiner Phantasie zu Ende führen. Wir haben einen klaren Überblick über Charaktere und Situationen, und der Quotient aus rationalen Größen ist stets wiederum eine rationale Größe. Dostojewskis Charaktere dagegen sind gänzlich irrationale Phänomene. Wir vermögen nicht ihren nächsten Schritt und Entschluß vorauszuberechnen, jede ihrer Handlungen ist völlig überraschend, verblüffend, unfaßbar, grauenvoll und erschütternd. Ein Kapitel aus den „Dämonen" aus unserer Phantasie zu ergänzen wäre uns ebenso unmöglich, wie einen Satz aus der Neunten Symphonie zu schreiben. Diese tiefen tragischen Seelen graben sich unvergeßlich in unsere Erinnerung ein — aber sie sind uns fremder, unbegreiflicher, unheimlicher als der fremdeste Unbekannte, der nachts auf der Straße an uns vorüberhuscht. Dieser „Idiot" — ist er ein Narr oder ein Weiser, ein kranker Schwätzer oder ein künftiger Christus? Dieser Stawrogin — ist er ein hochherziger Aristokrat, ein brutaler Gewaltmensch, ein widerlicher Schuft, ein träumender Hamlet — oder ein Heiliger? Wir wissen es nicht. Diese tiefen, stolzen, verschlossenen, leidenschaftlichen Frauen — wer vermag in ihre Seelen zu blicken und ihren Haß von ihrer Liebe zu trennen? Und Iwan Karamasoff, der uns in einer elenden Kneipe das erhabene Mysterium des Großinquisitors enthüllt — was wird aus ihm? Ein Philosoph, ein Vagabund, ein Religionsstifter — oder ein Selbstmörder? Niemand vermag es zu sagen.

Nein — wenn man die Aufgabe der Psychologie dahin bestimmt, seelische Rätsel zu entwirren, zu motivieren und zu formulieren, dann ist Dostojewski nichts weniger als der größte Psychologe der Weltliteratur. Er ist der Bankerotteur der Psychologie. Er unterwühlt den Boden der Psychologie, er schafft sie ab. Dostojewski ist die Sphinx, die niemals Fragen beantwortet, sondern den Fragenden in den Abgrund stürzt. Hebbels höchstes Bemühen gipfelte darin, lückenlos zu motivieren: er kombinierte seine Tragödien wie Schachprobleme. Dostojewski verschmäht jede Motivierung, er braucht sie nicht. Seine Psychologie besteht darin, zu beweisen, daß es keine Psychologie gibt. Wenigstens keine rationale Psychologie! Und das ist der entscheidende Punkt! Dostojewski ist der Totengräber der rationalen Psychologie. Er schafft die Psychologie des Irrationalen.

Hebbels Dramen gehen auf wie Rechenexempel. Schon in der Exposition liegt die Katastrophe unvermeidlich und präformiert eingeschlossen. Charakter A + Charakter B = Katastrophe C. Das ist eine rationale Rechnung mit rationalen Größen, die restlos aufgeht. Hebbel beweist uns unwiderleglich, daß alles so kommen mußte, daß gar kein Rest übrig bleiben kann, — und dennoch bleibt ein Rest in uns zurück, ein imaginärer Rest: eben jenes von Hebbel so unbarmherzig fortgewiesene irrationale Element regt sich in unserer Seele und protestiert.

Dostojewski führt irrationale Charaktere einem irrationalen Schicksal zu. Er murmelt: seht, es hätte alles ganz anders kommen können, tausend andere Möglichkeiten bestanden, — aber seht doch her, gerade das Unwahrscheinlichste, Verblüffendste, Unfaßbare und fast Unmögliche geschieht — und merkt wohl — es mußte geschehen, gerade weil es das Unfaßbare war. Beugt euch und glaubt — glaubet, weil ihr es nicht begreifen könnt!

Wer würde es wagen, mit rationalen Erwägungen und Einwänden gegen diese irrationale Psychologie vorzugehen? Gegen Dostojewskis Tragik und Schicksal zu protestieren, das hieße gegen ein Erdbeben protestieren. Wir alle möchten das Todesurteil der Agnes Bernauer anfechten und dem Herzog Ernst beweisen, daß seine Staatsräson dennoch und trotz alledem im Unrecht sei — wir möchten protestieren, obwohl Hebbel im Disput immer Sieger bleibt, — denn wir können nie zugeben, daß diese Logik Schicksal sei. Aber wir wagen niemals, gegen den Selbstmord des Kirillow zu protestieren. Wir wissen, daß dieser Selbstmord unlogisch ist, aber wir sind tief davon durchdrungen, daß diese Unlogik — Schicksal ist! Wir protestieren gegen den Rationalismus, und wenn er hundertmal im Rechte ist, — denn man entwürdigt das Schicksal, indem man es rationalisiert. Aber wir beugen uns vor dem Irrationalen, wenn es Schicksal ist, weil es Schicksal ist.

Dostojewski irrationalisiert das Rationale, gewiß — aber er bringt es uns dennoch näher! Er zeigt uns, daß wir seine Menschen mit dem Verstande nie begreifen können, — und eben dadurch erklärt und entwirrt er sie uns. Er enthüllt seine Menschen nur, um das Unenthüllbare an ihnen zu zeigen, er enträtselt sie, indem er uns das ewig Rätselhafte dieser Seelen dartut, — und dennoch ist das irgendwie eine Enthüllung und Enträtselung — vielleicht die tiefste Enthüllung und Enträtselung, die jemals einem Dichter gelungen ist. Dostojewski hüllt das scheinbar Offenkundige in undurchdringliches Geheimnis, und enthüllt dennoch gerade dadurch das tiefste Wesen seiner Menschen, — das Geheimnis spricht deutlicher und eindringlicher zu uns als alle Offenkundigkeit.

Es wäre ganz falsch, hier nur von einem gefühlsmäßigen Näherbringen zu sprechen. Das Wort Gefühl ist hier ganz unzulänglich. Wir lesen viele Kapitel dieser Romane ohne alle Affektbetonung, mit kaltem Herzen, aber brennendem Geiste und fieberndem Gehirn. Es ist geradezu ein Charakteristikum, daß seine Werke auf weite Strecken aller Gefühlsschwingungen entbehren — die „Dämonen" zum Beispiel sind der kälteste, abstrakteste, gefühlloseste Roman, der je geschrieben wurde. In diesen dunklen Eiswüsten erstarrt jeder warme Hauch lebendigen Gefühls, erfriert alle sentimentale Empfindsamkeit. Freilich wird dafür in diesen Romanen das Abstrakte, das Gedankliche mit unerhörter Leidenschaft aufgepeitscht, wird das Geistige in dieser reinen Sauerstoffatmosphäre bis zur sengenden Weißglut erhitzt. Niemand wird sich einreden, das Wesen Stawrogins oder Iwans gefühlsmäßig erfassen zu können; nur die Antennen unseres Geistes vermögen den Hochfrequenzstrom dieser Seelen aufzufangen.

Dostojewski also irrationalisiert das Rationale und bringt es dennoch eben dadurch unserer Ratio näher. Er verwandelt die platte Landstraße der Normalpsychologie in wilde Labyrinthe, so daß wir nicht mehr aus noch ein wissen — und führt uns dennoch vorwärts — einer Einsicht und Aussicht entgegen. Dostojewski ist nicht nur Sphinx, sondern auch Prophet, und wahrlich mehr Prophet als Sphinx.

Wir stehen vor der Schlußfolgerung, deren Perspektiven wir hier nur andeutungsweise aufzeichnen können. Wenn Dostojewski trotz aller abgründlichen Verwirrung letzten Endes aufklärt und entwirrt, allerdings auf einem Niveau, das aller begriffsmäßigen Formulierung spottet, wenn eben in der Verdunkelung des rationell erfaßbaren ein irrational fluoreszierendes Licht aufleuchtet, ein Irrlicht vielleicht und dennoch ein Licht, — dann muß unser Geist neben dem Reflexschirm für die normalen Spektralfarben noch einen anderen Perzeptionsapparat besitzen, einen Bariumplatinzyanürschirm für ultravisible, irrationale Geistesstrahlen; dann sind wir gezwungen, neben und über den gewöhnlichen logisch rationalen Kräften unseres Geistes ein Organ für das Irrationale anzunehmen.

Eine Vernunftfunktion für das Übervernünftige, eine Geisteskraft für das Übergeistige, eine Ratio für das Irrationale, — das ist der tiefste Schlüssel zur Psychologie Dostojewskis — und zugleich eine erkenntnistheoretische Hypothese von philosophischer Zukunftsbedeutung.

Zweifellos besitzen zahlreiche Dichter der Weltliteratur eine irrationale Komponente, aber das Einzigartige an Dostojewski ist, daß der aus seinen „heiligen Schriften" hervorbrechende Lichtstrom sich fast ausschließlich aus solchen ultravisiblen, irrationalen Strahlen zusammensetzt; er ist der Dichter des Irrationalen kat exochen. Und vielleicht mußte ein Dostojewski kommen, ein Dichter von solch apokalyptischer Dunkelheit, damit wir hellen aufgeklärten Europäer, wir Tagmenschen, diese Strahlen überhaupt wahrnehmen: denn nur bei völliger Verfinsterung der rationalen Helligkeit beginnt das Irrationale sichtbar geheimnisvoll aufzuleuchten.

Weil unser Geist aus rationalen, logischen, kausal verknüpfenden Kräften besteht, darum sprechen wir: credo quia demonstratum est. Weil aber unser Geist auch eine transrationale Komponente besitzt, eine Kraft, die jenseits aller Logik und Kausalität wurzelt, darum sprechen wir: credo quia absurdum est. Und wenn wir fragen: beugt sich die Menschheit tiefer, williger, gläubiger vor der „Demonstration" oder vor der „Absurdität", vor dem Rationalen oder vor dem Irrationalen —?, dann kann kein Zweifel darüber bestehen, daß gerade die tiefsten und ehrfürchtigsten Überzeugungen des Menschen nicht auf „zureichenden

Gründen" beruhen, sondern auf intuitiven Erleuchtungen und irrationalen Erkenntnissen fundiert sind. Das credo quia absurdum ist das wahre und eigentliche Kredo und Glaubensbekenntnis der Menschheit!
Vielleicht wird eines Tages der Nachweis glücken, daß die Rationalphilosophie des 19. Jahrhunderts sich nur mit einem geringwertigen Teilgebiet unseres erkennenden Geistes befaßt hat, daß die „Kritik der irrationalen Vernunft" weit wichtiger und bedeutungsvoller ist als Kants rationalistisches Lebenswerk. Das geistige Neuland europäischen Denkens gehört der Philosophie des Irrationalen. Der erste Verkünder aber und Siegelbewahrer der Geheimnisse des Irrationalen bleibt für alle Zeiten — Dostojewski.

Das Eheproblem im Roman

Von E. A. Greeven (Berlin)

Es geht in Jakob Wassermanns neuem Roman „Laudin und die Seinen" (Berlin 1925, S. Fischer Verlag) um die Institution der Ehe, um die Gründe ihres Zerfalls, der offensichtlich ist, und um die Möglichkeit, ein Besseres an ihre Stelle zu setzen, das noch nicht geboren ist. Es geht im Besonderen um die Ehe Laudins, eines vielbeschäftigten, erfolgreichen Rechtsanwalts, und um die Möglichkeit, dem leergewordenen Gefäß seiner Ehe einen neuen Inhalt zu geben.
Der Roman hat zwei Ebenen für seinen Verlauf: ein allgemeines Hintergrundsgeschehen und das persönliche Vordergrunderleben Laudins. Der Hintergrund wächst in seiner Bedeutung über die Handlung des Vordergrundes hinaus; das Allgemeine ist Melodie, das Individuelle hier Begleitung. Der Hintergrund überschattet das Leben Laudins, so wie die Frage im sozialen Sinne das bedrängende Agens für den Künstler wurde, nicht der Einzelfall einer Figur, die sich für ihn erst aus der Überfülle der Schatten löste.
Der Fall Laudin, für sich allein betrachtet, entbehrt in seiner Entwicklung am entscheidenden Punkt der inneren Notwendigkeit des Geschehens und endet mit einer Lösung, die keine Lösung ist, sondern eine Konstruktion rettender Worte; mit einem Selbstbetrug hinter Begriffen, die nicht hieb- und stichfest sind. Enthielte Wassermanns Roman nichts anderes, über den Einzelfall Hinausweisendes, so wäre man rasch mit ihm fertig, gäbe seinem Können ein paar ehrlich lobende Worte und klappte das Buch zu. Aber da ist noch ein Anderes, Wesentlicheres: das orchestrale, polyphone Gemälde eines Zeitproblems, die Auseinandersetzung eines Künstlers voll Ernst und Verantwortungsgefühl mit der brüchigen Form menschlichen Zusammenlebens! Hier liegt die Bedeutung des Buchs, hier die Rechtfertigung des Geschriebenen und auch die Offenbarung künstlerischer Gestaltungskraft!
Man tut dem Werk Jakob Wassermanns Gewalt an, wenn man die Erlebniskurve Laudins herausschält aus der prachtvollen, aus tausend scharf gesehenen Einzelzügen meisterlich komponierten Sinfonie erschütternder Schicksale, und doch finde ich keinen anderen Weg, Sinn und Gewicht des Ganzen klarzulegen und bis zum Kern vorzudringen. — Friedrich Laudin, ein Mann von 48 Jahren, lebt in äußerlich wohlgeordneter, guter Ehe, hat zwei halberwachsene Töchter und einen kleinen Sohn. Seine Rechtsanwaltspraxis ist eine der besten Wiens, er selbst hochgeachtet und ein Muster reinen Willens und anständiger Gesinnung. Und doch ist er ein Mensch unter dunkler Wolke! Die Last der Erkenntnis, erwachsen aus seelischen und moralischen Abgründen, in die sein Beruf als Anwalt ihn täglich zwingt hineinzuschauen, die Last fremder, zerrissener und in Schmutz erstickter Schicksale wuchtet über ihm und droht ihn zu zermalmen. Er hat in langen Jahren juristischer Praxis nicht so viel Verhärtung seines Innern erfahren, um dem ringsum sich vollziehenden Zusammenbruch zahlloser Ehen unberührt gegenüberzustehen, um nicht immer wieder der drohenden Frage ins Gesicht sehen zu müssen: wo ist die Schuld und wohin treibt dies verlorene Geschlecht?
In ewiger Wiederholung hat Laudin ein solches Übermaß menschlicher Gemeinheit und mensch-

lichen Elends, alle Bosheit und Niedrigkeit aneinander geketteter Kreaturen erlebt, daß es wie eine Lähmung über sein Gemüt gekommen ist. Und es gibt Stunden, in denen ein geheimnisvoller Aufruhr sich seiner bemächtigt und das Verlangen ihn packt, einmal seinem Ich und dem abgezirkelten Leben, das er bis zum Ekel kennt, zu entfliehen und ein anderer zu sein!

Um diese erste Kernlinie, die Wassermann mit der sicheren Gelassenheit des geborenen Erzählers entwickelt, legt er ein kunstvolles Geflecht von Nebenfiguren und Nebenhandlungen, die alle in naher Beziehung und Verbindung mit Laudin stehen und seine innere Entwicklung so oder so beschleunigen. Da ist seine Frau, ein klug stilles, hausfrauliches Wesen, doch beherrscht von den Dingen des Tages und wie von der Barrikade der Dinge umstellt; da sind seine Töchter, lebhaft, hellhörig und hellsichtig mit dem radikalen Willen der Jugend zur Besserung der Welt; da ist sein Freund, der alte Sonderling Fraundorfer, dessen einziger Sohn an einer Schauspielerin, Luise Dercum, zugrunde gegangen ist. Und da ist eine schier unabsehbare Kette von Männern und Frauen, ein Zug der Verdammten und kein Menschenantlitz darunter, das nicht verzerrt wäre von den Qualen der Ehefeindschaft: Laudin kennt sie alle, den Brutalen und die Tigerin der Legitimität, den Shylock mit dem Schein des Gesetzes und den weiblichen, aus Herrschsucht geborenen Dünkel, den Zerstörer aller Freiwilligkeit und die Gans im Purpurmantel ihrer Mutterschaftsgefühle! Und Laudin weiß, daß sie alle, alle lügen...

Laudin ist müde des Ichs, der Despotie des Charakters und des Lebens. Er ist müde und matt auch der eigenen Ehe gegenüber, auch sie wird in heimlichsten Gedanken ihm zweifelhaft und verdächtig. Da tritt ihm jene Frau, die Schauspielerin Luise Dercum, entgegen, um derentwillen der junge Fraundorfer in den Tod flüchtete. Mit großer Kunst wird diese Frau von Wassermann eingeführt, ihr Bild auf jede Weise sorgfältig vorbereitet, von allen Seiten direkt und indirekt beleuchtet, so daß am Ende des zweiten Teils ein Mensch, eine weibliche Gestalt dasteht, deren seltsam schillerndes und aus trüben Quellen gespeistes Wesen künstlerisch wundervoll vielfältig und klar zugleich erscheint. Nur die Notwendigkeit, daß just ein Mann vom Schlage Laudins dieser zwar mit allen Wassern gewaschenen, doch ihre Bedenklichkeit allzu offen dokumentierenden Abenteurerin restlos verfällt, bleibt unbewiesen und ist des Romans erster, schwacher Punkt! Höchst unwahrscheinlich die Verstrickung — bei der die Sinne nicht den Ausschlag geben —, weil eine allzustarke Diskrepanz besteht zwischen dem Wunsch, jenseits gewohnter Grenzpfähle seines Lebens ein neues Leben zu gewinnen, und dem bei Gott nur schmählichen und verderbten Geschöpf, an das sich dieser Wunsch klammert! Er, der ganz Charakter ist, und sie, die ganz ohne Charakter ist, er durchaus nicht blind für alle Erbärmlichkeiten und niedere Habsucht einer Dercum, und sie voll Lüge und weiblicher Lust zur großen Szene — wo ist da der Wert, um dessentwillen ein Laudin aus allen Gleisen geworfen und fast zum Betrüger und mitschuldig wird!? Ich vermag ihn nicht zu sehen.

Indessen türmt sich das Gemälde des Hintergrunds zu einem gewaltigen Jüngsten Gericht verstrickter, stürzender Leiber. Laudin sieht für die Menschheit keinen Ausweg als in einer großen Ruhepause der Gesetze, in der Annulierung sämtlicher Ehen für zehn, zwanzig Jahre, damit, vom Fluch des Zwangs befreit, auf dem Boden der Freiwilligkeit eine neue, bessere Form menschlicher Vereinigungen sich bilde. Der einzelne ist in Selbstheit und Selbsttum ertrunken und ohne Wert für die Gesamtheit; wichtig ist und wird in Zukunft wichtig sein das Paar, die Zweiheit. Aus der Verwirrung seines Lebens, nahe vor unrettbarem Schiffbruch, weckt Pia, die hausfrauliche Gefährtin Laudins, den Gatten. Sie gibt ihn frei, weil sie sich selbst verachten würde, wenn sie das Bewußtsein hätte, ein Hindernis zu sein, und gerade dadurch, daß sie ihn freigibt, schafft sie der Freiwilligkeit Raum und legt den Grund zu neuer Vereinigung. Nachdem die Binde von Laudins Augen gefallen ist und er die Dercum als das erkannt hat, was sie von Anbeginn war: eine eitle und leere Komödiantin! So klingt der Roman aus mit einer Hoffnung. Einer Hoffnung, die sich gründet auf die zukunftsvolle Bedeutung der Zweiheit, des Paares. Hier ist, so will mir scheinen, ein Spiel mit Worten und Begriffen, von denen Seligkeit kommen soll, denn auch ein Paar sind immer zwei Menschen! Ein Mann, eine Frau — ewig zwei!

Der gesammelte Dauthendey

Zum Erscheinen seiner Werke in sechs Bänden [1]

Von Rudolf Frank (München)

Max Dauthendeys Werke — in sechs starken schönen Bänden liegen sie da, sind auf zartes seidiges Papier gedruckt, so daß sie in ihrer großen Fülle doch schlank erscheinen, so wie es sich für die zarte seidene Seele dieses letzten Minnesingers ziemt. Noch einmal rauscht das Leben des Liebetrunkenen, Liebebetäubten, Leidgebannten in der unendlichen Melodie vielvieler Worte an uns vorüber: Aus der Vergangenheit eines begrabenen Jahrhunderts taucht „der Geist des Vaters" auf, des sommerlich glühenden, des winterlich erzählenden Suchers und Finders Dauthendey, und aus den eigenen „Wanderjahren" breitet sich in langen und breiten Schwaden erlebtes, erworbenes und erkämpftes „Gedankengut". — „Aus fernen Ländern" singt die Prosa des zweiten Bandes „Erlebnisse auf Java", das „Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerland" und die Briefe der „letzten Reise" stöhnt aus der Folter der Einsamkeit die beherrschte Qual des Verbannten. Auf 950 Seiten fabulieren (im dritten Band) die „Vier Winde" und „Die acht Gesichte am Biwasee" zwischen den schwülen Lingam-Novellen und den kühlen Romanen der Frühzeit, „Josua Gerth" und „Raubmenschen". Lyrik ohne Maß und Zahl wuchert mit der regellosen Fülle tropischer Schlinggewächse bunt und gedrängt, in abertausend Schößlingen sehnsüchtig ausgreifend, über die 1474 Seiten der zwei folgenden Bände. Das liebe, liebe „Singsangbuch", der „ewigen Hochzeit" „brennender Kalender" sind nur ein ganz kleiner Teil davon — wie schön und lustig war das einmal! (Ach ja, „die Schmetterlinge saßen gut — Frau Dauthendey am Frühlingshut"), viel lustiger als das ewige Gedudel vom „Balzer auf der Balz" oder die ewige Predigt der „Weltfestlichkeit". — Dann kommen im sechsten und letzten Band zwölf szenische Stücke. Zehn oder elf davon warten noch auf Auferstehung und Uraufführung, das dreizehnte und nicht das schlechteste fehlt: die würzburger „Frau Rauffenbarth".

„Gesammelte Werke" — irgend etwas an dem Wort stimmt trotz der sechs Bände im modernen Klassikerformat, trotz der jeanpaulischen Masse des Gedruckten nicht. Ich möchte lieber von gesammelten Aufzeichnungen sprechen, wie er es selber einmal tut, von wertvollem Bildermaterial, von leichtem Gedankengut, von reichem Vorrat an Empfindungen, aufgestapelten Gefühlen und großer Zeilenbeute. Werke sind gefügt, gebaut, sind umzirkt in der Fülle eigener Unendlichkeit, Dauthendey singt und klingt ohne Ende, singt wie der Vogel tagaus, tagein, plätschert und rauscht wie der Wasserfall, redet Gedanken, Reime, Gefühle, Erinnerungen, optische und akustische Visionen, Träume und Triebe, Kluges und Dummes, Beschwingtes und Banales, Kleines und Großes, Wichtiges und Nebensächliches, Ureigenes und Angenommenes. Wie der Vater Photograph nimmt er alles auf, was vorübergeht und fliegt: Menschen, Wolken, Tiere, Pflanzen, Geschichten, Weltanschauungen, Ahnungen, und als er in der Heimat alles in seine Schreibhefte eingeheimst, eindiktiert hat, da treibt ihn der Fanatismus der redenden, malenden, singenden Linse in Länder, wo die Welt anders aussieht, jagt ihn über sieben Meere in das Reich des Heimwehs. Immer länger werden da die Versreihen; es ist, als wollte er in jeder einzigen alles, was die Wimper hält, aufsaugen, als fänd' er, wie einst im einzelnen Gedicht, nun in jeder Zeile keinen Rand, keine Grenze. Mit Lotos und Lingam, Parsen und Pharaonen, mit Pagoden und Asketen, Rothäuten, Groom und Schreibmaschinen ist nun sein Dichten überfrachtet, mit Elefanten, Kobras und Mungos, Delphinen, Schildkröten, Papageien und einem Wald von Affen. Da wird auch die Heimat, die tausendmal skizzierte, anders im Licht; inmitten erotischer Riesenmagazine starrt er durchs Fernrohr der Sehnsucht unverrückt auf die Rebhügel, wo der Steinwein wächst, auf Mainbrücken, Maingassen und Kirchen von Würzburg. Ein phan-

[1] München 1925, Albert Langen.

tastischer Experimentierer, züchtet er in sich selbst unstillbares Heimverlangen, Sehnsucht nach der nordischen Gattin daheim. Warum in Dreiteufelsnamen nimmt er die maßlos Geliebte nicht mit?! Wie einen Keimboden präpariert er sich selbst durch grausam freiwillige Entfernung mit dem Bazillus des Heim- und Liebeswehs für Ekstasen der Sehnsucht.
So präpariert er sich selbst zu Tode. So verfängt er sich in der selbstgelegten Schlinge, die der Weltkrieg mit fühlloser Logik zuzieht. Entsetzt erkennt er, wie ihm das stimulierende Poetisiacum, das er an seine Lippen führt, zum Todestrank wird. Noch in der Agonie singt's, klagt's und dichtet's aus der erstickten Kehle.
Noch aus dem leblosen Körper, der nach dem Ende des endlosen Krieges zum würzburger Friedhof gebracht wird, steigt Dichtung auf, wie ein leichtes Gewölk: Das Lied vom gefangenen Dichter im Lande des ewigen Frühlings, die Romanze vom Dauthendey, dem die Sehnsucht nach der deutschen Heimat das Herz brach.

Tier und Pflanze in Rudolf Hammons Dichtung

Von Ilse Otto †

Wer sich in Rudolf Hammons Dichtungen vertieft, wird bald die Beobachtung machen, daß er sich in ein Verhältnis unendlich naher Bezogenheit zu Dingen und Geschöpfen gestellt sieht. Vor allem zum Tier, denn siehe: Hammon sieht keinen Wertunterschied zwischen Mensch und Tier. Sind sie nicht beide, wie alles Geschaffene, Gedanken Gottes? — und ist doch der Mensch nur des göttlichen Wesens teilhaftiger, weil Gott bei seiner Erschaffung in Hetze (Schöpfung 3. Tag), in Selbstvergessenheit tieferen Odem in sein Leben fließen ließ. (Sind wir nicht auch selbst heute noch in dem Maße schaffend, als wir, unser Ich vergessend, von uns hergeben?) —
Das Wort des Dichters von

„Dem, der den Gottesweg nachspürend schreitet,
— und der den Stein, den Zweig, des Lebens Gier
neuschöpfend an den innern Quell
sich, wie an Gottes Quell, und nährend legt
— neuschöpfend sie zu Gottesdingen —

ist, wie jedes Wort Hammons, Erlebnis. In seinem Herzen bewegen sich Dinge und Geschehen. Er nimmt nichts als Gegeben hin, es sei denn, er hätte es neu geboren. Er kann sagen:

„Euch ist das Außen
wie Uhrenpendelschlag.
Mir ist's wie Räderwerk,
das ich im Herzen trag."

Wie für Hammon die Liebe ein Symbol für ein Gottes-Geliebtsein ist, so erschüttert ihn der feine Faden, der sich von einem Tierchen zu ihm zu spinnen beginnt:

„Wenn ich es fühle, daß du mich verworfen,
was schickst du mir ein junges Tier,
das meine schon verdammte Liebe selig regt.
Ist's denn dein güt'ger Bote,
der deines Gnadenreichtums Schale trägt."

Mit Tier und Pflanze fühlt er sich einbezogen in den großen Kreis des Lebensgeschehens und stark ist in ihm das Bewußtsein der Unverletzlichkeit der inneren Gesetze und der Unverlierbarkeit eines Wortes, einer Tat:

Gleichgültig hab' ich eben
im Abwehrreiz
ein Lebewesen
zum Tod gebracht.
In welcher Spalte
hast du, Leben,
es mir für späterhin gebucht?

Schon in der jungen Welt schürzen sich die Fäden zwischen den Geschöpfen. In „Lilith" empfindet Adam beim Spiel der Beschwingten sein Andersgeartetsein. Bald aber wird auch im Tier das Bewußtsein eines Gegensatzes rege: In „Lilith" ist Adam ihnen noch der Herr, in der „Schöpfung" empfindet das Tier schon den Hohn des „Gottähnlichen"

Die Kreatur verkroch.
Das hochgereckte Schreiten
glich des Schöpfers Schreiten,
des Auges blauer Glanz
glich Seinem
wie auch der Hände Breiten.
Und hinter Busch
und an der Uferbank
und dicht an Baumesrinde angeschmiegt
sah's atemlos von tausend Augen
auf diese Hände,

ob's von ihnen schöpferkräftig ziele,
auf diese Augen,
ob von ihnen Wärme
in die versteckten Herzen fiele –
doch nichts
als Schreiten,
als Blickeschweifen,
Händegreifen.

In beiden, in Mensch und Tier, reflektiert sich auch das Bild des andern:

Und so hat sich mein Blick in mir verbrannt,
daß ich mit ungewissem Schauen
im Aug' des Tieres seh die Welt verrannt
und Zürnen sehe in des Tiers verzognen Brauen.
Es muß doch sehen unser künstlich Wesen,
es schaut doch unser wild Vergessen,
es muß die lügnerischen Zeichen lesen
und uns an seinem Triebe messen.

Mensch und Tier Gottesgedanken, Seele also in beiden.

Ein Pferd auf dem Asphalt in Todesnot,
und ringsum stillgeword'ne Leute
und jeder dachte eigener harter Todesnot
und einer betete: Herr im Tod:
ein Mensch, ein Pferd, und Eine Not,
Herr sei auch seiner Seele gnädig!

Aber gibt es nicht Rinnsale und Flüsse?:

„Drei sind.
Die Sonne, die Erde und der Strom.
Es trank wohl eine Blume
zuerst die Seele aus dem Strom.
Dann schöpfte bis zum Grunde
ihn eine Menschenhand."

In einem anderen Stromkreis aber stehen Tier und Pflanze noch mitten inne, der unbeschränkte Machtbereich des Lebens:

Die keusche Blüte
lockt die Flügelblume,
ihr duft'ger Kelch
umschlingt den Schmetterling.
Ein Rausch von Schmelz,
gehauchte Farben
verschwimmen von Blatt
zu Blumenflügel,
im Sonnenglast
ein brünstig bunter Schrei.
Daß er sich sättigt
am süßen Seime,
lockt ihn die Blüte.
Das Leben lächelt...
Er trägt an seinem brünst'gen Leibe
den Blütenstaub
und taumelt selbst
zum gleichen Spiel.

Stehen sie noch im Stromkreis? in der großen Auseinandersetzung mit Natur, Seele und Geist, im „Paradies" spricht Asriel:

Ihr Pflanzen und ihr Tiere sonders,
ihr seid des Kreises blind Geführte:
wie sich in euch die Linie schneidet,
wie sie zu Schärfen oder Sänften gleitet,
wie sich die Winkel oder Runden bilden,
ist wie es euch zu Rund und Zackig treibt,
wenn ihr mit räuberischem Rachen,
wenn ihr von sattem Wohlbehagen,
wenn ihr zu klagendem Geheule,
als wärt ihr's selbst, getrieben seid –
dann schreit mein Herz um euch.
Und schreit um eins,
das doch in jedem von euch ist,
in jedem einen sonders ist.

Und oft sah ich in euren Augen
ein Fragen, das ich mir nicht nennen kann.

Wie hält nun Hammons Glaube vom Gedanken Gottes in Pflanze, Tier und Mensch, in allem Geschaffenen stand vor dem großen Feind unter den Geschöpfen, dem Hunger? Ach, es gibt nicht nur Worte, nur Taten, es gibt auch Folgen, die, sich selbst fortzeugend, auch über den Schöpfer fortschreiten. In Hammons großer Theodizee „Die Schöpfung" entsteht aus Gottes Abkehr von seiner in die Erscheinung geschauten Welt: der Hunger, und: der Tod.

Am dritten Tag
der Gottesleere
ward der Hunger.

Als noch die Gotteshand
den Erdenstaub
befühlte,
die Luft aus Seinem Atmen,
Seinen Odem nahm,
das Wasser
sich Gottes Schmerzes
Fruchtbarkeiten
wußte,
da lebten sie
alle
wie in Gott,
und nährten sich.
So, wie die Frucht
in einem heiligen
Leib.

Der Hunger kam, und aus Pflanze und Tier wurde, was heute ist, und: auch aus dem Menschen:

So ward aus ihm
aus Raub,
aus List
und aus Verlassenwerden
der Mensch,
der sich von Staube nährte
und sich den Tod
in seine Seele fraß.

Denn ihren Tod
alle
fraßen sie
aus fremden Lebens
Tod.

Aus der heutigen Welt der Erscheinung, wie sie steht und sich weiterzeugt, denkt er sich gern zurück in die Gottes- und Welt-Kindheitstage, wo erste Schaffensgedanken aufsteigen und von Gott ins Entstehen geschaut, Gestalt annehmen:

Und beugte sich ...
So wie ein Kind
im Jubel innehält,
sich bückt und schaut
in einer Blume aufgeschlag'nes Auge,
und schauen eins im andern
sich ...
Er, Kind, und Gott,
der sich die Blume doch
aus Seines Auges Strahlen
und Seines Fingers jubelndem Deuten
erst schuf.

Gott selbst lernt spielend sich mit den Geschöpfen in den Ernst des Schöpfungsgedankens hinein:

Ein kleiner Matz
im flockigen Kleid
entlief.
Und reckte den Kopf
so suchend hinan,
daß Er, erst zornig
nach ihm haschend griff,
dann staunend
ihn ließ —
dem Blick des Kleinen
willig nach oben folgte
und schnell
ihn hob
und schwebte ...
der sank
und ängstlich
schlug's vom kleinen Herzen
in die Gotteshand ...
Da bauschte Er
den Flaum
und streckte
Fädchen wie Fächer
und gebot der Luft,
daß sie ihn trug.
Und hob sich selbst
aus Seiner Füße Schwere
und schwebte
und rührte
das Meer der Luft,
daß seine Leere schwand,
und füllte sie
mit schwingenden Freuden.
Und von dem
Schwirren, von dem Brausen
ertönte die Luft
und sang
vom Lied
der schwingenden Freude.

In der Welt aber, in der sich Gottes Seele zu Leib gedacht, gibt Hammons Liebe dem jungen Tier die Gott tröstende Sendung:

Und wenn der Jungen Augen sich hoben,
und staunend — und doch wie ins bereits Gekannte
in die umstand'ne alte Schöpfung sahen,
ein Staunen, das wie süßes Loben
in ihren hellen Blicken brannte,
zog Seines Schaffens erstes Freuen
von ihren unschuldigen, scheuen
von ihren Kinderaugen
in Seine Seele und vergaß das quälende Untaugen,
daß Er schon um des Neuen,
des so im Anfang schauenden Neuen
in immer neuem Werden sich vergaß,
und von der jungen Freude kurzer Zeit
des langen Alterns und des Sterbens Fluch
und des Vergehens lange Traurigkeit
ertrug.

Die wiener Ära Dingelstedts [1]

Von Anton Bettelheim (Wien)

Vierzehn Jahre lang war Dingelstedt in der alten Kaiserstadt in Amt und Würden: 1867 bis 1870 als Leiter der Hofoper, 1871 bis zu seinem Ausgang 1881 als Burgtheaterdirektor; in Wirklichkeit währten seine Beziehungen zu Wien weit länger. Schon 1840 hatte der 26jährige dem damaligen Leiter der Hofbühne, Deinhardstein, sein Drama „Das Gespenst der Ehre" mit einem den ganzen Mann kennzeichnenden Begleitbrief übermittelt, in dem der fuldaer Gymnasiallehrer Klage führt über die Enge seiner kläglichen, kleinen Verhältnisse, Hilfe erhofft durch theatralischen Erfolg und Beistand erbittet und erwartet von dem Autor des Hans Sachs. Wenige Jahre später hatte der Sänger der Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters den Weg ins Freie gewagt, die hessische Heimat verlassen, die Schulmeisterei aufgegeben und, von Cotta und dem Musterredakteur der „Augsburger Allgemeinen", Kolb, gefördert, als überlegener Journalist in Paris, London und Wien sich hervorgetan. An der Donau war er mit den meisten literarischen Größen des Vormärz in Berührung gekommen, seine Charakteristiken ihrer Art und Kunst sind grundgescheit, frisch selbständige, künstlerisch gefaßte Urteile eines Mannes von Beruf; seine Theatergänge geben Zeugnis von besonderer Vorliebe für die Bretterwelt, zumal das Burgtheater weckte wie

[1] Aus der Briefmappe eines Burgtheater-Direktors, Franz v. Dingelstedt. Mit einer biographischen Skizze und Anmerkungen von Karl Glossy. Wien, 1925, Kunst-Verlag Anton Schroll & Cie.

bei Gutzkows und Laubes Besuchen in den vierziger Jahren auch in Dingelstedt ihre nicht immer verschwiegene Sehnsucht, dramatisch einzugreifen, mit den seltenen von Schreyvogel geworbenen, unter seinen trägen Nachfolgern unzulänglich beschäftigten schauspielerischen Kräften (Anschütz, Löwe, La Roche, Fichtner, Haizinger, Louise Neumann usw.) Anderes, Besseres, Größeres zuwege zu bringen. Und Dingelstedts Ehe mit der Österreicherin Jenny Lutzer, einer bedeutenden Opernsängerin, steigerte noch seinen Wunsch, in Wien einen seinen Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis zu erobern. Der rege Anteil, den er Wien und Österreich entgegenbrachte, wurde, ohne daß er das ahnte, von den literarischen Geheimagenten der Staatskanzlei, deutlicher gesagt von den für Metternich geschäftig spionierenden Konfidenten in Deutschland durch eingehende, vertrauliche Berichte über seine Wandlungen, Absichten, Plane vergolten: Leute von Talent hat der Staatskanzler, wenn sie gelehrig waren, gelegentlich gern gebraucht; er hätte Boerne, den er sondieren ließ, wenn der Ja gesagt hätte, seinen Zwecken in amtlicher Stellung dienstbar gemacht, wie das mit Friedrich Schlegel geschah. Die lyrische Jugendschwärmerei Dingelstedts wäre kein unüberwindliches Hindernis gewesen, ihn nach Wien zu berufen. Das wüste Geschrei, das gegen Dingelstedts „Verhofräterei" im Lager der Linken sich erhob, als er 1844 Bibliothekar des Königs von Württemberg und im Bunde mit so bewährten Bühnenkennern, wie August Lewald und Regisseur Moritz am stuttgarter Hoftheater ihr Mithelfer wurde, konnte ihm bei den wiener Machthabern eher nützen. Als Abtrünniger war Dingelstedt billigerweise auch von den Politikern nicht anzufeinden, weil er im Grunde genommen niemals ein Politiker war und sein wollte. Seine politischen Zeitpredigten, die er bis an sein Lebensende nicht verleugnete, waren Ausfluß von launigen oder höhnischen, dann wiederum pathetischen Stimmungen eines Poeten gewesen, den die Vergewaltigung Sylvester Jordans im Innersten aufgewühlt, die Genialität der Art und Kunst Heines wahlverwandt angemutet hatte. Seinem Wesen nach war er zeitlebens kein Rebell. Ihn verlangte es nach Macht, wie sie ihm nur die Mächtigen geben konnten, nach der Überlassung eines Herrschaftsgebietes, in dem er seine Gaben betätigen konnte.

Nichts begreiflicher, als daß er nach der Wende von 1848 die Zeit gekommen glaubte, sich in Wien durchzusetzen: er steckte Fühler aus, unter anderen bei Halm (Baron Münch), und suchte auch bei dem von den Liberalen zu den Reaktionären abgeschwenkten Minister Alexander Bach seine Kandidatur zu befürworten. Daß und wie Laube durch die Schauspielerinnen Haizinger und Louise Neumann dem Oberstkämmerer Graf Dietrichstein empfohlen wurde und durch seine Haltung bei der Aufführung seiner „Karlsschüler" den Anteil der Mutter des Kaisers, Erzherzogin Sophie, gewann, habe ich Dank den mir von Gräfin Schönfeld-Neumann überlassenen Briefe Laubes in Ergänzung seiner „Erinnerungen" in meinen **Acta diurna** berichten können. War aber ein früherer Burschenschafter, ein vom Deutschen Bund mit anderen Sündern des jungen Deutschland geächteter „Schädling" kaiserlicher Hofbeamter geworden, weshalb, so sagte sich und anderen der von loderndem Ehrgeiz und Tatendrang erfüllte Dingelstedt, sollte nicht einmal seine Stunde für Wien schlagen? Wer seine (von Weilen im 8. Band des Grillparzer-Jahrbuchs mitgeteilten) Briefe an Halm liest, kann von ihm selbst hören, daß er länger als ein halbes Menschenalter, vom Ende der vierziger Jahre bis zu seiner Ernennung zum Operndirektor 1867 das „Geduldspiel" nicht aussetzte, sich und sein Können den maßgebenden Stellen in wiener Hofkreisen vor Augen zu rücken. In seinen meisterhaft gezeichneten „Münchener Bilderbogen" hat er (1879) die Sieges- und Marterjahre seiner Intendanz der münchener Hofbühnen, das von ihm ins Werk gesetzte Gesamtgastspiel der bedeutendsten Schauspieler aus den verschiedensten deutschen Städten, die niederträchtigen, zu seinem Sturz führenden Bacherl-Skandale dargestellt: in diesen Blättern, die auch in der glänzenden Charakteristik der von den bayerischen Autochthonen und Ultramontanen gehässig angefeindeten norddeutschen, von König Max an die Isar berufenen Forscher und Künstler Liebig, Dönniges, Sybel usw. eine ihresgleichen suchende Zeiturkunde bleibt, würde sich Dingelstedt als geborener Meister der Regie beglaubigen, auch wenn keine sonstigen Zeugnisse für diese

Naturanlage vorhanden wären: so theatralisch, allerdings durchweg auf den Effekt gestellt, ist das Drama von seiner Ernennung bis zur Steigerung, der Eröffnung der Industrieausstellung, dem Einbruch der Cholera, dem Anschlag der Feinde Halms und der Preisgabe Dingelstedts, durch den schwachen König Max aufgebaut; so sinnfällig, mit Dickens und Balzac wetteifernd, sind Höflinge und Gelehrte, Oberländers würdige Leibkutscher und Theatervolk aller Spielarten auf die Beine gestellt. Rückhaltlos, mit entwaffnender Aufrichtigkeit, läßt er uns auch an den Weinkrämpfen und Nervenkrisen teilnehmen, die vor und nach dem Zusammenbruch ihn und die Seinigen heimsuchen.

Liszt reichte Dingelstedt die Freundeshand und vermittelte seine Berufung als Intendant nach Weimar. Von 1857 bis 1867 dauerte dort sein von ihm so genanntes, durch ausgiebige, gleichfalls von ihm sogenannte „Herkulestaten" unterbrochenes „Still-Leben". Er bearbeitete und inszenierte Shakespeares Königsdramen, die er an sieben Abenden zyklisch aufführen ließ. Er brachte die von Laube in Wien zurückgewiesenen Nibelungen Hebbels mit solchem Gelingen auf die Bretter, daß das Burgtheater hinterdrein mindestens die ersten zwei Teile der Trilogie geben mußte. Er pflegte außer Shakespeare die Klassiker der dramatischen Weltliteratur und sorgte selbst, wie durch befreundete Parteigänger in der Presse dafür, seine Leistungen bereden und Laube wegen seiner übermäßigen Pflege der modernen Franzosen tadeln zu lassen. Herrisch und reizbar, geriet er mit Liszt, seinem Hofkapellmeister, in Händel, die nach dem Dingelstedt vielfach vorgeworfenen, keinesfalls unwillkommenen Mißerfolg von Cornelius' Barbier von Bagdad zu Liszts Rücktritt führten. Als einflußreichster Mann der neubegründeten Schiller-Stiftung zerfiel er auch mit dem Generalsekretär, seinem alten Kameraden Gutzkow, dessen Selbstmordversuch mit auf diesen Zwiespalt zurückgeführt wurde.

1867 kam es in Wien zum Zusammenstoß des neuernannten Intendanten Halm-Münch mit Laube, der kein Titelchen seiner bisherigen Befugnisse sich nehmen lassen wollte. Und nun war für Dingelstedt, den Vorkämpfer des „Fechters von Ravenna", Halms engeren Kollegen im Verwaltungsrat der Schiller-Stiftung die Zeit gekommen, seine Berufung nach Wien zu betreiben und durchzusetzen. Seine Briefe an Halm legen die Zukunft ganz in seine Hand. Am liebsten wär' ihm, beide Bühnen leiten zu können. Schlecht beraten und mißtrauisch, überträgt Halm die Führung des Burgtheaters dem karlsruher Regisseur Wolff, der in drei Jahren, 1867—1870, die von Laube mit seltenem Blick geworbene, mit fester Hand geschulte Truppe in bedeutungslosen Aufgaben herabkommen läßt. Das Stammpublikum grollt, die Kritik murrt, die Einnahmen sinken, und Laube ruft als Gegenbühne das wiener Stadttheater ins Leben. Nun muß man Dingelstedt, der in der Oper die Übersiedlung des alten Kärntner-Theaters in das neue Haus zu gutem Abschluß geführt, Ordnung in die Finanzen, Disziplin in seine Leutchen gebracht hat, als Retter in das Burgtheater berufen. Was er von 1871 bis 1881 in dem alten Haus auf dem Michaelerplatz geleistet hat, bleibt eins der dauerhaftesten Kapitel seines Lebenslaufes, ein denkwürdiges Blatt in der Geschichte des Burgtheaters und der deutschen Theaterhistorie. Das Beste, das Dingelstedt in Stuttgart, München, Weimar gelernt, gedacht, versucht, nahm er in Wien mit unvergleichlich größeren Mitteln auf: unter diesem Generalissimus siegten die von Laube auserwählten, in Deutschland ihresgleichen suchenden Kräfte Sonnenthal, die Wolter, das Ehepaar Gabillon, Baumeister, Krastel, Lewinsky, das Ehepaar Hartmann, Meixner, Schoene usw. in Feldzügen, die keiner vergißt, der sie wie meine Altersgenossen Alfred Berger, Minor, Sauer, Erich Schmidt, Glossy mit den ersten Künstlern und Gelehrten des versunkenen Wien jener Tage, Brahms, Billroth und tausend und tausend anderen miterleben durfte. Dreimal wurden die sieben Historien Shakespeares wiederholt, bis in das kleinste Röllchen musterhaft besetzt; jede Kritik gegen die Willkür, mit der Dingelstedt den Text behandelte und mißhandelte, wie ein Virtuose, der Schubertsche Lieder eigenmächtig paraphrasiert, wurde übertönt durch den Jubel, mit dem trotz alledem der Geist Shakespeares, dieses Historikers aller Historiker, den Krieg der weißen und der roten Rose in einem Sinnbild allen Weltlaufes aufrollte und belebte. Und so viel im

Einzelnen an Dingelstedts Schaustücken zu mäkeln war („Vignetten-Regie" hab' ich sie gelegentlich gescholten): daß ein Künstler, ein sinnenfroher Meister des Bühnenbilds und der Massenbewegung am Werke war, konnte der Mißgünstigste nicht bestreiten. Gleiches Lob und gleiche Vorbehalte hatten für den ersten Faust, Götz, den Sturm, Antonius und Kleopatra zu gelten. Unbedingt vollendet war dagegen die geniale „Rettung" von „Weh' dem, der lügt". Und eine Tat war die im Wettkampf mit Laubes Stadttheater gleich nach Grillparzers Tod für die Hofbühne trotz aller Zensurbedenken erkämpfte Musteraufführung des „Bruderzwist in Habsburg". Hebbel sollte leider nicht mehr selbst „Kriemhilds Rache" mit der Wolter und Gabillon als Hagen sehen: nur seine Witwe wurde Zeugin dieses viel sühnenden Triumphes. Nichts, was die Meininger und Reinhardt jemals zustande brachten, konnte sich mit Dingelstedts Inszenierung solcher Werke messen.

Neue Dramatiker zeigten sich im Jahrzehnt nach dem deutschen Krieg nur spärlich: unsere Shakespeare sind vielleicht wie im Dreißigjährigen Krieg in Lützen, 1870 in Gravelotte und Sedan gefallen. Wie sehr er sich aber angelegen sein ließ, Anzengruber, Paul Heyse, Wilbrandt, Lindau, Moser, Wichert, Doczi, heranzuziehen, wie er die Älteren Bauernfeld, Benedix liebreich selbst in ihren schwächeren letzten Arbeiten gelten ließ, wie er zur Verwunderung Gustav Freytags dessen halbverschollene „Brautfahrt" zur Hochzeitsfeier des Kronprinzen Rudolf auf die Bühne brachte: das erfährt man aus den lesenswerten Briefen Dingelstedts, die Glossy bei seiner sorgsamen Durchforschung des Staats- und Burgtheaterarchivs aushob: am belangreichsten scheint mir darunter Dingelstedts Gutachten über den „Bruderzwist"; die Zensur der „Jüdin von Toledo" als eines „wunderlichen Stückes" ist dagegen verfehlt und auch die Kritik der „Libussa" geht nicht in die Tiefe. Anregend sind aber die meisten dieser Äußerungen, nicht zuletzt Dingelstedts Auseinandersetzungen mit den für den pariser Theatermarkt eingreifenden Agenten. Glossys Funde sind freundlicher Aufnahme würdig. Besondere Freude bereitet der 77jährige, rastlos auf die Mehrung unserer Kenntnis der österreichischen Literatur- und Kulturgeschichte bedachte Forscher durch die einleitende, mit erquickender Frische und sichtlicher Liebe geschriebene, vielfach neue Quellen erschließende biographische Skizze. Milde geht er über das Zwiespältige in Dingelstedts Wesen hinweg: bei allem Wohlwollen für die guten Seiten des bedeutenden Mannes kann man häßliche Züge, wie die Absicht, Laube seiner Zeitungsangriffe wegen die wohlverdiente Pension zu sperren, nicht hart genug verdammen. Diese abscheuliche Anregung fand bei Dingelstedts Oberbehörde glücklicherweise keinen Widerhall. Schlimm war es immerhin, daß man Laube zur Festwoche gelegentlich des hundertsten Gedenktages der Begründung des Burgtheaters keinen Ehrenplatz in dem Hause gönnte, um das er sich nicht weniger verdient gemacht, als Schreyvogel und Dingelstedt. Nimmersatt an Ehren, hat Dingelstedt die Baronie, die Direktion beider Hofbühnen, nur leider nicht die Genugtuung erlebt, selbst Alleinherrscher als Intendant zu werden und die von ihm unablässig betriebene Begründung eines neuen Burgtheaters ins Werk zu setzen. Den Todkranken besuchte, nachdem die beiden seit dem Bruch in Weimar sich vermutlich nicht wieder gesehen hatten, Franz Liszt: in dieser hohen Seele war kein Raum für Haß. Als Nachfolger soll Dingelstedt auf dem Sterbebett Gustav Freytag oder Paul Heyse vorgeschlagen haben. Mit Wilbrandt, den er ehedem als den Berufensten für dieses Amt genannt hatte, war er zerfallen. Die Wahl des Kaisers traf nach Dingelstedts Tod dann doch Wilbrandt, der 1881 bis 1888 dem Burgtheater sein in literarischer Hinsicht vielleicht bedeutendster Führer wurde: er brachte die vollständige und schwer vollkommener zu denkende Aufführung des ganzen „Faust" und den „Richter von Zalamea". Die Übersiedlung in das neue Haus wollte er trotz aller Bemühungen, ihn festzuhalten, nicht mitmachen. Als man ihn beim Abgang bat, einen Ersatzmann zu nennen, soll er nach längerer Überlegung geantwortet haben: „Es gibt 40 Millionen Deutsche, und darunter keine vier, die dieser Aufgabe gewachsen wären." Einer dieser Vier war bei Lebzeiten gewiß Franz Dingelstedt.

Neue Kunstliteratur

Von Emil Utitz (Halle a. d. S.)

Die Kunstwissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Herausgegeben von Johannes Jahn. Erster Band. Leipzig 1924, Felix Meiner. VIII u. 227 S.

Spätwerke großer Meister. Von A. E. Brinckmann. Mit 39 Bildtafeln. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Verlags-Anstalt. 70 S.

Beiträge zur Ästhetik. Von Karl Groos. I. Heft. Tübingen 1924, Osiandersche Buchhandlung. 65 S. M. 2.40.

Grundfragen der Kunstbetrachtung. Von Ludwig Volkmann. Neue Ausgabe mit 212 Abbildungen. Leipzig 1925, Karl W. Hiersemann. X u. 404 S. M. 10.–.

Künstlerische Erziehung aus eigengesetzlicher Kraft. Von Christoph Natter. Mit 9 farbigen und 29 schwarzen Abbildungen. Gotha und Stuttgart 1924, F. A. Perthes. 72 S.

Der Kitsch. Eine Studie über die Entartung der Kunst. Von Fritz Karpfen. Mit 34 Abbildungen. Hamburg 1925, Weltbund-Verlag. 106 S. M. 3.–, geb. M. 5.–.

Die Idee des Bauhauses. Kunst und Wirklichkeit. Von E. August Emge. Berlin 1924, Rolf Heise, Pan-Verlag. 35 S.

Schöpfung, Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst. Herausgegeben von Oskar Beyer. I. Der christliche Kirchenbau des Abendlandes. Von Georg Stuhlfauth. Mit 23 Abbildungen und 8 Grundrissen. 33 S. II. Buchmalerei des frühen Mittelalters. Von Heinrich Ehl. Mit 22 Abbildungen. 26 S. III. Die Lukasbrüder. Von Paul F. Schmidt. Mit 24 Abbildungen. 20 S. IV. Christliche Mosaikbildkunst. Von August Hoff. Mit 24 Abbildungen. 32 S. V. Religiöse Plastik unserer Zeit. Von Oskar Beyer. Mit 22 Abbildungen. 21 S. M. 3.80. VI. Ahnenkult und Ahnenbild der Naturvölker. Von Eckart v. Sydow. Mit 20 Abbildungen. 36 S. Berlin 1925, Furche-Verlag.

Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst. Herausgegeben von Direktoren der staatlichen Kunstsammlungen. Neue Folge; I. Band. München 1924, Georg D. W. Callwey. 308 S. M. 15.–.

Geschichte der deutschen Kunst. Von Georg Dehio. III. Band; 1. Hälfte. Berlin 1924, Walter de Gruyter & Co. 165 S. und 297 Abbildungen.

Deutsche Bildhauer des 13. Jahrhunderts. Von Hans Jantzen. Mit 147 Abbildungen. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 287 S. Aus der Sammlung „Deutsche Meister".

Kunstbücher deutscher Landschaften. Herausgegeben von Walter Cohen. Bildwerke des Bamberger Doms aus dem 13. Jahrhundert. Von Hermann Beenken. Mit 87 Abbildungen. 24 S. M. 2.50. Hundert Jahre rheinischer Malerei. Von Walter Cohen. Mit 80 Abbildungen. 23 S. M. 2.50. Bonn 1924, Friedrich Cohen.

Meister der Graphik. Band X. Der Meister E. S. von Max Geisberg. Mit 139 Abbildungen auf 77 Tafeln. 2. Auflage. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 80 S.

Meisterwerke griechischer Zeichnung und Malerei. Von Ernst Pfuhl. Mit 160 Abbildungen. München 1924, F. Bruckmann. 90 u. 126 S. Geh. M. 12.–, geb. M. 14.50, Ganzleinen M. 16.–.

Das Erzbischöfliche Diözesan-Museum zu Köln. Von J. Eschweiler. Mit 42 Abbildungen. Köln 1924, J. P. Bachem. 12 S. M. 1 –.

Rom in Bildern. Mit erklärenden Texten. Von E. Mader. Mit 104 Vollbildern und 3 Karten. München 1925, Josef Müller. 72 S. M. 12.–.

Die Sixtinische Kapelle; die Stanzen und Loggien des Vatikans. Von Ludwig v. Pastor. Mit 5 Tafeln. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co. 170 S. M. 4.–.

Italien. Von Manfred Schneider. Mit 87 Bildern. Stuttgart 1925, W. Hädecke. 365 S. Halbleinen M. 13.–, Ganzleinen M. 15.–, Halbleder M. 18.–.

Deutsche Denkstätten in Italien. Von Robert Kohlrausch. 3. Teil. Stuttgart, Robert Lutz. 318 S.

Anno Santo. Kohlezeichnungen. Von Bruno Zwiener. München 1925, Josef Müller. M. 5.–.

Schwedische und norwegische Kunst seit der Renaissance. Von Albert Dresdner. Mit 36 Abbildungen. 152 S. „Jedermanns Bücherei". Breslau 1924, Ferdinand Hirt. M. 2.50.

Briefe aus Italien. Von Camille Corot. Mit einem Anhang: Briefe aus späterer Zeit und Aufzeichnungen über Kunst. Herausgegeben und übertragen von Hans Graber. Mit 12 Abbildungen. Leipzig 1924, Klinkhardt & Biermann. 94 S. M. 3.60.

Emil Lugo. Ein deutsches Künstlerleben und Kunstschaffen im 19. Jahrhundert. Von Jos. Aug. Beringer. Mit 105 Abbildungen. Karlsruhe 1925, C. F. Müller. 136 S. M. 7.–.

Max Klinger und die Kunst. Von A. Suhl. München 1924, E. W. Bonsels & Co., Nachf. 110 S.

Eberhard Viegener. Von Hans Franck. 3. Band der „Charakterbilder der neuen Kunst". Essen 1925, G. D. Baedeker. 28 S. u. 26 Tafeln.

Gauguin und van Gogh. Von Carl Sternheim. Berlin 1924, Verlag Die Schmiede. 72 S.

Malerschicksale. Vierzehn Porträts. Von Emil Szittya. Mit 8 Bildern. Hamburg 1925, Johannes Asmus. 45 S. M. 3.75.

Kultur- und Kunstdokumente. Herausgegeben von Eduard Fuchs. I. Tang-Plastik. Chinesische Grabkeramik. Das VII. bis X. Jahrhundert. Von Eduard Fuchs. Mit 6 farbigen und 53 schwarzen Tafeln. 62 S. M. 30.–. II. Dachreiter und verwandte chinesische Keramik. Das XV. bis XVIII. Jahrhundert. Von Eduard Fuchs. Mit 6 farbigen und 52 schwarzen Tafeln. 62 S. M. 30.–. München, Albert Langen.

Der Zinnsoldat. Ein deutsches Spielzeug. Von Theodor Hampe. Mit 186 Abbildungen. Erster Band der „Kleine volkskundliche Bücherei". Herausgegeben von Wilhelm Fraenger. Berlin 1924, Herbert Stubenrauch. 116 S. M. 5.50.

Körperseele. Von Fritz Giese. Mit 88 Abbildungen. München, Delphin-Verlag. 197 S.

Fränkische Wanderfahrten. Zeichnungen aus den Skizzenbüchern. Von Rudolf Schiestl. Mit einführendem Text von Heinrich Röhn. Berlin 1925, Wegweiser-Verlag. 24 S. u. 40 Tafeln.

Rauhnacht. Dreizehn Steinzeichnungen. Von Alfred **Kubin.** Mit einem Vorwort von Otto Stoessl. Berlin 1925, Wegweiser-Verlag.

Vor wenigen Jahren machte der Verlag Felix Meiner den Anfang mit der Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Der berechtigte große Erfolg dieses Unternehmens ließ die gesamte Wissenschaft unserer Zeit einbeziehen, und so beginnen jetzt auch die kunstwissenschaftlichen Autobiographien. Die vorliegende Auswahl umfaßt: Cornelius Gurlitt, Carl Neumann, A. Kingsley Porter, Julius v. Schlosser, August Schmarsow, Josef Strzygowski, Hans Tietze und Karl Woermann. Es ist erfreulich, daß der Streit um Methoden, Aufgabe und Wesen der Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte in diesen Beiträgen deutlich sich spiegelt. Denn gerade diese Richtung auf das Grundsätzliche hin verleiht den Selbstporträts ihren stärksten Wert. Einer der am lebhaftesten erörterten Begriffe der modernen Kunstforschung ist der des „Kunstwollens". Hier künden führende Vertreter dieser Wissenschaft ihr tiefstes „Wollen" und suchen es sachlich zu rechtfertigen. Dadurch befruchtet diese Sammlung — über alles individualpsychologische, charakterologische und biographische Interesse hinaus — unmittelbar den lebendigen Betrieb der Arbeit. Einem prinzipiellen Problem ist auch das neue Buch von A. E. Brinckmann zugewandt. Er lehrt, daß um das 35. Lebensjahr die Urteile sich befestigen und verwurzeln. Statt des Schwankens und des Reichtums der Gesichte herrscht in den Handlungen innere Stetigkeit, Einsicht und Erkenntnis der Beziehungen. Es entwickelt sich das klare Bewußtsein bestimmter und bestimmender Relationen. Diese Phase der Reife währt etwa 25 Jahre; dann setzt die des Alters ein: aus der durch vielfache Relationen mit der Umwelt verbundenen Geistigkeit wird eine mehr und mehr in sich zurückgesenkte, eine der Verschmolzenheit. Die Polarität dieser Begriffe — Relation und Verschmolzenheit — findet sich in allen Stilen; die Bildtafeln veranschaulichen überraschend deutlich, wie sich jene geistige Wendung im Optischen offenbart. Brinckmann hat zweifellos mit kühnem, glücklichem Griff eine sehr wichtige Frage herausgestellt, die nicht nur kunstgeschichtlich von Belang ist, die vielmehr der Nachprüfung und Erweiterung auf den verschiedensten Gebieten bedarf. Ihre Aktualität erhellt schon daraus, daß Franz Landsberger in seinem Wölfflin-Buch ähnlichen Problemen zusteuert. Ihre reinliche Lösung wird nur errungen werden können mit dem ganzen Rüstzeug der Kunstphilosophie und Charakterologie; so verknüpfen gerade diese und ähnliche Aufgaben an sich gesonderte Disziplinen zu gemeinsamer Tat. Mitten hinein in Ästhetik und Theorie der Kunst leiten die ertragreichen Abhandlungen, die Karl Groos gesammelt vorlegt. Sie zeigen alle Vorzüge seines Schaffens: die ruhige, abwägende Besonnenheit, der jede verstiegene Spekulation fernsteht, eine gediegene Materialkenntnis und eine feinsinnige Empfänglichkeit. Würde allen ästhetischen Bemühungen diese schmucklose, solide, bescheidene und doch menschlich warme Sachlichkeit eignen, wäre zweifellos das Vertrauen in ihre Tragkraft ein weit größeres.

Der kunsterzieherische Standpunkt überwiegt bei Ludwig Volkmann. Er hat verschiedene Arbeiten — die Erziehung zum Sehen, das Verhältnis von Naturprodukt und Kunstwerk und die Grenzen der Künste — in diesem stattlichen Band zusammengefaßt. Die einzelnen Beiträge haben bereits früher ihre Feuerprobe bestanden, und der Beifall des Publikums wird ihnen zweifellos auch in dieser neuen Gestalt treu bleiben. Man kann dies nur begrüßen; denn so fern ich auch vielen Anschauungen Volkmanns stehe, so weit ich auch in vielen Kunstwertungen von ihm abweiche, das Ganze ist pädagogisch derart geschickt angelegt, daß es seine Wirkung erzielen muß. Und es wird von einer vorzüglichen Illustrierung unterstützt. Sehr gute praktische Erfolge scheint die Unterrichtsmethode von Christoph Natter zu haben, wenn auch der hymnische Ton der Darlegungen strenge Sachlichkeit vermissen läßt. Schade, daß hier nicht an die bekannten eidetischen Untersuchungen von Jaensch angeknüpft wird; sie könnten wohl manches zur Klärung beitragen. Für durchaus störend halte ich die heute sehr billigen Beschimpfungen des Impressionismus. Derartige Beurteilungen müßte die Schule grundsätzlich vermeiden. Sie soll zu verständnisvoller Gerechtigkeit hinlenken und nicht zu einem Dogmatismus der jeweiligen Gegenwart. Gewiß geht der Jugendliche gern mit dem Modernsten, und es ist sicherlich nicht Sache des Lehrers, ihn reaktionär zu beeinflussen: aber doch wohl das Auge ihm zu öffnen für Werte, die nicht irgendwie Modeschwankungen ausgesetzt sind. Künstlerische Erziehung heißt nicht Erziehung zur Kunst des Tages, sondern zur Kunst. Dem wahrhaft für Kunst Aufgeschlossenen wird die Richtung nichts und die Kunst alles bedeuten. Daß die Kunst des Kindes so schlagende Verwandtschaft mit manchen Kunstäußerungen der Gegenwart aufweist, spricht nicht ohne weiteres für sie. Von anderer Seite her versucht Fritz Karpfen erzieherisch zu wirken, indem er energisch gegen den Kitsch ankämpft, ein Kampf, den vorbildlich der stuttgarter Museumsdirektor Pazaurek geführt hat. Einige Abbildungen sind wirk-

lich amüsant. Als bestes Heilmittel erscheint aber nicht Entrüstung, vielmehr befreiendes Lachen. Karpfen ist etwas zu aufgeregt, zu grell, zu überlaut. Gefühlsschwelgerei und wildes Pathos nähern sich bedrohlich dem Kitsch. Am sichersten überwindet ihn ruhige, disziplinierte Sachlichkeit. Selbst die gefürchtete schwunglose Nüchternheit — so wenig sie zu billigen ist — wirkt lange nicht in dem Maße verheerend wie — sogar richtige — Entscheidungen, die phrasenhaft aufgeplustert werden. Praktischer Kunstpolitik dienen die beiden Vorträge von Emge. Sie setzen sich für die Idee des weimarer Bauhauses ein. Indessen hat das Schicksal sich vollzogen, und das Bauhaus fand in Dessau gastliche Aufnahme. Aber auch abgesehen von dieser Aktualität — die bereits nachgedunkelt ist — verdienen die Vorträge Beachtung. Allerdings wäre wohl schärfer zu scheiden die „Idee" des Bauhauses von ihrer empirischen Verwirklichung. Man kann erstere unbedingt bejahen und letztere scharf kritisieren; nur darf selbstverständlich diese Kritik nicht ins politische Fahrwasser entgleiten. Aber eine rein philosophische Diskussion der Bauhausidee wird niemals über seine tatsächliche künstlerische Leistungsfähigkeit entscheiden. Durch sie muß jetzt in Dessau die Notwendigkeit bewiesen werden, nach den Jahren der Versprechungen, Anregungen und interessanten Proben. Die gleichen Worte könnte man fast zur Charakteristik der „Schöpfung" verwenden, der Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst. Der sehr rührige Oskar Beyer gibt sie heraus, und er hat es verstanden, zum Teil vorzügliche Mitarbeiter zu gewinnen. Das gut illustrierte Unternehmen kommt zwei wichtigen Tendenzen der Gegenwart entgegen: dem Drang zur Universalität, zur umfassenden Synthese und zur Religion, wobei ja die religiöse Sehnsucht eng mit jenem Zuge zur Ganzheit zusammenhängt. Ich muß aber auch angesichts dieser gewiß werthaltigen Sammlung fragen, welchen Zielen sie letzten Endes dient? Sie wird sich zweifellos nicht mit der Antwort bescheiden, dem schnellen Leser eine kurze Orientierung zu bieten, oder für billiges Geld ein einwandfreies Abbildungsmaterial zu unterbreiten. Ich glaube nicht, daß große Kunstgebiete so leicht erschlossen werden. Hierzu bedarf es schon eines gründlicheren Studiums. Und nur der Kenner wird die Texte zu würdigen wissen, der Anfänger ist gar nicht in der Lage, Hypothetisches und Gesichertes zu scheiden. Das müßte man ihm tunlichst erleichtern. Ich selbst würde es besonders begrüßen, wenn die Texte auf rein sachliche Angaben sich beschränkten, vielleicht mit einer Einleitung, warum jene Kunst unmittelbar stark auf uns wirke. Diese Einleitung wäre dann gar keine Frage der Wissenschaft, und sie liefe daher auch nicht Gefahr, verwässert zu werden. So sehr heute der „Historismus" des 19. Jahrhunderts abgelehnt wird, so sehr besteht noch die Gewohnheit, alte Kunst vorwiegend kunstgeschichtlich zu servieren. Während doch den Laien und den Künstler in erster Linie das Künstlerische fesselt, gerade nicht das Kunstgeschichtliche, oder das Kulturgeschichtliche. Weil das gefühlt wird, darf aber nicht das Wissenschaftliche zu einer kühnen Arabeske werden. Wo die Wissenschaft spricht, ziemt ihrem Wort vollendete Strenge, nur dann stiftet es Segen. Doch es muß nicht überall die Wissenschaft bemüht werden. Und es ist auch nicht die ganze Wissenschaft Historie. Das sollen nicht Einwendungen sein, die gerade gegen diese sehr lebendige Sammlung gerichtet werden, sie treffen sie nur mit zahlreichen Schwestern. Ihr Reiz wäre vollendeter, wenn ihr Sinn heller hervorträte. Und das scheint mir nur durch scharfe Differenzierung möglich: Trennung von Kunstforschung und ausschließlichem Abbildungswerk, das sich auf prägnante, zuverlässige Angaben mit Literaturverweisen beschränken darf, und schließlich eine Erlebensanleitung vom heutigen Standpunkt aus. Nicht etwa weil dieser Standpunkt ausgerechnet der „richtige" wäre, sondern weil es sich um uns als Kunstgenießende handelt. Was etwa die Negerplastik uns bedeutet, ist weder ausschließlich noch vorwiegend bedingt von ihrem kunstgeschichtlichen Ertrag oder von ihrem systematischen Wert, sondern von ihrer Beziehung zu unserem eigenen „Kunstwollen". Und diese Relativität sollte nicht verschleiert werden. Die Wissenschaft ist nicht dazu da, unseren „Standpunkt" zu dogmatisieren. Gerade in ihrem Streben nach Objektivität werden ihr immer wieder scheinbare Selbstverständlichkeiten zum Problem. Was sie aber vielleicht als subjektive Fehlerquelle aufdeckt, ist für uns bisweilen das Wichtigste. Sie soll es nicht uns zerpflücken, aber wir dürfen uns auch nicht dabei auf sie berufen.

Nun wenden wir uns der Wissenschaft selbst zu. Ihr dient in strenger Weise das amtliche Organ der münchener kunstwissenschaftlichen Gesellschaft das „Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst". Die Leiter der staatlichen Sammlungen sind die Herausgeber. Der vorliegende Band — der erste der neuen Folge — ist durch eine Reihe gediegener Untersuchungen ausgezeichnet. Ich muß mich damit begnügen, nur einige zu nennen: Johannes Sieveking, Römische Kleinbronze; Hans Karlinger, Beiträge zur romanischen Plastik des 11. Jahrhunderts in Süddeutschland; Rudolf Berliner, Französische Muschelschnitte und Beiträge zur bayerischen Kunst- und Kunstgewerbegeschichte; Hans Buchheit, Beiträge zu Hans Schwarz und Peter Dell dem Älteren; Bissing, Über eine Grabwand

aus Memphis; Rosemann, Die zwei Entwürfe im regensburger Domschatz; Adolf Feulner, Fachwerke von David Röntgen usw. Schon diese flüchtige Inhaltsskizzierung zeigt klar, daß es sich hier um eine konzessionslose Fachzeitschrift handelt. Aber der gebildete Kunstfreund tut gut daran, die eine oder andere Abhandlung zu lesen, denn hier lernt er die Arbeit historischer Kunstforschung wirklich kennen. Als ein berühmtes Meisterwerk steht die ehrfurchtgebietende Geschichte der deutschen Kunst von Georg Dehio da. Sie bedarf keiner Empfehlung; sie ist allseitig anerkannt. Unser Buch behandelt die Reformationszeit, die drei Jahrzehnte von 1500 bis 1530. Die Darstellung beginnt mit folgenden Sätzen, die zugleich das ganze Programm künden: „Um das Jahr 1500 trat die deutsche Kunst in ihre zweite Blütezeit ein; die erste war im 13. Jahrhundert gewesen. Es ist behauptet worden, es gebe gar keine Blütezeiten, dies sei ein unwissenschaftlicher Begriff. Nun wohl! Wenn man unter einer Blütezeit eine solche versteht, dem schlichten Sprachgebrauch folgend, in der ein höchstes Maß von Glanz, Fülle und Schöpferkraft sich auswirkt, dann war die Epoche Dürers, Grünewalds, Vischers und Holbeins gewiß eine. Eine Eigentümlichkeit der deutschen Kunst ist es aber, daß ihre Blütezeiten nicht mit den Höhepunkten der Stilentwicklung zusammenfallen, sondern auf stilgeschichtlichen Grenzgebieten liegen. So war es im 13. Jahrhundert gewesen, so wieder im 16. Allerdings, die historische Umwelt dieser Blütezeiten gibt eine durchaus verschiedene Ansicht. Die erste wurde zeitig auf der Mittagshöhe einer zu strenger Einheit durchgearbeiteten, in sich geschlossenen Kultur, deren reifstes, zusammengefaßtestes Symbol sie war; die zweite stand in einer tieferregten, unter ringenden Widersprüchen sich umgebärenden Welt. Mitten im kraftvollen Aufstieg, zu dem sich von den Vorstufen der Spätgotik die Kunst des 16. Jahrhunderts erhob, stieß sie zusammen mit zwei neuen Geistesmächten: der Reformation und der Renaissance. Sie sah sich in ihren Grundlagen angegriffen, durchaus neuen Problemen gegenübergestellt, bedroht von der Reformation in ihrem Inhalt, von der Renaissance in ihrer Form. Doch erst im weiteren Verlauf wurde dies sichtbar; die anfängliche Wirkung auf das künstlerische Leben war eine glückliche, Freiheit und höheren Schwung ihm gebend." „Es handelt sich um die Kunst der Generation, welche den Tag von Wittenberg in reifem Mannesalter erlebte, welche in ihrer inneren Verfassung die Bedingungen geschaffen hatte, durch die die Reformation aus einer theologischen Streitfrage zu einer Umwälzung des ganzen nationalen Lebens wurde. Der Geist jener Generation gibt der Kunst des Zeitalters das entscheidende Gepräge. Der Spaltung des formalen Stilbewußtseins durch die Renaissance setzt sich die Einheit dieses Geistes entgegen. Besäßen wir über sie kein anderes Zeugnis als ihre Kunst, so würde allein schon diese uns sagen, was diese Generation war: eine außerordentliche im Ernst ihrer Gesinnung, männlich durchaus, tiefsinnig, schicksalbereit, großdenkend vom Sinn des Lebens und dem Beruf des Menschen; die Sonne schien ihr heller, und jede Ader strömte voller." Mit besonderer Liebe, Hingebung, ja Andacht versenkt sich unsere Gegenwart in jene „erste Blütezeit" des 13. Jahrhunderts. Ihr gilt das schöne Buch von Hans Jantzen über „deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts". Das Werk gehört der vorzüglichen Sammlung „Deutsche Meister" an, die Karl Scheffler und Curt Glaser gemeinsam herausgeben. Diese Sammlung darf man vorbehaltlos empfehlen: sie ist ein glänzender Weg zur deutschen Kunst. Die „klassisch-heroische Phase" der deutschen Gotik ist es, die Jantzen vor uns aufrollt: „Bamberg ihr Höhepunkt, Straßburg und Naumburg Beginn und Ablauf. Die Forschung hat stets dazu geneigt, gerade diese Phase unter dem Gesichtspunkt eines Nachlebens antiker Kunstprobleme oder als Vordeutung auf die Renaissance zu betrachten und diesen Perioden die Kriterien für die Beurteilung der künstlerischen Erscheinungen des 13. Jahrhunderts zu entnehmen. So werden seltsamerweise die höchsten Offenbarungen deutscher Monumentalskulptur vorwiegend mit fremden und falschen Maßstäben gemessen, zumal noch die stark betonte Blickrichtung auf die französische Entwicklung hinzukommt. Demgegenüber ist in den Betrachtungen dieses Buchs versucht worden, zum Ausdruck zu bringen, daß diese Bildwerke Schöpfungen der christlichen Kunst des Mittelalters und deutschen Geistes sind." Die einzelnen Momente der Jantzenschen Darstellung bleiben kunstgeschichtlicher Aussprache vorbehalten; denn dieses Jahrhundert ist jetzt eins der großen Arbeitsgebiete. Von ihm schenkt unser Werk prächtige Kunde. Wer es genau liest, dem erschließt sich der Zugang in diese großartige Welt, die immer mehr lebendiger Besitz unserer Zeit wird. Einen Teil ihrer Schätze legt auch Hermann Beenken vor: die „Bildwerke des Bamberger Doms aus dem 13. Jahrhundert". Nach den großen Veröffentlichungen über Bamberg und auch nach Dehios Buch über den bamberger Dom wird diese kleine Schrift mit ihrem reichen Bildanhang weiten Kreisen willkommen sein, die in knappem Rahmen die wissenschaftlichen Ergebnisse darzubieten trachtet. Der gleichen Reihe der erfreulichen Künstlerbücher deutscher Landschaften — treue Begleiter auf Fahrten und Wanderungen —

gehören auch die „Hundert Jahre rheinischer Malerei" an, von Walter Cohen, dem erprobten und gewiegten Kenner auf diesem Gebiete. Die äußerlich so bescheidene Publikation erscheint mir in ihrer Art mustergültig. Eine knapp gehaltene, aber durchaus materialkundige und frisch geschriebene Einführung setzt den sicheren Auftakt. Es folgt ein genaues Verzeichnis der Künstler mit schlagwortartigen Angaben über ihr Leben und ihre Ausbildung. Signaturen, Größenverhältnisse und Schicksale der gezeigten Bilder sind vermerkt. Die Literaturhinweise helfen dem Leser weiter. Und endlich schließt die bunte Reihe der Illustrationen an. Alles, was gerechterweise verlangt werden darf, ist hier geboten. So könnte das Büchlein als Beispiel zahlreichen anderen dienen, die minder anspruchsvoll weniger erreichen als diese reizvolle Gabe, die ohne Pedanterie zuverlässig und vertrauenweckend ist und daher kein Unbehagen aufkommen läßt, zumal beim Laien, der leicht gegenüber den kühnen Höhenflügen seiner „Führer" mißtrauisch wird, weil er die Kontrollmöglichkeit verliert. Wer aber wirklich fliegen will, dem kann man die Mühen angestrengter Schulung nicht ersparen. Mit Flugersatz ist wenig geholfen.

Gern verweise ich auf die neue, vollkommen umgestaltete Auflage des Werkes von Max Geisberg über den Meister E. S., die als zehnter Band der Meister der Graphik erschienen ist. Über die Person des Meisters wissen wir nur, daß er ein oberrheinischer Goldschmied war, der vor 1425 vielleicht in der Bodenseegegend geboren ist und dessen Tod 1467 eingetreten sein dürfte. Möglicherweise hat er in Konstanz gewohnt. Ihm dämmerte schon das gleiche Erkennen für die Größe der typisierenden klassischen Kunst, das viele Jahre später Dürer nach Italien zog und das im 16. Jahrhundert die gesamte deutsche Kunst unter den Bann der Renaissance brachte. Mag Schongauer an sich der größere sein, der Meister E. S. ist in viel höherem Sinne der deutsche Künstler, in der Hervorhebung des Charakteristischen, in der Häufung des Beiwerks, in der Betonung jeder Einzelheit, in den genreartigen Zutaten, der Häufung und in der Überfülle seiner Kunst. Aber man vergesse nicht, wieviel der Kolmarer Meister seinem namenlosen Vorgänger verdankt, wie viele Fäden beide verbinden und wie er in jeder Hinsicht auf seinen Schultern steht, nicht nur in der Technik. Dem Meister E. S. verdankt der deutsche Kupferstich die Gestaltung des Mehrfigurenbildes, und beiden Meistern ist der für die Gesamtentwicklung so bedeutungsvolle Trieb gemeinsam, immer wieder zu den gleichen Problemen zurückzukehren, um ihnen neue Lösungen abzuringen. Nach gründlicher stilkritischer Erörterung des Werkes von E. S. werden seine „Doppelgänger" skizziert, um auf diesem Wege eine sichere Differentialdiagnose zu gewinnen. Ein vorzüglicher Bildteil schenkt dem Werk anschauliche Fülle. Gleiches können wir den „Meisterwerken griechischer Zeichnung und Malerei" nachrühmen, deren erste Tafel eine attische Grabamphora aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. zeigt, während die letzte ein römisches Wandgemälde aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. vorführt. So zieht fast ein Jahrtausend an uns Schritt für Schritt vorüber. Und Ernst Pfuhl, dem wir das grundlegende dreibändige Werk über Malerei und Zeichnung der Griechen verdanken, ist der hervorragend berufene Führer auf dieser langen Wanderung. Unserer Ausgabe — hinter der das ganze schwere Rüstzeug jener umfassenden Arbeit steht — lag nach dem Willen des Herausgebers „jede wissenschaftliche Absicht fern". Der Text soll vor allem die Fragen beantworten, „die von Kunstfreunden vor den Bildern gestellt zu werden pflegen; dazu gehört es auch, daß die Hauptlinien der großen Zusammenhänge wenigstens angedeutet sind". So ist ein Buch entstanden, das neben denen von Buschor oder v. Salis weiten Kreisen ein vorzüglicher Berater sein kann.

Der Katalog des Erzbischöflichen Diözesan-Museums zu Köln von J. Eschweiler wird — abgesehen von der Fachschaft der Kunsthistoriker — besonders den zahlreichen Rheinreisenden willkommen sein. Da das Museum trotz seiner räumlichen Beschränktheit eine Reihe vorzüglicher — zumal mittelalterlicher — Arbeiten enthält, ist es gut, wenn durch diese Veröffentlichung die Aufmerksamkeit auf seine Bestände gelenkt wird. Unzählbar fast ist die Zahl der mittelbaren und unmittelbaren Italienführer, die sich als Reisebegleiter oder zur Reisevorbereitung anbieten, oder auch als Reiseerinnerung. Zur letzteren Gruppe gehört „Rom in Bildern". Bescheidenen Ansprüchen dürften sie vielleicht entsprechen. Ludwig Freiherr von Pastor hat aus seiner großen und angesehenen Geschichte der Päpste einen Sonderabdruck veranstaltet, der die Fresken der Sixtinischen Kapelle und Raffaels Fresken in den Stanzen und den Loggien des Vatikans behandelt. Die zahlreichen Verehrer dieses bedeutenden Historikers werden wohl gern nach diesem Bändchen greifen, allerdings würde ich ihnen noch eine kunstästhetische Ergänzung empfehlen. Robert Kohlrausch hat seine „Deutsche Denkstätten in Italien" um einen neuen — den dritten — Teil bereichert. Die freundliche Aufnahme, welche die beiden ersten Bände fanden, wird wohl auch dem jetzigen zuteil werden. Er verdient sie in vollem Maße. Liebhaber Italiens werden auch Manfred Schneider nicht ungern auf seinen Kreuz- und Querfahrten begleiten und an

seinen photographischen Aufnahmen Gefallen finden. Ob aber die künstlerisch recht belanglosen Kohlezeichnungen von Zwiener viel Anklang finden werden, scheint mir zweifelhaft. Ich könnte mir jedenfalls eine weit eindrucksvollere Ernte aus dem Anno Santo denken, die seiner Bedeutung mehr entspräche. Ein anderes Reiseland ist der Norden. Hier fließt die deutsche Literatur lange nicht so üppig. Um so dankbarer begrüßen wir die knappe Geschichte der schwedischen und norwegischen Kunst seit der Renaissance von Albert Dresdner. Ich hätte sie mir ausführlicher gewünscht, aber was in diesem Rahmen möglich war, das hat Dresdner geleistet. Ein ausführlicher Schriftennachweis lädt ohnehin den näher Interessierten zu eingehenderem Verweilen ein. Durchaus lobenswert erscheint es mir, daß Dresdner auch der Volkskunst gedenkt — hier hätte ich sogar viel mehr gern gesehen — und daß er der modernen Kunst liebevoll sich zuwendet. Alles in allem ein Büchlein, an dem man seine ehrliche Freude hat. Führt es bis zur Kunst der Gegenwart, nähern wir uns ihren Quellen, wenn wir zu den Briefen greifen, die Camille Corot aus Italien geschrieben hat. Wer seine Landschaften zärtlich liebt, wird ergriffen in diesen Blättern lesen, und an sich nicht erschütternde Einsichten werden ihn doch bewegen, weil eben hinter ihnen die Tat Corots leuchtet. Ich kann es mir nicht versagen, einige kleine Beispiele zu geben: „In der Laufbahn eines Künstlers braucht es Gewissenhaftigkeit, Selbstvertrauen und Beharrlichkeit. So ausgerüstet, sind in meinen Augen die beiden wichtigsten Dinge, das strenge Studium der Zeichnung und der Valeurs." Oder aus einem Brief an einen Schüler: „Ich möchte mir erlauben, Ihnen die größte Naivität beim Studium zu empfehlen. Vor allem, machen Sie alles so, wie Sie es sehen. Selbstvertrauen und die Devise: Gewissenhaftigkeit und Vertrauen. Ich umarme Sie zweimal. Ich arbeite wie ein großer Verbrecher." Über seine Kunst: „Ein Mensch darf erst dann den Beruf eines Künstlers ergreifen, wenn er in sich eine starke Leidenschaft für die Natur und die Fähigkeit, ihr mit einer Beharrlichkeit nachzugehen, die durch nichts zu erschüttern ist, erkannt hat." „Ich sehe einen beliebigen Ort und bin gepackt. Und nun verliere ich bei allem Streben nach gewissenhafter Nachahmung nicht einen einzigen Augenblick die Erregung, die mich erfaßt hat. Das Wirkliche ist ein Teil der Kunst; das Gefühl vervollständigt sie." Am Schlusse seiner Notizbücher steht das schlichte Wort: „Die Natur ist eine ewige Schönheit." Zu ihr rettete er sich auch in den Nöten bei Kriegsende 1871: „Ich denke, das Unglück hat mich gezwungen, mich unter das Himmelsgewölk und in den Schatten dichtbelaubter Bäume zu flüchten und mich so gut als möglich zu placieren, um den Konzerten der Vögel beizuwohnen. Was bedeuten daneben, neben dieser stillen Ruhe, die kleinen vorübergehenden Stürme, welche die Menschen erzeugen? Es leben die Sternregen im Juli und die hübschen Blümlein auf den Wiesen!" Eine ganze Weltanschauung liegt in den klar einfachen Sätzen, eine tiefe Religiosität. Ich glaube, daß diese wenigen Kostproben genügen. Kleiner wird das Format, wenn wir die Welt Emil Lugos aufsuchen, dessen Kunst um 1855 beginnt und um die Jahrhundertwende endet. Gewiß ist diese fleißige Monographie verdienstvoll, denn Lugo stand zu sehr im Schatten Böcklins und Thomas. Wenn jetzt Beringer seinem Helden allzuviele Glanzlichter aufzusetzen versucht, wird man seine Begeisterung sicher nicht schelten, denn sie ermöglicht ja erst die entsagungsvolle Arbeit einer derartigen Darstellung. Man kann leicht die Überwertung in Abzug bringen und sich an die sachlichen Angaben halten.

Die vorliegende Klinger-Schrift erschien bereits 1920. Nun überging sie in einen anderen Verlag, der sie neu versendet. Seinerzeit rühmte Meier-Graefe an diesem Buch von Suhl: die ganz sichere Einsicht und die Freude am Objekt. Suhl schreibt selbst, daß er als leipziger Kind in einer Atmosphäre von Klingerverehrung aufwuchs, um dann zu erkennen, daß da ein „dicker Nebel" war. Ihn wollte er zerstreuen. Aus dieser Reaktion heraus erwuchs die Arbeit. Und eine Reaktion verleitet leicht zu Überkompensationen, zu Feindseligkeiten, die aktuell vielleicht notwendig sind, die aber nicht verewigt werden dürfen. Heute sind wohl die meisten vor einer Klinger-Überschätzung gefeit, und da wäre es an der Zeit, das Kapitel „Der Streit um Klinger" abzuschließen und zu prüfen, was denn Klinger objektiv für die Geschichte der Kunst bedeutet, nachdem die Klinger-Gefahr gebannt ist. Zur Beseitigung dieser Gefahr hat Suhl gewiß beigetragen. Zu den Sammlungen, die der neuen Kunst gelten, gesellen sich die „Charakterbilder der neuen Kunst", von denen eine Probe vorliegt in dem Hefte von Hans Franck über Eberhard Viegener. Der Sammlung ist eine vorzügliche Ausstattung nachzurühmen. Sachlich kann ich Viegener nicht so hoch stellen, wie sein Biograph. Aber er versteht es, für seinen Helden zu werben, und zwar in einer klaren, schönen Sprache, ein Vorzug, der nicht allen Schriften über junge Kunst eignet. Wenn wir erfahren, daß Carl Sternheim über Gauguin und van Gogh schreibt, wissen wir gleich, daß es sich nicht um Wissenschaft handelt, sondern um eine ganz persönliche Darstellung, die weniger durch das bekannte Thema als

durch ihren Autor spannend wird, durch die Art, „wie“ er sein Thema sieht. Meier-Graefes erschütternde Darstellung in seinem „Vincent“ ist menschlich kaum zu überbieten. So sehr ich nun auch die Qualitäten der Sternheimschen Schrift trotz seiner peinlichen Sprache zu schätzen weiß, um hier sachlich weiter zu kommen, brauchen wir unbedingt den psychiatrisch und charakterologisch bis ins Letzte geschulten Forscher, der zugleich künstlerisch aufgeschlossen ist, in der Art, wie zum Beispiel Gesemann ein Porträt Gogols entworfen hat. Dann werden sich erst die unheimlichen Dunkelheiten der Beziehungen van Goghs zu Gauguin wirklich lichten, sonst bleiben sie ergreifende Legende, unbeglaubigte Intuition. Wenn Sternheim meint, daß Vincent in der Gewißheit erlosch, „wie schon aus seinem Werk, würde man aus seinem Begräbnis und Andenken gigantischen bürgerlichen Kitsch machen“, so ist diese Vermutung für Sternheim sehr bezeichnend, aber sie scheint mir Vincents Sterben schon deswegen nicht gerecht zu werden, weil Sternheim immer soziologisch denkt, Vincent metaphysisch. Darum artikulieren sich die gleichen Probleme bereits ganz anders. Auch die „Malerschicksale“ von Emil Szittya beginnen mit van Gogh. Und dann wirbeln die Porträts von Henry Rousseau, Dix, Davringhausen, Kokoschka, Chagall, Dérain usw. vorüber. Es sind ungemein scharf, kühn, ja frech geschliffene Aphorismen. Mit vielen kann ich — und wohl nicht nur ich — nichts anfangen, aber bisweilen blitzen tiefe, vorurteilslose und mutige Einsichten auf, die jedenfalls dieses schmale Bändchen über das übliche kunstschriftstellerische Niveau heben, obgleich ihm eine nicht ganz angenehme literarische Note anhaftet.

Der Gefühlssphäre moderner Kunst gehören auch die beiden glänzend ausgestatteten Bände von Eduard Fuchs an. Seine Absicht geht dahin, möglichst wenig Arbeiten aus öffentlichem Besitz zu zeigen, um so mehr aus privaten Sammlungen, wobei besondere Sorgfalt den bisherigen Stiefkindern der Kultur- und Kunstforschung zugute kommen soll. Fuchs ist dabei in der beneidenswerten Lage, vornehmlich aus den Schätzen seiner Privatsammlung zu schöpfen. Ob diese Einseitigkeit rein sachlich zu rechtfertigen ist, entzieht sich meiner Beurteilung. Unbedingt ist Fuchs zu seinem stolzen Besitz zu beglückwünschen und wegen des Instinktes zu bewundern, kraft dessen ihm diese Ausbeute gelang. Der erste Band behandelt Tang-Plastik, chinesische Grabkeramik des 7. bis 10. Jahrhunderts, zum Teil prachtvolle Stücke. Obgleich ich meine, daß Fuchs einer Überschätzung zuneigt. Ich selbst würde Tanagrafiguren oder griechische Vasen gewiß nicht niedriger bewerten. Der Text leidet unter unglückseligen theoretischen Anschauungen, denn Fuchs will möglichst alles aus ökonomischen Verhältnissen ableiten. Ich halte ein solches Beginnen für undurchführbar. Aber da Fuchs viel Literatur angibt und zahlreiche sachliche Angaben macht, bleibt auch nach Abzug der theoretischen Willkürlichkeiten manches übrig. Der zweite Band beschäftigt sich mit Dachreitern und verwandter chinesischer Keramik des 15. bis 18. Jahrhunderts. Es sind dies die figuralen Dach- und Giebelverzierungen an Tempeln, Pagoden, Torbogen, kaiserlichen Palästen usw., ein Gebiet, über das bisher jede selbständige Veröffentlichung fehlt. Die Dachreiter sollen nichts anderes sein als Schutzgottheiten, Behüter derer, die unter dem betreffenden Dache hausen. Es wird Sache der Chinakenner sein, die einzelnen Aufstellungen zu prüfen. Da ich die theoretischen Grundlinien — wie schon bemerkt — für durchaus verfehlt ansehe, bin ich auch den einzelnen Deutungen gegenüber einigermaßen mißtrauisch. Aber da sind nur wenige zu begründetem Urteil berufen. Bewundernd erkenne ich wieder die Qualität der gezeigten Werke an, die schon allein für sich diese stattliche Publikation durchaus rechtfertigt. Auch zu einem Stiefkind der bisherigen kunst- und kulturgeschichtlichen Betrachtung lädt Theodor Hampe ein mit seiner Schilderung eines deutschen Spielzeuges, des Zinnsoldaten. Es ist der erste Band der kleinen volkskundlichen Bücherei, die der sehr verdienstvolle Wilhelm Fraenger herausgibt. Dieser Sammlung dürfen wir mit den besten Erwartungen entgegensehen. Denn schon ihr Anfang ist ein reizvoller Leckerbissen. An seine schmackhafte Zubereitung ist viel saubere Arbeit gewandt. So ist es ein gesundes Essen, das da aufgetischt wird; und die Abbildungen — meist aus der Zinnfigurensammlung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg — sind so köstlich und amüsant, daß sie sanft zur Lektüre hindrängen. Eine Art Kammermusik der Kunst- und Kulturgeschichte!

Wie plastische Anatomie nicht ohne Bedeutung für Künstler und Kunstliebhaber ist, so dürfte auch die eigenartige Arbeit von Fritz Giese über „Körperseele“ — Gedanken über persönliche Gestaltung — sowohl wegen dieser Beziehung interessieren, als in sich, da ja gerade heute Tanz und Körperkultur eine gewichtige Rolle spielen. Fritz Giese spricht als psychologischer Fachmann; bei einem ersten Versuch — und um den handelt es sich — darf man die Erwartungen nicht allzu ausschweifen lassen; hütet man sich davor, wird man dankbar anerkennen, daß Giese reichlich viel bringt und seine Ausführungen durch ein sehr interessantes Abbildungsmaterial unterstützt. Mit der

Erwähnung von zwei Kunstmappen will ich den Bericht schließen. Beide hat der Volksverband der Bücherfreunde veröffentlicht. Rudolf Schiestl zeigt anmutige Zeichnungen aus seinen Skizzenbüchern von fränkischen Wanderungen her. Und Alfred Kubin legt einen neuen Zyklus von 13 Steinzeichnungen vor über das Thema „Rauhnacht". Unheimlich und dämonisch geht es in dieser geheimnisvollen Nacht zu. Kubins Kunst offenbart sich da in ganz charakteristischer Weise, und dieses Werk zählt sicherlich mit zu seinen eindrucksvollsten. Es ist fraglos ein Verdienst, daß auf dem Wege über den Volksverband gute Graphik in weiteste Kreise getragen wird. Sie leitet doch besser zum Kunstverständnis an als die fast unermeßliche Fülle billiger Reproduktionen, die allmählich den Sinn für das Originale trüben und verderben.

Proben und Stücke

Lärche in den Alpen [1]

Gedicht von Hans Leifhelm

Des Gebirgs Terrassen stieg ich empor,
Wo die Rune des Marmorgeäders verlief —
Die Gewässer entrauschen dem Felsentor,
Und im Schimmer versinken die Täler so tief,
Der Wald schwindet hin, verschrumpft und klein,
Und es grünen mit sturem Grase die Matten,
Wie der nackten Klippen smaragdene Schatten,
Rhododendron leuchtet am steinigen Rain.

Sieh den letzten Baum, sieh den Lärchenbaum,
Versprengt und verloren zu einsamer Rast,
Wie er steht im endlos blauenden Raum,
In den Boden gerammt wie ein ragender Mast,
Eines Schiffes Mast, das die Höhe befuhr
Mit glänzend geschwellten Gaffeln und Raaen,
Eines Schiffes, dem Sturmnot und Strandung geschahen,
Und es blieb nur des Mastbaums türmige Spur.

* * *

Mit den vollen Segeln des Sommers bespannt
So steht er lebendig im starren Gestein,
In den Nebeln der Frühe, im Mittagbrand,
Ohne Schirm der Gefährten, für sich allein.
Es ragen die Steilwände hoch zum Kamm,
Und der irrende Wind fährt über die Kaare
Und tastet näher, als ob er gewahre,
Wie der Schatten kreist um den einsamen Stamm.

Und die Jahre gehen wie Nacht und Tag —
O die Zeit des Erwachens im drängenden März,
Die Lawinen donnern den Stundenschlag
Und wecken im Baum das schlafende Herz,
Das da langsam geht so wie Ebbe und Flut,
Das da lebt und pocht seit fünfhundert Jahren,
Von den brausenden Stimmen der Höhe umfahren,
Von der Öde umweht und umbrandet von Glut.

* * *

Nun erblüht des Sommers flüchtiger Traum,
Und die grünen Wimpel am Baume wehn,
Umperlt von Licht wie vom glitzernden Schaum,
Wie wenn sie in leuchtender Flut sich drehn.
Und das taumelnde Heuschreckenvolk umspringt
Den Stamm mit irrem Gesang und Gegeige,
Gleich als ob ein Pygmäenschwarm entsteige
Dem Fels, wenn des Lichts Fanfare erklingt.

Und es sieht der Baum, in den Stein gebannt,
Wie die Züge der Wolken vorüberfliehn
Und leuchtend vergehen über dem Land,
Wie die Adler über die Grate ziehn,
Und er hört ein leises Echo verwehn
Ganz ferne in den verlorenen Schründen,
Wenn unter ihm in den tiefen Gründen
Die Glocken der Kühe verworren gehn.

Mit hundert Augen trinkt er das Licht,
Und er späht nach den Wundern, die droben geschehn,
Wenn im Lenz der Keim durch die Schneedecke bricht,
Wenn zag Soldanellenglöckchen wehn,
Wenn der Safran erblüht, wenn im Sommertau
Des Steinbrechs Stern im Gerölle flimmert,
Wenn wie träumender Blick des Gebirges schimmert
Der Enzian mit azurenem Blau.

* * *

Das nimmt er mit in die Winterzeit,
Wenn er sinkt in den Schlaf, wenn der Berg erstarrt,
Wenn in ihm dann wandeln, wie Märchen gereiht,
Die Bilder des Traums, wenn er steht und harrt,
Daß ein Nebelschiff hersegle am Hang,
Daß er wieder als ragender Mast soll fahren
Inmitten der eilenden Wolkenscharen,
Wenn in Lüften orgelt des Sturmwinds Gesang.

---

[1] Aus: „Hahnenschrei". Gedichte von Hans Leifhelm, Stuttgart, Berlin und Leipzig 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. Vgl. S. 196.

Echo der Zeitungen

Goethe in Weimar

„Will man Goethes Verhältnis zu Weimar begreifen, so muß man die Reihe und die Art der Festlichkeiten überdenken, die er veranstaltet oder veranlaßt hat. Man muß sich daran erinnern, wie provisorisch die weimarer Hofgesellschaft lebte, seit das Schloß 1774 durch einen Brand heimgesucht worden war. Aus der Not machte Goethe eine Tugend. Er verlegte die Feste in die freie Natur und protestierte mit der zur Genieperiode bevorzugten Atmosphäre des ‚Erdgeruchs' gegen den Puderduft und die Zimmerluft der altmodisch gewordenen Perückenzeit. Als auch hier im Jahre 1778 eine Überschwemmung der dem Schloß gegenüberliegenden Parkanlagen eine im ‚Stern' geplante Aufführung unmöglich machte, ging Goethe an den Hang der Ilm und baute dort in wenig Tagen heimlich die Einsiedelei als Szenerie für ein Fest, das in sich Dichtung war. Dies Fest aber bedeutete eine Abrechnung mit der alten Art des Feierns. Dem ‚Gähnen im Glanze der Pracht', wie der Kammerherr v. Einsiedel es ausdrückt, stellt Goethe als der Regisseur des weimarer Lebens eine neue der Natur verbundene Auffassung gegenüber: ‚Und lernet gesünder das Leben genießen.' Wie aber immer richtig durchgeführte Feiern als Taten wirken, so legte diese Feier den Grundstein zu einer der größten Goetheschen Kunstschöpfungen: zum weimarer Park, der den sichtbaren Ausdruck seiner vergeistigten Naturauffassung bedeutet. Ebenso entstand die andere große Schöpfung Goethes, die weimarer Bühne, aus der neuen Lebensregie des Dichters." Edwin Redslob (Berl. Tagebl. 528).

Vgl. auch: Arthur Liebert „Weimar als Symbol" (Deutsche Allg. Ztg., Welt 528); Rudolf Huch „Mehr Goethe!" (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 255, 256, 257, 258); H. v. Puttkamer-Hunnius (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 259); Willi Beils „Der Wendepunkt in Goethes Leben" (Karlsr. Ztg., Wissensch. 259); H. H. Houben „Neue Briefe aus dem Goethekreis" (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 530); Karl Hoeber „Goethe in Luxemburg" (Köln. Volksztg. 827); Rudolf Schade „Goethe und die Musik" (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 139); Oscar Klein „Goethes Eintritt in Weimar" (Germ., Aus Zeit 94); Bertha Badt-Strauß „Goethes Einzug in Weimar" (Berl. Börs.-Ztg. 517 u. a. O.); Hans Siegfried Weber „Goethes Weg von Frankfurt nach Weimar" (Berl. Börs.-Ztg., Welt 229); Schneiderreit „Goethe und unsere Zeit" (Tag, Unt.-Beil. 266); Bertha Badt-Strauß „Goethes Flucht nach Weimar" (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 524); Eduard Scharrer „Karl August und Goethe" (Rhein.-Westf. Ztg. 688); Hans Lorenz Lenzen „Goethes Aufbruch nach Weimar" (Germ., Werk 24); Georg v. Graevenitz „Goethe betritt Weimar" (Hannov. Kur. 522/23); Ernst Volkmann „Von Goethes goldenem Jubeltag" (Köln. Ztg. 830); „Wie Weimar vor 100 Jahren Goethe feierte" (Tägl. Rundsch. 497); Otto Schöndörffer „Einiges aus der neueren Goethe-Literatur" (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 525); Friedrich Muckermann S. J. „Von Goethes Christentum" (Germ., Ufer 48); Hans Gäfgen „Goethes Schwester" (Germ., Zeit 102); Ernst Müller „Schillers Selbständigkeit gegenüber Goethe" (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 136); Ernst Harms „Schillers Tod in Goethes Erleben" (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 258).

*

Jean Paul

„Jean Pauls Dichtung ist immer autobiographisches Bekenntnis, er nannte seine Romane ‚Biographien'. Wie er selbst seinen reifen Mannesjahren nicht die idealistische Höhe seiner Jugend zu erhalten vermochte, so hat auch sein Werk dem Zeitalter nicht diese eigentliche Krönung in dichterischen Gestalten zu geben vermocht. Die tragische Zweiheit seiner Natur wollte nicht im Symbol der höchsten Einheit, des erlösenden neuen Menschentums, des Menschentums der Versöhnung von Wirklichkeit und Idealkraft aufgehen. Das verleiht seiner Gestalt die dunkle Schwermut der ewigen Unvollendung, und das bezeichnet die entscheidende Grenze seiner Sendung. Vielleicht ist Jean Paul nirgendwo deutscher als hier. Sein Stil ist unorganische Zusammensetzung von sentimentaler und humoristischer Art. Erhabenheit und Verschrobenheit stehen unverbunden in seinem Werk nebeneinander, wie die Szenen höchster dichterischer Fülle neben den Zwischenstücken witziger Kapriolen. Sein vielgerühmter Humor verdeckt immer wieder die Kluft zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit. Aber auch er überwölbt sie nicht. Und wenn Formlosigkeit ein Kennzeichen seiner Dichtung sein soll, wie man immer wieder gemeint hat, so kann man sie nur sehen in diesem tiefsten Grunde

der ewig-einen Hieroglyphe, die unter den wandelnden Gestalten seiner Werke liegt." Karl Viëtor (Berl. Tagebl. 540).

„Jean Paul stellte sich die ungeheure Aufgabe, trotz der unnatürlichen, monologischen Situation, in der er sich befand, der Sprache doch Natürlichkeit, Weichheit, Musikalität, Zwiegesprächigkeit abzugewinnen. Es gelang ihm. Und über die Sprache führt einer der Wege zu Jean Paul. Man nehme einige Seiten aus dem ‚Titan', etwa gleich zu Beginn den Berganstieg des Helden mit der Binde vor den Augen, damit er erst vom Gipfel herab den ersten Blick auf das blütenprangende Italien werfe, oder den Abschied der Freunde im ‚Siebenkäs' —, lese sich solche Seiten laut vor, und man wird diesem Sprachzauberer zugestehen müssen, daß es ihm glückte, mit der rauhen, schweren, abgründigen Sprache der Deutschen zu singen, zu leuchten, in Prosa zu — dichten. Dennoch bleibt ihm die Sehnsucht nach der Gemeinde, nach dem Publikum, nach dem Leser. Er muß ihn gleichsam miterschaffen, darum unterbricht er den Fluß der Erzählungen immer wieder mit Einschiebseln, die sich mit diesem Leser befassen, darum hat er immer wieder das Bedürfnis, von sich selbst zu sprechen, sich bei dem Leser einzuführen. Denn die Einsamkeit ist wirklich grenzenlos. Darüber kann auch die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß er zeitweise in gewissen literarischen Zirkeln geradezu Mode war. Und dabei hatte niemand mehr als er das Bedürfnis, sich durch das Wort anderen mitzuteilen, niemand weniger das Bedürfnis, nur zum Zweck der Selbsterhöhung oder Selbsterlösung zu schreiben. Und doch: daß es der deutschen Kunst an solchem vorgefundenen Publikum mangelte, hat ihr zwar das Eigenbrötlerische verliehen, aber zugleich auch eine ihr besondere Dimension, die nach der Tiefe." Heinrich Simon (Frankf. Ztg. 853 — 1 M.).

„Im Ernst wie in der Heiterkeit genoß Jean Paul nicht sich selbst, sondern die Welt; im Ernste nach der Dichtigkeit und Unerschöpflichkeit ihres Sinns, in der Heiterkeit nach der Dichtigkeit und Unerschöpflichkeit ihrer Gegenstände, beide Male aber nach ihrer Wirklichkeit. Sein brennender Geist riß das Entgegengesetzte in Strudeln und Windhosen der Energie zusammen, gleichviel, ob er durch sternbesäte Äonen raste oder wild Schnurren, Anekdoten und Notizen aus allen Gebieten der Wissenschaften, des Aberglaubens, der Literatur, der Musik, der Historie zusammenwarf. Ihn erregte der perspektivische Zusammenhang der Welt, nicht der kausale. Die Sendung seines Humors war nicht, Geschichten zu erfinden, sondern die Totalität des Alls in möglichst lückenloser Ausführlichkeit ihres Inventars witzig, ironisch, satirisch, spaß- und schwankhaft vor seiner vollkommenen Idee zu demütigen. Sein Humor ist aller Theorie abhold, er ist die Praxis des Absoluten in Permanenz." Oskar Loerke (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 538).

„Keiner der großen deutschen Dichter ist an Vielseitigkeit mit Jean Paul zu vergleichen. Schon daß der Dichter der Armen im Geist und in der Zeitlichkeit in einem Roman, dem ‚Titan', eine, und eigentlich die große geistige Auseinandersetzung mit der Zeit gibt, läßt aufhorchen. Eine unvergleichliche Meisterschaft der Psychologie gerade der Frau und des einfachen Menschen verbindet sich bei ihm mit einer unvergleichlichen Tiefe der Gedanken und Vertrautheit mit allen geistigen und philosophischen Strömungen der Zeit. In ihm lebte noch die Polyhistorie des 18. Jahrhunderts fort. So entlud sich sein Inneres jetzt in Werken der verschiedensten Art. Auf breitester Front entwickelte er sein Weltbild im Gegensatz zu der herrschenden Richtung. Immer wieder steht er im Gegensatz zu dem griechischen Bildungsideal der weimarer Schule, ob er in seiner ‚Vorschule der Ästhetik' die Grundzüge einer deutschen Poetik zu geben versucht, ob er in der ‚Levana' ein deutsches Erziehungsideal aufstellt, ob er in seinem fünften großen Roman, den ‚Flegeljahren', noch einmal den Hymnos auf die deutsche Innerlichkeit anhebt oder im ‚Komet', dem letzten, unvollendet gebliebenen Roman, eine grotesksatirische Schilderung des Deutschland der Heiligen Allianz beginnt. Ein Ringen auf Leben und Tod um die deutsche Verwirklichung entfaltet sich in breitester Front. Die Entwicklung geht gegen ihn und über ihn hinweg. Als sein persönlicher Ruhm den Gipfelpunkt erklommen hat, ist er im Grunde schon ein Besiegter von Weimar, das die geistige Richtung ins 19. Jahrhundert hinein angibt." Walther Harich (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 579).

„Wenn der junge Robert Schumann schwelgerisch für ihn schwärmt, das verstehen wir; denn schon Jean Pauls Sprache ist in ebenso hohem Grade wie seine Phantasien und Bilder schwebende Musik. Auch bei der Günderode verstehen wir's, und daß ihm der junge Börne einen Nachruf hält, der eins der schönsten Stücke deutscher Prosa ist. Merkwürdiger ist schon, daß er Sulpiz Boisserées Lieblingsdichter war, und seltsam berührt uns, daß der große Mathematiker Gauß ihn Goethe unbedingt vorzog, weil er ihn für genialer hielt. Wie entzückt der junge Stifter von ihm war, sagt uns jeder Blick in die ‚Studien', vor allem in die neuerdings durch Max Stefl veröffentlichten Urfassungen. Aber auch Gottfried Keller stimmt im ‚Grünen Heinrich' auf Jean Paul einen Hymnus an, noch schöner als der Börnes, vielleicht das Schönste,

was über den Dichter geschrieben worden ist. Freilich nur im Ur-Heinrich; in der Überarbeitung hat er ihn arg zusammengestrichen und dadurch nicht nur dem Werk ein Juwel ausgebrochen, sondern der Autobiographie eine der durch ihre Wärme und Wahrhaftigkeit packendsten Stellen. Auffallender ist schon, wenn auch Gotthelfs erklärter Liebling Jean Paul heißt; noch bemerkenswerter, daß es wiederum Jean Paul ist, den C. F. Meyer in der französischen Schweiz liest. In Jean Pauls Zeichen befeuern sich die jungen Freunde Spitteler und Widmann. Und, um die große Überraschung zum Schluß auszuspielen: außer Börnes und Kellers Hymnen gibt es noch eine dritte, man rate, von wem? Von Stefan George..." Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 315, 316).

Vgl. auch: Herbert Eulenberg (Köln. Ztg., Lit. Bl. 841); Norbert Wiltsch (Tag, Unt.-Beil. 272); Josef Müller (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 45); Hermann Hesse (Münch. N. Nachr. 304); Paul W. Eisold (Vorw., Unt. 539); Jan Brodersen (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 534/35); Hans Benzmann (Magdeb. Ztg., Tägl. Unt.-Beil. 579 u. a. O.); Will Scheller (Köln. Ztg., Lit. Bl. 847 u. a. O.); Ernst Müller (Württemb. Ztg. 266); Rob. Walser (Prag. Pr., Dichtung 46); B. Känsche (Arb.-Ztg., Wien 313); Hermann Kasack (Berl. Börs.-Cour. 535); E. A. Greeven (Deutsche Allg. Ztg., Welt 540); Richard Benz (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 48); Friedrich Steineck (Bremer Nachr., Lit. Beil. 316); Agnes Harder (Tägl. Rundsch., Lit. Rundschau 329); Dreßler (Karlsruher Ztg., Wissensch. 265); Christian Jenssen (Niederrhein. Volksztg. 773); Hilde Wolff (Köln. Stadtanz., Schatzkästlein 6); Will Scheller (Stuttg. N. Tagbl. 533); E. Kurt Fischer (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 537); Paul Kecskeméti (Pester Lloyd 258); Friedrich Burschell (Bad. Pr., Lit. Umsch. 43); Eduard Korrodi (Vortrag) (Bund, Bern 484); Herbert Eulenberg (Münch. N. Nachr. 314).

Hans Benzmann (Naturempfindung) (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 328); Erich Schlaikjer (Stil) (ebenda); Maxim Bogenstätter (Weibliches Geschlecht) (Südd. Frauenztg. 45); Herbert Eulenberg (Jean Pauls Frau) (Berl. Tagebl. 538); Eduard Berend (Schweiz) (N. Zür. Ztg. 1796); Heino Schwarz (Briefe an Friedr. Heinr. Jacobi) (Düsseld. Nachr. 567); Adolf Saager (Fliegerroman) (Bund, Bern, Kl. Bund 46); Alfred Richard Meyer (Ehetrost) (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 540); Maxim Bogenstätter (Weibl. Erziehung) (Münch. N. Nachr., Frauenztg. 310); Siegfried Kallenberg (Musik) (Münch. N. Nachr. 316 u. Rhein.-Westf. Ztg. 679); E. K. (Bräutigam) (Bund, Bern 487); Siegfried Kallenberg (Frauen) (Münch.-Augsb. Abendztg. 318); Anneliese Möller (Tod) (Stuttg. N. Tagbl. 533); Käte Schultze (Jean Pauls Locken) (N. Nachr., Braunschweig, Sonntag, 15. Nov.); Iwan Goll (Ein Franzose, Edmond Jaloux, über Jean Paul) (Berl. Börs.-Cour. 545); Ernst M. Roloff (Erzieher) (Germ., Ufer 47).

*

Jakob Schaffner

Zu seinem 50. Geburtstag (14. Nov.)

„Jakob Schaffner, geboren am 14. November 1875 in Basel, aufgezogen in einer schweizerischen Armenanstalt, darnach ein wandernder Handwerksbursch und bis zu seinem dreißigsten Jahre ein nicht gerade florierender Schuhmacher, ist heute ein vielgelesener Schriftsteller. Aber er ist mehr als das: eine geistige Macht, wenn auch seine Wirkung eher in die Tiefe einsam suchender Seelen geht, als eine weithin sichtbare und vom großen Publikum gespürte Strahlkraft auszuüben. Er hat einmal von sich gesagt, daß er aus protestantischem Geist, aber aus katholischem Geblüt stamme. Soweit ein einzelnes Wort überhaupt die tiefen und weitverzweigten Wurzeln einer bedeutenden Persönlichkeit zu umspannen vermag, tut es dies. Es gibt Dichter, die, der Erscheinungswelt hingegeben und sie widerspiegelnd, bunt, wandelbar und widerspruchsvoll sind wie sie, so daß man kaum glaubt, das eine könne wie das andere Werk denselben Verfasser zum Ursprung haben. Zu diesen Dichtern gehört Jakob Schaffner nicht. Als ein schon Gereifter tritt er zum erstenmal auf, und alle seine Früchte lassen erkennen, daß sie demselben Stamm entsprossen sind, wenn auch die einen von herberem Arom und derberer Struktur und die anderen unter einer glücklicheren Sonne zu feinerer Süßigkeit gereift sind." Wilhelm Hegeler (Hannov. Kur. 527 u. Berl. Tagebl. 539).

„Dieses Hans-Sachs-Schicksal aus unserer Generation hat mehr als nur eine individuelle, es hat typische Bedeutung. Ist es doch der Spiegel und Querschnitt heutiger sozialer Zustände wie geistiger, seelischer Sehnsüchte. Diese typische Bedeutung ist deswegen größter Beachtung wert, weil in Schaffner einfach das Blut des Volks in der natürlichsten Weise lebendig ist. Hier ist nichts künstlich noch erzwungen, nichts treibhausgezüchtet noch frühreif gefördert, sondern was hier errungen, ersehnt und erlebt wurde, kam aus der ganzen Ehrlichkeit und Parzivaltorheit der deutschen Art. Und es rundete sich auch zu einem dichterischen Werk von so urtümlich deutscher Art, wie es nur etwa Hebels, Wilhelm Raabes, Gottfried Kellers Schaffen — auch solcher Autodidakten des Volkes — vergleichsweise darbietet. Zwei Elemente bestimmen es: die Verwurzelung in Heimat und Volk

sowie der Trieb zur geistigen seelischen Eroberung von Welt und Menschensein. Schaffner ist zutiefst ein Alemanne von der Grenzecke der Schweiz und Badens, und seine seelische Heimatliebe liegt in den Gärten und Schusterwerkstätten dieses Erdenwinkels, wie seine Bücher immer wieder zeigen. Er wurde aber geführt in seinem Leben von der Sehnsucht, das Irdische innerlich zu erleben, zu erfassen und — zu überwinden. Jener geistige Gegensatz seiner protestantisch-katholischen, zufrieden-unzufriedenen, innerlich-äußerlichen, seelisch-materialistischen Eltern wurde in ihm zur Kraft, die ihn forttrug und emporhob über die Not seines Alltages und ihn zum Dichter machte, als der er heute Anspruch hat, zu unseren bedeutendsten Epikern gezählt zu werden." Hanns Martin Elster (Bad. Pr., Lit. Umsch. 43 u. Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 327).
Vgl. auch Max Rychner (Frankf. Ztg. 880 — 1 M.); Paul Wittko (Magdeb. Ztg. 579); Jakob Schaffner: Aus meinem Leben (Bund, Bern 486 u. a. O.).

*

Alexander v. Gleichen-Rußwurm
Zum 60. Geburtstag am 6. November 1925

„Künstlerische Anlagen pflegen sich, wenn auch nicht immer, so doch häufig zu vererben. Dem Maler folgte der Schriftsteller. Alexander v. Gleichen erzählt selbst in einem, ihm aus Anlaß seines 60. Geburtstags von seinem Verleger Julius Hoffmann gewidmeten kleinen Buch ansprechende und liebenswürdige Einzelheiten aus seiner Kinderzeit auf Greifenstein. Die Mutter war kurz nach seiner Geburt gestorben, aber die Großmutter Emilie lebte noch, als vielbeschäftigte Schloßherrin, und übermittelte dem Knaben mancherlei, was durch die Überlieferung in ihr lebendig war. Der ganze Lebenszuschnitt auf Greifenstein war eine Anlehnung an das ancien régime, gemischt mit leichter Empfindsamkeit und getragen von einem reichen geistigen Verkehr, und so war es nur natürlich, daß in dieser Atmosphäre sich frühzeitig literarische Interessen in Alexander regten. Seltsame Fügung wollte, daß er schon als Kind mit seiner jetzigen Gattin in briefliche Verbindung trat. Beide waren Geschwisterkinder, auch sie war eine Thienen, Tochter eines wiener Diplomaten, und von der Zeit ab, da sie als seine Frau auf Greifenstein Einzug hielt, teilte sie sich mit ihrem Mann in die Welt der Erinnerungen, die hier durch alle Räume webten." Fedor v. Zobeltitz (Magdeb. Ztg. 566 u. a. O.).
„Unter den Männern, deren Lebensführung und schriftstellerisches Wirken den Vorwurf deutscher ‚Barbarei' am deutlichsten Lügen straft, nimmt Alexander v. Gleichen-Rußwurm einen hervorragenden Rang ein.
Auf der Grundlage eines staunenswerten Wissens um die sozialen Ausdrucksformen und Stimmungen aller Zeitalter erbaut er das System einer praktischen Ästhetik des täglichen Lebens, dargestellt in seinem Hauptwerk, dem ‚Sieg der Freude'. Reifste Bildung, vollkommenste Gesittung haben darin die Erdenschwere ganz verloren, stehen leicht und anmutvoll im freien Raum einer mild besonnten Welt." Kurt Martens (Münch. N. Nachr. 307).
Vgl. auch Paul Wittko (Hannov. Kur. 520/51); K. C. Wagner (Frankf. Ztg. 828 — 1 M.); Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. (257). — Eine Lebenserinnerung von Alexander v. Gleichen-Rußwurm „Am 60. Meilenstein" (Stuttg. N. Tagbl. 518 u. Berl. Börs.-Cour. 518).

*

Zur deutschen Literatur

Über die religiösen und politischen Anschauungen Grimmelshausens schreibt Werner E. Thormann (Germ., Ufer 47). — Mit Angelus Silesius beschäftigt sich Ludwig von Bertalanffy (Tag, Unt.-Beil. 278). — Hinweis auf ein Trostbüchlein Lavaters mit Nachricht des Überfalls auf ihn gibt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1834). — Zum 175. Geburtstag des Grafen Friedrich Leopold v. Stolberg bietet Paul Wittko einen Aufsatz (Hamb. Corr. Ztg., f. Lit. 261). — Einen Brief über Schillers ästhetische Schriften schreibt Otto Heuschele (Köln. Ztg., Lit. Bl. 835).
Über Hölderlin spricht Hermann Hesse (Bad. Pr., Lit. Umsch. 44). — Einen Brief Dorothea Schlegels an Eduard d'Alton aus dem Mai 1816 teilt Josef Körner mit (Frankf. Ztg. 825 — 1 M.). — Neue Heine-Anekdoten veröffentlicht H. H. Houben (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 542). — Zum Görres-Jubiläum gibt Wilhelm Heßler eine Betrachtung (Germ., Ufer 45). — Eichendorffs Beschäftigung mit Calderon untersucht Adolf Potthoff (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 14). Hebbels Evangelium vom Weibe deutet Edmund Schopen (Köln. Ztg., Lit. Bl. 816, 822). — Zum 75. Todestag von Gustav Schwab ergriffen Karl Fuß (Stuttg. N. Tagbl. 515) und Paul Wittko (Schwarzwälder Bote, Unt.-Bl. 132) das Wort.
Über Nietzsche und die Musik äußert sich Eberhard Moes (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 694 b), Nietzsche als Vorläufer der Psychoanalyse behandelt R. Herbertz (Stuttg. N. Tagbl. 523). — Über Paul Heyse läßt sich Heinrich Spiero vernehmen (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 547). — Ein Umrißbild von Adalbert Stifter zeichnet Hermann Bahr (Voss. Ztg., Unt.-Bl.

544). — An Wilhelm Raabes 15. Todestag erinnern Friedrich Normann (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 147) u. Hans Teßmer (Berl. Börs.-Ztg. 533). — Ein Gedenkblatt an Theodor Storm „In der Gruft bei den alten Särgen" bietet Felix Schmeißer (Magdeb. Ztg., Unt.-Beil. 593). — Des 25. Todestages von Adolf Pichler dachten Alois Brandl (Münch. N. Nachr. 313); Alfred von Mensi-Klarbach (Münch. N. Nachr., Telegrammztg. 212); Anton Dörrer (Tirol. Anz. 261); Erwin H. Rainalter (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 531). — Über Rudolf Baumbach und die Baumbach-Biographie von Alfred Selka schreibt Georg Lilie (Dorfztg. 200).

Die gesammelten Werke von Max Dauthendey begrüßen Hans Reinhart (N. Zür. Ztg. 1711) und Karl Willy Straub (Saarbr. Ztg., Lit. 302). — Eine Studie über Gorch Fock gibt Heinrich Spiero (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 329). — Frank Wedekinds Briefe analysiert Hanns Martin Elster (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 513).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Eine Studie über Wilhelm v. Scholz (Germ., Werk 23 u. a. O.) leitet Alfred Dreßler mit den Worten ein: „Unter den Schriftstellern der Gegenwart steht seinem inneren Wesen nach der in Konstanz am Bodensee lebende Wilhelm v. Scholz eigentlich einsam da. In unserer real gerichteten Zeit, die sich um Zusammenhänge außerhalb dieser sichtbaren Welt wenig kümmert, wirkt ein Künstler wie Scholz, der gerade den übersinnlichen Vorgang im sichtbaren und unsichtbaren Leben aufmerksam verfolgt und sich um dessen Deutung müht, doppelt hervorstechend. Es ist kein Zufall, daß dieser Dichter nicht nur die Schriften des spätmittelalterlichen Mönches Heinrich Seuse, der sich lateinisch Suso nannte, in einer verständnisvollen Auswahl herausgegeben, sondern auch eine selbständige umfassende Arbeit über die ‚Deutschen Mystiker' geschrieben hat. Das innere Verhältnis dieses Dichters zur Mystik im weiteren Sinne, die alle jene geheimnisvollen transzendentalen Geschehnisse mit einbezieht, die sich in den unerforschbaren Bezirken der Seelen abspielen, führt ihn immer wieder von neuem auf das Gebiet einer künstlerischen Gestaltung von unwirklichen, wesenlosen, in die Regionen der Geisterwelt hinüberweisenden Vorgängen." — Von Wilhelm Schäfer sagt Otto Doderer (Münch. N. Nachr. 312): „Wilhelm Schäfer ist unter den Dichtern der Gegenwart der Typus des entschiedenen Deutschen. Er ist uns mehr und mehr das, was man früher in der Schweiz eine Landeskraft nannte: ein schöpferisch entflammter Mensch, in dem die Kräfte unseres Volkstums in aller Ursprünglichkeit aufrührerisch lebendig und zündend beredsam sind. So ist er uns in die Zeit gesetzt als ein Wegbereiter zu unserem Eigentlichsten. Seine Persönlichkeit ist elementar genug, eine Gemeinschaft um sich zu scharen, die er gern wie jeder, der etwas zu verkünden hat, zur ganzen Volksgemeinschaft geweitet sehen möchte." — Nachdrücklich weist Walter Erich Schäfer (Württemb. Ztg. 270) auf Friedrich Wolf: „Schiller hat in seiner Heimat keine Vorgänger gehabt und bekam keine Nachfahren. Er blieb ein Findling als schwäbischer Dramatiker. Heute ist es Pflicht, auf einen Dichter hinzuweisen, der sich in zähem Ringen Anspruch auf diesen Ehrennamen erworben hat: auf Friedrich Wolf." — Friedrich Muckermann S. J. charakterisiert (Germ., Ufer 47) Leo Weismantel als Pädagogen: „Dieser Pädagoge ist erklärter Feind jeglicher unfruchtbaren Romantik. Denn der romantische Mensch trennt nach ihm Theorie und Praxis, Leben und Ideal. Das Ergebnis romantischen Geistes ist ein Mensch, ‚der einen materialistischen Bezirk mit der ganzen, für alles Materialistische nötigen Brutalität beherrschen muß, der die Fragen des Geistes aber nicht, wie es diesen materialistischen Lebenstatsachen entspräche, verleugnet, sondern als unausweichlichen irdischen Rest für die Stunden der Sentimentalität aufbewahrt, ... und der soweit Praktiker ist, daß er es für notwendig hält, daß dem einfachen Volke die Religion erhalten bleibe, deren er, der Gebildete, für seine Person wahrhaftig nicht bedürfe, er besitzt an ihrer Stelle Wissenschaft und Kunst, zum mindesten den Luxus eines Autos oder die Stimmung eines mondänen Kaffees oder das geistige Besitztum einiger Kulturlesefrüchte'. Überall tritt die Forderung auf, es müsse die Schule aus dem Geiste — nicht dem Verstande — des Volkes geboren sein, aus der ‚Rechts- und Volksordnung', aus gemeinsamer Not und aus gemeinsamer Sehnsucht, keinesfalls aber aus dem Dienst an der Wissenschaft allein." — Den Dichter Hans Offenbach führt Theodor Kappstein (Berl. Börs.-Ztg. 547) mit warmer Empfehlung ein: „Ein stiller Festtag für einen Freund des Geistes: ich habe ein Buch von fast 300 Druckseiten von morgens bis mitternachts an einem Tage gelesen, Wort für Wort, alle 24 Kapitel. Diese reife Dichtung kommt uns von Hans Offenbach, einem Poeten von rund fünfzig Lebensjahren, der sich verheißend, ansagend schon zweimal uns vorstellte: mit ‚Dreiklang', schwersinnigen Rhythmen aus dem hohen Lied der Lebensunvergänglichkeit, und mit ‚Weltenmär', einem kosmisch eingefärbten Naturrundgang. Der Aufstieg dieses Mannes auf der Dichterstaffel ist überraschend. Um so mehr, da Offen-

bach tagsüber an der Spitze eines weitschichtigen kaufmännischen Unternehmens steht als genialer Organisator. Das bedeutsame Werk heißt ‚Wanderer im Ungewußten'." — Hans Kaeslin macht auf Jost Wintelers Gedichtbuch „Tycho Pantander", das bereits 1890 erschienen ist, nachdrücklich aufmerksam und berichtet über den Dichter (Bund, Bern 495): „Jost Winteler, am 21. November 1846 am Kerenzerberg geboren, durch eine Arbeit über die Mundart dieser Gegend früh bekannt geworden, lehrte 1884 bis 1914 am aarauer Gymnasium Geschichte und Religionsgeschichte. Seine Schüler empfanden vor diesem Mann eine gewisse scheue Ehrfurcht, denn um ihn wehte ein Hauch der Genialität; er hatte jenes Unfaßbare, sozusagen Magische, das durch Begriffe, wie hohe Intelligenz, Kombinationsfähigkeit, Tiefe, Leidenschaftlichkeit, eigenwillige Sonderart, nicht erfaßt wird. Winteler lebt jetzt als ein Hochbetagter ungeminderten Geistes und mit noch rüstiger Leiblichkeit im Toggenburg, nahe der einstigen Wohnstätte Ulrich Bräkers, dem er sich nach Wesen und Schicksal verwandt fühlt." — Einen Besuch bei Hans Friedrich Blunck schildert Kurt Siemers (Münch. N. Nachr. 326). — Von Robert Kurpiun sagt Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Ostdeutsche Morgenp., Lit. Rundsch. 324): „Man darf jenen nicht so ganz Unrecht geben, die in ihrer allerdings häufig übertriebenen Vergleichslust mit Hinweis auf unsern Dichter von einem ‚Oberschlesischen Rosegger' reden. Ganz echt, naturgewachsen, völlig ohne artistische Künstelei — wie bei dem universal-wirkenden steiermärkischen Meister der deutschen Volkserzählung — sind ja auch bei Kurpiun Charakterzeichnung, Handlungsführung, Bildweise, Stil und Wortprägung. Und daß dieser das Oberschlesiervolk in seinen verschiedensten Eigenheiten und Typen mit urwüchsig anpackender, frischer Fabulierkunst verlebendigt, so, wie jener seine schlichten Steiermärker, spricht auch für eine Wesensverwandtschaft der beiden epischen Gestalter." — Alfred Döblin erzählt (Berl. Börs.-Cour. 554) von Jakob Haringer, dem der Gerhart Hauptmann-Preis zuerkannt wurde: „Was weiß ich eigentlich von Haringer, wenn ich von ihm etwas sagen soll? Vor sieben, acht Monaten bekam ich wie andere mit der Post ein miserabel eingepacktes Heft: ‚Weihnacht im Armenhaus', Gedichte, ein Amsterdamer Verlag; eingelegt ein gedruckter Bittbrief. Der Buchtitel also kläglich, larmoyant, dilettantisch übel; zum Lesen kam ich nicht; daß die Leute immer glauben, ihre Gedichte drucken lassen zu müssen. Das Heft trieb sich ein paar Tage auf meinem Tisch herum; dann nahm ich's, blickte dahinein, dorthinein. Einige Wendungen machten mich aufmerksam, zogen mich an. Ich schnitt die Blätter auf; las einzelnes durch. Wurde überrascht. Die Gedichte waren echt; er sprach anderen nichts nach, er war durch die Sprache zu sich vorgestoßen. Wirklich: er macht keine Gedichte. Übrigens ein sonderbarer Mensch. Etwas durcheinander, hilflos, er findet kein Ende. Aber er kann sprechen."

Zum 70. Geburtstag von Joseph v. Lauff schrieben O. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. 851); Richard Wenz (Köln. Tagebl. 540); Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg. 537 u. Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 330); Heino Schwarz (Deutsche Ztg. 527 und Düsseld. Nachr. 568 und Köln. Tagebl. 546); Paul Wittko (Wiesbad. Tagebl. 267). Bei Sarnetzki heißt es: „Über vieles Dichtwerk seiner jüngeren Jahre ist Lauff hinausgewachsen: über seine epigonenhaften Verse und Versepen (Jan van Calker, Helfensteiner, Overstolzin, Klaus Störtebecker), die — mit persönlichem Einschlag — immerhin über die Julius Wolff, Scheffel und Baumbach hinausreichten, auch über seine nichtrheinischen historischen Romane: ‚Die Hexe' und ‚Der Mönch von Sankt Sebald', die auf dem Boden Alt-Nürnbergs spielen, ‚Die Hauptmannsfrau aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges,' Regina coeli aus dem Antwerpen der niederländischen Freiheitskämpfe usw. Seine Dramen, auch die aus dem Stoffkreis seiner niederrheinischen Heimat (‚Der Deichgraf'), ermangeln des tiefern Erlebnisgehalts und der überzeugenden Bühnenstruktur. Lauff ist in erster Linie Epiker, Erzähler aus Blut und Geist seiner Heimat: hier sind ihm Früchte gewachsen, die dem Baum seiner urwüchsigen Eigenart entsprossten und sein Wirken überdauern werden. Mit ihm ist das nicht vielbeachtete herbe, einsame Volkstum des Niederrheins erst eigentlich in die Literatur eingetreten." — Zum 70. Geburtstag Emil Marriots grüßt Alfred Klaar (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 549): „Die Gediegenheit der Mataja, die an den springenden Punkt aller Lebensfragen greift, an die sie rührt, und die reizvolle Sprödigkeit ihres Wesens, die in der Wahrhaftigkeit wurzelt, geben allen ihren Erzählungen Gehalt und Origina lität, und so hat sich ihre poetische Tätigkeit eine treu Gemeinde gesichert, die ihres 70. Geburtstages mi Teilnahme und Dankbarkeit gedenkt. In Berlin, w sie manches Jahr ihres arbeitsreichen Lebens ve brachte, wird sie so herzlich beglückwünscht wie in ihre Vaterstadt Wien." — Wilhelm Lennemanns 50. Ge burtstages ist mehrfach gedacht worden: Paul Witt (Stadtanz. Köln 486); Richard Wenz (Rhein. Ztg 223 u. a. O.), bei dem es heißt: „Das ist dem Schaffe Lennemanns, mag es sich auch in reichster Fülle da bieten, leider nicht beschieden, ja, es scheint, als o gerade sein breit ausladender Reichtum den Stro aus der Tiefe ein wenig verschwemmt hätte, denn un

bestritten hatte er höhere Vorbedingungen in sich als die eines achtbaren Talents. Noch ein Weniges, allerdings Wesentliches, und er wäre Johann Heinrich Fehrs ebenbürtig gewesen, in seinen Gipfelgedichten reicht er bereits an Klaus Groth hinan. Zudem ist verpflichtende Überlieferung bei ihm so offensichtlich, haben einzelne Stücke, in denen nahezu äußerste Möglichkeiten künstlerischer Kristallisation erschöpft sind, eine so wundervolle Ballung, andere wieder eine so feine volkstümliche Melodik, daß es seinen Wert herabsetzen hieße, würde man nicht strengsten Maßstab anlegen. Was dem Dichter also notgetan hätte nach diesen zwei Büchern markiger, glaubensstarker Bauerndichtung (oder besser Bauernlanddichtung), das wäre die Heimkehr gewesen. Sollten die kräftigen Keimpflanzen sich weiter entwickeln und kerniges Fruchtholz treiben, so mußten sie wieder in den mütterlichen Boden des Niedersachsenlandes gesenkt werden." — Christoph Wieprechts 50. Geburtstages gedenkt Heino Schwarz (Westf. N. Nachr. 240) in den Versen Wieprechts das Hämmern der Ambosse, das Sausen der Räder erspürend.

Von Jakob Wassermanns neuem Roman „Laudin und die Seinen" sagt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1727), eine Sonate könne nicht strenger gebaut sein als dieser geheimnisvolle Bau, der sein Gesetz andeute, doch nicht entblöße (vgl. auch Hugo Marti, Bund, Bern 482). — Über Thomas Manns „Zauberberg" bietet ein Arzt, Norbert Mosczytz in Hinblick auf den Hofrat Behrens eine eingehende, aber von literarischen Gesichtspunkten absehende Abhandlung (Köln. Ztg., Lit. Bl. 828). — In dem neuen Roman von Hans Franck „Meta Koggenpoord" erblickt Hans Franke (Neckar-Ztg. 243) eine große dichterische Tat, die ihren Widerhall in vielen Herzen finden muß. — Die „Deutsche Passion" der Handel-Mazzetti rühmt Anton Dörrer (Tirol. Anz. 267): „Deutsche Passion — das ist so etwas Schönes, daß ich sagen möchte: über alles Düstere und Zarte, ja sogar über das Schreckliche ist nicht nur der Schmelz, nein, es ist Seele ausgegossen, die jede Zeile erreicht." (Vgl. auch Augsb. Postztg., Lit. Beil. 48.)

Zu Thomas Manns „Bemühungen" bemerkt Hanns Johst (Münch. N. Nachr. 327): „Was wir missen, ist: Musikalität und Humor. An ihrer Stelle machen sich geradezu nervöse Ressentiments und belesene Zitatenspiele mehr bemerkbar, als der getragenen, bewußten Geste von humaner Überlegenheit dienlich ist." — Der Freude an dem neuen Band von Albert Soergels „Dichtung und Dichter der Zeit: Im Banne des Expressionismus" gibt Hanns Martin Elster (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 260) fast uneingeschränkt Ausdruck. — Über Robert F. Arnolds „Geschichte des deutschen Dramas" (C. H. Beck) liegen zwei Aufsätze vor: Edwin Rollett (Wiener Ztg. 253), Hanns Martin Elster (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 271). Rollett sagt: „In die Reihe der bedeutenden synthetischen Arbeiten, die, in den letzten Jahren entstanden, hauptsächlich auf geistesgeschichtlichem Gebiet große und verdienstvolle Ergebnisse gezeitigt haben, fügt sich nun ‚Das deutsche Drama' als ein Werk im engeren Sinne literarhistorischer Gattung und um so verdienstlicher, als es mit seiner bewußten und systematischen Bescheidung auf ein spezielles Gebiet, mit seiner vollen Würdigung der literaturgeschichtlichen Methoden ein Dichtungsgebiet in seiner Gesamtheit erobert, das wohl schon mehrmals zu bezwingen versucht, aber niemals bezwungen wurde."

*

Zur ausländischen Literatur

Charles Dickens nimmt H. Sch. zum Thema (Bund, Bern, Kl. Bund 47). — Mit R. L. Stevenson beschäftigt sich Friedrich Schnack (Berl. Börs.-Cour. 534). — Einen Aufsatz über Joseph Conrad bietet W. E. Süskind (Stuttg. N. Tagbl. 516). — Bernard Shaws Stellungnahme zum Christentum untersucht Waldemar Gurian (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 46). — Über amerikanische Schriftstellereien plaudert Wolf Buttler (Arb.-Ztg., Wien 308). — Upton Sinclairs Studie über Jack London wird (Prag. Pr., Dichtung 45) bekannt gegeben.

„Reklame zu Balzacs Zeit" schildert E. Krahnen (Deutsche Allg. Ztg., Werbung 7). — Das Freundschaftsverhältnis Rimbaud-Verlaine bringt Hans Jacob (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 536) zur Darstellung. — Über Marcel Proust schreibt Eugen Stauber (Bund, Bern 469). — Paul Valéry und Marcel Proust werden (Deutsche Allg. Ztg. 554) miteinander verglichen. — Gelegentlich von Paul Valérys Aufnahme in die Académie Française gibt Iwan Goll einen Aufsatz über Valéry (Berl. Börs.-Cour. 549). — Ernst Robert Curtius richtet einen offenen Brief (Frankf. Ztg. 850 — 1 M.) an Prof. Felix Bertaux zwecks „Verständigung".

Aus der neueren spanischen Literatur gibt Walter Bombo (N. Zür. Ztg. 1762) Nachricht. — Mit Unamuno beschäftigt sich Ernst Robert Curtius (Hannov. Kur. 524/25).

Einen Ibsen-Abend bei Jonas Lie in Berchtesgaden schildert Eric Lie (Berl. Tageblatt. 530). — Über Strindberg läßt sich Hermann Kesser (Frankf. Ztg. 818 A.) vernehmen. — Herman Bangs Briefe analysiert Ludwig Marcuse (Arb.-Ztg., Wien 301). — Von J.

Anker-Larsen berichtet Hugo Marti (Bund, Bern 464). — Eine Studie über Sigrid Undset bietet J. Sandmeier (Frankf. Ztg. 874 — 1 M.).

„Leo Tolstoj und seine Frau" überschreibt Robert Drill eine Studie (Frankf. Ztg. 822 — 1 M.). — Bemerkungen zur modernen russischen Literatur zeichnet A. Lunatscharski auf (Berl. Tagebl. 561).

Über den kürzlich verstorbenen polnischen Dichter Stephan Zeromski orientiert O. V. L. (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 553).

Volkslieder aus der Ukraine teilt Hans Benzmann mit (Bund, Bern, Kl. Bund 45).

Mit dichterisch ganz starken Gedichten aus der Tangzeit macht Richard Wilhelm (Frankf. Ztg. 860 — 1 M.) bekannt.

* * *

„Alte und neue Dichtung in der Schule." Von Paul Altenberg (Berl. Tagebl. 544).

„Dämon Tell." Von Karlfriedrich Baberadt (Frankf. Ztg. 838 — 1 M.).

„‚Schund' und ‚Kitsch'." Von Carl Christian Bry (Frankf. Ztg. 847 — 1 M.).

„Aus dem Stammbuch eines Siebenjährigen." (Eintragungen von Freiligrath, Ludwig Pfau, Johann Jacoby, Turgenjeff, Joseph Joachim, Billroth, Mommsen, Helmholtz, Ludwig Bamberger u. a.). Ein Gedenkblatt für Ludo Hartmann. Von Ernst Feder (Berl. Tagebl. 542) [Interessenten steht auf Wunsch eine kleine Anzahl von Abzügen des Aufsatzes unentgeltlich bei Herrn Dr. Ernst Feder, Berlin, Leipziger Str. 103, zur Verfügung].

„Jüngste Arbeiterdichtung (Ausgewählt von Karl Bröger)." Von Wilhelm Haas (Buersche Ztg. vom 3. Nov.).

„Berlin und das deutsche Drama." Von Julius Hart (Tag 266).

„Aus altgermanischer Dichtung." Von Eilert Pastor (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 272).

„Bildung durch Literatur." Von Rudolf Roeßler (Deutsche Allg. Ztg. 516).

„Überwindung des Expressionismus." Zum Schaffen von Hanns Johst. Von Willi Schäferdiek (Saarbr. Ztg., Lit. 316).

„Evangelische Pfarrhauspoesie." Von M. Scharfe (Tag, Kirche 268).

„Das Plagiat." Von Erwin Stranik (N. Wien. Tagbl. 21 463).

„Literatur und Gesellschaft." Von Karl Viëtor (Bad. Pr., Lit. Umsch. 41).

„Der Komponist des Schillerschen Reiterlieds (Chr. Jakob Zahn)." Von Th. Zahn (Staats-Anz. f. Württ., Bes. Beil. 11).

Echo der Zeitschriften

Sozialistische Monatshefte XXXI, 11. (Berlin.) In seinem Aufsatz „Die Sozialdemokratie für die Freiheit der Kunst" bietet Wolfgang Heine interessanten Einblick in die Entwicklung, welche die sozialdemokratische Partei in ihrer Stellungnahme zu Fragen der Kunst durchgemacht hat. Er schreibt:

„Anerkennen muß man, daß einer Partei, die fortwährend in erbitterten Kämpfen um ihre Existenz und das Recht ihrer Überzeugung steht, das Verständnis für Kunst und Wissenschaft nicht erleichtert wird, solange diese wesentlich auf dem Boden der Kultur der bekämpften herrschenden Klasse erwachsen, von der die meisten ihrer Anhänger ausgeschlossen sind.

Bei der Sozialdemokratie kam noch die falsche Ausdeutung des Grundgedankens der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung dazu, die nur Klassen- und Interessenkämpfe gelten lassen wollte. So ist es zu begreifen, daß man in den achtziger Jahren in der Sozialdemokratie gelegentlich hören konnte, Kunst wäre nichts als bürgerliche Verweichlichung und Entartung. Aus dieser Wurzel stammte auch die von Demagogen immer wieder verbreitete Behauptung, es gäbe eine ‚bürgerliche' und eine ‚proletarische' Wissenschaft und Kunst, die nicht das Geringste miteinander gemein hätten. Diese Kinderkrankheiten sind überwunden. Von der Sozialdemokratie ist die Volksbühnenbewegung ausgegangen, die gerade die arbeitende Klasse als die Trägerin eines neuen geistigen Lebens in engster Verbindung mit der Kunst zu halten bemüht ist. Die deutsche Sozialdemokratie ist auch weit davon entfernt, mindestens längst darüber hinaus, als Kunst vornehmlich die Gestaltung ihrer politischen und sozialen Tendenzen zu werten. Kunst ist den Sozialisten ein Ausdruck des sozialen Lebens, des heutigen sowohl wie der in der Gegenwart liegenden Keime eines zukünftigen. Sehnsucht und Leiden, Begehren und Erfüllung der Gemeinschaft, der fertigen und der werdenden, sprechen sich in ihr aus, in Formen und Gestalten, wie die mit und gegeneinander wirkenden gesellschaftlichen Kräfte sie erzeugen, aber stets als Ausdruck der Seele ihrer Zeit, die bei all ihren Zerrissenheiten zur Einheit strebt."

Hochland. XXIII, 2. (Kempten.) Hans Dohmen untersucht die religiöse Stellungnahme Stefan Georges und gelangt zu dem Urteil:

„Eine völlige Umwandlung und Vermischung der Wesenszüge tritt in der Religion ein. Der Kreis um George spricht heute von einem nachchristlichen Zeit

alter, das eine schärfere und schönere Prägung des deutschen Menschen bringen soll als die gesamte christliche Zeit. In dem Buch von Wolf-Petersen über ‚Das Schicksal der Musik' wird gesagt, daß, wer im Christentum noch lebe, in das neue Reich nicht eingehen könne. George aber rief die Götter, die Sinn und gestaltende Kraft verloren hatten, neu ins Leben zurück. Die Götter jedoch sind übermenschliche Kräfte, die sich in schönen Menschen und immer neuen Bildern wieder zur Erde neigen und ihr Antlitz erneuern. ‚Eros, Kairos, Weihe und Schönheit sind die Lebensgesetze und damit im antiken Sinne die Götter, zu denen der Dichter als den übermenschlichen Kräften sich bekennt.' ‚Diese individuellste aller Forderungen, dieses: Werde, was du bist, ist der Sinn der Religiosität der Persönlichkeit im Rahmen des Werkes Georges. Es ist die Treue zu sich selbst, zu seinem Gott. Denn nirgends ist das Göttliche als im Menschen, und durch niemanden weiß der Mensch von Gott, als durch sein innerstes Erlebnis.' ‚Der Gott ... ist die Offenbarung des schönen Lebens, ist der Sieg des Geistes, des Gesetzes über den Stoff ...' usw. Hier liegt eine ungeheuerliche Umdeutung vor, das Fehlen jeglichen Sinns für das eigentlich Religiöse, für die Kirche, für den sakralen Akt ... Auch die Griechen haben doch an ihre Götter geglaubt, sie haben zu ihnen gebetet. Gewiß waren die Götter Ursprung aller Schönheit, deren letztes Ziel wieder ihre Verherrlichung war, aber sie waren doch nicht diese Schönheit selbst. Ihnen wurden Tempel errichtet, Altäre gebaut; nun aber ist nicht mehr Gott der Gegenstand der Religion, sondern der Mensch, Gottes Altäre werden verlassen, und des Menschen höchste geistige und leibliche Schönheit sind der Andacht anheimgegeben. Wie, wenn der Mensch aber in der Hingabe an Gott sich am höchsten erfüllte, wie der das reinste Glück empfängt, der es nicht erstrebt?"

Die Christliche Welt. XXXIX, 44/45. (Gotha.) Als spezifisch expressionistisch erfaßt Werner Petersmann-Borsdorff Fritz von Unruhs Religiosität, um sie alsbald folgendermaßen zu bewerten:

„Dieser expressionistischen Religiosität, dem weltlich-kulturell-human zusammengeschrumpften, kritisch-sehnsüchtig-visionell-vorwärts verlangenden Chiliasmus kosmischen Lebenskultes, fehlt in ihrer Zukunftsmystik der deutliche unbedingte Vorrang der sittlichen Sinnwerte vor dem Leben, des Ethos vor der Seligkeitsekstase, fehlt das Gefühl für die positiv widergöttliche Dämonie auch in der Natur, fehlt vor allem die Transzendenz. Hier hat die noch schärfere Kritik einzusetzen im Sinn der absoluten Krisis, die mit hartem Stoß in die Kniekehlen dann die aufrechten Linien bricht. Was aber durch die weltliche Verblassung hindurch uns hier erinnernd von Unruh gesagt werden kann und soll, ist die eschatologisch-prophetische heftige Kritik, die ausgeht von der Vision und dem so ganz innerlichen Ethos einer tiefen Sinnhaftigkeit von erfülltem kosmischem Leben, einer Sinnhaftigkeit, die in unserer christlichen Eschatologie der Neuschöpfung ihre Erfüllung findet: jenes diensthaft ernsten ludus sacer des kosmischen Lebens vor Gott. Einer immer aktuell gespannten Eschatologie, der die Gottesschöpfung, unsere Erde, ihr kosmisches Leben, ihre Menschheit mit tiefem verantwortlichen Respekt vor dem Leben und mit immer kritisch vorwärtsgespanntem Ethos zu bewahren und entgegenzubringen ist — eben gerade auch die konkrete europäische Menschheit!"

Der Gral. XX, 2. (Essen.) Als christlichen Dichter beurteilt W. Hermans Karl Röttger und glaubt etwas von franziskanischer Flamme in seinem lyrischen Werk zu spüren:

„Von seiner ganzen Dichtung gilt, was A. H. Kober vom lyrischen Werk sagt: ‚Sie ist nicht universale Weltanschauungsdichtung im Sinne der Rilke und Hofmannsthal, nicht christlich-konfessionelle Poesie im traditionellen Geiste. Und ist doch das wichtigste Denkmal der modernen christlichen Lyrik. Weil hier der neue Mensch mit seiner ganzen Innerlichkeit, furchtlosesten Wagemuts, innigster Hingabe und heiligsten Eifers voll den einen Weg geht, das eine Ziel sucht: zu Gott'.

In den ‚Liedern von Gott und dem Tod' ist Röttgers Gottsuchen und -finden gesungen und gestaltet. Röttger, der Protestant, rüttelt mit fieberndem Erkenntniswillen an den Gittern, die das Geheimnis umschließen. Und findet das Wissen nicht, fühlt, daß alles sinnlos wird, wenn sich der Sinn des Drüben nicht offenbart, ringt verzweifelt mit dem Unfaßbaren, Fremden, dem fernen Stummen, der aller drängenden Gier des Fragers mit dem großen Schweigen sternfunkelnder Nächte antwortet. Und so erlebt er tiefer und aufwühlender in diesem Kampf um Gott die gleiche Tragik, die aller Sehnsucht, Seele in Seele zu drängen, Schwerstes und Bitterstes ist: Gott ist einsam, wie die Menschen einsam sind. Aber durch das Dunkel und Grauen dieser Erkenntnis leuchtet sterngleich die Ahnung mystischer Geisteinigkeit in der Liebe, das Jesus-Wunder, die Jesus-Gewißheit.

Karl Röttgers Christentum ist Lebensgefühl. Wenn man unter den Heiligen der Kirche den seinem Wesen meistverwandten suchen wollte, so fände man ihn im Dichter des Sonnengesangs, Franz von Assisi. Es wäre

leicht, vom katholischen Standpunkt aus Röttgers Religiosität als allzu subjektiv und des festen Gefüges ermangelnd darzutun; wichtiger scheint mir, darauf hinzuweisen, daß hier, mitten unter uns allzu klugen, allzu kühlen Kindern einer späten Zeit, ein Dichterherz in franziskanischer Flamme brennt und den Sinn der Sendung Jesu von innen her so stark erlebt und gestaltet, wie von tausend dogmatisch Unantastbaren nicht einer."

Rheinischer Beobachter. IV, 22. (Berlin.) In Ernst Hengstenbergs Aufsatz über Clara Viebigs neuen Roman „Die Passion" heißt es:

„Ein aufrichtendes Buch, wie der Buchumschlag es nennen will? Nein! Es zerschmettert und schlägt nieder bis an die Grenze des Erträglichen. Kein tragisches Geschick, denn es ist ohne Heroismus und Gegenwehr, aber ein unendlich trauriges rollt sich vor uns ab, leider aber — und darin liegt Anklage und Aufruf, zu helfen! — ein wahres. Keine Übertreibung, keine Übersteigerung einer Dichterin! Ein mit dichterischen Mitteln unvergänglich und einmalig für immer gestaltetes, trostloses und bedrückendes Bild einer Erscheinung aller Zeiten, am Beispiel unserer Tage geschaut. So eine dunkle Warnung, die unvergeßlich bleibt und in der Unerbittlichkeit dessen, was zum folgerichtigen, schwarzen Ende geführt wird, zunächst fast betäubend, aber niemals wieder aus der Erinnerung fortzuwischen."

Westermanns Monatshefte. LXX, 831. (Braunschweig.) Karl Fuß schreibt zu Jakob Schaffners 50. Geburtstag eine eingehende Studie, in der er ausführt:

„Jakob Schaffners Name, des bin ich überzeugt, wird auch in deutschen Literaturgeschichten, die in hundert Jahren geschrieben werden, nicht unberücksichtigt bleiben, dieser Schweizer ist aus dem Pantheon deutschen Geistes nicht mehr zu verdrängen. Er ist ein echter Sohn seiner Zeit, kennzeichnend für eine Epoche, die aus dem Chaos zertrümmerter Überlieferungen heraus nach einem neuen Weltgefühl sucht. Es ist das Schöne und Erhebende an seinem Werk, daß er nicht nur — ich denke da an Thomas Mann, bei allem Respekt vor dessen Genius — der überlegen Lächelnde, der ironisch über seinen Gestalten Schwebende ist — bei aller grübelnden Verstandesschärfe ist er in allen seinen Werken mit dem Herzen beteiligt; Verstand und Gemüt haben einen schönen und beglückenden Bund in ihm geschlossen. Er ist der geborene Epiker in seiner Fähigkeit, sich zunächst vollständig in seine erschaffenen Gestalten hinein- und dann aus ihnen herauszudenken: immer wieder belichtet er sie so von allen Seiten, meißelt an ihnen herum, sozusagen die kleinste seelische Muskel noch aufzeigend. Und im Gestalten seiner Werke gestaltete sich ihm seine Weltanschauung."

Die Bergstadt. XIV, 2. (Breslau, Leipzig, Wien.) Sehr warm empfiehlt Reinhold Conrad Muschler Joseph Pontens Werk „Architektur, die nicht gebaut wurde":

„Das geistige Antlitz Joseph Pontens leuchtet aus dieser vorliegenden Arbeit in seinem frohen Ernst und seiner gesunden Frische. Ponten verliert sich nicht in extreme Theoreme, redet sich aus Bitterkeiten heraus in zwecklose Wut, sondern er enthüllt die beschwingten Ideen geistvoller Männer und sagt ohne Vergrämung, daß solche Pläne nicht zur Tat gestaltet werden konnten, weil die Kraft derjenigen, die sie hätten ausführen sollen, ebenso viel geringer war als gewöhnlich die Mittel, um den Offenbarungen der größten Baumeister die Erfüllung folgen lassen zu können. Joseph Ponten hat das Buch aus einer Romantik heraus geschaffen, die allem Wissenschaftlichen anhaftet und aus deren Stimmung das wahrhaft Große und Schöne immer gewonnen wird. Es ist von zauberhafter Bezwingung, den Gedankengängen mancher echten Bauherren zu folgen. Ponten hat, gestützt auf seine große Sachkenntnis, geleitet von dem Wunsche, das Unerreichbare wenigstens in seiner Urgestaltung dem Geiste zu erhalten, und getrieben von dem Wunsche, dem heutigen Architekten einen Weiser ins Erhabenste seines Fachs zu geben, dieses gründliche, freudig bewegte und einzigartige Werk geschrieben. Dem Kunstfreunde dürfte es eine ebenso große Notwendigkeit sein wie dem Spezialisten. Idee und Ideal sind eng geschwistert."

* * *

„Nachwort zum Armen Heinrich." Von Rudolf **Borchardt** (Wissen und Leben XVIII, 18. Zürich).

„Der ‚entdeckte Eck' und sein Verfasser." Von Georg **Ellinger** (Deutsche Rundschau LII, 2 3. Berlin).

„Ein unveröffentlichter Nachruf auf Abraham a Santa Clara aus dem Jahre 1710." Von Karl **Bertsche** (Der Gral XX, 2. Essen).

„Friedrich Heinrich Jacobi." Von Heinz **Stolz** (Rheinischer Beobachter IV, 22. Berlin).

„Herder und die deutsche Bildung." Von Karl **Muthesius** (Zeitschrift für deutsche Bildung I, 5. Frankfurt a. M.).

„Die Sterne, Goethe und wir." Von H. H. **Kritzinger** (Der Türmer XXVIII, 2. Stuttgart).

„Zur Frage nach der weltanschaulichen Deutung von Goethes Faust." Von Alois **Stockmann** S. J. (Stimmen der Zeit LXI, 2. Freiburg i. B.).

„Zum architektonischen Aufbau des Faust." Von Bernhard **Busch** (Zeitschrift für Deutschkunde 1925, 8. Leipzig).

„Friedrich Schiller und wir." Von Curt Elwenspoek (Saarbrücker Blätter IV, 4).

„Jean Paul." Von Eduard Berend (Deutsche Rundschau LII, 2. Berlin).

„Jean Paul." Von Marianne Bruns (Der Kunstwart XXXIX, 2. München).

„Ein deutscher Jüngling." Zum hundertjährigen Todestag von Jean Paul. Von Max Bruns (Die Bergstadt XIV, 2. Breslau).

„Jean Paul." Von Paul Ernst (Deutsches Volkstum 1925, 11. Hamburg).

„Jean Paul." Von Rupert Gießler (Der Feuerreiter I, 9. Köln).

„Hundert Jahre Nachwelt [Jean Paul]." Von Walter Heynen (Preußische Jahrbücher CCII, 2. Berlin).

„Jean Paul Friedrich Richter." Von Guido Höller (Deutsches Volkstum 1925, 11. Hamburg).

„Jean Paul." Von Joseph Müller (Der Türmer XXVIII, 2. Stuttgart).

„Jean Paul." Denkworte zu seinem hundertsten Todestag († 14. Nov. 1825). Von Leo Rein (Das Blaue Heft VII, 4. Berlin).

„Jean Paul." Ein Gedenkblatt zum Hundertjahrstag seines Todes (14. Nov. 1825). Von Richard v. Schaukal (Der Gral XX, 2. Essen).

„Gedenkblatt für Jean Paul." Von Will Scheller (Reclams Universum XLII, 7. Leipzig).

„Ungedruckte Briefe von Jean Pauls Tochter Odilie." Mitgeteilt von Spieß (Die Gartenlaube 1925, 46. Leipzig).

„Johanna Schopenhauers Teeabende." Von P. Valerian Tornius (Reclams Universum XLII, 8. Leipzig).

„Die Philosophie Hölderlins." Von Kurt Plachte (Deutsches Volkstum 1925, 11. Hamburg).

„Immermann und Grabbe." Von Eberhard Moes (Düsseldorfer Blätter II, 2).

„Zu Immermanns ‚Merlin'." Von Karl Schultze-Jahde (Zeitschrift für Deutschkunde 1925, 8. Leipzig).

„Unbekannte rheinische Heinedichtungen." Von Werner Peiser (Rheinischer Beobachter IX, 21. Berlin).

„Schicksal und Schicksalsdrama [Adolf Müllner]." Von M. Thalmann (Radio-Wien II, 7).

„Auf Annette von Droste-Hülshoffs Spuren." Von Irene Zimmermann (Niedersachsen XXX, November. Bremen).

„Zur Kenntnis des jungen Dingelstedt." Von H. Knudsen (Hessenland XXXVII, 10. Kassel).

„Conrad Ferdinand Meyers religiöse Entwicklung." Von Karl E. Lusser (Der Gral XX, 2. Essen).

„Über Conrad Ferdinand Meyers Gedichte." Von Ludwig Klages (Der Bücherwurm XI, 1. Dachau bei München).

„Wilhelm Raabe." Von Brecht (Radio-Wien II, 6).

„Die soziale Tat Nietzsches." Von Regina Barkan (Sozialistische Monatshefte XXXI, 10. Berlin).

„Ungedruckte Gedichte von Rudolf Baumbach (Der Werrabote XXII, 39. Meiningen).

„Wie meine Baumbach-Biographie entstand." Von Alfred Selka (ebenda).

„Wedekind vertraulich." Von Arthur Eloesser (Die Weltbühne XXI, 40. Charlottenburg).

„Paul Scheerbart." Von Adolf Behne (Ostdeutsche Monatshefte VI, 7. Oliva).

„Peter Hille." Von Karl Röttger (Ostdeutsche Monatshefte VI, 7. Oliva).

„Gerrit Engelke." Von Karl Vogler (Hellweg V, 45. Essen).

„Walter Flex als Dramatiker." Von Erwin Gubatz (Baden-Badener Bühnenblatt V, 96).

„Hermann Löns. Von Alfred Biese (Der Werrabote XXII, 39. Meiningen).

„Die Meistererzählerin Thüringens [Marthe Renate Fischer]." Von Walter Bähr (Die Christliche Welt XXXIX, 46/47. Gotha).

„Friedrich Lienhard als Künder deutschen Frauentums." Ein Beitrag zum 60. Geburtstag des Dichters. Von Franz Alfons Gayda (Deutsche Monatshefte I, 10. Leipzig).

„Wilhelm Scharrelmann, der Dichter und sein Werk." Von Franz Mahlke (Ostdeutsche Monatshefte VI, 7. Oliva).

„Karl Schönherr." Von Ferdinand Gregori (Deutsches Volkstum 1925, 11. Hamburg).

„Hermann Hesse." Ein Bild des Dichters. Von Hanns Martin Elster (Deutscher Bote XXXII, 11. Hamburg).

„Joseph von Lauff, der Dichter des Niederrheins." Von Hermann Bartmann (Rheinische Heimatblätter 1925, 11. Koblenz).

„‚Bobenmatz' [Walter von Molo]." Von Albert Trentini (Der Kunstwart XXXIX, 2. München).

„Ein niederdeutscher Bauerndichter." Zum 50. Geburtstag Wilhelm Lennemanns am 24. Sept. 1925. Von Paul Wittko (Der Schimmelreiter IV, 6. Hamburg).

„Zum 50. Geburtstag von Henriette Brey." Von P. J. Boesch, S. M. (Der Gral XX, 2. Essen).

„Adele Gerhards neuer Roman ‚Pflüger'." Von Richard Wolff (Rheinischer Beobachter IV, 21. Berlin).

„Ein jüdischer Roman [Max Brods ‚Rëubeni, Fürst der Juden']." Von Max Herrmann-Neisse (Die Literarische Welt I, 5. Berlin).

„Was die Manuskripte des Dichters verraten." Ein Blick in die Werkstatt Thomas Manns. Von Hermann Ungar (ebenda I, 4).

„Lehr- und Wanderjahre." Von Oskar A. H. Schmitz (Die Neue Rundschau XXXVI, 11. Berlin).

„Ein Kriegsbuch [R. G. Binding: Aus dem Kriege]." Von Paul Alverdes (Die schöne Literatur XXVI, 11. Leipzig).

„Kleinbürger Sternheim." Von Wolfgang von Einsiedel (ebenda).

„Otto Grautoff und seine Legitimation zum geistigen Mittler." Zwei Briefe an die „Literarische Welt". Von Wilhelm Uhde und Friedrich Burschell (Die Literarische Welt I, 6. Berlin).

„Der Weg nach Emmaus [Robert Hohlbaum]." Von Max v. Milenkovich-Morold (Hellweg V, 45. Essen).

„Leo Sternberg." Von Kurt Bock (Rheinischer Beobachter IV, 21. Berlin).

„Leo Sternberg." Ein rheinischer Dichter. Von Walther F. Schmidt (Rheinische Heimatblätter 1925, 11. Koblenz).

„Friedrich Griese." Von Walther Eggert (Das Deutsche Drama VI, 1. Berlin-Pankow).

„Ein neuer rheinischer Dramatiker [Walter Jlges]." Von Paul Bourfeind (Volksbühnen-Blätter III, 3. Düsseldorf).

„Friedrich Wolff." Von Karl Fischoeder (Junge Menschen VI, 11. Hamburg).

„Friedrich Wolff, der Mensch." Von E. Gemeinder (ebenda).

„Erlebnis an Friedrich Wolff." Von Eduard Reinacher (ebenda).
„Leo Perutz." Von Carl v. Ossietzky (Das Tagebuch VI, 44. Berlin).
„Der Fall Corrinth." Von A. Eloesser (Der Schriftsteller XII, 5. Berlin).

* * *

„Shakespeares Krankheit und Tod." Von A. Guthmann (Der Türmer XXVIII, 2. Stuttgart).
„Porträt des jungen Bernard Shaw." Von Alfred Dreßler (Baden-Badener Bühnenblatt V, 95).
„Über Baudelaires Blumen des Bösen." Von Max Bruns (Deutsche Nordmark VI, 4 (Büsum).
„Anatole France oder Maurice Barrès." Gedanken zur geistigen Krise der Gegenwart. Von Jakob Overmans S. J. (Stimmen der Zeit LVI, 2. Freiburg i. B.).
„Selbstkritik Frankreichs." Von Hermann Bahr (Hochland XXIII, 2. München).
„Das heutige Deutschland in französischen Augen [Jean de Granvilliers]." Von Erich Brock (Süddeutsche Monatshefte XXIII, 2. München).
„Die Hauptströmungen [Georg Brandes]." Von Max Martersteig (Die Weltbühne XXI, 37. Charlottenburg).
„Jungholländische Lyrik." Von F. M. Huebner (Hellweg V, 46. Essen).
„Polnische Nachkriegsliteratur." Von Eduard Goldscheider (Europäische Revue I, 8. Leipzig).

* * *

„Die Befreiungskriege im deutschen Drama der Gegenwart." Von Klara Marie Faßbinder (Saarbrücker Blätter IV, 3).
„Über die Pantomime." Von Hugo von Hofmannsthal (Baden-Badener Bühnenblatt V, 93).
„Volksschauspiele in den österreichischen Alpen." Von Max Mell (Europäische Revue I, 8. Leipzig).
„Hamburger Dramatiker von heute." Von Carl Müller-Rastatt (Der Freihafen VIII, 2. Hamburg).
„Das theaterwissenschaftliche Studium an der Universität Köln." Von Niessen (Dramaturgische Blätter 1925/26, 10. Mannheim).
„Die deutsche Dramaturgie des 19. Jahrhunderts." Von Joseph Sprengler (Hochland XXIII, 2. München).
„Betrachtungen zu Jewreinows ‚Bühne des Lebens'." Von Franz H. Staerk (Baden-Badener Bühnenblatt V, 109).
„Zur Bedeutung des Rhythmus für Drama und Bühne." Von Ludwig Strauß (Masken IX, 5. Düsseldorf).

* * *

„Rheinromantik." Von Carl Enders (Rheinischer Beobachter IV, 21. Berlin).
„Die Kunst der Erzählung." Von Erich Everth (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XIX. Bd. Stuttgart).
„Im Banne des Rhythmus." Von Wilhelm Fehse (Niedersachsen XXX, November. Bremen).
„Vom Wesen des Märchens." Von Karl von Felner (Der Bühnenvolksbund I, 2. Berlin).
„Zum Problem eines neuen sprachlichen Lebens." Von Herman Hefele (Hochland XXIII, 2. München).
„Deutschtum als Prophetie." Von Mario Krammer (Preußische Jahrbücher CCII, 2. Berlin).
„Fränkische Dichtung." Von Wilhelm Kunze (Der Kunstwart XXXIX, 2. München).
„Die Rückkehr der Toten in Sage und Ballade." Von Wilhelm Lucke (Westermanns Monatshefte LXX, 831. Braunschweig).
„Das München König Ludwigs I." Von Josef Nadler (Hochland XXIII, 2. München).
„Grundzüge in der Entwicklung der heutigen Kunst." Von Edwin Redslob (Preußische Jahrbücher CCII, 1. Berlin).
„‚Sonn' auf!'" Das Zeppelinluftschiff in der deutschen Dichtung. Von Heinrich Schleichert (Hellweg V, 44. Essen).
„Die heilige Jeanne d'Arc und die heilige Johanna." Von Georg Terramare (Der Bühnenvolksbund I, 2. Berlin).
„Modernes Prophetentum in Deutschland." Von Richard Wilhelm (Die Tat XVII, 8. Jena).

Echo der Bühnen

Stuttgart

„Neidhardt von Gneisenau." Schauspiel in fünf Akten. Von Wolfgang Goetz. (Uraufführung im Kleinen Hause des Landestheaters am 28. November 1925.) Buchausgabe: Eugen Kuner, Leipzig u. Köln.

Diese Historie aus den Befreiungskriegen, die trotz ihrer durch keine Striche zu bändigenden Überlänge das Publikum von Anfang bis Ende in ihrem Bann hielt und stürmischen Beifall fand, ist zwar die Arbeit eines Bühnenneulings, aber kein jungenhaft tastender Versuch, vielmehr das ausgereifte Werk eines Mannes, der genau weiß, was er will, und um die Mittel, die er dazu anwenden muß, nicht verlegen ist. Der Stammbaum des Schauspiels ist unschwer von Shakespeare über Grabbe und Strindberg bis zu Unruhs „Prinz Louis Ferdinand" zu verfolgen; aber wie ein Mensch, in dessen leiblicher und geistiger Beschaffenheit verschiedene Vorfahren wieder zum Vorschein kommen, darum doch eine Individualität für sich ist, haben auch die mancherlei literarischen Anregungen dem Eigenwuchs des Goetzschen Stücks keinen Abbruch getan. Daß Gneisenau bisher kaum je auf der Bühne erschienen ist, hat seinen guten Grund: er ist kein Held mit äußerlich überragendem oder auch nur abgeschlossenem Schicksal. Goetz hat sich seine ohnehin gefährliche Aufgabe noch dadurch erschwert, daß er dem verbitterten, an sich selbst leidenden und darum sprunghaften, gegen seine Umgebung schroffen Gneisenau wenig von Liebenswürdigkeit gegeben hat. Um so

mehr Größe mußte er ihm verleihen. Und das ist dem Dichter wirklich gelungen. Sein Gneisenau ist der wahre, der einzige Sieger von Leipzig, von Belle-Alliance. Und siegen muß er gegen Unverstand und Böswilligkeit ringsum, bis hinauf zum halbvertrodelten Terzett der Monarchen von der Heiligen Alliance. Darum hat er seinen Lohn dahin. Wenn er seinem Vaterland dienen will, muß er sich hohe, höchste Feindschaften zuziehen, die ihm die volle äußere Anerkennung für seine Taten vorenthalten. Das ist seine Tragik. Das neue Preußentum ist nicht würdig seines Helden, der dem Infinitiv-König Friedrich Wilhelm III. fast gegen seinen Willen zum Triumph verholfen hat: das alte, friderizianische Preußen in der Person des Patriarchen-Feldmarschalls von Möllendorff reicht Gneisenau den Lorbeer. Das ist seine Genugtuung, ist die Versöhnung.

In einer langen Reihe kaleidoskopisch einander ablösender Staatsaktionen und Volksszenen, Bildchen aus den Hauptquartieren und Heereslagern vollzieht sich die lockere Handlung, die mit dem kunstvollen Aufbau des geschlossenen Dramas kaum etwas gemein hat. Der Einbildungskraft des Regisseurs bleibt hier ein weiter Spielraum. Aber diese kleinen Ausschnitte aus großem Weltgeschehen, gebunden durch die allgegenwärtige Person des Helden, fesseln, eine wie die andere, durch kraftvolle Knappheit der Charakteristik und Sprache. Für jede der zahllosen Figuren, deren Goetz bedarf, um ein sattes Gemälde der historischen Zustände von 1813 bis 1815 zustande zu bringen, hat er eine besondere Note, einen eigenen Ton. Er zeichnet die Menschen ganz realistisch und ganz illusionslos. Mit einer Schärfe, die manchmal zur Überschärfe wird. Er geht hart bis an die Grenzen der Karikatur, und die Shawsche Methode, Weltgeschichte zu betrachten, bleibt ihm nicht fremd. Gleichviel. Sein Schauspiel atmet Leben, wahres Leben, und wir fühlen uns von frischer, reiner Luft angehaucht. Das ist schon sehr viel in einer Epoche dramatischer Kunst, die uns zu Bescheidenheit erzogen hat. R. Krauß

Dresden

„Der mutige Seefahrer." Komödie in vier Akten. Von Georg Kaiser. (Uraufführung im Sächsischen Staatstheater am 12. November 1925.)

Ein vereinzelter Fall: Ein Jugendwerk eines erfolgreichen Dichters, der es aus unbekannten Gründen der Öffentlichkeit vorenthielt, entpuppt sich als eins der stärksten Stücke seines Schaffens. Fast scheint es nach diesem Eindruck, als ob Georg Kaiser, ein von seiner Zeit Getriebener, mit seinen folgenden Dramen in ein falsches Fahrwasser geraten wäre, das ihn zum konstruktiven, nüchternen „Denkspieler", zum geistigen Jongleur, zum kühlen Rechner der Effekte gemacht hätte. Grotesk, phantastisch, ungewöhnlich, abenteuerlich, mit der krampfhaften Sehnsucht, das Ungewöhnliche unerhört neu und verblüffend zu gestalten, gibt er das Leben als Ausdruck letzter Technisierung, die in fieberndem Atem hält und vorwärtsreißt. Auch sein „Mutiger Seefahrer" gibt in geballten und jagenden Worten Georg kaiserlicher Kolportage eine eigenartige beschwingte Geistigkeit. Aber trotz dieser aus der Zeitstimmung heraus geborenen Unrast und dem konstruierenden Verstand führt er in seinem „Mutigen Seefahrer" zu Ergriffenheit am Klein-Menschlichen. Man spürt in den gepeitschten Szenen den Flügelschlag der Dichtung, der an die Tiefen der Seele rührt. Der Menschlichkeitsgedanke erstrahlt in diesem Frühwerk reiner als in seinen Spätwerken und hebt sich über den Alltag hinaus in die Sphäre der Dichtung.

Der einfache Kern: Die Jagd nach dem Glück. Wie aber der arme Lars Krys in seinem Krämerladen mit seiner Familie und seinen Brüdern zum Abenteurer wird, wie die Familie mit seinem angeblichen Tod hantiert, um die zugesicherten amerikanischen Reichtümer des emporgekommenen Schulkameraden zu empfangen, das ist in den emporgerissenen Szenen, wo Mitgefühl und Humor köstlich aufeinander prallen, von erschütternder Wirkung. Auch hier klar die Linie seiner späteren Dramen: Die Jagd nach dem Erlebnis wahrer Einmaligkeit, die mutige Gestaltung eigensten Wesens, die die Antriebe menschlichen Geschehens bloßlegt, die zu den tragischen Untergründen des Lebens hinabführt, die hinter der äußeren Maske seiner verschrobenen Menschen Edelmetall in verschütteter Umwelt leuchten läßt. Ich wüßte kein Drama der modernen Literatur zu nennen, in dem die Menschen mit solcher inneren Teilnahme und Erlebniskraft wie in den beiden ersten Akten dieses merkwürdig reifen Frühgewächses gezeichnet wären. Schade, daß in den letzten Akten das Konstruktive bröckelt und die Unmöglichkeit von Fabel und Begründung, wie virtuos und verblüffend sie sich auch gibt, fühlen läßt.

Johannes Reichelt

Schwerin i. M.

„Die Hochzeit von Eecloo." Ein traurig und tröstlich Spiel in drei Aufzügen. Von Hans Fritz v. Zwehl. (Uraufführung am Mecklenburgischen Landestheater am 27. November 1925.)

Aus de Costers großem Prosaepos „Tyll Ulenspiegel" hat Zwehl einen kleinen Abschnitt aus der Mitte herausgenommen und ein Drama daraus gemacht: Tyll Eulenspiegel als Geuse für den Protestantismus

gegen spanische Unterdrückung kämpfend — und andererseits, Tyll Eulenspiegel eine List ersinnend: mit der Braut des anderen, der sie ihm zur Gattin auf Geusenehre für drei Tage überlassen hat, im lustigen Hochzeitszuge ungehemmt das Lager des blutigen Alba durchquerend; daraus erwachsend Tragik des einzelnen und des ganzen Volkes, bis am Schluß der Freiheitsgedanke leuchtend und hoffnungsvoll wieder aufloht. Das etwa ist der Grundriß des Zwehlschen Dramas. Und wenn man an den Verfasser nach seinen vorhergehenden Leistungen von vornherein höhere Anforderungen stellen wird, so sei mit Genugtuung anerkannt, daß in diesem Werk zweifellos der Hauch wahrer Dichtung zu spüren ist. Die lässige Kraft, mit der die Gestalten des Epos hier auf den Boden des dramatischen Geschehens gestellt und mit Blut und Leben erfüllt sind, die schicksalsschwüle Zusammenballung der Entwicklungsfaktoren, das Ineinander- und Umeinandergreifen von begeistertem Freiheitsringen und Heimtücke, von ehrlichem Ausharren und lasterhaftem Dirnentum, wie es sich besonders im zweiten Akt zur dramatischen Höhe gestaltet, dazu eine Sprache von leuchtender Plastik, von scharf umrissener Tönung: das alles deutet auf einen Könner von nicht kleinem Ausmaß. Wenn man trotzdem diesem Werk die letzte Anerkennung versagen muß, so ist der (schon angedeutete) Grund dafür unschwer zu finden:

Der Stoff bedeutet einen kleinen Ausschnitt aus einer gewaltigen Fülle: da sind zahllose Fäden, die zurückleiten oder in den Fortgang der de Costerschen Dichtung weisen. Mag Zwehl auch keinen Faden hiervon übersehen, die Vorfabel aufs sorgfältigste begründet haben: bei der sich ihm bietenden Fülle mußte hierfür immerhin oft ein leicht hinweisendes Wort, ein flüchtig huschender Gedanke ausreichen, der dem Kenner des de Costerschen Werks zwar zum Verständnis genügte, dem anderen aber, der jenes Romanepos nicht kannte, (und welcher Zuschauer wäre dazu verpflichtet?) im lauten Ton der Bühne unweigerlich verloren ging und ihn im Nichtverstehen hilflos zurückließ.

So liegt also lediglich in der Wahl eines in seiner Gebundenheit zweifellos dramatischen Stoffs, der aber in seiner Losgelöstheit der grellen Härte dramatischer Anforderung nicht mehr gewachsen war, die Schwäche der anders zu hoher Wertung berechtigten Dichtung.

Erich Hagemeister

Leipzig

„Demetrius." Von Alexander Lernet-Holenia.
(Altes Theater, 22. November 1925.)

Schillers Demetrius-Torso, am Eingang des 19. Jahrhunderts drohend aufgereckt, hat die nachfolgenden Geschlechter eher verlockt als abgeschreckt, sich mit dem ungewöhnlich anreizenden Stoff immer wieder zu befassen. An der Folge dieser Dramen könnte man — von Maltitz bis zu Sievers und Auguste Götze — das immer tiefere Versinken in ein zeugungsschwaches Epigonentum aufzeigen. Begreiflich, daß unter unseren Jüngsten einer meinte, den Schatten des Thronforderers nun unter dem Scheinwerfer der Ekstatik zu neuem, glühendem Leben beschwören zu können. Dabei mußte all das kleine Drum und Dran der großen geschichtlichen Tatsachen wie lästiger Plunder beiseite geworfen werden. Schicksalhaft ist nicht mehr der Entscheid, daß an Stelle des Zarensohns der niedriggeborene Grischa Otrepjew untergeschoben war, oder daß, wie bei Hebbel, der Halbbürtige von dem Vater aus Ruriks Stamm mit einer Magd gezeugt wurde. Demetrius wird uns hier erst gezeigt, als ihm durch wundersames Glück die Herrschaft schon in den Schoß gefallen ist, und nun schüttelt ihn der Rausch aufgepeitschter Gier nach Blut und Brunst und der ebenso unstillbare Zweifel an seiner Echtheit. Bis die geistesschwache Zarenwitwe, die ihn zuerst als Sohn annahm, ihn verleugnend sein Todesurteil besiegelt. Für diesen Verlauf genügen vier kurze Szenen, gefüllt mit Mord und einer Erotik, die unter dem zu Beginn ausgesprochenen Leitmotiv steht: „Er ist scharf auf Weiber!" (Doch soll der werte Leser nicht vermeinen, diese Tonart des Kurfürstendamms beherrsche die Diktion. Die Sprache Lernet-Holenias pflückt ihre Blüten zumeist in den Gefilden Dietzenschmids, Bronnens, Brechts, des „Pastor Magnus" Jahnn, an den besonders die Freude an animal erotischen Bildern gemahnt: „die Verfolger sind hinter mir her wie hinter einer läufigen Hündin" und ähnliches.) Dazu stimmt es trefflich, daß in einem angehängten Schlußbild die Xenia, Geliebte des Demetrius, nachdem er ihr Mutter und Bruder geschlachtet hat, über seine Leiche den Segen der uns so wohlvertrauten entsühnten Edelhure spricht. Diesem Epilog entspricht ein Vorspiel auf dem Theater, der größte und beste Akt des Stücks, der den Tod des Bluthundes Boris Godunow schildert, mit reicherem Detail und deshalb wirkungsvoller als die eigentliche Demetriushandlung. Hier tritt Bühneninstinkt, dramatisches Vermögen in Gestalten und gesteigerten Situationen zutage. Aber was nachher um Demetrius wimmelt, ist ein unbeherrschter Reigen farbloser Schemen, unter denen höchstens der intrigante Schuiskij etwas wie eingeborene Lebenskraft erfühlen läßt.

Georg Witkowski

Essen

„Die Brücke." Drama in vier Akten. Von Friedrich Schrey. (Uraufführung im städtischen Schauspielhaus am 5. November 1925.)

Die Fabel dieses Dramas ist ganz simpel und läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen. Ein Krebsforscher hat ein Serum erfunden, von dessen Heilkraft er so fest überzeugt ist, daß er es an zwei Kranken und an seinem eigenen gesunden Körper erprobt, mit dem Erfolg, daß alle drei der Operation erliegen. Diese dürftige Handlung in vier Akte zu zerdehnen, zeugt schon von einem bedenklichen Mangel an dramatischer Formgebung. Die „Handlung" wird so durchgeistigt und so sehr aller Wirkung auf die Sinne beraubt, daß von einem „Drama" gar nicht die Rede sein kann. Dramatischer Atem ist allenfalls spürbar im dritten Akt, wo die Unkenntnis des Helden über den Tod seiner beiden Opfer und seine allmähliche Aufklärung eine gewisse Spannung aufkommen lassen. Der vierte Akt ist nur eine recht unwahrscheinliche Sterbeszene, die nicht einmal innere Anteilnahme einflößt. In die beiden ersten Akte wird so viel hineinsymbolisiert, daß die Handlung ganz in Reflexionen und Gedanken erstickt. Was für eine Bedeutung dem Gemälde der Frau des Arztes zukommt, das dem Stück den Namen gegeben oder den Namen vom Stück bekommen hat, bleibt das Geheimnis des Verfassers. Der Titel als solcher ist ja Symbol: Die Arbeit des Helden endet zwar in der tragischen Erkenntnis eines Irrtums, aber sie soll doch „Brücke" sein, über die andere weiterschreiten können. Dem „Helden" fehlt es an einem sinnlich greifbaren Gegenakteur, wenn man nicht seine Frau und seinen Assistenten, die ihn vor seinem gefährlichen Experiment warnen, oder gar die hinter der Szene rebellierende Menge, die den „Mörder" der Gerechtigkeit überantworten will, als wenigstens zeitweilige Gegenspieler bezeichnen will. Das Ganze ist also nur eine dramatisch leblose Aneinanderreihung von Dialogen und Monologen, die außerdem in einem papiernen, geschwollenen Deutsch vorgetragen sind.

Karl Arns

Wien

„Wir wollen Menschen sein..." Schauspiel in drei Aufzügen. Von Johann Ferch. (Uraufführung auf der Exlbühne am 7. November 1925.)

Außerhalb der Grenzen Neu- oder Kleinösterreichs schwerlich bekannt, hat Ferch bereits ein erkleckliches, ein erstaunliches Quantum literarischer Arbeit in mannigfachen Formen vor sich gebracht und verfügt hierzuland unzweifelhaft über eine in ihrem Umfang nicht leicht abzuschätzende Gemeinde, weil die große Mehrheit seiner Dichtungen und sonstigen Schriften sich auf den Generalnenner eines — allerdings gutmütigen und gewissermaßen sentimentalen — Kulturkampfs bringen läßt, woraus sich ohne weiteres Gegner und ebensowohl Anhänger ergeben. Auch dieses neue Schauspiel Ferchs zeigt ihn als Zionswächter freien Denkens, vielmehr einer recht anspruchslosen Freigeisterei, deren Wortführer nach einigen Widerwärtigkeiten schon auf Erden alles Wünschenswerte erhält, und bekundet in seiner naiven Unzulänglichkeit abermals, daß der Poet Ferch dem Agitator oder Laienprediger alles verdankt, dieser jenem gar nichts. Seine optimistische Gesinnungstüchtigkeit in allen Ehren; daß er als großstädtischer Literat sich gleichwohl vom Für und Wider der literarischen Strömungen seiner eigenen Gegenwart nicht anfechten läßt, könnte ihn sogar zu einer anziehenden und interessanten Gestalt machen, hätte er nur mehr und anderes zu bieten als eine schwächliche Kopie Anzengrubers, vielmehr von Anzengrubers Schwächen. Zieht man die zum Teil meisterhafte Darstellung durch die tiroler Künstler, deren Bühne — von gelegentlichen Entgleisungen des Spielplans abgesehen — in vorderster Reihe der wiener Theater steht, von dieser Uraufführung ab, so bleibt nichts übrig, was man auch nur als Hoffnung auf eine Zukunft buchen dürfte.

Robert F. Arnold

Mannheim

„Die Laterne". Ein Schattenspiel in 5 Bildern von F. Walther Ilges. (Uraufführung im Nationaltheater am 27. Oktober 1925.)

Die „Laterne" ist eine Laterna magica, sowohl symbolisch als ein Zeichen des Flüchtigen, Schattenhaften alles Irdischen wie als Wirklichkeit zu nehmen, von einem kleinen Savoyarden bedient und Bilder aus der großen französischen Revolution deren zeitgenössischer revolutionärer pariser Bevölkerung übermittelnd. Bild und Wirklichkeit stehen nebeneinander, und die Wirklichkeit von heute ist verurteilt, dem Morgen ein Bild von gestern zu sein. Im großen ganzen ist jedoch in Ilges' Schattenspiel die Unterscheidung zwischen umrahmender Wirklichkeit und der Welt der Laterne nicht unbedingt durchgeführt. Die einzelnen historischen Bilder könnten ebensogut ohne magische Laterne und als Realitäten in das Spiel der Wirklichkeit einbezogen werden, das Ergebnis gestaltete sich nicht anders. Schatten hier wie dort. Kleine Szenen ohne inneren Zusammenhang, gut

gesehen, aber zerflatternd. Aktionen des großen Welttheaters auf kleinstes und ungefährliches Format reduziert. Das Hauptstück „Madelonnettes" umschließt eine Gefängnisszene, in der auf das Beil wartende Aristokraten, Weltverbesserer, Schauspieler und der Dichter André Chenier sich „Revolutionstribunal" vorspielen. Schein, hinter dem die furchtbare Wirklichkeit lauert. Hier wäre Ilges Gelegenheit zu außerordentlicher Bewährung geboten gewesen. Aber es bleibt beim äußerlich Wirksamen und beim Augenblickseffekt. Ilges ist kein Charakteristiker. Seine Worte formen nicht. Er stellt geschickte Bilder, ohne sie beleben zu können. Schattenspiel. Aber das Spiel geht vorüber, ohne der Schatten Herr zu werden, die es beschwor.

Paula Scheidweiler

Hannover

„Der Retter des Zaren." Lustspiel in fünf Akten. Von Wilhelm Meyer-Förster und Werner Bergengruen. (Uraufführung im Deutschen Theater am 4. November 1925.)

Das Deutsche Theater in Hannover beging den Tag seines 25jährigen Bestehens mit der Uraufführung eines neuen dramatischen Werks von Wilhelm Meyer-Förster und Werner Bergengruen. Der „Retter des Zaren", so heißt das Stück, wird freilich nicht wie „Alt-Heidelberg" der Retter sorgenbeschwerter Bühnenleiter werden. Stofflich bedeutet das neue Werk gewissermaßen die Umkehrung des alten: in „Alt-Heidelberg" ein Fürstensohn, der — eine Weile — im einfachen Volk zu Gaste ist; hier ein Bauernsohn, der, Werkzeug in der Hand eines Ehrgeizigen, als vermeintlicher Erretter des Zaren Alexanders II. von Rußland von einem geplanten Anschlag eine Weile in den kalten Glanz des Hoflebens versetzt wird, bis die Lüge an den Tag kommt, und er mit einem Bauernmädchen glücklich wird. Ein altes Lustspielmotiv also, des armen Burschen des Märchens, der plötzlich als König erwacht.

Dem erblindeten und alterskranken Meyer-Förster erwuchs bei seiner Arbeit in dem Balten Werner Bergengruen ein Mithelfer. Es scheint, daß dem Balten die Zutat des russischen Kolorits zur Last fällt, — eine etwas zweifelhafte Zugabe, wenn man bedenkt, daß der Charakter des märchenhaft leicht durchzuführenden Lustspielstoffs dadurch einen stark realistischen Unterbau gewinnt, der das Interesse von der eigentlichen Hauptfigur verschiebt und den Vorwärtsdrang der Handlung verumständlicht und verschleppt. Außerdem schwankt der Retter des Zaren zwischen einem Lustspielhelden und einer tragischen Figur hin und her, und zwar keineswegs im Sinne eines Humors, der durch Tränen lächelt, sondern in einem starren Wechsel von heiteren und tragischen Situationen, aus dem der Zuschauer sich nicht recht herauszuwinden vermag. Von den realistisch gezeichneten Figuren hat die des Iwan Kommissarow lebendigste und schärfste Kontur. In den beiden letzten Akten ist dann alles recht knapp und schlagend gefügt, und der Deus-ex-machina-Schluß ist wieder ganz zauberhaftes Märchen, in dem der Böse seine Strafe und der Gute seinen Lohn erhält. So wird alles menschlich ins Gleichgewicht gebracht. Bei einer kürzenden Überarbeitung dürfte sich aus dem Werk immerhin ein mit Maßen brauchbares Bühnenstück entwickeln.

Kurt Voß

Echo des Auslands

Spanischer Brief

Das rege Schaffen in Spanien nötigt, zunächst der wichtigsten Neuerscheinungen in erzählender Prosa und Lyrik zu gedenken. Die dramatische Dichtung und das wissenschaftliche Schrifttum seien einem nächsten Bericht vorbehalten. Pio Baroja, der meistgelesene fruchtbare Erzähler, hat sich während der letzten Zeitspanne gleich mit drei Werken eingestellt. „La nave de los locos", der neueste Roman, übertreibt den bekannten Charakter seiner buntfarbigen, dahinhetzenden Abenteuerromane, deren Themen der Dichter teils dem bürgerlichen Leben, teils der Geschichte seines Vaterlandes, vor allem den Karlistenkriegen zu entnehmen pflegt. Von einem künstlerisch erfaßten technischen Aufbau, einer straff angelegten Handlung, einer psychologisch motivierten Entwicklung einzelner interessanter Charaktere ist diesmal noch weniger als sonst zu merken. Baroja gibt lediglich eine lose geknüpfte, endlose Folge von Abenteuern. Blitzhaft wechselt das Milieu; die Typen erscheinen oft nur mit wenigen Strichen flüchtig hingestellt; neben den Hauptpersonen treibt eine verwirrende Menge von Episodenfiguren ihr Unwesen. Nur so allerdings vermochte Baroja in zwanzig Jahren an fünfzig Bücher zuwege zu bringen. Man fährt in diesem Roman auf Zickzackwegen durch ganz Spanien; Städte und Landschaften flitzen vorüber, Silhouetten grüßen aus

Vogelschau. Als Ganzes genommen wirkt das Buch dennoch, so unkünstlerisch es sich auch im einzelnen erweisen mag, als fesselndes Dichtwerk. Seine Serie „Hombre de acción“, setzte Baroja mit zwei weiteren Romanen fort, „El laberinto de las Sirenas“ und „Las figuras de cera“. — Ramón Pérez de Ayala veröffentlichte zwei Romane, „Luna de miel, luna de hiel“ und „Los trabajos de Urbano y Simona“, die zu den erfolgreichsten der letzten Monate zählen. Pedro de Répide interessierte mit seinem Roman „Fatalidad“; Alberto de Insúa schuf in „Un enemigo del matrimonio“ ein neues viel gelesenes Buch erotischen Charakters. „Héroes“, Roman von Joaquin Dicenta dem Jüngeren, verleugnet nicht den Dramatiker, der aus seinem Sujet sicherlich ein weit besseres Bühnenwerk geschaffen haben würde.

Der an Wertschätzung gewinnende José Más, der auch schon mehrfach verdeutscht wurde, veröffentlichte als jüngsten Roman „La piedra de fuego“. Dieser noch junge Sevillaner schrieb bereits fünfzehn Werke verschiedener Art. Erzählungen mysteriöser Natur oder tragische, betrachtsame Novellen, Liebesromane, Sittenromane aus Großstadt oder Provinz, endlich Abenteuerromane. Bunt auch ihr Schauplatz: Andalusien, Kastilien, Galizien, Portugal, Frankreich, England, Afrika; einprägsame Anschaulichkeit der Szenerien ist für Más kennzeichnend. Der neue Roman des glänzenden Stilisten spielt in Dahome und handelt von der Liebe eines englischen Ingenieurs zu einer verwegenen Mulattin. Der Autor geleitet aus der werktätigen Faktorei hinaus in die Wildnis; in einsame Negerdörfer, zu kriegerischen Horden, in den brausenden Urwald oder wildumwucherte, geheimnisvolle Ströme entlang. „El juez que perdió la conciencia“, Roman von M. Ciges Aparicio erweist sich als ein sarkastisches Buch, darin der Autor mannigfache Schäden in seinem Vaterland geißelt. Trefflich kennzeichnet er das politische Treiben der Hauptstadt oder die Kleinlichkeit des ländlichen Daseins. Die Seele der Streber und Bedenkenlosen wird in ihren mannigfachen Spielarten von diesem gewandten Psychologen aufgezeigt. In „El poder de una carta“ schrieb C. Martinez Riestra einen Liebesroman, der nach Mexiko hinüberspielt. „El conquistador de los trópicos“ ist ein humoristischer Roman, in dem sich Nicasio Pajares über die verschrobene Romantik der Pampas, der Gauchos und des Rancholebens erlustigt. Salvador de Madariaga veröffentlichte einen neuen Roman „La jirafa sagrada“.

„La señorita de la boca grande“ ist der zweite erfolgreiche Roman eines neuen Autors, Pedro Massa. Schon sein Erstling „En la India sensual y sagrada“, ein Liebesroman, den er unter dem Pseudonym Oscar de Onix herausgab, machte Sensation und erzielte rasch mehrere Auflagen. Das neue Buch stellt sich als ein stark erotisch gefärbter Roman dar, mit zwei interessant gezeichneten Frauentypen; sprachlich schon hervorragend, ist er speziell in psychologischer Hinsicht als genial zu bezeichnen. Massa bekennt sich als Jünger S. Freuds, der in letzter Zeit unter den spanischen Romanciers auffallend Schule macht. (Kürzlich erst erschien der 9. Band der gesammelten Werke Freuds, betitelt „Psicologia de las masas y análisis del yo“.) Ein anderer viel gelesener Roman dieses Genres ist „Sybaris“ von Fernando de la Milla. Hierher rechnet auch „Los ojos cerrados“, ein Roman des geschätzten E. Ramirez Angel. Er handelt von sehenden Augen, die blind für die Welt sind, und denen sich erst, als sie deren Bild nicht mehr aufzunehmen vermögen, das Licht der Wahrheit voll offenbart. José Francés, der vielseitige geistvolle Autor veröffentlichte einen neuen Roman „Miradas sobre la vida“. C. Martinez Riestras zweiter Roman „El hombre que no encuentra mujer“ hat die gewisse Scheu junger Männer vor dem Ewigweiblichen zum Vorwurf. „Vida gris“ von Sarah Lorenzana ist ein gewandt geschriebener Roman aus grauem Alltag. Er erzählt vom Weibe, das sein Heim flieht, um der gleißenden Versuchung zu folgen. Treffend gezeichnete volkstümliche Charaktere beleben das Buch. Eduardo Mendaros „Confesiones de Pedro Ibero“ ist ein Roman autobiographischen Charakters aus dem Dasein des Kleinbürgers.

Von Luis León liegen drei neue Romane vor, als bester „Niñas ‚bien‘ de casas ‚mal‘“. León zeigt sich hier als tüchtiger Schilderer der spanischen Frauenseele mit ihren Sehnsüchten, Idealen und Leidenschaften; der Mädchen aus Volk und Gesellschaft, der Hauptstadt und Provinz. „La maldad de los buenos“, ein zweiter Liebesroman bringt ein altes Motiv, obschon in neuer, spezifisch spanischer Gestaltung: vom Erwählten des Herzens, an dessen Stelle ein den Eltern Genehmerer treten soll. Der Dichter zeigt sich auch da wieder als realistischer Gestalter und gediegener Stilist. Besonders fesselt das geistige und gesellschaftliche Milieu eines andalusischen Städtchens. Schließlich sei genannt „El pecador redentor“, das zehnte Werk des rührigen Autors. Geistige Verwandtschaft zeigt Pedro Mata, von dem zwei neue Romane „El hombre que se reia del amor“ und „Una aventura demasiado fácil“ erschienen sind. „El milano y la rosa“ von C. Correa Calderon ist ein Liebesroman. Der jugendliche Dichter erweist sich darin als tüchtiger Schilderer der galizischen Landschaft und ihrer welt-

verschlagenen Bergbewohner. José Maria de Acosta, Ingenieur von Beruf, sucht in seinem Roman „Las pequeñas causas“ mit der Peinlichkeit eines mathematisch geschulten Gehirns große Ereignisse des Lebens auf ihre geringfügigen Ursachen zurückzuführen. Er interessiert, wie mit allen seinen bisherigen Romanen, obschon ihm wie Baroja allzu volkstümliche Sprachbehandlung zum Vorwurf gemacht wird. „Sangre azul“, Roman von Juan Guixé, kennzeichnet sich gleichfalls durch konzise Darstellung. Seine Technik mißachtet eigenwillig alle hergebrachten Regeln; kurzum, ist absolut persönlich wie etwa bei Baroja oder Galdós. Guixés Buch ist eine soziale Satire, die bittern Beigeschmacks nicht entbehrt. Bernardo Morales San Martin versuchte sich mit einem erotischen Roman „La derrota de la carne“. Guillermo Diaz-Canejas neuer Roman betitelt sich „Garras blancas“. Mariano López Muñoz schrieb einen Roman „El fauno herido“.

Francisco Ayala, ein neuer Autor, nennt seinen ersten Roman „Tragicomedia de un hombre sin espiritu“. Mit dostojewskischem Scharfsinn wird darin dem Seelenleben eines gebrechlichen Höckerigen nachgespürt, der, vom Sturm der Leidenschaften übermannt, von dem für Augenblicke erklommenen Gipfel des Glücks jäh hinabgeschleudert wird in die dumpfe Lächerlichkeit seines ganzen Elends. An Neuerscheinungen wären ferner zu nennen „Los cuervos manchan la nieve“ von Fernando Mora; „Mistico amor humano“ von Alfonso Nadal; „Los caciques caen“ von E. Cernejo Camniero und „Como el rocio“ von J. M. Folch y Torres. Zwei neue Romanciers erhielten Staatspreise und zwar Huberto Pérez de la Ossa für „La santa duquesa“ und Claudio de la Torre für „En la vida del señor Alegre“.

Die Gruppe junger lyrischer Talente, die sich als „Ultraïstas“ um die Revue „Tobogán“ scharen, hat ihren neuen Verlag mit dem Bändchen „Bordón“ eröffnet, das originelle Gedichte ihres temperamentvollen Führers Manuel de la Peña enthält, darunter allerdings auch manches Überspannte. Es folgte die epische Dichtung „Viaducto“ von César González Ruano, einem nicht minder tonangebenden kubistischen Dichter. Sie zeigt gleichfalls Gewagtheiten in Formgebung, Ausdruck und Gedankengängen, ja krampfhaft Gesuchtes, das grotesk wirkt. Unverkennbar bleibt Ruanos Scharfsinn, der Reichtum an zuströmenden Visionen, eine fein kultivierte Stilkunst. Die Ediciones Tobogán kündigen weitere Werke an, und zwar vornächst von R. Cansinos-Assens, Guillermo de Torre, Luciano de San-Saor, César A. Comet und Carlos Fernández de Cuenca. Ferner arbeiten am „Tobogán“ mit Antonio M. Cubero, Heliodoro Puche, F. Briones und José Bruno. Guillermo de Torre, der Verfasser des „Manifesto vertical“ hat in „El cubilete de dados“ die charakteristische Leistung Max Jacobs übersetzt. Sein eigenes Werk „Literaturas europeas de vanguardia“, ein Band kritischer Essays, befaßt sich mit den hypermodernen Bestrebungen in der europäischen Dichtung. Sein Weggenosse, der schon genannte C. González Ruano veröffentlichte ferner „Notas sobre Oscar Wilde“.

Eine andere Gruppe Neutöner hat sich um die jüngst begründete Zeitschrift „Plural“ zusammengetan, deren erste Nummer Gedichte von Jaime Ibarra, Mayorino Ferraria, Rivas Panedas, Benjamin Jarnés, sowie den vorhin erwähnten L. de San-Saor und C. González Ruano enthält. Guillermo de Torre lieferte einen programmatischen Essay „Neodadaismo y superrealismo“, César A. Comet steuerte ein Romanfragment bei. An den folgenden Nummern beteiligten sich Julio J. Casal, Oliverio Girondo, der Verfasser der Sammlung „Calcomanias“, F. Bores, R. Gómez de la Serna, B. Cendrars, F. Santa Cruz, M. Arconada u. a. — Verheißungsvoll erweist sich José Moreno Villa in seinem Buch „Colección“. Der Dichter, der aus Malaga stammt, hat seine Bildung in Deutschland genossen. Manches erinnert denn auch an gediegene deutsche Vorbilder. Man findet farbenprächtige Naturschilderungen, seelenvolle Stimmungsbilder unter seinen Gedichten. Moreno Villa trat erstmals 1913 mit dem Bändchen „Garba“ hervor. Ein Jahr darauf folgte „El pasajero“, 1915 „Luchas de pena y alegria“ und 1918 „Evoluciones“. Rosa Cantos Gedichte „Flores de retama“ werden von dem großen Lyriker Manuel Machado eingeführt. Er vergleicht sie „blühendem Ginster, schlichte Anmut atmend und keuschen Zauber breitend“. „La Musa lirica“ von Lorenzo Cernuda, verrät ein stürmisches junges Talent, das metrisch gepflegte Gedichte neben improvisierten gibt. „Pensamientos y sentimentos“ von Alfredo Reushaw de Orea, der erste Lyrikband eines jungen Dichters aus Cadiz, wird von L. López de Sáa in einem Vorwort warm empfohlen. „La noche clara“ von S. Blanco-Cicerón bringt heiß erfühlte Dichtungen, die neben Nachahmungen Villaespesas, A. González Blancos und Ruben Darios auch manches Originelle aufweisen. Paulino Laviada veröffentlichte in „Fulgores“ neben Prosa schwungvolle Verse, die von Espronceda und Zorilla beeinflußt erscheinen. „Inquietudes“ betiteln sich Gedichte von José Antonio Balbontin, einem neuen Lyriker, den Eduardo Marquina einführt. Arturo Capdevila gab ein Bändchen Gedichte „El libro de la noche“ heraus.

Antonio Machado veröffentlichte kürzlich „Nuevas canciones“, wohingegen Manuel Machado eine Auslese unter dem Titel „Opera lirica perfecta“ erscheinen ließ. „Pleamar“ von José Pons Samper, das Buch eines vielseitigen Schriftstellers, enthält sinnige Verse, darunter manches wahrhaft zutiefst Erfühlte in vollendeter Formung. Enrique Diez-Canedo, ein sehr beachteter Lyriker, bietet mit „Algunos versos“ etwa ein halbes Hundert Gedichte dar, die vielfach seinen früheren Werken „Versos de las Horas“, „La visita del sol“ und „La sombra del ensueño“ entnommen erscheinen. Pedro de Répide benannte sein neues Versbuch „Estampas grotescas“. „Luces de bengala“ von Miguel Pérez Ferrero sind leicht beschwingte Gedichte von schlichter Anmut. Rufino Delgado Fernández' Gedichte „Trofeos de raza“, die Marciano Zurita einführt, atmen herben Schollenduft. Die epische Dichtung „Eternidad“ von Alfredo Cabanillas weist gleichfalls auf klassische Vorbilder, obschon ab und zu etwas von den Bestrebungen der Neutöner anklingt. Concha Pena verherrlicht in „El perdón de Jesús“ Gestalten und Episoden der Bibel in rhythmischer Prosa. „Remembranzas“ von Germán Blanco Malvar bringt intime Bekenntnisse eines abgeklärten Geistes in Vers und Prosa. Schließlich seien erwähnt „Surco y estela“, Gedichte von Juan Gutiérrez Gili, einem jungen Katalonier und „El alma encendida“, das beredte und von Leidenschaft durchglühte Buch eines andalusischen Dichters, Juan Soca.

Martin Brussot

Argentinischer Brief

Um es gleich zu sagen, der Einfluß der Deutschen und der deutschen Literatur ist hierzulande sehr gering. Rodo, ein bekannter uruguayischer Dichter, hat gelegentlich ganz mit Recht geschrieben: „Die französische Sprache ist unser Latein, unser Griechisch, ist für die Kultur der Lebenden in Lateinisch-Amerika der Wegweiser der Schönheit und Wahrheit. Die französische Kultur erzieht unseren Geist, wie die klassischen Sprachen das Europa der Renaissance.“

Französisch wird in den gebildeten Kreisen verstanden und gelesen, deutsch vielleicht in einigen — wenigen — philosophisch interessierten, aber von deutscher Literatur ist herzlich wenig bekannt und wenig übersetzt. Die Klassiker Goethe und Schiller werden gelesen, aber die wenigen deutschen Romane, die ich bisher in Übersetzungen vorgefunden habe, sind ziemlich unbekannt geblieben und zum Teil schlecht übersetzt, so daß es wenig Freude macht, sich darein zu versenken. Es ist ja Tatsache, daß es viel leichter ist, gut zu schreiben als gut zu übersetzen.

Von argentinischen Dichtern und Romanschriftstellern sind ebenfalls sehr wenig übersetzt, unter ihnen befindet sich Manuel Galvez, dessen Novelle „Nacha Regules“ übersetzt wurde, und Martinez Zuviria (Hugo Wast mit Pseudonym), dessen sehr reizendes stimmungsvolles Buch „Flor de Durazno“ („Pfirsichblüte“) in alle Sprachen übertragen und verfilmt wurde.

Beide gehören ohne Zweifel zu den gelesensten Schriftstellern von heute, haben aber ein sehr verschiedenes Publikum. Galvez bevorzugt den psychologischen Roman, und wird leicht zu ausführlich, Martinez Zuviria scheint sich vornehmlich für „Handlung“ zu interessieren, und so kommt man bei ihm leicht auf seine Kosten. Er ist einer derjenigen, die den größten pekuniären Erfolg hierzulande haben, er wird von Tausenden und Abertausenden gelesen; aber offizielle Anerkennung hat er bisher kaum gefunden; nur einmal den „fünften Teil eines zweiten Preises“ hat er erhalten, wie er selbst einem Berichterstatter etwas bitter lächelnd mitgeteilt hat. Er gibt jedes Jahr mindestens ein Buch heraus und, gleichgültig, ob es in Buenos Aires oder auf dem Lande spielt, die Schilderungen sind immer fesselnd.

Galvez hat vor einigen Jahren mit seinem Buch „Die Lehrerin“ („La Maestra Normal“) großes Aufsehn erregt. Er schildert die gesamte innere Verwaltung der Schulbehörden mit allen ihren Mißständen und ihren tausend Schwierigkeiten. Wahrscheinlich war sein Buch etwas zu kraß, wie das bei Tendenzromanen ja vorkommen soll. Jedenfalls, obwohl es zur Kenntnis des Landes beitragen würde, halte ich das Buch nicht geeignet zur Übersetzung. Galvez' letzte Arbeiten aber, Essays: „El Espiritu de la Aristo cracia“, im Vorjahr erschienen, sind sicherlich sein Bestes und würden in der Übersetzung ihren Reiz behalten.

Eine äußerst erfreuliche Erscheinung unter den neueren Novellisten ist Carlos Alberto Leumann; seine beiden letzten Novellen, „Adriana Zumaran“ und „La vida victoriosa“ („Das siegende Leben“) sind in ihrer Zartheit stimmungssicher und schildern Charaktere, die aus dem Leben und aus der Weltstadt Buenos Aires gegriffen sind. Er wird häufig mit Bourget verglichen, wegen seiner scharfen Beobachtungsgabe und seiner bewundernswerten Seelenanalysen. In seinen Romanen geht wenig vor, doch fühlt man sich so gefesselt, so daß man das Buch kaum hinlegt, bevor man es ausgelesen hat.

Ein anderer erfolgreicher Schriftsteller, der sich hauptsächlich in die Seele des Volkes, der Landbevölkerung, des Gauchos vertieft, ist Benito Lynch, dessen letztes

Werk „El Ingles de los Guesos“ („Der knochensuchende Engländer“) großen Erfolg hatte. Seine Skizzen sind von eigenartigem Reiz, er zeichnet den Charakter des Volks wie wenige, diese stolzen, indolenten und passiven Menschen, die lange alles hinnehmen, bis sie zum Schluß ausbrechen, um sich an der Grausamkeit des Schicksals zu rächen. Seine Werke sind leider so stark mit Volkssprache untersetzt, daß es selbst für lange im Lande lebende Ausländer schwer ist, ihn zu lesen.

Die jüngste Jugend von Argentinien macht Gedichte, immer wieder Gedichte, jeder schreibt Gedichte, er sei denn Analphabet, und überall werden diese Gedichte veröffentlicht, in jeder Zeitung, in jeder Zeitschrift. Sonntags in der „Literarischen Beilage“ der größeren Zeitungen zu stehen, ist das Ziel aller Wünsche. Werden nicht alle veröffentlicht, so erscheinen die Gedichte im Selbstverlag, und der Verfasser ist glücklich, wenn er wenigstens in einer Kritik der beiden Zeitungen erwähnt wird, die den Ruhm der jungen Generation begründen.

Natürlich gibt es auch Dichter, wie Leopoldo Lugones (geboren 1874), der wundervolle, formvollendete Gedichte schreibt und der längst Mitredakteur einer der obengenannten Zeitungen ist, außerdem Direktor der Bibliothek des Erziehungsrats in Buenos Aires und beratendes Mitglied des Völkerbundes. Auch übersetzt er Homer — aus dem Französischen — und schreibt von Zeit zu Zeit denkbar giftige Artikel gegen Deutschland; nur zweifle ich, daß er in der Beziehung von vielen ernst genommen wird.

Ebenso erfolgreich wie er ist Paul Groussac, Direktor der Nationalbibliothek in Buenos Aires. Von Geburt Franzose, schreibt er ein ausgezeichnetes Spanisch. Vor zwei Jahren hatte der nun Achtundsiebzigjährige seinen größten Erfolg mit einem Drama aus der argentinischen Geschichte: „La Divisa punzo“. Erstaunlich in der Tat, daß es gerade ein Franzose sein mußte, der dies wundervolle und wirksame Bühnenwerk aus der Zeit Rosas schreiben konnte und daß ihm im hohen Alter ein so überwältigender Erfolg zuteil wurde. Groussac hat sich aber auch früher schon in Biographien und Novellen mit Argentiniens Geschichte und Volksleben befaßt. Jedenfalls hat in den letzten Jahren kein Stück des Nationaltheaters hier einen ähnlichen Erfolg errungen. Das Theater steht hier, wie wohl in der ganzen Welt, im Zeichen der Revuen; daß in diesem Winter ein argentinischer Schauspieler mit den „Gespenstern“ von Ibsen auf hundert Vorstellungen kam — übrigens eine glänzende persönliche Leistung als Oswald — dürfte im hiesigen Theaterleben einzig dastehen.

Ein interessanter Typ ist auch der bekannte Literarhistoriker Ricardo Rojas, der mit seinem vierbändigen Werk „Über die argentinische Literatur“ einen kleinen Beweis liefert, wie viel in diesem Lande geschrieben wird — und wurde —, denn er befaßt sich durchaus nicht mit den Lebenden und soll in diesen Bänden mehr als 3000 (?) Schriftsteller vorgeführt haben.

Merkwürdig hat mich immer berührt, daß sich gerade unter den hiesigen Politikern viele und zum Teil hervorragende Schriftsteller finden. Ich brauche nur Joaquin V. Gonzalez zu erwähnen, Kultusminister und Gründer der Universität La Plata. Ihn interessierte allerdings zumeist das Erziehungsproblem, er war aber auch gleichzeitig Senator, Journalist, schrieb Bücher und Verse und Fabeln, übersetzte aus dem Englischen. Seine Ideen als Staatsmann sind klar und formvollendet in seinen Büchern und Reden über Universitätsfragen niedergelegt, er zeigt in allen denselben starken Geist, ist immer der überzeugende Propagandist, der beredte tiefgründige Schriftsteller, der noch lange in der jungen Generation nachwirken wird. Er starb vor etwa einem Jahr.

Ein anderer, Präsident der Universität La Plata, Carlos F. Melo, ist ebenfalls Mitarbeiter der „Prensa“, und sein letzterschienenes Buch „Hermes“, teils Biographien, teils Gedichte enthaltend, hat die glänzendsten Besprechungen erfahren.

Sehr interessant die vielen Zeitschriften, die fortwährend von den verschiedensten Gruppen herausgegeben werden. Die wichtigste unter ihnen ist sicherlich „Nosotros“, die schon seit zwanzig Jahren Führerin im literarischen Leben von Argentinien ist, und die versucht, allen Geistesströmungen in allen Ländern — auch in Deutschland — gerecht zu werden. Viele Zeitschriften müssen, kaum gegründet, aus Mangel an Geld wieder eingehen; — aus Mangel an Beiträgen, die übrigens nie bezahlt werden, ist noch keine eingegangen. Das Interesse für das geistige Leben ist in der Jugend sehr groß, auch für internationale Politik, nicht zum wenigsten für Rußland, herrscht Teilnahme.

Der Einfluß der Tagespresse ist bei weitem größer als in anderen Ländern; denn auch der Ärmste hat hier genug, um sich wenigstens täglich eine oder zwei Zeitungen, wenn nicht mehr, zu kaufen. Die führenden Zeitungen „La Nacion“, „La Prensa“ und die Nachmittagszeitung „La Razon“ stehen, was schnelle Berichterstattung angeht, nicht nur den europäischen Zeitungen gleich, sondern sind ihnen über. Ich habe wenigstens in Italien, Deutschland, England keine gekannt, die einen derartig gut organisierten Nachrichtendienst gehabt hätte, so daß man am gleichen Tage weiß, was Poincaré oder Hindenburg gesagt haben, ob Stanley Baldwin ein Kreuzworträtsel gelöst hat, was die Königin von Spanien für ein Kleid bei diesem oder jenem

Empfang getragen oder wer einen Autounfall in Japan gehabt hat. Dazu kommt, daß diese Zeitungen durch ihre literarische Kritik sehr starken Einfluß auf die Jugend ausüben, da jeder weiß, daß er ein gemachter Schriftsteller ist, wenn er von ihnen anerkannt wird. Über deutsche Literatur aber bringt keine von ihnen Wesentliches, jedenfalls befassen sie sich nicht mit den Neuerscheinungen, wie zum Beispiel wenn es sich um französische Literatur handelt; aber überzeugt davon, daß deutsche Philosophie und deutsches Denken eben doch unerreicht sind, findet man hin und wieder einen Artikel über Keyserling oder Spengler, die beiden hier umstrittensten Modephilosophen.

La Plata — Hänny Simons-Stöcker

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die Frau des Richters. Novelle. Von Arthur Schnitzler. Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 135 S.

Seit „Fräulein Else" ist es völlig klar, daß Arthur Schnitzler sein tätiges Interesse jener Erscheinung widmet, an deren Erforschung in seiner Vaterstadt Wien eine berühmte wissenschaftliche Schule seit Jahrzehnten vorbildlich und erfolgreich arbeitet: dem Neurotiker. Es ist keineswegs modische Interpretation, wenn man auch der neuen novellistischen Tragikomödie, die er uns geschenkt hat, von diesem Gesichtspunkt aus beizukommen sucht. Denn in dem Richter Adalbert Wogelein, der zu Ende des 18. Jahrhunderts in einer süddeutschen Kleinstadt seines Amtes waltete — sind ja doch die Vielzuvielen, die an ihrer unseligen Konstitution in krankhafter Haltlosigkeit tragen, zu einer künstlerischen Gestalt verdichtet. Zerrissen von dem Zwiespalt zwischen Geltungssucht und Feigheit, völlig verwirrt nun gar durch den Konflikt, in den seine von ursprünglichem Autoritätsglauben erfüllte Seele beim Anhören halbverstandener Gleichheitsideen gerät, ist dieser verurteilte Richter das dichterische Sinnbild für alle, die statt der Tat nur die Geste zu geben haben, die in nächtlichen Worten prahlen und dem taghellen Ereignis gegenüber zaghaft sind. Dieser Bejammernswerte, der in allen Phasen seines kläglichen Abenteuers immer nur vor aller Welt Angst hat, obgleich im Grunde kein Mensch ihm Böses will, ist wahrhaftig (mit Alfred Adler zu sprechen) ein Verdammter des „Minderwertigkeitsgefühls", das er in trotzigen oder geilen Wallungen „überkompensieren" will. So sehr empfand Schnitzler diese mit gegenwärtigem Lebensleid getränkte Gestalt als das Wesentliche seiner Komposition, daß er, der meisterliche Schöpfer Anna Rosners und Berta Garlans, es über sich gewann, Agnes, „die Frau des Richters" kaum skizzenhaft anzudeuten; sie mußte Schatten bleiben, damit die Figur des Mannes desto lebendiger hervortrete.

Man würde aber das Buch nur halb erfassen, wenn man es lediglich als psychoanalytische Studie werten wollte. Ein Zweites, Bedeutenderes, liegt darin: diese schmalen 130 Seiten enthalten nichts Geringeres, als Arthur Schnitzlers Auseinandersetzung mit der Revolution. Es war vorauszusehen, daß Schnitzler nicht Partei nehmen, sondern mit der Weisheit des erfahrenen Dichters das fruchtbare Prinzip des Zweifels walten lassen würde. Er gehört nicht zu denen, die so unwahrscheinlich genau wissen, was „das Richtige" ist, er traut nur dem, was er sieht: daß nämlich die Umstürzler weder so gewalttätig sind, wie sie sich mitunter gebärden, noch so voll Edelmut, wie man sie manchmal darstellt; und daß die Großherzigkeit, in der sich die Mächtigen zu Zeiten gefallen, ebensowenig ihr wahres Antlitz zeigt, wie die teuflische Fratze, die ihre Gegner an ihnen sehen wollen. Menschen sind sie beide, Herzog und Wilderer, Machthaber und Rebell — und also Gegenstand nicht des Urteils, sondern der Erkenntnis.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Licht. Roman. Von Ernst Lothar. Des Romans „Macht über alle Menschen" dritter Teil. München 1925, Georg Müller. 296 S.

In diesem Buch wird gepredigt. Und zwar viel und nachdrücklich. Zu Menschen wird gesprochen. Also keine Dichtung? Nun, wenn in allen Berufsarten der Mensch um so viel höher stünde als sein Beruf, wie hier der Mensch über dem Dichter (obgleich auch dieser nicht ohne Niveau ist) — es stünde gut um die Menschheit. Damit ist das Buch allen denen empfohlen, die es angeht, allen, die inmitten der Berufssklaverei, der moralischen Richtungslosigkeit, der Entmenschlichung unserer Tage das messianische Lichtsignal aufgesteckt sehen wollen, die Stimme eines Menschen vernehmen wollen mit dem Glauben an die Wirklichkeit des Guten in der Welt. Die Lehre dieses Buchs ist nicht neu (und nicht einmal unanfechtbar), aber sie bewährt sich wunderbar an diesem Menschen, Vitus Gottvogt, dem Zuchthäusler, dem aus antireligiösem Wahn, aus Glauben an die unumstößliche Macht des Bösen zum Mörder Gewordenen, den das unendlich tätige Mitgefühl einer Frau zum Glauben an das Menschliche zurückführt und aus dem Zuchthaus befreit; und der nun gelernt hat, die Bösen zu überwinden, ohne sich gegen sie aufzulehnen, eben durch die Bedingungslosigkeit seiner Güte. Ich glaube nicht, daß der Schluß mit dem Selbstmord als Opfer richtig ist (denn zur Weihe des Todes kann sich kein Mensch selber würdig erklären); wie manche Einzelheit und die sehr kühne Führung der äußeren Handlung nicht überzeugt. Aber darauf kommt es kaum an neben der Reinheit des Seelenbilds dieses Menschen und der erschütternden Wesentlichkeit des Weckrufs, die den Verfasser auch eine wuchtige und ziemlich geschlossene Ausdrucksform finden läßt. Kein schönes, aber ein gutes Buch!

Mannheim — Erich Dürr

Buzi oder Morgenstunden einer Menschenseele. Von Otto Ernst. Leipzig 1925, L. Staackmann. 207 S.

Der Sohn einer guten alten Bekannten wird in diesem Buch redend und handelnd eingeführt. Denn Buzis Mutter wurde einst Appelschnut gerufen. Er selbst also, Buzi (Asmus Gerhard mit seinem bürgerlichen Namen), ist der Enkel Otto Ernsts und offensichtlich ein ganz entzückender Enkel. Man darf freudig feststellen: was in diesem Buch von Buzi herrührt, seine

Aussprüche, Meinungen und Taten, das ist schlechtweg köstlich. Schade nur, daß Otto Ernst sich nicht dazu entschließen konnte, nach der Art von William und Clara Stern, in wissenschaftlicher Objektivität einfach zu berichten, wie Buzi sich verhält — er hätte dann ein Buch geschrieben, das nicht nur der Kinderpsychologie ernsthaft gedient hätte, sondern auch jedem Leser zur reinen Freude geworden wäre. Leider jedoch fühlte er sich verpflichtet, da er sich nun einmal einen Dichter nennt, seiner subjektiven Einstellung weiten Raum zu lassen. Er hält es für notwendig, die hübschen und drolligen Einfälle Buzis, die durchaus für sich selbst sprechen, ironisierenden Tons zu kommentieren und zu erläutern. Selbst einen mehrseitigen Exkurs scheut er nicht, in dem mit entrüsteter Beredsamkeit geschildert wird, „wie es wäre, wenn Buzi als Wunderkind reiste", obwohl doch kein Mensch daran denkt, den prächtigen Asmus Gerhard als frühreifen Künstler auszugeben oder zu beklatschen — und diese anspruchsvolle „Rede zum Fenster hinaus" sticht unschön gegen die liebenswürdige Naivität Buzis ab. Auch ist vielleicht — denn über den Geschmack muß gestritten werden! — die Frage erlaubt, ob es unbedingt nötig war, aus den Gesprächen zwischen Buzi und seiner Mutter gerade das durch den Druck festzuhalten, in dem Buzi sich erkundigt, was Shakespeare gemacht hat, und seine Mutter die irreführende Antwort erteilt: „Er hat schöne Bücher geschrieben, wie Großvater tut." Nein, dieser Dialog hätte nicht unbedingt gedruckt werden müssen.

Es dürfte sich empfehlen, dem Buch eine Gebrauchsanweisung beizufügen: solange der wahre Autor, Buzi, das Wort hat, lese man eindringlich und gewissenhaft — über die Einschiebungen des federführenden Vermittlers aber suche man rasch hinwegzukommen; auf diese Art kann man sich einen klaren Genuß schaffen.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Auf Marienhoff. Aus dem Leben einer Gutsfrau. Vom Leben und von der Wärme einer Mutter. Von Helene Voigt-Diederichs. Jena 1925, Eugen Diederichs. 138 S.

Dies Buch liegt in der Mitte zwischen den Gedenkbüchern, wie die Familien früherer Generationen sie liebten, und Büchern von allgemeinem Interesse; diese Mittelstellung ist zur Ursache vieler Vorzüge geworden. Hier ist der Ursprung der Gegenständlichkeit und der Anschaulichkeit des Buchs, aber auch die Quelle der Wärme, die von der Familie ausgeht und sich über das ganze Leben verbreitet. Einer Mutter soll ein Denkmal gesetzt werden, doch es wird schließlich zum Denkmal der Mütterlichkeit; das Leben auf einem schleswigschen Gut soll beschrieben werden, doch es wird schließlich zum Bild des arbeitsamen Alltagslebens überhaupt. Das Detail nimmt großen Raum ein, fast verwirrend drängt sich Einzelheit an Einzelheit; aber am Ende steigt aus all dem Vielen ein klares Bild empor, das wir mit Wehmut betrachten. Denn es ist das Bild des stillen, friedlichen Daseins, das wir einst kannten, bevor der Weltkrieg über uns hereinbrach. Freude am lebendigen Tag, Freude an den Alltagsdingen, Ruhe und Stetigkeit, bei der man die Flüchtigkeit des Lebens nur ganz leise empfindet. Die Dinge spielen eine größere Rolle als die Menschen, aber wenn man aufmerksam hinhorcht, hört man auch in den Dingen das lebendige Menschenherz schlagen. Es ist dasselbe Menschenherz, dessen Pochen wir auch in den Dichtungen Helene Voigt-Diederichs immer gehört haben, ob sie nun das Leben einer armen Magd „dreiviertel Stund vor Tag" schildert oder „aus Kinderland" erzählt. Es ist ein Herz voll Mütterlichkeit für Ferne und Nahe — und wir begreifen, daß es ihre Mutter war, von der das Wort stammt: „Im Himmel sein, das kann ich mir nicht anders denken als mit einem kleinen Kind an der Brust."

Wien — Christine Touaillon

Settchens Hut. Eine altfränkische, aber lustige Geschichte vom Venn. Von Ludwig Mathar. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. 157 S. Geb. M. 4,—.

Es ist wirklich eine lustige Sache, wie die großspurige Erbtante Barbara, die verwitwete Rendantin von Monschau, ihrem Liebling Settchen zu einem Hut verhilft, wie darob in dem rückständigen Venndorf Enkelsdorf eine Weiberrebellion ausbricht, die nicht eher gestillt wird, als bis der modische Hut das altfränkische Kopftuch verdrängt hat und sogar der gegen Eitelkeit und Putzsucht eifernde Pfarrherr die Segel streichen muß. Am Ende sucht der Verfasser seiner Geschichte noch so etwas wie eine moralische Seite abzugewinnen, indem er den Wächter über das dörfliche Seelenheil Betrachtungen darüber anstellen läßt, ob sich ein bißchen Weltlust nicht vielleicht doch mit der Gottseligkeit vertrage. Trotzdem muß man zwischen der Matharschen Lustigkeit, die das Gemüt völlig ausschaltet, und dem echten Humor, der eben diese Saite des menschlichen Wesens zum Schwingen bringen muß, einen scharfen Trennungsstrich ziehen. Auch liegt der Witz der ganzen Hutkomödie nicht sowohl in der ziemlich dürftigen Erfindung als im flotten Tempo der sprudelnden, überschäumenden, wörterhäufenden Darstellung, die sich in einer übertreibenden, leicht parodistischen Manier gefällt und insofern dem Altfränkischen des Stoffs gerecht wird, als sie selbst an jene einst von Wilhelm Hauff halb verspottete, halb vergnüglich nachgeahmte Belletristik vor hundert Jahren erinnert.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Die unerschrockene Insel. Sommerbuch aus Hiddensee. Von Wilhelm Schmidtbonn. München 1925, Drei Masken Verlag. 201 S.

Vertell! Vertell! Schwänke und Schnurren. Neu erzählt von Otto Ernst. Hannover und Leipzig 1925, Paul Steegemann. 166 S.

Das erstere ein freundliches Sommer- und Ferienbuch, das man am Strande der Ostsee zwischen Wachen und Traum gern liest, weil die Fülle der Gesichte und Bilder, dargestellt in einer melodienreichen Sprache, noch über das Lesen hinaus lebendig bleibt. Wer im Reiche deutscher Kunst und Künstler zu Hause ist, wird das Kapitel „Die große Burg" mit besonderer Freude an sich vorübergleiten lassen.

Otto Ernst kommt mit gröberem Geschütz, und darum ist es begreiflich, daß er in einer Vorrede die derbe Art der Leute von der Wasserkante charakterisiert und dem Leser klarmacht, daß die Ungeniertheiten und Grobheiten des volkstümlichen Dialogs sich durch den alltäglichen Gebrauch abgeschliffen hätten und nicht so gemeint seien, wie sie dastehen. Er weist dabei hin auf das Rollwagenbüchlein, Paulis „Schimpf und Ernst", Grimmelshausens Simplizianische Schriften, Eulenspiegel und auf Fr. Th. Vischers bekannten Ausspruch über die literarische Berechtigung der Zote. Wer sich derartig auf diese Schnurren und Schwänke von der Wasserkante, die sicherlich eine Art Bilderbuch der niederdeutschen Seele sind, einstellt, wird gewiß dem Autor glauben, wenn er sagt, er habe bei der Abfassung so etwas wie ein künstlerisches Vergnügen empfunden, und wird selbst an diesen seit undenk-

lichen Zeiten im Volksmunde umgehenden und darum auch natürlich nicht neuen Derbheiten Freude haben.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Unsere Erzähler. Reihen deutscher Dichtergaben unserer Zeit, herausgegeben von Walter Hamberger. Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 1. Reihe, 1. Gabe: Gottes rechte Gunst. Geschichten vom Wandern und Reisen. Von Otto Ernst. 119 S. 2. Gabe: Und irgendwas für mich! Von Felicitas Rose. 127 S. 3. Gabe: Der Deutsche. Bilder alter Not. Von Hugo v. Waldeyer-Hartz. 128 S. 4. Gabe: Das Gastgeschenk. Erzählungen. Von Friedrich Lienhard. 125 S. Preis geb. je M. 2,50.

Schon wieder eine neue Novellenreihe – eine recht hübsch (ob aber auch haltbar?) aufgemachte. Und da redet man so viel von der eingeschrumpften Unternehmungslust des deutschen Verlags! Mit Otto Ernst kann man sich da am leichtesten anfreunden, wo er uns in sein Kinderland geleitet. Sein Witz ist unerschöpflich, wenn auch der den Kleinen in den Mund gelegte nicht immer echt ist. Leider fühlt er sich verpflichtet, seiner frohen Laune immer wieder eine gehörige Dosis von Sentimentalität und Lehrhaftigkeit zu untermengen, was nicht die angenehmste Mischung ergibt. Felicitas Rose ist dagegen klug genug, in ihren Erzählungen auf jede das Gegenteil bewirkende Anstrengung zu verzichten. Sie will nur unterhalten, und das gelingt ihr; sie weiß nett und munter zu erzählen und ist um artige Einkleidungen nicht verlegen. Ihre Psychologie ist freilich mitunter etwas gewagt, und mit der Verliebung und Verlobung geht es bei ihr in verblüffendem Sturmschritt. Etwas naiv gibt sich Waldeyer-Hartz in seiner flott dahingleitenden Geschichte von einem typisierten Deutschen, der in der Fremde das Glück sucht, um es sich schließlich unter Schrecken in der Heimat zu erobern. Im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs? Die Geschehnisse sind weder zeitlich noch örtlich bestimmt und das Kulturhistorische ist zum rein Abenteuerlichen verflüchtigt. Der Bauer und gemeine Mann bedient sich unterschiedslos der Ausdrucksweise des Gebildeten von heute. Der Autor sollte sich ein wenig in Kolbenheyers Schule begeben. Über Friedrich Lienhards Gabe braucht nichts bemerkt zu werden, weil sie aus seiner bekannten Geschichtensammlung „Der Einsiedler und sein Volk" entlehnt ist.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Der Engel mit den Eselsohren. Roman. Von Otto Rung. Deutsch von Erwin Magnus. Hamburg 1925, Gebr. Enoch. 342 S. M. 4,50 (6,50).

Hätt' ich einen Bücherladen, so möcht' ich mich davor stellen, in die Trompete blasen und den Herbeiströmenden zurufen: Hereinspaziert, lieben Leute, hereinspaziert! Hier ist für wenige Mark zu haben das entzückendste Buch. Spannend wie die bunten Hefte unserer Jungenstage, klug und weise wie die liebe alte Erde selbst, lustig, daß euch die Tränen kommen, und der Schmerz so heimlich, daß ihr glaubt, es geht ums eigene Herz. Denkt euch: da ist ein Findelkind, nie kommt's heraus, wer Vater, wer Mutter ist. Heut hat er die, morgen den, alle sind flüchtig, niemand liebt ihn, wie's noch der Ärmste kennen lernt. Und er ist reich, er lebt in üppigen Häusern, die Menschen um ihn sind Originale, und wenn andere erst zu lernen beginnen, ist er schon weise vom Herumgestoßenwerden und Geduldetsein. Er sieht aus wie ein Engel, das stimmt; aber daß er Eselsohren hat, ist gewiß nicht wahr. Er ist so begabt, daß keiner weiß, was mit ihm anfangen. Er ist zuerst ein Wunderkind, dann ein Wunderjüngling. Alle verlieben sich in ihn, reife, schöne, kluge Frauen. Und ihrer Beste muß er dann verlassen, weil er ein Mann werden will. In Paris geschieht das, mitten in einem Tanzlokal, in dem die nicht mehr jungen Frauen ihren jungen Geliebten das feinste Souper auffahren lassen und sich dann in ihren Armen wiegen und schieben – aber sie müssen ihnen noch jeden Tanz extra bezahlen ... Das ganze Buch ist nicht verschwiegen und zurückhaltend, aber von diesem Ballhaus geht ein schwüler Dunst, der schaurig scharf die Seele beißt. Dort erwacht unser ahnungsloser Engel, er sieht sich im Zerrspiegel, entstellt: aber so sehen ihn die anderen. Da heißt es, auf sich bedacht sein. Und er verläßt Carltonhotel und Luxusauto, die Geliebte in Pelz und Spitze, die L-Züge und die Villa in Kopenhagen – und geht ins nackte, harte Mannesleben, zu den armen, demütigen, hilflosen Mädchen, zu den ernsten und doch so schön lachenden Kameraden. – Ein Stück bunte Welt, ihr Leute, ein ganzes, großes, saftiges Stück blutwarmen Lebens, eine Handvoll sprechender, atmender, fühlbarer Menschen für ein paar Mark. Er ist ein ganzer Kerl, dieser Otto Rung! Er sieht nicht nur nach allen Windrichtungen und findet dort Stoffe für seine Romanmärchen; er sieht auch nach oben und unten und in Dimensionen, die man nur kennen lernt, wenn man ihm folgt. Jedes Buch von ihm ist anders, aus anderer Welt, aus anderer Stimmung. Von jedem glaubt man, das sei das entzückendste. Und da der „Engel mit den Eselsohren" das vorläufig letzte ist, so glaubt mir: es gibt kein spannenderes, aufregenderes, klügeres und bewegenderes. Hartherzige werden weinen lernen und die Törichten klug werden. – Hereinspaziert! Kauft, lest, kauft Otto Rung!

Berlin — Kurt Münzer

Kinder der Zukunft. Novellen und Erzählungen. Von Martin Andersen Nexö. Berlin 1925, J. H. W. Dietz Nachfolger. 184 S.

In dem Rot, dem die Menschen dieses Buchs angehören, und in dem ihnen die Zukunft morgendlich erglänzen soll, prangt der schöne und kultivierte Band, und in der erlesenen klaren Ungerfraktur sind diese Geschichten von Elend und Schmutz und Proletariat gesetzt. Dennoch keine Stilwidrigkeit. Der Däne schreibt eine kultivierte Sprache und komponiert künstlerisch. Auch Rembrandts „Geschlachtetes Schwein" ist in einem Silberrahmen nur angemessen aufgehoben.

Wir kennen diese Novellen schon alle, man las sie hier und da, wohl auch in früheren Sammelbänden. Daß diese Darstellung des ärmsten Proletariats fast erquickt, liegt an dem strahlenden Humor, der sie oft überglänzt, an der Liebesfülle, die man allenthalben spürt. Nur Erlebnis kann so knapp und überzeugend aufgezeichnet werden. Es ist nirgends Platz für leeres Fabulieren, für behagliches Schildern. Die Prägnanz der Erzählung, ihre Sachlichkeit, ihre reine Selbstverständlichkeit geben ihr das seltene, lebendige Wesen.

Andersens Mutter verkaufte in Kopenhagen Obst und Fisch vom Wagen, sein Vater war Pflasterer, er selbst trug, ein Kind, Zeitungen aus und verkaufte gesammelten Abfall. Von Schule war nicht viel die Rede für den kleinen Mann. Und heute können wir alle von ihm lernen! Er war Knecht, Schuhmacher, Maurer und „studierte Lehrer" inzwischen ... Er war krank bis auf den Tod und wanderte zwei Jahre in Italien und Spanien. Und dann erst kam das bitterste Leid: schreiben müssen vom Erlebnis und

daheim. Nur Bücher, die so zur Selbstbefreiung geschrieben werden, können so befreiend und reinigend wirken. Es ist nur Not in ihnen, und doch stärken sie den Lesenden. Geheimnis der Dichtung. Denn dieser Strudel des Lebens: wenn er den Ergriffenen nicht verschlingt, muß er ihn als Dichter wieder ausspeien.

Berlin — Kurt Münzer

Der heiligen Brigitta Pilgerfahrt. Von Werner v. Heidenstam. Deutsch von Ilse Meyer-Lüne. München 1925, Albert Langen. 185 S. M. 3,50 (6,–).

Man möchte fragen, was uns die so breit erzählte Legende einer Heiligen des 14. Jahrhunderts angeht. Aber das Buch beantwortet die Frage zu unserer Beschämung, indem es uns ergreift, uns rührt, demütigt und erhebt. Der Lebenslauf dieser stolzen und frommen, strengen und holden Frau, die durch ihre wunderbare Selbstbezwingung ihre ganze Umwelt mitbezwingt, nur durch Beispiel wirkend, wird uns wie zu einer persönlichen Angelegenheit. Das Mysterium dieser Seele wird offenes Geheimnis, das seinen göttlichen Glanz bis in unser Herz strahlt. Wie tief aus Erlebnis muß Heidenstam diese Gestalt geholt und wie innig ihr Schicksal erfühlt haben! Ein Schattenbild alter Chronik ist Fleisch und Blut und mehr: wirkender Geist geworden. Ich kann mir wohl denken, daß ein (wahrhaft Andachts-)Buch wie dieses Menschen verwandeln, bekehren, Gott weihen könnte. Es sollte Brevier in betenden Händen werden. — Wir haben schönste Bücher von Heidenstam, alle haben etwas von der innigen Schlichtheit der Legende, haben die Frömmigkeit wahren Menschentums; diese Legende selbst hat die Vollendung ihrer Gestaltung gefunden durch Dichtertum. Man hätte es wissen müssen, ehe man ängstlich das Buch begann: der Dichter kann sich nicht verleugnen; und wo der andere versagt, strahlt er am herrlichsten auf.

Berlin — Kurt Münzer

Dramatisches

Klaus Michel. Dramatische Dichtung in fünf Akten. Von Hans Franck. Leipzig 1926, H. Haessel. 311 S.

Durch diese Dichtung, die im Herbst 1914 begonnen und im Sommer 1925 beendet wurde, hallt und zittert die Erschütterung des deutschen Volkes von 1880 bis zum Niedergang. Sie ist das Lebensbekenntnis eines Idealisten, dessen Glaube an die Welt stärker ist als das schmerzvolle Welterlebnis im Chaos unserer Tage. Um nichts weniger geht es als um die deutsche Seele, besser die deutsche Entseelung der letzten Jahrzehnte. Klaus Michel — der Titel deutet aufs Wesen — ist der deutsche Mensch, der, von materialistischer Welt- und Lebensauffassung getragen, dem aufblühenden Industrialismus verfällt, der sich selbst in Sittenlosigkeit und Schuld verstrickt und erst durch Umstellung des Erlebens zur Läuterung und inneren Einkehr gelangt. Klaus Michel ist, darüber hinaus, Symbol für den Dualismus des menschlichen Seins, im Spiegelbild unserer Generation gesehen: für den Dualismus zwischen Geist und Materie, zwischen Erdverbundenheit und Entwurzelung, zwischen Sehnsucht nach den Sternen und sklavischer Erniedrigung, zwischen Himmel und Hölle.

Klaus Michel, Sohn eines bäuerlichen Geschlechts, in dem vom Vater her geistige Entfesselung spukt, löst sich von der heimatlichen Scholle, um sein Ich zu erjagen. Aber auch er mißversteht das Peer Gyntische „Sei du selbst!" im Sinne des rücksichtslosen Individualismus und demütigt sich vor einem Götzenbild seines Ichs, nicht vor dem Gott im Menschen. Er hat den bedingungslosen Glauben an die Allmächtigkeit des Willens, er verspielt sich nicht, er will nur das sein, was er mit bäuerlicher Zähigkeit erarbeitet, und er findet durch die Medizin, die materialistischste Wissenschaft unserer Tage, den Weg zur Geltung und zum Ruhm. Aber sein Tatmenschentum wird Erd- und Gottesverachtung, menschliche Sehnsucht wird zur Hure erniedrigt. Zwei Frauen kreuzen und begleiten seinen Weg: die eine naives Weibtum in nur dienender Hingabe, die andere reifes Frauentum mit befreiter und befreiender Seele.

Ein umgekehrter „Brand", überspannt Klaus die Realität und entfernt sich von dem Ideal, weil er das Leben im sinnlichen Erleben auszuschöpfen meint. An der Leiche des Vaters dämmert ihm erstes Bewußtsein von der falschen Richtung seiner Bahn, doch erst die Mahnung gespenstischer Wegegeister leitet ihn zur harrenden Geliebten, führt ihn zur Heimkehr in sich selbst. Da bricht der Weltkrieg aus, und der Individualist, der die Liebe zum Ich der Frau als Opfer dargebracht hat, gibt im Felde Blut und Selbst hin für die ideal-gläubige Jugend, für die Gemeinschaft zukunftweisenden Menschentums.

Im Gemeinschaftstode findet die Tragik des dualistischen Menschen ihre Lösung. Aber weil er den Dualismus des Seins gestalten will, weil ihm das Zeiterleben der letzten Jahre nicht Negation, sondern Bejahung des Seins bedeutet, läßt Franck Klaus Michels Söhne, Kinder der beiden Frauen, aus dem Kriege in die Erdverwurzelung zurückkehren, die Klaus selbst zu Beginn seiner Bahn freventlich zerrissen hat. Hier läuft ein Riß durch den dichterischen Organismus, den Franck nicht ganz überbrücken konnte: ein Riß zwischen ethischem Bekenntnis und künstlerischem Erlebnis. Geht doch mit der Schlußszene die Führung der Idee vom Vater auf die Söhne über, durch deren Heimkehr der zeitideelle Inhalt erst voll ausgedeutet wird. Den kämpferischen Dualismus des Seins löst eine, dem dramatischen Sinn widersprechende, Umstellung des Erlebens ab, die nicht Gegenpol der Handlung ist. So tritt an Stelle der individuellen Symbolisierung des Zeiterlebens plötzlich und unvermittelt das Weltgeschehen selbst als überindividuelle und letzte Lösung bringende Gewalt. Noch einmal drängt sich, in schwächerer Form, aus dichterischem Hintergrund die erdrückende Nähe zeitlichen Geschehens vor, wenn einer der Söhne zum Führer vaterlandsliebender Wandervögel gemacht wird. Ewigmenschliches erhält so Ausdruck in der Gebundenheit. Beide Male verschmilzt auch der Wille zum Ethos nicht zur formalen Einheit mit der dichterischen Gestaltung.

Um so stärker glüht sonst diese Einheit von Geistigkeit und Erlebnisfülle. Selten ist die Tragik unseres Zeitalters von so umfassender Höhe gesehen, selten ist die Erschütterung unserer Generation so zum dichterischen Urquell geleitet. Aus tiefsten Tiefen dramatischer und lyrischer Gestaltung ringen und türmen sich Szenen auf, gestrafft und gesteigert; mit kühner, aber immer gezügelter Kraft wird das Inferno des menschlichen Lebens enthüllt. Die Bilder auf der Waldwiese, vor dem Schulhause im verschneiten Gebirge und die Szene der Wegegeister bringen Gipfelpunkte der Dichtung und des dichterischen Schaffens. Daneben dehnen sich freilich auch einige Breiten und Leeren, so die Testamentseröffnung oder Yelles Gespräch mit dem Buddhageist. Nicht immer vermochte zehnjähriger Kampf um ein Drama,

das in den Grund der Menschheitseele greift, über Ruhepausen hinwegzureißen. Es bleibt trotzdem erlebnisstarke und geistesklare, männliche und bejahende Dichtung, die, von einzelnen konstruktiven Versen abgesehen, den ganzen Umkreis von der Realität des Alltags bis zur visionären Phantastik in eine Fülle wechselnder Rhythmen spannt.
Wo ist das Theater, das sich dieses kraftgeborenen Werkes annimmt? Ein Rotstift, der Breiten konzentriert, der nicht unsicher und ängstlich vor der Verantwortung zittert, kann die Bühne einer überzeitlichen Zeitdichtung öffnen, die Bedeutsames zu sagen weiß.

Halle (Saale) — Edgar Groß

Vaterländische Spiele. Herausgegeben von Leo Weismantel. Frankfurt a. M., Verlag des Bühnenvolksbundes. 245 S. M. 4,—.

In derselben Ausstattung und nach den gleichen Gesichtspunkten, wie Leo Weismantel eine, hier besprochene, Auswahl der Poccikomödien herausgegeben und für den Spielgebrauch mit praktischen Hinweisen versehen hat, liegt auch ein Bändchen „Vaterländische Spiele", von ihm zusammengestellt, vor. Man wird sich der Erneuerung dieser, teilweise sehr frei bearbeiteten, Marionetten- und Schattenspiele freuen dürfen, weil sie, weniger bekannt und schwerer zugänglich als etwa Pocci, in der Mehrzahl alte Sagen und Volkstradition der Jugend nahe bringen können. (Vgl. darüber auch das „Vorwort".) Die zwei letzten Stücke „Der Totengräber von Feldberg" von Justinus Kerner und „Der Ring" passen eigentlich nicht so ganz in den durch den Titel geschlossenen Zusammenhang; immerhin wird in unserer Zeit der Technik und Luftbeherrschung das erstgenannte Spiel dadurch noch besonders interessieren, daß es das Ringen des Menschen mit dem Dädalusproblem darstellt und — vor vielen Dezennien begreiflicherweise — die Hilfe dunkler Mächte dabei voraussetzt. „Der Ring" ist die weit ausholende Dramatisierung einer schaurig-dämonischen Ballade Friedrich Hebbels, der Leo Weismantel in der Umdichtung eine neue mystische Wendung gegeben hat. Daß dieses als Marionetten- oder Schattenspiel darzustellende Gleichnis von den Triebkräften im Menschen bei der Aufführung gerade auch reifere Hörer packen könnte, ist wohl denkbar.

Frankfurt a. M. — Georg Schott

Literaturwissenschaftliches

Thomas Mann. Sein Leben und sein Werk. Von Arthur Eloesser. Berlin 1925, S. Fischer. 207 S.

Über Thomas Manns Leben und Werk hat Thomas Mann selbst sich so oft und so aufschlußreich ausgesprochen, daß ein Biograph des Dichters um so eher in Verlegenheit geraten kann, je näher er sich ihm verbunden fühlt. Die Art, wie Thomas Mann der kritischen Erfassung seiner menschlichen und schriftstellerischen Persönlichkeit vorgearbeitet hat, ist von der Selbsteinschätzung Gutzkows oder Heines oder Hebbels oder Georges durchaus verschieden. Auch wer Manns Bekenntnisse und Wertungen nicht vorbehaltlos annimmt, kann nicht bestreiten, daß er wichtige Erkenntnishilfen geschaffen hat, deren Bedeutsamkeit durch Nachahmung und Mißverständnis, auch durch Mißbrauch nicht in Frage gestellt werden kann. Die Aussagen Thomas Manns über seine eigene Existenz können kaum überboten und ganz gewiß nicht umgangen werden. Sie können in Einzelheiten Korrekturen erfahren oder anders begründet werden; aber niemand wird ernsthaft behaupten dürfen, daß Thomas Mann seine eigene Legende geschaffen hat, wie das bei den Selbstdeutungen vieler anderer Dichter von Rang und Ruf der Fall ist.
Auch die Biographie, die Arthur Eloesser zu Thomas Manns 50. Geburtstag hat erscheinen lassen, ist keine legendarische Geschichtsschreibung, trotzdem Eloesser sie als Vertrauensmann des Dichters, man darf wohl auch hinzufügen des Verlegers, verfaßt hat. Das Buch hat alle Vorteile einer offiziösen Darstellung, ohne einen ihrer Mängel. Es ist mit interessanten Bildern aus Thomas Manns Familienbesitz ausgestattet, der Verfasser hat seinen Helden in vertrauten Gesprächen befragen können und Auskünfte erhalten, die er mit Umsicht verwertet hat. Das Buch ist mit Lust und Liebe, aber auch mit Laune und Freiheit geschrieben. Die Anerkennung des Dichters ist mit Feingefühl und Entschiedenheit ausgesprochen und begründet. Wenn Eloesser das Selbstzeugnis Thomas Manns bestätigt, verzichtet er nicht auf selbständige Auseinandersetzung mit der Problematik, die den Dichter bedrängt und inspiriert hat. Er erschöpft seine Kritik nicht in der Nachprüfung und seine Anerkennung nicht im Wiederholen Mannscher Formulierungen. Der Kritiker, der Thomas Manns literarische Anfänge mit respektvoller Unabhängigkeit gewürdigt hat, darf es sich gestatten, als Kollege und als Verehrer zu sprechen, ohne daß seine Herzlichkeit unter seinem Verantwortungsgefühl litte und ohne daß die Unbefangenheit der Darstellung beeinträchtigt würde. Mit leichter Hand und unaufdringlicher Eleganz hat Eloesser die zeitgeschichtlichen und psychologischen Voraussetzungen für Manns Künstlertum entwickelt und den persönlichen Einsatz des Dichters in Tendenz und Gestaltung analysiert.
Das Buch Eloessers unterscheidet sich von anderen Dichterbiographien auch durch die Tatsache, daß der Darsteller einige Jahre älter ist als der Dargestellte. Eloesser hat die Geschichte der Zeit und der Dichtung, in deren Rahmen er Thomas Mann stellt, in einer anderen, aber nicht wesensverschiedenen Haltung erlebt, er stand in einem ähnlichen Spannungsverhältnis wie der Dichter, dessen Hauptzug in der kritischen Beobachtung gesehen werden darf. Er hat den gleichen Sinn für Sachlichkeit, und die Erfahrungen seines eigenen Lebens geben seiner literarischen Kritik ihren substantiellen Gehalt und ihre seelische Weite.

Berlin — Hugo Bieber

Gegen Shaw. Eine Streitschrift. Von Herbert Eulenberg. Mit einer Shaw-Parodie des Verfassers. Dresden 1925, Carl Reißner. 77 S.

Kommen mußte der Tag ... Bernard Shaws Vorherrschaft auf deutschen Bühnen mag heimische Dramatiker, die umsonst Einlaß begehren, zum Widerstand reizen. „Die maßlose Überschätzung dieses Clowns, den unsinnige Gefolgschaft zum Künstler der Gegenwart (gemeint ist wohl: zum meistgespielten Autor) heraufbegünstigt hat, ist Anlaß und Berechtigung für diese Streitschrift gewesen." Kein Zweifel: Herbert Eulenberg meint es ehrlich mit seinem Kampf wider den irischen Minotauros, der die fettesten deutschen Tantiemen verschlingt. Dem rheinischen Poeten ist die „Entthronung der Romantik" durch den „nüchternsten Nüchterling" ein Schmerz und ein Ärgernis. Aber er macht von dem Vorrecht des Pamphletisten: verblendet zu sein, übertriebenen Gebrauch. Er schüttet das Kind mit dem Bade aus. Läßt nun wirklich kein gutes Haar mehr an Shaw. Mutzt ihm sogar manches auf, wofür er gar nicht verant-

wortlich ist (wie etwa den geschwollenen Untertitel der „Heiligen Johanna"). Pathetische Welt- und Menschenbetrachtung befehdet eine systemvoll entpathetisierte, Romantik rempelt den Rationalismus. Eulenberg argumentiert: Was muß Cäsar für ein Kerl gewesen sein, dieser Gaius Julius, „dem zu Ehren die gebildete Welt (wieso nur die gebildete?) noch heute einen Monat im Jahr nennt". Shaws Standpunkt könnte sein: Was ist Cäsar vielleicht für ein Knote gewesen, obwohl noch heut ein Monat im Jahr ihm zu Ehren heißt. Der Fortschritt des Denkens liegt gewiß nicht bei der ersten Auffassung. David mit der blauen Blume im Knopfloch glaubt, durch sein kindliches Gemüt allein den Riesen Goliath erlegen zu können; aber dieser Goliath leidet nicht an Hirnatrophie, sondern an Hirnhypertrophie, und der Glaube seines Angreifers ist bisweilen mehr kindisch als kindlich. So bringt man keinesfalls den „aufgeblähten Modeschriftsteller" zur Strecke. Kommen wird der Tag von selbst mit der Zeit.

Die „Streitschrift" soll noch ihre besondere Würze durch zwei divertimenti erhalten, deren eines Shaws Methode der Heldenverkleinerung am Beispiel Alexanders des Großen parodiert, deren anderes ihn eine klägliche Figur spielen läßt, als er bei seinem Einzug in die elysäischen Gefilde von den echten Berühmtheiten geschnitten wird. Dem Verfasser der „Schattenbilder" ist für diese Begegnung mit den großen Schatten nichts Schlagendes eingefallen. Shaw zu bekämpfen mag ein Verdienst sein; ihn so zu bekämpfen ist es nicht.

Berlin — Max Meyerfeld

Die französische Literatur der Gegenwart 1870/1924. Von Otto Forst-Battaglia. Wiesbaden 1925, Dioskurenverlag. 443 S.

René Lalous hier vor zwei Jahren ausführlich angezeigte und seither mehrfach zitierte „Histoire de la littérature française de 1870 à nos jours" ist bisher das einzige, brauchbare Handbuch der neueren französischen Literaturgeschichte. Ihr sollten schon im Jahre 1923 mehrere deutsche Arbeiten folgen. Sie lassen bis heute noch auf sich warten; vielleicht aus dem Grunde, weil Lalou sein Thema mit bewundernswerter Meisterschaft bewältigt hat. Er ist Außenseiter: kein Spezialist der französischen Literaturforschung, sondern Anglist, Gymnasiallehrer in Paris, kein Literat, der in allen Cafés zu Hause ist, in allen literarischen Kapellen ein- und ausgeht, sondern ein stiller, einsamer Arbeiter, der nach seinem persönlichen Instinkt auswählte und komponierte. Nun hat ein zweiter Außenseiter sich des gleichen Themas bemächtigt, ein Mann, dessen Spezialgebiet die Genealogie ist und der, wie schon sein Name sagt, zwischen den Völkern steht. Er bezeichnet sich selbst als Gast in der deutschen Literatur, bittet höflich um Nachsicht und tritt in sympathischer Bescheidenheit auf. Es wird ihn kaum kränken, wenn ich hier ausspreche, daß er nicht das gleiche Format wie René Lalou hat, daß sich gelegentlich in seinem Stil fremdsprachige Wendungen finden. Er hat das Buch seines französischen Vorläufers mit Verständnis gelesen, sich von ihm und anderen führenden Kritikern anregen lassen und beweist selbst ein sicheres Urteil, guten Geschmack und die Gabe, klar und übersichtlich zu komponieren. Obwohl er kein Deutscher ist, so ist er doch keineswegs ein blinder Verehrer der Franzosen. Der Satz: „Kein Franzose, auch nicht Barbusse, hat sein eigenes Nest mit Schmutz bedeckt wie der Deutsche Stilgebauer" ist bezeichnend; es ist gut, daß ein Ausländer einmal so etwas ausspricht; und wir sollten es uns merken; es bleibt — gerade auch vor diesem Satz — bedauerlich, daß der Verfasser sein Manuskript vor Drucklegung nicht stilistisch von einem deutschen Schriftsteller durchsehen ließ.

Otto Forst-Battaglia hat seinem Buch einen breiten Unterbau gegeben. Einleitend spricht er von der Rassenmischung des französischen Volks, merkt an, daß drei Semiten: Bergson, Suarès, Porto-Riche an führender, fünfzehn an zweiter Stelle stehen, weist auf den germanischen Einfluß hin und stellt fest, daß die meisten Autoren aus Bürgerkreisen stammen und daß die Leser sich aus den gleichen Schichten rekrutieren. In knappem Umriß gibt er einen ideologischen Unterbau für die Literatur der Gegenwart, skizziert das Erbe der Vergangenheit, die traditionalistischen Kräfte, die romantischen Neigungen und reiht die führenden Philosophen auf. Es folgt eine Charakteristik des Dramas: das Ideen- und Thesendrama, das Unterhaltungsstück. Die Prosa wird geteilt in: Der idealistische Roman, der Salon- und der Milieuroman, der exotische, regionalistische, psychologische Roman. Dem psychologischen Roman ist ein breiterer Raum gewidmet; hier tritt das führende Geschlecht der Gegenwart auf. Der Abschnitt über Lyrik ist historisch geordnet: Der Parnaß, der Neuklassizismus, Romantik und Neuromantik, der Symbolismus, der Unanimismus, der Dadaismus und Superrealismus. Die chronologische Übersicht der Hauptwerke ist brauchbar, das Literaturverzeichnis, das zwar das Wesentliche namhaft macht, ist etwas dünn geraten. Alles in allem ist diese anspruchslose Literaturgeschichte ein brauchbares Handbuch, das jedem ermöglicht, einen Überblick zu gewinnen und sich unter der mannigfaltigen Fülle von Autoren zurechtzufinden. Es ist etwas beschämend, daß wir uns ein solches Werk von einem Ausländer bescheren lassen müssen.

Berlin — Otto Grautoff

Briefwechsel. Von J. G. Fichte. Kritische Gesamtausgabe, gesammelt und herausgegeben von Hans Schulz. Leipzig 1925, H. Haessel. 2 Bände. IX u. 619 u. 638 S.

Langgehegte Hoffnungen und Wünsche der Fichte-Forschung hat Hans Schulz mit dieser kritischen Gesamtausgabe des Fichteschen Briefwechsels erfüllt. Liebe zur Sache, geschulte Umsicht und philologische Sorgfalt haben mit diesen beiden umfänglichen Bänden ein monumentales Quellenwerk für das Studium Fichtes und darüber hinaus für Kenntnis und Verständnis der Zeit des philosophischen Idealismus in Deutschland überhaupt geschaffen. Außer der für unsere heutige Kenntnis des Materials vollständigen Sammlung der Briefe im engeren Sinn bringt Schulz in zeitlicher Einreihung mehrere den eigentlichen Briefbestand willkommen ergänzende Dokumente, so Fichtes gelegentliche Tagebuchaufzeichnungen, öffentliche Erklärungen, darunter auch Kants berühmte Ablehnung der „Wissenschaftslehre", Stammbuchblätter u. ä. Zum erstenmal spricht hier der ganze Fichte zu uns in seiner unmittelbaren Menschlichkeit. Es ist keine beschauliche Lektüre, in der wir geruhsam erbauliche Einkehr bei der Vergangenheit halten. Die Atmosphäre um Fichte ist von seinem ersten Auftreten an bis zum Ende mit Spannungen geladen, die den Leser in ihren Bann zwingen, zu Parteinahme und Widerspruch reizen. Die Grazien haben diesen Briefwechsel nicht wie so viele andere der gleichen Zeit überleuchtet, um so gegenwärtiger drängt sich die streitbare Lebensenergie des gewaltigen und gewaltsamen Mannes dem Heutigen auf. Seine Rückwirkung auf die Zeitgenossen hat der Herausgeber bereits in dem 1923

erschienenen Werk: „Fichte in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen" dokumentarisch beleuchtet. Es wurde hier (L. E. XXVI, 329) ausführlich gewürdigt. Beide Werke verbunden bieten einen zuverlässigen und überaus fesselnden Führer zu Fichtes Menschentum und — Menschlichkeit. – Für das Sachregister wäre eine Berücksichtigung der wesentlichen philosophischen und weltanschaulichen Gesichtspunkte wünschenswert gewesen.

Halle Wolfgang Liepe

Briefe an Cotta. Das Zeitalter Goethes und Napoleons 1794—1815. Herausgegeben von Maria Fehling. Stuttgart 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung. 542 S.

Die Archive großer Verlagshäuser bilden für die Forscher der Geistesgeschichte einer Nation stets eine wertvolle Fundgrube. In dem Schriftwechsel zwischen den Verlegern und den Autoren spiegeln sich, wie kaum in anderen Dokumenten, die geistigen Strömungen eines Zeitalters wider. Wenn auch der Endzweck des Briefwechsels zwischen Verleger und Autor derselbe ist wie der eines sonstigen kaufmännischen Briefwechsels, nämlich ein Geschäft, so ist der Verkehr zwischen Verleger und Autor doch ein ganz anderer, ein persönlich innigerer. Autor und Verleger stehen gewöhnlich in engstem Kontakt mit dem Geistesleben ihrer Zeit, und so ist es auch leicht erklärlich, daß die geistigen Strömungen in solchem Briefverkehr ihren Niederschlag finden.

J. G. Cotta, der, erst 23jährig, im Jahre 1787 die väterliche Buchhandlung in Tübingen übernommen und diese 1810 nach Stuttgart verlegt hatte, stand mit den Größten seiner Zeit nicht nur in geschäftlicher, sondern auch in engster persönlicher Beziehung. Er galt als der unbestrittene Fürst des deutschen Buchhandels. Aus den nun der Öffentlichkeit übergebenen Briefen an ihn geht hervor, daß Cotta seinen Autoren nicht nur Verleger, sondern auch treuer Freund und Berater war. Schiller und Goethe, die Brüder Schlegel, Fichte und Schelling, Jean Paul und viele andere sind mit Cotta jahrelang in regem Briefwechsel gestanden. Die wichtigsten dieser Briefe hat Maria Fehling in dem vorliegenden Bande vereinigt. Die Auswahl wäre aber unvollständig, wenn die Herausgeberin nicht auch eine Anzahl Briefe mit aufgenommen hätte, die zeigen, daß Cotta auch mit den politischen Führern seiner Zeit in enger Fühlung gestanden hat. Die Briefe von Posselt, Massenbach, Böttiger und anderen werfen interessante Streiflichter auf die bewegte Zeit des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Die vorliegende Sammlung umfaßt das Zeitalter Goethes und Napoleons 1794 bis 1815.

Frankfurt a. M. Stefan Wangart

Friedrich Hölderlin. Von Wilhelm Michel. Weimar, Erich Lichtenstein. 139 S.

Wilhelm Michel, dem Former sehr wertvoller dichterischer Essays, gehört das beinahe historische Verdienst zu, als einer der Ersten die Gestalt Hölderlins nicht literarhistorisch, sondern heroisch gesehen zu haben. Einige seiner Aufsätze bereiteten das Bildnis vor, wie es heute eine gewisse allgemeine Geltung gewonnen hat, Hölderlin als die gesteigerte poetische Natur, den Künder, den Seher. Hier nun versucht Michel zusammenfassend die geistesgeschichtliche Stellung Hölderlins zu fixieren, für mein Empfinden sehr richtig, wenn auch angefärbt von einer gewissen Undeutlichkeit der Umschränkung: etwas in Hölderlin lockt ja gefährlich, ihn, den Hymniker durchaus hymnisch darzustellen und seine reale Gestalt in Mythos zu verwandeln. Heute nun, da die elementare Bedeutung Hölderlins für den deutschen Geist bereits unverlierbares Besitztum der ganzen Nation geworden ist, scheint mir kritische Durchlichtung des Problems schon wieder wichtiger als musikalische Paraphrasierung, eine ganz sachliche und endgültige Biographie bedeutend notwendiger als die immer wieder neue Umdichtung seines Dichterischen. Doch sei dies hier bloß im Sinne zeitlicher Anmerkung gesagt, nicht aber als Einschränkung der außerordentlich schönen, nirgends phrasenhaften, immer die höchste geistige Linie einhaltenden Darstellung, die uns Wilhelm Michel gegeben hat und die getrost den Anspruch erheben kann, als Abschluß einer Epoche der Deutung und Einfühlung zu gelten.

Salzburg Stefan Zweig

Goethes Egmont auf der Bühne. Ein Handbuch der Regie. Von Eugen Kilian. München 1925, Georg Müller. 218 S.

Kurz vor seinem allzu jähen Tode hat Eugen Kilian dies Buch über Egmont veröffentlicht, das in seinem hohen künstlerischen Ernst, seiner warmherzigen Hingabe an das Kunstwerk und seiner Reife der Erfahrung und der Kenntnisse alle Vorzüge des begabten Bühnenmannes schmerzlich ins Gedächtnis ruft. Die einleitenden Kapitel handeln von den ersten Theaterschicksalen des Goetheschen „Egmont" und der heute mit Recht wohl allgemein preisgegebenen Schillerschen Bearbeitung, der gegenüber sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder das Original auf den größeren Bühnen durchsetzte. „Was an Anlage und Aufbau des Werks vom dramatischen und theatralischen Standpunkt aus als mangelhaft erscheinen mag, verschwindet gegenüber der Achtung vor dem Gesamtkunstwerk, das in seinem dichterischen Reiz durch jeden dramaturgischen Eingriff mehr oder minder geschädigt wird." Entsprechend dieser seiner grundsätzlichen Auffassung tritt Kilian für unbedingte Beibehaltung der Szenenfolge des Originals ein und will, unter Ablehnung „der heute vielfach beliebten Stilisierung" in der dekorativen Ausstattung den „sonnigen Charakter dieser heiteren Tragödie" gewahrt wissen. Die liebevolle Pietät, die er für die Dichtung fordert, hat auch für Beethovens Musik zu gelten: „Das Doppelwerk Goethe-Beethovens ist ein einzig dastehendes Denkmal unseres klassischen Kunstschatzes. Alle Einwände theoretischer und praktischer Art zersplittern an der ehernen Größe dieses Werkes." Der Hauptteil der Kilianschen Arbeit ist den Einzelheiten der Inszenierung und Darstellung gewidmet und wendet sich demnach in erster Linie an die Fachgenossen, an Spielleiter und Schauspieler. Aus der hier gebotenen eindringlichen Durcharbeitung des Stücks rechtfertigt sich der Untertitel „Ein Handbuch der Regie". In der Tat werden künftige Darsteller und Spielleiter des „Egmont", bei aller Achtung vor eigener Auffassung, nicht ohne großen Gewinn sich mit Kilians Buch beschäftigen. Manchem mag der strenge Dienst am Werk, der da gefordert und betätigt wird, unzeitgemäß erscheinen. Vielleicht hat Kilians erzwungene Muße in seinen letzten Lebensjahren es mit sich gebracht, daß er, über die notwendige Verurteilung bloßer Spielereien hinaus, dem Neuen, auch wo es Entwicklung bedeuten könnte, allzu mißtrauisch gegenübersteht. Gemäß seiner Anlage, für die seine nicht gewöhnliche Musikalität kennzeichnend ist, liegt seine Stärke meines Erachtens mehr in der dem Gehör als in der dem Gesicht zufallenden Bühnengestaltung — beides in einem weiteren und tieferen Sinn als dem üblichen verstanden. Schlechthin meisterhaft sind seine Analysen der Charak-

tere, seine Anweisungen zur Sprache, zur Stimmung, zum geistigen Stil.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Homers Odyssee. Die Wiederherstellung des ursprünglichen Epos von der Heimkehr des Odysseus. Nach dem Tageplan mit Beigaben über homerische Geographik und Kultur. Von Wilhelm Dörpfeld und Heinrich Rüter. 2 Bände. München 1925, Buchenau & Reichert. 335, 345 S.

Zahlreiche Zusätze und Kürzungen der bisher als homerisch geltenden Odyssee, wie sie in unzähligen Ausgaben verbreitet, bei uns klassisch von Voß und neuerdings von Th. v. Scheffer übersetzt ist, machten die vorliegende Prosa-Ausgabe zu einer Notwendigkeit für jene, die nach der ursprünglichen Gestalt Verlangen trugen. Ein so gründlicher Kenner der homerischen Welt wie Wilhelm Dörpfeld hat Autorität genug im ersten Band durch eine Reihe informierender Aufsätze die Meinungen, die bisher gang und gäbe waren, so ziemlich über den Haufen zu werfen. Den Weg, schreibt er „bietet uns der ursprüngliche Plan des Dichters, ein kunstvoll aufgebauter Tageplan, der aus dem überlieferten Epos in allen seinen Einzelheiten noch ermittelt werden kann und von uns in jahrzehntelanger Arbeit gewonnen wurde. In einigen Punkten mag er noch verbesserungsfähig sein, im allgemeinen und in seinen Hauptzügen halten wir ihn nach langer Prüfung für gesichert und unabänderlich". Tageplan nennen die Verfasser die Einteilung des Gedichts in zehn Tage, deren jedes einen Gesang umfaßt. Die einleitenden Aufsätze Dörpfelds füllen den ersten Band und geben ein gutes Bild der homerischen Zeit und ihrer Weltanschauung, wie es den Ausgrabungen und geographischen Verhältnissen entsprechend geformt werden konnte. Namentlich für den Kulturhistoriker läßt sich viel daraus lernen. Der zweite Band enthält Rüters Prosaübersetzung der — ich möchte sagen — „gereinigten" Odyssee und getrennt die Schilderung der Irrfahrten vor der Heimkehr. Liest man die wohlgebauten Sätze und läßt das Lied der Heimkehr also an sich vorüberziehen, so erscheint die Theorie des hier durchgeführten Tageplans durchaus verständlich. Gewiß läßt sich vom philologischen Standpunkt manches dagegen sagen — ich nehme es jedenfalls an —, vom historisch-philosophischen Standpunkt aus möchte ich keinen Einwand vorbringen. Den Freunden der homerischen Dichtung ist eine reiche Gabe gebracht, und wenn der Streit von Dichter und Gedicht auch nicht mehr, wie im 18. Jahrhundert, vordringlich ist, so gibt es doch weite Kreise, die im griechischen Denken wurzeln und alles, was sich darauf bezieht, mit Interesse empfangen.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Die spanisch-amerikanische Literatur in ihren Hauptströmungen. Von M. L. Wagner. Leipzig 1924, B. G. Teubner. 81 S.

Dieses Büchlein stellt wohl den ersten deutschen Versuch dar, das schöngeistige Schaffen Hispanoamerikas als Ganzes zu umreißen. Man kann sagen, daß dies auf dem geringen, dem Verfasser hierfür zur Verfügung stehenden Raum gelungen ist. Man erhält Einblick in Entstehung und Entwicklung, Ideenwelt, Haupttendenzen, und lernt auch vielfach die wichtigsten Vertreter kennen. Freilich, an gründlichen Vorstudien herrschte niemals Mangel; in Spanien sowohl wie in Frankreich, ja selbst England und Nordamerika sind grundlegende Werke zum „kreolischen" Schrifttum erschienen. Neu und etwas gewagt ist der Vorgang, anstatt die Darstellung nach einzelnen Ländern, also in mehr oder minder geschlossenen Literaturgebieten zu geben, sie nach großen Allgemeinideen zu verknüpfen, die an sich allerdings aus den Zeittendenzen sich oft leicht ergeben, und, sofern sie europäischen Ursprungs sind, meist verspätet in Südamerika sich geltend machten, gewöhnlich erst, wenn sie in der Alten Welt schon abgewirtschaftet hatten. — Besonders eingehend gedacht wird der älteren Literatur. Man vernimmt da von den Nachahmern Ariosts, des Gongorismus, des Klassizismus und der Romantik. Vornehmlich Argentinien, wo eine „Gauchodichtung" entstand, Bolivien, Uruguay, Chile und Mexiko pflegten mit Glück letztere Tendenz. Die neuere Zeit sah Nachahmer des Naturalismus und Realismus in Roman und Erzählung, der Parnassiens, Symbolisten und Dekadenten in der Poesie. Ruben Dario, der große Nikaraguaer, schuf sich seinen eigenen Stil, der als „Rubendarismo" die gesamte, bis dahin verknöcherte spanische Lyrik regenerierte. In Opposition trat dem der „Criollismo" entgegen, als dessen namhaftester Wortführer der geniale Peruaner José Santos Chocano, ein wuchtiger Lyriker, erscheint. Leider fehlt in dem Büchlein manch bedeutender Name.

Wien — Martin Brussot

Verschiedenes

Der Kampf um Asien. Von Hans Rohde. Erster Band: Der Kampf um Orient und Islam. Mit zwölf Karten. Zweiter Band: Der Kampf um Ostasien und den Stillen Ozean. Mit fünfzehn Karten. Stuttgart-Berlin 1924 und 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 270 u. 368 S. Geb. M. 16,—.

Seinem Typus nach steht dies vortreffliche Buch etwa zwischen Franz Stuhlmanns „Kampf um Arabien" (Hamburgische Forschungen, Erstes Heft, 1916), das unmittelbar vor dem Falle Kut el Amaras ausgedruckt ward, und dem hauptsächlich Südostasien behandelnden Werke „Zur Geopolitik der Selbst-Bestimmung" von Karl Haushofer und Jos. März (1923; seit kurzem im Verlage von Kurt Vowinckel). Das will sagen: es ergänzt und verallgemeinert Stuhlmanns ausgezeichnetes Buch, das nur Südwestasien im Auge hatte, rein territorial, da es panasiatisch nicht bloß Englands säkulare Bestrebungen um Behauptung seiner indischen Vormachtstellung und seine innige Verquickung mit allen Machtfragen des Islams behandelt (Band I), sondern sich in dem zweiten Band auch dem fernen Osten und den Anstrengungen Japans um seine Vormachtstellung im Stillen Ozean widmet. Anderseits erzählt es nicht nur, sondern berücksichtigt stets auch die von Friedrich Ratzel und seiner Schule geprägten politisch-geographischen Theorien oder, besser: Ewigkeits-Destillate aus einer Fülle anscheinend zufälliger und vorübergehender Erscheinungen. Man kann infolgedessen diesen „Rohde" einen „angewandten Kjellén" nennen. Daß diese seit kurzem über ein eigenes Organ, die „Zeitschrift für Geopolitik", verfügende Richtung die gegenwärtige Ohnmacht Deutschlands nach außen benutzt, um unsere außenpolitisch Interessierten und Veranlagten mit nachdenksamen Stoffen zu versorgen, ist ohne Zweifel sehr gut. Gerade weil wir zur Zeit in diesen Dingen praktisch zu feiern gezwungen sind, sollen wir uns die nötigen theoretischen Vorkenntnisse verschaffen, damit, wenn sich das Blättchen gewandt haben wird, nicht wieder wie vor und in dem Kriege schwer reparierbare Schnitzer begangen werden. Denn es ist sicher

richtig, was Rohde am Schlusse des ersten Bandes sagt, daß die völkerzerstörenden Gewaltpläne der Ententemächte im Orient (schon jetzt!) gescheitert seien, weil sie gegen die von der Natur gegebenen Gesetze verstießen. Daher werde auch der Vertrag von Lausanne nicht von langer Dauer sein. Ist das aber der Fall (woran kein vernünftiger Brite zweifelt), so gilt es, „für den Tag" gerüstet zu sein. Bereit sein ist alles. Wie stark übrigens die asiatischen Machtfragen auch im sogenannten „Frieden" sogar die mitteleuropäischen Probleme beeinflußt, das haben wir zu unserem Leidwesen an Hand sehr trauriger Erfahrungen in Schlesien kennen gelernt; Rohde tat recht daran, fortgesetzt darauf hinzuweisen.

Das erste Drittel des ersten Bands ist eine Art Auftakt zum Ganzen: es setzt die einstigen Beziehungen Großbritanniens zum Orient und infolgedessen zu Frankreich, Rußland und zu Deutschland (Bagdadbahn) auseinander. Die nächsten 50 Seiten sind — wie die Seiten 126—200 des zweiten Bands — den orientalischen Ereignissen des Weltkrieges vorbehalten, wobei das Schwergewicht auf die einander kreuzenden Aufteilungs-Geheimverträge und den Frieden von Sèvres gelegt wird. Von besonderem Wert ist schließlich das dritte Kapitel beider Bände, weil darin über die noch nirgends in solcher Ausführlichkeit dargebotene Geschichte der jüngsten Versuche Groß-Griechenlands, in Vorderasien Fuß zu fassen, den Frieden von Lausanne und die Washingtoner Abrüstungskonferenz berichtet wird. Wer jemals genötigt war, aus Zeitungsnachrichten heraus zeitgenössische Geschichte zu schreiben, weiß, was für eine Mühe und Ausdauer das kostet. Dabei bleibt jedoch, wie schon betont, der Verfasser niemals im Alltagsstoffe stecken, sondern er stellt ihn immer in das Licht des allgemeinen Geschehens. Welche Literaturkenntnis aber dies Verfahren voraussetzt, das ermißt nur, wer etwa die früheren Jahrgänge der „Marine-Rundschau" daraufhin vornimmt oder z. B. die von Jos. März verzeichneten Quellen zu seinem Abschnitt „Der Indische Ozean" (a. a. O., S. 380 ff.) überschlägt. Leider verzichtet Rohde auf jeden Literaturnachweis und jedes Register. Wir Deutschen sind trotzdem mit diesem Zweibänder um ein Werk reicher geworden, das die geopolitischen Probleme West- und Ostasiens, die türkischen wie die japanischen, die britischen und nordamerikanischen wie die russischen Ansprüche und Interessen umfassend klarstellt.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Der Kampf um die Weichsel. Untersuchungen zur Geschichte des polnischen Korridors. Unter Mitwirkung von W. Geisler, H. Hübner, K. J. Kaufmann, W. La Baume, M. Laubert, F. Lorentz, W. Millack herausgegeben von Erich Keyser. Mit einer Nationalitätenkarte des Weichsellandes [von Walter Geisler] und 3 Kartenskizzen. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. VII, 178 S.

Ohne Zweifel gedacht als Gegenstück zum „Kampf um den Rhein", jener besten Schrift aus der riesigen Millenniumsliteratur über die Rheinprovinz. Doch hier im Osten setzt es einstweilen noch keine Jubelfeiern; hier herrscht noch harter Kampf. Ob er durch Locarno auf eine aussichtsvolle Bahn gelenkt ist? Quien sabe, sagt der Spanier. Jedenfalls: das Kampfziel ist da. Es lautet rund und nett: „Es gibt keinen polnischen Korridor." Das will sagen: er ist künstlich gemacht unter Vergewaltigung der natürlichen und der völkischen Voraussetzungen. Diesen Nachweis liefern in systematischem Aufbau zehn Abhandlungen. Ihre Themen sind: Landschaft (Geisler), Frühgeschichte (La Baume), Siedlungen in Pommerellen (Keyser), Kaschuben (Lorentz), Westpreußen und Polen von der „Inkorporation" von 1454 bis zur ersten polnischen Teilung im Jahre 1772 (Kaufmann), Westpreußen um 1750 (Hübner), Friedrich der Große und Westpreußen (Millack; ein besonders dankbarer Vorwurf), Westpreußen im 19. Jahrhundert (Laubert; sehr gut), Weichselkorridor vor und nach dem Weltkriege (Keyser), natürliche Landschaften des Weichsellands (Geisler). In der Quellenübersicht vermisse ich u. a. Franz Tetzners „Slawen in Deutschland" (1902) mit seinem besonders netten Kaschubenkapitel und die Sprachenkampfschriften des vormaligen preußischen Staatsanwalts Ludwig Trampe. Auch Joachims prächtige Monographie über Domhardt hätte wohl genannt werden können.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Geschichte Rußlands. Von W. Kliutschewskij. Herausgegeben von Friedrich Braun und Reinhold v. Walter. Dritter Band. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt; Berlin, Obelisk-Verlag. IV + IV + 400 S. In Ganzleinen M. 12,—.

Indem ich mir nach dem Erscheinen des vierten Bandes eine ausführlichere Schlußwürdigung des Werkes ausdrücklich vorbehalte, sei heute nur festgestellt, daß der dritte Band lediglich die Zeit von rund 1600 bis zum Aufkommen Peters des Großen umfaßt. Kliutschewskij deutet dieses 17. Jahrhundert als den Anfang von Rußlands „neuer Zeit" — entgegen anderen, die letztere erst von Peter an datieren und die ersten Romanows als bloßen Auftakt dazu meist sehr stiefmütterlich behandeln. Gerade dadurch, daß das Zeitalter von Feodor Iwanowitsch bis auf Sophia Alexejewna (1584—1689) von Kliutschewskij mit besonderer Sorgfalt und Liebe geschildert ist, gewinnen wir wertvolle Kenntnisse über eine Menge Einzelvorgänge und Einrichtungen, die sich für die Folgezeit als sehr wichtig erweisen. Die Hauptsache ist wohl das Eindringen des westeuropäischen Einflusses und der unzulängliche Versuch, ihn abzuwehren.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Briefe aus Ostasien. Von Joseph Maria v. Radowitz. Herausgegeben von Hajo Holborn. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 8°, 124 S.

Der Botschafter Josef Maria v. Radowitz, dessen „Aufzeichnungen und Erinnerungen" bereits im selben Verlag erschienen sind, gehört zu den hervorragendsten Vertretern der deutschen Diplomatie aus der großen Zeit des Reiches. Auch die hier vorliegenden Briefe zeigen ihn von der besten Seite. Sein Urteil ist erstaunlich richtig und in seiner Klarheit und Sachlichkeit überzeugend. Man muß dabei bedenken, daß damals — die Briefe stammen aus den Jahren 1862—1864 und schildern die Einrichtung der deutschen diplomatischen Vertretungen in China und Japan — Ostasien für uns noch absolute terra incognita war. Prüft man seine Schilderungen etwa an den Erinnerungen seines damaligen Begleiters v. Brandt (33 Jahre in Ostasien) nach, so tritt ihre Anschaulichkeit und lebendige Frische noch deutlicher hervor. Das Ganze liest sich wie eine spannende Historie und steht keiner Reisebeschreibung nach. Besser kann man gar nicht in die ostasiatischen Dinge eingeführt werden. Vieles hat auch für die Gegenwart noch hervorragende Bedeutung; so etwa die Bemerkungen über die beginnende Hetze gegen Preußen-Deutschland aus Anlaß des dänischen Krieges von 1864. Wir wünschen dem Buch recht viele Leser.

Leipzig G. Menz

Nachrichten

Todesnachrichten. Hermann Ritter ist am 28. Oktober in Köln aus dem Leben geschieden. Er war am 18. März 1864 als Sohn eines Artilleriefeldwebels in Köln geboren worden, hatte zunächst die Volks-, dann die Rektoratsschule besucht, war in das Lehrerseminar in Dillenburg eingetreten und hatte dann längere Zeit, bis zum Jahre 1904, da ihn ein nervöses Kopfleiden zum Rücktritt zwang, als Lehrer gewirkt. Ritter hat sich später in mannigfachen Redakteurstellen bewährt. Seine eigentliche Bedeutung aber ruht in der Schilderung rheinischer Landschaft, die er für den Verlag Fontane & Co. in dem großen Serienwerk „Deutsche Erde" durchgeführt hat und die ihm den Beinamen „Der rheinische Fontane" eingetragen hat. Die Serie Rheinlandschaftsschilderungen eröffnete er 1912 mit dem Werk „Jülicher Landschaft", dem nach zwei Jahren „Rheinisches Grenzland" folgte. Ein weiterer Band „Moselland" und zwei Bände „Herzogtum Berg" liegen im Manuskript vor. Von größeren Arbeiten Ritters bleiben noch zu nennen: „Von der Höhe", „Berg und Tal", „Trierer Skizzen", „Deutscher Wein", „Wanderungen in Eifel und Ardennen".

Franz Wißberger, der als Chefredakteur der „Berliner Zeitung" in journalistischen Kreisen nicht gewöhnliches Ansehn genossen hatte, hat sich am 3. November in Schöneiche bei Friedrichshagen durch Gasvergiftung das Leben genommen.

Eugen Sierke, lange Jahre hindurch Chefredakteur der „Braunschweigischen Landeszeitung", ist nach einer Meldung vom 22. November gestorben, kurz nachdem er seinen 80. Geburtstag feiern konnte.

Erwin Steinitzer, Chefredakteur des „Frankfurter Generalanzeigers", und durch journalistische Tätigkeit über sein eigenes Blatt hinaus bekannt, ist am 19. November im 42. Lebensjahr einer Lungenembolie erlegen.

Wilhelm Widmann ist im Alter von 68 Jahren nach einer Meldung vom 30. Oktober in Stuttgart gestorben. Von Geburt Franke, hatte er in Württemberg festen Fuß gefaßt und sich besonders durch Arbeiten zur Theatergeschichte bekanntgegeben.

Carolina Michaelis de Vasconcellos ist nach einer Meldung vom 18. November im Alter von 75 Jahren in Porto gestorben. Sie war Vertreterin der deutschen Sprache und Literaturwissenschaft an der Universität Coimbra gewesen, hatte die Geschichte der portugiesischen Literatur in Gröbers Grundriß der romanischen Sprachen verfaßt und war 1893 von der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg i. B. zum Ehrendoktor ernannt worden.

Stefan Zeromski ist am 20. November, im Alter von 61 Jahren, einem langen Lungenleiden erlegen. Er war in Strawczyn, Bezirk Kielce, geboren, besuchte das russische Gymnasium in Kielce, bezog hierauf die Universität Warschau, mußte aber infolge kränklicher Konstitution das Universitätsstudium aufgeben und auf dem Lande Aufenthalt nehmen. Als Privatlehrer kam er weit herum, Land und Leute kennen lernend. Hierauf begab er sich in die Schweiz, wo er sich vier Jahre (1892—1896) aufhielt. Von dort aus machte er Reisen nach Italien, Deutschland und Frankreich. Seit 1896 verweilte er winters in Warschau, sommers in Zakopane, wo er Heilung für seine Lunge suchte. Auf dem Gebiete polnischer Prosa war Zeromski der bedeutendste Vertreter der Gegenwart. Und das sowohl wegen der Fülle und Tiefe der Probleme, die er in seinen Novellen und Romanen mit männlichem Freimut behandelte, als auch wegen des hohen Ethos, von dem sie durchtränkt sind, vollends wegen der Schönheit und des Reichtums der Sprache, die er mit einer seltenen Meisterschaft beherrschte. Tiefe Einsicht in die menschliche Seele, weiter Ausblick in die Welt und edles, verstehendes Menschentum sind die Hauptmerkmale seiner Bücher, die den Heimlosen und Unterdrückten das Wort reden. (Vgl. L. E. XXVIII, 49.) Von seinen zahlreichen Werken sind: „Obdachlose", „Asche", „Seewind" zu nennen. (H. St.)

Wladislaw Reymont ist nach einer Meldung vom 5. Dezember im Alter von 57 Jahren in Warschau einer Lungenentzündung erlegen. Seinen Weltruhm verdankte er seinem großen Prosaepos „Die polnischen Bauern", das im Jahre 1924 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde und sich durch elementare Kraft der Gestaltung und Erdverwachsenheit der geschilderten Menschen zu bleibender Bedeutung erhebt. Ein älterer Roman von Reymont, der gleichfalls ins Deutsche übertragen worden ist, „Lodz, das gelobte Land" erweist in Reymont die Fähigkeit zarter psychologischer Schilderung und eigenartiger Auffassung der sozialen Frage. Als schwächer gilt sein späterer Roman „Vampyr".

José Trullás, ein vielseitiger Schriftsteller, verschied in Madrid Ende August.

Manuel Moyrón starb Ende September in Madrid.

José Texeira Cardoso, ein hervorragender brasilianischer Schriftsteller, starb Anfang Oktober.

Ricardo Gans y Cantor, ein Mann von ungemeiner Popularität in Kreisen der Schriftsteller und Buchdrucker, verschied in Madrid Mitte Oktober im Alter von 76 Jahren. Von deutscher Herkunft, war er in noch jungen Jahren nach Spanien gelangt. Hier gründete er die erste zeitgemäße Druckanstalt. Schriftsteller, Verleger und Druckereibesitzer gaben dem allseits geschätzten, um das Schrifttum verdienten Manne das letzte Geleit. (M. B.)

* * *

Der Kleist-Preis für 1925 ist von Paul Fechter dem Dramatiker Carl Zuckmayer für sein Lustspiel „Der fröhliche Weinberg" zuerkannt worden. In dem begründenden Gutachten heißt es:

„Ich habe das bisherige Schaffen dieses Autors scharf ablehnen müssen, weil es für mein Gefühl vollkommen im Blassen, Blutlosen, durchaus Literarischen verblieb. Ich fühle mich verpflichtet, gerade dieses Stück und diesen Autor herauszuheben, weil Zuckmayer in dieser Komödie der Durchbruch ins Wirkliche, und zwar ins lebendig, nicht artistisch Wirkliche gelungen ist, der mir heute für das Theater eine der entscheidenden Forderungen zu sein scheint. Ich verkenne keineswegs die Schwächen, die auch diesem Lustspiel noch anhaften, sehe durchaus die Punkte und Gestalten, bei denen Zuckmayer sich noch von der Wirklichkeit fernhält und bei der literarischen Karikatur verbleibt. In dem Ganzen aber steckt soviel saftige, lebendige und fröhliche Wirklichkeit, soviel unliterarisches Leben, daß ich die Komödie, gerade weil ihr im Werk des Verfassers soviel unmögliche Literatur vorausging, doppelt als Verheißung empfinde. Jemand,

der imstande war, sich soweit aus bisherigen Bindungen der eigenen Person und Arbeit zu befreien, daß er nach ‚Pankraz‘ und „Kreuzweg‘ dieses Stück schreiben konnte, wird am Ende Vitalität genug besitzen, die Reste falscher Literatur, die ihm noch anhaften, ebenfalls über Bord zu werfen und mit weiteren und kräftigeren Bekenntnissen zu den Traurigkeiten und Lächerlichkeiten unseres Daseins anderen mit gutem Beispiel voranzugehen. In diesem Drama steht ein Stück heller Wirklichkeit, stehen kräftige lebendige Menschen, die zugleich Rollen für Schauspieler sind, lebendig da; man erlebt mit kräftigem Behagen ein Stück der deutschen Welt und freut sich, daß dieses gerade die rheinische Welt ist, die hier einmal unromantisch und unliterarisch aus ihrer Wirklichkeit gestaltet ist. Ich nehme die Komödie nicht als Vollendung, aber ich nehme sie als Verheißung; ich stehe nicht an, zu bekennen, daß ich sie Zuckmayer nach seinen bisherigen Arbeiten nicht zugetraut hätte." — Von Autoren erzählender Literatur wird Hans Grimm, vor allem um seiner Olewagensage willen, einer ehrenvollen Erwähnung wert befunden.

Der Verlag L. Staackmann G. m. b. H., Leipzig, hat ein literarisches Preisausschreiben erlassen, in dem Preise im Werte von Mk. 7500,— ausgesetzt worden sind. Die Bedingungen finden sich in dem Verlags-Almanach „Taschenbuch für Bücherfreunde".

R. L. Prager, Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften, Charlottenburg, Kantstr. 27, erläßt in Gemeinschaft mit der „Weltbühne" ein Preis-Ausschreiben für einen Aufsatz über das Thema: „Die Stellung des Publikums zur modernen deutschen Literatur". Preisrichter: Siegfried Jacobsohn. Nähere Bedingungen durch die Buchhandlung R. L. Prager.

In dem Preis-Ausschreiben des „Hamburger Fremdenblatts" und der „Münchner Neuesten Nachrichten" für einen Roman unter Aussetzung von 100 000 M. ist der Entscheidungstermin auf den 20. Januar 1926 verlegt worden.

Rudyard Kipling ist von der Königlichen Gesellschaft für Literatur (England) die Goldene Medaille verliehen worden.

Hauptmanns Drama „Einsame Menschen" ist zur Aufführung im „International-Play-House" in Neuyork, „Der weiße Heiland" zur Aufführung in London erworben worden.

Die Compania Alda Borelli hat den bisherigen stellvertretenden Direktor der münchener Kammerspiele, Rudolf Frank, mit ihrer künstlerischen Leitung und Gesamtregie betraut. Frank wird mit der bekannten italienischen Truppe deutsche, italienische, russische und französische Stücke inszenieren. Auf seinem Spielplan stehen u. a. Stefan Zweigs „Verwandelter Komödiant" und Bruno Franks „Weib auf dem Tier", sowie die Uraufführungen von L. M. Lobinas „Roland von Ronceval" und neue Bühnenwerke von S. Lopez, R. de San Secondo und Gabriele d'Annunzio. Gespielt wird drei Monate in Mailand, zwei Monate in Rom und einen Monat in Venedig, daran schließt sich eine Tournee durch Südamerika.

Dem Literarhistoriker der berliner Technischen Hochschule, Professor Oehlke, der 1920 nach Peking und 1924 nach Tokio berufen wurde, ist auf besonderen Wunsch der japanischen Regierung die Verlängerung seines Staatsurlaubs bis zum 1. April 1926 gewährt worden.

Natalie Crane, vor einigen Wochen zwölf Jahre alt geworden, ist als Mitglied der englischen Vereinigung von Autoren und Bühnenschriftstellern auf Grund ihres Romans „The Janitors Boy" und ihrer Gedichtsammlung „Lava Lane" zugelassen worden.

Juegos florales wurden im September in Badajoz (Fregenal de la Sierra) und Oviedo gefeiert. Bei ersterem erhielt Antonio Calderón den Ehrenpreis für seine Dichtung „Espejo de mujeres". In Oviedo wurden die Dichter César Cifuentes, Miguel de Castro, Ramón Santamarina und Carlos Garcia Rosales preisgekrönt.

Der bekannte Erzähler Artemio Precioso, der in seinem Roman „El légamo de la tragedia" ein Verbrechen zum Vorwurf genommen, das vor Jahresfrist in der Kirche San Ginés sich abspielte, wurde von der Mutter des dabei getöteten jungen Mädchens auf Schmähung verklagt, weil dieser darin Lasterhaftigkeit und ähnliche unschöne Charakterzüge zugeschrieben werden. Das madrider Gericht verurteilte Precioso, mit einer ebenso originellen wie interessanten Begründung, zu einer beträchtlichen Geldentschädigung an die schwergekränkten Angehörigen des Opfers. (M. B.)

* * *

Der Magistrat von Wiesbaden hat aus Anlaß des 70. Geburtstages von Josef von Lauff beschlossen, eine Straße nach dem beliebten Schriftsteller zu benennen.

Anläßlich des 100. Todestages Jean Pauls ist in Koburg eine Jean-Paul-Straße geschaffen worden.

Der hundertjährige Todestag von Jean Paul hat zur Gründung einer Jean-Paul-Gesellschaft geführt, die bezweckt: 1. Liebe und Verständnis für den Dichter und seine Werke in möglichst weiten Kreisen zu wecken durch Verbreitung volkstümlicher billiger Ausgaben, durch Vorlesungen aus den Werken, durch Vorträge und regelmäßige Veröffentlichungen, die das Eindringen seines Geistes in die deutsche Gedankenwelt und den Zusammenschluß der Mitglieder untereinander zu fördern geeignet sind; 2. der wissenschaftlichen Erforschung der Persönlichkeit des Dichters, seiner Werke und seines Wirkens, insbesondere auch durch Förderung einer historisch-kritischen Gesamtausgabe seiner Werke zu dienen. Als Jahresbeitrag wurden M. 6,— festgesetzt.

Der badische Staat hat dem deutschen Scheffel-Bund (Karlsruhe) zur Errichtung eines Scheffel-Museums Raum im ehemaligen Residenzschloß zur Verfügung gestellt. Das Museum soll am 100. Geburtstag von Scheffel, am 16. Februar 1926, eröffnet werden.

Auf der Wartburg wurde eine Walter-Flex-Gedächtnisstiftung gegründet, die einen Porphyr-Gedenkstein nach Entwurf von Professor Hosäus auf dem der Wartburg gegenüber liegenden Breitengescheid zu errichten und den Ort zu einer Wallfahrtsstätte deutscher Jugend zu machen beabsichtigt. Das Grab auf der Insel Ösel soll in besondere Hut genommen werden.

Ein Romain-Rolland-Archiv ist von Emil Roniger in Weinfelden (Schweiz), Quellenstraße, gegründet worden.

Dem Barden der Provence, Mistral, wurden Mitte September in Cassis zwei Gedenktafeln mit Versen aus „Calendal" enthüllt, eine am Bahnhof, die andere am Gemeindehaus. Mistrals Witwe und die namhaftesten „Felibres" nahmen an der Feierlichkeit teil.

El Toboso, die fiktive Heimat der „Dulcinea", errichtet ein Cervantes-Denkmal.

Zalamea feierte Mitte September die durch Calderóns „Alcalden von Zalamea" zu Weltruf gelangte Gestalt des

Pedro Crespo. Am Gemeindehaus wurde eine Gedenktafel enthüllt.

Oviedo wird den Dichter Clarin (Leopoldo Alas) demnächst durch ein Denkmal ehren. (M. B.)

Tolstoj-Jubiläum. Am 28. August 1928 steht die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstags Lew Nikolajewitsch Tolstojs bevor, und dieses Jubiläum ist bereits jetzt von der Sowjetregierung zur Nationalfeier bestimmt worden. In Verbindung damit stehen projektierte Erweiterungen der diversen Tolstoj-Museen und sonstigen Gründungen, welche den Namen des großen Dichters tragen. In erster Reihe jedoch kommt hier die seitens des russischen Staatsverlags, Moskau, jetzt in Angriff genommene, kritisch gesichtete Gesamtausgabe des vollständigen schriftstellerischen Werkes Tolstojs in Betracht, worüber soeben mit dessen Erben ein Vertrag abgeschlossen worden ist. — Die Ausgabe, für die dem genannten Verlag seitens der Sowjetregierung eine Subvention von 500 000 Rubel zugesichert ist, ist auf 91 Bände berechnet und zerfällt in zwei Hauptteile, von denen der erste das Schaffen Tolstojs bis 1880, der zweite die Periode von 1880 bis 1910 umfassen soll. Die Vorarbeiten für die erste Serie sind bereits seit Jahren im Gange, ja zum Teil schon zu Ende geführt, da sich bereits 1918 zu diesem Zweck eine Schriftsteller-Genossenschaft gebildet hatte, an deren Spitze die Erben Tolstojs — Alexandra Lwowna T., Ssergej Lwowitsch T. und Tatjana Lwowna Ssuchotina — standen. Eine zahlreiche Gruppe namhafter russischer Literarhistoriker, wie W. J. Sresnjewskij, P. N. Ssakubin, A. E. Grusinskij, W. F. Ssawodnik, M. A. Ziawlowskij und andere, nebst den bekannten Tolstoj-Biographen P. J. Birjukoff und N. N. Gussieff befaßte sich mit der Sichtung des ganzen Nachlasses Tolstojs, sowie mit kritischer Durchsicht sämtlicher Originalmanuskripte, und die Früchte dieser gemeinsamen Arbeit dienen nunmehr als Basis für die neue Gesamtausgabe. Von bisher unveröffentlichten Werken werden darin erscheinen: ein abgeschlossenes fünfaktiges Lustspiel aus den sechziger Jahren „Die angesteckte Familie“, die unvollendete Erzählung „Die Christnacht“, „Märchen von Warjenka“, „Jugend-Tagebuch“, ferner Varianten zu „Anna Karenina“, „Krieg und Frieden“, sowie die Briefe Tolstojs aus dieser Epoche. Zu erwähnen ist noch ein von Sresnjewskij zusammengestellter, möglichst detaillierter biographischer Abriß des ganzen Wirkens und Schaffens Tolstojs. — Die zweite Hälfte der Ausgabe wird sämtliche religiös-philosophischen und belletristischen Schriften von 1880 bis zum Todesjahr, sowie die noch nicht publizierten Tagebücher enthalten, wozu noch die Briefe aus diesen Jahren, besonders die umfangreiche Korrespondenz mit W. S. Tschertkoff, kommen. Letzterer fungiert, laut ausdrücklichem Wunsch Tolstojs, als Hauptredaktor der Gesamtausgabe, doch unter Aufsicht eines speziellen Redaktionskomitees, bestehend aus dem Kommissar für Volksaufklärung, A. W. Lunatscharskij, dem Direktor des russischen Staatsverlags, G. J. Brojdo, und W. G. Bortsch-Brujewitsch. (P. E.)

* * *

Die Ausfuhr deutscher Bücher zeigt von dem Jahr 1913 bis 1924 einen Rückgang von fast 60 Prozent (91 379 Doppelzentner gegen 39 364), woran die wissenschaftliche Literatur den Hauptteil zu tragen hat. Im Gegensatz dazu hat sich die Ausfuhr Frankreichs im Jahre 1924 gegen 1923 verdoppelt.

In Frankreich sind kürzlich (Voss. Ztg. 522) von folgenden deutschen Literaturwerken Übersetzungen erschienen: Hölderlin, „Sechs Gedichte an Diotima“, Rainer Maria Rilke, „Auswahl seiner Gedichte“, Thomas Mann, „Tonio Kröger“, „Der Tod in Venedig“, Franz Werfel, „Der Gerichtstag“, „Der Weltfreund“, Fritz v. Unruh, „Verdun“, „Das neue Reich“, Georg Kaiser, „Der Brand im Opernhaus“, Bernhard Kellermann, „Der Schiffbrüchige“, Heinrich Mann, Abschnitte aus dem „Kopf“, des weiteren Arbeiten von Graf Keyserling, Stefan Zweig, Artur Schnitzler, Sigm. Freud. Jean Paul-Übersetzungen sind in Aussicht genommen.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Amelangs-Taschenbücherei. Nr. 7. Rudolf Hans Bartsch, Nur ein Lied. Der Ritt in die Ewigkeit. Zwei Novellen. 92 S. — 8. Franz Langheinrich, Käthchen Schönkopf. Erzählung aus Goethes leipziger Studentenzeit. 128 S. — 9. Charlotte Niese, Er und Sie und andere Novellen. 95 S. — 10. Adda v. Kügelgen, Xenia. Einer wahren Begebenheit nacherzählt. 96 S. — 11. Karl Adolf Mayer, Amor in Biedermeier. Eine empfindsame Geschichte aus dem alten Wien. 94 S. — 12. Julius Kühn, Thüringer Skizzenbuch. 5. Aufl. 79 S. — Leipzig 1925, Koehler & Amelang.

Batzer, Maria. Im grünen Wagen. Von ausgezupften Reseten, einer Glocke, einem Kasperle, einer Rose, einem Brunnen, einem Amsellied, von Puppen, lauter kleinen Dingen und ein paar Menschen. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. 294 S. Geb. M. 5,50.

Becker, Michel. Die neue Stadt. Roman. Breslau 1926, Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H. 189 S.

Betsch, Roland. Benedikt Patzenberger. Aus der Komödie seines Lebens. Roman in 3 Büchern. 12.—15. Tausend. München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 436 S. M. 5,50 (7,50).

Blunck, Hans Friedrich. Streit mit den Göttern. Die Geschichte Welands des Fliegers. München 1925, Georg Müller. 283 S.

Bonin, E. von. Söhne. Roman. Stuttgart-Berlin 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 234 S.

Corrinth, Curt. Grauen. Ein pariser Roman. Berlin 1926, Werk-Verlag. 170 S. Geb. M. 3,70.

Delmont, Joseph. Die Stadt unter dem Meere. Leipzig 1925, Fr. Wilh. Grunow. 431 S.

Der heitere Bücherschrank. I. Roda Roda erzählt. 119 S. — II. Fritz Müller-Partenkirchen, Aufrichtigkeiten. 168 S. — III. Karl Ettlinger, Der Bub muß einmal seine Prügel haben. 95 S. — IV. Richard Rieß,

Marion. Das Buch vom Kinde. 171 S. — V. Hans Bachwitz, Bibimatz. Lebenskarambolagen eines Schlehmils. 142 S. – VI. Julius Kreis, Lustige Geschichten. 149 S. – München 1925, Braun & Schneider. Geb. je M. 3 –.

Der Rosenstock. Bücherei zeitgenössischer Erzählkunst: Bd. 1. Felix Braun, Der Schneeregenbogen. 87 S. — 2. Robert Corwegh, Der Menschenbildner. 123 S. — 3. Hans Franck, Das Seil. 53 S. — 4. Ernst Hengstenberg, Stella. 48 S. — 5. Ernst Hengstenberg, Die Sphinx. 98 S. — 6. Dorothea Hollatz, Das Unmögliche. 93 S. – 7. Maria Regina Jünemann, Der Thespiskarren. 96 S. — 8. Willibald Köhler, Antäus. 56 S. — 9. Herta Pohl, Vom alten Schlag. 102 S. — 10. Hans Roselieb, Der phantastische Bau. 87 S. — 11. Hans Roselieb, Der Wettkampf. 89 S. — 12. Werner v. d. Schulenburg, Könige. 67 S. — 14. Friedrich Castelle, Der Vogel Holdermund. 132 S. — 15. Heinrich Leis, Zwischen Traum und Tag. 116 S. — Hildesheim 1925, Franz Borgmeyer.

Die bunte Reihe der deutschen Buchwerke: Fritz Bergmüller, Der Sperberhorst. Idyllen und Abenteuer aus dem Tierreich. 232 S. — Philipp Berges, Trümpfe. Aus dem Leben eines Weltkorrespondenten. 208 S. — Hans Kaboth, Die Kauzburg. Roman. Aus dem Tagebuch eines Freundes. 230 S. — Egon Frhr. v. Kapherr, Das Steppengespenst. Ein Buch von Menschen und Wölfen. 205 S. — Heinrich Zschalig, Die Märcheninsel. Märchen, Legenden u. a. Volksdichtungen von Capri. Nach mündlichen Mitteilungen. 239 S. — Dresden 1925, Verlag Deutsche Buchwerkstätten. Geb. je M. 5,50.

Dominik, Hans. John Workman, der Zeitungsboy. Eine Erzählung aus der amerikanischen Großindustrie. Mit 12 Bildern von Oswald Weise. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 392 S. Geb. M. 9,–.

Dreßler, Alfred. Zwei Wege. Roman. Halle a. S. 1925, Sonnemann-Verlag. 329 S. Geb. M. 4,–.

Federer, Heinrich. Regina Lob. Aus den Papieren eines Arztes. Erzählung. Berlin 1925, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 322 S.

Felder, Franz Michael. Nümmamüllers und das Schwarzokaspale. Mit Einführung von Wilh. Müller-Rüdersdorf. Berlin 1925, Martin Warneck. 239 S. Geb. M. 4,–.

Fendrich, Anton. Was ist des Deutschen Vaterland. Der Roman Deutschlands. Stuttgart 1925, Dieck & Co. 317 S. Geb. M. 7,50.

Fischer-Graz, Wilhelm. Das Licht im Schatten. Roman. München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet, K.-G. 339 S. M. 5,50 (7,50).

Fontane, Theodor. Gesamtausgabe der erzählenden Schriften in 9 Bänden. I. Reihe in 5 Bänden. II. Reihe in 4 Bänden. Mit einer Einleitung von Paul Schlenther. Anhang: Fontanes Persönlichkeit von Ernst Heilborn. Berlin 1925, S. Fischer. 643, 720, 637, 653, 504, 643, 572, 454, 514 S.

Franck, Hans. Meta Koggenpoord. Roman. Stuttgart-Heilbronn 1925, Walter Seifert. 536 S.

Frischauer, Paul. Dürer. Roman der deutschen Renaissance. Wien 1925, Paul Zsolnay. 381 S.

Gerhard, Adele. Pflüger. Roman. Leipzig 1925, Fr. Wilh. Grunow. 175 S.

Gorgone, Georg. Julia. Der Roman einer Leidenschaft. Wien 1925, Nikola-Verlag A.-G. 408 S. M. 5,50 (6,50).

Gotthelf, Jeremias. Kleinere Erzählungen. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen v. R. Hunziker. Bd. I/II. Erlenbach-Zürich 1925, Eugen Rentsch. 445, 460 S.

Grazie, Marie Eugenie delle. Die weißen Schmetterlinge von Clairvaux. Novelle. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. 167 S. Geb. M. 3,80.

Handel-Mazzetti, E. v. Deutsche Passion. Des Rosenwunders zweiter Teil. Ein deutscher Roman. München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 552 S. Geb. M. 8,–.

Hartung, Ernst. Jean Paul. Ein Lebensroman in Briefen mit geschichtlichen Verbindungen (Bücher der Rose). Ebenhausen bei München 1925, Wilhelm Langewiesche-Brandt. 473 S. Geb. M. 4,–.

Hassencamp, Herbert. Die Kußgeschichten des Philander. Freiburg i. B. 1925, J. Bielefelds Verlag. 96 S. M. 3,–.

Heine, Anselma. Der Zwergenring. Erzählung aus Goethes Jugendland. Berlin 1925, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 200 S.

Hirsch-Brunn, Helene. Das Grieblhaus. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. 170 S. Geb. M. 3.80.

Hirschfeld, Georg. Der Mann im Morgendämmer. Roman. Leipzig 1925, Philipp Reclam jr. 343 S.

Huch, Rudolf. Hans der Träumer. Roman. Leipzig 1925, Philipp Reclam jr. 373 S.

Huggenberger, Alfred. Die Frauen von Siebenacker. Roman. Leipzig 1925, L. Staackmann. 272 S. M. 4,– (6,–).

Hülsen, Hans von. Der Kelch und die Brüder. Roman. Leipzig 1925, Philipp Reclam jr. 363 S.

— Nickel List. Die Chronik eines Räubers. Leipzig 1925, Philipp Reclam jr. 296 S.

Inglin, Meinrad. Über den Wassern. Erzählung und Aufzeichnungen. Zürich-Leipzig 1925, Grethlein & Co. 102 S. Geb. M. 3,–.

Kellermann, Bernhard. Die Brüder Schellenberg. Roman. Berlin 1925, S. Fischer. 461 S. M. 5,– (7,–).

Küchler, Kurt. Sommerspuk. Eine heitere Geschichte. Hamburg 1925, Broschek & Co. 146 S. M. 2,50 (4,–).

Kunze, Wilhelm. Der Fischzug. Sieben Novellen. Rudolstadt 1925, Greifen-Verlag. 210 S. M. 3,50 (5,50).

Kutzleb, Hjalmar. Die Söhne der Weißgerberin. Mit Zeichnungen von A. Paul Weber. Berlin 1925, Grothesche Verlagsbuchhandlung. 333 S. M. 5,– (7,–).

Lapp, Adolf. Die Trift Gottes. Berlin 1925, J. M. Spaeth. 204 S. Geb. M. 6,–.

Leutz, Ilse. Mademoiselle Biche. Roman aus den Tagen des großen Königs. Berlin 1925, Brunnen-Verlag Karl Winckler. 258 S. M. 4,50 (6,50).

Lichey, Georg. Gottlieb. Die Geschichte eines einfältigen Menschen. Breslau 1925, Stein-Verlag. 71 S.

Lobsien, Wilhelm. Karsten Deichfahrer u. a. Novellen. Berlin 1925, Martin Warneck. 207 S. Geb. M. 4,50.

Lucka, Emil. Am Sternbrunnen. Roman. Leipzig 1925, Philipp Reclam jr. 300 S.

Mathar, Ludwig. Settchens Hut. Eine altfränkische, aber lustige Geschichte vom Venn. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. 157 S. Geb. M. 4,–.

Mittendorf-Wolff, Lotte. Carl Michael Bellmann. Die Geschichte einer Liebe. München 1925, Albert Langen. 129 S. M. 3,– (5,50).

Neurath, Karl. Der Klostermüller. Eine rheinische Geschichte. Varel i. O. 1925, Verlag „Am Kamin". 77 S.

Nora, A. De. Das Tal des Willens. Novellen. Leipzig 1925, L. Staackmann. 208 S. M. 3,– (5,–).

Nord, F. R. Der schwarze Kalpak. Roman aus Anatolien. München 1925, Drei Masken Verlag. 407 S.

Perkonig, Josef Friedrich. Dorf am Acker. Ländliche Novellen. München 1926, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 248 S. M. 4,– (6,–).

Rantzau, Adeline Gräfin zu. Karen Thieß u. a. Novellen. Berlin 1925, Martin Warneck. 321 S. Geb. M. 5,–.

Romane des XX. Jahrhunderts: Francis Carco, An Straßenecken. Erzählungen. Deutsch von Fred A. Angermayer. 217 S. — Alphonse de Châteaubriant, Schwarzes Land. Übers. von Rudolf Schottlaender. 408 S. — Albert Daudistel, Das Opfer. 318 S. — Franz Kafka, Der Prozeß. Roman. 411 S. — Raymond Radiguet, Das Fest. Roman. 218 S. — Raymond Radiguet, Den Teufel im Leib. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Hans Jacob. 206 S. — Berlin 1925, Die Schmiede.

Roselieb, Hans. Die liebe Frau von den Sternen. Eine legendenhafte Erzählung aus der Gegenwart. München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 357 S. M. 5,50 (7,50).

Rosner, Karl. Der geschundene Eros. Ein Roman für gute Menschen. Stuttgart-Berlin 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 345 S.

Rumpelstilzchen. Haste Worte? (Der Reihe fünfter Band.) Berlin 1925, Brunnen-Verlag Karl Winckler. 414 S.

Sächsische Dorfgeschichten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilh. Müller-Rüdersdorf. Berlin 1925, Martin Warneck. 285 S. Geb. M. 4,50.

Schaffner, Jakob. Der Kreiselspieler. Berliner Gestalten und Schicksale (Das kleine Propyläen-Buch). Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 187 S.

Schmid, Hermann von. Der Habermeister. Ein Volksbild aus den bayerischen Bergen. Mit Einleitung von Gerhard Krügel. Berlin 1925, Martin Warneck. 244 S. Geb. M. 4,–.

Schnitzler, Arthur. Die Frau des Richters. Novelle (Das kleine Propyläen-Buch). Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 135 S.

Schrott-Pelzel, H. Ahnenschuld. Tiroler-Roman. Berlin 1925, Martin Warneck. 236 S. Geb. M. 5,–.

Schultz-Merzdorf, Fritz. Das Opfer der Marquise. Roman aus dem alten Preußen. Berlin 1925, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 256 S. Geb. M. 5,–.

Schulze-Berghof, Paul. Der Geigenmacher von Absam. Novelle. Leipzig 1925, Theodor Weicher. 132 S. Geb. M. 4,–.

Steinkopf, Wilhelm. Ingeborg von der Linde. Roman. Berlin 1925, Martin Warneck. 283 S. Geb. M. 5,50.

Stucken, Eduard. Larion. Roman. Berlin 1926, Erich Reiß. 280 S.

Terramare, Georg. Die Magd von Domremy. Roman. München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet, K.-G. 501 S. M. 6,50 (8,50).

Thiede-Paris, Marie. Der Eltern Blut. Roman. Berlin 1925, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 242 S. Geb. M. 3,–.

Ulitz, Arnold. Barbaren. Roman. München 1926, Albert Langen. 358 S.

Unsere Erzähler. I, 1. Otto Ernst, Gottes rechte Gunst. Geschichten vom Wandern und Reisen. 119 S. – I, 2. Felicitas Rose, Und irgendwas für mich. 127 S. – I, 3. Hugo v. Waldeyer-Hartz. Der Deutsche. Bilder alter Not. 128 S. – I, 4. Friedrich Lienhard, Das Gastgeschenk. Erzählungen. 125 S. – Berlin 1925, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. Geb. je M. 2,50.

Vetterli, Paul. Wolf. Roman eines Hundes. Zürich 1925, Grethlein & Co. 352 S. Geb. M. 8,–.

Viebig, Clara. Franzosenzeit. Zwei Novellen (Engelhorns Roman-Bibliothek 38/21). Stuttgart 1925, J. Engelhorns Nachfolger. 140 S. M. 1,– (1,75).

Waldenburg, Emma. Lisa beim Förster. Tiergeschichten. Gotha 1926, Leopold Klotz. 124 S. Geb. M. 3,50.

Winckler, Josef. Pumpernickel. Menschen und Geschichten um Haus Nyland. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 488 S. Geb. M. 7,50.

Wirz, Otto. Novelle um Gott. Stuttgart 1925, Engelhorns Nachfolger. 150 S. Geb. M. 4,50.

Wohl, Ludwig von. Der große Kampf. Roman. Berlin-Leipzig 1926, K. F. Koehler. 301 S. Geb. M. 6,–.

* * *

Anderson, Sherwood. Der arme Weiße. Roman. Übertragen von Karl Lerbs. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 399 S.

Galsworthy, John. Die Forsyte Saga. Autorisierte Übersetzung von Luise Wolf und Leon Schalit. Bd. I/II. Wien 1925, Paul Zsolnay. 520, 808 S.

Hutchinson, A. S. M. Das Kartenhaus. Roman. Deutsch von Hanns von Gumppenberg. München 1925, Drei Masken Verlag. 498 S.

Kipling. Schlichte Geschichten. Aus den indischen Bergen. Übertragen von Marguerite Thesing. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 317 S.

Ossendowski, Ferdinand. Im sibirischen Zuchthaus. Deutsche Ausgabe von Wolf von Dewall. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. 427 S. Geb. M. 8,50.

Barbey d'Aurevilly, J. Eine Geschichte ohne Namen. Übertragen und erläutert von Frank Fides. Höchst a. M. 1925, Kosmopolit. 254 S.

l'Ermite, Pierre. Die „Alte Jungfer". Roman. Berechtigte Übersetzung von Joh. Poltéra. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. 230 S. Geb. M. 4,50.

Timmermans, Felix. Das Licht in der Laterne. Aus dem Flämischen übertragen von Anna Valeton-Hoos mit Ausnahme des Triptychons, das Anton Kippenberg übersetzte. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 247 S.

Couperus, Louis. Iskander. Der Roman Alexanders des Großen. Aus dem Holländischen von Else Otten. Leipzig 1925, Philipp Reclam jr. 422 S.

Hamsun, Knut. Gesammelte Werke, Bd. X. Novellen. Deutsche Original-Ausgabe besorgt und herausgegeben von J. Sandmeier. München 1925, Albert Langen. 375 S. M. 5,– (10,–).

Larsen, J. Anker. Martha und Maria. Berechtigte Übertragung aus dem Dänischen von J. Sandmeier und S. Angermann. Leipzig-Zürich 1925, Grethlein & Co. 445 S.

Michaelis, Karin. Das Mädchen mit den Scherben (Gunhilds Kindheit). Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 275 S. M. 4,– (6,–).

Nexö, Martin Andersen. Kinder der Zukunft. Novellen und Erzählungen. Berlin 1925, J. H. W. Dietz. 184 S. Geb. M. 4,–.

Heidenstam, Verner von. Der heiligen Brigitta Pilgerfahrt. Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne. München 1925, Albert Langen. 185 S. M. 3,50 (6,–).

Sjöberg, Birger. Das gesprengte Quartett. Roman. Berechtigte Übersetzung von Gustav Morgenstern. Leipzig-Zürich 1925, Grethlein & Co. 544 S. Geb. M. 10,–.

Undset, Sigrid. Kristin Lavranstochter. Der Kranz. Berechtigte Übertragung aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und S. Angermann. Herausgegeben von J. Sandmeier. Frankfurt a. M. 1926, Literarische Anstalt Rütten & Loening. 408 S. M. 6,– (8,–).

Papini, Giovanni. Ein fertiger Mensch. Übertragen von Max Schwarz. München 1925, Allgemeine Verlagsanstalt. 292 S. Geb. M. 8,–.

Unamuno, Miguel. Abel Sanchez. Die Geschichte einer Leidenschaft. Berechtigte Übertragung von W. v. Wartburg. Herausgegeben von Otto Buek. München 1925, Meyer & Jessen. 169 S.

– Der Spiegel des Todes. Novellen. Berechtigte Übertragung und herausgegeben von Otto Buek. (Ebenda.) 238 S.

– Das tragische Lebensgefühl. Berechtigte Übertragung von Robert Friese. Einleitung von R. E. Curtius. Herausgegeben von Otto Buek. (Ebenda.) 413 S.

Tausendundein Tag. Orientalische Erzählungen. Bd. I/II. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Ernst. Übertragen von Felix Paul Greve. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 734, 774 S.

Dostojewskij, Fjedor. Die Sanfte. Eine phantastische Erzählung. Mit 15 Federzeichnungen von Marta Worringer. Deutsche Übertragung von Alexander Eliasberg. Köln 1925, F. J. Marcan-Verlag. 55 S. Geb. M. 7,–.

Krasnow, P. N. Einig—Unteilbar. Roman. Übersetzt von Rudolf Frhr. v. Campenhausen. Jena 1925, Frommannsche Buchhandlung. 462 S. M. 5,50 (8,50).

Mereschkowski, Dmitri. Alexander I. Historischer Roman. Übersetzt von Alexander Eliasberg. Mit 12 Bildbeigaben. 8.–10. Tausend. München 1925, R. Piper & Co. 535 S.

Lyrisches und Episches

Bruns, Margarete. In sinkender Sonne. Gedichte. Minden 1925, J. C. C. Bruns. 61 S. Geb. M. 3,50.

Eigner, August. Mond auf den Pfaden. Lyrische Skizzen. Wien 1925, Die Heimat. 84 S.

Heimanns, Heinrich. Die Wallfahrt. Lieder eines Erdenpilgers. Wiesbaden 1925, Hermann Rauch. 123 S.

Leonhard, Rudolf. Das nackte Leben. Sonette. Berlin 1925, Die Schmiede. 102 S. Geb. M. 2,50.

Loosli, C. A. Jaldabaot. Bern 1925, Pestalozzi-Fellenberghaus. 133 S.

Malik, Franz. Empor zum Licht. Gedichte. Wien 1925, Kommissions-Verlag A. Pichl. 43 S.

Nadel, Arno. Tänze und Beschwörungen des weissagenden Dionysos. Berlin 1925, Felix Stössinger. 39 S. Geb. M. 6,–.

Paulis, Konrad. Symphonie in Worten. Wien 1925, Amalthea-Verlag. 59 S.

Schmückle, Georg. Die schaffende Freud'. Stuttgart 1925, Strecker & Schröder. 136 S. Geb. M. 3,–.

Stammler, Georg. Bäume, Flaggen, Richtmale. Neue Lieder und Sprüche. Mühlhausen i. Thür., Urquell-Verlag. 135 S.

Tesdorff, Paul Hermann. Der Schleier der Maja. Eine Gedichtfolge. Stuttgart 1925, W. Kohlhammer. 60 S.

Vierordt, Heinrich. Ihr glücklichen Augen! Auswahl. Osterwieck-Harz 1925, A. W. Zickfeldt. 71 S.

* * *

Tennyson, Alfred. Enoch Arden u. a. Dichtungen. Übersetzt von Max Mendheim. Leipzig 1925, Eulen-Verlag. 110 S. Geb. M. 2,50.

Dramatisches

Flex, Walter. Die schwimmende Insel. Ein Kriegs-Märchen-Spiel. München 1925, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 92 S. Geb. M. 2,80.

Maaß, W. H. J. Johann Christian Günther. Kleines dramatisches Gedicht in 7 Bildern. Frankfurt a. M. 1925, Georg Schlosser. 65 S. Geb. M. 2,40.

Möhlig, Karl. Das Erbe. Drama in 5 Akten und einem Epilog. Elberfeld 1925, Bergland-Verlag. 144 S. M. 2,–.

Molitor, Hans. Wurzelprinzessin. Weihnachtsmärchen in 6 Bildern. Musik von Ernst Heck und Hans Molitor. Bonn 1924, Albert Ahn. 77 S. Geb. M. 3,–.

Nadel, Arno. Der Sünder. Sieben biblische Szenen. Berlin 1926, Felix Stössinger. 103 S. Geb. M. 6,50.

Wolfenstein, Alfred. Der Narr der Insel. Drama in 8 Bildern. Berlin 1925, Die Schmiede. 100 S. Geb. M. 3,–.

* * *

Meisterlustspiele der Spanier. In freier deutscher Übertragung von Ludwig Fulda. I/II, Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 372, 356 S.

Literaturwissenschaftliches

Ammon, Hermann. Deutsche Literaturgeschichte in Frage und Antwort von Luther bis zur Gegenwart. Berlin 1926, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 226 S.

Ariadne. Jahrbuch der Nietzsche-Gesellschaft. Herausgegeben von E. Bertram, Hofmannsthal, Thomas Mann, R. Oehler, L. Schestow, H. Wölfflin, Fr. Würzbach. München 1925, Verlag der Nietzsche-Gesellschaft. 148 S. M. 7,– (10,–).

Bahr, Hermann. Liebe der Lebenden. Tagebücher. 1921/23. Bd. I/III. Hildesheim 1925, Franz Borgmeyer. 408, 317, 344 S.

Berwin, Beate. Friedrich Hölderlin. Mit dem Jugendbildnis des Dichters von Hiemer, 10 Abbildungen im Text und dem Faksimile eines Briefes Hölderlins an Schiller. Stuttgart 1925, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft. 188 S. Geb. M. 4,–.

Bieber, Hugo. Der Weg der deutschen Dichtung von den Anfängen bis zu Goethe. Berlin 1925, Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiserverlag. 325 S.

Donat, Walter. Die Landschaft bei Tieck und ihre historische Voraussetzung (Deutsche Forschungen, Heft 14). Frankfurt a. M. 1925, Moritz Diesterweg. 137 S.

Eckermann, Johann Peter. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 866 S.

Ein Taschenbuch für Deutsche. Jean Pauls politisches Bekenntnis. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. 232 S. Geb. M. 4,80.

Eulenberg, Herbert. Gegen Shaw. Eine Streitschrift. Mit einer Shaw-Parodie des Verfassers. Dresden 1925, Carl Reißner. 77 S.

Gespräche mit Heine. Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von H. H. Houben. Frankfurt a. M. 1926, Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1071 S. Geb. M. 15,–.

Gleichen-Rußwurm, Alexander von. Ein Rückblick an seinem 60. Geburtstag. Den Freunden gewidmet. Mit 7 Bildnissen. Stuttgart 1925, Julius Hoffmann. 115 S.

Goethe. Italienische Reise. Mit 80 Tafeln nach alten Kupfern, herausgegeben von Alfred Kuhn. München 1925, F. Bruckmann A.-G. 381 S. Geb. M. 9,50, in Leinen M. 11,–.

Graber, Gustav Hans. Die schwarze Spinne. Menschheitsentwicklung nach Jeremias Gotthelfs gleichnamiger Novelle. Dargestellt unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der Frau. Wien 1925, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 85 S. M. 3,– (4,60).

Grohmann, Wilhelm. Raabe-Probleme. Darmstadt 1926, Ernst Hofmann & Co. 71 S.

Herold, Eduard. Jean Paul im Spiegel seiner Heimat. Festgabe zum 100. Todestag des Dichters. München 1925, R. Oldenbourg. 95 S. Geb. M. 2,50.

Knauer, Alois. Fischarts und Bernhard Schmidts Anteil an der Dichtung „Peter von Stauffenberg" 1588 (Prager deutsche Studien, 31. Heft). Reichenberg i. B. Franz Kraus. 71 S. M. 3,–.

Merbach, Paul Alfred. Eduard Mörike. Mit 106 Abbildungen (Velhagen & Klasings Volksbücher 161). Bielefeld 1925, Velhagen & Klasing. 95 S. Geb. M. 4,–.

Norlind, Ernst. Gespräche und Briefe Walther Rathenaus. Mit einem Nachwort von Max Scheler. Dresden 1925, Carl Reißner. 140 S.

Paul, Jean. Briefe. Herausgegeben und erläutert von Eduard Berend. IV. Bd. (1800–1804.) München 1926, Georg Müller. 479 S.

– Auswahl von Josef Müller. München 1925, R. Oldenbourg. 147 S. Geb. M. 2,80.

– Der größte Gedanke des Menschen. Mit 6 farbigen Tafeln von Gustav Wolf. Stuttgart 1925, Walter Hädecke. Geb. M. 10,–.

– Das kleine Jean-Paul-Buch. Im Auftrag der Stadt Nürnberg herausgegeben von Georg Gustav Wießner. Nürnberg 1925, Verlag „Der Bund". 66 S.

Petersen, Julius. Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit (Deutsche Forschungen, Heft 2). Frankfurt a. M. 1925, Moritz Diesterweg. 174 S.

Saitschick, Robert. Genie und Charakter (Shakespeare — Lessing — Goethe — Schiller — Schopenhauer — Wagner). Mit 6 Bildnissen. Darmstadt 1926, Ernst Hofmann & Co. 259 S.

Schleichert, Heinrich. Der Dichter Wilhelm Speck. Berlin 1925, Martin Warneck. 124 S. Geb. M. 4,—.

Schubert, Hans von. Goethes religiöse Jugendentwicklung. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 75 S. M. 2,—.

Speck, Wilhelm. Briefe an einen Freund. Ausgewählt und eingeleitet von Heinrich Spiero. Berlin 1925, Martin Warneck. 121 S. Geb. M. 4,—.

Wackernell, Joseph Eduard. Adolf Pichler (1819—1900) Leben und Werke. Herausgegeben von Anton Dörrer. Mit einem Bild. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. 357 S. M. 10,— (13,—).

Walzel, Oskar. Deutsche Dichtung der Gegenwart (Deutschkundliche Bücherei). Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 56 S. M. —,80.

Wihan, Josef. Henrik Ibsen und das Geistesleben (Prager deutsche Studien, 36. Heft). Reichenberg i. B. 1925, Franz Kraus. 73 S. M. 3,—.

* * *

Wilde, Oscar. Letzte Briefe. Deutsch von Max Meyerfeld. Berlin 1925, S. Fischer. 173 S. M. 6,— (8,—).

Le Goff, Marcel. Gespräche mit Anatole France 1914 bis 1924. Autorisierte Übersetzung von Ernst Klarwill. Mit 4 Bildbeigaben. München 1925, Musarion-Verlag. 304 S. M. 4,50 (6,50).

Holberg, Ludwig. Nachricht von meinem Leben. In drei Briefen an einen vornehmen Herrn. Mit einem Essay von Georg Brandes. Frankfurt a. M. 1926, Frankfurter Verlags-Anstalt, A.-G. 365 S.

Castellano, G. Benedetto Croce. Zur Einführung in das Werk des Philosophen, des Kritikers, des Geschichtsschreibers. Übersetzt von Julius Schlosser. (Amalthea-Bücherei, 48. Bd.) Wien 1925, Amalthea-Verlag. 149 S.

Verschiedenes

Album von Handschriften berühmter Persönlichkeiten vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Herausgegeben von K. Geigy-Hagenbach. Basel 1925, Rudolf Geering. 296 S. M. 20,— (32,—).

Außenseiter der Gesellschaft. Bd. 5. Iwan Goll, Germaine Berton. Die rote Jungfrau. 77 S. — Bd. 6. Theodor Lessing, Haarmann, die Geschichte eines Werwolfs. 271 S. — Bd. 7. Karl Otten, Der Fall Strauß. 109 S. — Berlin 1925, Die Schmiede.

Baasch, Ernst. Geschichte Hamburgs 1814—1918. II. Bd.: 1867—1918. Stuttgart-Gotha 1925, Fr. A. Perthes A.-G. 394 S. M. 9,— (15,—).

Bauer, Bernhard A. Weib und Liebe. Studie über das Liebesleben des Weibes. Wien 1925, Wilhelm Braumüller. 636 S. M. 15,50 (18,—).

Bechstedt, Chr. Wilh. Meine Handwerksburschenzeit 1805—1810. Nach der Urschrift, herausgegeben von Charlotte Francke-Roesing. Köln a. Rh. 1925, Hoursch & Bechstedt. 326 S. Geb. M. 6,50.

Berend, Alice. Die Geschichte der Arche Noah. Mit Bildern von E. B. Smith. Berlin 1925, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Geb. M. 7,50.

Bernhart, Joseph. Das Spitzwegbuch. München 1923, Josef Müller. 64 S. Geb. M. 8,—.

Bloesch, Hans. Hellas. Reiseeindrücke von den Kunststätten Griechenlands. Mit 74 Abbildungen. Erlenbach-Zürich 1926, Eugen Rentsch. 84 S. M. 7,— (8,50).

Bornhak, Conrad. Preußen unter der Fremdherrschaft 1807—1813. Leipzig 1925, Frankenstein & Wagner. 263 S.

Börnstein-Bosta, F. Mandani Baschi. Reise und Erlebnisse eines deutschen Arztes in Afghanistan. Mit 38 Abbildungen und einer Karte. Berlin 1925, Reimar Hobbing. 176 S. M. 9,— (12,—).

Bücher der Bildung, Bd. 17. Aus meinem Leben. Michael Franz Felder, der Bauer, Dichter und Volksmann aus dem Bregenzer Wald. 237 S. — Bd. 18. Cäsarius Heisterbach, Wunderbare Geschichten. Ausgewählt und übersetzt von Paul Weiglin. 180 S. — Bd. 19. Ausgewählte Briefe der Marquise de Sévigné. Übersetzt von Ferd. Lotheissen. 244 S. — Bd. 20. Montaigne, Von der Kinderzucht bis zum Sterbenlernen. Essays. 228 S. — Bd. 21. Hermann von Barth, Einsame Bergfahrten. 230 S. München 1925, Albert Langen. Geb. je M. 4,—.

Bülow, Marie von. Hans von Bülow in Leben und Wort. Stuttgart 1925, Engelhorns Nachfolger. 298 S. Geb. M. 7,—.

Calm, Hans. Kulturbilder aus der deutschen Theatergeschichte. Mit einem Bilderatlas. Zusammengestellt und erläutert von Alfred Jericke. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 492 S. Geb. M. 18,—.

Chwolson, O. D. Das Problem Wissenschaft und Religion. Versuch einer Lösung in neuer Richtung. Braunschweig 1925, Fr. Vierweg & Sohn A.-G. 37 S. M. 1,80.

Karl und Marie von Clausewitz. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern. Herausgegeben und eingeleitet von Karl Linnebach. Berlin 1925, Martin Warneck. 500 S. Geb. M. 10,—.

Das Buch der deutschen Reden. Dokumente deutscher Redekunst (Die Pegasusbücher). Stuttgart 1925, Walter Hädecke. 259 S.

Das Käthe Kollwitz-Werk. Mit einführendem Text von Arthur Bonus sowie 153 Bildtafeln. Dresden 1925, Carl Reißner. M. 10,50 (13,—).

Delius, Rudolf von. Genius der Welt. Eine Philosophie der Freude. Dresden 1925, Carl Reißner. 143 S.

Der deutsche Gil Blas. Eingeführt von Goethe. Oder: Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachses, eines Thüringers. Von ihm selbst verfaßt. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 303 S.

Der Kampf um die Weichsel. Untersuchungen zur Geschichte des polnischen Korridors. Unter Mitwirkung von W. Geisler, H. Hübner, K. J. Kaufmann u. a. Herausgegeben von Erich Keyser. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 178 S.

Deutsche Volkheit. 1. **Altgermanisches Frauenleben.** Herausgegeben von Ida Neumann. 73 S. — 2. **Nordische Heldensagen** nach Saxo Grammaticus. Herausgegeben von Paul Herrmann. 79 S. — 3. **Dänische Heldensagen** nach Saxo Grammaticus. Herausgegeben von Paul Herrmann. 79 S. — 4. **Wendische Sagen.** Herausgegeben von Fr. Sieber. 79 S. — 5. **Vlämische Märchen.** Herausgegeben von Georg Goyert. 79 S. — 6. **Alte Landsknechtsschwänke.** Ausgewählt und sprachlich erneuert von Fritz Wortelsmann. 83 S. — 7. **Alte Bauernschwänke.** Herausgegeben von Herm. Gumbel. 83 S. — 8. **Marienlegenden** nach alten niederländischen Texten. Ausgewählt und bearbeitet von Paula Zaunert. 78 S. — 9. **Das Volksbuch von Barbarossa und Geschichten von Kaiser Friedrich dem Anderen.** Herausgegeben von Erna Barnick. 79 S. — 10. **Die Pflanzen im deutschen Volksleben.** Beschrieben von Heinrich Marzell. 95 S. — Jena 1925, Eugen Diederichs.

Die Griffel-Reihe. Bd. I. Goethe, Faust I. mit Illustrationen von Sepp Frank. 187 S. — Bd. III. Schillers Wilhelm Tell, mit Holzschnitten von Bruno Goldschmitt. 128 S. — Bd. IV. Die Schriften Salomos. Mit Holzschnitten von Bruno Goldschmitt. 91 S. — Bd. V. Shakespeare, Antony and Cleopatra. 135 S. — Leipzig 1925, Griffel-Verlag G. m. b. H. je M. 5,— (6,—).

Die Markgräfin von Bayreuth, Friedrich des Großen Lieblingsschwester. Mit 18 Bildnissen. Stuttgart 1925, Julius Hoffmann. 310 S. Geb. M. 8,50.

Chrismann, Gustav. Vom Werden des deutschen Geistes. Herausgegeben von Paul Merker und Wolfgang Stammler. Berlin 1925, Walter de Gruyter & Co. 266 S. M. 8,— (10,—).

Essén, Rütger. Zwischen der Ostsee und dem Stillen Ozean. Asiatische Probleme und Erinnerungen. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H. 335 S. M. 8,— (10,—).

Estorff, L. von. Scharnhorst und wir. Mit 17 Abbildungen. Berlin-Leipzig 1926, K. F. Koehler. 149 S. Geb. M. 6,—.

Fellenberg, Edmund von. Der Ruf der Berge. Die Erschließung der Berner Hochalpen. Gesammelt und mit Lebensbild versehen von Ernst Jenny. Mit 32 Abbildungen. Erlenbach-Zürich 1925, Eugen Rentsch. 357 S.

Fontane, Theodor. Das Oderland Barnim-Lebus. Neue Ausgabe. Herausgegeben von den Söhnen des Dichters Theodor und Friedrich Fontane. Stuttgart-Berlin 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 358 S. M. 5,50 (8,—).

— Havelland. (3. Teil der Wanderungen durch die Mark.) Neue Ausgabe herausgegeben von den Söhnen des Dichters Theodor u. Friedrich Fontane. Stuttgart-Berlin 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 333 S. M. 5,50 (8,—).

Friederici, Georg. Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer. I. Stuttgart-Gotha 1925, Fr. A. Perthes A.-G. 579 S. M. 12,—.

Glasenapp, Wilhelm. Die Sünden Roms. Bilder aus der Geschichte der katholischen Kirche. Leipzig 1925, Giordano Bruno-Verlag. 282 S.

Grosz, George. Der Spießer-Spiegel. Sechzig berliner Bilder nach Zeichnungen mit einer Selbstdarstellung des Künstlers. Dresden 1925, Carl Reißner. 14 S. Text. Geb. M. 7,—.

Hirsch, Julius. Das amerikanische Wirtschaftswunder. Berlin 1926, S. Fischer. 275 S. M. 4,50 (6,50).

Holtmont, Alfred. Die Hosenrolle. Variationen über das Thema das Weib als Mann. München 1925, Meyer & Jessen. 247 S. Geb. M. 10,—.

Horch, Franz. Das Burgtheater unter Heinrich Laube und Adolf Wilbrandt (Deutsche Kultur IV.). Mit 11 Abbildungen. Wien 1925, Österreichischer Bundesverlag. 163 S.

Humor der Nationen. Herausgegeben von Walther Petry. Bd. I. Deutschland. Bd. II. Amerika. Bd. III. England. Bd. IV. Frankreich. Berlin 1925, Westbuchhandel G. m. b. H. 337, 309, 340, 334 S. Geb. je M. 6,—.

Jacques, Norbert. Neue Brasilienreise. München 1925, Drei Masken Verlag. 318 S.

Kaiser Friedrich III. Das Kriegstagebuch von 1870/71. Herausgegeben von Heinrich Otto Meisner. Berlin-Leipzig 1926, K. F. Koehler. 511 S. Geb. M. 15,—.

Karlinger, Hans. Die deutschen Alpen. Ein Bilderbuch mit 100 Bildern. Geleitwort und Bildertext von Hans Karlinger. Dachau bei München 1925, Einhorn-Verlag. 95 S. M. 3,50 (4,80).

Kennst Du das Land? Das Schönste, was Deutsche über Italien schrieben. Ausgewählt von Georg Jacob Wolf. München 1925, F. Bruckmann A.-G. 263 S. M. 5,50 (6,50).

Kesser, Hermann. Vom Chaos zur Gestaltung. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H. 173 S.

Klein, Friedrich. An der Schwelle des vierdimensionalen Zeitalters. Darmstadt 1924, Auriga-Verlag. 120 S.

Klingenstein, Gustav. Dichtung und Unterricht. Ein Lehrgang für den deutschen Literatur-Unterricht auf der Oberstufe höherer Lehranstalt. München 1925, R. Oldenbourg. 524 S. Geb. M. 14,—.

Köhler, Werner. Oberbayrische Fahrten. Mit mehr als 190 Bildern. Berlin 1925, Franz Schneider. 220 S. Geb. M. 8,—.

Krügel, Gerhard. Märkisches Sagenbuch. Mit Zeichnungen. (Deutsches Sagenbuch, Bd. I.) Berlin-Schöneberg 1925, Peter J. Oestergaard. 237 S.

Landersdorfer, S. Die Kultur der Babylonier und Assyrer. (Sammlung Kösel 61.) München 1925, Josef Kösel & Fr. Pustet. 242 S.

Leonhard, Rudolf. Die Ewigkeit dieser Zeit. Eine Rhapsodie gegen Europa. Berlin 1924, Die Schmiede. 171 S.

Lessing, Theodor. Hindenburg. Vorwort von Maximilian Harden. Nachwort von Herbert Eulenberg. 38 S.

Loewe, Hans. Friedrich Thiersch. Ein Humanistenleben im Rahmen der Geistesgeschichte seiner Zeit. München 1925, R. Oldenbourg. 524 S. M. 16,— (18,—).

Mann, Thomas. Bemühungen. Neue Folge der gesammelten Abhandlungen und kleinen Aufsätze. Berlin 1925, S. Fischer. 339 S. M. 6,— (8,—).

Mayrhofer, Johannes. Zauber des Südens. Reisebilder. 7.—9. Tausend. Regensburg 1925, Joh. Mayrhofer. 100 S. M. 2,— (3,—).

— Durch Länder und Meere. Reisebilder. 7.—9. Tausend. (Ebenda.) 123 S. M. 2,50 (3,—).

— Romfahrt ins Heilige Jahr. (Ebenda.) 138 S. M. 2,— (3,—).

Meyer, Theodor A. Ästhetik. Eine Einführung für Kunstfreunde. 2. Auflage. Mit 28 Textabbildungen. Stuttgart 1925, Ferdinand Enke. 440 S. M. 12,— (15,—).

Mombert, Alfred. Der Thron der Zeit. Mit mehrfachen Tafeln von Gustav Wolf. Stuttgart 1925, Walter Hädecke. 24 S. In Halbperg. M. 18,—, in Ganzperg. M. 30,—.

Much, Hans. Das deutsche Meer. Ein Bilderbuch mit 100 Bildern. Geleitwort und Bildtext von Hans Much. Dachau-München 1925, Einhorn-Verlag. 95 S. M. 3,50 (4,80).

— Aphorismen zum Heilproblem. (Mod. Biologie, herausgegeben von H. Much, Heft 9.) Leipzig 1925, Curt Kabitzsch. 101 S. M. 2,70.

Naumann, Victor. Profile. 30 Porträtskizzen aus den Jahren des Weltkrieges nach persönlichen Begegnungen. München 1925, Duncker & Humblot. 274 S. Geb. M. 12,—.

Niedermayer, Oskar von. Unter der Glutsonne Irans. Kriegserlebnisse der deutschen Expedition nach Persien und Afghanistan. Mit vielen Bildern und einer Kartenskizze. Dachau-München 1925, Einhorn-Verlag. 331 S. M. 7,— (10,—).

Niemann, Alfred. Hindenburg. Ein Lebensbild. Mit 55 Bildern nach Originalzeichnungen von Fr. Pruß von Zglinicki und 11 Schlachtenplänen. Berlin-Leipzig 1926, K. F. Koehler. 229 S. Geb. M. 9,—.

Palästina. 300 Bilder. Einleitung von Sven Hedin. Mit ausführlich beschreibendem Text von Georg Landauer. München 1925, Meyer & Jessen. 242 S. Geb. M. 20,—.

Panzer, Friedrich. Italische Normannen in der deutschen Heldensage. (Deutsche Forschungen, Heft 1.) Frankfurt a. M. 1925, Moritz Diesterweg. 100 S.

Ranke, Friedrich. Tristan und Isolde. (Bücher des Mittelalters III.) München 1925, F. Bruckmann A.-G. 283 S. Geb. M. 10,—.

Rosenbaum, Alfred. August Sauer. Ein bibliographischer Versuch. Prag 1925, Verlag der Gesellschaft Deutscher Bücherfreunde in Böhmen. 63 S.

Sanders, Hans-Theodor. Die Autosuggestion und die Macht des Unterbewußtseins. Von Coués Selbstheilmethode durch Erziehung der Seelenkräfte. Dresden 1925, Carl Reißner. 124 S. M. 3,— (4,50).

Schäfer, Dietrich. Mein Leben. Berlin-Leipzig 1926, K. F. Koehler. 243 S.

Scheffauer, Herman George. Das geistige Amerika (Wege zum Wissen). Berlin 1925, Ullstein. 785 S.

Schlaf, Johannes. Deutschland. Leipzig 1925, Franz Peter Scholze. 99 S.

Schmiterlöw, Bernhard von. Aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Freiherrn von der Goltz-Pascha. Nach Briefen an seinen Freund. Mit 15 Abbildungen. Berlin-Leipzig 1926, K. F. Koehler. 227 S. Geb. M. 9,–.

Schmitz, Oscar A. H. Dämon der Welt. Jahre der Entwicklung. München 1926, Georg Müller. 368 S.

Schöttler, Horst. Der Plauderer. Leipzig 1925, L. Staackmann. 222 S. M. 3,– (4,50).

Schwarz, Ernst. Beiträge zur Lehre von der intellektuellen Phantasie. Graz 1925, Leuschner & Lubensky. 84 S. M. 4,–.

– Fritz. Segen und Fluch des Geldes in der Geschichte der Völker. Eine geschichtliche Studie. Bern 1925, Verlag des Pestalozzi-Fellenberg-Hauses. 258 S.

– Heinrich. Salzburg und das Salzkammergut. Eine künstlerische Entdeckung in 100 Bildern des 19. Jahrhunderts. Wien 1926, Anton Schroll & Co. 104 S. Geb. M. 9,–.

Schwere Brocken. 3000 Worte Front-Deutsch. Herausgegeben von S. Graff und V. Bormann. Magdeburg 1925, Stahlhelm-Verlag. 250 S. M. 3,– (3,80).

Seidel, Ina. Das wunderbare Geißleinbuch. Neue Geschichten für Kinder, die die alten Märchen gut kennen. Mit 20 Textbildern und 10 Vollbildern von Wilh. Schulz. Stuttgart-Gotha 1925, Fr. Andr. Perthes A.-G. 67 S. Geb. M. 4,–.

Siemers, Kurt. Städte in Niederdeutschland. Hamburg 1925, Richard Hermes. 266 S. Geb. M. 7,–.

Stammler, Georg. Worte an eine Schar. 3. Auflage. Mühlhausen i. Thür. 1925, Urquell-Verlag. 156 S. M. 3,– (4,50).

Stefansson, Vilhjalmur. Das Geheimnis der Eskimos. Vier Jahre im nördlichen Kanada. Mit 85 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 273 S. Geb. M. 16,–.

Stern und Unstern. 6. Buch. Alexis Frhr. v. Engelhardt, Der König von Korsika und der Freiheitskampf der Korsen. 202 S. – 7. Buch. Tim Klein, Englische Seeräuber, Straßenräuber und Taschendiebe. 145 S. – 8. Buch. Ernst W. Freißler, Emin Pascha. 238 S. – München 1925, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Suso-Buch, Das. Eine Auswahl aus den deutschen Schriften des Mystikers. Stuttgart 1925, Walter Hädecke. 234 S.

Tegethoff, Ernst. Märchen. Schwänke und Fabeln (Bücher des Mittelalters IV). München 1925, F. Bruckmann A.-G. 386 S. Geb. M. 11,–.

Treuwerth, K. Der Invalidenfriedhof in Berlin. Mit Lageplänen und 39 Original-Aufnahmen des Verfassers. Berlin 1925, Brunnen-Verlag, Karl Winckler. 111 S.

Uhlig, Max. Das große Unrecht. Deutsches Volk werde einig! Hannover 1925, Selbstverlag. 31 S. M. –,50.

Villers. Briefe eines Unbekannten (Alexander von Villers). Ausgewählt und eingeleitet von Wilh. Weigand. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 487 S.

Volbehr, Lu. Das Buch von Nürnberg. Bilder vom Frühling deutscher Renaissance. München 1925, Albert Langen. 168 S. M. 4,– (6,50).

Wahl, Hans. Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Ein Bild seines Lebens in Briefen, Tagebuchblättern und zeitgenössischen Berichten. Dachau-München 1925, Einhorn-Verlag. 267 S. M. 6,50 (10,–).

Weimars klassische Kulturstätten. Ein Helfer zu besinnlichem Schauen. Herausgegeben von Albert Mollberg. Weimar 1925, Pauses Verlag G. m. b. H. 116 S.

Weisl, W. Der Kampf um das heilige Land. Palästina von heute. Mit 44 Abbildungen und 4 Karten. Berlin 1925, Ullstein. 312 S.

Wisser, Wilhelm. Das Märchen im Volksmund. Dumm' Hans mit der Königstochter im Elternhaus. Im Anhang: Das Mädchen vom Drachentöter. (Quickborn-Bücher, 32. Bd.) Hamburg 1925, Quickborn-Verlag. 61 S. M. –,75.

Wolf, Gustav. Die Reise nach Tetuan. Das Erlebnis eines Malers. Stuttgart 1925, Walter Hädecke. 126 S. Geb. M. 14,–.

Ziekursch, Johannes. Politische Geschichte des neuen deutschen Kaiserreiches. I. Bd. Die Reichsgründung. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. 362 S. M. 10,– (12,–).

* * *

Adler, Felix. Ethische Lebensphilosophie dargestellt in ihren Hauptlinien. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von O. Ewald und Graf J. Matuschka. München 1926, Ernst Reinhardt. 354 S. M. 6,–.

Carpenter, Eduard. Das Wechselspiel von Liebe und Tod. Eine Studie über die menschliche Entwicklung und Verwandlung aus dem Englischen von Hans Reisiger. Prien 1924, Anthropos-Verlag. 197 S. M. 5,–.

Finch, George Ingle. Der Kampf mit dem Everest. Deutsch von Walter Schmidkunz. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 206 S. Geb. M. 11,–.

Strachey, Lytton. Queen Victoria. Deutsch von Hans Reisiger. Berlin 1925, S. Fischer. 292 S. M. 6,50 (8,50).

Coué, Emil. Selbstheilung und Seelenerziehung durch Autosuggestion. Berechtigte Übersetzung aus dem Französischen. Dresden 1925, Carl Reißner. 102 S. M. 3,– (4,50).

Renan, Ernest. Jugenderinnerungen. Eingeleitet von Stefan Zweig. Deutsch von Hannah Szaß. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 320 S. Geb. M. 7,50.

Der Bericht des Franziskaners Wilhelm von Rubruk über seine Reise in das Innere Asiens in den Jahren 1253/55. Erste, vollständige Übersetzung aus dem Lateinischen. Herausgegeben und bearbeitet von Hermann Herbst. Leipzig 1925, Griffel-Verlag. 200 S. M. 6,50 (8,50).

Lehmann, Alfred. Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Dritte deutsche Auflage nach der zweiten umgearbeiteten dänischen Auflage übersetzt und nach dem Tode des Verfassers bis in die Neuzeit ergänzt von D. Petersen I. Mit 4 Tafeln und 72 Textabbildungen. Stuttgart 1925, Ferdinand Enke. 752 S. M. 28,– (32,–).

Beinhauer, Werner. Ergänzungsheft zu Frases y Diálogos de la Vida Diaria. Leipzig 1925, O. R. Reisland. 115 S. M. 3,–.

Kliutschewskij, W. Geschichte Rußlands. Herausgegeben und übersetzt von Friedrich Braun und Reinhold von Walter. Bd. III. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt und Obelisk-Verlag. 400 S. Geb. M. 12,–.

Trumpeldor, Joseph. Tagebücher und Briefe. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Mirjam Wilensky. Berlin 1925, Jüdischer Verlag. 414 S.

Redaktionsschluß: 5. Dezember

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5.—, Einzelheft Gm. 2.—.

Vom Drama der Gegenwart

X

Spiel

Von Hans Franck (Frankenhorst)

Keine dramatische Gattung ist in den letzten Jahren so sehr, so inbrünstig, mit so ausschweifender Hoffnung gepflegt worden wie das Spiel. Weite Kreise unseres Volkes haben, da sie auf der öffentlichen Bühne, welche die Werke Berufener und Unberufener durch Berufsschauspieler darstellen läßt, die Erfüllung ihrer innersten Sehnsucht nicht fanden, zur Selbsthilfe gegriffen. Haben Spiele ausgegraben, Spiele verfaßt, Spiele im Freien, auf Notbühnen, in Kirchen und entgegenkommenden Schauspielhäusern selber dargestellt. Insonderheit die Jugend hat sich nicht genug tun können, durch aufnehmende und tätige Mithilfe zur äußeren und inneren Verbreitung der Spiele beizutragen. Und als die Bewegung unaufhaltsam wuchs, sind auch die Dichter — alte wie neue — von ihr erfaßt worden und haben ihre Kunst in den Dienst der ringsum bejubelten Sache gestellt. Selbst die Schauspieler blieben nicht abseits stehen, sondern versuchten sich — mit mehr oder minder Gelingen — vorübergehend den Laienspielern anzugleichen und wieder wahrhaft Spieler eines Spiels zu sein. Es war ein förmlicher Rausch, dem sich nur wenige entzogen.

Schier unübersehbar ist infolgedessen die Zahl der meist frohfarbigen, mit Titelholzschnitten geschmückten Hefte und Heftchen, in welche der Strom eingefangen wurde. Da gibt es Jahreszeitenspiele, solche für Frühling und Herbst, für Sommer und Winter; Sonnwendspiele für die Sommer- und die Wintersonnenwende. Die kirchlichen Feste — Weihnacht und Pfingsten, Karfreitag und Ostern — werden mit besonderen Spielen bedacht. Die Märchenspiele bilden eine unbegrenzte Gattung innerhalb der (allzu gefügigen) Artung. Aber auch für besondere Bedürfnisse ist gesorgt. Ich führe, in wörtlicher Zitierung, auf: Ein erotisches Spiel — Das Spiel eines Volkes — Eine telephonisch-tellurisch-technische Groteske — Ein orientalisch-mystischer Zirkus — Ein Mysterienspiel — Eine dramatische Legende — Ein Weihespiel — Ein Burgen- und Heimatspiel — Ein Nachtspiel — Ein Franziskusspiel, usw. ins Endlose.

Es ist mithin mehr als an der Zeit, einmal zu fragen: Was ist durch die Gattung des dramatischen Spiels idealiter zu leisten? Was ist bisher geleistet worden? Wo liegen die Gründe für die (im weiteren nachzuweisende) außerordentliche Divergenz zwischen dem ungeheuren Aufwand an Mitteln und dem sehr bescheidenen Ergebnis, zwischen dem in reinster, in tiefster Sehnsucht Gewollten und dem tatsächlich Geleisteten? Aus der Beantwortung dieser Fragen wird sich dann von selbst ergeben, in welcher Richtung und in welchem Maße wir hoffen dürfen. Immer und überall die inkommensurable Größe des Genies nicht in Rechnung gestellt, das morgen kommen und alle sachlich richtigen Feststellungen mit einem tiefen Ausatmen seines Wesens über den Haufen stoßen kann.

Worin ist das eigentliche Wesen des „Spiels" zu sehen? In diesem: Es hebt den Menschen als Individuum auf. Der Einzelne geht — als Schaffender, als Darstellender, als Empfangender, als Mitschaffender — in den Urgrund wieder ein. Er löscht als Ich aus. Ist nicht mehr ein Abgelöster, ein Einzelner, ein Fürsich-Seiender. Ist Teil eines großen, glaubengeeinten, tausendfach, millionenfach in sich getrennten und doch zusammengehaltenen Ganzen. Das ist das Kriterium des Spiels gegenüber dem Drama: Es ist niemals individuell. Es ist durchaus nicht auf Eines angewiesen. Kann so gut unterindividuell wie überindividuell sein. Aber das, was die eigentliche Domäne des Dramas ist (die Wiederherstellung

der Mittellage des Empfindens, des Seins; so sehr seine Domäne, daß sie von ihm immer nur für Gegensatzexkursionen verlassen werden darf), ist dem wahrhaften Spiel völlig versagt. Denn sein innerster Sinn ist es, das mittlere Sein, das Durchgangsstadium alltäglicher Existenz aufzuheben und den Menschen zurückzuleiten für selige Augenblicke des gemeinschaftgetragenen Glaubensrausches zu seinen glückhafteren Uranfängen oder seinen Seligkeit verheißenden Ausgängen. Man verwechsle das nicht mit Negierung der Realität. Kein Drama kann realistischer sein als das Teufelsspiel des herrlichen mittelalterlichen redentiner Osterspiels. Aber nirgendwo tritt der Mensch als Einzelner auf. Immer wird er als Typus gegeben. Das Spiel hat nicht nötig, die Realität zu negieren, die Wirklichkeit zu bekämpfen oder zu leugnen, weil Wirklichkeit für diese Kunst keine Größe von Belang ist. Fortgeschafft, negiert, zurückgeleitet, über sich hinausgetragen wird das Individuum. Während das Drama — sowohl als Tragödie wie als Komödie — aus der Betonung, der Verstärkung der Individuation immer aufs neue seine unerschöpflichen Möglichkeiten gewinnt, besteht das Spiel einzig durch ihre Aufhebung.
Darum weilt es so gern, so oft, mit so besonderer Vorliebe in der Sphäre jener Menschen, bei denen diese Aufhebung als vorausgehender Akt nicht nötig ist, weil sie zwar Menschen, aber noch keine Individuen sind: bei den Kindern. Und ihre Welt, die des Märchens, ist seine Urheimat. Von den Kindern hat Jean Paul — der ein genialer Dichter und ein genialer Erzieher zugleich war — einmal gesagt: „Der Stunden- und der Minutenzeiger in einer Kinderuhr bleiben beisammen." Dieses Wort gilt auch von der Natur des Spiels. Das Spiel kennt — im Gegensatz zum eigentlichen Drama — keine Gebrochenheit des Interesses. Nichts ist ihm fremder als Doppelseitigkeit der Betrachtung. Es nimmt die Dinge einheitlich, fest, klar, ungetrübt. Hier ist die einzige Kunst unserer Tage, die von der Zeitkrankheit der Relativität verschont blieb. Und gerade deswegen haben Tausende und Abertausende bei ihr Rettung oder doch Vergessen gesucht. Das Absolute ist das eigentliche Element des Spiels. Die Unbedingtheit sein Grundbedürfnis. Es existieren keine Hemmungen, keine Grenzen, keine Unmöglichkeiten. Die Zeiger der Empfindung können — wie bei Kindern — jeden Augenblick verrückt, herumgewirbelt, vorgedreht, zurückgestellt werden. Und immer gehen sie richtig! Immer bleiben die Zeiger beisammen!
Man folgere daraus nicht, daß Spiele um jeden Preis ein tolles Tempo haben, eine bunte Welt aufweisen müßten! Wenn ein „Spiel" auf Tempo eingestellt ist, dann freilich kann es in keinem Fall zu schnell werden. Wenn Buntheit seine Absicht ist, dann sind die ungebrochenen Farben in größter Fülle sein Lebenselement. Aber auch für den vollkommenen Gegensatz — für Stille, Beschaulichkeit, inniges Verweilen — stellt das Spiel sich zur Verfügung. Denn der Spielablauf kann ebensowohl von dem kleinen schleichenden Zeiger bestimmt werden wie von dem rasenden großen. Aber stets nur durch einen von beiden! Während das Drama unter dem doppelseitigen Sowohl — als auch stöhnt, jubelt das Spiel: Und — und — und!! Das Tempo mag umspringen — hundertfach — tausendfach: zur Zeit hat für das Spiel bis ins letzte Winkelchen nur Eines Macht. Die Stellung von Groß und Klein, Fern und Nah, Gut und Böse, Rein und Unrein, Himmlisch und Irdisch zueinander, die sich im Drama immerfort verschiebt, für das Spiel bleibt sie vom ersten bis zum letzten Atemhauch unverrückt. Nie haben die beiden Zeiger einen anderen Abstand in ihm als den gottgewollten. Wo das der Fall ist, trägt es seinen Namen zu Unrecht. Denn das ist dem Spiel A und O: den Individuum gewordenen Menschen so zu lösen, daß er — getragen von der Beschwingtheit des glaubenwilligen Gemeinschaftsgefühls — sich in das Ur, sich in das Göttliche erhebt, von dem, zu dem sein Weg führt.
Wie hat man dieser Aufgabe des Spiels gerecht zu werden versucht? Zunächst indem man mittelalterliche Spiele, mehr oder minder getreu, übersetzte, mehr oder minder stark bearbeitete. Dabei ist köstlichstes dichterisches Gut zutage gefördert und dem Bewußtsein wieder nahe gebracht worden. Dabei ist aber auch Erstrangiges wie das oben erwähnte redentiner Osterspiel trotz mehrfacher Versuche noch nicht so bezwungen worden, daß es wieder Allgemeinbesitz geworden wäre. Ich nenne von gelungenen Ausgrabungen dieser Art: „Das Spiel vom St. Georg" (nach der Niederschrift eines

augsburger Bürgers aus dem Jahre 1473, erneuert von Alwin Müller);[1] das erschütternde Streitgespräch „Der Ackermann von Böhmen" von Johannes von Saaz (nach der Übersetzung Konrad Burdachs bearbeitet von Alwin Müller);[1] „Das Urner Spiel von Wilhelm Tell" (erneuert von Rudolf Mirbt);[1] das drohend dunkle Mysterium „Niemand und Jemand" (nach einem altenglischen Drama, das 1608 in Graz am Hof Ferdinands von englischen Komödianten gespielt wurde, hergerichtet von Alfred Harro Greiszing).[2] Selbst die urwüchsigen Kasparschwänke Johs. E. Rabes,[3] deren Sammlung mit dem dritten Band „Kaspar to Hus" abgeschlossen wurde (nachdem ihnen „Sünd ji all dor?" und „Vivat Putschenelle" voraufgegangen waren), gehören in gewissem Sinn hierher. Aber soviel köstliches kulturelles und künstliches Gut mit dieser und anderen Ausgrabungen (neben taubem Gestein) ans Tageslicht gefördert wurde — Entscheidendes für die dauernde Wiederbelebung des Spiels ist damit nicht getan.

Der Einsatz eigener Kräfte ist grundsätzlich auch dann wertvoller, wenn er positiv, greifbar weniger zustande bringt als das bloße Wiederaufnehmen und Herrichten des Früheren. Auf der Grenze stehen die Versuche jener Dichter, die Figuren früherer dichterischer Schöpfungen übernehmen und sie — bekannte Erinnerungswerte voraussetzend — zu Handlungfolgen mit Spielcharakter zusammensetzen. Daß man sehr wohl ein Dichter sein und dabei doch scheitern kann, zeigt Waldemar Bonsels' „Weihnachtsspiel",[4] dessen Grundhandlung — Traumerlebnis eines Bilderbuchs — ebenso abgegriffen und spielunergiebig ist, wie die dichterische Substanz belanglos. Da gelingt es Hanns W. Fischer, der zwei Kindern in seinem deutschen Weihnachtsspiel „Die Wanderung zur Krippe"[5] die Fülle der deutschen Märchengestalten auf der Suche nach den toten Eltern leibhaftig erleben läßt, weit eher, einen eigenartigen Spielcharakter seiner Dichtung zu erreichen, um so mehr, als die Verse knapp, schlagkräftig und persönlich sind. Aber auch mit der Wiederaufnahme alter Stoffe und Gestalten zu freier dichterischer Verwendung ist noch wenig getan. Denn es gilt ja nicht, dichterisches Gut schlechthin aus dem eigenen Erlebnis heraus zu schaffen, sondern das eigene Erlebnis in ein ichauflösendes Allgemeinerlebnis eingehn zu lassen. Daß Herkömmlichkeiten wie das Franziskusspiel „Der Herold des großen Königs" des P. Hippolytus Böhlen[6] O. F. M., „mit Erlaubnis des Ordensoberen verfaßt", wie das fragwürdige Spiel „Doktor Faust" von Paul Degen,[7] das kitschige Weihnachtsspiel „Des Kindes Stimme" von Hedwig Schwarz-Rowe[8] und das nach Poccis Vorlage zurechtgeschneiderte Märchenspiel „Hänsel und Gretel" des St. Gallener Marionettentheaters[9] für die Erörterung des Problems nicht ins Gewicht fallen, versteht sich. Aber selbst so behutsame Eigenschöpfungen wie Georg Terramares „Spiel von der Geburt

---

[1] Erschienen in der Sammlung „Münchner Laienspiele". Herausgegeben von Rudolf Mirbt bei Chr. Kaiser, München 1925. Ich führe hier gleich alle Spiele dieser Reihe auf und verweise im Text nur durch die Ziffer 1 auf diese Zusammenstellung. Heft 1: „Der verlorene Sohn." Von Burkard Waldis. Heft 2: „Das Urner Spiel vom Wilhelm Tell." Heft 3: „Weihnachtsspiel aus dem bairischen Wald." Heft 4: „Gevatter Tod." Von Rudolf Mirbt. Heft 5: „Das Spiel vom Sankt Georg." Erneuert von Alwin Müller. Heft 6: „Der Haß von Lichtenstein." Von Eduard Reinacher. Heft 7: „Der Ackermann von Böhmen." Von Johannes von Saaz. Heft 8: „Die Bürger von Calais." Von Rudolf Mirbt. Heft 9: „Blut und Liebe." Von M. Luserke. Heft 10: „Das Abenteuer in Tonking." Von M. Luserke. Heft 11: „Der kupferne Aladin." Von M. Luserke. Heft 12: „B 7, Q 3, 8 oder die Geheimnisse des Drei-Kontinente-Kraftwerks Mittelländisches Meer — Totes Meer." Von M. Luserke. — [2] „Niemand und Jemand." Ein Mysterium. Von Alfred Harro Greiszing. Graz 1924, Ulrich Moser. — [3] „Kaspar to Hus." Der alten Kasparschwänke dritter Teil. Herausgegeben von Johs. E. Rabe. Hamborn 1921, Quickborn-Verlag. — [4] „Weihnachtsspiel von Waldemar Bonsels." Frankfurt a. M. 1922, Rütten & Loening. — [5] „Die Wanderung zur Krippe." Von Hanns W. Fischer. Heilbronn, Walter Seifert. — [6] „Der Herold des großen Königs." Von P. Hippolytus Böhlen. Wiesbaden 1925, Herm. Rauch. — [7] „Doktor Faust." Von Paul Degen. Greifswald 1924, L. Bamberg. — [8] Erschienen in der Sammlung Jugend-Bühnenspiele. Arbeiter-Jugend-Verlag Berlin. Die Reihe, auf die später durch die Ziffer 8 verwiesen wird, umfaßt: „Spielmanns Schuld." Von E. R. Müller. „Der Aufbruch." Von E. R. Müller. „Weihenacht im Walde." Von E. R. Müller. „Bergfried." Von Ernst Jäger. „Sonnenwende." Von Karl Heilblut. „Narrenglück." Von E. R. Müller. „Licht." Von Hermann Claudius. „Der neuen Zeit entgegen." Von Else Schwarzbach. „Der erste Tag." Von Ernst Thöner. „Blühende Erde." Von E. R. Müller. „Frühling im Waldreich." Von Fr. Osterroth. „Waldweihnacht." Von Karl Eichler. „Der Morgen." Von Karl Bröger. „Jugendtag." Von Bruno Schönlank. „Des Kindes Stimme." Von Helene Schwarz-Rowe. „Osterwasser." Von Karl Eichler. „Maispiel." Von Hedwig Rowe. — [9] „Hänsel und Gretel" des St. Gallener Marionettentheaters. Leipzig, Lehmann & Schüppel. —

des Herrn, den Hirten und den Königen",[10] das ohne negative, aber auch ohne ernsthafte positive Werte ist, so geschickte und gebrauchsfertige, makellose Arbeiten wie die Folge der Volksmärchenspiele Emil Alfred Herrmanns[11] können als Spiele in dem oben festgelegten Sinn nicht bezeichnet werden. Und Max Mell[12] gelingt es zwar in seinem „Wiener Kripperl von 1919", den Wind der Herkömmlichkeit durch die Wand des Dialekts abzufangen und umzuleiten, während Otto Bruder[13] mit seinem Märchenspiel „Himmelschlüssel" und seinem religiösen „Spiel vom Heiligen Franz" trotz des Einsatzes beachtlicher Kräfte nur die naheliegenden Fehler vermeidet, ohne zur weiterweisenden Leistung vorzudringen. — Aber als Letztes bleibt von dem Allen und Vielem ihnen Gleichenden nur ein großes: Nein! Nein! Das sind Transponierungen, Transkriptionen, Paraphrasen, Fingerübungen. Darin ist bestenfalls hoffnungweckendes Präludieren zu finden. Spielschöpfungen, durch die unser Volk von der Last der Individuation, von der Qual der Vereinzelung befreit werden kann, sind auf diese Weise nicht zu gewinnen.

Auch wo Altes im Stoff oder in der Form anklingt, muß, nach den Worten des eifrigen Spielverfassers E. R. Müller, ein eigener Inhalt vorhanden sein, ein eigener Charakter daraus entwickelt werden. Wenn es sich nicht um eine schnell vergehende Mode handeln soll, dann muß unserer Zeit und unserer Jugend ihr eigenes Spiel gegeben werden. E. R. Müller ist freilich, trotz seiner klaren Erkenntnis, nicht der Mann dazu. Er mischt in seinen vier Jugendspielen[8] „Spielmanns Schuld", „Der Aufbruch", „Weihenacht" und „Narrenglück" Altes und Neues durcheinander, ohne zu einer Verschmelzung der heterogenen Ansätze zu kommen, und auch bej denen, welche an seiner Seite stehen, habe ich keine neuschöpferischen Spiele gefunden. Hans Watzlick[14] bricht mit seinem Nachtspiel „Das Sankt Martinihaus" ins Armeleutedrama aus, Friedl Schreyvogel verirrt sich mit seiner Trilogie „Der ewige Weg"[15] ins zerfaserte, zermürbende Gegenwartstück, und selbst ein so naturnaher, so unliterarischer Dichter wie Eduard Reinacher[1] gibt in seinem Trauerspiel „Der Haß von Lichtenstein" zwar die Trauer, aber nicht das Spiel; während andererseits Martin Luserke[1] in seinen vier Spielen „Der kupferne Aladin", „Das Abenteuer in Tongking", „B 7, Q 3, 8", „Blut und Liebe" das Spielhafte mit äußeren Mitteln so forciert, daß die dichterische Substanz darunter in alle Winde entflieht.

Aber wo sind die Erfüllungen des Neuen? Wo sind, wenn noch keine Erfüllungen vorhanden, die hoffnungsvollen, die zukunftträchtigen Ansätze? Wo sind die Knospen, aus denen Blüten werden können? Sie sind, wenn auch viel spärlicher, als mancher glauben möchte, da!

Es gibt Eine große Gemeinschaft in unserem Volk,[16] die durch ihren zukunftwärts gerichteten Glauben, zur Homogenität verbunden, die im Norden und Süden, im Osten und Westen zu finden ist, die aus der gleichen Not heraus zu gleichen Wünschen, zu gleicher Sehnsucht getrieben wird: unsere Arbeiterschaft. Ihr Gemeinschaftsgefühl macht eine neuzeitliche Dichtung möglich, die in gewissem Sinne Spiel genannt werden kann. Nur in gewissem, nur in beschränktem Sinne. Denn was diese Menge als einigende Sehnsucht beherrscht, ist so dumpf, so schwer, so erdgebunden, so abgegrenzt, daß zu ihrem Ausdruck nicht der ganze Körper in seiner Bewegung aufgerufen werden kann. Sie entlädt sich, während der Leib untätig verharrt, im Wort, das tausendfache Färbungen vom Schrei bis zum Jubel haben kann, aber stets Wort bleibt und zu seiner Unterstützung nur zwei immer wiederkehrende Gesten benötigt: das Drohen der geballten Faust und das Finger-

---

[10] „Ein Spiel von der Geburt des Herrn, den Hirten und den Königen." Von Georg Terramare. 1921, Verlag des Bühnenvolksbundes. — [11] „Schneewittchen, Rotkäppchen." Von Emil Alfred Herrmann. Jena 1922, Eugen Diederichs. — [12] „Das Wiener Kripperl von 1919." Von Max Mell. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt. — [13] „Ein Spiel vom heiligen Franz-Himmelschlüssel." Von Otto Bruder. Schüchtern, Neuwerk-Verlag. — [14] „Das Sankt Martinihaus." Von Hans Watzlick. Reichenberg, Gebr. Stiepel. — [15] „Auferstehung." Von Friedl Schreyvogel. Wien 1921, Wiener Graphische Werkstätten. „Karfreitag." Wien 1920, Ed. Strache. — [16] Ich sehe in diesem Zusammenhang mit vollem Bedacht von den durch Glaubensdogmen geschiedenen kirchlichen Gemeinschaften ab. Was von einem trotz aller offiziellen Ableugnungen letzten Endes außerkünstlerischen, konfessionellen Zwecken dienenden Verlag wie dem Bühnenvolksbund auf dem Gebiet des Spiels serienweise herausgebracht wurde, das soll betrachtet werden, wenn im Zusammenhang von der Arbeit dieses zahlenmäßig produktivsten aller deutschen Verlage zu sprechen ist.

spreizen der flehend aufgereckten Hände. Der adäquate Ausdruck dieses Gemeinschaftsgefühls ist mit Notwendigkeit der proletarische Sprechchor. Eine engumzirkte Aufgabe! Aber eine neue, wahrhaftes, höchstes Dichtertum erfordernde Aufgabe. Nur ein Teil zukunftträchtigen Spiels! Aber doch ein Spiel aus unserer Zeit heraus, mit eigener Substanz und eigener Ausprägung. Man schelte das nicht Tendenzkunst! Der Ausdruck dieses Fühlens kann so reinmenschliche Kunst sein wie nur irgendeine. Freilich heute sind ihr die Grenzen eng gesteckt. Aber wer will leugnen, daß sie sich, mit dem Wachsen des Gemeinschaftsgefühls, mit seiner Steigerung und Differenzierung ins Unabsehbare weiten können? Schon gibt es eine Reihe von Dichtungen, die sich mühen, das Empfinden der Massen durch Sprechchöre zu befruchten und von ihnen befruchtet zu werden. So wie Herrmann Claudius[8] es anfängt, geht es freilich nicht. Er dichtet ein vages „Spiel vom Licht" und schreibt dann aufs erste Blatt: „Dieses Sonnwendspiel ist symbolisch zu verstehen. Das Licht, dem es zustrebt, ist die Befreiung der Völker von Knechtung und Krieg, das Dunkel, aus dem es aufbricht, die kapitalistische Machtgier." Das ist eine jener Gefälligkeitsgesten, die sich immer wieder bei Claudius finden und — aus Berechnung und Naivität gemischt — je nach dem Standpunkt belächelnswert oder ärgerlich sind. Aber in Ernst Thöners „Der erste Tag",[8] in Karl Brögers.[8] „Der Morgen" und vor allem in Bruno Schönlanks „Spiele für Sprechchöre", die freilich sich nicht so oft mit Wiederholung und Häufung begnügen, sondern mehr als bislang Gliederung und Stufung erstreben sollten, im „Jugendtag",[8] im „Moloch"[18] in dem „Weihespiel der Erde"[18] sind überaus bedeutsame, sind äußerst hoffnungsvolle Ansätze, die zu neuen Spielen führen können. Erfüllung habe ich nur an einer Stelle gefunden, nicht des Höchsten, aber doch eines Teils der Möglichkeiten, in Erich Bockemühls „Weihenachtsspielen".[17] Bockemühl, der ein Dichter und Erzieher zugleich ist, geht von dem ewig vorhandenen Gemeinschaftsgefühl aus, von dem der Kindheit. Um es unverfälscht zum Ausdruck zu bringen, hat er seine Kinder Spiele dichten, mitdichten lassen. Er ist Gebender und Empfangender zugleich gewesen. Er regte an und wurde angeregt. Er schuf, indem er Eigenes ausdrückte; er schuf, indem er das Andrängende aufzeichnete. Aus dieser Wechselwirkung heraus sind Spiele von einer Frische und Farbigkeit, einem Reichtum und einer Reinheit entstanden, die das meiste, was im Lauf der letzten Jahre von Erwachsenen für Kinder geschaffen wurde, hinter sich lassen. Noch freilich zersplittert sich das Geleistete. Die Kräfte sind nicht bei Einer großen Aufgabe angesetzt. Mehr als ein Dutzend Szenen, die durch das Weihnachtliche verbunden sind, reihen sich aneinander. So ist auch hier nicht das Höchste erfüllt.

Denn worunter leiden die wahrhaft Schaffenden heute am meisten? Darunter, daß sich ihre Lebensarbeit hinter Glaswänden vollzieht. Die sind vielfach so dick, so trübe, daß man ihr Tun mehr ahnen als sehen kann. Aber auch, wo diese trennenden Wände durchsichtig wie Kristall, auch wo sie blattdünn sind, daß man für Augenblicke glaubt, sie wären fort, sind sie da. Immer und überall sind sie vorhanden. Selbst Spiele wie das Bockemühlsche haben sie nicht fortgeschafft. Aber es flog wenigstens ein Stein hindurch. Ist heute mehr möglich? Kann es gegenwärtig Spiele geben, welche die Wand zwischen Schaffenden und Empfangenden beseitigen? Welche die Schaffenden zu Empfangenden, die Empfangenden zu Schaffenden machen? Welche die verlorengegangene, glaubengewirkte Einheit in Augenblicken der höchsten Entfaltung wieder herstellen und der Qual des Individuums hüben und drüben ein Ende machen? Sind unserer überbelasteten, verwirrenden, nicht nur den Menschen vom Menschen abspaltenden, sondern den Menschen in sich tausendfach zerteilenden Zeit wahrhafte Spiele — die nicht Vergessen, nicht Täuschung, nicht Narkotikon, nicht Rückerinnerung, nicht Krampf sind, sondern höchste Blüte gereinigten Seins — sind unserer Zeit solche Spiele möglich? Ich wage nicht Nein zu sagen. Aber ich habe nach dem langen, fast völlig vergeblichen Suchen, das diesen Zeilen voraufging, auch nicht den Mut, Ja zu sagen. Doch selbst wenn die unübersehbare Schar

---

[17] „Weihnachtsspiele." Von Erich Bockemühl. Stuttgart. Friedrich Andreas Perthes. — [18] Bruno Schönlank „Der Moloch". Berlin 1923, Verlag für Sozialwissenschaft. „An die Erde." Ebenda 1923.

der ausgegrabenen, der abgewandelten und neugedichteten Spiele die höchste Aufgabe — die Individuation des Schaffenden und des Empfangenden fortzuschaffen für die Dauer des Werkerlebnisses — nicht geleistet hat, nicht leisten konnte, wie die Dinge liegen: schon daß durch sie die Aufgabe wieder klarer gesehen, die Sehnsucht nach ihrer Lösung wieder geweckt, gestärkt, gesteigert wurde, ist ein Verdienst, eine Leistung, die man nicht leicht überschätzen kann.

Thomas Manns „Bemühungen"

Von Bernhard Diebold (Frankfurt a. M.)

„Rede und Antwort" hieß die vor vier Jahren erschienene erste Sammlung von Thomas Manns kleineren Schriften; und wie der konversationelle Titel etwas leichthin Zusammengefügtes versprach, so gab auch der Inhalt eine Mannigfaltigkeit von „Zufallserzeugnissen, Veröffentlichungen, die irgendeinem äußeren Anlaß und Anstoß ihr Dasein verdanken". So charakterisierte der Autor selber seine Sammlung, obschon die berühmte Polemik „Bilse und ich" und der Mustereſſay über „Friedrich und die große Koalition" darin enthalten sind — bedeutende Stücke, um derentwillen es sich wohl lohnen mochte, die „jeweilige Hauptaufgabe" um ihretwillen auf Tage oder gar Wochen zu unterbrechen.

Vor dem neuen Band ließe sich der Prolog von „Rede und Antwort" nicht so leicht anbringen. Hier sind (bis auf einige Buch-Charakteristiken, Reisebriefe und eine amsterdamer Tischrede) durchaus nicht „Zufallserzeugnisse" gesammelt, die als freundliche Diskussionen über Fontane, Keller, Wagner oder Carlyle gelten mochten. Sondern der Titel spricht bedächtig und bedenklich von „Bemühungen". (Das Buch erschien wie das frühere Sammelwerk bei S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Warum Bemühungen? Es wäre zu viel Bescheidenheit von Thomas Mann, wenn er das Wort in seiner preziösesten Bedeutung nähme: nämlich als die „Bemühung" seiner Leser. So viel Höflichkeit vor einem vieltausendköpfigen Auditorium wäre beinahe zimperlich und unstatthaft. Man weiß doch wer man ist! O nein, diese Bemühungen sind die Sorgen und Grübeleien, mit denen der problematische Frager Thomas Mann sich selber plagt — und eben „bemüht". Es ist halt doch nicht so, daß sich's der Bürger Thomas Mann — an seinem oft beschriebenen, geliebten, sauber gedeckten englischen Breakfast-Tischchen sitzend — genügen läßt, sich von der Sonne seines Ruhms anbraten zu lassen und behaglich die neuesten Elogen aus Schustermanns Zeitungsausschnitten herauszulesen; sondern dieser Bürger hat sich sein Streben nach der literarischen Bürgerkrone sauer werden lassen. Er fühlt immer tiefer, daß seine weithin wirkende Autorität ihn namenlos verpflichtet; daß jedes Wort von ihm zum tausendfältigen Echo wird; daß es nicht ohne „Bemühungen" abgeht, den Praeceptor Germaniae zu machen.

Man spürt und weiß das alles schon aus dem „Zauberberg". Ja, mir scheint, als wären alle diese einzelnen „Bemühungen" des neuen Sammelbandes nur Vorbereitungen, Skizzen und Projekte zu dem „Hauptgeschäft" von Thomas Manns riesigem Erziehungsroman. Man kennt diese Schriften bereits zum großen Teil aus früheren Veröffentlichungen und Vorlesungen. Die Titel der Hauptabhandlungen sind auch schon berühmt geworden: „Goethe und Tolstoj"; „Von deutscher Republik"; und „Okkulte Erlebnisse". Da quält sich der Mensch Thomas Mann zwischen den extremsten Fragen der Erziehung, der Politik und der magischen Möglichkeiten hindurch und sucht überall die Mitte.

Er weiß: die Mitte ist nicht die Banalität, die der verwegene Schriftsteller Carl Sternheim im Juste milieu so hitzig tadelt. Er weiß: die Mitte ist die Weisheit. Und danach strebt er. Er steckt sich seine Grenzen nicht bequem. Es ist nicht einfach, zwei so grundverschiedene Riesen wie Goethe und Tolstoj fortwährend in die Antithese zu stellen, zumal es wieder soviel Übereinstimmendes von Beiden zu anerkennen gibt, daß die Verschiedenheit zu einer krassen Polarität doch nicht recht dienen mag. Doch Mann will Mitte finden zwischen dem Heiligen und dem Humanen, zwischen dem

Barbaren auf seinem Ahornthron unter der goldenen Linde und dem Olympier auf dem klassischen Marmorsessel. Er fühlt sich mit zwei gesonderten Seelen tief in den Einen und den Anderen ein, bewertet in geistreichster Abwägung ihr Ähnliches und ihr sich Feindliches; und findet wohl nicht ein eigentliches Zentrum für diese Doppelwelt, jedoch die feste Axe, um die sich schließlich beide drehen müssen. Das ist die Leistung dieses unerhörten Experiments, das scheinbar Unvereinbare von einem erhabenen Blickpunkt aus zu vereinen: Tolstojs verhüllte Liebe zum Tod, und Goethes humane Liebe zur Welt; Tolstojs Anarchie und Goethes kosmischen Gesetzesglauben.

Wie diese Auseinandersetzung zwischen dem Heiligen und dem Weltlichen nur auf problematischen Wegen zu einer Mitte der Erkenntnis führt, so trägt auch das Bekenntnis zur Republik trotz lächelnder Tonfälle die Spuren schwerster „Bemühungen". Es galt den Übergang von den „Betrachtungen eines Unpolitischen" zur politisch bejahten Demokratie zu finden. Der Weg ist mit Mühen gepflastert, aber gesäubert von allen Bedenklichkeiten, die einen Gesinnungswandel Manns anzeigen möchten. Er bleibt — politisch oder unpolitisch — der Kultur-Konservative: kein Neuerer, sondern ein Bewahrer.

Diese „Bemühungen" sind nicht mehr „Rede und Antwort". Sie sind Monolog, Diskussion mit sich selber, Reinigung der Denkatmosphäre; Vergleich, These und Antithese; Rechtfertigung und Absteckung der Grenzen. Rede, Rede und Rede. Die Antwort aber liegt jenseits des Persönlichen. Wie im „Zauberberg" die Wahrheit jenseits von Settembrinis oder Naphtas Fragen, Peperkorns und Madame Chauchats Taten; jenseits von Hansens Reflexion und Joachims Moral liegt. Thomas Mann zeigt seinen Weg, seine Methode, seine menschenmögliche Richtung. Er will nicht der Prophet des Ziels sein. Er treibt „Politik der freien Hand". Denn er kennt die gottesschwere Verantwortung des letzten Wortes, das nur dem Visionär, dem großen Systematiker, dem Helden oder dem Narren zukommt.

„Wir bleiben entschlossen, keine Werturteile zu fällen. Wir werfen die Vornehmheits-, die aristokratische Frage wohl auf, hüten uns aber, sie voreilig zu entscheiden, und halten, ohne den Vorwurf der Charakterlosigkeit zu scheuen, fest an jener Politik der freien Hand, an deren schließlich positive Fruchtbarkeit wir glauben. Wie sollte auch der schwebende Streitfall nicht vorsichtige Richter in uns finden, da wir doch wissen, daß das, was wir oben die dichterische Kühnheit des Geistes nannten, eins ist mit jenem großen und hochpathetischen Prinzip, das wir Freiheit nennen!"

Wir merken: hier spricht kein Mensch der Tat, sondern der Erkenntnis; kein Held und Heiliger, sondern der Adept der Weisheit: der Pädagog seiner selbst. Aus solchem Wahrheitswillen aber strömt die Pädagogik über auf die Umwelt. Thomas Mann ist ein erhabenes Beispiel zur Selbsterziehung: Pflicht zur Selbst-Bemühung. Aber Ziele festzulegen — hieße das nicht lebendige Entwicklungen voraus bestimmen? Gilt es nicht allererstens die Methode, die Form, den Willen zur Humanität, die das Schlagwort und die ewige Fahne Europas darstellt? „Worauf es ankommt, ist aber, daß nichts zu leicht falle. Mühlose Natur ist Roheit. Müheloser Geist ist Wurzel- und Wesenlosigkeit. Eine hohe Begegnung von Geist und Natur auf ihrem sehnsuchtsvollen Weg zueinander: Das ist der Mensch."

Wir müssen uns diesen Kernsatz der „Bemühungen" um die Weisheit merken.

Oscar Wildes letzte Briefe

(Zur deutschen Erstausgabe im Verlag S. Fischer)

Von Fred A. Angermayer (Berlin)

I.

Vor 25 Jahren ist Oscar Wilde in Paris gestorben, just an der Schwelle eines Zeitabschnitts, auf das die große Hetzjagd, das mörderische Rasen, der Todeskampf einer ganzen Welt begann. Wenn er noch lebte, wäre der Dichter der „Salome" ein rüstiger Siebziger, einer jener europäischen Jubilare, um deren Dasein sich mehr oder minder

gelungene Feuilletons bemühen. Die Generation Oscar Wildes sinkt langsam ins Grab, und, soweit sie noch lebt, wird sie von einer neuen Jugend überrannt, deren kriegerische Vitalität vor keinem Halt macht. Oscar Wilde, dem „König des Lebens", der unsere niedermähende Epoche nur kopfschüttelnd zur Kenntnis genommen hätte, ist durch seinen frühen Tod diese Regierung, diese Verkleinerung, erspart geblieben. Der 30. November 1900 hüllte ihn und sein Werk in letzte Gloriole, er starb an der äußersten Grenze einer Zeit, die nie wiederkehrt. Gewiß: gerade sein Leben war fast immer umstürmt von Liebe und Haß, und selbst nach seinem Tod kam seine Seele nicht zur Ruhe, ja, sogar das Denkmal, das der Bildhauer Jakob Epstein auf dem Père-Lachaise aufstellte, sollte nicht „ohne Feigenblatt" enthüllt werden. Aber dieser Dichter verschwand in einem Augenblick, da die Welt, und insbesondere Europa seinen Verlust einsah, da noch einmal aller Glanz seines Lebens in der Erinnerung aufzuleuchten begann, da man um ihn wirklich trauerte. Daß nur wenige Freunde seinem Sarge folgten, kann die Tatsache nicht abschwächen, daß sein Name, trauernd, in der ganzen Kulturwelt genannt wurde und ergriffenes Gedenken an sein Grab folgte. Heute dreht sich Welt und Zeit in rasendem Wirbel, und selbst ein Anatole France ist schon halb vergessen ...

II.

Oscar Wildes letzte Briefe, geschrieben in den drei letzten Jahren seines Lebens, alle an seinen guten Genius Robert Roß gerichtet, rücken noch einmal das Leben dieses unvergleichlichen Menschen in tragische Beleuchtung. Die drei letzten Lebensjahre Wildes müssen ein hartes Ringen um das bißchen Existenz, ein heißer Kampf mit seinen fast aufgezehrten schöpferischen Reserven und die schmerzliche Erkenntnis von der Nichtigkeit aller Dinge, von der Kleinheit aller Menschen, gewesen sein. Wilde war ein auserwählter Dichter, eine überragende Persönlichkeit, leider aber in den entscheidenden Phasen seines Daseins zu weich, zu willensschwach. Was er in „De profundis ..." phantasiebeflügelt und geistesberauscht, an Lebenseinsicht gewonnen zu haben vermeinte, wozu er sich im Willen dieses glühenden Bekenntnisses aufgeschwungen hatte, was er sich in quälender Hafteinsamkeit vorgenommen hatte, warf ihm das Alltagsleben fast augenblicklich wieder um. Wohl ist es ergreifend, wie dieser Fürst der Schönheit sich schließlich in Verhältnisse zu schicken vermochte, die selbst einen Kohlenschipper zum Rebellen gemacht hätten, dennoch war er, kurz nach seiner Haftentlassung, seinem bösen Genius „Bosie" wieder verfallen, forderte dadurch seine Familie und seine besten Freunde heraus und gestaltete damit seine Lage nur noch katastrophaler. Es ist schmerzlich zu lesen, wie er alle Konsequenzen dieses Schrittes selbst am besten eingesehen und geschildert hat, aber trotzdem unfähig war, sich Lord Alfred Douglas zu entziehen. Die neunzig sehr bedeutungsvollen Briefe dieses Buchs sind meist von schonungsloser Offenheit. Wilde ist hier nicht mehr der tändelnde Lebensspieler, der gefühlsprunkende Ästhet, der sorglose Plauderer. Hier schreibt ein langsam unterliegender Mensch das Schlußkapitel seines endgültigen Untergangs, und man fühlt aus diesen Episteln heraus, wie das Schicksal unerbittlich zum konzentrischen Angriff schritt und den Dichter schließlich gnadenlos und vernichtend auslöschte. Großartig bleibt Wildes heißes Ringen mit seiner letzten grandiosen Dichtung, der „Zuchthausballade", das in diesen Briefen packend wiederauflebt. Wir erfahren fast phasenweise das Entstehen, den Fortgang und die schließliche Meisterung dieser genialen Ballade, an der der Dichter den ganzen Sommer 1897 gearbeitet hat. Mit erstaunlichem Ernst und hinreißender, psychologisch wie sprachlicher, Einstellung zum eigenen Werk, hält er Roß mit jedem Brief auf dem laufenden, schildert ihm besorgt jeden Fortschritt der Dichtung, glüht mit dem Los seines armen, aber unsterblich gewordenen Helden aus Reading. Wie uns Poes genialer „Rabe" in seiner innersten technischen Struktur erst durch des Dichters eigene Hinweise über die Methode der Dichtung ganz klar wurde, gelingt es Oscar Wilde, mit gleicher Einführungskraft die innere Musik und Magie der „Zuchthausballade" neu vor uns erstehen zu lassen, so daß wir uns mit geschärftem Ohr und erhöhtem Genuß wieder in diese schwermütigen heldischen Strophen eines Menschenuntergangs vertiefen. Indes Oscar Wilde, unter dem Einsatz aller seelischen und dichterischen Kräfte, angetrieben von der Hetzpeitsche der Not,

berauscht an seiner Meisterballade dichtete, stieg gleichzeitig sein wirtschaftliches Elend bis zum wahrhaft kläglichen Höhepunkt. Nicht einmal das Briefpapier, ja, kaum die Marken besaß er, um dem Freund zu antworten, wenn es diesem nicht gelänge, den sehnlichst erwarteten Scheck über die kleine Rente überweisen zu lassen. Als das Meistergedicht, dem er immer wieder eine neue Strophe hinzufügte, schließlich abgeschlossen vor ihm lag, begann die Sorge um baldige und möglichst lukrative Veröffentlichung. Der londoner Verleger Leonard Smithers, ein schlauer Fuchs, Verleger einer ganz speziellen Art Sensationsliteratur, druckte Wildes Ballade nicht in erster Linie um der literarischen Tat, um ihrer unvergänglichen Schönheit willen, sondern weil er zunächst auf den Skandal spekulierte. Wilde konnte nicht umhin in einem Brief ironisch zu bemerken, daß er Smithers geraten habe, die „Zuchthausballade" so zu heften, daß sie wenigstens neun Pence wert sei, da sie wie ein Fünfzigpfennigheft aussehe und in Wirklichkeit dreieinhalb Schillinge koste. Mit unglaublichem Stilgewissen verbessert Wilde immer noch ein Wort, feilt immer noch an Wiederholungen und Wortbegriffen, und ist bemüht, schlagendere, bessere, tiefere Ausdrücke dafür zu finden. Als das Werk endlich auf den Büchermarkt kommt und namhafte Kritiker Englands nicht umhin können, die „Zuchthausballade" gut zu besprechen, ist Oscar Wildes Freude groß. Nun will er auch den „Bunbury" bearbeiten, tausend neue Pläne strömen ihm zu, eine Art letzter Schöpferkraft überkommt ihn. Inzwischen wechselt er einige Male die Adresse: immer billiger werden seine Zimmer, immer niveauloser wird seine Lebenshaltung. Am 12. April 1898 stirbt seine Frau: der Dichter ist tieferschüttert; trotz aller inneren Differenzen, die zwischen den beiden Gatten bestanden, durchglänzt ihr Andenken wehmütig seine zwei letzten Lebensjahre. Im Mai 1898 sieht Wilde Gerhart Hauptmanns „Weber" auf der „freien Bühne" Antoines. „Es ist dem Stoff nach sozialistisch, und es hat mir nicht besonders gefallen. Das Stück glich mehr einer Volksversammlung — und sollte der Sieg der Statisten heißen — doch es freute mich natürlich, es zu sehen." Begeistert schwärmt er von Georgette Leblanc — der Gattin Maeterlincks. „Sie ist eine der wundervollsten Künstlerinnen, die ich je gesehen habe." Robert Roß schickt ihm einen neuen Anzug, von Wildes londoner Schneider gemacht, der Wilde begeistert. Er schreibt: „Die Hosen sind um den Leib zu eng, das kommt davon, daß ich selten etwas Gutes zu essen kriege — nichts macht so dick wie eine Mahlzeit für Fr. 1,50, doch die blaue Weste ist ein Traum." 1900 reist er nach Rom, und die Ewige Stadt reißt ihn noch einmal zu höchstem dichterischen Jubel hin. Die Briefe aus Rom gehören zum Vollendetsten, was Wilde geschrieben hat. Doch diese auserwählte Seele, dieser orphische Sänger, sollte bald darauf wieder in die graue Trostlosigkeit seines pariser Vorstadthotels versinken. Im November 1900, während die französische Hauptstadt im Fiebertaumel der Weltausstellung prunkte, diktierte der „König des Lebens", den letzten Brief an Robert Roß. „Ich bin sehr krank, und der Arzt stellt alle möglichen Versuche mit mir an. Mein Hals ist ein Kalkofen, mein Hirn ein Backofen und meine Nerven zusammengerollte böse Schlangen. Sobald ich wieder genesen bin ..." Er genaß nicht mehr. Am 30. November 1900 starb Oscar Wilde.

III.

Der Bericht Robert Roß' über des Dichters letzte Tage ist von aufwühlender Größe. Oscar Wilde hat diesem seltenen Freund, gerade auch in seinen letzten Briefen, ein leuchtendes Denkmal gesetzt. Man kann die Namen Wilde und Roß nicht mehr trennen. In keinem Dokument kommt es uns deutlicher zu Bewußtsein als in diesem Werk, das die Tragödie des Dichters, der sein Leben zu einem Kunstwerk gestaltete, endgültig abschließt. Max Meyerfeld, der Standardübersetzer, hat auch die „Letzten Briefe" verdeutscht. Meisterhaft ist es ihm wieder gelungen, den ganzen wehmütigen Zauber dieser menschlichen Auseinandersetzungen ins Deutsche herüberzuretten. Mit überzeugender Präzision traf er für jeden Satz die richtigen Worte, abgewogen in ihren allerfeinsten Schattierungen, und vermittelte uns, aus dieser gewissenhaften Hingegebenheit heraus, die entscheidende Atmosphäre, die volle Stimmung und den intimen Reiz dieser brieflichen Freundschaftsdokumente, die in der Weltliteratur ihren Platz behaupten werden.

Stefan Żeromski

Von Hermann Sternbach (Sambor

Nur wenige Dichter haben sich bei ihrem Ableben restlos ausgesprochen. Viele sterben unterwegs, andere wieder tragen einen solchen Reichtum an Gefühlen, Gedanken und Visionen, daß er in dem kurzen Zeitraum eines Menschenlebens unmöglich zu erschöpfen ist. Ihre Bücher bedeuten darum bestenfalls ein bescheidenes Gefäß, das zwar Köstliches birgt, aber nicht alles bietet, weil es nicht alles zu fassen vermag. Was diese Dichter hinterlassen, bleibt Torso eines Lebens. Denn nicht alles, was in ihnen quoll und keimte, vermochte sich zu vollendetem Baum auszuwachsen.

Zu diesen letzteren gehört der jüngst verstorbene polnische Dichter Stefan Żeromski. Er wurzelt im Nationalen. Nationaler Boden, nationales Leid führten ihm die nährenden und stärkenden Säfte zu, aber der Stamm wuchs breit und reckte sich hoch und seine Zweige und Äste dehnten sich weit über die engen, Völker voneinander scheidenden Grenzen hinaus und hinweg und berührten jenes Reich, in dem unterschiedslos alle daheim sind: das Reich des Menschen oder vielmehr des menschlichen Leids. Fast jedes Buch von Żeromski ist die Frage nach einer Theodizee, die Frage nicht nach dem Warum des Leids, sondern warum von diesem Leid die Edelsten und Besten gerade betroffen und zermalmt werden. Für ihn ist das Leid als etwas Unabänderlich-Festes, das Böse als Ewiges vorhanden. Es liegt überall verstreut: in dem Weltall, in der Natur, in uns selbst, die wir ihr Teil sind und das Böse mit ihr teilen. Ahriman und Ormuzd sind in uns und ringen unaufhörlich miteinander in unseren Seelen. Sie gehören zueinander, wie Tag und Nacht, Licht und Schatten zueinander gehören. Aber Ahriman, der Finstere, kann den Triumph Ormuzds, des Lichten nicht ertragen. Das ist der rote Faden, der sich durch fast alle Bücher dieses Dichters schlängelt. Die Natur ist an und für sich die große Herz- und Mitleidlose, und wir sind ihr nur Spielwerk, nicht anders als es das Blatt dem Winde ist. Sie ist jene geheimnisvolle, grause Gewalt, deren Bann und Fesseln uns machtlos, nicht selten willenlos machen. Wir sind Sklaven der Materie. „Dem Geiste drängt sich fremder Stoff an" und dieser zersetzt, zertritt und zerstampft unser bestes Wollen und edelstes Bemühen. Die herrlichsten Gefühle erstarren an unserer Irdischkeit und werden besudelt oder zunichte gemacht. Diese Weltsicht erzeugte in Żeromski einen bitteren Pessimismus, der aber mit dem geringsten Wesen mitfühlt, als wäre es ein Stück von des Dichters eigenem Leib, ein Tropfen von seinem eigenen Blut. Der Dichter steht der Macht des Leids, der Gewalt des Bösen ohne Illusion gegenüber. Beide sind sie durch den Menschen Żeromski hindurchgegangen. Und das ist das Wertvolle seiner Bücher: Mensch und Dichter fließen in Eins zusammen. Jeder Pose bar, finden sie in dem Leben nur noch diesen einzigen Trost und Zweck: den unermeßlichen Ozean des Leids um einen Tropfen mindestens verringern zu wollen. Wem Welt und Leben so erscheinen, der muß mit jedem Menschen als Bruder mitfühlen. „Ehre den Menschen!" — das ist sein kategorischer Imperativ. „Der Mensch ist ein Heiliges, dem niemand Unrecht tun darf — Es ist nur e i n Übel: dem Nächsten wehetun."

Żeromski steht nicht am Ufer. Mitten im Lebensstrom, umwogt und umbrandet, spricht er den Übelbetroffenen, Gekürzten, Unterdrückten, den in aller Welt Heimischen und dennoch Heimlosen das Wort. Sein ganzes Leben und Schaffen ist ein heißes Ringen mit dem menschlichen Dämon — Satan nennt er ihn —, der Unrecht auf Unrecht häuft und Niedertracht über Niedertracht erzeugt, die durch Jahrhunderte sich schleppend, Schein, Namen und Festigkeit von Tugend und Gesetz sich zueignen. Mit diesem selben Satan kämpfen die Helden seiner Romane. Sie lehnen sich gegen die durch Zeit und Denkträgheit geheiligte sogenannte Weltordnung auf, an ihr zu modeln, sie besser zu machen bemüht. Aber auch sie, die Besten, die den Geist von der Schwere der Erde erlösen wollen, werden nur zappelndes Spielwerk in der Hand finsterer, brutaler Mächte. „Heimlose Menschen" allesamt, vom sittlichsten Wollen beseelt und,

weil keine Kompromißler, der gegebenen Weltordnung gemäß schon im Prinzip dem Verderben preisgegeben. Denn für sie gilt alles oder nichts. Sie sprengen Familienbande, entsagen ihrem persönlichem Glück, um unbehindert ihrer Idee leben zu können. Überall walten finstere Mächte. Das Epos der napoleonischen Epoche, in der für so manchen polnischen Dichter nur der Lorbeer der Glorie zu wachsen schien, nur das sogenannte „Feld der Ehre" prangte, wird für Zeromski zur Anklage, zum herzzerreißenden Aufschrei gegen den Krieg, dessen Barbarei und Grausamkeit. Von dem Feuer der Legionen bleibt nur „Asche" zurück. Aus Vergangenheit und Gegenwart wählt er immer neue Katastrophen. Der große „Hetman", Eva Pobratymska und viele andere Figuren sind nur dazu da, des Bösen Allmacht und Sieg zu illustrieren. Aber trotz des Bösen darf das Gute und Edle in uns nicht einschlafen, nicht müßig sein. „Du sollst Liebe wie goldene Getreidekörner aussäen und das Unkraut des Hasses ausjäten und zertreten."

Dieser schwer wuchtende Pessimismus hat zweifellos seinen Grund in der psychischen Struktur dieses Dichters, nicht minder aber in den Begebenheiten, die sich mit der Geschichte seines Volks und dem blutigen Walten des Zarismus verknüpfen. Die Erweckung Polens milderte diesen Pessimismus um einige Striche, vermochte aber nicht ihn ganz zu beseitigen. Zeromski hing an seinem, zu neuem Leben erweckten Vaterland mit allen Fasern seines Herzens, er wünschte dieses Vaterland vollkommen, aber er fand manches Phänomen daran, das ihn, dem der Mensch ein Sakrosanktes war, eine entstellende Wunde am Organismus des Staates dünkte. Er schloß nicht die Augen davor, er verhüllte nicht, verschönte nicht, sondern deckte mannhaft die Wunde auf, auf daß sie, bei Licht besehen, richtige Remedur erfahre. Er lehrte, warnte, ergriff. Keins seiner Bücher hat so viel Lob und Angriffe erfahren wie sein letztes Buch „Vorfrühling", (vgl. L. E. XXVIII, 49) das, als Teil eines Ganzen gedacht, als Frage gestellt, nur Teil und Frage geblieben. Mitten im Fortbauen und Konstruieren der Antwort hat ihm der Tod das Werkzeug aus der Hand genommen.

Zeromski ist der hervorragendste, fruchtbarste und vielseitigste Schriftsteller in der polnischen Moderne, zugleich der größte polnische Lyriker im Reich der Prosa. Diese seine Stärke bedeutet auch seine Schwäche in bezug auf die Technik des Romans. Er ist kein Erzähler wie etwa Sienkiewicz (seine Komposition weist Mängel auf), überragt aber diesen um Bergeshöhe in bezug auf den Reichtum dichterischer Möglichkeiten, die Vielfalt der Probleme und die tiefe Einsicht in die menschliche Seele und menschliches Geschehen. Dem Roman früherer Zeit stellt er den Stimmungsroman entgegen. Nicht die Folge der Ereignisse, sondern die Gefühlsbrandungen sind von Bedeutung. Den von Sienkiewicz lobgesungenen Raufbolden und abenteuernden Soldatennaturen stellt er vollwertige Menschen mit hohem Ethos entgegen, die ihrem Ideal nachgehend vor „Sisyphusarbeiten" nicht zurückschrecken, Wunden ernten, aber mit ihren Überzeugungen nicht kapitulieren. Sie hoffen gegen die Hoffnung. Und das ist ihr Heldentum. Den neuen polnischen Menschen wollte er formen und ihn neue Wege führen. Er lehrte den Menschen lieben, die Arbeit ehren und nicht scheuen, auf daß es den Menschen auf Erden besser werde. Er war von dem Glauben durchdrungen, daß die Menschen allesamt Brüder seien und, ob sie auch in verschiedenen Zungen reden, es für die freien und stolzen Herzen nur eine Sprache gebe. Liebe und Frieden wollte er unter den Menschen wissen.

Er lehrte eindringlich, indem er aus der Sprache die verborgensten Kräfte, Reize, Töne und Untertöne hervorholte, sie souverän meisterte und königlich bereicherte. Die erschütternde Größe seiner Bilder von Lust und Leid, Liebe und Haß, Niedertracht und Aufopferung findet ihresgleichen in der polnischen Prosa nicht. Mann in jedem Zoll, sparte er keine Geißelhiebe, wo es galt Niedrigkeit zu treffen, brandmarkte er unbarmherzig mit glühendem Eisen jede gemeine Gesinnung. Er war die Galle und der Honig des gegenwärtigen Polen.

Frank Wedekinds Briefe

Von Martin Sommerfeld (Frankfurt a. M.)

Einer der Dichter, die — unter Wedekinds Zustimmung — als seine geistigen Ahnherrn gefeiert wurden, Jakob Michael Reinhold Lenz, schrieb einmal an einen Freund: „Die Sprache des Herzens ist lakonischer als der schnellste Gedanke eines Geistes ohne Körper. Darum hasse ich die Briefe. Die Empfindungen der Freundschaft gleichen dem geistigen Spiritus, der, wenn er an die Luft kommt, verraucht." Frank Wedekind muß zeit seines Lebens ähnlich empfunden haben. Daß die Sprache des Herzens lakonisch sei, daß die Empfindungen der Freundschaft im Wort nicht ausgedrückt, sondern eher zerstört werden — diese Einstellung des Dichters merkt man unschwer den Dialogen und Monologen seiner dramatischen Helden an, die — darin expressionistischem Verhalten ungleich, und naturalistischem Verfahren ähnlich — allesamt keine Optimisten des Wortes sind und von der magischen Kraft der Rede gering denken. So wird der Briefwechsel Frank Wedekinds (den Fritz Strich mit einer klugen, feinfühlenden Einleitung und sachdienlichen, umsichtigen Anmerkungen in zwei Bänden herausgegeben hat)[1] denjenigen enttäuschen, der in Wedekinds Briefen eine bequeme und weitläufige Selbstdarstellung des Menschen und eine ohne weiteres ergiebige Quelle für die Meinungen und Taten des Schriftstellers erwartet hat. Aber selbst wer dem Menschen Wedekind zu seinen Lebzeiten gegenüber treten durfte, wer seine korrekte, ja glatte und jedenfalls förmliche Art sich zu geben kannte, die einsilbige Äußerungsweise, zu der ihn ebensowohl seine unsagbare natürliche Bescheidenheit und Scheu nötigte, wie das Unverständnis, das er erfahren hatte; wer da wußte, wie schwer es ihm wurde, den Boden gesellschaftlicher Übereinkunft zu verlassen, wieviel natürlicher es ihm war oder geworden war, sich abzugrenzen als aufzuschließen — auch der wird beim Durchlesen der Briefe Wedekinds bisweilen und gerade an den wichtigsten Lebensabschnitten und Erlebnisepochen vor einem Rätsel stehen. Aber der Briefwechsel wird ihm schließlich auch die Auflösung des Rätsels zeigen: in einer fortgesetzten, erst instinktiven, dann bewußten Selbsteinkapselung des Menschen, in einem grandiosen und furchtbaren Prozeß der Selbstverleugnung, ja der aszetischen Selbstverstümmelung; und das Verhalten des Briefschreibers eingegeben von einem sicher religiösen Schweigegebot, dessen groteske Folgerungen für den Kämpfenden Flucht, für den Moralisten Lüge, für den Hochgestimmten banalen Lebensgenuß, für den Dichter in ihm den Pakt mit den Mächten der Konvention bedeuten konnten und bedeutet haben. So wird der Briefwechsel Wedekinds fast wichtiger in dem, was er verschweigt, zum mindesten in dem, wofür er nur negative Folie ist, als in dem, was er geradezu eröffnet; und es ist jedenfalls sein eigentlich dokumentarischer Wert, daß er diesen Prozeß der Selbstverleugnung ohne Selbstaufgabe mit schmerzhafter Deutlichkeit offenbar macht.

Selbstverleugnung ohne Selbstaufgabe — diese später offensichtlich bewußt gestellte und erfüllte Aufgabe, dieses Gebot, eher den Menschen als das Werk der Mißdeutung der Übelwollenden oder Lauen auszusetzen, lebt schon im Jugendlichen als Instinkt. Zweifelsucht, Pessimismus, Selbstironie, schon in seiner Natur liegend und durch Bildungserlebnisse bestärkt, erweisen sich doch auch dem Selbstbewahrungsinstinkt als gern gewählte Mittel, sich in dem häuslichen Bezirk mit seinen „ewigen Katzbalgereien", inmitten des „haarsträubendsten, unmenschlichsten Zusammenlebens" der Eltern, in der Verkettung eines unbedenklich verpflichtenden, anspruchsvollen jugendlichen Freundschaftstreibens und in der Brutatmosphäre einer im Geistigen wie im Sinnlichen erzessiven frühen Erotik abzugrenzen, sich zu sammeln und zu bewahren. Überall ist er in der Notwehr, noch ehe er selbst zu den Waffen gegriffen hat, als Mensch wie als werdender Dichter fühlt er sich zurückgewiesen, noch ehe er geworben hat. Die Kehrseite ist jene oft bis zum Pedantischen gehende „schulmeisterliche Begeisterung", ein doktrinäres Pathos voll naiven Vertrauens

[1] München, Georg Müller.

auf rationale Beweisgründe, eine zur Schau getragene Selbstsicherheit und Überlegenheit (wie grausam konnte sie sich dem jüngeren Bruder Donald gegenüber zeigen!), eine forcierte Kälte und Nüchternheit — all das findet man ja noch viel später im Bezirk des dramatischen Mysteriums in mannigfacher Umwandlung wieder. Man muß all diese Züge des Jugendlichen um so stärker betonen, als die reizende und rührende lenzburger, lausanner und erste münchener Idylle der Briefe wenig auf das Bild vorbereitet, das fast mit einem Schlage, ohne irgendwelche Übergangsmomente, nach dem Zerwürfnis mit dem Vater (1886) vor uns steht als schreckliche Wirkung väterlichen Fluchs, während sich doch in Wahrheit jetzt nur das Gesetz zu erfüllen anschickt, unter dem Frank Wedekind von Geburt her stand. Aber nun beginnt auch sogleich in raschestem Tempo die Kette von verwegenen Hoffnungen, zähem Streben, zweifelhaften Erfolgen, krassen Mißfällen und auch Mißgriffen, banalen Widerwärtigkeiten und grotesken Feindseligkeiten des Geschicks abzulaufen — ein tolles, rasendes Hin und Her zwischen Zürich, Paris, London, Berlin, München, Leipzig, Wien und wiederum München, so deutlich sichtbares Zeichen des Verurteiltseins, daß man ihn in späten, konsolidierten Jahren nur mit Schaudern einmal eine zwecklose Vergnügungs- und Studienreise nach Italien antreten sieht, daß man überhaupt dieser späten Konsolidierung — sie gehört allerdings erst der Zeit des Weltkrieges an: und auch das ist symptomatisch! — mit schmerzhafter Verwunderung zusieht, und sich nur erleichtert fühlt, wenn Wedekind selbst gegen die allzu geruhige Stimmung der „Dichterzunft" um ihn, gegen den „Kegelbahnhorizont" und das „Herdenbewußtsein" (II, 112) des münchener Umkreises mißtrauisch aufbegehrt. Man begreift indessen von hier aus auch sehr gut den fast halluzinatorischen Verfolgungswahnsinn des Gehetzten auch in der Zeit, da er zur Ruhe gekommen ist (wofür der Briefwechsel übrigens auch aktenmäßige Belege gibt: vgl. II, 92 ff. und die Anmerkung des Herausgebers).

Aber so wird es auch begreiflich, daß auch das eigenste, persönlichste Wesen und Streben möglichst fest, objektiv, ja neutral außerhalb der ungewissen, schwankenden Ebene der Flucht und des Mißgeschicks, als die sich sein Leben darstellt, fixiert werden soll. Es ist peinigend zu sehen, wie alles, was in den Bezirk seines dramatischen, dichterischen Wirkens gehört, auf einen möglichst neutralen Generalnenner gebracht wird. „Arbeit" ist auch in den Briefen an Freunde noch ein liebkosender Ausdruck für das, was doch gerade bei diesem Schriftsteller innerster Beruf, ja eigentlicher Lebensnerv ist: die dichterische „Hauptaufgabe"; meist braucht Wedekind schonungslosere Bezeichnungen, spricht von Geschäft und Erfolg wie ein businessman und gibt sich überhaupt gern das Ansehen eines gewandten Geschäftsmannes und kühlen Rechners, der die bürgerlichen Gegebenheiten weniger zu analysieren als zu nutzen bestrebt scheint, schwärmt für die „ungeheure Annehmlichkeit, ein ganz gewöhnlicher Mensch zu sein" — und verrät gerade mit solchen zynischen Offenheiten, daß er maskiert umhergeht. Es ist nicht ohne Koketterie, wenn er sich in einer der zahlreichen polemischen Bemerkungen gegen Gerhart Hauptmann einmal anklagt, daß ihm die Liebe fehle, die jener habe und verschwenderisch mitteile: er erwartete als Antwort die Aufforderung, die Maske abzulegen und sein liebendes Herz zu offenbaren — und er wäre einer solchen Antwort doch wieder kühl erstaunt ausgewichen oder hätte ihr gar einen zynischen Trumpf aufgesetzt. Man sieht mit Schaudern, wie die Konsolidierung einer solchen Natur und eines solchen Lebens früh Erstarrung bedeutet; einer krampfhaften Entfaltung folgt ohne eigentliche Zeit der Reife, in der Kraft und Aufgabe, Lebenswille und Lebensschicksal sich die Wage hielten, sogleich das Welken und Absterben.

Was die Briefe dieses Menschen der Flucht zeigen können, sind nur die Stationen seines Weges; das Ziel verraten sie mit keiner Silbe, ja sie gefallen sich darin, in diesem Punkt irrezuführen. Für die Kenntnis der Stationen liefern sie — zumal die Briefe des Jugendlichen — ein reiches Kolorit, für die Deutung des Ziels lassen sie dem Biographen so gut wie alles zu tun übrig. Um so eindringlicher aber verweisen sie auf das, worin Frank Wedekind sich hemmungslos und schonungslos, mit glühendem Ernst und liebendem Herzen vollkommen hingab: auf sein dichterisches Werk.

Zum Thema Erlebnis und Dichtung

Von Felix Braun (Wien)

Als der englische Dichter H. D. Lawrence, dessen literarische Persönlichkeit durch die im Inselverlag erschienenen Übertragungen seiner großartigen, düsterflammenden Romane auch bei uns zu Ansehen gelangt ist, in Perth in Australien weilte, übergab ihm dort eine ehemalige Krankenpflegerin, Miß Skinner, ein Manuskript, darin sie die Geschichte ihrer Familie aufgezeichnet hatte. Der Inhalt dieser Schrift schien dem Dichter so stark und reich, so interessant und spannend, daß er alles tat, ihr zur Veröffentlichung zu verhelfen, obschon er über das Unzulängliche der Form, des Stils, der Komposition, ja, über das Dilettantische des Gesamten keinen Augenblick in Zweifel sein konnte. Eben diese Mängel aber erwiesen sich bei den neuyorker Verlegern als unumstößliche Hindernisgründe: so entschloß sich Lawrence, den ganzen Stoff umzuarbeiten, ja, wo es nötig schien, zu ergänzen, sogar, weiter zu dichten, und aus diesem Bemühen entstand der hinreißende, herrliche, kraft tiefer Sinnlichkeit packende Lebensroman „Jack im Buschland", der, von Else Jaffe-Richthofen übertragen, in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist.

Wie aus dem Erlebnis Dichtung wird, haben tiefschauende Forscher — es sei an Diltheys edlen Geist wieder erinnert — oft zu ergründen gestrebt. Eins steht fest: Dichtung ohne Erlebnis ist undenkbar, unschaffbar. Selbst der phantastischesten Erfindung muß eine Realität, sei es auch in räumlicher oder zeitlicher Disparatheit, entsprechen. Wie Schelling lehrt, daß Mythos und Religion nicht auf Ideen allein, sondern tatsächlich auf Existenzen ruhen, so auch mag die Welt der Dichtung Wirklichkeiten ihr Dasein schulden, deren fernste Strahlenquelle nur den Dichter trifft, der, selber unwissend, festhält, wovon in Wahrheit er festgehalten worden. Die großen historischen und mythischen Poesien sind nicht Erfindungen ihrer Dichter, sondern hellgesehene Vergangenheiten, ob auch von der geschichtlichen Wirklichkeit abgewichen wurde. Wie immer wir zu solchen Gedanken stehen mögen, festzuhalten ist, daß die Phantasie nur eine Magd, niemals die Herrin des Künstlers sein kann. Was an den Kunstwerken uns immerdar ergreifen muß, ist ihr erlebter Urgrund; was an ihnen verfehlt scheint oder unwirksam bleibt, daran tragen Phantasie und Intellekt die Schuld. Schicksal und Natur wirken immer untrüglich.

Es ist nun an dem Werke H. D. Lawrences alles das großartig, was auf dem gegebenen, dem erlebten Stoff, den er Miß Skinner zu danken hat, aufruht: Menschen, Landschaften, Taten, Reden, Spiele, Bräuche, andererseits sofort erkennbar, wo der Dichter Motive hinzu erfunden oder übertrieben hat. Diese Partien, zu denen auch der Schluß gehört, dem man den Krampf des auf der Höhe des Mythos Ausdauern-Wollens anmerkt, zeigen, entlarvend, die Ohnmacht selbst des schöpferischen Gehirns, wogegen die grandiosen Stellen — die Liebe des Helden zu dem raubtierhaften Mädchen, die sportlichen Prozeduren auf dem Fest, die Gestalten Toms, Lennies, Marys, der Großmutter — etwas überwältigend Wahres, Mythisch-Naives haben, wie es sonst nur in den Epen der Vorzeit zum Ausdruck kommt. Es wäre nicht nur für den Psychologen anziehend, in diesem Werk, wie man in der Kunstgeschichte sagt, die Hände zu scheiden; aber ich glaube: jeder einigermaßen Eingelesene vermöchte leicht diejenigen Stücke zu sondern, die Lawrence frei erfunden hat. Das unangenehme Motiv der Doppelliebe des Helden und ihre, wie mich dünkt, wenig glückliche Rechtfertigung durch den wiederholten Hinweis auf das Leben der biblischen Patriarchen, ist gewiß eine solche Eigenmächtigkeit: sie wirkt aber nicht, trotz hohen geistigen und schriftstellerischen Aufwands.

Mit H. D. Lawrence tritt in die englische Romanliteratur, die von Swift bis Meredith die Tradition des breiten Lebensdurchschnitts bewahrt hat, ein neues Element ein, das dadurch von Bedeutung ist, daß es die Reinheit des englischen Wesens durch einen tieffremden, östlich-slawischen Zug unterbricht: eine symbolische Mischung, die mehr als nur ein literarisches Zeichen sein mag. Es ist nicht zu leugnen, daß die Romane des neuen

Dichters interessanter sind als die seiner rein englischen Vorgänger; allerdings haben sie das unerschütterte Gleichmaß nicht, das den Werken von Fielding, Dickens, Thackeray, Meredith groß- und weitzügig eignet. Der früheste englische Gesellschaftsroman, Fieldings „Tom Jones", ist kürzlich in der höchst fördernswerten Sammlung „Epikon" des Verlages Paul List, neu übersetzt von Paul Baudisch, herausgekommen — schon um des außerordentlichen, makellosen Deutsch der Übersetzung willen, die auf einen Dichter schließen läßt, sei das schön ausgestattete Buch empfohlen, das zugleich mit den „Wahlverwandtschaften", dem „Nachsommer", den „Toten Seelen", dem „Niels Lyhne" der zweiten Serie des „Epikons" angehört. (Hier sei auch der besonders gehaltvollen Nachworte von Hofmannsthal, Thomas Mann, Kaßner, Stefan Zweig gedacht.) Bedenkt man, daß der „Tom Jones" ein Menschenalter früher als der „Wilhelm Meister" geschrieben wurde, so wird man dem kühneren Freimut des Engländers, seiner unverstellteren Einsicht ins Menschliche eine noch höhere Bewunderung zollen, als die Bildung seiner Charaktere, die geglückte Ausführung seiner poetischen Absichten verdient. Was noch sehr lange in Deutschland den Dichtern auszusprechen verwehrt blieb, gibt der Brite mit der anmutigsten Natürlichkeit, dem freundlichsten Geiste offen zu. Denn — ist es nicht sein eigenes, wahres und wirkliches Leben, von dem der Dichter Rechenschaft ablegt? Eine Prachtgestalt wie den Squire hätte auch Shakespeare nicht auf die Beine zu stellen vermocht, ohne ihr Urbild wirklich gekannt zu haben, und ähnliches gilt für die übrigen Gestalten des Buchs, die man durchgehends in kräftiger Leibhaftigkeit zu gewahren vermeint: Fleisch und Blut, nicht ausgeklügelte Schatten, sie alle. Es ist Fieldings abenteuerreiches Leben, das wir hier — zwei Jahrhunderte nach seinem Erdenwandel — rein und schön in Romangestalt wiederauferstanden finden.

Einen objektiven Dichter a priori wird es schwerlich geben; Objektivität a posteriori jedoch bleibt das letzte Ziel aller Kunst.

Neue Jean Paul-Literatur

Von Rudolf Frank (München)

Der 14. November 1925, Jean Pauls 100. Todestag, hat der weder an Umfang noch an Bedeutung sehr imponierenden Bibliographie des Dichters einen, angesichts der schwierigen Lage des deutschen Verlagsbuchhandels, besonders erstaunlichen Zuwachs an Neuem gebracht. Zehn Verlagsanstalten und zehn Autoren huldigen dem Genius zu diesem Tage mit zwölf Werken, achtzehn Bänden, darunter nicht weniger als drei großen Biographien, deren jede das Ergebnis eindringender und durchdringender Geistesarbeit darstellt. Zwei Sammlungen der „Werke" schaffen die Grundlage zu einer sehnlichst zu wünschenden Wiederkunft des Großen in unsere Zeit. Auch an popularisierenden Auswahlbändchen ist nun kein Mangel mehr, und selbst die bildende Kunst beginnt sich an Jean Pauls Visionen zu versuchen. Sie alle verfolgen das gleiche Ziel; den Dichter, der in fernen Sphären wie ein Rauch um die Dinge schwebt, heutigem Fühlen und Denken nah zu bringen, das gegenwärtige Geschlecht zu seinen ungemessenen Bezirken zu führen, den großen Überall und Nirgends in seinem Wesen zu ergründen, zu packen, das sagenhafte Phantom, das seinen Namen trägt, seiner unbegreiflichen Verschollenheit zu entreißen. Der Todestag soll zum Auferstehungstag werden.

So ist denn auch die eigentliche Jean Paul-Philologie nur mit einem einzigen, doch gewichtigen Werk vertreten. Eduard Behrend, dem die verärgerten Angriffe Josef Müllers[1] nicht die Sohlen rühren, bringt den seit langem erwarteten vierten Band seiner monumentalen Sammlung der Briefe dar und stellt, da das Material für die noch fehlenden Bände größtenteils schon bereit liegt, auch deren baldiges Erscheinen in nahe Aussicht. Der vorliegende Band umfaßt außer dem buntbewegten berliner Winter 1800/01, Jean Pauls letzter Bräutigamszeit, das nur von kleineren Reisen nach Thüringen und Franken unterbrochene eheliche Stilleben in Meiningen und Koburg: „die glücklichsten Jahre seines Lebens". Etwa die Hälfte der von Behrend wiedergegebenen Briefe ist neu.

[1] In seiner Einführung zu „Jean Pauls Werke in vier Bänden, gekürzte Ausgabe von Josef Müller". München, Albert Langen.

Von den 325 Schreiben waren 105 bisher ganz ungedruckt, darunter 31 an Braut und Gattin, 7 an Bruder Gottlieb, 16 an Emanuel, 12 an Thieriot, 4 an Christian Otto, 4 an Herders, 6 an Böttiger, 2 an Ahlefeld, 3 an Frau v. Berg, 2 an Goethe. Eine Anzahl wichtiger Briefe, die bisher nur in zum Teil ungenügenden Kopien vorlagen, sind jetzt nach den Originalen wiedergegeben. Unter den 171 Kopien sind 144 bisher ungedruckte.[2]

So wertvoll und notwendig Behrends groß angelegte und durchgeführte Philologenarbeit ist, zur Stunde haben jene das Wort, die nicht neues Material beibringen, sondern das vorhandene (wer kennt es?) im Geist und Wesen zum Wirken bringen. Das kann viel mehr sein, als das geringschätzige Wort „popularisieren" zum Ausdruck bringt; es ist mitunter eine Tat.

Friedrich Burschell, dessen Jean Paul-Biographie an dieser Stelle bereits gewürdigt ward,[3] und Josef Müller treten mit neuen Ausgaben von Jean Pauls Werken hervor.[4] Beide basieren in ihrer Auswahl und der Methode der Kürzung auf ähnlichen, in dem gemeinsamen Ziel begründeten Prinzipien. Da eine vollständige, kritisch gesichtete Textausgabe noch immer fehlt, auch in dieser Zeit mit Aussicht auf buchhändlerischen Erfolg schwerlich hergestellt werden kann, steuern beide, Burschell und Müller, auf eine Art idealer Volksausgabe hin und schaffen kürzend, zusammenfassend, sondernd, einen Text, der in Verbindung mit dem in beiden Fällen vorzüglichen Druck ganz dazu angetan ist, wirklich gelesen zu werden. Wenn auch von Müllers Arbeit eine größere Objektivität, von der Burschells ein persönlicheres Fluidum ausgeht, so kommen beide Herausgeber in ihren Zusammenstellungen zu so ähnlichen Endergebnissen, daß der Beurteiler der zweimal vier Bände ein leises Bedauern über die Duplizität dieses lobenswerten Wirkens nicht unterdrücken kann. Mußte unbedingt zweimal „gesammelt" werden? Und wenn: Wäre es nicht denkbar, daß zwei Jean Paul-Auswahlen von ähnlichem Umfang so getroffen würden, daß sie, getrennt, zwei zureichende Auswahlsammlungen, vereint, eine Gesamtausgabe bildeten? An Stelle von überflüssiger, ja schädlicher Konkurrenz: Kooperation zu einem Doppelwerk, in dem getrost das in jedem Fall unentbehrliche doppelt stehen, jedoch in keinem Fall ein Wesentliches, ein Lebenswertes fehlen dürfte! — Während es jetzt geschieht, daß der Besitzer beider Ausgaben darin zwar vieles doppelt, anderes jedoch, wie „Die Vorschule der Ästhetik", „Levana", „Die Kriegserklärung gegen den Krieg", das „Mitwörterbuch", das „Museum", „Herbstblumine", „Mein Aufenthalt in der Nepomukkirche", „Doppelheerschau in Großlausau", „Wider das Urchristentum", „Selina" vergebens suchen wird. Auch nach einem Namen- und Sachregister, das sowohl dem Wissenschafter den Gebrauch der Ausgabe erleichtert, als auch dem Liebhaber bei zahlreichen Fragen und Anlässen Wege tief ins Dickicht des Dichterwerks bahnt, wird er vergebens blättern. Den Herausgebern läßt sich aus all dem kaum ein Vorwurf machen; was fehlt, ist eine objektive Instanz, die in solchen, sich in letzter Zeit immer wiederholenden Fällen Kräfte sparen, Leistungen zusammenfassen, Erfahrungen nutzen könnte.

Während so das Doppelgängertum der beiden Paul-Sammlungen als embarras de richesse (manchem vielleicht als embarras de pauvreté) erscheint, möchte ich von den drei neuerschienenen Monographien (bisher gab es keine einzige) nicht eine missen. Denn jede trägt ihr eigenstes Gesicht, jede hat ihre besondere Mission. Wer immer die Absicht hat, sich ernsthaft mit Jean Pauls Erscheinung zu befassen, beginne mit Burschells Buch, dringe dann mit Harich[5] in Jean Pauls Probleme des Daseins und Schaffens, und, wenn er dann „an seiner Sphäre lang gesogen", beschwöre er „aus Lebensfluten und Tatensturm" mit dem dritten, Johannes Alts,[6] Buch den Geist der Erde und des Himmels Jean Paul.

Walther Harichs Biographie, in der Jean Paul-Fraktur gedruckt, trägt Jean Pauls seelischen Duktus in jeder Zeile. Seit Börnes Gedächtnisrede wurde nichts Gültigeres, Geprägteres über Jean Paul gesagt, als in Harichs Vorrede. Die Biographie selbst leidet zum Teil unter dem unvermeidlichen Zuviel an Inhaltsangaben und wörtlicher Zitierung. Harich opfert hier bewußt seiner Mission als Apostel Pauls die eigene Freiheit des Gestaltens. Auf weiten Strecken gibt er statt seiner herrschenden Vision den dienenden Kommentar zu Lebensdokumenten. Ein König als Kärrner. Was Burschells Lebensbeschreibung für die Sichtbarmachung des wirklichen Menschenkindes und Kenntnis seines faktischen Lebensablaufs, ist für die Erkenntnis seiner geistigen Persönlichkeit in Erscheinung und Wandlung das Werk Harichs. Das ist auch in geschlossener, fast

---

[2] „Die Briefe Jean-Pauls, herausgegeben von Eduard Behrend. Vierter Band 1800—1804." München 1926, Georg Müller. — [3] L. E. XXVIII, 117. — [4] „Jean Pauls Werke. Auswahl in vier Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Burschell." Stuttgart, Berlin, Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. — Sowie die oben Anmerkung 1 angeführte Ausgabe. — [5] Walther Harich, „Jean Paul". Leipzig 1925, H. Hässel. — [6] „Jean Paul." Von Johannes Alt. München 1925, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

allzu klassischer Formung die Monographie Johannes Alts. Alt tut den Schritt, den Harich als verfrüht mit Absicht meidet: über das Empirische hinweg schreitet er zur Deutung des metaphysischen Phänomens. Das biographische Detail tritt in die „Zeittafel" des Anhangs, Einzelzüge schwinden, der Mensch wird Gehäuse zeitlicher Kräfte, unsichtbarer Ströme, ewiger Ideen. Wenn wir Burschells Schilderung mit einer Reihe treuer, wahrheitsliebender Photographien vergleichen, so erweckt Johannes Alt mit seiner Darstellung einen ähnlichen Eindruck, wie ihn monumentale Statuen, hohe Ahnenbilder, gemalte Heilige oder überirdisch lächelnde Totenmasken auf uns machen: die Überzeugung einer höheren Wahrheit in sich selbst. Noch die dem Buch beigegebenen Bildnisse sind nicht als Zeugen der Wirklichkeit, sondern als „physiognomischer Beitrag zu Jean Pauls innerer Gestalt" gedacht.

Von inneren Gesichten möchten auch die sechs farbigen Tafeln künden, mit denen Gustav Wolf [7] den Dichter eilfertig „ausdeutet". Wie klar und sinnvoll sind die Worte Jean Pauls, wie unklar und sinnlos die ausgespritzten Tinten des Buchkünstlers. Vielleicht kommt schließlich noch ein Anderer und verfilmt nach Methode Ruttmann die „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab", und Thea von Harbou überträgt den „Jean Paul-Film" in ihr geliebtes Deutsch. Ich fürchte, eher wirst du, eingekapselter Apokalyptiker und Weltenrichter Friedrich, in deinem Deutschland doch nicht populär! Trotz Wilhelm Langewiesche-Brandt, [8] der in 15000 Exemplaren Jean Pauls „Lebensroman in Briefen mit geschichtlichen Verbindungen" in Kurs zu bringen sucht, trotz der Frankfurter Sozietätsdruckerei, die den Dichter etwas einseitig in die Politik bringt. [9]

Auch Josef Müller, der Herausgeber der Langenschen Jean Paul-Ausgabe zieht auf 145 Seiten zu volkstümlichem Preis einen Querschnitt durch 16 Schriften des Dichters [10] und fügt noch ein „Sachregister" an den Schluß, ein Sachregister mit ganzen 25 „Sachen", darunter: „Gott", „Tod", „Weib" und „Weltende" — was für Sachen! Was für Sachen!!

Doch erst die im gleichen Verlag erschienene „Festgabe" von Professor Herold, [11] die beschämenderweise als „Spiegel seiner (Jean Pauls!) Heimat" auftritt, um die Verse von Professor Herold an den Mann zu bringen! Mit ihr sind wir am Bodensatz der Jean Paul-Begönnerung angelangt. Es scheint das traurige Schicksal gerade unserer edelsten Dichter zu sein, Dilettanten zur Befriedigung persönlicher Eitelkeitsgelüste dienen zu müssen. Wie Mörike „seinen" Hanns Wolfgang Rath hat Jean Paul „seinen" Herold. Immerhin gewährt der einleitende Satz: „Mit dieser zusammenfassenden Arbeit will ich meine Jean Paul-Studien vorläufig abschließen" einen Lichtblick.

Die bescheidenste und um ihrer Bescheidenheit willen vielleicht erfreulichste und fruchtendste Gabe ist jedoch „Das kleine Jean Paul-Buch" [12] das im Auftrag der Stadt Nürnberg von Gustav Wießner herausgegeben und „der nürnberger Jugend, der künftigen Bürgerschaft, von ihrer Vaterstadt gewidmet" ist. Hier fühlt man eine schlichte Tat aus wahrhaft Jean Paulschem Geiste, zu der der Dichter Ja sagen, über die sich der zukunftsvolle Pädagoge freuen würde. Mehr noch als bei der Hartungschen Auswahl ist hier die große Arbeit des Biographen Harich bereits fruchtbar geworden. Auf im ganzen sage und schreibe 66 Seiten gibt der Herausgeber in durchdachtem Zusammenhang wohlabgestimmte Stücke aus 19 Werken und Briefen des Dichters und dazu neben drei guten Bildbeilagen und einer musterhaften Wort- und Sacherklärung eine Einleitung von frischem Humor und großen Horizonten. „Es häufen sich in diesen Jahren die Gedächtnisfeste für die großen Deutschen der Zeitwende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Zweihundert Jahre werden es, daß die Älteren geboren wurden, hundert Jahre liegt das Leben der Jüngeren geschlossen hinter uns. Wir sind Erben eines ungeheuren Schatzes, den wir mit Jahrhundertfeiern nur eröffnen, den wir in unserem intensiven modernen Leben kaum erschöpfen können. Mit diesem Erbe hat Deutschland die geistige Verantwortung Europas aufgebürdet bekommen.

Wir suchen an Ibsen und Strindberg die sozialen Probleme der Zeit zu erkennen, hoffen von Dostojewski, oder gar vom fernen Osten religiöse Erneuerung, Bernard Shaw gilt uns als das Ein und Alles politi-

---

[7] Jean Paul, „Der größte Gedanke des Menschen mit sechs farbigen Bildtafeln von Gustav Wolf". Stuttgart, Walter Hädecke. — [8] „Die Bücher der Rose. Neue Friedensserie; Jean Paul, ein Lebensroman in Briefen mit geschichtlichen Verbindungen von Ernst Hartung." Ebenhausen bei München, Wilhelm Langewiesche-Brandt. — [9] Jean Pauls politisches Bekenntnis. Ein Taschenbuch für Deutsche. Frankfurt a. M. Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. — [10] Die Dreiturm-Bücherei, Nr. 5/6. Jean Paul. Auswahl von Josef Müller. München und Berlin 1925, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. — [11] „Jean Paul im Spiegel seiner Heimat. Festgabe zum hundertsten Todestag des Dichters." Von Eduard Herold. München und Berlin 1925, Druck und Verlag R. Oldenbourg. — [12] „Das kleine Jean Paul-Buch. Im Auftrag der Stadt Nürnberg herausgegeben von Gustav Wießner, Dozent an der städt. Volkshochschule und den Volksbildungskursen." Nürnberg 1925, Verlag „Der Bund", Walther Günther Schreckenbach.

schen Humors — und wir haben vergessen, daß in den Werken Jean Pauls das alles aus unserem eigenen Volkstum heraus Gestalt wurde."

Post festum bringt Walther Harich dem Volksverband der Bücherfreunde[13] eine gut eingeleitete Ausgabe der Idyllen und Walther Meier[14] macht den Versuch, „den geistigen Tragelaphen Jean Paul" von einheitlichem poetischen Grunde aus zu erfassen, was im Stil einer Volksdissertation mit etlicher Mühseligkeit gelingt.

Briefe über katholische Literatur

Von Leo Weismantel (Marktbreit a. M.)

Vierter Brief

Erwägungen zuvor — Jugendbücher

1. Eine Erwägung zuvor

Die nachfolgenden Erörterungen wollen nicht Einzelbüchern sich zuwenden, so sehr es auch Selbstverständlichkeit ist, das einzelne Buch zu werten. Eine Reihe von Büchern nebeneinander gelegt, führt zu anderen Erkenntnissen als die Beurteilung einzelner Bücher. Vor mir aufgestapelt liegen ganze Reihen von Jugendbüchern. Sie sind nicht von mir ausgewählt zu einer grundsätzlichen Betrachtung — den größten Teil dieser Bücher hat der Zufall auf meinen Arbeitstisch geworfen. Aber auch jedes zufällige Geschehen fügt sich ein in einen ganz bestimmten Rhythmus, außerhalb dessen nichts geschehen kann. Wie wir aus dem Gerölle eines Flusses die geologischen Landschaften feststellen können, die ein Fluß durchlaufen hat, so lassen auch diese zufällig auf denselben Arbeitstisch gelegten Bücher, Bücher, die im gleichen Jahre heute auf den Markttischen liegen, uns ein ganz bestimmtes geschichtliches Geschehen: die Wandlung in dem Verhalten des Erwachsenen zum Kinde in den letzten Jahrzehnten erkennen. Es sind zumeist Bücher katholischer Verlage, die hier vorliegen; aber es sind zufällig einige aus nichtkatholischen Verlagen dazwischen geraten und die Werke der nichtkatholischen verglichen mit denen der katholischen Verlage lassen erkennen, wie dieser Weg der Entwicklung in unserem einzigen Volke je nach der Weltanschauung so ganz verschieden durchlaufen worden ist.

Wenn wir zurückgehen an den Ausgangspunkt dieser Entwicklung, so steht an der Quelle der Kinder- und Jugendliteratur — und es gilt hier den breiten Strom der Jugendliteratur, nicht das Einzelwerk zu beurteilen —, das Buch, das ich als das „Buch der lieben Tante" bezeichnen möchte. Es ist eine Zeit, die, abgesehen von Einzelmenschen, in ihrer Gesamtheit zum Kind als dem lesenden Wesen kein Verhältnis hat. Die Bücher sind typisch tantenhaft, stark mit Moralin durchtränkt. Dem Kind wird eine unglaublich brave Welt hingestellt, die so brav ist, daß schon die Kinder solche Unzulänglichkeit durchschauen könnten. Aber die männlichen und weiblichen Tanten wollen sich und den Kindern weismachen: die Welt sei so kreuzbrav wie sie in diesen Büchern beschrieben steht. Die Ausstattung dieser Bücher ist solide und gut bis zur Polizeiwidrigkeit. Das Titelblatt verkündet, mindestens verkündet es der Prospekt, daß erste Dichter den Text besorgt, daß erste Künstler die Bilder geschaffen haben. Wer heute an die Jugendliteratur jener Epoche herantritt mit ästhetischen Maßstäben, wer in ihnen Form der textlichen Gestaltung, Form der Bildbeigaben oder gar Form der Buchausstattung sucht, kann sich eines gutmütigen Lächelns kaum erwehren. Mit der Zeit aber, da die Lehrerschaft sich mit dem Kinde als einem lesenden, Bücher besitzenden Wesen näher beschäftigte, setzte der Umschwung ein. Man fand, daß für das Kind, wie man sich ausdrückte, das Beste gerade gut genug sei, und mit diesem Augenblick tritt die Wendung ein, daß an das Kind und an die heranwachsende Jugend die Kunst herangetragen wird. Das geformte Werk in Dichtung und Bild und Buchausstattung wird „Kulturträger". Der Führer wird statt der lieben Tante nun der literarisch belesene Lehrer. Die Lehrerausschüsse, die sich zusammensetzen und über Jugendliteratur beraten, werden Führer.

Inzwischen aber vollzieht sich ein Neues. Auch diese zweite Periode hatte das Kind noch vom Erwachsenen her zu beeinflussen versucht. Die Gaben an das Kind waren Gaben aus den Händen und aus dem Geist der Erwachsenen. Das Kind ist hier nur Durchgangsstation zum Erwachsenen, aber es ist kein in sich getragenes Lebensalter. Es ist keine Wesenheit, die in sich selber ganz und gar fertig in der Welt steht — mag sie von irgendwoher kommen, mag sie irgendwohin gehen. Nicht mehr für das Kind, sondern aus dem Kind soll

[13] Idyllen von Jean Paul. Eingeleitet und herausgegeben von Walther Harich. Wegweiser-Verlag G. m. b. H. Berlin. — [14] Jean Paul „das Werden seiner geistigen Gestalt", Orell Füßli, Zürich.

nun die Gestaltung all dessen kommen, was für das Kind ist, auch das kindliche Buch. Es ist kein Zweifel, daß hier der menschliche Geist in den letzten Jahrzehnten einen ungeheuren Weg zurückgelegt hat, und wir können heute vielleicht sämtlichen Zeiträumen dieser Entwicklung wieder Gerechtigkeit widerfahren lassen, Gerechtigkeit auch der guten alten Tante männlichen und weiblichen Geschlechts der guten alten Zeit.

In dieser Entwicklung liegt aber eine zweite Entwicklung mit inbegriffen; die gegensätzliche Entwicklung der innerkatholischen und außerkatholischen Welt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die alte Tantenliteratur das Kind geistig teilweise doch höher wertete als die Gegenwart. Nimmt man ein so unglaublich braves, ungekonntes Buch der alten Zeit in die Hand und steht ihm nur rein als Mensch gegenüber, blickt man in diese Welt, ohne die ästhetische Stufenleiter als Hauptstufenleiter menschlichen Geistes auf alle Fälle zu behaupten, so tritt aus dem alten Schmöker uns eine Liebe entgegen, die wir bei so manchem hochkultivierten Buch der mittleren und der letzten Epoche unserer Jugendliteratur vollkommen vermissen. Der ästhetische Mensch ist gezüchtet, das „schöpferische" Kind ist entdeckt worden. Aber wie viel Menschentum, Universalmenschentum ist diesem Spezialistentum geopfert worden! Ich greife aus den vor mir liegenden Stapeln von Büchern ein katholisches Buch aus den zahlreichen derartigen Veröffentlichungen des Verlages Bachem, Köln, heraus: „Aus dornenreicher Jugend" von Heinrich Keiter, ein ganz schmuckloses Buch, ohne alles, was die Ästheten „Formen" nennen, oder „Schuld, Strafe und Versöhnung" von Adolf Kolping, und lege daneben die prachtvollen, in Sprachformung, Bildschmuck und Buchausstattung so glanzvollen Bücher der Sammlung „Der Blumengarten" im Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O., „Die fröhlichen Märchen", die Will Vesper besorgt, „Die Götter- und Heldensagen", die Gustav Schalk, „Die Sagen vom deutschen Rhein", die Else Franke besorgt haben. Kein Zweifel, daß diese Bücher des „Blumengartens" Bücher höchster, reifster Kultur sind, und es will uns kaum eingehen, daß diese „schlechten", formlosen Bücher, wie sie der Verlag Bachem auf den Markt geworfen hat, etwas Gleichwertiges seien. Sie sind es doch. Was in ihnen webt, das ist das lebendige Verhältnis, das lebendig verantwortliche Verhältnis des Schreibers, des Verlegers zu dem Wesen, für das dies Buch geschaffen ist. Ich lege die beiden Bücher vor ein Kind und lasse die Bücher dem Kinde mehrere Wochen — ich werde bemerken, daß es sich mit der „Dornenreichen Jugendzeit" des Keiter mit tieferer Anteilnahme beschäftigt als mit den „Deutschen Götter- und Heldensagen". — Wir sind in eine Objektivierung der Werte hineingeraten, die unser subjektives Leben nahezu ertötet. Vor mir liegt eine ganze Reihe von Büchern gleichfalls aus dem Verlage von Bachem. Es sind meist geschichtliche Stoffe darin romanhaft für die Jugend behandelt: „Spartakus, der Sklavenfeldherr" von Münchgesang, „Ambros Dalfinger" vom gleichen Verfasser, „Walter, der Erzpoet", Erzählung von Kerner, Bücher der Hedwig Dransfeld: „Die Geschwister di Mona Rosta" oder „Theo Westerholt", darunter auch „Der Knabe des Tell" von Jeremias Gotthelf. Ich nehme eine gleich geartete Serie, jedoch für erwachsenere Jugend: „Die Flemmings Bücher für jung und alt" von Börries Freiherrn von Münchhausen, eine Sammlung, die sicherlich zu den besten gehört, die wir haben. Die Bücher der Flemmingschen Sammlung sind durchweg wertvoller gestaltet. Es sind Werke ganz großer Dichter darunter, ich nenne nur das von Marie Diers „Das Herz im Holze". Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bücher des katholischen Bachemschen Verlags noch auf der Grenze zwischen der ersten und der zweiten der oben geschilderten Entwicklungsperioden liegen und dadurch weit hinter den Errungenschaften der Flemmingschen Sammlung von Börries Freiherrn von Münchhausen. Und doch wohnt ihnen ein Hauch inne, der jenen vollendeteren Büchern mit Ausnahme der ganz vollendeten (wie das von Marie Diers) fehlt. Wie leicht setzen wir uns über das hinweg, was wir überwunden zu haben glauben, und wie notwendig wäre es, die tiefsten Werte dessen, was wir früher besaßen, in das Neue hinüberzuretten.

Wo Liebe umgeht und Liebe umgegangen ist, sollen wir nichts verachten.

Während die außerkatholische Welt sich eine stärkere Objektivierung ihres Weltwissens und ihrer Werke errungen hat und dadurch an subjektivem, wirklichem Leben verloren hat, hat der Katholizismus sich ein stärkeres Drinnenstehen im Leben bewahrt, dies allerdings damit bezahlt, daß er Werte noch nicht errungen hat, die die andere Welt bereits als breites Allgemeingut besitzt. Es ist in der katholischen Jugendliteratur in diesem Sinne auch heute noch eine ziemlich breite Rückständigkeit. Wo dagegen diese Rückständigkeit überwunden zu werden anfängt, wird zugleich mit objektiver Form und objektivem Wert eine Lebendigkeit errungen, die anderswo fehlt.

2. Die Jugendbücher

Das katholische Jugendbuch, das Jugendbuch, das der katholische Verleger herausbringt, hat den Vorzug und den Fehler: für ganz bestimmte Kinder geschrieben

zu sein, für katholische Kinder. Die bereits genannten Sammlungen des Verlages Bachem in Köln sind dieser Art. Sie sind in ihrer geistigen Haltung zumeist dieser ersten Periode, die ich oben charakterisiert habe, entsprossen. Sie tragen heute noch ihren Geist und ihr Kleid. Aber auch im katholischen Lager begann alsbald das Ringen um ästhetische Werte auch für das Kind. Es legt hier der Verlag Bachem eine für diese Zeit charakteristische Sammlung vor. Sie enthält die Bücher: „Das Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia" von Brentano — ein Band Märchen von Eichendorff — „Vom König, den Dracheneiern und der Prinzessin Caritas" von Enrica von Handel-Mazzetti, durchaus Bücher, die sich auch in ihrer Buchausstattung sehen lassen können, wenn auch das Kunstgewerbliche nicht überwunden und in Kunst erlöst wird, wenn auch zu den Texten wahrhaftiger Dichter dann Bücher von Gelegenheitsdichtern wie Josef Eckerskorn treten, so daß man ein literarisch sicheres Urteil des Verlages und ein nach dieser Richtung hinzielendes klares Wollen noch nicht erkennen kann.

In der gleichen Richtung laufen verschiedene Werke des Verlages Herder, Freiburg i. Br.: die prächtigen Bücher der Helene Pagés „Großmutters Jugendland", „Großmutters Mädchentage" und Jon Svenssons „Nonni-Bücher". Alles noch keine Dichtung, in der Buchausstattung zu primitiv und ohne Formwillen, aber von prächtiger Lebensnähe. Zart, nahezu Dichtung, Maria Batzers Erzählung „Schwarzwaldkinder", und ein ganz prächtiges, allerdings nicht auf deutschem Boden gewachsenes Buch „Die Geschichte vom hölzernen Bengele", ein Jugendbuch der Weltliteratur, dem man nur einen etwas besseren Druck und eine bessere Ausstattung wünschen möchte, und es wäre hier Vollkommenes erreicht. — Im Verlage Kösel & Pustet, München, erschienen „Die Jugendlegenden" von Johanna Arntzen „Vom Heiland und von seinen Freunden" mit zarten Scherenschnitten von Josy Meidinger, für katholische Kinder prächtige Bücher. Aber hier wird gerade die Frage offenbar: Was hat diese katholische Welt objektiv so gestaltet, daß auch der Nichtkatholik ein solches Buch kaufen und seinem Kinde schenken möchte? Die Frage ist sehr schwer zu beantworten. Bücher wie „Das hölzerne Bengele", die der ganzen Welt gehören können, fallen nicht unter diese Betrachtung. Hat die katholische Jugendliteratur uns, dem Kind oder der Jugend, Zeiten der Geschichte, Legenden der Heiligen oder auch des Lebens Jesu gestaltet, die allen gehören können? Ich nehme nun ein nicht zufällig unter diese jetzt zur Besprechung vor mir aufgestapelten Bücher geratenes, sondern zu einem Vergleich herbeigeholtes Buch vor: „Die Legenden" von Karl Bröger (mit Bildern von Rudolf Schiestl). Es ist kein Zweifel, daß hier von Bröger Heiligenlegenden mit größerer dichterischer Gestaltungskraft geschaffen sind als in den Legendenbänden der Johanna Arntzen. Aber könnte es dem Blick entgehen, daß in den Büchern der Johanna Arntzen die Gläubigkeit umgeht und ihre Schätze austeilt, Schätze, die eben doch eine ganze Welt bedeuten, während bei Bröger der „liebe Gott", irgendeine erdichtete Märchengestalt von tausend anderen vielleicht viel besser erdichteten Märchengestalten, unter den aufgestapelten Schätzen eines Antiquitätenladens steht neben irgendeinem Barockschrank. Es ist mir absolut nicht erkenntlich, warum ich in diesem Antiquitätenladen mir diesen „lieben Gott" kaufen soll, wenn daneben ein viel schönerer Schrank steht, der sich in irgendeinem meiner Zimmer prachtvoll ausnehmen wird. Ich kaufe mir den Schrank. Wir haben zu wählen zwischen Werten des Lebens und Kuriositäten, ganz gleich, welches unsere Gläubigkeit sei. Und hier stehen wir vor dem Punkt, zu dem ich meine einleitenden Worte hingeführt habe, ohne dies bereits auszusprechen. Es kommt darauf an, ob unsere ganze Jugendliteratur zu einem literarischen Kuriositätenkramladen wird, oder ob wir Bücher des Lebens für unsere Kinder zu schaffen wissen. Zweifellos geht die neue pädagogische Bewegung, die „das schöpferische Kind" entdeckt hat und alles, also auch das Kinder- und Jugendbuch, aus der Welt des Kindes und des Jugendlichen heraus gestalten möchte, darauf aus, die Literatur auszuschalten und den lebendigen Wert wieder einzusetzen. Der lebendige Wert heißt hier Dichtung. Es ist nun die Frage: wer dichtet? Man versucht das Kind, den Jugendlichen selbst für sich dichten zu lassen. Bücher, selbst Zeitschriften dieser Art erscheinen bereits in Menge. Wird aber das Kind, der Jugendliche des Erwachsenen, des Vaters, der Mutter, des Freundes, des lieben Onkels und der lieben Tante entbehren können? Wird das Kind wirklich alles schaffen wollen? Ist es abseits dieser wissenschaftlichen Theoretisiererei vom schöpferischen Kind (der gewiß eine wahre neue Erkenntnis innewohnt) nicht natürlich und als Natur uns immer ein Richtweg, daß der liebe Onkel den Kindern seine Geschichten erzählt; er ja hat die Schatzkammer der Jahrtausende. Aber es fragt sich nur, wer dieser Onkel ist! Die Frage lautet: Wird der „Onkel Dichter" statt seiner Sehnsucht, in den Olymp zu kommen, nachzulaufen, sich an der nächsten Straßenecke unter die Kinder setzen und ihnen Geschichten erzählen? Hier kommt die gute alte Tante der vergangenen Zeit wieder in anderer Gestalt. Diese neue Gestalt schiebt den literarisch be-

lesenen Lehrer, der sagt, für das Kind sei das Beste gerade gut genug, zur Seite und fängt an, dem Kinde zu erzählen: Dem Kind das Märchen, dem Heranwachsenden die Abenteuer der Geschichte, nicht mehr irgendwie aus der Luft gegriffen, denn er, dieser gute Onkel Dichter der heutigen Zeit muß, wenn wir ihn nicht auslachen sollen, durch alle Schulen der Natur und der Geschichte gegangen sein. Es liegen hier einige Bücher vor mir, die diese Bereitschaft des Dichters bekunden: Die „Tierlegende" von Peter Bauer (Verlag Kösel & Pustet, München), ferner ein prachtvolles Buch für werdende Männer „Der Fährmann" von Gustav Keckeis, Verlag Herder, in dem eine Reihe namhafter katholischer Dichter zu einer Arbeitsgemeinschaft in diesem Sinne zusammentreten. Es liegen vor mir eine Reihe von Heften, die sich die „Heldenlegende" nennen von Franz Herwig (Heft 1: „Der Führer", Heft 2: „Der Namenlose", Heft 3: „Widukind", Heft 4: „König Otto und sein Sohn", Heft 5: „Barbarossa", Heft 6: „Maximilian", Heft 7: „Dürer", Heft 8: „Johann von Werth"; andere Hefte sollen folgen). Hier versucht Franz Herwig heldenhafte Gestalten der deutschen Geschichte vor die Jugend hinzustellen mit aller ihm als Dichter gegebenen Gestaltungskraft, mit aller Kraft, diese Gestalten objektiv hinzustellen, aber darüber hinaus mit dem Willen, die Leser zu einer Gefolgschaft ihres Helden zu entflammen. Es liegt weiter vor mir eine prachtvolle Ausgabe der „Rheinmärchen" von Clemens Brentano, jedoch in neuer Fassung von Laurenz Kiesgen (Verlag Herder) und im gleichen Verlag das schönste Märchenbuch für die ganz Kleinen: „Das alte Haus" von Wilhelm Matthießen mit Bildern von Adolf Schinnerer. Ich sage das schönste Märchenbuch, das die letzten Jahre geschaffen haben. Es mag der Freund der Märchen nur einmal die wundersamen Märchen Grimms den Kindern vorlesen wollen, so wird er sehr bald darauf kommen, daß die Kinder das nicht mögen. Sie wollen die Märchen nicht aus der Grimmschen Fassung vorgelesen, sie wollen sie erzählt haben. Das gesprochene Wort ist auch in der Dichtung ein grundsätzlich anderes als das geschriebene Wort. So wenig Glück man mit dem Vorlesen Grimmscher Märchen Kindern gegenüber hat, so entzückt sind sie immer vom „Rotkäppchen" in allen Gestalten, wenn Mutter sie erzählt. Der höchste Wert der Grimmschen Märchen ist nicht der, sie den Kindern zu geben, sondern sie sollen das Erbe der Erwachsenen sein. Der Erwachsene aber hat es sich nicht bequem zu machen und zu glauben, er habe seine Pflicht gegen das Kind erfüllt, wenn er diesem zum Geburtstage oder zu Weihnachten eine vollständige, mit prachtvollen Bildern geschmückte Ausgabe der Grimmschen Märchen schenkt. Das Kind beansprucht mehr als das Geschenk eines solchen Buchs. Es beansprucht die lebendige Liebe, die sich zu ihm hinsetzt und das lebendige Wort der Stunde spricht: dann wird das Grimmsche Märchen der Wert des Lebens, wenn die Mutter diesen Wert nicht nur durch den Kaufpreis eines Buchs, sondern durch das leibhaftige Selbsterzählen bestätigt. Das Matthießensche Märchenbuch „Das alte Haus" ist das erste Märchenbuch, das man den Kindern vorlesen kann. Hier ist keine geschriebene, sondern eine gesprochene Dichtung festgelegt, etwas wesentlich Neues, bis heute eine Einmaligkeit. Solche Bücher kann man nicht machen, die schenkt die Zeit.

Es ist kein Zweifel, daß die dichterischen Kräfte, über die der heutige Katholizismus verfügt, in ganz anderem Maße als früher Verantwortung dem Kinde und der Jugend gegenüber fordern und dementsprechend aufrufen. Es gilt, daß der „Onkel Dichter" unter die Kinder, der Führende unter die Heranreifenden tritt und ihnen die „Saga" und den „Mythos" ihres Lebensalters und unserer Zeit gibt. Bücher wie die „Tierlegende" von Peter Bauer, wie die „Heldenlegende" Herwigs zeigen diese Bereitschaft an. Die schaffenden Kräfte fühlen sich in einer ganz bestimmten geistigen Arbeitsgemeinschaft. Geschichtliche Bilder, wie sie in so großer Anzahl die oben genannte Sammlung des Verlages Bachem enthält, werden als nicht mehr möglich empfunden. Auch das Kind, auch der Heranwachsende soll nicht irgendwelche erdichtete Geschichtsbilder erhalten, nur um durch solche Lektüre leichter ein Verhältnis zur Vergangenheit zu erhalten. Das Improvisierte dieser Darstellungen muß weichen einem wahrhaftigen Wissen um die Dinge und um das Geschehen. Natur und Geschichte muß wissenschaftlich, nahezu biologisch wissenschaftlich erfaßt worden sein, ehe der Dichter nun diese Wahrhaftigkeit aufzeigt. Es geht um die Gestaltung des Kosmos sowohl, wie der christlichen Heilslehre und Heilsgeschichte. Hier wird dann selbst die Legende der christlichen Heilsgeschichte eine Gestaltung erfahren, die alle Gläubigkeit in sich eingefangen hält und darüber hinaus jene Formen besitzt, die das Buch zum Geschenk an alle, auch an den Nichtchristen macht. Das Bemühen um das katholische Kinder- und Jugendbuch steht hier noch in den Anfängen, aber in schon bezeugten Anfängen. Es ist nicht nur das Wollen da, es ist schon die Tat erfolgt, wenn auch erst im Anhub. Bücher wie „Das alte Haus" werden sich der Bücherei des Volkes auch über unsere Zeit hinaus einfügen. Der Acker ist bereit und die Saat wird bestellt; die Ernte und ihre Größe liegt dann nicht mehr in Menschenhand.

Echo der Zeitungen

Rainer Maria Rilke

Zum 50. Geburtstag

„Während ich versuche, die Erinnerung an das erste Erscheinen Rainer Maria Rilkes zu fassen, taucht in meinem Gedächtnis die Gestalt des Dichters auf, wie wir sie damals mitunter in den Straßen von Prag erblickten. Ein schlanker junger Mann, der durch schwarzen Filzhut, kühne Kravatte und ungewöhnliche Haartracht den Künstler sichtlich betonte, aber für unsern Geschmack und nicht ganz im Einklang mit dem Vorwort zum ersten ‚Wegwarten'-Heft um einen Grad zu elegant und weltlich war; er trug sogar Gamaschen und schaute durch ein Lorgnon. Daß er seine Dichtungen selbst drucken ließ und umsonst verteilte (an Vereine und Spitäler), fanden wir geradezu aufregend (ich rede unwillkürlich in der Mehrzahl und denke an gleichgestimmte Freunde jener Zeit, insbesondere an Paul Leppin); wenn ich nicht irre, band uns ein Spaßvogel auf, Rilke stehe an einer Ecke der Ferdinandsstraße und verschenke die ‚Wegwarten' an Passanten ... Wenige Jahre darauf war das Äußere Rilkes ganz verändert. Er ging in einem braunen Mantel wie ein Mönch, sein schmales Gesicht hatte einen aszetischen Ausdruck. Dann wieder, etwas später, war alles verschwunden, was ihn äußerlich von anderen unterscheiden konnte.

Ich erwähne dies, weil mir die Wandlungen schon des Aussehens einen gewissen Prozeß anzudeuten scheinen, den Rilke in seinem Aufstieg durchgemacht hat und der nicht frei war von Eitelkeit und Ostentation. Es darf heute ohne Befangenheit darüber gesprochen werden: an diesem Dichter ist nichts bewunderungswürdiger, als daß er durch Selbstzucht und Bewußtheit beständig wächst, eine stets strengere und delikatere Auffassung von der Mission des Dichters sich erringt und einer chaotischen Zeit sein ganz auf edle Musik und Vergeistigung gestelltes Werk entgegenhält. Der Weg von den ‚Larenopfern' bis zu den ‚Sonetten an Orpheus' und den Umdichtungen der Verse Paul Valérys ist so großartig, daß die Erinnerung an widerspruchsvolle Anfänge ihn nicht zu verkleinern vermag — im Gegenteil, sie statuiert ein anfeuerndes Vorbild." Camill Hoffmann (Prag. Pr., Dichtung 49).

„Der Kürze halber mit einer Vergröberung gesagt: die durch unsere Trägheit larvenhafte, sichtbare Welt wird unsichtbar gemacht, damit die unsichtbare sichtbar werde. An den Schnittpunkten dieses Hin- und Wiederzuges entspringt das poetische Wort. Geht es von hier aus, so wird es immer poetisch sein, ob es, auf dem öffentlichen Markte der Worte gewendet, geprüft und gewogen, einmal naturalistisch, einmal romantisch, einmal philosophisch, einmal mathematisch, scheint. Das verwandelnde Aussagen bedeutet für Rilke orpheisches Singen. Der Kraft gewiß, als ein Orpheus auch nichtmenschliche Wesen seine Stimme verstehen zu lehren, läßt sich der Dichter nicht abschrecken, um der Wahrheit willen auch einmal in dozierenden Tonfall zu verfallen. ‚Nur mach die Armen endlich wieder arm. Sie sind es nicht, sie sind nur die Nicht-Reichen.' Es erkältet ihn nicht, wenn er in den Reim Fremdwörter setzt wie Blasphemie, Embryos, Scharlatan, der Leprose, Kulturen, Monogramme, Motiv, Figuren, Antennen, transparent, Apparate, Profile, Ekstase. Wenn das Verborgene gegen das Offenbare andringt, ist die Rettung in eine allen verständliche und gerechte Schönheit schwer. Rilkes Gedichte sind auf das Essentielle aus, ‚das mit Anfang oft schließt und mit Ende beginnt'. Das einleuchtende Gleichnis gewinnt den Vorrang vor dem einschmeichelnden, ‚indem sein Wort das Hiersein übertrifft'." Oskar Loerke (Berl. Börs.-Cour. 563).

Vgl. auch: Oskar Walzel (Bund, Bern, Kl. Bund 49); Karl Röttger (Hannov. Kur. 566/67); Leo Hirsch (Berl. Tagebl. 573); Felix Braun (Frankf. Ztg. 905 — 1 M.); Helene Nostitz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 571); Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 569); Hanns Martin Elster (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 281 u. a. O.); Friedrich v. Oppeln-Bronikowski (Köln. Ztg., Lit. Bl. 898); Wilhelm Meridies (Germ., Werk 28); Hans Benzmann (Berl. Börs.-Ztg. 567 u. Augsb. Postztg., Lit. Beil. 49); Will Scheller (Kassler Post 334); Emil Ott (Tag, Unt.-Beil. 289); Heinz Neuberger (Bayr. Staatsztg. 280); Ernst Joseph (Bad. Pr., Lit. Umsch. 46); Artur Fischer-Colbrie (Tagespost, Linz, 4. Dez.); E. K. Fischer (Stuttg. N. Tagbl. 568); O. K. (Arb.-Ztg., Wien 336).

*

Paul Oskar Höcker

Zum 60. Geburtstag

„Sie berichten in Ihren ergreifend lebensnahen Kindheitserinnerungen von Ihrer harten und oft schmerzlichen Jugend. Dies frühe Erlebnis hat Sie nicht weich

und wehleidig gemacht, sondern, wie Ihr ganzes Leben kündet, scharfäugig für diese Zeitlichkeit und ihre Hintergründe und entschlußbereit. Zuerst, in der Dumpfheit des Werdens und der Begabung, vielleicht in einer Sehnsucht nach einer Welt über diesem ungebärdigen Leben, ergaben Sie sich der Musik; aber Ihr Wesenhaftes suchte bald einen anderen Weg, der nicht nur im hohen Traumland des Gefühls daheim war, — es brauchte ein dem Leben und leidenschaftlichem Wirken näheres Feld. So wurden Sie ein Büchermann und Gegenwartsdichter, der mit nimmer erlahmender Phantasie schuf — und der doch nicht bloß fabulieren wollte. Die Vehemenz Ihres Wirkungswillens wollte mehr, wollte sich mit Tag und Stunde auseinandersetzen, das Flüchtige und dennoch für Leben und Zukunft Wichtige festhalten und deutschen —: einmal war es die Welt der Industrie, ein andermal der Sport, Heer und Krieg, Musik, Bühne, die Kunst des Tanzes, der Kampf des wunden und versinkenden Bürgertums, die Selbstgewißheit deutschen Wesens im Ausland, immer eine Frage, ein Lebensbezirk, ein Gedanke, der, vom grellen Licht des Tages beschienen, die Gemüter bewegte und erregte — ein reiches und immer neues Stoffgebiet. Ein griffsicherer und leidenschaftlich rascher Journalismus vielleicht; gewiß im Stoff; und doch überlegenes Künstlertum, das das Chaotische in knappe Formel band, und doch auch Dichtung, weil die Gestalten menschlich leben und erregen, auch über den aktuellen Stoff hinaus — immer Dokument der Zeit, das den Späteren Kunde trägt." Viktor v. Kohlenegg (Tag, Unt.-Beil. 291).

„Sein erster Roman erschien 1889. Sein 25jähriges Schriftstellerjubiläum hat er also längst hinter sich und auch weiter keinen Gebrauch von dieser Tatsache gemacht. Seitdem ist, abgesehen von der Kriegszeit, kaum ein Jahr verflossen, ohne daß ein neues Werk seiner fleißigen Feder auf dem Büchermarkt erschienen wäre. Und immer wieder erfreute er seinen mählich recht stattlich angewachsenen Leserkreis durch seine Erfindungs- und Findergabe und durch die frisch quellende Art seiner Darstellung. Kritische Beurteilung seines Gesamtwerks mag der zünftigen Literaturgeschichte überlassen werden. Vergessen aber darf man nicht seine fruchtbare Tätigkeit als Herausgeber einer großen Monatsschrift, die eine gründliche literarische Kenntnis und nicht minder einen geläuterten Geschmack verlangt, vor allem in der Erziehung der Leserseele. Vergessen darf man auch nicht den liebenswürdigen und liebenswerten Menschen, immer gütig in seiner Hilfsbereitschaft jungaufstrebenden Talenten gegenüber und fest in der Freundschaft." Fedor v. Zobeltitz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 575).

Vgl. auch Wilhelm Hegeler (Hannov. Kur. 568/69); P. H. (Deutsche Allg. Ztg. 574). — Paul Oskar Höcker „Vor vierzig Jahren" und „Jugendjahr" (Voss. Ztg. 577—79).

*

Zur deutschen Literatur

Des Dichters Thomas Murner (geb. 24. Dez. 1475) gedenkt Eugen Peterson (Stuttg. N. Tagbl. 600).

Über den glaubwürdigen Eckermann schreibt W. v. d. Schulenburg (Münch. N. Nachr. 353). — „Schiller und Shaw — Jungfrau oder Johanna?" nimmt R. Krauß zum Thema (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 45).

Eine sehr wertvolle Studie über Kleists „Abendblätter" („Die erste berliner Tageszeitung") bietet Georg Minde-Pouet (Deutsche Allg. Ztg. 613). — Über Ludwig Tieck in Dresden plaudert Heinrich Zerkaulen (Germ. 595). — Jean Pauls Beziehungen zu Bamberg untersucht Oskar Krenzer (Bamb. Volksbl., Bamb. Bl. 16 u. 17). — Eine Studie über das Wesentliche von Jean Pauls Werk bietet Werner Deubel (Rhein.-Westf. Ztg. 712a), über „Jean Paul und unsere Zeit" schreibt Rudolf Henz (Köln. Ztg., Lit. Bl. 883). — Zur neuesten Jean Paul-Literatur „Jean Pauls Gestalt und Werk" äußert sich Karl Viëtor (Frankf. Ztg. 912 — 1 M.). — Hölderlin gilt eine Betrachtung von Hermann Hesse (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 575). — Mit Joseph v. Görres („Wege zu seiner Volkstümlichkeit") beschäftigt sich Leonhard Wolff (Germ., Ufer 50). — Dem Dramatiker Heinrich Heine widmet Arthur Sakheim eine Betrachtung (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 559). — Eine Studie von Max Diez über Hegel und die Gegenwart findet sich (Staatsanz. f. Württ., Bes. Beil. 12).

Eine Jugenderinnerung an Hoffmann v. Fallersleben bietet Emil Tschirch (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 298). — An Adolf Pichler erinnern in Hinblick auf die neue Biographie von Wackernell und Dörrer E. v. Handel-Mazzetti (Linzer Volksbl. 264) und Anton Dörrer (Köln. Volksztg. 910). — Zur neuen Fontane-Ausgabe (S. Fischer, Verlag) schreibt Rudolf Geck einen Fontanes Wesen tief erfassenden Aufsatz (Frankf. Ztg. 941 — 2 M.). — Weihnachten mit Storm begeht Ernst Edgar Reimérdes (Münch.-Augsb. Abendztg. 353). — Aus Heinrich Laubes berliner „Festungstid" berichtet H. H. Houben (Berl. Tagebl. 577). — Über die Quellen zu C. F. Meyers „Jürg Jenatsch" wird (N. Zür. Ztg. 1970) Auskunft gegeben, mit C. F. Meyer beschäftigt sich erneut („Im Reiche C. F. Meyers") Josef Hofmiller (Münch.

N. Nachr. 329). — Ein Aufsatz über Adalbert **Stifter** von Hermann Bahr findet sich (Bad. Pr., Lit. Umsch. 45). — Wilhelm **Dilthey** gilt eine Studie von Arthur Liebert (Königsb. Allg. Ztg., Lit.-Beil. 555). — Über die neue **Kügelgen**-Publikation „Zwischen Jugend und Reife des ‚alten Mannes'" schreibt Bruno Huettchen (Berl. Börs.-Ztg., Welt 257). — Ein Erinnerungsblatt an Klaus **Groth** zeichnet Berthold Litzmann auf (Tägl. Rundsch., „Weihnachten").

Der **Marlitt** ist zu ihrem 100. Geburtstag (5. Dez.) mehrfach gedacht worden: Herbert Eulenberg (Köln. Ztg. 902); Graf N. Rehbinder (N. Preuß. Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 570); Heinrich Taschner (N. Nachr., Braunschweig, Sonntag, 6. Dez. u. Magdeb. Ztg. 619); Monty Jacobs (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 575); Max Hartung (Tag, Unt.-Beil. 290).

Die Erinnerung an Friedrich **Huch** lebte kraft der neuen Ausgabe seiner Werke (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin) auf: Ludwig Curtius (Münch. N. Nachr. 351), Otto Heuschele (Stuttg. N. Tagbl. 583). — Über Max **Dauthendey** schrieben anläßlich der neuen Ausgabe seiner Werke (Albert Langen) Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 582), Hans Benzmann (Magdeb. Ztg., Das gute Buch 606). — Die Leiden des jungen Otto Julius **Bierbaum** schildert Ludwig Stettenheim auf Grund des bei F. W. Haschke erschienenen Tagebuchs (Berl Tagebl. 599).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Einen Aufsatz über Franz **Blei** (Berl. Tagebl. 568) leitet Annette Kolb mit den Worten ein: „Seine Raumverdrängung ist gering, und er ist ohne Schwere. Solche Leute aber sind gefährlich. Sie fehlen an allen Ecken und Enden, wenn sie einmal gehen. Man braucht nur ein Auge zuzukneifen, um die Lücke zu wissen, die Blei einmal zu reißen bestimmt ist. Mag sich dann auch mancher, um bequemer darüber hinwegzukommen, nur seiner Fehler zu entsinnen suchen. Doch vergeblich. Denn nur seine Verdienste werden da in den Vordergrund rücken, sich plötzlich breit machen, und sogar dem entgegenstellen, der einen Groll gegen ihn hegt." — Max **Mohr** wird von Michael Charol (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 565) charakterisiert: „Durch alle Werke von Max Mohr klingt ein Schrei, eine Sehnsucht, eine Melodie, ein Jauchzen: Leben! Intensives Leben! Darum sind seine Gestalten alle dichterisch, und doch keine lebendig in dem üblichen Sinne des Wortes. Sie sprechen nicht, sie singen; sie gehen nicht, sie tanzen. Jeder auf seine Art: humpelnd oder leicht beschwingt, steif oder in Saltos. Aber hinter allem und allen steht immer die Frage nach dem Geheimnis des Lebens offen. Und seine sämtlichen Werke geben zuletzt nur eine Aussicht auf dieses Geheimnis." — Zu Walter v. **Molos** Bild werden die Sätze von Edwin Rollett (Münch. N. Nachr. 335) wichtig: „Das Urerlebnis, das die dichterische Form mit all ihren rhythmischen und stilistischen Eigentümlichkeiten als notwendigen Ausdruck seines Lebensgefühls bedingt, ist Kampf. Rein persönliche, individuelle Ereignisse seines äußeren Lebens gaben die Ursachen ab. Das altadelige Blut und der zähe arbeitende Kaufmannsgeist, die sich in Molos Herkunft so eigenartig mischen, bäumten gegen die Unscheinbarkeit der Außenseite seines Lebens auf, Auseinandersetzungen in der Familie, wie sie wohl keinem Jünglingsleben gänzlich fehlen, wirkten auf das empfindliche und elastische Gemüt des Werdenden mit außerordentlicher Schärfe. Die Sehnsucht ging also zunächst nach Ausleben der eigenen Person, nach Betätigung bewußter und gewollter Energien. Darum ist noch etwas von seelischer Vergewaltigung in seinen Überzeugungen, etwas wie Herrschergedanke, wie Despotie in diesen Büchern, ein Gefühl, das mehr als verzeihlich erscheint, angesichts der ungeheuren Kraftaufwendung, die sein Schaffen damals erforderte. Rührend und imposant ist das Bild des jungen Technikers, der, ehe er seinen gefährlichen und schweren Dienst als Elektroingenieur um acht Uhr beginnt, von vier bis sieben Uhr früh an seinen Romanen arbeitete." — Über „Neues von **Lissauer**" schreibt Heinrich Meyer-Benfey (Hamb. Fremdenbl. 323) und weist dabei auf Lissauers essayistische Tätigkeit mit gebührendem Nachdruck hin. — Frank **Thieß** wird von Hans Tessmer (Stuttg. N. Tagbl. 590) dahin gekennzeichnet: „Der Inhalt des Thießschen Schaffens ist immer wieder, in vielfacher Gestalt, in phantasiereichster Wandlung die Darstellung der einzigen und ewigen Idee alles Seins: daß alles Vergehen des Lebendigen die Geburtsstunde für ein neues Lebendiges ist, daß alles Leben nur die Form einer ewigen Verwandlung von kosmischen Kräften ist, und daß wir nur in Demut und Erkenntnis jemals einen Daseinszweck finden und erfüllen können. Selbst dort, wo Frank Thieß einmal — in dem neuesten Roman ‚Der Leibhaftige' —, sich ganz als Gestalter von Gegenwartserscheinungen und -problemen gibt, kommt es ihm doch nur auf die Erkennung des Wesens und der Bedingungen neuer Wandlungen an." — Zur Charakteristik von Sophie **Hoechstetter** bemerkt Margarete Sachse (Tag, Unt.-Beil. 309): „In allen ihren Büchern ist dies Erkennen verborgener Innendinge; sie gräbt sich zurück in die Tiefen des Lebens, klaräugig auch in der Dunkelheit, mit dem Sinnlichen und dem Übersinnlichen auf eine naturhafte und doch mystische Weise

vertraut; aus allem Kräfte trinkend, aus Erdnähe und Sternen. Mit Namen und Leuchtzeiten genau bekannt, stehen sie stark über ihrer Wahlheimat, dem Goethe-Schlößchen auf dem Saalefelsen; ihr Weltenwandeln wird mit offenbarungsartiger Kraft, mit dem Pathos der Distanz, empfunden. Das Wort wird aus dem Verlust geboren, aus der Unerreichbarkeit; was nicht vertraute Nähe sein kann, wird beherrschte Darstellungskunst." — Als einen mit der Ostmark Verwurzelten grüßt Paul Dahms (Landsb. Generalanz. 279) den Dichter Franz Lüdtke. — Ein seltenes Formtalent, aber auch einen zuchtvoll an sich Arbeitenden nennt Viktor Kubczak den schlesischen Dichter Fritz Walter Bischoff (Schles. Volksztg., 10. Dez.). — Von Albrecht Schaeffer sagt Heinz Stroh (Frankf. Ztg. 943 — 1 M.): „Über Schaeffers Schaffen könnten die Worte eines anderen Dichters stehen: ‚All' Geschick ist heilig, fromm betrachtet'. Und der Leser Schaefferscher Bücher wird bald von seinem Werk so gefangen sein, daß er ein wenig feiertäglich empfindet, demütig wird und auch sogar in Andacht versinkt. Daß von Schaeffers Kunst solche Macht ausgeht, spricht für seine Stärke, gibt ihm den Beweis der Notwendigkeit seines Schaffens." — Einen Dichter allerhöchster Stufe nennt Börries Freiherr v. Münchhausen (Deutsche Allg. Ztg. 602) Heinrich Federer: „Wir dürfen Federer voll Stolz zu den Unseren zählen, schon an seiner kristallenen Prosa kann sich das von ihm so lustig gekennzeichnete ‚preußische Sprachgeschmeiß' aufrichten. Das Schweizerdeutsch hat ja, ganz wie die deutschen Mundarten, für unser Ohr etwas ungemein Quellhaftes, Ursprüngliches, Schöpferisches. Ganz im Gegensatz etwa zum Österreichischen, dessen Abweichungen doch zum großen Teil Nachlässigkeiten sind, mindestens von uns so empfunden werden." — Den Erzähler Karl Hans Strobl würdigt Oskar Gluth (Münch. N. Nachr. 347): „Das ist wegweisend für das Verstehen von Strobls phantastischem Schaffen, das, frei von aller Sucht, originell und bizarr zu wirken, nie ins Nebelhafte und Formlose mündet, sondern die Welt der Irrealität mit derselben Gestaltungsfreude und Klarheit in Erscheinung zwingt, mit der Strobl die Welt des Wirklichen und Offenbaren zeichnet und darstellt. Seine stärkste Arbeit auf diesem Gebiet — auch nach des Dichters eigener Meinung — ist wohl der Roman ‚Gespenster im Sumpf', eine grotesk-satirische Vision vom völligen Untergang Wiens. Auch die Novellensammlung ‚Lemuria' (verlegt bei Georg Müller, München) enthält dämonische Nachtstücke, die meisterhaft sind." — Auf Mombert wird erneut hingewiesen, diesmal von Friedrich Kurt Benndorf (Münch. N. Nachr. 352): „Unter den Seelenschöpfungen der letzten Jahrzehnte gibt es nicht wenige, die ihrem wahren Eindruck erst entgegensehen. Zu ihnen gehören, allen voraus, die Dichtungen von Alfred Mombert. Abseits stehend und abhold einer rein literarischen Einpassung und Abmessung, haben sie bisher teils Schweigen geerntet, teils Ablehnung erfahren, und nur die wenigen, die sich dauernd in sie vertieften, sind der Macht des Ursprünglichen innegeworden, welche sie ausströmen." — Gegen Jakob Wassermann wurde in der chikagoer deutschen Wochenschrift „Die neue Zeit" der Vorwurf des Plagiats erhoben. Der Vorwurf ist schwerlich ernst zu erwägen, doch nahm auch die deutsche Presse davon Kenntnis: Tägl. Rundsch. 573 u. 579, Magdeb. Ztg. 656, vgl. Peter Hamecher „Plagiarier" (Deutsche Allg. Ztg. 611).

Zu Franz Munckers 70. Geburtstag (4. Dez.) grüßt Julius Petersen (Münch. N. Nachr. 335): „Ein halbes Jahrhundert münchener Literaturlebens öffnet sich der Rückschau: von den Zeiten der Hermann Lingg, Paul Heyse, Wilhelm Hertz über die Sturmjahre des Naturalismus bis zur Gegenwart. Zu allen Generationen hat der mit feiner Einfühlung Begabte in Beziehung gestanden: ehrerbietig den Alten huldigend und manchen Jungen ermunternd, niemals in einseitiger Parteinahme von Liebe oder Haß hingerissen, sondern in vorsichtigen Urteilen immer jene Zurückhaltung wahrend, die den Gelehrten vom Literaten unterscheidet." — Zum 70. Geburtstag von Max Koch schreibt Richard Sternfeld (Tägl. Rundsch. 570): „Welch ein reiches Lebenswerk ist es doch, auf das Koch mit berechtigtem Stolz zurückschauen kann! Rastlos hat er geforscht, gesammelt, gespendet; und nie genügte ihm die bloße Gelehrtenarbeit; er wollte ein Lehrer seines Volks, ein Erzieher zu deutschem Stolz auf das große Erbe der Väter sein, er wollte dem Kleinmut der Deutschen, der Nachäfferei fremden Unwesens, der Anbetung falscher Götter in Dichtung und Literatur wehren und entgegentreten." — Zum 45. Geburtstag von Axel Lübbe (18. Dez.) grüßen Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksztg 292) und Friedrich Sacher (Deutschösterr. Tagesztg. 332), letzterer nennt „Gottes Geheimnis über meiner Hütte" ein „stilles, gutes, heiliges Buch". — Zu den Grüßen zu Josef von Lauffs 70. Geburtstag ist der von Otto Baumgard (Rhein.-Westf. Ztg. 711) nachzutragen.

Sehr nachdrücklich weist Hugo Marti (Bund, Bern 520) auf Johannes Domenigs Epos „Menschwerdung" hin. Er erkennt darin manch wahrhaft Großes.

Eine Studie über den Dramatiker Hanns Johst beschließt Berthold Litzmann (Münch. N. Nachr., Einkehr 93) mit den Worten: „Hanns Johst redet nicht von

Dingen, die ihm das Herz bewegen — dazu ist die Kanzel und nicht das Theater da —, sondern er gestaltet in stärkster Verdichtung die Kämpfe und Krämpfe unserer Tage, und so seltsam und fast verzerrt die Welt in seinen Dramen demjenigen erscheinen mag, der von dem seelenzerrüttenden Kampf der Geister nur an der Oberfläche berührt wird, so zwingend graben sich des Dichters Gestalten und Bilder dem Wissenden ein, der ganz geistige Vorgänge hier plötzlich greifbar Gestalt werden sieht."

Zu Heinrich Manns Roman „Der Kopf" bemerkt Rudolf Schneider (Frankf. Ztg. 946 — 1 M.): „Anklage ist dieses Buch. Kühne, leiderfüllte Anklage gegen eine Zeit, die schlecht war und schlecht ist, eine Abrechnung, bei der dem Gegner nichts geschenkt wird, jede seiner Schwächen erspäht ist und ihm das strenge Urteil gesprochen wird, das Todesurteil. Anklage allerdings, die machtvoll auf unerbittlichem Geiste ruht und in die blendende Form eines schon durch seinen Gedankeninhalt wichtigen und mutigen Romans von großer Spannung gebracht worden ist." — Über Walter von Molos Roman „Bobenmatz" urteilt R. Krauß (Schwäb. Merk. 585): „Die Berechtigung von Molos Gesellschaftskritik zugegeben, darf man sich freilich der Gefährlichkeit der operativen Eingriffe, die er Bobenmatz anwenden läßt, nicht verschließen — der Dichter macht das ja selbst ersichtlich, indem er seinen Helden in tiefe Seelennot und Verzweiflung stürzt. Mag man deshalb immerhin diese Art von Ethik schroff ablehnen. Aber ein Zweifel an Molos vollkommener Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit ist nicht erlaubt, und mit der hohen Achtung, die uns diese Eigenschaften abfordern, bleibt der Mut zu bewundern, mit dem er seine rücksichtslos kühnen Ideen verficht." — Über Max Brods neuen Roman „Röubeni" liegt eine Anzahl von Aufsätzen vor: Felix Salten (N. Fr. Pr., Wien 21 962); R. F. (Leipz. Tagebl., 23. Okt.); Ybbs (Montagsbl. Prag 47); Martin Borrmann (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 27). Letzterer schreibt: „Fast ein Jahrzehnt ging um, seit die meisterhafte Tycho-Brahe-Dichtung Max Brods ihrem Autor den charakteristischen Ausdruck von Güte, Hilfsbereitschaft und einer besonnenen ironischen Lebensform aufprägte. Was geschah bei Brod in der nicht unbeträchtlichen Zwischenzeit? Mancher Widerruf, manche Nebenpfade. Er wendete sich von einem im höchsten Sinn sittlichen Altruismus zum Triebhaften. Er negierte nicht mehr den ‚bösen Trieb'. Er pries ihn, weil jene, die ihm nachgehen, der Naturhaftigkeit näher stehen als die sittlich Reflektierenden, die Guten. Danach erst fand er — zwei Schauspiele, drei Romane beschäftigten sich mit den Zwischenstationen — in seinem Bekenntnisbuch ‚Heidentum, Christentum, Judentum' die Lösung für sich: in der gleichzeitigen Deutung seiner Konfession, seines Volkstums. Er sagt jetzt, wenn wir seine Formulierung jüdischer Religiosität direkt auf ihn übertragen, zum Diesseits weder ein Ja noch ein Nein, sondern etwas anderes. Der Dichter ist weltlich interessiert: aber er ist es um Gottes willen. Denn Gott kann auf der ganzen Breite der irdischen Mannigfaltigkeit in das Dasein eines Menschen einbrechen: gerade in ein triebhaft gerichtetes Leben." Bei Felix Salten liest man: „Dennoch hat die Magie, mit der Max Brod sein Werk durchtränkt, so viel täuschende Kraft, daß man ganz in ferne Zeiten sich entrückt glaubt. Von der reißenden Strömung der Ereignisse mit fortgetragen, meint man in nebelhafte Fernen zu entgleiten, und ist dann zuletzt, am eigenen, wohlvertrauten Ufer gelandet, wie verzaubert; ist verwirrt und betäubt, wenn man langsam zu begreifen anfängt, daß man eigentlich auf den Stromschnellen heutiger Entwicklungen, Katastrophen und Tragödien dahingetrieben wurde." — Paul Frischauers Roman der deutschen Renaissance „Dürer" wird von Otto Zoff (Berl. Börs.-Cour. 593) als ein Buch gerühmt, das man lesen müsse; alles sei Realität, frisch, aktuell, lebendig. — Von Jakob Schaffners „Die Glücksfischer" sagt Hugo Marti (Bund, Bern 542): „Das Buch strotzt von Fülle, Handlung, Sein; episodenhafte Ranken umwuchern einen klaren Bau von übersichtlicher Form; Gedanken blitzen in den wechselnden Beleuchtungen auf, sie sind nicht aufgesetzt, sondern eingewoben; und an den runden Figuren fehlt es diesem lebendigen Bilde schon gar nicht." — Über Adele Gerhards neuen Roman „Pflüger" schreiben E. von Monray (Kreuz-Ztg. 21. Nov.) und Richard Wolff (Deutsche Allg. Ztg. 22. Nov.), bei dem es heißt: „Kein Roman im eigentlichen Sinne; oder richtiger gesagt, mehr noch als ein solcher. Künstlerische Gestaltung, dichterische Form, unerhörte Feinheit der Natur- und Seelenbeobachtung verbindet sich mit großer Kraft der Verkündung. Nur eine Frau, wie Adele Gerhard, die in ihrer rheinischen Heimat Rhythmus und Seele deutscher Natur mit beschwingter Phantasie in sich aufgenommen, die seit Jahrzehnten in Berlin, dem Mittelpunkte unserer chaotischen Entwicklung, leidend erlebend und helfend bei den Ärmsten der Armen gewirkt hatte, die in sich die Stilwirren vom Naturalismus und Impressionismus zum Expressionismus erlebt und in heißem Bemühen stets neu formend verarbeitet hat, konnte ein solches Buch uns schenken!" — Über Johannes Günthers neuen Roman schreibt Julius Hart (Rhein.-Westf. Ztg. 740): „Auch in Johannes Günthers Romandichtung ‚Thomas Ringe-

manns singendes Herz' (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt) redet diese neue Jugend und pocht an die Tore. Hier ist alles getragen von einem rein idealistischen Fühlen und Wollen, und ein singendes Herz, eine zarte Frommheit und Gläubigkeit der Seele ist der tiefste Atem des Buches. Die wenigen Leser sucht es, ‚die wund sind vom rasenden Leben und nach Inseln der Stille verlangen, die in Dichtungen eingehen möchten wie in reliquienbergende Kapellen', und es weist von sich zurück die vielen, ‚die Liebe und Mitgefühl für Dummheit halten und die Angst des Gewissens für schwach und verächtlich'." – E. G. Kolbenheyers „Paracelsus"-Trilogie wird von Oskar Sinek warm gerühmt (Deutsche Tagesztg., Karlsbad 291): „Er macht uns jene Zeit, von der wir als der ‚finsteren' zu sprechen gewohnt waren, dadurch, daß er Örtlichkeit, Sprache, Geist und Atmosphäre zu einem unlöslichen, einander gleichmäßig durchdringenden Ganzen verband, so anschaulich und lebendig, daß wir in ihr zu atmen glauben." (Vgl. Wilhelm Matthießen, Münch. N. Nachr. 358.) — Eine eingehende Würdigung von Emanuel Stickelbergers Zwingli-Roman läßt W. K.-r. (N. Zür. Ztg. 1884) dahin ausklingen: „Es ist schade, daß die auf liebevollstem Studium aufgebaute, lebendige, wirkungsvolle und in manchen Stücken so glückliche Darstellung Stickelbergers beim Helden Zwingli selbst zu stark mit dem populären traditionellen Bilde des liberalen Bourgeois arbeitet und das Niveau nicht, wissenschaftlich richtiger, nicht erheblich erhöhte." — Nachhaltigen Eindruck, Kraft, Lebendigkeit, Anmut, Humor und tiefere Bedeutung verspricht Hugo Marti (Bund, Bern 508) dem Leser von R. v. Tavels neuem Roman „Das verlorene Lied".

Über Thomas Manns „Bemühungen" liegen sehr beachtenswerte Ausführungen von Eduard Korrodi vor (N. Zür. Ztg. 1936), vgl. Erich Jenisch (Königsb. Allg. Ztg., Lit.-Beil. 591). — Über das Schaffen Emil Ermatingers wird (Bund, Bern, Kl. Bund 50) dankenswerter Bericht erstattet. — Über Soergels „Dichtung und Dichter der Zeit. Im Banne des Expressionismus" liegen drei Aufsätze vor: Börries, Frhr. v. Münchhausen (Deutsche Allg. Ztg., Welt 586); H. H. Bormann (Germ. 589) und Robert Petsch (Hamb. Fremdenbl. 351), bei dem man liest: „So wird auch eine ferne Zukunft noch gern nach diesem Buch greifen, das uns oft anmutet wie die besten Leistungen eines Theodor Mundt im Zeitalter des ‚Jungen Deutschland'. Vor allem aber gebührt es der Gegenwart, und sie wird ihm die Aufnahme bereiten, die es verdient." — „Das deutsche Drama" von Rob. F. Arnold wird von Bernhard Diebold in eingehender Studie gewürdigt, die das Buch für jede ernsthafte Büchersammlung einfordert (Frankf. Ztg. 966 — 1 M.).

*

Zur ausländischen Literatur

Über Pascal — sein Bild und Vorbild — schreibt Reinhold Lindemann (Germ., Ufer 49). — Ein Aufsatz über Victor Hugo und seine Romane von Heinrich Mann wird (N. Zür. Ztg. 1984) bekannt gegeben. — Sainte-Beuve widmet Will Scheller eine Betrachtung (Karlsr. Ztg., Wissen 289). — Mit Meinungen von Anatole France beschäftigt sich Richard Rieß (Hannov. Kur. 572). — Marcel Proust ist ein wertvoller Aufsatz von Ernst Robert Curtius (Frankf. Ztg. 908 — 1 M.) gewidmet. — Auskunft über Paul Claudel gibt H. St. (N. Zür. Ztg. 1981).

Über R. L. Stevenson bietet Bernhard Diebold einen sehr lesenswerten Aufsatz (Frankf. Ztg. 940 — 1 M.). — Über Oscar Wilde wurde vielfach geschrieben: Karl Kreisler (Tagesb. Brünn 546); Otto Kaus (Bad. Pr., Lit. Umsch. 45); Erwin H. Rainalter (N. Bad. Landesztg. 610); Max Hochdorf (Vorw., Unt. 564); Ezard Lanius (Prag. Pr. 327); H. Sch. (Bund, Bern, Kl. Bund 48). — Auf Galsworthys „Der Patrizier" macht Arthur Friedrich Binz nachdrücklich aufmerksam (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 17). — Mit Chestertons „Bernard Shaw" beschäftigt sich Siegfried Trebitsch (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 597). — Herbert Eulenbergs Streitschrift „Gegen Shaw" glossiert Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 899 — 1 M.). — Zum 60. Geburtstag von Rudyard Kipling grüßen Hans Reisiger (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 612) B. Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 606) Wilhelm Lehmann (Frankf. Ztg. 31 — 1 M.) und R. Thurston Hepkins (N. Zür. Ztg. 2114).

Über Giovanni Boccaccio schreiben anläßlich des 550. Todestages Paul Schubring (Hannov. Kur. 592/93) und Friedrich Steineck (N. Zür. Ztg. 2103).

Über Miguel de Unamuno, als den spanischen Dostojewski, schreibt Bernard Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 585).

Über August Strindberg gibt A. Walleen Nachricht (N. Zür. Ztg. 1888), über seine letzte Liebe schreibt Erwin Stranik (Wiesb. Tagbl. 296). — Eine Studie über Kierkegaard bietet Kurt Warmuth (Königsb. Allg. Ztg., Lit.-Beil. 591). — J. Anker Larsens Roman „Martha und Maria" empfiehlt Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 326).

Zurück zu Tolstoj überschreibt Karl Lieblich einen Aufsatz (Stuttg. N. Tagbl. 597). — Dostojewskis Verhältnis zu Gott, Christus und Kirche untersucht Friedrich Muckermann S. J. (Köln. Volksztg. 900). —

Der Gattin Dostojewskis widmet Therese Schlesinger eine Betrachtung (Arb.=Ztg., Wien 329). — Über Nikolaj Leßkow schreibt Rudolf Krauß (Schwäb. Merk. 567).

Wladislaw Reymont's, des jüngst Verstorbenen, wird vielfach gedacht: Oswald Loos (Berl. Tagebl. 578); E. Krüger (Magdeb. Ztg. 627); Leonhard Adelt (Köln. Ztg., Lit. Bl. 924). — Hugo Marti (Bund, Bern 522); Marjan Szyjkowski (Prag. Pr. 334).

Über den rumänischen Schriftsteller Panait Istrati schreibt Heinrich Block (Prag. Pr. 336).

* * *

„Winter und Weihnachten im deutschen Minnesang". Von Hans Benzmann (Karlsr. Ztg., Wissenschaft 299).

„Natur und mythische Offenbarung." Von Carl Albrecht Bernoulli (Münch. N. Nachr. 343).

„Der Dichter des ‚Als ob' [Max Dauthendey]." Von Alfred Biese (Tägl. Rundsch., Unt.=Beil. 288).

„Psychogenetische Literaturwissenschaft." Eine Rechtfertigung und eine Forderung. Von Fritz Brüggemann (Köln. Ztg., Lit. Bl. 909).

„Über moderne Arbeiterdichtung." Von R. G. Haebler (Karlsr. Ztg., Wissensch. 277).

„Im Reiche der Erinnerung." Kritisches und Gelebtes aus der Werkstatt. Zweite Reihe. Von Max Halbe (Münch. N. Nachr. 343).

„Das deutsche Buch in Holland." Teilweise in eigener Sache. Von Georg Hermann (Voss. Ztg., Unt.=Bl. 605).

„Die Geschichte des Verlags Orell Füßli." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2048).

„Das zerstörte Schillerdenkmal [Schiller=Stiftung]." Von J. Landau (Berl. Tagebl. 594).

„Verweichlichung und Feminismus in der heutigen Literatur." Von Hermann Lemmerz (N. Preuß. Ztg. [Kreuz=Ztg.], Lit. 558).

„Anthologien." Von Ernst Lissauer (Königsb. Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 571).

„Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft." Von L. Marcuse (Germ., Werk 29).

„Ein wiener Volksdichter, der kein Deutsch versteht" [Eugen Dévény]. Von A. R. (Arb.=Ztg., Wien 328).

„Vom Beruf des Verlegers." Von Reinhard Piper (Münch. N. Nachr. 350).

„Neuer deutscher Bänkelsang." Von Leo Rein (Berl. Börs.=Ztg. 243).

„Im München der achtziger Jahre." Aus dem Bilderbuch meines Lebens. Von Walther Siegfried (Münch. N. Nachr., Einkehr 92—95).

„‚Die Räuber' und das deutsche Studententum." Von Erwin Stranik (Wien. N. Nachr. 22).

„Krise des deutschen Romans?" Von Erwin Stranik (N. Wien. Journ. 11 503).

Echo der Zeitschriften

Orplid II, 4. (Gladbach u. Köln.) Das neue Orplid=Heft ist Josef Ponten und seinem Werk gewidmet, Ponten selbst hat Beiträge dazu beigesteuert. Friedrich Rießner berichtet über „Salz", Siegmund Bing bietet Bemerkungen zum „Babylonischen Turm", Ernst Bücken schildert das Musikalische bei Ponten, Karl Georg Heise würdigt Ponten als Kunsthistoriker, K. Haushofer beschäftigt sich mit Ponten als kunstgeographischem Anreger. Ein Ungenannter analysiert das Weltanschauliche bei Ponten und schreibt über sein Verhältnis zum Katholizismus: „Der Katholik Ponten gibt den Schlüssel zum Verständnis seiner Werke. Auf eine kurze Formel gebracht, kann man die Weltanschauung, die aus seinen Dichtungen spricht, so formulieren: Ein Katholizismus, der infolge gewisser veräußerlichter Erscheinungen der katholischen Gegenwart sich nicht mehr als Katholizismus betrachtet, aber doch die katholische Welt und katholische Fragestellungen beibehalten hat; das Zeiterlebnis des starken unmittelbaren Lebens, das zur Ablehnung der Gesetzesreligion führt — das sind die beiden Grundkomponenten des Weltbildes Josef Pontens. Wenn Ponten bisher so oft von der katholischen Kritik abgelehnt wurde, so geschah es, weil man sich an rationale, auch in dichterischen Werken vorkommende Formulierungen hielt, weil man über einigen naturalistischen Entgleisungen den tieferen Gehalt übersah. Wenn es auch natürlich für den Katholiken nötig ist, die Gebote der Kirche zu erfüllen — so vermag Korrektheit doch nicht dichterische Kraft zu ersetzen. Dichterische Kraft wird Ponten niemand abzusprechen wagen; und die Voraussetzungen seines Schaffens wurzeln tief in seiner katholischen Jugend. Ist Ponten auch kein positiver Katholik, so sind doch seine Werke vielfach negative Apologien des Katholizismus. Sie zeigen, wie die katholische Welt auch weiter fortlebt, wenn ihre übernatürlichen Grundlagen nicht mehr gesehen werden. Damit beweisen sie, daß der Katholizismus nicht ein Feind des natürlichen Lebens ist: Er macht erst das wahre Leben möglich, indem er seine natürliche Zerrissenheit aufhebt und seine echte Einheit schafft."

Das Gegenspiel. I, 8/9. (München.) Walter Eckart spricht über Paul Zech und betont dabei das neue soziale Erlebnis:

„Die ‚soziale Dichtung' zwischen Arno Holz und Ernst Toller blieb Dichtung des Ressentiments und deshalb

sentimental, wie jene Freiligraths. Es ist letzthin nur ästhetische Beteiligung. Paul Zech aber erlebte die Industriewelt so elementar, als tragische Dämonie des Erdgeistes, daß die Gesamtheit seiner stofflichen Konflikte urmenschlich blieb und doch nur aus und in dieser Umwelt und durch sie entstehen und gelöst werden konnte. Er fand für seinen letzten und wohl schönsten Novellenband den Titel ‚Das törichte Herz'. Ja, die Torheit des Herzens ist es immer wieder und allenthalben, wovon Paul Zech erzählt, und dies törichte Herz lebt in aller Menschen Brust.

Seine Naivität besteht in einer seltenen Gabe: im Vermögen, alle und jede Herzensregung groß zu schauen und groß wiederzugeben, ohne in funkelndes Pathos zu verfallen. Er redet nicht; er zeigt auf, aber mit innerster, selbstergriffener Teilnahme. So kommt er heute, auf der Höhe seines Schaffens, zu so innerlichen Geschichten, wie sie der Band, ‚Das törichte Herz' vereint, wie zur ‚Geschichte einer armen Johanna', Erzählungen, so ruhig, still und doch farbig hingesprochen, daß einem das Herz wirklich übergeht. War ehedem seine Prosa eckig, hart, gezwungen; war wirklich der Hammerschlag des Bergarbeiters in seinen Sätzen, wie er mehr splitterte denn zurechtschlug; so ist heute seine Prosa ganz rein, klingend, beschwingt. Das Elementare in diesem Dichter ist das Herz."

Die Tat. XVII, 9. (Jena.) Emil Ott kennzeichnet Rilke als Romantiker und gelangt zu dem Ergebnis:

„Rilke steckt gegenüber der klassischen Romantik im Kulturpessimismus des 19. Jahrhunderts, der, erst nur Unterströmung, bei ihm nach oben kommt. Und er ist von der Müdigkeit des fin de siècle befallen. Sein Werk trägt gerade in diesen Anfangsstadien zweifellos Spuren von Dekadence. Aber bei aller Blaßheit seines Lebensgefühls, durch das seine ‚Freuden bleich' und seine ‚Schmerzen sanft' werden — seine Lyrik hat gerade in der Frühzeit, in seinen ‚ersten' und ‚frühen' Gedichten sowie im ‚Buch der Bilder' schon den reinen, zarten, melodischen Klang, wie sie ihn nachher nur noch im ‚Stundenbuch' übertroffen hat. Sie ist noch unmittelbarer, natürlicher, subjektiver, wenn auch noch nicht so formvollendet wie in den ‚Neuen' Gedichten. Sie ist romantisch in ihrer freien, leichten, vollen Strömung.

Mit den reifenden Jahren tritt bei Rilke eine merkliche und bedeutsame Wandlung in seiner Romantik ein. Ein gewisser Wirklichkeitssinn erwacht, und zwar, ganz entsprechend dem weltschmerzlichen Daseinsgefühl der Romantik, eine Bejahung der Nachtseiten des Lebens. Sie binden Rilke jetzt ans Leben, sie fordern Anerkennung und erlauben keine Flucht mehr. Sie sind so kraß und grauenhaft, daß sie alle absichtlichen Illusionen zerstören, daß auch der vergoldete Traum der Romantik zerstiebt. In Paris erlebt das Rilke bei Kranken, Siechen, Bettlern und Verkommenen, in den Großstädten bei Armen, Arbeitern und Verwahrlosten. Sie alle sind ihm jetzt ‚ein Seiendes, das gilt'. Und er ‚wundert sich oft, wie bereit ich alles Erwartete aufgebe für das Wirkliche, selbst wenn es arg ist'. ‚Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge' sind das Denkmal der Ergriffenheit von der rauhen Wirklichkeit des Lebens, voll düsterer, schwarzer Farben.

Rilke bewältigt diese Wirklichkeit nun nicht mehr mit der verzaubernden Phantasie, sondern mit den zwei anderen großen romantischen Lebensmächten, mit Seele und Religion."

Der Osten. L, 2. (Breslau.) Eine Studie über Max Brod läßt E. Wenzig in die Betrachtung ausklingen:

„Daß Max Brod jeder seiner Gestalten eine scharfe Sonderphysiognomie gibt, ist begründet in seinem Individualismus. Dennoch hat jedes Weib, jeder Mann, den er schafft, auf geheimnisvolle Weise teil an der Auswirkung seiner immer ins Allgemeine übergreifenden Probleme. Max Brods Individualismus ist also schließlich der natürlichste Ausdruck eines in Problemweiten beheimateten Geistes.

Brods Individualismus, das ist auch die Form oder der Schlüssel zu der Kraft seines Gestaltens. Seine Menschen unterliegen nicht dem Schema, nicht dem Begriff, man staunt, wie viel psychologische Einzelheiten und Feinheiten er ausschüttet; dennoch findet man sofort die Brücke zu den Problemen.

Das Problem aller Probleme aber — und hier münden wir zurück in unseren Anfang — ist für Max Brod das Irrationale, das Wunder. Das ist der geheime Kraftquell, der ihn stärker macht als die Dinge. Und wir wissen es nun, warum er sich zum Symbol den Kreisel erwählt, der immer umfiel, bis eine geheimnisvolle Kraft ihn auf die Spitze gestellt hatte. ‚Und in rasender, unbedenklicher Umdrehung stand er nun mit einem Male ganz fest auf seiner Spitze, obwohl es ja kaum glaublich erscheint, daß ein toller wirbelnder Kreisel eher auf seiner Spitze stehen kann, als ein vorsichtiger, ruhiger.' Sollte dies Bild etwas anderes sein, als Illustration zu dem Gedanken, ‚daß Vernunft einen unlösbaren Rest im Leben nicht zu lösen vermag'. Dennoch bindet sich Ratio- und Irrationalität bei Max Brod zu einer Ganzheit. Denn an dem Schauspiel der Selbstentfaltung, das wir an Max Brods Werken erleben, sehen wir es, daß hier einer ist, der sich

aus dem Zwiespalt gerettet hat. Und er tat es in der Manier des Kreisels, dem Wunder vertrauend, und das Wunder wahr machend."

Preußische Jahrbücher. CCII, 3. (Berlin.) In Kurt Busses Studie über Albrecht Schaeffer werden die Ausführungen über Schaeffers sprachliche Ausdruckskraft wichtig:

„Hiermit fassen wir, glaube ich, den entscheidenden Begriff, in dem Schaeffers Werk bestimmt wird nach der einen Seite zur ewigen Dichtung, nach der anderen zur Zeitbedingtheit seiner Person und weiterhin seines Volkes: Grundzug der deutschen Sprache ist die Fähigkeit der Abstraktion, sie ist in erster Linie ein Werkzeug der Idee, Grundgefahr der deutschen Sprache ist die Wucherung, sei es nach dem Begrifflichen als Journalistensprache, sei es nach dem Pedantischen als Gelehrten- und Amtssprache, sei es nach dem Sinnlichen als literarischer Sprache. Diese letzte Entwicklung können wir in großen Zeugnissen belegen von Wolfram v. Eschenbach, über Fischart, Grimmelshausen, Jean Paul, Hölderlin, Gottfr. Keller bis eben zu Schaeffer hin. Die größten Würfe unserer Literatur sind durch diese Verderbung des Dichterischen zum Literarischen am höchsten Ziel gehindert worden. Dem Deutschen ermangelt das unmittelbare Verhältnis zum Wort, er kommt zu ihm erst über die Idee und ist stets versucht, im Wort nur ein Abbild jener Idee zu sehen, statt das Bild selbst, Kern und Schale in einem. Es war der ungeheure Krampf seines geistigen Daseins, der Hölderlin vorwärts trieb von dem deutenden, umschreibenden, flüchtig kreisenden Wort seiner Jugend, wie es sich im Hyperion in der holden Verschwommenheit aller Umrisse musterhaft entfaltete, zum gestaltfassenden Wort seiner späten Kunst, in dem Klang, Idee, Geheimnis eins in allem war. Schaeffer kommt immer wieder auf Hölderlin zurück, auf Mörike, auf George, auf Goethe, auf jene Genien unserer Sprache, die das letzte vermochten, Wasser zu ballen zu kristallener Kugel. Er selbst setzt sich mit ihrem Werk das hohe Ziel, dem er unablässig mühend sich zubewegt."

Der Kunstwart. XXXIX, 2. (München.) In seinem Aufsatz über Walter von Molos neuen Roman „Bodenmatz" legt Albert Trentini auf das entscheidende Entwicklungsmoment in Molos Schaffen Gewicht:

„Die Gewißheit des Sprungs vom Künstlersein-Wollen ins Künstler-Sein; von der Nachkonzeption einer übernommenen Welt in den Bau der eigenen; von der Werdetollheit in die Ruhefülle des Schöpferischen; und, damit, auch von engen Feldern in die unbegrenzte Überallheit und Immerkeit des Kosmos, der jeden Zweck schon in sich hat — die Gewißheit dieser entscheidenden Phase eines Künstlerlebens, die ‚Till Lausebums' bereits erkennen läßt, wird von den beiden Romanen ‚Auf der rollenden Erde' und ‚Bodenmatz' mit eindeutiger Urkunde bewiesen! Es hat, nachdem dies gesagt ist, um so weniger Sinn, die Handlung dieser Romane zu skizzieren, als die Fabel solchen Durchbruchs aus der Beschauung einer bestimmten Person und der Durchschauung des Geschehensgesetzes einer bestimmten Geschichtsepoche in die Schau, in den Kosmos nicht skizzierbar ist. Wohl aber sei ausdrücklich wiederholt, daß beide Romane, da ‚Bodenmatz' natürlich der Dichter selbst ist, dieser aber auch Schiller, Fridericus, Luise und das Volk, ja überhaupt der Held jedes früheren Werks gewesen ist, nicht nur die innere Einheit und Folgehaftigkeit des Gesamtwerks völlig wahren, sondern erst recht klar machen, wie alles, was nun als Leben erblüht, in den früheren Werken als Wille zu ebensolchem Leben bereits ausgesprochen war. In den zwei Bodenmatz-Büchern geht es nicht mehr um das tappende Suchen des Helden nach dem ebenbürtigen Gegenspieler im gegenständlich umgrenzten Konflikt, wie in den kleineren Romanen und in den Dramen; nicht mehr um die Messung der eigenen Personkraft an einer ausgewählten Existenz von erlauchtem Geistesrange, wie im Schiller-Roman; und erst recht nicht mehr um Preußen-Deutschland und die historisch fixierten Kräfte, die seiner Idee dienten. Sondern nun ist jede Kreatur, und von den Menschen jeder Mensch des Helden Partner! Milliarden von dem Keime nach gleichberufenen Dus wirbeln ihm aus jedem Spalt des aufgerissenen Kosmos nun zu! Und jede dieser Kreaturen kann, potentiell verstanden, nun ein Schiller (und also auch ein Bodenmatz) sein — und jede soll es sein wollen! Und alle und die ganze Welt, der Kosmos schlechthin, sind nun des Dichters Heimat und das Schachbrett für sein Spiel!"

Osteuropa. I, 1. (Königsberg.) Arthur Luther charakterisiert („Die russische Literatur von heute") die moderne russische Erzählung:

„Das vorherrschende Thema der heutigen Erzählungsliteratur ist: wie findet sich der russische Mensch, der doch der alte geblieben ist, trotz allem und allem, mit der neuen Ordnung ab? Es ist merkwürdig, wie oft man bei der Lektüre der neuesten russischen Belletristik an die Literatur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erinnert wird, an die satirischen Schriften eines Nowikow, Fonwisin usw. Wie damals der euro-

päische Rock, in den der Russe von dem großen Peter gesteckt worden war, seinen Träger an allen Ecken und Enden drückte und zerrte, so will auch die kommunistische Zwangsjacke nicht auf eines jeden Leib passen, und dadurch ergeben sich Zustände, denen gegenüber das difficile est satiram non scribere volle Geltung hat. Es ist erstaunlich, was für eine Fülle von Motiven der russische Alltag von heute Erzählern wie Soschtschenko, Nikulin, Wera Inber, Babel, Seifullina, Ehrenburg, Fedin und vielen anderen bietet und mit welchem Geschick sie verwertet werden. Der Kampf gegen das Analphabetentum, die politische Agitation auf dem Lande, die Wohnungsnot, die mißverstandene Elektrifizierung usw., alles wird mit großem Geschick, feiner Beobachtungsgabe und viel Humor behandelt. An dem ‚System' als solchem wird natürlich keine Kritik geübt, wie ja auch die Satiriker des 18. Jahrhunderts selten unterließen, zum Schluß die Weisheit der zweiten Katharina gebührend zu preisen ..."

* * *

„Goethes Suleika und ihre Dichtkunst." Von Julius Schiff (Die Bergstadt XIV, 3. Breslau).

„Schiller als Theaterkritiker." Von Tim Klein (Dramaturgische Blätter 1925/26, 14. Mannheim).

„Neues von August Wilhelm und Caroline Schlegel." Von Josef Körner (Zeitschrift für Bücherfreunde XVII, 6. Leipzig).

„Jean Paul." Von Richard Benz (Der Bücherwurm XI, 2. Dachau bei München).

„Jean Paul und Goethe." Von Karl Hage (Baden-Badener Bühnenblatt V, 110).

„Die Heimat Jean Pauls." Von Eduard Herold (Der Wächter VIII, 4. Wien).

„Jean Paul." Von E. L. A. Pretzel (Volksbildung LV, 11. Berlin).

„Arndts Wanderjahre." Von Robert F. Arnold (Frohes Schaffen II, 20. Wien).

„Heinrich von Kleist und ‚Der Kettenträger'." Von Hanna Hellmann (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 9/10. Heidelberg).

„Eichendorff als Student in Lauchstedt." Von Bärwinkel (Die Scheuer II, 9/10. Querfurt).

„Jeremias Gotthelf." Von Hans v. Rütte (Die Christliche Welt XXXIX, 50/52. Gotha).

„C. F. Meyer." Zu seinem 100. Geburtstag. Von Klara Marie Faßbinder (Westdeutsche Blätter II, 3. Düsseldorf).

„Zur Lyrik C. F. Meyers." Von Denk Stephan (Der getreue Eckart III, 3. Wien).

„C. F. Meyer." Von Karl Altmayer (ebenda III, 1).

„Die Marlitt." Zu ihrem 100. Geburtstag am 5. Dezember. Von Arthur Rehbein (Die Gartenlaube 1925, 48. Leipzig).

„Zwei Briefe Wilhelm Raabes aus Stuttgart." (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes. XV, 4. Wolfenbüttel).

„Wilhelm Raabe und die Abwasserbiologie." Von August Thienemann (ebenda).

„Ernst Stadler — Ernst Wilhelm Lotz." Von Karl A. Kuhlmann (Deutsche Nordmark VI, 5. Büsum).

„Hermann Löns als Journalist." Von Kurt Voß (Ostdeutsche Monatshefte VI, 8. Oliva).

„Erinnerungen eines Freundes an Hermann Löns." Von Freimut (ebenda).

„Vom Werdegang der Lönsschen Balladendichtung." Von Wilhelm Deimann (ebenda).

„Hermann Löns und das Volkslied." Von Alfred Potthoff (ebenda).

„Zu Hermann Löns' Gedächtnis." Von Rohde (ebenda).

„Aus Hermann Löns' Kriegstagebuch." Von Wilhelm Deimann (ebenda).

„Kritische Übersicht des Schrifttums über Hermann Löns." Von Wilhelm Deimann (ebenda).

„Posthume Ausgaben Lönsscher Werke." Von Wilhelm Deimann (ebenda).

„Neue Löns-Literatur." Von Albrecht Janssen (Der Schimmelreiter IV, 4. Hamburg).

„Spittelers Prometheus." Von Rudolf Jardon (Die Tat XVII, 9. Jena).

„Carl Hauptmann." Von G. Muschner (Württembergische Volksbühne VII, 6).

„Die Brüder Hauptmann." Von K. Gröll (ebenda).

„Epilog zu ‚Insel der großen Mutter' [Iles des dames]." Von Gerhart Hauptmann (Die Neue Rundschau XXXVI, 12. Berlin).

„Max Koch." Von Johannes Hönig (Der Wächter VIII, 4. Wien).

„Ernst Barlach." Von Heinrich Bachmann (Der Gral XX, 3. Essen).

„Das Werk von Arno Holz." Von Felix Braun (Das Tagebuch VI, 46. Berlin).

„Über Rainer Maria Rilke." Von Felix Braun (Das Inselschiff VII, 1. Leipzig).

„Rainer Maria Rilke." Von Adolf von Grolman (Die schöne Literatur XXVI, 12. Leipzig).

„Rainer Maria Rilke." Ein Bild seines dichterischen Schaffens. Von Rudolf Kayser (Deutscher Bote XXXII, 12. Hamburg).

„Die Mystik in der Dichtung Rainer Maria Rilkes." Von Christian von Kleist (Klingsor II, 12. Kronstadt).

„Rainer Maria Rilke." Zu des Dichters 50. Geburtstag. Von Rudolf Noller (Baden-Badener Bühnenblatt V, 115).

„Paul Oskar Höcker zum 60. Geburtstag." Von Paul Weiglin (Velhagen & Klasings Monatshefte XL, 4. Berlin).

„Rudolf Herzogs völkische Sendung." Von Bartmann (Rheinische Heimatblätter 1925, 12. Koblenz).

„Über mich selbst." Von Walter von Molo (Der getreue Eckart III, 2. Wien).

„Mein religiöses Fühlen." Von Walter von Molo (Kunstwart XXXIX, 3. München).

„Hermann Stehr." Von Hans Christoph Kaergel (Die Tat XVII, 9. Jena).

„Thomas Manns ‚Zauberberg'." Von Arthur Friedrich Binz (Das Heilige Feuer XIII, 3. Paderborn).

„Zu den ‚Bemühungen' Thomas Manns." Von Hanns Johst (Hellweg V, 49. Essen).

„Zeit- und Menschenbilder in zwei neueren Romanen. [Th. Mann ‚Der Zauberberg' und H. Federer ‚Papst und Kaiser im Dorf']." Von Alois Stockmann S. J. (Stimmen der Zeit LVI, 3. Freiburg i. B.)

„Jakob Wassermann." Von Erwin Poeschel (Wissen und Leben XVIII, 19/20. Zürich).
„Über Wilhelm von Scholz." (Baden-Badener Bühnenblatt V, 108.)
„Hans Francks zwiefache Sendung [‚Klaus Michel' und ‚Meta Koggenpoord']." Von Rolf Cunz (Hellweg V, 50. Essen).
„Die Wege Heinrich Lilienfeins." Von Rudolf Germann (Württembergische Volksbühne VII, 5. Stuttgart).
„Robert Hohlbaum, der Deutsche." Von Fritz Trathnigg (Der getreue Eckart III, 3. Wien).
„Kampf mit dem Schatten. Eine Selbstanzeige." Von Carl Müller-Rastatt (Der Erntewagen 1925/26, 4. Bremen).
„Hermann Kesser, Die Peitsche." Von Hugo Bieber (Blätter der Bücherstube am Museum II, Nov./Dez. Wiesbaden).
„Ein deutscher Dichter aus dem Elsaß [Eduard Reinacher]." Von Erich Dürr (Dramaturgische Blätter 1925/26, 13. Mannheim).
„Die Dramen Oskar Kokoschkas." Von Barrett H. Clark (Bühnenblatt III, 6. Dortmund).
„Norbert Jacques, Der Reisedichter." Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt V, 109).
„Der Dichter spricht. Joseph Wittig: ‚Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo'." Von Elly Heuß-Knapp (Die Christliche Welt XXXIX, 48/49. Gotha).
„Über Hans Grimm." Von E. Bernewitz (Der Bücherwurm XI, 3. Dachau bei München).
„‚Zeitgenossen aus vielen Zeiten'. [Oskar Loerke]." Von Fritz Landsberger (Die Weltbühne XXI, 46. Charlottenburg).
„Von mir und anderen Dingen." Von Alex von Frankenberg (Der Bühnenvolksbund I, 3. Berlin).
„Sophie Hoechstetter." Von Hugo Marcus (Reclams Universum XLII, 9. Leipzig).
„Über Elisabeth Lemkes Schaffen." Von Sophie Neumann (Ostdeutsche Monatshefte VI, 9. Oliva).

* * *

„Shakespeares Form." Von Max Wolff (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 9/10. Heidelberg).
„Oscar Wilde und seine ‚Ballade vom Zuchthaus zu Reading'." Von Paul Wertheimer (Radio-Wien II, 9).
„Briefe eines Unbekannten [Alexander von Villers]." (Das Inselschiff VII, 1. Leipzig).
„Paul Claudel." Von Helmut Hatzfeld (Der Freihafen VIII, 3. Hamburg).
„Der französische Freimaurerroman im 18. Jahrhundert." Von Eduard Jan (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 9/10. Heidelberg).
„Pirandello." Von Heinz Liepmann (Bühnenblatt III, 5. Dortmund).
„Pirandellosis und ihre Folgen." Zur Ausländerei im deutschen Theater. Von Julius Hart (Hellweg V, 47. Essen).
„Pirandello." Von Mario Puccini (Wissen und Leben XVIII, 19/20. Zürich).
„Rumänische Prosa nach dem Krieg." Von Lucian Blaga (Klingsor II, 12. Kronstadt).
„Mittel der Anschaulichkeit im ‚Don Quijote'." II. Von Helmut Hatzfeld (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 9/10. Heidelberg).
„Strindberg und die künstliche Golddarstellung." Von Frida Strindberg (Deutsche Rundschau LII, 3. Berlin).
„Dostojewski." Versuch eines literarischen Charakterbildes. Von J. Eichenwald (Ost-Europa I, 1. Königsberg i. Pr.).
„Über Dostojewski." Von Hermann Hesse (Vivos Voco 1925, Zwischenheft, November. Leipzig).
„Nikolai Ljesskoff." Von Nikolaus von Arseniew (Die Christliche Welt XXXIX, 48/49. Gotha).

* * *

„Reformen und Reformpläne im englischen Theaterwesen." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht, Bd. 24).
„Der Stil des Germanischen Dramas." Von Julius Bab (Dramaturgische Blätter 1925/26, 15. Mannheim).
„Mein Ibsen-Theater." Erinnerungen von Carl Heine (Velhagen & Klasings Monatshefte XL, 4. Berlin).
„Zur Bedeutung des Rhythmus für Drama und Bühne." III. Von Ludwig Strauß (Masken XIX, 8. Düsseldorf).

* * *

„Der Kampf um eine neue Literatur." Von Wladimir Astrow (Russische Rundschau I, 2. Berlin).
„Norddeutsche Dichterweihnacht." Von Ludwig Bäte (Ostdeutsche Monatshefte VI, 9. Oliva).
„Stagniert die Kunst?" Von Adolf Behne (Sozialistische Monatshefte XXXI, 12. Berlin).
„‚Schollenstarkes' und ‚literarisches' Schrifttum." Von Ludwig Beil (Der Freihafen VIII, 3. Hamburg).
„Das Fortleben der alcäischen Strophe im lateinischen Kirchenlied des Mittelalters und in der neueren deutschen Dichtung." Von Brocks (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 9/10. Heidelberg).
„Dreierlei Dynamik." Von Bernhard Diebold (Masken XIX, 7. Düsseldorf).
„Fünfundzwanzig Jahre deutscher Goethebund." Von S. D. Gallwitz (Die Hilfe 1925, 22. Berlin).
„Neuhochdeutsche Sprachmelodik als Grundlage der Syntax." II. Von Hubert Grimme (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 9/10. Heidelberg).
„Von der Gegenwart vergangener Literaturen." Von Hermann Hesse (Die Neue Rundschau XXXVI, 12. Berlin).
„Wege des Essays." Von Rudolf Kayser (ebenda).
„Romantischer ‚Katholizismus' und katholische ‚Romantik'." Von Alfred von Martin (Hochland XXIII, 3. München).
„Klarheit über Kritik." Von Erik Reger (Deutsche Presse XV, 50. Berlin).
„Bürgerliche und proletarische Dichtung." Von Georg Schäfer (Die Bücherwelt XXII, 11. Köln).
„Zur Krise in der Literaturgeschichtsschreibung." Von Richard von Schaukal (Literarischer Handweiser LXII, 3. Freiburg i. B.).
„Braucht der Dichter Erkenntnis?" Von Oscar A. H. Schmitz (Baden-Badener Bühnenblatt V, 111/114).
„Ecce ingenium teutonicum." Zum Abschluß von Kolbenheyers Paracelsus-Trilogie. Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum 1925, 12. Hamburg).
„Von deutscher Eigenart im Weihnachtsliede." Von Walther Vetter (Ostdeutsche Monatshefte VI, 9. Oliva).

Echo der Bühnen

Berlin

„Die Geburt der Jugend." Schauspiel von Arnolt Bronnen. (3 Akte.) (Uraufführung durch die junge Bühne im Lessingtheater am 13. Dezember 1925.) Buchausgabe: S. Fischer, Berlin.

„Der Fröhliche Weinberg." Lustspiel in drei Akten. Von Carl Zuckmayer. (Uraufführung im Theater am Schiffbauerdamm am 22. Dezember 1925.) Buchausgabe: Propyläenverlag, Berlin.

„Die Durchgängerin." Lustspiel in drei Aufzügen. Von Ludwig Fulda. (Uraufführung im Residenz-Theater am 18. Dezember 1925.)

Arnolt Bronnens „Geburt der Jugend" ist, heißt es, 1914 geschrieben worden. Ist das der Fall, so muß das Stück einer durchgreifenden Bearbeitung unterzogen worden sein. Denn es knüpft in der Technik nicht nur an die „Exzesse" an, sondern weist in diesem Gruppen-Bewegungsspiel entschiedenen Fortschritt auf.

Gymnasiasten und Lyceistinnen, zwei Gruppen, die im Wechsel auftreten, sich verschmelzen und wieder voneinander lösen. Darin ist eine gewisse Rhythmik des dramatischen Geschehens, die gliedert und in Spannung hält. Jede der Gruppen hat ihren Führer, wird von ihm in ihrem Tun bestimmt und motiviert aus sich heraus dessen Haltung. Aus den Gruppen heben sich einzelne durch leibliche Kennzeichnung heraus, die Gruppen gewinnen aber auch als solche Gesicht. In dieser Technik ist etwas, das an die Chöre im antiken Drama denken läßt. Ganz ähnliche Gliederung, nur sehr viel unvollkommener, ließ sich in den „Exzessen" beobachten.

Demgemäß: liegt hier keine Neubearbeitung vor, ist die „Geburt der Jugend" wirklich so, wie sie aufgeführt wurde, 1914 niedergeschrieben worden, so hat sich Arnolt Bronnen auch in Hinblick auf die dramatische Technik sänftiglich rückwärts entwickelt; was zuweilen vorkommen soll.

Innerlich war er immer ein rückwärtsgewandter Prophet. Nie hat ihm das Leben gesprochen, seine Eindrücke hat er immer der naturalistischen Literatur, wo sie sich möglichst triebversessen gab, entnommen. Geburt der Jugend! Wann hätte eine Jugend mehr Rechte für sich in Anspruch nehmen können, als diese mit Kriegsabschluß mündig gewordene? Wann wäre der Kampf gegen Engherzigkeit, Philistermoral, Menschlichkeitsschwund der Älteren mehr angezeigt gewesen als eben damals? Es schrie ja in der älteren Generation selber nach innerlicher Verjüngung, — und wenn die Revolution nur schwachherzig heraufgedämmert ist, es gab doch und gibt noch heute Lehrer, die von ihren Schülern zu lernen hoffen. Bronnen aber schildert diese Jugend so brunstgeplagt, so jeder Geistigkeit bar, so zielberaubt, daß alles Recht bei der älteren Generation, wie karikiert sie auch gestaltet sein möge, verbleibt. Das ist nicht anders, als wollte man den Kampf zwischen dem Vielfraß und dem Bauchweh dramatisch inszenieren: das Bauchweh siegt. Was Bronnen an Argumenten für diese Jugend aufzubringen hat, sind Schimpfworte, sind Faustschläge. Dramatische Lösung heißt: die Prügelei.

Was sieht Bronnen in „seiner" Jugend? Was der Naturalismus vor ihm darin gesehen hatte und — Nichtvorhandenes. Einer, der nichts zu sagen hat, und deshalb schreit. Ein Kunstloser, der deshalb seelenloser Technik (mag sie nun heute Expressionismus, morgen anders heißen) verfällt.

*

Geistig bleibt Carl Zuckmayer so arm wie Bronnen. Auch sein „Fröhlicher Weinberg" weiß nur von dem Haschen der Geschlechter nacheinander. Das aber geschieht bei ihm aus so derber, urgesunder Sinnlichkeit heraus, ist mit so heiterer, anspruchsloser, naiv anmutender Laune gegeben, daß man willig in eine fröhliche Animalität untertaucht und an die Verwachsenheit der Menschen mit ihrem sonnigen Fleck Erde glaubt.

Auch bei Zuckmayer wird die Prügelei zu dramatischem Motiv. Aber sie erhebt nicht wie bei Bronnen den Anspruch, Argument zu sein; sie ist nichts als Überschuß an Kraft. Gewiß war das schon früher, und früher schon sehr oft da. Macht nichts. Wer heute den Mut hat, an Kraft zu glauben, findet doppelt freudige Gefolgschaft, auch in uns.

Die Typen sind nicht neu, das Schwankarrangement ist sogar das alte geblieben, mit den drei Paaren. Aber die Typen sind doch nicht ganz ohne individuelles Leben, und immer steht die Weinbergsonne derart hinter ihnen, daß ihre Schatten bunt und farbig wirken.

Bemerkenswert auch hier die dramatische Technik, ja, sie ist es, die zumeist für Zuckmayers Künstlertum spricht. Es ist ein Wechsel der Einzelauftritte und Gesamtszenen, ein Begegnungsspiel der Gruppen, dem starke rhythmische Kraft innewohnt. Dieser

Rhythmus hat's gemacht. Er ist aus Laune und Übermut und tänzerischem Gefühl geboren, strafft die Vorgänge zusammen, ist um Abwechselung erfolgreich bemüht und trägt den Zuschauer auf seinem guten Wellenspiel mit fort.

*

Ludwig Fulda schildert in seiner „Durchgängerin" einen Unband von Haustochter, mit dem die Eltern nichts anzufangen wissen und die deshalb in eine Zwangserziehungsanstalt gebracht wird. Er schildert sie mit Augenzwinkern ins Publikum hinein und garantiert auf Lustspieldichterehre ihre Jungfräulichkeit. Ihr gesellt sich der dito Partner. Beide zusammen gehen nach Amerika, werden da steinreich, kehren zurück, und spielen den verarmten Eltern gegenüber Trumpf.
Herbeigezogene Schwankmotive: Auf den Schrank klettern, aus dem Schrank hervorkommen, Hypnose, Psychoanalyse füllen die Akte.
Hier nun steht einer der älteren Generation, ein Verstehender, Wissender, Gemütvoller, der Jugend von heute gegenüber. Er gleicht völlig dem im Irrgarten der Sozialpädagogik herumtaumelnden Kavalier.

Ernst Heilborn

Kassel

„Vom lieben Augustin." Volkskomödie mit Musik, Gesang und Tanz in drei Akten. Von Dietzenschmidt. (Uraufführung am Kasseler Staatstheater, 28. November 1925.)

Jedermann kennt das Lied vom lieben Augustin, dem „alles hin", die innere Heiterkeit indessen trotzdem nicht abhanden gekommen ist. Dieser Augustin ist keine vergnüglich ersonnene Figur, sondern hat leiblich gelebt, und zwar damals in Wien, als die Pest in und „der Türk" vor der Stadt und füglich Grund genug vorhanden war, einen Pleitegesang anzustimmen wie eben den vom lieben Augustin. Der lebt freilich nicht bloß in dem offenbar unsterblichen Gedudel seines Leib- und Magenliedes fort, sondern auch in Abraham a Santa Claras „Wohlangefülltem Weinkeller". In diesem Werk wird erzählt, wie Augustin im Rausch für tot aufgelesen und von den Pestträgern ins Massengrab geworfen wird, dort langsam zu sich kommt, die Oberwelt durch Dudelsackblasen von seinem unversehrten Dasein in Kenntnis setzt, herausgezogen wird, nach wenig Tagen aber doch den Tod erleidet.
Ist dies auch nicht eben viel zu wissen, so hat es doch genügt, in dem Dichter Dietzenschmidt, einem aus Herzenstiefen schöpfenden Dramatiker, eine Gestalt erstehen und blutwarmes Leben annehmen zu lassen, die die Historie, die zeitgebundene, aber vergängliche Wirklichkeit mit dem zeitentbundenen Gleichnis, der Überwirklichkeit, der Welt der Ideen, organisch verbindet. Augustin, betrunken ins Massengrab geworfen, hat mit der Pest um seines Lebens willen einen Pakt geschlossen wie weiland Doktor Faust mit dem leibhaftigen Teufel: die Seuche, die sich aus einer abscheulichen alten Hexe auf Wunsch Augustins in ein allerliebstes Mädel verwandelt hat, will ihn laufen lassen, wenn er verzichten kann. Und er kann, er kann Reichtum, Ruhm, Wohlleben, Wollust, Macht, Liebe und selbst der Heimat entsagen, denn er merkt nun, daß er auch ohne alles dies er selber bleibt, der liebe Augustin. Da er nun die Wette gewinnt, mag er aber die Welt wirklich nicht mehr und folgt willig dem Pestmädel, das ihn schon traurig verlassen wollte, ins Massengrab, wo ihn der Schimmer eines jenseitigen Glückes entschlummern läßt.
Dietzenschmidt nennt dieses Spiel eine Volkskomödie und hat also sein Werk bewußt in diesem Sinne geformt und sich vor der holzschnitthaft derben und humorigen Ausdrucksweise der alten Schaubühne ebensowenig gescheut wie vor den im Volkslied waltenden Neigungen zu lyrischer Weichheit, hat sein Stück also gleichsam aus gesundem, saftigem und kraftvoll duftendem Holz geschnitzt, und so steht am Ende der liebe Augustin als ein lebendiges Wesen da, lebendig in Rausch, Abenteuer, Schicksal, Traum und Tod, weil das Unvergängliche seines vergangenen Daseins, die geheime und geniale Selbstironie des „verkommenen" Spielmanns fast wie eine eigene, wenn auch nun erst geweckte Melodie im Innern des Dichters und derer, die ihm lauschen, widerklingt und nicht mehr verhallt ...

Will Scheller

Königsberg i. Pr.

„Erde." Die vier Etappen eines Dramas zwischen Rhein und Ruhr. Von Paul Zech. (Uraufführung am 5. Dezember 1925 im Neuen Schauspielhaus.) Buchausgabe: Leipzig, Schauspiel-Verlag.

Literarisch aufgewärmte Aktualitäten von gestern haben für ein Lese- oder Theaterpublikum von heute immer einen fatalen Beigeschmack, mögen sie noch so appetitreizend angerichtet sein. Allenfalls könnte eine dichterische Überhöhung oder Umstilisierung ins Abstrakt-Zeitlose die Peinlichkeit des Stofflichen und allzu Zeitnahen mildern. Paul Zech hat in seinem Schauspiel „Erde" darauf verzichtet und sich einem konsequenten Naturalismus verschrieben, der an Milieuechtheit nichts, an psychologischer Vertiefung alles zu wünschen übrig läßt. Unter-Tag-Arbeit nebst obligatem Grubenunglück, Franzosenwillkür, Sepa-

ratistenumtriebe, Revolverattentate mit und ohne tödlichen Ausgang, Heimattreue und Landesverrat, kurz alles, was sich etwa vor Jahresfrist zwischen Rhein und Ruhr begeben hat, führt uns der Autor im bunten Wechsel dramatisch bewegter Bilder vor. Fehlt leider nur das geistige Band, denn das übergeordnete Titelmotiv des Schollengefühls wird zwar in den verschiedensten Variationen abgehandelt, aber gleichwohl oder ebendarum nicht zum ethischen Mittelpunkt gemacht. Zech befleißigt sich als Beleuchter der politischen Zustände denkbar größter Unparteilichkeit. Er billigt dem Separatistenhäuptling, keinem tollkühnen Abenteurer, sondern einem gehetzten Neurastheniker, ebensoviel Idealismus zu wie den Patrioten. Aber es ist nicht die menschlich-wohlwollende Neutralität des über der Sache stehenden Dichters, sondern die kühle Objektivität des dramatisierenden Journalisten, der nach Bedarf rechts und links schreiben kann. (Man könnte glatt den ersten Akt als soziales Tendenzstück einem Arbeiterpublikum, den zweiten als vaterländisches Festspiel einem „Verein Ehemaliger" vorsetzen.) Und so tritt jedem „Zwar" ein „Aber" auf die Fersen. „Erde" ist keineswegs dramatischer Werte bar. Doch müßte Zech sich erst einmal mit der knall- und rauchlosen Dramatik vertraut machen, wenn er zum Herzen anstatt zu den Nerven sprechen und der Gefahr entgehen will, den guten Ruf, den er sich als Lyriker erworben hat, als Bühnendichter aufs Spiel zu setzen.

Hans Wyneken

Wien

„Erfüllung." Ein Spiel in drei Aufzügen. Von Georg Terramare. (Uraufführung im Burgtheater am 25. November 1925.)

Will man geschichtlicher Legende oder legendärer Geschichte glauben schenken, so war der große Maler Filippo Lippi 52 Jahre alt, als er, der Karmeliter, die Nonne oder Novize Lucrezia Buti, die ihm für eine Madonna Modell saß, entführte und mit ihr einen Sohn zeugte, dessen Künstlerruhm hernach dem des Vaters gleichkam; Lippi lebte, so heißt es ferner, elf Jahre mit Lucrezia und starb an Gift kurz bevor er die durch päpstlichen Dispens ermöglichte Ehe mit der Geliebten schließen konnte. Da das, wie man sieht, an Möglichkeiten überreiche Sujet, dem noch die Renaissancemode zugute kam und kommt, bisher merkwürdig selten dichterisch ausgewertet worden ist, hatte Terramare so gut wie freie Bahn. Er übt nur sein gutes Recht aus, wenn er seinen Filippo verjüngte und die zwiefach sündige Liebe zweier Klosterleute in den sicheren Hafen der Ehe einlaufen läßt; aber das geschieht auf Kosten unserer Teilnahme so schnell, daß das Stück sich materiell schon am Ende des ersten oder zu Beginn des zweiten Aufzugs erledigt und alles, was noch folgt, jenem Leichentuch vergleichbar ist, das Penelope bei Tage webte, um es nachts aufzutrennen. Nämlich so: Lucrezia hat die Erfüllung (das Wort ist zu unterstreichen) all ihrer im Unterbewußtsein schlummernden Wünsche, deren Glut sie in die Arme Lippis und aus dem Kloster trieb, in der Mutterschaft gefunden und wendet sich, seitdem der bekannte „Schrei nach dem Kind" erhört worden, von dem Gatten ab und sodann, nach vielen Redensarten, ihm wieder zu. So ist „das Kind" Leitmotiv und eigentlich auch der unausgesprochene Titel dieses sehr kultivierten und gewissenhaften, leider aber schwerfälligen, ja leblosen Spiels, das wir leichten Herzens für die paar Seiten in Brownings Men and Women hingeben. Die Dissonanzen zwischen den geschichtlichen Namen, die nun doch einmal dastehen, und der durchaus heutigen Mentalität ihrer Träger hören gar nicht auf; die gleiche Unsicherheit bekundet sich im Stil; und wollten wir den eigentlichen Tatbestand oder die Problematik des Spiels nacherzählend darlegen, so ließe sich ein parodistischer oder ironischer Tonfall kaum vermeiden, den der sittliche Ernst des Verfassers, seine gesättigte Bildung, sein auf anderen Gebieten betätigtes Können nicht verdienen.

Robert F. Arnold

Nürnberg

„D. 24." Schauspiel in 3 Akten von Otto Alfred Palitzsch nach einem Bühnenentwurf von Hans Merck. (Uraufführung im Intimen Theater am 5. Dezember 1925.)

Das Beste an diesem Schauspiel, das hier letzthin seine Uraufführung erlebte, ist ohne Zweifel die Idee: infolge eines schweren Eisenbahnunfalls werden die Insassen eines D-Zuges zwei Nachtstunden lang mitten auf der Strecke Königsberg—Memel festgehalten, und so platzt denn eine wunderlich zusammengewürfelte Gesellschaft in die Ruhe, Weltabgeschiedenheit und Zurückgebliebenheit eines altmodischen Herrensitzes hinein, der, schon an sich vermorscht, durch die Inflation in seinen tiefsten Grundfesten erschüttert ist. Die alte und die neue Zeit stehen sich urplötzlich gegenüber, jene vertreten durch das gut gezeichnete bejahrte Brüderpaar der Freiherren von Moisekull, die junge, weltfremde Baronesse und den alten verläßigen Herrschaftsdiener, diese durch den skrupellosen Geldmenschen und Börsenjobber Pinkalla aus Sidney, durch Hepp-Zweibrücken, den Mitgiftjäger, eine polnische Spionin,

einen entwurzelten, neurasthenischen Jüngling und andere abenteuernde Existenzen, zwischen denen sich dann eine reichlich fadenscheinige Verwicklung ergibt. Die Handlung tut dabei wenig zur Sache, aber Unterhaltsamkeit und trotz starker Karikierung hüben wie drüben gute Ansätze zur Charakterzeichnung sind dem Stück nicht abzusprechen; und wenn zum Schluß das Signal zur Weiterfahrt auf dem inzwischen eingetroffenen Hilfszuge ertönt, die moderne Gesellschaft Hals über Kopf das Schloß wieder verläßt und die alte Zeit seelenruhig zu ihrem Dominospiel zurückkehrt, trägt man sogar einen künstlerischen Eindruck davon, den auch das Premierenpublikum mit ungeteiltem Beifall quittierte.

Theodor Hampe

Bremen

„Das Frühstück in Genua." Von Walter Harlan. (Uraufführung im Bremer Schauspielhaus am 29. Oktober.) „Lassalle." Tragische Komödie von Wolfgang Petzet. (Uraufführung am 25. November. Ebenda. Buchausgabe: München, Georg Müller.)

„Das Frühstück in Genua", das neueste Stück von Walter Harlan, ist seiner äußeren Haltung nach ein lustiger Schwank voll verwickelter Situationen, in seinem inneren Wesen aber ein hohes Lied auf die helfende Frau, die den Mann befähigt, Schöpfer zu sein am „Dom der Taten". Ihm ist jede wirkliche Bühnendichtung eines größeren oder kleineren Gottes Tempel, und das erhebende Lustspiel, das ihm vorschwebt, unterscheidet sich von aller wertlosen Spaßerei durch die „Selbstaufopferung eines überpersönlichen, ehrlichen Dichterwillens". Für ihn ist jeder überpersönliche, seinen Zweck jenseits des Grabes schauende Wille, ein in ihm lebender Gott, der wirkend schafft, ist Schöpfers Hand. Das wird im „Frühstück in Genua" nicht immer rein aus den Charakteren heraus entwickelt, sondern häufig aus den Situationen, ist aber immer mit soviel weltfröhlicher Innerlichkeit und soviel dionysischer Lebensfreude umwoben, daß man überall das lautere Herz des schauenden Dichters verspürt. Äußerlich nur ein Situationsschwank: Ein Verleger läßt sich von seiner Frau, der Tänzerin der Lieder, mit einiger Mühe scheiden, gewinnt in einer frischen Professorentochter nicht nur eine gescheite Sekretärin, sondern auch ein mütterlich starkes Weib. Der Professor dagegen, in weltfremder Seligkeit auf Goethes Spuren wandelnd, gerät bei einem glückvollen Frühstück in Genua in die schimmernden Netze einer schönen Circe, die natürlich niemand anders ist, als die geschiedene Tänzerin. — Walter Harlan ist ein geschickter Koch gewesen. Mit Hilfe einer mystischen Kartoffel und eines guten Schusses Asti spumante hat er ein recht leckeres Mahl bereitet, und da frohe und kluge Reden es anmutig und geistvoll begleiten, fließen die drei Gänge recht munter und lebensfroh dahin bis zum ergötzlichen Schluß, da die ehemalige Frau, jetzt Schwiegermutter und künftige Zigeunerbraut den erlösten Verleger großmütig an ihr liebevolles Herz drückt. Das tiefe Lebensgefühl und die hohe sittliche Meinung des Dichters, heben den Schwank aus dem reinen Kulissenspaß in das Reich des Lustspiels, wo der „überpersönliche", auf irgendeine Veredelung der Menschheit gerichtete Dichterwille, leibhaftige Menschen bildet und Schicksal gestaltet. —

* * *

Die Uraufführung der tragischen Komödie „Lassalle" von Wolfgang Petzet hatte, äußerlich betrachtet, einen schönen Erfolg. Die Lauterkeit der theatralischen Mittel, der Anstand des Vortrags und der Ernst seines Strebens mußte unbedingt für den achtundzwanzigjährigen Dichter einnehmen, obwohl das Erstlingswerk einer eigentlichen dramatischen Gestaltungskraft entbehrt. Der Stoff — es handelt sich fast ausschließlich um das Liebesverhältnis Ferdinand Lassalles zu Helene von Dönniges — ist im Grund durchaus episch geblieben und wäre als Novelle auf einer ganz anderen Höhe zu halten gewesen, denn als Drama. Zieht man die geschichtlichen Namen ab — die letzte Probe bei allen historischen Dichtungen —, so bleibt ein kleines, etwas dünnblütiges Liebesdrama, das die schicksalhafte Gebundenheit dreier irgendwie bedeutender Menschen fesselnd und mit einem für ein Erstlingswerk überraschenden Geschick auf die Bühne bringt. Ob die außerordentliche Kargheit im Vortrag einen Vorzug oder einen Mangel bedeutet, läßt sich gerechterweise schwer entscheiden, doch scheint mir ein Mangel vorzuliegen. Man muß aber feststellen, daß ein starker Wille zur Sachlichkeit und ein herzhafter Mut innerhalb einer im Schwulst schon fast erstickten Zeit, zu einem, wenn auch künstlerisch gemäßigten Naturalismus des Wortes zurückzukehren, angenehm zu erkennen ist. Das beweist eine sympathische Selbständigkeit des Autors, aber man vermißt trotzdem eine selbständige Prägung des Wortes. Am besten ist ihm Helene von Dönniges gelungen, die in ihrem maßlos übersteigerten Gefühl allen Halt verliert und hysterisch zwischen Lassalle und Yanko von Rakowitz hin und her irrt. Das Bild Lassalles ist nur in einzelnen Zügen aufgefangen, bleibt merkwürdig flach und offenbart nur wenig von dem glänzenden Geist, der sich in seinen Schriften, vor allem in seinen Verteidigungsreden so blendend ausgewirkt hat. Von dem idealistisch hoch-

gestimmten Künder neuer Menschheitswerte erfahren wir nichts, auch nichts von seiner streng aristokratischen Gesinnung. Er bleibt ein kleiner Volksredner, ein gewandter Taschenspieler. Yanko von Rakowitz ist nur ein schwärmerisch verzückter Jüngling, der haltlos durch das Leben gleitet. Sehr hübsch ist das Elternpaar gesehen, und in dem Arbeiterführer ist Petzet sogar eine Charakterfigur von besonderer Prägung gelungen. Mit seinem Titel hat das Werk nichts gemein, und man darf wohl sagen, daß die Gestaltungsfähigkeit des Regisseurs das Wesentliche zu dem Erfolg beigetragen hat. Karl Neurath

Meiningen

„Klytämnestra." Eine Tragödie in einem Aufzuge. Von Waldfried Burggraf. (Uraufführung im Landestheater am 22. November 1925.)

Man sieht hier wieder einmal, daß es mit den alten griechischen Tragikern eben doch nichts ist. Glaubten sie doch zum Beispiel allen Ernstes mit Klytämnestras Gatten- und Orests Muttermord fünfaktige Dramen füllen zu können. Ja, hätten sie etwa Klytämnestras Buhlen Ägisth zu ihrem vorehelichen Sohn von einem Jugendgeliebten gemacht, dem Agamemnon, das Scheusal, sie hohnlachend entrissen hätte, dann wäre doch wenigstens noch eine deftige Blutschande dabei gewesen, und Orest hätte an Ägisth Brudermord verübt...

Glücklicherweise hat Burggraf das alles nachgeholt und auch sonst seine zimperlichen Vorgänger arg beschämt. Seine Klytämnestra erledigt natürlich eigenhändig den Agamemnon, kommt von frischer Tat mit der Mordaxt auf die Bühne, versucht hier auch noch dem Orest den Schädel zu spalten, weil er inzwischen ihren Ägisth umgebracht, und wird schließlich von ihm vor unseren Augen erschlagen. Selbstverständlich mit der verhängnisvollen Axt, die dann von der zeitweise nach berühmten Mustern irreredenden Elektra vergraben wird. Worauf diese selbst irgendwie von innen heraus stirbt, so daß also in einem einzigen Akt vier Skalpe erobert sind...

Und solches mußte man auch noch am Totensonntag über sich ergehen lassen! Rudolf Germann

Kiel

„Das Reich." Tragödie in vier Akten. Von Werner Johannes Guggenheim. (Uraufführung am Kieler Stadttheater am 5. Dezember 1925.)

Es ist ein gewaltiger Stoff, an den sich W. J. Guggenheim herangewagt hat; handelt es sich in dieser Tragödie doch um nichts weniger als um den jungen Kaiser Otto, den das Schicksal in die ungeheuer düstere Weltuntergangsstimmung um die Wende des Jahres 1000 hineingestellt hat. Ein Fürst, von phantastischen Ideen erfüllt, bald im Glanze sich sonnend, bald einer asketischen Lebensauffassung untertan, die ihn zu Priestern und Einsiedlern treibt, um sich auf die von der Geistlichkeit gepredigte Wiederkunft Christi vorzubereiten. Ein Fürst voll inneren Zwiespalts, der dem Traum nachjagt, das alte Rom in seiner früheren Glanz- und Machtfülle herzustellen, ein ungeheures Weltreich zu gründen, dessen Tore Byzanz und Rom sein sollen. Ein Friedenskaiser will er sein, der nicht durch das Schwert, sondern durch Liebe und Nachsicht mit den menschlichen Schwächen das Weltreich gründen und festigen will. Dabei sieht er in sich selbst den erkorenen Vertreter des göttlichen Willens, und daher brandet, als er von den Menschen verraten wird, aus seiner Liebe der Haß empor; mit der Zertrümmerung seiner Herrschaft in Rom und also auch seines Traumes vom Weltreich bricht auch der Glaube an seine Sendung zusammen, und er sucht und findet den Tod.

Wie gesagt, ein großer Stoff, der eines ganz großen Könners wert gewesen wäre. Aber Guggenheim ist dieser Große nicht, sondern nur ein kleines Talent, und so ist ihm auch nichts weiter aus der Feder geflossen, als eine Reihe von 17 Bildern, die kaleidoskopartig vorüberziehen, aber beileibe in ihrer langen Reihe nicht etwa eine Entwicklungslinie darstellen, sondern nichts weiter sind als eine Kette lose aneinandergereihter, in Wert, Wirkung und Bedeutung für das Ganze oft völlig belangloser historischer Szenen, die dabei auch noch so mangelhaft gegeneinander abgewogen sind, daß die langweiligsten Nebensächlichkeiten in der gleichen Ausführlichkeit behandelt werden wie die bedeutungsvollen Tatsachen. Der Autor hätte sich mit der Hälfte der Bilder begnügen, hätte aber ebensogut die Zahl verdoppeln können — seine Tragödie wäre in nichts anders geworden, sondern ein Zirkus geblieben, in dem sein Held ewig im Kreise herumläuft, sich nie entwickelt, sondern immer und ewig zu seinem Ausgangspunkt zurückkehrt. Kann es etwas Langweiligeres geben? Wenn noch wenigstens der Dialog zu packen wüßte! Aber wie kann er das? Nicht eine der vielen Personen ist lebendig in Fleisch und Blut. Nur Theaterfiguren stelzen über die Bühne, und so quillt auch nicht der Dialog aus heißem, lebendigem Herzen, sondern ist und bleibt historisches Geschwätz, das auch dadurch nicht fesselnder wird, daß es der Autor mit geistreichelnden Gemeinplätzen bepackt. Mit der Neubelebung der historischen Tragödie war es also wieder einmal nichts. Wilhelm Lobsien

Dortmund

„Die Dohle." Komödie in drei Akten. Von Leonhard Adelt. (Uraufführung im Stadttheater am 12. Dezember 1925.)

Diese Komödie bewegt sich in fremder Atmosphäre, sie spielt in einer oberungarischen Kleinstadt in der Zeit zwischen Balkankrieg und Weltkrieg. Aber das ganze Milieu mutet durchaus nicht fremdartig an; die Gestalten sind, abgesehen vielleicht von einer einzigen, keine bodenständigen ungarischen Typen. Denn diese „Komödie" ist Zeitsatire, sie hat Geltung für die heutige Zeit überhaupt, sie wäre in jedem Kulturland möglich. Im Mittelpunkt steht der Holzhändler und Abgeordnete Teleky, der anscheinend ein Wohltäter der Menschheit ist und in Wirklichkeit nur für die eigene Tasche arbeitet. Er ist der typische gewissenlose Materialist, der über die Dummheit, Gutmütigkeit und Eitelkeit seiner Mitmenschen triumphiert. Er ist der typische man of property, dem alle, selbst die Radikalen, Gefolgschaft leisten, der alles, selbst die Dohle der armen alten Zimmervermieterin, besitzen muß. Bei einem Gastmahl, das er anläßlich seiner neuen Ehrenbürgerschaft veranstaltet, will man ihm zu Leibe rücken. Aber wieder weiß er die respectability zu wahren, weiß er seine Gegner mundtot zu machen. Nur der heruntergekommene, angetrunkene Hilfslehrer wagt den offenen Angriff, er kennt das zweifelhafte Vorleben der Hausdame Telekys, seiner früheren Geliebten; aber als Ehrenmann bringt er es nicht übers Herz, die künftige Frau Abgeordnete zu entlarven. Teleky will die Dohle zurückgeben, aber die arme Alte läßt sie fliegen in dem Bewußtsein, daß das, was man ihr einmal genommen hat, ihr nicht mehr gehört. Wir sehen also, der Vorwurf an sich ist recht dankbar. Und der Autor weiß ihn auch in manchen Einzelheiten dramatisch zu formen, aber diese Einzelheiten sind nur im dritten Akt organisch gebunden. Hier herrscht wahrhaft dramatisch bewegtes Spiel und Gegenspiel, hier werden wir auch innerlich mit fortgerissen. Aber die Exposition ist zu verwickelt, und auch im zweiten Akt ist die dramatische Linienführung nicht viel klarer geworden. Immerhin entschädigt der mit jeder Szene in der Wirkung sich steigernde und zum Schluß überaus schlagkräftige letzte Akt. Vor allem versteht sich der Autor auf Menschengestaltung, selbst die Nebenfiguren sind lebenswahr gezeichnet, und ein Kabinettstück ist die Gestalt des äußerlich verlumpten, innerlich jedoch rein gebliebenen Philologen.

Karl Arns

Echo des Auslands

Französischer Brief

Der Locarno-Vertrag ist unterzeichnet. Er bedeutet auch für die Geisteswelt nur einen Anfang, nicht mehr und nicht weniger, als die Beseitigung gegenseitiger Geringschätzung und gegenseitigen Mißtrauens. Die Verständigungsarbeit hat nun eigentlich erst zu beginnen. Wir müssen uns verstehen lernen, und diesem Ziel dienen von jetzt an allein sachliche Aufklärungen. Nachdem das Reisen wieder zur Alltäglichkeit geworden ist, sollte man aufhören subjektive Eindrücke von einem kurzen Aufenthalt im fremden Land in der Öffentlichkeit auszubreiten; denn sie enthalten häufig nicht nur oberflächliche Einseitigkeiten, sondern geben zuweilen durch Schiefheit und Flachheit auch Anlaß zu Unstimmigkeiten. Unruhs Buch über seine Fahrt durch Paris hat unter Franzosen hellen Zorn hervorgerufen, weil er die Gesellschaftsgewohnheiten der fremden Stadt nicht verstand und in Rechnung zu stellen wußte. Ähnliche Entgleisungen beging Felix Bertaux in seinen in der „Revue européenne" erschienenen Reiseberichten aus Deutschland. E. R. Curtius ist dem Franzosen in der „Frankfurter Zeitung" entgegengetreten. Warum diesen persönlichen Zank? Ein so feinfühliger Romanist wie Curtius wird doch wissen, daß solchen Entgleisungen ein Mangel an sprachlichem Feingefühl, an Verständnis für die anders geartete Volkspsyche und die Lebens- und Konversationsgewohnheiten des Nachbarvolks zugrunde liegt; darum sollten alle, die die europäischen Gemeinschaftsziele verfolgen, Entgleiste nicht noch böse an den Ohren zausen, sondern ihnen sachlich helfen. Das ganze Frankreich vom Kern aus muß in seinem Aufbau und seinen Ausdrucksformen erfaßt und dargestellt werden, damit es in Deutschland verstanden werde. Auf literarischem Gebiet bietet das neue Buch von Curtius „Französischer Geist im neuen Europa" gewiß die erwünschte Aufklärung, Viktor Klemperers Schrift „Die moderne französische Literatur und die deutsche Schule" ebenfalls; einen hervorragenden Dienst zum Verständnis der französischen Psyche hat Rainer Maria Rilke durch seine wunderbare Übertragung der Lyrik von Paul Valéry geleistet; aber es sind deren sehr Wenige,

die Materialien zum Verständnis des gegenwärtigen Frankreichs beibringen. Wenn wir auch über Kunst und Literatur hinreichend unterrichtet werden, so erscheint wenig über Sprachpsychologie, Philosophie und alle die Gebiete, die der Engländer unter dem Begriff des nation study zusammenzufassen pflegt. Dagegen ist die französische Literatur über Deutschland reich und vielgestaltig. „La Revue européenne", „Les cahiers du mois" und „Europe" veröffentlichen dauernd Übersetzungen deutscher Schriftsteller: Wedekind, die Gebrüder Mann, Sternheim, Werfel, Hesse, Unruh, Rilke sind durch sie in Frankreich eingeführt. „La Revue de Genève", die in Frankreich viel gelesen wird, hat außer Dichtern Gelehrte wie Grützmacher, Herrmann, Lichtenberger u. a. zum deutschen Problem sprechen lassen. Auch ältere Zeitschriften wie „Le Correspondant", „La Revue des deux Mondes" und „La Revue de Paris" haben in den letzten Jahren sachliche Arbeit geleistet, indem sie Materialien zur deutschen Geistesgeschichte veröffentlichten. Auch der „Mercure de France" hat nach dem Locarnojahr endlich wieder seine Betrachtungen über „Les lettres allemandes" aufgenommen. Die Buchliteratur über Deutschland ist groß und wächst dauernd. Es ist nicht hier der Ort, über Schriften historischer, politischer und wirtschaftlicher Probleme zu berichten; es sei aber angemerkt, daß sie zahlreich sind. Was die deutsche Geistesgeschichte betrifft, so ist zu sagen, daß die französischen Germanisten fleißig an der Arbeit sind. Mehrfach wurden ihre letzten Forschungsergebnisse hier notiert. Letzthin hat der junge Gelehrte Robert Pitrou in Bordeaux, der schon ein umfangreiches Werk über Theodor Storm herausgab, eine Robert Schumann-Monographie veröffentlicht. Diesem deutschen Musiker gehörte von jeher die Liebe der Franzosen. Pitrous Buch erweist eine zarte Einfühlung, ein eindringliches Verständnis für die deutsche Zeit, aus der Schumann hervorgegangen ist. Derselbe Autor arbeitet gegenwärtig an einer umfassenden Mozart-Biographie, auf die nach seinen bisherigen Schriften Hoffnung gesetzt werden darf. Henri Lichtenberger gab mit einer verständnisvollen Einleitung in „La Renaissance du livre" eine Auswahl aus „Wilhelm Meister" heraus. Bei Stock erschien ein „Jean Paul". Bernhard Groethuysen, der mit Rilke der würdigste Botschafter des deutschen Geistes in Frankreich ist, veröffentlichte in „La nouvelle revue française" eine Einführung in Hölderlin, über Hölderlins Wahnsinn eine Studie im vierten Heft von „Commerce". Max Rychner feierte in „La Revue de Genève" Conrad Ferdinand Meyer, denselben Charles Clerc in den „Nouvelles littéraires"; Maurice Betz schrieb dort über Rilke, Jean Edouard Spenlé im „Mercure de France" über Hermannn Hesse. In „L'Europe nouvelle", die sich dauernd mit deutschen Problemen beschäftigt, berichtet Gaston Raphael regelmäßig über deutsche Neuerscheinungen. Auch die Hauszeitschrift des Verlages Crès et Cie. „Vient de paraître" bespricht neue deutsche Bücher, so daß alle französischen Leserkreise mit deutschen Ideen oder wenigstens mit Hinweisen darauf gespeist werden. Grundsätzliches zum deutsch-französischen Problem deutete der junge Pierre Viénot in seinen Aufsätzen der „Revue de Genève" und der „Revue européenne" an, indem er auf die Verschiedenheit in den deutsch-französischen Vorstellungen von allgemeinen Begriffen und ihrer sprachlichen Ausdrucksform hinwies. Sprachempfindlichkeit ist in Frankreich verbreiteter als bei uns. Darum erstaunt es nicht, daß zuerst ein Franzose auf dieses wichtige Problem hinwies. Gleichzeitig hat ein Schriftsteller von Rang, Abel Hermant, sich in einem Buch: „Lettres à Xavier sur l'art d'écrire" über sprachliche Unarten ausgelassen. Ich kenne die Schrift vorläufig nur aus einer sechsspaltigen Besprechung im „Temps" von Paul Souday, ersehe aber schon aus dieser eingehenden Würdigung, daß das Buch völkerpsychologische Bedeutung hat, indem hier neuere Wortbildungen etymologisch und psychologisch erklärt, gebilligt oder verworfen werden. Abel Hermant leitet gleichzeitig eine neue, von J. Bever und P. Vinson bei Grasset erscheinende Sammlung „Heures antiques" mit einer Plato-Biographie ein, die Souday gefällt, weil Hermant einen starken Akzent auf Platos Intellektualismus legt: „er will, daß man seine Leidenschaften kontrolliert". Er hält Platos Dialoge für eine weitgespannte menschliche Komödie in hundert verschiedenen Akten und rühmt immer von neuem seine überlegene Vernunft. Das gefällt Souday besonders in einem Augenblick, in dem er einen langatmigen Kampf mit dem kürzlich in die Akademie gewählten Abbé Brémond führt, für den einerseits der „Temps", andererseits „Les nouvelles littéraires" so viele Spalten zur Verfügung stellten, wie bei uns für geistige Dinge niemals zu haben sind. Von Brémonds Akademierede nahm der Streit seinen Ausgang. Der Abbé hatte darin den metaphysischen Ursprung der Dichtung erläutert. Souday als reiner Rationalist opponierte dagegen: Intellektualismus müsse die Grunddisposition des echten Lyrikers sein. Brémond stellte in seinen Erwiderungen die „poésie-raison" der „poésie-prière" gegenüber und trat vornehmlich unter Berufung auf Valéry und Royère für die letzteren ein, indem er die Dichtergabe mit der göttlichen Gnade in Parallele stellte. Dieser mit Leidenschaft geführte Kampf hat viel Staub aufgewirbelt und wieder einmal das Doppelantlitz des geistigen Frankreichs entnebelt.

Auch auf Mallarmé berief sich Abbé Brémond. Infolgedessen ist es besonders zu begrüßen, daß „La nouvelle revue française“ in diesem Augenblick ein nachgelassenes, unvollendetes Werk des Dichters: „Igitur ou la folie d'Elbehnon“ herausgibt, für das Edmond Bonniot ein Vorwort geschrieben hat. Die Dichtung, obwohl fragmentarisch, führt in das Werden und Wesen von Mallarmés Metaphysik ein und zeigt, daß weder Souday noch Brémond im Recht sind. Aus den faksimilierten Manuskriptproben ergibt sich, daß der von innerer Musik erfüllte Dichter von einer „intuition extatique“ ausging, daß er aber gleichzeitig während der Arbeit sich als ein „génie passionnément épris d'analyse, de combinaison et de calcul“ erwiesen hat, wie Baudelaire auch Poe definiert hat, so daß also Mallarmé wie alle großen Dichter seine Werke aus „prière“ und „raison“, um mit Brémond zu reden, geschaffen hat. Der gleiche Verlag veröffentlichte Mallarmés freie Übertragung von George W. Cox „A Manuel of mythology in the form of question and answer (1867)“. Die Frage- und Antwortfassung des Originals ist in der französischen Ausgabe nicht beibehalten. Das Buch, das 1880 zuerst erschien, war seit Jahrzehnten vergriffen. Über den kürzlich verstorbenen Nachfolger Mallarmés, René Ghil, schrieb Jean Royère im „Mercure de France“ eine eindringende Studie. Gerade Ghil berief sich auf die Offenbarung, verstrickte sich dann aber in einen Intellektualismus, der ihn ins Abstruse führte, so daß er endlich „tout à fait étranger à la poésie pure“ wurde.

In den „Editions du Siècle“ hat Paul Voivenel im Anschluß an die neuesten Interpretationen des Liebesproblems und aus medizinischer Lebensnähe eine Darstellung der „Maladie de l'amour“ veröffentlicht, die aus der Zeit und für die Zeit geschrieben ist, Perspektiven und Richtlinien entwickelt, die der Beachtung wert erscheinen. Das Buch des Marquis de Castellane: „Comment j'ai découvert l'Amérique“, das hier seinerzeit angezeigt wurde, hat einen so großen Erfolg gehabt, daß der Verfasser sich zu einer Fortsetzung seiner Memoiren entschloß. Sie sind unter dem Titel „L'art d'être pauvre“ erschienen. Der Titel ist ebenso irreführend wie beim ersten Band; denn von Armut ist keine Rede; jedenfalls werden neun Zehntel den Lebensstand des Marquis nach seiner Scheidung nicht so bezeichnen. Das Buch gibt, leider in allzu trockener Form, Einblicke in das Leben eines aristokratischen Marchand-Amateur und führt durch zahlreiche pariser Salons der Gegenwart, in denen alle Staatsmänner, Dichter, Künstler von mondänem Rang auftreten. Im Verlag Payot gab André Billy eine Auswahl von Diderot heraus, die mit dem „Neveu de Rameau“ beginnt, „Le jugement du voyage de Bougainville“, „Regrets sur la vieille robe de chambre“, „Entretien d'un philosophe avec la maréchale de X“ enthält und mit „Sur les femmes“ abschließt. In der „Illustration“ veröffentlichte Jacques des Gachons ein episches Triptychon: „Nicolas Poussin“. Léon Treich gab in der von ihm gegründeten „Collection d'anas“ Aphorismen Clemenceaus und aus dem Theaterleben heraus. In der Reihe der kleinen Künstlermonographien der „Nouvelle revue française“ schrieb Jean Cassou über Marcel Gromaire. Nach Montherland hat der junge Jean Prévost im gleichen Verlag eine Apologie des Sports veröffentlicht. Er beruft sich auf Leonardo, die Yoghilehre und die Franzosen seiner Generation; wie bei Montherland wird auch hier die Körperpflege philosophisch begründet.

Jules Supervielle gab im Verlag der „Nouvelle revue française“ einen neuen Gedichtband heraus: „Gravitations“, teils freie, reimlose Rhythmen, teils Verse von 14 Silben, in denen er leichtflüssige Virtuosität beweist; originaler, zeitverbundener und zukunftsvoller wirken die freien Rhythmen, die er an die exotische Ceres richtet, in denen er mit breiten Atemzügen seine südamerikanische Heimat feiert, im Anblick des Meeres farbenreiche Visionen gestaltet. Claude Anet, der in Deutschland große Erfolge erlebte, ließ sich durch die prähistorischen Höhlenmalereien zu einem Roman: „La fin du monde“ (Grasset) inspirieren, der über einen Kuriositätswert nicht hinauskommt. Aus dem Nachlaß von Lucie Cousturier erscheint noch ein letzter Band: „Mes inconnus chez eux“ (Rieder et Cie.), das Ende ihrer Reise durch die französischen Kolonien in Afrika. Auch dieses Reisetagebuch der Malerin zeugt von einer tiefen Einfühlung in die fremde Welt und ist getragen von warmer Menschlichkeit, die der ganzen Trilogie Wert verleiht; es wäre schön, wenn ihre Einschätzung der afrikanischen Völkerschaften sich durchsetzen würde. Ein modernes Bild aus Nordafrika entwirft Robert Pelletier, dessen Roman „Les chacals derrière le soldat“ (André Delpeuch) mit dem melancholischen Satz endet: „Nous ne créerons aucune civilisation, parce que nous n'avons aucun apport moral“, wieder ein Buch, das sich gegen die französische Kolonisationsarbeit richtet, eine ergreifende, schwungvoll geschriebene Darstellung, die aus leidendem Menschheitsgefühl den Ruf im Herzen trägt: Die Waffen nieder! „J'ai tué un homme“, ringt sich aus der Seele des jungen Maurice Rostand, der in erschütternder Pathetik erzählt, wie er einen ihm befreundeten Deutschen am 22. Oktober 1925 im Kriege getötet

hat, die Eltern des Gefallenen besucht, ihren Schmerz miterlebt und für seine Liebe zu dem Gestorbenen mit ihrer Dankbarkeit, Herzlichkeit und Güte überschüttet wird, bis er dem Kreise, der nicht ahnt wer er ist, mit qualvollem Aufschrei entflieht. Diese starke Novellette, geschrieben 1921, leitet den Band: „L'homme que j'ai tué" (Ernest Flammarion) ein; sie ist wie die beiden folgenden eine gewichtige Talentprobe und typisch für die Gesinnungsart vieler junger Franzosen.

„Roux le bandit" von André Chamson (Bernard Grasset) ist die Verherrlichung eines Bauern aus den Cevennen, der aus religiöser Überzeugung sich dem Kriegsdienst entzieht, in die Berge flieht und vier Jahre lang ein Nomadenleben führt. Endlich bekehrt er durch sein reines und strenges Ethos die ganze Bauernschaft. Das Mädchen, das ihn aus Leichtfertigkeit der Polizei verrät, wird in die Acht erklärt. Die kriegsfeindliche Fabel ist klar und spannend vorgetragen und von farbigem Lokalkolorit. Am Schluß gewinnt Roux symbolische Bedeutung. Dem Weltfrieden will auch das vieraktige Stück in zwölf Bildern dienen: „Le juif du Pape" von Edmond Fleg, das am 28. Oktober 1925 von der Compagnie Pitoëff im „Théâtre des Arts" aufgeführt ist. Das Versdrama (F. Rieder et Co.) spielt zur Zeit Clemens VII., legt aber das Schwergewicht nicht auf historische Treue, sondern will vor Augen führen, wie inmitten eines zerklüfteten Europas ein Papst und ein Jude den ewigen Traum des Weltfriedens zu verwirklichen trachten, ohne ihr Ziel zu erreichen; daher schließt das Stück mit einem Trost auf spätere, bessere Zeiten. Fleg, der mehrfach jüdische Motive verarbeitet hat, will mit diesem Drama auf die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen Rom und Jerusalem hinweisen; seine Friedensabsichten werden gewiß mit Sympathie aufgenommen werden. Wie den zuletzt charakterisierten Büchern mehr oder minder deutlich Thesen zugrunde liegen, so auch dem Roman „Jacob", mit dem Bernhard Lecache in der „Nouvelle revue française" debütiert. Er schildert, leider ohne lokale Färbung, — das pariser Judenviertel im Marais, eine arme orthodoxe Familie, die, aus Rußland eingewandert, still dem Ritus und dem Glauben ihrer Väter lebt. Der Vater aber hat den Ehrgeiz, daß wenigstens einer seiner Söhne in das große Paris emporsteige. Es geschieht. Jacob verläßt schon in jungen Jahren das Judenviertel und schreibt sich unter einem christlich klingenden Namen als Student der Medizin ein, wird dann Geschäftsmann und erringt nach wenigen Jahren eine große Stellung in der Öffentlichkeit. Um sich zu halten, gibt er eine schriftliche Erklärung ab, daß er christlichen Ursprungs sei, keine Verbindung mit Israeliten habe und für antisemitische Pogrome in Ruthenien 50 000 Fr. zur Verfügung gestellt habe. Als sein Vater von diesem Verrat erfährt, tröstet er sich mit den Worten Hiobs: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt." Ernest Tisserand gab im gleichen Verlag ein „second cabinet de portraits" heraus, eine Folge von kleinen Skizzen, die zum Teil in scharfer Prägung Erlebnisse und Visionen gestalten. Martin Chauffier veröffentlichte bei Grasset einen Roman „L'épervier", der ungleichmäßiger als seine früheren Arbeiten nur im ersten Teil durch eindringliche Seelenanalyse der Helden sich auszeichnet. Der zweite Teil ist blasser; auch die bretonischen Landschaften entbehren kraftvoller Färbung. — In meinem Brief in Heft 1 (Oktober) sind auf Seite 50, Spalte 1, zwei sinnstörende Irrtümer unterlaufen. Es fehlt vor dem Absatz unten der Satz: „In dasselbe Jahr, in dem Henri de Saint-Simon seinen hundertsten Geburtstag begeht, fällt auch der zweihundertfünfzigste Geburtstag des nicht minder temperamentvollen Herzogs Louis de Saint-Simon, der während seiner Jugend Soldat und Diplomat war und als Letzterer auch große politische Reformpläne entwarf, bis er nach seiner Verbannung vom Hofe sich dem Memoirenschreiben ergab." Zweitens gehören die Sätze: „Der Schatten seines Geistes ... bis ... Proust sei ohne Saint-Simon nicht denkbar" unter den Absatz auf Seite 50 Spalte 2. Da ich auf Reisen war, habe ich leider nicht selbst Korrektur lesen können.

Otto Grautoff

Schwedischer Brief

Gesammelte Werke haben oft zur Folge, daß ein Autor, der zu seinen Lebzeiten ... (und auch später) ... nicht gerade mit Beifall überschüttet wurde, nun gnädig in die Gefilde höherer Literatur aufgenommen wird, da fünf oder mehr Bände eben einen klareren Überblick ermöglichen (besonders wenn Ungedrucktes hinzukommt) als die Summe aller Einzelausgaben, und vielleicht auch von fünf Bänden eine geheimnisvolle Suggestion ausgeht.

Auch Axel Wallengren, der sich als Schriftsteller „Fakir Falstaff" nannte, ist diese Ehre zuerkannt worden. Die Werke des frühverstorbenen wilden Studenten (er endigte übrigens als Zeitungskorrespondent 1896 in Berlin) liegen nun in fünf Bänden gesammelt vor. Obwohl er vor allem als Humorist betrachtet wird, scheint es mir doch, als wäre dies ein sekundärer Zug seiner Begabung gewesen; nicht ohne Grund ahmt er krampfhaften amerikanischen Humor

nach und erschöpft sich in (oft sehr gelungenen) Parodien. Wallengrens Talent ist im wesentlichen dem des kürzlich verstorbenen Ola Hansson vergleichbar, mit dem er auch die engere Heimat, Skåne, teilt. Wie dieser ist er am stärksten in lyrisch gefärbter Erzählung zartester Gestaltung, voll von Gefühl für alle Nuancen der Seele, der Landschaft, der Luft und der Farben. Es stehen in Wallengrens Werken ein paar Novellen („Mannen med två huvuden", „Sandliljan", „Daniel"), deren Schönheit und Tiefe jeden formellkritischen Einwand zum Schweigen bringt. Fakir Falstaffs Lyrik, die durch die französischen Dekadenten stark beeinflußt wurde, ist bei innerlicher Echtheit formal oft unzureichend. Aber er schrieb ein Gedicht („I de kvinnors ögon / som ha mycket älskat" ...), das zum schönsten Besitz schwedischer Lyrik überhaupt gehört. Obwohl der endgültige Eindruck von Wallengrens Schaffen voll von Problematik ist, muß man dem fleißigen Herausgeber Hans Küntzel, der auch eine umfangreiche, literarhistorisch gut unterlegte und taktvoll einfühlende Einleitung schrieb, sehr dankbar sein (und auch dem Verlag Hugo Geber in Stockholm, der den Mut hatte, diese Ausgabe zu wagen), da sie allein die Möglichkeit bietet, ein Bild von Wallengrens Leben und Schaffen zu gewinnen, dessen Arbeiten bisher nur in oft kaum mehr erreichbaren Einzelausgaben verstreut vorlagen.

Noch ein paar Worte über andere humoristische Bücher. Hjalmar Bergman schrieb eine lustige Erzählung „Flickan i frack" („Das Mädel im Frack"), in der im gewohnten respektlosen und amüsanten Ton des Autors von einer hübschen Maturantin, die bisher ein bißchen Aschenbrödel war, berichtet wird, und ihrer plötzlichen aufschäumenden Lebenslust, die sie dazu veranlaßt, ihres Bruders Frack anzuziehen und auf einen Ball der sittenstrengen Stadt Wadköping zu gehen. Die moralische Entrüstung ist unbeschreiblich, das Mädel wird in Bann getan, geht auf das Landgut des reichen jungen Grafen Ludwig von Battwhyl (dessen Streiche uns Bergman in lustigen Büchern früher erzählte), der bei der Angelegenheit natürlich nicht unbeteiligt war, mit dem sie sich verlobt, wodurch ihre sittliche Valuta in der guten Stadt Wadköping wieder Goldwert bekommt.

Auch Annie Åkerhielm kommt mit einer lustigen, gut geschriebenen Bagatelle „Alla tanters flicka" (Das von allen Tanten überwachte Mädchen), die nicht ohne einigen Kunstwert ist. In Deutschland haben wir bedauerlicherweise nur wenig von solcher höheren Unterhaltungsliteratur. Hier wird erzählt, wie ein hübsches Mädel gegen den Willen aller sie beaufsichtigenden Tanten doch ihren Leutnant bekommt, wobei allerlei Ergötzliches über Tanten und schwedische Kleinstadt um 1880 gesagt werden kann. Annie Åkerhielm hat sich übrigens durch ernsthafte und größere Erzählungen, die überall Willen und Energie zu eigenem Denken verraten, dem sie auch stets künstlerischen Ausdruck zu geben versucht, einen guten Namen unter den kleineren Talenten verschafft. —

Ob man Thora Dardells „Konfektasken" (Die Konfektschachtel) als Buch mit wirklichen artistischen Intentionen oder als Parodie gewisser halb expressionistischer, halb sentimentaler französischer Erzählungen auffassen soll, ist mir nicht klar geworden. Ich vermute, daß die Autorin, die früher drei recht gelungene und vernünftige Novellen verfaßte, das vorliegende Buch im Auftrag des Verlages schrieb, der eben zu Zeichnungen von zehn jungen schwedischen und französischen Künstlern (der Südslawe Pascin ist übrigens auch dabei) irgendeinen Text brauchte. Jedenfalls sind die manchmal wirklich gelungenen Illustrationen das Beste des Buchs.

Daß ein Professor der theoretischen Philosophie, der auch außerhalb der Grenzen seines Landes bekannt ist und der Bücher wie „Kants Deduktion der Kategorien", „Grenze zwischen Sensation und Emotion" verfaßte, die in der wissenschaftlichen Welt sehr angesehen sind, Bauernnovellen, erdnahe, echte, urwüchsige, schreiben kann, muß gewiß als ein Phänomen von exzeptioneller Seltenheit betrachtet werden. Hans Larsson hat schon früher praktisch bewiesen, daß streng wissenschaftlich philosophisches Denken und dichterisches Schaffen einander nicht ausschließen (vor allem durch sein originelles Buch „Idéerna i Stabberup") und daß eingehendes Streben, durch Abstraktion den Problemen der Außen- und Innenwelt auf die Spur zu kommen, dem Menschen nicht die unmittelbare und intuitive (das will sagen: die dichterische) Schau der Dinge, Menschen und Schicksale nehmen muß, und auch nicht die Fähigkeit, sie durch plastische Wortgebilde vor uns aufzubauen. Man fühlt sich bei der Lektüre des Buchs „Per Stasdräng och de andra" (P. St. und die Anderen), das tiefschwedisch und warmherzig und in jenem naiv-realistischen und einfachen Stil abgefaßt ist, den das Thema erfordert, oft an Schönherrs prägnante Skizzenbücher erinnert, die freilich bezeugen, daß ein wortkarger Vollblutdramatiker ihr Vater ist, während dem schwedischen Autor epische Breite nicht fremd bleibt. Den Philosophen aber, der seine Weisheit nicht nur für den Kathedervortrag und fürs Lehrbuch parat hat, merkt man an der heiteren Ruhe, erkennt man in der Weite des Blicks, fühlt man in dem tiefen Ver-

stehen aller Menschlichkeiten, das gleichnishaft kleinen und geringen Umkreises Schicksal zur Spiegelung großer Welt erhebt.

Bertil Malmberg, der, abgesehen von einem Roman („Fiskebyn"), bisher nur mit Lyrik hervortrat, versucht in einer Reihe von Erzählungen die frühen, lustvollen oder schmerzlichen, Welterlebnisse eines Kindes festzuhalten. Er hat in „Ake och hans värld" (Å. und seine Welt) die echt schwedische Form der Reihennovelle gewählt, die durch ein Nacheinander von sorgfältig zueinander abgestimmten Novellen ein Gesamtbild geben will — eine Form, die bekanntlich Verner von Heidenstam mit seinem Buch „Karl XII. und seine Krieger" zu schöner Vollendung erhob und die auch latent dem lagerlöfschen Prosa-Epos von „Gösta Berlings saga" zugrunde liegt. Malmbergs Buch ist nun gewiß nicht von so meisterlicher Art und Herkunft wie die beiden genannten Dichtungen, aber im übervölkerten Land der Geschichten über Kinder können sie sich noch Daseinsberechtigung bewahren. Zwei Novellen („Måneskogen" und „Rektors Godemans barn"), die eine von eines Kindes gespenstischem Erlebnis mit einer Wahnsinnigen in Winterwald berichtend, die andere von der Grausamkeit eines allzu disziplinierten Familienlebens erzählend, müssen als bedeutsame Leistungen angesehen werden.

Ludvig Norrström ist der Dichter des „Totalismus". Er hat — wie er im Vorwort seiner Essay-Sammlung „Det okända Sverige" (Das unbekannte Schweden) aussagt — selbständig und unabhängig diesen Begriff und dieses Schlagwort gefunden, das in der jüngsten französischen Literatur (Lhote, Crémieux) eine Rolle spielt und möglicherweise auch in Deutschland Vertreter besitzt. Das nun zu besprechende Buch beschäftigt sich vor allem mit dem Problem: die moderne Welt als Großstadt betrachtet. (Die Schilderung dieser Großstadt ist nämlich der Sinn und das Ziel alles Totalismus.) Ein paar Aufsätze, die diese Dinge berühren, sind gewiß interessant, ja manchmal geistvoll (zum Beispiel „Das Problem der Ruinenwelt"), aber man muß wohl vereidigter und abgestempelter Totalist sein, um die optimistischen und verherrlichenden Hymnen des Autors auf die allseitigen Triumphe moderner Technik, Zivilisation, Finanz und entwickelten Verkehrs und Handels widerspruchslos anzuerkennen. Norrström berührt sich in seinen Gedankengängen und Einfällen oft mit Spengler, auf den er übrigens nicht gut zu sprechen ist, hat aber im Vergleich mit diesem wenig kritischen Blick, dafür aber bisweilen rührend naiven und kindlichen Glauben an die Vorzüglichkeit und Unübertrefflichkeit unserer hochgelobten demokratischen Zeit, deren inflatorische Scheinwerte eben Norrström für echt hält. Glücklicherweise widerlegt sich der Autor selbst in ein paar Aufsätzen, in denen in anschaulicher und lebendiger Weise das intime Leben einer kleinen norrländischen Stadt (Härnosand), in der Norrström seine Jugend verlebte, geschildert wird, ein Leben von fast russischer Fülle und Daseinsfreude, die heute märchenhaft anmutet.

Auf Selma Lagerlöfs neues Buch „Löwensköldska ringen", das nun auch in gleichzeitiger deutscher Ausgabe als „Der Ring des Generals" (A. Langen, München) vorliegt, soll nur im Vorbeigehn aufmerksam gemacht werden. Nach lang andauernder Ermattung hat die Schwedin wieder ein Werk geschaffen, das ruhig in eine Reihe mit „Gösta Berling", „Herrn Arnes Schatz" und den „Christuslegenden" gestellt werden kann. —

Einen interessanten Überblick über die seit dem Friedensschluß erschienene Memoiren- und politische Literatur bietet Professor Fredrik Bööks „Från Europas brandplatser" (Von E. Brandstätten), ein mit wirklichem politischen Scharfblick erfülltes (daher oft im ironischen Ton gehaltenes) Werk, charakterisiert durch strenge Gerechtigkeit und vollendete literarische Form.

Arnhem (Holland) Ernst Alker

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Neuestes aus der „Falke"-Bücherreihe: Bd. 28. Wilhelm Schäfer, Die Badener Kur. 56 S. — Bd. 29. Alfons Paquet, Lusikas Stimme. 46 S. — Bd. 30. Eduard Reinacher, Flock. 53 S. — Bd. 31., Richard Friedenthal, Der Heuschober. 55 S. — Bd. 32. Ina Seidel, Die Fürstin reitet. 98 S. — Bd. 33. W. E. Süskind. Das Morgenlicht. 51 S. — Bd. 34. Axel Lübbe, Die Heimkehr. 51 S. — Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.

„Zeitgenössisch" nennt der Verlag diese Novellen. Und in ihrer Vielartigkeit geben sie wahrhaftig ein Bild unserer heutigen buntdurchströmten literarischen Gegenwart. Auch die Bändchen 28 bis 34, die mir vorliegen, lassen sowohl bereits Berühmte wie Unbekannte zu Worte kommen. Jeden in seiner Eigenart.

Nr. 28 bringt die frisch und mit süddeutschem Humor berichtete „Badener Kur" von Wilhelm Schäfer.

Wir kennen den Dichter als den Verfasser des psychologisch tiefschürfenden „Pestalozzi"-Romans; als Biographen, Kenner von Historie und Sage, als Schilderer des Rheinlandes, Durchforscher aktueller wie ewiger Probleme.

Und als Anekdotisten.

Letztere Eigenschaft besonders betätigt er in seiner sehr unterhaltsamen „Badener Kur", die eine Illustration scheint zu Goethes Spruch:

„Widersacher, Weiber, Schulden,
Ach, kein Ritter wird sie los."

Schäfers niederrheinischer Junker des Mittelalters, der mit seinem weltkundigeren Diener in die mondäne Fremdenstadt Baden einreitet, macht dieses Programm getreulich durch. Da man beide wegen ihrer aus Lehmkaten stammenden plumpen Kleidung und ihres ländlich ungewandten Gehabens dort auslacht, besorgt der kluge Sancho Pansa seinem Herrn eine ritterliche blaugoldene Weste, wie sie gerade modern ist, und sich selber silberne Livreeknöpfe.

Hier liegt „der Falke" der Erzählung.

„Wir von Lehmkaten machen nichts halb," zürnt der Junker, indem er seinen neuen kostbaren Rock anzieht. „Habe ich erst solchen Rock an, werde ich auch solcher Kerl."

Und so wird es! Unbeholfen zwar und plump, aber um so eifriger. Der allzu vertrauensselige Ritter verliert sein Geld und sich selber an ein rothaariges Fräulein aus Frankreich, gerät in Zweikampf, Schuldturm und tausend Verwicklungen. Bis er, durch diese schmerzhafte „Badener Kur" geheilt, wieder nach seinem stillen, ereignislosen Lehmkaten zurückreitet. Das Ganze ist in einfachen und kräftigen Strichen gezeichnet. Zeit und Landschaft ohne archaistische Spielerei . . .

Einen rechten Gegensatz zu diesem Stück Mittelalter stellt Alfons Paquets reizende Novelle „Lusikas Stimme" dar. Die Novelle wirkt wie ein Musikstück. Nicht etwa deshalb, weil die rätselvolle Heldin eine Sängerin ist! Modernstes Heute ist alles in dieser Erzählung. Modern und doch im Seelischen zeitlos. Das Milieu, die wenigen Begebenheiten, der Lebensrhythmus, Paquets Stil, vor allem die Personen. Sie alle sind Sehnsüchtige und Suchende. Zwiespältige. Auf der Jagd nach Ruhe. Alfons Paquet selbst am meisten.

Wer seinen Schaffensgang verfolgt hat — der eng mit seinem Lebensgang verbunden ist — wird das begreiflich finden. Ganz früh schon warf es ihn hinein ins Leben. Er wanderte nach Ost und West. Forschte, suchte und verdichtete das Durchlebte zu Anschauung, zu Kunstwerk.

Tolstoj fand einst den Schlüssel für das Innenleben der neuen Generation seiner Zeit im „Kampf zwischen Gewissen und Sinnen". Dieser Schlüssel paßt auch für die heutige neue Generation. Auch auf Paquet. Der mir immer noch trotz seines hohen Vierzigertums der Jüngling des 19. Jahrhunderts scheint. Sein erzählender „Ich" in „Lusikas Stimme" ist es jedenfalls: In seiner grüblerischen Autovivisektion; seinem Anspruch auf Freude und Erkenntnis zugleich, seinem seelisch gefärbten Sicheinfühlen, seinen gebieterischen Ahnungen und in der Angst, die er fühlt, sich an irgend etwas vorzeitig zu verlieren. Alles das ist neue Generation.

Ein unbeschreiblicher Reiz liegt in der Darstellung des Dichters von dem, was eben ihn reizend dünkt. Immer aber erlebt er, ein Behorchender, Beschauender gleichsam im Nebenzimmer. Und wenn glühend und gewährend sich die Arme der Angebeteten nach ihm ausstrecken, eilt er wortlos davon. Sich zu bewahren. Er schließt sich von neuem in die Welt seiner Bücher ein; macht sich hastig los von einer Gesellschaft, die Suchende sind wie er und „die vom Verzicht auf das persönliche Erleben zu gemeinschaftlich religiöser Aufregung getrieben werden". Auch hier wieder sein prüdes Sich-Bewahren. Scharfsichtiger als Diese erkennt er, daß alle diese Versuche „in einer der dumpfen Bewegungen unseres Jahrzehntes münden müssen".

Ernste philosophische Aufrichtigkeit ist der dunkle Grundton des farbigen Büchleins, das zugleich etwas Schmetterlingshaftes, Schillerndes und Schwebendes hat.

Wenn Paquet Musik schildert, wird er selber Musik. Von Lusikas Stimme sagt er „dunkel, machtvoll, mütterlich und gewaltsam". Und in bezug auf sein eigenes Streben heißt es im Roman: „Das Unmögliche steckt in uns. Nur ein Schritt, und wir sind drüben, mitten in einer neuen und beseligenden Ordnung. Im Reiche Gottes. Warum will niemand diesen Schritt wagen?" Und zuletzt: „Es ist schwer, zwischen Geist und Sinnlichkeit zu wählen. Ich sah die Unmöglichkeit, diese Wahl für mich zu treffen und beschloß, auf die Entscheidung endgültig zu verzichten."

Ganz so spricht heute die Jugend unseres aufgeregten, doch müden Jahrzehnts. Lusikas Menschen sind angefüllt mit dieser Entschlußlosigkeit. . . .

Der nächste Band bringt eine Hundegeschichte „Flock". Erzählt von Eduard Reinacher, der — in Straßburg 1892 geboren — bereits mehr als ein Dutzend von Werken und Werkchen veröffentlicht hat, die von der Kritik hoch bewertet wurden. Es sind Bücher voll natürlicher Lebendigkeit; hochgestimmte Dichtungen, von Sage, Geschichte und Gegenwart inspiriert. Erzählungen verschiedenster Art. Bald ein unmittelbares, wie hingesprochenes Deutsch, das wie Aufrichtigkeit und Wärme anmutet, bald ekstatisch und groß. Immer aber ist es der Stil, der den so verschiedenen Stoffen Eigenart und Form sichert. Oft bricht die süddeutsche Mundart durch seine klare und flüssige Ausdrucksweise hindurch und gibt dem Buch etwas Volksmäßiges hinzu.

Die kleine Novelle wirkt unterhaltend und traulich. Man glaubt am Tisch zu sitzen mit dem Erzähler. Seinen lebenden Tonfall zu hören. Seinen Blick zu spüren, der fragt: „Gefällt es dir? Du verstehst doch?" Und wir nicken ihm zu: „Ja, wir verstehen. Weiter nur, weiter!" . . .

Sodann: „Der Heuschober". Von Richard Friedenthal. Eine ergreifende Erzählung aus der deutschen Napoleonszeit. Nur zwei der schmalen Buchseiten braucht man zu lesen, und man ist mitten drin in Zustand und Geschehen, weiß Bescheid über die Stimmung dort, fühlt Druck und Verzweiflung mit.

Ein Dorf. Rekrutenaushebung. So beginnt die Novelle. In ihrer unerschrockenen Realistik, ihrem phantastisch durchlichteten Dämmer scheint sie ein Gemälde der Niederländer. Wir hören das Wispern der Angst, der verbissenen Wut, das Stöhnen des Hasses, erleben dunkle Gewalttat zwischen Sohn und Vater. Alles sparsam mit norddeutscher Verhaltenheit. Doch wuchtig berichtet. Der Stil bereits ein Spiegel der Bauernart. Friedenthal kennt die Bauern seiner Gegend durch und durch. Und macht auch uns sie kennen. Ihr Typisches und ihr Individuelles. Ihre Gebundenheit und ihr gewaltsames Explodieren. Atemlos gehen wir mit dem Autor mit durch alle Phasen des Schreckens, der Härte und der Lösung ins Gefühlsmäßigere, Weiche. Neben der großen napoleonischen Tragödie in Rußland, die bis hierher ihre Ausläufer schickt, zeigt er uns ein aufregendes Familiendrama, dessen schwüle Gewitterluft zuletzt psychologisch fein gelöst wird. Und ganz zum Schluß ein leises Lächeln des Stolzes, mit dem der Autor seinen alten, trotz eines Meineides grundehrlichen Bauern entläßt. Monatelang hat er seinen Sohn und zehn andere Deserteure in seinem Heuschober verborgen gehalten. Ein strenger Kerkermeister für die im Heu fast Erstickenden. Besorgter Koch und Ernährer für die Undankbaren, denen in ihrer Bedrängnis allmählich ein blinder Haß wächst gegen den Alten. Die Franzosen sind abgerückt. Die Deserteure von ihren Dorfgenossen befreit und gefeiert. Da begibt der Alte sich stillschweigend in seinen Heuschober. Nimmt die Forke zur Hand und räumt „mit



langen, ruhigen Strichen" das zerraufte Heu ab. „Dat ward ok Tid för min Grummetschober." Bäuerlich tapfere Gelassenheit nach dem Sturm böser Gewalten, die über ihn hingebraust sind.

Der ruhige Abklang bringt die Novelle erst ganz zu ihrer künstlerischen Vollendung.

„Zeitgenössische Novellen!" Auch in diesen vieren ein Bild unserer heutigen bunt durchströmten literarischen Gegenwart. – Während ich schreibe, sendet der Verlag mir drei weitere neue Bücher.

Ina Seidel schreibt mit Zärtlichkeit das berühmte Abenteuer des jungen, schönen „Mädchenknaben" (Fürstin Daschkow), die, obgleich Frau und Mutter, sich in Unglück, Majestät und Liebreiz der jungen Großfürstin (nachmals Katharina II.) unrettbar verliebt hat und bereit ist, ritterlich ihr Leben für sie zu opfern; sie zu befreien aus den Ketten ihres idiotischen Gatten und sie auf Rußlands Thron zu setzen. Eine Flamme der Leidenschaft durchbebt den zierlichen Frauenkörper in grünsamtner Kavalierstracht; die kleine Hand zuckt tollkühn nach dem Dolch an der Seite.

Mit diskreter Feder ist das eigentümliche Seelenleben dieses jungen adligen Geschöpfes aus dem Zwischenreich geschildert, sein heißes Wünschen, mutiges Planen, seine eifersüchtigen Enttäuschungen. Und selige Trunkenheit wogt in den Zeilen, die den nächtlich verwegenen Ritt der Fürstin nach Peterhof in rhythmisch stoßender Melodie begleiten. Durch bewachte Türen dringt sie zur Großfürstin Katharina. „Zarin, Rußland ruft dich! Bist du bereit?"

Es ist Sturm in dem Buch und Lieblichkeit. Nicht drängen sich Kenntnisse eitel in den Vordergrund, wie es so oft bei Erzählungen aus früherer Zeit und fremdem Land geschieht. Ohne besonderes Erklären sind wir sogleich mitten drin in Rußlands Natur und Rußlands Gemütszustand unter der Regierung Peters III. Und leben uns in sie ein.

Ina Seidel, die oft so abgeklärt schien, so zuschauerisch, hat sich in dieser kleinen Novelle mit Wonne ins Chaotische gestürzt, ins ungeformt Wilde und Ineinanderfließende. In die Rätsel der Leidenschaften. Das Buch strömt eine Glut aus, die über der weiten russischen Steppe liegt wie heißer Windhauch.

Hat Ina Seidel den Versuch verschmäht, anstatt ihres eigenen klassischen Stils das russische Rokoko ihrer beiden Heldinnen nachzuahmen, so bildet in W. E. Süskinds Novelle „Das Morgenlicht" der chronikartig altertümelnde Satzbau einen seltsamen Gegensatz zu der durchaus modernen Gefühlswelt, in die er uns hineinführt.

Modern ist die Heldin. Auch sie eine mehr männliche als weibliche Natur, skeptisch, mutig, streitsüchtig, herbe. Modern ist der Held, der sie liebt und doch fortwährend die Worte „bösartig, schwerfällig, verdrossen" auf sie anwendet. Er spricht von seinem „unanständigen Behagen", ihren „verfluchten und dunkellockenden Unglauben" mit Gott so unnatürlich gepaart zu sehen. Ihr Äußeres schildert er oft abstoßend. Auch das ist modern, daß Süskind es versteht, uns begreiflich zu machen, daß dieses Geschöpf eine dämonische Anziehung ausübt. Trotz ihrer unsympathischen Erscheinung. Und daß sie trotz ihrer Siege tief unglücklich ist. Sie sitzt da, „die Beine häßlich gespreizt, mit breitem kraftlosen Gesicht, zu schweren Leibes, zu bleiernen Fußes". Dazu spricht sie höhnische Worte, empfindet ihren Tag, jedes Tun als Last. Ist jeder Liebe und Schonung bar. Wie eine Meduse erscheint sie, deren böser Zauber sich ihr ins Innere gekehrt und es versteinert hat.

Modern endlich ist die Rolle, die die umgebende Natur bei Süskind spielt. In früherer Zeit blieben die Dinge an ihrem Platz und die Menschen bewegten sich auf sie zu: Man ging in ein Haus hinein, einen Weg entlang. Süskind (wie die meisten Heutigen) sieht es umgekehrt: „Die Stadt kroch mir lau entgegen"; die Häuser stehen „aushorcherisch", der Wald „bemächtigt sich" seiner.

Vom Verfasser des letzten Buchs, Axel Lübbe, „Die Heimkehr", besitzt die Falke-Bücherei bereits zwei Novellen. In beiden gibt es tragische Abenteuer und Lösungen. Jedesmal als Folge des Krieges. Auch „Heimkehr" spielt in der Hungerzeit der Nachkriegsjahre, in der teuflische Pläne und Ausführungen keine Hemmungen mehr fanden. „Es ist irgend etwas in der Welt, das Schutz gewährt der Schuld." Wie Gott die Schuldigen zu finden weiß und zu vernichten, wird uns durch ein paar lakonische Berichte schauderhaft klar gemacht. Magd, Mann und Weib zieht ihre Schuld in den gleichen Fluß hinab, in den sie das Opfer ihrer Habsucht den unerkannt aus Amerika heimgekehrten Haussohn und Geliebten der Magd als Leiche hineinschoben.

Es kommt in der Erzählung all der groben Geschehnisse wieder der religiöse Zug zur Geltung, der schon Axel Lübbes frühere Schöpfungen auszeichnete. Und diese Darstellung niedriger Triebhandlungen zu ethischer Höhe emporhebt.

In der Verschiedenheit auch dieser letzten Bändchen zeigt es sich wieder, in wie weiter Spannung sich die Flügel des „Falken" breiten.

Berlin — Anselma Heine

Kampf mit dem Schatten. Von Carl Müller-Rastatt. Ein Roman. Bremen 1925, Carl Schünemann. 320 S. Geb. M. 7,50.

Müller-Rastatt, dessen Romane besonders in Norddeutschland gern gelesen werden, hat seinen „Roman aus der hamburger Gesellschaft" um ein recht interessantes Problem aufgebaut: ein Mann, der seine am Ende der Ehe nicht mehr geliebte Frau durch den Tod verliert, heiratet zum zweitenmal ein Mädchen, das er sehr liebt. Aber der Schatten der ersten Frau steht zwischen den neuen Gatten, läßt sie zu keiner Ruhe kommen trotz alles guten Willens auf beiden Seiten und weicht erst, als der Mann gelegentlich eines ganz besonders heftigen Erinnerungsanfalles an die erste Frau ein Revolverattentat auf seine Gattin verübt, aus dem sie aber, verwundet nur, zu neuem Leben erwacht, während von ihm selbst nun der Bann genommen ist. Aus diesem Verfolgtwerden durch den Schatten der ungeliebten Frau hätte man vielleicht noch mehr als einen guten Unterhaltungsroman machen können. Es wird hier manches ein wenig breit ausgeführt und hamburger Familienangelegenheiten, die für die Fundierung des Buchs nicht unbedingt notwendig erscheinen, nehmen breiten Raum ein. Aber vieles, besonders das allmähliche Entstehen und Wachsen der Manie in dem Manne ist sehr gewandt geschrieben und psychologisch wohl fundiert.

Leipzig — Erich Ebermayer

Die heiligen drei Könige. Ein niederrheinischer Roman. Von Joseph v. Lauff. Berlin 1925, Grotesche Verlagsbuchhandlung. 565 S. M. 6.– (8.50).

Joseph Lauff, der nun Siebzigjährige, bringt einen neuen Roman, betitelt „Die heiligen drei Könige". Der Roman spielt am Niederrhein, aber an jenem Niederrhein, der noch wesentlich agrarisch eingestellt ist, und in dem die Industrie sich noch nicht durchsetzte. Das ist ja eine jener Eigenheiten

des Niederrheins, daß sich hier noch immer Ackerbau und Industrie aufs innigste berühren und zusammen mit der Eigenart der Atmosphäre der Luft und so manchem anderen das Charakteristische der Landschaft gestalten. Lauff hat in seinem neuen Roman den bäuerlichen Niederrhein meisterhaft gezeichnet. In seiner ausladenden Breite, in seiner Einförmigkeit und Eintönigkeit, mit seinen ganz eigenartigen Menschen und Gehaben eine Mischung zwischen spintisierendem Ernst und urwüchsigem Humor, ist dieses neue Buch Lauffs ein wenig angeschwollen und die minutiöse Arbeit des in seine Landschaft verliebten Dichters zeugt für sein Verwachsensein mit dem Niederrhein. Sie sind uns Modernen etwas fern gerückt, diese einfachen, geraden, schlichten und doch auch großzügigen Menschen, und ebenso fern steht uns Schnellebigen Lauffs Roman, den zu lesen eine Geduld erfordert, die etwas von jener Schwerfälligkeit des niederrheinischen Bauerntums an sich tragen muß, die aber auch, wenn man sie aufbringt, belohnt wird. Der Dichter erzählt die Geschichte des Knollenkamps, eine echte Bauerngeschichte. Aber nicht das Problem, daß hier ein Testament über das Schicksal der Erbin entscheiden soll, die dann doch nach vielen Irrungen und Leiden ihr Schicksal selbst gestaltet, weil ihre Gegenspieler, die heiligen drei Könige, aufrichtige, ehrliche Menschen sind, ist entscheidend, sondern die Art, wie Landschaft und Menschen gestaltet sind. Da tritt neben diese Hauptfiguren Jan-Ohme in seiner patriarchalischen Breitbeinigkeit, da lernen wir den Kapitän Rennings kennen und die vielsorgende Jülleke, überhaupt eine Fülle von köstlichen Originalen aus Kleinstädten, Dörfern und einsamen Höfen. So weit verzweigt und personenreich die Handlung auch ist, sie wird durch das Schicksal der Heldin immer wieder zusammengehalten, und wenn auch der Hang, sich im kleinen zu verlieren und die Freude an epischer Weitschweifigkeit den Dichter beherrschen, so gestaltet er doch eine außerordentlich abwechslungsreiche Welt, deren Umkreis allerdings nicht sehr geweitet ist. Der Roman ist ein Heimatroman von ganz eigenartigem Gepräge, der sich den übrigen Heimatromanen Lauffs würdig an die Seite stellt.

Köln a. Rh. — Paul Bourfeind

Runold. Von Eduard Reinacher. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 96 S. Geb. M. 2.50.

Schwer gelingt es dem kritischen Bewußtsein, sich über das Erlebnis dieses Büchleins zu erheben. Man schweigt gern von dem, was man liebt. Es widerstrebt, läßt sich nicht erschöpfen in ein paar Feststellungen. Dies spricht für unausgetragenen Reichtum: obgleich eine geschlossene Lebensgeschichte, geteilt in eine Folge von sechs Novellen, ausgehend von Geburt zum Tod, ist da weder Anfang noch Ende und auch sonst keine füllige Einheit. Es sind sechs Kilometer auf einer Landstraße. Diese Landstraße aber führt von Jean Paul her, läuft in die deutsche Dichtung der Zukunft. „Runolds Ahnen" kennen wir bereits aus einem Balladenbuch des Dichters; sie sind, „was je deutsch war". Der zeitgeborene Enkel nun ist allen armen Teufeln seines Geschlechts zum Trotz ein Mensch vom Ernst und Humor der Selbstgewißheit. Und weil er sich nichts vergibt, lebt und stirbt er auf der staubigen Straße wie in Gottes Schoß, in den er nun sinkt. Es ist bestimmt ein Fragment und weist auf seine Erfüllung in künftiger erzählender Prosa, zu deren Meisterung der Dichter sich bereitet und geläutert hat.

Mannheim — Erich Dürr

Franzosenzeit. Zwei Novellen. Von Clara Viebig. Stuttgart 1925, Engelhorns Nachf. 140 S.

Die Ereignisse der Kriegszeit beginnen Früchte zu tragen. Zuerst war alles still, denn auch die Künstler lebten in dem tiefen Dunkel, dem sie sich noch nicht hatten anpassen können, weil ihre Natur noch keine Schutzvorrichtungen dagegen erzeugt hatte. Nun läßt sich da und dort eine Stimme hören, die etwas Linderndes, Tröstendes und Verstehendes zu sagen hat. Ein Dichter leuchtet in die seelischen Verwirrungen der letzten Jahre hinein — wie etwa Wassermann in seinem herrlichen „Faber" — ein anderer nimmt Bilder des äußeren Lebens nach dem Kriege auf, die unvermerkt das Tiefe im Menschen berühren — wie etwa Clara Viebig in ihrem Novellenbuch „Franzosenzeit". Es ist kein Buch des Hasses, sondern ein Buch des Verstehens. Sie ergreift nicht Partei, sieht nicht Feinde und Freunde, sondern nur Menschen und vergißt nie, daß Ungeheures sich nicht mit dem Metermaß des Alltags messen läßt. Wir verstehen den einsamen französischen Gefangenen im Eifeldorf, den ein milder Luftzug vor Sehnsucht nach der Heimat zittern läßt, und der doch im Herzen ewig Deutschlands Gefangener bleiben muß, weil er in Deutschland Weib und Kind zurückläßt; und wir verstehen den Unglücklichen, der sich selbst den Tod gibt, weil seine Braut der Begierde der Afrikaner zum Opfer fiel und er nicht zum Richter werden kann, ohne zugleich zum Mörder zu werden. Alles prägt sich aufs stärkste ein, wird zum Bild, zur Gestalt, zum Schicksal. — Als ich aber dann das Buch schloß, dachte ich nicht an Deutsche, Franzosen und Afrikaner, sondern an den Krieg, das Unglück, die Geißel, das Verbrechen der Menschheit.

Wien — Christine Touaillon

Karsten Deichfahrer und andere Novellen. Von Wilhelm Lobsien. Berlin 1925, Martin Warneck. 207 S. Geb. M. 4.50.

Wer die Halligen in Sturm und Not kennen lernen will, wer das hohe Lied der brausenden Nordsee hören und von den Schicksalen der in stetem Kampf mit dem Element stehenden Männer und Frauen vernehmen will, der muß zu Wilhelm Lobsiens Büchern greifen. Mit Recht ist er zum eigentlichen „Dichter der Halligen" geworden. Seine großen Romane „Der Halligpastor", „Der Pilger im Nebel", „Landunter" beweisen es. Aber auch seine kleineren Erzählungen und Novellen haben fast ausschließlich ihren Schauplatz draußen an der See, die es dem Dichter angetan hat, und zu der er immer wieder in seinen Bildern und Gestalten zurückkehrt. Auch der neue, nach der Titelnovelle benannte Band Erzählungen bringt die alten Motive in neuer Abwandlung. Da geht der Tod über die einsame Hallig, da glühen Liebe, Eifersucht und Haß auf zwischen den Männern und Frauen, da holt sich der wilde Deichfahrer nach langen, in wüstem Leben vertanen Jahren endlich, lachenden Auges und mit starken Armen, sein Weib, da hören wir von des alten Bootsführers letzter Fahrt und Kai Möllers tragischem Abschied von Haus und Hof. Was auch der Vorwurf sei, immer weiß der Dichter ihn knapp und packend zu gestalten, immer ist sein Blick auf das Wesentliche gerichtet. Daher auch die kristallklare Sprache, ihre Bildhaftigkeit und ihre zwingende Kraft. Hinzu kommt die im besten Sinn impressionistische Schilderung von Land und Meer, von Koog und Marsch und Hallig, kurz der ganzen Landschaft, in die dann die Menschen lebensvoll in ihrer ganzen Eigenart und Triebhaftigkeit hineingestellt sind. Gerade in dieser kurzen, scharf umrissenen Kleinkunst zeigt

sich der Dichter als ein Könner und Kenner, und man ist gut beraten, wenn man sich ihn als Führer durch eine Welt und Landschaft, die der eigenen Reize voll ist, anvertraut.

Frankfurt a. M. — Richard Dohse

Dorf am Acker. Ländliche Novellen. Von Josef Friedrich Perkonig. München 1926, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung. 262 S. M. 4,– (6.–).

Diese „ländlichen Novellen" unterscheiden sich angenehm von den meisten der vielen alljährlich auf den Markt geworfenen Dorfgeschichten. Schon die Stoffwahl weicht wesentlich von dem Althergebrachten ab. Das bis zum Überdruß abgedroschene Thema von dem reichen Bauernsohn und der armen Magd fehlt hier gänzlich. Der Verfasser geht allem Oberflächlichen, Bedeutungslosen, Alltäglichen aus dem Wege und taucht in die verborgensten Tiefen der Bauernseele, die tatsächlich nicht so unkompliziert ist, wie manche glauben, die nur die dem Fremden gegenüber doppelt kargen Äußerungen erkennen. Perkonig muß in seinen Adern selber Bauernblut haben, sonst würde er nicht so blitzartig hell in alle Herzenskammern hineinleuchten und das dort Geschaute so klar und glaubhaft zur Darstellung bringen, noch die feste Verkettung zwischen Natur- und Menschenseele als geheimnisvoll wirkende Kraft in allem Denken, Fühlen und Handeln der Bauern so eindeutig herausheben können. Daher kommt es wohl auch, daß seinen Novellen alles Süßliche und Wehleidige fehlt und statt dessen herbe, auch vor dem Letzten nicht zurückschreckende Kraft, die durch die plastische, bäuerlich gefärbte, rhythmisch reizvoll bewegte Sprache noch verstärkt wird, aus allen Blättern weht.

Kiel — Wilhelm Lobsien

An den Rand geschrieben. Von Alfred Polgar. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 297 S. M. 5.– (7.–).

Dies Werk ist aus dem Zeitungsdienst hervorgewachsen, manche dieser tief-anmutigen Studien kennen wir aus Tagesblättern. Dennoch muß man sich hüten, es etwa „meisterlichen Journalismus" zu nennen – es sei denn, man wollte mit solcher Bezeichnung den Glauben manifestieren, das deutsche Zeitungswesen könne sich, durch Mitarbeiter wie diesen, eine alte, längst verlorene Höhe zurückerobern. Denn es ist ein Dichter, der dies schrieb. Ein Mann, der nicht nur, wie man zu sagen pflegt „mit offenen Augen" durch die Welt geht, sondern dessen ganzes Sinnensystem empfangbereit ist und auf leisesten Anreiz reagiert. Er greift ins Leben hinein, und – ein Midas ohne den Fluch – er bringt es tatsächlich zustande, daß interessant wird, was er packt. Man findet nichts Heiteres, wenn man im Leben nach Erkenntnissen sucht. Also hat Polgar trübe Wahrheiten zu sagen. Aber er durchsetzt und verwebt sie mit den Ausstrahlungen seines geschärften und spitzen Humors, er verzuckert die Pillen, so daß man die Bitterkeit des Kerns erst schmeckt, wenn man von der pikanten Hülle gekostet hat und also auf weiteres Naschen nicht mehr verzichten will. Und indem man genießerisch weiter nascht, findet man zum Beispiel jene Verlebendigung des Unorganischen, die dem, der sie vermag, stets besondere dichterische Wirkungen beschert. Man entdeckt ein Sich-nicht-Begnügen mit der Oberfläche, man erquickt sich an einer Beobachtungskraft, die durch die äußere Form hindurch geht – kurz man findet das Wesen eines Kunstwerks.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Das Mädchen mit dem Löwenhaupt. Roman. Von Wilhelm Speyer. Berlin 1925, Ullstein. 234 S.

Solch ein Speyerscher Roman ist das merkwürdigste Gemisch widerstrebendster Elemente. Da steht eine gute gepflegte Art des Schreibens, lebendiger Schilderung, differenzierten Denkens neben unleidlicher Manier, gewaltsamen Überschwenglichkeiten und den Kitsch haarscharf streifenden effektreichen Kombinationen. Man ist zehnmal versucht, das Buch als unerträglich wegzulegen, und liest es, von der nächsten Wendung verlockt und besänftigt, weiter, um schließlich festzustellen, daß es als Ganzes seine großen Vorzüge, seine Spannungen, seine Buntheit, Sentimentalität und Eleganz hat, daß es alles hat, was zu einem modischen, auf noblere Unterhaltung gestimmten Roman gehört, einem Kunstwerk dabei nur entfernt verwandt, aber die Verwandtschaft, sei es auch nur in der preziösen Anmut seiner Erscheinung, nicht verleugnend. Eine zuweilen ärgerliche, überwiegend amüsante und im übrigen fesselnde Bekanntschaft.

Mannheim — Paula Scheidweiler

Longos, Daphnis und Chloe. Ein Hirtenroman. Ins Deutsche übersetzt von Friedrich Jacobs. Mit einer Einführung von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Acht farbige Original-Lithographien von Fritzi Löw. Berlin 1925, Morawe & Scheffelt. 129 S.

Wenn der Bevorworter dieser unsterblichen Dichtung die Worte zitiert, die der Freund seines Urgroßvaters bewundernd zu Eckermann darüber gesprochen hat, so entwaffnet er von vornherein jede Kritik und gibt dem modernen Leser das Stichwort. Wenn Goethe schon sagt, „daß man bei den schlechten Zeiten, in denen man lebt, den Eindruck des schönen Gedichtes", wie er die Novelle nennt, „nicht in sich behalten kann und immer von neuem erstaunt ist, wenn man es wieder liest", was sollen wir, in den noch viel schlechteren Zeiten, in denen wir leben, sagen? Wir finden kaum im grauen Alltag die gute Stunde, die uns erlaubt, das Land der Griechen, das wir wohl früher auch manchmal mit der Seele gesucht haben und das uns hier in seiner ganzen holden Schönheit noch einmal wieder wie eine Fata Morgana auftaucht, zu betreten. Es ist heiliger Boden. Wenn auch der gute Longos, von dem wir so gut wie gar nichts wissen, nicht einmal wo er gelebt hat, ob in Griechenland, Kleinasien oder Sizilien, 400 oder 500 Jahre nach Christus geboren ist, so hat er doch mindestens soviel wie Horaz „spiritum graiae tenuem camoenae" verspürt; und wenn er auch nicht mit homerischer Simplizität und wohl etwas angefault von spätrömischer Lüsternheit die Liebesgeschichte des falschen Hirten und der falschen Hirtin, die eigentlich Königskinder des deutschen Märchens sind, erzählt, so liegt doch ein Zauber von Schönheit und Unschuld über dem Ganzen, der einen fortträgt aus dem grauen Alltag und dem dunklen Norden. Man möchte sich wirklich, wie Goethe sagt, „überall nackend hinlegen, in den blauen Himmel starren und die ambrosische Luft einatmen". Es ist eine große Freude, das schön ausgestattete Bändchen, dem Fritzi Löw etwas modern stilisierte, nicht an Anselm Feuerbach oder an Böcklin erinnernde, sondern wohl mehr einer wiener Phäakenstimmung entsprechende, buntfarbige Lithographien beigegeben hat, in der Hand zu halten, eine größere, es einem reizenden Mädchen schenken zu dürfen.

Berlin — Fritz Carsten

Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer. Deutsch von G. A. Bürger. Mit einem Nachwort von Paul Holzhausen. Illustriert von J. v. Divéky, Brüssel. Berlin 1925, Morawe & Scheffelt. 151 S.

In dem hübschen, bereits im Februar 1913 geschriebenen Vorwort Paul Holzhausens zu dieser soeben erschienenen neuen Ausgabe der Münchhausenschen „Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande, wie er dieselben bei einer Flasche im Zirkel seiner Freunde zu erzählen pflegte," werden der historische Münchhausen und der literarische Münchhausen einander gegenübergestellt. Der gewandte Aufschneider, der im Jahre 1720 geboren wurde und Kriegsdienste in vieler Herren Länder genommen hat, ist als braver Stoppelhopser auf seinem Gute Bodenwerder als alter Mann gestorben, nicht ohne vorher noch mit einer zweiten Gattin, der berüchtigten Bernhardine von Brunn, Abenteuer zu erleben, über die er aber nicht berichtet hat — vielleicht, weil sie wahr waren. Diese erzählten und von dem Gelehrten Rudolf Erich Raspe, einem etwas dunklen Ehrenmann, in englischer Sprache niedergeschriebenen und veröffentlichten Abenteuer waren alle „lügenhaft to vertellen". Aber gerade ihre Lügenhaftigkeit, ihre groteske Unwahrscheinlichkeit hat ihnen zur Unsterblichkeit verholfen. Was sich nie und nirgends hat begeben — wenn es so amüsant und als wirklich geschehen erzählt wird, das veraltet nicht und findet immer wieder neue Freunde. Diese wird auch die mit schönen, ausgezeichnet gedruckten und in flotter und recht kräftiger Holzschnittmanier entworfenen Zeichnungen des brüsseler Künstlers geschmückte Ausgabe zweifellos finden.

Berlin — Fritz Carsten

Martha und Maria. Roman. Von J. Anker Larsen. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. Leipzig 1925, Grethlein & Co. 445 S. Geb. M. 10.—.

Handelt Anker Larsens herrlicher „Stein der Weisen" vom Geist in der Welt, so dieses zweite seiner menschheitumfassenden Bücher von der Seele in der Welt. Also müssen dieses Mal Frauen die Träger der Schicksale sein. Und zwei Schwestern sind's. Sie sind zusammen Kinder (man möchte jetzt schon beim zweiten Buch sagen: wie nur dieser Däne Kind sein lassen kann!), dann reißt sie das Leben auseinander, um sie erst wieder im Alter sich finden zu lassen. Und dazwischen erleben sie, Träumerin die eine, Tätige die andere, das ganze wunderbare, furchtbare Leben. Von zwei entgegengesetzten Polen her arbeiten sie sich hindurch, durch alles, was für den Menschen da ist und nicht da ist — und vielleicht ist das, was fehlt und mit dem am heftigsten gerungen werden muß, vielfacher in einem Menschendasein als das andere — und es finden sich zwei vollendete Gotteskreaturen, Lehrmeisterinnen für uns, Vorbilder, Ideale, müßte man sagen, wenn nicht zu dieser Vollendung die große Bescheidenheit, die himmlische Einfalt und heilige Schlichtheit gehörten; das möchten Martha und Maria nicht hören wollen.

Die eine erfüllt den Tag, und im kleinsten des Tages geht ihr Gott auf. Noch der Schmerz ist ein Geschenk, die kleine Freude das hohe Glück. Wenn dann das kommt, was die anderen Glück nennen, gibt sie ihm großen Geistes den gebührenden Platz hinter Leid und Lächeln. Die andere Schwester lebt mehr im Geist, im Symbol, das dennoch des Wirklichen voll ist. Sie wächst wunderbar über sich, Mann und Kind und den Schmerz um sie hinaus, dem Mitmenschen zu. Wie ein Stückchen Gott vermag sie schließlich in den anderen einzugehen.

Nun müßte es nicht Larsen sein, wenn ihm genügte, Ereignis, Vorgang, Schicksal zu zeigen. Ihm ist zu tun um Bedingtheit und Sinn des Lebens, um seinen Grund und Zweck, Herkunft und Ziel. Er deckt die Tiefe auf, in der alle Seelen sich verästeln; und wohin die Vollendeten dann auch auseinander streben, dieses Reich der Sehnsucht, der Unmöglichkeit, der Erfüllung, sagen wir getrost: das Reich Gottes, auch das entbreitet er so wunderbar gefügt, daß selbst der Ungläubige sicher in ihm wandeln kann.

Es gibt heut, und ich denke an die Literaturen aller europäischen Länder, keinen zweiten Schriftsteller, der das Leben, in dem wir selbst atmen, so unsagbar reich, ja vollkommen, so tief durchseelt, so wahrhaftig in ein Buch fangen kann. Alles bleibt Buch, ich will sie nicht nennen, diese hochberühmten Werke weltbekannter und von Akademien ausgezeichneter Männer. Aber ich fürchte mich nicht (allerdings: ich, nur ich!), zu bekennen, daß die zwei Bücher von Anker Larsen viel mehr als Bücher sind. Sie sind gar keine. Sie sind das ganze gewaltige, unfaßbare Leben selbst, das ein Schöpfer in die Hände nahm und formte, damit auch wir Kleinen es übersehen, durchdringen und von seinem Anblick und Gefühl uns heiligen lassen können.

Berlin — Kurt Münzer

Im sibirischen Zuchthaus. (From President to Prison.) Von Ferdinand Ossendowski. Deutsch von Wolf v. Dewall. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Societäts-Druckerei. 427 S. M. 8,50.

Der große Feldzug gegen Ossendowski, der kläglich verlief, da ja der Absatz seiner Bücher triumphierte, wurde geführt wohl nur aus wissenschaftlich rationalisierten Urempfindungen wie Neid, Eifersucht, Mißgunst. Die empörten Kollegen verdrängten ihre instinkthaften Haßtriebe und brachten den Günstling des Publikums geographisch und etnographisch zur Strecke. Aber Ossendowski hat ja nie Lehrbücher, immer nur Unterhaltungsbücher schreiben wollen; da sie sich in kontrollierbaren Regionen abspielen, dürfen sie natürlich das Fundament der Realität und Wahrheit nicht aufgeben; und das taten sie nie. Sie sind durchaus echt, wahrscheinlich und möglich. Und wenn sie auch nicht immer Tatsachen abzeichnen, geben sie doch immer tatsächlich Unanfechtbares. So auch dieses neue Buch, das eigentlich die Vorgeschichte der beiden anderen enthält, Ossendowskis Lehrjahre, seine Präsidentenschaft einer revolutionären Partei und seine Gefangenschaft im Zuchthaus.

Das Buch ist noch persönlicher als die anderen, in denen er Schicksale berichtet, denn hier erzählt er sein eigenes Leben. Oft recht unliterarisch, mit abgedroschenen Wendungen, dilettantisch, nirgends schriftstellerisch routiniert und elegant; aber das paßt zu den Ereignissen und gibt ihnen die letzte Weihe der Wahrheit. Langweilen kann dieser Mann wohl niemals, ihm wird alles dramatisch. Und wo er vielleicht erfinderisch etwas hinzufügt, ist es immer logisch und erfüllt nur das künstlerische Gesetz eines unvollendeten realen Vorgangs. Ganz fesselt er aber erst im letzten Drittel seines Lebensromans, in der ungemein plastischen Darstellung des russischen Zuchthauses. Bald Sage geworden, werden seine Schilderungen, auch die Ossendowskische, immer Dokument bleiben. Was an den Büchern dieses großen, rastlosen Abenteurers geistiger Prägung aber am nachdrücklichsten besticht, ist nicht ihre Menschlichkeit, sondern ihre Männlichkeit. Und die ist ja wohl noch seltener als das Herz.

Berlin — Kurt Münzer

Kristin Lavranstochter. Erster Band: Der Kranz. Von Sigrid Undset. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. Frankfurt a. M. 1925, Rütten & Loening. 408 S. M. 6,– (8,–).

Vor ein paar Jahren langweilte man uns mit Frau Undsets Erstling „Jenny". Es war ein Frauenroman von der modernen Art, sicherlich sehr klug, von starkem Intellekt erdacht, aber nichts in ihm wies die Klaue des Löwen. Jetzt kam unlängst das Gerücht in die Welt, Sigrid Undset würde für ihre „Kristin Lavranstochter" den Nobelpreis erhalten, diese 43jährige, bei uns unbekannt gebliebene Schriftstellerin. Nun, das Gerücht hatte kein anderer als die bekannte Frau Reklame verbreitet, es wurde nichts mit dem Preis. Dafür aber, gleichzeitig, bekommen wir den ersten Band des sagenhaften Buchs zu lesen.

Es sollen ihrer drei sein, und ehe man noch einen Blick hineinwirft, steht also fest, daß es sich um ein Werk handelt, um einen kolossalen Wälzer à la „Jean Christophe" oder „Polnische Bauern" oder „Kampf um Rom". Aber der Roman spielt weder damals in der Antike noch heut bei uns, sondern dazwischen, im Mittelalter.

Sofort sei bekannt: Das Mittelalter rückt uns schnell sehr nah, die Menschen eilen in den Bannkreis unseres Herzens, die Geschehnisse – abzüglich Kostüm, Gebräuche und Sprache – spielen sich in einer seelischen Sphäre ab, die allgemein und allzeit gültig ist. Dieser erste Band der Trilogie erzählt den Kampf Kristins um den geliebten Mann, schildert ungemein anschaulich ihre Jugend im Gebirge, auf dem väterlichen Hof, während des Klosterjahrs, deckt ihre Entwicklung von Naivität zu Bewußtheit, vom Lebewesen zum lebenden Wesen mit zarter Einfühlung und eindringlicher Bildkraft auf. Wir verlassen sie in der Hochzeitsnacht – ihren Jungfernkranz hat sie dem Geliebten längst geopfert – am Eingang ihrer ersten Ehe – ich sage ahnungsvoll: erste. Obschon sie eine Frau zu sein scheint, deren Leben in *einer* Liebe beschlossen ist, deren Höchstwertigkeit auf keinen zweiten Mann reagiert. (Aber kennt man sich bei der Frau aus? Wer kann sie berechnen!)

Man sieht: sehr wenig Vorgang. Dennoch ist stete Bewegung in dem Roman, ein scheinbar wohl erwogenes, doch gewiß nur intuitiv gefundenes Auf und Ab von Ruhe und Ereignis, von Schilderung und Dramatik. Man wird unversehens in den Fluß der Erzählung gezogen und gibt sich gern diesem Getragenwerden hin. Es ist eine erstaunliche Kraft des Erzählerischen da, nicht im frauenhaften Sinn, nicht Großmutter erzählt (wie es oft bei der Lagerlöf klingt), sondern mit männlicher Energie, mit mannhaftem Mut zum großen Zug, zum imposanten Aufbau, zum weitgespannten Bogen wird da ein Werk begonnen. Alle Achtung! Es ist nicht der geistige Reichtum eines Jean Christophe darin, keine Weltanschauungshintergründe wie bei dem großen Anker Larsen; von jedem literarischen oder philosophisch-metaphysischem Ehrgeiz fern wird erzählt. Es handelt sich nur um das Seelische. Und darin ist es ein Frauenbuch. Es wäre ja auch schwer und zweifelhaft, am mittelalterlichen Leben unsere geistigen und kulturellen Probleme zu erörtern. Die Frau, Eltern und Kind, Mann und Weib: das ist das Thema. Es so gewaltig ausspannen zu können, ohne zu langweilen, ohne zu ermüden und versagen, ist schon eine Tat, ein Können. Und es scheint durchaus möglich, daß ein Werk daraus wird.

Berlin — Kurt Münzer

Die Schwäne vom Wildsee. Roman. Von Svend Fleuron. Deutsch von Thyra Jakstein-Dohrenburg. Jena 1925, Eugen Diederichs. 162 S. M. 3.– (5.–).

So wandelt unser großer Dichter also wirklich allmählich die ganze Zoologie in Einzelmonographien ab. Die Methode muß schließlich immer die gleiche bleiben, auch hinter eine gewisse Monotonie des Tierschicksals (Tier in Menschenwelt) kommt man dabei nach und nach, es wechselt zuletzt nur noch der Held und – gelegentlich – die Szenerie. So wie diesmal das offene Meer neues Element bei Fleuron ist. Also Grund genug zu Verdruß und Ermüdung, wenn man dieses Schwänebuch beginnt. Aber: er ist eben doch ein Dichter und noch in seinen Dubletten bewunderungswürdig und liebenswert! Was wäre Neues über ihn zu sagen! Daß er der alte geblieben ist auch in seinem zehnten Buch, sagt alles und ist Lobes genug. Vielleicht hat Fleuron nur ein enges Gebiet zu eigen, aber in dem kommt ihm kein zweiter gleich. Wir haben nun das lebendige Tier glücklich mit allem verseucht, was menschlich ist, nur die Literatur konnten wir ihm noch nicht beibringen. Heil ihm! Aber hier wünschte ich diesen Büchern eine Gemeinde von Tieren: sie fänden sich da in jener Wahrheit, die Verklärung ist.

Berlin — Kurt Münzer

Verschiedenes

Neue Fontane-Literatur. Gesamtausgabe der erzählenden Schriften von Theodor *Fontane* in neun Bänden. Reihe I, Bd. 1–5, Reihe II, Bd. 6–9. Berlin 1925, S. Fischer. Geb. M. 81,–.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Neue Ausgabe. Herausgegeben von den Söhnen des Dichters Theodor und Friedrich *Fontane*. 1. Die Grafschaft Ruppin. 2. Das Oderland. 3. Havelland. 4. Spreeland. (Der fünfte Band steht noch aus.) Stuttgart-Berlin 1925, J. G. Cottasche Verlagshandlung Nachfolger. Pro Band M. 6,– (M. 8,50 in Ganzleinen mit Goldpressung).

Plaudereien über Theater. 20 Jahre Königliches Schauspielhaus (1870–1890). Von Theodor *Fontane*. Bd. I. Berlin 1926. F. Fontane & Co. M. 12.– (15.–).

Die Gesamtausgabe von Theodor Fontanes erzählenden Schriften, in die auch die Gedichte vollständig und „Meine Kinderjahre" und „Von Zwanzig bis Dreißig" einbegriffen sind, legt der Verlag von S. Fischer, Berlin, in geschmackvollen Leinenbänden auf holzfreiem, unsatiniertem Papier in wohlgelungener Druckanordnung vor. Die Ausgabe bietet Schlenthers wertvolle Einführung in Fontanes Gesamtwerk, daneben im letzten Band den Versuch vom Schreiber dieser Zeilen, das Persönlichkeitsbild Fontanes, wie es aus dem lebendigen Umgang mit ihm und aus seinen Werken hervortrat, festzuhalten. Ein Porträt von Fontane nebst einem Faksimile seiner Unterschrift ist dem ersten Band beigegeben.

Wenn ein Dichter gestorben ist, so pflegt er mit seinem Gesamtwerk den Korrektoren anheim zu fallen, die sich trefflich auf ihren Duden und auf die allgemeingültige Interpunktion verstehen, darüber hinaus aber wenig Rücksicht zu nehmen pflegen. Das war auch Fontanes Werk gegenüber geschehen; zumal die Gedichte waren in einer allen Persönlichkeitswillens beraubten, allgemeingültigen Schreibweise wieder und wieder abgedruckt worden. Das Verdienst

der vorliegenden Ausgabe beruht darauf, daß hier zu Fontanes eigener Schreibweise nach den Ausgaben letzter Hand zurückgekehrt worden ist. Das erscheint einer Persönlichkeit wie Fontane gegenüber besonders wertvoll, denn er hatte seine eigene Interpunktion und nur eben diese ließ den eigentümlichen Wechsel von schwebender, dann wieder abrupt abgehackter Sprechweise erkennen. In der neuen Fischerschen Ausgabe findet man endlich den Stimmklang Fontanes wieder, und das ist gewiß nicht gering einzuschätzen. Des weiteren hat der Sohn des Dichters, Friedrich Fontane, den Versuch unternommen, die Gedichte seines Vaters zu datieren. Es konnte das nicht mit letzter Genauigkeit durchgeführt werden, wohl aber ist es gelungen, für alle Gedichte Zeitgrenzen, in denen sie entstanden sind, zu bieten. Auch damit kommt der neuen Ausgabe ein besonderes Verdienst zu. Wer sich in Fontanes Lyrik vertiefen will, muß wissen, was Spruch und Rede des alten Fontane ist, des Fontane, der uns allen besonders ans Herz gewachsen ist; er will daneben auch die Möglichkeit haben, zu erkennen, wie sich der alte Fontane in Jugendgedichten und solchen der mittleren Periode vorangekündigt hat. Zu all dem bietet die neue Ausgabe den Schlüssel.

Einer so monumentalen Ausgabe gegenüber, die nicht nur für heute und morgen bestimmt ist, fragt man sich, wie weit Fontane in seinen Werken der heutigen Jugend leben wird. In gewisser Weise habe ich selbst versucht in meinem Persönlichkeitsbild Fontanes diese Frage zu beantworten. Es scheint mir viel zu wenig erkannt worden zu sein, daß in Fontane eine ganz starke Eigennatur Ausdruck suchte und fand. Es erscheint nicht angängig, Fontane nur als den großen Chronisten der wilhelmischen Periode zu kennzeichnen. Es verfälscht das Urteil, wenn man in ihm immer wieder nur den Abgeklärten sehen will. Dieser Abgeklärtheit des alten Fontane lag Leidenschaftlichkeit nicht nur zugrunde, sie ist, wenn auch verhüllt, ganz unmittelbar darin. So wenig es angängig ist, in Fontane einen Bewunderer der Zeit zu sehen, in der er lebte — er war vielmehr, durchaus skeptische Natur, deren schärfster Kritiker —, so wenig darf man übersehen, daß unter der gestillten Oberfläche seiner erzählenden Werke Sturm ist. Dies aber wird hier zu entscheidendem Gesichtspunkt. Die Jugend, die nicht zu Fontane finden könnte, ist unausdenkbar — sofern sie ihn nur recht zu lesen weiß.

Den Beweis für die Zukunftskräftigkeit seiner Werke hat Fontane auch in seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg, und vielleicht gerade darin, überzeugend erbracht. Wenn in dem modernen Menschen ein besonderer Sinn für die Landschaft der Ebene und des weiten Horizonts erwacht ist, so ist das Fontane zweifellos mit zu danken.

Der Cottasche Verlag legt die „Wanderungen" in der Bearbeitung der beiden Söhne des Dichters, Theodor und Friedrich Fontane, in fünf geschmackvoll in Leinen gebundenen Bänden vor, und es ist durchaus als Vorzug dieser Ausgabe zu begrüßen, daß sich die Herausgeber zu Kürzungen entschlossen haben. Es darf ihnen dabei das Zeugnis ausgestellt werden, das sie mit Recht für sich in Anspruch nehmen, ganz im Sinn ihres Vaters gehandelt zu haben. Durch die Kürzungen ist das Landschaftliche in keiner Weise beeinträchtigt worden. In gleicher Weise blieb der anekdotische Zug, der gewiß einen Wesenszug Fontanes ausmacht, unangetastet. Ausgemerzt wurden nur Betrachtungen, die heute tatsächlich an Interesse eingebüßt haben oder sich als unrichtig herausgestellt haben. Die Lesbarkeit der Wanderungen aber ist durch die Kürzungen entschieden gefördert worden. Sie bilden einen nicht fortzudenkenden Teil von Fontanes Werk und tragen auch ihrerseits den Persönlichkeitszauber.

Bei den „Plaudereien über Theater" haben die beiden Herausgeber, Friedrich und Theodor Fontane einen nahezu entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Hier kam es darauf an, gegenüber der Schlentherschen Auslese manche Ergänzungen einzufügen, zumal, wo es sich um Stücke handelt, deren Inhalt heute in Vergessenheit geraten ist. Auch das ist wohlgelungen und in köstlicher Intimität spricht hier nicht nur der Theaterkenner Fontane, sondern auch der Mensch, der zuweilen höchst ungern im Theater landete und auf dem Parkettsessel im Schauspielhaus seine Gedanken anderen, lockenderen Gestaden zuschweifen läßt.

Solchergestalt also tritt Fontane die Wanderung in eine neue, seinem Wesen scheinbar fremd gewordene Welt an. Wer sich aber erneut in diese Bände versenkt, wird schnell genug gewahr werden, wie sehr Fontane uns Zeitgenosse geblieben ist. Man könnte sich ihn in dem heutigen Reichstag, in den Straßen der Großstadt als etwas vorsichtigen Dammüberschreiter, in seiner Mark als rüstigen Fußwanderer vorstellen, und man erstaunt, wie sehr sein Werk auf die Fragen von heute Antwort gibt, darüberhinaus an dem Vorhang der Zukunft rührt.

Berlin — Ernst Heilborn

Fränkische Städte und Schlösser. Von Carola Freiin von Crailsheim-Rügland. Ansbach 1925, C. Brügel & Sohn. 84 S.

Nicht wie man anfangs vermutet, die übliche Feldwaldundwiesenleier nach der Melodie „Wir woll'n zur schönen Sommersommerzeit ...", sondern eine zarte und sympathische Weise klingt aus diesem Büchlein. Sie sagt uns von einsamen, patinierten Städtchen, Gärten, Edelsitzen, deren Namen wie alte unverstandene Zauberformeln an unser Ohr dringen. Es gibt solche Orte, bei deren Nennung man sich wundert, daß sie noch auf Erden sind. Zum Beispiel der Ort, wo Faust geboren wurde und Till Eulenspiegel: Knittlingen, das gibt's noch; ich war selber dort. Und Trebur, wo einst Reichstage waren und Karl der Dicke abgesetzt wurde, das liegt sogar ganz nah bei Frankfurt — in einem tiefen Wald, doch als ich in Frankfurt danach fragte, sagte man mir, es läge in Frankreich zwischen Namur und Avricourt. — Irgendwo gibt's auch einen Ort, der heißt Spiegelberg. Ich kenne dich nicht. Und trotz Schiller, Werner Krauß und Wallenstein: ich kenne auch keine echten Pappenheimer und kein Pappenheim. Carola von Crailsheim kennt Pappenheim in natura: „es gewinnt gleich auf den ersten Blick das Herz". Ich bin betrübt, daß ich nicht hin kann und lese: es gibt da einen schmalen Park, in dem Rüstern seufzen, ein feierlich schönes Treppenhaus, ein Schloß von Klenze, einen ganz alten Judenfriedhof, in dem lauter ganz alte Juden begraben sind, ein hellgrünes Ziegeldach auf der schlanken Kirche und im Hintergrund blendende Lithographensteinbrüche — die einzigen der Erde —, in denen man wundervolle Versteinerungen findet: Libellen, Krebse und Tierarten, die man jetzt so wenig mehr kennt wie Pappenheim, Spiegelberg oder Knittlingen.

Freiin von Crailsheim-Rügland aber kennt nicht nur ihre Heimat und Gemarkung, den verzauberten Garten von Rügland und das Crailsheimsche Schloß Morstein (aus dem Agnes Günther das Schloß Schweigen gemacht hat),

Ansbach und Ellingen, Bamberg und Würzburg, Nürnberg und Bayreuth, sie ist auch der neuesten Literatur gut Freund und versteht es, auf anmutige Weise in das ehrwürdige Dunkel der Jahrhunderte frische Verse unseres Alfred Richard Meyer oder weiche Worte der Ina Seidel zu setzen. Sie fühlt überall Heimat, in mittelalterlich-romantischer Vergangenheit wie in aktuell diskutabler Literatur. Nur ein kleines Versehen, kundige Poetin aus Frankenland, sei berichtigt: Die „Räuberbande" ist nicht von Bruno Frank, sondern von Leonhard Frank. Der Irrtum ist verzeihlich, es gibt wohl zuviel Franken. Unter diesen auch Ihr wohlaffektionierter

München Rudolf Frank

Wanderfahrten. Almanach des V. d. B. Mit 16 Abbildungen nach Aquarellen von Alfred Gelbhaar. Berlin 1925, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 159 S.

Das Bändchen ist nach dem Grundsatz zusammengestellt, daß, wer viel bietet, jedem etwas bietet. Eben darum will sich der bunte Inhalt zu keiner wirklichen Einheit zusammenschließen. Wie es so zu gehen pflegt: der Herausgeber muß nehmen, was ihm die von ihm eingeladenen Mitarbeiter senden, und er kann um so weniger Beiträge zurückweisen, je anspruchsvollere Autoren er zusammengebeten hat. So hat ein an sich ganz nettes Gedicht Rudolf Presbers mit dem leitenden Gedanken des Almanachs kaum etwas zu tun. Ein Artikel Professor Helmolts über die deutschen Residenzen sagt trotz beträchtlichen Aufwandes an Statistik nicht viel, Franz Dülbergs Untersuchung „Soll man wieder nach Italien reisen?" begönnert den Leser zu bädekerhaft mit gutgemeinten Ratschlägen. Doch überwiegt die angenehme Belehrung in feiner Plauderform, wie sie von Wilhelm Kosch („Deutsche Reiseromantik"), Wilhelm Schaer („Der Niederdeutsche und das Meer"), H. H. Houben („Fürst Pücklers Weltfahrten") und anderen dargeboten wird. Weitere Abwechslung bringen ein paar novellistische Skizzen, darunter eine tropische Lügengeschichte von Viktor von Kohlenegg, die in eine Tarzan-Satire mündet. Sehr hübsch ist die Ausstattung mit Gelbhaars zartfarbigen, vom Expressionismus völlig unberührten Städte- und Burgansichten im rechten Almanachstil, die nur etwas willkürlich in die Texte eingeschoben sind.

Rohr bei Stuttgart R. Krauß

Zwischen der Ostsee und dem Stillen Ozean. Von Rütger Essén. Frankfurt a. M., Frankfurter Societäts-Druckerei. 335 S. M. 8.– (10.–).

Ossendowski und Sven Hedin, durch ihre Schriften und durch ihre Polemik, haben das sibirisch-mongolische Problem der Nachkriegszeit für Westeuropa sozusagen „modern" gemacht, nun freilich mehr in seinen romantischen Spiegelungen. Das Werk des Schweden Essén führt unmittelbar in die militär- und staatspolitischen Kämpfe, deren Schauplatz jene weiten Landstriche seit 1918 gewesen; gewiß ist auch dies Buch reich an „romantischen" Ereignissen, und der betrachtende Historiker gibt sich die Freiheit, von Zeit zu Zeit den Gang kritischer Darstellung zu unterbrechen, und in der gelockerten Form von Tischgesprächen und Anekdoten den Reflex des Geschehens in der Seele der Beteiligten zu zeigen — aber diese Geschichte des Kampfes der Koltschakregierung, des Schicksals der tschechischen Legion, der japanischen, der westeuropäischen Interventionsversuche, sieht das Ringen um die Herrschaft in Sibirien in der Linie der Großstaatenexpansion und der europäisch-asiatischen Auseinandersetzung. Mit der glücklichen Unbefangenheit eines machtpolitisch Neutralen und durch eine kühle Sachlichkeit gefeit gegen Ideologien und Phraseologien, aus dem westeuropäischen oder aus dem russischen Schlagwortregister genommen, zeichnet er Eindrücke und Überlegungen nieder; Kritik und Ausblick neben die Notiz der Beobachtung gerückt — die Verworrenheit der Probleme bringt es mit sich, daß keine Lösungen dargereicht werden, aber es muß ja heute schon genug erscheinen, über diese Dinge Worte zu hören, die nicht den Atem der Propaganda spüren lassen.

Berlin Theodor Heuß

Todesurteil. Von Carl Hau. Berlin 1925, Ullstein.
Lebenslänglich. Von Carl Hau. 1925, ebenda.

Die beiden Bücher des mit 25 Jahren zum Tode verurteilten Carl Hau haben die Öffentlichkeit in den letzten Monaten in einer Weise gefesselt und erregt, die schon jenseits des nur Sensationellen liegt, die aus ehrlicher Sympathie, ja Bewunderung für das heldenhaft ertragene Martyrium dieses Menschen entspringt. Die Tatsachen sind bekannt und an dieser Stelle kaum zu erwähnen. Der fünfundzwanzigjährige Carl Hau, Rechtsanwalt in Washington und Dozent des Römischen Rechtes an der dortigen Universität, wurde beschuldigt, seine Schwiegermutter auf der Kurpromenade zu Baden-Baden erschossen zu haben, und, obwohl er die Tat und den Zusammenhang mit ihr leugnete, auf Grund eines lückenlos erscheinenden Indizienbeweises von den Geschworenen zum Tode verurteilt und später zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Nach siebzehnjähriger Strafverbüßung wurde ihm im August vorigen Jahres die Freiheit geschenkt. Er leugnet nach wie vor die Tat und betreibt das Wiederaufnahmeverfahren. Die beiden Bücher, die Hau schrieb, von Moriz Müller mit einem ausgezeichneten Vorwort versehen, beschäftigen sich mit der Geschichte seines Prozesses und mit der Strafverbüßung im Zuchthaus zu Bruchsal.

Angesichts beider Bücher beherrscht uns jeweils e i n Gefühl besonders aufdringlich. Bei dem Prozeßbuch fällt peinlich eine erstaunliche Unsachlichkeit, Kleinheit und Enge fast aller an dem Verfahren seinerzeit beteiligten Personen auf, und dies Gefühl kann der weise Spruch »audiatur et altera pars« nur unvollkommen beschwichtigen. Bei dem Zuchthausbuch aber ergreift uns uneingeschränkte Bewunderung für die seelische Größe Carl Haus, der — schuldig oder nicht schuldig, nach meinem persönlichen Gefühl unschuldig — ein über die Maßen qualvolles Leiden, das endlos schien und scheinen mußte, mit einer Heldenhaftigkeit ertrug, die in unserer entheldeten Zeit fast unwahrscheinlich anmutet. Lebenslänglich Zuchthaus. Ein Leben lang im Zuchthaus. Man denke bei sich selbst zurück an den November 1906 und sage es sich langsam nach einmal: all die Zeit seither im Zuchthaus . . . Zwölf Jahre zunächst ganz allein in einer Zelle. Dann fünf Jahre Arbeitsdienst auf dem Hof und in den Gängen. Und dennoch nicht zerbrechen, sondern stärker, weiser und milder werden! Es ist ein Wunder, von dem uns diese Bücher berichten.

Aber abgesehen von dem unerhört Großen auf dem Gebiet des Menschlichen, abgesehen auch von dem Atem echter, in ihrer Einfachheit erschütternder Tragik, die aus diesen Blättern spricht, sind sie für alle: für Juristen und Laien, Psychologen, Künstler, Strafvollzugsbeamte, Geistliche und Ärzte außerordentlich lehrreich. Es hieße vor allem für die Juristen die Politik eines bekannten eierlegenden Vogels einschlagen, wollten sie diese Bücher übergehen, wollte man sagen: „So

etwas kann heute nicht mehr vorkommen." Gewiß wird es sich weniger leicht ereignen als 1906, abgesehen von manch anderen Gründen schon wegen der Reform der Strafprozeßordnung, die die Geschworenen nicht mehr, wie hier, unter der Ägide des Schlächtermeisterobmannes allein „beraten" läßt. Aber beide Bücher rufen Viele persönlich an. Die Geschichte des Prozesses erzählt bisher unwiderlegte seltsame Geschichten von Untersuchungsrichtern, Staatsanwälten und Vorsitzenden, die man sich zu Herzen nehmen sollte, das Zuchthausbuch gibt eine Fülle von, soviel ich sehe, völlig neuem Material für die Gestaltung des Strafvollzugs (was hier nicht zu erörtern ist), denn zum erstenmal berichtet ein hochgebildeter Mann, der achtzehn Jahre selbst den Vollzug gespürt hat, mit letzter Ruhe und Sachlichkeit, berichtet und — klagt an, weniger das System, das Wesen der Strafe an sich, als die Menschen, die sie vollziehen. Wie weit das, was Hau sagt, im einzelnen richtig ist, wissen wir nicht. Aber soviel sehen wir, daß seine Bücher völlig frei sind von Affekt. Dieses Herz ist zu müde zu Haß und Rache, die bleierne Stille der Zelle, in der die fruchtbarsten Jahrzehnte dieses Lebens nutzlos verrauscht sind, hat die Seele wenn nicht brechen können, so doch müde und milde gemacht. Eine feine Ironie ist das schärfste, was Hau gegen seine Vernichter aufbringt. Zuweilen steigert sich die sachliche Schilderung ins Dichterische — ich denke an jene wundervolle Stelle, wo Hau erzählt, wie er in der Zeit vor seiner Entlassung zuweilen auf den Dachboden des Zuchthauses geht und hinaussieht auf die bunte, blühende Welt, nach der er sich sehnt und vor der er erschauert. Ein Dichter hat auch die Gestalten selbst umrissen, immer mit knappen, den Kern treffenden Zügen, so daß sie lebenswahr, greifbar vor uns stehen. Meist aber ist die Darstellung sachlich nüchtern und gerade darum ergreifend. — Mag sich das Dunkel, das bis heute über der Tat liegt, lichten, oder mag Carl Hau die geplante Rehabilitierung nicht gelingen — seine Bücher, vor allem das Zuchthausbuch, beweisen, daß sein Leiden in einem höheren, überpersönlichen Sinne nicht vergeblich gewesen ist.

Leipzig — Erich Ebermayer

Pfarrer Hirsekorns Zuchthausbrüder. Eine menschliche Geschichte. Von Fritz Philippi. Leipzig 1925, J. J. Weber. 164 S.

Das Büchlein rührt an ernsteste Fragen: hier die Gesellschaft mit ihrem Strafvollzug, dort die Lehre des Nazareners, für die es nur die Seele des Menschen gibt; Philippi versteht es, die Klippe der soziologischen Abhandlung zu vermeiden: sein Pfarrer erzählt, was er erlebt und erlernt — die Lehrmeister sind nicht bloß die „Zuchthausbrüder", sondern auch die eigene Frau, die eigenen Kinder. Der Welt der Paragraphen und des bureaukratischen „Betriebs" steht der Gemütsbereich des Hauses gegenüber, nicht etwa als rührendes Genrebild, sondern als eine Art Gewissenswecker für den Mann, der hier wie dort daheim sein soll. Es gelingt ihm und mißlingt ihm: sehr fein, daß Philippi auf rosigen Optimismus verzichtet und doch nicht entmutigt. Seine Gemeinde wird ihm die neue Gabe danken.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Segen und Fluch des Geldes in der Geschichte der Völker. Eine geschichtliche Studie. Von Fritz Schwarz. Bern 1925, Pestalozzi-Fellenberg-Haus. 258 S.

Die prinzipiellen Anschauungen über Wirtschaftsvorgänge im Leben der Völker, auf denen dieses Buch aufgebaut ist, sind absolut irrige. Der Grund dafür, warum vor allem Gold und Silber und in früheren Zeiten auch ausgiebig das Kupfer die Mittlerrolle bei Kauf und Verkauf spielt, ist nicht erkannt oder, man sollte besser sagen, wird nicht anerkannt; obgleich diese Seite des Geldproblems durch die Wissenschaft auf das festeste fundiert ist.

Die Erfahrung der Jahrtausende erweist, daß die bezeichneten Metalle stets unter den Menschen eine hohe Schätzung erfahren haben, und dies darum, weil diese Stoffe zu hochbewerteten Geräten, Gebrauchsgegenständen und Schmuckstücken für das Menschengeschlecht verwendet werden konnten. Der Geschmack der Menschen seit Urzeiten liebte diese Stoffe. Und nun kam ein Zweites hinzu. Sie sind immer selten gewesen; die Häufigkeit ihres Vorkommens schwankte und schwankt; aber doch nur in engeren Grenzen und niemals in dem Grade, daß Gold etwa so alltäglich geworden wäre wie Sand am Meer. Nur unter diesen Voraussetzungen konnten die Münzmetalle, wie sie genannt werden können, zu der Rolle im wirtschaftlichen Leben der Welt gelangen, die sie inne haben.

Zu der bleibenden Wertschätzung, die sie bei den Menschen tatsächlich genossen, mußte noch eins hinzukommen; ihre fast absolute Beständigkeit; weder alterten sie, und verlieren dadurch an Anziehungskraft, noch veränderten sie sich wesentlich unter normalen Verhältnissen. Also neben der ästhetischen Freude am Metall, die Zuversicht dieses Metall, so wie es des Menschen Herz erfreut, für unbegrenzte Zeiträume sich und seinen Nachkommen erhalten zu können. Dies sind die tief in der menschlichen Neigung und in den menschlichen Bedürfnissen wurzelnden Voraussetzungen für die Einsetzung des Metallgeldes als Mittler des menschlichen Verkehrs.

Die Münzen haben sich ohne tiefgreifenden Wandel durch die Jahrtausende erhalten, und das Prinzip ist heute das nämliche mit ganz geringen Abwandlungen wie in frühesten Zeiten und in entlegensten Gebieten der Erde. Diese Gründe werden in dem angeführten Buch nicht anerkannt, oder es wird ihre Stichhaltigkeit doch in Zweifel gezogen, und mit einer gewissen Sympathie wird von der Papiergeldwirtschaft gesprochen, insbesondere von dem Papiergeldexperiment, das der bekannte John Law unternommen hatte, und das elend gescheitert ist, und wie entgegen der Ansicht des Verfassers behauptet werden kann, nicht zugrunde ging aus untergeordneten, abstellbaren Nebenursachen, sondern weil das falsche Prinzip den Todeskeim in sich trug.

Ein bedrucktes Stück Papier, und auch wenn es der Staat hübsch bedruckt hat, erregt nicht bleibendes ästhetisches Wohlgefallen bei den Menschen; es hat auch keine Dauer, und es ist nur solange geschätzt, als alle Welt glaubt und zu glauben berechtigt ist, daß hinter diesem Papier eine wertbeständige Deckung in Metall vorhanden; mit anderen Worten: daß ohne besondere Schwierigkeit das Papier in Metall umgetauscht werden kann; daß das Papier nichts ist als eine Anweisung auf Metall.

Wir in Deutschland haben es vorgestern erlebt, was es bedeutet, wenn diese Zuversicht nicht mehr vorhanden ist. Dann tritt die Entwertung des Papiergeldes ein, die sich steigern kann bis zur absoluten Wertlosigkeit, bis zur Wertlosigkeit der Assignaten in der großen französischen Revolution. Also Papiergeld ist nie etwas anderes als eine Anweisung auf Metallgeld, und ist dieses Metallgeld nicht mehr vorhanden, so ist die Anweisung wertlos.

Die prinzipielle Einstellung des Buchs von Schwarz ist somit völlig verfehlt; die historische Darstellung hingegen,

wie im Laufe der Jahrtausende Geld und seine Ersatzmittel innerhalb der menschlichen Gesellschaft sich entwickelten und zur Wirkung kamen, bietet Vielerlei des Interessanten und Wissenswerten, soweit die historischen Vorgänge zutreffend aufgefaßt sind.

Berlin — Paul Nathan

Rußlands Zusammenbruch. Von Paul Miliukow, ehemaligem russischen Außenminister. Zwei Bände. XIII, 249 u. XI, 364 S. 8°. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt; Berlin, Obelisk-Verlag. Geb. M. 20,—.

Paul Nikolajewitsch Miliukow (wie er sich früher schrieb), 67 Jahre alt, galt bis zu seinem zweimonatigen Ministerium (April u. Mai 1917) als ausgesprochener Deutschenfeind und Anhänger der russischen Ansprüche auf Konstantinopel. In diesem Betracht dürften sich seine Ansichten, geläutert durch den verheerenden Umsturz vom 7./8. November 1917, wesentlich gemildert haben. Im übrigen aber ist er unentwegt der alte Liberale, der Führer der Kadetten (konstitutionellen Demokraten) von einst geblieben; noch heute leitet er, meist von Paris aus, die republikanisch-demokratische Gruppe innerhalb der russischen Emigration. Das unterscheidet ihn und seinen Anhang grundsätzlich von allen übrigen Anti-Bolschewisten. Den Kampf der „Weißen" mit blanken Waffen für vollkommen erledigt und aussichtslos haltend, hofft er, wohl nicht zu Unrecht, auf einen Sturz der Sowjets von innen heraus, auf einen Umschwung durch Evolution, der allerdings letzten Endes in einer gewaltsam revolutionären Handlung gipfeln muß, wenn er sich behaupten soll. Miliukow leugnet keineswegs — dazu ist er viel zu sehr Historiker — die sozialen und wirtschaftlichen Wandlungen, die sich an den hundert Millionen „Russen", wie sie in den elf autonomen Republiken, den zehn autonomen Gebieten und der einen autonomen Kommune der R. S. F. S. R., in der Ukrainischen und der Weißrussischen Republik, in der Föderation Transkaukasiens, Aserbeidschans und Armeniens organisiert sind, im Laufe der letzten acht Jahre in einschneidender Weise vollzogen haben. Dies nüchterne Rechnen mit den nackten Tatsachen, wie es der in Nikolai Nikolajewitsch oder in Kyrill ihr Oberhaupt erblickenden, monarchisch gesinnten Mehrheit der Emigranten ganz und gar nicht zu eigen zu sein scheint, verleiht der Anschauung Miliukows von vornherein ein bedeutendes Übergewicht über die Utopien, denen die andern nachjagen. Demzufolge wird auch der Deutsche, der ihm zunächst mit begreiflichem Mißtrauen begegnet, allmählich geneigt und bereit, ihm auf seinen kritischen Gängen gegen den Bolschewismus vertrauensvoll zu folgen. Trotzdem dieser Zweibänder ohne Zweifel mit Herzblut geschrieben ist, bleibt sein Verfasser stets sachlich und überzeugt schließlich auch den, der seiner Gedankenwelt anfänglich skeptisch gegenüberstand. Die beigehefteten und eingeschalteten fünf Kartenskizzen veranschaulichen den dazugehörigen Text recht gut; schmerzlich vermißt man jedoch ein Namenregister.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Politische Geschichte des neuen deutschen Kaiserreichs. Von Johannes Ziekursch. Band 1: Die Reichsgründung. Frankfurt a. M., Societäts-Druckerei. 362 S. M. 10.— (12.—).

Man darf wohl sagen, daß mit diesem Werk eine Lücke geschlossen wird. Die Zahl der Bücher, die die Geschichte der letzten Jahrzehnte darstellen, wächst, aber sie bleiben entweder im an sich verdienstvollen Chronikcharakter stecken, wie die Arbeiten von Egelhaaf, oder sie isolieren das deutsche Werden zu stark wie Hartung; von den parteitendenziösen Versuchen, die die Rechte wie die Linke geliefert hat, Verteidigung oder Entschleierung, ganz zu schweigen. Hier wird der Versuch gemacht, die Geschichte unserer Zeit und unseres Volkes in der europäischen Verflochtenheit zu zeigen — der erste Band führt von der neuen Ära bis 1871; man mag sagen, es ist für den, der Friedjungs meisterhafte Darstellungen und Brandenburgs weiterführende, Sybel einigermaßen entwertende Beschreibung der Reichsgründung kennt, an „Neuem" nicht viel enthalten, und doch: wie packend, ja erregend ist dies Buch. Deshalb, weil der breslauer Historiker nicht die Fakten zusammenreiht und ihre Ergebnisse beurteilt, sondern weil er die politische Dynamik offenbart, die sachlichen wie die persönlichen Triebkräfte, die partikularen, die deutschen, die europäischen Tendenzen in ihrem Hin und Her, ihrer wechselvollen Bedingtheit, ihrem ewigen Schwanken — nicht nur die Resultate sind bewertet, sondern die Möglichkeit zu dieser oder jener anderen Lösung tritt immerzu ins Bewußtsein — es mußte nicht immer so kommen, wie es kam, aber daß es so kam, wird nun, ob es sich um verfassungsrechtliche Kämpfe, um diplomatische Gefechte, um militärische Strategeme handle, immer gleich eindrucksvoll komponiert. Prachtvoll ist das Kapitel über Bismarcks Werden, ausgezeichnet die Schilderung, wie des Bundeskanzlers Stellung in den Jahren 1867—1870 zu einem Spiel mit der Vielheit der zu ihm gravitierenden Parlamente wird. Die Linien des Werdens sind klar und straff gezeichnet; um ihren kräftigen Strich wuchert, ohne Vordringlichkeit, die bezeichnende Anekdote, ein Gespräch, eine Briefstelle; die politische Handlung vollzieht sich im menschlichen Raum, und wir erfahren auch von dem Beifall oder Mißbehagen des Parketts, das von der Zeit eingeladen wird, demnächst mitzuspielen. Es ist ein historisch-wissenschaftliches Buch, aber es ist in politisch-pädagogischer Absicht geschrieben: dem Deutschen etwas von der tragischen Verschlungenheit des Werdens seines Staates zu zeigen. Gewiß, keine irgendwie vorlaute Tendenz; aber manchmal hält der Verfasser einen kleinen Augenblick inne, um eine Marke einzukerben. Diese soll man nicht vergessen. Denn man wird ihr, die eine zeitgeschichtliche Haltung feststellt, später vielleicht wieder begegnen, und im Erfolg des Tages den dünnen Stachel sehen, der einer noch blühenden Zeit Welktum bringt und reife Frucht versagt.

Berlin — Theodor Heuß

Der Kampf Westeuropas um Nordamerika im 15. und 16. Jahrhundert. Von Adolf Rein. (Allgemeine Staatengeschichte, herausgegeben von Hermann Oncken. Zweite Abt.: Geschichte der außereuropäischen Staaten. Drittes Werk.) Stuttgart-Gotha 1925, Friedrich Andreas Perthes A.-G. XI, 292 S. 8°.

Ohne Zweifel fällt dieser Band einigermaßen aus dem überlieferten Rahmen des „Heeren-Ukert" heraus, insofern, als beträchtliche, ja die wesentlichsten Stücke von ihm offenbar in das benachbarte Fach der historischen Geographie gehören. Die knifflichen Untersuchungen über die Demarkationslinie vom 4. Mai 1493 oder über die ersten Versuche, in Amerika Kolonien zu gründen, bilden entschieden Teile von Arbeiten, die zunächst die Geschichte der Erdkunde zu leisten hätte. Aber der Verfasser, Professor an der hamburger Hochschule, verleugnet weder seine ausgesprochen päd-

agogische Herkunft (er ist ein Sohn Wilhelm Reins) noch seine Verdienste um die Amerika-Forschung, sondern stellt durch das vorliegende Buch die Geschichte der außenpolitischen Entwicklung der Vereinigten Staaten überhaupt erst richtig auf die Füße. Es ist tatsächlich das erste Werk, das die Pläne und Taten der Kolonisatoren, die Anlage, den Zeitpunkt und die Mittel ihrer Unternehmungen zur damaligen weltpolitischen Lage in Europa in Verhältnis und Beziehung setzt. Rein versteht es ausgezeichnet, trotz minutiöser Aufhellung verschiedener Einzelfragen, immer die hohe Politik des ausgehenden 15. und des 16. Jahrhunderts fest im Auge zu behalten. Nun erst erkennen wir die wirklichen Wurzeln des Staates, der am 4. Juli 1776 wähnte, eine voraussetzungslose Schöpfung zu sein.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Der Kleine Herder. Nachschlagebuch über alles für alle. Mit vielen Bildern und Karten. Erster Halbband A—K. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co., G. m. b. H.

In Artlinnen dauerhaft gebunden, in gutem leserlichen Druck auf weißem, holzfreiem Papier, 750 Seiten stark, liegt der erste Band dieses „Nachschlagebuchs über alles und für alle“ jetzt vor. Der Kleine Herder will weder dem „Kleinen Brockhaus“ noch dem „Großen Meyer“ Konkurrenz machen, sondern neben beiden ganz bestimmte Bedürfnisse befriedigen, insbesondere für Geschäft, Schule und Haus ein unentbehrliches Hilfsbuch sein. Nicht die Allüren des Konversations-Lexikons, das als erste Verpflichtung die der Vollständigkeit hat, sind ihm eigen, sondern überall ist für die Auswahl der Artikel und die Behandlung der Materien das praktische Bedürfnis ausschlaggebend gewesen. So wird man zwar nichts darin finden, was nicht in den Konversationslexiken enthalten wäre, vielleicht mit Ausnahme der katholischen Belange, die naturgemäß besonders berücksichtigt sind, aber man wird vieles populärer und den Bedürfnissen der Praxis entsprechend behandelt finden. Aufs Geratewohl aufschlagend, sehe ich zum Beispiel über das „Einmachen des Obstes“ sehr eingehende und wertvolle Einzelheiten. Das „Gerichtswesen“ ist ausführlich, für den Laien verständlich abgehandelt. Der „Hauswirtschaft“ sind ganze Seiten gewidmet, über „Tierzucht“, zum Beispiel „Kaninchenhaltung“, über „Körperpflege“ wird eingehend und belehrend unterrichtet. Alles in verständlicher und klarer Sprache gegeben, und in reicher Fülle sind Illustrationen zur Erläuterung beigefügt. Man darf hoffen, daß, nachdem inzwischen auch der Schlußband erschienen ist, sich der „Kleine Herder“ als ein Werk erweisen wird, das wirklich einem Bedürfnis Rechnung trägt.

Berlin Fritz Carsten

Meyers Lexikon. Siebente Auflage. In vollständig neuer Bearbeitung. Mit etwa 5000 Textabbildungen und über 1000 Tafeln, Karten und Textbeilagen. Zweiter Band: Bechtel—Conthey. Leipzig 1925, Bibliographisches Institut. 1719 S.

Daß der zweite Band nur von B bis C geht, ist schon ein Zeichen dafür, auf welche Vollständigkeit und Ausführlichkeit dieses prachtvolle Konversations-Lexikon Wert legt. Die gleich bei Erscheinen des ersten Bandes gerühmte gute Ausstattung besticht auch hier wieder, und die Fülle des Illustrationsmaterials in bester Ausführung überrascht und erfreut. Besonders schön sind wieder die farbigen Beigaben, die teils in Offset-, teils in Mehrfarbendruck ausgeführt sind. Natürlich ist das Kartenmaterial glänzend. Daneben ist den politischen Interessen weithin gedient. Wenn zum Beispiel die politischen Bezirke Böhmens, allein 104 an der Zahl, mit Namen, Flächeninhalt und Bevölkerungszahl aufgeführt sind, so kann man ungefähr sich ein Bild davon machen, bis zu welchem Grade dieses Werk über alles und jedes informiert. Die herausgebende Firma selbst ist diesmal Objekt der Darstellung und es ist daraus zu ersehen, daß sie im Jahre 1926 das hundertjährige Jubiläum ihrer Gründung wird begehen können. Zu diesem Jubiläum dürfte wohl das ganze Werk vollendet vorliegen. Mögen die 650 Personen, die die Firma jetzt in ihrem 6700 qm deckenden, sechs Stockwerke umfassenden Gebäude beschäftigt, fleißig in demselben Sinne wie bisher weiterschaffen. Der soeben erschienene 3. Band führt nur zur ersten Hälfte des Buchstabens E und reiht sich in jeder Beziehung dem vorigen gleichwertig an.

Berlin Fritz Carsten

Rückblick auf vier Jahrhunderte.[1] Entwicklung des Art. Institut Orell Füßli in Zürich. Von Max Rychner. Zürich 1925, Zum Froschauer.

Gutenberg-Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Gutenberg-Museums in Mainz. Herausgegeben von A. Ruppel. Mainz 1925, Verlag der Gutenberg-Gesellschaft.

Zwei Festschriften, beide innerlich wie äußerlich von ungewöhnlichem Interesse. „Zum Froschauer“ wird auf dem Titelblatt des „Rückblicks“ die Verlagsstätte benannt. Der Bayer Christoph Froschauer begründete in Zürich, das ihm schon 1519 „siner Kunst wegen“ das Bürgerrecht verlieh, die erste große Buchdruckerei und ließ dort von 1521 ab eine lange Reihe datierter Werke erscheinen, so daß sein Signet „Baum und Frosch“ in Bälde in der ganzen damaligen Bildungswelt bekannt wurde. Auch ein seltsamer Nachruhm blieb nicht aus. Als er 1585 starb, gab die nicht minder berühmt gewordene Eschersche Druckerei noch ein Jahrzehnt lang Bücher heraus, die als Köder die Bezeichnung „Ex officina Ch. Froschaueri“ trugen. Sie wechselte schon im 16. Jahrhundert den Besitzer, kam 1626 an das Geschlecht Bodmer und erst 1743 in neue Hände, nämlich die der Firma Heidegger, zu der als Kompagnons auch die Herren Füßli und Sohn gehörten. Kurze Zeit firmierte das Geschäft unter dem Namen Füßli & Co., bis 1770 die Verschmelzung mit den Buchhandlungen Orell & Co. und David Geßner Gebrüder stattfand. Das war die Geburtsstunde von Orell, Geßner, Füßli & Co. Hinter Orell steckte der große Bodmer, Johann Jakob, vielleicht ein Nachkomme der alten Druckereibesitzer gleichen Namens, und Geßner war kein anderer als Salomon, der Idyllendichter, ein Abkömmling des Naturforschers Konrad Geßner, dessen Bedeutung der Froschauerschen Offizin zum Segen wurde, Hans Heinrich Füßli war der Historiker und Nachfolger Bodmers in der Professur. Groß ist die Reihe berühmter Namen, die der Firma zu Ansehen verhalfen: Wieland, Eschenburg, Klopstock, Matthison, Ewald von Kleist, J. G. Jacobi, Haller, Zimmermann, Bräcker, Hast, Hegner, Lavater, Zschokke, Postl-Sealsfield, Bronner und viele andere. Doch nicht die literarische Bedeutung allein hat dem züricher Verlagshause seinen europäischen Ruf verschafft, auch auf dem Gebiete der Buchkunst und des Bilddrucks, stehen seine Veröffentlichungen an führender Stelle. Max Rychner begleitet den Leser in anschaulicher Schilderung aus der Zeit der Renaissance über die Herrschaft des Barock

und des Klassizismus bis zur Gegenwart, da sich die Firma unter ihrem heutigen Namen vor neue Aufgaben stellte und neben dem Buchdruck vor allem den graphischen Künsten eine rege Pflege angedeihen ließ. Die Gedenkschrift mit ihren zahllosen Bildertafeln ist kostbar ausgestattet und legt auch in ihrer Erscheinung Zeugnis für die technische und künstlerische Leistungsfähigkeit des Hauses ab.

Die Gutenberg-Festschrift ist insofern ein Kulturdokument der Zeit, als sich in diesem stattlichen Bande zum erstenmal nach beendetem Kriege die Vertreter fast aller Nationen unter deutscher Führung zu einem wissenschaftlichen Einheitswerk zusammengefunden haben. Fachmännische Berühmtheiten aus England, Frankreich, Holland, Amerika, Italien, Spanien, Schweden, Dänemark, Ungarn, Rußland treten hier an die Seite der deutschen zu einer geradezu riesenhaften Arbeit, die nicht so schnell der Vergessenheit anheimfallen wird, weil es sich eben um ein Werk menschlicher Kulturgemeinschaft handelt, und wenn auch auf einem umgrenzten Gebiet, so doch auf dem Felde jener Kunst, die erst die Ausbreitung menschlichen Fortschritts auf allen anderen Gebieten ermöglicht hat. Studien über die Frühdruckzeit wechseln mit einem Umblick über die Entwicklung der Druckkunst der nächsten Jahrhunderte bis heute, und in diesen 77 Einzelaufsätzen wird der ganze gewaltige Kreis der Forschung in mannigfaltigster Weise berührt, der den unsterblich gewordenen Namen Gutenbergs umgibt. Es versteht sich, daß auch diese Festschrift in ihrer typographischen Herstellung eine Meisterleistung ist. Sie umfaßt XVI u. 448 Seiten in Großquart und wurde in der Ehmcke-Mediäval auf starkem Zanders-Papier gedruckt; neben zahlreichen Textillustrationen dienen 50 Kunstdrucktafeln und 12 meist mehrfarbige Sonderbeilagen zu weiterer Veranschaulichung des Inhalts. Der Einband besteht aus weißem Ganzleinen mit schwarzem Titeldruck und dem Gutenbergischen Wappen in Rot nach einer Zeichnung von Professor Otto Hupp. Die 175 gezählten Luxusdrucke auf handgeschöpftem Bütten wurden in Halbpergament gebunden. Erwähnung verdient der verhältnismäßig niedrige Preis (M. 60,–).

Berlin — Fedor v. Zobeltitz

Weimars klassische Kulturstätten. Ein Helfer zu besinnlichem Schauen. Herausgegeben von Albert Mollberg. Weimar 1925, Panses Verlag G. m. b. H. 116 S.

Das vorliegende Büchlein ist mehr als einer der landläufigen Weimar-Führer und verdient deshalb einen besonderen Hinweis. Der Herausgeber Albert Mollberg hat die berufenen Kenner um sich versammelt, die als beamtete Hüter die Gedenkstätten und wissenschaftlichen Institute Weimars betreuen: Goethehaus und -Gartenhaus, Wittumspalais und Schloß Tiefurt behandelt Hans Wahl; die Staatlichen Kunstsammlungen einschließlich Schloß Belvedere Wilhelm Köhler; die Landesbibliothek und Ettersburg Werner Deetjen; das Goethe-Schiller-Archiv Max Hecker; Schillerhaus und Kirms-Krakowhaus Eduard Scheidemantel; die Stadtkirche (Herderkirche) Oberpfarrer Friedrich Schmidt; den Park und die Friedhöfe der Herausgeber selbst. Aus dem einträchtigen Zusammenwirken dieser Männer ist ein anziehendes kleines Handbuch entstanden, das den Geist Weimars lebendig macht — im Sinne des Geleitworts von Friedrich Lienhard, in dem es heißt: „Es ist... nicht um den Ort und nicht um das Wort zu tun. Das eigentlich Wertvolle und Lebendige ist Weimars Wirkung." Den angemessenen Buchschmuck gaben die Maler Richard Starke und Arno Metzeroth. Neuen und alten Weimarfahrern, die die Ilmstadt nicht nur im Autotempo hinter sich bringen oder schulmäßig abarbeiten wollen, sondern sie mit Weihe betreten und genießen möchten, wird dieser „Helfer zu besinnlichem Schauen" willkommen sein.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Meine Handwerksburschenzeit 1805 bis 1810. Von Chr. Wilhelm Bechstedt. Herausgegeben von Charlotte Francke-Roesing. Köln a. Rh. 1925, Hoursch & Bechstedt.

Wilhelm Bechstedt, dem wir diese köstliche Selbstschilderung verdanken, starb 1867 als Bäckermeister in demselben Hause zu Langensalza, worin schon sein Urgroßvater das Handwerk betrieb und in dem jetzt noch einer seiner Enkel wirkt. Er schrieb diese Biographie für seine Enkel und Urenkel, ohne an andere Möglichkeiten zu denken. Daher die quellfrische Natürlichkeit, die gesunde Ursprünglichkeit, der schalkhafte Humor der Darstellung; dieser Meister Bechstedt war nämlich nebenher ein Dichter, er verstand, Anschauung zu geben, zu beobachten, Stimmungen herauszubringen. Die Schwierigkeit, diese zwanzig bis dreißig verschiedenen romantischen Abenteuer mit lieben Mädchen auseinanderzuhalten, überwindet er spielend, jedes dieser übrigens harmlosen Erlebnisse ist gesättigt mit Leben, Wirklichkeit und Treffsicherheit des Ausdrucks. Kreuz und quer durch Deutschland, die Schweiz und Österreich führt sein Weg, jede Landschaft, die er durchzieht, jedes Städtchen, in dem er arbeitet, weiß er mit ein paar Strichen charakteristisch hinzusetzen. Wie er zum Beispiel das rheinische Wesen schildert und im Gegensatz dazu Wien, die Schweiz, Dresden und besonders seine Heimat Langensalza, ist bewundernswert. Bechstedts Buch ist eine reiche Fundgrube für den Kulturhistoriker und Literaturkenner. Weniger für den Historiker, denn der Bäckermeister aus Langensalza war kein Zoon politikon, im Gegenteil, von den ungeheuren Umwälzungen, die Deutschland in den Jahren 1805–1810 erlebte, spüren wir kaum einen Hauch. Es ist, als wenn das ganze Land in einer Art Traumzustand gelegen habe, wie große Schlangen ihr Opfer, ehe sie es verschlingen, durch ihren Blick in eine gewisse Erstarrung bringen. Aber dafür eine überraschende Vielseitigkeit des Alltags, ein gemütliches, innerlich gesundes Arbeiten und Schaffen an der eigenen Lebensaufgabe. Das ist der Grund, aus dem nach der einen Seite J. P. Hebels unvergängliche Meistererzählungen erwuchsen, nach der anderen Jos. v. Eichendorffs Handwerksburschen, Musikanten und wandernde Studenten. In Bechstedts Wanderbüchlein tritt mehr als ein Geselle auf, der die blaue Blume im Knopfloch trägt.

Waidmannslust — C. F. van Vleuten

Musikalische Charakterköpfe. Von Ernst Bücken. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 74 S. Geb. M. 4,–.

Eine Sammlung musikästhetischer Essays. Größte Meister der Musik werden mit klarem Licht bestrahlt. Die mystischen Dunkel schicksalhafter Verbundenheit mit ihrer Zeit werden hell. Oder die Naturverbundenheit des Schaffens wird aufgezeigt („Schubert und Schumann als Naturmaler im Lied"). Prachtvoll ist der Abschnitt über E. T. A. Hoffmann,

der als Musikästhetiker gewürdigt wird; seine zukunftsträchtigen Gedanken ahnten die musikalische Dramatik eines Wagner voraus.
Alles in allem ist das Buch eins für den Musikfreund, für den Gebildeten, oder überhaupt den, den es drängt, tiefer zu schürfen. Bückens „Musikalische Charakterköpfe" sind für den Nur-Literaten dasselbe, was für den Nur-Musiker Eulenbergs „Schattenbilder" bedeuten: Eine reizvolle Lektüre, die Werte hinterläßt.

Berlin-Zehlendorf — Ernst Viebig

Almanache, Jahrbücher und Kalender

Von Fritz Carsten (Berlin)

„Halt ein mit deinem Segen!" — Wer weiß, ob nicht noch Nachzügler kommen? Die Fülle der Veröffentlichungen zu verlegerischen Propagandazwecken ist heuer noch weit größer als im vorigen Jahr. Hatte man aber 1924, bei aufsteigender Konjunktur in allen Geschäftszweigen, auch im Buchhandel die Empfindung, einer gesunden Entwicklung würden damit die Wege geebnet, so sieht man heute die Anstrengungen, die der Buchverleger macht, um das Interesse der Kundschaft auf seine Produktion zu lenken, recht skeptisch an. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß hier häufig weniger — mehr gewesen wäre. Nichtsdestoweniger wollen wir dankbar dafür sein, daß wir alle unsere alten Freunde wieder begrüßen können und ein paar neue, die sich ihnen gesellt haben, dazu.
In gewohnter Reichhaltigkeit, in vornehmer Ausstattung und mit geschmackvollen Bildbeigaben präsentiert sich der Almanach 1926 des S. Fischer Verlages (Berlin). Er bedarf, ebensowenig wie der Verlag selbst, besonderer Empfehlung. Die alten Bekannten, längst Berühmten grüßen uns wieder. Nur zwei neue Namen unter ihnen, aber keine deutschen: es sind die eines Russen und eines Engländers. Zeichen der Zeit? — Auch der Insel-Almanach für das Jahr 1926 (Insel-Verlag, Leipzig) zeigt keinen Entdeckerehrgeiz. Wohl aber legt der Verlag Wert darauf, in Ausstattung, Bildbeigaben und Text Gewähltes zu bieten. Er beschränkt sich nicht auf Literarisches, sondern zieht auch Musik und bildende Kunst in sein Bereich. — Zum erstenmal erscheint die J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger (Robert Kröner, Stuttgart-Berlin) unter den Almanachspendern. Sie hat ihn, ihrem altehrwürdigen Signet zuliebe, den Greifen-Almanach 1926 genannt und ihn der Tradition des vornehmen Hauses entsprechend ausgestattet. Dieser Tradition trägt auch der Inhalt Rechnung, indem er mit Autorenbriefen an Cotta aus der Feder Schillers, Goethes, Kleists beginnt. Dann folgen die zeitgenössischen Autoren, geführt vom Höchstgeborenen, dem Kronprinzen Wilhelm, dem sogar Sudermann und Herzog, die ihn wohl in Auflageziffern geschlagen haben, nachstehen müssen. — Auch die Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag (Frankfurt a. M.) hat ihren Almanach 1926 wieder unter dem Titel „Der eiserne Steg" erscheinen und sich von Fritz von Unruh dazu eine Einführung in Vers und Prosa schreiben lassen, die in die Worte ausklingt:

> „Jeder sucht sich eine Brücke
> Ob aus Eisen
> Oder Stein —
> Jeder fühlt das gleiche Sehnen.
> Drum sei auch Jeder Jedem:
> Pfeiler,
> Kette, Glied
> Und Bogen
> Zum Hinüber —
> Zu dem Ufer!"

Dem Dramatiker Fritz von Unruh widmet dann Wolfgang Stammler einen einfühlenden Essay, während der übrige Teil des Almanachs, dem Charakter des Verlags entsprechend, historisch-politische und wirtschaftspolitische sowie geographische Aufsätze erster Autoren in reicher Fülle enthält. — Der zierliche und geschmackvolle Diotima-Almanach (Walter Hädecke Verlag, Stuttgart), den einige sehr schöne Bildbeigaben schmücken, unter denen besonders die vortrefflichen Zeichnungen von Gustav Wolf „Die Reise nach Tetuan, das Erlebnis eines Malers", den Blick fesseln, läßt vor allen Dingen süddeutsche Autoren zu Worte kommen und keinen Augenblick vergessen, daß es der Verlag der vielgerühmten Diotima-Klassiker und der Verlag eines Wilhelm von Scholz ist, der über seine Jahresleistung Rechenschaft ablegt. — Zum erstenmal erscheint „Der Morgen", ein Almanach des Verlages Carl Reißner in Dresden 1926. An Reichhaltigkeit nimmt er es mit allen anderen auf, bringt aber seinem Titel nicht das Opfer, Berühmtheiten von morgen in die Literatur einzuführen. Im Gegenteil; er operiert hauptsächlich mit längst bewährten Namen, und ein Gerhart Hauptmann steuert sogar ein Sonett handschriftlich bei. Daß Eulenberg, Hartleben, Holz, Maeterlinck, van Eeden und viele andere dabei sind, zeigt die Reichhaltigkeit des Verlages, daß Künstler wie Liebermann, Zille, Groß, Kollwitz, Kubin und andere mit Zeichnungen vertreten sind, seinen

guten Geschmack und seine Richtung. — Mit einem kleinen Jahrbuch „Ähren aus der Garbe" tritt der Matthias-Grünewald-Verlag (Mainz) zum erstenmal auf und bringt, seinem erlauchten Namenspatron entsprechend, religiöse und religionsphilosophische Beiträge aus der Feder hervorragender Kirchenfürsten und geistlicher Dichter und Schriftsteller. Aber auch Michelangelo ist vertreten mit einigen Gedichten, die Richard Knies, einer der weltlichen Dichter des Verlages, in Gemeinschaft mit dem ausgezeichneten Literaturhistoriker Johannes Mumbauer vortrefflich verdeutscht hat. — Bescheiden äußerlich, aber inhaltlich vollwertig ist das Jahrbuch, das F. A. Brockhaus (Leipzig) „Den Freunden des Verlages" reicht, die wissen, daß sie interessante Berichte aus der ganzen Welt geographischen, historischen, politischen Charakters darin finden. Eine besonders hübsche Überraschung bereitet er ihnen mit dem, seinem Archiv entnommenen, aus Athen, 18. April 1841 datierten Brief H. C. Andersens an Pauline Brockhaus, in dem der Märchendichter über seine Erlebnisse in Rom und Athen berichtet. — Der Amalthea-Almanach 1926 (Amalthea-Verlag, Zürich, Wien, Leipzig) beginnt mit Julius Rodenbergs Aufsatz über „Die philosophischen Grundlagen der neuen Buchkunst" und verteilt seine Beiträge auf Literatur, Theater, Musik, Geschichte und Philosophie in anregender Zusammenstellung. — Zum erstenmal kommt der alte angesehene Verlag Orell Füßli (Zürich, Leipzig, Berlin) mit einem Almanach und gibt darin einen Überblick über die ausgedehnte Verlagstätigkeit, die sich über reine Belletristik, der durch einen Romanwettbewerb im Jahre 1924 drei neue wertvolle schweizer Autoren gewonnen wurden, Reisen und Erlebnisse, Jugendbücher, Philosophie, Philologie, Psychologie und Kunstbücher erstreckt. Er läßt natürlich in erster Linie schweizer Autoren zu Worte kommen. Besonderes Lob verdient die ausgezeichnete Reproduktion der zahlreichen Bilder und Porträts. — Wenn der Verlag L. Staackmann (Leipzig) sein Vortragsbuch von Erich Fortner auch nicht als Almanach bezeichnet hat, so wird er es wohl gewiß nicht als eine Herabsetzung empfinden, wenn ich dies mit feinem Verständnis für die praktischen Bedürfnisse und zugleich für die literarische Wirkung zusammengestellte Buch, das nur Werke von Dichtern des eigenen Verlages enthält, als ein zum mindesten gleichwertiges, vielleicht sogar wirksameres Mittel zur Propagierung seiner Verlagswerke, diesen Almanachen anreihe. —

Unter den Jahrbüchern sei das dem Reichspräsidenten gewidmete, seinen Namen tragende Hindenburg-Jahrbuch 1926 des Verlages K. F. Koehler (Berlin-Leipzig) an erster Stelle genannt. — Ihm schließe ich das Niedersachsenbuch 1926 des Richard Hermes Verlag (Hamburg) an, das wiederum durch seinen „niederdeutschen Kürschner" und dadurch, daß es die Bekanntschaft mit einer großen Zahl von Lokal- und Heimatdichtern vermittelt, die bisher noch nicht weit über einen engen Kreis hinausgedrungen sind, es aber, wenigstens zum Teil, verdienen, gerade für Literaturfreunde, wie die Leser dieser Zeitschrift es sind, besonderen Wert hat. — Der literarische Ratgeber für die Katholiken Deutschlands (Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges., München) beschränkt sich nicht auf die Empfehlung der eigenen Verlagswerke, sondern bespricht in dankenswerter Weise die gesamte literarische Produktion des verflossenen Jahres, allerdings stets unter dem Gesichtspunkt, ob und wieweit sie katholischen Lesern, nach Ansicht des Herausgebers Friedrich Funk, zur Lektüre empfohlen werden kann. —

Karl Heinemann legt den Goethe-Kalender 1926 der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung (Leipzig) vor. In üblicher Weise wird der Ereignisse aus Goethes Leben vor hundert Jahren gedacht, sodann wird die „Pandora" und das „Nausikaa-Fragment" weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Auch wird, anschließend an Goethes Terzinen auf Schillers Schädel, über die tatsächlichen Unterlagen zu diesem Gedicht unterrichtet. — „Alt-Wiener-Kalender für das Jahr 1926" nennt der Amalthea-Verlag (Zürich, Leipzig, Wien) eine sehr schön ausgestattete, mit den Bildern zahlreicher altwiener Persönlichkeiten geschmückte Publikation, die vor allem Theater- und Musikthemen behandelt. Daneben berichtet Heinrich Blume über „Gottfried Kellers Vater in Wien", Wilhelm Tinter-Marienwil über „Waldmüllers Nachlaß", und ein Anonymus weist nach, daß Adalbert Stifters Novelle „Die Schwestern" der Bekanntschaft des Dichters mit den lieblichen Geigerinnen Therese und Marie Milanollo, deren Porträts hier wohl zum erstenmal wiedergegeben werden, ihre Entstehung verdankt. — „Mutter Deutschland, Kalender 1926" herausgegeben vom „Görlitzer Anzeiger" (Görlitz), „Der Klüt", Heimatkalender für das mittlere Wesergebiet (Brechtsche Buch- und Musikalienhandlung, Hameln) und der „Kalender der Waldstätte", 2. Jahrgang 1926 (Verlag Gebrüder J. u. F. Heß in Engelberg-Basel) tragen den üblichen volkstümlichen Charakter mit dem nötigen lokalen Einschlag und entsprechen sicher den Bedürfnissen der zahlreichen Leser ihrer Heimatprovinzen, für die sie bestimmt sind. —

Von den Abreißkalendern kommen wieder in gewohnter friedensmäßiger Ausstattung und Reich-

haltigkeit der Dürer-Kalender für Kultur und Kunst (Dürer-Verlag Karl Maußner, Berlin-Zehlendorf) und der von Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf herausgegebene Kalender „Kunst und Leben“ und werden die vielen Freunde, die sie sich im Lauf der Jahre mit Recht erworben haben, erfreuen und das ganze Jahr hindurch vollauf befriedigen. — Nicht minder tut es sicher der von Franz Maria Feldhaus im Verlag von R. Oldenbourg (München) herausgegebene illustrierte technisch-historische Abreißkalender für 1926 „Tage der Technik“, der sich hoffentlich nun bereits einen so großen Interessentenkreis erobert hat, wie er in einem Lande, in dem die Technik eine so hervorragende Rolle im Wirtschaftsleben spielt wie in Deutschland, finden kann und muß. Zum Schluß sei der originelle Buchkalender 1926, den der Verlag Emil Fink in Stuttgart herausbringt, erwähnt. Er ist den großen deutschen Verlegern gewidmet, die das Jahr über durch Fink ihre Ankündigungen den Zeitschriften zugeführt haben. Neben seinem sehr hübsch ausgewählten belletristischen Teil bringt er den Lesern dieser Zeitschrift wertvolle Daten über die großen deutschen Verlagsbuchhandlungen.

Wie erwartet, haben sich nach Abschluß der Übersicht noch einige Nachzügler eingestellt, die wenigstens kurz erwähnt werden sollen. Die Firma Anton Schroll & Co. in Wien hat wieder wie im Vorjahr einen, vor allem ihre Kunstproduktion berücksichtigenden Almanach geschaffen. Uns hat besonders ein sehr sympathisches Altersbildnis Grillparzers von Kriehuber und eine höchst charakterische Porträtierung von Nestroy nach einer Lithographie von Prinzhofer interessiert. Aber auch inhaltlich ist der Almanach sehr reichhaltig. — Neu ist der Alt-Prager Almanach, herausgegeben von Paul Nettl im Verlag der Bücherstube (Paul Steindler und Julius Bunzl-Federn). Alfred Klaar leitet ihn mit reizvollen Erinnerungen „Aus alten Tagen der Prager ‚Concordia‘“ ein. Die ausgezeichnete Lyrikerin Hedda Sauer steuert ein kleines Genrebild bei. Heinrich Teweles berichtet über Goethes Eindrücke in Prag, und auch sonst sind alle großen Namen der prager Literaria wie Franz Werfel, Ernst Rychnowski, Egon Erwin Kisch, Oskar Baum, Friedrich Adler, Hugo Salus, Max Brod und viele andere angemessen vertreten. — Den Schluß bilde der Almanach der Hanseatischen Verlagsanstalt in Hamburg, die sich den heiligen Vogel des Buchhandels, die Eule, dreifach als Deckschild gewählt hat. Zwei mißvergnügte Eulen, deren Mißvergnügen durchaus bei der heutigen Lage des Buchhandels verständlich ist, schmücken den Umschlag, der die dritte Eule im Titel „Uhlenhorst“ birgt.

Nachrichten

Todesnachrichten. André Beaunier ist nach einer Meldung vom 12. Dezember in Paris verstorben. Er war als Kritiker des „Echo de Paris“ und der „Revue des deux Mondes“ auch im Ausland bekannt geworden. Unter seinen Bühnenwerken hat „Die anspruchsvolle Irene“ den größten Erfolg davongetragen. Von seinen beiden Romanen „L'homme qui a perdu son moi“ und „Suzanne et le plaisir“ kommt dem letzteren die größere Bedeutung zu, weil hier ein reizvoller, moderner Frauentypus in die Literatur eingeführt worden ist.

Jegor Jefimowitsch Netschajeff, einer der ältesten russischen proletarischen Dichter, verstarb im Alter von 66 Jahren. Vor dem Kriege erschienen seine Gedichtsammlungen „Arbeitslieder“ (1911) und „Abendlieder“ (1914).

Miro Quesada, dem schriftstellerische Bedeutung zukommen soll, ist im November einem Pistolenduell zum Opfer gefallen, das er mit dem hervorragenden südamerikanischen Lyriker José Santos Chocano auszufechten hatte.

Elysio Carvalho, ein angesehener brasilianischer Schriftsteller, ist Anfang November verstorben.

Alejandro Martinez Luján ist Ende Oktober einem Unfall in Buenos Aires erlegen. Er zählte zu den namhaften Schriftstellern seines Landes.

Arturo Cuyás ist im November verstorben. Aus Barcelona gebürtig, war er lange Zeit in Neuyork und Havanna bei spanischen Blättern tätig gewesen und hatte zuletzt die katalanische Zeitschrift „La Llumenera“ geleitet.

Julio Martin, ein verdienstvoller Schriftsteller, ist im November in Saragossa gestorben.

* * *

Der Goncourt-Preis wurde Maurice Genevoix für seinen Roman „Raboliot“ zuerkannt. Genevoix steht im Alter von 35 Jahren. Seine früheren Bücher, „Sous Verdun“ und „Le Rémy des Roches“ hatten die Anerkennung der Kritik und eines kleineren verständnisvollen Publikums gefunden, ohne sich recht durchsetzen zu können.

Der Preis Femina ist dem Schriftsteller Joseph Delteil für seine „Jeanne d'Arc“ zuerkannt worden, — die gleiche Stimmenzahl war Thomas Raucat, einem jungen Dichter, zugefallen. Durch die Entscheidung der Vorsitzenden ist der Preis Joseph Delteil gesichert worden.

O. Guinaudeau in Bordeaux hat für seine Lavater-Biographie von der „Académie des Sciences morales et politiques“ einen Teil des Audiffret-Preises im Betrage von 1000 Franken erhalten.

Jakob Haringer ist der Preis der Gerhart-Hauptmann-Stiftung im Betrage von 3360 M. zuerkannt worden.

Karel van de Woestijne ist der flämische Literaturpreis zugesprochen worden.

Johannes Schlaf zu Ehren, dessen Vorfahren in Mücheln ansässig waren, ist in Mücheln eine Straße mit seinem Namen bezeichnet worden, — nach Querfurt schon die zweite Johannes-Schlaf-Straße in Deutschland.

In der in Mainz herausgegebenen Revue Rhénane vom November-Dezember 1925 ist ein Aufsatz von Gottfried Fittbogen über den deutschböhmischen Dichter Hans Watzlik, der im Augustheft der „Literatur" erschienen ist, zum großen Teil (in französischer Übersetzung) abgedruckt. Der Verfasser legt Wert darauf mitzuteilen, daß dies ohne sein Wissen geschehen ist. Er steht mit diesem Blatte, dessen Charakter hinreichend bekannt ist, in keiner Verbindung.

Die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz hat ihre Ehrengabe für 1925 zu gleichen Teilen von je 400 Mark den Dichtern Wilhelm Schmidtbonn und Rudolf Pannwitz verliehen.

Francisco Rodriguez Marin, Direktor der Bibliotheca National und geschätzter Cervantesforscher, wurde zum Mitglied der Academia de la Historia gewählt.

Karl Hans Strobl sendet uns folgende Erklärung: „Eine ganze Reihe mir höchst unliebsamer Verwechslungen zwischen mir und einem schreibenden Zeitgenossen meines Namens, die in der letzten Zeit vorgekommen sind, veranlassen mich, darauf aufmerksam zu machen, daß die unter dem Namen Karl Strobl erscheinenden Erzeugnisse nicht von mir stammen. Ich kann den Herrn natürlich nicht hindern, Karl Strobl zu heißen, aber ich lege Wert darauf, es im Bewußtsein des Publikums recht lebendig gegenwärtig zu wissen, daß sich die Produkte dieses Herrn von den meinen in Stoff und Stil wesentlich unterscheiden."

* * *

Hermann Hoßfeld, Eisenach, schreibt uns: „Zur Ergänzung Ihrer Mitteilung im Januarheft 1926, S. 249, über die auf der Wartburg erfolgte Gründung einer Walter-Flex-Gedächtnisstiftung möchte ich Ihnen mitteilen, daß der Plan, einen Porphyr-Gedenkstein nach Entwurf von Professor Hosäus auf dem ... Breitengescheid zu errichten und den Ort zu einer Wallfahrtsstätte deutscher Jugend zu machen, stärkstem Widerspruch beim ‚Bund Heimatschutz für das Eisenacher Land' und in weiten Kreisen der eisenacher Einwohnerschaft aller Richtungen, zumal auch der eisenacher Jugend, begegnet. Sie alle haben vorgeschlagen, das Haus der Familie Flex in Eisenach anzukaufen und zu einem Jugendheim auszugestalten, das in dem vielbesuchten Eisenach immer noch fehlt; sie haben nachdrücklich gefordert, daß die leider schon mit Denkmälern, Villen im Stil von 1890 und dergleichen dicht und bunt besetzten Höhen Eisenachs endlich verschont bleiben; sie verlangen schließlich, daß Flexens eigener Wunsch einer Ehrung ohne Erz und Stein (siehe sein Gedicht ‚Die Dankesschuld') besser beachtet werde."

Die germanistische Abteilung der Yale-Universität in Amerika hat einen Briefwechsel erworben, der über die Wirkung von „Werthers Leiden" in England Auskunft gibt und durch den jetzt festgestellt wird, daß die in der englischen Literatur berühmten „Briefe Charlottes", eine Streitschrift gegen den Werther, von einem jungen Buchhändler Namens W. James hergerührt haben.

Im fünften Jahrbuch der Sammlung Kippenberg wird ein neuaufgefundener Brief Goethes an den Geheimrat Christian Friedrich Schnauß, seinen Kollegen im Geheimen Konseil, vom 16. Oktober 1779 bekanntgegeben.

Einer fragwürdigen Pressemeldung zufolge („Magdeburger Ztg. 631") soll ein Nachkomme Shakespeares, Hunter Charles Rogers, bei Ausgrabungen auf den Gütern des Marquis von Northampton in Warwickshire 140 Bogen Shakespeare-Manuskript in Shakespeares eigener Handschrift aufgefunden haben.

In El Toboso sollen im November 1925 interessante Dokumente zum Vorschein gekommen sein, die wertvollen Aufschluß über Cervantes' Vorbilder zur Figur des Don Quijote bzw. seiner Dulzinea geben. Der Cervantist Francisco Rodriguez Marin andererseits hat ebenda kürzlich erst Spuren einer Familie López de Cervates aufgefunden. Aus den hierauf bezüglichen, noch unveröffentlichten Dokumenten scheint bisher allerdings nicht hervorzugehen, ob die Cervantes zu El Toboso derselben Familie wie der Dichter angehörten. Das Modell zum Don Quijote glaubt Marin in einem Hidalgo aus Esquivias gefunden zu haben, einem Verwandten seiner Frau mit Namen Alonso Quijada (verballhornt in Quijote). Das Vorbild der Dulzinea war nach ihm vermutlich Doña Ana Zarco de Morales, Mitglied einer in El Toboso ansässigen Hidalgofamilie.

Die polnische Verlagsanstalt Biblioteka Narodowa plant die Herausgabe von Heines Werken in polnischer Sprache unter Redaktion des Dichters Ladislaus Nawrocki.

Von folgenden Autoren des Fischerschen Verlages (Berlin) werden demnächst Übersetzungen erscheinen: Gerhart Hauptmann, „Die Insel der großen Mutter", spanisch, „Fasching", russisch; Hermann Hesse, „Siddharta", holländisch und bulgarisch; Bernhard Kellermann, „Die Brüder Schellenberg", ungarisch und holländisch; Thomas Mann, „Der Zauberberg", holländisch; Jakob Wassermann, „Faber oder die verlorenen Jahre", holländisch, „Laudin und die Seinen", holländisch und ungarisch.

In Charkow, der jetzigen Hauptstadt der Ukraine, ist ein Schewtschenko-Institut ins Leben gerufen worden, welches sich die wissenschaftlich-literarische Erforschung des Schaffens des nationalen Dichters Taraß Grigorjewitsch Schewtschenko und seiner Epoche zur Aufgabe stellt. In enger Verbindung mit dem neuen Institut steht das Schewtschenko-Haus, das als literarhistorisches Museum nach dem Muster des Puschkin-Hauses in Leningrad dienen wird. Die Organisation des Schewtschenko-Instituts liegt in Händen einer speziellen Kommission unter der Leitung Professor Bagolejs.

Das A. A. Jakowlefffsche Palais am Twerskoj-Boulevard aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, in dem Alexander Herzen sowie auch seine Cousine und spätere Gemahlin Natalie geboren wurden, ist seitens der Sowjetregierung dem Allrussischen Schriftstellerverband als Vereins- und Klubhaus übergeben worden. Die Schenkung erfolgte noch 1920 aus Anlaß der fünfzigjährigen Wiederkehr des Todestages A. Herzens, aber die eigentliche Besitzergreifung und die Instandsetzung des Vereinshauses konnte erst jetzt stattfinden.

Gleichzeitig mit der offiziellen Inaugurationsfeier des Herzen-Hauses wurde in dessen Räumen eine Schriftstellerausstellung eröffnet, an der sich zirka 200 russische Schriftsteller verschiedenster Richtung mit Ausgaben, Manuskripten, Porträts und manchen bibliographischen Seltenheiten aus der Zeit der Revolutionsjahre 1917—1925 beteiligten. Ein besonderer Saal des Vereinshauses ist für ein Herzen-Museum bestimmt, für das bereits eine Anzahl Ausstellungsgegenstände zusammengebracht sind.

Zum vierzigjährigen Jubiläum der literarischen Tätigkeit Wikentij Wikentjewitsch Weressajeff fand in Moskau eine öffentliche Feier statt. Weressajeff, Mediziner von Fach, hatte sich seinerzeit besonders durch seine auch ins Deutsche übertragenen „Aufzeichnungen eines Arztes" einen Namen gemacht; letzthin lenkte er durch den Roman aus der Revolutionszeit „In der Sackgasse" die Aufmerksamkeit auf sich.

(P. E.)

Der Hauptvorstand des Eichendorff-Bundes hat durch Hinzutritt des breslauer Privatdozenten für deutsche Literaturgeschichte Hans Heckel eine Erweiterung erfahren. Die Mitglieder des Bundes erhalten die Zeitschrift „Der Wächter" vom Amalthea-Verlag in Wien kostenlos geliefert.

Zu dem Artikel „Rudolf Hammons Dichtung" von Ilse Otto (L. E. XXVIII, 205) teilen wir mit, daß von Hammon folgende Werke im Buchhandel erschienen sind: „Die Schöpfung", „Das Buch der Verzückung", „Der Jüngste Tag" (Frankfurt a. M., Siebener-Verlag G. m. b. H.).

* * *

Uraufführungen. Wien, Stadttheater: „Aus eines Volkes schwerer Zeit". Trauerspiel von Rudolf Weitzer (22. November 1925). „Der Zahltag". Volksstück von Fritz Goldnagl (18. Dezember 1925). — Lustspielhaus: „Auf Welle 530". Schwank von M. Raimann und Otto Schwarz (4. Dezember 1925). — Neues Wiener Stadttheater: „Er will eine moderne Frau". Lustspiel von Hans Naderer (6. November 1925). — Renaissancebühne: „Exzellenz Honka". Komödie von Armin Friedmann (22. Dezember 1925). — Graz, Schauspielhaus: „Dietrichspiel". Von Eduard Hoffer (Dezember 1925).

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Boy-Ed, Ida. Aus alten und neuen Tagen. Novellen. Stuttgart 1926, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 314 S. Geb. M. 6,50.

Bradl, Emil. Das unsichtbare Haus. Roman. Reichenberg 1925, Gebr. Stiepel. 273 S. M. 5,—.

Burghauser, Wolfgang. Mädi Heidebauer. Roman. Reichenberg 1925, Gebr. Stiepel. 492 S. M. 6,50.

Deutsche Märchen aus dem Donaulande. In Verbindung mit Viktor von Geramb, J. R. Bunker, P. Romuald Pramberger, Siegfried Troll und Adolf Schultern. Herausgegeben von Paul Zaunert. Jena 1925, Eugen Diederichs. 343 S. M. 5,— (7,50).

Döblin, Alfred. Reise in Polen. Berlin 1925, S. Fischer. 367 S. M. 6,50 (8,50).

Dohrmann, Hans. Chaos. Ein Revolutionsroman aus dem Baltikum. Magdeburg 1925, Frundsberg-Verlag. 368 S. M. 6,— (7,20).

Ebermayer, Erich. Sieg des Lebens. Roman. Leipzig 1925, Ernst Oldenburg. 308 S. M. 4,— (6,—).

El-Correl, Das Weib und der Centaur. Novellen. Berlin 1925, Eysler & Co. 114 S. Geb. M. 6,—.

Engelhardt, Ewald. Svantas Lucia. Novelle. Artern i. Thür. 1926, Verlag Bergwart. 35 S. Geb. M. 2,—.

Enking, Ottomar. Der Wassermedicus von Schaddeby. Eine Erzählung aus dem 18. Jahrhundert. Bremen 1925, Carl Schünemann. 326 S. Geb. M. 7,—.

Flex, Walter. Gesammelte Werke. Bd. I/II. München 1925, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 450, 540 S. Geb. M. 16,—.

Franke, Ilse. Der kleine Goliath. Erzählungen aus den Schweizer Bergen. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co. VIII u. 166 S. M. 4,—.

Gail, Otto Willi. Der Schuß ins All. Ein Roman von morgen. Breslau 1925, Bergstadt-Verlag. 277 S. M. 4,— (5,80).

Gmelin, Otto. Temudschin, der Herr der Erde. Roman. Jena 1925, Eugen Diederichs. 318 S. M. 6,— (9,—).

Hartmann, Alfred Georg. Regierungsrat Schwitzgäbele. Geschichte einer Wandlung. Salzburg 1925, A. Polst. 169 S.

Hollatz, Dorothea. Der Sucher nach dem Wesentlichen. Roman. Darmstadt 1925, Val. Sachs. 178 S. M. 4,80.

Huch, Ricarda. Der wiederkehrende Christus. Eine groteske Erzählung. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 253 S.

Johannes, Martin Otto. Die Ukrainerin. Eine Geschichte aus dem Herzen Deutschlands. Zweite, neubearbeitete Auflage. Melsungen 1925, Heimatschollen-Verlag. 194 S. M. 3,50.

Kahlenberg, Hans von. Walter Sirmes D. E. G. Roman Berlin 1925, Vita Deutsches Verlagshaus. 363 S. M. 4,50 (6,50).

Kloerß, Sophie. Hille Hadersen, Roman. Berlin 1925, Guido Hackebeil A.-G. 188 S. M. 2,— (3,—).

Kofler, Franz Josef. Die Leiden der Forelle Finga. Märchenroman. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co. VIII u. 124 S. M. 3,40.

Kaergel, Hans Christoph. Heinrich Budschigk. Roman. Jena 1925, Eugen Diederichs. 282 S. M. 5,50 (8,50).

Lewald, Fanny. Die Familie Darner. Ein preußischer Roman aus napoleonischer Zeit. Bearbeitet und mit einer Einführung versehen von Heinrich Spiero. Königsberg i. Pr. 1925, Gräfe & Unger. 563 S. Geb. M. 6,—.

Massé, Grete. Euphrosine. Eine Geschichte aus Goethes Tagen. Tübingen 1925, Alexander Fischer. 79 S.

Messias-Legenden. Gesammelt von Micha Josef bin Gorion. Tübingen 1926, Alexander Fischer. 63 S.

Metz, Ernst. Menschliches und Allzumenschliches. Aus den Erinnerungen eines alten Richters. Berlin 1925, J. M. Spaeth. 235 S. M. 5,50.

Metzler, Rudolfina. Rheintalerkinder. Lustige Erzählungen. Mit 23 Zeichnungen von Johannes Thiel. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co. IV u. 168 S. M. 4,—.

Meyrink, Gustav. Goldmachergeschichten. Berlin 1925, August Scherl G. m. b. H. 261 S. M. 3,50 (5,50).

Naef, Paul. Unter malayischer Sonne. Reisen, Reliefs, Romane. Mit 41 Bildern und einer Karte. Frauenfeld 1925, Huber & Co. 313 S. M. 10,80.

Nord, F. R. Der schwarze Kalpak. Roman aus Anatolien. München 1925, Drei Masken Verlag. 407 S.

— König Pfau. Roman aus dem heutigen Mesopotamien. Mit einer Kartenskizze. (Der Abenteuer-Roman.) Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 403 S.

Paul, Adolf. Frau Sybrecht und die drei Hühnerdiebe. Eine Kriminalgroteske. München 1925, Albert Langen. 164 S. M. 3,— (5,—).

Polgar, Alfred. An den Rand geschrieben. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 297 S. M. 5,— (7,—).

Riesemann, Oskar von. Fluchten. Abenteuerliche Kapitel aus meinem Leben. Stuttgart 1925, J. Engelhorns Nachfolger. 331 S. M. 7,75.

Roth, Hanns Oskar. Der geißelschwingende Gott. Roman. Berlin 1925, Oesterheld & Co. 551 S. M. 6,50.

Salburg, Edith Gräfin. Hochfinanz. (Psyche des Geldes.) Das Buch eines Gewissens. Leipzig 1925, Hammer-Verlag. 323 S. M. 4,30 (5,70).

Schaffner, Jakob. Die letzte Synode. Stuttgart 1925, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 88 S.
Scheff, Werner. Tschandu. Der Roman einer Leidenschaft. Berlin 1925, August Scherl G. m. b. H. 255 S. M. 3,50 (5,50).
Schickele, René. Ein Erbe am Rhein. Roman in zwei Bänden. München 1925, Kurt Wolff. 300, 313 S.
Schmitt, Ernst. Leberecht Kitt. Der reitende Förster im Dachsloch. Roman. Jena 1925, Eugen Diederichs. 173 S. M. 3,50 (6,–).
Schwäbische Sagen. Gesammelt von Rudolf Kapff. Jena 1925, Eugen Diederichs. 218 S. M. 6,– (7,50).
Semerau, Alfred. Pietro Aretino. Ein Bild aus der Renaissance. Mit 20 Abbildungen. Wien 1925, Karl König. 188 S. M. 6,–.
Sommer, Fedor. Die Quecksilberkruke. Ein Novellen- und Skizzenbuch. Halle a. d. S. 1925, Buchhandlung des Waisenhauses. 161 S. Geb. M. 5,–.
Steguweit, Heinz. Lanzelot auf dem Dorfe. Erzählung. München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 157 S. M. 2,– (3,50).
v. Strauß und Torney, Lulu. Der Hof am Brink. – Das Meerminneke. Zwei Geschichten. Viertes Tausend. Jena 1925, Eugen Diederichs. 260 S. M. 5,50 (8,–).
Weinrich, Franz Johannes. Die Meerfahrt. Eine Erzählung. Berlin 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes. 204 S.
Welter, Nikolaus. Hohe Sonnentage. (Ges. Werke, Bd. V.) Braunschweig 1925, Georg Westermann. 271 S.
Welti, Helene. Famulus, der seltsame Pudel. Mit vier farbigen Bildern von Ernst Kreidolf. Zürich 1925, Rotapfel-Verlag. 122 S. Geb. M. 7,–.
Wilker, Karl. Der Lindenhof. Werden und Wollen (Lichtkampf-Bücher II, 2). Kettwig a. d. Ruhr 1924, Lichtkampf-Verlag. Hanns Altermann. 172 S. M. 3,–.
Wrede, Friedrich Fürst. Politeia. Ein Roman aus jüngst vergangenen und künftigen Tagen. Darmstadt 1925, Ernst Hofmann & Co. 825 S. M. 10,– (12,80).
Zaunert, Paul. Plattdeutsche Märchen. (Deutsche Volkheit.) Jena 1925, Eugen Diederichs. 79 S.
Zigeunermärchen. Unter Mitwirkung von Martin Block und Johannes Ipsen. Herausgegeben von Walther Aichele (Märchen der Weltliteratur). Jena 1926, Eugen Diederichs. 344 S. Geb. M. 5,–.
Zweig, Arnold. Regenbogen. Erzählungen. Berlin 1925, J. M. Spaeth. 442 S. M. 7,50.

* * *

Howden Smith, Arthur D. Porto Bello Gold. Ein Abenteurer-Roman. Deutsch von Paul Baudisch. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 472 S. M. 5,50 (9,–).
Kennedy, Margaret. Die treue Nymphe. Roman. München 1925, Kurt Wolff. 400 S. M. 5,– (7,50).
Wells, H. G. Die Geschichte einer Ehe. Roman. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 580 S. M. 6,– (9,–).
Geschichten aus Alt-Island Bd. III. Havards Rache. Die Söhne der Droplaug. Übertragen und mit einer Einleitung herausgegeben von Walter Baetke. Mit 2 Karten und 12 Abbildungen. 160 S. M. 3,50.
– Bd. IV. Gisli der Geächtete. Übertragen und mit einer Einführung herausgegeben von Ludwig Meyer. Mit 3 Karten, 2 Plänen und 6 Abbildungen. Hamburg 1925, Hanseatische Verlagsanstalt. 137 S. M. 3,–.
Béraud, Henri. Das Martyrium des Dicken. Roman. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 211 S. M. 3,– (4,50).
Gide, André. Isabelle. Deutsch von Fritz Donath. Berlin 1926, J. M. Spaeth. 165 S. Geb. M. 6,–.
Hugo, Viktor. Der lachende Mann. Ein Roman. Berlin, Erich Reiß. 687 S.
Tillier, Claude. Mein Onkel Benjamin. Übersetzt von Josef Hofmiller (Die schönsten Erzählungen, Bd. 23). München o. J., Albert Langen. 243 S. Geb. M. 4,–.
Blanche, August. Erzählungen eines Droschkenkutschers. Aus dem Schwedischen übertragen von Lotto Mittendorf-Wolff. (Hausschatzbuch 48.) München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet. K.-G. 149 S. Geb. M. 1,50.
Laurent, Vivi. Vivis Reise. Ein Jahr als Dienstmädchen in Amerika, die Abenteuer einer schwedischen Studentin. Bd. II. Von der Stadt am Salzsee bis zum Strande des Stillen Ozeans. Deutsch von Nora Feichtinger. Mit Zeichnungen des Verfassers. Gotha 1926, Leopold Klotz. 165 S. M. 2,40 (3,60).
Fleuron, Svend. Die Schwäne vom Wildsee. Roman. Jena 1925, Eugen Diederichs. 162 S. M. 3,– (5,–).
Babits, Michael. Das Kartenhaus. Der Roman einer Stadt. Aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein. Berlin 1926, J. M. Spaeth. 460 S.
Reymont, W. S. Die polnischen Bauern. Gekürzte und vom Verfasser autorisierte Ausgabe veranstaltet von Jean Paul d'Ardeschah. Jena 1925, Eugen Diederichs. 684 S. Geb. M. 12,50.
Malaiische Erzählungen. Romantische Prosa. Lustige Geschichten. Geschichten vom Zwerghirsch. Aus dem Malaiischen übertragen von Hans Overbeck. Jena 1925, Eugen Diederichs. 277 S. M. 11,–.

Lyrisches und Episches

Benn, Gottfried. Spaltung. Neue Gedichte. Berlin-Wilmersdorf, Alfred Richard Meyer. 38 S. M. 2,80.
Bergmann, Hilde. Die heiligen Reihen. Gedichte. Wien o. J., Paul Knepler. 128 S.
Brandenburg, Hans. Sommersonette. Leipzig 1925, H. Haessel. 48 S. M. 3,– (5,–).
Droste-Hülshoff, Annette. Auswahl in einem Band (Gedichte, Epen, Erzählungen). Herausgegeben und eingeleitet von Martin Lang. Stuttgart-Berlin o. J., Deutsche Verlags-Anstalt. 443 S.
Eckmann, Heinrich. Haus in Blumen. Gedichte. Hamburg 1925, Richard Hermes. 77 S. M. 3,50.
Fehse, Willi Richard. Frühnot. Gedichte. Leipzig 1924, Xenien-Verlag. 61 S.
Haringer, Jakob. Die Dichtungen. Bd. I. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 240 S. M. 5,50 (8,50).
Kerr, Alfred. Caprichos. Strophen des Nebenstroms. Berlin 1926, J. M. Spaeth. 209 S. Geb. M. 6,50.
Klabund, Gedichte. Berlin 1926, J. M. Spaeth. 227 S. Geb. M. 7,–.
Mette, Alexander. Gedichte, Darlegungen. I. Dessau 1925, Dion-Verlag, Liebmann & Mette. 78 S.
Mörikes Gedichte. Goldglockentöne (Deutsche Dichter für Jugend und Volk 2). Osterwieck-Harz 1925, A. W. Zickfeldt. 52 S. M. –,80 (1,50).
Niederdeutsches Balladenbuch. Herausgegeben von Albrecht Janßen und Johannes Schräpel. Mit einer Einleitung von Börries, Freiherrn von Münchhausen. München 1925, Georg D. W. Callwey. 307 S. M. 8,–.
Santer, Anton. Abseits. Innsbruck 1925, Brenner-Verlag. 112 S.
Scharl, O. M. Cap., P. Severin M. Auf einsamen Wegen. Lieder von Altar und Zelle. München 1925, Verlag der St. Antonius-Druckerei. 72 S. M. 1,50 (2,–).
Schmücker, Else. Die tausend Schritte. Gedichte. Paderborn 1925, Ferdinand Schöningh. 111 S. M. 4,–.
Spiegel, Emil. Einkehr und Abwehr. Gedichte aus dem Nachlaß. Herausgegeben von seinen Freunden. Wien 1925, R. Löwit. 259 S.
Walden, Herwarth. Im Geschweig der Liebe. Gedichte. Berlin 1925, Verlag Der Sturm. 59 S.
Welter, Nikolaus. Gedichte. (Ges. Werke, Bd. I.) Braunschweig 1925, Georg Westermann. 283 S.

* * *

Rimbaud, Arthur. Gedichte. Übertragung von Franz Rexroth. Wiesbaden o. J., Dioskuren Verlag. 109 S. Geb. M. 7,–.

Verlaine, Paul. Armer Lelian. Gedichte der Schwermut, der Leidenschaft und der Liebe. Übertragen von Alfred Wolfenstein. Berlin 1925, Paul Cassirer. 79 S.

Dramatisches

Böhlen, O. F. M., Hippolytus. Der Herold des großen Königs. Franziskusspiel in fünf Aufzügen und einem Nachspiel. Wiesbaden 1925, Hermann Rauch. 104 S.

Ewert, Ernst. Der Rebell. Ein kurzes ernstes Spiel. Vier Akte. Auftakt zum danziger Befreiungskampf. 1925. Als Manuskript gedruckt. 73 S.

Felner, Karl von. Die zwölf Brüder. Ein Wandermärchen. Berlin 1926, Verlag des Volksbühnenbundes. 88 S. M. 2,70.

* * *

Rolland, Romain. Der Triumph der Vernunft. Drama in drei Akten. Autorisierte Übersetzung von S. D. Steinberg und Erwin Rieger. Zürich-Leipzig 925, Rotapfel-Verlag. 126 S. Geb. M. 4,–.

Literaturwissenschaftliches

Bab, Julius. Shakespeare. Wesen und Werke. Stuttgart 1925, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 326 S.

Baumgartner S. J., Alexander. Goethe. Sein Leben und seine Werke. Neubearbeitet von Alois Stockmann, S. J. Sonderdruck der Nachträge und Ergänzungen aus der vierten Auflage des II. Bandes. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co. 32 S. M. 1,80.

Dichter und Denker im Sudan. Herausgegeben von Leo Frobenius (Atlantis V). Jena 1925, Eugen Diederichs. 383 S. M. 8,– (10,50).

Ernst, Carl. Das wahre Gesicht oder Swaantje. Ein Wort für Hermann Löns. Magdeburg 1925, Eulenspiegel-Verlag. 46 S. Geb. M. 1,30.

Güntter, Otto. Friedrich Schiller. Sein Leben und seine Dichtungen. Mit 107 Abbildungen nach zeitgenössischen Bildern und Illustrationen. Herausgegeben mit Unterstützung des Schiller-Nationalmuseums in Marbach. Leipzig 1925, J. J. Weber. 228 S.

Hettner, Hermann. Geschichte der Literatur im 18. Jahrhundert. Zweiter Teil. Braunschweig 1925, Friedr. Vieweg Sohn. 533 S.

Jantzen, Hermann. Wolfram von Eschenbach: Parzival. Eine Auswahl mit Anmerkungen und Wörterbuch. Berlin 1925, Walter de Gruyter & Co. 127 S. M. 1,25.

Klemperer, Viktor. Die moderne französische Literatur. Drei Vorträge. Leipzig 1925, B. G. Teubner. 97 S.

Mayer, Julius. Reinhold Baumstark und Alban Stolz. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co. 29 S. M. 1,–.

Meier, Walther. Jean Paul. Das Werden seiner geistigen Gestalt. Zürich 1926, Orell Füßli. 178 S. M. 6,40 (8,–).

Meier-Graefe, Julius. Dostojewski, der Dichter. Mit 10 Abbildungen. Berlin 1926, Ernst Rowohlt. 532 S.

Michel, Wilhelm. Martin Buber. Sein Gang in die Wirklichkeit. Frankfurt a. M. 1926, Rütten & Loening. 48 S. M. 1,– (2,–).

Obenauer, Karl Justus. Hölderlin – Novalis. Gesammelte Studien. Jena 1925, Eugen Diederichs. 291 S. M. 6,50 (9,–)

Roffler, Thomas Carl Spitteler. Eine literarische Feststellung. Jena 1925, Eugen Diederichs. 56 S. M. 2,–.

Schaukal, Richard von. Adalbert Stifter. Beiträge zu seiner Würdigung. Augsburg 1926, Johannes Stauda. 67 S. Geb. M. 2,–.

Spitteler, Carl. In Memoriam. Von Hermann Burte, Jonas Fränkel, Romain Rolland, Albert Steffen. Jena 1925, Eugen Diederichs. 34 S. M. 1,20.

Sulser, Wilhelm. Gerhart Hauptmanns „Narr in Christo Emmanuel Quint". Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen religiösen Dichtung. (Sprache und Dichtung, Heft 37.) Bern 1925, Paul Haupt. 59 S. M. 1,60.

Verschiedenes

Ackerknecht, Erwin. Die Erzväter der europäischen Philosophie. Stettin 1925, Verlag „Bücherei und Bildungspflege". 43 S.

Astra-Jahrbuch 1926. Astrologische Vorschau für das Jahr 1926. Herausgegeben von Freifrau Irene von Veldegg. Dresden 1925, Astra-Verlag. 96 S. M. 0,80.

Bauhausbücher: 1. Internationale Architektur. Herausgegeben von Walter Gropius. 106 S. – 2. Paul Klee, Pädagogisches Skizzenbuch. 50 S. – 3. Ein Versuchshaus des Bauhauses in Weimar. Zusammengestellt von Adolf Meyer. 76 S. – 4. Die Bühne im Bauhaus. 85 S. – 5. Piet Mondrian, Neue Gestaltung. Neoplastizismus. 66 S. – 6. Theo van Doesburg, Grundbegriff der neuen gestaltenden Kunst. 114 S. – 7. Neue Arbeiten der Bauhauswerkstätten. 133 S. – 8. L. Moholy-Nagy, Malerei, Photographie, Film. München 1925, Albert Langen.

Bäumer, Eduard. Das Kinderparadies. Berlin 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes.

Botticelli. Des Meisters Werk. In 55 Abbildungen. Herausgegeben von Wilhelm von Bode (Klassiker der Kunst, Bd. 30). Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 151 S. Geb. M. 16,—.

Buchholtz, Arend. Ernst von Bergmann. Mit Bergmanns Kriegsbriefen von 1866, 1870/71 und 1877. Vierte Auflage. Leipzig 1925, F. C. W. Vogel. 642 S. Geb. M. 24,–.

Buchner, Eberhard. Religion und Kirche. Kulturhistorische interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen (16.–18. Jahrhundert). München 1925, Albert Langen. 356 S. M. 3,50 (5,50).

Boehn, Max von. Die Mode. Menschen und Moden im Mittelalter. Vom Untergang der alten Welt bis zur Renaissance nach Bildern und Kunstwerken der Zeit. München 1925, F. Bruckmann A.-G. 284 S. Geb. M. 8,–.

Bölsche, Wilhelm. Von Drachen und Zauberküsten. Abenteuer aus dem Kampf mit dem Unbekannten in der Natur. Jugend- und Volksausgabe. Jena 1925, Eugen Diederichs. 190 S. M. 6,50.

Bützler, Theodor. Deutsche Geschichte. II. Teil von 1648 bis zur Gegenwart. Mit 114 Abbildungen. Köln a. Rh. o. J., J. P. Bachem G. m. b. H. 308 S. M. 4,20 (5,20).

Dalibor, K. Zur Neubelebung der Astrologie. Berlin-Tempelhof 1925, Hermann Radicke. 26 S.

Der Kleine Herder. Nachschlagebuch über alles für alle. Mit vielen Bildern und Karten. Zweiter Halbband L-Z. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. Von S. 753 bis 1531.

Die Erinnerungen der Baronin du Montet (Wien bis Paris 1795–1858). In deutscher Bearbeitung von Ernst Klarwill. Mit 34 Bildtafeln. Zürich 1925, Amalthea-Verlag. 358 S.

Die Schatzkammer. Norddeutsches Jahrbuch. Herausgegeben von Wilh. Scharrelmann. 32 S. Illustrationen und 4 Kunstbeilagen. Bremen 1926, Carl Schünemann. 294 S. Geb. M. 8,–.

Dreiturmbücherei: 1. L. Hasenclever, Immanuel Kant. 83 S. – 2. O. Kaul, Von deutscher Tonkunst. 88 S. – 3. Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. Herausgegeben von W. Zillinger. 68 S. – 4. H. Kliemann, Der Kaufmannsgeist in literarischen Zeugnissen. 78 S. – 7. Max Mühl, Aus der alten Geschichte. 95 S. – 8/9. J. Brummer, Herder (Auswahl) I. 110 S. – 10. Ders. II. 90 S. – 11. A. Stössel, Von Freiheit und Vaterland (E. M. Arndt). 94 S. – 12.

W. Zillinger, Von der Kunst der Griechen (mit 15 Abb.). 95 S. — 13. A. Mayer-Pfannholz, Eichendorff und die Romantik. 96 S. — 14/15. M. Gebhardt, Aus Grillparzers Prosaschriften. 128 S. München 1925, R. Oldenbourg. Je M. 1,60 (Doppelband M. 2,80).

Engelhardt, Ewald. Vollmenschentum. Wille und Wege. Artern i. Thür. 1925, Bergwart. 16 S.

Escherich, Georg. In Wald und Steppe. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 112 S. M. 3,80.

Fahsel, Kaplan. Meine Vorträge. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. 35 S. M. —,80.

Feiler, Arthur. Amerika—Europa. Erfahrungen einer Reise. Frankfurt a. M. 1926, Frankfurter Societäts-druckerei G. m. b. H. 338 S. M. 8,— (10,—).

Fleck, Max. M. S. M. S. „Seeadler" in der deutschen Südsee. 1899—1900. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 140 S. M. 5,—.

Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth. Bd. II. Briefe der Königszeit 1740—1758. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Berthold Volz. Deutsch von Fr. Oppeln-Bronikowski mit 16 Bildbeigaben. Berlin und Leipzig 1926, K. F. Koehler. 459 S. Geb. M. 15,—.

Fuchs, Paul. Kreuz und quer durch Asien. Erinnerungen an meine Flucht aus russischer Gefangenschaft. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 136 S. M. 5,—.

Gruber, Hugo. Unserer Ruth Lernjahre. Ein Buch der Erziehung. Dritte, neubearbeitete Auflage. München 1925, R. Oldenbourg. 258 S. M. 6,—.

Günther, L. Von Wörtern und Namen. Fünfzehn sprachwissenschaftliche Aufsätze. Berlin 1925, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 255 S. M. 5,— (6,—).

Häberlin, Paul. Das Gute. Basel 1925, C. F. Spittlers Nachfolger. 375 S. M. 6,40 (8,—).

Haiser, Franz. Das Gastmahl des Freiherrn v. Artaria. Ein Kampf zwischen rassenaristokratischer und demokratischer Weltanschauung. München 1925, J. F. Lehmann. 176 S. M. 4,50 (6,—).

Haller, Adolf. Heinrich Pestalozzi. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens. Mit 11 Holzschnitten von Ernst Würtenberger. Frauenfeld 1926, Huber & Co. 225 S.

Hauff, Walter von. Im Kampf mit Indianer und Gaucho. Deutsche Ansiedler in Argentinien. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 134 S. M. 4,—.

Heller, Hermann. Die politischen Ideenkreise der Gegenwart [Jedermanns Bücherei]. Mit 8 Abbildungen. Breslau 1925, Ferdinand Hirt. 156 S. M. 3,50.

Hintermann, Heinrich. Unter Indianern und Riesenschlangen. Zürich-Leipzig 1925, Grethlein & Co. 330 S. M. 16,—.

Hobsecker, Karl. Der Guckkasten. Kinderglück in Wort und Bild. Für Alt und Jung. Mit über 80 Bildern. Bremen 1925, Carl Schünemann. 148 S. M. 4,— (5,—).

Hoffmann, P. Th. Das Göttliche. Eine Sammlung religiöser Stimmen der Völker und Zeiten. München 1925, Georg D. W. Callwey. 427 S. M. 8,50.

Hügli, Emil. Völkerdämmerung. Leipzig 1924, H. Haessel. 224 S. M. 3,50 (6,—).

Hunold, Geo. Schnars-Alquist. Sein Leben und seine Kunst. Bremen 1925, Carl Schünemann. 111 S. Geb. M. 7,—.

Kiener, Hans. Italienische Kunst vom 15. bis 18. Jahrhundert. I. Bd.: Die Kunst der Frührenaissance in Mittel-Italien. Mit 17 Skizzen im Text und 56 Abbildungen [Jedermanns Bücherei]. Breslau 1925, Ferdinand Hirt. 140 S. M. 3,50.

Kindermann, Carl. Die Jugendbildnerei. Deutschlands Gabe und Aufgabe. Leipzig 1925, Julius Klinckhardt. 229 S. Geb. M. 7,80.

Klaeber, Kurt. Empörer! Empor! Geschichte, Skizzen, Reiseberichte. Berlin 1925, Der Syndikalist. 128 S. M. 1,30 [2,10].

Kläge, Walther. Von deutscher Biederkeit. Eine nationalethische Studie (Schriften des deutschen Volkstums). Hamburg o. J., Hanseatische Verlagsanstalt. 39 S.

Klinghardt, Karl. Türkün Jordu, der Türken Heimatland. Eine geographisch-politische Landesschilderung. Mit einer Karte. Hamburg 1925, L. Friederichsen & Co. 177 S.

Knussert, Rudolf. Arthur Schubart. Sein Leben und Schaffen. Stuttgart 1925, Adolf Bonz & Co. 138 S.

Kobe, Willi. Mahatma Gandhis Welt- und Lebensanschauung. Hamburg 1925, Agentur des Rauhen Hauses. 167 S. M. 3,20 (4,—).

Koch, Herbert. Römische Kunst. [Jedermanns Bücherei.] Mit 44 Abbildungen und 13 Skizzen im Text. Breslau 1925, Ferdinand Hirt. 136 S. M. 3,50.

Lessing, Theodor. Meine Tiere. Berlin 1926, Oesterheld & Co. 161 S. M. 3,—.

Maier-Heuser, Hermine. Vertraute Stunden mit Hans Thoma. Mit 15 zum Teil erstmaligen photographischen Wiedergaben und einem Faksimile. Zürich 1925, Rotapfel-Verlag. 112 S. Geb. M. 5,20.

Martienßen, Franziska. Landschaft, Menschen, Ich (Pastorale, Grave, Appassionato). Hundert Gesänge und Sonette. Mit einem Geleitwort von Ricarda Huch. Berlin 1925, B. Behrs Verlag. 115 S. Geb. M. 6,—.

Maywald, Fritz. Im Dampfboot und im Kanu durch den Urwald und anderes. Mit Umschlagbild von Walter Rosch. Leipzig 1925, Friedrich M. Höcholb. 30 S. M. —,35.

Meyer, Erich W. J. Sinn und Wesen der Geschlechter. Bonn 1925, Fr. Cohen. 154 S. M. 4,50 (6,50).

Meyers Lexikon. Siebente Auflage. In vollständig neuer Bearbeitung. Mit etwa 5000 Textabbildungen und über 1000 Tafeln, Karten und Textbeilagen. Zweiter Band. Bechtel bis Couthey. Leipzig 1925, Bibliographisches Institut. 1719 S.

Meysenbug, Malwida von. Im Anfang war die Liebe. Briefe an ihre Pflegetochter. München 1925, C. H. Beck. 328 S.

Müller, Adolf. Johann Jakob von Willemer. Der Mensch und Bürger. Frankfurt a. M. 1925, Englert & Schlosser. 138 S. Geb. M. 6,—.

Muschler, Reinhold Conrad. Friedrich der Große. Eine Entwicklungsgeschichte des Menschen. Leipzig 1925, Fr. Wilh. Grunow. 639 S.

Nansen, Fridtjof. Unter Robben und Eisbären. Meine ersten Erlebnisse im Eismeer. Mit einem Jugendbildnis in Kupferdruck, 83 Abbildungen und 7 Karten nach Zeichnungen des Verfassers. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 371 S. M. 12,— (16,—).

Neue Österreichische Biographie 1815—1918. Erste Abt. Biographien. II. Bd. Wien 1925, Amalthea-Verlag. 206 S.

Nuoffer, Otto. Afrikanische Plastik in der Gestaltung von Mutter und Kind. Mit 75 Bildern. Dresden 1925, Carl Reißner. 80 S. M. 4,50 (6,50).

Perzyński, Friedrich. Japanische Masken I/II. Berlin und Leipzig 1925, Walter de Gruyter & Co. 426 u. 235 S.

Petersen, Wilhelm. Küstenland. Bilder aus dem westlichen Schleswig-Holstein. Mit 12 ganzseitigen, einseitig bedruckten, schwarzen Pinselzeichnungen in Kupfertiefdruck und 44 Randzeichnungen, sowie 4 Aquarellen in originalgetreuen Farbenkupfertiefdruck. Bremen 1925, Carl Schünemann. 64 S. M. 9,—.

Petersen, Wilhelm und Dyreke. Lappensommer. Wanderbilder, Aquarelle, Tusch- und Federzeichnungen. Mit 12 ganzseitigen, einseitig bedruckten Pinselzeichnungen in Kupfertiefdruck und 41 Textillustrationen, außerdem 4 Landschaftsaquarelle in originalgetreuem Farbenkupfertiefdruck. Bremen 1925, Carl Schünemann. 68 S. M. 10,—.

Pies, Hermann. Kaspar Hauser. Augenzeugenberichte und Selbstzeugnisse. Herausgegeben, eingeleitet und mit Fußnoten versehen. Bd. I/II. Stuttgart o. J., Robert Lutz. 301, 320 S. M. 14,– (18,–).

Preitz, Max. Von deutscher Sprache und Art. Beiträge zur Geschichte der neueren deutschen Sprache zur Sprachkunst, Sprachpflege und zur Volkskunde. Frankfurt a. M. 1925, Moritz Diesterweg. 178 S. M. 4,50.

Prinzhorn, Hans. Bildnerei der Gefangenen. Studie zur bildnerischen Gestaltung Ungeübter. Mit 176 Abbildungen. Berlin 1926, Axel Juncker. 60 S. Text. Geb. M. 16,50.

Raff, Helene. Joachim Raff. Ein Lebensbild (Deutsche Musikbücherei, Bd. 42). Regensburg 1925, Gustav Bosse. 288 S.

Rasmussen, Knud. Rasmussens Thulefahrt. Zwei Jahre im Schlitten durch unerforschtes Eskimoland. L. 1. Frankfurt a. M. 1926, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. 65 S. M. 3,–.

Reimann, Hans. Sago. Dresden 1925, Carl Reißner. 195 S.

Reimesch, Fritz Heinz. Deutsche Männer in Siebenbürgen. Aus der Kampf- und Leidenszeit der Siebenbürger Sachsen. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 94 S. M. 3,50.

Rein, Adolf. Der Kampf Westeuropas um Nordamerika im 15. und 16. Jahrhundert. Gotha 1925, F. A. Perthes. 292 S.

Reinke, Johannes. Mein Tagewerk. Mit einem Bildnis. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. VIII u. 496 S. M. 7,50 (9,50).

Reventlow, Franziska Gräfin zu. Gesammelte Werke in einem Band. Herausgegeben und eingeleitet von Else Reventlow. München 1925, Albert Langen. 1227 S. Geb. M. 18,–.

Ritter-Bern, Wolf. Der Drahtzaun. Aufzeichnungen des Fürsorgezöglings Günther Rodegast. Hamburg-Bergedorf 1926, Fackelreiterverlag. 87 S. M. 1,50.

Romantische Landschaft. Eine Auswahl aus Werken der deutschen Romantik in Wort und Bild. Eingeführt und bearbeitet von Irene Zimmermann. Bremen 1925, Carl Schünemann. 128 S. M. 4,–.

Roselieb, Hans. Veröffentlichungen der Vereinigung für Musik und Literatur. Sonderheft I. Berlin 1925, Verlag der Vereinigung für Musik und Literatur. 35 S.

Rosenthal, Oskar von. Wunderheilungen und ärztliche Schutzpatrone in der bildenden Kunst. Leipzig 1925, F. C. W. Vogel. 42 S. u. 102 Tafeln. M. 20,– (24,–).

Schilling, Otto. Die Staats- und Soziallehre des Papstes Leo XIII. Köln a. Rh. 1925, J. P. Bachem G. m. b. H. 188 S. M. 6,40 (7,60).

Seeling, Otto. Der Rätegedanke und seine Verwirklichung in Sowjet-Rußland. Berlin 1925, Pyramiden-Verlag. 128 S.

Seraphim, Ernst. Aus Livlands Vorzeit. Deutsche Ritter und Kaufleute als Kulturbringer im Baltenland. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 128 S. M. 4,–.

Stieve, Hedwig. Tagebuch einer Fürsorgerin. Berlin 1925, F. A. Herbig. 135 S. M. 3,–.

Trinkler, Emil. Quer durch Afghanistan nach Indien. Mit 68 Abbildungen, 2 farbigen Skizzen und 1 Karte. Berlin 1925, Kurt Vowinkel. 232 S. Geb. M. 8,50.

Weise, Alfred. Rheinsberg und der junge Friedrich. (Deutsche Volkheit.) Jena 1925, Eugen Diederichs. 87 S.
— Sanssouci und Friedrich der Große. (Deutsche Volkheit.) Jena 1925, Eugen Diederichs. 78 S.

Weismantel, Leo. Rudolf Schiestl. Dritte Auflage. Berlin 1926, Verlag des Bühnenvolksbundes. 63 S. Geb. M. 7,50.

Willam, Franz Michel. Tempelreinigung. Pilgerbuch für Zeit und Ewigkeit. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. VIII u. 120 S. M. 3,40.

Wolters, Friedrich. Der Donauübergang und der Einbruch in Serbien durch das IV. Reservekorps im Herbst 1913. Breslau 1925, Ferd. Hirt. 114 S. Geb. M. 5,–.
— Das Bild der Antike bei den Deutschen. Lesewerk: I. Teil. Breslau 1925, Ferdinand Hirt. 223 S. M. 2,70 (5,–).

Zille, Heinrich. Zwischen Spree und Panke. Dresden 1925, Carl Reißner.

*** Ein Tag aus dem Leben des Reichspräsidenten. Berlin 1925, Verlag für Kulturpolitik. 61 S.

*

Frühgermanische Heldenlieder und Sprüche. Übersetzt und eingeleitet von Hans Naumann. Mit 45 Abbildungen. München 1925, R. Piper & Co. 94 S. M. 8,–.

Godlee, Sir Rickman John. Lord Lister. Nach der dritten, durchgesehenen Auflage übersetzt von E. Weisschedel. Mit 12 Tafeln und 9 Abbildungen im Text. Leipzig 1925, F. C. W. Vogel. 351 S. M. 20,– (24,–).

Hoek, Henry. Wetter, Wolken, Wind. Ein Buch für Jedermann. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus. 253 S. Geb. M. 9,–.

Puxley, W. L. Wanderungen in Queenslandbusch. Übertragen von Hildegard Kuhn. Mit 24 Abbildungen und einer Karte. Berlin 1925, Kurt Vowinkel. 222 S. Geb. M. 7,–.

Shaw, Bernard. Die Aussichten des Christentums. Deutsch von Siegfried Trebitsch. Berlin 1925, S. Fischer. 135 S. M. 3,– (4,–).

Scott, Gabriel. Die Quelle des Glücks oder der Brief vom Fischer Markus. Übersetzt aus dem Norwegischen von A. Miethe. Trier 1925, Fr. Lintz. 224 S. Geb. M. 6,50.

Miliukow, Paul. Rußlands Zusammenbruch. Zwei Bände. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 249 u. 364 S. Geb. M. 20,—.

Wolkonski, Fürst Sergej. Die Dekabristen. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Russischen von R. Freiherrn von Campenhausen. Riga 1926, Verlag der Buchhandlung G. Löffler. 109 S. M. 5,40.

Kataloge

Antiquariats-Katalog Nr. 119. Stuttgart, Oskar Gerschel. 68 S. – Antiquariats-Katalog Nr. 256, 260, 261. Leipzig, Bernh. Liebisch. 50, 96, 82 S. – Bücher-Katalog 403. Leipzig, Otto Harrassowitz. 104 S. – Der Bücherkasten XI, 5. Stuttgart, Oskar Gerschel. 80 S. – Deutsche Literatur. Kat. 3. Berlin, Heinrich Tiedemann. 16 S. – Germanistik. Ant.-Kat. 557. Leipzig, Gustav Fock. 191 S. – Neuer Leipziger Bücherfreund. Nr. 27. Leipzig, Paul Koehler. 69 S. – Tausendundein Buch. Kat. 69. Berlin, Hannemann. 60 S. – Verzeichnis 36. Berlin, Martin Breslauer. 123 S. –

Livres anciens et modernes Nr. 516. Haag, Martinus Nijhoff. 48 S. – Nijhoffs Mededeelingen (vom 15. Juli bis 15. Oktober) Haag.

Redaktionsschluß: 5. Januar

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5.—, Einzelheft Gm. 2.—.



Die Besetzung der Rheinlande und ihre Bedeutung für die rheinische Literatur

Von Max Spanier (Köln)

Als sich die Heere Napoleons über den Rhein wälzten, das Deutsche Reich in seiner tiefsten Ohnmacht lag, entdeckten der Hannoveraner Friedrich Schlegel, Clemens Brentano und Achim von Arnim die Schönheit der Rheinlande. Man erinnerte sich, welche Bedeutung diese Landschaft für die deutsche Kultur besessen, der nationalen Sagen, die hier entsprossen, der Mystik mit Johannes Tauler, Eckehard, Hildegard von Bingen, welche Kunstschätze rheinisches Land barg. Man raffte sich auf, dieses verlorene Land für das Deutschtum zurückzuerobern, indem man die Schönheit seiner Natur, die Majestät des Stromes, die zerfallenen Burgen verherrlichte und seiner historischen Vergangenheit von Cäsars erstem Rheinübergang bis zum Jahre 1792 gedachte.

Eine alte Schulweisheit bestätigt, daß sich in der Geschichte alles wiederholt. Wie verwandt erscheinen uns die letzten Sorgen der Rheinlande den Schicksalsereignissen vor über hundert Jahren. Feindliches Militär hält das Land besetzt, und die großen und die kleinen Gazetten verkündeten diesmal die „friedliche Durchdringung" des Landes. Was vor über hundert Jahren mißlungen, sollte nun zum Sieg geführt werden. Waren es auch nicht mehr die Ideen der großen französischen Revolution, auch nicht der Welttraum eines genialen Imperators, so dennoch der Glaube an die Berufung und Vorrangstellung des romanischen Geistes. Zum zweitenmal erzielte die kulturelle Propaganda das Gegenteil von dem, was sie erreichen sollte. Unter dem Ansturm des französischen Geistes wurden sich deutsche Schriftsteller ihrer Pflicht und Aufgabe bewußt.

Zwei mächtige Symbole erwuchsen in dieser Zeit, zwei alte Symbole gewannen neue Daseinskraft: der Rhein und der Dom.

Der Rhein war immer das umstrittenste Objekt der beiden Nationen gewesen, um dessen Besitz so viele Kriege entbrannt waren. „Der Strom ist das Schicksal dieser Landschaft immer gewesen" (Paquet: Der Rhein als Schicksal). Hatten im Jahre 1840 Nikolaus Becker und Max Schneckenburger den französischen Machtgelüsten geantwortet, so erstanden nun neue Dichter, die die „friedliche Durchdringung" abschüttelten und dem französischen Geist Halt geboten. Darin waren sich alle deutschen Dichter einig, daß der Rhein ein deutscher Strom und Deutschland ohne das Rheinland undenkbar sei. Maurice Barrès hat in seinem „Der Genius des Rheins" versucht, das geistige Fundament der Rheinlande zu unterhöhlen, indem er rheinisches Gefühl in der französischen Seele nachwies, einen Trennungsstrich zwischen rheinischem (Romanischem zugewandt) und deutschem (germanisch, nordisch) zog, indem er deutete, wie Französischem verwandt die Sagenwelt der Rheinlande und der Eifel ist. Seine Gedankeneinstellung ging von seinem politischen Machtwillen aus, sie stand in keiner Beziehung zur rheinischen Volkspsyche. Daher die katastrophale Wirkung seines Versuchs.

Auch diejenigen französischen Reiseschriftsteller, die aus einer ganz anderen Epoche heraus, aus anderer Geistesrichtung sich über das französische Element im Rheinland geäußert, zog er zur Unterstützung seiner Beweisführung heran. Ernst Bertram belehrte Barrès. In seinem „Rheingenius und génie du Rhin" wies er nach, wie urdeutsch die rheinische Sagenwelt ist, daß „der Rhein und das Rheinland das eigentliche Herz Deutschlands und deutscher Geschichte seien". Und doch unterscheidet sich die heutige Lage wesentlich von der um 1815 oder 1840. Die Schrecken des Krieges und seine ungeheuren Nachwirkungen hatten Einsichtigen eine neue Einstellung zum Nationalismus eröffnet. Hatte man früher versucht, alle politischen Fragen durch nationale Beschlüsse zu regeln, so versuchte

man jetzt, durch übernationale oder internationale Vereinbarung das Rheinproblem zu lösen. Man hatte eingesehen, „die Welt wird nicht eher zur Ruhe kommen, solange der Kampf tobt um den Besitz des Rheins". (Jakob Kneip: An Frankreich.) Es galt eine neue Lösung zu finden. Paquet und Ponten verkündeten, den Rhein zu internationalisieren, um ihm die Ursache neuer Kriegsgefahr zu nehmen. Er sollte keineswegs entdeutscht werden, im Gegenteil, sie bejahten sein Deutschtum, erhoben ihn zum Sinnbild einer neuen Sendung. „Der Rhein ist ein Sinnbild für die Sendung der Deutschen ... der Rhein ist ein Sinnbild für ein neues Europa" (Josef Ponten: Der Rhein). Der Idealismus einer neuen Jugend gab dem Rhein neue Geltung: Rheinstrom — Weltstrom. Keinem der Flüsse der Erde, erklärt Ponten, kommt solche Bedeutung zu wie dem Rhein. Er hat die Aufgabe, nicht neuen Haß zu säen, sondern die Völker zu verbrüdern. „... um auf ewig die barbarischen Kämpfe Europas zu beenden". (Alfons Paquet: Der Rhein als Schicksal.) Jener Europäismus, der schon vor dem Krieg und im Laufe des Krieges sich entfaltet hatte, fand hier seine erste bedeutende Gestalt.

Das zweite große Symbol, das dem deutschen Volk seine Bedeutung als Nation versinnbildlichen sollte, ward der kölner Dom, kurzweg der Dom. Im Kampf der Parteien wies man auf dies große Monument deutscher Baukunst, das von allen deutschen Stämmen, Parteien und Konfessionen erbaut worden war, um die Gegensätze zu beschwichtigen, auszugleichen und das Volk in einem höheren Punkte zu einen. War der Dom Erinnerungsstein an eine heroische, nationale Vergangenheit, so ward er gleichzeitig Mahner zum Frieden, Lichtturm in der Finsternis, Wegweiser zur Zukunft. (In diesem Sinne erstand Joseph Theele: Der kölner Dom in der deutschen Dichtung, 1923.) Nach dem Zusammenbruch aller moralischen Werte im Kriege und in der Nachkriegszeit ward er das erhabene Idol geläuterter Religiosität. Während er denen, die sich in einen katholischen Quietismus versenkten, Zuflucht ihres dogmatischen Glaubens ward, gewannen andere in seinem düsteren Säulenwald, beim Anblick der gotischen Bogen und Türme, die die Erde mit dem Himmel versöhnen, eine neue Religion. In denen das Diesseitsgefühl mächtig jubelte, sie erweiterten den Dom zum Menschheitsdom, zum Tempel, der alle Konfessionen in Gott eint und sie einem höheren Menschentum entgegenführt.

Wenn man die rheinische Dichtung der letzten Jahre überschaut, sieht man, wie viele Lieder, Rhapsodien, Balladen und Sonette dem Strom und dem Dom gelten. Nicht nur, daß man sich fragt, „werden wir schließlich des Rheines stillere Botschaft verstehen" (Paquet) — man bekennt, „Der Deutschen ewig Schicksal ruht im Rauschen des Stromes" (D. H. Sarnetzki: Der Rhein), auch die Schönheit des Stroms, die alten Dörfchen in den Flußtälern, die sonntäglichen Prozessionen finden eine neue dichterische Auferstehung. Das verlorene Elsaß bildet einen wesentlichen Bestandteil. (E. Reinacher: Elsässer Idyllen und Elegien.) Auch der Winzerarbeit, der Schiffahrt, den Volksfesten, den religiösen Gebräuchen wird erneutes Interesse entgegengebracht. Zuweilen erklingt es, als sollte der Reigen einer neuen Rheinromantik eröffnet, jener Hymnus fortgesponnen werden, den Hölderlin „Dem Rhein" sang. Aber wir sind inzwischen andere Menschen geworden, die letzten hundert Jahre haben aus dem Menschen einen neuen Typus geschaffen. Der Reisende schaut aus dem Auto auf die Burgruinen, die Romantik wird durch glühende Hochöfen, riesige Werftanlagen, chemische Fabriken und das Hammergedröhn der Eisengießereien zerbrochen. Die rastlose Verindustrialisierung, die Mechanisierung des Arbeiters finden in der jüngsten rheinischen Dichtung, neben den politischen Momenten, ihren stärksten Ausdruck. Gewaltig dröhnt dieser neue Rhythmus, erbraust die Klage über die gegenwärtige Not:

> „Selbst der ruhig-kaltblütige Paul vergaß sich selbst, das erstemal in seinem Leben —
> lag an der Erde und schrie und weinte über die Schmach, die ihm und allem Werkvolk angetan."
>
> (Heinrich Lersch: Mensch im Eisen.)

In „der Rheinbagger" versucht Josef Winckler den Mythus und das Schicksal des Rheines von seinen ältesten Tagen bis in die Gegenwart zu gestalten, im bejahenden Sinne; der Rhein formt das „Morgenantlitz" der neuen Zeit und läutet den

„Menschheitssonntag" ein. Trotz aller Bedrängnis vermißt man bei vielen nicht Schalk und Humor, träumen sie in Kevelaerstimmung weiter oder singen in jener leichten Weise, wie sie Heine dem „grünen Strome" gesungen.

Die größte Teilnahme wandte man den Sagen und Legenden zu, an die man bei jedem Schritt durch das Land erinnert wird. Indem man diese Schätze neu formte, mit frischem Geist füllte, wollte man seinen bedrängten Volksgenossen den Weg zu sich selbst weisen, sie zu den Quellen deutscher Art führen, damit sie wieder jung und lebensfroh würden. Das Heroische, Demütige, Innige, oder Religiöse, das den meisten Sagen und Legenden innewohnt, soll Unentschlossenen, Irrenden Erzieher sein. Der Dichter will das Volk mit neuer Liebe, neuem Idealismus füllen, mit neuen Märchenkränzen sein Dasein schmücken. An diesen Göttern stärkt euch, überwindet die Schwere der Gegenwart, gebt die Hoffnung auf Freiheit und auf eine neue Jugend nicht auf, zeigt euch dem heldischen Geiste eurer Väter ebenbürtig. Die vielen in den letzten Jahren erschienenen Bände Sagen, Legenden und Anekdoten von Wilhelm Schäfer, Wilhelm Schmidtbonn, Ruhland, Seidenfaden und anderen beweisen, wie urdeutsch, volkhaft all diese Mythen sind, frei von jenem romanischen Geist, wie ihn Maurice Barrès zu erkennen glaubte. Die Bewunderung Napoleons I. im Rheinland wird sich von der, die ihm in der ganzen Welt gezollt wird, nicht unterscheiden, sie gilt dem genialen Feldherrn, dem Staatenumwälzer, dem Übermenschen.

Was Sage und Anekdote nur streifen konnte, nimmt in der novellistischen und in der Romanliteratur breiten Raum ein: die Landschaft. Vom Bodensee bis zum Niederrhein schillert sie in herrlichster Farbenpracht, jedem Fleckchen Erde wird seine Schönheit abgerungen, jedes Fleckchen Erde hat seinen Dichter. Im Oberrheinischen wurzeln Hermann Stegemann, Rudolf Lienhard, Hermann Burte, im Rheinhessischen Leo Sternberg, der Hunsrück gebar Jakob Kneip, Monschau gehört Ludwig Mathar, aus der Moselgegend kommt Richard Wenz, Clara Viebig aus der Eifel, Josef Ponten aus der aachener Gegend, Wilhelm Schmidtbonn aus dem Siebengebirge, Josef Lauff bleibt seinem Niederrhein treu. Die Auferstehung der neuen rheinischen Literatur begann schon vor dem Krieg, aber der Verlust des Krieges und die Besetzung des Landes trugen wesentlich zur weiteren Entfaltung der rheinischen Literatur bei. Vor allem bemühte man sich um die Wesenseigenart des Rheinländers, ihr gediehen unzählige Definitionen. Otto Brües findet das Wesen des Rheinländers bei seinen Volksfesten, weltlicher und geistlicher Art, in dem Einfluß der Landschaft in ihrer jeweiligen Gestaltung, in der starken Lebensbejahung, in seiner freiwilligen Bindung: Religion; Sarnetzki rühmt vom Rheinländer Liebenswürdigkeit, Heiterkeit, Freude an sinnlicher Schönheit und am Lebensgenuß. Sehnsucht zur Ferne, Weltliebe wird als feststehender Charakterzug anerkannt. In vielen Romanen wird seine Ausfahrt, seine Weltwanderung, damit verbunden Schiffbruch oder Sieg, und seine Heimkehr behandelt. Es tritt irgendein fremdrassiger Typ in das heimatliche Dorf, zersprengt die Tradition, und es entbrennt ein hartnäckiger Kampf um ihre weitere Entwicklung. Daß man sich nach der Besetzung des Landes den neuen Zuständen widmete, bedarf keiner Frage, ist doch die Schilderung dieses Milieus recht geeignetes Feld für den Romancier. Kampf um den Besitz des Bodens, um die Herrschaft des deutschen oder des fremdländischen Geistes stehen im Vordergrund. Indem man Zeiten schilderte, in denen das Rheinland schon einmal unter französischer Herrschaft gestanden, war es leicht, Gedanken über die Gegenwart zu äußern und am Bau der Freiheit mitzuschaffen. Das Schicksal des Grenzländers wird noch manchem Stoff zu Romanen geben, solange der feindselige Kampf der beiden Nationen dauert.

Auch für das Drama war die Besetzung der Rheinlande nicht ohne jede Folge, wenn auch bis heute jenes große Grenzlanddrama, wie ich es sehe, noch nicht gedichtet worden ist. Das betreffe nicht nur den Konflikt einer Seele zwischen Landschaft und Geschick, zwischen Sehnsucht und Pflicht, sondern auch den Kampf der beiden Kulturen in ihrer ganzen tragischen Tiefe. Bronnen und Zech bemühten sich, der separatistischen Bewegung dramatische Gestalt zu geben. Bronnens Menschen in „Rheinische Rebellen" sind ohne jede Bindung mit der Landschaft, Typen, wie er sie gerade für seine Komposition benötigte; die Stimmung, die

Farbe, das nervöse Tempo, nirgendwo rheinisches Gefühl, daß dieses Stück notwendig ins Rheinland gehöre, nur Namen, Orte, Begebenheiten erinnern an bekannte Vorgänge. Erdverbundener sind die Menschen in Paul Zechs „Erde", Vier Stufen eines Dramas zwischen Rhein und Ruhr. Das Geschick der Hauer und Grubenarbeiter ist wahrhaft, das Milieu realistisch, persönliches Geschick ist mit nationalem verkettet, daraus erwächst die Tragik. Auch Fritz von Unruhs „Heinrich von Andernach" greift in die Besetzungsverhältnisse. Heinrich wird auf deutschem Boden von französischer Peitsche geschlagen. Soll wieder die Rache siegen, der Krieg nie enden? einer muß die Schuld aus der Welt schaffen. Die Rache wird in den Rhein versenkt, in den heiligen Strom.

„Deine Wahrheit bringt den Frieden."

Die letzte Deutung der Einwirkung der Besetzung auf die rheinische Literatur als auch auf die deutsche kann noch lange nicht geschrieben werden. Klar werden wir erst sehen, wenn der letzte feindliche Soldat die deutsche Erde verlassen hat und die durch die Mißgunst der Zeit und durch das Chaos der Verhältnisse noch schlummernden Werke ans Licht gedrängt worden sind. Bis dahin müssen wir uns mit Halbheiten begnügen.

Das Drama Pirandellos

Von Hermann Stresau (München)

Der vielbesprochene Sizilianer Pirandello ist in fast unglaublich kurzer Zeit so etwas wie eine Angelegenheit der Mode geworden, so wie spitzfindige Rätselkunststücke rasch und leicht kursieren. Der Anschein völliger Relativierung unseres Daseins, und zwar der einfachsten alltäglichsten Dinge unseres Daseins, trifft im gebildeten Publikum auf fruchtbaren Boden. In Besprechungen findet man wohl die Beziehung auf die sogenannte „Relativität", die seit Einstein Gegenstand der Mode geworden ist, wie ein bequemes, allzu bequemes Kleidungsstück. Und es besteht längst kein Zweifel mehr darüber, daß wir in einem Auflösungsprozeß begriffen sind, in der Auflösung dessen, was „galt". Ein Zeitalter, in welchem die widersprechendsten Dinge allenthalben Nährboden finden, wo in dem allgemeinen trostlosen Mangel an wirklicher und ideeller Führung neben einer Fülle von Edelgewächsen eine ebenso große, ja stärkere von Unkraut wuchert, in welchem neben- und durcheinander Nationalismus und Paneuropa, Wissenschaft und Lebensmystik, Technik und Sektenwesen, Mussolinismus und Dostojewskikult überall gleich gläubige, ja fanatische Gemeinden finden: ein solches Zeitalter mag sich gern von einer halb philosophisch, halb mephistophelisch schmunzelnden Maske sagen lassen: „Seht, meine Herrschaften, so sieht die Wahrheit aus!" ... nämlich die Erscheinung, die jeweils das darstellt, für das sie gehalten wird. Und es liegt eine raffinierte Suggestion darin, die zur Verzweiflung überreden könnte, wenn etwa die „Sechs Personen" und andere Stücke des sonderbaren Italieners nichts wären als geistreiche Konstruktionen, welche nichts hinterließen als das Gefühl, über das Nichtssagende unserer Existenz auf elegante Weise belehrt worden zu sein.

Über das Konstruktive des logischen Gedankens hinaus führt auch bei Pirandello ein Weg in die Sphäre des Getriebenseins, der Leidenschaft, des Dämons, um es mit einem Wort zu sagen. Was treibt denn diese Schatten auf die Bühne? Die bloße Lust am Konstruieren schreibt keine Dramen, nicht einmal Dialoge, die irgendwie mit den Säften des Lebens gefüllt sind. Es gilt den dramatischen Punkt aufzufinden, es gilt das Zentrum aufzuhellen, an welchem der Dämon treibt, um einen einigermaßen gerechten Ausgleich zu schaffen zwischen dem, was gedanklicher Inhalt ist, und dem, was als suggestive Erscheinung auf den Brettern sich in Fleisch und Blut bewegt, zwischen Gedankenstoff und Schauspielerstoff. Mit anderen Worten: es soll hier vom Künstler Pirandello die Rede sein, und diese Be-

trachtung soll sich nicht an der Fabel des Stücks orientieren, was zu nichts führt als allgemeiner Ratlosigkeit, sondern an der inneren Form. Es sollen dazu zwei Stücke ins Auge gefaßt werden, die eine innere Verwandtschaft verraten und auch wohl am bekanntesten sein dürften: „Sechs Personen suchen einen Autor“ und „So ist es, ist es so?“

Auffallend erscheint zunächst die Sprache. Sie ist offenbar absichtlich illusionslos gestaltet, nüchtern sachlich, von plattester Alltagsunterhaltung nicht zu unterscheiden. Nicht der leiseste Ansatz zu einer Stilisierung ist zu spüren. Pirandellos Menschen sprechen wie ich und du und wie jeder Nachbar; man könnte sagen, daß unsere Alltagssprache noch stilisiert erscheint gegenüber der völligen Illusionslosigkeit, deren sich die Pirandelloschen Menschen bedienen. Und Pirandellos Menschen erscheinen auch im bürgerlichsten Gewande, auch sie und ihre Schicksale entbehren jeder Festlichkeit, jeder Außerordentlichkeit, jeder Stimmung; sie haben scheinbar nicht das, was man Atmosphäre nennen kann. Man denke einen Augenblick an den scheinbaren Naturalismus Gerhart Hauptmanns, um gewahr zu werden, daß die Weber, Fuhrmann Henschel, der Portier Quaquaro, von Michael Kramer nicht zu reden, daß diese Herrschaften also eminent stilisiert sind. Wo der innere Antrieb zu dieser Stilisierung liegt, braucht nicht gesagt zu werden; man stoße zu den Grundbegriffen vor, welche sich aus seelisch-geistigen Haltungen ergeben, und man wird sehen, was damit gemeint ist. Und man denke einen weiteren Augenblick an die Ibsensche Gesellschaft, um zu sehen, was hier mit Atmosphäre gemeint ist. Es ist so zu verstehen, daß auch das sogenannte naturalistische Drama nicht der Musik entbehrt, nicht entbehren kann, soll es nicht in Theatermacherei ausarten. Musik natürlich in übertragenem Sinne; irgendwie ist auch das naturalistische Drama aus dem Geiste der Musik geboren; seine Konturen spielen ins Unendliche hinüber. Im Stildrama wird die Musik zur Form, deren Konturen scharf begrenzt sind. Die Schaffung der Tonart, oder was für unseren Fall wichtiger erscheint: der Atmosphäre geht derjenigen von Farbe und Gestalt der dramatischen Figur voraus; und beim naturalistischen Drama ist es mindestens so, daß beide Prozesse sich durcheinander vollziehen, oder daß wenigstens vor der Konzeption von Gestalt und Fabel ein Allgemeineres bestimmend wirkt, etwa Trauer oder Heiterkeit oder eine Lebensempfindung, die aus beidem gemischt ist. Wie es auch immer zugehen mag: wesentlich für alle Arten des echten Dramas, von Sophokles bis Georg Kaiser, ist die ideelle Einheitlichkeit, welche die Figuren in eine gemeinsame Raum- und Zeitsphäre bringt, deren äußeres Symbol die vom Zuschauer prinzipiell getrennte Bühne ist. Diese Raum- und Zeitsphäre, in welcher allein die primär innere Bewegung des Dramatikers — in welche die Gestalten sozusagen hineingeboren werden — die Gesetze finden kann, nach welchen er gestaltet, diese Sphäre also ist von der des Zuschauers abgehoben als eine besondere Art von Wirklichkeit. Sie ist dadurch ausgezeichnet, daß Klang und Bewegung, also Wort und Geste in bestimmtem Sinne „anders“ sind als diesseits der Bühnenrampe, vom Zuschauer aus gesehen; das heißt sie stehen unter dem Willen des Autors, unter seinem Kunstwillen, durch den die Sprache gebunden wird an jene unwirklich-wirkliche Sphäre, die, wie sie auch beschaffen sein mag, jedesmal eine Einheit herstellt. Die berühmte Raum- und Zeiteinheit des antiken und klassisch-französischen Dramas bedeutet die höchste Stilisierung dieses Prinzips, an der nicht allein der einzelne schöpferische Wille arbeitete, sondern auch eine durch bestimmte Kultur gebundene Gesellschaft. Innerhalb jeder Einheit nun wird die Sprache gebunden, das heißt sie wird rhythmisiert; sie und nur sie allein ist das zu formende Gefäß, in welches das Getriebensein des Autors, sein Rausch, seine Besessenheit, seine innere Bewegung sich ergießen kann. Die Sprache als das alleinige Medium des Dichters gerät in einen Zustand, der mit dem der Musik mehr oder weniger Verwandtschaft hat. Man kann sagen, daß allein durch dieses Moment, sobald die inneren Schichten des Dramas zur Sichtbarkeit aufbrechen, diese in eine Sphäre der Wirklichkeit eintreten können; nicht der Wirklichkeit, in der wir uns bewegen, sondern einer grundsätzlich anderen, — man bezeichnet sie zuweilen als eine „höhere“; doch mag dies vorläufig dahingestellt bleiben. Nie und niemals ist die Wirklichkeit eines echten Dramas nach dem Bilde unserer Wirklichkeit geschaffen worden, als Nachahmung

oder dergleichen. Es findet vielmehr mit den Elementen unserer Wirklichkeit, soweit sie in Betracht kommen, eine Art von Transsubstantiation statt, kraft der inneren, der Außenwelt abgewandten Konzeption des Dichters; der Träger dieses Vorgangs ist der gebundene Rhythmus. Etwas diesem Vorgange Ähnliches und Verwandtes kann jedermann beobachten, wenn er Menschen, ganz gewöhnliche Menschen dort sich bewegen sieht, wo sie (und der Zuschauer) unter dem Einfluß rhythmischer Bewegung stehen: an einem bewegten Wasser oder bei einer Tanzmusik. Sie gewinnen dann gleichsam auch Atmosphäre und sind dann nicht mehr ganz Herr X und Frau Y, sondern noch etwas anderes: ein wenig sind sie dann das, was die Schauspieler auf der Bühne sind. Sie werden zu Figuren, und es entsteht jene Spannung, die zugleich in einer tieferen seelischen Schicht Erlösung bedeutet, Erlösung von unserer chaotischen Wirklichkeit ... Im Drama wird der Einzelmensch zum Spiegel; es ist als ob die Einbildungskräfte des täglichen Lebens sich im Drama wie in einem Brennpunkt verdichteten, und die Menschen des Dramas stehen in einem anderen Lichte nicht nur, sie leben gewissermaßen mit einer anderen Betonung. Sie sind erdachte Geschöpfe, wie wir sie da auf den Brettern sehen, aber sie stellen eine Wirklichkeit dar, an die man bedingungsloser glaubt, der Erlösungskraft halber, als an die unseres Lebens.

Es sind dies Dinge, die wir an der gesamten dramatischen Literatur gewohnt sind. Man kennt nur Ausnahmen von solcher Regel, die niemals in die breite Masse gedrungen sind, wie etwa die Komödien Tiecks, wo in tollem, verwirrendem Spiel die beiden Wirklichkeiten durcheinander geworfen werden. Der Romantiker verfuhr da spielerisch, aus Ironie seiner selbst, aus tiefem Unglauben möchte man sagen. Und er hob damit die dramatischen Prinzipien auf. Dies ist ein Einzelfall, dessen Quellen mit denen dramatischen Schaffens nichts zu tun haben.

Das Außerordentliche an Pirandello ist nun, daß seine Gestalten ohne „Musik" leben; sie sind eigentlich keine Gestalten im dramatischen Sinne. In den „Sechs Personen" sagt es eine dieser Personen selbst; der Sohn ist es, der sich gegen das Verlangen der anderen sträubt: „Ich bin vollkommen undramatisch!" ruft er aus und trifft damit nicht nur für sich, sondern für alle das Rechte, soweit sie als Individuen in Betracht kommen. Sie sind gänzlich ohne Atmosphäre, man könnte sie Photographien nennen, sie leben ohne Perspektive, ohne Raum. Diese Ansicht ist zunächst von der Sprache her zu verstehen, und wenn es damit sein Bewenden hätte, so könnte man, wie es schon geschehen ist, mit Recht von dialogisierten Novellen sprechen oder etwas dem Ähnlichen. Allein es verhält sich noch anders damit, und ein Blick auf die Art, wie Pirandello seine Menschen miteinander in Beziehung setzt, kann uns darüber belehren. Und es wird sich zeigen, daß wir an diesem Punkt das künstlerische Motiv zu sehen bekommen.

In „So ist es — ist es so?" (genauer: „So ist es — wie es euch scheint") geschieht nichts anderes, als daß die Familienverhältnisse des Präfekturbeamten Ponza von einer Anzahl neugieriger Bürger diskutiert werden. Aus trivialsten Motiven entwickelt sich Szene nach Szene, die viel Ähnlichkeit mit einer Gerichtsverhandlung haben, nur daß es sich nicht um Schuld handelt, sondern einfach darum, die Wahrheit zu erfahren. Mittelpunkt der ganzen Angelegenheit ist die Frau des Beamten, die bis kurz vor Schluß unsichtbar bleibt. Ihr Mann behauptet etwas über sie, seine Schwiegermutter behauptet das Gegenteil; beide nicht etwa um vor den Inquisitoren etwas zu verbergen, sondern im Gegenteil, um Klarheit in die Sache zu bringen, beide mit dem Anschein völliger Glaubwürdigkeit und Wahrheit. Eine Aussage ist so plausibel wie die andere, aber sie schließen einander aus. Der Fall ist von Pirandello in einer fast diabolisch zu nennenden Weise so konstruiert, um nicht nur die Personen des Stücks, sondern auch das Publikum in völliger Unkenntnis und Ratlosigkeit darüber zu belassen, was nun eigentlich an den Aussagen wahr und nicht wahr ist. Zum Schluß erscheint die junge Frau selbst, herbeizitiert, um endlich Klarheit zu schaffen, denn, nicht wahr: sie muß es doch wissen und die Wahrheit an den Tag legen. Was geschieht aber? Sie sagt: „Ich bin die, für die man mich hält." Und der ironisch-unbeteiligte Laudisi-Pirandello spricht unterm Fallen des Vorhangs ins Publikum hin-

ein: „Meine Herrschaften, so sieht die Wahrheit aus." Man glaubt in die eigenen Hirnwindungen hineinzusehen und wird schwindlig. — Dies alles geschieht, wie gesagt, mit Hilfe einer Sprache, die an Trivialität, an Kahlheit, an Mangel jeglicher Gehobenheit nichts zu wünschen übrig läßt. Das künstlerische Problem liegt nun so, daß das Ganze einer Albernheit gleichkäme oder höchstens einem Detektivroman, wenn das Rätsel, was nun eigentlich hinter den Familienverhältnissen des Beamten steckt, das treibende Motiv und die innere Form bildete. Dieses Rätsel ist so konstruiert, daß kein Mensch dahinterkommt; das Stück wäre unter diesen Voraussetzungen nichts als ein raffinierter Spaß. Ebenso ist es aber auch ein Irrtum zu meinen, das Stück sei eine Art Demonstration des gesellschaftlichen Klatsches und dessen Folgen oder einer Philosophie des Als-Ob. Das Stück könnte beides sein; aber woher stammt dann die unleugbar außerordentliche Spannung, und zwar dramatische Spannung, in die der Hörer versetzt wird? Mit einiger Einsicht kann man sich ja im voraus sagen, daß man inhaltlich über den Fall Ponza hinterher genau so klug sein werde wie vorher, eher noch etwas ratloser.

Man erschrecke nicht, — aber der Vergleich mit dem Fall Ödipus muß einen Augenblick lang herangezogen werden. Sophokles legt das Drama auf die Enthüllung eines Tatbestandes an. Pirandello verfährt umgekehrt. Was zuerst nicht sonderlich auffällig oder interessant ist, wird bei letzterem im Verlauf der Handlung oder vielmehr Verhandlung immer komplizierter und dunkler. Bei Sophokles und damit bei allen Dramatikern des großen Schicksals wird es Tag, schrecklich oder heiter; bei Pirandello wird es Nacht, und diese Nacht scheint trostlos unaufhellbare, ewige Dunkelheit. So scheint es, sagte ich, wenn man nämlich erstens meint, es handle sich um das Geschick individueller Gestalten, oder wenn man, einer heut noch landläufigen Ästhetik folgend, den Blick auf das Stoffliche des Dramas richtet, auf den Inhalt, der nach Ansicht dieser Ästhetik logisch und materiell begreifbar sein soll. Logisch und materiell begreifbar ist Pirandellos Drama so wenig wie das des Sophokles, sobald man den Punkt aufsucht, aus dessen innerster Bewegung heraus der Dramatiker entstand. Man wird dann sehen, daß der Vergleich Pirandellos mit anderen, alten oder modernen, Dramatikern hinkt, und nicht etwa aus Niveaugründen oder denen der Rangordnung; darum handelt es sich hier durchaus nicht. Man wird aber sehen, daß der Italiener eine Tat begangen hat, die ebenso gefährlich wie segensreich sein kann und wahrscheinlich beides ist.

Den Aufschluß hierüber gibt jenes Stück, welches Pirandello in Deutschland einen Namen verschaffte: „Sechs Personen suchen einen Autor". Auch hier handelt es sich um die Verhältnisse (ich vermeide mit Absicht das Wort „Schicksale"!) mehrerer Personen, die von Anfang an verworren und dunkel bleiben, wenn auch nicht so genial zugespitzt wie in „So ist es, ist es so". Darauf kommt es auch gar nicht so an; einige Anhaltspunkte sind sogar deutlich und fest, wie das Verhältnis des Vaters zur Mutter zum Beispiel. An sich ist das, was sich mit diesen sechs Personen begeben hat, mit Absicht verworren gezeichnet und alles andere als dramatisch ausgenutzt. Das dramatisch Bewegende ist vielmehr der Umstand, daß diese sechs Personen eben keine Personen sind, sondern unausgeführte, von irgendeinem Dichter ersonnene Rollen, die nach dramatischer Gestaltung verlangen und mit diesem Wunsch an den Theaterdirektor herantreten, der begreiflicherweise die Wirklichkeit dieser Personen mit der seinigen verwechselt. Das Resultat dieser Verwechslung ist dies: jeder Versuch der Schauspieler, jene „Rollen" zu verkörpern, stößt auf den Widerstand der Darzustellenden. Auch hier wird die „Wahrheit" nicht getroffen. Sie ist überhaupt nicht zu treffen, das ist der Sinn dieser ungeheuerlichen Demonstration. Denn in ihr treffen zwei Wirklichkeiten zusammen, die miteinander nichts gemein haben als das äußere Gewand, ja nicht einmal dies letzten Endes. Denn die sechs Personen sind laut Regiebemerkung von geisterhaftem Licht umgeben und erscheinen in unheimlichem Schwarz; sie erscheinen eigentlich wie Verstorbene. Sie sind die ungestalteten Formen eines Dichters, sie gehören einer anderen Sphäre an als der des Direktors und seiner Schauspieler, sie gehören einer anderen Wirklichkeit an, worin solche Wesen klar und deutlich erscheinen können, worin sie erkennbar sind. Aber die Vor-

aussetzung dieser Erkennbarkeit ist, wie gesagt, der musikalische Raum mit den Gesetzen, durch die allein die Wahrheit sich enthüllt, das heißt nicht der Wahrheitsgehalt einer logisch deutbaren Aussage oder der eines stofflichen Tatbestandes; sondern der Raum selbst ist diese Wahrheit, der Rhythmus, an welchen die Dinge gebunden sind, ist diese Wahrheit. In diesem Raum können Menschen und Dinge in ihrer Totalität erscheinen, und in einer anderen Sphäre, wie der des Direktors, der Schauspieler, des Publikums, in der Sphäre des sogenannten natürlichen Lichts können sie nicht oder nur verzerrt erscheinen. Es ist die Tragik dieser sechs Personen, daß sie, in ihrer heimatlichen Sphäre nicht völlig verdichtet, einbrechen in diejenige Wirklichkeit, wo der Mensch nicht Gestalt ist, sondern ein in der bleibenden Welt sich Veränderndes, Labiles, so und so Ausdeutbares, immer Zufälliges und trüb Gemischtes. Gestalt sein heißt seine eigene Totalität erfüllen. Die sechs Personen suchen diese Erfüllung in der Sphäre, in welcher das Leben, unendlich gemischt, unendlich vieldeutig, sich an endliche Erscheinungen hingibt; die Wirklichkeit der unendlichen Wahrheit bricht ein in die des endlichen Trugs, welcher für das Leben zwar die Untragik gewährleistet (trotz aller Zeitungsreporter), aber auch die Erfüllung irgendeiner Totalität versagt. Und zwar der Totalität in der Erscheinung, weil das Leben für unser Begreifen Ablauf ist, in welchen das Individuum sozusagen zerteilt wird und deshalb nie in seinen Manifestationen simultan und total erschaut werden kann; erst die Vergangenheit, der Tod, das Nicht-mehr-sein erlaubt die Simultaneität, in welcher eine Gestalt erschaut werden kann. Der Tod und die Kunst reichen sich an diesem Punkt die Geisterhände. Und wir verstehen jene Regiebemerkung nun ganz: die sechs Personen müssen wie Verstorbene, wie Gespenster erscheinen und Verworrenes erzählen, Dinge erzählen, die für die Anschauung des Hörers aus der Wirklichkeit des Lebens in der Vergangenheit liegen, für diejenige der „Personen" aber ständige Gegenwart sind. Und Pirandello führt die schauerlich-groteske Verhandlung bis dahin, wo er mit einem meisterlichen Hieb das Spiel, das ohne Ende wäre, schließt: in dem Pistolenschuß, welcher das Leben (das erdachte Leben!) des kleinen Jungen endet, wird der Wahrheitsinn zu einer entsetzlichen Antinomie — denn das kann niemand „darstellen", ohne seine eigene Existenz einzubüßen; vor dieser Wahrheit zieht sich die Wirklichkeit des Schauspielers wie des Publikums zurück. Der Schuß ist eine extrem konsequente Demonstration dessen, daß die Wahrheit von der Seite der ungestalteten Wirklichkeit her unerreichbar ist.

Wir dürfen das Stück füglich als Tragödie ansprechen. Als die Tragödie des künstlerischen Schaffens. Das Schicksal der sechs Personen ist, nicht gestaltet werden zu können. Das Schicksal jeder von einem Dichter ersonnenen Person ist, in idealem Sinne nie ganz Gestalt werden zu können. Vielleicht gibt es nur einen Bereich, wo einer inneren Bewegung gestattet ist, ganz sichtbar zu werden, sich restlos in Gestalt zu ergießen: die Musik. Vielleicht kann das ihr zugrunde Liegende so sichtbar, vielmehr hörbar werden, daß es ganz in dem Hörbaren aufgeht. In jedem anderen Bereich der Sichtbarkeit und Hörbarkeit bleibt das Schaffen in idealem Sinne Stückwerk, in hohem Sinne Fragment. Jene sechs Personen sind überall; überall suchen sie ihren Autor, mögen sie nun Romeo oder Judith oder Penthesilea heißen. Denn was sie im Herzen ihres Dichters waren, weiß trotz aller Philologen niemand, und es bleibt Geheimnis; in seinem Herzen lebten sie in der Wahrheit und erfüllten sich, lange ehe sie Gestalt wurden. Immer sucht die Wahrheit ihren Autor.

Noch einmal zurück zu „So ist es, ist es so". Auch hier erscheinen die fraglichen Personen, deren Schicksal verhandelt wird, in gespensterhaftem Schwarz, von geisterhaftem Licht umflossen; auch sie, Herr Ponza, seine Schwiegermutter und seine Frau, auch sie suchen ihren Autor, nicht einen Theaterdirektor, sondern die Autorschaft unserer Wirklichkeit, des Parketts. Und es ist klar, daß dies ein vergebliches Beginnen ist, obwohl es unternommen werden muß, immer wieder und immer wieder das Unmögliche versucht wird. Und es ist klar, daß am Schluß dieser Tragödie immer wieder die Frau erscheinen muß mit den Worten: „Ich bin die, für die man mich hält". Heißt das nicht: alles ist eitel, alles was ihr anfangt, um ganz erfüllt zu sein, um in die Form der Selbst-

verständlichkeit aufzugehen, ist vergeblich und schafft nur größere Verwirrung? Was ist Wahrheit, wenn nicht die Einsicht, daß jede Bewegung, die aus der absoluten Einsamkeit herausführen soll, ins Verderben führt und noch in tiefere Einsamkeit?

In dieser Reibung zwischen Wahrheit und Wahrheit, das heißt zwischen endlicher und unendlicher Wirklichkeit, in dieser Antinomie liegt die dramatische Sprungfeder Pirandellos. Er besitzt die Kühnheit, zwei einander fremde Sphären zusammenprallen zu lassen. Die Wahrheit der Kunst läßt er den verzweifelten Versuch machen, die Form des ungestalteten Lebens anzunehmen, denn — und nun kommt das Essentielle: — denn die Wahrheit der Kunst ist die Tochter der Ewigkeit, sie ist die höhere, sie weiß es. Warum nicht versuchen, die trügerische Scheinwahrheit ungestalteten Lebens zu überwinden, indem sie, die höhere, die einzige, die alleinige, die Form des Chaos annimmt? Der Relativismus Pirandellos hellt sich auf: das Absolute ist das Erschaute, das primär Seiende, das tragische Subjekt. Jene Gestalten, welche vergebens versuchen sich ganz zu manifestieren, sind undramatisch, untragisch. Pirandello verlegt die Tragik in das, was sie miteinander bindet, in die Wahrheit. Seltsam zu sehen, wie dieser Angehörige des romanischen Kulturkreises Hebbels Ansicht des Tragischen auf eine gefährliche Weise paradox zuspitzt. Weil das Innerste der Wahrheit nichts Starres, Unbewegliches ist, sondern das Lebendige schlechthin, deshalb kann es nicht erscheinen in der Wirklichkeit der Lebenden, in der Wirklichkeit, die wir so sehr geneigt sind für die allein maßgebliche zu halten. Und man sieht nun auch den Grund zu der forciert ungestalteten Sprache dieser Tragödie: jeder Ansatz zu einer wie auch immer stilisierten, gehobenen, „musikalischen" Sprache würde den Sinn dieser Tragödie zerstören und eine Farce daraus machen. In einer Welt, wo die Menschen von Natur aus in Jamben sprächen, hätte das Pirandellosche Drama keinen Sinn.

Man wird einwenden: ja, ist das denn noch Kunst zu nennen? Ist das mehr als ein geschicktes Spiel mit Begriffen, gemacht, um das Publikum zu vexieren? Ja, ist Pirandello überhaupt ein Dichter? Es soll in diesem Versuch einer Deutung nicht um einen Streit, um Definitionen gehen. Wenn Kunst etwas mit Können zu tun hat, dann ist Pirandello ein Künstler von hohem Rang. Viele aus dem neueren Geschlecht, die von einer in ihrem Urteil getrübten Gesellschaft allzu rasch belorbeert werden, dürften sich zu einer Szenenfolge wie die von „So ist es, ist es so" beglückwünschen, dürften die geistige Zucht und die straffe Hand des Italieners beneiden. Die andere Frage, ob Pirandello ein Dichter ist, mag offen bleiben. Es ist immerhin schwer einzusehen, daß ein Macher, ein Originalitätshascher, ein bloßer Rabulist ein grundlegendes Problem der Dichtungswissenschaft in dieser Weise demonstrieren würde; innere Erfahrung ist da anzunehmen und unerläßliche Voraussetzung. Man muß sich daran gewöhnen, den Begriff des Dichtertums nicht auf Kosten des Weisen einzuschränken. Pirandello zählt unter Hebbels Erben, er ist aber in viel höherem Maße ein Nachfahr Platos. Daß er, schon in vorgerücktem Alter, das leicht zu ironisierende Schicksal aller möglichen Autoren teilt, zu den laureatis des Modegeschwätzes zu gehören, hat seinen Grund in dem völligen Mißverständnis, mit welchem er aufgenommen wurde. Er ist sicher eine Gefahr. Minder ernste Autoren, denen das Wort „tragisch" bei jedem Autounfall in die Finger läuft, werden sich versucht fühlen, an seiner Klinge ihre stumpfen Messer zu wetzen, um einen „Fall" zu präparieren. Und gerade diese Gefahr zeigt das Fruchtbare: Pirandello besaß die Kühnheit, mit einem Hiebe unsere bodenlose Begriffsverwirrung, unseren ästhetisch aufgeputzten und entwerteten Schicksalsbegriff bloßzulegen. Er besaß die chirurgische Kaltblütigkeit, die aus Leidenschaft geboren ist, uns den zuckenden, verstümmelten, nicht leben und nicht sterben könnenden Leib der Wahrheit auf den Tisch zu legen, damit sich ein verirrtes Geschlecht besinne und ihn aus Scham, Erkenntnis und einem neuen Glauben mit dem Mantel der Schönheit bedecke.

Walter Calé – ein Schicksal

Von Gerhard Stange (Königsberg)

Sieh, ich steige hinab,
In deinem Schoß zu vergessen,
Fern, was von oben dröhnt,
Helle und Qual und Tag.
Georg Heym.

Sein Buch[1] ist mir wie das Gesicht eines Freundes. Es winkt mir in mancher Stunde mit vertrauter Gebärde. Hier reichen die Fühlfäden in vielfacher Verzweigung in das Leben des eigenen Herzens, verliert sich die Linie des Nacherlebens in die des ursprünglichen. Bücher haben ihre Geschichte. Aber nur mit wenigen verbindet uns das Leben in dieser Weise. Auch Bücher, die zum Erlebnis werden, bleiben gute Bekannte. Aber Freundschaften scheinen mir hier fast so selten wie im Verkehr mit Menschen.

Er ist ein Vergessener, selbst in Kreisen, die sich als „literarische" fühlen. Nachdem er am 3. November 1904, noch nicht 23jährig, seinem Leben selbst ein Ende bereitet hatte, lebte sein Name, zumal unter der Jugend, welche die neue Zeit bringen wollte, und Fritz Mauthner schrieb in einem Vorwort zu den damals herausgegebenen „Nachgelassenen Schriften" am 2. September 1906:

„Aus einer kleinen romantischen Novelle, aus einigen Gedichten hatte ich den Klang der Glocke zu vernehmen geglaubt, die den Morgen der kommenden Lyrik einläutet."

Man sucht vergebens in den äußeren Umständen nach der Ursache für die Katastrophe dieses Lebens. Auch der Tatsache, daß er vor seinem Tode alles Erreichbare seines literarischen Schaffens vernichtete, darf man wohl keine andere Bedeutung beimessen, als daß er sich aus der Welt des Sichtbaren vertilgen wollte. Aber die Betrachtung seiner Lyrik zeigt eine geradeswegs ins Transzendente hinüberwachsende Gestalt.

Walter Calé war ein Einsamer. Die Freunde kannten ihn als Frohen unter Fröhlichen. Aber Calés Seele schwang nicht im lärmenden Kreise, dem Abend und der Nacht befreundet wie die Seele des Novalis. Diese Einsamkeit bedeutete jedoch für Calé keinen Verlust. Wohl klingt es bisweilen klagend: „und keine Brücke ist von Mensch zu Mensch". Das Geräusch der fernen Welt tönt gespenstisch zu ihm herüber:

„... gleich einem Wanderer,
von dessen Schritten nachts die Straßen hallen,
der deinem Fenster so vorübergeht,
daß nur ein Hallen dir von ihm bekannt ..."

Die „zu vielen Stimmen" erdrücken in ihm „den leisen Ruf: ich suche dich". Die Freunde verstanden seine wartende Seele nicht, „und also sprachen sie von andern Dingen". Eine Reihe wundervoller zarter Lieder geben dieser Klage Ausdruck. Aber das war alles nur die Kraft der eigenen lebendigen Seele, die, ihren Weg suchend, das Fremde als Fessel empfand. Den Ausgleich brachte die Einsamkeit: „Und eine liebe Stunde kam gegangen ..." Er sagte einmal:

„Es müßte ein ganz großer Dichter kommen mit Pindarischem Atem und müßte den Hymnus dichten, welcher so beginnt: ‚O Freundin Einsamkeit!' und welcher vor dem Meere in einer Sternennacht zu singen ist, wenn die Wasser am Gestade murmelnd aufrinnen und zurücksinken in mütterliches Dunkel, dem sie entquollen. O Freundin Einsamkeit in Sternennacht."

Tief in der Menschenseele, verschüttet durch tausend Alltäglichkeiten und das Begehren des Willens wohnt das Kindliche, das Ureigene, den anderen immer Verborgene.

„Ich hatt' ein armes, ganz geringes Herz,
ich war ein Kind, sie alle wußten's nicht,
sie riefen alle mich als Meister an,
und nur aus Scham gab ich wie Meister Antwort."

Das ist die Sphäre Calés. Seine Seele flieht in die Einsamkeit zu sich selber. Er ist die Stimme der Stille, der Dichter von „Pindarischem Atem" der spricht: „O Freundin Einsamkeit!"

In den „Wanderers Nachtlied" benannten Gedichten Goethes klingt eine Saite der Menschen-

[1] Walter Calé, Nachgelassene Schriften, S. Fischer-Verlag, Berlin.

seele an, die bei Calé zum Sinn eines ganzen Lebens geworden zu sein scheint.

Die immer bewußtere Ausbildung der „abendlichen Veranlagung", wie ich bis zur näheren Analyse zunächst einmal den Grundton der Lyrik Calés nennen möchte, die Verlegung des Herzschlages in die Einsamkeit schuf Konflikte, Disharmonien, weil von der anderen Seite die Forderungen des Lebens dazwischen klangen, vor allem die des bürgerlichen Berufs. Im juristischen Studium war Calé gescheitert. Nach Abgabe seiner sehr sorgfältigen und fleißigen schriftlichen Arbeit für die erste juristische Prüfung nahm er, zweifellos im Bewußtsein der Diskrepanz zu seinem Wesen, von weiterem Abstand. Dieser in seine Seele tönenden Disharmonien wird er sich in ihrer Bedeutung zunächst nicht bewußt gewesen sein. War doch noch im Beginn des folgenden Jahres sein Streben nach einem Bekenntnis im Tagebuch auf die Erreichung eines „praktischen Zieles" gerichtet, worunter zweifellos ein Ziel seines beruflichen Studiums zu verstehen ist. Aber als Fessel fühlte er es, und dieser Druck hat den Gedanken an Weltflucht geweckt:

„Es rinnen rote Quellen
um mein gesegnet Haus;
es tränkt ein schwarzer Reiter
sein schwarzes Roß daraus.

Er lehnt schon hundert Jahre
vor meinem runden Tor;
die Zeit wird ihm nicht lange,
ich komme nie hervor.

Es braucht nur dreier Schritte
so kann ich bei ihm stehn,
so kann ich mit ihm reiten,
wie meine Wünsche gehn.

Das ist so schön zu wissen!
Ich sag es tausendmal:
„Es wartet einer draußen!"
und bleibe doch im Saal.

Der Reiter schläft im Schatten,
sein Panzerhemd blinkt gut;
dem Rappen ist sehr schläfrig,
mir ist sehr froh zu Mut!"

Das Spiel mit dem Todesgedanken liegt dem jugendlichen Herzen nahe. Aber bei Calé handelt es sich nicht um jugendlich heroisches Spiel. Es ist auch nicht die Todessehnsucht des Müden oder Kranken. So wenig wie das „Abendliche" in Calé etwas mit Müdigkeit oder Überdruß zu tun hat, sondern aus der wundervollen Unbedingtheit der Seele aufsteigt, welche die Nacht mit sich bringt, diesem Gefühl der absoluten Freiheit über alle Individualität, in dem die Seele sich aus der Welt der räumlichen Beengnis in die rein geistigen Bezirke als in ihre wahre Heimat emporhebt. Das Todessehnsüchtige ist aber bei Calé nichts als eine Erscheinungsform des Abendlichen. Das eine ist ohne das andere nicht denkbar und nicht erklärbar. Der christliche Mythos hat den Tod furchtbar gestaltet, als den Diener der Kirchenzucht, die Schreckmittel nicht entbehren kann. Andere Zeiten dachten ihn als geflügelten Genius, erkannten ihn als „großen Gott der Seele". In dem Aufziehen dunkler Regenwolken, dem Rauschen herbstlichen Windes, der hohen sehnsüchtigen Klarheit des Herbstes, dem frühen Einfallen der Dunkelheit, wenn das Jahr beginnt, sich abwärts zu neigen, klingen die Themen dieser Gottheit an unsere Seele, nicht als ein: memento mori! sondern fesselnlösend schaffen sie eine geistige produktive Sphäre um uns, jenes Beglücktsein in uns selbst. Wie bei Hofmannsthal — Tor und Tod — ist es bei Calé der Tod aus der Sippe des Dionysos, der Venus, der „traumhaft um die reifen Dinge webt", jener Kraft so eng verbunden, die der Grieche „Eros" nannte. Eros-Thanatos ist die Seele Caléscher Dichtung. Abgewendet dem Tage, rauschen ihre Quellen aus der Nacht auf. Jede dichterische Inspiration ist wie eine Berührung der Seele mit der Nacht, und überall umblüht Asfodelos, die Blume der Unterwelt, diese Lieder.

Hier liegt zugleich der Anfang jener Entwicklung, die das Leben Calés zerstört hat. Aber wie kam es von dieser durchaus positiven, zeugenden Kraft zu der Katastrophe?

Calé hat sich dem Tode nicht etwa aus einer Sehnsucht seines Herzens in die Arme geworfen. Das Ende vollzieht sich vielmehr in tragischem Ringen, innerhalb jener Krise, welche wie in manchem anderen Leben hier den Übergang zum Mannesalter bezeichnet.

Denken wir uns das Leben in konzentrischen Kreisen um Gott als den geistigen Mittelpunkt schematisch dargestellt, so finden wir die bürgerlichen Arbeitsgebiete ganz in den äußeren Bezirken, der menschlichen Einrichtung der Welt zuge-

kehrt. Dem Jüngling scheinen die dort im kleinen, im einzelnen Wirkenden den Sinn des Lebens zu verfehlen. Seiner ganzen Veranlagung nach kommt er von dem Allgemeinen, dem Begrifflichen, den Ideen. Die Musik, die Dichtung, die Philosophie, die bildende Kunst liegen ihm zentral um den geistigen Mittelpunkt der Welt, ohne daß er das Technische, Handwerkliche, Bürgerliche künstlerischer Existenz zu sehen vermöchte. Er versteht nicht, daß auch die bürgerlichen Formen des Seins Notwendigkeiten sind, sich aus dem Innern des Menschenlebens kristallisiert haben, daß sie nicht wären, wenn sich darin nicht wohnen ließe. Erst die Beschäftigung mit dem Technischen kann richtige Würdigung bringen, erst die Bewältigung des Technischen das Verständnis für die geistigen Zusammenhänge, in denen auch jene äußeren Bezirke konzentrisch um den göttlichen Pol kreisen. Für die Jugend ist es bezeichnend, daß die „Jugendbewegung" gegen die „Erziehung zu den Berufstypen" Sturm lief. Zweifellos bedeutet die Überbrückung dieser Gegensätze eine bedeutsame Krise. Die Jugend kann nicht Jugend bleiben. Aber sie wehrt sich gegen das Vorwärtsschreiten.
Calé stand mit allen Kenntnissen gerüstet vor der Erreichung seines ersten „praktischen Ziels". Aber Examen und Beruf bedeuteten für ihn die Rückkehr aus der Nacht, in die er so tief hineingeschritten war. Eines Tages dämmerte die Erkenntnis, daß auch die Wege des neuen Studiums wie die des verlassenen durch bürgerliches Dasein führten. Es erwachte in seiner Seele etwas wie die Trauer der Blüte, die zur Frucht sich wandeln soll. Jetzt war der Konflikt gegeben, entstand in Calé das Bewußtsein des Schicksals, das Gefühl des Gezeichnetseins:

„Die Welt bedarf der andern, mein Eusebius ...",

wie es in dem dramatischen Fragment „Franziskus" einmal heißt. An anderer Stelle zittert es durch die Absage an die Freundin:

„O Schwester, hebe deinen sanften Finger
von meiner Schulter, einsam mich zu lassen,
und mühe nicht um mein gesenktes Haupt.
Ich wandle ferne euerm Blühn und Leben.
Denn also ist das Zeichen meiner Stirne:
‚Dein Glück soll eine große Trauer sein'."

Zwei Welten, die Welt Caléscher Nacht und die des grellen tönenden Tages prallten hart gegeneinander. Er wehrte sich, rang mit dem Schicksal, das drohend sein Haupt gehoben hatte. Aber wie er sich auch dazu stellte: er sah seine Welt rings in Flammen. Gewitter umleuchten die Seele. In den Schrecknissen der vom Ewigen durchschütterten Individualität zittern die letzten wilden Lieder. Zu der Freundin tönt es wie ein Hilferuf:

„Ein schweres Dunkel sank herab, o Schwester,
auf allen Wegen liegen große Schatten,
so gib mir deine Hand doch, liebe Schwester,
ich sehe keine Wege in den Schatten."

Aber auch die Geliebte, als ein Teil der endlichen, begrenzten, in Erscheinungen gefangenen Welt, kann die schon dem Ewigen zugewandte fliehende Seele nicht fesseln:

„Verzagend hast du mir die Hand gerührt
und spürtest schauernd meines Fingers Kühle
und bogst dich schauernd meinen Lippen fort
und schienest dir so leid- und schmerzensreich
und gingest tränenvoll an mir vorbei.

Ich aber habe keine Tränen mehr,
ich höre deine Seele weiterströmen
gleich einem Bach im Dunkel hinter uns,
lang bin ich ihm begegnet, lang vorbei,
er seufzt den Traum von gestern immer noch.

Doch unten gehn wie Boote meine Tage,
Darinnen stumm das kühle Leben sitzt,
ich spähe nur und winke nur und rufe,
mein eigen Leben achtet meiner nicht.
Mein eigen Leben gleitet stumm vorbei."

In einem letzten jähen Entschluß, von strahlendem Fest in den Park hinauseilend, richtete er den Revolver gegen sein Herz.
Er bewahrte der Seele die Freiheit gegenüber der fremden Forderung des Lebens. Noch nicht 23jährig. Aufrecht, unentwürdigt, starb er den selbstgewählten Tod. In seinem Liede aber blieb eine jugendliche Gestalt, die sich anderen früh zerstörten zugesellt: Hölty, Hölderlin, Georg Heym, Trakl ...

Joseph de Pesquidoux

Von Friedrich Hirth (Paris)

Die durch Napoleon I. geschaffene Departementseinteilung Frankreichs ist seit Kriegsschluß starken Angriffen ausgesetzt. Das landschaftliche Zusammengehörigkeitsgefühl beginnt, sich außerordentlich zu regen. Der Provinzialgedanke, den man seit mehr als einem Jahrhundert erloschen glaubte, findet immer größeren Anhang. Inwieweit der Krieg den „Regionalismus" in Frankreich beförderte, soll hier nicht näher untersucht werden; soviel steht aber fest, daß heute die Mehrzahl der Franzosen sich mit Stolz zu ihrer Heimat, der Auvergne, der Bretagne oder der Gascogne bekennt, und daß vor allem die literarische Provinz immer nachdrücklicher in die Erscheinung tritt. Überall bilden sich Dichtergruppen, die geflissentlich an der Scholle ihrer engeren Heimat hängen, und die nicht, wie es vor dem Kriege der Ehrgeiz jedes französischen Schriftstellers war, in der gleichförmigen Masse des Parisertums aufgehen wollen. Eine Fülle von Zeitschriften, die in den letzten Jahren beinahe in jeder Region Frankreichs begründet wurden, legt von diesem Streben beredtes Zeugnis ab. Die Provinz ist sich ihres Reichtums bewußt geworden, sie weiß, welchen Nährboden sie darbietet.

Dem Süden hatte die französische Poesie häufig die wundervollste Befruchtung zu verdanken. Man denke an Frédéric Mistral oder Théophile Gautier, welch letzterer aus seiner Gascogne nach Paris kam, um hier seine schönheitstrunkenen Verse zu schreiben, die ohne die Einwirkung seiner in Sonne und Glanz getauchten Heimat unmöglich gewesen wären. Aus dieser Gascogne stammt auch der Dichter, der in unseren Tagen vielleicht die reinste und edelste Verkörperung des literarischen Schaffens in Frankreich ist: Joseph de Pesquidoux. Ein Heimatsdichter im wahrsten Sinn des Wortes. Einer, der sich nicht in den Bann der Großstadt verstricken ließ, sondern der mit seinem Heimatsboden verwachsen ist und verwachsen bleiben will. Die Gascogne ist sicherlich manchen Vorurteilen ausgesetzt, vor allem wegen der hochtrabenden Verse von den gascogner Kadetten in Edmond Rostands „Cyrano de Bergerac" und wegen der gascogner Geschichten, die man den Bewohnern andichtet, und worin sie als Prahlhänse und Aufschneider dargestellt werden. Vielleicht sind sie es, vielleicht übertreibt ihre überhitzte Phantasie, vielleicht regt sich ihr heißes Blut stürmischer als bei den kühleren Leuten des Nordens; aber man wird sie anders beurteilen, wenn man die Bücher liest, die Pesquidoux ihnen widmet. Man wird in ihnen arbeitsame, strebende Menschen sehen müssen, die sich in der Berührung mit der Natur stark fühlen.

Der Dichter — denn er ist ein Dichter — soll heute 58 Jahre alt sein. In Paris bekommt man ihn nie zu sehen, weil er in Leben und Dichten seiner Heimat treu bleiben will. Ein paar Bücher, die in den letzten Jahren von ihm erschienen, erweckten die stärksten Hoffnungen die sich in seinem letzten Werk „Le livre de raison" vollkommen erfüllten. (Im Verlage von Plon-Nourrit, Paris 1925.) Ein wundervolles Buch, das die Rückkehr zur Natur predigt. Es ist kein Roman, der Spannungen erregen will, sondern nur die fast kunstlose Beschreibung von Geschehnissen, die sich auf dem köstlichen Erdenfleck abspielen, von dem aus man an klaren Tagen die blauen und weißen Spitzen der Pyrenäen sieht. Pesquidoux liebt dieses Land, das bereits seine Ahnen bebauten, und einer von diesen, der in Napoleons Armee kämpfte, zog sich in die Gascogne zurück, um dort seine Pension zu verzehren und seine Feldzüge zu erzählen. Er hinterließ eine Art Rechnungsbuch, dessen letzte Blätter aus dem Jahre 1820 stammen. Er war ein großer Jäger vor dem Herrn und ein angenehmer Zechgenosse. Einmal schildert ihn Pesquidoux, wie er sich an einem großen Kaminfeuer wärmt, eingehüllt in seinen von Regen triefenden Mantel. Dann wird er müde und schlummert ein. Die kleinen Hennen kommen heran, steigen auf seine Knie, und auch sie schlafen ein, gefangengenommen von der wohltuenden Wärme, die sie umgibt. Diese Stelle von bezauberndem Reiz erinnert an die Erzählung Victor Hugos, dessen Vater die Lektüre des Lucrez unter-

brach, wenn die Dämmerung sich einstellte, und der aus der hohlen Hand den Schafen Salz zu lecken gab.
Das Rechnungsbuch seines Ahnherrn, das Pesquidoux veröffentlicht, legt Rechenschaft über die kleinen Vorgänge ab, die das gemächlich dahinfließende Leben des zum Bauern gewordenen Kriegers ausmachten. Eine Familiengeschichte, in der Geburten und Todesfälle, Taufen und Hochzeiten geschildert werden; genaue Einzelheiten über die Ernte, über die Weinreben usw. Söhne und Enkel setzten das Rechnungsbuch fort. Hatten sie Talent zum Erzählen, dann ließen sie sich über die Ereignisse eingehender aus. Jeder legte seine Erfahrungen nieder, mit dem geheimen Wunsche, daß sein Nachfolger aus der Erzählung Nutzen ziehen möge.
Das Rechnungsbuch wird von Pesquidoux nicht in seinem ganzen Umfang veröffentlicht, er beschränkt sich auf die Kapitel, die belehrend oder rührend wirken können. Ganz wundervoll ist es, wie er z. B. Holzschläge beschreibt oder Volksfeste oder Bewässerungsanlagen; selbst eine Art juristischer Abhandlung über bäuerliche Mitgift, und eine andere über die Erbfolge kann lebhaft interessieren. Reizvoll ist die Gestalt des „ersten Nachbarn", an den man sich bei jeder Gelegenheit wendet, mag sie glücklich oder unglücklich sein, dem man Mitteilung über alle Vorfälle des täglichen Lebens macht, der immer Anteil nimmt und mit Rat und Tat zur Seite steht.
Die Überlieferung seines Landes und seiner Familie hält Pesquidoux über alles hoch. Aber deshalb ist er kein Reaktionär, der sich nur an die Vergangenheit hielte. Er weiß, daß heute das Ackerland anders bebaut werden muß als zur Zeit des Großvaters. Er liebt den elektrischen Strom, der aus den Pyrenäen in die Gascogne kommt, und der Gegensatz zwischen dem Kienspan und der Glühlampe, den unser Dichter schildert, ist ein kleines Meisterstück.
Wundervoll ist die Sprache. Rhythmische Prosa, bei der man immer wieder das Gefühl hat, daß sie in Verszeilen aufgelöst werden könnte. Diese Sprache ist einfach wie die Natur. Sie versucht es nicht, sich in geschraubten Wendungen zu ergehen und neue unverständliche Worte zu schaffen, wie es leider die zeitgenössische französische Literatur so sehr liebt. Pesquidoux will nicht glänzen, er will einfach sein, oder richtiger: er will nicht einfach sein, er ist es, denn er zwingt sich nicht. Wenn je der abgegriffene Ausdruck „Erdgeruch" am Platze war, muß er für diesen Dichter angewandt werden.

Brief an Josef Winckler

Von Walter v. Molo (Berlin-Zehlendorf)

Seit ich Sie während des Krieges in Lauenstein persönlich kennen lernte, verließ mich die innere Mahnung nicht mehr, mich mit Ihrem Werk vertraut zu machen. Dies ist nun endlich geschehen. Den letzten Anstoß dazu gab mir Ihr neues Buch „Pumpernickel". Hatte ich Ihre früheren Bücher vor allem um der Kraft und der Eigenwilligkeit ihrer Sprache wegen geschätzt, so verletzten mich doch immer wieder Brutalitäten und das anscheinend absichtliche Hervorheben von, ich finde kein passenderes Wort: Unappetitlichkeiten und auftrumpfenden Derbheiten, die mir den reinen Eindruck störten. Dann kam Ihr „toller Bomberg" und mit ihm der große Bucherfolg für Sie. Sie sandten mir den tollen Bomberg zu, und ich habe einige Male versucht, ihn zu lesen. Ich bin immer wieder stecken geblieben, weil ich wieder Derbheiten, und ich muß es aussprechen, ich kann es nicht anders sagen, die Lust an Geschmacklosem darinnen gehäuft fand. Ich habe oft, wenn ich in Westfalen und im Westen war, mit Menschen dieser Landschaften darüber gesprochen und gefragt, ob die Westfalen wirklich so seien, ob ihnen solches gefalle, ob sie wirklich über solches lachen könnten? Es wurde mir fast immer geantwortet, daß die Westfalen derb seien, daß sie an Zötchen und Spässen in der Art Bombergs Gefallen fänden. Ich lernte Land und Leute Ihrer Heimat

näher kennen, ich lernte damit manches in Ihnen verstehen, aber ich kam doch mit dem tollen Bomberg zu keinem rechten Ergebnis und stellte ihn schließlich halbgelesen beiseite. Nun wurde Ihr letztes Buch „Pumpernickel, Menschen und Geschichten um Haus Nyland" angekündigt. Ich verlangte es vom Verlag,[1] weil ich mir endgültig über Sie klar werden wollte. Der Titel und die Einbandszeichnung nahmen mich wieder gegen Sie ein. Ich sagte mir: Ist Winckler denn ganz von sich abgefallen, ist er jetzt nur mehr Erfolgsanbeter? Ich las Ihre Einleitung. Diese Einleitung hat mir Ihre Heimat und Sie erschlossen. Ich bin anders, aber nun verstehe ich das derbe und zugleich innige Volkstum, aus dem Sie hervorwuchsen. Ich fand auch in der Einleitung zu den Menschen und Geschichten um Haus Nyland Literatenhaftes, ich gebe zu, ich bin auf diesem Gebiete für die heutige Zeit überempfindlich, aber dann kam der Satz: „Jeder, der sich über den Dampfkessel einer Konjunktur setzt, wird wie Hansdampf mit ihrem Rauch zerblasen sein oder in Gewaltsamkeit, in Manier enden!" Und dann las ich Ihr Bekenntnis, wie Sie freimütig eingestehen, daß Sie erkannten, daß Falsches in Ihnen war, wie Sie jubelnd zu Ihrer Heimat zurückfanden, wie Sie mit seltener Offenheit zugeben, daß Sie Konjunktur mitnahmen, um unabhängig zu werden. Dieses Eingeständnis war tapfer, schön und groß! Nun las ich den tollen Bomberg, der gegen das Ende zu Selbstschöpferischem ansteigt, der aber doch für mich im wesentlichen flüchtig ergriffenes Sammelgut bleibt, in einem Zuge zu Ende. Dann las ich den „Pumpernickel". Ich kam nun über alle Derbheiten darin hinweg, es sind nicht wenige, und ich hatte einen ganz großen Eindruck. Herrgott, das ist ein Deutsch! Das ist die Neugeburt unserer Sprache aus dem Dialekt Ihrer Heimat heraus. Die so ekelhaft gewordenen und so totgehetzten Worte „Bodenständigkeit", „Erdigkeit", „Deutsche Kunst" „Heimatkunst" sind im „Pumpernickel" in höchst erfreulicher Weise wieder Wirklichkeit geworden. Im „Pumpernickel" spinnt Ihr Fabuliertalent mühlos und völlig unkonventionell in reinster Kraft und Saftigkeit aus Ihrem ureigensten Innersten heraus, diesmal dichtete Ihre Heimat ganz aus Ihnen! Was wiegt dagegen die etwas einseitige Stellung zum Katholizismus, was wiegt dagegen, ob in diesen Jugenderinnerungen mehr Wahrheit oder Dichtung ist, ob ein paar Flüchtigkeiten unterliefen. Ihr „Pumpernickel" ist wahrhaft ein Volksbuch! Da ist Saft, Kraft, Humor, Humor! Ganz anders ist dieser echte Humor als die oft krampfhaft laute Lustigkeit im Bomberg, hier ist wirklicher norddeutscher Humor, weg ist die Gewaltsamkeit, durch Derbheit zum Lachen zwingen zu wollen. Die Geschichten vom Alten Fritz haben Volksmythen-Ton — und wenn sie erfunden sind, noch besser für Sie als Dichter! Jede Gestalt lebt prallstes Leben, man kann an dieses Buch nicht anders denken, als daß sich die kraftvolle Landschaft Ihrer Heimat mit deren herber Luft einem dauernd vor die Augen und die Nase hebt. Wenn Ihnen der Erfolg des „tollen Bomberg" die wirtschaftliche Unabhängigkeit gab, diesen „Pumpernickel" zu schreiben — ich sehe jetzt tiefe innere Zusammenhänge zwischen dem, was Sie geworden sind und dem Entschluß, sich von allem Grübeln und Schweren unserer Zeit, von allem Früheren durch den „würdelosen" Sprung des tollen Bomberg zu befreien — so hat dieser, ganz gleich, wie man zu ihm ästhetisch steht, größtes Verdienst. Sie haben dadurch ein reiches, tiefes, schönes, wahrhaft deutsches Volksbuch schreiben können. Ein Buch der völligen Gesundung. Alles fremde Beiwerk ist von Ihnen gefallen. Gehen Sie so echt und innerlichst wahrhaft, wie Sie jetzt geworden sind, unbekümmert geradeaus weiter, wir brauchen Sie und solche unfeierlich gesunden Bücher wie Ihre „Menschen und Geschichten um Haus Nyland". Wir brauchen einen neuen Fritz Reuter! Es ist ja so selten geworden, daß einer „tief" und dabei ein natürlicher Kerl ist, der lachen und Kobolz schlagen kann. Sie sind so einer. Erleben und Werk, Blut und Hirn, Heimat und Mensch sind nun völlige Einheit in Ihnen. Einen frohen und hoffenden Gruß für Ihr weiteres Schaffen! Und der Teufel hole Sie, wenn Sie von Ihrer jetzigen Höhe abfallen!

[1] Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1926.

Aufstieg zum Tier

Von Kurt Münzer (Berlin)

1. Rex. Geschichte eines Hundes und zweier Menschen. Von Karl Hans Strobl. Reichenberg 1924, Gebr. Stiepel. 212 S.
2. Der Baron Rothschild. Jagden, Reisen, Menschlichkeiten. Erzählt von Forstrat Grünkranz. München 1924, Verlag für Kulturpolitik. 137 S.
3. Blitz. Der Roman eines Wolfshundes. Von Hal. G. Evarts. Deutsch von Philipp Berger. Berlin 1924, Atlantischer Verlag. 261 S.
4. Im Büchsenlicht. Von Friedr. Freiherrn v. Gagern. Leipzig o. J., Richard Eckstein Nachfolger. 250 S.
5. In den Dschungeln der Wälder und Menschen. Von Ferdinand Ossendowski. 21.–30. Tausend. Herausgegeben von Wolf v. Dewall. Frankfurt a. M. 1924, Frankfurter Societäts-Druckerei. 395 S.
6. Mein buntes Buch. Geschichten von Tieren und Menschen. Von Arthur Schubart. München 1924, Drei-Masken-Verlag. 199 S.
7. Tiger, hilf mir –! Von Wilhelm Volz. Breslau 1924, Ferdinand Hirt. 158 S.
8. Das unsterbliche Wild. Von Aage Madelung. Berlin 1924, S. Fischer. 227 S.
9. Tarzan bei den Affen. Von Edgar Rice Burroughs. Deutsch von Tony Kellen. Stuttgart 1924, Dieck & Co. 272 S.
10. Tarzans Rückkehr in den Urwald. Von Edgar Rice Burroughs. Deutsch von Tony Kellen. Ebenda. 271 S.
11. Reiner. Aus dem Leben eines Kreuzfuchses. Von Hans Kaboth. Dresden 1924, Deutsche Buchwerkstätten. 179 S.
12. Tiere der Einsamkeit. Von Olai Aslagsson. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin o. J., August Scherl. 161 S.

Wir stehen vor dem Aufgang eines neuen Weltbildes. Die Weltanschauung der letzten Epoche — ein Individualismus — ist hinter uns zurückgeblieben; sie hat sich, ihre Bestimmung erfüllend, erschöpft, ist aufgezehrt worden. Das letzte Wort ist gesprochen — und in die Stille tönen laut und leise neue, fremdartige, seltsame oder weise Worte. Wir waren Einzelne geworden und suchen jetzt verbindende Gemeinsamkeit, suchen, wir Schwankenden, Grund in einem Höheren über, Reineren, Stärkeren außer uns, Zuflucht in einer Allseele aus einer allzulange umschmeichelten Selbstseele.

Dazu kommt: wir leben in der Reaktion auf die Feindseligkeit der Welt, auf das Morden des Krieges, auf den technischen Realismus, dessen gottspottende Taten unser Menschentum ausschalteten. Romantik ist eine Waffe dagegen, transzendenter Idealismus die Zuflucht aus der nüchternen Praxis; etwas wie seelische Heimat bietet sich im Begreifen dessen, was nicht von dieser Erde, sondern jenseits ist. Die Welt ist ja nur noch Fabrik, Maschine; die Produktion ist entseelt. Kirchen wanken nicht nur: man sieht sie gar nicht mehr. Die neue Mystik braucht keine gemauerten Fundamente.

So flieht einer über des Menschen Möglichkeit hinaus, der andere zur Möglichkeit des Vormenschen zurück und landet beim Tier. Nennt es aber nicht Rückschritt, sondern — auch das! — Aufstieg. Ist der Mensch vielleicht nichts anderes als ein entartetes Tier?...

Gewiß ist ja: erst der Erwachsene trennt sich vom Tier. Das Kind lebt noch mit ihm in derselben Welt, so wie Urvölker ihren Stamm aus tierischem Ahnherrn herleiten. Einmal, in mythischen Zeiten, hatten selbst Götter Tiergestalt, frühe Kunst gab den Göttern Tierköpfe. Und das Kind verleiht dem Tier, was ihm selbst eigen ist, sogar Sprache. Im Märchen, dem Produkt der kindlichen Menschheit, denkt, spricht, handelt das Tier menschlich vernunftgemäß. Und es ist wirklich nicht Entwicklung, sondern Entartung und Entfremdung vom Mitgeschöpf, wenn Tiernamen zum Schimpfwort werden können. Wir beschimpfen damit nur unsere eigene biologische Vorstufe.

All das, Entwicklung, Weltanschauung, Religion, Ethik, spiegelt sich immer am konturreinsten in der Kunst und am verständlichsten in der Dichtung. Die Literatur offenbart völlig, wes Geistes Kind die jeweilige Generation ist. Hat man also ein Dutzend Tierbücher vor sich, so sollte sich darin der Mensch von heut einprägsam spiegeln.

Nun hat sich aber der Wirklichkeitssinn der Menschheit in dem Maße entwickelt, wie ihre Phantasie zurückging. Es bedarf schon erlesener Dichter, um uns den Rest Phantasie real glaubhaft zu machen. Über das Tier geht die Phantasie überhaupt kaum noch hinaus, aber schon die meisten Tierbücher scheitern (was Kunst und Erfolg angeht) daran, daß das Tier in ihnen nicht wirklich, leibhaft, überzeugend dasteht. Warum trägt Svend Fleuron den vollen Preis davon? Weil (fast nur) er das Tier in unsere Wirklichkeit stellt, indem er ihm gibt, was des Tieres ist. Wer außer ihm vermag heut noch (es sind drei, vier Amerikaner, Engländer, Skandinavier) das Tier Tier sein zu lassen! — Aber es gehört auch das Höchste dazu. Wir müssen an das Tier glauben. Und bei den meisten Büchern lacht man über die Fiktion: Tier.

Es ist nun so: die neue geistige Einstellung unserer Zeit verlangt das Tierbuch, aber das Buch selbst ist meist

zu unbedeutend, um Spiegel der Weltanschauung, des Zeitgeistes zu sein. So wie Weibchen Junge werfen, die von der Mutter das Dasein, aber sonst nichts weiter haben. Das Tierbuch ist ein Zeichen der Zeit, aber es enthält nicht die Zeit. Es illustriert nur, es offenbart nicht.

Leider: von diesen zwölf Tierbüchern hier verdienen die wenigsten ihren Namen. Das Tier spielt eine Rolle darin (Strobl), es wird verkindlicht (Kaboth), es wird mit Menschenauge gesehen (Schubart), es wird vom eitlen Jäger als Beute geschätzt (v. Gagern). Nur etwa Evarts nähert sich im Buche „Blitz" dem Tier als solchem, Volz dichtet kraftvoll und einprägsam Urleidenschaft, Madelung schreibt ganz herrliche Offenbarungen von Fischseele und Pferdetemperament, und Aslagsson nähert sich dieser anderen Welt, dem Tier, fast beängstigend. Die hoch berühmten Tarzan-Bücher aber können nicht einmal als Gegenbeispiel hingestellt werden. Sie sind so von jedem, auch dem schlechten Geist, verlassen, daß sie auch nicht negativ gewertet werden können. Welcher Schimpf unserer Zeit, daß diese Bände Welterfolg haben konnten! Wie tief steht unser Mensch unterm Tier! — Ossendowski muß anders denn als Tierdichter rangiert werden. Dieser große und unerschrockene Fabulierer — gleichgültig die Zuverlässigkeit seiner Zeugnisse! — schlägt in Bann kraft einer männlich kühnen Art, dreinzupacken in die Entlegenheiten und Fremdheiten des Lebens.

Es ist ein schöner Gedanke, unsere Weltanschauung an Büchern illustrieren zu wollen; in ihnen findet man immer, wie in Kunst überhaupt, den ersten Niederschlag veränderter Einstellung zum Kosmos, zu Gott, zu Tatsache. Aber diese Bücher — bis auf zwei, drei einzelne — sind zu arm an geistigem Gehalt, um in ihnen mehr als Unterhaltung zu finden. Nur äußerliches Zeugnis sind sie, indem sie statt des Menschen die zurückgebliebene Kreatur zum Helden machen. Daß unter hundert Büchern zehn diese Welt der Kultur aufgeben und andere Sphären suchen, ist ein Zeichen. Ein Zeichen neuer Einstellung, Verdrusses am Besitz, Sehnsucht nach Reinheit und Wahrheit. Sie verraten das alte offenbare Geheimnis: man muß sich entäußern, um reich werden zu können!

Bibliophile Chronik

Von Fedor v. Zobeltitz (Berlin)

Aus dem Askanischen Verlag (C. A. Kindle) in Berlin liegen mir zwei wundervolle Veröffentlichungen vor. Zunächst eine neue Ausgabe der „Göttlichen Komödie" Dantes in der heute noch als mustergültig anerkannten Verdeutschung Karl Wittes, gedruckt auf Japanbütten in der Stefan George-Antiqua bei Otto v. Holten unter Zuhilfenahme buchkünstlerischer Schmuckstücke, die unter dem Einfluß der Entwürfe Botticellis in italienischen Offizinen des 15. Jahrhunderts entstanden. So entstammt die Titeleinfassung mit ihrer anmutigen Ornamentik und den beiden symbolischen Szenen der Druckerei der Brüder de Gregoriis in Venedig 1498, die auf dem Frühgebiet der Buchausstattung Vorzügliches leisteten, während die Zwischentitel erstmalig von den in Venedig eingewanderten deutschen Druckern Bernhard Maler, Erhard Ratdolt und Petrus Löslein 1478 verwandt wurden. Die zahlreichen, sehr reizenden, teils figürlich, teils mit pflanzlichen Motiven gefüllten Initialen gehören dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts und zumeist der Offizin des Ottaviano Scoto an. Die großen Abbildungen wurden der Dante-Ausgabe Brescia 1487 und der venezianischen von 1491 nachgebildet, die übrigen den gleichdatierten Ausgaben Verona und Parma. So führt uns diese früheste Buchillustration der „Göttlichen Komödie" gewissermaßen in die Atmosphäre der Danteschen Zeit und jener Dante-Handschrift, für die Botticelli im Auftrag Lorenzos von Medici seine unsterblichen Zeichnungen entwarf, deren Originale im berliner Kupferstichkabinett bewahrt werden. Der Ganzpergamenteinband nach einem florentiner Original der Frührenaissance ist eine herrliche Arbeit, einfacher gehalten, doch auch gediegen und vornehm, der Einband aus Halbpergament. Einen besonderen Reiz bietet die Einführung Max v. Boehns über „Dante-Porträt und Dante-Illustration", mit einer großen Fülle authentischen Bildermaterials, beginnend mit dem vielumstrittenen Bildnis Giottos aus dem Bargello und endend mit Doré, Delacroix, Koch, Rossetti u. a.

Nicht minder gelungen ist die „Faust"-Ausgabe des Askanischen Verlags, wieder bei Holten gedruckt und zwar in einer ausgezeichneten Satzanordnung, einer glücklichen Lösung des schwierigen Problems, die ungleichen Zeilenlängen zu einem geschlossen wirkenden Bild zusammenzufassen. Auch für diese eigenartige Luxusausgabe hat Max v. Boehn eine umfangreiche Einleitung verfaßt, der er den Titel gab „Faust und die Kunst". Boehn greift bis in das 16. Jahrhundert

zurück, auf die verschiedenen Ausgaben des Volksbuchs bis zu seinem Eintritt in die Kunstdichtung. Naturgemäß, daß da der Löwenanteil auf Goethes Dichtung fällt. In langer Reihe ziehen die Illustratoren an uns vorüber, von Carstens an und den Lithographien zu dem sogenannten berliner Zyklus anläßlich der Radziwillschen Aufführung, über Cornelius, Näke, Retzsch, Ramberg, o Gott wie vielen, bis zu Slevogt und Barlach. Auch die Bühnendarstellung und die Vertonung zog Boehn in seine kritische Betrachtung hinein, so daß hier eine Faust-Galerie im kleinen entstanden ist, vortrefflich in der Reproduktion und wahrhaft verblüffend durch ihre Vielseitigkeit. Der sehr schöne Einband, wieder in Pergament, ist die Nachbildung eines süddeutschen Klosterbands aus dem 15. Jahrhundert.

Noch nicht einfügen seiner Galerie konnte Boehn den jüngsten illustrierten Faust, den der unter der Leitung von Hans Schatzmann stehenden Münster-Presse in Horgen-Zürich. Ein Folioband in Halbpergament mit echten Bünden und Goldtitel, von hervorragender Schönheit des Drucks, mit fein abgewogenen Größengraden der Type und sorgfältiger Gestaltung des Satzspiegels. Im Zusammenklang mit dieser fast feierlichen Vornehmheit des Typographischen steht der bildnerische Schmuck von Oskar Graf, der aus Goethischem Geist heraus 39 Radierungen zu der Dichtung schuf. Ein Griffelkünstler wie Graf konnte sich natürlich nicht an die traditionell gewordene Faust-Illustration und noch weniger an die Bühnendarstellung halten. Gewiß greift er in den Radierungen von kleinerem Ausmaß, halbseitig über dem Beginn des jeweiligen Auftritts stehend, auch auf die Situation zurück und gibt das Gegenständliche der Szene wieder, doch nie in Anklammerung an das Wort, sondern in Vertiefung der dichterischen Absicht. Ganz groß wird er in den Folioblättern, in denen das Symbolische und Mystische die Phantasie beflügelt und Übersinnliches das sinnlich Wahrnehmbare mit neuen Deutungen durchtränkt. Hier ist er ganz der schöpferisch Freie, der den tragenden Gedanken auf die eigene Weltanschauung abstimmt und die Bilder des Gedichts zu grandiosen Visionen und Gestalten voll Blut und Leben werden läßt. Seine Technik steigert die Wirkung, zumal in der Verwendung von eigentümlichen Lichteffekten, nicht in der dramatischen Art Dorés, in Szenen für ein Ausstattungsstück, sondern aus dem Gefühl heraus, das Dämonische und Geheimnisvolle auch graphisch-malerisch wiederklingen zu lassen. Das sind Bilder von suggestiver Kraft, wie nur ein großer Künstler sie schaffen kann, der seine Inspiration aus der Dichtung schöpft, selbst ein Dichter.

Das neue, im Eigenbrödler-Verlag A.-G. (Berlin) erschienene Werk Walters von Zur Westen beschäftigt sich wieder mit dem Hauptgebiet seiner fruchtbaren Sammlertätigkeit und betitelt sich „Reklamekunst aus zwei Jahrtausenden". An der Hand eines großen Reichtums von Illustrationen geleitet uns der Verfasser aus der antiken Welt weiter durch die Zeiten. Die Reklame ist eine uralte Kunst. Verordnungen, Steckbriefe, Anpreisungen, die auf öffentlichen Plätzen angeschlagen wurden, kannte man schon in Ägypten wie in Griechenland und Rom, aber die uns erhaltenen Zeugnisse darüber geben doch nur ein ziemlich dürftiges Bild. Lebhafter entwickelte sich die geschäftliche Propaganda erst im 15. Jahrhundert nach Erfindung der Druckerkunst. Bücheranzeigen aus der Inkunabelzeit sind uns vielfach übermittelt worden, ebenso die Ankündigungen reisender Quacksalber, Plakate von Schützenfesten und derlei, auch der älteste Theaterzettel reicht ziemlich weit zurück, ein rostocker vom Jahre 1520. Illustrierte Anschläge mehren sich im 17. Jahrhundert, Vorbilder dazu fand man in den zahlreichen Flugblättern, die sich auf Mißgeburten, Wundertaten und ähnliches bezogen. Tierschauplakate begegnen sich mit Ankündigungen von Abnormitäten und fremden Völkerschaften, und dazu treten bald Plakate von Artisten, Kunstreitern und endlich wieder, seit dem Besuch der englischen Komödianten in Deutschland, Theaterprogramme. Auch die Gasthausreklame nahm nach dem Dreißigjährigen Kriege zu, Geschäftsschilder sah man schon im 17. und 18. Jahrhundert überall, die am schönsten ausgeführten in Frankreich, wo man auch die geschmackvollsten Adressenkarten fertigte. Eine Stilwandlung in der Reklamekunst brachte das neue Jahrhundert, die Technik änderte sich, an die Stelle des Kupferstichs trat vielfach die Lithographie, die zumal in Berlin für die Gebrauchsgraphik Anklang fand. Das politische Plakat schob sich Achtundvierzig in den Vordergrund und hat sich bei Wahlschlachten bis heute behauptet. Denn in unseren Tagen ist die Affichenkunst gewaltig emporgeblüht und hat auch Buch- und Notenumschläge, Prospekte, Briefköpfe und vieles andere in ihre Kreise gezogen. Westens neues Werk ist ebenso belehrend wie unterhaltend. Die ausgezeichnet wiedergegebenen Illustrationen, meist en flottant behandelt, sind vielfach Reproduktionen großer Seltenheiten und bieten in ihrer Gesamtheit ein ausgezeichnetes Bild der künstlerischen Propaganda im Wandel der Zeiten. Otto v. Holten druckte das umfangreiche Buch in der Bauerschen Elzevirschrift, der originelle Einbandsentwurf stammt von Walter Preisser. 50 Exemplare wurden auf Bütten abgezogen und vom Verfasser signiert.

Die Bücher aus dem Verlag Ernst Rowohlt in Berlin zeichnen sich immer durch die schlichte Gediegenheit ihrer Ausstattung aus. Bezeichnend für diese Tatsache

ist die Lukian-Ausgabe Albert Ehrensteins, die gewissermaßen auch einer Ehrenrettung Wielands gilt, dessen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Prosa noch immer unterschätzt wird. Es ist eine Freude, das Buch zur Hand zu nehmen. Poeschel & Trepte druckten es in klarer schöner Antiqua, E. R. Weiß entwarf Titel und Initialen. Keine sogenannten buchkünstlerischen Mätzchen, alles ist einfach gehalten, aber doch von den bibliophilen Gesichtspunkten ausgehend, auf die man auch bei einem „Gebrauchsbuch" Rücksicht nehmen soll. F. A. Brockhaus in Leipzig verausgabte die 21. Auflage von Eckermanns Gesprächen mit Goethe, neu herausgegeben von H. H. Houben, und zur selben Zeit erschien bei H. Haessel in Leipzig vom gleichen Verfasser „J. P. Eckermann, sein Leben für Goethe" als Ergänzung der Gespräche. Der Spürsinn Houbens hat nur einen Teil der verloren geglaubten Tagebücher auffinden können, der aber doch wertvoll genug ist, um in die Frage der Glaubwürdigkeit der Eckermannschen Aufzeichnungen neues Licht zu bringen. Bewußte Entstellungen hat ihm jedenfalls auch die eifrigste Forschung nicht nachweisen können. Nietzsche bezeichnet die Gespräche als ein Buch, „das verdiente, wieder und wieder gelesen zu werden". Und gewiß hat er recht. Mir selbst ist in stillen Abendstunden die Lektüre dieser köstlichen Aufzeichnungen ein ungetrübter Genuß gewesen. Brockhaus hat sich redliche Mühe gegeben, die neue Ausgabe zu einem Werk für die Familienbibliothek zu stempeln. Gedrängter, aber klarer und sauberer Druck ermöglichte es, die 866 Seiten in einem Bande zusammenzupressen, der in einem hübschen blauen Ganzleineneinband mit Goldpressung liegt. Besonders hervorzuheben ist das reiche Illustrationsmaterial, nicht weniger als 158 Abbildungen, Porträts, Medaillen, Kunstwerke, Ansichten und vielerlei mehr zur Veranschaulichung des Textes, dazu noch 7 Faksimile von Handschriften. Bibliographisch bemerkenswert ist auch das ausgezeichnet redigierte Register. Seltsam berührt in beiden Werken die Klage des Herausgebers über den Mangel an Förderung seiner Arbeit seitens der Leitung des Goethe-Archivs in Weimar.

Die Sammlerwelt wird dankbar sein für zwei neue Bibliographien, die jüngst bei S. Martin Fraenkel in Berlin erschienen sind. Die Schiller-Bibliographie Herbert Marcuses fußt zwar auf Troemels grundlegender Arbeit von 1865, bringt aber zahlreiche Ergänzungen und vor allem eine ausführliche Übersicht über die Gesamtausgaben und die wichtigeren Nachdrucke. Die Arnim-Bibliographie von Otto Mallon ist der erste Versuch einer Zusammenstellung aller bis 1857 veröffentlichten Drucke Achim v. Arnims und weiter der von da ab bis heute in anderen Schriften aufgefundenen Erstdrucke. Interessant ist auch der Anhang, besonders der Plan zu einer künftigen historisch-kritischen Ausgabe in 24 Bänden, für die in unserer Zeit allerdings schwer ein Verleger zu finden sein wird. Bei den Vorarbeiten zu dieser Bibliographie hatte Mallon das Glück, im literarischen Nachlaß der Brüder Grimm (in der Handschriftensammlung der Preußischen Staatsbibliothek) einen noch unveröffentlichten Roman aufzustöbern, den Gisela v. Arnim, Herman Grimms Gattin, begonnen und Bettina bis auf wenige fehlende Zeilen beendet hat. Er führt den kuriosen Titel „Das Leben der Hochgräfin Gritta von Rattenbeiunszuhaus" und ist gleichfalls bei Fraenkel erschienen, in erneuerter Orthographie (in der Vorzugsausgabe auf Bütten gedruckt und in blaues Saffian gebunden) und in einer wissenschaftlichen Ausgabe, die genau dem Original entspricht, das Faksimile einer Manuskriptseite und ein umfangreiches, kluges Nachwort des Herausgebers enthält. Das wunderliche Buch läßt sich im übrigen nur in Hinblick auf das Gesamtschaffen Bettinas werten, von der ihr Bruder Clemens einmal sagte: „Du und ich sind außer aller Ordnung."

Napoleon-Biographien sind wieder in der Mode. Sankt Helena-Erinnerungen hat Paul Aretz (im Verlage des Herausgebers, Dresden) unter dem Titel „Napoleons Gefangenschaft und Tod" nach den besten englischen, bisher mannigfach unbekannt gebliebenen Quellen zusammengestellt und in flüssiger, immer interessanter Darstellung wiedererzählt. Auch in diesem Fall verdient die Ausstattung volles Lob: der treffliche Druck Jakob Hegners-Hellerau in der Walbaum-Antiqua (150 Exemplare auf Japan), der geschmackvolle Endersche Einband (Ganzleder, Halbleder und blaues Ganzleinen mit reichem Rückenschmuck) und die zum großen Teil recht seltenen, meist aus der Sammlung Aretz stammenden Bilderbeigaben in sorgfältig (von der berliner Graphischen Anstalt Ganymed) ausgeführten Lichtdrucken.

Auch aus L. Staackmanns Verlag in Leipzig gingen einige bibliophile Neudrucke hervor. Die reizenden „Histörchen" von Rudolf Hans Bartsch hat Amadeus Dier mit zwölf ebenso reizenden Radierungen geschmückt, anmutig, humorvoll und überaus fein in der technischen Durchführung. 100 Exemplare wurden auf Van Geldern-Bütten gedruckt, die Radierungen auf Kupferbütten mit China-Auflage abgezogen und vom Dichter und Künstler signiert. Preziöser tritt A. de Noras stürmische Revolutionsnovelle „Der Rächer" auf, in Kleinfolio, ausgezeichnet gesetzt und gedruckt, von Enders-Leipzig stattlich in Halbpergament gebunden, mit sieben blattgroßen Radierungen von F. Staeger, glänzend reproduziert in der Graphischen Kunstanstalt

Bruckmann-München. Die Radierungen zeichnen sich durch Kühnheit der Erfindung, Menschengestaltung, durch ihre geistvolle Komposition, auch durch ihre malerische Wirkung aus. (Auflage 330 numerierte Exemplare, vom Dichter gezeichnet, Nr. 1—30 auch mit der Signatur des Künstlers.)

Der Verlag Josef Müller in München hat die Doréschen Bilder zu Coleridges Dichtung „Der alte Matrose" (in der Freiligrathschen Übersetzung) wieder ausgegraben und in einem Großquartbande vereinigt. Daß der romantisch-unheimliche Zauber der Ballade ein zeichnerisches Talent von der Art Dorés reizen konnte, ist verständlich. Viele der 38 Blätter bringen auch das Gespenstische des Stoffs gut zum Ausdruck, beispielsweise das Erscheinen des Albatros, die Fahrt in der Windstille, die lebenden Toten. Jedenfalls zeigt seine unerschöpfliche Phantasie in diesen Bildern sich von der besten Seite, und die technische Ausführung der Holzschnittplatten mit der theaterhaften Herausarbeitung der Licht- und Schattenwirkungen, die man seinerzeit bestaunte, tut das Übrige. In den letzten Blättern, der Heimkehr des Matrosen, offenbart sich sogar eine Doré sonst fremde Tiefe des Empfindens. Über die im gleichen Verlag erschienenen 50 Blätter Dorés zu Miltons „Verlorenem Paradies" läßt sich ähnliches sagen. Seine schwelgende Phantasie steigert sich noch nicht zu Maßlosigkeiten wie in den späteren Zyklen, dafür wird er freilich in den Paradiesszenen unleidlich süßlich. Das beigefügte Porträt Miltons ist die Wiedergabe eines zeitgenössischen Stichs. Die hübschen Einbände zu beiden Werken entwarf Professor Adolf Kunst in München.

Von der Gesamtausgabe der Werke Theophil Gautiers verausgabte der Avalun-Verlag in Hellerau-Dresden drei weitere Bände, die Romane „Kapitän Fracasse" und „Mademoisselle de Maupin". Bei der immer mehr um sich greifenden Übersetzungsseuche, die jeden ausländischen Schund in ihre Kreise zieht, kann man es um so froher begrüßen, daß uns auch einmal ein so echter Poet wie dieser einfallreiche Romantiker in anständiger Verdeutschung geboten wird, zumal in einer so reizvollen Ausgabe. Die handlichen Kleinoktavbände sind vortrefflich gedruckt und werden entweder kartoniert oder in rotem Ganzleinen respektiv in Lederbänden geliefert. Karl M. Schultheiß hat man als Buchkünstler beibehalten, so daß die Ausgabe auch einheitlich illustriert ist. Und die kleinen, durch den Text verstreuten Bilderchen sind ganz allerliebst. Ich habe schon früher einmal betont, daß die Begabung des Zeichners ihn ausgesprochen auf die Vignettenkunst hinweist, und gerade für den Gautierschen Erzählungston sind diese Kleinbilder als Zierschmuck wie geschaffen.

„Aus meinem Sammlerleben" nennt Julius Aufseesser höchst interessante Erinnerungen an alte berliner Antiquare und Antiquitätenhändler — bei Bruno Cassirer, Berlin, erschienen. Das Sammlergebiet Aufseessers erstreckte sich zunächst auf die Erwerbung künstlerischer Frühdrucke der Lithographie, und triumphierend erzählt er von dem ungeheuren Schatz, den er vor fast einem halben Jahrhundert bei dem uns älteren Bibliophilen noch in gutem Gedenken stehenden Antiquar- und Shakespeare-Forscher Albert Cohn für eine verhältnismäßig geringe Summe erstehen konnte: die „Polyautographischen Handzeichnungen berliner Künstler" mit Steindrucken von Wilhelm Reuter, Weitsch, Niedlich, Schadow, Genelli u. a., die selbst heute noch nicht ihre Bedeutung verloren haben. Es ist höchst pläsierlich, bei Aufseesser nachzulesen, wie er unermüdlich beflissen war, seine Sammlung zu vervollständigen, und wie er dabei mit anderen passionierten Sammlern zusammenstieß, deren Namen uns auf dem Gebiete der Kunst wie der wissenschaftlichen Forschung gut bekannt sind, so Dorgerloh, Grohmann, Skarbina, Grönvold. Aufseessers Hauptinteresse galt der historischen Entwicklung der Lithographie, und er hat auch tatsächlich eine zwar nicht vollständige, doch aber recht bedeutsame Sammlung von Drucken der Inkunabelzeit zusammengebracht, die er 1902 versteigern ließ, um sich größeren Aufgaben zuzuwenden. Die Preise, die damals gezahlt wurden, waren lächerlich gering gegen die heutigen. Drucke von Daumier, Delacroix, Deveira, Doré, Ingres, Isabey gingen für ein Butterbrot fort. Trotzdem entstand aus der erzielten Summe die neue Sammlung Aufseesser, bei der ihn der Grundsatz leitete, nur Originalarbeiten der besten Künstlerlithographen in ihren Meisterwerken aufzunehmen. Eine Anzahl dieser Blätter ist auch in dem Erinnerungsbuch Aufseessers wiedergegeben. —

Eine lange Reihe von Privatdrucken gelangte wieder bei Gelegenheit der Generalversammlungen der Gesellschaft der Bibliophilen und der Maximilian-Gesellschaft zur Verteilung. Es sind ihrer so viele, daß ich mich begnügen muß, einige besonders interessante herauszuheben, mit den eingeklammerten Namen der Stifter. Ein wundervoller Druck der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt ist der von Hugo v. Hofmannsthal übertragene höchst eigenartige Brief des Lords Philipp Chandos an Francis Bacon (Ernst Rathenau). Bisher ungedruckte Briefe Lichtenbergs geben neue Einblicke in die Schaffenstätigkeit des Satirikers wie Naturforschers (M. Domke). Hübsch ist der Neudruck von Berthold Auerbachs Erzählung „Der Blitzschlosser von Wittenberg" aus seinem Volkskalender von 1861 mit den prächtigen Zeichnungen von Menzel

(Hans Loubier und O. v. Holten). Neue Sonette von Rudolf Alexander Schröder ließ die Bremer-Presse in München in ihrer schönen Antiqua drucken. Literarisch von höchstem Interesse ist die glänzende Ausgabe der „Geharnischten Venus" des braven Caspar Stieler nach dem Original von 1660 mit Nachworten Conrad Höfers und Kathi Meyers (Gesellschaft der Münchner Bücherfreunde), reizend auch das Faksimile des von Goethe diktierten und unterschriebenen „Trüffel"-Briefs von 1819 an Nees v. Esenbeck (Vereinigung Göttinger Bücherfreunde). Horst Stobbe-München stiftete einen bibliographischen Versuch über Oskar Panizzas literarisches Wirken, das Antiquariat Taeuber & Weil eine typographische Seltenheit, ein faksimiliertes lateinisch-hebräisches Alphabet des Aldus Manutius. Eine prächtige Gabe bilden die vier Blätter aus dem Stammbuch des Fürsten Heinrich XLIII. und der Fürstin Louise Reuß-Köstritz, der Freunde Goethes (Heinrich XXXIX. Prinz Reuß j. L.). Zur Literatur der Bücher mit fingierten Titeln gehört der originalgetreue Neudruck des „Catalogus etlicher sehr rarer Bücher" von 1649 (Hermann Hartmeyer), zur friderizianischen Literatur das Faksimile der „**Réflexions sur les talents militaires de Charles XII. roi de Suède**" nach dem einzigen Exemplar, das sich im Privatbesitz erhalten hat (P. Kreßmann und M. Breslauer). Das sind nur einige der zahlreichen Festgaben, die als Beweis dafür angeführt sein mögen, daß auch in diesen schweren Zeiten die deutschen Bücherfreunde ihre Wege zu finden wissen. —

Steinzeichnungen in den Drucktext so einzufügen, daß die verschiedenartige Technik nicht störend wirkt und das harmonische Gesamtbild der Seite gewahrt bleibt, hat immer seine Schwierigkeiten. Vielleicht aus diesem Grunde hat der Verlag Horodisch & Marx in Berlin für seine jüngste Veröffentlichung, Arnold Zweigs „Das neue Kanaan", ein fast das Folioformat erreichendes Großquart gewählt. Das Kanaan Zweigs ist natürlich das zionistische Palästina, das er in schönen Worten, doch nicht unkritisch behandelt. Sein gleichgesinnter Genosse ist dabei ein Künstler von Rang, Hermann Struck, der für die Pracht der geschriebenen Bilder 15 Lithographien schuf: wunderschöne landschaftliche Ausschnitte, einsame Palmen neben Araberhütten, Ausblicke auf das Meer und den See Tiberias und ein paar ganz prächtige jüdische Charakterköpfe. Die Größe des Formats erlaubte nun nicht nur eine Wiedergabe der Zeichnungen mit allen Feinheiten und Tönungen der Originale, sondern ermöglichte auch ihre eindrucksvolle Einstellung in das Textbild. Sie nehmen den oberen Teil der Seiten ein und stehen da gewissermaßen für sich allein, d. h. frei im Raum, ohne daß der Drucktext rechts und links von ihnen weitergeführt wird. Und da sie technisch fast dem Holzschnitt ähneln und für den Satz eine mittelgroße kräftige Antiqua gewählt wurde, die der Schwarzweißwirkung der Bilder nicht widerspricht, so konnte immerhin jene dekorative Einheit erzielt werden, die wir uns aus ästhetischen Gründen beim Buch wünschen. (Vorzugsausgaben: 15 Exemplare auf Japan, 85 auf Bütten.)

Von einem zweiten desselben Autornamens, von Stefan Zweig, bringt die Lehmannsche Verlagsbuchhandlung in Dresden in ihrer (von H. M. Elster herausgegebenen) Reihe der „Deutschen Dichterhandschriften" das Manuskript einer ganzen Novelle in vortrefflicher Faksimilierung. Man kann es sogar lesen: Zweig schreibt mit lateinischen Lettern, aber in recht guter Schrift und korrigiert verhältnismäßig wenig. Man hat das Empfinden, daß er seine Arbeiten „in vollem Guß" zu Papier bringt. Ein solcher Einblick in die Werkstätten unserer Dichter wird natürlich immer Interesse begegnen, zumal die Handschriften von Porträts, kritischen Einleitungen und Bibliographien des betreffenden Gesamtwerks begleitet werden.

In der bei Klinkhardt & Biermann in Leipzig erscheinenden Reihe von Faksimiledrucken literarischer Seltenheiten kam jüngst eine außerordentlich gelungene Reproduktion der „Berliner Abendblätter", die Heinrich v. Kleist vom Oktober 1810 bis zum März 1811 unter recht schwierigen Verhältnissen redigierte, zur Ausgabe. Wir wissen, daß von dieser Zeitung, übrigens der ersten täglich erscheinenden in Berlin, nur noch ein einziges vollständiges Exemplar existiert, das aus dem Nachlaß der Brüder Grimm stammt und seinerzeit als Geschenk Herman Grimms in den Besitz von Reinhold Steig kam. Sonst haben sich in öffentlichen und Privatbibliotheken nur noch Einzelnummern erhalten. Der vorliegende Neudruck ist daher nicht hoch genug einzuschätzen und wird sicher auch der Forschung neue Wege weisen. In seinem Nachwort zu der Ausgabe versucht Georg Minde-Pouet einige Nachweise über die chiffrierten und anonymen Beiträge zu geben, aber es bleiben noch Fragezeichen zur Genüge übrig, deren Auflösung die Bedeutung der Abendblätter für Kleist und die Zeitgeschichte erst in die rechte Beleuchtung rücken wird. So haben wir denn allen Grund, der Firma Klinkhardt & Biermann für ihr Faksimile dankbar zu sein, das uns in jenen Lebensabschnitt Kleists führt, da der Dichter zum Berufsjournalisten wurde, um am Wiederaufbau des Vaterlands mitzuwirken und um schließlich an dieser Aufgabe zu scheitern, weil Publikum und Mitarbeiter und endlich auch die Regierung versagten.

Echo der Zeitungen

Romain Rolland
Zum 60. Geburtstag

„Romain Rolland zitiert gern ein Wort Emersons: Nothing is more rare in any man than an act of his own. Nichts ist seltener in irgendeinem Menschen als eine ganz aus ihm selbst kommende Tat. Rollands ganzes Leben ist eine solche stete Behauptung des innern Menschen gegen die äußern Schicksale. Es ist wenigen gegeben, so zu handeln, der Wahrhaftigkeit im Denken und Empfinden zu folgen und nicht den tausend Kompromissen, die das Leben täglich bietet und fordert. Bei Romain Rolland ist diese innere Einstellung tiefstes Wesen. Sie treibt ihn hinaus über die Konvention in der Kunst, über das Traditionelle im Denken, über die Grenzen des engeren Vaterlandes. Er sucht höhere Werte als den Erfolg des Tages. Er sucht im Denken mehr als eine logische Form, er sucht einen Lebensgrund, und im Volk sieht er die Menschheit, einen Teil der Menschheit.

In diesem Zusammenhang ist es von großer Bedeutung, daß Romain Rolland eine musikalische Natur ist. Die Musik ist ihm eine der tiefsten Ausdrucksformen des Geistes. Sie ist auch der Schlüssel zu dem Verständnis der Volksseelen. Allzulang hat man diese zu sehr in der Literatur und zu wenig in den Künsten studiert. In einer seiner frühesten Arbeiten hat Romain Rolland gezeigt, daß in der Geschichte der Völker keine Kunst stets so lebendig und lebenspendend ist wie die Musik. Sie hat ihre Blütezeit in den härtesten sozialen Zuckungen, sie offenbart ‚die lückenlose Fortdauer des Lebens unter den äußern Anzeichen des Scheintodes, die ewige Erneuerung unter den Trümmerhaufen der Welt.‘

Man möchte sagen, der Grundzug in Romain Rollands Weltanschauung ist musikalisch. Sie hat das Allumfassende, in dem Leiden und Glück zusammenschmelzen in eine vollklingende Symphonie. Nicht immer ergibt sich die Harmonie, die volle Auflösung der Dissonanzen. Es bleibt eine tiefe Tragik zwischen Wollen und Erfüllung. Aber auch diese Tragik muß überwunden werden. Das ist die ewige Aufgabe, die uns allen gestellt ist.“ Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 75 — 1 M.).

Vgl. auch: Ernst Rob. Curtius (Hannov. Kur. 44/45); Ernst v. Niebelschütz (Magdeb. Ztg. 50); Bernard Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 47); Heinrich Taschner (Berl. Börs.-Ztg., Unt.-Beil. 22); René Schickele (Berl. Tagebl. 28); F. v. Oppeln-Bronikowski (Deutsche Allg. Ztg. 46); Will Scheller (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 24); Heinz Liepmann (Vorw. 47); Otto Grautoff (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 23); Hugo Marti (Bund, Bern, Kl. Bund 4 u. Bund 19); G. Urbanitzky (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 3); F. X. Salda (Prag. Pr. 29); C. K. (N. Bad. Landesztg. 51); Jonas Fränkel (Bund, Bern 43); Heinz Liepmann (Bad. Pr., Lit. Umsch. 4); Wilhelm Meridies (Germ., Ufer 5); Annette Kolb (Berl. Tagebl. 48); Ernst Friedrichs (Braunschw. N. Nachr., Sonntag, 31. Jan.); Max Herzfeld (Preßb. Ztg. 74 937); L. R. (Bund, Frau 46); Eva Mertens (Stuttg. N. Tgbl. 45); Heinrich Taschner (Württemb. Ztg. 23); Paul Wittko (Hamb. Corresp., Ztg. f. Lit. 23); Frida Rubina (Rote Fahne 26); H. N. (N. Leipz. Ztg. 29).

*

Herbert Eulenberg
Zum 50. Geburtstag

„Elementare Kraft wirkt in Eulenberg. Eine Geburt folgt der anderen. Wie ein Vulkan wirft der Dichter aus kreißendem Krater, was dort unablässig kocht und brodelt: Sonnen, Meteore, Sternenregen, flüssige Glut und Lava. Manches schwebt im Äther als neuer Weltenkörper von ureigenstem Leben. Manches zieht eine strahlende Kometenkurve.

Um die Bedeutung des Dichters voll zu erfassen, müssen wir uns vergegenwärtigen, in welche Zeit sein Werden fiel: Blindwütender Naturalismus tyrannisierte Roman und Drama. Artistenkunst, formenprunkende, kunstgewerbliche rebellierte schwächlich gegen solche Despotei. Eulenberg erliegt nicht dem einen noch dem anderen. Er kennt keinerlei — ismus, kennt keine Moden, kein Geschiele nach dem launischen Geschmack des Publikums, der Geschäftspolitik der Theatergewaltigen, dem Thesenkram der Literaturrichter. Er lauscht allein auf die Stimme seines Innern. Was hier naturnotwendig wird und organisch wächst, was hier gebieterisch nach Ausdruck schreit, das dünkt ihn einzig Gesetz. Und er gestaltet es in einer Form, die ‚Alles aus seiner Banalität und Alltäglichkeit‘ renkt ‚und in Beziehungen zu einem andern, zu seinem Spiegel- oder Sinnbild‘ bringt. Uns freut seine ‚ungewöhnliche und sonntägliche Gebärde‘, die sich licht-

voll abhebt von dem ekeln Bodensatzgewühl und der Kehrichtalchimie führender Literatur dieser Zeit." Richard Sexau (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 19).

„Die ‚tragische Fabel' Eulenbergs bleibt von früh bis spät der Zusammenstoß seiner Menschen mit der Wirklichkeit des Alltags, ihre Desillusionierung, der an ihnen sich vollziehende Seelenmord. Oder positiv: sie stehen im Dienste eines Triebes, der, von so manchen fadenscheinig gewordenen moralischen und sozialen Bindungen der modernen Gesellschaft lösend und gelöst, auf ein Gesetz des Seins anstatt eines Gesetzes des Sollens hinweist. Hier ist die Verbindung, in der die Geschöpfe zur Persönlichkeit ihres Schöpfers stehen. Daß diese so beschaffene Persönlichkeit uns heute wertvoll und teuer erscheinen muß, mag man verstehen." Franz Schultz (Frankf. Ztg. 56 — 1 M.).

„Dieser Dichter ist immer ein großes Zukunftsversprechen gewesen, an dem man sich ständig neu begeisterte, wenn ein neues Bühnen- oder Erzählerwerk wieder aus Rausch und Sehnsucht, Stimmung und Schönheitsanbetung den Zauber der Sprache und der Phantasie enthüllte. Nun, da der Dichter fünfzig Jahre alt wird, sehen wir aber mit leisem Bedauern, daß dieses Zukunftsversprechen nicht eingelöst wurde. Das tut auch uns weh, denn wir haben diesen Dichter lieb, weil er in seinem Menschlichen wie Geistigen so ganz und immer Dichter ist: das heißt eine von einem Gefühl ganz erfüllte Seele und eine nimmer ruhende Phantasie voll Glut und Rausch." Hanns Martin Elster (Magdeb. Ztg. 43 u. a. O.).

Vgl. auch: Alfred Rich. Meyer (Berl. Tagebl. 38); Hans Müller-Schlösser (Köln. Volksztg. 54); Max Herzfeld (Preßb. Ztg., Lit.-Beil. 74 925); H. W. Keim (Düsseld. Lok. Ztg., Unt. 23. Jan.); D. B. (Arb.-Ztg., Wien 25); Hans Frentz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 19); Karl Konrad Düssel (Stuttg. N. Tagbl. 31); Friedrich Felger (Württemb. Ztg. 14); Erwin Rollett (Wiener Ztg. 19); Alfred Brust (Königsb. Hart. Ztg. 40); Ludwig Goldstein (ebenda); Karl Kreisler (Tagesbote Brünn 39); Andreas Burckhardt (Neue Zeit 24); Karl v. Felner (Krefeld. Ztg. 54); Heino Schwarz (Kölner Tagbl. 38 und Duisb. Generalanz., Kunst 38); Herbert Eulenberg: „Zeichnung meiner Kindheit" (Köln. Ztg., Lit. Bl. 85).

*

E. T. A. Hoffmann
Zum 150. Geburtstag

„Das Schicksal hob ihn gelassen auf und führte ihn mit eisiger Ironie auf einen Ratsstuhl beim Kammergericht in Berlin. Dort saß er nun mitten in der Banalität des juristischen Alltags, er, der ‚sein Sach' aufs Komponieren gestellt' hatte und tief in das Heiligtum eines grausamen Dämons gedrungen war. Doch sein Charakter war stark. Er hatte gelernt, alles von sich abzurücken: die Plattheit des Tages und den Rausch der Liebe, den Riß in der Welt und den Bruch in sich selbst. Statt der Töne suchte er jetzt gern das kühlere und sprödere Symbol des Wortes; er schrieb viel, und sein bedeutendes Erzählertalent wuchs an der Geschichte seines inneren Schicksals, das wie zu Ende gelebt hinter ihm lag — eine fertige Form, die sein geschickter Geist leicht abrunden und durchsichtig machen konnte. Aber die innere Beseeltheit und den leichten Schwung der ersten Dichtungen, die zwischen seinen Kompositionen entstanden waren, hat er nie wieder erreicht. In ihnen, besonders dem ‚Ritter Gluck' und dem ‚Goldenen Topf', fühlt man deutlich das Hinüberschwingen einer musikalischen Inspiration, die das Ganze reizvoll und anziehend macht. Dieser Reiz verschwindet auch später nicht völlig, als eine stärkere Objektivierung, doch keine größere innere Kraft der Darstellung sichtbar wird. In Hoffmanns Stil schwingt eine durchaus musikalische Helligkeit und Prägnanz des Tons, die tief verschieden ist von der dunkleren Magie des dichterischen Wortes. Man braucht nur die stampfenden Sätze Kleists, die aufgewühlte Unendlichkeit Jean Pauls oder den Lichtzauber Goethes daneben zu stellen, um den Unterschied zu erkennen. Hoffmann bewegt sich in Fugen, Kadenzen und Trillern, manche seiner Perioden, deren Leichtigkeit oft bewundert worden ist, enden in auflösenden Akkorden — und haben dennoch keinen poetischen Nachklang. Dazu tritt eine fast störende Schärfe des äußeren Umrisses, eine schnelle, strichweise Zusammensetzung der Konturen, die mehr dem begabten Zeichner als dem Dichter gehören. Er ist durchaus unsentimental und ohne eigentliche Anschauung der Natur, in einer Zeit, die Gefühl und Natur über alles liebte." Erich Franzen (Deutsche Allg. Ztg., Welt 39).

„Die unromantische Wendung, die auch in E. T. A. Hoffmanns Werk sichtbar wird, spiegelt sich deutlich in den unromantischen Elementen seiner Kunst, vor allem in der exakten Gliederung seiner Dichtungen. Mathematisch klar ist etwa der Grundriß der ‚Elixiere des Teufels' in seinem Dreitakt: das Klosterleben; die Flucht in die Welt; die Rückkehr ins Kloster. Darin ist E. T. A. Hoffmann ganz Repräsentant des neuen Menschen, daß es ihm ebensowenig möglich ist, Romantiker wie Nichtromantiker zu sein. Und wie dieses intimste Paradox auf dem Erlebnis seines Verfolgtseins lastet, so lastet es auch auf der Komposition seiner Werke in dem Widerspiel der formsprengenden und der konstruktiven Kräfte. Im ‚Kater Murr' ist die Lebensgeschichte des Katers durchsetzt mit der Lebens-

geschichte Kreislers. Ein Beispiel echt romantischer Dekomposition; dann werden aber beide Fragmente wiederum von einem überromantischen, synthetisierenden Kunstverstand zusammengeknüpft. An E. T. A. Hoffmanns 100. Todestag ist die Problematik seines Werkes noch unaufgelöst, das heißt: Er lebt." Ludwig Marcuse (Bad. Pr., Lit. Umsch. 3).

„Ich gehe heute durch deine Welt, wie ich eigentlich mein ganzes Leben über darin beheimatet war. Man könnte nicht in Berlin leben, ohne dich zu haben; man hätte sich zwischen all den Geheimen Kanzlei- und wirklichen Geheimräten nicht durchgefunden, hättest du ihrer einen nicht dem Großen Kurfürsten auf der Schloßbrücke aufs Pferd gesetzt. Berlin spukhaft machen, fürwahr kein Leichtes; dir war's Naturgebot und Selbstverständlichkeit.

Ich gehe durch deine Welt und raste immer wieder in dem Park von Sieghartshof. Ich sehe die Schwäne; ich sehe die beiden jungen Mädchen; ich sehe Kreisler. Es ist eine Welt, aus der die Autorität zu schwinden im Begriff ist, in der die Autorität darum so katermurrlich-putzig, so sehnsuchts-verschleiert wird, denn du, der Autoritätslose, bist ja Führer. Es ist eine Welt der Klänge oder, da das Zuviel hier ein Zuwenig bedeuten würde, eine Welt der Musikalität. Wie liebe ich deinen Stil, den scheußlichen, weil er gewiß schlechtes Deutsch, ebenso gewiß aber gute Musik ist.

Ich lese in deinen Erzählungen und weiß genau so gut, wie du es wußtest, daß vieles darin auf niedersten Publikumsgeschmack berechneter Kitsch ist. Aber das ist deine Magie über mich, daß ich mich alsbald in dies niederste Publikum wandle. Ich lese deinen ‚Meister Martin der Küfner und seine Gesellen', trotzdem ich ihn nahezu auswendig weiß, und immer treten mir dabei die Tränen in die Augen. Die Magie des Kitsches? Oder beweint man so die eigene Jugend?

Wie dem auch sei; selbst der einen Autorität in deiner Welt warst du, Autoritätsloser, unbotmäßig. Und doch steht sie fest aufgerichtet darin, den Sehnsüchtigen beglückend, den Abgeirrten führend, die Autorität der Kunst." Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 62 — 1 M.).

Vgl. auch: Hans Benzmann (Kreuz-Ztg., Lit. 38); Richard v. Schaukal (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 20, Wiener Ztg. 19); J. Landau (Berl. Börs.-Cour. 37); Aug. Sieghardt (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 19); Kurt Offenburg (Vorw. 39); Paul Wittko (Hamb. Korresp., Ztg. f. Lit. 19); Marie Schempp (Württ. Ztg. 18); Walther Harich (N. Bad. Landesztg., Kunst 41 u. Münch. N. Nachr. 22); Ernst Friedrichs (N. Nachr., Braunschw., Sonntag 24. Jan.); Hanna Ribeaucourt (Tag, Unt.-Rundsch. 19); Chr. Rodegg (Bund, Bern 34); Hans Tessmer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 18); Will Scheller (Köln. Ztg. 63); Walter Hermann Stern (Neue Zeit 24); Josef Oswald (N. Zür. Ztg. 158); Erich Klausnitzer (Bautzener Tagebl., Heimatklänge 5).

E. T. A. Hoffmann-Beilage der Königsb. Hart. Ztg. (39) mit Beiträgen von Richard v. Schaukal (Künstler); Erwin Kroll (Musiker); Petzold (Kammergerichtsrat); Felix Hasselberg (Eine verschollene Arbeit); Ludwig Goldstein (Vaterstadt). — E. T. A. Hoffmann-Feier in Königsberg, ebenda, 32, 34.

Dem Serapionsbruder Sylvester: Carl Wilhelm Salice Contessa gilt ein Aufsatz von Karl Georg v. Maaßen (Münch. N. Nachr. 5).

*

Josef Görres
Zum 150. Geburtstag

„Es ist ein Stück persönlicher, es ist ein Stück deutscher Tragik darin, daß der Name Josef Görres im Gedächtnis des deutschen Volkes fortlebt als Losungswort für Zwietracht der Parteien und als Feldzeichen konfessionellen Haders.

Und doch hat auch der alte Josef Görres, der leidenschaftliche Feldhauptmann des Klerikalismus, nie vergessen, daß die Höhe seines Wirkens und die glücklichste Leistung seines Lebens in jenen Jahren lag, da er allen Deutschen ein Fahnenträger, da sein Name allen eine Fackel und Flamme deutschen Geistes war.

Von der französischen Revolution, der seine frühe Jugend leidenschaftlich zujubelte, bis zum Jahre 1848, dessen Sturm und Ausbruch freilich er nicht mehr erlebte, hat dieser immer lodernde Geist alle Ideen seiner Zeit leidenschaftlich durchgelebt. Was Wunder, daß das Gesicht des Alten, als Friedrich Hebbel ihn in München hörte und sah, diesen anmutete wie ‚eine Walstatt erschlagener Gedanken'. Welch ein Weg von dem weltbürgerlichen Jakobinertum des Zwanzigjährigen zu dem lodernden Nationalismus, wie man's heute schelten würde, des Vierzigjährigen und endlich zu dem glühenden Klerikalismus des Siebzigjährigen.

Das Jakobinertum des Jünglings ist ziellos und ergebnislos zerronnen; der Klerikalismus des Greises ward einer Partei, die vaterländische Hingerissenheit des Mannes sollte Erbteil aller Deutschen sein." Friedrich Hussong (Tag, Unt. Rundsch. 21).

„Die öffentliche Meinung war bei Görres mehr als eine Meinung, die heute aufs Papier geworfen, heute auch vergeht. Sie war das leibhaftige Gewissen, und er schrieb sie mit Herzblut. Er verstand die Dialektik seiner Zeit, aber er war kein Dialektiker, der mit schönen Worten jonglierte und hinter Phrasen Skepsis und Unsicherheit verbarg. Die Wahrheit suchen, das erfordert Mut und Kraft und ein begeistertes Herz. Wer

außerdem sich noch erdreistet, der Welt die Wahrheit zu sagen, der muß sich ihr auch opfern. Das befiehlt dieser Moloch. Man kann, ohne zum Lügner zu werden, an der Wahrheit vorbeigehen, man schließt just in dem Moment, da sie einem begegnet, die Augen; man braucht sie auch nicht immer zu sagen, das ist bequem und leicht — oder taktisch. Für Görres gab es keine Bedenken, wenn es sich darum handelte, ein wahres und offenes Wort zu sagen, Überzeugung und Wort waren ihm eins. Ihm war es nicht gegeben, sich unter Zwang und Rücksichten geistig zu bewegen. Als der Staatskanzler dem Redakteur des Rheinischen Merkur Bedingungen auferlegen wollte, da gab dieser freimütig die bezeichnende Antwort: ‚Ich habe ein heiliges Amt zu verwalten, ich muß es nach meinem Gewissen führen oder völlig niederlegen. Kann ich nicht länger meiner Überzeugung folgen und muß ich einen anderen Richter als mein Gefühl und meinen Takt befragen, dann weicht der Geist von mir, und ich bringe kaum das Gewöhnliche zustande. Ich würde alsdann bitten müssen, mir die weitere Herausgabe des Blattes als nicht zeitgemäß geradezu und unbedingt zu untersagen, damit ich mit solchem Verbote vor der Welt mich rechtfertigen kann, daß mein Zurücktreten in dieser Krise nicht aus Feigheit geschehen ist.‘ Fürwahr, eine Sprache ohne Kompromiß!" W. Spael (Köln. Volksztg., Görres-Beil. 58).

„Die zwingende sprachliche Kraft seines Stils ist im letzten Ende, so sehr man auch die Form bewundern mag, allein in dem gewaltigen ethischen Wollen seiner Persönlichkeit begründet. Den Bilderreichtum der Sprache schöpfte er aus allen endlichen und unendlichen Gebieten des Lebens und der Phantastik. Jesaias, die Psalmen, Paulus, geben Rhythmus und Vorbild. Die freundliche und die wilde Natur, Blütenkelche und Felsenwände, die abstrakte Geometrie und das anschauliche Volksleben: sie alle geben die Symbole seiner Gedanken." Emil Dovifat (Germ., Ufer 4).

„Görres war Romantiker in der Art, wie er Naturwissenschaft betrieb. Die sinnenfällige Naturwirklichkeit war gleichsam nur die Schwelle, auf die er seinen Fuß setzte, um in eine übersinnliche Welt geheimnisvoller Kräfte und Strömungen und Zusammenhänge einzutreten. Romantiker war er, als er nach den Schätzen ‚Altteutscher Volks- und Meisterlieder‘ grub. Er fand so den Zugang zur überwirklichen deutschen Volksseele. Romantiker war er, als er den Spuren der ‚Mythengeschichte der Asiatischen Völker‘ nachspürte. Und trotz ihrer wesensgemäßen Einstellung auf das Geheimnisvolle und Übersinnliche war die Romantik selber doch alles eher als unwirklich. Wir erleben es typisch gerade an Görres. War doch er es, der im ‚Rheinischen Merkur‘ jene gefürchtete ‚cinquième puissance‘ schuf, die den Tyrannen Napoleon mit zu Fall brachte und die europäische Politik auf neue Geleise schob. Das hätten Leichname des Nationalismus und der Aufklärung nicht vermocht. Das konnte nur die ursprüngliche Kraft eines Romantikers. Als Romantiker fand Görres zurück zum unmittelbaren Erleben der christlichen Religion als Wirklichkeit der Wirklichkeiten, zur katholischen Kirche als der organischen Verbundenheit und lebendigen Gemeinschaft aller Gläubigen in dem menschgewordenen Gottessohn. Und wenn die Romantik ihn das Wesen von Religion und Kirche gerade in einem Übervernünftigen sehen ließ, so wies es ihn damit schon auf die Pfade des Mystischen." Alois Mager O. S. B. (Münch. N. Nachr. 24).

Vgl. auch: Fritz Cronheim (Berl. Börs.-Cour. 40); Jul. Heyderhoff (Köln. Ztg. 66); Walter Kampec (Frankf. Ztg. 66 — 1 M.); A. Vogedes (Köln. Volksztg. 67); Karl Leuthner (Arb.-Ztg., Wien 24); Richard Wolff (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 20); Karl Alexander v. Müller (Münch. N. Nachr. 23); P. L. Kann (Köln. Volksztg. 57) (Flucht aus Koblenz 1819); „Görres als Erzieher" (Köln. Volksztg. 58); Paul Feldkeller (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 21); Karl Lokotsch (Köln. Ztg. 64); Hans A. Münster (Köln. Volksztg. 61) (Öffentliche Meinung in G.' politischer Publizistik); Ernst Kayser (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 16); Robert Stein (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 28).

Görres-Beilage der Köln. Volksztg. (58) mit Beiträgen von L. Spael; Karl Hoeber; Emil Dovifat (soziale Sendung); Heinrich Lentz; Heinrich Finke; Karl d'Ester; Auguste Schorn; Wilhelm Schellberg; Wilhelm Matthiessen (Roman).

Görres-Beilage der Germ. (Ufer 4) mit Beiträgen von Josef Oswald; Emil Dovifat; Conrad Henke; Hermann Ludwig Müller.

*

Hans Benzmann

„Dem in Berlin-Steglitz verstorbenen Dichter und Literarhistoriker Hans Benzmann, der eine Anzahl sehr feiner Gedichtbände, sachkundig ausgewählter und wertvoller Anthologien und literaturgeschichtlicher, -ästhetischer und -kritischer Schriften verfaßt hat, war es durch widrige Lebensumstände und Krankheit nicht beschieden, zur vollen Entfaltung seines dichterischen Seins und Wirkens zu kommen. Den besten Teil seines Lebens hat er, der ursprünglich ohne rechte Neigung Jurist geworden war, als Beamter im Dienst des Statistischen Amts und später des Reichstags verbracht,

in beruflich nüchternen Arbeitsgebieten, die — Dehmel erging es als Versicherungsbeamter ähnlich — phantasiebegabten Dichtern keineswegs zuträglich sind. Vorzeitig verbraucht und zerrieben, herz- und nervenleidend geworden, vorzeitig im Frühjahr 1922 pensioniert, vermochte er zwar noch einmal einen dichterischen Aufschwung zu nehmen, der sich im letzten Lebensjahr zu einer geradezu staunenswerten, alle Lebenskraft zusammenraffenden und konzentrierenden Arbeitsleidenschaft erhob, ohne aber das weitgesteckte Ziel seiner dichterischen Sehnsucht zu erreichen. ‚Ich hatte jahrelang fast vollkommen resigniert, habe mich selbst geopfert und habe viel verloren,‘ heißt es in einem seiner Briefe. Dieses Leben war also voll Tragik. Als seine ersten Gedichtbände erschienen, ‚Im Frühlingssturm!‘, ‚Sommersonnenglück‘ und ‚Meine Heide‘, in der Zeit von 1894 bis 1903, um die Wende des Jahrhunderts, nach den Stürmen der Literaturrevolution und mitten hinein in die impressionistische Stimmungsdichtung, offenbarte er sich nicht als Neutöner, sondern als Werkgeselle am Weiterbau der Tradition: kein Natursänger wie Liliencron, kein volksliedhafter Liedersänger wie Falke, kein Leidenschaftsbesessener wie Dehmel, aber eine reine, erdkräftige, ehrliche Erscheinung voll beseelter Innerlichkeit und gedanklicher Schönheit, die sich vom ersten Tage an Beachtung errang. Hier brach zunächst die dichterisch-schöpferische Linie ab, um einzubiegen in Sammel- und Sichtungsarbeit anthologischer Natur und eine Reihe von literaturhistorischen Studien, die sich vornehmlich mit der neuen deutschen Lyrik, der deutschen Ballade und mit zeitgenössischen dichterischen Persönlichkeiten befaßten, besonders mit Liliencron. Dann aber entstand, über lange Zeiträume gereift, sein dichterisches Hauptwerk ‚Eine Evangelienharmonie‘, gedanklich weltanschauliche und von religiöser Weihestimmung erfüllte Balladen und Legenden, ein religiöses Bekenntnis aus deutscher Grundanschauung; über die Menschheitsringer aller Zeit hinweg, durchtränkt von echtester persönlicher Religiosität, die zwar in keinem religiösen Lehr- und Glaubensbuch enthalten ist, läßt er Christus durch unsere Zeit gehen als einen wahrhaft deutschen Heiland, dem Christus Dürers und alter Holzschnitte brüderlich verwandt. So wie Hans Benzmann in seiner herben Verträumtheit und leise durchschimmernden Schwermut in allem ein Sohn der pommerschen Erde und ihr verhaftet war (er war 1869 in Kolberg geboren), so war er als dichterische Gesamterscheinung von deutschester Prägung, der großen deutschen Liedvergangenheit mit Inbrunst zugetan und aller modernen Ausländerei, Nachbeterei und undeutschen Gesinnungslosigkeit in der Dichtung mit Eifer abhold.“ D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. 24).

Vgl. auch: nd (Berl. Börs.-Cour. 12).

*

Zur deutschen Literatur

Des Hans Sachs ist anläßlich seines 350. Todestages mehrfach gedacht worden: Georg Lange (Tag, Unt.-Rundsch. 16); Otto Koenig (Arb.-Ztg., Wien 19); Hanna Ribeaucourt (Deutsche Allg. Ztg. 29); Eugen Peterson (Stuttg. N. Tagbl. 18). — An den „Meier Helmbrecht“ erinnert anläßlich der neuen Übertragung von Josef Hofmiller (Albert Langen) Helmut Wocke (Münch. N. Nachr. 16).

Über den Briefwechsel Gleim-Jacobi liegt ein Aufsatz „Freunde aus dem Rokoko“ des verstorbenen Hans Benzmann (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 35) vor. — Wilhelm Heinse nimmt Hermann Hesse zum Thema (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 3). — Lavaters gedenkt anläßlich des 125. Todestages Franz Evers (Tag 3). — An Johann Jakob v. Willemer erinnert Karl Hoeber (Köln. Volksztg., Zeit 2). — Ein unbekanntes Gespräch mit Goethe teilt H. H. Houben mit (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 2). — Über Goethe und Frau v. Stein schreibt Franz Boehnke (Königsb. Hart. Ztg. 523 ff.). — Über den Nichtraucher Goethe plaudert Johannes Höffner (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 23). — An Grillparzers „ewige Braut“ erinnert Margarete Wagner (Münch. N. Nachr., Frauenztg. 17).

„Hölderlins ewige Wiederkehr“ nimmt Otto Heuschele zum Thema (Saarbr. Ztg., Lit. 12). — Über Novalis schreibt Karl Viëtor (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 15). — Mitteilungen über Calderon und Rückert nebst ungedruckten Übersetzungsproben bietet Hermann Kreyenborg (Magdeb. Ztg., Unt.-Beil. 5). — Über Tiecks Shakespearestudien wird (Germ. 6) geschrieben. — Das Eichendorff-Jubiläum „Hundert Jahre ‚Taugenichts‘“ begeht Rudolf Schade (Germ., Zeit 4). — Mit der Frage: „Baader kein Romantiker?“ beschäftigt sich Nikolaus Hackl (Germ., Ufer 3).

An Karl Follen, den Dichter und Burschenschaftler, erinnert C. A. Bratter (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 4).

Adalbert Stifters literaturgeschichtliche Bedeutung sucht Richard v. Schaukal klarzulegen (Köln. Volksztg. 56). Vgl. Heinrich Burhenne (Tag, Unt.-Beil. 24). — Über Jeremias Gotthelf und das Erziehungsproblem schreibt Johann Peter Massel (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 24). — Einen Aufsatz über Conrad Ferdinand Meyer bietet Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 19), über Meyer in Hinblick auf „Rasse“ schreibt Börries,

Freiherr v. Münchhausen (Deutsche Allg. Ztg. 20). — „Nietzsche-Revision" begeht Kurt Walter Goldschmidt (Tag, Unt. Rundsch. 7), über Nietzsche als Vorläufer der Psycho-Analyse äußert sich R. H. (N. Zür. Ztg. 124). — Über Gottfried Keller und Richard Wagner plaudert Amadeus Wackenroder (Berl. Tagebl. 10). — Ungedruckte Briefe Paul Heyses aus dem Krieg 1870/71 werden veröffentlicht: Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 11, 12, 15, 16).

Unter den Erinnerungen an berühmte Väter und Mütter (Berl. Tagebl. 40) findet sich „Richard Dehmel" von Heinrich Dehmel; „Elisabeth v. Heyking" von Stephanie v. Raumer; „Franziska Gräfin zu Reventlow" von Else Reventlow. — Friedrich Huchs gedenkt Arthur Friedrich Binz (Rhein.-Main. Volksztg. 300). — „Für Hermann Löns" schreibt Kurt Voß (Hannov. Kur. 26/27).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Einen Aufsatz über Heinrich Mann („das weitaus stärkste Talent" im heutigen Deutschland) läßt Hermann Bahr (Bad. Pr., Lit. Umsch. 1) in die Worte ausklingen: „Merkwürdig ist auch, daß in Heinrich Mann die Privatperson und der Künstler an Jahren so weit auseinander sind: der Dichter ist Hochbarock, der Denker waschechtes 18. Jahrhundert. Bei Friedrich dem Großen mit Voltaire zu Tisch geladen, hätte Heinrich Mann im Gespräch ihre volle Gunst gewonnen, denn sein Geist ist ihrer. Aber wehe, wenn er dann, übermütig geworden, sich erdreistet hätte, den beiden Geistesvettern aus seinen Dichtungen vorzulesen! Er wäre, mit allem Hohn Voltaires beladen, vom König sogleich Landes verwiesen worden." — In einem Aufsatz über Hermann Bahr von Alfred Dreßler (Germ. 21) liest man: „Als das Höchste an Hermann Bahr erscheint mir aber doch seine erfrischende, ethische Reinheit. Sein Drama ‚Die Mutter' hat man in vollständiger Verkennung seines Wesens als ein Zeugnis ethischer Zügellosigkeit genommen. Das ist eine beschämende Tatsache für sein Publikum. Es übersah oberflächlich Bahrs absolute Makellosigkeit des sittlichen Empfindens im höheren Sinne, aus der seine wundervolle Demut und Ehrfurcht vor der Frau entspringt." — In einem Aufsatz von Franz Blei über Annette Kolb (Prag. Pr., Dichtung 3) liest man: „Sie hat Mutterwitz. Sie hat die köstliche Gabe der Konversation ohne Spur weiblicher Klatschsucht. Sie ist neugierig, aber weit davon, durch Schlüssellöcher zu gucken. Sie ist so neugierig wie ein lebendiger Mensch, dem kein gedankliches System die Fülle und Mannigfaltigkeit des Lebens verstellt oder skelettiert. Sie hat die Anmut, sich zu verspielen, mit Kindern, mit Tieren, mit Nichtigkeiten. Und nun changiere ich zu den männlichen Gaben hinüber, die in diesem Lady-Bachelor integriert sind. Sie ist voll rigoroser unbekümmerter Tapferkeit." — Einen Aufsatz über Fritz Philippi (Stadtanz. f. Köln, Heimat 3) beschließt Richard Wenz mit den Worten: „Ein Dichter auf der Kanzel! In seiner unbedingten Wahrheit nämlich und dem Drang, aus dieser Wahrheit heraus zu helfen. Das zweieinige Priestertum also. Einmal zahlte er ihm auch dramatisch Tribut, im Pfarrer Hellmund, der vor Jahren in Köln als Jatho noch ‚aktuell' war, seine Uraufführung erlebte." — Zu Leonhard Frank bemerkt Karl Willy Straub (Saarbr. Ztg., Lit. 12). „In Leonhard Franks Werkstatt wird nicht ziseliert. Da wird geschmiedet. Man spürt die nervige Faust des würzburger Meisters. Sein Material, die Sprache, ist handgeschmiedeter Edelstahl. Seiner Art, plastisch darzustellen, hat der Dichter den adäquaten Stil geschaffen. Virtuos — wenn das Wort nicht ein wenig im Kurs gesunken wäre — gebietet er über die Möglichkeiten, die Sprache seiner Art zu sehen anzupassen." — Über Hans Friedrich Blunck liegen zwei Aufsätze vor von Otto Aug. Ehlers (Bund, Bern, Kl. Bund 1) und von Mirko Jelusich (Deutsch-österr. Tagesztg. 338). Ehlers schreibt: „Mit diesem Dreiband aus der niederdeutschen Geschichte rührt Hans Friedrich Blunck an alle Sehnsucht, Bitternis und Tragik deutschen Menschentums. Berend Fock: noch blind in Trotz und Überheblichkeit gegen Gott und eigenes Ich. Stelling Rotkinnsohn: schon in Demut Gott und sich ahnend, aber noch dem Heilswege seines Volkes fremd. Und schließlich Hein Hoyer: ehrfürchtig ruhend im Wissen Gottes, im Wissen um sich und sein Volk zum höchsten aller sozialen Ideale strebend. Diese beziehungsweise Bindung schließt die drei Bücher zu einer Einheit, die jedoch dem Einzelwerke volle Selbständigkeit beläßt, so daß jedes für Wert und Werk des Dichters eigenes Zeugnis geben kann." — „Aus Heinrich Federers Welt" berichtet Heinrich Schotte (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 25): „Gerade die Menschlichkeit ist wohl derjenige Zug, der am meisten sympathisch bei Federer berührt. Er vertuscht und beschönigt nichts. Jede dunkle Falte, jedes Fältlein deckt er auf, aber er wettert und urteilt nicht. Er will verstehen, was menschlich und erdenhaft ist. Darum beugt er sich auch mit Liebe zu allem hinab. Er lächelt über die Torheiten und Schwächen der Menschen, er lächelt über den falschen Helden- und Heiligenschein der Großen im Dorfe. Aber er lächelt auch — und das gerade ist das Tiefste und Innigste an ihm — mit dem Leid." — Einen Aufsatz über Franz Herwig leitet A. F. Binz (Ostsee-Ztg., Lit.-Beil. 602) mit den Worten

ein: „Mehr als ein Dutzend erzählender Werke hat Franz Herwig bisher geschrieben, und all diese Bücher zeichnen sich aus durch eine frische und lebendige Fabulierkraft. Herwig hat starke Neigung zur Historie und wenn er sich auch neuerdings von ihr ab und den Nöten und Sehnsüchten der Zeit zuwendet, so bleibt sein Bild vorläufig doch bestimmt durch seine historischen Romane. Längstverwehte Menschen und Epochen werden von ihm erweckt mit eigenem Blut, ferne Landschaften erstehen wie greifbare Nähe."

Zum 50. Geburtstag von Gustav Schröer grüßt Waldemar Mühlner (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 8): „Von Schröers sonnigen kleinen Erzählungen liegen bis jetzt gesammelt vor: ‚Wilhelm Henneckes Hochzeitsreise', ‚Das Stärkere', ‚Wie das Herz es ihnen eingibt', ‚Aus des Lebens buntem Kranze', ‚Kinderland'. — Nicht vergessen soll Schröer werden, daß er immer und überall bewußt deutsch denkt und fühlt und aus dieser Einstellung heraus seine in einer wundervollen, getragenen Sprache geschriebenen ‚Deutschen Legenden' schuf."

Siegfried von der Trencks Gedichte „Leuchter um die Sonne" nennt Heinrich Spiero (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 1) „ohnegleichen in der deutschen Dichtung der Gegenwart und tief in die Vergangenheit zurück".

Zu René Schickeles neuem Roman „Ein Erbe am Rhein" bemerkt Otto Ernst Hesse (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 3): „Man weiß nicht, was man an diesem Buch mehr bewundern soll: das fabelhafte Handwerk oder die Unmittelbarkeit, und man muß sagen: neue Naivität, die dieser Vierzigjährige nach der Überbewußtlichkeit seiner Essays und kritischen Selbstbesinnungen wieder erlangt hat. Es sind ein paar Liebesszenen in diesem Buch, die man nie wieder vergessen kann. Die Plastizität der Darstellung in der Nuance des Erotischen, das auch hier wieder überwiegt, wie in den Einbeziehungen der Natur in das Werden und Wachsen des einzelnen wie der Zwischenströmungen zwischen den Menschen ist kaum zu übertreffen. Dieser ganz im Romanischen geschulte Geist, nachtwandlerisch sicher im Formalen, ist hier im Seelischen deutscher als in seinen früheren Büchern. Es ist eine Mischung zustande gekommen, vor deren Zauber man kritisch kapitulieren muß. Die Vergeistigung der Naturschilderungen zeugt von einer Kultur, die weit jenseits jenes Intellektualismus steht, in dem Schickele einmal unterzugehen drohte." — Zu Josef Winckler's „Pumpernickel" liegen zwei Aufsätze vor von Kurt Voß (Hannov. Kur., 24. Nov.) und von Otto Ernst Hesse (Köln. Tagebl., 3. Dez.). Voß schreibt: „Die Form des Buchs ergab sich dem Dichter von selbst: sie ist im wesentlichen anekdotisch. Und ob die Darstellung nun um Wincklers Selbst kreist und des Dichters Seelengründe aufdeckt, erste Frömmigkeit und erste Gewissensnot (auch dies sein Werden ist typisch in unserer Zeit), oder ob er seiner Familie und seines Heimatdorfes absonderliche Menschen nachzeichnet, immer verschlingen sich Vergangenes und Gegenwärtiges." — Über Georg v. Omptedas Roman „Ernst III." sagt Käte Schultze (N. Nachr., Braunschw., Sonntag, 10. Januar): „Ein jeder wird — einerlei zu welcher Partei er sich bekennt, wenn er nur über ihr steht — diesen Roman gern lesen. Denn die ruhige, vornehme Gesinnung, die über dem Ganzen liegt und tief im Verstehen der menschlichen Naturen wurzelt, gibt dem Buch als Gesamtwerk jene Wärme, die nicht nur der seelisch vertieften Menschengestaltungskraft Omptedas entspringt." — „Hinreißende und leidenschaftliche Gestaltungskraft, unwiderstehliche Gewalt tiefsittlicher Überzeugung" rühmt v. Grolman (N. Bad. Landesztg., 19. Dez.) Clara Viebigs neuem Roman „Passion" nach. — Von Adele Gerhards neuem Roman „Pflüger" meint Lisa Kunstmann (Generalanz., Stettin 348) die Verfasserin habe von den Lebenswerten, die sie in ihren früheren Dichtungen gesäet habe, die schönsten in ihrem „Pflüger" geerntet. — Über Robert Kraft, Verfasser populärer Schmökerromane, plaudert S. Friedländer (Berl. Börs.-Cour. 31).

„Eine imponierende Fülle wissenschaftlicher Arbeit" rühmt Karl Kreisler (Tagesb. Brünn, Weihnachtsbeil.) Rob. F. Arnolds „Geschichte des deutschen Dramas" nach. — „Geistvolle Sicherheit wissenschaftlicher und künstlerischer Kraft" findet Ernst Aeppli in dem literarhistorischen Gesamtwerk Emil Ermatingers (Münch. N. Nachr. 25). —

Wilhelm Schmidtbonns Aufsatz über die „Hetzjagd durch die Zeit" von Egon Erwin Kisch (Berl. Tagebl. 24) klingt in die Worte aus: „Wir sind der sauberen Schicksalsverschnörkelungen satt, wir wollen das Leben. Hier sind wir selbst und dennoch das Geheimnis des Himmels über uns, wenn auch niemals davon geredet wird. In der Werft von Pola und im hydrographischen Institut ebendort erkennen wir unsere Zeit, unsere Verlassenheit, die Gewalten über uns, das Geistertum um uns. Hier ist wahre Dichtung."

*

Zur ausländischen Literatur

Einen Aufsatz über Robert Louis Stevenson bietet Niko Brigg (Bad. Pr., Lit. Umsch. 48). — Über Shaw schreibt Ursula Hassenpflug von Wiedebach (Hannov. Kur. 20/21), ein Gespräch mit Shaw teilt Ernst Toller

mit (Berl. Tagebl. 12). — Wertvoll wird ein Aufsatz über H. D. Lawrence von Efraim Frisch (Frankf. Ztg. 21 — 1 M.).

Über Weltliteratur in Frankreich handelt Walther Tritsch (Deutsche Allg. Ztg. 32). — Über Zola schreiben Michael Birkenbihl (Frankf. Ztg. 53 — 1 M.) und Herbert Eulenberg (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 2). — Huysmans nimmt Paul Valéry zum Thema (Neue Zür. Ztg., Lit.-Beil. 78). — Über Charles Baudelaire läßt sich Richard Boehmer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 3) vernehmen. — Zum 30. Todestag von Verlaine erschienen Aufsätze von Bernard Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 13); Mario Mohr (Stuttg. N. Tagbl. 10); P. Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 11); Paul W. Eiseler (Vorw., Unt. 11); E. K. (Neue Bad. Landesztg. 13). — Über Maurice Barrès läßt sich A. Pfeffer (Germ. 3) vernehmen. — A. Pfeffer bietet auch (Germ. 42) einen kurzen Nachruf auf Boylesve. — Auf das neue Drama von François de Curel „La viveuse et le moribond" weist M. K. (Neue Zür. Ztg. 109). —

Bibliographisches zu Pirandello liefert E. N. Baragiola (Neue Zür. Ztg. 74).

Unamuno gilt ein Aufsatz von Walther Harich (Königsberger Allg. Ztg., Lit. Beil. 35).

Ein unbekanntes Märchen von Andersen „König, Dame und Bube" wird (Münch. N. Nachr. 17) veröffentlicht. — „Wie Knut Hamsun begann" wird (Berl. Börs.-Cour. 25) erzählt. — Einen Nachruf auf Hjalmar Christensen bietet Kaethe Miethe (Deutsche Allg. Ztg. 5). — Über J. Anker Larsens „Martha und Maria" schreibt Arthur Friedrich Binz (Essener Volksztg. 21). — Das „Inselreich" der Karin Michaelis schildert Noakie (Frankf. Ztg. 42 A).

Mitteilungen aus der tschechischen sozialen Dichtung (mit Nachruf für Wolker, Hulka, Reiner und Haußmann) macht Isaak Reismann (Arb. Ztg., Wien 18).

Über deutsche Dichtung in Japan plaudert Erwin Stranik (N. Wiener Journ. 11 536).

Über finnische Volkslieder liegt ein Aufsatz des jüngst verstorbenen Hans Benzmann vor (Bund, Bern, Kl. Bund 2).

* * *

„Das Rheinsymbol in der Dichtung." Von Paul Adams (Köln. Volksztg., Schritt d. Zeit 2).

„Was ist ein Dramaturg?" Von Fritz Ph. Baader (Deutsche Allg. Ztg. 24).

„Das Feuilleton." Von Hermann Bahr (Voss. Ztg., Unt. Bl. 12).

„Verständigung?" Antwort (an E. R. Curtius) von Félix Bertaux (Frankf. Ztg. 15 — 1 M.).

„Der Staat und das Schrifttum." Von Fritz Engel (Berl. Tagebl. 18).

„Das überdekorative Theater!" Die Überschätzung der Ausstattung bei der heutigen Bühne. Von Herbert Eulenberg (Münch. N. Nachr. 26).

„Tausend und eine Nacht." Von Karl Felner (Krefelder Ztg. 477, 485, 494, 505, 509, 535, 542).

„Das deutsche Buch in Schweden." Zur Stockholmer Ausstellung. Von R. Grotkopp (Köln. Volksztg 70).

„Im Reiche der Erinnerung." Kritisches und Erlebtes aus der Werkstatt. Zweite Reihe. Von Max Halbe (Münch. N. Nachr. 10, 38).

„Kritik der kritischen Kritik." Von Herbertz (Köln. Ztg. 28).

„Kerr in Paris." Von M. K. (Neue Zürich. Ztg. 111).

„Romantiker-Scherze." Von Carl Georg v. Maaßen (Münch. N. Nachr. 20).

„Lebende Modelle (‚Neue Jugend' von Emil Bönnelycke und ‚Familie Hansen' von Jo Jakobsen)." Von Karin Michaelis (Berl. Tagebl. 16).

„Bildungstheater?" Von Erik Reger (Köln. Ztg., Lit. Bl. 67).

„Bemerkungen zur Komödie." Von Paula Scheidweiler (Volksstimme, Mannh., Saat 46).

„Der Falke, Bücherei zeitgenössischer Novellen (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart)." Von Käte Schultze (Neue Nachr., Braunschweig, Sonntag vom 24. Januar).

„Kölner Dichter vor 50 Jahren." Von L. (Köln. Volksztg. 26).

„Graf Poccis Karikaturen." (Köln. Ztg. 50.)

„Die geistige Brücke." Zum Besuch Thomas Manns in Paris. (Frankf. Ztg. 71 — A.

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XXXVII, 1. (Berlin und Leipzig.) In einem sehr wertvollen Beitrag gibt Anatoli Lunatscharsky einen Überblick über Kultur und Kunst im neuen Rußland, aus dem hier besonders interessiert, was er über den Stand der Literatur auszusagen hat:

„Wie spiegelt sich die Revolution tatsächlich in der Kunst wider? Wir haben vor allem eine außerordentlich reiche, in schnellem Wachstum begriffene Literatur. Auf dem äußersten rechten Flügel dieser Literatur haben wir eine Art skeptischer Opposition, die jedoch keine große Rolle spielt. Dann kommen die Schriftsteller, die bereits großen Ruhm genießen und ihre meisterhafte Darstellungskraft benutzen, um die revolutionäre Wirklichkeit zu zeichnen. An erster Stelle steht hier Alexej Tolstoj, dessen Schaffen sehr ausgiebig, aber nicht gleichmäßig ist, das aber manchmal den höchsten Gipfel erreicht, wie z. B. in der Erzählung ‚Die hellblauen Städte'. Zu dieser Gruppe muß man auch Boris Pilnjak und die ihm folgenden Schriftsteller rechnen, die über alles

Originalität und Meisterschaft der Form schätzen und in diesem Sinne sich eng an die letzten Phasen der vorrevolutionären Literatur anschließen, aber gleichzeitig ihre Gegenstände aus der lebendigen Wirklichkeit nehmen. Interessanter ist die große Gruppe, für die die Namen Leonow, Lawrentjew, Seifullina und Wsewolod Iwanow u. a. bezeichnend sind. Sie sind die Vertreter unserer neuen Literatur. Sie verneinen die mehr oder weniger dekadenten Formen der vorrevolutionären Literatur und knüpfen an die unserer größten Dichter und Romanschriftsteller an. Eine gewisse Rolle in unserer Literatur haben die Futuristen, richtiger die ehemaligen Futuristen, gespielt, unter denen als bedeutendste Dichter Majakowski, Tretjakowski und Assew erscheinen, deren Werke in der letzten Zeit sehr revolutionär und sogar agitatorisch sind und die für diese Werke eine radikale, virtuose Form gefunden haben, die in der jetzigen Zeit der beste Weg zur Verstärkung der aufregenden Kraft ihrer revolutionären Verse ist.

Bei der Betrachtung der rein proletarischen Schriftsteller muß ich selbstverständlich mit den Größen beginnen, die bereits in der ersten nachrevolutionären Zeit auftraten, wie Kasin, Alexandrowski u. a. In den letzten Jahren traten besonders hervor Besimianski und Utkin. Dann kommen die Romanschriftsteller, von denen sich besonders Gladkow mit seinem Roman ‚Der Zement' auszeichnete, Novellendichter, unter denen den ersten Platz Lebedinski mit seiner erschütternden Novelle ‚Die Woche' und mit dem vielversprechenden ‚Kommissar' einnimmt. Dann Furmanoff, der in seinen Werken lebendige Bilder des revolutionären Kampfes gibt. Besonders bedeutend ist Serafimowitsch, der in seinen letzten Werken — besonders in der Erzählung ‚Der eiserne Strom' — eine formvollendete und wahrhaftige Gestaltung des Freiheitskampfes der Massen gegeben hat. Für mich ist es direkt lächerlich, wenn ich in der europäischen Presse Behauptungen lese, daß die rein kommunistischen Schriftsteller nichts Neues unserer nationalen Literatur gegeben haben."

Hochland. XXIII, 4. (Kempten.) In seinem Aufsatz „Carl Spitteler" und das geniale Bewußtsein faßt Karl August Meißinger Spittelers Gesamtwerk als die Tragödie des Genies, er ordnet damit Spitteler selbst in einen neuen geistigen Zusammenhang ein:

„Die Wurzel der geistigen Existenz Spittelers liegt mit einem Wort in dem Genialismus des 19. Jahrhunderts. Der Geniebegriff taucht um die Mitte des 18. Jahrhunderts in der deutschen schönen Literatur und Kritik auf. Von Leibniz oder Shaftesbury ausgehend, verbindet er sich mit der Einführung Shakespeares in Deutschland und wird zum Schlagwort gegen das regelmäßige Drama der Franzosen. Lessing (vorher merkwürdigerweise Gellert) und Herder sind also die erste Etappe. Es folgt mit dem Auftreten Goethes die erste akute Krise in der ‚Geniezeit'. Sie wird von Goethe persönlich überwunden. Zugleich — ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen — liefert Kant die gültige Theorie von dem Wesen des Genies. Für Schiller wird Goethe zu ihrem anschaulichen Paradigma. Beider Bund und ihre gemeinsame Freundschaft mit Wilhelm v. Humboldt bezeichnet den Gipfelpunkt der Entwicklung. Nun setzt die zweite, schleichende Krise ein mit der Romantik. Das Selbstbewußtsein des genialen Menschen wird von neuem krankhaft. Die Sache wird eigentlich dadurch schlimm, daß die ursprüngliche Romantik in ihrer Religiosität ein Gegenmittel hat, das ein Aufbrechen des Schadens hintanhält. Sobald daher die Romantik irreligiös wird, muß derselbe sich schon tief eingefressen zeigen. Dieser Sachverhalt findet sich denn auch bereits bei Schopenhauer, der schon überall, wo er über das Wesen des Genies etwas verlautbaren will (ein Bedürfnis, das sich sehr häufig meldet), deutlich an Goethe und — an sich selbst denkt. Bei Schopenhauer verbindet sich der Genialismus zum ersten Male handgreiflich (was vor ihm schon vorbereitet ist) mit Pessimismus, zum Teil selbst schon mit Erotik. Deutlicher noch treten beide Begleiterscheinungen auf bei Schopenhauers Jünger Richard Wagner, der, vor dem Spiegel stehend, sich zuruft: Richard, du bist ein Genie! Die Weiterentwicklung über Nietzsche etwa zu dem leeren Voluntarismus der deutschen Militärs können wir hier auf sich beruhen lassen. Genug, daß wir bei Spitteler mit einem Blick alle Züge des entwickelten Genialismus, allerdings in einer ganz individuellen Ausprägung und in ganz großen Verhältnissen, wiedererkennen.

Es gilt, hier sogleich einem Mißverständnis vorzubeugen. Die Aufzeigung der genialistischen Entwicklung des 19. Jahrhunderts richtet sich zwar auch z. B. gegen das öde Geschrei nach dem stahlharten starken Mann in der Politik oder gegen das Geniegeckentum in der Kunst, besonders in der schönen Literatur. Keineswegs aber ist die Meinung, so ansehnliche Leute, wie es Nietzsche, Wagner und Schopenhauer denn doch waren, in einen Topf zu schütten mit jenen heruntergekommenen Resten des 19. Jahrhunderts, die uns heute an dem Aufbau des 20. verhindern möchten. Es handelt sich also hier im geringsten nicht um eine Herabsetzung auch Spittelers, sondern lediglich um eine Formel, die seine Zeitbedingtheit und damit unsere Einwendungen erklären, mitnichten aber uns hindern soll, ihm gerecht zu werden. Was ist zuletzt der Gegenstand des ganzen Werkes

Spittelers? Es ist die Tragödie des Genies. Und es sind offenbar Selbstbildnisse, die wir in allen Epen finden: Prometheus, Apollon, Dionysos, Herakles, Viktor."

Der Kronacher Bund. V, 3/4. (Grimma.) Otto Heuschele spricht über Werk und Persönlichkeit von Rudolf Pannwitz:

„Verwirrend fast und chaotisch berührt uns das Werk und das Gestalten dieses Mannes, weil es so ganz Natur ist, aber wie in der Natur der Geist das waltende und ordnende Prinzip, so auch ist es in ihm der Geist, der höhere Ordnung schafft und ewiges Gesetz seinem Werke verleiht. Sein dichterisches Werk ist durchwaltet von diesem bildenden Geist, diesem formenden Prinzip, dieses gibt dem Chaos, das scheinbar dieses Werk darstellt, die erfüllende und wirkende Ordnung. Weil der Welt von heute dieses waltende und im Geheimnis, in der Form wirkende Geistige so schwer erkennbar geworden ist, haben die Dichtungen des Mannes viel geringere Wirkung erzielt, viel weniger Beachtung gefunden als jene Werke, die aus dem Ethischen und Erkennenden in die Zeit drangen. So sind zwei der mächtigsten Säulen, die sein Werk tragen, die Bände: ‚Die Krisis der europäischen Kultur' und ‚Die deutsche Lehre'. Diese Werke sind nur für den Außenstehenden von dem Dichtwerk getrennt, in Wahrheit läßt sich von einem Werk, wie dem Rudolf Pannwitz', das ein Kosmos ist, nichts trennen, denn alles ist Eines und Eines ist alles an ihm. Hier wirkt doch der Dichter am Menschen unmittelbar, er formt an ihm in der Stunde, da der Mensch selbst wieder durchglüht von Erschütterungen der Zeit, weich und bildsam geworden ist. Wie Goethe Pädagoge ward und Nietzsche das Gewissen in der Stunde der Wende, so ist für diese Zeit Pannwitz beides zugleich. An dieser Stelle grenzt sein zeitloses Werk — das darum kein zeitfremdes Werk sein muß — an die Tore dieser Tage. Mit Rede und Ruf trat er neben den genannten Werken und den Flugblättern noch in den Schriften ‚Deutschland und Europa', ‚Das Kind Aion' vor unsere Zeit und die Völker in dieser Zeit. Mahnend und fluchend, rühmend und weihend, verehrend und zerstörend, bildet und formt er an den Menschen. Er sieht noch hinein in einen Morgen der Zeit, aber dieser Morgen wird nur über einen neuen Menschen kommen, am Menschen liegt das Heil Europas. Pannwitz aber ist wie kaum ein anderer Mensch dieser Zeit ein Führer zum neuen Menschen. Wenige wissen so wie er von geistigen Dingen zu reden, sind so besessen von ihrer Sendung; und die Leidenschaft, die sein Schaffen erfüllt, ist wahrhaft göttlichen Feuers voll!"

Der Gral. XX, 4. (Essen.) In das Wesen der Kunst des Charles Maurras führt ein Aufsatz von Waldemar Gurian, in dem Maurras' System als „empirisme organisateur" gekennzeichnet wird. Über diesen „empirisme organisateur" nun erfährt man:

„Man kann vom ‚empirisme organisateur' folgendes sagen: Ihm kommt es nicht auf Erkenntnis des Wesens der Dinge an, sondern auf Erkenntnis ihrer gegenseitigen Zusammenhänge. Und seine Geschichtsauffassung ist nicht — um Schlagworte zu gebrauchen — historisch, sondern soziologisch orientiert. Die Geschichte interessiert ihn als eine nie abreißende Aufeinanderfolge von Ereignissen, die bestimmte Gesetzlichkeiten, also die Ordnung, gleichsam experimentell erweisen. Nun ist aber der ‚empirisme organisateur' keineswegs ein dürrer Intellektualismus. So paradox es auch auf den ersten Blick hin erscheinen mag: Grundlage des Maurrasschen Systems ist die Voraussetzung eines absoluten Irrationalismus, eines Etwas, das die Griechen als Chaos, als ‚das Apeiron' bezeichnen würden. Aber dieses Chaos existiert nur als Voraussetzung der faktischen historischen Welt; es soll ihren Spannungs- und Kampfcharakter erklären und die menschliche Würde begründen, welche gerade in der mehr und mehr fortschreitenden Erkenntnis der für die Existenz aller historischen Welt unumgänglichen Ordnung besteht. ‚Zivilisation' ist Erkenntnis und Verwirklichung dieser Ordnung. Wer diese Ordnung nicht erkennt, ist kein Mensch, kein humanes Wesen, sondern ein Wilder, ein Barbar. Doch aus der Natur lassen sich die faktische Ordnung und vor allem ihre empirischen Träger nicht deduzieren. Hier erkennt Maurras die Einmaligkeit aller geschichtlichen Tatsachen an. Etwas Allgemeines ist an einen ganz bestimmten Träger gebunden. Und das Irrationale bricht in die Geschichte immer wieder ein, indem es die Träger der historischen Ordnung, den einzelnen Menschen, ganze Völker, Kulturen vernichtet. Dieses irrationale Ereignis des Todes ist unabwendbar. Aber die Ordnung triumphiert immer wieder von neuem. Die Menschheit ist, so lange sie human, also wirklich Menschheit ist und nicht eine Ansammlung von Barbarenhorden, gleichsam das unsterbliche Regiment, das die Fahne der Ordnung aufrecht hält."

Der Pflug. III, 5. (Dortmund.) Kritisch setzt sich Eduard Schröder mit Thomas Mann auseinander, aus dem Stil das Wesen ergründend:

„Wenn wir nun wertend Manns Kunst als Spätkunst krankhafter Überwachheit charakterisieren, so mag uns die Autorität Goethescher Wesensschau weitläufigen Deduktionen entheben. Goethe schreibt in der Farbenlehre: ‚Alles Lebendige strebt zur Farbe, zum Beson-

deren, zur Spezifikation, zum Effekt, zur Undurchsichtigkeit bis ins Unendlichfeine' und Wort für Wort anwendbar auf den Mannschen Stil heißt es an derselben Stelle weiter: ‚Alles Abgelebte zieht sich nach dem Weißen, zur Abstraktion, zur Allgemeingültigkeit, zur Verklärung, zur Durchsichtigkeit.' ‚Allgemeinheit, Verklärung, Durchsichtigkeit' sind in der Tat die treffendsten Kennworte für das Wesen des Mannschen Stils. — Als augenfälliger Beweis tritt noch hinzu, daß es Mann versagt ist, die ureigenste Domäne des Dichtertums zu betreten: es findet sich wohl in seinem ganzen Werk kaum ein Bild der Natur, das sich in plastischer Deutlichkeit greifbar darböte. Thomas Mann flieht die Natur. Ihn irritiert ihre Buntheit, die er als Grellheit empfindet, und verstört flieht der Schriftsteller Spinell im ‚Tristan' vor dem schreienden Baby des Herrn Klöterjahn, das die gewichtige Aufgabe hat, die unbewußte, brutale Natürlichkeit des Lebens zu symbolisieren. Auch hier kann ein durchschlagendes Beispiel angeführt werden, jener Versuch zur Schilderung des großen Wasserfalls, den Mann gegen Ende des zweiten Bandes des ‚Zauberberg' unternimmt. Mann gibt keinen unmittelbaren, sinnlichen Eindruck, er spricht von ‚Gehörswirkungen', die er recht umständlich durch Vergleiche zu deuten sucht, von einer Mischung ‚von allen möglichen Geräuscharten und Lauthöhen'; selbst zur Angabe der Breite und Höhe nimmt er seine Zuflucht, und ganz hilflos schließt er mit der Versicherung ‚wahrhaftig wollten einem die Sinne vergehen', und hätte doch selbst zum Munde jenes nach Erlösung im dichterischen Bilde drängenden Schauspiels werden sollen, so daß wir die Erschütterung selbst am eigenen Leibe erfahren. Aber es geht Thomas Mann — nicht nur vor diesem Wasserfall — wie den Zauberberggästen, von denen er einige Zeilen weiter sagt, daß sie ‚Blicke tauschend, und mit verschüchtertem Lächeln die Köpfe schüttelnd' vor der Naturerscheinung standen. ‚Mit verschüchtertem Lächeln die Köpfe schüttelnd', das scheint uns die durchgreifende Formel für Manns Naturgefühl. Thomas Mann, dessen Schilderungs- und Sprachstil in seiner äußersten, krankhaften Vergeistigung ihm die Schilderung des Naturbildes versagt, steht auch als Mensch der Natur hilflos ‚kopfschüttelnd' gegenüber."

Die neue Bücherschau. V, 3. (Berlin.) Leo Lania sucht nach einer Einstellung für Upton Sinclair:

„Was an literarischen Werken in den letzten Jahrzehnten aus Amerika den Weg nach Europa gefunden hat, konnte gewiß nicht die Behauptung rechtfertigen, es gäbe so etwas wie eine nationale amerikanische Literatur. Mark Twain ist englisch, Edgar A. Poe in den seelischen Gefilden Deutschlands beheimatet — Whitman ist vielleicht die einzige Ausnahme. Anderseits ist es jedoch ganz klar: dieser einzigartige Assimilationsprozeß, der aus jedem in die glühende Esse des amerikanischen Lebens geratenen Engländer, Deutschen, Tschechen in wenigen Jahren den ‚Amerikaner' schweißte und hämmerte, mußte auch in der Literatur sein Abbild finden. Und so bezeichnet auch der allen modernen amerikanischen Schriftstellern eigene Wesenszug — ihre innige Verwachsenheit mit der journalistischen Reportage — mehr als etwas Formales, Äußerliches: er drückt sich in der Technik dieser Literatur ebenso aus wie in ihrem Stil und — nicht zuletzt — in der Problemstellung und den künstlerischen Absichten der Autoren. Diese Feststellung allein ist gewiß noch kein Werturteil. Für den deutschen Bürger, der von jeher aus der Not seiner politischen Unreife eine künstlerische Tugend gemacht hat, muß das ausdrücklich betont werden. In anderen Ländern aber, wo die breiten Schichten des Volksganzen die künstlerischen Leistungen weniger genau zu registrieren und zu katalogisieren verstehen, sie dafür aber um so intensiver, zumindest unmittelbarer und innerlich freier empfinden, weist man den schaffenden Künstler keineswegs aus dem Kampfgetümmel der Parteien und sieht durchaus nicht seine Aufgabe darin, den Sorgen und Nöten seines Volkes entrückt, auf einem erhabenen Piedestal zu stehen, allwo er als Zierde der Nation dekorativ zu winken berufen ist.
So ist denn auch — nicht trotz seiner starken, einseitigen Tendenz, sondern über sie hinaus Upton Sinclair ein Dichter. Aber seine Bedeutung für unsere Zeit wäre nicht geringer, wenn er ‚nur' der sachliche, unerbittliche Reporter der amerikanischen Wirklichkeit, der nüchterne Schilderer der kapitalistischen Hölle geblieben wäre, als der er uns aus den Seiten seines ‚Sumpf', des ‚König Kohle', des ‚Industriebaron' entgegentritt. Die grandiose Gestaltungskraft, die psychologische Durchdringung seiner Figuren ist hier nicht einmal mehr das Entscheidende. Wesentlich ist seine Bedeutung als Bahnbrecher und Herold einer neuen Zeit. Und hierin übertrifft er noch vielleicht Zola: weil die Idee, der er dient, heute schärfer und klarer formuliert ist als vor zwanzig Jahren, weil mittlerweile die Theorie Wirklichkeit geworden ist."

* * *

„Nibelungenprobleme in neuer Beleuchtung. III. Das Buch Kriemhild." Von Horst Engert (Zeitschrift für Deutschkunde 1925, 10. Leipzig).

„Otfrid von Weißenburg." Von Arno Schirokauer (Deutsche Vierteljahrsschrift IV, 1. Halle a. S.).

„Ein Besuch bei dem Dichter Matthias Claudius." Von Hermann Ammon (Der Schatzgräber V, 3. Berlin).

„Goethes Schwester." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt V, 116).

„Die Disputationsszene und die Grundidee in Goethes Faust." Von Konrad Burdach (Euphorion XXVII, 1. Stuttgart).

„Goethe auf französisch." Von F. M. Huebner (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 3).

„Johann Paul Friedrich Richter." Ein Bücherbrief von Eduard Berend (Zeitschrift für Deutsche Bildung I, 6. Frankfurt a. M.).

„Jean Pauls Briefe." Von Robert Petsch (Deutsches Volkstum 1926, 1. Hamburg).

„Heinrich von Kleist, der Dichter des Todes." Ein Beitrag zur Geschichte seiner Seele. Von Josef Collin (Euphorion XXVII, 1. Stuttgart).

„Josef von Görres." Von W. Schellberg (Deutsche Presse XVI, 3. Berlin).

– „Der Rheinische Merkur." Von Karl Bücher (ebenda).

– „Der Redakteur des Rheinischen Merkur." Von Karl Hoeber (ebenda).

„Görres in der Geschichte der Journalistik." Von Martin Spahn (ebenda).

„Josef Görres' journalistisches Charakterbild." Von Alfr. Herrmann (ebenda).

„Görres, der Rheinländer, Görres der Deutsche." Von G. Wohlers (ebenda).

„Der junge Görres als Journalist." Von d'Ester (ebenda).

„Der Prophet des Kölner Domes." Von Wilh. Kisky (ebenda).

„Eine Forschungsaufgabe zum Görresproblem." Von Emil Dovifat (ebenda).

„Das Vermächtnis eines Journalisten." Von Martin Mohr (ebenda).

„Eichendorffs Taugenichts." Von Reinhold Lindemann (Der Pflug III, 5. Dortmund).

„Grillparzer und das königliche Schauspielhaus in Berlin." Mit einem ungedruckten Brief des Dichters. Von August Sauer (Euphorion XXVII, 1. Stuttgart).

„Auf Annette von Droste-Hülshoffs Spuren." Von Irene Zimmermann (Niedersachsen XXXI, Januar, Bremen).

„Gustav Theodor Fechner." Von Imre Hermann (Imago XI, 4. Wien).

„Conrad Ferdinand Meyer." Zu seinem 100. Geburtstag. Von Klara Marie Faßbinder (Westdeutsche Blätter II, 3/4. Berlin).

„Conrad Ferdinand Meyer als Schweizer." Von Otto Greyerz (Zeitschrift für deutsche Bildung I, 6. Frankfurt a. M.).

„Das Bild C. F. Meyers im Spiegel der Nachwelt." Von Hans Corrodi (ebenda).

„Wilhelm Raabes Bildungsreise." Auf Grund seines Tagebuchs dargestellt. Von Wilhelm Fehse (Westermanns Monatshefte LXX, 833. Braunschweig).

„Malwida von Meysenbug an Heinrich von Stein." Unveröffentlichte Briefe, mitgeteilt von Götz von Selle (Der Türmer XXVIII, 4. Stuttgart).

„Heinrich Hart." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt V, 125).

„Erinnerungen an Cäsar Flaischlen." Von Carl Lange (Ostdeutsche Monatshefte VI, 10. Oliva).

„Der Dichter Erwin Guido Kolbenheyer." Von Martin Treblin (Der Türmer XXVIII, 4. Stuttgart).

„Emil Strauß." Zu seinem 60. Geburtstag am 31. Januar 1926. Von Otto Ernst Hesse (Die Neue Rundschau XXXVII, 1. Berlin).

„Emil Strauß." Zu seinem 60. Geburtstag. Von Otto Doderer (Hellweg VI, 2. Essen).

„Emil Strauß." Von Hugo Marcus (Reclams Universum XLII, 17. Leipzig).

„Hermann Stehr." Von Johannes Schönherr (Deutsche Monatshefte II, 1. Leipzig).

„Gespräche mit Hermann Stehr." Von Hans Christoph Kaergel (Ostdeutsche Monatshefte VI, 10. Oliva).

„Bernhard von Hindenburg." Von Walther Eggert (Das deutsche Drama VI, 2. Berlin).

„Eduard Stuckens Gralsdramen." Von Richard Elsner (ebenda).

„Fritz von Unruh, ein pathetischer Interpret." Von Henri Barbusse (Die neue Bücherschau V, 3. Folge, 6. Berlin).

„Der Dichter Heinrich Leis." Ein Romantiker in der Jetztzeit. Von Wolfgang Rauch (Ostdeutsche Monatshefte VI, 10. Oliva).

„Heinrich Ilgenstein." Von Paul Wittko (ebenda).

„Karl Röttger." Von Will Hermanns (Westdeutsche Blätter II, 4. Berlin).

„Walter Mehrings Prosa." Von Max Hermann-Neisse (Die neue Bücherschau V, 3. Folge, 5. Berlin).

„Zwei neue Bildner des niederrheinischen Landes [Hans Leifhelm]." Von Heinrich Lersch (Hellweg VI, 3. Essen).

„Ein neuer bergischer Dichter [Walter Faubel]." Von Wilhelm Idel-Wiehl (Bergische Geschichtsblätter II, 6. Elberfeld).

„Nikolaus Schwarzkopf." Ein Versuch. Von Laurenz Kiesgen (Die Bücherwelt XXIII, 1. Köln).

„Über Hans Grimm." Von E. Bernewitz (Der Bücherwurm XI, 3. Dachau).

„Hans Grimm." Von Hermann Claudius (Deutsches Volkstum 1926, 1. Hamburg).

„Eugen Ortner und die tragische Gesinnung." Von Georg Gustav Wießner (Kunst und Volk III, 5. Breslau).

„Eine Wiedergestalterin der Vergangenheit." Zur Handel-Mazzetti-Feier am 18. Januar 1926. (Radio-Wien II, 16.)

„Helene Voigt-Diederichs." Von Lisa Kunstmann (Deutsche Monatshefte II, 1. Leipzig).

„Adele Gerhards neuer Roman ‚Pflüger'." Von Richard Wolff (Rheinischer Beobachter IV, 21. Berlin).

„Auguste Supper." Von Rudolf Günther (Deutsches Volkstum 1926, 1. Hamburg).

„Hertha Pohl, die katholische Arbeiterdichterin." Von Franziska Rademaker (Der Gral XX, 4. Essen).

„Eine lyrische Dichterin in Pommerland [Karla König]." Von Alfred Biese (Westermanns Monatshefte LXX, 833. Braunschweig).

* * *

„Frau Molière." Von Ch. Becker (Baden-Badener Bühnenblatt V, 126).

„Der Werdegang eines Gedichtes von Victor Hugo." Von Arthur Franz (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 11/12. Heidelberg).

„Balzac, der Raubtierdichter." Von Upton Sinclair (Die neue Bücherschau V, 3. Folge, 5. Berlin).

„Romain Rolland." Zum 60. Geburtstag. Von Erna und Otto Grautoff (Preußische Jahrbücher CCIII, 1. Berlin).

„An Romain Rolland." Von Karl Wilker (Junge Menschen VII, 1. Hamburg).

„Henri Barbusse." Von Kurt Kersten (Die neue Bücherschau V, 3. Folge, 6. Berlin).

„Der Jäger Virgil: Francis Jammes." Von Roderich von den Hoff (Der Pflug III, 5. Dortmund).

„Französische Revuen europäischer Richtung." Von Charles Wolff (Abendland I, 4. Köln).

„Die französische Literatur der Gegenwart [Der Frauenroman]." Von Edouard Dujardin (Deutsche Rundschau LII, 4. Berlin).

„Shakespeares Vollendung der dramatischen Form." Von Julius Bab (Baden-Badener Bühnenblatt V, 119).

„Byrons ‚Müßige Stunden'." Von Hermann Conrad (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 11/12. Heidelberg).

„Chesterton und sein Franziskusbuch." Von Karl Pfleger (Seele VIII, 1. Regensburg).

„Die Jungfrau von Orleans eine protestantische Heilige?" Theologisches zu Bernard Shaws „Die heilige Johanna". Von Max Pribilla S. J. (Stimmen der Zeit LVI, 4. Freiburg i. Br.).

„Stephen Leacock." Von Frank Warschauer (Die Weltbühne XXI, 49. Charlottenburg).

„Sarojini Naidu, 'Indiens nationale Dichterin." Von Agnes Smedley (Die neue Bücherschau V, 3. Folge, 6. Berlin).

„Swedenborg." Von Arnold Hahn (Das Tagebuch VII, 2. Berlin).

„Stefan Zeromski †." Von Leo Koszella (Die Neue Bücherschau V, 3. Folge, 6. Berlin).

„Peter Nikolajewitsch Krasnow." Von Ch. Demmig (Der Gral XX, 4. Essen).

„Lunatscharskis Werk." Von Wilhelm Paulsen (Das Tagebuch VII, 2. Berlin).

„Aus der russischen Literatur." Von Arthur Luther (Ost-Europa I, 2. Königsberg i. Pr.).

* * *

„Bemerkungen zum Theater." Von Franz Blei (Der Querschnitt VI, 1. Berlin).

„Eine Geschichte des deutschen Dramas [R. F. Arnold]." Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 2).

„Die Jungfrau von Orleans auf der Bühne." Von Klara Marie Faßbinder (Westdeutsche Blätter II, 2. Berlin).

„Das deutsche Drama." Von Heinz Dietrich Kenter (Dramaturgische Blätter 1925/26, 20. Mannheim).

„‚Faust' an einem Abend." Von Hans Knudsen (Hellweg VI, 3. Essen).

„Urdrama — Urmimus — Weltmimus." Von Hermann Reich (Der Querschnitt VI, 1. Berlin).

„Siebenunddreißigstes Stück meiner ungeschriebenen Dramaturgie." Von Arthur Sakheim (ebenda).

„Zur Bedeutung des Rhythmus für Drama und Bühne." III. Von Ludwig Strauß (Masken XIX, 8. Düsseldorf).

„Bühnenkunst im neuen Rußland." Von Carl Wallauer (Der neue Weg LV, 1. Berlin).

* * *

„Das erotische Schicksal im Wandel der Dichtung." Von H. v. Beaulieu (Vererbung und Geschlechtsleben 1926, 1. Hamburg-Bergedorf).

„Älteste deutsche Weihnachtslieder." Von Hans Benzmann (Baden-Badener Bühnenblatt V, 122).

„Psychogenetische Literaturwissenschaft." Von Fritz Bruggemann (Zeitschrift für Deutschkunde 1925, 10. Leipzig).

„Das Buch und der Mensch." Von Hanns Martin Elster (Der Buchwart 1925, Dezember. Berlin).

„Dichtung und Literatur." Von Karl von Felner (Masken XIX, 10. Düsseldorf).

„Neues und Neuestes vom Nachleben der Antike." Von Johannes Geffcken (Süddeutsche Monatshefte XXIII, 4. München).

„Gesinnungsliteratur." Von Albrecht Erich Günther (Deutsches Volkstum 1926, 1. Hamburg).

„Freiheit der Kunst und des Geistes." Von Albrecht Erich Günther (ebenda).

„Psychologie des deutschen Pietismus." Von Hans R. G. Günther (Vierteljahrsschrift IV, 1. Halle a. S.).

„Jugend und Dichtung." An den Genius der Jugend. Von Otto Heuschele (Der Kronacher Bund V, 3/4. Grimma).

„Wesen und Bildungswert des deutschen Volksmärchens." Von Franz Heyden (Zeitschrift für Deutsche Bildung I, 7. Frankfurt a. M.).

„Über Begriff und Bedeutung der ‚dämonischen Persönlichkeit'." Von Karl Holl (Deutsche Vierteljahrschrift IV, 1. Halle a. S.).

„Weimar am Ende des 19. Jahrhunderts." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel 1925, 52. Berlin).

„Kunst und Proletariat." Von Lu Märten (Die Aktion XV, 23/24. Berlin).

„Rauschgifte in der Dichtung." Von Carl A. Nerlich (Deutsche Monatshefte II, 1. Leipzig).

„Die Kriegstagebücher im Weltkrieg." Von Ernst Otto (Archiv für Politik und Geschichte III, 12. Berlin).

„Die Magie der Sprache." Von Erwin Reisner (Klingsor III, 1. Kronstadt).

„Die Bedeutung der mittelniederdeutschen Literatur in der deutschen Geistesgeschichte." Von Wolfgang Stammler (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 11/12. Heidelberg).

„Aufgaben einer verantwortungsbewußten Dichtung." Von Carl Sternheim (Die neue Bücherschau V, 3. Folge, 5. Berlin).

„Die musikalische Novelle." Von Marianne Thalmann (Radio-Wien II, 13.).

„Verhaftung." Von Ernst Toller (Das Tagebuch VII, 4. Berlin).

„Charakterologie." Von Emil Utitz (Die Neue Rundschau XXXVII, 1. Berlin).

„Die lateinische und abendländische Idee." Von Frédéric Marie Veith (Abendland I, 4. Köln).

„Junge Dichter." Von Walter Vollmer (Hellweg V, 51. Essen).

„Vision und Illusion." Von Karl Würzburger (Vivos Voco V, 1. Leipzig).

„Zur Psychologie des Lyrikers." Von Karl Würzburger (ebenda).

Echo der Bühnen

Wien

1.

„Altweibersommer." Ein Liebesschwank in drei Aufzügen von Hermann Bahr. (Uraufführung im Akademietheater am 21. Januar 1925.)

Kein Thema liegt dem Verstand und vor allem dem Gemüt alternder und alter Poeten so nah wie die Tragödie oder die Komödie oder der Roman des Alternden, des „Mannes von fünfzig Jahren" (es können ihrer auch etwas weniger oder viel mehr sein), die Mannigfaltigkeit der Übergänge in das gesetzte Fach. Diesmal ist die durch Goethe festgesetzte Altersgrenze eingehalten worden; gerade fünfzig Jahre hat der Landvogt von Greifensee — Verzeihung, der Generalkonsul von Teheran erreicht, als er (über das schwankhafte „Wie" wollen wir mit Bahr nicht rechten) in einen Kongreß seiner frühsten Geliebten hineingerät, die mittlerweile auch nicht jünger geworden sind. Umsonst sucht der Generalkonsul anderen Anschluß, erst an die halbverblühte, dann an die blühende Jugend. Umsonst; denn unerbittlich kopulieren ihn Schicksal oder Weltordnung oder Dichtung mit seiner allerersten Flamme — am Ende eines scheinbar mit „allen Göttern des Homers" bevölkerten, in Wirklichkeit von allen Musen und Grazien verlassenen Schlußaktes. Gerade in letzter Vergangenheit ist der Abschied des Mannes von der Jugend so oft abgewandelt worden, vom großen Stil Hauptmanns etwa oder Schnitzlers oder Galsworthys bis hinab zur Harmlosigkeit z. B. des jüngst hier gewürdigten „Ewigen Jünglings", ist der Alte, der es nicht sein will und vielleicht gar nicht ist, so oft gestaltet worden, daß für Bahr nur ein Ausweg offen blieb: das Problem, wie immer es sich im Tatbestand wende, seelisch zu vertiefen. Davon ist nun leider nicht die Rede. Verglichen mit der mühsamen Erfindung, dem flachen Dialog, den groben Karikaturen dieses „Altweibersommers" erscheint Bahrs eigenes, thematisch nicht fernstehendes „Konzert", freilich ohnehin das beste und längstlebige seiner vielen Dramen, geradezu als Meisterwerk in Technik und Tiefsinn. Vergebens läßt der erfahrene Zauberer von Rom alle seine Künste spielen, überschwemmt uns mit Interieurs, Landschaft, Musik, Barock, erspart uns nicht einmal die obligate, hier vollends unerträgliche „schwüle" Szene, die sich mit Askese und Kirchenvätern und Thomas von Aquin ganz und gar nicht reimen will, wenn man sich nicht erinnert, daß ihres Vaters allbereits literarhistorisch oder sprichwörtlich gewordene Viel- und Allseitigkeit sich ebensowohl im Nach-, als auch und erst recht im Nebeneinander seines Schaffens zu offenbaren liebt. Jedenfalls kann der Dichter Bahr von 1924 oder 1925 von Glück sagen, daß über ihm nicht der gleichnamige Kritiker von 1890 zu Gericht sitzt; wie erbarmungslos zerrisse der die Fäden dieses „Altweibersommers".

2.

„Wie man's macht, ist's richtig." Lustspiel in drei Aufzügen. Von Herbert Eulenberg. (Uraufführung im Raimund-Theater am 21. Januar 1926.)

Das Sprichwort, mit dem Eulenberg sein Lustspiel überschreibt, war uns in seiner Vieldeutigkeit und Paradoxie solange unverständlich, bis eine rheinländische Hörerin es uns enträtselte, nämlich als das Umgekehrte, Minus für Plus, einer in Eulenbergs und ihrer Heimat geläufigen volkstümlichen Erkenntnis: „Wie man's macht, ist's verkehrt" — letztere besage etwa, daß man es den Leuten nicht recht machen könne, tue man auch was immer. So läßt sich ja fast jedes Sprichwort umkehren; Morgenstunde hat gewiß nicht immer Gold im Munde, Hunger ist oft der allerschlechteste Koch usf. In unserem Sonderfall könnte das neue Wahrwort, auf den Dichter bezogen und durch dessen bekannte Erfahrungen und Überzeugungen erklärt, bedeuten können: es komme gar nicht darauf an, es „den Leuten" recht zu machen; nur keine Kompromisse, keine Konzessionen! — oder, vom Standpunkt seines Helden: ein romantischer Taugenichts und Glückspilz behalte schließlich doch recht, selbst im amerikanischen Alltag; er sei es, der zuletzt und folglich am besten lache. Gröber gefaßt, könnte jener Titel auch als Verherrlichung allgemeiner Wurstigkeit, edler als Verherrlichung der Tat schlechthin, des Kunstwerks an sich ausgelegt werden. Kurz, eine Fülle von Möglichkeiten, und alle läßt das köstliche Lustspiel zu. Es wurde hier zum fünfzigsten Geburtstage seines Autors aufgeführt; auf diese kalendarische Mahnung hin haben sich gewiß so viele Federn in Bewegung gesetzt, haben so viele mehr oder minder freundschaftliche Hände die Summe von Eulenbergs Existenz gezogen, daß wir uns dieser schweren Aufgabe hier leichten Sinns entschlagen und auf die bescheidenere Pflicht des Berichterstatters beschränken (nicht des Kritikers, denn der ist, wie von Eulenberg schon so oft, einfach entwaffnet). Da ist denn zu vermelden, daß dies Lustspiel zu dem Anmutigsten, Heitersten, Leichtesten gehört,

was die letzten Jahre gebracht haben — auf weite Strecken hin ganz frei von Erdschwere und Kausalität, ein Märchen ohne Wunder, ein würdiger Nachfahr und Erbe der Leonce und Lena. Die aus der romantischen Theorie entlehnte Forderung Schillers (in dem Preisausschreiben von 1800) nach „jener geistreichen Heiterkeit und Freiheit des Gemüts, welche in uns hervorzubringen das schöne Ziel der Komödie ist", hier erfüllt sie sich, überall herrscht der von Brentano angestrebte „Mutwille unabhängiger, fröhlicher Menschen", und die Logik muß sich beschämt vor des Lebens Überfluß, vor dem shakespearischen Leichtsinn der Geschehnisse, die wir nicht durch Nacherzählung in leidiges Warum und Wozu herunterziehen wollen, verkriechen. Dies Lustspiel straft den Kalender Lügen und alle, die eben jetzt ernsthaft die psychische, die literarhistorische, die ästhetische Formel des reichen Poeten suchen; und jedenfalls hat ihn niemand zum Fünfziger so reich beschenkt wie er sich selbst.

3.

„Der Christusfilm." Volksstück in drei Akten. Von Hans Jüllig. (Uraufführung im Neuen Wiener Stadttheater am 29. Dezember 1925.)

Wieder ein neuer Name, neu wenigstens auf den Brettern, nicht in der Literatur. Und wieder ein Versuch, das totgesagte „Volksstück", die Dramatisierung der Angelegenheiten der Ungebildeten für eben diese als erhofftes Publikum, zu beleben. Und wieder ein Beweis für die unverwüstliche Stärke der alten Anzengruberschen Observanz, welcher nun einmal, so scheint es, fast jeder Österreicher verfällt, wenn er jenem Ziel zustrebt und zumal, wenn er von der Bühne herab Aufklärung und Menschenliebe predigen will — als wären die alten Ideale fest an den alten Stil gebunden. Man werfe die Katze, wie man will, sie fällt immer auf die Füße. Mit anderen Worten: so lange die Voraussetzungen für Kulturkampf und Kulturkämpfer da sind, wird der „Pfarrer von Kirchfeld", trotzdem er nun ein halbes Jahrhundert und mehr auf dem Rücken hat, immer wieder geschrieben werden; die Auflehnung gegen die Kirche in ihrem eigenen Lager ist völlig zur Formel, der freisinnig-humane Pfarrer ihr Symbol geworden. Diese Verpflichtung Jülligs an die Vergangenheit ein für allemal festgestellt, bleibt an dem neuen Volksstück mancherlei zu loben: unverbrauchtes Thema (tiroler Bauern, die in Palästina die Passion filmen, zu Gottes höherer Ehre, aber auch, was man ihnen eigentlich nicht verdenken kann, um etwas zu verdienen), flotter Dialog, der schwer zu treffende Volkston, eine unverkennbare Begabung für Komik, feine und grobe. Schade, daß die aristophanische Einstellung, die dem Verfasser und dem Stoff gleich gemäße, am Schluß plötzlich von allgemeiner Rührung verdrängt und ein ganzer Rattenkönig ernsthafter Konflikte während weniger Sekunden in Wohlgefallen aufgelöst wird. Wäre die ursprüngliche Tonart energisch festgehalten worden, so wäre die österreichische Bühne (und vielleicht nicht nur sie) um einen guten Schwank reicher, ohne daß deshalb dessen Didaxis gelitten hätte — im Gegenteil.

4.

„Der Armendoktor". Drama in drei Akten von Karl Schönherr (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 29. Januar 1926.)

Den vielsagenden Titel „Hungerblockade", den die Dichtung im März des Vorjahrs über ihrem Erstdruck in einer hiesigen Tageszeitung führte, hat sie nun für den Theaterzettel mit einem anderen vertauscht, aus dem die Anklage gegen die Westmächte verschwunden ist; an und für sich ist das Drama gleichwohl und trotz mancher (nicht durchweg vorteilhafter) Retuschen, wie sie Schönherr seinen Dramen auf dem Weg vom Buch zur Bühne regelmäßig und ausgiebig angedeihen läßt, eine lange Anklage geblieben: derer, welche den Krieg vom Hinterland aus gegen das Hinterland führten; derer, welche sich am Krieg bereicherten; des Krieges schlechthin; einer Weltordnung, in deren Rahmen so großes, so elementares, so hilfloses Leiden so Vieler und so Unschuldiger möglich ist. Und dieser Anklage, die nicht sowohl in das Gelöbnis, als vielmehr in die angstvolle Bitte „Nie wieder Krieg!" ausmündet, gesellt sich ein Lied vom braven Mann, von phrasenloser Entsagung, schlichter Pflichttreue und Caritas, jener Liebe zumal, die Schönherr an anderem Ort die „große" im Gegensatz zur „kleinen" (etwa des Familienvaters) nennt: kurz eine Apotheose all jener Eigenschaften, die sich ihm, das weiß man längst, am leichtesten und liebsten in der Gestalt des Arztes verkörpern. Wohlbekannt ist auch die Mittelgruppe des diesmal verhältnismäßig breiten und figurenreichen, im Stil des Frühnaturalismus, etwa der (ebenfalls hungernden) „Weber" kolorierten, aber mit der strengen Symmetrie Schönherrs komponierten Gemäldes. Wieder einmal hat er Gestalten aus dem Mittel- oder Hintergrund eines älteren in den Vordergrund eines neuen Dramas gerückt: den armen und Armenarzt; die enttäuschte und ermüdete, an dem Gatten vorbeilebende und -denkende Frau; zwischen beiden, vereinend und trennend, das kranke, wohl gar durch den Vater selbst, der von Sterbebett zu Sterbebett jagt, infizierte Kind. Das durch diese drei Punkte bestimmte Dreieck ist, wie gesagt, nicht neu,

jetzt aber leuchtet es auf dem finstern Hintergrund des Nachkriegselends, das uns ein anderer Landsmann, Josef Engelhart, unvergänglich und unvergeßlich im Bilde dargestellt hat, in intensivem Glanze, jede der drei Personen erlangt volle Körperlichkeit und die überlebensgroßen Dimensionen Schönherrscher Hauptgestalten, und aus dem Inferno öffnet sich ein neuer Ausweg, wenn der Tod des Kindes wider alles Erwarten die Mutter dem Gatten auf seinem Leidensweg als Begleiterin und Helferin beigesellt. Statt eines Priesters oder Märtyrers der Nächstenliebe nun ihrer zwei, und eben weil zwei, darum unüberwindlich. Andere Familien und Einzelne dienen dieser Mittelgruppe als Altarflügel oder Folie; ihre separaten „Fälle" sind mit grausamer Unerbittlichkeit und Folgerichtigkeit — auch sie ein vertrautes Wahrzeichen — konstruiert und abgewandelt, aber in den Schlußakkord sind auch ihre besonderen Klangfarben einbegriffen. Mit all seinen Schwächen ein starkes Stück. Wohl möglich, daß spätere Geschlechter es als zeitgeschichtliches Denkmal werten werden; erscheint es doch schon uns Hastiglebenden und Schnellvergessenden beinah im Lichte der Chronik oder Historie. Aber auch sonst ein starkes Stück; unverkennbar, auch wenn es den Namen verschwiege, ein Kind des robusten Vaters. Und wiederum ein Schönherrsches Drama, das am Bilde des Künstlers wie des Menschen, wie sie sich nun während eines Vierteljahrhunderts festgelegt haben, kaum irgend etwas ändert. Dies ist eine Feststellung, keineswegs ein Tadel. Robert F. Arnold

Berlin

„Ostpolzug." Schauspiel. Von Arnolt Bronnen. (Uraufführung im Staats-Theater am 29. Januar 1926.) Buchausgabe: Ernst Rowohlt, Berlin.

„Sturmnacht." Schauspiel in fünf Akten. Von Friedrich Lichtneker. (Uraufführung im Renaissance-Theater am 27. Januar 1926.)

„Kronprinzessin Luise." Drei Akte. Von Ludwig Berger. (Uraufführung im Deutschen Künstlertheater am 15. Januar 1926.)

Arnolt Bronnens neues Drama „Ostpolzug" ist mit Absichtlichkeit belastet. Es ist, als wäre es Bronnen darauf angekommen, Beweis zu führen, daß er bei Aufwendung geringster Mittel seiner Wirkung sicher bleibe. Demgemäß: Monodrama. Diese Absichtlichkeit wird in Wahl der Szenen, in Anlage der Charakteristik, in Führung des Dialogs bis ins letzte Wort fühlbar. Demgegenüber erinnert man sich, daß man Kunst als ein Selbstverständliches definieren könnte. Daß man dessen sicher ist: höchste Kunst war noch immer tiefste Selbstverständlichkeit.

Monodrama: aber der eine Mensch, dem hier Wort gegeben ist, ist unter Wahrung nahezu derselben Persönlichkeit Doppelwesen; bald Alexander der Große auf seinem Vormarsch nach Indien, bald der moderne Mensch, den es zur Bezwingung des Mount Everest treibt. In beiden die gleiche Mischung von Feigheit und Heldentum, von Entschlußlosigkeit und Willensüberschwang. In beiden — und das ist nicht gering anzuschlagen — etwas Schicksalverhaftetes. Derselbe Mensch also: nur eben die Möglichkeiten sind andere geworden. Dort mühsam fortbewegte Galeere, hier vorwärtsstampfendes Auto; dort der an die Mitwirkung vieler Versklavte, hier der Einsame. Die Möglichkeiten sind andere geworden, und darum kann der moderne Mensch, und sei es mit erschöpfter Kraft, sein Ziel erreichen, während ein Alexander, den sie den Großen nennen, auf halbem Weg zusammenbricht.

Als Ideendichtung, die es aber recht eigentlich nicht ist, bewertet, hält sich der „Ostpolzug" durchaus im Rahmen des Diskutabeln. Der Gedanke greift nicht sonderlich tief, aber man kann getrost Ja dazu sagen. Wichtiger wird die innere Auffassung, daß das Wollen entscheidet. Auch die durchaus niedere Persönlichkeit wird hier durch den Willensantrieb groß. Wie Alexander, ganz so gelangt hier der moderne Mensch zu seiner Sendung durch eine Schicksalsfügung, die über ihn kommt, wie Sturm über stinkigen Teich. Alsbald aber gehen die Wellen hoch. Und nun scheint dies Aufbranden auch Kraft aus dem Teich zu sein.

Fürderhin kann sich das Drama in Explosivszenen abspielen. Es ist schade darum, daß Bronnen, nachdem er sich derart der Ekstase verschrieben hat, nicht eigentlich zu seinem eigenen Selbst gelangt. Die Pose ist in ihm selber, sie verrät sich in jedem Wort, sie geht auf seine beiden Gestalten in der einen Gestalt über. Macht sie in gewisser Weise bühnenwirksam, denn das Theater liebt die Pose. Macht sie aber zugleich unfähig zu stiller Zwiesprache mit der anteilnahmesuchenden Seele. Es verschlägt einem nichts, daß dieser Alexander am Wege stirbt und dieser Moderne auf der Spitze des Mount Everest gestikuliert, denn Gestikulation ist hier beides, Tod wie Leben, Aufbruch wie Ziel.

Aber vielleicht kam es Bronnen wirklich nur auf die Kraftprobe an. Er dichtete Match mit sich selber. Und siegte! Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß, rein auf die dramatische Kraft hin betrachtet, der „Ostpolzug" eine ansehnliche Leistung ist. Temperament und Verve sind zuzugestehen; Spannung bleibt gewahrt. Man stellt die verschwenderische Heizung des Ofens fest. Was einem leider das Frieren nicht benimmt.

*

In Friedrich Lichtnekers „Sturmnacht“ ist bei scheinbar realistischer Schilderung Spannung durch Ausschaltung der Motivierung erzielt.
Ein Bahnwärterhäuschen gewährt dem Drama Unterschlupf. Der Sohn hat die junge Braut der Mutter zugeführt, deren Eifersucht aufflammt. Den Absichten des Verfassers nach soll das Drama wohl in der Szene gipfeln, in der die Liebe der Mutter zum Sohn in wilde Erotik und inzestuöse Gelüste umschlägt. Wesentlicher für die Art der Dramatik wird der Umstand, daß diese Mutter, ohne recht eigentlich und jedenfalls nicht im tieferen Sinne, Charakter zu sein, eine Eigenschaft nach der andern, ein Tun wie das andere aus der Charaktertasche zieht, wie der Zauberkünstler jetzt den erschreckenden Dolch jetzt die flatternde weiße Taube aus dem Zylinderhut praktiziert. Der Dolch heißt hier Mordversuch an dem Mädchen, die weiße Taube vergleicht sich sinnig dem sühnend Selber-in-den-Tod-gehn.
Solcher Dramatik gegenüber erinnert man sich, daß es Wesenszug des Dramas war und bleibt, von allem Geschehen den Zuschauer vorher in Kenntnis zu setzen; ihm die Notwendigkeit des Ereignisses, bevor es eintritt, ins Herz zu schreiben. Darauf allein beruht die nachwirkende dramatische Spannung.

*

In jener Stimmunggebung, die die Kulisse gewährleistet, in jenem Stil, den das Kostüm vermittelt, aber auch unter geschickter Anpassung der Rollenfächer und des Dialogs an beide Garanten, hat Ludwig Berger in „Kronprinzessin Luise“ die Geschichte der Liebe und Entsagung der späteren Königin Luise zum Prinzen Louis Ferdinand dramatisch vorgeführt. Interessant zu beobachten, wie dabei das Schauspiel als solches zu einer Korrektur der einen geschichtlichen Figur, des späteren Königs Friedrich Wilhelms III., zwingt. Die Wirklichkeit hat ihre holde Willkür, Unwahrscheinlichkeit bleibt ihr bester Trumpf; das arme Drama muß immer bar bezahlen. So gelangt Friedrich Wilhelm III. zu starkem Charaktervorschuß aus Autors seelischen Gnaden. Und das bewährt sich. Im Oberwasser der Charaktere und der Gefühle plätschernd, wird Berger nie geschmacklos. Er unterhält und spannt.

Ernst Heilborn

Frankfurt a. M.

„Die Jagd Gottes.“ Schauspiel in fünf Akten. Von Emil Bernhard. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 18. Januar 1926.)

Äußerlich gesehen spielt das Stück in einem Judendorf in den Karpathen, das den Überfällen der Kosaken periodisch preisgegeben ist. Innerlich aber handelt es sich durchaus nicht nur um Pogroms und fromme Synagogenstimmungen — was angesichts der Tatsache, daß der Autor als Rabbiner und Zionist bekannt ist, nicht weiter verwundern müßte —, sondern schon der wenig lebendig ins Symbol gestellte Hauptheld Naftali beweist uns mit seiner Scheinexistenz die durchaus sinnbildlich-denkerische Atmosphäre des Dramas. Er kommt als Bote eines neuen Messias, redet gegen die Strenge des jüdischen Gesetzbewußtseins und fordert wie irgendein junger Expressionist die Liebe. Die Folge ist, daß ihm die Alten mißtrauen und die Jugend ihm zufliegt. Aber der greise Rabbi der Gemeinde sieht allein an ihm das Wirkliche: dieser Naftali ist nicht der Bringer der Liebe sondern nur ihr bedürftigster Ersehner; der Ärmste, der nicht bürgerlich wohlgebettet wie der Händler oder der Kultusbeamte Gabbe den Schrei der Liebe und des Hasses gegen die Herzenshärte aus der Seele ausstößt. Wahrlich ist er selber kein Messias, sondern der von Gottes Geißel gepeitschte und zugleich von Gottes Gnade zum Hohen auserwählte Jude, der zum Schlimmsten und zum Edelsten gleicherweise befähigt ist und dualistisch vom Guten zum Bösen und vom Bösen zum Guten rastlos getrieben wird. Im jüdischen Menschen sind nach des Dichters Empfinden die komplementären Tugenden und Seelenmängel ganz besonders kraß kontrastiert. Diesen Gegensatz in dem einen Menschen Naftali wirklich zu verkörpern, gelang der Gestaltungskraft Bernhards keineswegs. Glaubwürdiges lebt und spricht der alte Rabbi, der im vierten Akt zu Reden von ernstem Pathos gelangt und zum Schluß — als die Kosaken einen Juden als Opfer fordern — sich selber zur Tat stellen will. Da aber schlägt die selbsüchtige Liebe in Naftali jäh um zur erbarmenden Liebe: er tritt vor den Rabbi und läßt sich steinigen. Wüßte man nichts von Emil Bernhards Herkunft und Beruf, so wäre man versucht, hier an eine Umbiegung vom Judentum ins Christentum zu glauben: die Überwindung des Gerechten durch die Liebenden. Naftali bekennt plötzlich seine christliche Taufe und während sich allen ob dieses Abfalls die Haare sträuben, scheint gerade der weise Rabbi dieses Bekenntnis als ein Evangelium zu billigen: als ob der neuverkündete Messias der Juden tatsächlich Jesus Christus sein dürfte. Es bleibt also vieles unklar in der Tendenz des Stückes, das denn auch mit tendenziösem Beifall und ebenso tendenziösem Widerspruch bedacht wurde. Aber die Gesinnung des Autors ist jedenfalls größer als sein dichterisches Vermögen, wenn er die Schönheit Israels in seinem Leiden sieht.

Bernhard Diebold

Krefeld

„Gefängnis." Bühnendichtung in drei Aufzügen. Von Joseph M. Velter. (Uraufführung am Stadttheater, 6. Januar 1926.)

Die Zeit braucht eine neue Sachlichkeit als Brücke aus der Intellektualität in eine neue Geistigkeit; sie braucht neue Stücke. Aber jede Uraufführung ist Ankündigung und Enttäuschung in einem. Wir wollen heraus aus dem Vakuum intellektuell entfärbter, abstrakt-blutleerer Ekstatik. Wollen keine geometrisch und kubistisch konstruierten Himmel und Höllen, aber den dritten Schauplatz unseres Tuns: die liebe Mutter Erde, wollen wir wieder haben, aber nicht mit den Materialien eines vorhandenen Bühnenmechanismus, sondern jene Ur-Wirklichkeit, in die wir mit allen Sinnen gebettet sind und aus ihr in den Himmel schauen. Wir brauchen die Realitäten des Daseins, hinaufgesteigert in eine Wirklichkeit, die in unserem Blute und in unserer Seele träumt. Velter aber vollzieht eine Selbsttäuschung und damit, sicherlich ohne Absicht, eine Täuschung der Zeit. Er ist noch jung, kaum zwanzig. Um so schlimmer! Der junge Schiller warf in die Kolportage seiner „Räuber" den Brand seiner Seele und verzehrte damit den ganzen Plunder, sein Dichterwort schlägt in feurigen Katarakten zum Himmel. Velter hingegen häuft mehr oder weniger fromme Lesefrüchte, nicht mit Routine, die seine zwanzig Jahre doch noch gar nicht haben können, aber mit dem Raffinement eines Instinktes zur Verwertung der Bühnenmittel, um damit ein — falsches — Spiegelbild der sehnsüchtigen Weltseele vorzutäuschen. Ich habe mit der ganzen Kraft meines Wunsches auf das entscheidende Wort gewartet, ob es nicht doch am Ende die Papierredeblumen zu Asche brennen werde. Um eines einzigen willen hätte ich ihm vielleicht alles andere verziehen. Aber es kam nicht, und nicht einmal ein Flämmchen des Tages züngelt in diesem „Gefängnis". Das Wort kam nicht, bis zuletzt nicht. Hingegen passiert dort das Courts-Malheur „Zu spät, zu spät!" Da war's überhaupt schon zu spät geworden! Bis dahin aber raschelt zwischen dem Kulissenlärm vor und hinter der Szene und unter dem Gespenstertanze aller Schauerapparate eine Buchsprache, etwa wie die der Leitsätze einer Katechismusmoral. Der Gang der Handlung: ein Gefängnisgeistlicher läßt sich an Stelle eines verstockten Mörders hinrichten, um dem das Geständnis, das er einem Kujon von Gefängnisdirektor verweigert, zu entlocken, — ist das der neue Weg zur Sonne? ... Und was ist überhaupt damit geleistet? Daß der Mörder dem Gefängnisdirektor, der wohl nur darum nicht auch Mörder geworden ist, weil er etwas weit Schlimmeres ward: sadistischer Mörderkirrer, ins Gesicht spuckt, das ist die einzige Herzerfrischung des ganzen Stücks. Der nimmt seinen uniformierten Kollegen viel richtiger als die Lilienseele des Pfarrers Lind, der sich bloß um dieses Geständnisses willen den Kopf abschlagen läßt. Wesenlos verkräuselt sie über einem Schandpfuhle menschlicher Einrichtung, der darum doch weiterfaulen wird. Und nicht aus erschlossenem Herzen erblüht das Confiteor, sondern es schlottert aus den zerbrechenden Nerven eines armen Sünders, den der zwecklose Selbstzerstörungswille eines blassen Gemütes sentimentaler stimmt als die eigene Mordtat. Alles, von der Speicheldrüse eines Zynikers bis zur Kreuzigungsgeste eines Kindlich-Weltfremden, ja selbst der Grundgedanke, der zur Ideologie verbleicht, wird hier zum Requisit. Der Geistliche sagt einmal: „Er hat getötet! Blut wider Blut!" — wo um alles hört die Vergeltungspolitik Tötung wider Tötung auf? Ein Ethos ist nicht zu Ende gelebt, sondern erstarrt in traditioneller Moral. Deutsche Dichterjugend aller Lande, besinne dich!

Karl v. Felner

München

„Reineke." Ein Lustspiel. Von Johannes v. Guenther und Paul Baudisch. (Uraufführung im Residenztheater am 27. Januar 1926.) Buchausgabe: J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart.

Allmählich möchte man vor den münchener Fastnachtsspielen eher Reißaus nehmen. Voriges Jahr zogen sie in den „Kammerspielen" den alten Spanier Francisco de Rojas hervor und als Bearbeiter von „Dummes Zeug wird hier getrieben" nannte sich Johannes v. Guenther. Heuer wird im Residenztheater sehr dummes Zeug getrieben, man gibt ihm den Namen „Reineke"; bald den Untertitel „Lustspiel", bald „deutsches Lustspiel", bald „Komödie von Tieren und Menschen", und als Verfasser tritt dieses Mal zu Johannes v. Guenther noch Paul Baudisch hinzu. Und gleich hat ein Kritiker zu unterscheiden vermeint, was an Effekt und Witz von Baudisch sein könnte. Leider, daß es da nichts zu sondern gibt; denn die Witzlosigkeit ist von beiden. Selbst, wenn man es ein deutsches Lustspiel nannte, hätte man es nicht von vornherein auf das (nach Voltaire) gefährlichste Genre, auf Breite und verbotene Langweile, anzulegen brauchen. In dem Stück, das dem Spanier nachgedichtet wurde, standen wenigstens noch allerhand gute Verse, die zwar von Rojas und seinem ersten deutschen Übersetzer Dohrn herrührten. Den „Reineke" beherrscht die Prosa in jeder Hinsicht. So viel wir den Fuchs und Meister Ränkeschmied

zum mindesten aus dem Kindermärchenbuch, wenn nicht aus Goethes Hexametern oder gar aus alten deutschen Vorlagen kennen: überall ist er der Schalk und Listenreiche, überall ist er dramatisch der Schieber gewesen. Bei Guenther u. Co. wird er der Geschobene, statt zum Fallensteller zum Fallengeher. Rückt die Handlung in fünf Akten, in neun Bildern, in mehr als drei Stunden dennoch vorwärts, dann vollzieht das Weiberlaune, Weibsintrige, nur nicht Reineke. Was sollte der auch die Fäden und Mädchen anziehen, wenn ihm die Mädchen wie die Frauen von selber um den Hals fallen? Er ist gleichsam ein passiver Don Juan, einer, der unbedingt geliebt wird, jämmerlich, daß er dabei auch noch sentimental färbt, und am jämmerlichsten, wenn er aufprotzt. Wer wie dieser Reineke vor Hof und Land und jedermann erst verkünden und behaupten muß, daß er mehr Verstand habe als alle die anderen, der hat sicherlich nie einen bewiesen. Und dadurch entsteht der unfreiwillige Witz und die ganze falsche Glorie in diesem Stück, daß den Verfassern überhaupt die Intelligenz, d. h. die Einsicht in ihre Figuren und damit jedes Wertmaß fehlt.

Josef Sprengler

Heilbronn a. N.

„Die Schwester." Tragödie in 8 Stationen. Von Hermann Kasack. (Uraufgeführt am 24. Januar 1926 im Stadttheater.)

Dies Werk ist zur Zeit der expressionistischen Dichtung geschrieben worden und benützt deren Bühnenstil. Aber im Grunde scheint es an keinen Stil gebunden, sondern lebt vom seelischen Rhythmus seiner Idee. Es ist kein Drama. Es wird getrieben vom Wort.

Das Problem weist ins allgemein Menschliche: Kampf zwischen dem nach außen wirkenden Prinzip des Mannes und dem in sich ruhenden des Weibes; die Tragik, daß alle Gemeinschaft täglich neu erobert werden muß, daß dem schweifenden „Empor" des männlichen Geistes die irdische Verbundenheit des Weibes (im Grunde freilich in höherem Sinne dem Ewigen verschwistert) ein „Hier" entgegenruft; die mit Wunden erkaufte Erkenntnis, daß auf der Brücke zu Gott jeder allein schreitet.

In dem Werk durchbricht der „Mann" die gläserne Wand der Gemeinschaft, denn er kann das Ruhen im Gefühl der Einheit, an dem das „Weib" wuchs und aus dem es sich nährte, nicht zur Dauer aufrufen, er zersehnt sich nach Raum, Tat, Werk.

Da begegnet ihm die schwesterliche Frau, die Genossin Diotimas und der Rahel, er findet oder glaubt zu finden „die Schwester". Die Abkehr vom Sinnlichen, die Sublimierung im Werk vereint beide. Aber unter Verkennung ihrer Kraft sinkt auch die „Schwester" vor seiner Männlichkeit ins Geschlechtliche, wünscht die körperliche Eroberung und drängt so den Mann in seine alten Kreise, verdoppelnd Sinnlichkeit und brutale Gewalt. Er treibt zurück in die Arme der Frau, die inzwischen ruhend wuchs und im Kinde die Zweiheit zur Einheit schuf.

Der Wert des Werkes liegt im Sprachlichen, im Wort. Das tönt oft mit magischer Gewalt. Ein Lyriker hat hier Verse gefügt, die tiefverborgene Empfindungen wachrufen und jene Atmosphäre zwischen Wunsch und Traum in uns schaffen, die auch die Szene beherrscht. Man soll das Undramatische des Stücks nicht entschuldigen, seinen dichterischen Gehalt gilt es zu verteidigen!

Hans Franke

Hannover

„Eine amerikanische Jugend." Schauspiel in vier Akten. Von Emil Burri. (Uraufführung in der städtischen Schauburg am 16. Januar 1926.)

Mit dieser Uraufführung erhielt ein junger Dichter das Wort, der, soweit bekannt, bisher noch an keiner Bühne aufgeführt wurde. Das einaktige Schauspiel „Eine amerikanische Jugend" von Emil Burri will in loser historischer Einkleidung Symbol sein für den Gärungszustand und den Wendecharakter unserer Zeit: „Was bin ich auf der Welt, und kenne ihre Kniffe nicht!", so ruft der Held des Stücks, ein als Typus zu nehmender junger Amerikaner, einmal aus, der sich in dem Taumel seiner erwachenden Sinne nicht zurecht- und sich nicht hineinfindet in die vom Zwang des Geldes beherrschte Zweckwelt der Alten, unter die Soldaten geht, auch dort einer chaotischen Liebe zu einer jungen Dirne nicht Herr wird und schließlich durch die Kugel des Feindes aus seiner Wirrnis erlöst wird. Stofflich also schließt sich das Werk jener uns nun schon endlos dünkenden Reihe von Pubertätsdramen an, ohne allerdings das Thema neu anzufassen.

Neu, aber bedenklich ist die Form des Schauspiels: sein Schöpfer strebt auf den Weg einer Kinodramatik, die Szene über Szene am Zuschauer vorüberpeitscht. Jeder Akt bringt zehn oder mehr Momentbildchen, die den Helden in immer neuer Beleuchtung seines Zustandes zeigen, ohne daß eine stärkere innere Entwicklung ihren Atem über das Ganze legte. Nicht Formunsicherheit, sondern Formwille heischt in dieser Auflockerung zu stecken, weil denn der Gestaltung eines chaotisch sich hinwälzenden Jugendlebens keine

klare Formlinie zukomme. Recht schön, aber man lasse uns Chaos, Urlaut spüren, und nicht einen neuen dünnen Aufguß vielfach bedichteten Erlebens, nicht schemenhafte Wiederkehr und schematisch flache Abhandlung verjährter „Vater und Sohn"-Kämpfe. Das wackelige Knochengerüst des Revuestücks vermag dieser Dichter noch nicht mit Mark zu erfüllen, zumal die Gestalten seiner Phantasie durchaus in der Schwarz-Weiß-Zeichnung stecken bleiben.

Kurt Voß

Schwerin i. M.

„Die Königin von Saba." Dramatisches Gedicht in drei Akten. Von Andreas Hemberger. (Uraufführung im Mecklenburgischen Landestheater am 16. Jan. 1926.)

Daß ein auf der Bühne bisher so gut wie Unbekannter eines Tages vor einem nicht ungewöhnlichen Erfolge steht, so wie dies Andreas Hemberger mit seiner „Königin von Saba" erging, ist schließlich nichts Erstaunliches; vielmehr möchte der Umstand überraschen, daß dieses Ziel mit solch einem biblischen, man kann wohl geradezu sagen: unmodernen Stoff zu erreichen war, an dem überdies vor ihm sogar schon mancher Epigone mit nicht allzu großem Glück seine Kunst versucht hatte. Schließlich aber will die alte Gewandung eben nicht viel besagen, wenn, wie hier, der Dichter uns darunter neue Menschen zu zeigen vermag, die in ihren Herzen neue Gedanken, neue Probleme, neue Leiden bewegen. Es ist nicht mehr der in seiner Pracht gottgleich strahlende Salomo der Bibel, zu dem die Königin von Saba gezogen kommt, um seine Herrlichkeit zu schauen — ein von der Blässe des freudlosen Gottgedankens angekränkelter, erzitternder Mensch steht vor ihr, der die Strafe des finsteren, rachsüchtigen Hebräergottes ständig bangend erwartet und daher nicht mehr fähig ist, die zwischen ihnen beiden erblühende Liebe zur Sonnenhöhe von nur in Furchtlosigkeit aufgewachsenen, innerlich freien Menschen zu erheben. So liegt schließlich der mächtigste aller Könige, als von der Königin von Saba, der Sonnentochter, zu leicht befunden, hingestreckt auf dem Boden der Mittelmäßigkeit. Von der stolzesten und herrlichsten aller Frauen wieder verlassen, sehen wir als Letztes ihn trostsuchend nach der Umarmung irgendeines — in diesem Fall ist es Sulamith — seiner vielen Weiber winseln.

Daß der Verfasser die Grundakkorde seiner dramatischen Symphonie: Priesterfanatismus und sich dagegen auflehnenden Herrscherwillen, entsagenden Gottesgedanken und Sehnsucht nach Weltlust in ständigem Aufschwellen zu technisch fast einwandfreier und daher der Wirkung sicherer Harmonie mit dem Hauptthema zu vereinigen wußte, ist ganz besonders noch in einem wesentlich doch dem Gedanken dienenden Werk zu bewerten. Schade, daß der Autor der Versuchung nicht widerstehen konnte — indessen schon Größere vor ihm haben die gleiche Schwäche gezeigt — an der gefährlichsten Stelle des Dramas, wo es dem Schluß zustürmt, das ihm am Herzen liegende Problem seiner Dichtung zwischen Salomo und der Königin sich breit ausleben zu lassen; er hat sich damit einen guten Teil der Schlußwirkung genommen.

Erich Hagemeister

Bochum

„Mirabeau." Trauerspiel in fünf Akten. Von Emil Bernhard. (Uraufführung im Stadttheater am 21. Januar 1926.)

Emil Bernhard unternimmt es hier, das Schicksal Mirabeaus und mit und in ihm das Schicksal Frankreichs in dessen glühendster Stunde dramatisch zu gestalten. Er möchte diese große Gestalt der französischen Geschichte, den Simson der französischen Revolution in der richtigen Beleuchtung zeigen, als den Wegbereiter einer liberalen monarchischen Bewegung, der den König in die Revolution einbeziehen wollte, der aber die Revolution nicht hinüberleiten konnte in eine große Synthese zwischen Volk und König und über den die Entwicklung selbst hinwegging. Der Autor nennt sein Stück ein Trauerspiel in fünf Akten, er hätte es zutreffender als eine dramatische Historie in sechs Bildern bezeichnen können. Denn ein geschlossenes, festgefügtes Drama ist dieser „Mirabeau" nicht, konnte er auch nicht werden, wenn der Autor die Geschichte nicht allzusehr vergewaltigen wollte. Ein Trauerspiel ist auch nicht daraus geworden, da die Synthese zwischen dem genialen Politiker, dem ehrlichen Patrioten und dem zügellosen Lebensgenießer nicht restlos gelungen ist und da dem unhistorischen freiwilligen Ende des Helden die rechte dramatische Nötigung und die überzeugende psychologische Begründung fehlt. Und doch hat dieses „Drama" unleugbare Qualitäten. Jedes Bild, auch dasjenige, in welchem nur scheinbar Episodisches ins Dramatische umgesetzt ist, ist szenisch gut gesehen und voll dramatischer Spannung. Mitunter stößt der Autor zwar hart an die Grenze des Theatralischen, mitunter spürt man den allzu bewußt gewollten und allzu gut gekonnten Effekt, merkt man die überdeutliche Absicht. Die Szenenschlüsse sind etwas knallig, der Schluß des Ganzen ist sogar etwas melodramatisch und sentimen-

tal. Aber in dem Drama steckt Theaterblut, der Dichter kennt die Forderungen der lebenden Bühne, die äußerlichen Vorgänge fesseln uns von Anfang bis zu Ende. Und auch innerlich gehen wir wenigstens eine Strecke mit, obwohl die abgrundtiefe Tragik des „Unausgelebten" nicht ausgeschöpft ist, weil sie eben nicht ausgeschöpft werden kann. — Wer diesen „Mirabeau" sine ira et studio liest, ist erstaunt, daß er auf der Bühne sogar weniger theatralisch wirkt, als man nach der Lektüre annimmt.

Karl Arns

Stuttgart

„Pong-Ma Jong." Komödie in drei Akten. Von Sling. (Uraufführung im Kleinen Haus des Landestheaters am 6. Januar 1926.)

Diese Komödie, zu der das ihr den Titel gebende japanische Brettspiel die Stichworte liefert, krankt daran, daß der Verfasser den Grundgedanken nicht klar und einfach genug durchzuführen gewußt hat. Schade, weil es sich dabei um einen wirklich glücklichen Einfall handelt. Ein Schwerverbrecher im Frack und ein Staatsanwalt, die einst Schulkameraden gewesen sind, werden einander im Ringen um die Gunst einer kapriziösen Frau gegenübergestellt, die natürlich die Gattin eines dritten ist. Und daß der Zuchthäusler sich mehr als die beiden anderen als Gentleman ausweist, ist der Witz der Sache. Aber das Ganze hat seinen Ursprung nicht sowohl im Geist eines Dichters als in dem eines Feuilletonisten. In allen Farben schillernd, hält es nicht das Niveau der Komödie, sondern gleitet sachte in das Fahrwasser des Schwanks. Hübsche Situationen und funkelnde Wortwitze helfen wenigstens während des Theaterabends über die Bedenken hinweg, und das Stück ist fast so unterhaltsam, wie wenn es von Kurt Götz wäre. Daß Sling Pseudonym für Paul Schlesinger ist, braucht den Lesern der „Literatur" kaum gesagt zu werden.

R. Krauß

Koblenz

„Das Attentat." Eine deutsche Komödie. Von Jörg Ritzel. (Uraufführung im Stadttheater am 27. Januar 1926.)

Ein köstliches Stück deutscher Art, durchzogen von Menschlichkeit, rheinischem Humor und weinfroher Laune, ein wirksames Stück, das in den letzten Akten nicht versandet, sondern die Spannung bis zum Schluß aufrechterhält! Die Komödie spielt in der guten alten Zeit um 1840 in einem kleinen rheinischen Herzogtümchen, wo ein nun wegen politischer Beteiligung relegierter Student bei zufälligem Wiederfinden seiner geliebten Jugendfreundin, der Tochter einer Hofdame, eines Attentats auf den Landesherrn beschuldigt wird und nach sofortigem Prozeß gehängt werden soll. Aber das „Attentat" klärt sich schließlich auf, und das Mißverständnis kommt an den Tag. Wenn die meisten Typen im Lauf der Handlung als grotesk sich entfalten, wobei zugleich manche verknöcherten Institutionen selbst von dem alten Herzog „mit dem Dotz" (Beule an der Stirn) sehr menschlich die Wahrheit gesagt bekommen, so wird das aus dem Wesen der bisherigen Dichtkunst Ritzels sehr wohl verständlich.

M. J. Becker

Echo des Auslands

Amerikanischer Brief

Literarische Sensationen sind kaum noch ein Vorrecht, das sich Europa je und dann leisten kann. Auch die Neue Welt liebt zuweilen kleine Aufregungen innerhalb ihres Schrifttums. Nur haben derartige Erscheinungen weniger Subtiles an sich, zeigen dafür aber eine größere naive Ursprünglichkeit. Unsere neueste Sensation ist eine zwölfjährige Lyrikerin, Nathalia Crane, Tochter eines einfachen Bureauarbeiters. Die „English Society of Authors and Playwrights", deren Vorsitzender Thomas Hardy ist, hat sie bereits zur Mitgliedschaft eingeladen. Unter dem Titel „Lava Lane" ist vor einigen Wochen ihr zweiter Band Gedichte bei Thomas Seltzer in Neuyork herausgekommen. Dies Wunderkind hat eine auffällige rhythmische Begabung und einen Schatz selten erscheinender und für ihr Alter gänzlich ungebräuchlicher Wörter, die sie freilich mit Hilfe des Wörterbuchs gebraucht, wozu amerikanische Kinder in der Schule systematisch erzogen werden. Sie verfügt aber auch über eine ungewöhnliche Bildfähigkeit der Sprache, wir begegnen Ausdrücken wie „Die Arroganz der Bescheidenheit", „Atem des Himmels", „Die Nacht, die ihre Pfauenfedern breitete". Auch die Themen, die sie behandelt, die Gegenstände, die sie besingt, weisen eine große Mannigfaltigkeit auf und ein

Begriffsvermögen, das, wenn echt, für ihr Alter einfach unheimlich ist. „Schicksal", „Die Vestalin", „Die Entwicklung zum Heiligen" sind nur einzelne Proben, wie sie ihre Dichtungen benennt. Sinnvoll mystisch wie das ganze Phänomen ist der Inhalt ihrer Verse. Ihr Erscheinen wäre einer Prüfung seitens der Literaten und Psychologen wert gewesen, hätte sich nicht die Tagespresse der Angelegenheit bemächtigt. Mit den kleinlichsten Neuigkeitskrämereien wird sie immer wieder vor die Öffentlichkeit gezerrt, sogar in den Ozeanzeitungen wurde den Amerikafahrern zum Frühstück allerlei darüber serviert. Selbstverständlich ist sie auch schon des Plagiats an Dichtungen einzelner bekannter Verskünstler bezichtigt worden, die auf diese Weise zum Redestehen gezwungen wurden. Der fremdartig berührte Europäer darf bei seiner Beurteilung nicht die Einstellung gewisser amerikanischer Kreise zu allem, was Dichten heißt, übersehen. Schrieb mir doch vor einigen Monaten ein junger Dozent der englischen Literatur, dessen Verskünste ab und an in den Monatsschriften erscheinen: „Ich habe meine Freude an diesem Spiel mit großen und kleinen Worten und betreibe es oft zur Kurzweil, und wenn es zum Erfolge führt, ist die Freude doppelt groß."

Henry Seidel Canby, der überzeugungstreue Herausgeber und Leiter der „**Saturday Review of Literature**", hat mit einem Leitartikel gegen die als „Rotarians" bekannte, halb geheime Vereinigung, die sich mit ihren Zweigvereinen über das ganze Land und bis nach Europa hin erstreckt, in ein Wespennest gestochen. Er wirft ihnen ihre trotz angeblich idealer Ziele reaktionäre Haltung und Intoleranz in politischen, künstlerischen und vor allem literarischen Dingen vor. Besonders in letzterer Beziehung bezichtigt er sie des Dunkelmännertums und der Proselytenmacherei, da sie, wie er sagt, die größten Jugendzeitschriften für Knaben, die eigentlichen Pfadfinderblätter, unter ihren Einfluß gebracht hätten. Schon dazu gehörte ein nicht geringer Mut, da die Mitglieder dieser Vereinigung sehr bedeutende und vielgenannte Männer in Geschäfts- und Regierungskreisen zu den Ihrigen zählen; Unerschrockenheit muß man es vollends nennen, wenn Herr Canby nun auch noch die aus den angegriffenen Kreisen kommenden, zum Teil recht heftigen und leidenschaftlichen Erwiderungen abdruckt. Seine Ausführungen wirkten schon darum treffender als etwa ähnliche Angriffe von H. L. Mencken, weil er rein sachlich vorging und sich jeder Ironie und Satire enthielt.

Was übrigens Mencken anbetrifft, so haben wir jetzt über ihn eine feine und scharfe Würdigung als Schriftsteller und Menschen aus der Feder seines Kollegen Ernest Boyd, ein längerer Essay in der „**Modern American Writers Series**". Boyd sucht der Weltanschauung und Lebensphilosophie des oft mit beißend spottender Feder schreibenden Mencken auf den Grund zu kommen, ohne sich durch seine Sprachbeherrschung, seinen Stil und sonstige literarische Vorzüge blenden zu lassen.

Verlockend und enttäuschend zugleich wirkt ein Buch, das sich stolz betitelt: „**The History of American Idealism**" von Gustavus Meyer. Es ist kein Buch transzendenter Gedankenreihen aus der Geistesgeschichte Amerikas, nur der Versuch einer Kulturgeschichte der Vereinigten Staaten. Die Kämpfe um Religionsfreiheit, um die Bildung der Republik auf demokratischer Grundlage, um die Unterdrückung der alten Aristokratie und der neuen Plutokratie usw., werden durch eng aneinander gedrängtes Geschichtsmaterial historisch entwickelt. Aber der Verfasser hat keinen anderen Maßstab als den des guten Willens des amerikanischen Volkes; und da dieses in allen seinen Bestrebungen immer erreicht hat, was es erstrebte, so ist auch dieser Maßstab zulänglich. Immerhin erkennt Meyer den Satz an, daß jedes Volk in seiner Entwicklung einem Kulturideal zustreben müsse; für Amerika beruht nach ihm dies Ideal in der Allgemeinbildung aller Klassen und verwirklicht sich in seinem demokratischen Schulsystem, das jedem die kostenlose Erwerbung einer höheren Schulbildung ermöglicht. Wir sind ein „ideales" Volk, weil wir „Ideales" erstrebt und erreicht haben, so könnte man den Optimismus des Verfassers betreffs Vergangenheit und Zukunft des amerikanischen Volks zusammenfassen. Wie gesagt, das geschichtliche Material in den nach Kulturbegriffen geordneten Kapiteln ist das wertvollste an Meyers Buch, von Wert für den Ausländer allerdings auch die Darlegung des amerikanischen Standpunkts. Von Bedeutung für den deutschen Leser dürfte in Verbindung mit dem Ideal der freien höheren Schulbildung die Tatsache sein, daß bei unserer stark experimentell gerichteten pädagogischen Tätigkeit in der Gegenwart wieder zwei Deutsche, Jung und Freud, als leitende Psychologen genannt werden. Das mag in Anbetracht der deutschen Haltung den beiden Gelehrten gegenüber befremdlich erscheinen, wird aber in pädagogischen Zeitschriften reformatorischer Richtung immer wieder rückhaltlos ausgesprochen.

In Verbindung mit dem oben erwähnten Problem des Werdens der amerikanischen Demokratie sei ein Buch genannt, das fast Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen könnte, trüge es nicht dem kommerziellen Bedürfnis nach einem größeren Leserkreis ziemlich augenfällig Rechnung; sein Titel ist „**Jefferson and Hamilton**" von Claude G. Bowers. Kaum mehr als Eintagsfliege ist Allen Whites biographisches Buch über den

Präsidenten Calvin Coolidge; es reicht nicht entfernt heran an die Schärfe, mit der derselbe Verfasser den Kriegspräsidenten Wilson seinerzeit in einem viel angegriffenen Band behandelt hatte. Ein Journalistenprodukt ist O. K. Davis' Band betitelt „Released for Publication"; der Verfasser ist ein pensionierter Zeitungsberichterstatter, der beruflich mit allerlei Machthabern in Amerika und Europa in Beziehungen gestanden hat. Erwähnenswert sind seine Erinnerungen nur, weil in ihnen noch einmal Vorgänge der deutschen Politik im wilhelmischen Zeitabschnitt, u. a. des Kaisers angeblicher Briefwechsel mit Roosevelt betreffs Chinas und die darauf bezüglichen Interviews mit Bayerd Hale in keineswegs freundlicher Weise beleuchtet werden.

Erfreulicher läßt sich berichten über ein Werk, dem man gern weitere Verbreitung wünschen möchte, nämlich „The Metaphysical Foundations of modern Physical Science" von E. A. Burtt. Ein philosophisches Buch, aber allgemein verständlich, geschrieben nicht als eine neue Weltanschauung, sondern zur Vermittlung bekannter Gedanken an ein größeres Publikum, in klarer, logischer Sprache und nicht ohne gelegentlichen feinsinnigen Humor. Allzu selten sind solche Erscheinungen auf dem amerikanischen Büchermarkt.

Für die Poe-Forscher dürfte eine neue Sammlung von Briefen von nicht geringem Interesse sein, die Mary Newton Stannerd aus den Sammlungen des Valentine Museums in Richmond mit einem Essay und Kommentar vor mehreren Monaten herausgegeben hat. Es handelt sich um 13 Briefe Poes aus den Jahren 1830 bis 1833, also aus seiner Studentenzeit in Virginia und seinem nachfolgenden ersten Aufenthalt in Baltimore; sie bringen neues Material zur Jugendgeschichte des Dichters und zu den Beziehungen zwischen ihm und seinem Pflegevater. Zum Teil sind die Briefe in sehr guten Faksimiles wiedergegeben.

Im Herbst und besonders für den Weihnachtsmarkt ist die Flut der Romane wieder ganz besonders gestiegen; nach dem „Publishers' Weekly" soll sie die vorjährige Lieferung bei weitem überragen. Hervorzuheben wären aber nur zwei. Willa Cathers hat uns mit ihrem „The Professors House" einen künstlerisch wirklich bedeutenden Roman geschenkt. An Handlung nicht besonders reich, auch im Aufbau nicht immer sehr geschickt (die Selbstbiographie eines im jugendlichen Alter verstorbenen Autodidakten und Werkstudenten ist das eigentliche Spannungsmotiv), besticht das Buch doch durch die feine und warmherzige Art, mit der die Verfasserin in die Seelenzustände ihrer Menschen einzudringen versteht. Den versonnenen Idealisten und Jugendlehrer, den sie uns als ihren Professor hinstellt, kennt jeder, der einmal die Bänke einer amerikanischen höheren Lehranstalt gedrückt hat; und auch sein Haus oder besser seine Familie ist durchaus lebenswahr gezeichnet. Die Kritik hat das Buch durchaus anerkennend aufgenommen.

„Manhattan Transfer" von John Dos Passos ist das andere Buch, das wir erwähnen müssen. Eine Schöpfung ganz anderer Art, fest und massiv im Stil; reich an Menschen, die eigentlich nicht in sehr enger Beziehung zueinander stehen, nur daß sie das eine Lebensmedium Manhattan, den ureigentlichen Kern des Riesenbegriffs Neuyork, gemeinsam haben, lose aneinandergereihte Kapitel voll Großstadtleben und Großstadtluft, das ist Passos' Buch. Geschrieben, um die Seele des größten Menschenzentrums der Neuen Welt zu finden.

Günstig besprochen wird auch der realistische Roman westlichen Lebens, der unter dem Titel „Runaway" den erfolgreichen Floyd Dell zum Verfasser hat. Über die Technik der Romanschriftstellerei spricht sich die vorteilhaft bekannte Schriftstellerin Edith Wharton in ihrer Essaysammlung „The Writing of Fiction" aus. Die Sprachforschung wird an Professor G. P. Krapps zweibändigem Werk „The English Language in America" nicht vorbeigehen; vielleicht auch ihm in manchen seiner Folgerungen widersprechen, z. B. in dem, was er über den Einfluß der Eingewanderten auf das amerikanische Englisch und über das Fehlen amerikanischer Dialekte als Ergebnis eigener Untersuchungen hinstellt.

Eingehend hat sich die Kritik mit Graf Keyserlings Reisetagebuch beschäftigt, das bei Harcourt Brace & Co. in englischer Übersetzung erschienen ist. Die Urteile sind fast ausnahmelos günstig und bezeugen dadurch in mehr als einer Beziehung eine neue Einstellung unserer Literaten zum deutschen Leben und geistigen Schaffen. Dasselbe muß betreffs Gerhart Hauptmanns „Die Insel der großen Mutter" konstatiert werden, das gleichfalls eine englische Übertragung erfahren hat, wie denn offenbar Hauptmann überhaupt in Amerika eine große Zahl von Anhängern hat. Auch Schnitzlers „Fräulein Else" gehört unter die in den Buchbesprechungen empfohlenen übersetzten Novellen. An weiteren Übersetzungen wären zu nennen: „Recollections of Johanna Spyris Childhood" von Anna Ulrich, „The Fat of the Cat and other Stories" von Gottfried Keller, übersetzt von dem bekannten Lyriker Louis Untermeyer, „Fairy Tales from Brentano", übertragen von Kate Freiligrath Kroeker, Wassermanns „Faber or the lost Years", Thomas Manns „The Enchanted Mountain", Klabunds „Peter the Czar" in einer Übertragung von H. G. Scheffauer, die als mustergültig gerühmt wird,

und schließlich General v. Hoffmanns „The war of lost Opportunities".

Wie genau man sich bereits wieder über deutsche Geisteserzeugnisse informiert, dafür zum Schluß folgendes Beispiel: Das Oktoberheft der „International Bookreview" zitiert einen von Herrn Grautoffs Briefen aus der „Literatur", in dem dieser Bainvilles „Histoire de France" bespricht und Bookreview bedauert mit ihm, daß normale literarische Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland noch unmöglich seien. Der Schlußsatz des betreffenden Abschnitts lautet: „Er (Herr Grautoff) führt den starken Absatz des Buchs als bezeichnend für die Stimmung der Franzosen an, — was zweifellos richtig ist, obwohl Jacques Reboul ein Buch dagegen geschrieben hat."

Neuyork A. Busse

Polnischer Brief

Das polnische Literaturleben stand in den letzten Monaten dieses Jahres nicht so sehr im Zeichen dichterischen Schaffens als vielmehr im Bann kritischer, bisweilen recht heftiger Erörterungen und Auseinandersetzungen, deren Mittelpunkt Mickiewicz, und zwar dessen „Pan Tadeusz" und der letzte Roman von Stefan Żeromski „Przedwiośnie" („Vorfrühling", vgl. L. E. XXVIII, 49) bildeten. So weit auch in der Zeit diese zwei Dichter, beziehungsweise deren Werke, das Epos des ersten und der Roman des andern, voneinander liegen, der Streit, der um beide ausgebrochen war, führte sie einander nahe und schuf ihnen eine Gemeinsamkeit, einen gemeinsamen Nenner, und zwar die Gegenwart in ihrem Verhalten zu diesen beiden Dichtwerken. „Pan Tadeusz" galt als autoritatives Heiligtum, an dem nach keiner Richtung hin gerührt werden durfte. Nun brachte das Mickiewicz-Heft der warschauer Zeitschrift „Wiadomosci literackie" (Nr. 3, 1925) einen Aufsatz von Jan Nepomucen Miller unter dem Titel „Mickiewicz im Lichte der Unabhängigkeit", und damit war wie auf ein flammendes Signal der Kampf entbrannt. Miller gibt der Meinung Ausdruck, die polnische Gegenwart müsse, der neuen Zeit und deren Gegebenheiten Rechnung tragend, ihr Verhältnis zum „Pan Tadeusz" einer gründlichen Revision unterwerfen. Die Bedingungen polnischen Lebens seien andere geworden, als sie es zu Lebzeiten des Dichters gewesen seien. Was für Mickiewicz nur Traum und Sehnsucht war, sei für die polnische Gegenwart Erfüllung geworden; was für Mickiewicz in ferner Zukunft lag, sei seit 1918 Lebendig-Gegenwärtiges. Im Zusammenhang mit diesem großen epochalen Wechsel müsse eine Umwertung aller Kultureroberungen bisherigen polnischen Lebens, die Geburt eines neuen positiven Gedankens eintreten, der nicht im Anachronismus steckenbleiben, sondern auf dem gegebenen Fundament weiterbauen solle. Man müsse sich damit abfinden, daß manche bis jetzt mit besonderem Kult gehegte Lebensform und -anschauung ihren Reiz einbüßen, im Licht der Gegenwart ihren romantischen Glanz verlieren werde. Neue Probleme seien da, die die Neuzeit für sich ganz in Anspruch nähmen. Die Romantik eines Mickiewicz sei nicht mehr zeitgemäß, das in dessen Epos angepriesene Ideal habe die Berechtigung zu autoritärer Führung des heutigen Menschen verloren, könne folglich kein Wegweiser für die Zukunft sein. „Dies Buch, das den Alltag in ein ewiges Festschmausen, die Tragik der Arbeit in den rührenden Ton der Idylle wandelte, konservierte einen gewissen Typus von Parasitenleben, das uns wie ein Alb seit Jahrhunderten würgt." Nach Miller sei das Epos eine Apotheose der Massenträgheit, eine „Schlachzizengeschichte", die nur noch historisch angehe, heute aber weder zu lehren noch zu leiten vermöge.

Dies in nuce der Gedankengang des Aufsatzes, der — wie aus dem Gesagten ersichtlich — nur gegen die „Lebensweisheit" des Epos zu Felde zieht, ohne dessen künstlerischen Wert anzutasten. Aber schon die Tatsache allein, daß einer am „Pan Tadeusz" etwas Unzeitgemäßes zu finden sich vermaß, genügte, um eine Legion von Widersachern in Harnisch zu bringen. Nur wenige gaben Miller treues Geleite; wenige bemühten sich sine ira et studio, sachlich mit seinen Argumenten sich auseinanderzusetzen; andere machten sich Luft in Angriffen, bezeichneten das Vorgehen der „Verkleinerer des ‚Pan Tadeusz'" als Skandal oder wollten darin (was manchem Vogelhirn ein immer sicheres Refugium bedeutet) eine jüdisch-bolschewistische Machination durchschaut haben. Miller parierte jeden Hieb. Er verschonte weder die „Byzantiner" noch die „Tarock-Intelligenzen" und stellte fest, daß es ihm wesentlich weder um den „Pan Tadeusz" noch um Mickiewicz noch auch um irgendwelche literarische Angelegenheiten überhaupt zu tun gewesen sei, „es sei ein Kampf um die neue polnische Seele, um eine Konzeption nationalen Lebens", in der die Kunst ein konstruktives Element sein solle.

Noch waren die Kampfflammen um den „Pan Tadeusz" nicht erloschen, als ein neuer Streitapfel mitten unter die noch erhitzten Streiter fiel: Żeromskis Roman „Przedwiośnie". Seit der Wiedererweckung Polens hat keine literarische Schöpfung einen derart leidenschaftlichen Kampf der Meinungen und eine solche Unzahl von Mißverständnissen hervorgerufen wie dieses

Buch. Was nur die Feder führt, war an diesem Disput beteiligt, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken. Denn in der Hitze des Gefechts übersahen die meisten die dichterischen Werte des Romans, die Mannhaftigkeit seines Verfassers, mißachteten das dem Künstler zustehende Recht des freien Sich-äußern-Dürfens und nahmen zum Roman von vornherein politische, beziehungsweise parteipolitische Stellung. Die einen sehen in dem Roman eine gegen die eigene Gemeinschaft gerichtete und bittere Wahrheit bergende Anklage, die aber nur als Warnung dienen will, als dringendes Gebot, Herz und Auge aufzutun und eine positive Idee aufzunehmen, um dem drohenden Anzug des Bolschewismus zuvorzukommen. Indessen aber wollen andere diesen Roman als des Dichters politische Konfession gedeutet wissen, und zwar als kommunistisches Kredo, und sie behaupten, Żeromski diene den Umstürzlern und schleudere dem eigenen Vaterland Steine in die Äcker. Ja, manche heischten sogar (sie ahnten nicht die grausame Lächerlichkeit, die hinter ihnen her war) ein ministerielles Verbot, die Gemüter der polnischen Jugend von der schlechten Literatur Żeromskis besudeln zu lassen und eine Art öffentlicher Maßregelung durch Rücknahme des dem Dichter kurz vorher verliehenen Ordens „Polonia Restituta". Sie beriefen sich auf den Präzedenzfall mit Margueritte ...
All das aber, was um diesen Roman herum für oder wider geschrieben worden, läßt sich mit den in der Zeitschrift „Skamander" (Heft 40, 41, 42) gebrachten Aufsätzen von Juljan Bronowicz in keiner Hinsicht vergleichen. Einem solchen Rück-, Vor-, Tief- und Weitblick begegnet man bei den Kritikern hierzulande höchst selten. Dabei eignen ihm dichterische Intuition und synthetisches Erfassen historischer Prämissen. Er reißt Masken ab und stellt das hinter ihnen bislang verborgene Grinsen bloß. Er räumt mit mancher Scheinzierde auf und zeigt, daß sie eitel Plunder war. Er lehrt, daß Wunder für Kinder da sind, Taten aber der Hände bedürfen. Er schaut perspektivisch und weiß, daß das heute Verpönte, aus der Distanz eines Jahrhunderts gesehen, anders bewertet werden wird. Und daß dem Kindesalter Entwachsene vielfach noch ihr Kinderhemdchen tragen.
Żeromski selber sah dem um seinen Roman tobenden Streit eine Zeitlang schweigend zu. Als aber in der moskauer „Prawda" (es waren inzwischen sechs russische Übersetzungen des Romans erschienen) die Bekehrung des Dichters zum Bolschewismus laut verkündet worden, trat Żeromski aus seinem Schweigen heraus, und in seiner „Antwort an Arcybaschew und andere" stand unter anderem folgendes zu lesen: „Ich rief niemand auf den Weg des Kommunismus, sondern durch diese meine literarische Schöpfung bemühte ich mich, soweit möglich, dem Kommunismus den Rang abzulaufen, zu warnen, zu erschüttern, abzuschrecken. Ich wollte das polnische Gewissen treffen, zum Schaffen großer, erhabener, unserem Geiste entwachsener Ideen anrufen. Meine Parabel wurde mißverstanden." Das Steine-Schleudern gegen den Dichter hörte nicht auf, ja sogar auf den Sargdeckel des Toten ist noch mancher Stein gefallen. Dem „Vorfrühling" einen „Frühling" folgen zu lassen — war ihm nicht mehr gegeben. Sein Tod bedeutet für die polnische Literaturwelt den Verlust eines ihrer Besten und Größten.
Kaum war die letzte Scholle auf sein Grab gefallen, als ein zweites Grab frisch geschaufelt werden mußte — für Władysław Reymont. Beide waren sie Führer und doch zwei Gegenpole. Żeromski: ein Fragesteller, Rätselrater, ein Taucher, der in den Abgründen der Seelen fischte und durch ihre undurchdringliche Finsternis drang — Reymont: ein großer, gerader Künstler, dem das prometheische Einzelgesetz fremd, aber das menschliche Kollektivgesetz höchster und unwandelbarer Hort, das Dogma der Kirche dieses Gesetzes und des ganzen irdischen Daseins lebendiges Fundament war. Ein Bildner und Gestalter sondergleichen. In dem arbeitenden Menschen sah er den einzigen realen Wert, die Arbeit galt ihm als das A und O des Daseins. Aber nicht die Arbeit als solche, nicht die Arbeit in jeder Form, die die menschliche soziale Kultur nur verwirrt und kompliziert — die Arbeit des Ackermanns dünkt ihn des Menschen würdigstes und erhabenstes Geschäft. Reymont ist kein Dichter des Stadtlebens, der Stadtarbeit. Der vielfach besudelten Stadtkultur stellt er die Reinheit und Primitivität des Dorflebens entgegen mit seinem tiefen, regelmäßigen Atem, mit seinen Sorgen und Freuden, Stürmen und Schmerzen, die so ganz anders sind als die auf dem Stadtpflaster umhergetriebene Hast und Zerrissenheit. Nicht „das verheißene Land" („Ziemia obiecana"), der Roman um Lodz, sondern „Chlopi" („Die Bauern") sind sein monumentales, vollkommenstes Werk. Dieses Werk (vor 14 Jahren ist es in deutscher Übersetzung bei Diederichs erschienen und in diesen Blättern — soviel ich mich erinnere — von E. Pernerstorffer gewürdigt worden [L. E. XV, 1175] hat ihm nicht allein den Nobelpreis eingetragen, sondern unter den bedeutendsten Schöpfern der Welt einen Platz gesichert.
Angesichts dessen, was die gedachten zwei Toten geschaffen haben, erscheinen die Prosabücher der Lebenden wie blasse Zwergarbeit. Und dennoch — das Buch der Zofja Nalkowska „Dom nad łąkami" („Das Haus an den Wiesen") darf nicht unerwähnt bleiben,

weil es an dichterischer Reife, Weisheit und Vollendung dem Besten gleichkommt und nur im Zusammenhang mit diesem genannt zu werden verdient. Unter den schriftstellernden Frauen Polens gebührt ihr zweifellos der erste Rang. Sie dünkt mich unter ihnen die einzige, die wahrhaft hohe künstlerische Qualitäten aufweist. Sie verfügt über eine Vielheit künstlerischer Mittel, — allein in diesem Buch zeigt sie ihre Meisterschaft in der Beschränkung. Hier kommt es nicht auf den Inhalt, die Fabel an, vielmehr auf die Art des Schauens, Erfassens, Gestaltens. Der Roman, der etwas Chronikartiges hat, erzählt vom Heim der Kindheit und der Jugend, von einfachen, eindeutigen Menschen und von deren einfachen Schicksalen. Jean Paulsche Kleinmalerei, die aus der Kleinheit die Größe, aus dem Alltäglichen wuchtende Tragik, aus dem Gewöhnlichen erschütternd Grausiges hervorholt. Eine Monographie des Einerlei von stiller, ergreifender Majestät. Ein Buch, das mit dem Herzen gedacht ist.

Die Memoiren- (im weitesten Sinne dieses Wortes) und Aktualitäts-Literatur ist um einige Bücher bereichert worden, die historischen Wert beanspruchen. Bei solchen Werken ist der politische Anstrich unvermeidlich und daher auch begreiflich, daß ein und dasselbe Thema in ihnen verschiedene Beleuchtung und Färbung erhält. Denn nicht allein historische Darstellung ist in ihnen, sondern auch politische Verteidigung, politisches Bekenntnis, mitunter auch weltanschauliche Predigt. Wenn Roman Dmowski erzählt, „wie Polen gebaut wurde", so wird dabei nur seine Partei, die Nationaldemokratie (in Paris) zum ersten und alleinigen Baumeister erhoben; in Simon Askenazys „Uwagi" („Bemerkungen") wird die Wirksamkeit der in der Schweiz zur Zeit des großen Krieges versammelten Polengruppe betont, während der gewesene österreichische Staatsmann und nachmalige polnische Finanzminister Leon Bilinski, die Lösung der polnischen Frage im Lager der Zentralmächte suchte und in seinen „Erinnerungen und Dokumenten" die Meinung vertritt (Bd. II, S. 113), daß Franz Josef durch Förderung der nationalen und wirtschaftlichen Entwicklung Galiziens, des polnischen Piemonts, den Grundstein zu dem künftigen, freien Polen gelegt hätte. All das, was über „Polen in den Memoiren des großen Krieges" von Engländern, Franzosen, Deutschen, Russen u. a. geschrieben worden ist, hat Michal Sokolnicki in einem Buch zusammengetragen.

Das Thema Rußland wird in Jan Kucharzewskis Buch „Od bialego caratu do czerwonego" („Vom weißen zum roten Zarismus") abgehandelt. Es ist in Polen das erste Buch, das rein wissenschaftlich — durch historische Einstellung — dem russischen Phänomen nahekommen will. War doch bisher hier (und bei Schmalhirnen ist es noch) unerschütterlicher Glaube, daß den Russen der Bolschewismus von Juden und Deutschen aufoktroyiert worden sei. Kucharzewski zeigt nun, daß der Bolschewismus logischer- und konsequenterweise aus der russischen Seele heraus geboren ist. Er findet also das, was Alexander Herzen vor mehr als einem halben Jahrhundert bereits vorausgesehen und -gesagt und was für den mit offenen Augen Schauenden (ich nenne nur Gorkij und Masaryk) vom ersten Augenblick an kein Stupor mundi war. Den russischen Bolschewismus haben in Wahrheit die Zaren und ihre Handlanger vorbereitet. Kucharzewskis ernst zu nehmendes Buch bedeutet, ob es auch dem Thema Rußland nicht nach allen Seiten hin gerecht wird, einen Umschwung in der polnischen Auffassung vom jetzigen Rußland. Mit achselzuckender Ignoranz oder erhabenem Naserümpfen ist Rußland nicht zu erledigen.

Die Versuche, zu der neuen Schule zu gelangen, haben zur Entfaltung der pädagogischen Literatur beigetragen. Von dem reiches Material bietenden „Rocznik pedagogiczny" („Pädagogisches Jahrbuch") abgesehen, kommen in Betracht die auf Wissen und eigener Erfahrung fußenden Bücher von Ludwig Jaxa Bykowski, P. Z. Dabrowski, Josef Mirski, die von Felix Kierski herausgegebene und, was für dieses Gebiet von Belang ist, umfassende „Pädagogische Enzyklopädie" („Encyklopedja pedagogiczna") und endlich das wertvolle Buch „von der Erziehung" („O wychowaniu") von Anton Danysz, dem einzigen pädagogischen Theoretiker großen Stils in Polen.

Daß der „Brief" auch eines zarten Tones nicht entbehre, sei zum Schluß noch eines lyrischen Neulings gedacht. Er heißt Adam Nowakowski und sein Gedichtband „Tydzién i milosé" („Die Woche und die Liebe") dünkt ein Versprechen, darauf man bauen kann.

Das Interesse für deutsche Dichtung scheint zu wachsen. Dafür zeugen sowohl die Übersetzungen als auch die Notizen und Aufsätze, die über deutsche Dichter oder deren Bücher in Zeitungen oder Zeitschriften gebracht werden. Darüber im nächsten Brief.

Sambor Hermann Sternbach

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Mein Rundgang. Erinnerungen. Von Anselma Heine. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 203 S. Geb. M. 4.50.

Der Zwergenring. Erzählung aus Goethes Jugendland. Von Anselma Heine. Berlin 1925, Volksverband der Bücherfreunde Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 200 S.

Anselma Heine hat im vorigen Sommer ihr 70. Lebensjahr vollendet. Ginge es in unserem literarischen Treiben gerecht zu, so hätte ihr an diesem Grenzpunkt betrachtend und dankend die Zunft huldigen müssen, wärmer und ehrlicher als so mancher Tagesgröße bei ähnlichem Anlaß. Seit der kluge Julius Rodenberg ihr in die damals geheiligten Hallen der „Deutschen Rundschau" Einlaß gewährte, hat Anselma Heine in gewissenhaftem Schaffen die Pflichten künstlerischer Noblesse erfüllt und so die Stellung in der Nähe einer Ebner-Eschenbach, einer Clara Viebig gewahrt, zwischen denen ihre Eigenart sich in den frühen Erzählungen entfaltete. Mit nicht mehr gewöhnter Bescheidenheit verweilt der Rundgang durch die Säle der Erinnerung nirgends bei den Bildern der reifen Schaffenszeit, kaum daß einige flüchtig gestreift werden. Nur von den Anfängen erfahren wir genaueres, und da wird auch mit liebevoller Breite der Hintergrund ausgemalt: das alte Halle mit seinen Professorenkreisen und ihrer Fülle von eigenartig verschnörkelten Gestalten, Sitten, Denkarten. Was dann aus dem Berlin des letzten Jahrhundertviertels berichtet wird, gibt kaum irgendwo dem etwas Neues, der selbst Genosse dieser heute so verrufenen, in Wahrheit keineswegs unerfreulichen Zeit gewesen ist; auch reicht hier der Blick der Erzählerin nicht in die eigentlichen Tiefen der Menschen und der Zustände hinab (man lese nur z. B. die Seiten über Dehmel und seine Herzenswirren). Zum Schluß empfangen wir ein paar Reisebilder aus Finnland, Dalmatien, Bosnien von frischer Farbigkeit.

Die Erzählung „Der Zwergenring" unternimmt das Wagnis, Goethes Sesenheimepisode aus „Dichtung und Wahrheit" fülliger nachzudichten, die Silberstiftzeichnung des Meisters als Aquarell auszugestalten. Der kühne Versuch ist erstaunlich gut gelungen; Handeln und Reden der gegebenen Figuren, Umwelt und Vorgänge wirken auch auf den des Geschichtlichen Kundigen glaubhaft und lebensvoll.

Leipzig — Georg Witkowski

Die Meerfahrt. Eine Erzählung. Von Franz Johannes Weinrich. Berlin 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes 208 S. M. 4,50, (M. 3,30.)

Diese Meerfahrt ist nur eine Wanderung der Sinne, und zwar die unseres Parzival. Es sind die Abenteuer eines nichts als erotischen Parzival. Geist, Verstand, ja Wille zu Ordnung und Maß, Plastik und Gestalt sind diesem Helden fern. Seine Form soll die der Erzählung sein. Dazu ist sie aber ohne feste Linie. Es ist noch nicht Vers, noch nicht Gestalt gewordene Lyrik. Die Erotik dieses Parzival ist schmetterlingshaft. Sie ist ein Taumler, der durch Tag und Nacht, Land und Stadt, Gebirge und Wald, Flur und Meer zieht. Überall spürt er triebhaft mit saugenden Fühlern dem Weiblichen nach. Profanes und Heiliges, Teufel und Engel, zotig Derbes und Minnesüßes, alles glüht und verglüht dämmerig. Nichts haftet, denn die Grenzen von Bewußtsein und Traum, von Gewissen und Instinkt, von Sehnsucht und Tat verfließen. Dieser einsinnige etwas leicht, wenn auch oft bestrickend hingestrichene Parzival hat natürlich auch einen phantastisch verdämmernden Schluß, der leider ganz undichterisch überrascht. Seine Irrfahrt endet als Missionsreise. Weinrichs Parzival predigt als Vorgänger des Cortez den Urvölkern Amerikas das Evangelium; freilich viel, viel besser, als es später die spanischen Eroberer taten. Diese finden denn zu ihrem Erstaunen das Kreuz, das sie aufpflanzen wollen, schon vor und mutmaßen Parzival als großen, geheimnisvollen Sendling Gottes. Es fehlt nicht viel und dieser Parzival erschiene sogar noch als Apostel. Darauf verfallen weder Weinrich noch die Spanier; sie begnügen sich damit, ihn zu einem Sankt Namenlos zu machen. — Die Freunde Weinrichs müssen diesen unmöglichen Schluß bedauern.

Münster i. W. — Hans Roselieb

Vorspiel und Fuge. „Les préludes." Von Albert H. Rausch. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 160 S. Geb. M. 7.50.

Dieses Buch beginnt mit der fernen, traumhaften Melodie, mit der ein erstes bedeutungsvolles Jugenderlebnis in das Herz eines Menschen fällt, getragen von dem sanften Grundakkord einer schon in ihrem Herkommen alten und reifen Seele und in jener unvergleichlich schönen reinen Sprache, die wir schon aus den unvergessenen „Träumen von Siena" und der „Südlichen Reise" des gleichen Verfassers kennen, einer Sprache, die sich geläutert hat an der Schönheit der Sprachgebilde der Antike, mit deren glanzvoller Kultur sich ihr Schöpfer in den Wurzeln verbunden fühlt. Und wie dieses Buch anhebt, leise und gedämpft, gleich dem Orientalen, der durch Sitte und Selbstzucht sich nie zu einer starken Bewegung hinreißen läßt, der nie aus seiner verhaltenen Zurückgezogenheit heraustritt, so schließt es auch wieder, selbst in seinen heftigsten seelischen Erregungen still und beherrscht, mit der gleichen schwermütigen Melodie. Was dazwischen liegt, ist ein ganzes Leben, sind die Kräfte, die in dieser oder jener Gestalt mitbestimmend in das Leben jedes einzelnen und zumal des schöpferischen Menschen eintreten. Aber sie drängen sich nicht brutal hervor, diese Menschen bewegen sich nur herausgehoben, in sanfter Pathetik und durch den Schleier der Erinnerung gesehen, jener untröstlichen Sehnsucht nach dem Vergangenen, gleichsam wie auf einer Reliefbühne vorüber, in lieblicher oder tragischer Schattenhaftigkeit wie die in Seide gewebten Figuren auf einem chinesischen Wandschirm. Wenn etwas dabei zuweilen den Leser verwundern kann, so ist es ein gewisser Snobismus, eine übertriebene und darum nicht unabsichtliche Vorliebe für fremd klingende Namen, adlige Titel, ausländische Ortsbezeichnungen, für eine artistische Spielerei mit Buchtiteln, wenn auch dies im Urgrund der Art des Verfassers entspricht, sich hinter einem glanzvollen Schimmer zu verbergen, sowie seiner Neigung für theatralische Szenerien. Aber dies alles sind Äußerlichkeiten, die bei jedem anderen ihre Wirkung verfehlen würden und die er als wahrhafter Kenner fremdrassiger Menschen und ein meisterlicher Gestalter südlicher Landschaften, ein Europäer von Blut und Bestimmung, nicht nötig hat, um uns ihren Zauber zu übermitteln, den er durch die Gestaltung ihres Wesens in uns erschafft. So zeugt dieses

Werk für die strenge meisterliche Zucht dieses Künstlers wie nicht weniger für seine tiefe seelische Einsamkeit. Vielleicht muß es uns dabei mit Bedauern erfüllen, daß es gerade wegen seiner Eigenart niemals zu jenen Büchern gehören wird, die den Beifall und die Anerkennung der Menge finden, weil es in seiner schlackenlosen Form nicht einmal jene Nebendinge enthält, die großen Werken zuweilen auch bei der Menge zu dem Irrtum des Erfolges helfen — oder sollte nicht auch dies noch den süßen Reiz für jene Wenigen erhöhen, die einmal in einer stillen Stunde an ihr verschwiegenes Herz rührten und die sie ehren und verstehen?

Berlin — Armin T. Wegner

Novelle um Gott. Von Otto Wirz. Stuttgart 1925, J. Engelhorns Nachfolger. 150 S. Geb. M. 4.50.

Diese Novelle — so einfach sie ist — hat irgendwo etwas Preziöses, sie hat — so asketisch sie in ihrer sprachlichen Architektur und in ihrer Ideenwelt ist — irgendwo auch eine leise Schwingung energisch bezwungener Wollust. Sie ist in ihrem Dialog ebenso dramatisch, wie sie in der Zeichnung ihrer Atmosphäre an die kargen und sachlichen Randnotizen eines Regisseurs erinnert, der die Luft eines Dramas in seinem Regiebuch, zu eigener Orientierung, mit Schlagworten festlegt.

Wirz ist von Geburt Schweizer, von Beruf Techniker und in der Art seiner schöpferischen Orientierung — sagen wir einmal: Platoniker. Sein Beruf und seine schweizerische Heimat machen ihn zum Eigenbrödler, und beide wechselseitig bedingen seine knochige Härte. Nicht sentimental genug im lyrisch-bourgeoisen, nicht pathetisch genug im heldischen Sinne, zwingt er seine Sprachkraft zu antiken Vorbildern, zu Homer und Plato, um mit dieser Kraft seine Ideenwelt mit geradezu verbissener Energie in die Wirklichkeit umzusetzen.

Er drückt den Idealisten, den Schillerdeutschen unter sich. Mit jedem geschriebenen Buchstaben wühlt er Erde auf. Seine abstrakten Neigungen zwingt er zu Gestalten, seine erotischen Abwege zu Ideen. Er bändigt das eine mit dem anderen. Und kommt also zu einer Kunst, in der sich Blut und Geist klug die Wage halten. Er gibt nicht die instinktgesättigte Schöpfung, auf die unsere Zeit wartet. Aber er führt (im künstlerischen und nicht im literarischen Sinne!) den Kampf der jungen Generation um die Eroberung der Wirklichkeit, um die unsentimentale Verleiblichung der geistigen Werte weiter — er führt ihn weiter hart, böse und bissig gegen sich selbst — nach seinem eigenen Worte „was diese neuern Passionen betrifft, so sind sie nicht schön und knusprig zu genießen. Sie sind verzweiflungsvoller, ausschreitender und ausschreiender."

Wirz ist wertvoll für uns: er spürt den Drang unserer Zeit.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Der Klostermüller. Eine rheinische Geschichte. Von Karl Neurath. Varel i. O., „Am Kamin". 77 S.

Es gehört schon etwas dazu, städtische Leser von heute, die durch subtile Probleme und raffinierte Lösungen literarisch verwöhnt sind, für das Michael Kohlhaas-Schicksal eines rheinischen Müllers zu interessieren. Aber Karl Neurath vermag es durch straffste Konzentration auf das Wesentliche der Handlung. Was sonst Bauernromane so schwer erträglich macht: die Sucht des Autors, ins Detail zu gehen und zum tausendstenmal in aller Breite die Einzelheiten des Dorflebens zu schildern — davon ist hier nichts zu finden. Nichts stört die Geschlossenheit der tragischen Komposition. Knapp, gedrängt und einprägsam wird die Geschichte des Klostermüllers erzählt, der bis zu Totschlag und Selbstvernichtung dagegen kämpft, daß Profitgier und zivilisatorischer Fortschritt ihn von seinem durch Generationen vererbten Besitz treiben.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Kantor Schildköters Haus. Roman. Von Alfred Bock. Leipzig 1925, J. J. Weber. 180 S.

Der bekannte hessische Dichter hat schon weit Besseres geschrieben als diesen Roman, der eigentlich gar kein Roman, sondern höchstens der Ansatz dazu ist. Selbstverständlich ist manches gut beobachtet und auch gut dargestellt; aber die einzelnen Teile fallen auseinander, anstatt sich zu einem Ganzen zusammenzufinden. Nebensächlichkeiten sind viel zu breit ausgemalt und überwuchern die seelische Entwicklung des Helden bis zur Unerkennbarkeit. Ab und zu blitzt es auf, als sollten Denken, Fühlen und Geschehen neue Schlaglichter erhalten; aber gleich schieben sich neue Wände von an sich amüsanten, aber für das Ganze belanglosen Nebenerscheinungen verdunkelnd davor. Es macht den Eindruck, als habe der Verfasser geplant, ein umfangreiches Bild zu malen, um das Eindringen eines neuen, modernen Geistes in die verschlafene Welt einer Kleinstadt zu zeichnen, sei aber aus irgendeinem Grunde, vielleicht aus augenblicklicher Stoffarmut, mitten in der Arbeit davor zurückgeschreckt und habe sich mit der Aneinanderreihung einiger Kleinstadtskizzen begnügt. Wer so viele Beweise tüchtigen Könnens erbracht hat wie Alfred Bock, sollte sich mit einer solchen Arbeit nicht zufrieden geben.

Kiel — Wilhelm Lobsien

König Pfau. Roman aus dem heutigen Mesopotamien. Von F. R. Nord. (Serie: Der Abenteuer-Roman.) Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 403 S. Geb. M. 7,–.

Ein riesiges Schachbrett, dies neue Protektorat Englands in Vorderasien, schlechthin als „Mandatsgebiet" bezeichnet. Könige werden aufgestellt, werden verschoben, gefällt, je nach Notwendigkeit. Rössel tummeln, Läufer sputen sich, und Bauern sind allenthalben als Widerparte am Werk. Mächtige Gevierte wollen besetzt sein; hell die einen, Stätten überkommener Kultur: El-Dschesire, Irak-Arabi, Palästina, Hedschas; andere dunkel, in einer Art primitiven Urzustandes, wie etwa das Sindschargebiet, Ost-Tigrisland, Badiet-esch-Scham, Transjordanien, Akabaland, Wahabitenbereich. Da überall, über hunderte Meilen hinweg, tasten sich Albions Finger zurecht. Nationen, Völkerschaften, Stämme, Horden, Religionen, Konfessionen, Sekten, sie werden gegeneinander ausgespielt, unterstützt oder kurzweg fallen gelassen, nach altgewohntem, besonders in Indien bewährtem Rezept: divide et impera. F. R. Nord, der ausgezeichnete Kenner Vorderasiens, schildert in seinem neuen Roman eindringlich Englands Intrigen auf einem dieser Gevierte, obendrein einem der kostbarsten, der an Ölfeldern reichen Gegend um Mossul. Ein umstrittener Erdenfleck, darauf die Türkei nicht aufgehört hat Ansprüche geltend zu machen. Aber auch die unterschiedlichen Völkerschaften jenes Grenzgebiets, Kurden wie Jesiden und Schammararaber, sie beugen sich nur widerwillig der neuen Herrschaft. Kein Wunder, wenn da ein steter, mit allen Ränken und Schlichen unterirdisch geführter Kampf im Gange ist ... Voll dräuender Geheimnisse eines finstern, uralten Baalkults ist dabei das einzig feste Zentrum dieser fluktuierenden Nomadenwelt, das zerklüftete Sindschar-

gebirg mit seinen Städtchen am Felsenhang, die Heimat der Jesiden. Hier, unter diesem Überrest einst mächtiger Sekten, der Magier, Manichäer und Sabäer knotet sich ein spannendes, von grausigen Fährnissen durchfiebertes Drama, wobei Eingeborenentrotz gegen den fremden Eindringling sich aufbäumt. Denn hier herrscht noch Melek Ta'us, der „König Pfau", ein Moloch, der nach Menschenopfern begehrt. Satanas, der dem Himmelsherrn alles Sonnengold geraubt und seinem Pfauen-Schwungrad einverleibt, um derart — stärker als er, — selbstherrlich zu paradieren und geflissentlich Böses zu stiften. Ihn beten sie an, die Jesiden, aus aberwitziger Furcht, ihn suchen sie durch Verehrung zu versöhnen. Aber diesen Gott Beelzebub übertrifft noch an Grausamkeit einer ihrer Versucher, ein schurkischer Ägypter, der als Kreatur Englands scheußliche Verbrechen vollführt, bis daß ihn in einer Höhle der Feueranbeter Melek Ta'us selbst, der scheelsüchtig sich von ihm übertrumpft sieht, durch seinen giftigen Odem erstickt. Atemlos folgt man den Begebnissen einer spannenden Handlung, die morgenländische Abenteuer-Romantik inmitten wuchtiger Veduten aus Steppe und Felswelt wirksam aufleben läßt.

Wien — Martin Brussot

Sonderlinge von der Gasse. Von Richard Knies. Mainz 1924, Matthias Grünewald. 168 S. Geb. M. 2.40.

Dieses Bändchen aus der von Richard Knies herausgegebenen Sammlung „Das Gastmahl der Erzähler" ladet sich mit seltenen Namen zu Gast: denn neben Goethe, Stifter und Keller behaupten sich die „Sonderlinge von der Gasse" von Richard Knies etwas eigenartig. Ein liebenswürdiges Talent hat diesen Sonderlingen Gestalt gegeben, und wie ihr Verfasser so stellen sie selbst sich vor: volkstümlicher Art, von behaglicher Breite, nicht ohne Humor, nicht ohne Zartheit — zuletzt echt rheinischen Ursprungs und also wie die rheinische Landschaft selbst ein wenig sentimental und ein wenig redselig.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Sieg des Lebens. Roman. Von Erich Ebermayer. Leipzig 1925, Ernst Oldenburg. 308 S. Geb. M. 6,—.

Das junge Schaffen Ebermayers bewegte sich bislang im wesentlichen auf dem Gebiete der Novelle. Zum erstenmal hat sich der Dichter jetzt dem Roman zugewandt und auch in dieser Kunstform ein Werk geschaffen, das — mag es auch manchem Überraschung bieten — Bewunderung abzwingt. Von Ebermayer durfte nach seinen früheren Arbeiten nur technisch Vollendetes, eine abgeschliffene und doch urwüchsig-kräftige Sprache, lebenswarme und flüssige Darstellung, erwartet werden. Diese Vorzüge gewahrt und gemehrt zu sehen, ist darum nicht das Eigenartige an diesem Roman. Weit unmittelbarer packt, daß in ihm das Bild einer neuen Jugend hervorgezaubert wird, das in den Seelen der Besten seit langem ruhte, seit kurzem auch, ohne noch recht Ausdruck finden zu können, sich nach außen emporringt. Goethes Pandorawort sollte über diesem Werk stehen:

> „Denn eurer Nachgebor'nen Schar sie nahet schon,
> Gefertigtes begehrend, Selt'nem huldigend."

Findet doch Diether, der Sohn, durch den Schlamm der Großstadt, über die Wirrnis des eigenen Herzens das Seltene, dem er huldigt, den Weg zu sich, den Sieg des Lebens über den Tod; ihm öffnet sich das Gefertigte, das er begehrt, die Seele des Menschen und die der Natur. Der Leser steht hier einem neuen Weltbild gegenüber, das sich aus dem resignierenden Pessimismus der Gegenwart zu gläubigem Vertrauen auf sich und das Leben erhebt, das mitreißt in den Strom glühender Bejahung der Berechtigung zu eigenem Sein, und das mit unbewußt-prometheischer Gebärde freudespendendes Schaffen am eigenen Schicksal sich zum Ziel setzt. Kein Kampf der Generationen untereinander entscheidet hier über Wert oder Unwert und schändet das künstlerische Niveau oder das hohe Ethos dieses Buchs; die versinkende Mutter wie der todessehnsüchtige Künstler sind hier mit gleicher Liebe gezeichnet wie der Sohn: aber nur der Lebende hat recht.

Leipzig — Karl Heinemann

Briefe vom Roccolo. Eine Tessiner Novelle. Von Werner von der Schulenburg. Dachau bei München, Einhorn Verlag. 124 S.

Ein privates Buch — ein Stück Selbstbiographie, ein Stück rückschauender Besinnlichkeit, ein Stück erfüllten Lebens.
Dieses Buch eines deutschen Diplomaten darf man weder eine literarische Angelegenheit nennen — denn es ist zu persönlich und zu durchblutet — noch als eine künstlerische ansprechen, da, wie ich glaube, der Verfasser selbst dies taktvoll zurückweisen würde.
Aber eben dieser Takt, diese letzte Vornehmheit von Art und Gefühl weisen diesem Buch seinen Platz an jener eigenartigen Grenzscheide zwischen Kunst und Leben, über welche die ausgeprägtesten Typen der aristokratischen Gesellschaft sich stets in das Gebiet der Künste geflüchtet haben.
Und also ist dies Buch weniger wichtig wegen seiner hymnischen Erhöhung des Roccolo — es ist wichtig wegen der Persönlichkeit seines Verfassers, der die Trümmer einer ehemals allgemeinen und großartigen deutschen Bluts- und Geistesaristokratie an die magische Grenze von Norden zum Süden — dem Roccolo — zur einsamen und starken Erhöhung seines eigenartigen Lebens rettet.
Es eröffnen sich von diesem Buch aus fast tragische Perspektiven auf den deutschen Geist, der es gegenwärtig in jeder Beziehung nicht leicht hat, seine Herkunft von Friedrich von Hohenstaufen, Goethe und Nietzsche glaubhaft zu beweisen.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Leuchtende Gipfel. Roman. Von Rudolf Haas. Leipzig 1925, L. Staackmann. 241 S. M. 3.—. (5.—)

Wer seit Jahren im Alpenvorland lebt und das Wachsen der alpinistischen Bewegung aus nächster Nähe mit ansieht, muß von vornherein bejahend stehen zu der Art, wie Haas das Problem seines Buchs gestaltet hat. Das geistige Ringen seines Helden Fernau mit der betörenden Lilli Verona ist etwas anderes als der uralte Kampf der Geschlechter: es ist die Auseinandersetzung des kraftvollen, von höchstem Lebensgefühl geschwellten Menschen mit unserer vielfach entarteten Überzivilisation. Aus dem schwülen Dunst der Niederung rettet er sich auf die leuchtenden Gipfel, in die Reinheit und rauhe Größe der Bergnatur. Das, was gerade den modernen Städter der körperlichen Stählung und inneren Erhebung durch den Bergsport so bedürftig macht, kommt in dem spannend erzählten Roman überzeugend zum Ausdruck.

München — Helene Raff

Der Mann im Morgendämmer. Roman. Von Georg Hirschfeld. Leipzig 1925, Philipp Reclam jun. 343 S.

Es scheint, daß Georg Hirschfeld es sich zur Aufgabe machte, in dem großen Gegenwartsgemälde dieses Romans alle die bunten und mannigfaltigen Erscheinungen, die unsere Zeit kennzeichnen, vollständig vorzuführen und nicht eine auszulassen. Und wirklich: es gibt wenig Dinge zwischen dem Schlesischen Bahnhof und dem Grunewald, deren nicht wenigstens andeutungsweise Erwähnung getan würde. Der Arbeiter, dem das Buch eigentlich gilt, tritt in allen Schattierungen auf: rechtsradikal, kommunistisch, christlich organisiert, parteilos; auf der andern Seite wird der Unternehmer gezeigt, als der klassenbewußte, klug egoistische, feldherrliche Gründer, und vornehmlich in der zweiten Generation, in Menschlichkeit nach einem Ausgleich, einer Brücke suchend. Um den Kern der Handlung aber drängt sich eine Fülle von Gestalten: entwurzelter Adel, verwirrtes Bürgertum; Bildungsphilister; der unsicher tastende Künstler, der Wanderprediger; Ausländer, Student, Offizier. — Er bringt Vieles, — so Vieles, daß der Zweifel auftaucht, ob er wohl an einer Stelle etwas bringt. Denn das Pathos der Distanz muß ja fehlen bei dieser hastigen Erfassung einer Menge von Einzelheiten, die eine konzentrationsfeindliche Zeit heranführte. Und so wurde nichts Plastisches gegeben, sondern flächenhafte Skizzen, gezeichnet „wie man es sieht“, keineswegs „wie er es sah“. — Übrig bleibt die sozial-ethische Idee. Sie stellt sich, auf kurze Formeln gebracht, etwa so dar: kein Extrem, weder Revanchekrieg noch Bolschewismus; freie Bahn dem Tüchtigen, aber nur Dem, der nach genauer Prüfung des Vorzugs ernstlich würdig bleibt; alles für den Arbeiter, wenig durch den Arbeiter; Einer muß Herr sein, aber er sei gütig, menschlich, liebevoll. Sehr schöne, sehr wahre Tendenzen — sind sie nicht so schön und wahr, daß sie eine anspruchsvolle Propagierung nicht vertragen? Denn natürlich können solche Theorien, deren akademische „Richtigkeit“ jeder nicht Parteiische zugeben wird, praktisch gar nicht helfen, weil — die Einwände ergeben sich von selbst. Nun würde freilich, wer einen Rat wüßte, der „praktisch helfen kann“, keinen Roman schreiben. Der Romanschriftsteller aber (und dies ist eine grundsätzliche Frage) trägt sicherlich mehr zur Gesundung bei, wenn er seine gefällige Fähigkeit, spannende, unterhaltende Handlungen zu ersinnen, zum erholsamen Vergnügen für die schwer belasteten Nerven ausnützt — als wenn er auf diese Wirkung verzichtet und Theoreme konstruiert, die Literatur bleiben müssen.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Nickel List. Die Chronik eines Räubers. Von Hans v. Hülsen. Leipzig 1925, Philipp Reclam jun. 296 S.
Der Kelch und die Brüder. Roman. Von Hans v. Hülsen. Ebenda 1925. 363 S.

Nickel List, die Chronik eines Räubers vom Ausgange des 17. Jahrhunderts, ist eine Paraphrase über das Thema, daß die Menschen letzten Endes an dem zugrunde gehen, was sie lieben. Mit Meisterschaft hat der Verfasser dargestellt, wie der Räuber immer und immer wieder durch alles, woran er je sein Herz hängte, tief und tiefer ins Verhängnis gezogen wurde. Jedoch ist er der Gefahr eines jeden, der einen derartigen Stoff in das Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges verlegt, nicht entgangen. Auch über seine Schulter schaut Grimmelshausens Simplizissimus, und der Stil, so trefflich er alten Chroniken angenähert ist, erreicht weder die Urwüchsigkeit des älteren Dichters noch wird er in allem den Forderungen gerecht, die heutige Kunst an ihn zu stellen hat. Hülsen mag diesen Zwiespalt gefühlt haben. Er sucht darum die spannende Reihe der Abenteuer seines Helden psychologisch zu begründen und legt wesentliches Gewicht auf die innere Folgerichtigkeit seiner Schilderung. Aber auch hierbei ist es ihm nicht so recht geglückt. Was Gerhart Hauptmann, dem übrigens dieser Roman gewidmet ist, so wunderbar gelang, Abstand schaffende Ruhe eines Rückblicks auf das Leben in sein „Phantom“ zu bannen, alle Handlungen darin nur als Ausfluß innerer Vorgänge darzustellen, — dies konnte bei Hülsen sich nicht wiederholen. Seine modern psychologischen Betrachtungen sind nur loses Rankenwerk, das mehr stört als schmückt; denn der Stil des Chronisten wird durchbrochen, wenn er sich selbst tiefinnerste Gedanken dessen in den Mund legt, über den er schreiben will.

Der Kelch und die Brüder, der zweite Roman Hülsens, enthält die Geschichte eines, der morden wollte um seiner Seligkeit willen. Dies Problem ist neu und eigenartig, aber das innerste Schicksal Peter Hofforns, des berühmten münchener Chirurgen, der zwanzig Jahre im Trappistenkloster zubringt und bei seinem Austritt verhaftet wird unter dem Verdacht, seine Frau während einer Krebsoperation vorsätzlich getötet zu haben, ist in seinem mystischen Drange zu Gott, in seiner katholisierenden Lebensidee nicht so in das tatsächliche Geschehen dieses Buchs verarbeitet, daß es mehr als ein an der Oberfläche treibendes Blütenblatt wäre. Gewiß nimmt die bildhafte Schilderung der verschiedensten Gesellschaftsklassen zu Anfang des vorigen und zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts gefangen, zwingt der lückenlose Aufbau der Handlung Bewunderung ab. Auch hier aber vermißt man jene letzte Verinnerlichung, jenes Mitleben des Dichters in seinen Gestalten, das erst wahres Künstlertum ausmacht. Mehr spannend geschriebene Erzählung als seelisch vertiefte Darstellung, verläßt Hülsens Roman doch niemals ein bestimmtes Niveau, und von dem sittlichen Ernst des Verfassers kündet die Frage nach dem Recht der Tötung lebensunwerten Lebens, die er am Schluß seines Buchs aufwirft.

Leipzig — Karl Heinemann

Wolf. Roman eines Hundes. Von Paul Vetterli. Zürich-Leipzig 1925, Grethlein & Co. 352 S. Geb. M. 8,—.

So gewiß ich bin, daß dieses Buch nicht aus der Konjunktur entstand (Tierbücher haben zur Zeit die meisten Verleger und Leser), sondern aus Liebe, aus Verständnis, aus einem Schatz von Beobachtungen und der Fülle des kreaturfreundlichen Herzens: so gewiß bin ich auch, daß dieser Roman verfehlt ist. Ihm fehlt die Voraussetzung des Kunstwerks: Stilgefühl. Jeder Stoff hat seine Form. Und es ist hier eine den empfindlichen Leser quälende Diskrepanz zwischen dem furiosen Dasein dieses Wolfshundes und der Art, in der es erzählt wird. Ein kurzes Tierleben und 350 Seiten! Erlebnisse, die im Tempo dieses Lebens vorgetragen werden müßten, sind erzählt in urschweizerischer Behaglichkeit, würdig eines großen Erziehungsromans. Nun, es ist ja wohl ein solcher, aus dem Reich der Tiere. Aber der geistige Gehalt dieses Lebens oder auch nur die Psychologie rechtfertigt nicht den Umfang der Schilderung. Dazu entstehen die unerträglichen Längen noch durch das, was ich Plauderei nennen möchte. Es werden einem heroischen Gemälde lyrische und scherzhafte und neckische Lichterchen aufgesetzt, so als ob man einer Ulmer Dogge ein rosa

Bändchen um den Hals knüpfte. Als ob man eine schöne Marmorgöttin auf einen Diwan zwischen gestickte Kissen legte ...
Wie viele Bücher vom Hunde haben wir jetzt und gerade vom Hund, den die Wildnis wieder ruft! Da der Film sich schon seiner bemächtigt, muß er in der Literatur so gut wie erledigt sein. Wenn man an die amerikanischen Tierromane denkt, deren Ereignisse dahinschießen wie das flüchtende Tier selbst, die nichts glühender hassen als die Sentimentalität: dann wird Vetterlis Wälzer fast unmöglich. Wir wollen nicht erwägen, ob die Psychologie dieses Hundes richtig und möglich sei. Mir scheint allzuviel in ein Hundeleben hineingepreßt. Es gibt nichts, was Wolf nicht sein muß. Er ist Jagd- und Wildererhund, Polizeihund und Salonbestie, Sanitätshund im Krieg und Blindenführer, dazwischen reißendes Tier im Moorbruch, dann wieder liebevoller Gefährte eines Hausierers. Es ist zu viel! Das hält kein Hund aus. Es scheint, als sollten alle Möglichkeiten eines Hundedaseins in eines gepreßt werden: aber Überfülle des Lebens ist auch Tod. Die Quintessenz aller Lebensformen gibt nicht ein lebendiges Leben. Und halt! Da vergaß ich ja des unseligen Wolfs letzte Station: er kommt ins bakteriologische Institut, er wird — hilf Himmel! — mit Tollwutbazillen geimpft und — Gott steh' uns bei! — endet schmählich an dieser injizierten Todesart, nachdem er zahllos Mensch und Tier gebissen.

Berlin — Kurt Münzer

Sommerspuk. Eine heitere Geschichte. Von Kurt Küchler. Hamburg 1925, Broscheck & Co. 146 S.

Wenn ich nicht irre, ist diese Geschichte das erste epische Werk des leider zu früh gestorbenen Kurt Küchler und zeigt als solches die ganze unbekümmerte Frische, das köstliche Draufgängertum eines Jugendwerks, das sich herzlich wenig um Probleme kümmert, sondern lustig und herzhaft sich selber gibt. Eine Studentengeschichte mit allem Drum-und-Dran, das nun einmal mit dem studentischen Leben verbunden ist. Die verschiedenen Typen sind, wenn auch stark karikiert, doch gut herausgemeißelt, und über dem Ganzen liegt eine glückliche Verschmelzung von liebenswürdigem Humor und leiser Sentimentalität, wie sie besonders deutlich und wirkungsvoll u. a. in „Alt-Heidelberg" in die Erscheinung getreten ist. Man darf „Sommerspuk" nicht mit den späteren Arbeiten von Küchler vergleichen, mit „Steuermann Holk", dem „Hafenmaler" und anderen Romanen mit ihren tiefen, oft düsteren Problemen. Aber was tut's? Der Dichter hat durch seine heitere Geschichte auf ein Stündlein die Sorgen vertreiben und Freude verbreiten wollen, und das ist ihm gelungen. Wir wollen ihm dafür von Herzen danken und über den literarischen Wert nicht in Spekulationen verfallen.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Kaspar Hauser. Wer er nicht war — wer er vielleicht war. Von Rudolf Stratz. Mit 20 Abb. Berlin 1925, Aug. Scherl. G. m. b. H. 109 S. M. 3.–.

Nur eines überrascht an diesem hübsch illustrierten Buch — daß ein Romanschreiber es verfaßte. Es ist überaus nüchtern, das merkwürdige, wertvolle psychologische Problem wird nicht einmal gestreift, was Stratz für unbeweisbar hält, gilt ihm ein Ammenmärchen. So berücksichtigt er nicht einmal jenes tatsächlich Neues, Aufklärendes über die Kerkerhaft gebende Buch der Klara Hofer (Geschichte einer Seele, Nürnberg 1924, F. L. Schrag). Wir lernen hier auf Grund sorgsamer Forschungen das Verlies kennen, erhalten bestätigende Indizienbeweise. Der Stratzsche Skeptizismus wird aber von vielen geteilt, und diese werden die knappe, übersichtlich klare Darstellung des dokumentarisch feststehenden Tatbestandes mit Interesse lesen.

Berlin — Marie von Bunsen

Kyra Kyralina. Aus den Geschichten des Adrian Zograffi. Von Panait Istrati. Mit einem Vorwort von Romain Rolland. Deutsch von O. R. Sylvester. Frankfurt a. M. 1925, Rütten & Loening. 248 S. M. 4. (6.–)

Die gute äußere Aufmachung des Buchs wird noch übertroffen von der inneren. Es dauert einige Zeit, ehe man zum Buch selbst kommt. Denn nicht Istrati selbst beginnt zu erzählen, sondern erst verkleidet er sich als Adrian Zograffi, um ungenierter erzählen zu können; aber da die Geschichten das Intimste enthalten sollen, schminkt er sich noch einmal um, wird ein Limonadenverkäufer Stavro, und endlich kann Stavro anfangen: den Roman seines Lebens, wie seine Mutter ums geliebte heiße Leben kam, wie die Schwester Kyra Kyralina in den Harem und er selbst in die Abenteuer des großen Lebens kam — auf dem Umwege über den Mann. Denn es ist nicht die Frau, die in seinem Leben Problem und Katastrophe, Steigerung und Vollendung ist, sondern der Mann bringt seine Leidenschaft als seltsam würzige Ingredienz in den Hexenkessel von Stavros Schicksal. Aber das Buch hat noch einen Vorhof. Romain Rolland baut ein Freundschaftstempelchen vor das Tor, darin dann Istrati wieder diesem geliebten Architekten einen Altar hinstellt. Ihr seht also: es geht mit diesem Buch nicht so ohne weiteres los. Man muß sich erst hindurchläutern. Und geht einem dann nicht gleich allgewaltig ein Wunder auf, ist man natürlich enttäuscht. Mit einem Wort hat der „Menschenfischer von Villeneuve" recht; er nennt Istrati (der ein Rumäne ist) den Gorki des Balkans. Er lebte, dieser Istrati, unter jenen Menschen der Tiefe, die wir durch Gorki kennen, nur daß sie vom Balkan stammen; er ist von ihnen geboren, er kennt sie, er liebt sie. Istrati ist kein Schriftsteller, und das ist das Schönste an seinem Buch. Er schrieb auch erst, als Rolland ihn an den Schreibtisch befahl. Aber nun quillt bei ihm die Erzählerfreude. Alles ist neu, was wir da hören. Auch die Landschaft. Wie anders sieht ein Schriftsteller die an. Wenn Istrati sie kurz schildert, gibt er ihren reinen Extrakt; er ist ja ihr Kind, es duftet und riecht nach Balkan. Die Echtheit des Buchs ist oft quälend. Die großen ethischen und künstlerischen Werte, die Rolland in Istratis Werk findet (er kennt bereits mehrere Bände) — er stellt ihn zumindest neben die großen russischen Meister —, gehen mir in diesem ersten Band noch nicht auf. Es hat aber so viel Lebenswärme und innere Spannung, so verdichtete Atmosphäre einer Individualität und Fülle der Anschauung, der Gesichte, der Fabulierlust, daß wohl weitere Bände die Entfaltung bringen werden. Beglückend bleibt es immer, unter Büchern einem Menschen zu begegnen.

Berlin — Kurt Münzer

Der arme Weiße. Roman. Von Sherwood Anderson. Übertragen von Karl Lerbs. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 399 S.

Sherwood Anderson ist gerade vor zehn Jahren in die amerikanische Romanliteratur gekommen, und zwar mit seinem Roman „Windy Mc Pherson's Son". Ein halbes Dutzend Bücher folgten, von denen außer dem Roman „Poor White" (1920) zwei Werke unsere Aufmerksamkeit verdienen: „Winesburg, Ohio" (19), eine Sammlung von

Skizzen, die so eigentümlich stark wirken wie Masters' „Spoon River Anthology", und die Autobiographie „A Story Tellers Story" (24). Als Eigener machte er seinen Weg bis heute nur mühsam, sein Publikum ist langsam gewachsen wie sein Werk. Seine Schwächen, gewisse krampfhafte Ideen, Primitivitäten und ein manchmal zu bizarrer Stil, erklären sich aus seinem Leben, aber ebenso strömen ihm daher seine Stärken, vor allem seine ernste Unabhängigkeit im Denken und Fühlen, seine Lebenskritik, seine scharfe Beobachtungsgabe, sein „zweites Gesicht" (er ist Schotte!), sein kühner Lebenssinn.

„Der arme Weiße" ist vielleicht sein harmonischster Roman voll seltsamer Schönheiten, im Gefühl und im Stil gelegentlich gequält wie das Wesen seines Verfassers, kühn bei aller Schlichtheit und völlig lebensecht. Sein Held ist ein junger strebsamer Tölpel, der über Nacht zum erfolgreichen Erfinder wird und als ein Teil jener Macht wirkt, die Amerika wenige Jahrzehnte nach dem Bürgerkrieg zum größten Industrieland der Welt umwandelte, bis es an die Maschine glaubte und in seiner äußerlichen Zivilisation alle Größe zu finden meinte. Aber unser Held hat wie sein Erzeuger „die Krankheit des Denkens", so rettet er seine Seele vor diesem Amerika und vor der Maschine. Er behält die Kraft zu seiner Innerlichkeit. Seine Bewußtwerdung ist der schönste Teil der Geschichte, und ergreifend wie sie ist auch seine Liebe geschildert. Durch seine kritische Auseinandersetzung mit Amerika wird der ganze Roman zu einem bleibenden Kulturdokument. Das deutsche Publikum erhält damit zugleich die denkbar beste Einführung in Sherwood Andersons Amerika wie in seine Romankunst. In Karl Lerbs' guter Verdeutschung kann man dem Werk nur alles Gute auf den Weg mitgeben.

Münster i. W. Friedrich Schönemann

Literaturwissenschaftliches

Geschichte der deutschen Literatur. Herausgegeben von Albert Köster und Julius Petersen. 1. Band: Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung von Hermann Schneider. Heidelberg 1925, Carl Winter. XVI u. 532 S.

Dieses umfangreiche Werk ist der erste Band eines groß angelegten Unternehmens, dessen allgemeinen Plan schon vor langen Jahren der allzufrüh heimgegangene Albert Köster entworfen hat. Nach seinem Tode hat Julius Petersen die Leitung übernommen. Wenn die übrigen Bände nach dem gleichen Ausmaß angelegt sind, so wird deren eine lange Reihe entstehen.

Was Hermann Schneider hier bietet, ist auch neben den zahlreichen schon vorhandenen Literaturgeschichten des deutschen Mittelalters eine Leistung, die volle Beachtung verdient. Ist das Buch doch in einer Zeit geschrieben, da die Methodenfragen ganz stark im Vordergrund stehen und das eigentlich philologische Verfahren, das Vogt, Golther, Siebs-Unwert und vor allem auch Ehrismann in ihren einschlägigen Werken befolgten, zugunsten des jetzt modernen „geistesgeschichtlichen" ausgerottet werden soll. Schneider schlägt einen gesunden Mittelweg ein. Er betont mit vollem Recht, daß mittelalterliche Literaturgeschichte ohne ganz ernste, gewissenhafte, strengste philologische Grundlegung einfach unmöglich ist. Er beginnt sein Vorwort mit der ausdrücklichen Feststellung, daß das Buch keine Geistesgeschichte des deutschen Mittelalters und keine allgemeine Stilgeschichte sein will, aber auch kein Grundriß voller Zahlen und Namen und keine bloße Aneinanderreihung der vorhandenen Schriftdenkmäler. Für diese Klarheit gebührt ihm Dank, aber es darf dabei nicht vergessen werden, daß auch die obengenannten älteren mittelalterlichen Literaturgeschichten nicht ausschließlich in die zweite Gruppe fallen, sondern geistes- und stilgeschichtliche Gesichtspunkte bereits in erheblichem Umfange berücksichtigen. Ihm selbst schwebt, etwas schärfer als bisher üblich, als Ziel vor, „das deutsche Schrifttum des Mittelalters als einen geordneten und notwendigen Organismus zu erkennen. Dazu muß die äußere Form des literarischen Lebens, die Artung und der Werdegang der einzelnen literarischen Persönlichkeit, die Chronologie und Kausalität des literarischen Verlaufs, die Möglichkeit und die jeweilige Wurzel eines lehrhaft oder künstlerisch eingestellten literarischen Schaffens überhaupt aufgegraben und bloßgelegt werden".

Dieses Ziel hat er auch in allen wesentlichen Punkten, soweit das überhaupt nach dem Stande unseres Wissens möglich ist, erreicht. Allerdings spielen subjektive Beurteilungen und Synthesen dabei eine erhebliche Rolle, und gerade da werden sicherlich ab und zu andere Ansichten geltend gemacht werden können. Aber darauf kommt es in erster Reihe gar nicht an. Die Hauptsache ist, eine großzügige, klare, übersichtliche Entwicklung nach den angegebenen Richtlinien aufzuzeigen, und das eben ist ihm erfreulich gelungen. In der Anordnung befolgt er jene im Titel angeführte große Dreiteilung, die schon A. W. Schlegel aufgestellt hatte. Deswegen schließt auch das Werk rund mit dem Ende des 13. Jahrhunderts ab. Die Ausklänge, die den Übergang zur bürgerlichen Dichtung und diese selbst bringen, sind nicht mehr behandelt; dabei ist auch die Frühgeschichte des Dramas ausgefallen. Das ist an und für sich bedauerlich, denn innerlich gehört eben doch das 14./15. Jahrhundert noch aufs engste zum Mittelalter. Indes wird der zweite Band diese Lücke ausfüllen.

Breslau H. Jantzen

Dante Alighieri. Über das Dichten in der Muttersprache. (Aus dem Lateinischen übersetzt und erläutert von Franz Dornseiff und Joseph Balogh.) Darmstadt 1925, Otto Reichl. 103 S. M. 18.

In einer typographisch prachtvoll hergestellten numerierten Ausgabe von 333 Exemplaren ist dieser Aufsatz zum erstenmal in deutscher Sprache erschienen, dieser Aufsatz, den man als die Schwelle der Nationalliteraturen in Europa bezeichnen kann, stammend aus jener Zeit, in der die lateinische Sprache von ihrer Alleinherrschaft im europäischen Geistesleben verdrängt werden sollte. Lange kämpfte in Dante der Gedanke des Weltbürgertums mit einem erwachenden italienischen Nationalismus, und der Sieg des letzteren drückt sich in der vorliegenden Schrift aus. Noch erfüllt vom scholastischen Geist des Jahrhunderts, knüpft sie an die biblische Schöpfungsgeschichte an und schließt, daß die ersten Worte des Menschen an Gott gerichtet gewesen sein müssen. Unvollendet hört sie auf mit dem Versuch einer Verslehre. — Die Anmerkungen sind von gründlicher Gelehrsamkeit getragen. Aus der Einleitung erfahren wir, daß der erste Druck des Originals 1577 in Paris erfolgt sei, derjenige einer kritischen Textausgabe 1897 in Florenz. Im Jahre 1917 erschien eine neue Ausgabe nach einem bisher unbekannten Kodex der berliner Staatsbibliothek. Jedenfalls ist es ein Verdienst des Verlags, diese bibliophile Seltenheit den Freunden Dantes geboten zu haben.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Geschichte der griechischen Literatur. Von Wolf Aly. Bielefeld 1925, Velhagen & Klasing. 418 S.

In einer Sammlung wissenschaftlicher Handbücher für das Studium der alten und neueren Sprachen ist Wolf Alys Werk erschienen und will einen neuen, mir sehr sympathischen Weg zeigen, zum Verständnis der Literatur zu kommen auf Grund aufmerksamer Betrachtung des gesamten geistig produktiven Lebens eines Volkes. So wird, was Ordnung und peinlich genaue Forschung der Philologen aus den Trümmern gerettet hat, in ein neues Feld getragen, das der lebendigen Betrachtung lebendiger Dichtungen. Beginnend mit Homer, läßt Alys Literaturgeschichte die örtlichen Stile des 7. und 6. Jahrhunderts anschaulich vorübergleiten, dann Pindar, die frühen Philosophen, den Anfang des Theaters. Mehr ausgeführt, reiht sich die Literatur des attischen Reiches an die frühe Vergangenheit, der eine Schilderung der geistigen Bewegung „bis zur Gründung des Peripatos" folgt. Aristoteles und die ältere Akademie geben zu interessanten Hinweisen Anlaß, und Griechenlands Größe, die sich im Weltreich Alexanders überblüht, wird mit dem Satz (S. 217) verabschiedet: „Wir verlassen Athen in dem Augenblick, da ein starker Impuls die Starrheit der Form erschüttert und gleichzeitig die gesamte griechisch sprechende Welt zur Mitarbeit herandrängt. Das gibt der folgenden Periode ihr Gepräge." Aly nennt die neuere Komödie und die Blüte von Alexandria moderne Kunst, bezeichnet dann die Schule von Pergamon und das Jahrhundert von 250 bis 150 als „Vordringen des Klassizismus" und läßt im letzten Jahrhundert von unserer Zeitrichtung den Hellenismus als Kulturerscheinung ausklingen. In den letzten Kapiteln des bemerkenswerten Buchs werden die Abschnitte von Augustus bis Trajan und von Hadrian bis Septimius Severus geschildert, um in einem großangelegten Schluß mit der Überschrift „Neues Lebensgefühl in überkommenen Formen" Neuplatonismus und Kirchenväter, die beiden letzten Erscheinungen in griechischer Sprache, zu würdigen.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Voltaire. Von Josef Popper-Lynkeus. Eine Charakeranalyse in Verbindung mit Studien zur Ästhetik, Moral und Politik. Im Auftrage des Verfassers herausgegeben von Margit Ornstein. Wien 1925, R. Löwit. X und 317 S.

Das Buch ist auf einen apologetisch streitbaren Ton gestimmt. Ein Enthusiast setzt sich darin mit so und so viel Verkleinerern Voltaires auseinander, nimmt jeden Angriff auf den Bewunderten als einen Unglimpf, den er mit Entrüstung heimzahlt: das Ganze gereizt empfindlich, aus der Laune des Verliebten zu erklären. Es fehlt die Unbefangenheit, der künstlerische Gleichmut, der auch die Mängel, als ein Wesentliches in dem Gesamtbild, zu ertragen vermag.

Im einzelnen wird man gar manchem beipflichten: daß unsere Stellungnahme zu den klassischen Franzosen, soweit es Lessing und Schiller angeht, der Berichtigung bedarf; daß Carlyle in seinem Zelotismus sich verirrt — doch warum nun gleich mit dem Wort „ruchlos" dagegen trumpfen? Weshalb einem Manne, wie Gustav Freytag, weil er Voltaire schlecht genannt hat, dieses „schlecht" zurückgeben? Gustav Freytag, der aus seiner deutschen Haut unmöglich dieser welschen Natur gerecht werden konnte — so wenig, wie Voltaire im umgekehrten Fall, wenn man sich den einmal vorstellen mag, an dem Verfasser von „Soll und Haben" irgend etwas nach seinem Geschmack gefunden hätte. — Daß der Alte von Ferney seine Werke so oft verleugnet hat, sie unter immer wechselnden Pseudonymen erscheinen ließ, verteidigt Popper-Lynkeus mit Überschwang: „Wie herrlich, wie klug, wie zweckmäßig, wie über alle Maßen nützlich..." Gewiß, einen Geisteskämpfer im 18. Jahrhundert, der gegen die rohe Gewalt und den perfiden Gebrauch ihrer Machtmittel aufkommen wollte, trifft kein entehrender Tadel, weil er sich dazu der List bediente. Es war beinahe der einzige Weg, welcher dem werdenden neuen Gedanken offen blieb. Daß es kein ganz sauberes Verfahren war, mit dem die Wahrheit ans Licht gefördert wurde, war eben die Schuld der Verhältnisse. Der einzelne mußte sich wehren, wie er konnte. Von allem „Herrlichen" aber war man dabei wirklich und in jedem Sinne weit entfernt.

Um Schiller zu widerlegen, der dem Dichter Voltaire die nötige Herzenswärme abgestritten hatte, führt Popper aus, daß Tragödien wie „Alzire" und „Tankred" jahrzehntelang den Beifall der besten Zeitgenossen gefunden haben — „und damit ist bewiesen, daß er bereits ästhetisch gewirkt hatte; das genügt aber, trotz Schiller und aller anderen, um zu behaupten: Er war ein Dichter". Es ist immer schon übel, in solcher Materie mit Schluß und Folge verstandesdürr beweisen zu wollen; und wird vollends nicht besser durch ein überreiztes Argument wie dieses: „Negative Fälle... in denen ein Werk nicht gefällt... beweisen also nichts gegen den Wert desselben, sobald es irgendwann wirklich gefallen hat, denn eine positive Tatsache kann nicht durch noch so viele entgegenstehende ausgelöscht werden; in ähnlicher Weise, wie wir eine Frau nicht unfruchtbar nennen können, wenn sie noch so oft Früh- oder Fehlgeburten, endlich aber doch eine Normalgeburt zur Welt gebracht hat." Das ist Rabulisterei und könnte von dem plädierenden Anwalt und der Trefflichkeit seiner Sache vor weniger willigen Ohren leicht eine falsche Meinung erwecken.

Thüngen i. Unterfr. — G. Ransohoff

Wilhelm Raabes Zitatenschatz. Von Friedrich Jensch. Veröffentlichung der Gesellschaft der Freunde Wilh. Raabes. Wolfenbüttel 1925, Heckners Verlag. 82 S.

Dieses Buch hat lange gefehlt. Auch der geschichtlich und literaturgeschichtlich gut beschlagene Leser hat verzweifelt vor mancher Stelle des an Zitaten und Anspielungen reichsten neueren deutschen Dichters gesessen und sich nicht zu helfen gewußt. Dabei galt es nicht die Befriedigung eines antiquarischen Bedürfnisses, sondern in hundert Fällen eine zur Erfassung des vollen Sinnes erforderliche Aufklärung. Viele sind, wie der Kundige weiß, an einer Gesamtlösung dieser literaturgeschichtlichen Aufgabe gescheitert und haben sie für unlösbar gehalten. So steht man mit staunender Bewunderung vor dieser Schrift von Friedrich Jensch, die auf 72 Seiten 2100 und damit die überwältigend große Zahl aller Raabeschen Anführungen und Anspielungen aus der Bibel (allein 313), der deutschen Literatur (allein aus Goethe rund 200), dem lateinischen (gleichfalls rund 200), dem griechischen, französischen, italienischen, spanischen, englischen (Shakespeare 130), dänischen, schwedischen, russischen und orientalischen Schrifttum wie aus der Geschichte nachweist. Die Anordnung ist sinnreich und praktisch zugleich so, daß zuerst abteilungsweise und nach Schriftstellern geordnet die durchnumerierte Zitatenfolge abgedruckt ist; dann folgen im zweiten Teil Raabes Werke mit den Nummern des ersten und den Seitenzahlen der Klemmschen Gesamtausgabe. Im ganzen ein für jeden Raabe-Leser und -Forscher unentbehrliches Buch.

Berlin — Heinrich Spiero

Raabe-Probleme. Von **Wilhelm Grohmann.** Darmstadt 1926, Ernst Hofmann & Co. 71 S.

In der literaturwissenschaftlichen Behandlung Wilhelm Raabes ist im Lauf der letzten Jahre ein Wandel eingetreten. Die Kompliziertheit von Raabes Natur, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gesteigerte Verinnerlichung seiner Problematik, die begriffliche Umgrenzung seines Weltgefühls, seine Einstellung zu den philosophischen Systemen seiner Zeit und dem religiösen Erbgut der Jahrhunderte, schließlich die Erforschung seiner Motivwahl, seines Sprachbaus und seiner Geschichtsauffassung beschäftigen die Forschung allenthalben, und die früher so vielfach geübte Abstempelung als Humorist, Pessimist, Optimist, als ethische Persönlichkeit, wie das einer vom andern übernahm, wird erfreulicherweise als nicht mehr ausreichend empfunden. So ist auch die Schrift Wilhelm Grohmanns ein dankenswerter Versuch, an Probleme des raabeschen Werks zunächst einmal heranzuführen. Grohmann fordert mit Recht eine eingehende Erforschung der geistigen Einflüsse, unter denen Raabe in Stuttgart zur Zeit der Schöpfung der Trilogie lebte, und gibt mit einem verblüffenden Zitat aus Hengstenbergs Briefen im Vergleich mit „Kloster Lugau" auch für die Aufhellung späterer Schaffenszeiten einen wichtigen Fingerzeig. Grohmann fordert ferner für Raabes jetzt häufig behandelte Beziehungen zur deutschen Mystik zunächst einmal eine viel schärfere Präzisierung dieses geschichtlich nicht eindeutigen Begriffs und hat auch darin Recht. Feuerbachs Einfluß auf Raabe erkennt er zwar an, verkennt aber doch wohl Feuerbachs schließliches Lebensprinzip (S. 20) und kommt dadurch auch für die Gleichung Feuerbach-Raabe zu einem schiefen Schluß. Grohmanns Anschauung, Raabe habe in Leonhard Hagebucher und Velten Andres Schopenhauers Persönlichkeit, in jenem unbewußter, in diesem bewußter, idealisiert, scheint mir anfechtbar, führt aber zu fruchtbaren Aussichten. Grohmanns eigener Versuch, die Brücke von der Mystik zu Raabe zu schlagen, und zwar im wesentlichen von der Mystik Jacob Böhmes und Franz von Baaders her, und die Betonung von Raabes „aktiver Natur" innerhalb des Mystizismus führt wiederum mitten in das Problem und wird der Forschung weiterhin zu tun geben. Insbesondere ist zu wünschen, daß Wilhelm Grohmann selbst auf dem eingeschlagenen Pfade bleibe und die angesponnenen Fäden nicht aus der Hand lasse.

Berlin — Heinrich Spiero

Die Kunstform des Dramas. Von **Emil Ermatinger.** Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 43 S.;

Geschichte der deutschen Dichtung. Von **Wilh. Oppermann.** Ebenda. 90 S.

Die neuerdings von Gustaf Wenz sehr verständig geleitete „Deutschkundliche Bücherei" will eine Sammlung von Einführungsbändchen sein und in knapper Form tragende Gedanken eines bestimmt begrenzten Gebietes darstellen. Ein gewiß nützliches (und erprobtes) Unternehmen, in dem Darstellungen von Ehrismann, Kluge, Lauffer, Stammler u. a. ernst und erheblich sind. Ermatinger bietet einen Extrakt seines „Dichterischen Kunstwerks" und was er vom Drama sagt, werden die Deutschlehrer deswegen mit großem Gewinn lesen, weil ja die Erörterung über das Drama in der Schule immer noch eins der schwierigsten Kapitel ist, bei dem Freytag fortzeugend Böses gebiert. Immerhin hätte ich in der wertvollen Darstellung, auch mit Rücksicht auf die Einbeziehung des Publikums (S. 31), eine schärfere Betonung des Unterschiedes von Drama und theatralischer Wiedergabe gewünscht und ferner der Wandelbarkeit des dramatischen Begriffs oder wenigstens der gewandelten Ablesungsmöglichkeiten, weil Sophokles, Schiller, Büchner nicht auf die gleiche Formel zu bringen sind.

Ist dieses Heft eine wesentliche Bereicherung mit bedeutendem Niveau, so ist die „Geschichte der deutschen Dichtung" nur ein kümmerliches Muster dafür, wie ein solches Buch nicht geschrieben werden darf. Es strotzt von Unsinnigkeiten und Fehlern. A. Holz „steht nahe" dem „Anhänger des Symbolismus" Stef. George und dann folgt mit B. von Münchhausen: Frida Schanz. Der Erzähler Sudermann wird behandelt, die Prosa Hauptmanns gar nicht, dessen „Rose Bernd" unter den Tisch fällt. F. Beyerlein taucht auf, aber für G. Büchner ist kein Platz. Die „echte Deutschgesinnung" Freytags und der „völkische Gehalt" der Nibelungen Hebbels wird festgestellt und für das Nibelungenlied des langen — O. von Leixner zitiert (hätte sich der Verfasser lieber einmal Andr. Heusler angesehen!). Und der Blödsinn der dreistöckigen Mysterienbühne wird wieder einmal nachgeplappert. Aber — es lohnt nicht, an solchem Machwerk Fehler aufzudecken. Kein Wissen, kein Standpunkt, keine Darstellungsgabe; der Verfasser — ein Studiendirektor! Vermutlich gibt er sogar deutschen Unterricht. Wie aber kommt dieses Buch in die gute Gesellschaft?

Berlin-Steglitz — Hans Knudsen

Verschiedenes

Botticelli. Des Meisters Werke. In 155 Abbildungen. Herausgegeben von Wilhelm v. Bode. (Dreißigster Band: Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben.) Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. XLII u. 151 S. Geb. M. 16.—.

Zu seinem achtzigsten Geburtstag hat Wilhelm v. Bode uns dieses Werk geschenkt. Wenn wir die gewaltige Riesenleistung seines reich erfüllten Lebens staunend bewundern, so nicht minder die Frische, geistige Beweglichkeit und Sicherheit, die auch diese neueste Gabe auszeichnen. Sie reiht sich würdig der langen Reihe ihrer Schwestern an; keineswegs eine rührende Zeugin erlahmender Kraft, nein: schon selbstverständlich gewordene Souveränität des Wissens regiert, klare Bestimmtheit und tiefe, aber streng gezügelte Kunstliebe. Wilhelm v. Bode leitet seine Darstellung mit den Worten ein: „Die Deutsche Verlags-Anstalt erfüllt eine Ehrenpflicht, indem sie das Werk des Sandro Botticelli in einem besonderen Band unter die ‚Klassiker der Kunst' einreiht." Wir freuen uns, daß gerade Wilhelm v. Bode entscheidend half, jener Pflicht zu genügen. Vielleicht wird im Besitze dieser schönen und handlichen Ausgabe ein moderner Psychologe oder Charakterologe sich einmal des ganz seltsamen Botticelli annehmen, um das Rätsel seiner Kunst und seiner Persönlichkeit zu deuten: dieses Malers, in dessen zwei letzten Lebensjahrzehnten asketische Religiosität die Kunstausübung dämpfte; dessen Hauptleistungen der sanfte Zauber einer unendlichen Schwermut umweht, und die doch etwas Grelles, Hartes und Stechendes haben; der stets überaus scheu und schüchtern war, so daß er, als er einmal von einer möglichen Heirat auch nur träumte, tags darauf außer sich wie ein Irrer die Straßen von Florenz durchraste.

Halle — Emil Utitz

Zwischen Jugend und Reife des alten Mannes 1820—1840. Von Wilhelm von Kügelgen. Aus Briefen, Tagebüchern und Gedichten gestaltet und mit reichem, zumeist noch nicht veröffentlichtem Bildschmuck herausgegeben von Johannes Werner. Leipzig 1925, Köhler & Amelang. 414 S.

Mit diesem Band ist die Lebensgeschichte des alten Mannes abgeschlossen. Während aber in den „Jugenderinnerungen", die Kügelgen wirklich als alter Mann schrieb, ein selbstsicherer, reifer Künstler und Dichter uns entgegentritt, eine ausgeglichene, weise gewordene Persönlichkeit zu uns spricht, erleben wir hier die Entwicklung, das Werden dieses merkwürdigen Charakters. Wir sehen seine Gebundenheit in Enge, Pietismus und einer gewissen betulichen Alltäglichkeit, wie sie sich besonders in den menschlich rührenden, künstlerisch aber nicht so belangreichen Briefen seiner Verwandtschaft äußert. Seine eigenen ersten Briefe sind, wie das auch verständlich ist, keineswegs adlergleich oder genial, sie stimmen sogar ein wenig in den Chorus der lawendelduftenden harmlosen Umgebung ein, aber allmählich wickelt sich Wilhelm von Kügelgen aus dieser Anspruchslosigkeit los, ein farbiger Weg über Dresden, Estland, Rom, die Rheinlande, Petersburg, Hermsdorf am Kynast und Ballenstedt am Harz entwickelt ihn zu der so überaus anziehenden Künstlergestalt des deutschen Biedermeier. In demselben Grade, wie er aus einem gefühlsdunkeln Pietismus zu einem klaren Gottwissen vorschreitet, wie er seine überschwenglichen Malerhoffnungen in den kleinen Kahn genauer Selbsteinschätzung rettet, in demselben Grade nimmt seine dichterische Kunst zu, schon am Rhein und in Hermsdorf finden wir Schilderungen und Tagebuchseiten von ihm, die ganz den späteren Meister offenbaren. Deswegen ist das Buch so genußvoll, weil es lückenlos diese Entwicklung aufzeigt, dabei aber eine angewandte Kulturgeschichte des Biedermeier ist.

Der außerordentlich reiche Bildschmuck des Werks verdient hohes Lob, und gerade das Stilleben in Ballenstedt gewinnt dadurch und durch die Schilderungskunst des damals noch nicht „alten" Mannes einen überraschenden dichterischen Reiz.

Weidmannslust — E. F. van Vleuten

Profile. Von Victor Naumann. 30 Porträtskizzen aus den Jahren des Weltkrieges nach persönlichen Begegnungen. München 1925, Duncker & Humblot. 274 S., geb. M. 12.—.

Das Buch bringt „30 Porträtskizzen nach persönlichen Begegnungen". Der sie schrieb, war, wenn wir uns nicht irren, in der Vorkriegszeit der deutsche Korrespondent einer großen und einflußreichen wiener Zeitung gewesen; er besaß in dieser Eigenschaft lebhafte persönliche Beziehungen zu den politischen Persönlichkeiten der österreichisch-ungarischen Monarchie, und aus dieser Lage heraus wurde er dann während des Krieges ein „privater" Mittelsmann zwischen den Kabinetten und den politisch wichtigen Kreisen. Eine Zeitlang wirkte er in der Nachkriegszeit als Leiter der Presseabteilung im Auswärtigen Amte. Die Charakteristiken, die er jetzt vorlegt, sind von ihm selber als „Theaterzettel" bezeichnet; er will die Hauptakteure des Weltkrieges, oder doch einen Teil von ihnen, charakterisieren, um sie später in der Aktion selber zu zeigen. Die Zeichnungen sind gepflegt, mit etwas zu viel Bildungskoketterie durchstrichelt; als „Profile" doch wohl nicht scharf genug, weil die Konturen nicht hart gegen das Licht gesetzt sind. Journalistisch geschickt in dem Zusammenfließen von Anekdote, Impression und Reflexion, aber ohne menschliche und historische Leidenschaft — es ist die Haltung des Menschen, der eifrig, kenntnisreich, bereit und anpassend à la suite der Geschichte steht und nun seinen Kommentar zum Geschehen gern für das Geschehen selber nimmt; klug und vorsichtig wohl im Urteil. Pater Joseph hatte seinen Richelieu, Gentz seinen Metternich (oder umgekehrt). Ich weiß nicht, ob Victor Naumann seinen Metternich gesucht hat und ihn nicht fand, da er nirgends vorhanden; aber es hat wohl auch zum Gentz selber nicht ganz gereicht. An ihn und seinen Typus wird man bei dem Buch des Denkschriftenpolitikers erinnert. Wenn nicht für den eigentlichen Tatsachenbestand, so doch für das Atmosphärische „hinter den Kulissen", um einen Kolportagebegriff zu gebrauchen, sind die gut geschriebenen Skizzen aufschlußreich und interessant.

Berlin — Theodor Heuß

Hugo Preuß. Ein Lebensbild. Von Ernst Feder. Berlin 1926, Hapke & Schmidt. 29 S. Preis M. 1,50.

Fundament und Grundriß sind zunächst entscheidend für die Güte und Brauchbarkeit eines Hauses. Was das Fundament und der Grundriß für ein Haus, das ist die Verfassung für einen modernen Staat. In der Verfassung ist vorausbestimmt, welchen Charakter der Staat haben soll, welche Bahnen der Entwicklung er einschlagen soll. Die Verfassung ist der schicksalsvolle Geleitbrief eines Staates in die Zukunft.

Der Verfasser unserer, der deutschen Verfassung, ist Hugo Preuß, dem ein blindes Schicksal, für menschliche Augen wenigstens blindes Schicksal, am 9. Oktober 1925 die Augen zum Todesschlaf zugedrückt hat. Am 28. Oktober hielt ihm Ernst Feder eine ausgezeichnete Leichenrede, und diese Rede liegt jetzt gedruckt vor, wie sie es denn wohl verdient, als Dokument unserer Tage bewahrt zu bleiben. Sie gibt das Leben eines deutschen Staatsmannes, der all die Jahre seines Daseins nur Privatdozent an der Universität von Berlin und freier Schriftsteller, daneben Stadtverordneter und Stadtrat seiner Vaterstadt und bis zu dem Zeitpunkt, da er die Reichsverfassung schuf, niemals Reichstagsabgeordneter oder preußischer Landtagsabgeordneter gewesen ist, obgleich er sich häufiger um ein Reichstagsmandat in Wahlkämpfen bemüht hatte. Ein Leben, bizarr in seiner äußeren Entwicklung; zugleich bürgerlich wohl geordnet in behäbigem Reichtum; intellektuell reich belebt, liegt abgeschlossen vor.

Wenn jener Staat der am besten geordnete ist, der am weisheitsvollsten alle Kräfte seiner Bürger für die Gesamtheit auszunutzen versteht, so ist der Staat Wilhelms II. mit den obigen Beiworten gewiß nicht zu belegen. Der Schöpfer der ersten Reichsverfassung, Bismarck, wurde zur Tatenlosigkeit auf seine Güter verbannt, und der Mann, in dessen Kopf sich die Gedanken für eine neue, der Zeit wiederum angepaßte Verfassung bildeten, erlangte in dem Staate seiner Tage niemals eine öffentliche, bedeutende Wirksamkeit bis nach Ausbruch der Revolution der Volksbeauftragte Ebert den Privatdozenten Preuß — er war 36 Jahre Privatdozent — zur Abfassung des deutschen Grundgesetzes aus seiner schönen Studierstube in das Ministerium des Reiches berief. Und der Privatdozent, der in dem Deutschland Wilhelms II. nie eine außerordentliche und nie eine ordentliche Professur erlangt hatte, nie ein Staatsamt dank seiner unabhängigen Gesinnung, schuf die Verfassung der deutschen Republik, die sich in schwierigen Zeiten schon bewährt hat und sich aller Voraussicht nach für lange Zeit bewähren wird.

Kein Land der Welt hat seit den Zeiten des Mittelalters eine solche Zahl von ragenden Persönlichkeiten zu verzeichnen, die zu voller Entfaltung ihrer Individualität, zu reichstem Erntesegen sich nicht entfalten konnten wie – Deutschland. Preuß gehört zu ihnen, von dem eine Tat, der Entwurf der Verfassung zeigt, was sein Inneres an staatsmännischen Fähigkeiten barg. Ungenutzt für Aufgaben größten Stils lebte und starb dieser Mann in Deutschland, während in diesem wohlgeordneten Staatswesen die Mittelmäßigkeit und selbst die Unfähigkeit zu hohem Ansehn und hohem Einfluß gedieh. Dieses „Gedeihen" schloß mit der Katastrophe Wilhelms II. und leider unseres deutschen Vaterlandes.

Konzentriert auf das Schicksal einer Persönlichkeit zeigt Ernst Feder in seiner Rede die Unfähigkeit des wilhelmischen Regimes die rechten, wegweisenden Männer zu finden für den rechten Weg. Diese Aufgabe ist an dem Beispiel eines Mannes, an einem typischen Beispiel, ausgezeichnet gelöst in dem knappen Rahmen einer Trauerrede ohne Superlative; also gewiß eine seltene Trauerrede.

Berlin — Paul Nathan

Die Schrift. Zu verdeutschen unternommen von Martin Buber und Franz Rosenzweig. Erstes Buch: Das Buch im Anfang. Berlin o. J., Lambert Schneider. 206 S.

Was für ein schönes Zeichen unserer unseligen und unbeseelten Zeit: das Suchen nach der Bibel, die hundert Wege, die man nach ihrer Herrlichkeit einschlägt, die mannigfachen Formen, in denen man ihren Geist dem Kadaver unseres Jahrhunderts einzuführen sich müht! Jetzt gehen zwei unserer reinsten und geklärtesten Geister, Männer heiliger Ideen, an ein Werk, zu dem wohl zwei Erlesene sich verbünden müssen, um es im Ablauf eines Menschendaseins zu vollenden.

Sie gehen von dem Gedanken aus: eine Schöpfung wie die Bibel darf nicht ins Schrifttum übergehen, darf nicht völlig „Schrift" werden, sondern muß lebendiges Wort bleiben. Denn ihr wesentlicher Inhalt ist ja neben Legende, Novelle, Ereignis und Gegenstand „das, was sich der festlegenden und fernwirkenden Gewalt der Schrift entzieht: das Wort Gottes an den Menschen, Wort des Menschen an Gott, Wort der Menschen vor Gott". Dieser Laut muß auch laut werden. Und zwar laut für jede bestimmte Zeit und jedes bestimmte Volk. So muß die Bibel in die Sprache jeder Zeit und jedes Volks immer neu übertragen werden. Was Luther sprach, spricht der Mensch heut längst nicht mehr. Buber hat das Ei des Kolumbus wieder einmal aufgestellt. Er fand das Mittel, das stumme gedruckte Wort tönen zu lassen, indem das Auge das Zungenband löst: er fand die Interpunktion! Nicht die schulgemäße, sondern die natürliche, die Interpunktion der Rede, die dem Atemzug entspricht.

Der Atem gliedert nach seinem Gesetz unser Sprechen. Nicht logischer Aufbau des Gedankens, sondern das Erlebnis der Seele teilt die Rede in Auf und Ab, Laut und Leise. So schreiben nun also diese zwei Männer eine Bibel, die vom Atem des Worts belebt und durchzogen ist. Aber wie müssen sie auf das innerste Leben, auf die Seele der „Schrift" gelauscht haben, um sie so in Zeichen ausdrücken und uns verständlich machen zu können! Nicht weniger bekommen wir so zu hören als die Ursprache der Menschheit, jene alleinheitliche, in der einmal, vor Babel, die Seele aus jedem Menschen sprach.

Die Übersetzung dieses ersten Bandes, neu in Kapitel aufgeteilt dem Sinne nach, geht vom Anfang bis zur Josefsgeschichte. Auch Fanatiker der Pietät werden gestehen müssen, daß diese Fassung hemmungsloser, unmittelbarer eingeht als frühere. Die Bibel, unserem Sprachgefühl nahe gerückt, scheint dennoch gerade jetzt und dadurch ihre Urmystik uns aufzuschließen. Es stimmt also nicht, daß Wesenhaftes, in unseren Stil umgesetzt, von seinem Wesen einbüßt. Im Gegenteil: die angestammte Form kann uns vieles verbergen, was ein kühner (scheinbar ehrfurchtsloser) Griff uns enthüllt. Buber und Rosenzweig, die großen jüdischen Magier, beginnen ein Werk ihres Geistes zu schaffen, das diesen Geist so gottnah zeigt, daß Gott unmittelbar durch ihn, ein kristallenes Medium ohne Trübung, zu uns sprechen kann.

Berlin — Kurt Münzer

Reise in Polen. Von Alfred Döblin. Berlin 1926, S. Fischer. 367 S. M. 6,50 (8,–).

Die Fähigkeit zu schauen, das Geschaute dichterisch zu gestalten, das Gestaltete mit warmer Menschlichkeit zu beleben, tritt auf manchem Blatt dieses Buches deutlich zutage. Ein weltanschaulicher Ton ist mitunter aus den Zeilen herauszuhören oder schwingt zwischen den Zeilen mit. Döblins Buch ist das Reisebuch eines Dichters, voll von Augenblicksbildern, Impressionen von Landschaften, Straßen, Kirchen, Museen. Die „tote" Umgebung ist ihm bisweilen wichtiger als das in deren Mitte atmende Objekt; der Rahmen mehr als das Bild. Daher manche Oberflächlichkeit und Blässe, wo es sich um das Phänomen: Mensch handelt. Im Kino beispielsweise oder beim Dancing „sieht" er das Geigenspiel, die Musik und übersieht dabei den Menschen; in der Arbeitergegend in Warschau gelingt es ihm nicht bis zur Not dieser Arbeiter zu dringen. Freilich, dem frischen Ankömmling tun sich nicht mit einem Zauberschlag alle Tiefen und Nöte auf. Es ist drum kein Anathema auf ein Reisebuch, wenn der Ortskundige darin auf Nicht-Zutreffendes stößt, wie z. B. auf die Bemerkung, als ob Mischehen hier zahllos wären (S. 56). Sie sind im Gegenteil mit großen Schwierigkeiten verbunden und höchst selten. Oder er stellt manche (nicht eigene) schön drapierte, klangvolle Aussage hin, die nicht mehr als Phrase ist. Er will in Boryslaw russische Plakate gesehen haben; es werden wohl ruthenische oder wie man es heute bezeichnet: ukrainische gewesen sein. Gewiß: das sind Kleinigkeiten, denn ein dichterisches Reisebuch erhebt keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Es ist im Prinzip subjektiv und will nur künstlerisch gewertet werden. Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist Döblins Reise interessant und fesselnd trotz der allzu lang geratenen Hotelschlüsselgeschichte in Lublin, trotz dem blaß wirkenden „Naphtharevier" und „Zakopane", das zu einem nahezu „ebenerdigen" Idyll geworden und von dessen grandioser Schönheit kein allzu starker Hauch zu spüren ist. Dafür aber sind die Kapitel „Warschau", „Lodz", „Lemberg" mit ihrem ganzen Getriebe von starkem Leben durchpulst und „Krakau" wird ihm zu einem tiefen Erlebnis. Der Künstler, der Gestalter hat seine Sache gut gemacht. Der Mensch hat manches fehlgesehen, manches übersehen, dafür aber anderes um so gründlicher erfaßt und im Beurteilen einzelner Erscheinungen, wie sie in und zwischen den hier hausenden Nationalitäten ihm in den Weg traten, Maß gehalten und Licht und Schatten gerecht zu verteilen sich bemüht. Das Buch bietet vieles, wenn auch nicht ein Ganzes: das Kapitel vom geistigen Leben ist so

gut wie ungeschrieben geblieben. Für dieses Bild ist an einigen Stellen kaum der Rahmen gegeben. Die Straße, das Draußen hat in ihm einen liebevollen Schilderer gefunden. In die Häuser hat er nicht hineingeguckt.

Sambor — Hermann Sternbach

Chinesische Frauengestalten. Von Shou-lin-Cheng. Mit einem Vorwort von Bruno Schindler; illustriert von R. Hadl. Leipzig 1925, Asia Major. 8°. 133 S.

Mit diesem geschmackvollen Bändchen fügt der rührige Verlag seinen bisherigen Veröffentlichungen eine neue treffliche Leistung an. Vornehm ausgestattet, drucktechnisch von hoher Qualität (Drugulin), wird es jeder Liebhaber-Bibliothek zur Zierde gereichen. Bei dem Inhalt handelt es sich weniger um künstlerischen Eigenwert anstrebende Dichtwerke, auch nicht um charakteristische Proben chinesischer Literatur, vielmehr um Dokumente zur Kennzeichnung der chinesischen Kultur, des Lebens und der Mentalität des chinesischen Volkes. Schindler hat durchaus recht, wenn er im Vorwort darauf hinweist, daß sich das Abendland von der chinesischen Frau meist keine rechte Vorstellung machen kann. Hier sind Beispiele dafür geboten, wie China seine Frauen selber sieht und bewertet. Dieser Frauenspiegel wird auch den europäischen Chinafreunden willkommen sein. Richard Hadl hat, wie schon früher die im selben Verlag erschienenen „Lieder des Po Chü-i“ auch diesen Band reizvoll mit Federzeichnungen in geschickt nachempfundener Manier chinesischer Holzschnitte geschmückt.

Leipzig — G. Menz

Rasse und Persönlichkeit. Von Houston Stewart Chamberlain. München 1925, F. Bruckmann A.G. 200 S.

Zerstreute Aufsätze aus dem letzten Vierteljahrhundert sind hier gesammelt, innerlich verbunden durch die leitende Idee des Verfassers, über allem das Wesen der Rasse hochzuhalten und in Richard Wagner die vornehmste Potenz deutscher Art zu preisen. Die Aufsätze sind geistvoll und packend geschrieben, man ist gefesselt, ob man Beifall oder Widerspruch spendet. Den Brief über Heine lehne ich persönlich ab, im Essay über Wagners Politik finde ich, daß einer wenig bedeutenden Rede zu viel Bedeutung beigemessen ist, wenn mich auch die Dialektik dieser Arbeit stark interessiert hat. Sehr schön ist der Aufsatz über „Wagner und der Tod“, der ein neues Dramenmotiv mit wunderbarer Klarheit aus dem Werk in die Theorie stellt, und lehrreich zu lesen, was Chamberlain über Goethe, Linné und die Naturwissenschaft sagt. Aus dem Buch geht, wie aus allen Werken des Verfassers, hervor, daß eine durchaus einheitliche Persönlichkeit, gefestet in starker Weltanschauung, zu uns spricht.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Sudetendeutsches Jahrbuch. Erster Band 1924. Herausgegeben von Otto Kletzl. Augsburg 1925, Johannes Stauda. 175 S.

1920—1924 gaben die „Böhmerlandjahrbücher“ ausführliche Berichte über die Kultur- und Nationalarbeit der $3^1/_2$ Millionen Deutschen, die im Gebiete der tschechoslowakischen Republik wohnten. An ihre Stelle tritt nun ein größeres, umfassenderes Unternehmen: das der „Sudetendeutschen Jahrbücher“, die die Tätigkeit aller volklichen Bestrebungen und Leistungen umfassen und in kurzen, überaus lehr- und aufschlußreichen Darstellungen den Lesern vor Augen führen. Der umfangreiche, wieder von dem Reichenberger Kletzl besorgte Band zerfällt in zwei Hauptabschnitte: einen Aufsatz- und einen Arbeitsberichtteil. Die Reihe der „Aufsätze“ leitet Josef Nadler (dessen „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ von Sauer hier ebenfalls gewürdigt wird) mit einer Betrachtung „Was wir sind und sollen“ ein, um den ostmitteldeutschen, behäbigen Charakter zu stets neuer Kampffreudigkeit in der Verteidigung alten deutschen Kulturgutes zu bewegen. Mit Richard v. Schaukal befaßt sich Johann Černy, dessen Essay eine Menge schaukalscher Gedichte, über das ganze Buch verstreut, illustrieren. E. Schwarz berichtet über „Die Landnahme der Sudetendeutschen“, Gnirs „Von der ersten Landkarte Böhmens“, Rietsch über den Organisten „Andreas Hammerschmidt“, Kletzl über „Emanuel Hegenbarth“ und „Das neue Teplitzer Theater“, Opitz über „Altböhmische Malerei“, Leisching über „Deutsches Kunsthandwerk in Mähren“.

Im zweiten Teil liest man eingehende Berichte über Schutzarbeit, soziale Wirtschaft, Kunstförderung, Wissenschaft, Schulwesen, Volksbildung, Technik, Wirtschaft, ständische Gliederung, Sport. Ein Verzeichnis aller deutschen periodischen Druckschriften in der Tschechoslowakei schließt an, eine Totenliste bringt die Opfer der letzten Jahre, darunter: Fritz Mauthner, Wilhelm Jerusalem, Emanuel Hegenbarth, Alfred Grünfeld. —

Ein Buch also von überwältigender Fülle des Inhalts, nicht eine Seite, die nicht von jedem Deutschen mit großem Interesse gelesen werden wird. Den Literarhistoriker wird vor allem die Ankündigung einer eigenen „Sudetendeutschen Biographie“ (nach Muster der „Allgemeinen Deutschen Biographie“) freuen, sowie die Ausgabe besonderer „Böhmerlanddrucke“. — Auch die Ausstattung, bildliche Bereicherung durch Klischees nach den beiden Hegenbarth und Adalbert Stifterschen Landschaften sowie die buchtechnischen Holzschnitte Karaseks verdienen alles Lob. — Sonderbar nur, daß unter den Grenzlanddeutschen K. H. Strobl und R. Hohlbaum nicht ein einziges Mal erwähnt werden. — Weshalb?

Wien — Erwin Stranik

Realontologie, I. Buch. Von Hedwig Conrad-Martius. Sonderdruck aus dem „Jahrbuch für Philosophie“, Bd. VI. Halle 1924, Max Niemeyer. 333 S. M. 6,—.

Für die Beurteilung dieses Buchs bestehen besondere Schwierigkeiten; denn erstens ist es noch nicht abgeschlossen, zweitens hieße, sich eingehend mit ihm auseinandersetzen, sich mit der ganzen Husserlschen Phänomenologie auseinandersetzen, auf der es fußt. Denn es treibt „reine Wesensforschung“ im Sinne der Husserlschen Eidetik. In dem vorliegenden Band werden nach dieser Methode die Probleme „Realität“, „Materialität“ und „Konkrete Stoffgestaltung“ abgehandelt, letztere in den Unterteilen „Materiale Konstitution“, „Ton und Geräusch“, „Temperatur“ und „Licht“. Als Leser kommen nur Leute in Frage, die die Husserlsche Neuscholastik übernommen haben. Nur solche werden vielleicht Freude an den begrifflichen Künsten haben, die jedem anderen als Versuche erscheinen müssen, ziemlich bekannte Dinge in eine verzwickte Begriffssprache einzupressen, die als solche vielleicht recht kunstvoll ist, deren Ergebnisse aber das, was man sonst unter Wissenschaft oder Philosophie versteht, kaum bereichern. Während man sonst es unternimmt, für die als Realität erlebten Gegebenheiten oder ihre Beziehungen eine begriffliche Formulierung zu finden, die sich den Tatsachen möglichst getreu anschmiegt und uns gestattet, die Außenwelt als geordnetes Ganzes

zu begreifen und zu beherrschen, werden hier gewisse allgemeine Begriffe im Sinne des scholastischen Realismus dogmatisch vorangestellt und nun gesucht, sie zur „Anschauung" zu bringen. Es entsteht bei dieser Einstellung natürlich eine besondere Problematik höchst schwieriger Natur, auf deren Formulierung die Neuscholastik sehr stolz ist, die jedoch bei jeder anderen, erkenntniskritischen Betrachtung recht belanglos ist. Es ist ja nicht uninteressant, gewisse Probleme sozusagen einmal in umgekehrter Perspektive zu sehen; ob aber derartige logistische Spekulationen wirklich weiterbringen, wird jedem, der nicht zu Husserl schwört, recht fraglich scheinen. Wenn Mach recht hat, daß die beste Wissenschaft die ökonomischste ist, so ist diese Methodik sicher nicht dazu zu rechnen. Sie verwickelt die Probleme, anstatt sie zu fördern. Jede Philosophie hat ihre Berechtigung dadurch zu erweisen, daß sie die übrige Wissenschaft und das Leben klärt und befruchtet. Die Phänomenologie hat bisher nur eine Anzahl neuer Worte geliefert und einige verwickelte Probleme gestellt, ohne sie wirklich zu lösen. Es ist undenkbar, daß ein Physiker oder Psychologe aus den Ausführungen dieses Buchs, etwa über den Ton oder das Licht, irgendwie bereichert werden könnte. Etwa (S. 321) „Licht — im naturhaft gegebenen Sinn — ist Stoffextase. Aber wir wollen jetzt lieber sagen: Stoffextase setzt Licht. Wo ein Stoff aus der Immanenz zur Transzendenz hervorbricht, wird er dadurch und damit lichthaft." Das nur zur Probe. Kein herausgegriffenes Zitat darf als solches zur Widerlegung verwendet werden. Es stehe daher nur zur Kennzeichnung hier. Vielleicht lockt es sogar Freunde solcher Spekulationen, die an die Naturphilosophie Schellingscher Schule erinnern, zur Lektüre.

Berlin-Halensee — Rich. Müller-Freienfels

Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik. Von Max Weber. Tübingen 1924, J. C. B. Mohr. 518 S. M. 11.50. (14.—)

Eine Anzahl Aufsätze des verstorbenen Nationalökonomen und Soziologen aus verschiedenen Epochen. Der älteste Aufsatz ist der für Naumanns Arbeiterbibliothek geschriebene Beitrag „die Börse", populär seinem Zwecke gemäß gehalten, neben den sich ein ebenfalls populärer Vortrag „Der Sozialismus" von 1918 stellt, den der Verfasser vor österreichischen Offizieren gehalten hat. Dazwischen stehen speziellere Untersuchungen, so die „Methodologische Einleitung für die Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik über Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie" (1908) und eine größere Arbeit, die umfangreichste des Buchs, über „Psychophysik der industriellen Arbeit". Sehr interessant sind auch die zusammengefaßten Diskussionsreden, die Weber auf den Tagungen des Vereins für Sozialpolitik und den soziologischen Tagungen gehalten hat. Ist auch ein Teil der Aufsätze mehr für Fachleute, so sind die allgemeineren Essays auch heute noch und auch für Laien eine fesselnde und gehaltvolle Lektüre.

Berlin-Halensee — R. Müller-Freienfels

Deutsche Geschichte mit besonderer Berücksichtigung des Rheinlands und der Stadt Köln. Von Theodor Bützler. Zweiter Teil: Von 1648 bis zur Gegenwart. Mit 114 Abbildungen. Köln, J. P. Bachem. G. m. b. H. VIII, 308 S.

Alle die Vorzüge, die ich vor Jahresfrist dem ersten Band nachrühmen durfte (L. E. XXVII, 309), sind auch dem Schlußband eigen. Ja, ein Lob muß ich noch zufügen: es trifft die soziale (nicht sozialistische, sondern christkatholisch arbeiterfreundliche) Gesinnung, mit der namentlich die neueren Partien durchtränkt sind. Überhaupt ist die Kunst, womit Bützler es verstanden hat, das große Weltgeschehen mit den Fort- oder Rückschritten der Kleinarbeit des Tages zu verknüpfen, rückhaltlos anzuerkennen. So kann ich nur den Wunsch wiederholen, daß diese landschaftlich betonte „Deutsche Geschichte" in den anderen Provinzen des Reichs bald sinngemäß nachgeahmt werde. Nur eine Frage noch: warum zwei verschiedene Formate?

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Nachrichten

Todesnachrichten. Hans Benzmann ist am 7. Januar im Alter von 55 Jahren in seiner steglitzer Wohnung einem Herzleiden erlegen. Er war am 27. September 1869 in Kolberg geboren worden und lange Jahre hindurch als Archivar beim Reichstag tätig gewesen. Als Lyriker hat sich Benzmann durch klangvolle und nachwirkende Leistungen hervorgetan. Er hat daneben eine umfangreiche literaturgeschichtliche Publizistik betrieben und hat sich um die Kenntnis der modernen Literatur durch gut orientierende Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätze entschiedenes Verdienst erworben.

Fritz Eckerle ist am 31. Dezember einer Lungenentzündung erlegen. Er war am 1. Mai 1877 in Frankweiler bei Landau (Pfalz) als Sproß einer alteingesessenen Weinbauernfamilie geboren worden, und hat lange Jahre hindurch als Justizrat in Bamberg gewirkt. Er gehörte zu den hervorragendsten Vertretern pfälzischer Dichtung. Seit 1910 hat er Gedichte, Satiren, Novellen, Romane, darunter den romantischen Abenteurerroman „Die grünen Türme" veröffentlicht. Der Pfalz hat er insbesondere das in klassischem Versmaß gehaltene Epos „Das Hambacher Fest" gewidmet. Über der Abfassung seines autobiographischen Romans „Der Weinberg" ist er verstorben. Der Pfalz lebt er als einer der populärsten und formsichersten ihrer Gestalter fort.

Alfred Rottauscher ist im Alter von 37 Jahren am 12. Dezember in Wien einem langjährigen Lungenleiden erlegen. Als Verfasser der Komödie „Das Kaiserreich Guyana" ist er weiteren Kreisen bekannt geworden.

S. Philipp ist nach einer Meldung vom 15. Januar im Alter von 75 Jahren in Berlin gestorben, wo er lange Jahre hindurch als berliner Stadtbauingenieur gewirkt hatte. Er hat sich durch populär-wissenschaftliche Aufsätze und Bücher ein selbständiges Andenken gesichert.

René Boylesve (mit bürgerlichem Namen Tardiveau), Mitglied der französischen Akademie, ist am 15. Januar in Paris gestorben. Er war 1867 in Haye-Descartes geboren worden und hat sich mit einer Anzahl zum Teil psychologisch wertvoller Romane in die Reihe jener französischen Autoren gestellt, denen Wahrung der Tradition am Herzen liegt. Zarte Anmut der Darstellung und Grazie des Stils zeichnen seine zahlreichen Romane aus, die zunächst im Rokoko spielten („Leçon d'amour dans un parc"), später psychologischen

Problemen zugewandt blieben. Unter seinen Büchern sind zu nennen „Souvenirs du jardin détruit" (1924), „La Becquée", „Madelaine, jeune femme" und der Kriegsroman „Tu n'es plus rien".

Stefan Ehses ist im Januar im Alter von 70 Jahren in Rom gestorben. Er war Leiter des römischen Instituts der Görres-Gesellschaft und Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg i. B. Prälat Ehses hat sich durch die „Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte" bekannt gegeben.

Robert Charvay, der Verfasser von „Fräulein Josette, meine Frau" ist im Laufe des Januar im Alter von 70 Jahren in Paris gestorben, wo er als Redakteur des „Echo de Paris" gewirkt hatte.

Pierre Imbart de la Tour ist nach einer Meldung vom 24. Dezember im Alter von 65 Jahren in Paris gestorben. Mitglied der „Académie des sciences morales et politiques", hat er sich durch kirchengeschichtliche Arbeiten („Les origines religieuses de la France") hervorgetan.

Eino Leimo (mit bürgerlichem Namen Lönnbohm) ist nach einer Meldung vom 12. Januar im Alter von 47 Jahren in Helsingfors gestorben. Er hatte als stärkste Begabung der modernen finnischen Literatur gegolten und sich in gleicher Weise als Lyriker, Romanschriftsteller, Dramatiker und Übersetzer ausgezeichnet. Ein starker lyrischer Einschlag soll in all seinen Werken zur Geltung kommen. Als Höhepunkt seiner Lyrik werden die „Helka-Lieder" angesehen.

Ssergej Jessenin hat am 28. Dezember im Alter von 30 Jahren, seinem Leben durch Selbstmord in einem Hotelzimmer Leningrads ein Ende gemacht. Mit ihm verschied in der vollen Blüte seines starken, bodenständigen Talents zweifellos der bedeutendste der zeitgenössischen russischen Lyriker. Aus dem Bauernhaus im Rjasanschen Gouvernement, dem Jessenin entstammte und in dem er bis zum 17. Jahr verblieb, brachte er ein intensives Naturempfinden mit, das ihm während seiner ganzen Dichterlaufbahn treu blieb und, im Verein mit seiner äußerst einnehmenden Erscheinung, ihn schnell zum beliebten und frühanerkannten Sänger russischen Dorflebens machte. Diese Periode fand ihren Niederschlag in den Gedichtsammlungen „Himmelsbläue", „Triptych", „Nach-Osterwoche" (Radunitza), „Verklärung", „Ländliches Gebetbuch" u. a. Der spätere Aufenthalt in der Großstadt, der Weltkrieg und die Revolutionszeit gaben der Einheitlichkeit dieser primitiven Dichternatur einen scharfen Riß, der in temperamentvollen, nicht minder nationalen Ergüssen mit häufigen, gewollt rohen Bohèmeklängen — „Beichte eines Hooligans", das bisher nicht publizierte „Land der Schufte", „Kneipen-Moskau" (Moskwa Kabatzkaja) — zum Ausdruck kam. 1918 vereinigte sich Jessenin mit K. Scherschenewitsch, A. Marienhof, Kussikoff und einigen anderen jungen Dichtern zu der sogenannten „Imaginistengruppe", was für sein Schaffen jedoch nur eine vorübergehende Episode bedeutete. Charakteristisch ist, daß die romanhafte Reise Jessenins ins Ausland, wo er fast zwei Jahre verblieb, in seinen Gedichten nicht den geringsten Widerhall hinterließ. Nach der Rückkehr in die Heimat schien die Sturm- und Drangperiode des nunmehr sogar populär gewordenen Dichters endgültig abgeschlossen zu sein; er entsagte, wenigstens in Versen, dem tollen Bohèmeleben, und neue ernste Töne kamen wieder öfter zum Vorschein, so in dem kurzen Poem „Anna Ssnjegina" — wohl dem reifsten Werk Jessenins. Kurz vor seinem tragischen Tode hatte er sich mit einer Enkelin Lew Tolstojs, Tatjana Andrejewna, verehelicht. (P. E.)

Augustin R. Bonnat, der populäre Schriftsteller, verschied Ende November in Madrid. Seine zahlreichen Novellen, Erzählungen und Skizzen kennzeichnete ein ätzender Humor.

José Maria Jimeno starb Mitte Dezember.

José Filloly Sanz, der Komödiendichter und Chroniqueur, verschied in Valencia.

Gil Sumbiela, starb hochbetagt ebenda.

František Sokol-Tuma, tschechischer Schriftsteller und Journalist, starb am 31. Dezember in Mähr.-Ostrau. Geboren am 2. Mai 1856 in Beneschau bei Prag war er ursprünglich Schauspieler bei verschiedenen Wandertruppen und entfaltete später als Rezitator eine umfassende Tätigkeit. Im Jahre 1892 kam er in die mährisch-schlesischen Bezirke unterhalb des Beskidengebirges, wo er zuerst als Journalist, später als Romanschriftsteller und Dramatiker Fuß faßte und zu den populärsten Gestalten in Mähr.-Ostrau wurde. In seinen zahlreichen Romanen und Schauspielen, die in den Volksschichten starken Anklang fanden, schilderte er das Leben der Waldarbeiter in der sogenannten mährischen Walachei sowie die sozialen Verhältnisse des Kohlenreviers in Ostrau; immer betonte der unermüdliche Idealist die stark nationale Note. Sein Begräbnis in Mähr.-Ostrau gestaltete sich zu einer nationalen Feier, der 80000 Teilnehmer beiwohnten.

Bartoš Vlček, tschechischer Dichter, starb am 7. Januar im Landeskrankenhaus von Brünn; er erreichte ein Alter von nur 28 Jahren. Als Lyriker und Erzähler, als Kritiker und feiner Übersetzer aus dem Italienischen entfaltete Vlček, seines Zeichens Bürgerschullehrer in Leipnik in Mähren, in den letzten fünf Jahren eine ausgedehnte Tätigkeit.

August Sedláček, der Senior der tschechischen Geschichtschreiber, starb im 83. Lebensjahre in Pisek. Von den zahlreichen Fachwerken des gewesenen Gymnasialprofessors stellt die fünfzehnbändige monumentale Darstellung „der böhmischen Burgen, Schlösser und Festen" den Gipfel der historischen Topographie in Böhmen dar. (A. N.)

* * *

In dem Preisausschreiben des „Hamburger Fremdenblattes" und der „Münchner Neuesten Nachrichten" wurden die Romane „Borwin Lüdekings Kampf mit Gott" von Elsa v. Bonin und „Der Weg aus der Nacht" von Edmund Kiß mit je M. 50000 preisgekrönt. Weitere elf Romane wurden auf Anraten des Preisrichterkollegiums von dem Verlag angekauft von: Felix Moeschlin, Hans Leip, Hamburg; Hermann Falk, Gleiwitz; Ernst Wiechert, Königsberg i. Pr.; Eva v. Eckardt, Hamburg; Konrad Beste, Berlin-Lichterfelde; Lu Volbehr, München; Annemarie de Grazia, Dresden-Loschwitz; Oskar Baum, Prag; Baronin Gertrud v. Brockdorff geb. Stendal, Juliane Kay, Wien XIII.

Hans Friedrich Blunck ist ehrenhalber vom hamburger Senat zum Syndikus der hamburger Universität ernannt worden.

Vom Kuratorium der Julius-Reich-Dichter-Stiftung wurden Preise von 1000 Schilling zuerkannt: Adele Gerhart für ihren Roman „Pflüger", Anton Wildgans und Philipp Langmann für ihr Gesamtwerk.

Franz Werfel ist der Grillparzer-Preis für sein Drama „Juarez und Maximilian" einstimmig verliehen worden.

Herbert Eulenberg ist aus Anlaß seines 50. Geburtstages vom preußischen Kultusministerium zum Ehrenmitglied der Staatlichen Kunstakademie ernannt worden.

Richard Dehmels literarischer Nachlaß soll vom hamburger Staat für M. 40000 von den Erben erworben werden. Der

Nachlaß, der vorläufig im Besitz der Witwe des Dichters, Ida Dehmel, bleiben soll, besteht aus Entwürfen, Niederschriften, Manuskripten der Werke des Dichters, sowie den daraus hergestellten Druckausgaben, Bearbeitungen und Übersetzungen und einem umfangreichen Briefwechsel.

Clara Viebigs Erzählung „Der Gefangene" erscheint gegenwärtig in der pariser Zeitung „La Volonté" in der Übersetzung von Helene Victor-Basch und Noémi Bonnier. Die Redaktion schickt der Übersetzung einige Worte voraus, in denen auch auf die „Töchter der Hekuba" hingewiesen wird und Clara Viebig neben glühendem Patriotismus der Mut, mit dem sie ihr tiefes Grauen vor dem Krieg gezeigt habe, nachgerühmt wird.

Georg Dehio, der zurzeit in Tübingen lebt, ist von der tübinger Universität zum Doktor der Staatswissenschaften honoris causa ernannt worden.

Dem flämischen Dichter Karel van de Woestijne ist in Anerkennung seines Schaffens der Preis von Fr. 10000 für flämische Literatur zuerkannt worden. Von seinen Prosawerken gilt „Het Huis aan Zee" als bestes und originellstes.

Renato Fuccini (1843—1921) soll in seinem Heimatort Monterotondo bei Pisa ein Denkmal errichtet werden. Als sein bekanntestes Buch gelten „Die Abende Nerris", die er unter dem Pseudonym Nori Tanfucio veröffentlicht hat.

Noëlle Roger, bekannt durch ihre „Carnets d'une Infirmière", ist von der französischen Akademie mit einem Preis ausgezeichnet worden.

In Italien ist nach dem Vorbild der „Académie française" eine „Akademie der Unsterblichen" mit Sitz im Palazzo Giustiniani errichtet worden, die 66 Mitglieder aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst umfassen soll. Als erster Akademiker ist Gabriele d'Annunzio berufen worden.

Der Deutsche Sprachverein (Berlin W 30, Nollendorfstraße 13/14) erläßt sein 18. Preisausschreiben. Das Thema lautet: Die Schäden der deutschen Zeitungssprache, ihre Ursachen und ihre Haltung. Erster Preis M. 2500, drei weitere Preise je M. 1500 und zwei Preise von M. 500.

Die Harmon-Stiftung hat zahlreiche Preise in Höhe von je Dollar 400 für die besten schöpferischen Leistungen von Negern ausgesetzt. Ein weiterer Preis soll denen zuerkannt werden, die den wirksamsten Beitrag zur Verbesserung der Beziehungen zwischen den Rassen in Amerika liefern.

Im Stadtpark zu Las Palmas, auf den Kanarischen Inseln, der Heimat Benito Pérez Galdós', wird demnächst ein Denkmal des großen Dichters, der Werkstatt des hervorragenden Bildhauers Victorio Macho entstammend, aufgestellt werden.

In Barcelona wird die Errichtung einer Statue für den vor kurzem verstorbenen, weitbekannten katalanischen Dramatiker Angel Guimerá vorbereitet. Santiago Rusiñol, der geschätzte Dichter, den seine katalonischen Landsleute demnächst besonders zu feiern gedachten, hat seinerseits gebeten, daß die zu diesem Zweck aufgebrachten bedeutenden Geldmittel dem Denkmalsfonds zugewiesen werden mögen.

Zur Errichtung eines „Don Quichotte"-Monuments, das nationalen Charakter tragen soll, hat sich in Barcelona ein Komitee konstituiert.

In Salamanka wird am Cerralbopalast, wo der geschätzte Lyriker Ventura Ruiz Aguilera geboren wurde, in nächster Zeit eine Gedenktafel enthüllt werden.

In Valladolid wurde das Andenken des Dichters José Zorilla unter Teilnahme amerikanischer Abordnungen gefeiert und dessen Statue bekränzt.

Ocaña, eine Ortschaft unfern Toledo, rüstet zur festlichen Begehung der Vierjahrhundertfeier der Geburt Alfonso de Ercilla y Zúñigas, Verfasser der berühmten epischen Dichtung „Araucana", der daselbst geboren worden und auch begraben liegt.

Zum Präsidenten der spanischen Akademie ist an Stelle des verstorbenen Staatsmanns Antonio Maura, der vielverdiente Kulturhistoriker und Schriftsteller Ramón Menéndez y Pidal in Vorschlag gebracht worden.

Die sterblichen Reste des kürzlich in Argentinien verschiedenen populären spanischen Bühnendichters José López Silva, wurden auf Veranlassung der Autorenorganisation nach Madrid überführt und daselbst unter großer Anteilnahme beerdigt.

Teixeira Gomes, der hervorragende portugiesische Schriftsteller, hat als Präsident der Republik demissioniert. Als sein Nachfolger wurde Expräsident Bernardino Machado, der bekannte Dichter, wiedergewählt.

Miguel de Unamunos Werk „Recuerdos de niñez y mocedad" wurde vom Bischof von Orense als Buch „gemeinsten Stils" und als „ganz niederträchtiges, schmutziges Machwerk" gekennzeichnet und vom zuständigen Gouverneur untersagt. (M. B.)

* * *

In der pariser „Volonté" wird eine bisher unbekannt gebliebene Vorrede zu „Germinal" zum erstenmal veröffentlicht, in der es heißt: „In die Hölle der Arbeit bin ich hinabgestiegen. Wenn ich nichts verborgen ließ, selbst nicht die Erniedrigungen und Schändlichkeiten, welche das Elend und das Eingepferchtsein des Menschenviehes zur Folge haben, dann geschah dies in der Absicht, das Bild vollständig zu machen. Ich wollte Tränen in alle Augen treiben beim Anblick der schmerzlichen Existenz menschlicher Parias. Freilich, diese Geschichte ist nicht für junge Fräulein, aber die Familien sollen mich lesen. Ihr, die ihr arbeiten müßt, lest: wenn ihr um Gerechtigkeit und Mitleid aufschreien werdet, dann ist meine Aufgabe erfüllt. Ja, einen Schrei nach Mitleid, einen Schrei nach Gerechtigkeit: mehr will ich nicht. Wenn der Boden zu wanken beginnt und das nahende Unheil die Welt zittern macht, dann hat man auf mich nicht gehört.

Herzlichst Ihr Emile Zola."

Der Russische Staatsverlag, Moskau, läßt in den nächsten Monaten eine Gesamtausgabe der Werke des tragisch hingegangenen Dichters Ssergej Jessenin in vier Bänden erscheinen. Die dreibändige Ausgabe seiner Gedichte war noch im Sommer 1925 mit dem Staatsverlag kontraktlich vereinbart, und vom Dichter selbst gesichtet und redigiert worden. Der vierte Band soll nun seinen Nachlaß, die nicht in die früheren drei Bände aufgenommenen Gedichte, sowie die wenigen Prosaschriften Jessenins bringen. (P. E.)

Von den Werken der deutschen Erzählungsliteratur sind in der letzten Zeit folgende ins Tschechische übersetzt worden: G. Hauptmann: „Die Insel der großen Mutter"; B. Kellermann: „Der Tor"; Heinrich Mann: „Der Untertan", „Die Armen", „Der Kopf"; H. Ungar: „Knaben und Mörder" und Ad. Uzarski: „Möppi".

* * *

Berichtigung. Das dramatische Werk Arno Nadels (L. E. XXVIII, 253) heißt „Der Sündenfall". Sieben biblische Szenen. Berlin 1926, Felix Stössinger. 103 S. Geb. M. 6,50.

* * *

Uraufführungen. Wien. Lustspielhaus. „Die legitime Freundin", Lustspiel von Fritz Gottwald (8. Januar 1926). — Klagenfurt. Stadttheater. „Die Flucht", Lustspiel von Erwin Stranik (Ende Dezember).

Die Vereinigung der deutschen gemeinnützigen Landes- und Wanderbühnen hielt am Mittwoch, den 20. Januar d. J. unter dem Vorsitz von Herrn Direktor Hans Meißner ihre zweite satzungsgemäße Mitgliederversammlung in Berlin ab, an der über 30 Vertreter teilnahmen. Wesentliche Fragen der Wanderbühnenarbeit wurden durchberaten. Der Verband der deutschen Volksbühnenvereine und der Bühnenvolksbund wurden als außerordentliche Mitglieder in die Vereinigung aufgenommen. Von den vielen wichtigen Punkten ist der Beschluß einer gemeinsamen Beteiligung an der magdeburger Theaterausstellung besonders hervorzuheben, vor allem aber eine in dieser Versammlung gefaßte Resolution, die die Minimalforderungen für die Arbeit der künstlerischen Wanderbühnen aufstellt und der Aufgabe dienen soll, das Verständnis für die Tätigkeit der Wandertheater und die Bedeutung ihrer Arbeit auch weiten Kreisen zum Bewußtsein zu bringen.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Becher, Johannes R. Levisite oder Der einzig gerechte Krieg. Roman. Wien 1926, Agis-Verlag. 374 S.
Bergengruen, Werner. Das Brauthemd. Drei Novellen. Frankfurt a. M., Iris-Verlag. 97 S.
Brausewetter, Artur. Dämonen der Zeit. Roman. Leipzig o. J., Max Koch. 320 S. M. 4,50 (5,50).
Burdett-Burchard, Gertrud. Seelenschicksal. Hamburg o. J., Volkswacht-Verlag. 112 S. M. 2,— (3,—).
Das Tor. Hans Freiherr von Hammerstein. Die Ungarn. Geschichtliche Novelle. 72 S. — Leo Sternberg. Teufelsgeschichten. 69 S. — Ernst Thrasolt. Die Witwe. Eine Bauerngeschichte. 83 S. München 1925, Jos. Kösel und Fr. Pustet. Geb. je M. 1,50.
Eckerskorn, Joseph. Bei Tante Lenchen. Neue Geschichten, Märchen und Gedichte. Wiesbaden 1925, Herm. Rauch. 117 S.
Ernst, Agnes. Zwei Freundinnen Gottes. Freiburg i. Br. 1926, Herder & Co., G. m. b. H. 168 S. Geb. M. 3,20.
Feichtinger, Georg. Novellen. Heilbronn a. N. 1925, Erich Kunter. 86 S.
Haringer, Jakob. Das Räubermärchen. Frankfurt a. M. 1925, Iris-Verlag. 101 S.
Hindenburg, Herbert von. Bobrofs Millionen. Zwei Novellen. Berlin 1925, Vita Deutsches Verlagshaus. 150 S. M. 3,— (4,50).
Kaboth, Hans. Frau Murkula und andere Tiergeschichten. Mit 8 Scherenschnitten. Von R. Neugebauer. Schweidnitz o. J., L. Heege. 175 S. M. 2,— (3,—).
Kuhls, Karl. Nachabino. Sozialer Roman aus dem russischen Volksleben. Hamburg 1925, Neuland-Verlag G. m. b. H. 363 S.
Kurz, Hermann. Die Gewinner. Roman. Zürich-Leipzig 1926, Orell Füßli. 427 S. M. 4,80 (7,20).
Leutelt, Gustav. Der Einzieher. Eine Erzählung aus dem Isergebirge. Kukus a. E. 1925, Die blaue Blume. 18 S.
Mann, Heinrich. Kobes. Mit 10 Lithographien von George Groß. Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 71 S.
Muth, Franz Alfred. Gotteswelt und Menschenherz. Eine Auswahl aus der Prosa des rheinischen Dichters. Herausgegeben von Hermann Hörle. Wiesbaden 1925, Hermann Rauch. 263 S.
Niger, Karl. Das Kuhviertel. Braunschweig 1925, Georg Westermann. 182 S. Geb. M. 5,—.
Rohde, Erich. Friedrich Kramers Liebe. Novelle. Leipzig 1925, Xenien-Verlag. 38 S.
Schade, Maria. Eine Fürstin. Königsberg i. Pr. 1926, Verlag Unter dem Kreuz. 104 S. M. 1,50.
Schmidtbonn, Wilhelm. Die Geschichten von den unberührten Frauen. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 254 S. Geb. M. 5,50.
Schmitz-Cardauns, Lilli. Gottes Mühle. Der Schatten. Zwei Novellen. Wiesbaden 1925, Hermann Rauch. 252 S. Geb. M. 4,50.
Stifter, Adalbert. Erzählungen. Eingeleitet von Felix Braun. Leipzig o. J., Insel-Verlag. 301 S. Geb. M. 5,—.
— Brigitta (Das Gastmahl der Erzähler. Fünftes). Mainz o. J., Matthias-Grunewald-Verlag. 104 S.
Strauß, Emil. Der nackte Mann. Roman. 15.—19. Aufl. Berlin 1925, S. Fischer. 312 S. M. 4,50 (6,50).
— Kreuzungen. Roman. 58.—62. Aufl. (ebenda). 270 S. M. 4,50 (6,50).
— Freund Hein. Roman (ebenda). 244 S. M. 4,50 (6,50).
Thaer, Eva. Gral. Roman. Leipzig 1926, Lehmann & Schüppel. 248 S. Geb. M. 6,—.
Torrund, Jassy. Die Burg ihrer Ahnen. Novelle. Elberfeld 1925, Berland-Verlag. 65 S.
— Die Herrgottstanne und andere Novellen. (Ebenda.) 108 S.
Urbanitzky, Grete von. Mirjams Sohn. Roman (Engelhorns Romanbibliothek 989/90). Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachfolger. 284 S. M. 2,— (3,50).
Victor, Walther. Abseits vom Tempo. Skizzen. Zwickau i. S. 1925, Seifert & Co. 72 S.
Vögtlin, Adolf. Der Scharfrichter von Eger. Ein Lebensroman. Bern 1926, Ernst Bircher A.-G. 329 S. Geb. M. 4,40.
Wolff, Ludwig. Kopf hoch, Charly. Roman. Berlin 1925, Ullstein. 237 S.
Zickel, Reinhold. Die Schwarzmühle. Eine Novelle. Frankfurt a. M. 1925, Iris-Verlag. 92 S.

* * *

Chesterton, G. K. Der Mann, der zuviel wußte. Übertragen von Clarisse Meitner. München 1925, Musarion-Verlag A.-G. 483 S. M. 6,— (8,50).
Hugo, Victor. Die Arbeiter des Meeres. Roman. Übersetzt von Carl Johann Perl. Berlin 1926, Erich Reiß. 470 S.
Proust, Marcel. Der Weg zu Swann. Roman I/II (Auf den Spuren der verlorenen Zeit). Berlin 1926, Die Schmiede. 263, 346 S.
Ferrero, Guglielmo. Zwischen zwei Welten. Ein Erlebnisroman. Bd. I/II. Deutsch von Rudolf Berger. Wien o. J., Interterritorialer Verlag „Renaissance". 366, 224 S.
Newerow, Alexander. Das Antlitz des Lebens. Erzählungen. Berlin 1925, Verlag für Literatur und Politik. 250 S. M. 1,80 (2,75).

Lyrisches und Episches

Das Philo vom Walde-Buch. Eine Auswahl von Marie Klerlein. Breslau 1926, Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H. 156 S.

Fritz, Ernst. Singlein flieg. Hamburg 1926, Wulff & Lilienthal. 56 S.

Grimm, Gerhard. Ideal und Leben. Gedichte. Leipzig 1925, Privat-Druck. Kommissions-Verlag G. Brauns. 78 S.

Mannheimer, Ernst. Eros. Wien 1926, Gundolf-Verlag. 47 S.

Mühlberger, Josef. Das schwarze Buch. Erster Teil der Balladen vom Reitergeneral Spork. Kukus a. E. 1925, Die blaue Blume. 58 S.

Richter, Helmuth. Der ewige Garten. Schweidnitz 1925, L. Heege. 105 S.

Ruppel, Heinrich. Der dunkle Weg. Balladen. Melsungen 1925, Heimatschollen-Verlag. 128 S. Geb. M. 5,–.

Stenglin, Felix Freiherr v. Das Wartburglied. Berlin 1926, Pyramiden-Verlag. 352 S. M. 6,–.

Zitzmann, Willy. Worte aus dem Leben. Lieder. Dresden 1924, Zwei Tannen-Verlag. 195 S.

* * *

Beck, Carl. Mittellateinische Dichtung. Eine Auswahl mittellateinischer Gedichte aus dem 8. bis 13. Jahrhundert (Sammlung Göschen 927). Berlin 1926, Walter de Gruyter & Co. 97 S.

Dramatisches

Bronnen, Arnolt. Ostpolzug. Schauspiel. Berlin 1926, Ernst Rowohlt. 81 S. M. 3,– (4,–).

Franck, Hans. Kanzler und König. Tragödie in drei Akten. Leipzig 1926, H. Haessel. 188 S. M. 4,50 (7,50).

Guenther, Johannes von und Paul Baudisch. Reineke. Ein Lustspiel. Stuttgart 1925, J. Engelhorns Nachfolger. 187 S.

Literaturwissenschaftliches

Abb, Gustav. Schleiermachers Reglement für die königliche Bibliothek zu Berlin vom Jahre 1913 und seine Vorgeschichte. Berlin 1926, Martin Breslauer. 119 S.

Bettelheim, Anton. Balzac. Eine Biographie. München 1926, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 478 S. M. 14,– (18,–).

Brüggemann, Fritz. Der Kampf um die bürgerliche Welt- und Lebensanschauung in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Halle a. S. 1925, Max Niemeyer. 35 S. M. 1,60.

– Gellerts „Schwedische Gräfin". Der Roman der Welt- und Lebensanschauung des vorsubjektivistischen Bürgertums. Eine entwicklungsgeschichtliche Analyse. Aachen 1925, Aachener Verlags- und Druckerei-Gesellschaft. 40 S. M. 2,–.

Chor um Schmidtbonn. Zu Wilhelm Schmidtbonns 50. Geburtstag. Herausgegeben von Herbert Saekel. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 77 S. M. 1,–.

Das Mörike-Buch. Eine Auswahl aus den Dichtungen und Briefen Eduard Mörikes. Mit einem Nachwort von Emil Nack. Mit drei Vollbildern. (Deutsche Hausbücherei 166.) Wien 1925, Österreichischer Bundes-Verlag. 319 S. Geb. M. 7,–.

Faßbinder, Klara Marie. Romain Rolland. Der Mann und sein Werk (Dichter des Auslands). Dortmund-Würzburg 1925, Wolfram-Verlag G. m. b. H. 123 S.

Gasser, Emil. Grundzüge der Lebensanschauung Rainer Maria Rilkes. (Sprache und Dichtung 36.) Bonn 1925, Paul Haupt. IV u. 241 S. M. 5,70.

Grimmelshausen, Hans Jakob Christoph von. Ewigwährender Kalender nebst Stücken aus dem jährlichen Wunder-Geschichts-Kalender. Mit vielen Bildern geziert. Zum erstenmal wieder in Druck gegeben durch Engelbert Hegaur. (Bd. III der Simplizianischen Bücher.) München 1925, Albert Langen. 611 S. M. 8,– (11,–).

Grolman, Adolf von. Adalbert Stifters Romane (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geisteswissenschaft, Bd. 7). Halle a. S. 1926, Max Niemeyer. 112 S. M. 6,– (7,50).

Heilborn, Ernst. E. T. A. Hoffmann. Der Künstler und die Kunst. Mit 8 Tafeln. (Deutsche Lebensbilder.) Berlin 1926, Ullstein. 202 S.

Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1916 bis 1925. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 252 S.

Kapp, Max. Die Frauengestalten in Molières Werken. Molières Frauenkategorien und Frauentypen. Halle a. S. 1925, Max Niemeyer. 51 S. M. 2,20 (2,80).

Kleist, Heinrich von. Berliner Abendblätter. Mit einem Nachwort von Minde-Pouet (Faksimiledrucke literarischer Seltenheiten. Herausgegeben von Julius Petersen. Bd. II). Leipzig 1925, Klinckhardt & Biermann. XV u. 110 S. M. 30,– (40,–).

Kleist. Briefe Heinrich von Kleists. Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Michael. Leipzig o. J., Insel-Verlag. 287 S. Geb. M. 5,–.

Redlich, Oswald. Grillparzer und die Wissenschaft. Drei Vorträge (Österreichische Bücherei, Nr. 1). Wien o. J., A. Hartlebens Verlag. 67 S. Geb. M. 2,50.

Schillers Briefe in Auswahl. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Mosapp. Mit 17 Bildbeigaben in Kunstdruck und einer Handschriftprobe. Berlin 1925, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 456 S.

Schultze-Jahde, Karl. Motivanalyse von Hebbels „Agnes Bernauer". (Palaestra 150.) Leipzig 1925, Meyer & Müller G. m. b. H. 184 S.

Schumacher, Karl. Max Waldau (Richard Georg von Hauenschild). Leben, Werke und Schicksal eines deutschen Dichters. Unter Benützung des Nachlasses und bisher nicht beachteter Quellen. (Germanische Studien, 38. Heft.) Berlin 1925, Emil Ebering. 149 S.

* * *

Adler-Revon, Japanische Literaturgeschichte und Auswahl von den Anfängen bis zur neuesten Zeit. Frankfurt a. M. o. J., Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 430 S.

Adler, Paul. Sachwörterbuch zur Japanischen Literaturgeschichte. Frankfurt a. M. o. J., Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 130 S.

Heden, Erik. Strindberg. Leben und Dichtung. Aus dem Schwedischen von Julia Koppel. München 1926, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 490 S. M. 13,– (16,–).

Birukoff, Paul. Tolstoj und der Orient. Briefe und sonstige Zeugnisse über Tolstojs Beziehungen zu den Vertretern orientalischer Religionen (Tolstoj-Dokumente). Zürich u. Leipzig 1925, Rotapfel-Verlag. 266 S. Geb. M. 6,80.

Verschiedenes

Altman, Georg. Ludwig Devrient. Leben und Werke eines Schauspielers. Mit 8 Tafeln. (Deutsche Lebensbilder.) Berlin 1926, Ullstein. 275 S.

Ammon, Hermann. Organische Bildung. Ein Führer zu Büchern und zum Wissen. (Wege zur Bildung I.) Dessau 1925, C. Dünnhaupt. 136 S. Geb. M. 3,–.

Behne, Adolf. Von Kunst zur Gestaltung. Einführung in die moderne Malerei. Berlin 1925, Arbeiterjugend-Verlag. 87 S. u. 24 Taf. M. 2,75 (3,75).

Bergmann, Carl. Der Weg der Reparation. Von Versailles über den Dawesplan zum Ziel. Frankfurt a. M. 1926, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. 409 S.

Braungart, Richard. Josse Zoossens. Mit 95 teils farbigen Tafeln. Krefeld 1925, Wilhelm Greven. 50 u. 78 S.

Dyroff, Adolf. Betrachtungen über Geschichte. (Görres-Gesellschaft.) Köln 1926, Kommissions-Verlag J. P. Bachem G. m. b. H. 144 S. M. 3,60.

Fahsel, Helmut. Gespräche mit einem Gottlosen. Freiburg i. Br. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 214 S. M. 4,20 (6,–).

Foerster, Fr. W. Religion und Charakterbildung. Psychologische Untersuchungen und pädagogische Vorschläge. Zürich-Leipzig 1925, Rotapfel-Verlag. 464 S. Geb. M. 7,60.

Fontane, Theodor. Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg. Neue Ausgabe. Herausgegeben von den Söhnen des Dichters Theodor und Friedrich Fontane. Stuttgart 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. XI u. 276 S. M. 5,– (7,–).

Grisar, Hartmann S. J. Martin Luthers Leben und sein Werk. Mit 13 Tafeln. Freiburg i. Br. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 560 S. M. 13,– (16,–).

Hagemann, Walter. Das erwachende Asien. (Arabien-Indien-China.) Mit 49 Abbildungen und 4 Kartenskizzen. Berlin 1926, Verlag der Germania. 159 S. Geb. M. 6,–.

Heilmann, Alfons. Herzlichkeiten der Seele. Mystik des Auslands (Bücher der Einkehr, 4. Bd.). Freiburg i. Br. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 390 S. Geb. M. 8,–.

Heine, Anselma. Mein Rundgang. Erinnerungen. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 203 S. Geb. M. 4,50.

Hesse, Kurt. An den Straßenecken der Welt. Magdeburg 1925, Stahlhelm-Verlag G. m. b. H. 349 S.

Just, Leo. Franz von Lassaulx. Ein Stück rheinischer Lebens- und Bildungsgeschichte im Zeitalter der großen Revolution und Napoleons. (Studien zur rheinischen Geschichte, 12. Heft.) Bonn 1926, A. Marcus & E. Webers Verlag. 285 S.

Kemmerich, Max. Das Weltbild des Mystikers. Leipzig 1926, Stein-Verlag. 374 S.

Klages, Ludwig. Vom kosmogonischen Eros. Zweite, erweiterte Auflage. München 1926, Georg Müller. 153 S.

Knudsen, Hans. Das Studium der Theaterwissenschaft in Deutschland. Charlottenburg 1926, Verlag „Hochschule und Ausland“ G. m. b. H. 30 S. M. –,50.

Kreitmaier, Josef S. J. Von Kunst und Künstlern. Gedanken zu alten und neuen künstlerischen Fragen. Mit Titelbild und 48 Tafeln. Freiburg i. Br. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 250 S. Geb. M. 10,–.

Levy-Koref, Heinrich. Karl Marx und Hegel. Zur Widerlegung der Legende vom jüdischen Marxismus. Berlin 1925, Philo-Verlag G. m. b. H. 26 S.

Mader, Fr. W. Ich und Ich. Enthüllte Rätsel des Unterbewußtseins, I/II. Bd. Dresden 1925, Rekord-Verlag. 144, 154 S.

Marcus, Ernst. Kritik des Aufbaus (Syllogismus) der speziellen Relativitätstheorie und Kritik der herrschenden Hypothese der Lichtausbreitung. Berlin 1926, Der Sturm. 32 S. M. 1,25.

Matthias, Leo. Ausflug nach Mexiko. Mit 14 Abbildungen. Berlin 1926, Die Schmiede. 171 S.

Moser, Hans Joachim. Geschichte der deutschen Musik von den Anfängen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Bd. I. Vierte, völlig neugestaltete Auflage. Stuttgart-Berlin 1926, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 532 S. M. 15,– (18,–).

Müller, Karl Alexander von. Deutsche Geschichte und deutscher Charakter. Aufsätze und Vorträge. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 239 S. Geb. M. 7,50.

Neuter, Hanna. Die Heimlosigkeit. Ihre Einwirkung auf Verhalten und Gruppenbildung der Menschen. Mit einem Vorwort von L. von Wiese und 10 Skizzen im Text. Jena 1925, Gustav Fischer. 154 S. M. 7,50.

Philby, Harry. Das geheimnisvolle Arabien. Entdeckungen und Abenteuer. Mit 71 Einschaltbildern, 2 Bildnissen in Kupferdruck, 6 Karten und einem Stadtplan. Bd. I/II. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 365, 320 S. Geb. M. 30,–.

Plischke, Hans. Von den Barbaren zu den Primitiven. Die Naturvölker der Jahrhunderte. Mit 49 Abbildungen. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus. 126 S. M. 4,50 (6,50).

Rade, Martin. Glaubenslehre. Zweites Buch. „Christus“. Gotha 1926, Leopold Klotz. 362 S. M. 4,–.

Rosen, Friedrich. Persien in Wort und Bild. Mit 165 meist ganzseitigen Bildern und einer Landkarte im Anhang. Berlin-Leipzig 1926, Franz Schneider. 246 S. Geb. M. 10,–.

Schaeffer, Louis-Edouard. Stubenhansel. Märchen und Legenden, Sagen und Geschichten. Straßburg 1925, Neuer Straßburger Verlag. 101 S.

Schüler, Gustav. Von Stundenleid und Ewigkeit. Stuttgart-Berlin 1926, J. G. Cottasche Verlagsbuchhandlung Nachfolger. 206 S. M. 3,– (5,–).

Tobien, Alexander von. Die livländische Ritterschaft in ihrem Verhältnis zum Zarismus und russischen Nationalismus. Riga 1925, G. Löffler. 523 S.

Unger, Eckhard. Sumerische und Akkadische Kunst (Jedermanns Bücherei, Abt. Bildende Kunst). Breslau 1926, Ferd. Hirt. 108 S. Geb. M. 3,50.

Waldmann, Emil. Französische Maler des 19. Jahrhunderts (Jedermanns Bücherei, Abt. Bildende Kunst). Breslau 1925, Ferd. Hirt. 144 S. Geb. M. 3,50.

Wilde, Martin. Deutsches Evangelium. Berlin 1925, Heimat-Dienstverlag. 523 S.

Wilhelm, Richard. Die Seele Chinas. Mit 36 Abbildungen. Berlin 1926, Reimar Hobbing. 353 S.

Zilsel, Edgar. Die Entstehung des Geniebegriffs. Ein Beitrag zur Ideengeschichte der Antike und des Frühkapitalismus. Tübingen 1926, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). VIII, 346 S. M. 12,– (15,–).

* * *

Das Buch im Anfang. Verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig (Die Schrift. Erstes Buch). Berlin o. J., Lambert Schneider. 203 S.

Cléry, M. Das Tagebuch aus dem Temple. Ereignisse während der Gefangenschaft Ludwigs XVI. Aus dem Französischen übersetzt von Max E. Graf von Platen-Hallermund. Paderborn 1925, Ferdinand Schöningh. 148 S. M. 2,80 (4,–).

Ein russisches Pilgerleben. Herausgegeben von Reinhold von Walter. Berlin 1925, Petropolis-Verlag „Die Schmiede“. 173 S.

Marcu, Valeriu. Schatten der Geschichte. Fünfzehn europäische Profile. Berlin-Hamburg 1926, Hoffmann & Campe. 161 S.

Gandhi. Mahatma Gandhis Leidenszeit. Übersetzt und herausgegeben von Emil Roniger. Zürich und Leipzig 1925, Rotapfel-Verlag. 517 S. Geb. M. 8,–.

Inayat Khan. Musik des Schweigens. Aus dem Gayan. Zürich und Leipzig 1925, Rotapfel-Verlag. 118 S. M. 3,60.

Redaktionsschluß: 5. Februar

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5.—, Einzelheft Gm. 2.—

Lyrik der Gegenwart

XI

Klabund

Von Ernst Lissauer (Wien)

Klabund legt — bei Spaeth in Berlin — einen Band „Gedichte" vor, der auch eine Auswahl aus früheren Sammlungen einschließt. Es verlohnt diese Erscheinung eindringlicher zu betrachten: Klabund ist unter den in mannigfaltiger Weise ringenden Lyrikern dieser Zeit wohl der einzige Eklektiker, ja, er ist der Typus des Eklektikers schlechthin.

Es muß zunächst einmal ausgesprochen werden, daß eine gewisse Wirkung von Klabundschen Versen ausgeht. Auch ich verspürte sie, obwohl ich mit Widerstreben diesen Band ergriff. Denn die allgemeine Erscheinung Klabunds ist in hohem Maße bedenklich. Mit bluffenden Sexualversen erzwang er sich Aufmerksamkeit. Wir verehren in ihm ferner den Verfasser einer „Deutschen Literaturgeschichte in einer Stunde" und zugleich den der „Weltliteratur in einer Stunde". Er bearbeitet vorgestern den chinesischen „Kreidekreis", gestern den Rostandschen „Aiglon", heute ein deutsches Puppenspiel. Man würde sich solcher Vielseitigkeit erfreuen, wenn eine innere Linie zu erkennen wäre, wenn man nicht den Eindruck gewänne, daß ein behendes, gewandtes Talent eine Art weltliterarischer Agentur errichtet. Gelegentlich der wiener Aufführung des „Kreidekreises" veröffentlichte Klabund „Chinesische Gleichnisse", welche die Gleichnisreden der chinesischen Weisen imitierten. Diese Weistümer, insbesondere des Dschu-ang-tse, zählen zu den Urdokumenten der Menschheit, zu ihrem allerhöchsten, allerinnersten Bestande; die „Chinesischen Gleichnisse" des Klabund führen einen Weisen ein, der sich gassenbübisch äußert und benimmt. Das Ehrwürdige ward auf eine unwürdige Art travestiert, ohne Bewußtsein der Travestie. Wenn, nach einem guten Worte, Charakter das Talent multipliziert, so wird das Talent Klabunds dividiert. Und trotz dieser widerwärtigen Erfahrung: urteilende Kraft und Aufgabe schließt Vorurteil aus; man muß imstande sein, jedes Werk jedes Menschen mit einem erneuerten Blick anzusehen, denn vielleicht hat er selbst sich in eben diesem Werk erneuert; und eben dies ist ja der Sinn jedes wahren Werkes, daß einer sich erneuert. Bei solcher Einstellung ist es nicht verwunderlich, wenn Mißgefühl und Mißfallen in einem fort bestätigt wird, aber es befremdet, daß man dann und wann von einer dichterischen Beglückung angehaucht wird. Aber dieser Anhauch verweht. Ein Beispiel; das Gedicht „Frühlingsgewölk":

> Frühlingsgewölk. Die Stare
> Singen schön.
> Die ersten Regentropfen trillern
> Am Dach.
>
> Die Wetterfahne weht
> Nach Süden.
> Die kleine Wiese
> Weiß viel.
>
> Träum ich die Tanne?
> Träumt die Tanne mich?
> Es lebt und stirbt
> Sich leicht.

Durchsichtige, schwerelose Heiterkeit eines Vormittags Ende April; aber die Musik der hold hingetupften Worte ist stärker als ihr inneres Leben, als ihr Bilden, Fühlen, Bedeuten; alles untief, gleichsam wurzellos, oben am Stengel gepflückt, redensartlich oder billig. Immerhin, die beiden letzten Zeilen bestehen; in ihnen, trotzdem sie begrifflich aussagen, ist Frühling. Typisches Erlebnis: das Klabundsche Gedicht bestrickt durch Melodie und Rhythmus, aber indessen ein wahres Gedicht noch beim hundertsten Lesen wesenhaft nährt, ergeht es uns mit diesen wie Peer Gynt mit der Zwiebel: Hülle nach Hülle entfällt, und es bleibt das Nichts. Es ist — ich wende ein Wort

des Briefwechsels zwischen Schiller und Humboldt an — „mehr die Leichtigkeit des Leeren als des Schönen." So ergeht es, um einige Beispiele zu nennen, den Gedichten: „Soll ich kleine Lieder singen", „Uns ist gegeben", „Türmer und Taube", „Der Raubvogel", „Selbstvergessenheit", „Auf der Ottomane", von ihnen verbleibt immerhin ein dünnes poetisches Aroma. Anderes zergeht gänzlich oder erzeugt einen faden Nachgeschmack. „Ich würde sterben, hätt' ich nicht das Wort, das meine flüchtigen Gedanken hält"; wahr: seine Gedanken sind flüchtig, und er hat nur das Wort, er hat jene ganz an der Oberfläche haftende Gabe, die der Philister „schöne Sprache" nennt, er ist, nach seiner innersten Struktur, ein sogenanntes „Formtalent", etwa in der Art des frühen Geibel und verhält sich zur modernen Lyrik wie jener zu Klassik und Romantik. Er hat Einfälle, Motive und Motivchen und ist auch etwa ein Salus von 1925. Alle Stile klingen wieder. Er hat Nietzsche gelesen und schreibt:

„O du des Himmels goldene Vergossenheit!
Vergessenheit,"

später:

„Wände meines Zucht- und Unzuchthauses."

Etwas anders gedruckt, und wir lesen Holzschen „Phantasus":

„Ein alter Berg.
Ein altes Weib.
Das Hospiz
Bröckelt."

Oder Friedrich Schnack:

„Schon balzt der Auerhahn, der bunte,
In den Ackerrinnen frieren Kaninchen.
Eine Gemse stürzt in den Gießbach,
Der Frosch entschläft," usw.

Der Werfelsche Weltfreund:

„O erniedrigt von dir zu sein, Margarete! Hob dein Taschentuch;
Das du auf dem Schulweg fallen ließest, und gab es verblutet deinem Bruder zurück."

Rilkes „Stundenbuch":

„Und hast du, Herr, wie Marmor mich zerschlagen,
Und gönntest du mir nicht die kleinste Tat:
Wie darf ich gegen deine Einsicht wagen
Auch nur die jämmerlichsten meiner Klagen?
Du bist der Mäher und ich bin die Mahd."

Daneben expressionistischer Zeitstil um 1920 (in dem Gedicht: „Der Schauspieler").

„Er ragt, Gebäude der Besprechung,
Im schwebenden Kulissenwald."

Ein paar Zeilen weiter:

„Da entkriechen
Die tausend Augen schneckengleich in sich."

Hinwiederum epigonischer Tonfall von 1880:

„Was du mir warst — wer darf es wissen?
Was du mir wirst — was kann es sein?"

(So bei Rittershaus:

„Ein Gruß an dich — mein Morgensegen,
Ein Gruß an dich — mein Nachtgebet;"

bei J. J. David:

„Du fandest heimwärts — sei gesegnet!
Die Schwingen schmerzen — halte Rast!")

„Die Ammenuhr", eins der gewaltigsten Volkslieder, wird bei ihm zu einer Art Liebesuhr und zeugt dieses vollkommen leere Erotikon:

„Die Luft ist voll von deinem Duft,
O süßer Leib du von Jasmin!
Die Uhr schlägt drei. Am Horizont
Die ersten rosa Wolken ziehn.

Die ersten rosa Wolken ziehn
Am Horizont. Die Uhr schlägt drei.
O süßer Leib du von Jasmin,
Die Luft ist voll von deinem Duft!"

Das Allmersche Lied, das jeder aus Brahms' Vertonung kennt, klingt in fast wörtlicher Zitierung wieder:

„Ich träume, daß ich längst gestorben bin."

„Einen Sommer lang", die berühmte Zeile Liliencrons, Titel eines Gedichts und zweimal als Kehrreim gebraucht, wird von Klabund, ebenfalls als Kehrvers, an jedem Strophenanfang, übernommen. In der Anthologie „Lieder aus dem Rinnstein" findet sich ein ergreifender „Spruch wandernder Totengräber"; es ist Klabunds Recht, sich ihn dichterisch anzueignen, aber er vermerkt nicht, daß er eine volkstümliche Überlieferung verwendet, und er verbreitert und vergröbert nur. Und so genügen ihm die biblischen Leiden Hiobs nicht: Hiobs Mutter wird geschändet, sein Sohn schändet und mordet seine Mutter, Hiobs Weib; ein Sohn „erhängt sich am ersten Bart", und „sein

einziger Bruder hatte sich geschart der Räuberbande, die sein Vieh entwendet": in teils zu glatten, teils komisch-ungelenken Versen wird abermals ein höchstes Gut der Menschheit erniedrigt.
Und so sind seine gedanklichen Aussagen schlechthin nichtig; gewaltige Gebärden aus Papiermaché:

„Wenn ich wüßte warum —
Ich wüßte weniges.
Wenn ich wüßte woher —
Ich wüßte viel."

Oder:

„Vergib mir.
Ich tat,
Was Gott allein zu tun geziemt:
Nahm deine Hand für meine Hand,
Dein Herz für meines."

In dem Gedicht „Die deutschen Dichter" bildet er, zum Beispiel, folgende gänzlich oder fast nichtige Formeln:

„Du, Günther, brauner Packan, bissig bellend.
Du, Hölderlin, die sanften Pfeile schnellend.
Du, Mörike, verträumte Pfarrhauslinde....
Du, Conrad Ferdinand, auf Rhythmen wandelnd....
Du, Platen: im unsterblichsten Sonette.
Du, Nietzsche, deutscher Pole, Glockenkette.
Und du, o ewige Früh- und Abendröte,
Du Turm, du Sturm, du erster Mensch, du: Goethe."

Hier, wie oft bei Klabund, ist der Reim des Gedankens Vater. Und gerade viele seiner Reime erweisen die wesenlose, spielerische Art. Er reimt — nicht in einem Faschingsscherz, sondern in einem ernsthaft geplanten Gedicht „Gefängnis" —: „Polarnacht" und „wahr macht", „Tritt ich" und „Fittich". So ist auch jener „verwegene Leuchter, der die Nacht erhellt", der Sohn der Notwendigkeit, einen Reim zu finden auf jene wahrhaft schöne Zeile, die vermutlich vorher da war:

„Fiebrischer und feuchter
Glänzt das Angesicht der Welt."

Er reimt ferner:

„Er war von Liebe wie ein Stern entbrannt.
Er gab sein Erbe an den Kirchenfiskus,
Tat ab des Kaufherrn prunkendes Gewand.
Und nannte sich als armer Mönch: Franziskus."

„Kirchenfiskus" ist zunächst eine unsinnige Bildung, zumal für das 13. Jahrhundert; aber er spürt nicht, daß er mit diesem Feuilleton-Reim des christlichen Heiligen spottet, wie anderswo des Dschu-ang-tse und des Hiob. Ihm mangelt das Gefühl für Werte, für Sinn-Werte, für Wort-Werte.
Allenthalben ließe es sich nachweisen, wie Klabund die zuströmende Menge der Assoziationen, der Bilder, der Einfälle nicht zu sichten vermag. Die Anzahl seiner Bilder ist erheblich und mannigfaltig, aber sie sind wahllos gepflückt, nicht organisch erwachsen:
Um den Leib der Somaliweiber schlagen die blauen Strähnen „wie die Wellen des Nyassasees"; oder

„Ich sah
den goldnen Sperber
aus der Sonne geschleudert
wie Honig aus Waben."

Das Gedicht schließt:

„Er hielt im Schnabel
Die tönende Triangel des Frühlings."

Ganz verstandesmäßig konstruierte Bilder:

„Die Birnen läuten im Chorgestühl der Baumkirchen."

Oder:

„Hinter des Abendrotes Lungenbluten."

Gerade weil er so überaus leicht reimt, verfließen ihm die Worte zu Verbindungen wie dieser:

„Ihr zweiter Sohn in Brünsten spießte sie,
mit ihren letzten Blicken grüßte sie
Den Gatten — welche wild um Rache baten."

Hier haben wir alle Peinlichkeit beisammen: von dem epigonisch glatten Ablauf, der lüsternen Mordphantasie abgesehen, den flachen Reim, die widergrammatikalische und unmusikalische Anflickung. Es schreibt und reimt sich leicht.
Und so ist es nicht wahr: er hat nicht das Wort. Das Wort haben heißt: im Wort, in der Einheit von Bild und Sinn und Klang und Fühlkraft, das Außen und Innen der Welt haben. Dieser aber hat die Worte zumeist nur als Schälle und Flimmer. In neunzig von hundert Malen führt er das Wort unnützlich, unnützlich führt er den Namen Gottes, aber auch jedes Dinges.
Dieser Gedichtband Klabunds wird so ausführlich betrachtet, weil man kaum irgendwo mit gleicher Deutlichkeit erkennt, wie wenig ein Talent allein bedeutet, selbst ein weitgespanntes, mannigfaltiges, reich assoziierendes. Denn Klabund ist

an sich durchaus keine geringe Kraft. An nicht wenigen Stellen, auch in Gedichten, die hier in ablehnendem Sinne genannt wurden, stehen dichterische Zeilen, wie in „Helena“, oder es gelingt ihm — allerdings wieder in Nachahmung alter Marienlieder — die hübsche „Weihnachtslegende“. Melodik ist ihm eigen. Käme es hierauf allein an, so wäre Klabund ein wahrer und reicher Dichter. Jedoch, was ist Talent? Ein Mund, eine Stimme; eine zeichnende Hand, eine knetende, saitenstreichende. Talent ist nichts als die Öffnung, durch welche die innere Substanz, gestaltet, sich ergießt. Es kommt darauf an, wie dies Talent im gesamten Organismus des Menschen verwurzelt ist. Es kommt darauf an, wie tief eine Seele Atem zu holen, wie tief sie in eben diesem Atemholen in den Kosmos unterzutauchen vermag. Flinkheit, Hurtigkeit, Behendigkeit, alle diese Umschlage-Eigenschaften des Umschlage-Menschen, der unsere Zeit doch wohl mehr kennzeichnet als irgendeine frühere, sind in der Kunst tödlich. Es ist Klabund nicht ernst, er überzeugt nicht, macht nicht an sich glauben. Er müßte sterben, hätt' er nicht die Wörter.

Anhänger und Gegner des Okkultismus

Von Wilhelm v. Scholz (Seeheim b. Konstanz)

Der Okkultismus hat von seinem innersten Wesen her eine magische Kraft, Seelen und Geister der Menschen anzuziehen, zu binden, lebenslang nicht mehr loszulassen, daß sie ihm für immer hörig bleiben. Dabei ist es für das Maß dieser Hörigkeit fast ganz gleichgültig, ob die hörig Gewordenen sich bejahend oder ablehnend zum Okkultismus eingestellt haben. Die — wie die Raben hinter einem flüchtenden Heere — bei jedem neu veröffentlichten Vorgang, jedem Spukfall, jeder neuen Serie von Experimenten mit einem Medium auftauchenden Kritiker und Zerpflücker, oft wiederkehrend dieselben Namen, sind genau so Hörige des Okkultismus wie die Blindgläubigen, die das ganze Gebiet des behaupteten Okkulten, das Wahrscheinliche und das Zusammenphantasierte, gleichermaßen als die wirkliche Welt nehmen, von der sie sprechen, wie wir anderen von den natürlichsten, selbstverständlichsten Tagesangelegenheiten. Die Leidenschaft zeigt bei beiden, in welch hohem Maße sie hörig sind. —

Wie jener griechische Philosoph den Namen eines Atheisten niemals dem wütenden Gottleugner und Gottbekämpfer zubilligen wollte, weil der ja genau so wie der Gottanbeter von der Gottidee, nur eben mit unangenehmen Gefühlen, besessen sei, sondern allein dem ehrenwerten Manne, der von jeder Art der Gottleidenschaft frei sich eigentlich unter „Gott“ nichts mehr recht vorstellen zu können angab und sich deshalb nicht mit Gott beschäftigte — so sind das, was die heftigen, oft mit Verachtung erfüllten Gegner des Okkultismus sein möchten: von ihm Freie, über ihm Stehende — nur die, die weder dafür noch dagegen schreiben, von denen man also in bezug auf den Okkultismus nie hört.

Vielleicht wird es die heftigen, unversöhnlichen Kämpfer für und gegen die Wirklichkeit der okkulten Tatsachen einander freundlich näher bringen, wenn sie nun hier erfahren, daß sie sich wie Zahlen eigentlich nur im Vorzeichen, + oder —, unterscheiden, in der Sache aber ganz dasselbe sind: Hörige der Bewegung (zu denen ich mich, beiden Freund, leidenschaftslos und bescheiden, auch zählen muß).

Was beide aber am meisten einander näher bringen sollte, ist das sehr große Maß an Irrtum auf beiden Seiten, das milde zu stimmen geeignet ist. Es ist in der Tat erstaunlich, daß von den dem Okkultismus (+ wie —) Verfallenen die Allerwenigsten ein halbwegs sicheres Gefühlsurteil haben — das sich durch Gesamtlebenserfahrung, Umfang der Kenntnisse und geistige Durchdringung beider bilden muß — über das wahrscheinliche Maß an objektiver Wirklichkeit in den Erscheinungen und daß die meisten von beiden Gruppen je nach ihrer Einstellung bejahend oder verneinend mit dem Vorurteil (das ja doch das Endurteil bestimmt) weit über das Ziel schießen. Es ist ferner erstaunlich, daß bei diesem, in seiner ganzen

Wesenheit psychischen Gebiet so sehr viel und sehr viel ganz vergebliche Arbeit auf das Physikalische gewandt wird. Wahrlich, es läßt sich über das, worauf es im Okkultismus ankommt, auch ohne bessere Kontrolle, ohne Blitzlichtaufnahmen und Zugriffe (gegen die aber nichts eingewendet werden soll; nur scheint es mir an ihnen nicht zu hängen) doch schon manche bedeutsame Klarheit gewinnen. Als Grenzfälle des Irrtums bei Anhängern wie Gegnern möchte ich etwa nennen: den Glauben an die Papiermaterialisationen der Eva C. als an wirkliche Materialisationen hier; und, was man heute kaum mehr für möglich halten sollte und was an den Aberglauben des Mittelalters gemahnt: dort die noch immer gelegentlich auftauchende Bezweiflung der Tatsächlichkeit des Hellsehens und der Telepathie.

Nun ist die interessanteste Frage, woher diese Hörigkeit so vieler, und gewiß nicht der schlechtesten, im Gegenteil der geistig regsamsten, eindringenden und suchenden Geister kommt. Die Bücher bedeutender Verfasser zu okkulten Themen mehren sich. Ältere Zeitschriften des Gebietes blühen, neue tauchen auf: außer den altbekannten „Psychischen Studien", die ganz positiv eingestellt sind, nenne ich die von R. Baerwald herausgegebene „Zeitschrift für kritischen Okkultismus" (Verlag Enke, Stuttgart), an der die skeptisch dem Okkultismus Zugeschworenen mitarbeiten, ein Blatt, das nach den ersten zwei Heften sehr wertvoll und interessant zu werden verspricht, und eine dritte, die der sachliche und kluge R. Tischner in München herausgeben wird: „Der Okkultismus", die später näher besprochen werden soll. Auch das zeitschriftlesende Laien- und Gelehrtenpublikum (dies letztere bei der Zeitschrift für kritischen Okkultismus) nimmt also in beträchtlichem Maße teil.

Die Hörigkeit der positiv Eingestellten bedarf der Erklärung kaum. Geistige Verwandtschaft, Trieb zum Geheimnisvollen, zum leichten Gruseln wie Eindringenwollen in Fragen des Jenseits genügen, sie immer in dem rätselvollsten Gebiet menschlichen Forschens und Denkens festzuhalten. Dazu kommt ganz stark dies: das Verdächtiggewordensein der materialistischen Naturanschauung und -wissenschaft, die bei größter, bewunderns werteſter Richtigkeit und Exaktheit in den (nota bene vom höchsten Standpunkt!) niederen Graden, im Experimentierbaren und dann technisch Ausnutzbaren, alle Grundfragen von Leben und Lebensvorgängen völlig unerklärt ließ, während sie sie mit physikalischen und chemischen Gesetzen allen Ernstes genugsam zu erklären glaubte und vor allem die Möglichkeit andersgearteter Erklärungen ausschloß.

Noch aufschlußreicher für die Psychologie des Okkultisten wird es sein, die Hörigkeit der ewigen Zweifler, Skeptiker, Kritiker und Verneiner, die doch nichts anderes tun können, als immer mit den okkulten Problemen im Streit liegen, zu untersuchen. Es darf dabei zunächst nicht übersehen werden, daß bei einigen der steten, stets bereiten Gegner ihre Stellung in der wissenschaftlichen Welt sie solange dazu zwingt, ihre Liebe als Haß und Ablehnung auszusprechen, als diese wissenschaftliche Welt sich noch ablehnend verhält; daß also ein Teil der mit dem Minuszeichen Hörigen eigentlich zu den mit dem Pluszeichen zählen dürfte. Eine andere, wohl die größte, Gruppe kommt augenscheinlich durch ein Auseinandergehen des Fühlens und des Denkens zu ihrer zwiespältigen Stellung. Das dogmatisch-materialistische, uns allen schon in der Schule als unzweifelhaft der Wirklichkeit entsprechend suggerierte Denken unseres Bildungsganges, welches nicht erkennt, daß trotz ihrer teilweisen Beweisbarkeit und praktischen Ausnutzbarkeit unsere naturwissenschaftlichen Anschauungen doch, sobald sie vom Teil zum Ganzen aufsteigen, reine Glaubensdogmen sind wie die unbefleckte Empfängnis und ähnliches, ist in einem und demselben Menschen gepaart mit einem Trieb des Gefühls zum Dunklen, Geheimnisvollen, von der fürchterlichen Klarheit des ewig Beweisbaren fort ins Fruchtbare. So entsteht der wissenschaftliche Mensch, der, stets mit okkulten Dingen beschäftigt, in ihnen lebend, sie aus seinen anerzogenen Denkzwängen, mit denen sie nicht übereingehen, gleichzeitig immerfort zu zerstören suchen muß; der sich vielleicht einredet, um einem Unwesen zu steuern oder das leichtgläubige Publikum vor Betrug zu schützen oder sonst aus einem idealen Grunde als Lebensaufgabe den Okkultismus unter die kritische Lupe nehmen zu müssen. Vielleicht aber sind auch unter den ständig auftretenden Gegnern manche, die das Ungenügende unserer, im Niederen so großartigen, Naturer-

klärung fühlen, mit Eifer das Bessere suchen und nun — nicht finden können, weil sie im Exakt-Beweisbaren suchen statt im Intuitiven, im Physischen statt im Psychischen. Die Schuld hieran trifft freilich vor allem die zahlreichen materialistisch eingestellten Okkultisten (die eigentlich Antiokkultisten, aber als solche nun mit einem Minusvorzeichen sind!), deren ganzer Trieb es ist, das Gebiet des Geheimnisvollen — nicht in seiner Wesenheit einzugliedern und anzueignen, sondern zu entgeheimnissen; im Bilde: für die wirkende Seele eine „Struktur", ein „medianimes Glied", zu finden, das den seelischen Vorgang wieder physikalisiert — also aus dem Okkulten nur ein kleines neues Stück des Bekannten zu machen und es damit seiner Wesenheit, welche mit Tieferem als dem klar Erkennbaren zusammenhängt, zu berauben.

Zu den für die Sache wertvollen Gegnern, zumindest ausgesprochenen Skeptikern, gehören die Verfasser des (in der von Prof. Max Dessoir im Verlage Ullstein, Berlin, herausgegebenen Sammlung „Der Okkultismus in Urkunden" erschienenen) kritischen Werkes „Der physikalische Mediumismus", v. Gulat-Wellenburg, Graf C. v. Klinkowström und Hans Rosenbusch. Wenn man ihrer kritischen Untersuchung das von dem bestrittensten wie bekanntesten deutschen Okkultisten und Mediumforscher, Freiherrn v. Schrenck-Notzing, herausgegebene (L. E. XXVII, 390 besprochene) „Experimente der Fernbewegung" gegenüberstellt, hat man Nähe und fast feindlichen Abstand der positiven und negativen Okkultistengruppen in einem deutlichen Beispiel. In dem Schrenck-Notzingschen Sammelwerk eine Fülle von Zeugen vieler Berufe, Leute von Rang, die fast alle für die Echtheit der Phänomene, die sie sahen, eintreten, so daß man als Leser überzeugt wird — dort eine haarscharfe, nadelfeine Untersuchung und Kritik (im wesentlichen der Akten), die das Gewebe des Vorgangs Masche für Masche aufhebt, zu sehen, wo sich die Möglichkeit bot, die Erscheinungen betrügerisch-normal hervorzubringen; auch diese Schrift überzeugend, wenn man ihr Schritt für Schritt aufmerksam folgt. Daran ändert auch nichts, daß Studienrat Lambert dem Kritiker der Eusapia Paladino, Rosenbusch, ein paar nicht leicht zu nehmende Irrtümer nachweist (in den „Psychischen Studien", 52. Jahrgang, 11. Heft), die diesen einen Aufsatz beeinträchtigen. Und doch wird man, so überzeugend die Einzelkritiken der Fälle und Berichte sind (was freilich dadurch unterstützt wird, daß vielleicht mehr nach negativen Momenten gefahndet als allen positiven Beachtung geschenkt worden ist), der großen Zahl einander ähnlicher Erscheinungen, denen sich vor allem die viel wichtigeren unbeabsichtigt erlebten, in der ganzen Welt und allen Teilen der Geschichte einander gleichen, anreihen, gegenüber nicht umhin können, den Phänomenen weiter die geistige Existenz zuzubilligen, die uns zur Beschäftigung mit ihnen zwingt, und sich bis auf neue entscheidendere Feststellungen zum mindesten zu dem „non liquet" zu bekennen, das der Graf Klinkowström Daniel Dunglas Home nicht vorenthalten kann: „Trotzdem und trotz aller angeführten negativen Momente möchte ich die Frage, ob nicht doch bei Home möglicherweise irgendwelche supranormalen Kräfte mitgewirkt haben, nicht absolut verneinen, wenigstens nicht prinzipiell, sondern offen lassen. Die in den Berichten geschilderten Phänomene, so anfechtbar die Berichterstattung auch sein mag, geben immerhin zu denken; man gewinnt den Eindruck, als wären sie, zum Teil wenigstens, unter den geschilderten Verhältnissen mit taschenspielerischen Kunstgriffen nicht ausführbar." (S. 129.)

Das Werk der drei Verfasser wird eröffnet durch einen Aufsatz von v. Gulat-Wellenburg über die Grundlagen und vor allem die Methodik des physikalischen Mediumismus, dem sich ein ergänzender Teil über Beobachtungsfehler und deren experimentelle Feststellung von Klinkowström angliedert. Ich bekenne, daß die hier dargelegten methodischen Forderungen tatsächlich für jede zukünftige Untersuchung physikalisch-mediumistischer Erscheinungen Richtschnur werden sollten, wenn ich auch nicht glaube, daß im Experiment je das Wesentliche gefunden werden wird. In den weiteren Aufsätzen untersuchen die Verfasser mit großer Schärfe und der ihnen und ihrer gestellten Aufgabe nun einmal gemäßen negativen Voreingenommenheit die geschichtlich überlieferten Sitzungsberichte mit den berühmten Medien D. D. Home, Florence Cook, Slade; in

besonderer Ausführlichkeit, jedoch offenbar nicht ohne einige schwerwiegende Irrtümer, Übersetzungsfehler und Auslassungen (s. oben: Lambert gegen Rosenbusch) Eusapia Paladino; dann Stanislawa Tomczyk, Kathleen Goligher, Eva C., Willy Schneider, Einer Nielsen und Leistungen kleinerer Medien, die von sich reden machten, wie die „Phänomene" des ganz skrupellosen Betrügers Ladislaus Lászlo. Es ist eine genügende Anzahl den Text erläuternder Abbildungen beigegeben. Die Verfasser kommen — mit Ausnahme des vorsichtigen Zugebens einer Möglichkeit echter Phänomene bei Home (s. oben!) — im einzelnen durchweg zu der Überzeugung, daß Betrug vorgelegen habe, und am Schluß zu dem zurückhaltenden Ergebnis, daß bisher der wissenschaftsgültige Beweis von Phänomenen des physikalischen Mediumismus gescheitert sei — was natürlich nicht ausschließt, daß es trotzdem solche geben könne. Da wegen Mangels an Beweisen nur freigesprochen, nicht verurteilt werden kann, ist die Entscheidung der ganzen Frage weiter hinausgeschoben. Die künftige Entwicklung dieser Untersuchungen scheint durch das Buch in ihrer Richtung näher bestimmt, die Wahrscheinlichkeit für einen den letzten Skeptiker überzeugenden wissenschaftlichen Nachweis der mediumistisch-physikalischen Phänomene wohl gemindert aber keineswegs aufgehoben; geschweige denn, daß durch die Kritik der drei Verfasser an vielleicht betrügerischen Medien die Möglichkeit mediumistisch-physikalischer Vorgänge endgültig widerlegt ist.

Es ist natürlich, daß, während in den Zeitschriften sich vielleicht das Pro und Kontra die Wage hält, unter den zur Besprechung kommenden Büchern die bejahend eingestellten überwiegen, seien es solche, die der Gesamtheit okkulter Disziplinen, wenn ich so sagen darf, mit deutlicher Sympathie gegenüberstehen oder solche, die sich überhaupt nur mit einem einzelnen Gebiet des Okkulten beschäftigen. Von den letzteren seien als Beispiele für die positive Einstellung zur Astrologie (s. auch meinen Aufsatz L. E. XXVIII, 5) wenigstens genannt: der „Weltrhythmuskalender 1926" von L. Hoffmann und E. Ebertin (Verlag Lebensreform, Kempten im Allgäu), der mit seinen Voraussagen für das laufende Jahr schon von selbst im nächsten Jahr ein viel richtigeres Urteil gefunden haben wird, als es die Kritik ihm heute geben kann, was ebenso von dem „Astrajahrbuch" (Dresden, Astraverlag) der Freifrau Irene v. Veldegg gilt. Ebenso kann als Beispiel gegnerischer Einstellung eine kleine Schrift durchaus maßvoller Haltung nur erwähnt werden: „Zur Neubelebung der Astrologie" — welcher Titel über den Inhalt des Heftes täuscht; er müßte heißen: Gegen die Neubelebung der Astrologie — von K. Dalibor, von dem eine größere Schrift über das Thema angekündigt wird (Berlin, Verlag Hermann Radicke).

Wie tiefsinnig praktische Naturwissenschaft und maßvoll bejahende Stellung zum Geheimnisvollen aller Vorgänge einander durchdringen und zu lebendiger Anschauung des Letzten, der Allseele, des Allebens werden können, beweist „Das Wechselspiel von Liebe und Tod" von Edward Carpenter (deutsch von Hans Reisiger, im Anthroposverlag, Prien am Chiemsee), das von der Teilung der Amöbe und der ersten Vereinigung zweier Keimzellen, um aus Stoff von ihnen beiden ein neues Wesen zu zeugen, ausgeht und von dort zu den größten Problemen: der Persönlichkeit, der Reinkarnation und der göttlichen Seele vermutend, erwägend, nie doktrinär, doch mit inneren Sicherheiten und Gewißheiten aufsteigt. Carpenter erscheint mir als das Muster eines klug und unvoreingenommen zum Okkultismus eingestellten Mannes; mit einem unkirchlich-religiösen Ziel.

Das religiöse Thema gibt auch der breiten und weitschweifigen, gelehrten psycho- und pathologischen Studie von Emil Matthiesen „Der jenseitige Mensch" (Verlag Walter de Gruyter, Berlin und Leipzig) sein Kennzeichnendes. Das mit größtem Fleiß, größter Belesenheit und wirklichem Eingedrungensein in sein umfangreiches Thema geschriebene Buch sucht den höheren religiösen Menschen, den es dem aus bloßer Unterwertigkeit Religiösen gegenübergestellt, in seinem Zusammenhang mit den okkulten Phänomenen und den pathologischen Äußerungen der erkrankten Seele zu zeigen und darzustellen. Die große Breite und Langsamkeit des Vortrags erschwert die Beschäftigung mit dem Werk.

Mit ein wenig zu lauter Begeisterung, Überzeugtheit und zu großen Worten („Das Weltbild der offiziellen Wissenschaft liegt in Trümmern" —

die aber selbst als Trümmer noch recht beträchtliche Leistungen hervorbringen!), sich schon in der Ausstattung nicht an geistige oder mit dem Thema vertraute Leser wendend, kommen des bekannten Max Kemmerich „Wunderbare Tatsachen aus dem Reich des Übersinnlichen" (Kempten im Allgäu, Gesellschaft Lebensreform) daher. — Bedeutender, ebenso positiv, aber ernster und ruhiger ist die Schrift „Seelische Mächte im Diesseits und Jenseits" von F. Quade (Berlin, Pyramidenverlag Schwarz & Co.), die ganz im Unbewiesen-Unbeweisbaren sich bewegt, ganz aus einer sich Wissen glaubenden Phantasie stammt — aber einer Phantasie, der offenbar eine starke Einfühlungsfähigkeit in Möglichkeiten des Unerforschten eignet, die mit etwas ganz Phantastischem (das aus der theosophischen Anschauung stammen mag, wie die „Elementale", aber hier eigenartig und so vorgetragen wird, daß es) oft, als wäre es etwas fast schon Erwiesenes, überzeugt oder doch wenigstens nachdenken macht. — Um eines lapidaren Satzes willen, daß auch das Heitere nicht fehle, seien die zwei Bände „Enthüllte Rätsel des Unterbewußtseins" von Fr. W. Mader (Rekord-Verlag, Dresden) erwähnt, die leicht und nicht unsympathisch, nachdenklich, doch allzuwenig in Berührung mit dem Stand der Zeit von allem Möglichen, auch den psychischen Problemen, von Träumen und Spuk, Prophetie und Schlafwandel, von Hypnose und Geisteswissenschaft plaudern, vom Hundertsten ins Tausendste kommen (bis zur Täuschung des deutschen Volkes im Weltkrieg), und in diesem Satze gipfeln: „Das Unterbewußtsein ist der Sitz der Dummheit!" —

Von Anhängern wie Gegnern ist zu lernen. Aus ihrer Leidenschaft und ihrem Gefesseltsein an den Okkultismus schließe ich: daß hier eine wichtige Möglichkeit künftiger Erkenntnis liegt. Vielleicht aber bedarf es noch — vielleicht: nur noch — irgendeines Momentes, das zu dieser Forschung von außen hinzukommen muß (wie zu Lilienthals Gedanken des Gleitflugzeugs dann die Konstruktion des leistungsfähigen Motors), um diese Erkenntnis zu gewinnen und fruchtbar zu machen.

Manzoni

Von Hans Sturm (Charlottenburg)

„Manzoni wird nicht mehr gelesen," schrieb 1913 Richard M. Meyer, einer der belesensten Literarhistoriker seiner Zeit, in der „Weltliteratur des 20. Jahrhunderts",[1] und behielt mit seiner kategorischen Feststellung noch fast ein ganzes Jahrzehnt hindurch recht. Die meisten kennen den italienischen Dichter nur als den Verfasser der „Verlobten"; wenige wissen noch etwas von Goethes Begeisterung für ihn; einige nur kennen die Übersetzung lyrischer Stücke durch Paul Heyse und den Wert der mehr als siebzig Jahre umfassenden Briefsammlung in der Edizione Hoepli, Mailand. Aber ganz vergessen waren die literarhistorischen Essays, die philosophisch-ästhetischen Abhandlungen und selbst die schon 1835 von Anspach verdeutschten „Betrachtungen über die katholische Moral".

Erst 1923, fünfzig Jahre nach Manzonis Tod und etwa hundert Jahre nach Fertigstellung des ersten Entwurfs zu „Die Verlobten" wurden weitere Kreise durch Gedenkfeiern an den bescheidenen Dichter und mutvollen Denker mit dem Imperativ eines gewandelten und geläuterten Christentums erinnert. Die bedeutsamste und würdigste Ehrung, die ihm in Deutschland zuteil wurde, ist zweifellos die von Hermann Bahr und Ernst Kamnitzer besorgte deutsche Gesamtausgabe seiner Werke in zehn Bänden, die sämtliche Dichtungen, die Dramen, Die Verlobten, Schriften zur Philosophie und Ästhetik, Über die katholische Moral, Schriften zur Geschichte der Literatur, (zwei Bände) Briefe und einen Schlußband „Über Manzoni" enthalten wird. (Bisher liegen vor: Band III/IV, Die Verlobten; Band V, Schriften zur Philosophie und Ästhetik; Band VI, Betrachtungen über die katholische Moral.) Der Theatiner-Verlag in München stattete diese monumentale Ausgabe „als ein Denkmal verehrungsvoller Erinnerung" in jeder Hinsicht mustergültig aus. Es wäre er-

[1] Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

freulich, wenn die fehlenden Bände, vor allem der Schlußband, bald erscheinen könnten; denn die Studie über Manzoni von Sauer (1872) und die kleine Biographie seines Landsmannes de Gubernatis (1879), ja selbst die 1884 in der „Deutschen Rundschau“ erschienene Abhandlung des Danteforschers Franz X. Kraus sind mehr oder weniger veraltet und ergänzungsbedürftig.

Manzoni wurde am 3. März 1785 in Mailand geboren. Sein Vater war ein halbfranzösischer Aristokrat, die Mutter stammte aus dem lombardischen Geschlecht der im 14. Jahrhundert in Pavia herrschenden Beccaria. Den ersten Unterricht erhielt er nach dem frühen Tode des Vaters von seiner hochgebildeten Mutter, studierte in Mailand und Pavia und kam als Zwanzigjähriger nach Paris, wo er sich dem Kreise der Enzyklopädisten anschloß. Hier entstehen die Dichtungen „Triomfo della libertà“, ein „Klagelied“ auf den Tod seines väterlichen Freundes Carlo Imbonati und die mit Reflexionen stark durchsetzte „Urania“, die alle noch den Einfluß der von dem jungen Dichter verehrten Meister Alfieri, Parini, Monti und Foscolo zeigen. Während des pariser Aufenthalts rückte er jedoch immer weiter von den Vorbildern ab und lernte, angeregt besonders durch Fauriel, selbständig denken. Und während Pierre Cabanis den allzu krassen Materialismus seines Hauptwerks „Rapports du physique et du moral de l'homme“ in seinen immer wieder ergänzten und verbesserten „Briefen über die ersten Ursachen“ abzuschwächen suchte und Graf Claude Destutt de Tracy Condillacs Sensualismus zur Ideologie erweiterte, ließ Manzoni die kleineren Dispute über literarische, ästhetische und politische Streitfragen und befaßte sich, seinem eigentlichen Wesen folgend, mit schwierigen Fragen religiöser Probleme. Er bricht mit den Stoizisten und kehrt, wie einige Jahre vorher seine Mutter, zum Glauben seiner Kindheit zurück. 1808 hatte er die Kalvinistin Henriette Blondel aus Genf geheiratet, erneuerte aber zwei Jahre später das Ehegelöbnis nach katholischem Ritus. In dieser Zeit entstanden die „Inni sacri“, die in der Übertragung von Paul Graf Thun-Hohenstein in den Theatiner-Drucken des Theatiner-Verlages in vornehmster Ausstattung erschienen sind. Wer um die Schwierigkeit, italienische Lyrik ins Deutsche zu übertragen, weiß, wird sich dieser neuen Übersetzung freuen.

Es ist seltsam, wie sich der Dichter begeisternder Hymnen als wohlabwägender Dialektiker mit Cousins metaphysischem System oder Descartes' Meditationen kühl und eingehend auseinandersetzt. Ein Jahrzehnt nach seiner Rückkehr zum Katholizismus gibt ihm der genfer Historiker Sismonde de Sismondi, der in seinem Werk über die italienischen Republiken im Mittelalter der katholischen Morallehre den sozialen und sittlichen Niedergang des damaligen Italiens zuschrieb, willkommene Gelegenheit, diese durch seine „Osservazioni sulla morale cattolica“ zu verteidigen; er entledigte sich dieser nicht leichten Aufgabe in vornehmster Form und mit einem seltenen Adel der Gesinnung. Franz X. Kraus hat zuerst die innere Wechselwirkung zwischen der „Morale cattolica“ und dem epischen Werk geahnt und festgestellt, daß jedes der beiden Bücher das andere bedinge, und erkläre; in beiden Werken wird der Wert des Menschlichen nicht so sehr aus dem Gedanklichen heraus bestimmt als aus der Nächstenliebe und der Reinheit des Wollens.

Immer wieder kehrte Manzoni von den wissenschaftlichen Arbeiten zur Dichtung zurück, aber nicht zu Idyllen und Terzinen wie Monti, nicht zu volkstümlichen Weisen wie Foscolo, noch zu den didaktischen Sprüchen Parinis, den er wegen der „moralisch wertvollen Dichtung“ in seinen jungen Jahren vergöttert hatte, sondern der Ruhm Shakespeares regte ihn an zu den Dramen „L'Adelchi“ und „Il conte de Carmagnola“, — hier ist auch der Einfluß der „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur“ von A. W. v. Schlegel unverkennbar — in denen er, entgegen der bis dahin allein gültigen aristotelischen Anschauung unbekümmert um die Einheit des Ortes, die Einheit der Zeit erweiterte und so das vom alten Regelzwang befreite nationale Drama schuf; das allerdings auch an den in seiner geistvollen Abhandlung „Über die Zusammenkomposition von Geschichte und freier Erfindung“ hervorgehobenen Mängeln leidet. Den erfundenen Titelhelden Adelchi — es ist der Sohn des im Kampfe gegen Karl den Großen unterlegenen Longobardenkönigs Desiderius und der Bruder der von Karl verstoßenen Gemahlin Ermenegarda

— nennt Manzoni selbst einen „Eindringling unter den geschichtlichen Gestalten". Den „Grafen von Carmagnola" widmete er seinem Freunde Fauriel, der einige seiner Arbeiten ins Französische übersetzte, als Dank für die vielen wertvollen Anregungen. Die bedeutsamste Anteilnahme jedoch erfuhren seine Werke von deutscher Seite, und zwar von keinem geringeren als von Goethe selbst, der dem italienischen Dichter durch eine begeisterte Würdigung und formvollendete Übertragung der Ode auf Napoleons Tod, „Il cinque Maggio", die erste europäische Resonanz verschaffte. Mit der gleichen Frische trat der Altmeister für die Dramen Manzonis ein und verteidigte sie sogar verschiedene Male gegen englische und italienische Nörgler. „Du bist mir nicht fremd," schrieb darauf der italienische Dichter, Ferdinands Huldigung aus dem Egmont deutsch zitierend, als Widmung in das Goethe zugedachte Exemplar des Adelchi, „Dein Name war es, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft habe ich nach Dir gehorcht, gefragt."

Goethe war es auch, der von Manzonis historischen Studien über das Mailand des 17. Jahrhunderts etwas Besonderes erwartete; und er wurde durch den aus diesen Studien herausgewachsenen Roman „I promessi sposi, storia milanese del secolo XVII", zuerst 1867 von Schröder übersetzt, nicht enttäuscht. Dieses Werk, das die Patenschaft Scotts nicht verleugnen kann und will, begründete den neuen historischen Roman in Italien. Liebe und Leid, Tapferkeit und Treue einfacher Menschen, verbrecherische Leidenschaften zuchtloser Machthaber und frommer Glaubenseifer kirchentreuer Führer werden geschildert auf dem verworrenen Hintergrund der Pestzeiten in Mailand. Nicht einzelne Gestalten will er deuten, sondern alle Stände und Klassen: Handwerker und Adlige, Fürsten und Ordensleute, Beamte und Soldaten, Bischöfe und Schankwirte, Räuber und Sonderlinge, kurz, das politisch zwar zerrisssene, in seiner Katholizität jedoch einige italienische Volk in seiner Gesamtheit. Wie jeder große Epiker, so war auch Manzoni immer wieder eifrig bemüht, den Adel und die Reinheit seiner Muttersprache zu heben, doch nicht nur theoretisch, wie in einigen kleineren Abhandlungen und Dialogen, sondern auch praktisch durch Überarbeitung der eigenen Dichtungen. Der erste Entwurf der „Verlobten" von 1823 wurde erst 1825, umgearbeitet, herausgegeben. Diese Ausgabe überarbeitete er nochmals, um dem toskanischen Sprachideal näher zu kommen, und erst 1842 lag die endgültige Fassung vor, die von Johanna Schuchter für die vorliegende Ausgabe geschickt übertragen wurde. Dieses Werk rückt den Dichter in die vorderste Reihe der Meister der Weltliteratur.

Die Art seiner epischen Begabung hat etwas Altmeisterliches. Ihr innerer Wert liegt in der unmittelbaren Menschlichkeit und in der lieblichen Anmut natürlicher Anschauung. Die sprachliche Form ist bald behaglich breit, bald temperamentvoll gesteigert, geht aber nie über das Maß humanistisch geschulter Empfindung für die Distanz hinaus. So konnte dieses Werk nicht lebensfernes Kunstwerk bleiben, sondern wurde für das italienische Volk das, was Don Quichotte den Spaniern ist. Es wird noch heute an allen Schulen als Lesebuch gebraucht, und wer es einmal im Urtext gelesen hat, wird dies vollauf verstehen.

Nach diesem Meisterwurf versiegt seine Schaffenskraft, und der Danteforscher Karl Witte, der ihn noch persönlich gekannt hat, zeichnet ihn: „Ein hagerer, nachlässig schwarzgekleideter Mann mittlerer Größe, mit blassen, eingefallenen Wangen, einigen Pockengruben, unordentlich krausem, dunklem Haar und etwas stechenden, zugleich unruhigen und träumerischen Augen." Diesen Eindruck gewinnt man auch aus seinen späteren Briefen, in denen er manches, was er vor Jahren glühend verteidigte, mit alterndem, doch immer noch regem Temperament bekämpft. So erklärt er in einem Sendschreiben an Goethe alle epische und dramatische Historiendichtung als „völlig unstatthafte Ausgeburten frivolen Halbwissens, als verwerfliche Zwitter von Geschichte und Dichtung, von Wahrheit und Lüge". Aus den Briefen ahnt man aber auch die Tragik des sein Schaffen Überlebenden, der nur neue Formen aufzeigen, nicht auswerten durfte, der im Ansturm neuer Ideen — wie Napoleon in seiner Ode — „zwischen zwei Jahrhunderten, das eine gegen das andere in Waffen", stand, der nur Brücke war aus dem Settecento in die neue italienische Geisteswelt, nicht Weg.

Der Erbe vom Rhein

Von Anselma Heine (Berlin)

Das Elsaßproblem, zum Roman gestaltet von einem, der es gelebt hat! Der leidenschaftlich seiner Heimatserde verbunden und ebenso leidenschaftlich Vorkämpfer des Internationalismus ist.[1] In Klarsicht, Einsicht und Freundschaft setzt sich René Schickele hier mit Elsässern, Deutschen und Franzosen auseinander: gerecht, manchmal bewundernd mit den Deutschen; gutmütig spottend, oft tadelnd mit seinen Landsleuten, den Elsässern. Zärtlichkeit aber nimmt unwillkürlich seine Stimme an, wenn er von den Romanen spricht. Und hierin gerade ist er recht deutsch. Denn die Vorliebe für die südlicheren Nachbarn ist von je alemannische Art gewesen. Zudem gedeiht diese kleine Abweichung von der sonst unparteiischen Gerechtigkeit dem Roman zu Farbe und Wärme. Also zu Reiz. Objektive Dichtung ist keine. —

Bei uns kennt man Schickele hauptsächlich als Verfasser des „Hans im Schnakenloch". Ein Drama, das in der Kriegszeit es unternahm, die Tragik des Pufferstaates zu künstlerischer Sicht zu bringen. Das Stück wurde hier unter größtem Interesse des Publikums häufig gespielt.

Und dann lernte man diesen elsässischen Dichter lieben als Herausgeber der „Weißen Blätter", die sich bereits seit dem Jahre 1916 um Vernunft und Verstehen der Völker untereinander bemühten. —

Der heutige Roman geht in den gleichen Bahnen. Und die anscheinend autobiographische Erzählung wird zum Forum für das Elsaßvolk. Man glaubt dem Malen eines Selbstporträts zuzusehen, aber auf der Leinwand entsteht das ganze Land mit seinen Ebenen, Pappeln und schlanken Kirchtürmen; seinen in Grün gebetteten Dörfern. Wir sehen das Familiengut der Breuschheim in der Nähe von Straßburg, dessen Schloß der Erzählende entstammt. Und man zeigt uns vor allem die Menschen im Elsaßländle, wie sie, von ihren politischen Geschicken hin und her gezerrt, entwurzelt werden.

Was uns dieser Klaus von Breuschheim (die Ich-Person des Romans), vom Leben seiner Verwandten und Freunde berichtet, ist die typische Tragik des Grenzländers. —

Jeder Deutsche, der sich auf irgendeine Art einmal im Elsaß heimisch gemacht hat, wird mit besonderer Wißbegier in Schickeles Roman die Seiten aufschlagen, die vom Elsässer der Nachkriegszeit erzählen. Von der wir ja nichts miterleben konnten. Aufschlußreich in dieser Hinsicht, dabei entzückend amüsant ist die Szene, in der der Sekundaner Klaus vor einer Reise mit seiner Mutter nach Venedig, am Bahnhof zu Straßburg Abschied nimmt von seinen Gymnasialgenossen. Jung-Elsaß vor dem Kriege. In allen Schattierungen.

Da ist der Stiefbruder Ernst, korrekter Primaner, der sich wie ein preußischer Korpsstudent gebärdet, beim Grüßen ruckweise die Hand nach unten reißt und hochmütig nur den Umgang mit dem Sohn des adligen Staatssekretärs unter der deutschen Herrschaft, für seiner würdig hält.

Im Lauf der Zeit wird er Rittmeister bei den pasewalker Kürassieren, nach dem Kriege aber, so geschwind als möglich umgewandelt, behauptet er: er habe sein Lebenlang auf die Franzosen gewartet. Außer dem jungen Adligen stehen noch zwei andere Gymnasiasten auf dem Bahnhof: der Sohn eines straßburger Bürgers und der eines Weinbauern. Sie sind gekommen, dem Abreisenden ihre abweichenden Meinungen, das Elsaß betreffend, vorzulegen. Der eine will es internationalisiert, der andere unter französisches Protektorat gestellt haben. Der Adlige renommiert von „der Schärfe des deutschen Schwertes". Er will das Elsaß zur „Kaiserpfalz" erheben; persönlicher Besitz des deutschen Kaisers. Zum Schluß geben sich, nach allerlei Diskussion, die jungen Leute gravitätisch ihr Ehrenwort, daß sie auf den Gedanken einer Kaiserpfalz sämtlich verzichten wollen. Ebenso wie auf das französische Protektorat. Das alles ist mit einem taktvollen Humor erzählt, der eine schärfere Spitze erst dadurch erhält, daß, nach dem Kriege, der junge Klaus von Breuschheim vor seinen eigenen Landsleuten nach dem Schwarzwald flieht. —

[1] „Der Erbe vom Rhein." Roman in zwei Bänden von René Schickele. München 1926, Kurt Wolff Verlag.

Biegsam und kostbar wie glühendes Gold ist das Deutsch dieses Elsässers, bizarr aber die Form, in der er erzählt. Gegenwartszustand wird mit überlebendiger Schilderung der mannigfachen bunten heißen Vergangenheiten zusammengeschmelzt. Unentwirrbar manchmal! Und die Erinnerungserzählungen, die den eigentlichen Roman bilden, wirken verblassend auf die Berichte vom ereignislosen Leben im Jagdhäuschen am Schwarzwalde. Es gibt da manchmal Mißklänge, die beleidigen. Unerhörtes Leiden und unerhörtes Glücklichsein in so unmittelbarer Folge stumpft ab oder verdrießt. Unsere Nerven vertragen es kaum, wenn man eben der Abfassung eines Sehnsuchtsbriefs an die einstige Geliebte beiwohnt und gleich darauf der Sturz des Erzählers mit seiner jungen Frau in die mörderische Gletscherspalte, die Kämpfe und das Erliegen der Abgestürzten mit verruchter Anschaulichkeit vor uns ausgebreitet wird. Diese Szene, in der auf der Schwelle des Todes das junge Ehepaar sich in seinen Liebesgluten Wärme und Widerstand schafft, ist ein erschütterndes Kunstwerk.

Klaus wird gerettet. Doris, die Gattin, die man in ihrer ganzen Lieblichkeit erst da in ihrem kristallenen Sarge recht kennen lernt, bleibt tot.

Darauf will uns das bunte, abenteuerreiche Venedig der Erinnerung nicht recht schmecken. Fast beschämt nur lassen wir uns mitreißen und fesseln von all dem Süden in Landschaft und Herzen, in den wir nun hineingewirbelt werden.

Dazwischen immer wieder das regnerische, langsame Werden des deutschen Vorfrühlings im Waldhause mit seinem verheißungsvollen Duften.

Schickele ist bald geistvoller weltgewandter Causeur, bald einsamkeitsträchtiger Lyriker. Seine Landschaftsschilderungen prägen sich unwiderstehlich ein. Und sicher hat dieser Mischling zweier Gefühlszonen sich selber und seine Kunst nie so rückhaltlos geben dürfen wie eben in dem vorliegenden Roman.

Werner Türk

Von Werner Mahrholz (Berlin)

Die Überspannung des Spirituellen, wie sie in den Tagen des Expressionismus üblich war, weicht einer neuen Sehnsucht nach Wirklichkeit. Es ist in der ganzen nachexpressionistischen Generation ein Suchen nach Wirklichkeitsnähe zu spüren. Man könnte fast von einer Renaissance des Naturalismus sprechen, bliebe nicht, im Hintergrund alles Geschehens und Darstellens, die furchtbare Problematik, wie eine ewige Wunde, fühlbar, die im Krieg, Nachkrieg und Expressionismus sichtbar wurde und bis heut nicht durch schöpferische Synthese überwunden worden ist. Europa ist einem vulkanischen Landstrich vergleichbar: eben ist eine Epoche der Ausbrüche vorbei; es scheint alles wieder friedlich und alltäglich; aber unter der dünnen Haut der Erde brodelt und kocht es; manchmal sogar donnert es dumpf und drohend, und die Erdoberfläche bebt.

Das ist die innere Lage dieser Übergangszeit: der Geist, der ewige, luziferische, aufrührerische Geist hat sich müde gestrebt. Er scheint an sich selber zerbrochen zu sein. Er scheint alles Zutrauen zu sich verloren zu haben. Er scheint machtlos, verächtlich, harlekinisch geworden zu sein. Die Triebe sind geblieben, sind allmächtig, sind einzige wahre Realität. Geist ist nur Arabeske, Überschuß, Müßiggang; Trieb ist Macht, Dauer, Wirklichkeit.

Und doch ist da noch ein Anderes, auch Mächtiges, auch Ewiges: Seele. Verschüttet oft, bricht sie immer wieder durch. Trieb und Seele sind die Pole heutigen Empfindens, Lebens, Gestaltens. Wie könnte ein junger Dichter sich dieser Spannung der Zeit entziehen! Fehlt die überglänzende Reinheit, die ordnende Kraft des Geistes dieser Epoche, so bleibt dem Dichter, zu künden von Trieb und Seele. Im Menschlichen bedeutet das: einfache, starke, ungebrochene Personen zu finden, an denen diese Polarität sich offenbart. Das Volk und seine Menschen, der einfache Arbeiter, die einfache Frau in den selbstverständlichen Zusammenhängen des Daseins: Ehe, Beruf, Liebe, Arbeit gewinnen eine neue Bedeutung. Prophetie und subtile Psychologie, Weltanschauungskämpfe

und die Aufhellung des Unterbewußten interessieren die jüngste Generation nicht mehr so stark. Aber eine neue Anschauung des Menschen, des tätigen, leidenden, arbeitenden und am Trieb oder an der Seele zerbrechenden Menschen wird offenbar.

*

Diese Gedanken, zutreffend nicht nur für diesen einen Autor, entstehen in dem nachdenklichen Leser, wenn er die beiden Bücher Werner Türks gelesen hat: „Der Arbeitslöwe" und „Hyäne"[1] sind die primitiv zusammenballenden Titel. Es sind zwei, dem Umfang nach kleine Romane. Moderne Lebensbilder, wenn man so will. In beiden wird das ganze Lebensschicksal sehr primitiver, triebhafter, unkomplizierter Menschen dargestellt. Und zwar dargestellt ohne jede Beschönigung, ohne alle Schminke und doch nicht etwa mit einer Lust am Häßlichen und Schauerlichen, sondern mit der liebenden Kraft eines Künstlermenschen, dem alles Sein gleich wert der Gestaltung ist.

Der Arbeitslöwe ist der Maurer Manke: ein gewaltiger Arbeiter, ein primitives Kind, ein im tiefsten Grunde seine Arbeit und sein Weib liebender Mensch. Das moderne Schicksal der Arbeitslosigkeit faßt ihn an, gerade da seine Frau ein Kind bekommt. Er leidet unter der Qual, seine Kräfte nicht austoben zu können in der geliebten Arbeit. Er wird unleidlich, Sorge quält ihn, und am Ende setzt die kleine Frau, voll Liebe für ihren Mann, das Kind aus. Immer düsterer wird es nun in Mankes Hause. In seiner Qual sucht er Streit mit einem Polier, der ihn entlassen hat, und schlägt ihn derartig zu Boden, daß der Polier tot ist. Ein Jahr Gefängnis ist die Folge. Die Frau, plötzlich ganz auf sich gestellt, wächst in der Zeit seines Fernseins zu einer selbständigen Persönlichkeit heran und sucht, ihr Kind im Waisenhause wieder zu finden. Ein neuer Schicksalsschlag: das Kindchen ist gestorben. Der Mann aus dem Gefängnis entlassen, findet Arbeit als Holzarbeiter in einer Försterei, fern von Berlin. Neues Glück scheint über das Ehepaar zu kommen. Sie erwarten ein zweites Kind. Es wird tot geboren. Das bricht die Frau völlig: sie sieht in diesem neuen Unglück eine Rache des Schicksals und stirbt daran. Nun aber ist es auch um den Arbeitslöwen getan: er versinkt ganz in eine tödliche Gleichgültigkeit und vegetiert als ein lebendiger Leichnam weiter. Der kraftvolle Mensch zu Beginn der Geschichte hat sich am Ende in eine Menschenruine verwandelt. Ein einfaches Schicksal ist abgelaufen.

Und einfach, wie dies Schicksal ist die Art der Darstellung. In einer schlichten, knappen klaren Prosa fließt die Erzählung dahin. Es gibt keine verwickelten Perioden, wie es keine komplizierten Vorgänge in diesem Roman gibt. Nirgends verweilt der Erzähler breit ausladend bei der Schilderung innerer oder äußerer Ereignisse. Der Stil ist sachlich, ohne trocken, die Handlung drängend, ohne effektvoll, die Komposition klar, ohne konstruiert zu sein. Man möchte sagen: alles in diesem kleinen Roman hat Maß, Ziel und Takt und doch ist jede Situation anschaulich, wenn auch vielleicht nicht sehr farbig gegeben. Man fühlt: der Autor nimmt Rücksicht auf die beschränkte Zeit des modernen Lesers. Er sagt mit wenigen Worten möglichst viel. Er fabuliert nicht, er berichtet: Stil der Sachlichkeit.

*

Was für diesen ersten Roman gilt, trifft im wesentlichen auch auf die „Hyäne" zu. Triebmenschen, in einen Ehebruch verwickelt, werden durch den blinden Trieb eines Krüppels, des Sohnes der Ehebrecherin, am Ende vernichtet. Eine düstere Balladenstimmung ist über dem Ganzen. Eine Entfesselung des Trieblebens ist dargestellt, die elementar wirkt. Die Zügelung des krassen Stoffs ruht in dem nüchternen Bericht des Erzählers. Die Menschen sind Stücke der Natur, nicht mehr und nicht weniger. Nur daß in ihnen allen ein wenig Seele zuckt. Wenn man will, sind es Romane mit pessimistischer Färbung. Aber es sind ehrliche Bücher, ganz blutig ehrliche Bücher — im Menschlichen wie im Artistischen.

Hierin aber liegt, trotz allem, die Befreiung. Werner Türk klagt nicht pathetisch an, aber er beruhigt die aufgewühlten Leidenschaften durch die gleichmäßige Liebe und Freundlichkeit, mit

[1] Beide sind im Arta-Verlag, Berlin 1924 und 1925 erschienen.

denen er sie beschreibt. Ihn graust vor nichts: alles ist ja Natur. Man hat auch nicht das Gefühl, daß dieser junge Dichter selber am Leben verzweifelt wäre, das Gegenteil: das Leben ist hart und brutal. Bejahen wir es trotzdem, um es zu zähmen. Und sei es nur in der Phantasie: indem wir von seinen Untiefen und Höhen berichten.

So entstehen zwei Bücher sachlichen Berichts von ganz modernem Schicksal: Entfesselung der Triebe wie der Seele. Seltsam abgerundet übrigens sind die Romane. Man spürt, daß diese Generation Unendliches erlebt hat. Findet sie noch zum Geist hin, so ist die Voraussetzung großer Dichtung gegeben.

Die Geschichte des deutschen Dramas

Von Hans Knudsen (Berlin-Steglitz)

Es war einmal eine „Deutsche Dramatische Gesellschaft" (der leitend und leidend anzugehören ich das nicht sehr große Vergnügen hatte). Nachdem J. Bab, Max Herrmann und ich uns von ihrem Geschäftsführer getrennt hatten, ist sie mit dem wohlverdienten sanften Tode abgegangen. Hat sie während ihres Bestehens zu keinem Erfolg kommen können, so blüht neues Leben aus den Ruinen; nach ihrer Auflösung kommt ein von ihr angeregtes Werk zustande: „Das deutsche Drama",[1] das Robert F. Arnold mit fünf Mitarbeitern unter Dach und Fach gebracht hat. Mitarbeitern —? Für eine Geschichte des Dramas —? In der Tat: Der Universitätsprofessor Arnold wußte, zu welchem Schicksal die Aufgabe verdammt gewesen wäre, hätte man sie einem einzelnen Gelehrten in die Hand gegeben. Creizenach hätte dreimal so lange leben müssen, um seine (unentbehrliche) „Geschichte des neueren Dramas" mit der eingeschlagenen philologischen und sachkundigen Breite und Tiefe fertig stellen zu können. Man erzählt sich die Anekdote, daß Weltrich, um für seine Schiller-Biographie den „Fiesko" darstellen zu können, altgenuesisch gelernt habe, und so sei sein Werk Torso geblieben. Vielleicht wäre es einer Geschichte des deutschen Dramas in der Hand eines einzelnen Gelehrten ähnlich ergangen. Also hat Arnold das Gebiet aufgeteilt, in sechs große Teilgebiete. Darin liegt die Schwäche und Stärke des Buchs begründet. Denn da Arnold seinen Mitarbeitern innerhalb ihres abgegrenzten Gebietes die (notwendige) volle Freiheit und Verantwortung ließ, so kann das Buch nicht den Eindruck einer einheitlichen Konzeption machen. Darum aber auch gerade muß es gesagt (und wohl auf das Konto des Herausgebers gebucht) werden, daß trotzdem eine wohltuende, ausgeglichene Profilierung des Ganzen geglückt ist. In einem, hier vielleicht nicht gerade unwichtigen, Punkt scheint mir aber die Trennung der Arbeit zu einer nicht recht glücklichen Lösung geführt zu haben: ich meine die Art, wie das Theater in die Entwicklung des Dramas hineinbezogen worden ist. Wenn Friedrich Michael, der das Drama des Mittelalters mit ganz besonderem Geschick dargestellt hat, beispielsweise die starke theatralische Bewegung gegen die sehr geringe innere dramatische Bewegung für das Drama dieses Abschnitts heraushebt oder, später, den Zusammenhang von dramatischer Technik und Theater zeigt, so hat diese bei ihm wiederholt herangezogene Behandlung des Theaters einen inneren Sinn, da ja das mittelalterliche Drama — schließlich und endlich — nur in die Theatergeschichte gehört. Hier ist gut ausbalanciert; dagegen verweilt Max J. Wolff in seinem (keineswegs stärksten und besten) Beitrag viel zu lange bei den englischen Komödianten und den Bühnenverhältnissen seiner Epoche, ohne sie wiederum eigentlich für sich knapp und treffsicher darzulegen. Während sich dann die Darstellung der Zeit von Gottsched bis zur Romantik durch Albert Ludwig bemerkenswert erhebt, bleibt das Theater spürbar im Hintergrund (ich hätte mir hier die „Hamburgische Dramaturgie" kürzer und den Theoretiker Schiller wichtiger behandelt gedacht). Arnold übergeht das Theater in seinem Abschnitt („Von der Romantik bis zur

[1] München 1925, C. H. Beck. 868 S.

Moderne") fast ganz, und ich billige das; bei Bab nähert sich das Verhältnis dann wieder etwas mehr dem des Anfangs. Man hätte die Einbeziehung des Theaters, die jedoch nur mit Andeutungen sich begnügen mußte, ganz fallen lassen können, es wäre dann vielleicht ein anderes stärker herausgekommen: die Formgeschichte des Dramas, die bei der Aufteilung zu kurz kommen mußte. Natürlich kommt die Idee vom Drama zur Sprache, aber eine Geschichte des Dramas müßte diese Entwicklung mehr betonen, als es hier der Fall ist oder richtiger: der Fall sein konnte.

Die Arbeitsteilung aber hat neben der Tatsache, daß nur so das Werk überhaupt werden konnte, das Gute und Förderliche: jeder Beiträger ist auf seinem Gebiet ein besonders anerkannter Fachmann, und daß trotz dieses Spezialistentums keine Philologie im kleinen herauskam, sondern ein gelehrt-zuverlässiges, aber gut lesbares Buch, das ist sehr zu betonen. Ich nannte schon Michaels und Ludwigs Gebiet, ferner: Rudolf Wolkan für das neulateinische Drama, Arnold selbst für das von ihm bereits in besonderer Darstellung (zuletzt 1912) behandelte 19. Jahrhundert, und Bab für die sehr schwierig zu gestaltenden Gegenwarts-Jahre. Man kann sich Einzelheiten anders denken; so etwa würde ich Kleist von den Romantikern weiter ab und in ähnliche Stellung wie Büchner rücken. Aber das alles wären Anmerkungen, die jeder andere an anderer Stelle machen würde; entscheidend ist am Ende der Gesamteindruck; ich suche ihn mit ein paar Sätzen zusammenzufassen: gründlich und lesbar; keine Datenanhäufung und doch mit einer außerordentlich dankenswerten Fülle von Angaben versehen über den ersten Druck, die Uraufführung und ähnliches — eine Bereicherung, der gewiß Arnolds einzigartige, von mir immer wieder bewunderte bibliographische und bibliothekstechnische Erfahrung zustatten kam. Keine langweilenden Inhaltsangaben und dabei doch auch für den Nichtfachmann genügende Stofforientierung. Reichlich ausgebreitetes Material, aber keine verwirrende Unübersichtlichkeit. So sind in Arnolds Abschnitt z. B. eine Menge auch kleiner Geister behandelt und charakterisiert und dennoch alles in übersehbare Kreise aufgeteilt. Oder bei Bab: Heraushebung der führenden Persönlichkeiten und gleichzeitig knappe Charakteristik der zahlreichen Gegenwartsdramatiker. (Daß dabei mittelmäßige Theaterhandwerker vom Sudermann-Schlage Rehfischs ganz fehlen und überschätzte, hochgetriebene Literaten wie H. H. Jahnn oder Bronnen einmal mit rücksichtsloser Deutlichkeit abgetan werden, berührt wohltuend.) Ich halte diese Lösung für glücklich, weil so das Buch rascher Einzelorientierung ebenso wie dem Bedürfnis, größere Zusammenhänge zu überschauen, aufs beste dienen wird.

Hat man das Buch (einschließlich der vorzüglichen Zeittafeln, Autoren- und Stückeregister, auch der vielleicht etwas knappen Literaturangaben) durchgearbeitet, so ist man doch, gottlob, nicht ermüdet oder unzufrieden, sondern ist dankbar für manche Bereicherung und Hinweise im einzelnen und hat das sichere Bewußtsein, daß das deutsche Drama mit diesem Buch eine Darstellung erfahren hat, die gelehrte und Publikumsansprüche befriedigt und der man nur wünschen kann, daß sie den Nutzen stiftet, den sie dem Suchenden bringen möchte.

Phantasten

Von J. E. Poritzky (Berlin)

In keiner Gattung der Poesie läßt der Bogen des Möglichen sich weiter spannen, als im Phantastischen. Der Realist ebenso wie der Naturalist, ist an eine bestimmte Marschroute gebunden; er kann das Tatsächliche nur untermalen, kann ethische, psychologische oder soziale Folgerungen daraus ziehen; aber im großen und ganzen ist es nur die Wirklichkeit, die er mit der ihm eigenen einmaligen Farbe darstellt und ihr eben dadurch künstlerischen Wert verleiht. Der Phantast geht mit Vorliebe den Wirklichkeiten aus dem Wege oder benutzt sie höchstens als Ausgangspunkt, um sich aus der realen Ebene in das Irrationale hinaufzuschwingen. Alle Grenzen, alle Gesetze sind aufgehoben. Man vertraut sich diesen Piloten an, ohne zu ahnen, wohin

sie einen tragen werden. Dem Zaubermantel Fausts stehen Himmel und Hölle offen.

Den tiefsten Eindruck erlebte ich durch Franz Kafkas Roman „Der Prozeß" (Die Schmiede, Berlin), einem Werk voll schmerzhafter Selbstqual und herzaufwühlender Weltverlorenheit. Was Kafka Dostojewski (Idiot) und Hamsun (Mysterien) verdankt, soll hier nicht untersucht werden, obzwar man während der Lektüre deutlich spürt, daß Kafka ohne diese beiden Paten niemals diese Form und diesen Stoff gefunden hätte. Dennoch wandert man durch eine traumhafte Hölle voll eigen erfundener Ungeheuer und grausiger Stationen. Es ist eine Nerventortur stärksten Grades, die man als Mitwanderer durchleidet. Nirgends ist Rast gegönnt; die Trostlosigkeit und Traumgebundenheit ist vollkommen. Nur scheinbar bewegt man sich in der Atmosphäre des Bürgerlichen; nur scheinbar sind es die Schergen der Bürokratie, mit denen der Held zu tun hat: man lebt vielmehr im Purgatorium, von Mächten umgrinst, denen man ohnmächtig und hilflos ausgeliefert ist. Max Brod sei gedankt, der dieses wahrhaft furchtbare Werk ans Licht gebracht hat, das dem Bürger zeigt, unter welchen dämonischen Masken die Erinnyen des Alltags sich verbergen.

Neben Kafkas Pandämonium könnten Gustav Meyrinks „Goldmachergeschichten" (August Scherl G.m.b.H., Berlin) wie eine Erholung von Albdruck und Grauen wirken. Die drei Erzählungen (Der Mönch Laskaris, Der seltsame Gast, Die Abenteuer des Polen Sendivogius) verlegen ihren Stoffkreis in das beginnende 18. Jahrhundert, als die Alchimisten bei den Fürsten ihrer Zeit noch hoch im Kurse standen, so hoch, daß sie sie gefangen hielten, aus Furcht, ein anderer Potentat könnte ihnen „die Söhne der Hölle" wegfangen.

Wie hat Meyrink sich gewandelt! Hier tritt er völlig in die Fußstapfen Heinrich Zschokkes, an dessen „Goldmacherdorf" ich mit Vergnügen erinnert werde, wenn ich diese Geschichten Meyrinks lese. Aber wie erbärmlich sind sie geschrieben! Der älteste Fortsetzungsromanstil ist an Stelle der krampfhaften formalen Gesuchtheit des „Grünen Gesichts" getreten, jener Eigenart, die die Schmocks bis in den Himmel gepriesen haben. Ich habe diese „Eigenart" immer für Schwindel gehalten, der sich hier fürchterlich entpuppt. Oder kann ein Dichter, nur weil er im Scherl-Verlag erscheint, sich so um- und einstellen, daß er plötzlich „schreiben kann links und schreiben kann rechts"? Was Meyrink hier schreibt, ist leeres Stroh, zeilenfüllende Prosa letzten Ranges. Hier ein paar Stilproben: „... erwiderte Gelneck, ohne der Stacheln achten zu wollen, mit denen jedes Wort von Barbaras Rosenlippen besetzt zu sein schien". (S. 79): „Dank Euch,' entgegnete die Jungfrau, der ein neckischer Windhauch das rote Kopftuch lüftete." (S. 82): „In ihre Augen traten zwei Tränen, die für immer, soviel an ihnen lag, die ferneren Wirkungen ihres einstmaligen Fluches fortschwemmten." (S. 101): „Bei Erwähnung dieses Umstandes überlief das Gesicht des Königs eine tiefe Röte, und es war ungewiß, ob es Zorn oder Betretenheit war, was ihn die Unterlippe nagen ließ."

Das ist weit unter Courths-Maler.

Wege des Absonderlichen wandert Albert Schneider in seinem Novellenband „Der Einsiedler und sein Schicksal" (Oskar Wöhrle, Konstanz). Mit Vorliebe geht der badische Dichter verkümmerten oder verkrümmten Existenzen nach, Menschen, die abseits vom Leben stehen, Besessenen und Sonderlingen. Er behorcht ihre Seelen und gestaltet, was ungestaltet und chaotisch in ihnen lebt. Das Stumme wird beredt in der Atmosphäre einer eigenen Phantastik, die nicht von dieser Welt ist. Der Legende neigt Schneider mit Vorliebe zu, und sein Temperament drängt ihn auch instinktiv zu solchen Stoffen hin, in denen seine bilderreiche, etwas schwermütige und schwerblütige Art sich am glücklichsten auslebt. In gleicher Weise ergriffen vom Mythos, vom Schicksalhaften, wie von der Seltsamkeit im Alltag, wird er zum großen Gestalter, wenn er entfesselte Natur dichterisch bezwingt. Die Produktion Albert Schneiders geht nicht so sehr in die Breite wie in die Tiefe. Etwas Verträumtes, Einlullendes geht von seinen Erzählungen aus, das an alte Kirchenfenster erinnert, die ein düsteres Mysterium mit froher Buntheit wiedergeben.

A. de Nora genügt diesmal in seinen Novellen „Das Tal des Willens" (L. Staackmann, Leipzig) auch reiferen Ansprüchen. Wenn die Erzählung von jenem willensmächtigen Führer, der seine Reisenden auf tollkühnen Pfaden zu einer Geisterbeschwörung in einen wilden Talkessel lockte, auch völlig auf willkürlicher Phantastik beruht und im Stofflichen an die Technik des Trickfilms erinnert, sind doch die anderen Geschichten erdgebundener und darum künstlerisch wertvoller. Es ist nicht jedem gegeben, die einsamen Höhen Villiers de l'Isle-Adams mit Glück zu besteigen. Hier grenzt die Dämonie hart an das Kitschige. Solche Partien prachtvoller Naturschilderung verlieren ihren Sinn und Wert, wenn sie dazu mißbraucht werden, irgendeine kindische Fabel hineinzustellen.

Fritz Brehmer schenkt uns in seiner „Odyssee in Oldstadt" (L. Staackmann, Leipzig) ein recht launiges Buch. Indem er antikes und modernes Leben durcheinanderwürfelt, die heidnische Götterwelt und die

mystische Welt des Christentums zusammenbraut, erreicht er natürlich groteske Wirkungen genug, um die Phantasie des Lesers fortwährend in Anregung zu halten. Wird man sich über die empfangenen Eindrücke klar, so erkennt man allerdings, daß die Kühnheit der Koppelung und der Reichtum der Erfindung mehr aus der Willkür des Autors, als aus seiner gestaltenden Phantasie herausgeboren sind. Eine freundlich-gütige Weltanschauung leuchtet hinter den grotesken Gebilden hervor und läßt daran vergessen, daß man zu oft die bildnerische, gestaltende Hand vermißt. Indessen gibt es nicht gar so viele humorgesättigte Bücher in unseren trübseligen Tagen, daß man an diesem immerhin lustigen Buch Brehmers gleichgültig vorübergehen könnte.

Warum Adolf Paul seine Erzählung von der wackeren „Frau Sybrecht und den drei Hühnerdieben" (Albert Langen, München) als Kriminalgroteske charakterisiert, habe ich nicht recht begriffen. Es ist eine schlichte Kriminalgeschichte, die ebenso heute wie ehedem spielen könnte, die nur um etwas Kolorit in die etwas einfarbige Angelegenheit zu bringen, in die Zeit der Befreiungskriege verlegt wird. Es gibt auch nicht einen einzigen grotesken Zug in der Darstellung dieser Raubmordaffäre, die im übrigen flott und unprätentiös erzählt wird, wobei allerlei bunte Humore eingestreut sind. Die schnurrige Charakteristik mancher Figuren zeigt das überlegene Lächeln Pauls, der nicht nur Distanz zu seinen Gestalten, sondern auch ein reiches Maß von Ironie und gütiger Nachsicht für sie übrig hat.

Georg von der Gabelentz hat sich in seinem Roman „Masken des Satans" (L. Staackmann, Leipzig) in das Gebiet des Dämonischen gewagt. Historische Ereignisse und Abenteuer aus der Zeit der Wiedertäufer werden lebendig geschildert und obgleich oft eine unsichtbare Parallele jener wilden aufrührerischen Tage mit unserer turbulenten Epoche gezogen wird, ist jede ethische Absicht künstlerisch retuschiert. Die Bilder, oft von grausiger und packender Gewalt, werden durch die ruhige Darstellung gemildert, die stets die meisternde Hand des Bildners verrät.

Während Gabelentz Soziales und Ethisches in seinem Roman dichterisch umprägt, trägt Peter Riedl in „Peter Schlemihls zweite wundersame Geschichte" (Straubinger & Müller, Weimar) dick auf wie ein Pastor. Abgesehen davon, daß es ein kühnes Unterfangen ist, Chamissos berühmten „Peter Schlemihl" weiterzudichten, was ein seltenes Einfühlungsvermögen und einen ausgezeichneten Erzähler voraussetzen würde, fordert es zu schärfster Zurückweisung auf, wenn es mit so unzulänglichen Mitteln geschieht wie im vorliegenden Fall. Das Ganze ist eine schlecht komponierte Sonntagspredigt, bei der der Teufel und sämtliche Höllenrequisiten aufgeboten werden, ohne daß bei dem Spectaculum etwas Lesbares zustande käme. Die vollständige Verkennung dessen, was erlaubt und möglich ist, hat den Verfasser ermutigt, eine höchst naive Geschichte zu veröffentlichen, die ungestaltet und unkomponiert, Ethisches und Phantastisches, Pädagogisches und Satanisches durcheinandermengt, um der bürgerlichen Moral zum Siege zu verhelfen.

Neue Musikliteratur

Von Wolfgang Golther (Rostock)

Johann Sebastian Bach. Ein Bild seines Lebens. Von Walter Dahms. München 1924, Musarion-Verlag. 8°. 123 S.

Wiener Komödienlieder aus drei Jahrhunderten. Von Blanka Glossy und Robert Haas. Wien 1924, Kunstverlag Anton Schroll & Co. 4°. XXIX, 266 S.

Lieder im Volkston zum Klavier. Eine Auswahl aus den Liedern zur Laute im Volkston. Von Theodor Meyer-Steineg. Jena 1924, Eugen Diederichs. 4°. 34 S.

Geschichte der deutschen Musik. II, 2. Von Hans Joachim Moser. Stuttgart-Berlin 1924, J. G. Cottasche Buchh. Nf. 8°. X, 548 S.

Geschichte der deutschen Musik seit Joh. S. Bach. Von Robert Scherwatzky. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 8°. 57 S. (Deutschkundliche Bücherei.)

Erinnerungen. Von Eugenie Schumann. Stuttgart 1925, J. Engelhorns Nachfolger. (Musikalische Volksbücher.) 8°. 336 S.

Richard Wagners Briefe, ausgewählt und erläutert von Wilhelm Altmann. Leipzig 1925, Bibliographisches Institut. 2 Bände. 8°. VII, 457 u. 428 S.

Richard Wagner über sein Schaffen, ein Beitrag zur Künstlerästhetik. Von Otto Strobel. München 1924, Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt. 8°. 144 S.

Richard Wagner. Von Paul Alfred Merbach. Berlin 1925, Buchverlag der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst. 8°. 91 S.

Deutsche Musikpflege. Herausgegeben von Josef Ludwig Fischer und Ludwig Lade. Frankfurt a. M. 1925, Bühnenvolksbund. 8°. 192 S.

Deutsches Musikjahrbuch 2. und 3. Band. Von Rolf Cunz. Essen 1925, Th. Reismann-Grone. 8°. 401 S.

Kritik der Musik. Die wahre Philosophie. Von Walter Hinz. Kiel und Leipzig 1924, Lipsius & Tischer. 8°. 90 S.

Musiker von heute. Von Romain Rolland. Deutsch von Wilhelm Herzog. München 1925, Georg Müller. 8°. 397 S.

Dahms stellt die von Bachs Hand herrührenden Zeugnisse und alles, was Zeitgenossen über ihn und sein Wirken gesagt haben, in einem handlichen Büchlein zusammen, er bietet ein Quellenwerk, von dem aus der Leser sich sein Urteil selber aus erster Hand bilden kann. Um diese Einzelurkunden zu umrahmen und zu einer Gesamtübersicht zusammenzufassen, wird der 1754 geschriebene Nachruf auf den Meister von seinem Sohn Philipp Emanuel und seinem Schüler J. Fr. Agricola mitgeteilt. Hiernach erscheint Bach so, wie die Mitwelt ihn sah. Die „Urkunden" zeugen von seinem tief im Religiösen und in der Tradition verankerten Wesen, von seiner mystischen Einfachheit in der Größe, von Zügen rührender Menschlichkeit. Sie zeigen aber auch die unsagbare Erbärmlichkeit seiner Umwelt, die anmaßende Dreistigkeit von Pseudogelehrten, die ihn zu schulmeistern versuchten, und von behäbigen Spießbürgern und Ratsherrn, die diesen erhabenen Meister mit einer Wollust und Selbstzufriedenheit kränkten und bedrückten, die in Deutschland immer an der Tagesordnung war, wenn es galt, einem Großen im Geiste das Leben schwer zu machen. Es ist reizvoll, diese schlichten Tatsachen mit der heute geltenden Auffassung von Bachs Kunst zu vergleichen, um zu erkennen, daß wir ihm innerlich doch weit näher gerückt sind, als es den Zeitgenossen möglich war. „Von ihm stammen die schwermütige Heiterkeit Mozarts, wie die einsamen Gesänge Beethovens, die romantische Verträumtheit Schuberts und Schumanns, wie die frommen Dithyramben Bruckners. Am Ende ihrer Tage und ihres Schaffens kehren sie alle in seine Arme zurück, und ihre Klänge versinken in den Weltkreis, den seine Fugen um die Musik spannen." R. Wagner erkannte in seiner Schrift: „Was ist deutsch?" in Bachs Persönlichkeit die Geschichte des innerlichsten deutschen Geistes während des grauenvollen Jahrhunderts der gänzlichen Erloschenheit des deutschen Volks.

Die wiener Komödienlieder von Blanka Glossy und Robert Haas sind ein Stück Kultur- und Theatergeschichte. „Die Auswahl gibt einen gedrängten Überblick über das volkstümliche wiener Theaterlied in Stücken mit gesprochenem Dialog, sie bringt Lieder und Duette aus drei Jahrhunderten, von den Hofkomödien Kaiser Leopolds I. (1686) bis zur Bauernkomödie Anzengrubers (1892)." Die meisten Lieder wurden volkstümlich und sind es teilweise noch heute. Unter den Tonsetzern für die Liedeinlage oder das Singspiel finden wir u. a. Josef Haydn, Gluck, Dittersdorf, Mozart, Weigl, F. Kauer, Kreutzer, Schubert, Lanner, Suppé, Millöcker. „Die volkstümliche Musikkultur, die den Nährboden für die himmelragenden Ewigkeitswerke der wiener Meister bildet, wird uns im bescheidenen Theaterlied greifbar nahe gebracht." Da die Noten weiteren Kreisen nicht leicht zugänglich sind, so ist die meistens auf den Sammlungen der Musikabteilung der wiener Nationalbibliothek beruhende Auswahl dankbar zu begrüßen; sie leistet dem Theaterforscher wertvolle Dienste und erfreut den Laien mit ihren hübschen Weisen und heiteren Worten. Dem klaren, schönen Notendruck sind erläuternde Einleitungen vorausgeschickt: ein geschichtlicher Überblick, ein Verzeichnis der Komponisten und Dichter, einige alte Szenenbilder, eine Tafel mit Theateransichten (altes Burgtheater, Leopoldstädter- und Kärntnertor-Theater, Theater an der Wien), eine Dichter- und Musikertafel, eine Komiker- und Soubrettentafel (Therese Krones, Josefine Gallmeyer, Marie Geistinger). Das Theaterlied ward nicht bloß gesungen sondern auch gespielt. Somit muß man versuchen, sich die Umwelt und Vortragsweise so gut wie möglich vor Augen zu führen. Den bisher allzu einseitigen bloßen Textsammlungen von altwiener Theaterliedern dient das reichhaltige Notenbuch als unentbehrliche und überaus reizvolle Zugabe.

Theodor Meyer-Steineg trifft in bewundernswerter Weise den Volksliedton, gleichviel ob er alte oder neue Textvorlagen sich erwählt. Unter den 20 Liedern finden wir neben einigen alten Texten (Landsknechtlied, Geistliches Wiegenlied) u. a. Gedichte von Strachwitz, Baumbach, Kinkel, Lenau, Stieler, Falke, W. Schulz, Bierbaum, Münchhausen. Der Tonsetzer hat die eigene Gabe, das Volkstümliche aus den Worten herauszufühlen und meisterhaft zu gestalten. Er schreibt ursprünglich für die Laute, aber die Lieder klingen auch zum Klaviersatz vortrefflich. Sie sind wie echte Volkslieder strophisch, nicht durchkomponiert; der Sänger steht also vor der Aufgabe, die Weise dem jeweiligen Inhalt der einzelnen Strophen entsprechend vorzutragen. In unserer Zeit, da die Musik in gesuchten Ausdrucksmitteln sich übersteigert, erscheint eine so schlichte, unmittelbar zu Herzen gehende Kunst wie ein Wunder. Diese Lieder sind eine kostbare Gabe fürs deutsche Haus und Volk, da sie gar keine großen äußeren Ansprüche stellen und nur durch ihren inneren Wert wirken. Der Verlag hat das Heft sehr hübsch in altdeutscher Art ausgestattet. Wir begrüßen hier das in Wort und Weise und Gewand moderne deutsche Volkslied, dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Moser gliedert seinen letzten Band nach den großen Meistern: „von Beethoven an tritt die schöpferische Persönlichkeit in den Vordergrund". Das Zeitalter Beethovens, das Zeitalter Richard Wagners, die Gegenwart — diese Dreiteilung gewährt einen klaren

Überblick über die Entwicklung der Tonkunst im 19./20. Jahrhundert. Die drei Hauptabschnitte zerfallen wiederum in je drei Unterabteilungen: Beethoven und Schubert, die romantische Oper, die Konzertmusik der Romantik — Liszt und der Fortschrittsgedanke, Wagner und Bruckner, die Konservativen um Brahms — das Schaffen der jüngsten Vergangenheit, die Gliederung des deutschen Musiklebens, Rückblick und Ausschau. „Es liegt im Grundplan dieser Arbeit, weder das Allbekannte zu breit auszuführen noch das Problematische schlechthin zu unterstreichen, sondern gerade auch den hohen Kulturbesitz aufzuweisen, den Deutschlands Musik an den stilleren, leicht übersehenen Nebenmännern allzeit besessen hat." Moser urteilt im ganzen zurückhaltend, aus genauer Kenntnis der Werke, die er namentlich auch als ausübender Musiker, als Sänger und Geiger bewertet, und der wissenschaftlichen Literatur. Am schwierigsten war der letzte Abschnitt wegen der Fülle der Erscheinungen und der verschiedenartigen Richtungen. Während Beethoven und Wagner den unverkennbaren Mittelpunkt der zwei ersten Zeitalter bilden, bietet die Neuzeit „das Bild völligster Zersplitterung, die damit das Übergangsmerkmal teils versteinernder Nachwirkung, teils gärender Vorbereitung zu unbekannten Zielen in sich trägt". Etwa hundert namhaftere Neutöner sind für die Schilderung und Beurteilung herangezogen. Sie sind zu Gruppen zusammengefaßt, große Persönlichkeiten, wie Richard Strauß, Max Schillings, Hugo Wolf, Mahler, Reger, stehen für sich allein, aber doch im gebührenden Abstand von den unbestrittenen führenden Geistern der früheren Abschnitte. Moser ist sich dessen bewußt, daß heute noch kein abschließendes Bild über unsere Zeit möglich ist, nur eine Spiegelung der Eindrücke „in irgendeinem Musikerkopf von 1924". Aber mit aller Entschiedenheit wendet er sich gegen die modernsten Bestrebungen „in die freien Weiten noch unabgegraster Tonleitersysteme" und der „Lösung der Atonalität". Er verdammt diese Versuche als undeutsch und unkünstlerisch: „Man erfindet sich ein neues Volapük in Tönen, das mit den Naturgegebenheiten einer tausendjährigen Vergangenheit in der Tat fast nichts mehr zu tun hat, infolgedessen aber auch in der fortdauernden Volksgesamtheit über das Konzertlaboratorium hinaus kein Echo zu finden vermag." Die großen Meister haben die musikalischen Ausdrucksmittel aus innerer, seelischer Not, um sich auszutönen, erweitert und gesteigert. Der modernen Musik fehlt diese innere Not, sie arbeitet von außen her und an der Oberfläche, sie will um jeden Preis durch neue Formen überraschen, sie wurzelt im Triebleben und sucht stärkste Erregung. Von gegnerischer Seite wird dem Verfasser völkische Beschränktheit und Rückständigkeit vorgeworfen; wir können seiner Verurteilung der Entartung nur beipflichten, vornehmlich aus dem Grunde, weil er eine Geschichte der deutschen Musik schreibt und daher ablehnen muß, was deutscher Art ganz und gar zuwider ist. Moser, das Patenkind Joachims, hat sich zu einem wissenschaftlich und künstlerisch durchaus selbständigen, sachlichen und unbefangenen Standpunkt durchgerungen, sein großes Werk in diesem Geist begonnen und beschlossen. Bei der kaum zu übersehenden Fülle des Stoffs sind kleine Versehen und Irrtümer entschuldbar. Ich bemerke zu Seite 232, daß das Liebesverbot inzwischen auf mehreren Bühnen, z. B. Rostock, Hamburg, Magdeburg, erfolgreich in Szene ging; der Rienzi besteht nicht nur aus einer „Menge wunderschöner Konzertierauftritte und glänzender Rollen", sondern ist bei richtiger Bearbeitung und Wiedergabe ein ergreifendes Drama; Schnorr starb nicht wenige Tage nach der Uraufführung des Tristan (S. 272), sondern erst am 21. Juli 1865; Levi hat nicht den Ring 1876, sondern erst den „Parsifal" 1882 in Bayreuth dirigiert; Cornelius hat nicht Nibelungenskizzen (S. 327), sondern die pariser Tannhäuserstücke an Brahms weiter gegeben; die Josefslegende ist tatsächlich noch kurz vor Kriegsausbruch 1914 in Paris uraufgeführt worden (S. 431).

So ungünstig Moser die Gegenwart beurteilt, so läßt er sich doch die Hoffnung auf die deutsche Zukunft nicht trüben, sobald wir wieder den Weg zur Kultur fänden: „die heute sichtbarste Kampfform zwischen Gott und dem Teufel ist die zwischen Kultur und Zivilisation". Die glänzende Oberfläche, der seelenlose Schein beherrschen in beängstigender Weise den Musikbetrieb der Gegenwart!

Bei so gedrängter Übersicht, wie sie Scherwatzky bietet, kann es sich nur um geschickte Gliederung und Auswahl handeln, um Beschränkung auf das Wichtigste und Wesentliche, das einigermaßen anschaulich herauszuarbeiten war. Im ganzen ist anzuerkennen, daß der Verfasser in sieben Abschnitten (das Werden neuer Formen, das Singspiel; Gluck und Haydn; die Klassiker; die Romantiker; die Zeit R. Wagners; Brahms, Bruckner, Wolf; die Gegenwart) diesen Wunsch erfüllt. Kleine Versehen sind mituntergelaufen, z. B. daß Wagners Liebesverbot es nur „zu wenigen Aufführungen brachte" (es fand nur eine einzige statt), oder daß Wagner zu „Rheingold" und „Walküre" nach München kam (die vom König gegen den Willen des Meisters erzwungenen Vorstellungen veranlaßten eine jahrelange Entfremdung, Wagner hielt sich grundsätzlich von München fern). Daß Liszts Ideen weiterwirkten, seine Kunst-

werke vergessen seien, ist eine gewagte Behauptung. R. Strauß wird als „der Meyerbeer unserer Tage" abgetan; sein „Zarathustra" sei eine „unfreiwillige Karikierung des ewigen Werkes Nietzsches!" Strauß, Mahler und Reger brächten alle wesentlichen Kräfte der auflösenden Zeit vor dem Kriege zum Ausdruck. Die heutige Musik sei chaotisch wie die ganze Zeit. Die Literaturangaben am Schlusse „zum eingehenderen Studium der deutschen Musik" sind flüchtig und lückenhaft.

Eugenie Schumann, Robert Schumanns jüngste Tochter, bietet mit diesen Erinnerungen den Musikfreunden eine köstliche Gabe. An die Persönlichkeit des Vaters hat die Tochter keine unmittelbare Erinnerung. Aber sein verklärter Geist schwebt über allem. Um so lebendiger tritt das Bild Clara Schumanns hervor, wie sie im häuslichen Kreise bei ihren Kindern waltete. Der Mutter ein Denkmal zu setzen ist der Hauptzweck des Buchs. Die zwei Abschnitte „die Geschwister" und „unsere Mutter" erwecken tiefes Mitgefühl für das Glück und die Tragik in Schumanns Familie. Und dann werden die künstlerischen Freunde, an ihrer Spitze Brahms, Joachim, H. Levi, Stockhausen, die Viardot usw. anschaulich geschildert. Daß dies Hausbuch ganz auf Schumanns Welt- und Kunstanschauung eingestellt ist, versteht sich von selber. Die Darstellung ist schlicht und einfach und dadurch eindrucksvoll. Neunzehn, größtenteils unveröffentlichte Bilder und die unverkürzte Wiedergabe von R. Schumanns „Gedenkbüchlein für unsere Kinder" erhöhen den Wert des schönen Buchs. Von Schumanns Kindern sind noch drei Töchter am Leben, deren vergangenes Glück in diesen ergreifenden Blättern noch einmal aufleuchtet!

Richard Wagner war ein ausgezeichneter Briefschreiber. Seine zahlreichen Briefe, von denen viele sich zu ganzen Abhandlungen auswachsen, lassen sich zu einem lebensvollen, anschaulichen Tagebuch zusammenstellen. Bereits 1913 gab S. Benedikt „R. Wagners Leben in Briefen" heraus, eine wertvolle Auswahl mit kurzen biographischen Einleitungen. Inzwischen wurden zahlreiche neue Briefe erschlossen; aber noch sind wichtige Sammlungen z. B. der Briefwechsel mit König Ludwig und mit Mathilde Maier, unzugänglich. Immerhin konnte ein neuer Versuch gewagt werden, der in Altmanns zweibändiger reichhaltiger Ausgabe vorliegt. Altmann, dem wir R. Wagners Briefe nach Zeitfolge und Inhalt (1905) verdanken, der wie kaum ein anderer zu dieser Aufgabe vorbereitet war, hat seine Auswahl vornehmlich als Ergänzung zu der von ihm mit Erläuterungen kritisch herausgegebenen Lebensbeschreibung (vgl. L. E. XXVI, 222) gedacht, die durch die der Augenblicksstimmung entstammenden Briefe berichtigt und vom Mai 1864 ab, da „Mein Leben" aufhört, ergänzt wird. Wir gewinnen ein zusammenfassendes, gut lesbares Lebensbild und erfahren vor allem von der inneren Entwicklung des Künstlers und seinem Schaffen. Neben dem Inhalt ist die vortreffliche Ausstattung des Buchs und die musterhafte Einrichtung zu loben. Wie in der Lebensbeschreibung sind die Erläuterungen zu kurzen Anmerkungen am Schluß der Bände zusammengedrängt. Eine Zeittafel enthält die wichtigsten äußeren Tatsachen der einzelnen Lebensabschnitte, ein sorgfältiges Namen- und Sachverzeichnis, das versehentlich Seite 410 die Prinzessin Marie Wittgenstein als Gattin des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe aufführt, während Seite 427 sie als die Gemahlin des Fürsten Konstantin von Hohenlohe, also nicht des bayerischen Ministerpräsidenten und späteren Reichskanzlers, erscheint, beschließt das in jeder Hinsicht ausgezeichnete Werk, das hohen wissenschaftlichen Wert beansprucht. Nachbildungen der Briefe vom Dezember 1840 und Juli 1877 bringen den Wandel der Wagnerschen Handschrift vor Augen.

Nach dem Vorgang von H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen, sind Wagners Aussprüche über seine musikalischen Dramen in verschiedenen Einzelbänden mehr oder weniger vollständig zusammengestellt worden. Strobels Buch verfolgt ein höheres Ziel: auf Grund der Schriften und Briefe Einblick in den geheimnisvollen Vorgang des künstlerischen Schaffens zu gewähren. Er gliedert seine erschöpfende Sammlung in drei Hauptabschnitte: die künstlerische Persönlichkeit, Künstler und Erfahrungswelt, die schöpferische Phantasie. Die Eigenart der schöpferischen Veranlagung Wagners tritt in helles Licht, das Verhältnis von Dichtung und Erlebnis wird scharf und genau bestimmt und abgegrenzt, endlich das künstlerische Schaffen von den ersten Anfängen über Aus- und Durchführung bis zur endgültigen Aufführung verfolgt. Dichterische Entwürfe, die uns Einblick ins Werden und Wachsen verstatten, liegen teilweise vor, musikalische Skizzen sind bisher nur in wenigen Bruchstücken bekannt. Wenn sie einmal in größerem Umfang, z. B. für Tristan und Ring, vorliegen, so mag Strobels Schrift von rein musikalischer Seite her ergänzt werden. Vorläufig haben wir für die überaus gründliche Arbeit, die in fesselnder und anschaulicher Weise den Meister selbst sprechen läßt, ohne drein zu reden, zu danken. Sie ist als wertvoller Beitrag zur Wagnerforschung im besonderen und zur Kunstwissenschaft überhaupt zu begrüßen, sie gründet sich aufs lebendige Beispiel und ver-

liert sich nirgends in unfruchtbares graues Gedankengespinst.

Das Buch Merbachs ist eine schön ausgestattete Festschrift zu den bayreuther Spielen 1925. Ihr Wert beruht auf den reichen Bilderbeigaben, die einiges Neue oder Entlegene bringen, z. B. die Nachbildung von Wagners Brief an Bismarck mit dem Aktenvermerk L. Buchers, dem man deutlich die Verlegenheit des völligen Unverständnisses anmerkt. Der Schlußabschnitt ist der Stadt Bayreuth und zwei Bayreuthern, Jean Paul und Max Stirner, gewidmet. Das Buch hätte sich lieber auf Bayreuth allein beschränken und dabei gründlicher verfahren sollen. Merbachs Text steht nicht auf der Höhe, der Verfasser beherrscht sein Thema nicht. Der Bericht über Wagners Leben und Schaffen ist nicht gut gegliedert, die Darstellung mangelhaft. Ein Bild Wagners aus dem Jahr 1861 wird der bayreuther Zeit zugewiesen. Die Gedichte von Frau Wesendonk und Ernst von Wildenbruch auf Wagners Tod (1883) hätten nicht der Vergessenheit entrückt werden sollen. Der an sich gute Gedanke einer vornehm ausgestatteten Festschrift ist oberflächlich und ohne genügende Sachkenntnis ausgeführt worden. Das ist mit Rücksicht auf die vom Verlag auf die Wiedergabe der Bilder verwendete Sorgfalt zu bedauern, weil mit leichter Mühe bei sachkundiger Beratung und Mitarbeit viel Besseres zu leisten gewesen wäre.

Unter Leitung von Jos. Ludw. Fischer und Ludw. Lade entstand ein gehaltreicher, sehr schön ausgestatteter Sammelband mit Beiträgen hervorragender Fachleute, worin die deutsche Musikpflege der Gegenwart umfassend erörtert wird. Wir hören vom Wesen der Musik, ihrer Wirkung und Ausübung namentlich auch im Hinblick auf die Erziehung zur Kunst. Richard …enz, Berberich, H. J. Moser berichten über kultische und kirchliche Musik, Fritz Cortolezis über die Opera buffa, die er selber mit seinem anmutigen „Verschämten Lachen" bereichert hat, Otto Erhardt über moderne Regieprobleme der romantischen Oper, … von Franckenstein über den Opernspielplan, Lade über das Konzertprogramm, Pringsheim über großstädtischen Konzertbetrieb, Schreker über die Zukunft der Oper („Belkantooper sei das Schlagwort"), Mar[illegible] über öffentliche Musikbüchereien, Schering über die Musikwissenschaft an unsern Universitäten, Mersmann über Musikerziehung in der Volkshochschule. Die Vielseitigkeit der Beiträger ist einig im heiligen Willen zur echten Kunst, zur deutschen Kultur. Der Standpunkt des Bühnen-Volksbundes ist nicht engherzig oder einseitig. Im Geleitwort schreibt Fischer: „Die wahre, große, aus dem Geist einer Volksgemeinschaft gezeugte Kunst ist im besten Sinne des Wortes Gemeingut des Menschengeschlechts", und zwar im Gegensatz zu den Werken, die unkünstlerisch irgendwelche politischen oder ethischen Tendenzen verfolgen. Das Buch zieht „sämtliche Formen, in denen ein musikalisches Bedürfnis in Erscheinung tritt, in den Kreis der Betrachtung" und legt besonderes Gewicht auf die Musikpflege der Jugend und des Volkes, die veredelt werden muß.

Derselbe Geist waltet im Musikjahrbuch von Rolf Cunz. „Die Musik, ganz Empfindungskunst, soll sie echt sein, verträgt am schlechtesten fremden Einfluß und zwangsläufige Hörigkeit." Als Leitgedanke könnte das Wort Adolf Diesterwegs, des treuen Hüters germanischer Musikkultur, voranstehen: „Wenn wir nicht den Mut aufbringen, uns einer Zerrkunst zu erwehren, die, eine Zerstörerin jedes organischen Zusammenhangs, ihre Rechtfertigung in einer Ästhetik der klanggewordenen Krämpfe suchen muß, so geben wir unseren kostbarsten Besitz preis — das Vermächtnis beseelter Kunst, die in ihrer Kraft und Innigkeit der geläuterte Ausdruck deutschen Wesens ist." Aus dem reichen Inhalt des Jahrbuchs, an dem fünfzig namhafte Fachleute sich beteiligten und das in fünf Abschnitte — Polemisches, Rüstzeug, Theater und Tanz, Mono- und Biographisches, Kritischer Teil — gegliedert ist, hebe ich die Aufsätze von A. Pfannenstiel, Musikkulturkampf, Jón Leifs, Nationalmusik und Germanentum, R. Cunz, Grundsätzliches zum frankfurter Tonkünstlerfest 1924 hervor, die mit allem Nachdruck für die deutsche Meisterkunst und gegen die Entthronungsversuche Beethovens und Wagners sich einsetzen. Im zweiten Abschnitt bespricht H. J. Moser wie in seiner Geschichte der deutschen Musik die Stellung der Musik im deutschen Geistesleben der Gegenwart. An die ausgezeichneten Forschungen von Alfred Lorenz anknüpfend, hebt A. Seidl die wundervolle Gesetzmäßigkeit des Wagnerschen Tonsatzes hervor. Aus der Erkenntnis dieser strengen Form wird auch die Wiedergabe der Partitur und ihre Auswirkung auf die Bühne Gewinn ziehen. Altmann berichtet über die äußere Not der Musikwissenschaft, Unger von der musikalischen Volksbibliothek, Grunsky über einige wichtige Neuerscheinungen. Eine von Altmann beigesteuerte Bibliographie mußte vorerst aus Raummangel zurückgestellt werden. Der dritte Abschnitt eröffnet ein lehrreicher Aufsatz von Lorenz „Theatermusik oder dramatische Symfonie". Die Beispiele sind abermals den Wagnerschen Werken entnommen, dem „Parsifal" und „Tristan". Beim jungen Wagner („Tannhäuser", „Lohengrin") ist die Ouvertüre wie ein Vorwort; beim gereiften Künstler setzt das Drama sogleich mit dem ersten Ton der Musik ein, nicht erst beim Aufgehen

des Vorhangs. Richard Lert behandelt das so wichtige Zusammenwirken von Spielleiter und Dirigenten. Saladin Schmitt entwirft eine Entwicklungsgeschichte des Theaters der Griechen, Shakespeares, des Barock und des 19. Jahrhunderts im Hinblick auf die mit dem Barock auftretende Ausstattung. Dann folgen mehrere kritische Betrachtungen der Tanzkunst, ihrer Schulen und Vertreter. Im vierten Abschnitt ragen die Aufsätze von Marsop und Mikorey über Hausegger und R. Strauß hervor. R. Zimmermann schreibt über Arnold Schönberg, ein psychologisches Rätsel, wobei in sachlicher Weise die Frage nach dem Judentum in der Musik erörtert wird. „Weshalb der Aufsatz geschrieben wurde? Um die Luft zu reinigen! Nebel und Dunst lagern dicht und dick um allernatürlichste und allerselbstverständlichste Dinge." Im kritischen Teil gewähren die Berichte aus etwa hundert Groß-, Mittel- und Kleinstädten Einblick in den gegenwärtigen Musikbetrieb. Das deutsche Musikjahrbuch mit seinen Mitarbeitern kann ein Mittelpunkt des deutschen Musikwesens werden, wenn es von allen Seiten die gebührende Beachtung und Förderung, die ihm durchaus zu wünschen ist, findet.

Die „Kritik der Musik" von Walter Hinz ist wegen des mit philosophischen Fachausdrücken und bösen Fremdwörtern überladenen Stils und wegen der atemlosen, ungegliederten Darstellung schwer verständlich. Aus Kant, Schopenhauer und der Vedantaphilosophie, aus Beethoven und Wagner sucht Hinz das Wesen der Musik und damit das Wesen der Welt und des Menschen zu ergründen, leider in allgemeinen Begriffen, von denen er selber zugestehen muß, daß ihnen stets „ein gewisser Grad von Leere zu eigen sei". Platte und mystische Gedanken lösen sich unvermittelt ab. „Ich kann den Geist der Musik nicht anders fassen als in der Liebe" — Wagner hatte nicht ganz unrecht, insofern man den Ursprung des Gesanges im Brunstlied der Tiere angenommen hat! Wagner soll aus der Reihe der Programmusiker hervorgegangen sein und sein Plan war die Schöpfung eines Melodramas höherer Art! Bekanntlich verwirft Wagner gerade diese beiden Gattungen ganz und gar. Den König als „großen Mäzen und Fürsten (!) Ludwig II." einzuführen, ist geschmacklos. Am Ende gipfelt die Weltweisheit, die der Verfasser gewinnt, in den Aussprüchen Beethovens, daß die Musik höhere Offenbarung sei als alle Weisheit und Philosophie, und Schopenhauers, daß die Musik unmittelbar das Wesen der Welt (Willen), die Idee austöne. „Ihr wahres Wesen ist nicht von dieser Welt der Erscheinungen, da sie wie diese irrationaler Natur ist." „Die Musik, hier zum erstenmal definiert als eine geistige Wollust, liegt der körperlichen konträr und hebt diese auf (Phänomen der Heiligkeit)." „Die Verwandtschaft der Philosophie mit der Kunst und beider mit der Heiligkeit, das will so leicht in kein oxidentalisches (sic!) Hirn." Nach Ausblicken auf die Vedaphilosophie schließt das Buch mystisch: „tat tvam asi! Om!"

Abhandlungen von Romain Rolland behalten ihren Wert, auch wenn sie zeitlich überholt sind. Die „Musiker von heute" erschienen als französischer Sammelband im Jahr 1908, geschrieben sind die Aufsätze in den Jahren 1899—1907. In Wilhelm Herzogs Verdeutschung wendet sich der prächtig ausgestattete, mit schönen Bildern geschmückte Band an deutsche Leser. Romain Rolland ist ernstlich ums tiefe Verständnis deutscher Musik bemüht, ohne seinen angeborenen französischen Geschmack aufzugeben. Er spricht über romanische und deutsche Meister, Berlioz, Saint-Saëns, Vincent d'Indy, Lorenzo Perosi, Debussy, Richard Wagner, Hugo Wolf, Richard Strauß, über das französisch-deutsche Musikfest in Straßburg 1905, über die musikalische Entwicklung in Paris seit 1870. Abgeschlossen und abgerundet erscheinen mir die Aufsätze über Berlioz und H. Wolf; das Urteil über Strauß vom Jahr 1899 (bis zum Heldenleben 1898) weist auf die Zukunft: „überall bei Strauß herrscht das Drama, sogar in Werken, die am wenigsten dafür geeignet scheinen: in einigen seiner Lieder, in seiner reinen Musik". Rolland kannte nur den Guntram. Freilich bedarf der Satz: „Strauß ist ein Schöpfer von Heldengestalten" heute starker Einschränkung. „Beethovens Werk ist der Triumph des besiegten Helden; das Werk von Strauß ist die Niederlage des siegreichen Helden." Seine Helden „entsagen in Ekel und Verzweiflung". Der geistreiche Kritiker ist doch kein rechter Prophet. Aber wer hätte 1898 überhaupt Straußens weitere Entwicklung vorausahnen können; am wenigsten vielleicht der Künstler selbst! Von Debussy meint Rolland: „Der Sieg von Pelleas und Melisande (1902) ist eins der bemerkenswertesten Ereignisse in der französischen Musikgeschichte gewesen; eine vitale Reaktion des französischen Geistes gegen die ausländische Kunst, vor allem gegen die Kunst Richard Wagners und gegen ihre ungeschickten Vertreter in Frankreich." Und er sucht weiterhin die Verschiedenheit des musikalischen Dramas Wagners und Debussys aufzudecken, er meint, Debussy habe das Gleichgewicht zwischen Poesie und Musik gefunden, während die Musik bei Wagner absolute Herrscherin sei. Rollands Ausführungen sind dadurch besonders reizvoll, daß sie aus der umfassenden Kenntnis des Verfassers geistvolle Vergleiche ziehen, die freilich sehr subjektive Färbung aufweisen.

Echo der Zeitungen

Carl Christian Bry

„Der Schriftstellername Carl Christian Bry (er war nur sein Schriftstellername) ist rasch bekannt geworden durch das Buch ‚Verkappte Religionen', das trotz der Flaute des deutschen Büchermarkts, trotz der Ungängigkeit seines schwerbefrachteten Inhalts und trotz formaler Mängel in weniger als Jahresfrist die zweite Auflage erlebte (1925 bei Leopold Klotz in Gotha). Die großen Verleger, Buchhändler, Redakteure und Bühnenleiter haben ihn früher gekannt als das Publikum und haben seinen Rat zu schätzen gewußt. Der deutsche Verlag und das deutsche Theater verlieren einen der besten Kenner.

Kenner war er seinem ganzen Wesen nach mehr als Schriftsteller. Er war von einem Fanatismus zur Sache besessen. Er hat es nicht oft der Mühe wert gefunden, einer Ausarbeitung die Endgültigkeit der Form zu verleihen, und meist waren es nicht die sogenannten großen Gelegenheiten, bei denen er sich vornahm zu zeigen, daß er auch ein großer Schriftsteller sein konnte. Die Künstler der Form waren ihm verdächtig — nomina sunt odiosa. Nur wo höchster Gehalt und höchste Form identisch sind wie bei allem Gewachsenen, nahm er es genau. Seine Lieblinge waren Leute wie Claude Tillier und Bernard Shaw (ein großer Aufsatz von ihm über Shaw wird noch erscheinen). Aber sein literarischer Blick war von der äußersten Weite. Bei einem Schriftsteller, der ihn nicht interessierte, stimmte sicher etwas nicht."

„...Ich sehe dich vor mir, Freund, wie ich dich beim Abschied sah: fieberblaß, selten vom Liegestuhl aufstehend, hinkend, dabei immer diskussionslustig, mit eiserner Sammlung stundenlang diktierend — niemand konnte sich zu einem solchen Geist und zu einem solchen echt republikanischen Kampfmut einen so hinfälligen Leib denken. Ich höre die wandlungsreiche Stimme mit viel leisem Spott und seltenem Ernst. Ich sehe das scharfe Auge, das mir zähe Lebenskraft versprach. Du bist hinweggegangen, unverständlichen Aufbruchs. Aber die Zeit ist nur Gleichnis; wesenhaft wie dein Wesen war, ist es unverlierbar und unverloren." Karl August Meissinger (Frankf. Ztg. 128 — A.).

*

Wilhelm Schmidtbonn
Zum 50. Geburtstag

„Ein Freiluftmensch, ein Naturmensch, einheitliche Natur selber in ursprünglicher, selbstverständlicher Naturnähe und -verbundenheit: so will mir Schmidtbonn erscheinen. So steht er in seinen schönsten Werken vor mir: gewachsene Kraft. Dies aber will mich als das Beste bedünken am Werk Schmidtbonns, als die bleibende Erinnerung, in der sie stehen: die freie, klare Luft, der weite, helle Horizont. Um alle seine Gestaltungen ist diese leichte, durchsichtige Atmosphäre, die ihnen die feste Kontur gibt und das Helle der Farbe. Die frohe, frohmachende Luft der Rheinlandschaft und der reine Atem der Berge füllen den Raum und wandeln selbst das Dunkle in ein Heiteres, Frohes, Schwebendes. Es sind ja auch der dunklen, schmerzlichen Dinge genug in Schmidtbonn; aber dieses atmosphärische Element, das zugleich ein seelisches ist, überwindet sie und bleibt als ein höheres." Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 61).

„Es ist nur der Themenkreis der Romantik, den Schmidtbonn zuweilen schneidet. Sein Ethos ist viel jünger und viel älter. Es ist jung wie Wedekind und alt wie die Antike. Hinter der großen, kristallenen Woge seiner Dramen, Romane, Erzählungen, Verse steht als treibend-hebende Kraft ein einziger Glaube, der heidnische Glaube an die Unschuld des Starken, Freien und Schönen — an die Unschuld alles wahrhaft Lebendigen, und das Recht jedes Lebens auf sich selbst. Unschuldig ist Achill, der weißblonde Stammeshäuptling, der die Briseis nimmt; unschuldig ist der Graf v. Gleichen, der in die Monogamie seiner Christenburg die Sarazenin einführt; unschuldig ist der verlorene Sohn im Kofen der Schweine. Unschuldig ist Maruf, der sich seine Karawane zusammenlügt; unschuldig der alte Herr in den ‚Schauspielern', der das Gebot seines Körpers erfüllt. Denn jedes Leben hat das Recht, sich selbst zu führen." Heinrich Eduard Jacob (Berl. Tagebl. 58).

„Schmidtbonns Welt- und Menschenbild ist von keinem Hauch politischer Parteinahme getrübt. Nicht deshalb, weil der Pulsschlag der Zeit nicht auch durch sein Leben ginge — man spürt ihn in dem 1921 erschienenen Drama ‚Der Geschlagene' und in der 1922 erschienenen ‚Fahrt nach Orplid' stark genug —, sondern weil das innere Gesetz seiner unablenkbaren künstlerischen Natur es ihm verbietet, auf die große Plattform herauszutreten und programmatisch zum Volk zu sprechen. Er würde seine eigenste Kraft verlieren, wenn er sein Instrument auf diesen Ton umstimmte. Man mag das beklagen, weil unter den heute Schaffenden, die etwas können, nur wenige so wurzelfest

deutsch sind wie dieser Rheinländer, in dessen Wortschatz man die Worte ‚Vaterland' und ‚Deutschland' vergeblich sucht. Aber man muß dies sich selber Treubleiben des Künstlers respektieren und sich freuen, daß wir einen haben, der den Kern deutscher Art und Kunst so treu im Herzen trägt und in seinen Gebilden der Nachwelt überliefert. Denn auch das ist ja recht eigentlich deutsch, daß der Dichter das, was viele bedrängt, sich von einem sagen läßt, und das Lied diese einzelnen dann wieder ins Allgemeinmenschliche emporhebt und verklärt. Das gilt vor allem von dem Dramatiker Schmidtbonn. Wer die Strecke Weges überschaut, die er seit dem ‚Graf von Gleichen' dem ‚Zorn des Achilles', dem ‚Geschlagenen', der ‚Fahrt nach Orplid' — um nur die großen Stationen zu nennen — durchschritten, der fühlt, so wechselnd die Schauplätze, so vielgestaltig scheinbar die Menschen und Konflikte sind, diese unablenkbare Richtung des Gestalters und die wachsende innere Kraft, die sein Werk ausstrahlt." Berthold Litzmann (Hannov. Kur. 58/59 u. a. O.).

Vgl. auch: Otto Heuschele (Saarbr. Ztg. 36); Richard Wenz (Köln. Tagebl. 60 u. Saarbr. Ztg., Lit. 36 u. a. O.); Heinz Stroh (Frankf. Ztg. 100 — 1 M. u. Berl. Börs.-Ztg., Kunst 30); Käte Schultze (Braunschweiger N. Nachr., Sonntag, 7. Febr.); Otto Steinbrinck (Köln. Volksztg. 97); Herbert Eulenberg (Berl. Börs.-Cour. 58 u. a. O.); Otto Doderer (N. Bad. Landesztg., Unt.-Bl. 63); Wilhelm Bolze (Vorw. 61); Magdeb. Ztg. (65); N. Zür. Ztg. (205); Arb.-Ztg., Wien (37); Stadt-Anz. f. Köln (5): Eine Umfrage in Köln über Schmidtbonn; Richard Specht (N. Fr. Presse 22 095); Hansjürgen Wille (Achtuhrabendbl. d. Nationalztg. 30); Kurt Sauer (Münch. Post 30); H. M. Elster (Westfäl. N. Nachr. 30); H. Saedler (Westdeutsche Landesztg. 30); K. v. Felner (Krefelder Ztg. 30); Julius Bab (Berl. Volksztg. 59); St. Ehrenzweig (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 30); Josef Ponten (Berl. Tagebl. 62 u. Münch. N. Nachr. 43); Albert Ehrenstein (Tag, Wien 1144); Herm. Kesser (Generalanz. Frankf. 31); R. Petsch (Hamb. Corresp., Ztg. f. Lit. 31); H. v. Hülsen (Hamb. Fremdenbl. 37); H. Schwarz (Wiener Ztg. 30 u. a. O.).

*

Emil Strauß
Zum 60. Geburtstag

„Der Feind hüben und drüben ist nicht der Demokrat oder der Monarchist, sondern der Philister. Er ist der einzig selbstsichere Mensch dieser schwankenden Welt. Er ‚weiß, was er will'. Deshalb ist er der Verwüster. Er ist der Barbar. Der andere weiß nicht, was, sondern nur wohin er will. Er ist der Mensch der inneren Bestimmung, der Unterwerfung unter sein Schicksal. Das ist der Punkt, wo Emil Strauß in seinem Kampf einsetzt nach beiden Seiten. Es ist nicht der Krieg zwischen der alten und der neuen Generation, wie das so oft bequem mißverstanden wird. Es geht um anderes. Da ist der feinfühlige, für seinen einzigen Sohn mit großer Klugheit das Beste erstrebende Vater im ‚Freund Hein', das Haupt eines rechtschaffenen und keineswegs engen Hauswesens. Aber der ganze Respekt vor der inneren unentrinnbaren Bestimmung seines Kindes fehlt ihm. Und deshalb ist er so gut Barbar wie der beschränkte Schulmeister, der nur seine Herrschsucht an dem Opfer ausläßt. Der Vater sieht nicht, daß die Musik — sagen wir ruhig, das Metaphysische der Musik — seinen Sohn besitzt und trägt wie die Luft den Vogel. Er glaubt ihn nur in Gefahr vor der Dämonie der Musik, der er selber, der Vater, einst fast erlegen war. Aber gerade weil ihm dieser feine und doch elementare Unterschied entgeht und er dem Sohn den Lebensatem entzieht, ist sein Vergehen schwerer als die stumpfe Ignoranz des Mathematikprofessors, der doch selber Klarinette bläst. Der liebevolle alte Onkel in der ‚Hochzeit', der mit 60 Jahren ein halberwachtes 19jähriges Mädchen heiraten und damit väterlich versorgen will, ist Strauß kein geringerer Wüstling als des Mädchens Vater, der Kuppler. Und der sanfte Guido in den ‚Kreuzungen', der zur Verlobung kommt und mit seiner störrisch sehnsüchtigen Braut Klara, die vor ihm die Tür verschlossen hat, durchs Schlüsselloch parlamentiert und ihr freundlich-betrübt die Rosen an die Türfalle hängt und wieder abzieht, anstatt die Tür einzutreten und aufs Ganze zu gehen, ist Strauß ebenso Barbar der Unmännlichkeit, wie ihm der sicher nicht unedle, aber gewalttätige Markgraf Ernst Friedrich im ‚Nackten Mann', der seinen lutherischen Pforzheimern den Kalvinismus aufdrängen will, Barbar einer fürstlichen Übermännlichkeit ist, die klirrend zerbricht an der Heimatliebe des eigenen Freundes." Anton Fendrich (Frankf. Ztg. 88 — 1 M.).

„Strauß spricht eine Sprache, die keinen schönen Stil als etwas Vorhergewußtes anerkennt. Sie ist herrlich, weil sie allein von ihrem Gegenstand hervorgetrieben wird. Nicht die Worte suchen das Leben interessant zu machen, sondern das Leben macht die Worte interessant und quellenklar, die Sätze wohllautend, den Stil zu seinem Ebenbilde." Oskar Loerke (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 24).

„Die Bedeutung solcher Formeneinheit beruht auf dem Lebensgehalt beider Pole: der Stammes- und Erdentreue muß ein nicht minder starkes geistig-

seelisches Weltgefühl gegenüberstehen — sonst kommt es nur zu einer lokalen ‚Heimatkunst'. Aus den Spannungen beider wächst das jugendliche Fernweh der Alemannen, das ihre Entwicklungsjahre ins Weite führt und das Emil Strauß bis nach Brasilien treibt, wächst das Heimweh, das sie aus geistiger Unrast bis in die bäuerliche Gemeinschaft mit Natur und Scholle treibt. In Brasilien, am Rhein und im Hegau hat Strauß mit eigener Hand mühselig den Acker bestellt."
Philipp Witkop (Münch. N. Nachr. 29).

Vgl. auch: Otto Doderer (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 4 u. a. O.); Paul Wittko (Leipz. N. Nachr. 30 u. a. O.); Kurt Voß (Hannov. Kur. 50/51); Hanns Martin Elster (Bad. Pr., Lit. Umsch. 4); Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 30); Heino Schwarz (Karlsr. Ztg., Wissensch. 25 u. a. O.); W. E. Oeftering (Bad. Pr., Volk 5); P. B. (Deutsche Allg. Ztg. 51); Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 25); Hans Bethge (N. Tagbl., Stuttgart 50); Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 51); Magdeb. Ztg. (54); F. W. (Berl. Börs.-Cour. 49).

*

Josef Viktor von Scheffel

Zum 100. Geburtstag, 16. Februar

„Wenn uns in diesen Tagen Scheffels Name umklingt, so klingen mit ihm Dutzende von übermütigen Studentenliedern, klingt die Trompete Jung Werners aus Säckingen. Und die wenigsten wissen, daß Scheffels Leben (1826—1886) trotz aller äußeren Erfolge menschlich wie künstlerisch zerbröckelt ist. Mit 27 Jahren schreibt er den ‚Trompeter von Säckingen', mit 28 Jahren den ‚Ekkehard', bis zum 30. Jahre hat er den größten Teil der Gaudeamus-Lieder gedichtet. Damit ist alles Wesentliche vollendet. Und er lebt weitere dreißig Jahre in fast unfruchtbarem Ringen. Hier liegt ein Problem, das nicht nur persönlich, das geistesgeschichtlich bedeutsam ist.

Seine medizinische Erklärung mag nur gestreift werden. Der Volksmund hat es mit seinen Trinkliedern in Beziehung gesetzt und Scheffel zum Quartalsäufer gemacht. Davon kann nicht die Rede sein. Die ältere Psychiatrie hat den frühen Aufstieg und langen Verfall zur **Dementia präcox** schematisiert, die heutige (Hoche) spricht nur von einer neuropathischen Konstitution Scheffels, die das Problem wohl verschärfen, aber nicht begründen kann.

Den entscheidenden Riß in Scheffels Lebensgefühl brachte die Entwicklung der deutschen Revolution....

Was Scheffel erlebt, ist die Tragik des deutschen Bürgertums um 1848: in seinem Willen zur politischen Evolution gerät es zwischen die Revolution und Reaktion und verliert — im eigenen Volksleben heimatlos — das schöpferische Verhältnis zur Gegenwart.

Scheffel, der sich der Gegenwart versagt, dem sich die Gegenwart versagt, muß in die Geschichte flüchten, um zum Dichter zu werden, um eine Wirklichkeit zu finden, die er bejahen und gestalten kann. Und er ist darin der Repräsentant einer ganzen Generation von bürgerlichen Historien-Dichtern und -Malern."
Philipp Witkop (Münch. N. Nachr. 47).

Vgl. auch: Gustav Manz (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 39); Bogdan Krieger, August Sieghardt, Hans Nägele (ebenda 38); Friedrich Panzer (Köln. Ztg., Lit. Bl. 123); Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 123 — 1 M.); Reinhard Strecker (Worm., Unt. 77); Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 38); Karl Fuß (Hannov. Kur. 77 u. a. O.); Georg Theile (Berl. Börs.-Ztg., Reise-Beil. 7); Lenz (Stuttg. N. Tagbl. 75); Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 37); Johanna Boy (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 38); Karl Fuchs (Kreuz-Ztg., Lit. 74); Tilly Lindner (Germ., Werk 5); Ernst Boerschel (Deutsche Allg. Ztg., Welt 75); Kurt Meyer-Rotermund (N. Nachr., Braunschweig, Sonntag, 14. Febr.); Hermann Wendel (Arb.-Ztg., Wien 48); Anna Blos (Württemb. Ztg. 38); Paul Landau (Preßb. Ztg. 74 973); Paul Wittko (Hamb. Corresp. Ztg. f. Lit. 38); Otto Brehm (N. Wien. Journ. 11 582); Eugen Peterson (Stuttg. N. Tagbl. 78); W. Ahrens (Magdeb. Ztg. 83); J. Levy (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 39); K. (N. Zür. Ztg. 254); Friedrich Panzer (N. Bad. Landesztg. 82); Friedrich Noack (Köln. Ztg., Lit. Bl. 116); M. Anschau (Köln. Volksztg. 123); Heino Schwarz (Dresdner N. Nachr. 39); Alexander v. Gleichen-Rußwurm (persönliche Erinnerung) (Berl. Tagebl. 67). Ein Brief von Scheffel an Heyse aus dem Jahre 1853 wird (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 42) bekanntgegeben. Mitteilungen aus unveröffentlichten Briefen bietet Egon v. Werner (Köln. Volksztg. 115).

*

Zur deutschen Literatur

An Chr. Felix Weisse, dessen 200jähriger Geburtstag auf den 28. Januar fiel, erinnert Paul Wittko (Leipz. N. Nachr. 27).

Über Goethe und die chinesische Kultur handelt Richard Wilhelm (Münch. N. Nachr., Einkehr 10). — Die Gesamtveröffentlichung des Goethe-Funds in Berka beginnt Rudolf Schade (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 48, 49, 51, 52). — Eine Studie über Eckermann bietet Hermann Bahr (Münch. N. Nachr. 49). — Ein Bild von Johann Jakob Willemer zeichnet Otto Ernst Sutter (Stuttg. N. Tagbl. 71).

Ein Aufsatz über Friedrich Hölderlin wird (Kreuz-Ztg., Lit. 62) geboten. — Eine eigenartige Auffassung von Charlotte Stieglitz gewinnt Ulrich Westphal: „Charlotte Stieglitz und Sören Kierkegaard" (Frankf. Ztg. 104 — 1 M.). — Mitteilungen zu Joseph Görres' Freundschaftsverhältnis zum Freiherrn v. Laßberg macht C. Droste zu Hülshoff (Köln. Volksztg., Schritt der Zeit 96). — Über Friedrich Rückert schreiben Othmar Haeller (Wiener N. Nachr., 31. Jan.) und Ernst Lissauer (Bad. Landesztg., Aus Kunst 54 u. a. O.). — An Heinrich Heines 70. Todestag erinnert Georg Michaelis (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 40). — Ungedruckte Heine-Briefe teilt Erich Loewenthal mit (Berl. Tagebl. 78). — Ein Brief von Chamisso an Hitzig wird (Voss. Ztg. 67) bekanntgegeben.

Die Frage „Was bleibt von Spitteler" beschäftigt Jonas Fränkel (Bund, Bern, Kleiner Bund 7). — Einen unveröffentlichten Brief Nietzsches aus dem Jahr 1888 an Frau Förster-Nietzsche teilt Max Oehler (N. Zür. Ztg. 182) mit. — Über „Gotthelf in neuem Licht" schreibt Hugo Marti (Bund, Bern, Kleiner Bund 8). — Gottfried Keller und die Frauen nimmt Käte Soll-Stümpke zum Thema (Tag, Unt.-Beil. 48). — Über Georg Büchner läßt sich Erich Franzen (Deutsche Allg. Ztg. 87) vernehmen.

Über das Dehmel-Archiv gibt Ida Dehmel Auskunft (Deutsche Allg. Ztg. 67), über Richard Dehmel in Neunkirchen läßt sich Arthur Friedrich Binz vernehmen (Saarbr. Ztg. 37). — Zum 10. Todestag von Gustav Falke schreibt P. H. (Deutsche Allg. Ztg. 64). — Dem Fräulein Swantenius (Hermann Löns) widmet Hans Ullrich einen Aufsatz (N. Nachr., Braunschweig 34). — Ein Bild von Franziska Gräfin v. Reventlow entwirft Kurt Aram (Münch. N. Nachr. 44). — Seinen „Nachbar" Carl Hauptmann schildert Hanns Fechner (Deutsche Allg. Ztg. 55). — Das Porträt von Moritz Heimann zeichnet Siegfried Trebitsch (Berl. Tagebl. 77).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Über Hermann Stehr liegt eine Reihe von Aufsätzen vor: von Theodor Kappstein (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 51 u. 63), von Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 29 u. Saarbr. Ztg. 303), von Clara Sommerfeldt (Braunschw. N. Nachr., Sonntag, 21. Februar). Bei Kappstein liest man: „Stehr ist ein Nachtarbeiter und ein Freund der Nacht, die ihm ihr verschleiertes Auge aufdeckt, es geistere der Mondenschein über den Gräbern des Friedhofes, es riesele das Geheimnis von den Bäumen, es wüte der wilde Jäger durch die erregte Luft. Auf seiner Fahne, die er entfaltet, ist kein Tier gemalt und kein Leichnam, sondern das Bild eines lebendigen Menschen im Glück. ‚Fangt in euch mit dem Paradiese an, dann ist's auch auf der Erde aufgetan.'" — In einem Aufsatz über Jakob Haringer sagt Heinz Liepmann (Volkswacht 291): „Das Motiv seiner Dichtung ist das Leid und die Klage. Es wird dadurch restlos erschöpft. Die wenigen Ausnahmen: kleine zarte, frohe Gedichte, wie Schmetterlinge, verlieren logischerweise durch ihre fröhliche Eigenschaft die persönliche Eigenart des einfältigen und inbrünstigen Klanges. Er schreibt von sich selber, daß er seine besten Gedichte als Kind geschrieben habe, die aber sein Vater, der absolut ein Wunderkind aus ihm machen wollte, alle vernichtet hat. Ich glaube das nicht — das mit den besten Gedichten. Haringer mußte, bevor er solche Sätze schrieb, erst leiden. Der Vergleich mit Hölderlin wurde schon geprägt. Wenn man große Geister überhaupt vergleichen kann, dann ist dieses Gleichnis sicher das treffendste für ihn. Obgleich ich gern bekenne, daß mir Haringer der größere zu sein scheint." — Den „Klaus Michel" nennt Robert Hohlbaum (Schlesw. Nachr., Nordmark 31) Hans Francks reichste Ernte: „Hans Franck hat Deutschland, den von allem Guten umsorgten Begriff, durchlitten. Er hat in tiefer Bescheidenheit den Ichmenschen, die bisher im Chor der Modernen den Ton angegeben, gezeigt, was wahrer Expressionismus ist: ein Wort, das uns Geist und blutwarmes Leben zugleich ist, in seinem geistigen und physischen Gehalt dienend zu erfassen, es in die Erde zu senken, wo es sich ewig erneut, und aufwärts in die Sterne zu tragen, wo es unverlierbar leuchtet." — Einen Aufsatz über Johanna Wolff (Königsb. Hart. Ztg., Ostpreußenbl. 75) beschließt Hellmuth Neumann mit den Worten: „Aus blutwarmem Herzen wuchs das Werk der Dichterin — geheiligt durch das schwere Ringen um den Sinn des Lebens — begnadet mit verstehender Menschenliebe. Und so wurde das, was vor uns steht: tiefstes, deutsches Menschensein!" — Juliane Karwath wird (Münch. N. Nachr., Frauenztg. 52) von Walter Bähr charakterisiert: „Die Welt dieser Dichterin ist eine verhangene, romantische Welt, in der die Brunnen der Tiefe rauschen, weniger wirklichkeitsnahe als wahrscheinlichkeitsstark. In diesen Büchern ist kein Tasten nach dem Ausdruck und keine überflüssige Schwelgerei in Worten. Das Lauschen auf die Rätselstimmen des Blutes, das bannende Horchen nach innen, Bekennermut und das heimliche Erschauern vor der verhüllten Glut und der verborgenen Flamme der Leidenschaft sind darin." — Christine Touaillon rühmt (Arb.-Ztg., Wien 46) Hans Leifhelms Gedichte: „Je länger ich in Leifhelms Gedichten lese, desto schwerer trenne ich

mich von ihnen. Sie sind nicht leicht zu erfassen, und trotzdem wünschte ich so sehr, daß viele sie genießen könnten: ihre Männlichkeit und süße Herbheit, ihre überströmende Fülle, ihren tiefen, warmen Ton und ihre rauschend dahinfließende Melodie." — „Eine Welt verwunschener, glühend seelenvoller und tiefgeistiger Noblesse" erkennt Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksztg. 25) in dem Werk des Karl Borromäus Heinrich. — Einer „bewußt gestalteten Landschaft" vergleicht Albert Klöckner das Werk Thomas Manns (Bad. Pr., Lit. Umsch. 6). — Einen Besuch bei Hans Friedrich Blunck schildert Kurt Siemers (Magdeb. Ztg. 63). — Hans Herbart entwirft (Münster. Anz. 112) ein Bild von Peter Dörfler: „Ein massiger Schädel, umrahmt von züngelnden schwarzen Locken, im bronzefarbigen Gesicht Linien voll Kraft und Schärfe, feste Lippen und zwei leuchtende, weltoffene, tiefe Augen; die hohe durchfurchte Stirn erzählt von Kampf und von Gesichten, abgrundtiefem Erleben, gebändigt durch Geist und Willen; im ganzen: urwüchsige Kraft vergeistigt und geformt. Seltsam, wie gleichartig oft schöpferischer Geist im Körperlichen und im Werk sich manifestiert!" — Eine Studie über Arno Holz, in der bei aller Verehrung auch Kritik mit einklingt, bietet Herbert Eulenberg (Köln. Ztg., Lit. Bl. 143). — Neue Werke Wilhelm Schäfers würdigt Otto Doderer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 7): „Da haben wir Deutsche einen Dichter, der uns in seinem Bezirk wie kein anderer das aufbaut, was uns allen not tut, einen Mann, von dem Kraft ausgeht, uns unserer selbst sicherer zu machen, einen Führer, der eine Volksgemeinschaft sucht, aber immer noch nur eine Gemeinde hat. Ist nicht schon sein Name ein Sinnbild mitten aus dem Volkstum heraus?" — Einen Überblick über Robert Hohlbaums gesamtes Schaffen, in dem auch die Gedichte gewürdigt werden, bietet Eva Duncker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 32). — Mit dem südtiroler Waldpoeten Paul Tschurtschenthaler macht Anton Dörrer (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 5) bekannt: „Der Verfasser trägt zwar keinen allzu geläufigen Schriftstellernamen, aber in Tirol selbst hat er doch schon seit ungefähr zwanzig Jahren einen anheimelnden Klang. Als Liederdichter trat nämlich Paul Tschurtschenthaler 1907 mit einem eigenen Bändchen hervor, schon damals ein in der schönen Natur verträumter Poet, an der sich der besinnliche Tiroler nicht satt genug sehen konnte. Als Schilderer bot er bald darauf Reisebilder aus Tirol und den umliegenden Ländern. Seitdem begegnete man seinem Namen hie und da in münchener Zeitungen und bozener Blättern, in der südtiroler Heimatrevue ‚Der Schlern', immer bei etwas Gediegenem."

Zum 70. Geburtstag von Alfred Biese grüßt Ernst Wasserzieher (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 43): „In die weitesten Kreise ist der Name Alfred Bieses durch seine dreibändige Literaturgeschichte gedrungen. Sie ist die Literaturgeschichte des gebildeten deutschen Hauses und überall zu finden, auch da, wo man sonst nichts von Biese kennt. Obwohl auf gründlichen Studien beruhend, ist das Werk doch von edler Volkstümlichkeit, es hat eine ungeheure Menge von Auflagen erreicht und ist auch im Auslande verbreitet. Das Werk zeugt von der ungeheuren Belesenheit, dem klaren und gerechten Urteil und dem feinen Geschmack des Verfassers. Die Darstellung ist fließend und anziehend und macht die Lektüre zu einem wahren Genuß." (Vgl. auch: Hugo Müller, Frankf. Nachr., 25. Febr., und Hermann Ploetz, Stett. Gen.-Anz., 25. Febr.) — Zu Franz Eicherts 70. Geburtstag schreibt A. Vogedes (Germ. 71), ihm in der katholischen Literaturbewegung eine bedeutende Rolle zuerkennend, auch seiner leitenden Tätigkeit am „Gral" gedenkend. — Als einen, der der Welt seiner Kindheit stets treu geblieben, feiert M. Anschau (Köln. Volksztg. 104) den Dichter des Böhmerwaldes Anton Schott. — Zu Else Lasker-Schülers 50. Geburtstag schrieben Bernard Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 68) und Hansjürgen Wille (Germ. 73), bei dem es heißt: „Sie muß im Orient, in Ägypten, irgendwo im Schatten der Pyramiden zur Welt gekommen sein, irgendein Wundermann, ein Zauberer muß ihr Vater gewesen sein, ein Nachkomme vielleicht des berühmten Harun al Raschid oder eines jener Namenlosen, die wenig erzählend und kritzelnd den tausend Nächten des Märchens die tausendundeinste folgen ließen."

In einem Aufsatz über Hans Roseliebs „Spanische Erzählungen" (Essener Volksztg., Kunst 5) liest man: „Ich glaube, daß wir in Roselieb unter den lebenden Schriftstellern einen der klügsten Köpfe besitzen. Und daß alle die, welche Spanien lieben, oder denen das rotgelbe Land durch dieses Erzählungswerk geistig nähergerückt ist, gespannt sein dürfen auf seine ‚Spanischen Wanderungen', die demnächst im Verlag der Deutschen Buchgemeinschaft erscheinen und Spanien nicht als epischen Stoff, sondern als Objekt der Reflexion spiegeln werden." — Einen Aufsatz über Georg Hermanns Roman „Der kleine Gast" (Braunschw. N. Nachr., Sonntag, 31. Januar) läßt Käte Schultze in die Worte ausklingen: „Farbige Reflexe, Lichtspiele an Dingen und an Seelen ist Hermanns größte Kunst. Analyse und Intuition fließen bei ihm (wie beim Maler des Impressionismus) zusammen und schaffen eine Welt im Schnittpunkt zwischen Materie und Geist. Mit Schnitzler-Grazie hat Hermann ein Zeitbild ge-

schaffen. Und was den Rahmen eines Romans sprengt oder gar nicht in ihn hineinpaßt, wird sich nach Jahren — vielleicht — weiter auswirken und anders, selbst als es sein Verfasser dachte." — Ein Epos im ursprünglichen Sinn des Wortes erblickt Bernard Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 85) in Otto Gmelins Roman „Temudschin": „Otto Gmelins Roman von Temudschin, dem Herrn der Erde (Eugen Diederichs, Jena), geht, wie schon der Titel sagt, nicht um die Liebe, sondern um die Macht. Und auch dieses Buch ist, wie Döblins Bücher, ein Epos im reinen, ursprünglichen Sinn, indem es, der künstlerischen Absicht und Methode nach, geradezu wider die Idee des psychologischen Romans geschrieben ist. Otto Gmelin macht nicht den Versuch, das Seelische im einzelnen psychologisch zu erklären. Er stellt es einfach hin, ohne begriffliche Zutat, in seiner wohl beschreibbaren, aber nie erschöpfend erklärbaren Wirklichkeit."

Anton Bettelheims „Balzac" wird (Berl. Börs.-Cour. 71) von Hermann Bahr gewürdigt: „Bettelheim war immer Fachmann in Biographie, hier zeigt er sich als ihren Meister. Er übt sie nicht bloß als Wissenschaft allein, er weiß, daß sie an der Grenze daheim ist, wo die Wissenschaft, ohne sich zu verleugnen und auf ihre Rechte zu verzichten, doch, über sich emporgreifend und sich auf die Zehen stellend, einen so neidlos freundlichen Blick auf die Kunst wirft, daß diese den lieben Gruß dankbar lächelnd erwidert. Was er mit zäher Geduld für das Gedeihen der österreichischen Biographie geleistet hat, ist noch lange nicht nach Gebühr anerkannt, so laut es die beiden Bände seiner ‚Neuen Österreichischen Biographie' durch ihre bloße Gegenwart preisen."

*

Zur ausländischen Literatur

„Als Bernard Shaw zur Schule ging" plaudert Josef Löbel (Berl. Börs.-Cour. 75). — Mit Chesterton und Shaw beschäftigt sich Kurt Aram (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 42). — Amerikanische Romane würdigt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 279, 306). — Den neuen Geist in der amerikanischen Literatur kennzeichnet Hans Traustl (Hannov. Kur. 56/57). — Über Upton Sinclair schreibt Willy Cohn (Vorw. 59).

„Die Gewissensbisse Diderots" nimmt Erich Schlaikjer zum Thema (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 29). — Zum 300. Geburtstag der Marquise von Sévigné ergreift L. v. Ramin das Wort (Deutsche Allg. Ztg. 65). — Über die französische Literatur der Gegenwart läßt sich Maurice Betz (Tag 32) vernehmen. — Eine Erinnerung an Marcel Proust von Paul Morand findet sich (Prag. Pr., Dichtung 6). — Zwei Aufsätze über Romain Rolland sind zu verzeichnen: von Hermann Platz (Köln. Volksztg., Schritt der Zeit 115) und von Paul Wittko (Leipz. N. Nachr. 29).

Einen Aufsatz „Herr Pirandello oder Das Ende der dramatischen Kunst" veröffentlicht Carl Albrecht Bernoulli (Münch. N. Nachr. 39). — Zum 60. Geburtstag von Benedetto Croce (25. Februar) schreibt H. St. (N. Zür. Ztg. 305).

Kleine Erinnerungen an August Strindberg zeichnet A. Walleen auf (Deutsche Allg. Ztg. 60). — Strindbergs 29 Antworten auf eine Umfrage teilt Erik Hedén mit (Frankf. Ztg. 85 — 1 M.). — Eine Begegnung mit Hamsun schildert Hermann Hiltbrunner (Hannov. Kur. 60/61).

Über Paul Gyulai und Franz Herczeg „Zwei Jubiläen der ungarischen Literatur" schreibt Max Herzfeld (Preßb. Ztg. 74 949).

* * *

„Europäischer Roman." Von Arthur Friedrich Binz (Rhein.-Main. Volksztg. 29).

„Schau in die Lyrik." Deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts. Von Rudolf Borchardt (Münch. N. Nachr. 37).

„Ewiger Vorrat deutscher Poesie." Fortsetzung. Von Rudolf Borchardt (N. Zür. Ztg. 283).

„Proletarierdichter der Februarrevolution." Von F. B. (Arb. Ztg., Wien 55).

„Briefwechsel Strauß-Hofmannsthal." Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 148 — 1 M.). Vgl. auch Alfred Rosenzweig (Berl. Börs.-Cour. 93).

„Zwei Dichtervermächtnis-Worte (Goethe, Keller)." Von Emil Ermatinger (Münch. N. Nachr. 30/31).

„Eine Literaturgeschichte der letzten Zeit." (Albert Soergel.) Von Paul Friedrich (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 35).

„Das deutsche Drama in seiner gegenwärtigen Situation." Von Eugen Gürster (Köln. Volksztg. 96).

„Dichter im Alltag." Von Fritz Adolf Hünich (Bund, Bern 65).

„Deskription und Deutung." Zum Methodenwandel in der Literaturwissenschaft. Von Erich Kästner (Frankf. Ztg. 100 — 1 M.).

„Neue Bauerndichtung." Von Wilhelm Kristl (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 40).

„Vom niederdeutschen Mythus." Von Iven Kruse (Hamb. Fremdenbl. 36a).

„Wider die Buchgemeinschaften." Von Eugen Lerch (Köln. Ztg., Lit. Bl. 129).

„Bürgerliche Dichtung." Von Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 31).

„Die Artussage." (Neue Forschungen von S. Singer.) Von Hugo Marti. (Bund, Bern 48.)

„Fragen zur Schundliteratur." Von Wilhelm Matthießen (Köln. Volksztg., Schritt 77).

„Von plattdeutschem Dichten." Von Ernst Metelmann (N. Zürch. Ztg. 197).

„Das Buch der Gegenwart." Von Adolf Schwarz (Frankf. Ztg. 94 — 1 M.).
„Verrat am Wege!" Von Heinrich Simon (Frankf. Ztg. 126 — 1 M.).
„Um den deutschen Calderon." Von Bernhard Michael Steinmetz (Köln. Volksztg., Schritt 134).
„Die Sehnsucht nach der wahren Tragik." Von Erwin Stranik (N. Wien. Journ. 11 564).
„Romania." Die gegenwärtige Arbeitsweise in der romanischen Literaturwissenschaft. Von Karl Voßler (Frankf. Ztg. 131 — A, Hochschule).
„Zur Adolf Pichler-Gemeinde." (Tirol. Anz. 41.)

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XXXVII, 2. (Berlin und Leipzig.) Eine umfassende und in letzte Tiefen eindringende Studie über Unamuno faßt Ernst Robert Curtius in das Endurteil zusammen:
„Dem Wesen und der Wirkung Unamunos haftet etwas Zwiespältiges an. Das spiegelt sich auch in der Beurteilung, die sein Schaffen in Spanien findet. Er ist vielfach angegriffen und zurückgewiesen worden. Aber er ist eben sein Leben lang ein Kämpfer gewesen. Sein Weg durch die spanische Welt des letzten Menschenalters ist wie der Don Quichottes voll von Abenteuern, von Herausforderungen und von Niederlagen. Das gehört zum Wesen und zur Ehre des Quichottismus. Und dieser Quichottismus allein kann die Perspektive sein, aus der Unamuno wahrhaft gewürdigt wird. Man wird Unamuno niemals gerecht, wenn man ihn an der Norm einer künstlerischen, gedanklichen, menschlichen Vollendung mißt. Spanien hat Denker mit feinerem Ideengespinst, Dichter mit süßerem Sang, Gestalter mit reicherer Bildkraft und Künstler mit reinerem Formensinn — Unamuno ist dennoch einzig durch den Dynamismus seiner Persönlichkeit. Er ist ein Erwecker seiner Nation. Er ist ein Excitator Hispaniae, anstachelnd und aufreizend, fordernd und belebend. Ihm vor vielen anderen hat Spanien es zu danken, wenn es aus seiner Apathie erwacht ist: aus jener ‚Abulie', die Ganivets Diagnose vor dreißig Jahren feststellte. Ohne die Hammerschläge und Schwerthiebe Unamunos wäre der spanische Geist nicht das, was er heute ist und für Europa bedeutet."

Hochland. XXIII, 5. (Kempten.) In Hermann Bahrs Aufsatz über Benedetto Croce sind auch Verständnisgrenzen angedeutet, die dem großen italienischen Literarhistoriker gesetzt sind:
„Croces Verdienst, ein gar nicht hoch genug zu preisendes in der Zeit, der überall die Stützen des Unbedingten fehlen, liegt in der Unschuld, mit der er, wenigstens in der Kunst, etwas Absolutes anerkennt: er vertraut seinem absoluten Geschmack. Darum kann er noch unbedingt urteilen. Wir im Norden haben gar nicht mehr den Mut, uns damit zu begnügen, daß uns ein Kunstwerk gefällt oder mißfällt. Wir brauchen Gründe. Wir wollen unser Urteil beweisen können, vor allem schon vor uns selber. Wir wollen zunächst uns selber beweisen, daß es uns gefallen darf, und wir wollen überdies beweisen, daß es auch den anderen gefallen soll, ja muß. Unser Gefühl scheint uns unberechtigt, wenn es sich nicht auch vor unserem Verstande behaupten kann. Ja, wir haben Stunden, da wir zweifeln müssen, ob denn in Zeiten, denen es an einer allgemeinen Anerkennung eines gemeinsamen Absoluten und an einer gemeinsamen Deutung dieses Absoluten, ja, an einer gemeinsamen Ausübung der gemeinsamen Andacht vor diesem Absoluten fehlt, ob in solchen Zeiten keiner Gemeinschaft in den Hauptfragen des menschlichen Lebens, ja nicht einmal in den Vorfragen, die gelöst sein müssen, bevor ein wahrhaftes Leben überhaupt erst möglich werden kann, ob in solchen Zeiten Geschmack, der doch verlangt, Urteile von allgemeiner Gültigkeit fällen zu dürfen, überhaupt möglich ist. In unsere Bewunderung der unbefangenen Zuversicht, mit der Croce seinen Geschmack urteilen läßt, mischt sich darum zuweilen ein leiser Verdacht, daß ein Mann, der doch sonst dem Relativismus unserer Epoche verhaftet bleibt, eigentlich gar kein Recht auf absoluten Geschmack ansprechen könne. Und es ist uns also gewissermaßen ein Trost, wenn wir dann, näher zusehend, zu gewahren glauben, daß zuweilen doch auch ihn sein Geschmack trügt, dem er mit einer so beneidenswerten, und selbst wenn er irrt, noch immer bewunderungswürdigen, weil in seinem Grundwesen, dem eigenen und dem der Nation, verankerten Sicherheit gehorcht. Ein Versagen oder doch leises Nachlassen seines Geschmacks meinen wir aber zu gewahren, sobald Croce seinen geistigen Lebenskreis verläßt: den lateinischen oder, richtiger gesagt, den mediterranen. Solang er in diesem bleibt, trübt sich sein klarer Blick für die Gestalt, aber auch für das sozusagen Anonyme, woraus recht eigentlich der geheimste Reiz von Dichtern und Dichtungen uns anhaucht, niemals: Alfieri, Leopardi, vor allem Manzoni und Carducci, doch auch Baudelaire, Flaubert und Maupassant bannt er zur reinsten Erscheinung

herauf, und selbst der unergreifliche, der unbezwingliche Balzac, der sich noch keiner Evokation jemals ergab, läßt, wenn auch entfliehend, immerhin einen Hauch, einen Wink, sozusagen das leise Rauschen eines Schleiers seiner Zaubermacht in der Hand dieses verwegenen Beschwörers zurück. Erst wenn er dann, lichtgewohnt, sich aus der Helle weg zum Niflheim kehrt, graut ihm, er wird irre, die Gelassenheit, mit der er sonst jeder Begabung den Puls fühlt, schwindet plötzlich, und schon der Ton, in dem er etwa von Zacharias Werner, gar aber dann über Kleist spricht, ist von einer Gereiztheit, durch die sich sein schlechtes Gewissen verrät: er ahnt offenbar irgendwie, was er sich aber dann doch nicht eingestehen will und auch eigentlich, ohne den Glauben an seinen unfehlbaren Geschmack zu verleugnen, gar nicht eingestehen kann, daß hier mit anderen Maßen gemessen werden muß."

Deutsche Rundschau. LII, 5. Oskar Walzel untersucht die Gründe, die einem Eindringen Wilhelm Schmidtbonns in weitere Lesekreise bisher entgegengestanden haben:

„Dreierlei hat ihm im Wege gestanden und steht ihm noch im Wege. Er geht nicht darauf aus, eine einmal erreichte Gestaltungsart in immer neuer Abwandlung weiterzuführen, also seinen Lesern das Behagen zu gewähren, das die Wiederkehr des Vertrauten und Liebgewordenen zu schenken pflegt. Man muß bei Schmidtbonn stets auf Überraschungen gefaßt sein. Ein Stammpublikum ist auf solche Weise kaum zu gewinnen. Vielmehr dürfte die große Mehrzahl in einem neuen Werk Schmidtbonns gerade das vermissen, was an einem ältern ihr liebgeworden war. Zweitens wählt Schmidtbonn seit langem gern Stoffe, die dem Gefühl vieler gar nicht entgegenkommen. Er scheut nicht den Einwand: Wie kann man so etwas zum Gegenstand einer Dichtung machen? Kurze Inhaltsangaben seiner Werke mögen eher abschrecken. Wenn sein Drama ‚Die Stadt der Besessenen' den Wollusttaumel auf die Bühne bringt, der sich zur Zeit der Wiedertäufer in Münster einbürgerte, denkt mancher an Hamerlings ‚König von Sion' und verbittet sich, mit diesem Stoff nochmals behelligt zu werden. Drittens aber hat Schmidtbonn sich fast niemals einer herrschenden Zeitrichtung angeschlossen, daher auch fast nie den Zügen, die an seinen Werken den oder jenen befremden, die Rechtfertigung ermöglicht, die der Hinweis auf den gemeinsamen Brauch einer größeren Gruppe gleichzeitiger Künstler gewährt. Die Programmsätze irgendeines ‚Ismus' sind auf Schmidtbonn kaum anzuwenden. Sein Verteidiger darf sich auf sie so gut wie gar nicht berufen."

* * *

„Vom humoristischen Herrn Wolfram von Eschenbach." Von St. (Deutsches Volkstum 1926, 2. Hamburg).

„Über Goethes geplantes Volksbuch." Von Theodor Geissendoerfer (The Journal of English and Germanic Philology XXIV, 3. Illinois).

„Von Goethes Deutschtum." Von Johann Georg Sprengel (Zeitschrift für deutsche Bildung II, 1. Frankfurt a. M.).

„Carl August von Weimar in seinen Briefen." Von Hans Benzmann † (Der getreue Eckart III, 8. Wien).

„Joseph v. Görres." Zum 150. Geburtstag. Von Rupert Gießler (Der Feuerreiter II, 7. Köln).

„Görres' Ringen um seine Welt- und Lebensanschauung." Von Wilhelm Heßler (Der Gral XX, 5. Essen).

„Görres." Zu seinem 150. Geburtstag. (Alte und Neue Welt LX, 2. Febr.-Heft. Einsiedeln.)

„E. T. A. Hoffmann, der Europäer." Von Walter Harich (Die literarische Welt II, 4. Berlin).

„E. T. A. Hoffmann." Von Arthur Sakheim (Der Freihafen VI, 5. Hamburg).

„E. T. A. Hoffmann." Zu seinem 150. Geburtstag am 24. Jan. 1926. Von Fritz Alfred Zimmer (Daheim LXII, 17. Leipzig).

„Ludwig Uhland." Von Walter Brecht (Radio — Wien II, 21).

„Auf Annette von Droste-Hülshoffs Spuren." Von Irene Zimmermann (Niedersachsen XXXI, Februar. Bremen).

„Hebbel und sein kopenhagener Wohltäter." (Schluß.) Von Wilhelm Dietrich (Der Wächter VIII, 6. Wien).

„Schöpfung und Gestaltung in deutscher Lyrik. 14. Theodor Storms ‚Gesegnete Mahlzeit'." Von Franz Heyden (Deutsches Volkstum 1926, 2. Hamburg).

„Dichterjugendland. Kindheit und Jugend Josef Marlins." Des Dichters eigene Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß veröffentlicht von Karl Kurt Klein-Jassy (Klingsor III, 2. Kronstadt).

„Joseph Viktor v. Scheffel." Zum 100. Geburtstag des Dichters am 16. Febr. 1926. Von Georg Bründl (Reclams Universum XLII, 20. Leipzig).

„Joseph Victor von Scheffel." Von Heino Schwarz (Das Werk V, 11. Bern).

„Dichter sein: ‚Wind und Tand'," zu Viktor von Scheffels 100. Geburtstag. Von Friedrich Castelle (Die Bergstadt XIV, 5. Breslau).

„Die Frauen in Scheffels Leben und Dichtung." Zum 100. Geburtstag des Dichters am 16. Februar. Von Wilhelm Huber (Der getreue Eckart III, 9. Wien).

„Joseph Viktor von Scheffel." Von Oskar Walzel (Der Kunstwart XXXIX, 5. München).

„Die Heimat als Schicksal in Wilhelm Raabes Leben und Werk." Von Wilhelm Fehse (Volk und Rasse I, 1. München).

„Malvida von Meysenbug an Heinrich von Stein." Unveröffentlichte Briefe, mitgeteilt von Götz v. Selle (Der Türmer XXXVIII, 5. Stuttgart).

„Otto Brahm." Von Arthur Eloesser (Die Weltbühne XXII, 5. Berlin).

„Christian Morgensterns philosophischer Humor." Von Albrecht Erich Günther (Deutsches Volkstum 1926, 2. Hamburg).

„Hermann Boßdorf." Von Walter Gättke (Der Schimmelreiter V, 1. Hamburg).

„Moritz Heimann." Von Arthur Eloesser (Die Weltbühne XXII, 4. Berlin).

„Johannes Wilda." Von Franz Fromme (Der Schimmelreiter V, 1. Hamburg).

„Emil Strauß." Zu seinem 60. Geburtstag am 31. Januar 1926. Von Paul Henrici (V.=C.=Rundschau, Zeitschrift des Verbandes der Turnerschaften auf deutschen Hochschulen XLII, 11).

„Das Problem des Künstlers bei Thomas Mann." Von Wolfgang van der Briele (Blätter der Bücherstube am Museum II, Januar. Wiesbaden).

„Ludwig Finckh." Von Otto Doderer (Rheinischer Beobachter V, 2. Berlin).

„Herbert Eulenberg anläßlich seines 50. Geburtstages am 25. Januar." Von Stephan Ehrenzweig (Die literarische Welt II, 4. Berlin).

„Eulenberg contra Shaw." Von Herbert Eulenberg (ebenda).

„Glückwunsch an den 50jährigen Eulenberg." Von Hellmuth Falkenfeld (Baden=Badener Bühnenblatt VI, 10).

„Herbert Eulenberg." Von Heino Schwarz (Rheinischer Beobachter V, 2. Berlin).

„Meine Schauspielerei." Von Herbert Eulenberg (Masken XIX, 11. Düsseldorf).

„Wilhelm Schmidtbonn." Von C. Enders (Rheinischer Beobachter V, 2. Berlin).

„Wilhelm Schmidtbonn — der Epiker." Von Max Fischer (Ostdeutsche Monatshefte VI, 11. Oliva).

„Schmidtbonn zum Gruß." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch VII, 6. Berlin).

„Wilhelm Schmidtbonn." Zum 6. Februar 1926. Von Berthold Litzmann (Reclams Universum XLII, 18. Leipzig).

„Wilhelm Schmidtbonn." Von Herbert Saekel (Die schöne Literatur XXVII, 2. Leipzig).

„Wilhelm Schmidtbonn." Von Otto Heuschele (Orplid II, 10).

„Wilhelm Schmidtbonn." Von Fritz Droop (ebenda).

„Wilhelm Schmidtbonn." Von Else Lasker=Schüler (ebenda).

„Wilhelm Schmidtbonn." Von Wilhelm Schäfer (ebenda).

„Wilhelm Schmidtbonn." Kleines Selbstbildnis (Theaterwelt 11, Düsseldorf).

„Wilhelm Schmidtbonn." Von Werner Schendell (Literarische Welt II, 6. Berlin).

„Begegnung mit Wilhelm Schmidtbonn." Von H. E. Jacob (ebenda).

„Wilhelm Schmidtbonn." Von Fr. A. Böhme (Literar. Rundschau [Westdeutsche Rundschau], 4. Barmen).

„Der Dichter und das Theater." Gedanken zum 50. Geburtstag Wilhelm Schmidtbonns. Von Herbert Saekel (Hellweg VI, 4/5. Essen).

„Dichter sein heißt zu der Welt freundlich sein ..." Zu Wilhelm Schmidtbonns 50. Geburtstag. Von Herbert Saekel (Masken XIX, 12. Düsseldorf).

„Wilhelm Schmidtbonn." Von Max Spanier (Stadtanzeiger XXIV, 22. Mannheim).

„Else Lasker=Schüler." Von Paul Bourfeind (Rheinischer Beobachter V, 2. Berlin).

„Josef Ponten." Von Hermann Sternbach (Ostdeutsche Monatshefte VI, 11. Oliva).

„Leo Sternberg." Von Willy Arndt (Allgemeines Schulblatt LXXVII, 3. Wiesbaden).

„Leo Sternbergs rheinische Novellen." Von Willy Arndt (ebenda).

„Frank Thieß." Von Kurt Bock (Ostdeutsche Monatshefte VI, 11. Oliva).

„Paul Gurk." Von Siegfried Melchinger (ebenda).

„Die Wundermittel des Paul Scheerbart." Von Lothar Schreyer (Deutsches Volkstum 1926, 2. Hamburg).

„Arthur Schubart als Tierdichter." Von Adolf Glupe (Der Deutsche Jäger XLVIII, 6. München).

„Wilhelm Matthießen." Von Hermann Preindl (Der Gral XX, 5. Essen).

„Fritz v. Unruh." Von Aderholt (Bühnenblatt IV, 10. Dortmund).

„Emil Hadina als Lyriker." Von Hans Anderle (Der Türmer XXXVIII, 5. Stuttgart).

„Alfred Hein." Ein Umriß=Versuch. Von A. Hellmann (Der Oberschlesier VIII, Januar).

„Zu Claudius' ‚Liedern der Unruh'." Von Karl A. Kuhlmann (Deutsche Nordmark VI, 7. Büsum).

* * *

„Lord Byron in seinen Parlamentsreden." Von L. v. Hibler (Germanisch=Romanische Monatsschrift XIV, 1/2. Heidelberg).

„John Drinkwater als Dramatiker." Von Karl Arns (Die neueren Sprachen XXXIV, 1. Marburg i. H.).

„Roman und Drama im neuesten England." Von Karl Arns (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung II, 1. Leipzig).

„Moderne englische Dramaturgie und Theaterkritik." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht 1926. Berlin).

„Beaumarchais' Lustspiel ‚Figaros Hochzeit'." Von Johannes Heinrich Braach (Stadt=Anzeiger XXIV, 21. Mannheim).

„Maupassants letzte Geliebte." Von F. M. Huebner (Baden=Badener Bühnenblatt VI, 8).

„An Romain Rolland." Von Albert Einstein (Das Tagebuch VII, 5. Berlin).

„Siehe ein Mensch!" Zu Romain Rollands 60. Geburtstag am 29. Januar 1926. Von Helene Stöcker (Die neue Generation XXII, 2. Berlin).

„Marcel Proust." Von Frantz Clément (Das Tagebuch VII, 5. Berlin).

„Ein Blick in die Dichterwelt der Kelten." Von Gustav Lehmacher S. J. (Stimmen der Zeit LVI, 5. Freiburg i. Br.).

„Louis Couperus' Leben und Werke." Von Hans Lebede (Reclams Universum XLII, 19. Leipzig).

„Die neue norwegische Literatur." Von Kaethe Miethe (Ostdeutsche Monatshefte VI, 11. Oliva).

„Unamuno." Von E. R. Curtius (Die literarische Welt II, 4. Berlin).

* * *

„Vers und Prosa im Drama." Von Eduard Castle (Radio — Wien II, 20).

„Zu Ernst Martins Bühnenbearbeitung von Kleists ‚Käthchen von Heilbronn'." Von Karl v. Felner (Krefelder Blätter II, 10).

„Ernst Barlachs Sündflut — ein Drama." Von Wolfgang Hoffmann=Harnisch (Baden=Badener Bühnenblatt VI, 9, 11).

„Das Theaterproblem der Gegenwart." Von Monty Jacobs (Die Scene XVI, 1. Berlin).

„Fritz Philippis religiöse Dramen." Von Werner Petersmann (Die Christliche Welt XC, 4. Gotha).
„Der Dramatiker Hanns Henny Jahnn." Von Friedrich H. Prehm (Ostdeutsche Monatshefte VI, 11. Oliva).
„Hanns Henny Jahnn: Der gestohlene Gott, Tragödie." Von Friedrich H. Prehm (ebenda).
„Vom Anspruch des Publikums." Von Hans J. Rehfisch (Die Scene XVI, 1. Berlin).
„Der Dichter und das Theater." Von Wilhelm Schmidtbonn (Masken XIX, 12. Düsseldorf).

* * *

„Die deutsche Unkultur des 18. Jahrhunderts auf der Jesuitenbühne." Von Bernhard Duhr S. J. (Stimmen der Zeit LVI, 5. Freiburg i. Br.).
„An Dichters Hand durch die Rhön." Von Georg Hilgenberg (Die Rhön XIV, 2. Eisenach).
„Technik und Industrie in der deutschen Dichtung." Von Fr. Kainz (Westermanns Monatsh. LXX, 834. Braunschweig).
„Vorarbeiten zu einer Philosophie des Stils." Von Friedrich Kainz (Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft XX, 1. Stuttgart).
„Die literarische Entfaltung des 19. Jahrhunderts." Von H. Kindermann (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 1/2. Heidelberg).
„Zur Charakteristik der plattdeutschen Volkssprache." Von Otto Mensing (Quickborn XIX, 2. Hamburg).
„Zur Erneuerung der Idyllendichtung." Von Robert Petsch (Ostdeutsche Monatshefte VI, 11. Oliva).
„Musik und Dichtung im 18. Jahrhundert." Von Philipp Seiberth (The Journal of English and Germanic Philology XXIV, 3. Illinois).
„Romantik und Gesellschaftslehre." Von Otto Weinberger (Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie V, 3. München).

Echo der Bühnen

Schwerin i. M.

„Kanzler und König." Tragödie in drei Akten. Von Hans Franck. (Uraufführung im Mecklenburgischen Landestheater am 4. Februar 1926.)

Schon seit Hebbel und Laube bis hinab auf einen Otto Erler in unseren Tagen hat der Struenseestoff die Dramatiker angezogen und zur Gestaltung gereizt. Jener deutsche Arzt, der bis zur Höhe eines Kanzlers unter dem verblödeten Dänenkönig Christian VII. hinanstieg, um, des Ehebruchs mit der Königin überführt, schließlich durch des Henkers Hand zu fallen — sein Schicksal steht auch im Mittelpunkt der Hans Franckschen Tragödie. Aber was in dieser Dichtung hämmert und pulst, es erinnert kaum noch an das Blutpochen zeitgenössischer Dramatik; wie Lebenskundgebung eines sich reckenden Titanen weht es uns daraus entgegen, gleich als hätte er in ungeahnter Kraft plötzlich eine sonst fest verschlossene Tür aufgestoßen, und wir blicken durch diese hinein in die dramatische Wunderwelt unserer aller Größten, die uns bisher nur als vergangener Traum erschien, hier aber zum erstenmal wieder verjüngte Gegenwart wurde.

Man erlebe einmal Szenen wie die, wo der zur Niederung des spielenden Kindes verblödete König auf dem Tische stehend mit der Pistole in der Hand die ehrgeizige Königinmutter Juliane (jeder Zoll eine Königin!), den Grafen Rantzau, stolzen General der Garde, den als Nachfolger auf dem Thron in Aussicht genommenen Prinzen Friedrich und andere erlauchte Herrschaften dazu zwingt, zu seiner Belustigung und zur Erprobung seiner Macht um ihn herumzutanzen, während sein kindlicher und kindischer Gespiele, ein auf tiefster Stufe der Unkultur stehender Mohrenknabe, die im Kreise tanzenden Vollblutedelleute zu immer größerer und wilderer Schnelligkeit antreibt. Da weichen vor dem inneren Auge des Zuschauers die Wände der Bühne weit in die Ferne, die Szene wird zum Leben mit seiner Tragik, mit seiner bitteren Ironie und zu dem, was beide zur Einheit verschmilzt: wie ein hundertfaches Echo teuflischen Gelächters schrillt der Unterton dieser Szene. Es grinst der verblödete König. Oder ist es das Geschick? Es tanzt in kindischem Reigen um ihn das stolze Adelsgeschlecht. Oder ist es der in kläglicher Nacktheit dastehende Mensch, der sich noch eben so stolz und hoch dünkte?

Oder man lasse sich vom Rhythmus jener Szene tragen, wo das blöde Volk dem verblödeten König zujauchzt. Keiner der Jauchzenden vermag zu erkennen, daß die königliche Menschenhülle ein schnödes Trugbild ist, daß drinnen die Leere eines umnachteten Geistes wohnt — keiner, außer zweien: der Mann, der geistig die Menge überragt, erfaßt es mit dem Verstande, das Kind, das geistig unter der Menge steht, mit seinem Gefühl, und aus beider Augen rinnt gleichzeitig die Träne — weil sie den königlichen Menschen in jenem Idol nicht finden? Oder ist es das verlorene Paradies, das Märchenland der Sehnsucht, das Jenseitsufer entschwundener Hoffnung, um das wir wie in einem Spiegel unsere eigenen Tränen niederrinnen sehen?

Oder vermöchte jemand unberührt zu bleiben vom klopfenden Herzschlag der beiden Menschen: Struensee und der jungen Königin, da sich zum erstenmal ihre Herzen einander erschließen; nicht lieblich und

sanft, sondern wild und gärend, todesgeweiht im Taktschlag des Schicksals, das aus den aufgepflanzten Kanonen jeden Augenblick — falls der Widerruf des Befehls zum Schießen nicht mehr rechtzeitig eintrifft — verderbenspeiend dahinfegen kann? Die Sandkörner des Stundenglases rinnen eins nach dem andern dem Schrecken, der Vernichtung entgegen — oder der Rettung? Die beiden liebenden Herzen pochen gleichzeitig den gleichen Takt: der Vernichtung — der Beseligung entgegen? — Oder ... Oder ... Wohin wir uns wenden, es packt uns fest, es hebt uns empor, es läßt uns nicht wieder los bis — bis zum Ausklang der Tragödie. Ist es nötig zu sagen, daß Hans Franck sicherlich Größeres nie geschrieben hat als die hier erwähnten und nicht erwähnten Szenen? Ist es aber auch nötig, im einzelnen darauf hinzuweisen, daß man nach der Fahrt über das in wilder Urkraft sich aufbäumende Meer leicht an der späterhin sanft gekräuselten Fläche achtlos vorübergehen wird? Es ist, als müßten sich Arme erheben, bittend, flehend, daß die herrliche Gewalt des Elementes verharre bis zum Schlusse, daß es zu Ende sei im wilden Titanenschrei. Der Dichter hat es nicht so gewollt; im klingenden Gedankenwort verschwebt die Dichtung. Wer dürfte angesichts dieses Werkes deshalb mit ihm rechten?

Erich Hagemeister

Berlin

„Sturmflut." Schauspiel in zehn Bildern von Alfons Paquet. (Uraufführung in der Volksbühne am 20. Februar 1926.)

„Der entfesselte Wotan." Eine Komödie von Ernst Toller. (Uraufführung in der Tribüne am 23. Februar 1926.)

„Duell am Lido." Komödie in drei Akten von Hans J. Rehfisch. (Uraufführung am Staatstheater am 20. Februar 1926.)

„Königin Luise." Vier Akte und ein Nachspiel von Ludwig Berger. (Uraufführung im Lessingtheater am 17. Februar 1926.)

Alfons Paquets „Sturmflut" wogt in erregtem Szenengefüge. Es ist ein Branden und Überschäumen in dem Drama. Bleibt der letzte Eindruck trotzdem hinter den Augenblickswirkungen zurück, so deshalb, weil die Geschehnisse nicht aus Herz und Charakter der Menschen sich loslösen, sondern wolkengleich, ungebundenes Schicksal, über ihnen schweben. Von einer vorwiegend epischen Konzeption ließe sich reden, stünde nicht ein Besonderes hinter dem Drama: das revolutionäre Ethos des Lyrikers Alfons Paquet.

Dies ist es, was der Dichtung Anteilnahme sichert und was letzthin in Paquets eigener Persönlichkeit beruht: sein Herz für die Unterdrückten; sein Hochgefühl für Freiheit; sein Wille zur Neugestaltung. Und aus all dem heraus eine Durchglutung des sprachlichen Ausdrucks, die nichts anderes ist, als das neue Pathos, das in whitmanscher Rhythmik flutet.

Von ganz realen Vorgängen der Revolution geht Paquet aus, um sie alsbald phantastisch fortzuspinnen. Aber die Phantastik bleibt an die Idee der modernen Revolution, der antikapitalistischen, gebunden; komplizierte Vorgänge des Wirtschaftslebens werden auf ihren einfachsten Ausdruck zurückgeführt, sind damit sinnfällig gemacht. Die Stadt, ein ungenanntes Petersburg, ist in den Händen der Matrosen. Der Boden ist bereits mit Blut gedüngt. Die Konterrevolution setzt derart ein, daß Emissäre des (englischen) Kapitalismus die Stadt den Revolutionären abkaufen, und aus ihr ein neues Zwing-Uri des Kapitalismus machen: Es dämmert demgemäß ein neuer, ein letzter Entscheidungskampf herauf.

Held in Paquets Drama ist durchaus und nur die revolutionäre Masse. Immerhin treten als Führer der Masse Persönlichkeiten hervor, die Revolution und die Konterrevolution sind zu Gestalten verdichtet. Daß die Geschehnisse und damit auch die Schicksalswendung nicht genügend Komponenten der inneren Eigenschaften dieser Führer sind, gibt der dramatischen Entwicklung einen Anstrich von Willkür. Siegt hier, um historische Namen für die freigewählten zu setzen, Lenin über Kerenski, so ist dieser Ausgang, rein dramatisch eingeschätzt, nicht zwingend. Was da siegt, ist aber, tiefer betrachtet, weder das Tun des einen noch das Lassen des andern: es siegt das revolutionäre Ethos in Paquets eigener Brust. Der Lyriker Paquet nimmt dem Dramatiker Paquet nicht nur die Menschen und die Vorgänge, er nimmt ihm das Weltbild ab, um es aus sich heraus zu beleben. Und mit diesem Lyriker Alfons Paquet läßt sich atmen. Man teilt sein Hassen und seine Begeisterung; er wird einem zu menschlich wichtiger Angelegenheit; die eigene Empfindung wird durch ihn beschwingt.

Hier ist Vorkämpfertum des modernen Gedankens. Der findet hier sein neues Pathos.

*

In Ernst Tollers Komödie „Der entfesselte Wotan" ist Stil unverkennbar. Sehr leidig, daß man hinzufügen muß, daß der Stil die Komödie tötet.

Der entfesselte Wotan ist ein Friseur, den ein Zufallswort zur Gründung einer Schwindelgenossenschaft mit dem Ziel der Auswanderung nach Brasilien aufruft. Ein Don Quichotte völkischen Phrasentums, der alsbald seinen Sancho Pansa, der ihn managet,

findet. Geradlinig, eckig gezeichnete Karikaturen scharen sich um ihn, jedwede der vielen willkürlich eingesetzten Figuren trägt das gleiche Stilgepräge — geradlinig führt die Handlung aufwärts, von Erfolg zu Erfolg, bis jäh der Knick einsetzt und mit dem Zusammenbruch das Ende des Stücks da ist.

Ein durchaus geradliniger Stil, wie er sich dem Karikaturisten empfehlen mag, durch den aber jede Freiheit des Spiels verloren geht. Soweit hier von Phantasie überhaupt die Rede sein kann, ist ihr nicht Entfaltung, sondern bestenfalls Marschroute gegeben. Immer geht man geradlinige Chaussee, an jedem Feldweg prangt das „Verboten". Mancher aus diesem völkischen Fratzengesindel ist lustig karikiert, nur schade, daß jeder als Paradigma kommt. In dieser Komödie ist beständig ein Klappern der Tür; für den, der abgeht, tritt gerufen oder ungerufen ein anderer herein, als wären nur zwei Stühle zu vergeben. Die ganze Komödie gleicht einem Rechenexempel: es geht auf; in der Kunst aber sind alle errechneten Resultate falsch.

*

In Hans J. Rehfischs „Duell am Lido" kehrt die Komödie reumütig zum Bühnenwitz zurück.

Es ist Witz im Dialog, es ist Witz in der Charakteristik. Die beiden Hauptgestalten, Aristokrat der eine, mit asiatischem Herrscherblut in den Adern, unermeßlich reich, gefällig müde; — Hochstapler der andere, allzeit überlegen, jeder Gefahr trotzend, ein Mann, der europäische Schwindelunternehmungen ins Werk setzte: in dem einen ist die Philosophie Schopenhauers, im andern die Nietzsches bühnenfigürlich verwitzelt.

Ein Witz ist die Handlung, wie der Titel der Komödie. Denn es kommt eben zu keinem, oder nur zu einem „seelischen" Duell am Lido. Der Aristokrat hat dem Hochstapler die Geliebte abspenstig gemacht, beide können ohne diese Frau nicht leben. Also —? Sie finden sich in Freundschaft zusammen, lassen die Dame zurück, die ihrerseits bei dem bereitstehenden alten Herrn die Tröstung findet.

Der Witz der Handlung kommt dadurch zustande, daß die bewußte Dame ganz ohne Charakter auf die Bühne gestellt wird. Hätte sie auch nur soweit Eigenleben, daß sie sich für den einen oder andern der Liebhaber entschiede, so würde der Handlungswitz über seinen eigenen Gedankenstrich stolpern. Sie ist aber völlig wesenlos, die Dame, und doch war sie es, ohne die die beiden Männer nicht leben konnten. Der Witz springt seiner Mutter, der Lüge, in den Schoß.

Gewiß, es ist erstaunliche Bühnenroutine in Rehfischs Komödie. Aber die Unwahrhaftigkeit ist sehr viel erstaunlicher.

*

Die Fortsetzung von Ludwig Bergers „Kronprinzessin Luise" (L. E. XXVIII, 358), die „Königin Luise" ist ungemein schwächer als der erste Teil geraten. Sie lebt füglich nur von vaterländischem Gnadenbrot. Dramaturgisch interessant ist nur, daß Berger sehr zu Recht erkannte, daß es für das Drama notwendig war, den Tod der Königin innerlich zu motivieren. Er hatte da einen nicht üblen Einfall und ließ sie an dem harten Urteil, das der Freiherr vom Stein über ihren königlichen Gemahl fällt, seelisch dahinsiechen. Das ist in Hinblick auf die Stimmungsatmosphäre des Schauspiels gut ausgedacht. Nur leider nicht gut ausgeführt.

Ernst Heilborn

Wien

„Veronika." Schauspiel in vier Akten. Von Hans Müller. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 11. Februar 1926.)

Kaum hat der Schrei nach dem Kind in einer hiesigen Uraufführung seine „Erfüllung" gefunden, so macht er sich in einem neuen Drama abermals schrill vernehmlich: statt aus dem Munde einer Nonne nunmehr aus dem einer Krankenpflegerin; wiederum wird eine nach Liebe Dürstende erquickt, eine zur Mutter Geborene Mutter, wiederum nach Überwindung von allerlei Hindernissen, nur daß sich jetzt innere Hemmungen minder stark geltend machen als die äußeren; und wiederum wird in zwölfter Stunde allgemeine Befriedigung und Rührung erzielt. Wenn nun ein Drama sich als naturalistisch gibt und ausgibt, mit beiden Ballen und Fersen auf den Boden der Realität stellt — und das tut „Veronika" unzweifelhaft —, dann verfallen die Geschehnisse und Gestalten dem Kriterium der Wahrheit, oder, was auf dasselbe herauskommt, der Möglichkeit, mechanischer wie psychischer; dann fällt aber auch rettungslos alles, was jener zwölften Stunde vorangeht, der ganze unglaubliche und unleidliche Tatbestand mit seinen pseudo-wienerischen Stimmungen, Figuren und Redensarten, und nichts bleibt übrig als eine Gerichtsverhandlung gegen ein leidendes Weib à la Richard Voß und, das sei gern anerkannt, ein schöner reiner lyrischer Schlußakkord. — Nur eine das Mittelmaß weit überragende, aus ihrem eigenen Wesen die Titelrolle reich beschenkende Darstellerin vermochte das Stück über Wasser zu halten; als Kuriosum sei bemerkt, daß der Dichter selbst (wie schon 1923 im „Vampir") eine Rolle, diesmal die des Staatsanwalts, in seinem eignen Stück verkörperte.

Robert F. Arnold



Hannover

„Bonaparte." Ein Stück in fünf Akten. Von Bernhard Blume. (Uraufführung in der städtischen Schauburg am 20. Februar 1926.)

Die Uraufführung von Bernhard Blumes „Bonaparte" hat uns um eine dramatische Hoffnung reicher gemacht. Es ist des erst 25jährigen schwäbischen Dichters drittes Stück und ein unglaublich junges Werk in der drängenden Triebkraft, die Napoleons Steigen und Fallen in den Jahren von 1799 bis 1815 in fünf Akte gepreßt vorüberjagt. Grabbe schnitt sich aus dem gewaltigen Stoff nur den Napoleon der hundert Tage für sein Drama heraus; Blume wagt den ganzen großen Wurf, und er darf ihn wagen, weil er es vermag, im scheinbar ganz knapp gefaßten Umriß das volle Erleben dieses Menschen und dieser Jahre widerzuspiegeln.

Blumes Drama ist zeitgemäß, weil es die Sehnsucht der Menge nach dem „Kerl", der dem Gleichmacherrezept einer falsch verstandenen Demokratie spottet, im Bilde eines Genies einfängt, ja, von ihr überhaupt sein Leben hat. Aber es ist nicht voraussetzungslos. Emil Ludwigs Napoleonbuch hat alle wesentlichen Merkmale des Blumeschen Bonaparte schon vorgezeichnet und auch manche gute Szene des Dramas bereits angelegt. Aber wir fragen nicht, woher der Dramatiker die Waffen nimmt, mit denen er uns überwältigt, sondern geben uns dem Reiz hin, wieder einmal ganz aus unserer Einzelexistenz hinausgehoben zu werden in die Sphäre eines Dichters.

Nicht „Bonaparte", sondern „Bonaparte und Talleyrand" könnte das Werk heißen. Denn der brennende Strahl des napoleonischen Genies, das in unvorstellbaren Größen rechnet und darum immer einsamer wird, leuchtet erst völlig auf dem Hintergrunde der an das Gegebene sich haltenden Weltauffassung Talleyrands; gemessen an dessen „Politik als der Kunst des Möglichen" bekommt Bonapartes „Ich kann nur tun, was unmöglich scheint", bekommt die Maßlosigkeit seines Wollens, an der er zugrunde geht, erst das rechte Gewicht. Napoleon ist das Meteor, das durch die Welt flammt und dann jach verlischt, Talleyrand die Mittelmäßigkeit, die allein Dauer hat; scheinbar: denn wie die Idee stets recht hat, auch wenn sie unrecht behält, und die Wirklichkeit immer unrecht, auch wenn sie recht behält, leuchtet uns die meteorische Spur des Großen lange noch zurück, wenn das Herdflämmchen des Leisetreters längst erloschen ist. In dem Gewebe zwischen diesen beiden Männern, in der Gestaltung des Widerstreits von Idee und Wirklichkeit liegt der zeitlose Charakter des Blumeschen Dramas.

Die Skizzenform des Werks, die es, gehandhabt von einem minderen Talent, zerflattern ließe, wird den nicht befremden, der in die erfüllte, die Lichter verblüffend sicher setzende Sprache Blumes hineinhorcht, zumal Szenen von stärkster dramatischer Kraft, wie die Direktoriumsszene am Schluß des ersten, die Begegnung Bonapartes mit dem Zaren am Schluß des zweiten Aktes gewaltige Raffungen bringen. Auch Beanstandungen der Art, daß Blume seinen Bonaparte nicht in den Differenziertheiten seines Charakters, sondern lediglich in seinem Grundantrieb schaubar mache, treffen fehl, da nicht ein historisches Bilderbuch, sondern die tragische Lebenskurve des an sich selbst zerbrechenden Helden Sinn des Werkes ist.

Kurt Voß

Kassel

1.

„Der Stall des Augias." Tragödie in fünf Akten. Von Iwan Goll. (Uraufführung im Kleinen Theater am 27. Februar.)

Iwan Goll hat Forderungen an das Theater gestellt, die, vom Standpunkt des zur Zeit erreichten Entwicklungszustandes angesehen, revolutionär, vom Standpunkt der Gesamtheit, der Geschichte dieser Entwicklung angesehen, reaktionär erscheinen. Er will, daß der Theaterbesucher wieder das Gruseln lerne, von dem er, Iwan Goll, überzeugt ist, daß es die Besucher der antiken Tragödie vor den Masken und dem ganzen Gehaben der Schauspieler empfunden hätten. Der Bühnendichter soll das Gesetz der Maske wieder zur Geltung bringen, das Gesetz der Verzerrung und Übersteigerung, die „Wahrheit des Unwirklichen".

Iwan Goll ist indessen weit entfernt davon, die immerhin naheliegende Annahme, daß er in seinem eigenen dramatischen Schaffen diese theoretischen Forderungen verwirkliche, zu rechtfertigen. Sein „Stall des Augias" ist alles andere als ein „Überdrama" im Sinn der angedeuteten Postulate. Es handelt sich hier um ein Sittenstück, das sich von früheren Gestaltungen dieser Art nur hinsichtlich des Gegenstandes und im übrigen dadurch unterscheidet, daß es mit geringerer Sorgfalt hergestellt worden ist. Ein verkommener russischer Baron haust achtzehn Jahre lang in wilder Ehe mit einer ihm durch dick und dünn folgenden, durchgebrannten Generalstochter, von deren Geld er zehrt und die er, beispielsweise mit ihrer Magd, betrügt. Er ist so dumm, zu glauben, sie wisse nicht, daß der Sohn dieser Magd sein Sohn ist, und um diesen Irrtum bewegt sich die Handlung, deren reichlich lockerer, also leicht lösbarer Knoten mit der darum reichlich unmotivierten Gewalt-

samkeit der Pistolenschüsse „durchgehauen" wird, mit denen der Sohn die Tante Lyda ermordet, weil sie seinen Vater verleiten will, mit ihr der Ehe zu entfliehen, zu welcher der fanatische Niki den Baron und seine Mutter, um des „ehrlichen Namens" willen, nötigen will.
Iwan Goll hat mit diesem „Stall des Augias" die deutsche Theaterdichtung weder um etwas Neues noch überhaupt um etwas Besonderes bereichert. Sein Stück hätte, von dem stofflichen Element des russischen Emigrantentums vielleicht abgesehen, auch vor zwanzig Jahren geschrieben werden können, und es ist mit einiger Zuverlässigkeit anzunehmen, daß es damals besser ausgefallen wäre.

2.

„Seele über Bord." Tragikomödie in sieben Szenen. Von Ernst Glaeser. (Uraufführung im Kleinen Theater am 28. Februar.)

Ein geistiger Mensch hat seinen Schüler ermordet, weil er glaubt, durch den Tod des Jünglings das eigene Altern überwinden zu können. Er flieht aber vor der weltlichen Gerechtigkeit übers Wasser zu einer Dirne, die nach ihm giert, nun aber von ihm, dem Gealterten, enttäuscht sich abwendet und von einem der als Geistlicher verkleideten Verfolger vor dem Hochaltar einer Kirche sich vergewaltigen läßt, während der von ihr Verlassene vor dem Kreuz als eine Art von neuem Welterlöser sich aufspielt. Am Ende aber zieht er, vor die Wahl des Freitodes oder des lebenslänglichen Zuchthauses gestellt, das letztere vor, während die Dirne, die ihren sakrilegischen Liebhaber zu jung befunden hat, Beute des einzigen „Mannes" wird, des Detektivs, den es bei dieser Besitzergreifung durchaus nicht stört, stiller Zeuge jenes Notzuchtakts vor Altarstufen gewesen zu sein . . .
Sollte dies etwa das „Überdrama" sein? Wenn dem so ist, wird das deutsche Theater gut tun, sich möglichst wenig damit zu befassen.

Will Scheller

Echo des Auslands

Französischer Brief

Seit zwei Jahren hat ein bis dahin wenig bekannter Franzose, Frédéric Lefèvre, eine neue Art Literaturgeschichtschreibung eingeführt, deren Methodik auch Ausländer interessieren dürfte. Statt über junge, aufkommende Schriftsteller apologetische Aufsätze zu schreiben und sie bandweise zusammenzufügen, interviewt er sie, skizziert ihre Herkunft, Entwicklung, Persönlichkeit und fragt sie über ihre Werke, über Gott und die Welt aus. Daß aus diesen Skizzen kein im Augenblick untergehendes Frage- und Antwortspiel wird, in der sich die Eitelkeit des Einzelnen bläht, hat zur Voraussetzung, daß der Fragende ein „Mensch" ist, daß er Sinn für das Wesentliche hat und seine Fragen so zielt, daß sie den Kern seines Gegenübers treffen, endlich, daß er sachlich bleibt. Diese Forderungen erfüllt Lefèvre in hohem Maße. Dazu kommt, daß er ein klarer, scharfer Stilist, ein Meister des Essays ist. Infolgedessen bilden die drei bisher erschienenen Bände „Une heure avec . . ." (Nouvelle revue française) eine der wertvollsten Quellen der neueren Literaturgeschichte Frankreichs; sie enthalten Dokumente, die niemand, der sie kennt, entbehren möchte; denn sie lassen die körperliche und geistige Persönlichkeit zahlreicher Autoren vor dem Leser erstehen. Die Auswahl — auch das ist anzumerken —, die Lefèvre zu treffen pflegt, ist nicht einseitig: Charles Maurras steht neben Paul Morand, Henri Massis neben Georges Duhamel, Georg Brandes neben Jacques Rivière, Maurice Barrès neben Pierre Mac Orlan, Camille Mauclair neben André Suarès, Ferdinand Ossendowski neben Henri Brémond, Jean Giraudoux neben Marcel Prévost, Jacques de Lacretelle neben Thomas Hardy usw., so daß sich aus der Summe dieser Interviews ein Gesamtbild des Denkens und Wollens einer ganzen Generation ergibt. Freilich wird es immer notwendig bleiben, neben dieser direkten Sachlichkeit neuartiger Literaturkritik apologetische und analytische Schriften zu Rate zu ziehen. André Thérive hat nicht den Ehrgeiz ein moderner Eckermann zu werden. Die kleine Studie, die er in der „Collection critique" (Wald. Rasmussen) Georges Duhamel widmete, trägt analytischen Charakter. Thérive, der sich schon in mehreren, auch hier erwähnten Schriften, als feinnerviger Psychologe und Zeitkritiker bewährte, umreißt scharf und klar die Gestalt seines Helden. Duhamel habe, schreibt er, schon in frühen Jahren seinen katholischen Glauben verloren. Wenn er aber auch seine stärksten Hoffnungen auf den Orient setze, so könne er in anderen Ländern doch gut als liberaler Protestant gelten. „L'intelligence du coeur" sei der Grundzug seines Wesens. Aus dem Nachlaß von Remy de Gourmont erschienen in den „Editions du siècle" „Nouvelles dissociations" Skizzen in hundert Zeilen über Zeitprobleme, die der Alternde zwischen

1910 und 1915 in der Tagespresse veröffentlichte. Gewiß geben sie einen Eindruck von dem hohen Stand der literarischen Journalistik in Paris, muten aber in Themawahl und Behandlung recht altmodisch und zeitfremd an. Lebensnäher, durchbluteter ist Elie Faures neues Buch, das den etwas dunklen Titel „Montaigne et ses premiers-nés" (Crès & Cie.) trägt. In Wahrheit handelt es sich nach dem Vorwort des Buchs, das geistesgeschichtliche Studien über Montaigne, Shakespeare, Cervantes und Pascal umfaßt, um die Einleitung zu einem größeren Versuch über die Ideologie des neuen Europas. Nicht willkürlich sind die vier Essays zusammengestellt. Nach Faure setzt in dem stoischen Pessimismus Montaignes der Untergang des westlichen Lebensoptimismus ein. Montaigne bot dem von ihm befreiten Menschen durch seinen Pessimismus die letzte Möglichkeit, ihn mit seinen eigenen Waffen zu besiegen und auf den Trümmern des Illusionismus zu leben; allein die Menschheit begriff nicht die Notwendigkeit bei aller Intensität die Hoffnungslosigkeit des Lebens ins Auge zu fassen, um auf ihr ein Weltgefühl aufzubauen; daher geriet sie bis an den Abgrund, vor dem sie heute steht. Montaignes Mission war vergeblich. Er hat die christliche Mystik zerschlagen, aber, indem er das tat, der Menschheit alle Wege geöffnet, selbst die, die zu einer noch ungreifbaren Metaphysik führen können. Er hat uns die Tragik des Menschen dadurch vor Augen gestellt, daß er ihn nicht ernst nahm. Daraus erklärt sich die Ablehnung des katholischen Nationalismus, in dem Faure für eine weitere Zukunft den denkbar brüchigen und sinnwidrigen Dogmatismus sieht. „Der Tag wird nicht mehr fern sein," schreibt Elie Faure, „an dem wir seine Unbrauchbarkeit und diejenige des französischen Klassizismus erkennen werden. In Montaigne, Shakespeare, Cervantes und Pascal sieht Elie Faure, unter Führung des ersteren, Befreier vom Druck eines engen Dogmatismus, der nach ihnen sich noch mehr überlebt habe, ohne daß die Menschheit sich dessen entschieden bewußt geworden wäre. Auch dieses Buch Faures ist, wie seine früheren Schriften, aufwühlend, erfüllt von innerer Lebensbewegung, eine tragische Kampfschrift gegen Fesseln, die schwer auf uns lasten, die Nachzeichnung eines Ikarusfluges. Faure ringt mit der Sprache. Wenn ihm in Frankreich ein voller Erfolg versagt bleibt, so liegt das zum Teil an seinen barock verschlungenen Perioden, an seiner oft ins Dunkle verschwimmenden Dialektik. Er wird einmal in Deutschland entdeckt werden, wie es in Amerika und in der Schweiz schon geschehen ist. Leider fehlen diesem uns so nahen Geist deutsche Sprachkenntnisse; sonst könnte er eine führende Mittlerrolle spielen. Auch Francis Delaisi, der 1911 die seherische Broschüre „La guerre qui vient" herausgab, hat in einem Werk von 600 Seiten „Les contradictions du monde" (Payot & Cie.) die Weltkrise der Gegenwart darzustellen versucht. Geleitet von politischen und wirtschaftlichen Kenntnissen, verliert er große Gesichtspunkte nie aus dem Auge. „Les difficultés sont en nous", ist ein Leitsatz des Buchs. Während Faure gleichsam im Vorübergehn auf die Nivellierung der Völker durch die Demokratie hinweist, legt Delaisi den Finger auf diese Wunde. Er stellt in den ersten Teilen seines Werks die Entstehung und den Zusammenbruch des antiken, des christlichen, monarchischen und demokratischen Mythos und ihre Bedingtheiten dar und entrollt dann von überlegenem Standpunkt aus ein großartiges Gemälde des Krieges und der sich an ihn anschließenden Krisis der Politik, der Wirtschaft und des Geistes. In diesem Buch erweist Delaisi sich wiederum als guter Europäer, der sich über die Grenzen seiner Nation erhebt. Die Bücher enthalten Zeitstimmung.

Auch von der Epik wird heute mehr denn je verlangt, daß sie aus dem Geist der Zeit heraus das Leben fasse. Das trifft zu bei Jean Giraudoux' neuem Roman „Bella" (Bernard Grasset), der trotz seiner geringen Spannung zuerst in der „Nouvelle revue française" erschien. In dem Buch treten in wenig verschleierter Gestalt Poincaré, Philippe Berthelot, Botschafter und französische Ministerialbeamte der Gegenwart auf. Der politische Gegensatz zwischen den beiden ersteren wurde seinerzeit in der Presse der ganzen Welt behandelt. Nun stellt der jetzige Pressechef des französischen Auswärtigen Amts diesen Kampf mit seinen familiären Auswirkungen in einem Roman dar. Das ist nur denkbar in einem Lande, in dem die Literatur in so hohem Ansehn steht wie in Frankreich. In Deutschland wäre es weder vorstellbar, daß ein junger Dichter zum Pressechef ernannt würde, noch daß er die internen Gegensätze etwa des Kabinetts Cuno-Stinnes episch behandelte. Giraudoux' Roman hat durch sein Thema einen besonders pariserischen Charakter, denn der Leser, der die Vorbilder nicht zu enträtseln vermag, wird das Zeitbild, das in dem Buch entrollt ist, nicht ganz zu erfassen vermögen, da er aus der Ferne den Blickpunkt des Autors nicht einnehmen kann. Mehrere Abschnitte sind von einer Ironie, die an Molière erinnert. Dazu kommt sein sehr persönlicher Stil, der die Komposition arabeskenhaft führt und in merkwürdig verschlungener Folge Bild an Bild reiht. Schon früher ist hier betont worden, daß Giraudoux als Germanist begann. Sein erstes, in Frankreich so erfolgreiches Buch „Siegfried et le Limousin" zeigte in Wortwahl und Satzbau einen germanischen Einschlag, wie er sich in der französischen

Literatur der Gegenwart nicht noch einmal findet. Gedämpfter, aber immer noch merkbar, tritt auch in „Bella“ dieser Einfluß in Erscheinung. Das Buch, das noch eine Fortsetzung haben wird, macht in Paris großes Aufsehn. Hat Giraudoux in seiner „Bella“ das gegenwärtige Paris bildhaft gestaltet, so klingt in Philippe Soupaults neuem Roman „En joue!“ (Grasset) der schnelle Rhythmus unserer Zeit wieder. Er ist in einem „style rapide“ geschrieben, ein epitheton ornans, das, von der französischen Jugend gern gebraucht, unübersetzbar ist. Kurze Sätze. Knappe Dialoge. Das Buch spiegelt die Unruhe unserer Zeit und schildert die seelische Entwicklung eines französischen Intellektuellen aus sich selbst zu sich selbst. Die Unsicherheit unserer Epoche, das Hin und Her im Suchen nach Idealen und Ankerplätzen der Seele wird in dem Roman sinnfällig. Die politische und kulturelle Unruhe im Suchen der gegenwärtigen Jugend Frankreichs kommt auch in der Umfrage zum Ausdruck, die die „Revue hebdomadaire“ kürzlich unter dem Titel „La jeunesse devant la politique“ veranstaltet hat. Wie bei uns sehen die einen das Ideal in Asien, die anderen in der französischen Tradition, einige in der Diktatur, andere in der Demokratie. Drieu La Rochelle entwickelt ein politisches System, in dem er „la jeune droite“ zusammenfassen will gegen die Diktatur, gegen den Krieg, außerhalb der Kirche. Er hat sich immer kulturpolitisch stark in den Vordergrund zu stellen verstanden. Der neueste Roman „L'homme couvert de femmes“ (Gallimard) dieses ehemaligen Futuristen aber bringt eine schwere Enttäuschung. Ein Jüngling findet auf einem Schloß eine Reihe junger Frauen und Mädchen, die er nacheinander zu sexuellen Abenteuern benutzt. Er fährt zurück nach Paris und schwankt auch dort zwischen Dirnen und Frauen aus der Gesellschaft hin und her. Nichts als platte Ausschweifungen ohne sensuelle Begründung, von Psychologie ganz zu schweigen. Der altmodische Marcel Prévost hat ähnliche Motive mit unvergleichlich mehr Grazie dargestellt. Nicht viel besser, aber doch etwas zurückhaltender im Ton ist Florian Delhorbe „Une saison chez les femmes“ (Editions du siècle). Mit gewisser Anmut wird hier das alte französische Loblied auf die Schönheit der Frauen gesungen.

Nur der Hochmut des Großstädters kann behaupten, daß Zeitstimmung und Rhythmus der Gegenwart allein in der Hauptstadt fühlbar werden, und daß es für die Kunst keine anderen Probleme gibt als tierhafte Sexualität oder Wachstumskrämpfe der Intellektuellen. Es hat sich auch gerade in Frankreich häufig genug erwiesen, daß sich neues Leben aus der stets so gering geschätzten Provinz entwickelt. Der junge Maurice Genevoix, der sich von Paris fernhält, hat in seinem neuen Roman „Raboliot“ (Grasset) mit zwingender Kraft das tragische Schicksal eines Wilderers geschildert, hat dargestellt, wie die Wildererleidenschaft, gleich irgendeiner anderen, Menschen aufzuwühlen, in schwere Konflikte zu reißen vermag und endlich seine ganze Existenz zerstört. Auch Joseph Jolinon, dessen erstes Buch hier vor Jahresfrist begrüßt wurde, lebt in der Provinz. In seinem neuen Roman „Le meunier contre la ville“ (Rieder & Cie.) knüpft er an die Tradition des 17. Jahrhunderts an und schildert ein Michael Kohlhaas-Motiv aus Burgund. Das Buch ist leicht und locker aufgebaut und läßt erkennen, daß der Verfasser in seinem neuen Werk eine größere epische Sicherheit gewonnen hat. Nicht allein tragisch ist der Held des Buchs gesehen, sondern auch die freiwillig und unfreiwillig komische Seite seiner Hartköpfigkeit ist gut herausgearbeitet. Jean Richard Bloch hat in seinem, hier schon vor vielen Jahren angezeigten Buch „... et Compagnie“ (Gallimard) das Problem eines elsässischen Juden in Frankreich mit dramatischer Kraft angepackt. Es ist erst jetzt in der „Nouvelle revue française“ die endgültige Ausgabe dieses schönen Buchs erschienen, da der Autor während der Kriegsjahre das Buch hat unkorrigiert herausgeben müssen. Pierre Jean Jouve, den der Krieg in seinem tiefsten Wesen erschütterte, erweist sich nach seiner Kriegslyrik in seinem ersten Roman „Paulina“ („Nouvelle revue française“) wie die drei eben genannten Autoren ebenfalls als ein vollblütiger Mensch von tiefer Erlebnisfähigkeit. Seltsam, daß auch dieser Dichter sich von der Großstadt fernhält, nicht aktuelle Zeitprobleme aufgreift, sondern das allgemeine Schicksal einer Mörderin aus Leidenschaft. Von ernster Haltung ist auch der Roman „L'espoir en Dieu“ von Louis Thomas. Obwohl nicht besonders originell im Thema, so ist hier doch nicht nur die sensuelle, sondern auch die geistige Entwicklung eines Menschen geschildert. Alexandre Arnoux behandelt in „Suite variée“ (Grasset) Motive aus dem Volksleben. Pierre Dominique holt in seinem Abenteuerroman „Les mercenaires“ (Grasset) zu einem breiten politischen Gemälde aus Korsika aus.

Die literarische Tribüne der Kommunisten ist die jetzt im 5. Jahrgang erscheinende Monatsschrift „Clarté“. Der Begriff des Kommunismus darf nicht zu eng gefaßt werden. Es handelt sich vornehmlich darum, in diesem Blatt die ganze Opposition gegen Kapitalismus und Diktatorium zusammenzufassen. Infolgedessen treten hier auch, vor allem wenn es sich um Proteste gegen Marokkokrieg oder andere Gewalt-

maßnahmen handelt, Dichter, Künstler, Kritiker und wohlbestallte Universitätsprofessoren auf, die zum großen Teil nicht auf das kommunistische und am allerwenigsten bolschewistische Parteiprogramm festgelegt werden könnten oder möchten. Da also die Grenzen zwischen kommunistischer und bürgerlicher Literatur verschwimmen, so findet man zum Teil Mitarbeiter wie in anderen Zeitschriften, z. B. Romain Rolland, Georges Duhamel, André Germain, Léon Bazalgette, Fernand Crommelinck, Jean Richard Bloch, vor allen allerdings Henri Barbusse, der über dem ganzen Unternehmen schwebt.

„La vie des lettres et des arts", die hier schon mehrfach erwähnte Zweimonatsschrift einer kleinen esoterischen Gemeinde, auf die immer von neuem hingewiesen zu werden verdient, veröffentlicht in ihrem neuesten Heft einen wertvollen Überblick über die „Littératures d'Avant-Garde" von André de la Perrine; außerdem enthält es drei zeitkritische Studien von grundsätzlicher Bedeutung von Henri Massis, Albert Gleizes, Paul Véglione.

Im Verlag Occitania in Samatan (Gers) ist auch in diesem Jahr wieder der Almanach Occitan erschienen, der, wie in früheren Jahren, einen ausführlichen Überblick über die occitanische Bewegung auf allen Gebieten des Geistes umfaßt, und die innerpolitische Lage des südfranzösischen Regionalismus an Hand von Dokumenten darstellt.

Otto Grautoff

Belgischer Brief

Da in letzter Zeit einige Anthologien moderner französischer Lyrik herausgekommen sind, hat man sich in Belgien beeilt, in der nämlichen Weise zusammenzubringen, was nach Stil oder Inhalt oder Weltauffassung zusammengehört: die betreffende Auswahlsammlung heißt „Poètes belges d'Esprit nouveau"; sie umfaßt 35 Dichternamen und wurde durch Paul Van der Borght, dem rührigen Leiter der brüsseler Schriftstellervereinigung „La lanterne sourde" herausgegeben. Auch Van der Borght hat sich die Vorwürfe gefallen lassen müssen, die in Holland auf Dirk Coster herabregneten, als dieser seine Auswahl moderner holländischer Lyrik herausgab, nämlich, daß er parteiisch verfahren habe und daß seine Sammlung unvollständig sei. Anthologien können ihrer Art nach niemals mehr als einen Querschnitt bieten; der von Van der Borght gezogene läßt immerhin die wesentlichen Züge der modernen lyrischen Strömung in Belgien und die Physiognomien ihrer hervorragendsten Vertreter erkennen. Ein Lyriker der älteren Schule, Karel van de Woestijne, skizziert bei Gelegenheit einer Buchbesprechung die lyrische Lage in Belgien dahin, daß die Dichter in zwei große, sich an Frankreich anlehnende Gruppen unterzubringen seien: in die Parnassiens und in die Symbolisten. Der belgische Stammvater der Parnassiens sei Albert Gicaud, der der Symbolisten Charles van Lerberghe. Die jüngeren Lyriker seien indirekte Abkömmlinge der Symbolisten; die Brücke zum Symbolismus werde für sie durch Laforgue und Rimbaud gebildet.

So richtig diese Allgemeineinteilung ist, muß doch bemerkt werden, daß gerade in der Lyrik Belgiens auch die Töne ganz neuer, unhistorischer Formauffassungen, nämlich des Dadaismus und des Überrealismus durchschlagen. Führende Eigenschaften besitzt zweifellos Gustave van Hecke, der seine gesammelten Gedichte (1920—1923) herausgab und sich hier wohl als ein inniger Anlehner an unsere heutige Zeit, nicht aber als ein Anlehner an gewesene Stilformen zeigt. Die Gedichte sind im Verlag der „Selection" erschienen, einer antwerpener Zeitschrift, darin das moderne Streben in Belgien, nach dem Verschwinden von „Lumière", dem Organ von Roger Avermaete, seinen Sammelpunkt gewonnen hat.

Im Vorbeigehn sei auf einen Dichter der älteren Generation verwiesen, auf Fernand Séverin, der im brüsseler Verlage „La renaissance du livre" den Sammelband „La source au fond des bois" herausgab, Ausgewähltes aus früheren Veröffentlichungen von großer formaler Ausreifung und bis ins Gefühl hinein klassizistisch. Der Dichter gehört dem Lebensalter nach jener Generation der „Jeune Belgique" an, die um 1888 neues literarisches Leben entfachte. Von dieser Generation geht nun einer nach dem anderen aus dem Leben. Im Frühjahr starb Iwan Gilkin, ein unruhiger, das Außergewöhnliche suchender, Baudelaire verwandter Geist, der schließlich im Anschluß an die katholische Kirche seinen Frieden fand. Seine Hauptwerke sind „Prométhée" und „Savonarola".

Im Sommer starb an den Folgen einer Blinddarmoperation in Brüssel Pierre Broodcoorens, ein flämischer Romanschriftsteller, der französisch schrieb und der durch eine Übersetzung seines Romans „Rotes Flamenblut" auch in Deutschland bekannt wurde. Ein anderer, französisch schreibender Flame, Max Elskamp erhielt im 62. Lebensjahre den Dreijahrespreis für französische Literatur und zwar im Anschluß an sein jüngstes Werk „Sous les tentes de l'Exode". Max Elskamp, für den sich in Deutschland seinerzeit die Hellerauer Adler und Hegner einsetzten, ist ein überaus scheuer, dem katholischen Glauben und den folkloristischen Überlieferungen seiner Rasse treu ergebener Geist,

dessen Marienlieder in gewisser Hinsicht mit denen des Alexander v. Bernus verglichen werden können. Einen Dreijahrespreis für flämische Literatur erhielt der antwerpener Lyriker Jan van Nijlen, der in seinem Werk der Gruppe jener um K. van de Woestijne hinzuzuzählen ist, ein Künstler der sich der sauberen Nachbildung gewesener Poesieformen befleißigt.

Zwischen den beiden Lagern der flämisch und französisch schreibenden Schriftsteller ist in jüngster Zeit eine merkliche Annäherung festzustellen. Wenn die Flamen schreibende Kollegen aus Holland einladen, so finden sich zur Huldigung der Betreffenden regelmäßig auch Künstler „d'expression française" ein; der vormalige sozialistische Kultusminister Jules Destrée hat in dieser Hinsicht das gute Beispiel gegeben, und die schon weiter oben erwähnte brüsseler Schriftstellervereinigung: „La lanterne sourde" führt die neue Gesinnung der Annäherung als ein bewußtes Programm im Schilde. Auf den Abenden dieser Vereinigung werden Vorträge in französischer Sprache über die flämische Literatur gehalten, und die belgische Sektion des P. E. N.-Klub lädt gleichfalls flämische Schriftsteller wie Cyriel Buysse, Streuvels, Teirlinck, Timmermans zu Gaste. Destrées Anregung zu danken ist weiterhin der staatliche Zuschuß zur Drucklegung so manchen Werks, das ohne diesen Zuschuß nicht hätte erscheinen können. Er ernannte eine Prüfungskommission, die die Druckwürdigkeit aller eingehenden Manuskripte zu beurteilen hat; dank dieser staatlichen Förderung konnte zum Beispiel „L'imitation douloureuse", eine bemerkenswerte Talentprobe von Gaston Heux, erscheinen.

Was Gustave van Hecke in der Lyrik ist, bedeutet für die belgische Prosa Frans Hellens. Seit 20 Jahren erscheint von ihm Werk um Werk, und immer wieder zeigt es sich, welch einen Vorläuferatem dieser Schriftsteller hat: die jüngsten literarischen Strömungen des Dadaismus sowohl wie des Überrealismus fanden bei ihm schon vor Jahren ihren suchenden Ausdruck. In seiner jüngsten Sammlung lyrischer Prosaskizzen: „Notes prises d'une Lucarne" sieht man ihn in der Nähe gewisser französischer Stilphantasten wie Max Jakob oder André Salmon stehen, obschon diese Arbeiten durch ihr frühes Entstehen die Rechte der literarischen Priorität für sich in Anspruch nehmen können.

Das belgische Theater zeigt eine große Regsamkeit. Die einheimischen Autoren flämischer wie französischer Zunge haben mehrere Direktoren in Brüssel, Antwerpen und selbst in den Provinzstädten zur Verfügung, die den Mut zum Neuen besitzen. So wurde in dem Landstädtchen Tienen von einer Liebhabergesellschaft ein neues Stück von Willem Putman „Mamas Kind" kreiert, das nach Inhalt wie Ausstattung (kubistisch) modernste Kunstauffassungen vertrat. Die Aufführung hatte zur Folge, daß das Stück demnächst in der Hauptstadt gezeigt werden wird. Hier hat der Dichter Hermann Teirlinck das Publikum der „Vlaamsche Schouwburg" einigermaßen in die Bestrebungen der modernen Szenenkunst eingeweiht; sein allegorisches Stück: „De Man zonder Lijf" brachte ihm einen starken Erfolg. Übrigens erdachte Teirlinck auch ein Festspiel für die Lustrumfeier der leidener Hochschule; es wurde auf dem Wasser aufgeführt und gab allegorisch Szenen aus der Zeit der Besetzung Niederlands durch die Spanier wieder. Die Regie des nur massenmimisch gehaltenen Stücks lag in den Händen des Holländers Johan de Meester, der beim „Vlaamsch Volkstooneel" das Amt des Regisseurs versieht. Diese, von dem Dichter Wies Moens zusammengebrachte Gruppe betrachtet als das ihr gemäße Publikum in erster Linie die flämischen Kleinstädter. Ihnen bringt sie alte Mysterienspiele (Mariechen von Nymwegen) aber auch Stücke mit modernsten Seelenwirrnissen von Strindberg und dem Deutschen Hellmuth Unger. Sehr Verdienstliches hinsichtlich der Dekoration leistete der junge holländische Maler G. Rutten. An deutschen Autoren, die in flämischen Theatern zur Aufführung kamen, sind weiterhin Georg Kaiser und der Österreicher Anton Wildgans zu nennen. „Von Morgens bis Mitternacht" wurde von der Zuschauerschaft in Brüssel kalt aufgenommen; die Gehirnlichkeit der Linienführung in diesem Stück spricht den sinnlich veranlagten Flamen nicht an. Mit dem „Kain" von Anton Wildgans hatte die flämische Volksbühne bei einer Freiluftaufführung in Laethem einen ernsthaften Erfolg.

Auf französischen Theatern ist es die soeben gegründete neue Schauspielergesellschaft „Le groupe libre", die auf ihrem Aufführungsprogramm verschiedene Stücke deutscher Autoren stehen hat, so der „Erdgeist" („Le démon de la terre") von Wedekind und „Anatol" von Schnitzler. Die „Groupe libre", die sich vom „Théâtre du Marais" abgetrennt hat und unter Führung des Regisseurs Raymond Rouleau Stücke namentlich ausländischer Autoren spielen will, die für Belgien einen experimentellen Charakter besitzen, begann als Eröffnungsstück mit „R. U. R." von Capek, das bei der Kritik viel Widerspruch fand. Ein Stück des Deutschen Herwardt Walden konnte sich nicht auf dem Spielplan behaupten.

Eine lehrreiche Zusammenfassung der heutigen belgischen Theaterproduktion findet sich in der Broschüre „Y a-t-il un théâtre belge?" von Julien Flament. Es wird hier festgestellt, daß die in Paris Schaffenden Francis de Croisset, M. de Waleffe, Hennequin und Kistenmaekers von Geblüt Belgier sind. Es

wird die beträchtliche Liste von Stücken der im Herkömmlichen arbeitenden Autoren Gustave van Zype, Henry Maubel, Paul Spaat gegeben. Unter den Jüngeren werden, außer dem vollblütig Schaffenden Fernand Crommelynk noch Georges Rency mit der „Dernière Victoire", Herman Grégoire mit dem Kolonialdrama „Aaya" und Horace van Offel, der Verfasser von „Une nuit de Shakespeare" angeführt. Eine beachtenswerte Zukunft sagt Flament, der Theaterkritiker an der „Nation belge" ist, den beiden jungen Dramatikern Henry Soumagne (Verfasser von „l'Autre Messie") und Paul Modave („La chaise roulante") voraus.

Im Haag F. M. Huebner

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Evi. Eine Erzählung. Von Fritz Rostosky. Leipzig 1926, H. Haessel. 152 S. (Haesselreihe 23.)

Tritt ein „homo novus" in die Literatur ein, pflegt er ein Schock befreundeter Auguren mitzubringen. Fritz Rostosky steht allein für sich, ein schon ernsterer Mann, Referendarius, der seine Arbeiten verschloß, bis er sich sagen durfte: „Jetzt!" Daß er auch nicht mit Lyrik begann bei der zum Filigran neigenden Feinnervigkeit seines Talents, spricht für ihn. Schlicht und eindringlich erzählt er in Evi das fast simple Geschehen, wie ein ahnungsloses, träumerisches Kind allmählich erwacht, auf dem Dorf, sich verstrickt in Wirrnis jäh aufspringender Erkenntnis — zwischen Vater und Mutter, die ein Abenteuer des Manns entfremdet, hin und her geworfen, tiefst vereinsamt bis zu krankhafter Gefühlsverworrenheit und so schließlich ohne Absicht dem eigenen Vater, der sich vor Reu und Trotz dem Rausch ergeben, zum furchtbarsten Verhängnis wird: Pfarrer und Lehrer verdächtigen ihn ob der Tochter Verhalten, durch mißverstandene Worte ihrer Freundin getrieben, des verbotenen Verkehrs mit eigenem Fleisch und Blut! So kommt der Vater vors Schwurgericht. Hier stellt sich freilich seine Unschuld beim ersten ordentlichen Verhör des Kindes sofort heraus; aber die einmal beleidigte Natur hat ihr Zerstörungswerk vollbracht, seine Frau hat sich in unversöhnlichem Haß, nicht zuletzt durch die Gemeinheit der Dorfklatschbasen, zerfressen und stößt selbst den frei gewordenen Gatten von sich: „Bleibe mir von dem Kinde, du Ehebrecher! Hier treffen wir uns wieder: ich und du allein! Hörst?" Aufs neu, nach all der Qual und Ungewißheit, dem Fieber der Krankheit, steht vor dem Kinde jetzt die endgültige Scheidung der Eltern auf und während der Rückfahrt mit der Mutter läßt es sich erschöpft, willenlos, wortlos, hoffnungslos aus unendlicher Müdigkeit, früh zerquetscht vom Unbegreiflichen, aus dem rollenden Zug in die Nacht hinabgleiten. Die Mutter fährt entsetzt auf, der Zug kommt zum Stehen — ein Mann, der im Nebenabteil mitfuhr, den das Kind beim Einsteigen mit flüchtiger Silhouette schauernd noch erhaschte, jagt der Unglücksstätte zu: der Vater ist's, mit tränennassem Bart vor sich hinschluchzend. „Hannes, Hannes, um Gott! Was haben wir getan?" ruft die Mutter, die Hände vors Gesicht. Und dann tragen sie auf verschränkten Armen das tote Kind den roten Schlußlichtern des Zuges entgegen. — Wer ist schuldig in dieser Tragödie? Niemand. Mit schwarzem Gefieder ist Verhängnis niedergefahren unter kleiner Leute Animalität, denn auch der Vater hat in der fernen Fabrik, seinem Weibe abgetrennt, nur ein geringfügig Erlebnis mit einer Dirn gehabt und mit schönem Takt hat der Dichter es in der Schwebe gehalten, nur vergröbert von der Gemeinheit der anderen und auch diese nur Ausfluß ungebildeter Dorfroheit. Aber das Verhalten der Frau nach dem Freispruch, nachdem der Mann unschuldig gesessen, bleibt zu doktrinär; auch hätte eine ärztliche Untersuchung des Kindes sofort die Wahrheit ans Licht gebracht, aber das Ansehen eines Dorfpfarrers mochte auch dies als unbedeutend erscheinen lassen: so fällt auch der Pfarrer selber in tragische Schuld, unschuldig wie alle andern. Auf diesem Hintergrund hebt das Spiel tückischer Dämonen hinter allem Leben sich schaudervoller ab, auch in eigener, gewitterhafter Unschuld.

Stilistisch: „fern war azurner Himmel wie ehedem. Eine kalte Nacht stand dort oben, und ihre Herolde waren lange, feine Federwolken, die wie stolze Finger usw." — Federwolken können weder Herolde noch Finger sein, erst recht nicht beides zugleich; so auch andere Widrigkeiten, leicht zu merzen, wie sentimentale Übertreibungen: „Evi hat ein offenes, reines Wesen, klug und unbekümmert, doch bei aller Gescheitheit solch sinnig Ding, daß einem manchmal Tränen in die Augen treten" (sagt der Pfarrer). Doch dies sind nur Erstlingssünden; Rostosky hat eine solche Fülle sinnigster Betrachtungen wie sinnlichster Beobachtungen eingesponnen, nicht zu früh reif, um kalter Routine zu verfallen, also entwicklungsträchtig, voll warmem Gefühl, daß er getrost sich weiter vertrauen mag.

Godesberg a. Rh. Josef Winckler

Am Sternbrunnen. Roman. Von Emil Lucka. Leipzig 1925, Philipp Reclam jun. 300 S.

Seit „Isolde Weißhand" hat Lucka noch nicht wieder einen Roman geschaffen, der so alle Vorzüge seiner Kunst vereinigte wie sein neues Werk „Am Sternbrunnen". Brachte der Dichter schon früher Natur und Mensch in allen ihren tausendfältigen Regungen mit lebendurchglühter Sprache dem Leser nahe, so weiß er hier Kraft und Eindringlichkeit seines Ausdrucks noch weiter zu steigern. Die Geschichte des Findelkindes, dem glückliche Zufälle seinem Ruf zum Künstlertum zu folgen verstatten, und das am Sternbrunnen seiner Gefühle Leben und Bestimmung erschaut, schrieb Lucka nicht eines gutes Endes, nicht der Vollendung eines Menschenschicksals wegen, das für gewöhnlich den Schluß eines solchen Romans abzugeben hat, sondern vielmehr, um zu zeigen, wie Lambrecht, der spätere berühmte Maler, durch inneres Erfühlen und äußeres Erfassen reifend, sich allmählich zur Natur, zu einem Teil ihres Allwesens wandelt, symbolisch die Entwicklung über einen sich nur höher und anders als die übrigen Menschen dünkenden Künstler hinaus andeutend. Während der Anfang des Buchs, die Schilderung der ländlichen Jugend des Malers, unter gewissen Hemmungen leidet, die durch Herkunft und Ab-

hängigkeit des Dichters bedingt sind, entfaltet er im weiteren aber die ganze Kunst seiner Darstellung und Sprache. In eindrucksvollen Bildern, in Gesichten erhabener Größe und Schönheit ersteht ihm dann der Glanz des Hochgebirges und das Leuchten des südländischen Meeres, Landschaften, mit denen die tief erlebten Gestalten des Werks in ihrem Tun und Denken auf geheimnisvolle Weise verwoben sind.

Leipzig — Karl Heinemann

Heinrich Budschigk. Roman. Von Hans Christoph Kaergel. Jena 1925, Eugen Diederichs. 282 S.

Ein schwerblütiges Buch, das insbesondere im Anfang die sonderliche Charakterentwicklung des lausitzer Bauernjungen Heinrich Budschigk nicht präzise, nicht lebendig genug darlegt, sich vielmehr in ziellosen Seitensprüngen vom geraden Wege spielerisch verzettelt. Nach der Mannwerdung Heinrichs, der kein rechter, derber, erdgewachsener Bauer, sondern ein spintisierender „Gottsucher" (aber ein ebenso eigenwilliger wie ungeschickter) ist, strafft sich das Tempo, sobald das Weib in das Dasein des jungen Burschen tritt. Nun wird wenigstens die Umwelt, in der er dumpf-versonnen lebt, licht und weitet sich zu farbenfrohen Bildern, die ein das Volkstum herzhaft angreifender Poet geschaffen hat. Als aber Heinrich nach übler Enttäuschung am Weib und Ehestande, an der er freilich nicht unschuldig ist, den ererbten Hof verläßt, geht er wieder taumelnd einem verschwommenen zitternden Lichte entgegen, das seiner unbelehrten Seele zu ferne ist, als daß es sie je wärmen und erleuchten könnte. Kein Wunder, daß die Erzählung jäh abbricht, ehe sich das Schicksal des Armen im Geiste wirklich erfüllt hat. Budschigk scheidet vom Leser als der, der er von Anbeginn war, als ein tastender, in die Irre schweifender Träumer. Mitten auf der Landstraße steht er und hilft einem kleinen Mädchen die Karre aus dem Sande ziehen. Bei dieser gütigen Hantierung müssen wir ihn verlassen, ohne zu wissen, was aus dem Heimatlosen wird, ob er den Kampf des Lebens weiter kämpft oder die Waffen streckt.

Breslau. — Erich Freund.

Spuk des Alltags. Elf Geschichten aus Traum und Trubel. Von A. M. Frey. Mit zwölf Holzschnitten sowie Umschlag- und Einbandentwurf von Otto Nückel. München, Delphin-Verlag. 278 S.

Die andere Seite des Lebens, früher allenfalls in der schöpferischen Manifestation Vereinzelter gleichsam ruchbar geworden, beginnt in der zeitgenössischen Dichtkunst immer mächtiger sich geltend zu machen. A. M. Frey bietet in seinem Schaffen vielleicht das beste Beispiel dafür, wie unter den Jüngeren jenes Abenteuer, das den Menschen in Grauen und Groteske bei Tag und Nacht umwittert, erzählerische Begabungen hohen Ranges zu gesteigerter und verbreiterter Verlautbarung seines Wesens zwingt. „Spuk des Alltags" zeigt von den bisher veröffentlichten Werken des Dichters diese Nötigung am deutlichsten, zumal Frey selbst nicht gezögert hat, sein Bewußtsein davon in der Komposition dieses Buchs zu bezeugen. Sämtliche Überschriften fangen mit der Silbe „ver-" an, die stets eine Umwandlung bezeichnet. Die Umwandlung, welche als Grundmotiv aller dieser Geschichten sich auswirkt, ist die Störung des seelischen Gleichgewichts durch einen gewaltsamen Eindruck von außen, sei es auch auf dem Umweg über ein Ventil des Innenlebens. Ein Scheintoter etwa erwacht, aber da sein Versuch, die Mitwelt hieran glauben zu machen, scheitert, stürzt er endgültig ins negative Reich des Seins zurück. Oder: ein ehemaliger Kriegsteilnehmer wird bis zur Umnachtung von der fixen Idee gepeinigt, daß ihm die Toten, die der Statistik nach auf sein Konto kommen, ins Haus getragen werden. Es handelt sich also durchweg um Zwischenzustände des Bewußtseins, Zwangsvorstellungen, die im Verlauf der Erzählung zum „wirklichen" Leben selbst in eine wenn auch oft unwägbare Beziehung gesetzt werden. Auf diesem Kunstgriff beruht aber die starke Bildhaftigkeit der Szenerie und des in ihrem Rahmen sich abspielenden seltsamen Geschehens. Dem Grade dieser Bildhaftigkeit entspricht auch die intensive Eindruckskraft der subjektiv gefaßten Teile der jeweiligen Erzählung: diese Tagebücher und Selbstgespräche besitzen die Fähigkeit, unmittelbar zu überzeugen, im gleichen Maße, wie die Handlung selbst in ihrer Verkettung von Gefühl und Tat; und so kann es nicht wundernehmen, daß „Spuk des Alltags" genau die Stimmung hervorruft, aus der dieses hochwertige Erzeugnis eines entschiedenen dichterischen Willens hervorgegangen ist. Es verschlägt der Bedeutung des Buchs natürlich nicht das Mindeste, daß es zum Teil einen höchst traumhaften, dem Kausalgesetz scheinbar entzogenen Charakter aufweist; denn eben bei solchen Gelegenheiten kommt die Gestaltungskraft des Dichters in besonderer Weise zum Ausdruck.

Kassel — Will Scheller

Das Brauthemd. Drei Novellen. Von Werner Bergengruen. Frankfurt a. M. 1925, Iris-Verlag. 97 S.

Der deutsch-baltische Erzähler, dessen besondere Begabung, seinen bisherigen Veröffentlichungen nach, das Phantastische ist, formt hier drei Anekdoten aus dem 18. Jahrhundert, von denen die titelgebende auch, geistig und künstlerisch, die stärkste ist. Sie berichtet von einem schlesischen Leinwandfabrikanten, der sich für das Brauthemd seiner Tochter unter Verzicht auf die eigene Leistungsfähigkeit das Beste verschreibt, was es zur Zeit im Handel gibt, und schließlich, in der fremden Ware das eigene Fabrikat erkennend, ein weiteres Leben und Schaffen für seine von stärkster Willenskraft erfüllte Person als zwecklos geworden empfindet und ihm deshalb, während der Hochzeitslärm das Haus erfüllt, ein Ende macht. Sachlichkeit, Bildhaftigkeit und Geistigkeit zeichnen diese Novelle aus, neben der die beiden anderen, wiewohl an „Handlung" reicheren, mehr als Unterhaltung erscheinen; die freilich ihrerseits, und zwar in jeder Beziehung, deliziös genug ist, um dem Erzähler Ehre zu machen. Seinem inhaltlichen Wert entsprechend, ist das kleine Buch auch äußerlich mit Liebe und Geschmack gestaltet, nämlich auffallend sauber gedruckt und ebenso wohlgefällig wie solid gebunden worden.

Kassel — Will Scheller

Das Räubermärchen. Von Jakob Haringer. Frankfurt a. M. 1925, Iris-Verlag. 101 S.

Es gibt zu diesem „Räubermärchen" kein anderes Vorwort als jene Verse, mit denen Novalis seinen „Heinrich von Ofterdingen" begleitet:

> „Bangverweinte Jahre haben
> Diesen schlechten Ton verklärt
> Und ein Bild ihm eingegraben,
> Das ihm Ewigkeit gewährt."

Der Gedanke an Novalis bringt den suchenden Blick in die Richtung, aus welcher Jakob Haringer in diese Zeit getreten ist: als ein verbittert Einsamer, als ein fast Vergessener,

als ein Mensch, der des Novalis vom zauberhaften Zugleich umgrenzte Welt des strömenden Nebeneinander noch zu erleben vermag; er springt mit satanischer Ironie, die in solcher Wucht nur von schmerzlichen Erlebnissen gezeugt sein kann, in den Ablauf seiner Zeit hinein – in diesen entgötterten und märchenhaften, verworfenen und reinigenden Ablauf der Zeit.

Mit hartem, unerbittlichen Griff formt er im „Räubermärchen" diese Gegenwart zu ihrem fratzenhaften Ursprung zurück, und mit der Inbrunst des Hassenden und der Inbrunst des Liebenden wird ein Leben gestaltet, das schon zeit- und raumlos, schon in der mythischen Atmosphäre des Novalis, von Haringer ironisch verworfen und doch anbetend wieder zu neuer Form gemeißelt wird.

Auf den tollen Kurven seiner mephistophelischen Gesichte torkeln mit ihm die großen deutschen Narren und Kämpfer, die nur allzudeutsch verbohrten Idealisten, die großen Synthetiker von Schnaps, Weib und Geist: Grabbe und Wedekind – schweben mit ihm die großen Stillen der Deutschen, die einsamen Musikanten der Seele, die mythisch Entrückten, die wortlos Wortreichen: Novalis und Trakl – sie alle gespenstern durch das Antlitz Haringers, der „Das Räubermärchen" geschrieben hat als einen wütenden Schlag gegen die räuberhafte Erhöhung der Leblosigkeit dieser Zeit und als einen tollkühnen Sprung in die ewige Belebtheit der Zeiten.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Frau Rietschel, das Kind. Von Georg Hirschfeld. Berlin 1925, Deutsche Buchvereinigung Neuland. 311 S.

Die Geschichte eines unehelichen Kindes vom Fehltritt der Mutter an ist in diesem Roman erzählt bis zum Hafen, in dem das „uneheliche" herumgeworfene Wesen „ehrlichen Frieden" findet. Georg Hirschfelds Lebenswerk besteht meines Erachtens in einer seelischen Vertiefung des Realismus, indem er als Dichter Anteil nimmt an den geschilderten Dingen. Der Mensch, die Persönlichkeit hat gesiegt, seine Werke werden dem Leser lieb als Bekenntnisse einer mitfühlenden Seele. „Frau Rietschel, das Kind", hineingepflanzt in jenes Berlin des welkenden 19. Jahrhunderts, das die künstlerische Jugend der jetzt ausgereiften Generation umfaßte, mutet beinahe wie ein kulturhistorischer Roman an, so tief klafft der Abgrund der verschiedenen Zeiten. Aber dann treten durch die feine psychologische Verästelung, die gewisse Ewigkeitswerte oder Unwerte, wie man will, bis in geheimste Einzelheiten verfolgt, feste Verbindungslinien zutage und zeigen den Zusammenhang von einst und jetzt, von Jugend und Alter trotz des Trennenden. Das Kleinstadtidyll in Strelenwalde, das wilhelmische Berlin sind meisterhaft geschaut und wiedergegeben, die Charaktere bis zu den äußersten Katastrophen zielsicher und mit großer Menschenkenntnis entwickelt, die Handlung spannend voll dramatischer Szenen. Durchaus modern ist jene psychopathische Einstellung der Heldin, Frau Rietschel, als „Vater komplex" dargestellt, denn das arme, unter dem Makel der Geburt leidende Menschenkind opfert sein Lebensglück und verfällt zeitweise dem Wahnsinn auf der Suche nach dem unbekannten Vater. Vor ungefähr dreißig Jahren hat Hirschfeld eine Novelle „Dämon Kleist" geschrieben, ein Buch, in dem Kleist an Stelle des bisherigen genialen Dichtertyps Byron zum Schicksalsdichter einer neuen Jugend wird. Diesem Kultus ist der Verfasser der Frau Rietschel treu geblieben. Auch in seinem jüngsten Buch ist der Einfluß des spezifisch norddeutschen Klassikers nicht zu verkennen. Der Roman ist vorzüglich ausgestattet, und Leser der verschiedensten Weltanschauungen können ihre Freude daran haben.

München — Alexander v. Gleichen-Rußwurm

Das Kuhviertel. Von Karl Niger. Braunschweig 1926, Georg Westermann. 182 S. Geb. M. 5,–.

Das Buch ist offenbar eine Schilderung der Jugendzeit des Verfassers, dem es danach gelungen ist, dank guter Freunde aus ärmlichsten Verhältnissen heraus in einen akademischen Beruf zu gelangen. Aber das Buch stellt keine der üblichen Lebenserinnerungen dar, sondern weitet sich zu einer Kleinstadtgeschichte aus dem Lande Fritz Reuters, zu einer Erzählung, in der das Leben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in köstlicher Form zur Darstellung gelangt. Eine Fülle drolliger Gestalten treibt sein lustiges Wesen, Honoratioren und Handwerksleute tragen ihre spießige Behäbigkeit zur Schau, die Revolution von 1848 rüttelt das kleine Städtchen auf und führt zur Demonstration vor dem großherzoglichen Schlosse, die mit einer begeisterten Ovation für Dörchläuchting endet, und selbst Kinkels Flucht spielt in diesem weltvergessenen Ländchen eine nicht unbeträchtliche Rolle. – Spitzweg und Raabe haben bei dem Werk offenbar Pate gestanden, zum mindesten des Verfassers Sinn für den krausen Humor und die drollige Originalität seiner Gestalten geweckt und genährt. Jedenfalls spukt ihr Geist darin und macht das Buch zu einer humoristischen Dichtung, die doppelt erfreulich wirkt, da man nirgends eine Absicht spürt, sondern stets das Empfinden hat, einem geborenen Humoristen zuzuhören, der keine literarischen Ambitionen hat, sondern nichts weiter als erzählen will, und der dabei so viel Lebenserfahrung und Weisheit besitzt, daß er über alle menschlichen Torheiten verzeihend lächeln kann.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Der Fischzug. Sieben Novellen. Von Wilhelm Kunze. Rudolstadt-Thüringen 1925, Greifenverlag. 210 S.

An einer Stelle dieses Buchs wird von einem Haus erzählt, das, obwohl es sich in nichts Wesentlichem von anderen Häusern unterscheidet, in jedem Beschauer ein schwer begründbares Unbehagen erweckt – – –. Nicht viel anders geht es dem Leser mit diesen Novellen selbst. Sie sind flüssig, ja geradezu virtuos geschrieben, das Wort steht dem Autor mit besonderer Willigkeit zu Befehl; die Dinge, um die es geht, sind ja vielleicht ein wenig zu bewußt durch psychologische Sonderlichkeiten der handelnden Personen kompliziert und vergeheimnist, aber im Grunde werden doch eben die Fragen diskutiert, die heute allgemein zur Debatte stehen. Es scheint also alles in Ordnung zu sein – und dennoch wird man nicht warm, fühlt sich so gar nicht beteiligt an diesen Schicksalen, die da behende, in klug gewählten Worten, aufgebaut werden. Es ist, als ob in einem Gericht das Salz fehlte. Vielleicht fehlt die Liebe, die heiße, begeisternde, zur Teilnahme zwingende Schöpferliebe des Dichters zu Dem, was er gestaltet. Es gibt unter den Schriftstellern Deutschlands heute einen Großen, der diese Liebe auch nicht hat, der mit furchtbarer, richterlicher Kälte über seine Gestalten herrscht: Jakob Wassermann; manche Züge in Stoffwahl und Darstellung lassen vermuten, daß Kunze ihn sich zum Vorbild nahm. Aber Wassermanns leidenschaftsloser Blick durchdringt Welt und Menschen, und seine dichterisch gesegnete Erkenntnis bietet einen besonderen und

reizvollen Ausgleich. Bei Kunze jedoch fehlt diese und jede Kompensation, und daher mag es rühren, daß seinen Helden, wie dem Haus seiner Erzählung, „die Seele mangelt".

Charlottenburg Ludwig Fürst

Die Frau mit dem sehnsüchtigen Herzen. Roman. Von Hermann Wagner Stuttgart 1925, Engelhorns Nachfolger. 143 S. M. –,75 (1,25).

Leider ist der humoristische Roman in Deutschland recht wenig auf der Höhe — und durch diesen Versuch Hermann Wagners wird sein Ansehen nicht gebessert werden. Die Meister humorvoller Kunst griffen ins Leben, und, mit ganz leiser Verzerrung, behutsam karikierend, machten sie aus einem ehrlichen Bürger, den jeder kannte, eine beglückend komische Gestalt. Wagner jedoch (und er hat merkwürdig viele Vorgänger) geht zunächst überhaupt nicht von Alltag und Wirklichkeit, sondern von einer fiktiven, eigens für den Zweck der Karikatur angenommenen Welt aus, und die intensivierende Übertreibung erfolgt bei ihm noch dazu in plumper Deutlichkeit. Da ist etwa der Held, ein Gelehrter, der ganz in sein Werk versponnen ist, und also gar nicht versteht, was seine junge, hübsche Frau von ihm erwartet und verlangt; ein volles Jahr verschließt er sich vor ihr, nicht nur durch kalte Höflichkeit, sondern nachts auch vermittelst des Türriegels — dies alles aber wider besseres Fühlen, ausschließlich infolge seiner Weltfremdheit. Abgesehen davon, daß man den „träumenden Gelehrten" außerhalb der „Fliegenden Blätter" allmählich in Ruhe lassen dürfte: es wird so dick aufgetragen, so bewußt zwischen die Zeilen geschrieben: „seht, wie komisch", daß dem Leser schon aus bloßem Widerspruchsgeist das Lachen vergeht. Oder: im Sommer lernt die enttäuschte Frau einen Mann kennen, der, seinem Aussehn, seinem Gehaben und auch seiner Stimme nach ein Bühnensänger sein könnte — was ist sein wahrer Beruf? Kinderwagenfabrikant ist er, und das in Meißen. Man merkt die Absicht — und die berühmte Folgerung bleibt nicht aus. Genug — es ist nichts weiter zu sagen: Humor ist eine Gnade, die nicht erzwungen werden kann.

Charlottenburg Ludwig Fürst

Ingeborg von der Linde. Roman. Von Wilhelm Steinkopf. Berlin 1925, Martin Warneck. 283 S. Geb. M. 5,50.

Wilhelm Steinkopf, der bisher nur mit einem Band „Berglieder" an die Öffentlichkeit trat, zeigt in seinem neuen Roman das Schicksal eines Menschen, dem Leben und Lieben zusammenklingen und einen Ton geben, in Lust und in Leid. Wer weiß davon noch heute? Ihm ist die Welt des Inneren noch nicht Größe zweiten Grades, er schreitet auch noch nicht unter Beteuerungen der Liebe zur Menschheit in unbewußtem Egoismus über den einzelnen Menschen hinweg. Der Konflikt dieses Buchs zieht sich in den Herzen seiner Gestalten gleich einem Verhängnis zusammen. Liebend-Geliebte — müssen sie sich meiden, erst als Sterbende darf der Mann die Frau noch einmal umfassen. Den bitteren Ausgang sucht der Dichter zu mildern. Er weckt die Hoffnung, daß in dem Kinde, das die Geliebte hinterläßt, einst das ersehnte Glück sich erfülle. Aber all dies ist Zukunftsfrage, männlich allein das Wissen darum, daß Leben in Liebe zwar Zweck und Ziel haben kann, daß es selbst jedoch nur Empfängnis, nur Vergänglichkeit, nur Vermächtnis ist.

Steinkopfs Roman verträgt einen Tadel: Erwähnung politischer Tagesereignisse, mag sie auch vaterländischem Empfinden entspringen, ist hier ein Mißgriff; Überschwang in Wort und Gefühl, der heute laut und peinlich wirkt, ist hier Störung. Der Dichter wird manches, was sein innerstes Erleben nach außen drängte, bei einer Neuauflage abzudämpfen haben und wird so die zarte Stimmung seines Werks reiner wahren. Daneben aber steht eine berauschende Melodie der Sprache, eine fortreißende Darstellung menschlicher Liebe, eine opferbereite Hingabe an seine Gestalten und ein Trachten nach wahrem Menschentum. Dieses Buch ist eine heute seltene Erscheinung; es enthält die Wärme des süddeutschen Landes und die Wärme der süddeutschen Seele; es bannt den Zauber, den der Kundige mit dem Worte Heidelberg verbindet, ohne auch nur einmal an verblaßte Studentenromantik zu rühren; es ist ein Lied der tiefsten Sehnsucht des Herzens und ein Mahnruf zu tätigem Leben, ein Preis der Jugend und Männlichkeit, ja schließlich eine Bestätigung des Wortes Nietzsches: „Nicht die Stärke, sondern die Dauer der hohen Empfindungen macht die hohen Menschen."

Leipzig Karl Heinemann

Schuldige? Geschichten armer Schächer. Von Hans Otto Henel. Leipzig 1924, Die Wölfe. 88 S. Geb. M. 2,–.

An diesen sechs kleinen Geschichten kann man leider keine reine Freude haben. Sie sind aus einem ehrlichen, mitleidigen Herzen und aus Sympathie für die am Rand der Gesellschaft Stehenden geschrieben, aber so unbeholfen dilettantisch, so völlig ohne Kunst gesehen und dargestellt, daß sie für eine ernsthafte literarische Kritik nicht in Frage kommen können.

Leipzig Erich Ebermayer

Der Drahtzaun. Aufzeichnungen des Fürsorgezöglings Günther Rodegast. Von Wolf Ritter-Bern. Hamburg-Bergedorf 1926, Fackelreiter-Verlag. 87 S.

Es handelt sich hier um die Veröffentlichung des Tagebuchs eines Fürsorgezöglings. Das Tagebuch eines Fürsorgezöglings — als gedrucktes Buch erschienen? Man könnte Bedenken haben, wenn man den Typ des Fürsorgezöglings ein wenig kennt, erstens ob sie „Tagebücher" führen und zweitens, ob diese „druckreif" wären, wenn sie sie führten. Im allgemeinen ist der Fürsorgezögling nicht geneigt zu schriftstellern, und wenn er schreibt, ist es meist nur ein armselig-rührendes Gerede von Arbeit, Essen und Sehnsucht nach der Welt. Dies sind denn auch die Bedenken, die man gegen die Arbeit Ritter-Berns erheben muß, daß es sich hier nicht um einen typischen Fürsorgezögling handelt (es gibt hier einen Normaltyp!), sondern um einen in Schönheit und Kultur aufgewachsenen, offenbar ungewöhnlich begabten, vielleicht sogar künstlerisch begabten Offizierssohn, der später in Fürsorgeerziehung kam und dort sein Tagebuch „dichtete" und weiter, daß Ritter-Bern auch dieses Tagebuch nicht wörtlich wiedergibt, sondern, wie er selbst in seinem Vorwort sagt „zusammengesetzt und ausgebaut, gefeilt und in unwesentlichen Teilen gekürzt, in freier Schau". Das ist sehr schade; man hätte gern auf die freie Schau verzichtet, wenn man statt dessen das Original zu sehen bekommen hätte. Aber auch so — um nach diesen Einwänden zu dem Positiven zu kommen — bleibt noch ganz ungewöhnlich Schönes und Interessantes an dem Buch. Vieles, was Günther Rodegast erzählt, ist wundervoll jung und echt, voll jugendlicher Wehmut,

rührend in seiner Liebe zum Natürlichen, Triebhaften, in seinem Haß gegen die Heuchler und Pharisäer der „anständigen" bürgerlichen Welt, gegen ihren Vertreter, den „Erzieher" Bruder Borgmichel, der mit ranzigem Kragen und in sächsischem Dialekt den Jungens „Jesu, meine Freude" an Stelle von weltlichen Liedern zum Feierabend empfiehlt. Die Einrichtungen und Persönlichkeiten der Fürsorgeerziehung kommen schlecht weg in Rodegasts Buch, noch weit schlechter, als man es nach Lage der Dinge erwarten durfte. Der Stacheldraht, der alles umzäunt, die falsche, unpersönliche, gleichmachende Art der Behandlung, stumpfsinnige Tätigkeit, Mangel geistiger Anregung, vor allem aber, — dort scheint der Kern des Versagens zu liegen, — bigotte, törichte Erzieher — das alles verdirbt wohl oft mehr, als es hilft. „Wir würden uns willig beugen vor einer großen Persönlichkeit," schreibt Günther Rodegast, „aber man schickt uns traurige Karikaturen." Ja, Günther Rodegast — das haben wir uns alle schon manchmal gedacht! Warum sind denn aber bei uns so oft „traurige Karikaturen" an den wichtigsten Posten . . . ?

Leipzig — Erich Ebermayer

Der ungerechte Rechtsanwalt. Roman. Von O. Berneder. München 1925, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 461 S. M. 6,50 (8,—).

Mühsam nur entwickelt sich in diesem „Roman" eine Handlung, die den Leser durch ihre innere Unwahrhaftigkeit überrascht. Eine ellenlange Exposition wird umständlich und weitschweifig gegeben. In einem Stil überdies, der in schiefen Bildern Orgien feiert und in der Konversation äußerste Grenzen des Kitsches erreicht. Wie schön klingt etwa folgende Charakterisierung: „Während er sonst in allen Stücken menschlicher Edelbildung auf eine Höhe, darein die anderen nur mit dem Haupte reichten, mit den Füßen trat oder doch das tapfere Streben danach bewahrte, ließ er seine Gefühle sorglos wie Schleifen des Gewandes niederhängen." Und wie wohl wird einem bei der Feststellung, daß „die Aderfüllung des Menschen Charakter ist, wie der Saft die Artursache des Baumes". Schließlich muß noch einer der zahlreichen Gefühlsergüsse des Autors vorgeführt werden: „Und wenn er das blonde Köpflein da mit Küssen panzern wollte, mit dem Munde, der ihn hingelegt hat, zöge er den Panzer wieder fort." Von derartigen Stilblüten wimmelt es geradezu, und wer daran seinen Spaß hat, kommt auf die Kosten. Der Inhalt, der sich schließlich herausschält, ist kurz der: zwei Männer, ein Erbprinz und ein Rechtsanwalt, betrügen zwei Frauen, der eine zynisch, der andere naiv. Weil der zweite naiv ist, merkt er zunächst nicht, daß er, indem er den anderen moralisch erledigt, sich selbst das Urteil spricht. 15 Druckseiten füllt das sittlich entrüstete Plädoyer des Titelhelden, das ihm den Sieg über den prinzlichen Gegner und damit Berühmtheit und die einstige Geliebte des andern als Braut einträgt. Als alles das wunderschön gemanaget ist, erinnert sich der junge Jurist, daß in einem kleinen Bergdorf noch ein Mädchen sitzt und mit ihm ein kleines Kind, dessen Vater er ist. Die Sache wird peinlich, als er, ein bekannter Bergsteiger, eines Tages einen schwierigen Gipfel erklimmen muß, der nur auf dem Wege über das bewußte Bergdorf erreichbar ist. Ein Wiedersehen mit der verleugneten ersten Braut findet statt. Er stößt sie zurück und beginnt sein sportliches Wagnis, das mit Tod und Sühne endet. Die Schilderung dieser letzten Etappe ist sogar spannend und zeugt von alpinistischer Orientiertheit des Verfassers. Selbst der Stil wird gedrängter, so daß ein Optimist hoffen darf, daß Berneder, falls er sich sehr in Zucht nimmt, doch noch einmal einen erträglichen Unterhaltungsroman zustandebringen wird, da es ihm an Phantasie nicht mangelt.

Berlin-Wilmersdorf — C. F. W. Behl

Menschliches und Allzumenschliches. Aus den Erinnerungen eines alten Richters. Von Ernst Metz. Berlin 1925, J. M. Spaeth. 235 S. M. 5,50.

Diese Aufzeichnungen eines Juristen, der, seit Jahrzehnten wirkend, Gelegenheit genommen hat, menschliche Schwächen mit einem heitern, einem nassen Auge, immer aber klaren Blicks und mitfühlenden Herzens aus nächster Nähe zu beobachten, sind — bei aller Anspruchslosigkeit — recht unterhaltsam und aufschlußreich. Wohl fehlt ihnen die blitzend geschliffene Form Hartlebenscher Prosa, deren literarische Meisterschaft die Pointen solcher amüsanten Bagatellgeschichten wirkungsvoller und überzeugender, die Satire treffender und die menschliche Tragikomödie plastischer herauszuarbeiten verstand. Aber die Anschauungsgabe des Verfassers und seine sympathische Menschlichkeit machen das Buch zu einer ersprießlichen Unterhaltungslektüre, die man schließlich auch dann einmal willig fortsetzt, wenn die Freude an eigenen Erlebnissen und Erinnerungen den Faden des Berichts allzulang ausspinnt. Etwas zu sehr macht sich eine gewisse studentische Feuchtfröhlichkeit breit. Nicht jeder Leser vermag da mitzuhalten.

Berlin-Wilmersdorf — C. F. W. Behl

Der Habermeister. Ein Volksbild aus den bayerischen Bergen. Von Hermann von Schmid. Berlin 1925, Martin Warneck. 244 S. Geb. M. 4,—.

„Die Haberer sind da zum Haberfeldtreiben;
Der Kaiser Karl muß selbst 's Protokoll unterschreiben." . . .

Was das ist? Das sind die Anfangsverse eines alten oberbayerischen Haberfeldtreibens, und das obengenannte Buch hat mich darauf gebracht. Denn obwohl es, in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts erschienen, jenes urwüchsige heimliche Volksgericht bereits als absterbenden Brauch kennzeichnet, erinnere ich mich doch dieses Brauchs als eines durch meine ganze Jugend noch bestehenden. Bis 1897, als zu München der Prozeß wegen des großen Haberfeldtreibens in Valley zur Verhandlung kam und die angeklagten Bauern zu energischen Strafen verurteilt wurden. Dennoch gab es mehr als einen sonst kritischen Kopf, der für die Vertreter des bäuerlichen Femgerichts Partei nahm. Denn so viel heilloser Unfug mit der Zeit den Hergang entstellte, so wenig es an sich mit der öffentlichen Ordnung verträglich ist, wenn nächtlicherweile eine Rotte Vermummter vor einem Hause erscheint, die Lichter zu löschen befiehlt, einen Mißliebigen ans Fenster zitiert, um ihm sein Sündenregister vorzuhalten — trotz alledem hatte mancher mehr Verständnis für solche Ausschreitungen des Rechtsgefühls als für die zunehmende Gleichgültigkeit des Volkes gegen das Recht. — „Der Kampf ums Recht ist die Poesie des Charakters" — sagt Rudolf v. Jhering und: „Jeder ist ein geborener Kämpfer ums Recht im Interesse der Gesellschaft."

Da liegt nun die Schwäche von Hermann v. Schmids Erzählung: sie schöpft die Tiefe des Problems, des „Kampfes ums Recht" nicht aus. Die alte Form der Volksjustiz wird verworfen, weil Zeugen und öffentliche Meinung sich irren können. Leider ist aber auch die amtliche Rechtsprechung gegen Irrtum nicht gefeit! Ein derartiger Gegenstand

müßte ernster aufgefaßt, müßte im Kohlhaas-Stil behandelt werden. Von diesem einen Mangel abgesehen, ist „Der Habermeister" ein höchst liebenswürdiges Buch, in etwas altmodisch gefühlvoller Weise erzählt, jedoch spannend und lebendig, dazu reich an reizvoller Beobachtung des Volkslebens. Es läßt sich wohl verstehen, daß die Freie Lehrervereinigung für Kunst diese Volkserzählung aus Hermann v. Schmids Werken gewählt und neu herausgegeben hat, mit einer guten Einführung von Gerhard Krügel. Die erwähnten Vorzüge und die gediegene Ausstattung durch den Verlag, Martin Warneck-Berlin, werden bei allen Lesern verdienten Beifall finden.

München Helene Raff

Julia. Der Roman einer Leidenschaft. Von Georg Gorgone. Wien-Leipzig 1925, Rikola-Verlag. 408 S.

In diesem Roman dominiert nicht der Eros, der selige Knabe, dessen Macht sich entzündet an den heimlichsten, unerforschtesten Ausstrahlungen zwischen den Menschen. Es geht um weniger problematische, um greif- und deutbare Erscheinungen. Wenn es erlaubt ist, die Bezeichnungsweise der modernen Psychologie anzuwenden: es ist kein erotisches, es ist ein sexuelles Thema, das dem Roman zugrunde liegt. Der programmatische Untertitel trägt dem auch Rechnung, da er sich in kluger Bescheidenheit hütet, etwa den „Roman einer Liebe" zu verheißen. Aber auch diese Begrenzung umschließt noch ein weites Feld, ein Gebiet, in dem es weniger auf die intimen und subtilen Regungen zweier Herzen ankommt, als auf Ereignisse, Umstände, Verwicklungen. Auf all dies versteht sich Georg Gorgone vorzüglich. Er legt die Handlung in die Zeit des Krieges, ohne übrigens darin ein ernsthaftes Problem zu sehen. Der Krieg ist für ihn nur romantische Kulisse, Vorwand und Hintergrund eines verschlungenen Spiels, eines steten Wechsels von Willkomm und Abschied, von gierigstem Genuß und lechzender Entbehrung. Und an manchem Punkt erhebt sich diese heiße und gehetzte Handlung fast bis zur Tragik, die freilich wieder aus den Umständen, nicht aus dem Wesen der Handelnden stammt: dort nämlich, wo die Leidenschaft gegen die Mauer der Konvention rennt und mit all ihrem Feuer und ihrer ganzen Kraft nichts gegen diesen undurchdringlichen Damm vermag. Die Charaktere, die diesen Konflikt notwendig machen, werden zwar nicht entwickelt und gestaltet, sondern einfach vorausgesetzt. Nimmt man sie aber, ohne tiefer zu schürfen, als gegeben an, so entstehen Situationen, die wohl erschütternd wirken können. Am deutlichsten kommt die respekteinflößende Stärke dieses Buchs, Dinge, Geschehnisse, Umgebungen, kurz: Sachliches zu schildern, in dem dritten Teil zum Ausdruck, in dem das Tagebuch einer kriegerischen Reise durch Kleinasien veröffentlicht wird; dieser Teil jedenfalls ist fesselnd und interessant.

Charlottenburg Ludwig Fürst

Ellinors Tagebuch. Von Jassy Torund. München 1924, Verlag Natur und Kultur G. m. b. H. 252 S.

Die Verfasserin dieses kleinen Buchs bemüht sich sichtlich, die ausgetretenen Wege der Backfischliteratur zu vermeiden; sichtlich will sie dem Vorwurf begegnen, das Leben zu verfälschen. Sie berichtet von einem Vetter, der seine Cousine nicht heiratet, von geschwisterlicher Freundschaft, die sich nicht in Liebe verwandelt, und von Liebe auf den ersten Blick, die nicht zu glücklicher Ehe führt. Sie stellt einen jungen Russen mit melancholischem Blick vor, der sich nicht als edel und trostbedürftig, sondern als Spion entpuppt; sie macht eine Studentin zur Heldin, die ihr Studium anderen Pflichten zum Opfer bringen muß, und malt ein Mädchenschicksal aus, in dem nicht Freuden, sondern Leiden überwiegen; nirgends leugnet sie die Konflikte des Lebens weg oder biegt sie um.

So fehlt denn wirklich fast alles Negative; leider tritt aber daneben auch wenig Positives hervor. Die eigentliche Künstlergabe fehlt, und so bietet uns Jassy Torund schließlich doch nicht viel mehr als einen Versuch, den Schäden der Backfischliteratur abzuhelfen. Wann wird sich der Dichter, wann die Dichterin finden, die ein Werk schaffen, das stärker zu den heranreifenden Mädchen als zu allen anderen Lebensaltern spricht, das ihre Schmerzen und Nöte versteht und ihre Freuden mitempfindet, und daraus ein Kunstwerk bildet, das weniger über sie als zu ihnen spricht?

Wien Christine Touaillon

Mit dem rechten Auge. Blinklichter. Von Polyphem. Mit Titelbild und Zeichnungen von Oskar Garvens. Berlin 1925, Der Deutschenspiegel, Verlags-G. m. b. H. 164 S.

Dies sind Zeitsatiren; ihre Stoffe sind politische, kulturelle, auch künstlerische. Die politisch gefärbten erscheinen am einheitlichsten durchgeführt; hier fühlt sich der Verfasser, mehr Journalist als Schriftsteller, mehr Politiker als Künstler, am stärksten zu Hause; obwohl die eigentliche Stellungnahme des Lesers zu diesen Teilen vom jeweiligen politischen Standpunkt abhängen wird. Oft fast ganz unzulänglich sind die künstlerischen Exkurse des Verfassers: wenn er z. B. einem Schupowachtmann eine quasi-Theaterkritik in den Mund legt, so steht sie auf noch niedrigerem als entsprechendem Niveau. Hier übt der Verfasser ein demagogisches und äußerst anfechtbares Verfahren — um so anfechtbarer, als er pseudonym immerhin bekannten Schriftstellern gegenübertritt. Ferner wird nicht zu Unrecht noch immer die Forderung erhoben, daß man einen Schriftsteller erst dann verspotten dürfe, wenn man ihn verstanden hat. —

Erfreulicher sind die politisch-kulturellen Teile. Hier wird manch richtiges Wort gesagt, manch wirkliche Schwäche aufgedeckt, innen- und außenpolitisch fällt manch richtiges Wort, denn hier sind die Schwächen ja so groß — und auch auf der Hand liegend — daß Satire nur nutzen kann. Wenn man auch hier auf eigentliche künstlerische Formung des Stoffs verzichten muß, so sind schließlich Satiren etwa wie die beiden von dem „Betrug an den Einsamen" mit ihrem wohlverdienten Spott gegen die zahlreichen falschen Propheten und Philosophen der Zeit sehr wohl am Platze.

Berlin Leo Rein

Der Fall Erskine. Detektiv-Roman. Von A. Fielding. München 1925, Georg Müller. 296 S. (Übersetzung von H. Steinitzer.)

Ein wahrer Rattenkönig von Mord, Erbschleicherei, Personenunterschiebung und ähnlichen schönen Dingen. Nun, so etwas kommt ja wohl vor und ist sicherlich die Domäne des Kriminalromans. Aber wenn er gut sein soll, so muß sein Verfasser eine Kunst besitzen: bei aller Verschlingung der Fäden muß er dem Leser doch die Übersicht und damit die Möglichkeit wahren, der Entwirrung mit dem Verstande zu folgen; das gilt besonders für die Arbeit des jeweiligen Meisterdetektivs, dessen Entdeckungen nicht nachträglich so nebenbei erwähnt werden dürfen, wenn es gilt, die Karre wieder flott zu machen. Das sind die Durchschnittsforde-

rungen, und hinter ihnen bleibt Fielding zurück, der nicht einmal seine eigenen Motive (wie den offensichtlich als Überdetektiv angelegten Iren S. 25) auszunützen vermag. Wenn schon übersetzt werden muß, sollte es doch möglich sein, bessere englische Kriminalromane ausfindig zu machen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Geliebte Landschaft. Ein Skizzenbuch. Von Hans Pflug. Verden (Aller) 1925, Verlag der Schönheitssiedlung „Sonnenlicht-Heide". 79 S.

Ein Büchlein voll zarter Stimmung. Eine der Skizzen, „Der Freund erzählt", ragt hervor, weil in ihr aus der Stimmung Erlebnis wird und sich eine klingende, rhythmisch schöne Sprache zeigt, deren Bildhaftigkeit das zu gestaltende Erlebnis klar verlebendigt. Die anderen Skizzen, zumeist weiche Landschaftsstimmungen, bieten zu wenig Eigenart und Tiefe, um nachhaltig wirken zu können. Sie erscheinen wie Tagebuchblätter einer etwas empfindsamen Seele und tragen als solche weder die Nötigung noch die Berechtigung in sich, auf den Büchermarkt gebracht zu werden; aber sie sind wohl auch nur gedacht für den Kreis „zur Verbreitung des edlen Gedankens der Lichtkämpfer", in deren „Novellenkranz der Lichtgedanken" sie erschienen sind.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Das Champagnerschiff und andere Geschichten. Von Herman George Scheffauer. Berlin 1925, Ullstein. 252 S. (Das neue Ullsteinbuch.)

Der seit einigen Jahren auch in Deutschland oft genannte Amerikaner ist Romantiker: Zeugnis sind die Erzählungen von Holcar und Orchasse, Städten mit eigener Topographie, eigener Geschichte, leidenschaftlich verfeindet und durch ihren Haß aneinander gebunden — man denkt an Orplid, das Land, das sich einst Mörike und Ludwig Bauer als Hintergrund ihrer phantastischen Träume schufen. Während dort aber der Ton auf den individuellen Schicksalen liegen sollte, treten die Personen bei Scheffauer zurück: Katastrophen des Gesamtlebens, hervorgerufen durch geheimnisvolle, von Menschenwillen vielleicht herbeizulockende, aber schließlich nicht mehr zu leitende Naturkräfte schildert er eindringlich und mit sicherer Beherrschung aller Kunstmittel. Die übrigen Erzählungen bleiben im Lande der Wirklichkeit: auch hier sucht freilich der Romantiker gern jene Bezirke auf, aus denen sich der Weg ins Unerforschte öffnet: Rausch und Vision, die Besessenheit des Künstlers und des Träumers, das dämonische Spiel des Zufalls und die Ironie des Schicksals. Der Verlag hat wohl daran getan, diesen Erzähler in seine Sammlung aufzunehmen; der (inzwischen anscheinend verstorbenen) Übersetzerin Toni Noah stattet der Verfasser selbst in einer Widmung seinen Dank ab.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Westnordwestviertelwest oder die Technik des Seereisens. Von Walter Mehring. Berlin 1925, Elena Gottschalk. 78 S.

Der Matrose Walt Merin macht eine Seereise nach England und beschreibt sehr subjektiv seine Eindrücke.

Nach, der Matrose Walt Merin ist identisch mit dem einstigen Dadaisten Walter Mehring — und bringt von dieser Reise nicht mehr als ein paar Lebensfragmente und Gestaltungsformen mit.

Aber, wenn ein Schriftsteller eine Reise tut, so sollte er nicht mehr zu erzählen haben als Mehring? Keine stärkere Blick- und Malkraft haben?

„Ich sehe das nicht" — so sprach einst ein Dichter das Urteil über das Buch eines anderen. Ich „sehe" das nicht, was Walter Mehring schreibt. Diese Reise ist nicht gehauen und nicht gestochen.

Es mag Kritiker geben, die diesen Dilettantismus, diese Unfertigkeit, dieses Vor-sich-hin-Schreiben ohne Rundung oder Vollendung, diesen verlegenen Subjektivismus geschwind für neueste Kunst ausgeben werden. Jeder hat den Kritiker, den er verdient.

Berlin — Leo Rein

Ramasân. Geschichten aus Heimat und Fremde. Von Arthur Schubart. München 1925, Drei Masken Verlag. 147 S.

Insel Elephantine. Von Oskar Maurus Fontana. München, Gunther Langes. 154 S.

Geschichten und Skizzen, vierzehn an Zahl, exotische wie heimische, aus der Feder eines gewandten Jagdschriftstellers. Eigentlich zu wenig gesagt; man hat oft den Eindruck, nicht ein spähender Nimrod, nein, ein scharfes Malerauge betrachte sich da Welt und Dinge; anschaulich erstehen sie dann, zum Greifen anschaulich in oft knappen Strichen. Gern folgt man Schubart, interessiert, sei es nach dem Indischen Ozean, nach Tunis, China oder Kamerun, sei es in ein Maleratelier oder das Boudoir einer schönen Frau. Denn ein Weltmann erzählt allemal, der Bescheid weiß.

Unter Leuten von Welt handelt auch der kleine Roman „Insel Elephantine", richtiger wohl gleichfalls: eine Serie lose verknüpfter Skizzen. Auch hier grelles exotisches Kolorit: der tropische Garten des „Majestic Hotel" am Nilufer, die Hotelhalle, Tanzsaal, Roulette, Grabgrotte; Nubierrevolte, Durchbruch des Nildamms. Und an Personen: die schwindsüchtige Frau des russischen Großgrundbesitzers, der englische Kolonialleutnant, die schmächtige, blauäugige Norwegerin, der ewig schwatzende tschechische Biedermann samt Frau als Mädchenmörder, der frankfurter Bankier mit Gattin und kreischenden Töchtern, der deutsche Maler, der ungarische Modekomponist, das rotblonde irische Stubenmädchen, die exotische Fürstin, Levantiner, der stereotype Hoteldirektor. Es begibt sich nicht viel, schon gar des neuen. Dagegen blüht alles in einem eigenartigen, eindringlichen Stil, einer Diktion voll Farbe, Glut, stupender Anschaulichkeit.

Wien — Martin Brussot

Mädi Heidebauer. Roman. Von Wolfgang Burghauser. Reichenberg 1925, Gebr. Stiepel. 492 S.

Es gibt gewisse Bücher, denen ich nicht böse sein kann. Dabei sehe ich alle ihre Schwächen ein: daß der Autor kein gutes Deutsch schreibt, auf ein Pluralsubjekt ein Singularprädikat folgen läßt, „wenn" mit „würde" konstruiert und die gräuliche Verbindung „weder-oder" anwendet; ich anerkenne, daß das, was hier auf beinahe 500 Seiten gesagt wurde, sich auf 200 ebensogut erledigen ließe, daß der Stil über die bloße Mitteilung niemals zum Ausdruck gelangt und die ganze Geschichte schon dutzendmal da war. Und dennoch kann ich dem Buch nicht böse sein, denn plötzlich fallen Lichter ein, die ein tiefes, liebendes Herz offenbaren und eine derart erfrischende Naivität an allem Guten, Echten und Schönen, daß man darüber den Negativismus vergißt. Und schließlich legt man das Buch lächelnd aus der Hand und kränkt sich nicht einmal über die mit ihm verbrachte Zeit.

So geht es einem auch mit Wolfgang Burghausers „Mädi Heidebauer". Eine primitive Geschichte: Neid, Scheelsucht, Klatsch, Haß herrschen in einer kleinen Stadt und finden ihren körperlich unsympathischen Ausdruck in einem „Obersten Gerichtshof" von vier Kaffeeschwestern. Natürlich lassen diese an keinem ihrer lieben Mitmenschen ein gutes Haar, am allerwenigsten an Mädi, die so frisch und frei durchs Leben geht. Allerlei Bosheiten dichten sie ihr an, zum Schlusse gar ein Kind, aber, man kann getrost sein, das Laster erbricht sich doch noch ganz gründlich und die Tugend setzt sich zu Tisch, nicht nur in Gestalt eines Räsoneurs, des Obersten Tannera, sondern auch in Form eines liebenden Bräutigams für Mädi, Hans Müller. — Neben der Haupthandlung laufen einige sehr nette Episodenrollen, die manchmal sogar plastischer als die tragenden Figuren selber werden.
Ein leichtes Unterhaltungsbuch. Aber vielleicht wollte Wolfgang Burghauser mit diesem Roman nichts anderes geben.

Wien Erwin Stranik

Meine Tiere. Von Theodor Lessing. Berlin 1926, Oesterheld & Co. 160 S. M. 3,—.

Theodor Lessing mußte einen kleinen politischen Skandal haben, ehe die Deutschen von ihm erfuhren. Und dabei ist er einer von den drei, vier Lebenden, die nicht sterben werden. Er ist kein Geist, durch den unsere Zeit hindurchgeht, sondern der Geist, der durch unsere Zeit geht, von weither kommend ins weit Zukünftige. Wenn er jetzt ein Tierbuch geschrieben hat, weiß man von vornherein: es sind nicht Tiergeschichten, aufgenommen in der Region des Tieres, sondern es werden die Bilder des Tiers in Lessings wunderbarem Auge sein, Spiegelungen der Kreatur in einem herrlichen Gehirn. Theodor Lessing könnte der Nietzsche von heute sein. Auch er ist Dichter der Weisheit, Philosoph mit Dichterkraft. Wir haben philosophische Wälzer, die von Darmstadt bis München reichen, aber sie haben nicht den Gehalt der schmalen Lessingschen Bücher. Denn bei ihm ist alles Erlebnis, nie Spekulation; ist Gestalt, nicht System. Er hat Menschlichkeit — und noch mehr: Menschentum. Deshalb ist ein Buch wie sein „Untergang der Erde am Geist" nicht nur Bereicherung, sondern Erschütterung, enthält das Säuseln der Weisheit und den Sturm der Gefühle. Wie viele Bücher, wie viele Generationen gehen in diesem Buche auf! — Das Tier, sagt schon der Römerbrief, sehnt sich nach der Erlösung durch die Kinder Gottes, das heißt: Erlösung im Geist. Lessing hat das Tier also erlöst. Er trägt den Geist in Kreatur, in die Natur. Seine Tiergeschichten sind seine geistigen (und Herzens-!) Erlebnisse vor, mit, in dem Tier. Und es bleibt das Geheimnis des Schöpfers, daß er damit dennoch nicht nur von sich sondern vom Tiefsten des anderen aussagt.

Berlin Kurt Münzer

Der Sperberhorst. Idyllen und Abenteuer aus dem Tierreich. Von Fritz Bergmiller. Dresden 1925, Deutsche Buchwerkstätten. 232 S.

Von den vier Stücken dieses naturatmenden Buchs ist das erste vom Zaunkönig das schwächste; es ist nur eins von den zahlreichen Nachkommen der Biene Maja, die so vielem Getier ein niedlich verlogenes Leben geschenkt hat. Weit höher stehen die drei anderen Kapitel aus dem Raub- und Liebesdasein der Vögel und Kleintiere, und zumal die Geschichte der Sperberin Gier nähert sich meisterlichem Vorbild. In ihr verzichtet Bergmiller auch fast darauf, das Tier menschlich denken, fühlen und — reden zu lassen: eine Manier von Unechtheit und Verniedlichung, die so viele Tierbücher widerlich macht. Aber dieses Sperberschicksal zeigt seinen Dichter auf Wegen zu Wahrheit und Schönheit.

Berlin Kurt Münzer

Die Leiden der Forelle Finga. Märchenroman. Von Franz Josef Kofler. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co. 123 S. Geb. M. 3.40.

Wenn der Waschzettel des Verlages das Buch eines fürs Gemüt nennt, faßt uns blasser Schrecken an. Denn wie, wenn man nun kein Gemüt hat, sondern Rohling ist? Womit soll man's dann lesen? Mit Nachsicht, fand ich. Also denn: Biene Maja stand Pate, aber das ist doch nur äußerliche Verwandtschaft. Forelle Finga ist nur einer von den hundert Schatten, die Ahne Maja geworfen hat. So wißt ihr's denn! Siebenjährigen wird es genügen. Denen lest es vor. Euer Lohn wird sein: nicht, was ihr hört, sondern was ihr seht: Entzücken im Auge des Kindes. Muß denn alles ernst, bedeutend, künstlerisch sein? Lassen wir auch dann und wann kindliche, phantasieschwache, nachempfundene Bücher gelten! Dem Kinde ist's genug. Und gesegnet, was eines Kindes Auge leuchten macht!

Berlin Kurt Münzer

Lisa beim Förster. Tiergeschichten. Von Emma Waldenburg. Gotha 1926, Leopold Klotz. 124 S. M. 3.50.

Was da die gute Tante Emma vom Getier in Wald und Haus erzählt, ist so ausschließlich für die Ohren der Kleinsten bestimmt, daß ich euch nur warnen will, zuzuhören. Aber die Sechsjährigen werden sicher entzückt sein. Also erfüllt auch das Plauderbuch einer poetischen Tante heiligen Zweck.

Berlin Kurt Münzer

Der Teufel im Exil. Novellen. Von Adolf Paul. München 1925, Albert Langen. 271 S.

Diese Novellen sind Zeitnovellen, obwohl die Probleme historischen oder phantastischen Charakters sind, fühlt man doch in ihnen stark Auseinandersetzungen mit Fragen der Kunst, des Lebens, der Moral unserer eigenen Zeit. Adolf Paul hat die Gabe diese Fragen mit großer Unerbittlichkeit zu behandeln, er läßt nicht davon ab, bis er sie ganz bezwungen hat. Er flicht seine Probleme in saft- und blutvolle Gestalten hinein, so daß er, frei von aller Abstraktion, mit bannender Kraft zu uns redet. Die dramatische Spannung und Bewegtheit, die all diesen Stücken eignet, unterstützt die Wirkung wesentlich. Das satirische Moment, das wir bei keinem der Stücke vermissen, wird vom Autor mit Klugheit in den Mittelpunkt gerückt und mitunter greller Beleuchtung ausgesetzt. Es ließe sich denken, daß hier die rein künstlerische Wirkung intensiver wäre, wenn das Stoffliche stärker noch in der Form aufgelöst wäre; diese Auflösung ist nicht bei allen Stücken gleich stark fühlbar, darum sind sie auch nicht alle gleichwertig. Gerade bei Dichtungen, die satirischen Charakter haben, die erziehend und richtend auftreten, ist diese Auflösung, dieses harmonische Gleichgewicht von Stoff und Form, erste und letzte Voraussetzung der künstlerischen Wirkung.

Waiblingen Otto Heuschele

Frühlingsopfer. Roman. Von Karl Adolf Mayer. Reichenberg 1925, Gebrüder Stiepel. 342 S.

Wer den fiebrigen Rhythmus, die geballte Brunst der neuesten Literatur nicht entbehren mag, der wird dies Buch ohne

Vergnügen lesen. Denn die Jugend, von der es handelt, hat den Ödipuskomplex noch nicht kennengelernt, sie läßt die Tyrannei von Eltern und Schule ganz unangetastet, nicht der geringste vatermörderische oder inzestuöse Gedanke bewegt sie. Diese jungen Männer schwärmen für Dichtung und Natur, für Hellas und Nibelungen, für Hugo Wolff oder für eine Schauspielerin. — Kurzum, es ist ein altmodisches Buch, trotzdem es in der nahen Vergangenheit spielt. Es ist keine Tendenz darin, es will kein Problem lösen. Freilich, wir kennen die jugendlichen Typen, die hier geschildert werden, wir kennen vor allem den Helden, den mit krankhafter Erbschaft belasteten, übersensiblen, neurasthenischen und kunstsehnsüchtigen Knaben aus Meisterwerken unseres Schrifttums und zwar heller durchleuchtet, edler gestaltet, tiefer empfunden — denn damals hieß er Tonio Kröger oder Hanno Buddenbrock. Die Darstellungsart mit ihrem allzu betonten Hang nach Objektivität („wie zugegeben werden muß") wirkt wohl auch ein wenig zu rührend-unbehilflich. Dennoch werden sich manche an der anspruchslosen Menschlichkeit freuen, die dieser Roman vor vielen kunstvoller geschriebenen Büchern voraus hat.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Die feine Ingeborg—Jabusch. Zwei Erzählungen. Von Franz Herwig. München 1925, Kösel & Pustet, K.-G. 121 S.

Land Irgendwo. Novellen. Von Roland Betsch. (Ebenda.) 161 S.

Der rührige Verlag Kösel bietet zwei schmale Novellenbände. Ich lese sie, lasse sie liegen. Was klingt nach? Was bleibt haften? Aus Roland Betschs Buch schon halb verweht die Gebärde eines jener wunderlichen Käuze, die in der Welt Jean Paul Richters aus Wunsiedel, des großen und einzigen Meisters aller Käuze, sehr ferne Wege gehen. Aus Franz Herwigs Novellenband aber steigt eine Melodie empor und schwingt weiter in Herzen und Gedanken. Es ist die Lebensgeschichte der feinen Ingeborg, die voller Härten und Bitternisse, sehr lebenswahr und im menschlichen Sinne ergreifend, hineingebaut in Weimars Enge, zu den verblauenden Hügeln und Gärten des Landes hinaufführt, und darüber hinaus zu Klarheit und Milde.

Berlin — Carola Freiin v. Crailsheim-Rügland

Lanzelot auf dem Dorfe. Erzählung. Von Heinz Steguweit. München 1925, Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G. M. 2,— (3,—).

Geweiterter und dramatisch gespannter erscheint hier die Erzählerkunst von Heinz Steguweit. Im Grunde seines Wesens ist er ein Romantiker und das ist gleichbedeutend mit Lyriker. Den kann er auch hier nicht verleugnen, in der schlichten Geschichte des weltunerfahrenen Jungen, der aus der Liebe zu seiner Tante zum Verbrecher wird und sein eigenes Leben zerstört, weil dem Gefühl ganz im Sinn der jugendlichen Romantik der Verstand nicht die Zügel anlegt. Und noch eins läßt ihn sterben, daß er keinen Menschen findet, der ihn aus der Enge der Anschauung menschlicher Vorurteile in die reinere Luft einer weiteren Weltanschauung hinüberleiten könnte. Fast sprunghaft, wie im Volkslied schildert Steguweit diese Jugendtragödie, die letzten Endes gar nicht tragisch sondern eher traurig ist. Nur die entscheidenden Momente sind in helles Licht gesetzt. Dadurch erhält die Erzählung das Dramatische, zu dem einzelne lyrische Stellen, Frühling, Weihnacht, — die stimmungsvolle Begleitung geben. Ähnlich sind auch die Gestalten nur in den notwendigsten Umrissen gezeichnet, — gewissermaßen nur angeleuchtet von der Seite des Schicksals her, das der Dichter durch sie und an ihnen sich vollziehen läßt.

Köln — Paul Bourfeind

Jenny Heystens Blütenweg. Von Yo van Ammers-Küller. Leipzig, Eugen Kuner. 355 S.

Dieser von Franz Dülberg übersetzte Roman liefert neuerdings das Beispiel dafür, wie schwer es ist, holländische Wort- und Gegenstandsatmosphäre in das allzu verwandte, aber viel hirnklarere Deutsch zu übertragen. Ich will damit sagen, daß dieser Versuch auch hier nicht geglückt ist: diese deutsche Ausgabe ist kein niederländisches Buch im deutschen Gewande geblieben; es wurde eingedeutscht, was meines Erachtens nicht der Zweck des Übersetzens sein kann. Man will auch in einer deutschen Flaubert- oder Verlaine-Ausgabe immer noch das Wesen Flauberts, das Wesen Verlaines schmecken, also ein Stück fremden, fremdländischen Wesens. Aber was bleibt hier übrig vom Wesen auch nur Amsterdams, wo die Handlung spielt? Darum kann man dem Buch höchstens nachrühmen, es sei unterhaltsam, nicht aber, daß es für ein Stück außerdeutschen Tuns und Treibens aufschlußreich wäre.

Im Haag — F. M. Huebner

Lyrisches und Episches

Caprichos. Strophen des Nebenstromes. Von Alfred Kerr. Berlin 1926, J. M. Spaeth. 219 S. Geb. M. 6,50.

Die Dinge: Welt, Gott, Menschen, Kriege, Heimat, Städte, Landschaften, Gefühle, bürgerliche, antibürgerliche, mädchenhafte, Sitten, Arbeit usw. ernst nehmen und mit dem ironischen Witz eines unfrisierten Herzens behandeln; die Dialektik der Ironie in zwei Zeilen beherrschen, die faulige Behäbigkeit eines ausruhenden geistigen Schlendrians, die Saturiertheit einer prallen Menschenschicht mit der Spitzigkeit eines Pfeils zersplittern, die Verlogenheit menschlicher, politischer, erotischer, literatenhafter Zustände geißeln, all diese Dinge von der Netzhaut in den lapidarpointierten Rhythmus berlinischer Keckheit übergehen lassen, dies kann unter vielen Versuchern nur einer ganz: Kerr. Diese Verse (lassen wir das Wort Gedicht) Zweizeiler, Vierzeiler, in der Nadeltechnik eines Radierers, klanglich oft in feinste Gehöreindrücke ziseliert, oft dialekthaft zum Reim verschrammt, impressionistisch irrlichternd, grobschlächtig in Ausdrücken, manchmal scheinbar blasphemisch, sind Genuß einer witz-heiteren Stunde, die unfromm und doch bewußternst von dem Gefühl getragen wird, daß hier ein Mensch mehr will, als ketzerisch rücksichtslos zu sein. Die Unheiligkeit seiner Ironie ist der Kampf gegen die Halbheiten, ob sie Dichter, Politiker, Könige oder nur Menschen sind; man weiß aus allen seinen Kritiken: er will Ganzheiten, die Dinge mit dem gekeilten Wort belegen. Er will ein Weltempfinden und setzt in Klammer (mit Musike). Aber wiederum stehen Gedichte darin (ja Gedichte) von klagloser Reinheit wie „Dehmel":

> Vom Blut, vom Werden und vom Tode
> Die Brust alltausendwärts geschwellt,
> Ein Menschenroland, ein Rhapsode
> Singt er: den Widerstreit der Welt.

Und ob Gerölle niederprallen,
Ob Scheuelschatten aufwärts dringt,
Ob dieses Daseins Pfosten fallen —
Er steht. Auf Golgatha. Und singt.

Er singt voll Glückes, voll Beschwerde,
Vom Strom durchnäßt, vom Strahl besonnt;
Er singt: den frohen Schmerz der Erde.
Er steht. Und singt. Zum Horizont.

Um dieser Strophen willen müßte man Kerr lieben und die Caprichos lesen in einer Stimmung der Bereitwilligkeit; mit Ironie, Charme, lächelnd, wissend das Rapier betrachten, mit dem Kerr gegen „Zustände", „über Liebe", gegen „Berlin", „Künste" und über „Deutschland" ficht. Ein Mensch mit Gewissen. Wie Goya, manchmal fällt mir auch Daumier ein.

Berlin — Guido K. Brand

Gesichte und Gestalten. Von Karl Schneller. Buchschmuck von Erich Probst. Leipzig 1925, L. Staackmann. 152 S.

Im stillen Anschauen der Landschaft, der Geliebten, geebneten Lebens hat dieser Dichter seine besten Augenblicke; und wer wollte es ihm verargen, daß er den Bezirk zu erweitern versucht? Noch gelingt ihm — eben im weiteren Kreise — eine „Begegnung" mit sich selbst, die schon Geheimeres aufdeckt; und die groteske „Narrenkappe" macht nach Chamissos „Tragischer Geschichte" noch gute Figur. Aber wer etwa „Tod und Dichter" neben das gleichnamige Gedicht von Gottfried Keller hielte, würde den Eindruck der Dürftigkeit nicht los; und die allzu beredten „Terzinen eines Spiegels" lenken unwillkürlich und nicht zu Schnellers Gunsten auf die Droste hin. Er greift seine Vorwürfe gern an den Grenzsteinen künstlerischen Erlebens auf, ohne als Dichter ein Grenzmensch zu sein. So werden seine „Faunischen Lieder" zu korrekten, zahmen Vierzeilern in der Art von Heines „Bergidyll"; und ebensowenig tobt's in Schnellers „Sturmlied" von Ungereimtheiten, wie ein anderer Wanderer sie vor 150 Jahren in das seine packte. Auch Falke ist einmal „aus dem Takt" gekommen und hat sich das in einem wunderschönen Gedicht von der Seele geschrieben; dann aber setzte er sich wieder an den Herd, blieb, was er war, und wurde uns für all unsere Zeit als Dichter des Herdglücks lieb. Kein Zweifel, daß Schneller die Balladen „Maurer von Medina", „Tod des Pharao" und „Dombaumeister" bei der Empfängnis als Beschattung vom Heiligen Geiste gefühlt hat; aber der Rausch verflog, als die Fron des Gestaltens begann; sie sind feine Handwerkerarbeit, nicht mehr.

Berlin — Ferdinand Gregori

Neues von Palmström. Morgensterniana. Von Siegbert Römer. Leipzig 1925, S. Rabinowitz. 78 S.

Nette Kleinigkeiten im Morgenstern-Stil; nette Ideechen. Es ist eine nette Spielerei, Form von Vers und Idee Morgensterns nachzuahmen. Nicht schlecht nachzuahmen — aber doch nachzuahmen. Die Spielerei degradiert sich damit zum besseren Studenten- oder Bierulk. Um so mehr, wenn Humor oft durch Pikanterie und Anzüglichkeit ersetzt wird. Christian Morgenstern gelang, was vielen Expressionisten nicht glückte: in der Auflösung der Realität noch Gestaltung zu zeigen. Er zeigte gewissermaßen den Humor im Nicht-Sinn und Nicht-Sein. Er schuf eine neue Welt, in der die Dinge auf eine bisher nicht bekannte Art in ihre Einzelteile zerlegt wurden, Kniee einsam durch die Welt wanderten, Lattenzäune schmählich ohne Zwischenraum dastanden — aber in dieser Auflösung der irdischen Realität und Kausalität lag, was über Irdisches hinaus ging: kosmischer Humor. Er war die Rechtfertigung, war die Kompensation für seine Auflösung der Realität. Dieser Autor aber löst die Realität auf, ohne Morgensterns kosmischen Humor zu haben. Ein Ulk ohne originalen Wert.

Berlin — Leo Rein

Der Blanke Hans. Deutsche Gedichte von der salzen See. Herausgegeben von Karl Lerbs. Bremen 1925, Friesen-Verlag. 171 S.

„Wer darin etwas zu missen meint, dem verbleibt aus solcher Unzulänglichkeit dennoch als unanfechtbarer Gewinn die Anregung, selbst zu den Quellen vorzudringen, aus denen hier geschöpft wurde. Und damit ist jeder rechten Sammlung bedeutsamster Zweck erfüllt": o nein, damit ist nur der Zweck eines Lesebuchs erfüllt, das Schülern oder Studenten in die Hand gegeben werden soll; oder einer Anthologie, welche die Dichter eines bestimmten Zeitraums darstellen will, — obwohl auch hier zunächst die Aufgabe ist, eben diesen Zeitraum in seinen Dichtungen abzubilden —. Die Aufgabe einer Sammlung, die einen bestimmten Umkreis des Lebens darstellen will, ist: diesen Umkreis darzustellen. Was soll das besagen, daß der Leser selbst zu den Quellen vordringen soll? Er kann durch die Proben in der Benzmannschen Anthologie moderner Lyrik veranlaßt werden, Liliencron oder Falke zu lesen; wie aber soll er im ungeheuren Gebiet der deutschen Lyrik Meergedichte finden, welche Lerbs' Sammlung ergänzen? Allerdings ist diese Sammlung der Ergänzung im höchsten Maße bedürftig, und um so mehr, als sie nicht nur die Dichtung zusammenfassen will, welche die Nordsee gestaltet, sondern alle Poesie, in der „das Erlebnis des Meeres sich zu einem Ausdruck von weitester Gültigkeit formt". Hiervon kann nun gar keine Rede sein; ganz im Gegenteil, die Sammlung bezeugt eine verwunderliche Unkenntnis des Stoffes. Zum Beispiel: kein einziges Gedicht von Agnes Miegel, der Königsbergerin, ist aufgenommen, etwa „Cranz", kein Gedicht von Walter Heymann. Vollends vergessene Dichtungen sind hier nicht zu finden, etwa Stücke aus dem Gedicht „Die Ostsee" von Gustav Gardthausen, der Pastor auf Alsen war, oder „Galene" von Gustav Pfizer. „Der Gesang des Meeres" von Conrad Ferdinand Meyer ist aufgenommen, aber seine beiden anderen meisterlichen Meergedichte „Flut und Ebbe" und „Möwenflug" nicht, oder Linggs „Seestädte", oder Alfons Paquets Dampfer- und Hafengedichte; einige Beispiele, aufs Geratewohl aus der Erinnerung gegriffen. Es wäre ein leichtes, Raum zu schaffen: Goethes „Gesang der Geister über den Wassern" gestaltet das Wesen des Gebirgswassers und ist hier durchaus fehl am Ort: die vier letzten Zeilen wären als Motto voran zu setzen. Dilettantisches und epigonisches Gerede von Henckell oder Siebel und auch sonst manch mittelmäßiges Poem von Wildenbruch, Stute, Krieger oder Lange, um nur einige zu nennen, wäre zu streichen. Eichendorffs „Wanderspruch" ist ein ganz schwächliches, uncharakteristisches Gedicht, ebenso „die Möwe und mein Herz" von Storm, das er selbst in seine Gedichte nicht aufgenommen hat. Ebenso würde man zugunsten wahrhaft gestalteter Dichtung ohne weiteres auf Heines „Nordseebilder" Verzicht leisten; vor hundert Jahren mag die Entdeckung der Nordsee eine dichterische Tat gewesen sein, heute erscheinen diese

freien Rhythmen als eine ziemlich duftarme Versprosa, und vollends jene ironischen Schlußpointen mögen ja ihrer Zeit sehr witzig gewesen sein, uns, die wir sie nun schon kennen, scheinen sie rettungslos albern. Ein Gedicht wie „Der Seefahrer" von Lulu von Strauß und Torney — nicht aufgenommen — ist reicher mit Meersalzduft getränkt und dichter von visionärem Meereslicht überglänzt als ein Bündel Heinescher Nordseegedichte, denen noch ein ganzes Bündel hier aufgenommener Mittelmäßigkeiten beigepackt werden könnte. Kurzum: diese Anthologie ist ein allererster Entwurf, aus dem nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Gedichten bei ernsthafter Gestaltung des Stoffes in Betracht käme. Was der Herausgeber zufällig kannte oder ihm zufällig erreichbar war, nahm er auf. So kann man Anthologien nicht machen: eine solche Sammlung — das Wortspiel weist auf innerste Zusammenhänge — bedarf der Sammlung, der geduldigen, liebevollen und schöpferischen Versenkung in den Stoff, und zumal angesichts dieser gewaltigen Aufgabe wird Hurtigkeit und Flüchtigkeit als crimen laesae maris majestatis empfunden.

Wien — Ernst Lissauer

Das ungarische Volkslied. Versuch einer Systematisierung der ungarischen Bauernmelodien. Von Béla Bartók. Mit 320 Melodien. Deutsche Übersetzung der Liedertexte von Hedwig Lüdeke. Erste Reihe, 11. Band der ungarischen Bibliothek für das Ungarische Institut an der Universität Berlin, herausgegeben von Robert Gragger. Berlin 1925, Walter de Gruyter & Co. 236 Seiten Text und 87 Seiten musikalischer Anhang.

Im Rahmen eines bibliographischen Unternehmens, das unter sachkundiger Leitung des berliner Universitätsprofessors Gragger die erschöpfende Darstellung ungarischer Volkskultur und Geistesgebiete für deutschen Hochschulgebrauch zum Ziel hat, werden hier dem deutschen Leser zum erstenmal die rhythmischen, metrischen, melodischen und typographischen Eigenheiten des ungarischen Volksliedes mit wissenschaftlicher und musikalischer Gediegenheit erörtert. Kein Geringerer als Bartók unterzog sich der Mühe des Experiments — ein Komponist und ausübender Musiker von Geblüt, in dessen Schaffen sich die Stilgesetze modernster Musik mit den Urwüchsigkeiten altungarischer Tonansätze eigenartig mengen. Von dieser Stelle wäre man neben der gewissenhaften Systematik gern auch einer spontanen, historisch fesselnden Schilderung des Volks- und Ortsgebundenen begegnet. Dieser Mangel an essayistischem Reiz wird durch den textlichen und notenhaften Abdruck von mehreren hundert Volksweisen in deutscher und ungarischer Sprache ersetzt. Sie vermitteln uns den ganzen bunten Zauber der eingeborenen magyarischen Volkspoesie, die von balladenhafter Ergriffenheit bis zum naiven Scherz das ganze volkstümliche Gefühlsregister umfaßt. Wenn die Übersetzerin bei einem so gewaltigen Material trotz allen ehrlichen Wollens und Könnens nicht immer ins Volle trifft, so ist das nicht weiter zu verwundern.

Budapest — Gustav Erényi

Gedichte. Von Jaroslav Vrchlický. Autorisierte Übersetzung von Friedrich Adler. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 3431—3433. Leipzig 1925, Ph. Reclam jun. 268 S.

Als im Jahre 1895 Friedrich Adler, der feine Eklektiker und tadellose Formkünstler, zum ersten Mal seine meisterhafte Auswahl der Gedichte von Vrchlický in Reclams Universal-Bibliothek herausgegeben hatte, war Paul Heyse voll Lobes und Begeisterung über die „Gedichte des Mannes mit dem unaussprechlichen Namen, den aber die Welt dennoch sprechen lernen muß". Der münchner Kunstgreis hat da gut prophezeit; Friedrich Adler ist es mit seiner ebensowohl allseitigen als auch formgewandten Anthologie des ihm vielfach kongenialen Dichters gelungen, Jaroslav Vrchlický in die Weltliteratur einzuführen. Nun erscheint nach dreißig Jahren die Adlersche Auswahl, deren Erscheinung den Dichter so herzlich erfreut hat, in einer neuen, erweiterten Form, ein Zeugnis, daß des trefflichen Übersetzers Zuneigung zu seinem tschechischen Landsmann und prager Freunde im Lauf der Jahre nicht nachgelassen hat. Der Grundstock des Buchs, der nach eigenem Vorschlag Vrchlickýs in sechs inhaltliche Gruppen (Menschheit, Natur, Kunst, Liebe, Leben, Tod, Erzählende Gedichte), die den Leser etwas pedantisch und unmodern anmuten, eingeteilt ist, blieb unverändert; er umfaßt in glücklich gewählten Proben die poetische Tätigkeit des allseitigen Künstlers aus den letzten zwanzig Jahren seines Schaffens. Nun hat Adler einen Nachtrag von zwei Gruppen seiner Anthologie hinzugefügt. Die erste, in der das Epische mit dem Lyrischen abwechselt, stellt eine Auswahl aus den Gedichten der Jahre 1894—1908 dar, jener denkwürdigen Periode, da nach den klugen Worten P. Eisners „dieser große Europäer mehr und mehr auf alles Äußerliche verzichtet, sein Kleid aus schimmerndem Brokat abtut, um den Weg zu den Müttern anzutreten". Hier hat Fr. Adler von neuem bezeugt, wie viele Saiten sein poetisches Instrument aufweist: man vergleiche die üppige Wortmacht der im Atelierlichte gebadeten Balladen und Legenden mit dem schlichten Herzenston des trauten Liedes „Verloren", man stelle neben den Gefühlsrausch der edel beredten Hymnen wie „Der Baum des Lebens" oder „Koralleninseln" die inwendige, von Lebenserfahrung gesättigte Trauer der Bekenntnisse „Im Norden" oder „Der Pilger" — immer trifft der Umdichter den richtigen Ton seiner erlebten Vorlage. Ganz eigentümlich ist die letzte Gruppe des Buchs, deren Wurzeln Adler in seiner bündigen biographischen Vorrede klarlegt. Diese Proben aus Vrchlickýs „Schwert des Damokles" stammen aus der unmittelbaren Zeit vor seinem Zusammenbruch und sind einerseits von düsteren Ahnungen des herannahenden Endes, andererseits aber von der innigsten Melodie eines geklärten Gemütes erfüllt, so daß sie sowohl menschlich als auch dichterisch zu dem Ergreifendsten gehören, was Vrchlický überhaupt gedichtet hat. Der deutsche Leser wird dem Übersetzer, der hier besonders pietätvoll gearbeitet hat, wohl Dank für diese Proben wissen, von welchen das schmerzvolle Wort Ophelias gilt: „O welch ein edler Geist ist hier zerstört!"

Brünn — Arne Novák

Literaturwissenschaftliches

Aktuelle Dramaturgie. Von Herbert Ihering. Berlin 1924, Die Schmiede. 119 S.

„An den Tag gebundene Kritiken haben, so widerspruchsvoll es klingen mag, erst wieder Wert, wenn sie Vergangenheit geworden sind." Mit dieser Begründung glaubte Herbert Ihering den Aufforderungen, seine Kritiken gesammelt herauszugeben, nicht entsprechen zu dürfen. „Was unabhängig von der Nähe und Ferne des Anlasses bleibt, sind allein die prinzipiellen Grundlagen der kritischen Anschauung." So falsch Ihering eine Aneinanderreihung von Tageskritiken in diesem Augenblick erscheint, so notwendig ist ihm eine Gliederung von grundsätzlichen Arbeiten Solcher Ansicht könnte man sich in vielen Fällen anschließen.

Aber Jhering ist als Kritiker eine so temperamentvolle, von aggressiver Kampfeslust erfüllte Persönlichkeit, daß seine Kritiken wie die aus dem Eindruck des Augenblicks geschöpften Zeichnungen eines kampfbewußten Graphikers anmuten. Und um den Vergleich weiterzuführen: wie der Maler aus seinen vielen Skizzen die endgültigen Zeichnungen gewinnt, so hätte Jhering seinen im Vorwort niedergelegten Anschauungen entsprechend aus seinen Kritiken die „Dramaturgie" formen müssen, die dem nahe käme, was er selbst so gebieterisch vom Theater verlangt „die produktive Gestaltungsform". So bleiben denn auch seine nach Tagesspielplan-Stichworten registrierten und aus einzelnen Tageskritiken herausgenommenen Erkenntnisse und Forderungen — bei all ihrem Wert und ihrer Bedeutung — als Gesamtkunstwerk betrachtet etwas Halbes. Entweder also eine Dramaturgie in neuer schöpferischer Gestaltungsform oder aber die gesammelten Tageskritiken in ihrer ursprünglichen Form! Jhering sei in diesem Fall nicht zu bescheiden, er kann es sich wie kaum ein anderer gestatten, seine „Tageskritiken aneinanderzureihen", man würde sich gern mit ihnen auseinandersetzen.

Die „Aktuelle Dramaturgie" enthält grundsätzliche Erörterungen über Drama und Schauspielkunst, über Regie und Publikum, über die jeweilige Gesamtsituation des Theaters aus einem Zeitraum von nahezu fünfeinhalb Jahren. Kein Wort ist unwesentlich. Ausgezeichnete Definitionen wie diese: „Bühnenkunst ist die Kunst des besessenen Körpers, der mit dem Wort die Geste, mit der Geste das Wort hat," finden sich neben in ihrer knappen Prägnanz unvergeßlich einprägsamen Ausführungen etwa über Erotik und Sexualität im Fall Wedekind. Was Jhering aus seinen vielen Kritiken (als grundsätzlich) gewürdigt hat, in diesem Bande zu erscheinen, ist unumstritten richtig und kann nur bejaht werden, aber — will er bei den Philosophen sein oder bei den Kämpfern?

Krefeld — Ernst Martin

Die Hauptform mittelalterlicher Weltanschauung. Eine geisteswissenschaftliche Studie über die Summa. Von Alois Dempf. München 1925, R. Oldenbourg. 179 S. Geb. M. 6,50.

Das Ziel dieser mit fachmännischer Gründlichkeit geschriebenen Untersuchung ist, darzutun, daß die mittelalterliche Weltanschauung und ihre umfassende Einheit des Denkbildes die Blütezeit unserer abendländischen Geisteskultur war. Ihre großartigen Systeme, wie sie in der Hochscholastik zum Ausdruck kommen, die „umfassende Universalität der Gestaltung in Stein und Geist", die kühne und streng geschlossene logische und baumeisterliche Architektonik, vor allem die verblüffende, klassisch zu nennende Einheitlichkeit im Denken und in seinen metaphysischen Prinzipien, alles das gelte auch für heute noch und sei berufen, die Sehnsucht des geistigen Menschen zu befriedigen. Alles was diesem innerlich bedeutsam ist, auf Dauerndes und Ewiges weist, aus der Wahrheit seines innigsten Wesens kommt und ihn zu den letzten Zusammenhängen des Seins in Beziehung bringt — hier im mittelalterlichen Lebensgefühl höherer Art käme seine Unruhe zur Ruhe, hier ist's geschehen und alle tragische Einstellung zur Welt werde am Ende zu einem geschlossenen geisteswissenschaftlichen System, das umfassend, beschreibend und normativ ist: es ist die Wiedereroberung einer Summa. Sie stünde als die Erschließung eines universalen Weltbildes am Ende aller Zersplitterung und Spezialisierung. Der Triumph der Synthese! Alles ist Ordnung, Einklang und Zahl! Freilich der Weg dahin ist bitter und schwer. Er führt durch die Labyrinthe der modernen, fast unübersehbaren Wissenschaft, wo es nur einem universalen Genie von göttlicher Allwissenheit gelänge, immanente und natürliche Zusammenordnungen und Konkordanzen im mittelalterlichen Sinne zu schaffen, höchste Einheiten des gesamten Weltbildes, wie sie die mittelalterliche Scholastik vom Standort ihres Lebensgefühls und ihres Erlebniskreises hervorgebracht und für die sie sich einen bestimmten äußeren Stil der Rede und des Denkens gebildet hat. In dieser scholastischen Sprache versinnlicht und verleiblicht sich die Methode oder Darstellungstechnik. Wie ein Wunder mutet diese Konsequenz an (die in der universalen objektiven Rationalität von Offenbarung und Wirklichkeit begründet), eine letzte einheitliche vernünftige Ursache und ursächliche Einheit zu entschleiern und deutlich zu machen und von da weiter vorzudringen zum geschlossenen System oder zur „Summa" alles Geoffenbarten und Wirklichen. So kam es zu jenen gewaltigen mittelalterlichen Systemen der Metaphysik, zu Systemen beweisbarer Vernunftlehren und unbeweisbarer Offenbarungstatsachen. Die Offenbarung und Gnade ergänzen die menschliche Weisheit. Die Menschenvernunft erkennt allein nur, wovon sie die Prinzipien in sich trägt. Alles darüber hinaus ist die ergänzende Bereicherung durch Offenbarung. So haben die großen Meister mittelalterlicher Vernunftwissenschaft gelehrt. Sie alle waren die gewaltigen Baumeister jener Gotik der Rationalität, die freilich auf antikem, vor allem aristotelischem Boden steht und von hier als ein Denkmal der Glaubenswissenschaft zum Himmel strebt. Das Wie der Aufnahme und Verarbeitung klassischen Baumaterials, die Rangordnung der Gedanken, der Kultus der Harmonie, die eigenschöpferische, neu organisierende Empfänglichkeit oder Aufnehmbarkeit (Rezeptivität), die Fragestellung und Beweisführung und vor allem der weitschichtige, über alles sich ausbreitende Symbolismus sind das Geniale. Es ist ein Weltbild höchster Ordnung mitten im Irdischen, Wechselhaften und Weitschichtigen. Gott und Ordnung sind dasselbe. An guter Ordnung ist alles gelegen.

Die Arbeit von Alois Dempf ist trotz mancher Einseitigkeit wertvoll und bringt Bausteine für eine Soziologie und Systematik der Geisteswissenschaften und wird auch einer theologisch-philosophischen Untersuchung der scholastischen Exegese feste Stützpunkte bieten. Als eine kritische Studie über die Entwicklungsgeschichte der mittelalterlichen Geisteswissenschaften gehört sie auch in die Hand des Literaturhistorikers.

Wien — Franz Strunz

Alfred Dove. Ausgewählte Aufsätze und Briefe. Herausgegeben von Friedrich Meinecke und Oswald Dammann. Zwei Bände. München 1925, F. Bruckmann.

1898 widmete Dove Paul Heyse die erste Sammlung seiner „Ausgewählten Schriftchen": der Dank-Brief des Dichters war und bleibt das Wärmste und Wahrste, was über Doves Art und Kunst gesagt werden kann: „Unter allen namhaften Essayisten ist mir kein zweiter begegnet, der über einen solchen Reichtum der verschiedensten Tonarten mit gleicher Meisterschaft geböte. Immer habe ich in allem, was ich von dir las, die seltene Vereinigung von stählerner Prägnanz und schmiegsamer Leichtigkeit des Stils bewundert". „Neben den ehernen Standbildern Friedrichs II., Luthers, Maria

Theresias, Kaunitzens usw., die tiefeindringenden Charakterbilder der Historiker und die kleineren, mit elastischer Schärfe ausgeprägten Medaillen zeitgenössischer Freunde bis zu dem humoristischen Schluß-Kapriccio, in denen dein Witz glänzende Feste feiert, überall die Kunst, zugleich sachlich und höchst persönlich dich auszusprechen, gelegentlich mit einer Macht des Ausdrucks, die des größten Dichters würdig wäre."

Was in diesem Kenner-Urteil über Doves berühmte Beiträge zur A. D. B., seine Charakteristiken Rankes, der Gebrüder Humboldt und Forster geäußert wird, gilt in gleichem Maße von den (dank Meinecke) aus dem Nachlaß gesammelten Meister-Aufsätzen über Theodor Mommsen, Gustav Freytag, Bismarck, Hirzel, Treitschke, Goethe und seinen bei besonderem Anlaß gestifteten Ansprachen, Adressen, Nachrufen zu Ehren von Theodor Sickel, Rochus v. Liliencron, Lamprecht, Bernhard v. Simson, Karl Theodor v. Heigel usw. Ebenso vertraut mit Natur- wie mit Geisteswissenschaft war Dove befähigt, auch Würdigungen des Wesens und der Leistungen seines Vaters, des Meteorologen Heinrich Wilhelm Dove und seines Schwiegervaters, des Physiologen Karl Ludwig zu geben, die, mit größter sachlicher Unbefangenheit aus engstem persönlichen Verkehr geschöpft, durch muntere Anekdoten und prächtige Briefproben (zumal Mommsens) überzeugende Züge glaubhaftester Lebenstreue verbinden. Jedes dieser Blätter gehört zu den edelsten Mustern deutscher Künstlerprosa: jedes Dovesche Porträt hält sich bei aller Liebe für seine Urbilder von Überschwang und Schönfärberei fern; seine Schlußkritik der Gaben Freytags übersieht nicht die Grenzen seiner Schöpferkraft und die Irrtümer seiner Politik (zumal in der Schrift über Kaiser Friedrich).

Es ist nur billig, daß die Herausgeber des Studien- wie des Bandes der Briefe von und an Dove in ihren von herzstärkender Teilnahme für sein Wesen zeugenden, vortrefflichen Einleitungen Dove mit gleicher Unbefangenheit würdigten. Meinecke und Dammann gehen Doves Leistungen und Schicksalen liebreich nach von der ersten Zuschrift Gustav Freytags, in der der ehemalige Herausgeber der „Grenzboten" auf Mommsens Anregung den dazumal 26jährigen berliner Gymnasiallehrer mit der Aufforderung überraschte, neben ihm die Redaktion dieser 1870 angesehensten aller deutschen Wochenschriften zu führen; gleich die ersten publizistischen Waffengänge Doves, besonders seine Abrechnung mit D. F. Strauß' „Altem und neuem Glauben" rückten ihn in die vorderste Reihe der Stimmführer unserer Presse. Eine Stellung, die Dove als Mitbegründer der Wochenschrift „Im neuen Reich" als musterhafter Leiter und Hauptmitarbeiter dieses Blattes behauptete. Ob es ein Segen war, daß er seine journalistische mit akademischer Tätigkeit, als Dozent in Leipzig, als Professor an den Universitäten Breslau und Bonn vertauschte, bleibt offene Frage. Als Gelehrter und Forscher eine Nummer eins, war er (wie er selbst fühlte und Meinecke mit Dammann zugibt) kein hinreißender Lehrer für die Masse der Studentenschaft: hochgehalten von seinen Kollegen, ein vielgesuchter, glänzender Festredner und Rector magnificus war er auf dem Katheder „ein Professor für Professoren", so daß er 1890 dem Antrag, die „Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung" zu übernehmen, gern nahetrat. Meisterhaft hat er als vorbildlicher Redakteur dieses Amtes 7–8 Jahre lang gewaltet, bis die Wirren wiederholten Besitzwechsels des Blattes ihn veranlaßten, zunächst als freier Schriftsteller einen Roman, „Caracosa" zu schreiben, hernach einem Ruf an die Universität Freiburg zu folgen, wo er als allgemein verehrter und vielbeliebter Musterkollege dozierte, bis Nerven- und Schlaganfälle ihn zwangen, sich zurückzuziehen. Rast kannte dieser (mit Freytag zu reden) „reiche Geist" auch dann nicht. Er erwarb sich dauernde Verdienste in der münchener und badischen historischen Kommission, war (was er leider nicht als Kurator großer Hochschulen an sichtbarer Stelle werden sollte) vertraulich von Althoff als Berater bei Besetzungen zugezogen, stand mit den Größen seines Faches und Künstlern, obenan Heyse, in regem Briefwechsel und fand in seiner Muße bis an sein Lebensende Stoffe und Stimmungen, in denen er geistig und stilistisch seine Überlegenheit bewährte in Improvisationen und allmählich ausgereiften Prachtaufsätzen, die zum dauernden Besitz unserer besten Prosa zählen.

Wien Anton Bettelheim

Schleiermachers Reglement für die Königliche Bibliothek zu Berlin vom Jahre 1813 und seine Vorgeschichte. Von Gustav Abb. Dem scheidenden Generaldirektor Geheimen Regierungsrat Fritz Milkau dargebracht von der Preußischen Staatsbibliothek. Berlin 1926, Martin Breslauer. 119 S.

Eine ehrende Abschiedsgabe für den Generaldirektor Milkau, der leider nur allzu kurze Zeit die Staatsbibliothek leiten konnte, in diesen wenigen Jahren aber fruchtbarste Arbeit leistete, so daß sein Nachfolger noch imstande sein wird, aus der von dem Vorgänger ausgestreuten Saat eine reiche Ernte einzuheimsen. Die vom Verlag vortrefflich ausgestattete, mit den Bildnissen Schleiermachers, Biesters und Buttmanns geschmückte Festschrift hat indes auch für weitere literarische Kreise seinen besonderen Reiz: die Gestalt Schleiermachers tritt hier zum erstenmal in den Gesichtskreis der Bibliotheksgeschichte. Der Große Kurfürst war der Begründer der Staatsbibliothek und kümmerte sich auch selbst um die Befolgung seiner Anordnungen. Erst unter seinem Nachfolger wurde in dem Grafen Kolbe-Wartenberg ein „Oberaufseher" und in dem gelehrten Ezechiel von Spanheim ein Direktor angestellt. Die Posten wechselten in der Folge häufig, bis 1798 die schon stattlich herangewachsene Bücherei dem Direktorium der Akademie der Wissenschaften untergeordnet wurde. Von einer inneren Verwaltungsorganisation war bis dahin kaum die Rede, es wurden nur ziemlich primitive Benutzungsordnungen aufgestellt, wobei auch die Anrede der Bibliothekare mit „Ihr" nicht vergessen wurde. 1809 erfolgte die erste einschneidende Änderung. Der Bibliothekar Biester übertrug seinem ersten Sekretär Buttmann die Ausarbeitung eines Reglements, das freilich fragmentarisch gehalten war, immerhin bereits die Luft der neuen Zeit atmete, obschon es nie in Kraft trat. Gleichzeitig ungefähr griff aber auch Wilhelm von Humboldt in die Bibliotheksreform ein und setzte vor allem die Trennung der Sammlung von der Akademie durch. Noch vor Niederlegung seines Ministeramts hatte er die Ernennung des Predigers und Professors Schleiermacher zum Mitglied der Sektion des öffentlichen Unterrichts beantragt, und diesem wurde sodann 1813 die Bearbeitung eines neuen Reglements für die Bibliothek übertragen. Seine Durchführung stieß infolge der kriegerischen Unruhen noch auf mancherlei Hemmungen, nahm dann festere Gestalt an und blieb bis zum Oktober 1838 in Geltung, um hierauf durch Wilkens Bibliotheksordnung abgelöst zu werden. Schleiermachers Werk aber blieb lebendig, und das ist das Ergebnis

der höchst interessanten Untersuchungen Abbs, daß nunmehr der Name des großen Bahnbrechers der protestantischen Theologie in der Geschichte des preußischen Bibliothekswesens nicht mehr fehlen wird. In den Anlagen kommen neben Schleiermachers Reglement auch die vorangegangenen „Regulative" und die bis 1817 folgenden Bestimmungen zum Abdruck, die insgesamt ein gutes Bild der Organisationsentwicklung der Staatsbibliothek gewähren. Von den 330 numerierten Abzügen der Festschrift wurden die ersten 30 auf Japan hergestellt.

Berlin — Fedor v. Zobeltitz

Gestaltungsfragen der Lyrik. Von Marianne Thalmann. München 1925, Max Hueber, Verlag der Hochschulbuchhandlung. 126 S.

An einer Studie über Aufbaugesetze innerhalb verschiedener Gedichtsammlungen entwickelt Marianne Thalmann zwei gegensätzliche stilprinzipielle Gestaltungen: eine geometrische und eine organische. Bei der geometrischen dominieren Ferne, Tiefe, Ewigkeit, während der gegenpolige Typus unter der Diktatur der Nähe lebt und gern vom bestimmten, einmaligen, episodenhaften Erlebnis ausgeht. Bei der geometrischen Gestaltungsweise kommt mehr das Typische, Schicksalhafte, Gesetzmäßige zum Ausdruck, vom organischen Typus wird dagegen das Individuelle, Persönliche in den Vordergrund gestellt. Die vegetabilische Rankenlinie, überhaupt die wellige Struktur erscheint als Stilprinzip des organischen Typus, während Kreis und lineare Struktur als Lebensausdruck des geometrischen Typus gedeutet werden.

Ranken versinnbildlichen die Anordnung von Gedichten Mörikes, Heines, der Droste, Hartlebens, Liliencrons. Das strenge geometrische Prinzip wird vor allem in Werken Rilkes und Georges fühlbar. Der repräsentative Zug, der in den Gedichtsammlungen hervortritt, kommt im einzelnen Gedicht naturgemäß in gleicher Weise zur Geltung.

Die Nutzbarmachung von Stileigentümlichkeiten der Ornamentik für die Betrachtung lyrischer Dichtung verrät den Einfluß Worringers, der in den „Formproblemen der Gotik" gleiches versucht hat. Vergleicht man die Stilprinzipien Marianne Thalmanns mit den drei Formweisen, die Oskar Walzel unterschieden hat: der antik-romanischen (mit fühlbarer Betonung der Formung bei Neigung zu ebenmäßigem Gestalten), der rauschhaft gotischen und der deutschen (bei der Form nur als Umgrenzung eines seelischen Gehalts erscheint), so zeigen das organische und das deutsche Stilprinzip auf der einen sowie das geometrische und das antik-romanische auf der andern Seite eine gewisse Verwandtschaft. Der rauschhafte gotische Gestaltungsdrang im Sinne Worringers kommt bei Marianne Thalmann kaum zu seinem vollen Recht. Allerdings wird in den „historischen Übergängen" und den „Ergebnissen" die Rolle der Gotik gestreift, ja unter Bezug auf sie eine Scheidung in nationale Gegensätze versucht, wobei dann manche Gewaltsamkeit unterläuft. Denn das geometrisch-konstruktive Prinzip als Formweise des Nordens anzusprechen und dem Süden organische Gestaltungsweise zuzuschreiben, erscheint doch nicht angängig. Die Bedeutung der rein sachlichen Feststellungen wird aber durch manche übers Ziel hinausschießende Folgerung nicht gemindert. Die Abschnitte über „Initiale und Schlußstück", „Ornamentik des Bandes" und „Lebensgehalt der Ornamentik" werden jedem Betrachter von Lyrik wertvolle Anregungen vermitteln.

Utrecht — Herbert Lewandowski

Die deutschen Volksbücher. Herausgegeben von Richard Benz. Das Buch der Geschichte des großen Alexander. Jena 1924, Eugen Diederichs. 358 S.

Schon vor dem Krieg hatte R. Benz eine Erneuerung der alten deutschen Volksbücher in ihrer ursprünglichen Form begonnen, die nach Verdienst mit großem Beifall aufgenommen wurde. Jetzt wird nun das Unternehmen mit frischer Kraft fortgesetzt. Eine Anzahl der früheren Bände wird neu gedruckt, und als ganz neuer Band erscheint die obengenannte alte Geschichte vom großen Alexander nach zwei heidelberger Handschriften und mehreren Drucken des 15. Jahrhunderts. Es handelt sich dabei um jene Verdeutschung einer lateinischen Vorlage, die der vieltätige Johann Hartlieb in München auf Veranlassung Herzog Albrechts von Bayern im Jahre 1444 angefertigt hat. Die Geschichte der Alexandersage ist außerordentlich weit verzweigt und verworren von den Tagen des klassischen Altertums an über den Pseudokallisthenes und die Historia de proeliis durch das ganze Mittelalter hindurch, in dem mancherlei Behandlungen in den Landessprachen auftauchen. Fast jeder Bearbeiter hat dabei eigene Zusätze oder Änderungen vorgenommen. Die Fassung, die hier zu neuem Leben erweckt wird, ist zu einer Märchendichtung geworden, die durch ihren krausen Inhalt, die vielen Wundergeschichten, ihren eigenartigen, halb noch ritterlich-höfischen, halb schon bürgerlichen Stil einen ganz reizvollen Eindruck macht. Wie beliebt sie einst gewesen ist, zeigt die Tatsache, daß sie zwischen 1472 und 1514 elfmal gedruckt worden ist. Jedenfalls verdient der Herausgeber Dank dafür, daß er ein altes deutsches Literaturdenkmal, das ein sehr bezeichnendes Stück Volkskultur bedeutet, wieder zugänglich gemacht hat. Der Verlag hat dem Buch eine vortreffliche Ausstattung gegeben. Es ist in großer, altertümlicher Fraktur auf leicht grau getöntes Papier gedruckt und stilgemäß in farbigen Pappband gebunden.

Breslau — H. Jantzen

Schwäbische Sagen. Gesammelt von Rudolf Kapff. Jena 1926, Eugen Diederichs. 219 S. M. 6.– (7.50).

Diese Arbeit eines anerkannten württembergischen Gelehrten gehört zu dem von Paul Zaunert herausgegebenen Sammelwerk „Deutscher Sagenschatz" und mußte sich dem Hauptplan unterordnen. Daher die dem schwäbischen Stammesbewußtsein nicht ganz zusagende Umgrenzung des Stoffs; insbesondere ist es zu bedauern, daß der Schwarzwald für einen selbständigen Band vorgesehen ist und so eins der wichtigsten schwäbischen Sprach- und Kulturgebiete dem vorliegenden entzogen blieb. Seitdem E. Meier die deutschen Sagen und Volksmärchen aus Schwaben zum erstenmal systematisch gesammelt hat, sind zwei Menschenalter verstrichen, und inzwischen ist so viel Neues zutag gefördert worden, daß sich eine neue Behandlung des in die schwäbische Volksseele hineinleuchtenden Gegenstands wohl lohnte. Kapff hat unter Berücksichtigung der gesamten Literatur (nur Albrecht Kellers treffliches Buch „Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors" hat er nicht beigezogen) und mit reichlichen Zutaten aus dem Volksmund das Material gesichtet, geordnet und in organischen Zusammenhang gebracht, eine Dreiteilung nach Natursagen, geschichtlichen Sagen und Schwanksagen (hauptsächlich die „Sieben Schwaben") vornehmend. Warum die geschichtlichen Sagen nicht durchweg aus den ältesten erreichbaren Quellen geschöpft sind, ist nicht recht verständlich. So ist z. B. die von der Weibertreu nach einer Chronik von

Weinsberg aus dem Jahr 1860 (statt nach der ältesten Fassung in der kölner Chronica regia S. Pantaleonis) erzählt. Für den durch Uhlands „Schwäbische Kunde" allgemein bekannt gewordenen „Schwabenstreich" ist Martin Crusius als Quelle angegeben, der aber nichts von der ulmer Abkunft des Helden weiß. – Ob auch derartige Werke des Bilderschmucks bedürfen, soll dahingestellt bleiben; im vorliegenden Fall haben sie zum Text teilweise nur losen Bezug, erfreuen sich aber des Vorzugs, meist Entlegenes in sorgsamer Auswahl und ausgezeichneter Wiedergabe zu bieten.

Rohr bei Stuttgart R. Krauß

Tage mit Gerhart Hauptmann. Von Hans v. Hülsen. Mit 36 ganzseitigen Zeichnungen von Hanns G. Haas. Dresden 1925, Carl Reißner. 39 S. M. 4,– (6,50).

Beim Titel tauchen Erinnerungen an bekannte Bücher über Goethes häusliches Leben auf; aus dem Inhalt der Plauderei tritt die Goethische Lebenshaltung des alternden Gerhart Hauptmann zutage. Hülsen schreibt kein Buch über Hauptmann, er lebt Tage, wohl auch Wochen mit Hauptmann; innere Gemeinschaft verbindet den Nachschöpfer von Platens Seele mit dem Dichter der Menschenseele. Er zeigt Hauptmann auf der agnetendorfer Besitzung und unter dem unendlichen Horizont der Insel Hiddensee, bei der Arbeit oder in schöpferischen Ruhepausen, er sieht im Menschlichen die Einheit der Persönlichkeit, wirft Streiflichter auf den schöpferischen Prozeß, auf seine Welt- und Natureinstellung. Auch über bisher unbekannte und unvollendete Werke wird einiges mitgeteilt. Die Zeichnungen von Haas passen sich der seelisch-geistigen Intimität des Hülsenschen Freundschaftsbildes an.

Halle (Saale) Edgar Groß

Wilhelm Speck. Briefe an einen Freund. Ausgewählt und eingeleitet von Heinrich Spiero. Berlin 1925, Martin Warneck. 121 S. Geb. M. 4,–.

Der Dichter Wilhelm Speck. Von Heinrich Schleichert. Berlin 1925, Martin Warneck. 124 S. Geb. M. 4,–.

Um den zarten und zurückhaltenden Dichter des Romans „Zwei Seelen" und der Idylle „Der Joggeli" baut sich schon das Mausoleum einer Literatur. Heinrich Spiero, als feinsinniger Erforscher Wilhelm Raabes und Detlev Liliencrons bekannt, gibt seinen Briefwechsel mit Wilhelm Speck heraus, es ist ein schmales Bändchen von 120 Seiten und ist so ausgewählt, daß die Entstehung der Dichtwerke veranschaulicht wird. Manches erscheint ein wenig harmlos, ein wenig einseitig, etwas allzu geradlinig, man gewinnt den Eindruck, als ob Wilhelm Speck von früh bis spät nur an seine „Zwei Seelen" und seine „Ursula" und seine „Flüchtlinge" gedacht habe. In dieser Hinsicht wäre es vielleicht besser gewesen, wenn man dem Konzertfinale einen reicheren Ton gegeben und a l l e Freundesbriefe in einem größeren Bande vereinigt hätte, dann wäre die an sich ganz unrichtige Vorstellung bestimmt vermieden worden.

Heinrich Schleicherts Büchlein ist eine liebenswerte Schilderung dieses heimatechten hessischen Dichterdaseins, die besonderen Wert gewinnt durch die Mitteilung der meisterhaften Jugenderinnerungen, die Wilhelm Speck selbst schrieb; auch werden eine Anzahl seiner Lieder und Gedichte abgedruckt, die in der „christlichen Welt" und an anderen Stellen verstreut, der Sammlung warten. Vorzügliche Abbildungen der Heimat des Dichters, der Kirche in Orferode, des Joggelihäuschens und der herrlichen uralten Linde am Dohlsborn vervollständigen die ausgezeichnete Wirkung dieser kleinen, aber lebensvollen Biographie.

Waidmannsluft C. F. van Vleuten

Raabe-Studien. Im Auftrage der „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" herausgegeben von Constantin Bauer. Wolfenbüttel 1925, Heckners Verlag. 452 S. Geb. M. 10,–.

Der sehr stattliche, 28 Bogen umfassende Band bringt eine Fülle von wertvollen Beiträgen zur Kunde von Raabes Leben und Werk, durchweg Arbeiten aus den seit langem vergriffenen ersten acht Bänden der Vierteljahrsschrift der Raabegesellschaft. Gleich ein Hauptstück ist der von Brandes mitgeteilte und tiefgründig kommentierte Entwurf zum Hungerpastor, dem sich eine gleichfalls im Nachlaß vorgefundene erste Umrißzeichnung für Abu Telfan anschließt. Brandes und Fehse können weitere wichtige Raabequellen zu geschichtlichen Werken des Meisters nachweisen. Eine lange Reihe von Aufsätzen dient, von verschiedenen Standpunkten her, der Aufhellung einzelner Raabescher Werke, wobei der verdiente Herausgeber mit Recht gelegentlich zwei ganz verschiedene Beurteiler nacheinander sprechen läßt. Den Abschluß macht ein vorbildlicher Kommentar von Wilhelm Brandes zu „Altershausen", eingeleitet von einer bis ins Letzte nachfühlenden Einführung. Das ganze Buch ist für die Raabeforschung unentbehrlich, für den wirklichen Raabeleser eine Fundgrube der Anregung und der Deutung schwieriger Stellen.

Berlin Heinrich Spiero

Alexander v. Gleichen-Rußwurm. Ein (den Freunden gewidmeter) Rückblick an seinem 60. Geburtstag. Mit 7 Bildnissen. Stuttgart, Julius Hoffmann. 114 S.

Hier plaudert der Deuter vergangener Zeiten von seinen jungen Jahren und von seinem Tuskulum Schloß Greifenstein, wo die „Bilder früherer Geschlechter, die Erinnerungen an vergangene Zeiten" schon früh jenes „Interesse an Sitten, Gebräuchen und Dingen weckten, das, fern von trockener Gelehrsamkeit, den Weg meiner Studien und Schriften begleitete". Es berührt angenehm, wenn der Kenner und Künder europäischer Kultur von der urwüchsigen deutschen Landschaft sagt, es „treten Dinge, die uns fesseln und erregen, Kunst, Politik, Fragen von Literatur und Geselligkeit weit zurück hinter die hieratischen Linien des ewig gleichen Geschehens im Gang der Natur". Einen „Besuch auf Schloß Greifenstein" schildert der fränkische Dichter Julius Maria Becker und nennt den Schloßherrn den „Geschichtschreiber der Sitten, Lebensformen, Gesellschaftsstile, der Zeitstimmungen, Jahrhundertprofile, Generationsphysiognomien". Beckers Charakteristik findet eine in ihrer aphoristischen Kürze treffliche Ergänzung durch O. A. H. Schmitz. Ein Essay von Fedor v. Zobeltitz, Widmungen, Zuschriften und eine kleine Bibliographie machen das würdig gewandete Buch zu einer aufschlußreichen Erinnerungsgabe.

Charlottenburg Hans Sturm

Briefe eines Unbekannten. (Alexander von Villers.) Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 488 S.

Die Einleitung, in welcher Weigand den Unbekannten, Alexander von Villers und seinen Kreis geschildert hat, ist selbst ein Kunstwerk. – Was ließe sich über die „Briefe"

noch sagen? Sie sind Ausbruch der feinsten, übermüdeten Kultur, Reflexe des Niedergangs: es erinnert an Chamfort, wie es auch nicht an ihn erinnert. Beide sind die Beigänger derselben exklusiven Gesellschaftsschicht, im Kontakt mit der sie aufleuchten; raketensprühend der eine, der andere sich im Genuß der Briefaussprache verschwendend. Kostbare Müßiggänger, aus deren lässigem Sich-Geben ein délassement entstanden, das den welken Duft vergangener Zeiten festhält. „... die größte Kunst ist Leben. Am eigenen Leben ein Künstler werden" ... „Vom Leben ausruhn ist erst Leben" — der andere: „il faut apprendre de la vie à souffrir la vie, vom Leben soll man lernen, das Leben auszuhalten." — Wie Villers mit der Feder spielt, sein Gedankenverziehen, wie Rauchringel flüchtig, übers Papier hingleiten läßt, diese vom Stoff nie behinderte Zeichnung, das ist graziös erstaunlich, ja unvergleichlich. Eine Fülle, die nie drückt, die ihn eher beschwingt macht. Zwar im Tiefsten empfindet er Unlust an der Kultur, darum Sehnsucht nach dem Lande und einfacheren Verhältnissen; aber er ist gepfropft mit dem, atmet doch in dem, was er los sein möchte. Bis in seine Naturschwärmerei tritt das Gebildet-Verbildete, bis in seine Witze: „Mir ist, nach der tausendjährigen Kanzleinacht, wie einem Mumienweizenkorn, das nun erst aufgeht..." ... Manchmal treibt er Spiel, um zu spielen, dann gibt es fadenscheinige Stellen, doch sie werden durch andere aufgewogen. „Unglücklicherweise wirkt auch geschriebener Stil auf mein Gehör, und es gibt Bücher, die so laut schreien, daß ich sie zumachen muß." Dabei ist er nicht, zum Glück, ein Mann des Bonmot; nein, der Esprit ist bei ihm ein gleichmäßig Durchgehaltenes, gestimmt auf den Ton einer besonderen geistigen und gesellschaftlichen Bildung. — Zwei Bilder Villers sind dem Buch beigegeben. Das ältere namentlich besagt viel. Welch verhaltener Schmerz — ich weiß nicht, ob ich so schreiben darf, welch tiefe Einsamkeit über diesen fein sympathischen Zügen!

Thüngen i. Ufr. — Georg Ransohoff

Die Frauengestalten in Molières Werken. Von Max Kapp. Halle a. S. 1925, Max Niemeyer. 51 S. Kl.-4°. Geh. M. 2,20; kart. M. 2,80.

Eine recht brauchbare, im einzelnen gewiß verdienstliche Philologenarbeit, aber ohne schriftstellerische Qualität. In der Beischaffung des Stoffs gründlich, übersichtlich, nur daß diese Gliederung der Molièreschen Frauenwelt nach „Kategorien" eben schulmäßig ist. Es wird reichlich zitiert, mit der Autorität anderer bewiesen: hier zu wenig, dafür sonst gelegentlich zu viel des Persönlichen. Was Kapp über die Celimene im „Misanthrope" Neues zu bringen vermeint, hat den Fehler, daß es nur einen, nämlich Molière selbst nicht zu Wort kommen läßt. Wenn der Dichter mitzureden hat, dann spricht er in Dutzenden von Textstellen, im ganzen Verlauf, in der szenischen Konsequenz des Stücks gegen die versuchte Umdeutung.

Thüngen i. Ufr. — Georg Ransohoff

Verschiedenes

Deutsche Geschichte und deutscher Charakter. Von Karl Alexander v. Müller. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 239 S. Geb. M. 7,50.

Der bekannte münchener Historiker legt hier eine Auswahl von Aufsätzen und Reden vor, die nicht für ein Fachpublikum, sondern für einen weiteren Kreis bestimmt sind und dem Bestreben dienen, historische Erkenntnis dem politischen und nationalen Leben fruchtbar zu machen. An der Spitze stehen drei umfassende allgemeine Aufsätze: „Deutsche Geschichte und deutscher Charakter", „Die deutsche Erhebung vor hundert Jahren und heute" und „Das Erbe des 19. Jahrhunderts". Ein Aufsatz behandelt Friedrich Theodor Vischer, andere Fichte und Machiavelli und anderes mehr. Nach kurzen Aufsätzen über Stein und Treitschke schließen den Band zwei Bismarckreden.

Alle die verschiedenen Aufsätze sind, wie der Verfasser im Vorwort mit Recht sagt, bestimmt von einer inneren Einheit, und auch die spezielleren Aufsätze werden getragen von einer großen historisch-politischen Gesamtauffassung, die von den verschiedensten Seiten her dem Leser eindringlich vorgeführt wird, begünstigt durch die stilistische Meisterschaft des Verfassers. Den Grundgedanken der Sammlung enthält vor allem der erste Aufsatz „Deutsche Geschichte und deutscher Charakter", der somit mit gutem Grund dem Gesamtband den Titel gegeben hat. „Was anders," so heißt es an einer Stelle, „ist denn die letzte tiefste Ursache unseres Zusammenbruchs gewesen als die innere Ziellosigkeit, in der wir seit langem in die große Entscheidung hineingingen, die materielle Gedankenarmut, die unser ganzes Leben beherrschte? Was die besten aus jener Zeit der Erhebung vor hundertzwanzig Jahren für Deutschland erstrebt hatten, das war uns auch im neuen Reich nicht gelungen. Es war uns nicht geglückt, Volk und Staat in eine vollklingende Einheit zu bringen, Macht und Geist in unserem Leben miteinander rein zu versöhnen", und an einer späteren Stelle heißt es: „Was wir tun können, heute, morgen, in jedem Augenblick, das ist standzuhalten für die gegenwärtige Stunde und den Boden zu bereiten für eine künftige Saat. Wir haben es schon öfter ausgesprochen und werden es immer wiederholen: nicht neue Parteien brauchen wir heute, sondern neue Charaktere; nicht neue Programme, sondern neue Gesinnung; nicht neue Schlagworte von irgend etwas, was kommen soll, sondern lebendige Beispiele eines neuen Lebens, das da ist und mit sich reißt." Ein im November 1918 entworfener Vortrag: „Geschichtliche Randglossen" ist vielleicht eine der meisterhaftesten Darstellungen über die tieferen Gründe unseres Zusammenbruchs.

Es ist selbstverständlich an dieser Stelle nicht möglich, auf Einzelheiten einzugehn, und es ist das auch müßig. Der Rezensent darf sagen, daß ihm selten ein Buch solchen Eindruck gemacht hat, wie das hier vorliegende. Und obwohl ich innenpolitisch auf einem dem Verfasser sehr entgegengesetzten politischen Standpunkt stehe, darf ich sagen, daß ich — mit Ausnahme weniger Einzelheiten — mich selten mit der Auffassung eines Buchs derartig einig gefühlt habe. Es bestätigt das die leider manchmal bestrittene Tatsache, daß wirkliche historische Betrachtungsweise über alle Gegensätze hinweg doch zu starker Gemeinsamkeit nicht nur der Auffassung, sondern auch des allgemeinen nationalen und politischen Endziels kommen kann, so verschieden auch die Wege sind, die der Einzelne zu ihm zu gehen für nötig hält. Noch mehr freilich bestätigt dieser Band, daß nicht nur, wie das oben zitierte Wort des Verfassers sagt, eine „neue Gesinnung" nötig ist, sondern daß sie über alle sonstigen Gegensätze unseres politischen Lebens hinweg bereits im Werden ist. Dafür ist dieser Sammelband Karl Alexanders v. Müllers vielleicht einer der eindrucksvollsten und lebendigsten Beweise, und es ist nicht nur die übliche Redensart eines lobenden Rezensenten, wenn man den Wunsch aus-

spricht, daß dieser Band in den weitesten Kreisen unseres Volkes Verbreitung finden möge.

Göttingen — Wilhelm Mommsen

Die Livländische Ritterschaft in ihrem Verhältnis zum Zarismus und russischen Nationalismus. Von Alexander v. Tobien. (Band I.) Riga 1925, G. Löffler. XV, 523 S. 8°.

Ein Rechtfertigungswerk von besonderer Wucht und Überzeugungskraft. Nachdem im Frühjahr 1920 die lettländische Regierung die livländische Ritterschaft für aufgelöst erklärt und ihr Vermögen entschädigungslos verstaatlicht hatte, stiftete der Leiter des letzten Landtags, Landrat Baron Hans Rosen auf Groß-Roop, einen Ehrenpreis für den, der die bisherige öffentlich-rechtliche Tätigkeit der livländischen Ritterschaft mit besonderer Berücksichtigung der Zeit vom Beginn der 80er Jahre an behandeln würde. Der vom Adelskonvent gewählte Ausschuß (Rosen selbst, Herm. v. Bruiningk, Ritterschaftssekretär Friedr. v. Samson-Himmelstjerna und Alex. v. Tobien), der das Programm des Werks feststellen sollte, betraute Tobien mit seiner Entwerfung. Aber wie es bei solchen Aufgaben zu geschehen pflegt: unter den Händen wächst der Stoff ins Riesengroße. Und so ist ein Buch entstanden, das den gewaltigen Kulturkampf der livländischen Ritterschaft gegen den russischen Nationalismus — der nach dem bewährten Grundsatz Divide et impera früh begann, die Letten und Esten gegen die Deutschen auszuspielen, indem er ihre begreiflichen Wünsche nicht nur nicht befriedigte, sondern sogar absichtlich hinhaltend zur Gluthitze steigerte — mindestens seit 1865 eine tief fundierte, breit angelegte Schilderung und Würdigung zuteil werden läßt. Durchweg auf archivalischem Stoff aufgebaut, bedeutet Tobiens Schrift, von der nach verschiedenen Verweisungen ein zweiter Band noch zu erwarten ist, die schwer widerlegbare Verteidigung der livländischen Ritterschaft gegen die landläufige Behauptung, daß sie, wie einst die Hanse, pochend auf veraltete Briefe, Papiere und Vorrechte, das Herauskommen einer neuen Zeit mit neuen Pflichten nicht rechtzeitig verstanden habe. Dinge werden hier erzählt, die so sicherlich nie wiederkommen werden. Dennoch darf und soll der Deutsche auch aus ihnen lernen. Und im großen ganzen hat die livländische Ritterschaft den langjährigen Kampf gegen den übermächtigen Zarismus tapfer, zäh und mit Ehren geführt.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Betrachtungen über Geschichte. Von Adolf Dyroff. Köln 1926, J. P. Bachem G. m. b. H. II, 141 S. 8°.

Geheimrat Dyroff, der katholische Philosoph der bonner Hochschule, vereinigt in dieser „Festgabe der Görres-Gesellschaft zum 70. Geburtstag ihres Ersten Vorsitzenden Heinrich Finke" drei Abhandlungen: die akademische Königsgeburtstagsrede von 1908 „über die Phasen der Philosophie", die man in gewisser Hinsicht und teilweise einen Vorläufer des Buchs über Carl Jos. Windischmann (1916) nennen darf, eine vernichtende Kritik am ersten Bande von Spenglers „Untergang des Abendlands", die mit Recht Spenglers Überheblichkeit und Anmaßung, Oberflächlichkeit und Schiefheiten bloßstellt und das Ganze als einen „Versuch mit unzulänglichen Mitteln" verurteilt; endlich die dem Gerüste nach schon im Krieg entstandene Vorlesung „Das Schöne in der Geschichte". An diesem letzten Beitrage dürfte Geheimrat Finke die größte Freude gehabt haben; denn er begegnet seinem Arbeitsgebiet und seiner Arbeitsart am meisten. Dyroff vereinigt mit der Tiefe scholastischer Weisheit die Schärfe des modernen Denkers.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Das Tagebuch aus dem Temple. M. Cléry, der Kammerdiener des Königs Ludwig XVI. von Frankreich. Übersetzt von Max Graf Platen-Hallermund. Paderborn 1925, Ferd. Schöningh. 148 S. M. 2,80 (4,—).

Das Tagebuch des getreuen Kammerdieners Cléry gehört zu den bekannten Quellenwerken der Temple-Episode. Deshalb, und weil das französische Original längst vergriffen ist, mag diese Neuerscheinung berechtigt sein. Der herausgebende Übersetzer hat es sich leicht gemacht, er begnügt sich mit einer kurzen Einleitung, erwähnt nicht neue Untersuchungen über die Temple-Vorgänge, wie z. B. der heute wohl anzunehmenden Befreiung des Dauphin, indem ein sterbender Knabe an dessen Stelle untergeschoben wurde. Unbrauchbar sind die beigegebenen Pläne, da der Schlüssel fehlt. Es hätte sich verlohnt, der Herausgabe dieser in ihrer Schlichtheit ansprechenden und überzeugenden Schilderung etwas mehr Mühe zuzuwenden.

Berlin — Marie v. Bunsen

Deutschland. Von Johannes Schlaf. Leipzig o. J., Franz Peter Scholze. 69 S.

„Dies Buch ist kein patriotischer Anruf, es macht keine ‚Propaganda'!... Es will dich in die tiefere Seele und Bestimmung deines Volkes hineinführen; in jene stilleren Innenregionen, aus denen die Kraft und die Entscheidung emporwächst!" Absicht und Geist der nach Umfang kleinen, nach Inhalt gewichtigen Schrift „Deutschland" von Johannes Schlaf läßt sich in Kürze nicht besser kennzeichnen als mit diesen Worten, die ihr der Dichter selber voranschickt. Eigentlich ist es nicht Schrift, es ist Rede: Rede in jener besonderen Sprache von eindringlicher Gründlichkeit und gehaltener Rhythmik, die sich dem in Gott und Natur versenkten Dichter-Denker Schlaf für seine wohl letzte, endgültige Entwicklungsstufe herausgebildet hat. In den großen Zusammenhang seiner bekannten Kosmogonie stellt er das Schicksal des deutschen Volkes; hinter und über den Erschütterungen der jüngsten Vergangenheit begreift er die Sendung der deutschen Seele eben in diesem geschichtsnotwendigen, durch das deutsche Wesen bedingten Schicksal. Fern liegt ihm jede parteigebundene Stellung zu den entscheidenden Fragen des Kriegs, der Rasse und der Vaterlandsgesinnung; in den Tiefen des gottverbundenen Ichs sucht und findet er erlösende Antwort. Es ist gleichgültig, ob man über Einzelheiten mit ihm streiten möchte; man muß den seherhaften Rhapsoden Johannes Schlaf als ein in sich fertiges Ganzes auf sich wirken lassen. Er ist viel mehr als ein Eigenbrödler und ist auch mehr als ein Symptom sich wendender Zeit. Seine inbrünstige Liebe wirbt um das „Deutschland" von morgen.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Die Erinnerungen der Baronin du Montet. (Wien-Paris. 1795—1858.) In deutscher Bearbeitung von Ernst Klarwill. Zürich, Wien, Leipzig, Amalthea-Verlag. 358 S. und 34 Bildtafeln.

Die Baronin du Montet, wiewohl man ihr Geist nachgesagt hat, führt nicht eigentlich eine geistreiche Feder, sie hat nicht einmal besonderes schriftstellerisches Temperament. Was sie

schreibt, ist auf den Hausgebrauch angelegt, für Nichten und Neffen, denen sie sich mitteilen will. Aber sie gehört einer äußerst interessanten Zeitwende an, die sie, immer von den vordersten Plätzen aus, recht gemächlich, oft bis in die Einzelheiten gespannt mitbeobachten konnte. Sie hat viel gesehen, sich mancherlei dabei gedacht, dies und jenes festgehalten, es meistens anspruchslos, auch wohl in anmutender Weise zu Papier gebracht: neben gesellschaftlicher Bagatelle, eine Reihe hübsch krayonnierter Frauenköpfe; einige Männerporträts sogar mit einem Anflug von Verve hingestellt. Diese Charakteristiken gehen niemals tief, aber sie wirken gefällig, mitunter amüsant. Kaiser Franz I. mit seinen vier Frauen ist der große Mann dieses Kreises. Wenn man das Buch zu Ende gelesen hat, hat man seine Zeit nicht verloren und sich ganz gut unterhalten. Man gewinnt ein Bild von dem österreichischen high-life der Kongreß- und späterer Jahre. Das lokale Interesse solch absichtslos intimer, nicht für die Lesewelt bestimmter Aufzeichnungen ist unbestreitbar. Auch der Historiker mag da das eine und andere auflesen können. Nicht übel die Anekdote von der vertriebenen Königin von Neapel, die bei der Nachricht von Napoleons Heirat mit Marie Luise ausgerufen habe: „Zu allem Unglück fehlte mir nur noch, des Teufels Großmutter zu werden." — Von der wiener Gesellschaft: „... in Wahrheit sind dies zwar manchmal große Namen, jedoch keine Persönlichkeiten". Über den Stil der „Erinnerungen" wird man sich ein Urteil versagen müssen, so lange man sie nicht in der französischen Niederschrift gelesen hat. Sicherlich klingt in der deutschen Übertragung manches unbeholfen, schleppend, einzelnes schauderhaft, romantisch antiquiert. „Der Dolch eines politischen Parteigängers stellte sich zwischen die Zukunft und diesen edlen Prinzen": soll heißen, daß der Herzog von Berry in jungen Jahren ermordet wurde.

Thüngen i. Unterfranken — Georg Ransohoff

Das geistige Amerika von heute. Von Herman George Scheffauer. „Wege zum Wissen". (47. Bd.) Berlin 1925, Ullstein. 185 S.

Scheffauers „Land Gottes" (1923) findet im vorliegenden Buch eine Art Fortsetzung, beiden Schriften ist dasselbe ernste Bemühen über Amerika aufzuklären eigen, dieselbe temperamentvolle und ausgesprochene Art die Dinge zu sehen, derselbe kühne Stil. Einem kurzen Vorwort über Amerikas zwei Gesichter (sentimentaler Idealismus und zielbewußter Materialismus!) folgen sieben Kapitel: Weg zur Selbsterkenntnis — Kultur, die Frauen, die Amerikanisierung — Volksschulen und Volksbildung. — Die Universitäten und der Mammon — Weltanschauung, Philosophie, Pragmatismus — Der schöpferische Geist — Kritik und Selbstkritik. Alle diese Kapitel sind im Lichte zweier Thesen zu beschauen: 1. wie niemals zuvor kämpft es heute in der amerikanischen Volksseele, 2. Europa muß vor der Gefahr des schlechten Amerikanismus gewarnt werden. In diesem Lichte kommt Scheffauer zu seinen besten Pointen. Wer „Neu-Amerika" (von heute und von Neuyork) weniger begeistert einschätzt und wer Europas Kultur weniger bedroht sieht, wird dem Verfasser nicht immer Recht geben, wird vielmehr manche gute und schlechte Erscheinung des amerikanischen Lebens geschichtlich gerechter ansehen, manche Tatsache anders deuten. Bei der Fülle der Probleme, die hier auf 185 Schmalseiten dargestellt sind, ergeben sich Einseitigkeiten von selbst, besonders auffällig ist die schroffe Hinstellung von Amerikas „Feminisierung". Hier werden der Frau im allgemeinen und der Amerikanerin im besonderen Kulturschwächen in die Schuhe geschoben, für die sie gewiß nicht verantwortlich sind; andererseits werden ihre großen Verdienste um die Kultur nicht genügend klargestellt. Das schlechteste und gefährlichste des „Amerikanismus" ist durchaus männlich, nicht weiblich, und über Europas „männlichen Geist" ließe sich auch manches Buch der Anklage schreiben.

Scheffauers Hauptverdienste seiner letzten Arbeit sind einmal, mit der Erfahrungssicherheit des geborenen Amerikaners an die Psychologie des neuen Amerika gegangen zu sein, und zum andernmal, gegenüber einer gar zu rosigen Auffassung Amerikas innerhalb Deutschlands auf die Schatten- und Gefahrseiten der amerikanischen Seele gewiesen zu haben.

Münster i. W. — Friedrich Schönemann

Das Bild der Antike bei den Deutschen. Von Friedrich Wolters. Breslau 1925, F. Hirt. 223 S.

Ein Lesewerk wird dieses wirre Durcheinander von Stellen aus verschiedenen gelehrten Werken genannt, das kein Bild der Antike bei den Deutschen gibt. Natürlich sind viel schöne und bemerkenswerte Aufzeichnungen darunter, wir lesen Meinungen von Winkelmann, Goethe, Schiller, Bachofen, Mommsen, aber aus dem Zusammenhang gerissen und zum Versuch verwendet, in einem neuen Zusammenhang bildmäßig zu wirken, versagen sie den gewünschten Effekt. Solche Bücher gehören in jene Kategorie, von denen das Rezept sagt, man nehme zwölf vorhandene Werke und mache ein dreizehntes daraus; sie sind kein Bedürfnis für den Gelehrten und kein literarisches Kunstwerk, sie überfüllen nur den an sich überreich beschickten Markt. Lesefrüchte können in guter, künstlerischer Herstellung von Bedeutung sein, wenn sie aus der geistigen Werkstatt eines Großen kommen oder wenn sie als Andachtsbücher nach irgendeiner Richtung zu wirken bestimmt sind. Hier aber führt der Titel irr, ein Bild der Antike bei den Deutschen, ohne die Dichtung zu Rate zu ziehen, ja ohne Reproduktion nachschaffender Kunstwerke und ohne die Beihilfe jener Autoren, die im gegenwärtigen Jahrhundert den Begriff der Antike formten, ist eben kein Bild, höchstens ein Stück Mosaikfußboden, dessen Zeichnung aber als Ganzes sich nicht übersehen läßt.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Kulturbilder aus der deutschen Theatergeschichte. Von Hans Calm. Mit einem Bilderatlas zusammengestellt und erläutert von Alfred Jericke. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 492 S.

Der stoffliche Umkreis dieses Buchs ist so schön und vielseitig, daß man gegen seine wissenschaftliche Fundierung von vornherein Verdacht schöpft. Es beginnt mit dem Theater der Ägypter und Juden und endet bei Richard Wagner. „... ein Unternehmen wie das des Prof. Reinhardt in Berlin, das soviel von sich reden machte, mußte außer Betracht bleiben ..." Wer ist dieser Verfasser, der die Dreistigkeit besitzt, sein Machwerk als Kulturbilder des deutschen Theaters auszubieten?! Er ist sich nicht einmal über die elementarsten Methoden der Theatergeschichte klar, er weiß nichts von der Grenzlinie, die die Geschichte des Theaters von der des Dramas trennt. Will er eine Geschichte des Schauspielers, des Regisseurs oder eine Bühnengeschichte schreiben? Jedes Kapitel hat andere Gesichtspunkte, keins ergänzt organisch das andere, alle sind wahllos aneinandergereiht. In einem Kapitel werden die Dramen der

Roswitha inhaltlich erzählt, an anderer Stelle werden einfältige Redensarten über Schillers frühen Tod gemacht, wieder an anderer Stelle zählt der Verfasser Laubes sämtliche Schriften her mit Empfehlungen, die durchaus nicht die Gewähr geben, daß er diese Schriften je gelesen hat. Große Entwicklungen werden mit ein paar klischierten Phrasen abgetan. Kenntnisse werden hingeschüttet, die jede Literatur- und Theatergeschichte hergibt, ohne geistige Ordnung, mit schiefer Einstellung — das tiefste Dunkel theatergeschichtlichen Dilettantismus tut sich auf, den man durch die moderne Forschung für überwunden hielt. Es ist heiligste Pflicht, gegen dieses geschwätzige Werk Front zu machen! Daß ein Kösterschüler dazu eine, überdies nicht sehr prägnante, Bilderauswahl beigesteuert hat, ist ein Verbrechen gegen das Andenken des verstorbenen Theaterforschers.

Halle (Saale) — Edgar Groß

Salzburg und das Salzkammergut. Von Heinrich Schwarz. Eine künstlerische Entdeckung in hundert Bildern des 19. Jahrhunderts. Wien 1926, Anton Schroll & Co. 104 S. Geb. M. 9,—.

Dieses schmale, schön ausgestattete Buch hält mehr als sein Titel verspricht. Es liefert nicht nur einen erläuternden Text, wie man erwarten möchte, zu hundert Bildern von Salzburg, sondern stellt einen wertvollen Beitrag dar zu der noch ungeschriebenen Geschichte der Verwandlung des Landschaftsgefühls in den einzelnen Jahrhunderten. Wer die Literatur und Kunstgeschichte kennt und verfolgt, dem kann es nicht entgangen sein, wie gerade das landschaftliche Schönheitsideal von Generation zu Generation vollkommene Umformung und Umfärbung erfährt, wie manche Gegenden, die eine Generation leidenschaftlich besungen und gezeichnet (wie z. B. der Rhein und der Genfer See), der nächsten vollkommen gleichgültig und fast unsichtbar werden, wie gleichsam ein ganzes Geschlecht immer kollektiv mit einem einzigen liebhaberischen Auge manche Orte sich entdeckt und in unablässigem Wandel diese Blickpunkte sich verschieben.

Dieses neue Sehen nun ist mit sehr viel Geschmack hier an Salzburg exemplifiziert, das gerade zu Anfang des 19. Jahrhunderts von Romantikern entdeckt wird, und zwar dank der katholisierenden Neigung, die das Romantische mit dem Katholischen verbindet. Was eine frühere Generation (und wieder eine spätere) in Rom und Italien suchte, finden hier die Lukasbündler am deutlichsten innerhalb Deutschlands in Salzburg ausgedrückt, es bedeutet ihnen Station und Übergang vom Norden nach dem erträumten Süden, von der Romantik in die Religiosität. Und was die vom Norden zugewanderten Nazarener beginnen, setzt dann der malerische Realismus der dreißiger Jahre mit Waldmüller und Rudolf Alt fort. Vielleicht wäre es interessant gewesen, die Zusammenhänge noch weiter auszuweiten und zu schildern, wie auch in der Literatur gleichzeitig Grillparzer und Lenau im Salzkammergut ihre stärksten Naturerlebnisse finden, aber das hätte wohl weit den Rahmen des ausgezeichneten Buchs überschritten, das mit seinen meisterhaften Bildern in sich selbst schon ein deutsamer topographischer Abriß der Kunstgeschichte ist, dankbarer und dauerhafter Gewinn eines jeden, der vorübergehend oder seßhaft in diesem Landschaftskreise verweilt.

Salzburg — Stefan Zweig

Worte des Herzens. Von J. K. Lavater. Herausgegeben von Ch. W. Hufeland. Säkular-Ausgabe, besorgt von Heinrich Funck. Zürich, Leipzig 1925, Grethlein & Co. 143 S. Geb. M. 4,—.

Aus der vorklassischen Sturm- und Drangzeit ragt als eine eigene Persönlichkeit der züricher Prophet hervor, vom jungen Goethe heißgeliebt, von dem klassisch gewordenen Dichter später bekämpft. Dieser Mann, dessen Gemeinde sich über die ganze Kulturwelt erstreckte, genialisch, phantasievoll, Gottschauer und Beichtiger, vielgeschäftig, im Briefwechsel mit Unzähligen, redet noch zu uns Menschen der Gegenwart. Denn es sind Worte des Herzens, geschöpft aus biblischer Weisheit und persönlichem Erleben, die nicht veralten können. Fern von aller Dogmatik, weder pietistisch eng noch rationalistisch kühl, sondern hinreißend durch den feurigen Schwung der Gottes- und Menschenliebe, sind sie vergleichbar der Prophetie seines französischen Landsmannes Rousseau. Ein Andachtsbuch für Weltkinder.

Berlin — Walther Nithack-Stahn

Die Idee des Barock. Von G. K. Schmelzeisen. Düsseldorf 1925, Julius Baedeker. 38 S.

Dieses Büchlein verdankt sein Entstehen einem Vortrage, den Schmelzeisen vor der Gesellschaft für Kunst und Kultur in Düsseldorf hielt. Eine ungeheuere Stoffülle ist in dem engen Rahmen zusammengefaßt. Denn nicht allein von Kunst ist die Rede, sondern auch vom politischen, wirtschaftlichen, religiösen Leben. Überall erblickt der Verfasser als Grundzug des Barock Aktion, Leidenschaft, Bewegung, eine heftige Spannung zwischen polaren Gegensätzen und den grandiosen Versuch, die Gegensätze in höherer Einheit zu überwölben. Wirkliche Entscheidungen — noch dazu von derartiger Tragweite — können auf wenigen Seiten nicht geboten, noch weniger gesichert werden. Wenn aber der Verfasser die Hoffnung ausdrückt, „in einem bescheidenen Maße dazu beizutragen, die Liebe zum Leben und zum Geschehenen zu erwecken", so kann man gern bestätigen, daß dieses Ziel voll erreicht wurde.

Halle — Emil Utitz

Nachrichten

Todesnachrichten. Carl Christian Bry ist am 9. Februar einem schweren Leiden, von dem er in Davos Heilung gesucht hatte, erlegen. Er hat sich als Verfasser des zeitkritischen Buchs „Verkappte Religionen" ein gutes Andenken gesichert. Er ist uns als Mitarbeiter lieb und wertvoll geworden.

Richard Sarrazin ist nach einer Meldung vom 17. Februar im Alter von 78 Jahren in Berlin gestorben. Er hat sich als langjähriger Vorsitzender des Deutschen Sprachvereins bleibende Verdienste erworben.

* * *

Karin Michaelis ist das **Otto-Benzon-Legat** in Höhe von 1000,— Kronen zuerkannt worden. Die Verleihung erfolgte in diesem Jahr durch Sophus Michaelis.

Die Geburtsstadt von Kurt Geucke, Meerane i. S., hat Geucke zu Ehren einer neuen Straße seinen Namen gegeben.

Der Mainzer Anzeiger setzt, nachdem das vorjährige Preisausschreiben nicht zur Verteilung gelangen konnte, einen ersten Preis von 5000,— Mark und einen zweiten von 2500,— Mark für einen literarisch hochstehenden, geistig anregenden und spannenden Zeitungsroman aus. Einreichung der Arbeiten in dreifacher Schreibmaschinenausführung bis zum 31. August 1926 beim Verlag des Mainzer Anzeigers.

Lion Feuchtwangers Roman „Jud Süß" erscheint demnächst im Verlag der „Viking Press"(Neuyork) in englischer Ausgabe. Die Übertragung besorgte Edwin Muir.

In Salzburg ist am Geburtshause von Josef Mohr, dem Dichter des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht", eine Gedenktafel angebracht worden.

Das Grab August von Platens in Syrakus ist auf Anregung der Platen-Gesellschaft von Mussolini in den Schutz Italiens genommen worden.

* * *

Der sehr dankenswerten internationalen Statistik der Geistesarbeit im Jahre 1924, die Erich Koerner nach dem „Droit d'Auteur" im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel Nr. 27, 29, 31 veröffentlicht, entnehmen wir die folgenden uns interessierenden Angaben: es erschienen in Bulgarien Bücher der schönen Wissenschaften 1924 502 gegen 528 1923. In Dänemark 817 Bücher zur schönen Literatur, 90 zur Literaturgeschichte gegen 1069 und 77 im Vorjahr. In Deutschland 5437 zur schönen Literatur gegen 5381 im Vorjahr, 570 (gegen 801) zur neueren Sprach- und Literaturwissenschaft. In Frankreich 2566 gegen 2217 zur Literaturwissenschaft, 350 gegen 339 Dichtkunst, 1150 gegen 956 Romane und Erzählungen, 290 gegen 298 Theater. In Großbritannien 360 gegen 340 allgemeine Literatur, 492 gegen 428 Dichtkunst und Schauspiel, 1220 gegen 1162 Romane. In Italien 196 gegen 228 Dichtkunst, 501 gegen 481 Romane, 201 gegen 213 Schauspiele, Theater, 239 gegen 203 schöne Künste. In Japan 453 gegen 509 schöne Künste, 2323 gegen 1741 Literatur. In den Niederlanden 512 gegen 439 Romane und Novellen, 329 gegen 285 neuere Sprachen und Literaturen, 46 gegen 64 Dichtkunst. In Norwegen 316 gegen 313 schöne Literatur. In Polen 89 Literaturgeschichte, 52 schöne Künste, 532 Dichtkunst, Romane, Theater. In Portugal 18 gegen 48 Literatur, 28 gegen 17 Kunst. In Rußland, wo die Daten für die Jahre 1923, 1922 gelten, 19,19 Prozent gegen 12,81 Prozent schöne Literatur und schöne Künste. In Schweden 37 gegen 27 Literaturgeschichte, 850 gegen 906 schöne Literatur, 62 gegen 80 schöne Künste (einschließlich Musik und Theater). In der Schweiz 293 gegen 296 schöne Literatur, 57 gegen 76 schöne Künste, 39 gegen 25 Philologie und Literaturgeschichte. In Spanien 21 gegen 43 schöne Künste, 136 gegen 231 Literatur, Kritik, Anthologie, 328 gegen 476 Roman und Novellen, 80 gegen 126 Theater, Theaterkritik. In der Tschechoslowakei 1156 gegen 1403 schöne Literatur, Theater, Jugendschriften, 222 gegen 375 Linguistik, Literaturgeschichte, Bibliographie. In Ungarn 104 gegen 133 schöne Künste, Musik, 493 gegen 615 Dichtkunst, Drama, Romane, 119 gegen 151 Geschichte, Biographie. Vereinigten Staaten von Nordamerika 171 gegen 149 schöne Künste, 659 gegen 619 Poesie und Drama, 876 gegen 818 Romane.

In Wien ist eine Hebbel-Gemeinde gegründet worden, um für die Verbreitung der Werke des Dichters Sorge zu tragen und die Mittel für ein Hebbel-Denkmal in Wien zu beschaffen.

Der poetische Nachlaß Frédri Mistrals wird demnächst, von Pierre Devolny herausgegeben, in Paris erscheinen. Der erste Band wird hauptsächlich Jugendwerke zur Veröffentlichung bringen.

Im Insel-Verlag wird eine Faksimileausgabe der Manesseschen Handschrift in sechs Lieferungen und einem Supplementheft demnächst erscheinen.

Das Jahrbuch 1925 des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller, Ortsgruppe Braunschweig, wird durch eine wertvolle Zusammenstellung der braunschweiger Schriftsteller und ihrer Werke bemerkenswert. Die Zusammenstellung ist von Rudolf Borch besorgt.

* * *

Uraufführungen. Wien. Bühne der Jungen. „Diebstahl", Mysterium von Lenz Grabner (15. Februar). — Neue Wiener Bühne. „Scheiden tut wohl", Schwank von Julius Horst (23. Februar).

* * *

„Ludwig Finckh-Buch". Zu Ludwig Finckhs fünfzigstem Geburtstag am 21. März dieses Jahres erschien bei der Deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart-Berlin) unter diesem Titel als stattlicher Band eine Blütenlese aus dem Gesamtwerk des Dichters, die gewissermaßen den Rosenduft seines dichterischen Schaffens vermittelt. Von den Begrüßungsworten seines Freundes Martin Lang und dem Curriculum vitae aus des Jubilars eigner Feder umschlossen, ist das Buch ein Geburtstagsgeschenk des Schwaben, der wie Theodor Fontane ein Apothekerssohn ist und wie der Märker vom Vater die Frohnatur und die Lust zum Fabulieren ererbt hat. Für ihn gibt es wie für jenen, trotz ihrer ausgesprochenen Stammeseigenart, keine Maingrenze: das ganze Deutschland nimmt an seinem Festtag teil.

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Sommersemester 1926 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

BASEL: Zinkernagel, Die deutsche Literatur seit Goethes Tod. Lessings Leben und Werke. Goethe-Schiller, „Xenien". Romantische Lyrik. Hübener, Die Literatur der Vereinigten Staaten von Amerika als Ausdruck ihrer Gesamtkultur. Übungen zur neuesten englischen Literaturgeschichte. Walser, Monuments littéraires en ancien français: épopées et chansons. Il romanticismo. — BERLIN: Herrmann, Deutsche Romantik. Petersen, Geschichte des deutschen Dramas und Theaters, I. Goethes „Faust". Übungen über „Faust" II. Teil. C. F. Meyers Balladen. Roethe, Allgemeine deutsche Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Brandl, Walter Scott, Byron und ihre Zeit. Shakespeares „Romeo". Dibelius, Englische Literatur im Zeitalter der Renaissance. Literarhistorische Erklärung englischer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. H. G. Wells. Pender, Walt Whitman. Studies in english Style. Marcus, Zur schwedischen Literatur. Der deutsche Einfluß auf die skandinavische Literatur im 19. Jahrhundert. Übungen zur neueren nordischen Literaturgeschichte. Neckel, Geschichte der schwedischen Literatur. Gragger, Die ungarische Volkspoesie. Moór, Moderne ungarische Lyrik. Bochnik, Adam Mickiewicz, sein Leben und seine Werke. Fernández, Spanische Literatur. Almeida, Moderne portugiesische Dichter. Portugiesische Literatur der Renaissance. Grundzüge und Haupttypen der portugiesischen Literatur. Lutia, Einführung in die rumänische Literatur. — BERN: Fränkel, Goethe, II. Teil (Die weimarer Jahrzehnte). v. Greyerz, Gottfried Kellers „Leute von Seldwyla". Maync, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Barocks. Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert (von Gottsched bis zu Goethes Tod). Übungen im Anschluß an Goethes Werke. Schöffler, Shakespeare: Meistertragödien und Ausklang. Englische Literatur des 18. Jahrhunderts. Studies in English Literature (19th century). Jaberg, Die Poesie der Troubadours. Kohler, La tragi-comédie et la tragédie de Hardy à Corneille. de Reynold, Histoire de la littérature française moderne: Le XVIIIe siècle. Travaux sur le thème du cours d'histoire littéraire. Niggli, Il romanticismo italiano e le opere di A. Manzoni. — BONN: Enders, Rheinische Dichtung bis zur Gegenwart. Deutsche Erzählkunst. Über den Aufbau der deutschen Dichtung auf der höheren Schule. Hankamer, Geschichte der neueren Lyrik. II. (Von Klopstock bis George.) Die Lyrik der Romantik. Walzel, Kolloquium über Geschichte der deutschen Dichtung. Deutsche Dichtung nach der Romantik. Hebbel und Otto Ludwig. Binder, English Short Stories. Schirmer, Einführung in Shakespeare. Interpretation englischer Gedichte der viktorianischen Epoche. Gaufinez, Histoire de la littérature française au XVIIIe siècle. Platz, Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts in Frankreich. Meißner, Henrik Ibsen; mit einer Einführung in die nordische Literatur. Frings, Niederländische Lyrik des 17. Jahrhunderts. Ramondt, Literarische Übungen und Interpretationen der niederländischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. — DANZIG (Techn. Hochschule): Kluckhohn, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Renaissance und des Barocks. Die deutsche Dichtung der letzten Jahrzehnte. Die deutsche Lyrik von Klopstock bis C. F. Meyer. — DRESDEN: (Sächsische Technische Hochschule): Engert, Das Problem Conrad Ferdinand Meyers. Entwicklung der deutschen Novelle. Janentzky, Vorbereitung zu den Übungen über das Zeitalter der Romantik. Hauptströmungen des 18. Jahrhunderts bis zum Tode Lessings. Fischer, Amerikanische Literaturgeschichte: Longfellow und sein Kreis. Moderne amerikanische Prosaisten. Klemperer, Beziehungen der romanischen Literaturen zur deutschen Literatur. ERLANGEN: May, „Faust". Die neuere deutsche Dichtung im Überblick. Saran, Goethes „Iphigenie". Brotanek, Geschichte des englischen Romans. Pirson, Das französische Drama im 17. Jahrhundert. — FRANKFURT A. M.: Schultz, Die deutsche Novelle und Erzählung vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Schillers Wesen und Werk. Literarhistorisches Kolloquium: Hans Sachs, der junge Goethe. Deutsche Prosakunst. Sommerfeld, Zur Geschichte der literarischen Kritik. Curtis, The english Drama from its first beginnings down to Shakespeare. Lincke, Galsworthy: The Silver Box. v. Petzold, The victorian Age. Lafcadio Hearn: The Romance of the Milky Way. H. G. Wells: Tales of Space and Time. Bernay, Die moderne französische Prosa. Hatzfeld, Geschichte der italienischen Renaissanceliteratur. Übungen zur literarischen Kritik, Zum französischen Naturalismus. Petriconi, Der spanische Roman von der Renaissance zur Gegenwart. Wilhelm, Chinesische Literaturgeschichte. — GIESSEN: Behaghel, Poetik. Collin, Deutsche Romantik. Goethes Faust. Götze, Das deutsche Märchen. Viëtor, Die deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung. Gerhart Hauptmann. Horn, Geschichte des englischen Dramas von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Erklärung von Shakespeares Macbeth; Probleme der neueren Shakespeare-Forschung. Reuning, Erklärung ausgewählter englischer Dichtungen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ruppert y Ujaravi, Cervantes, su vida y obras. — GRAZ: Kleinmayr, H. v. Kleist als Tragiker. Polheim, Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. Das Volksschauspiel der Gegenwart. Eichler, Die englische Romantik. Zauner, Der französische Roman im 19. Jahrhundert. — GREIFSWALD: Markwardt, Deutsche Lyrik vom Naturalismus bis zur Gegenwart. Grabbes Dramen. Friedrich Hebbel. Merker, Goethe. Über die „Idyllen und Lieder" von J. H. Voß. Vockeradt, Lektüre und Besprechung ausgewählter Stücke der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Lommatzsch, Lafontaines Fabeln. Olivier-H., Fragments d'histoire de littérature française contemporaine. Lommatzsch, Spanische Lektüre zur Einführung in die Literaturgeschichte. Nordlund, Proben aus der schwedischen Literatur von 1800—1900. Brüske, A. K. Tolstojs „Knjäs Sserebrjanyj". — HALLE-WITTENBERG: Baesecke, Der deutsche Versbau. Heinrich von Kleist. Bremer, Goethes Faust. v. Gallèra. Geschichte der deutschen Literatur: der Naturalismus. Liepe, Der junge Goethe. Schneider, Deutsche Romantik. Über Literaturprobleme des 19. Jahrhunderts. Mc Clean, Englische Literatur seit 1890. Weyhe, Englische Romantik. Lavoipière, Les conteurs français contemporains: II. Jérôme et Jean Tharand. Mulertt; Victor Hugo. Voretzsch, Einführung in die neuprovenzalische Sprache und Literatur. Wiese, Erklärung neuitalienischer Schriftsteller. Lezius, Aus der Geschichte der neueren russischen Literatur. Kunowski, Ausgewählte Schriften neuzeitlicher polnischer Dichter. — HAMBURG: Berendsohn, Deutsche Humanität (Wieland, Lessing, Kant, Herder, Goethe, Schiller, Wilhelm v. Humboldt). Meyer-Benfey, Richard Dehmel. Übungen über Goethes Balladen. Übungen über Grillparzers Dramen. Petsch, Geschichte des ernsten Dramas in Deutschland seit Lessing. Probleme der deutschen Romantik. Ausgewählte Probleme der Literaturwissenschaft. Bostock, George Meredith Poems. Schütt, Lektüre und Besprechung englischer Prosawerke des 17. Jahrhunderts. Wolff, Shakespeare (2. Teil). Byron, Shelley und Keats. Drydens Satiren. Brulez, Referate über den heutigen französischen Roman: André Gide, Romain Rolland. Urtel, Französische Literaturgeschichte von 1600—1636. Meriggi, Übungen über die zeitgenössische italienische Literatur. Großmann, Spanische und spanisch-amerikanische Lyrik seit der Romantik. Pino Saavedra, Übungen über Cervantes. Mendes dos Remedios de Souza Brandão, Erklärung moderner portugiesischer Schriftsteller. As grandes figuras da Literatura portuguesa. Charalampakis, Moderne griechische Dichtung. II. Holtsmark, Sigrid Undset og andre samtidise. Skalberg, Dansk litteratur til reformationstigen. Meyer-Benfey, Maurice Maeterlinck. Berendsohn, Der Stil Knut Hamsuns. August Strindberg. Strindberg und Ibsen. v. Propper, Übungen über die russische Lyrik des 19. Jahrhunderts. Aus der Geschichte der russischen Lyrik im 19. Jahrhundert. v. Reybekiel, Lektüre moderner polnischer Dramen mit einleitendem Vortrag in polnischer Sprache. — HEIDELBERG: Boucke, Der junge Goethe. Gundelfinger, Deutsche Literatur im 17. Jahrhundert. Klopstock. Frhr. v. Waldberg, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Goethe in Italien. Lewis, English Literature in the XIX. Century. Montgomery, Shakespeare.

History of English Literature in the XVIII. Century. Curtius, Einführung in die französische Romantik. Jourdan, La poésie en France depuis Baudelaire jusqu'à nos jours. Olschki, Die französische Dichtung des 17. Jahrhunderts. Pellegrini, Die Literatur des neuen Italien. Boucke, Ibsens historische und philosophische Dramen. v. Bubnoff, Grundzüge der russischen Literaturgeschichte. — JENA: Leitzmann, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte von 1796 an. Goethes Elegien und Epigramme. Wundt, Schiller als Philosoph. Flasdieck, Geschichte der englischen Literatur 1660—1760. Kirchner, The Women Novelists. Gelzer, Französische Literatur des 18. Jahrhunderts. Schultz-Gora, Erklärung von Dichtungen von André Chénier. Drougge, Schwedische Poesie. — KIEL: Kauffmann, Romantik (Novalis). Wolff, Geschichte der deutschen Literatur im 17. und 18. Jahrhundert. Lessings Dramen. Dramaturgie von Tieck bis zu den Meiningern. Koelbing, Byron: Childe Harold. Charles Dickens. Küchler, Französische Lyrik des 20. Jahrhunderts. Skalberg, Dansk litteratur til reformationstiden. Peterson, Svensk litteratur under senare hälften av 1800-talet. Keller, Geschichte der russischen Literatur. II: Das 19. Jahrhundert. Jacob, Arabische Dichter. Menzel, Türkische Literaturgeschichte. — KÖLN: Bertram, Geschichte des deutschen Trauerspiels im 19. Jahrhundert. Adalbert Stifter und die österreichische Spätromantik. v. der Leyen, Poetik. Wrede, Rheinische Romantiker. Schröer, John Milton. Lorck, Jean Racine. — KÖNIGSBERG I. PR.: Jenisch, Der junge Goethe. Nadler, Weimar 1770—1805. Deutsche Literatur in den Baltenländern und in Rußland. Ranke, Das deutsche Volkslied. Graz, Selections from the Works of Lord Byron. Spira, Die englische Literatur des 19. Jahrhunderts in ihrer Beziehung zur gesamten Kultur Englands. Pillet, Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert. Servais, André Gide. v. Arseniew, Die religiösen und geistigen Strömungen der russischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Rost, Russische Lyriker des 18. und 19. Jahrhunderts. Geschichte der polnischen Literatur von 1760 bis zum Ausgang der Romantik. — LEIPZIG: Korff, Die deutsche Romantik. Witkowski, Das deutsche Drama des Mittelalters und des Reformjahrhunderts. Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des jungen Goethe. Knight, The English Drama of To-day. Schücking, Englische Literaturgeschichte von Rossetti bis Wilde. Becker, Geschichte der neueren französischen Literatur. II. Friedmann, Geschichte der französischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. Übungen über die Lyrik Baudelaires und Verlaines. Wengler, Balzac et son œuvre. de Boor, Geschichte der dänisch-norwegischen Literatur seit der Reformation. Gerullis, Das litauische und lettische Schrifttum des 16. und 17. Jahrhunderts. Trautmann, Lermontoffs Lyrik. Fischer, Türkische Tagesschriftsteller oder moderne türkische Gedichte. Weller, Chinesisch-buddhistische Märchen. — MARBURG: Budde, Entwicklung des deutschen Theaters im 19./20. Jahrhundert. Elster, Heinrich v. Kleist. Pongs, Die Lyrik des alten Goethe. Deutschbein, Übungen zur englischen Ballade. Diffené, The English Drama and Poetry from 1890—1925. Spitzer, Geschichte der französischen Literatur des 17. Jahrhunderts. Die französische Lyrik des 19. und 20. Jahrhunderts. Vlamynck, Repetitorium der neueren französischen Literaturgeschichte (Romantik). — MÜNCHEN: Förster, Geschichte der englischen Literatur im Zeitalter des Barocks und Rokokos. Charakterprobleme bei Shakespeare. Wells, Recent English Literature. Jules Simon, Molière, femmes savantes. Französische Literatur im 17. Jahrhundert. Voßler, Französische Literatur im Zeitalter der Renaissance. Borcherdt, Geschichte der deutschen Literatur seit dem Naturalismus. Lessing. Übungen: Roman des Sturms und Drangs. Kutscher, Geschichte der deutschen Lyrik und Ballade von den Anfängen bis zur Romantik. Goethes Faust. Grundsätze literarischer Kritik; Einführung in die deutsche Stilkunde. Munder, Geschichte der deutschen Literatur zur Zeit ihrer höchsten Blüte (seit etwa 1780). Übungen über Grillparzers Werke. Strich, Geschichte der deutschen Lyrik von Hölderlin bis Stefan George. Renaissance und Barock (deutsche Literatur im 16. und 17. Jahrhundert). — MÜNSTER I. W.: Magon, Börne, Heine und das junge Deutschland. Schwering, Lessing, Herder und die Sturm- und Drangperiode. Geschichte der westfälischen Dichtung. Keller, Geschichte der englischen Literatur im 17. Jahrhundert (Spencer bis Pope). Schönemann, Mark Twain, Life and Works. Decroos, Le roman français de 1850 à nos jours. Wiese, Molière, Leben und Werke. Magon, Deutsche Dichtung in Skandinavien. van Sint-Jan, Die niederländischen Dichter der Neuzeit. — ROSTOCK I. M.: Flemming, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Die Kunst des Theaters. Einführung in die wissenschaftliche Arbeitsweise, Goethes Faust. Golther, Geschichte des deutschen Dramas und Theaters von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Güntert, Zarathustras Lehre und ihre Bedeutung für die Religion des Abendlandes. Immelmann, Neueste englische Literatur. Spehr, Littérature française: quelques grands prosateurs. Björkmann, Litterära porträtt av nyare svenska och norska diktare. — STUTTGART (Techn. Hochschule): Dierlamm, The Age of Queen Victoria. Sec. Part. Ott, Corneille, sa vie et son œuvre. Lektüre und Übungen zur modernen französischen Literatur. Leopardi. — TÜBINGEN: Bebermeyer, Literarhistorisches Kolloquium und Anleitung zu literarischer Kritik. Schneider, Die deutsche Dichtung von 1850—1900. Coll, Modern English Novelists. Gauger, Repetitorium der englischen Literatur. Rebensburg, Le théâtre au 19e siècle. — WIEN: Arnold, Grundriß der Poetik. Übungen auf dem Gebiet der deutschen Lyrik. Brecht, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Reformation, der deutschen Renaissance und des Barocks. Das klassische Drama Goethes und Schillers. Interpretation von Lessings Literaturbriefen. Castle, Goethes „Hermann und Dorothea". Interpretationsübungen an Gedichten von Mörike. Cysarz, Von Hegel zu Nietzsche. Kindermann, Deutsche Phantasie: Ihre literarische Entfaltung im 18. Jahrhundert. Jean Paul. Payer-Thurn, Der Orient in der deutschen Literatur. Luick, Geschichte der englischen Literatur im 17. Jahrhundert. Shakespeares Julius Cäsar. Wild, Englische Literatur seit 1870 im Grundriß. Küchler, Die französische Literatur im 18. Jahrhundert. Thalmann, Von Ibsen zu Strindberg. Trubezkoy, Geschichte der russischen Literatur. — WÜRZBURG: Woerner, Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Lessings Hamburgische Dramaturgie. Schillers philosophische Gedichte. Jiriczek, Die Literatur der viktorianischen Zeit. Franz, Die französische Prosa seit 1870. Victor Hugos „Contemplations". — ZÜRICH: Ermatinger, Deutsche Literatur des Barockzeitalters. Die Romantik. Heine und das junge Deutschland. Erzählende Dichtung des 19. Jahrhunderts. Faesi, Kultur- und Weltanschauungsfragen der modernen deutschen Dichtung. Einführung in die Literaturwissenschaft. Übungen aus dem Gebiet der modernen deutschen Literatur. Fehr, English Literature 1790—1830. Part II: The Romantic Movement; from Wordsworth to Byron. A Survey of English Literature 1880—1925 (Part IV). Spoerri, La Littérature française au 17e siècle. Wittmer, Madame de Staël et son temps. (Eidgenössische Techn. Hochschule): Ermatinger, Heinrich Heine und das junge Deutschland. Die großen deutschen Lyriker des 19. Jahrhunderts. Gerhart Hauptmann und der jüngstdeutsche Naturalismus. Schaer, Deutsche Lyriker der neueren Zeit. Die Lyrik, ihr Wesen und ihre Probleme. Th. Storms Leben und Dichtungen. Pfändler, Thomas Hardy: Life's little ironies. Seippel, Romanciers français contemporains (Estaunié, Duhamel, Pierre Hamp etc.). Pizzo, Gabriel d'Annunzio.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Auernheimer, Raoul. Das ältere Wien. Bilder und Schatten. I. (Österr. Bücherei Nr. 6.) Wien o. J., A. Hartlebens Verlag. 96 S. Geb. M. 2,50.

Doepp, Helmut. Drei Erzählungen. Dessau 1925, Dion-Verlag Liebmann & Mette. 77 S.

Feuchtwanger, Lion. Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch. Roman. Potsdam 1926, Gustav Kiepenheuer. 309 S. M. 4,50 (6,50).

Filek, Egid. Vom Glück der armen Teufel. Novellen. (Österreichische Bücherei Nr. 11). Wien o. J., A. Hartlebens Verlag. 108 S. Geb. M. 2,50.

Gradl, Emil. Das unsichtbare Gesicht. Roman. Reichenberg i. B. 1925, Gebr. Stiepel. 273 S. Geb. M. 5,–.

Hafischer, Karl. Der Wanderer nach Niemandsland. Leipzig 1926, H. Haessel. 136 S. M. 3,– (5,–).

Hellen, Eduard von der. Höhere Kindschaft. Erzählungen. Stuttgart o. J., Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 220 S. Geb. M. 5,–.

Heynicke, Kurt. Sturm im Blut. Erzählung. Leipzig 1925, Eugen Kuner. 75 S. Geb. M. 3,–.

Kramer, Erich. Armer Jonas. Erzählung. Leipzig 1925, Eugen Kuner. 138 S. Geb. M. 4,–.

Lothar, Ernst. Triumph des Gefühls. Zwei Erzählungen. (Österreichische Bücherei Nr. 2.) Wien o. J., A. Hartlebens Verlag. 166 S. Geb. M. 2,50.

Mann, Thomas. Kino. Romanfragment. Gera 1926, Friedrich Blau & Co.

Matthießen, Wilhelm. Regelindenbrunn. Eine überaus romantische Geschichte. Leipzig 1925, Eugen Kuner. 133 S. Geb. M. 4,–.

Peter, Richard. Die besiegte Stadt. Roman. Wien 1926, Amalthea-Verlag. 201 S. M. 2,50 (3,50).

Pfeiffer, Maximilian Joseph. Kyrie eleison! Ein Roman von Juden und Christen aus dem alten Speyer. München 1925, Franz A. Pfeiffer. 495 S. Geb. M. 10,–.

Reuter, Fritz. Aus der Franzosenzeit. Ins Hochdeutsche umgeschrieben von Ernst Thrasolt. München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 237 S. Geb. M. 1,50.

Schmidtbonn, Wilhelm. Die Geschichten von den unberührten Frauen. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 254 S. Geb. M. 5,50.

* * *

Lewis, Sinclair. Dr. med. Arrowsmith. Roman. Einzige berechtigte Übertragung von Daisy Bródy. Bd. I/II. München 1925, Kurt Wolff. 342, 459 S. Geb. M. 14,–.

Marks, Percy. Studentenjahre. Roman aus dem amerikanischen Universitätsleben. Einzig berechtigte Übertragung. München 1925, Kurt Wolff. 332 S. Geb. M. 7,–.

Kinck, Hans E. Die Anfechtungen des Nils Brosme. Roman. Aus dem Norwegischen übertragen und mit Anmerkungen versehen von Ellinor Drösser. Leipzig 1926, H. Haessel. 334 S. M. 4,– (7,–).

Ojetti, Ugo. Mein Sohn, der Herr Parteisekretär. Berechtigte Übertragung aus dem Italienischen von C. S. Gutkind und Laura Maria Kutzer. München 1925, Kurt Wolff. 332 S. M. 5,50 (8,–).

Lyrisches und Episches

Burckhardt, Jacob. Gedichte. Nach den Handschriften des Jacob Burckhardt-Archivs in Basel. Basel 1926, Benno Schwabe & Co. 165 S. Geb. M. 5,60.

Deutsche Dichter für Jugend und Volk: Th. Storm, Das Leben rinnt... 52 S. – Wilhelm v. Scholz. Aus seinen Dichtungen. 50 S. – Richard v. Schaukal, Gezeiten der Seele. Gedichte. 39 S. – Robert Boßhart, Einkehr. Ausgewählte Gedichte. 32 S. – Paul Richter, Klingende Welt. Ausgewählte Gedichte. 48 S. – Osterwieck-Harz 1926, A. W. Zickfeldt. Geb. je M. 1,50.

Donraadt, Jan. Gedichte. Amsterdam 1925, J. M. Meulenhoff. 115 S.

Morath, Hans. Im Ring der Stunden. Leipzig 1926, Xenien-Verlag. 90 S.

Rostalski, Else. Vom Leben zum Tode. Gedichte. Magdeburg, R. Zacharias. 95 S.

Schwarz, Alfred. Abgründe. Ein Schrei aus verborgenen Gassen des Lebens. Dichtungen. Wien 1924, Amalthea-Verlag. 63 S.

Dramatisches

Blume, Bernhard. Bonaparte. Ein Stück in fünf Akten. München 1926, Georg Müller. 130 S.

Literaturwissenschaftliches

Belart, Urs. Gehalt und Aufbau von Heinrich Heines Gedichtsammlungen. Bern 1925, Paul Haupt. 133 S. M. 4,–.

Bittner, Konrad. Faustsage im russischen Schrifttum (Prager Deutsche Studien, 37. Heft). Reichenberg i. B. 1925, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus. 94 S.

Breucker, Fritz, Ludwig Richter und Goethe. Mit 53 Abbildungen. Leipzig 1926, B. G. Teubner. 63 S. M. 3,–.

Cysarz, Herbert. Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft. Kritik und System. Halle a. S. 1926, Max Niemeyer. 304 S. M. 10,– (12,–).

Funk, Philipp. Von der Aufklärung zur Romantik. Studien zur Vorgeschichte der münchener Romantik. München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 212 S. M. 5,50.

Jaspers, Karl. Strindberg und van Gogh. Versuch einer pathographischen Analyse unter vergleichender Heranziehung von Swedenborg und Hölderlin. (Philos. Forschungen III.) Berlin 1926, Julius Springer. 151 S. M. 6,– (7,80).

Lerch, Eugen. Romain Rolland und die Erneuerung der Gesinnung. München 1926, Max Hueber. 332 S. M. 7,50 (9,50).

Minde-Pouet, Georg. Kleists letzte Stunden. Teil I. Das Akten-Material. Berlin 1925, Weidmannsche Buchhandlung. 62 S. M. 4,–.

Scheller, Will. Heutige deutsche Dichtung in Hessen. Eine Sichtung. Mit 23 Abbildungen. Melsungen 1926, Heimatschollen-Verlag. 59 S. M. 1,–.

Urtel, Hermann. Guy de Maupassant. Studien zu seiner künstlerischen Persönlichkeit. München 1926, Max Hueber. 294 S. M. 8,– (10,–).

* * *

Galahad, Sir. Idiotenführer durch die russische Literatur. München 1925, Albert Langen. 163 S. M. 3,– (5,–).

Verschiedenes

Angel, Ernst. Edison. Sein Leben und Erfinden. Berlin 1926, Ernst Angel-Verlag. 172 S.

Bachofen, J. J. Der Mythus von Orient und Occident. Eine Metaphysik der alten Welt. Mit einer Einleitung von Alfred Baeumler. Herausgegeben von Manfred Schroeter. München 1926, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 628 S. M. 32,– (38,–).

Barth, Paul. Südwestafrika. Wirtschaftlicher Ratgeber und allgemeine Anleitung, besonders für Auswanderungslustige. Mit vielen Abbildungen und einer Karte. Windhoek 1926, John Meinert. Ltd. Alleinvertrieb durch Koehler & Volckmar A.-G. & Co. Leipzig. 278 S.

Bücher der Bildung, Bd. 22. Goethes Sprüche in Prosa (Maximen und Reflexionen). Mit G. v. Loepers Erläuterungen und Quellennachweisen. 250 S. – Bd. 23. Ferdinand Gregorovius, Rom in der Renaissance. I. Teil. 256 S. – Bd. 24. Dasselbe. II. Teil. 222 S. – München o. J., Albert Langen.

Bühler, Johannes. Die Hohenstaufen. Nach zeitgenössischen Quellen. Mit 16 Bildtafeln. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 587 S.

Dante. Deutsches Dante-Jahrbuch. Neunter Band. Herausgegeben von Hugo Daffner. Weimar 1925, in Kommission bei R. Wagner Sohn. 163 S. Geb. M. 12,–.

Der Deutsche und das Rheingebiet. Von G. Aubin, G. Baesecke, J. Ficker, M. Fleischmann, P. Frankl, H. Hahne, R. Holtzmann, O. Schlüter, F. J. Schneider, K. Voretzsch. Halle a. S. 1926, Buchhandlung des Waisenhauses. 223 S. Geb. M. 16,–.

Deutsche Volkheit. Hans Freerk Blunck, Vun wilde Kerls in 'n Brook. (Neue plattdeutsche Märchen.) 78 S. – Die Sagen vom Berggeist Rübezahl. Herausgegeben von Will-Erich Peuckert. 80 S. – Hans Watzlick, Stilzel, der Kobold des Böhmerwaldes. Ein Volksbuch. 72 S. – Jena 1926, Eugen Diederichs.

Dreiturmbücherei: Bd. 16. Georg Merz, Martin Luther. Auswahl aus seinen Schriften. 82 S. – 17/18. Paul Joachimsen, Leopold Ranke. Auswahl aus seinen Schriften. 165 S. – 19. Stefan List, Probleme und Erkenntnisse der Naturwissenschaft im Wechsel der Jahrhunderte. 87 S. – 20. Anton Mayer-Pfannholz, Aus der Geschichte des Mittelalters. 108 S. – 21. Ludwig Hasenclever, Joh. G. Fichte. Auswahl aus seinen Werken. 94 S. – 22./23. Homer, Ilias in Auswahl. 151 S. – Homer, Odyssee in Auswahl. 154 S. Beides übertragen von Thassilo v. Scheffer. – München 1925, R. Oldenbourg.

Eulenberg, Herbert. Ausgewählte Werke in fünf Bänden. Stuttgart 1925, Engelhorns Nachfolger. 326, 493, 520, 496, 494 S. Geb. in Ganzleinen M. 48,–, in Halbleder M. 68,–.

Falke, Konrad. Marienlegenden. Nach alten Vorlagen erzählt. Mit sechs Originalradierungen von Gertrud Escher. Zürich 1926, Rascher & Cie. A.-G. 103 S. In Halbpergament M. 24,–, in Halbleinen M. 11,50.

Flemming, Willi. Epik und Dramatik. Versuch ihrer Wesensdeutung (Wissen und Wirken, Bd. 27). Karlsruhe i. B. 1925, G. Braun. 98 S. M. 1,80.

Frommel, Otto. Der Silberfisch. Legenden und Märchen. Karlsruhe i. B. o. J., C. F. Müller. 235 S. Geb. M. 4,–.

Gregor, Joseph. Wiener szenische Kunst. II. Das Bühnenkostüm. In historischer, ästhetischer und psychologischer Analyse. Mit vier farbigen Lichtdrucken, 21 bunten und 234 schwarzen Abbildungen. Wien 1925, Amalthea-Verlag. 146 S.

Hesse, Hermann. Bilderbuch. Schilderungen. (Gesammelte Werke.) Berlin 1926, S. Fischer. 320 S. M. 5,– (7,–).

Israel, Hans. Auflösung der Widerspruchslehre Kants. II. Teil der Kritik der reinen Vernunftgrundsätze, Antinomie. Berlin 1925, C. A. Schwetschke & Sohn.

Kapp, Rudolf. Eindrücke in England. (Wege des jungen Deutschland.) Augsburg 1925, Bärenreiter-Verlag. 58 S. M. 1,80 (2,50).

Kempf, Friedrich. Das Freiburger Münster. Mit 274 Abbildungen. Karlsruhe i. B. 1926, G. Braun. 262 S.

Klemperer, Victor. Romanische Sonderart. Geistesgeschichtliche Studien. München 1926, Max Hueber. 470 S. M. 12,50 (14,50).

Koch-Wawra, Friedrich. Der verhaftete Doktortitel. Hannover 1926, Paul Steegemann. 31 S.

Krummacher, Maria. Unser Großvater der Atti. Ein Lebensbild Friedrich Adolf Krummachers aus seinen Briefen gestaltet. Leipzig 1926, Koehler & Amelang. 222 S. Geb. M. 8,–.

Lehmann, Hans. Auf dem Wege nach Damaskus. Bekenntnisse vom Werden eines Christen in neun Predigten. Köln a. Rh. 1925/26, Fritz Elsner. 64 S.

Möller, A. Der Schauspieler. Vom Wesen seiner Kunst (Wissen und Wirken, 29. Bd.). Karlsruhe i. B. 1926, G. Braun. 72 S. M. 1,80.

Mozart, Wolfgang Amadeus. Berichte der Zeitgenossen und Briefe gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 518 S.

Müller, M. Französische Philosophie der Gegenwart (Wissen und Wirken, Bd. 32). Karlsruhe i. B. 1926, G. Braun. 57 S. M. 1,20.

Nostitz, Helene. Aus dem alten Europa. Menschen und Städte. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 246 S.

Roselieb, Hans. Spanische Wanderungen. Ein Reisebericht. Mit einer Einführung von H. F. Helmolt. Berlin 1926, Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. 366 S.

Schürr, Friedrich. Das altfranzösische Epos. Zur Stilgeschichte und inneren Form der Gotik. München 1926, Max Hueber. 512 S. M. 14,– (16,–).

Stahlhelm-Jahrbuch 1926. Herausgegeben von Wilhelm Kleinau. Magdeburg 1925, Stahlhelm-Verlag G. m. b. H. 199 S.

Stegemann, Hermann. Das Trugbild von Versailles. Weltgeschichtliche Zusammenhänge und strategische Perspektiven. Mit 8 Karten. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 359 S. Geb. M. 12,–.

Verweyen, Johannes M. Weltgeheimnis und Probleme des Okkulten. Berlin 1926, Pyramiden-Verlag Schwarz & Co. G. m. b. H. 43 S. M. 1,50.

Wegener, Georg. Ein neuer Flug des Zaubermantels. Erinnerungen eines Weltreisenden. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus 364 S. M. 11,– (13,–).

Weltgeschichte. Herausgegeben von J. von Pflugk-Hartung. Bd. VII. Neueste Zeit. 1890–1925 in zwei Teilen. Herausgegeben von Paul Herre. Berlin 1925, Ullstein. 851 S.

Woltereck, K. Harzburgen. Burgenfahrten in den Harzer Landen. 1./2. Teil. Hannover 1926, Hahnsche Buchhandlung. 79 S. Je M. 3,–.

Wolters, Friedrich. Licht in Vorzeit und Mittelalter. Lesewerk: zweiter Teil (Der Deutsche). Breslau 1926, Ferdinand Hirt. 159 S. M. 3,–.

* * *

East, Edward M. Die Menschheit am Scheidewege. Deutsch von Helene Schmid. Mit Karten und Diagrammen. Basel 1926, Benno Schwabe & Co. 369 S. Geb. M. 9,60.

Rasmussen, Wilhelm. Psychologie des Kindes zwischen vier und sieben Jahren. Aus dem Dänischen übersetzt von Albert Rohrberg. Mit 43 Figuren im Text und auf 4 Tafeln. Leipzig 1925, Felix Meiner. 262 S. M. 5,50, (8,–).

Redaktionsschluß: 5. März

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5,–, Einzelheft Gm. 2,–.

Vom Drama der Gegenwart

XI

Historisches Drama

Von Hans Franck (Frankenhorst)

Seit geraumer Zeit schon geht in literarisch interessierten Kreisen die Behauptung um, daß das seit Jahrzehnten verpönte „Historische Drama“ wieder im Anmarsch sei. Wagt auch weder hüben noch drüben kaum jemand der Richtigkeit dieser Behauptung zu widersprechen, so ist doch ihre innere Auswirkung von äußerster, von fast grotesker Gegensätzlichkeit. Hüben: Aufatmen, unverhohlene Freude, Erhoffen bedeutsamer, das Innerste aufwühlender Werke, Wittern der Morgenluft, Erwartung der Rückkehr scheelangesehener Meisterleistungen der Vergangenheit in die allgemeine Gunst. Drüben: Bedrückung, Gelächter, Abscheu, Spott, Befürchtung der Wiederkehr glücklich überwundener Kunst- und Kultursünden, Prophezeiung jämmerlichsten Rückschritts, Jeremiaden über drohenden Verfall, Klage um Gefährdung des mühsam Errungenen. Es wird nicht nur die Frage aufgeworfen, ob eine historische Kunst — ine Dramatik, die ihre Stoffe der Vergangenheit ntnimmt — noch nötig, vielmehr ob sie überhaupt möglich sei. So leidenschaftlich beide Fragen üben bejaht werden, so entschieden werden sie rüben verneint. Rückhaltlose Verfechter einer ogmengläubigen Moderne unterziehen sich immer ufs neue der Mühe nachzuweisen, daß ein histosches Drama nicht nur in der gegenwärtigen Zeit nangebracht sei, weil es an unserm persönlichen Erleben, unseren eigensten Freuden und Leiden orübergehn müsse; sondern daß es als Kunstattung schlechthin widersinnig zu nennen sei.

)en Verfechtern der Modernität um jeden Preis, er Modernität auch im Stofflichen — das nieals das Entscheidende, sondern immer nur das eiläufige, niemals das Primäre, sondern nur as Sekundäre in der Kunst sein kann — sollten hon die nachfolgenden Fakta zu denken geben. ie Werke unserer Großen unter den deutschen ramatikern, welche die Stoffe der jeweiligen Gegenwart entnahmen, sind, wenn nicht an den Fingern einer, so doch bestimmt an den Fingern beider Hände aufzuzählen. Wo sind die — stofflich betrachtet — „modernen“ Dramen bei Schiller und Goethe, bei Kleist und Hebbel und Grillparzer, ja selbst bei Grabbe und Büchner? Sie bilden die Ausnahme gegenüber dieser Regel: Unsere Größten haben bei ihren dramatischen Gestaltungen ihre Stoffe, die Vorgänge, die Fabeln der Vergangenheit nicht nur auffällig bevorzugt, sondern fast ausschließlich benutzt. Das eigentliche, bleibende Lebenswerk unserer Größten wird — das Wort in weitestem Sinne genommen — von historischen Dramen ausgemacht. Das eine künstlerische Ausprägung gefährdende, ja unmöglich machende Aktuelle bestimmte sie, schon in dem Stofflichen jene Distanz zur Wirklichkeit herzustellen, die Urgesetz aller bleibenden Kunst ist.

Eine historische Kunst freilich, die den Hauptton auf das Beiwort legt, der die — obendrein höchst fragwürdige — Kunst nur Vorwand ist, nur als Mittel dient zu außerkünstlerischen Zwecken, ist weder möglich noch nötig. Die Zeiten der Ebers, Dahn, Freytag und anderer historisierenden Halbdichter sind vorbei. Und kehren hoffentlich niemals wieder! Doch nirgendwo und nirgendwann darf man den Mißbrauch einer Sache gegen die Sache selbst kehren. Wenn man dem Drama das Recht absprechen will, die Erlebnisvorgänge, deren Gestaltung ihm Notwendigkeit ist, in die Vergangenheit zu projizieren, dann hole man die Beweise für seine Behauptungen aus den Schöpfungen der wahrhaften Dichter, aus den historischen Dramen unserer vorgenannten deutschen Großen! Und man wird, wofern man nicht dogmenbefangen oder unaufrichtig oder beides zugleich ist, sehr bald am Ende mit seinen vorgefaßten Thesen sein. Wird erkennen, daß hier, wo nicht, wie bei den über Gebühr gerühmten und gelesenen Zeitpygmäen,

Dichtung zur Verkleidung und Verkleisterung der Historie mißbraucht wird, sondern die Historie der Kunst willig und weitherzig dient, der Kunst durch die Rückverlegung Möglichkeiten der Reinheit, der Kraft und der Sinnbildlichkeit gegeben sind, welche gegenwärtige, noch tausendfältig im Parteiischen und Zufälligen verflochtene Stoffe nicht gewähren.

Allerdings kommt kein historisches Drama ohne Verstoß gegen die Geschichte, ohne Anachronismen aus. Warum dann nicht gegenwärtige, nicht moderne Stoffe wählen, bei denen die Vergewaltigung der Historie wegfällt? Wo dieser Frevel unmöglich ist? Warum?? Die Antwort scheint schwer zu finden und liegt doch äußerst nahe. Um nicht einen noch größeren Frevel zu begehen: Frevel an der wahrhaftigen, zeitüberhobenen Dichtung! Wenn gesündigt werden muß — und die Ablösung der Kunst von der Wirklichkeit, das Losreißen eines Stückes Lebens aus dem allgemeinen Nexus, die Gegenüberstellung dessen, was ein Teil von uns ist, als etwas außer uns Existierendes, die Fixierung des Fließenden durch die Gehaltenheit, die Festigkeit der Form geht ohne Gewaltsamkeiten niemals ab — wenn gesündigt werden muß durch die Kunst, dann die kleinere — nicht die größere, die unwesentliche — nicht die wesentliche Sünde, der Frevel in den Außenbezirken — nicht in dem Allerheiligsten der Poesie. Das Drama hat, wo es seinem innersten Zweck gerecht werden will, uns Sinnbilder, Deutungen, Aufschließungen, Verdichtungen, Symbolisierungen unseres Seins zu geben. Dazu aber ist der aus dem Gegenwärtigen genommene Lebensausschnitt, der moderne Stoff, in mindestens 90 von 100 Fällen ungeeignet. Nur unter den allerseltensten Umständen wird es — schillerisch gesprochen — möglich sein, ihn durch die Form zu „vertilgen". Warum die Kraft an Unfruchtbarem, an einem Kampf mit Windmühlenflügeln vergeuden, wo Stoffe, Lebensausschnitte bereit liegen, die nach Gestaltung drängen, an denen das Empfinden Tausender und aber Tausender schon mitgeschaffen hat, so daß sie nur auf das letzte, erlösende Wort warten? Die Kunst liegt nirgendwo in dem Stofflichen beschlossen, sondern in dem Formhaften, durch das der Stoff herausgehoben wird aus seinen tausendfachen und tausendfältigen Verflechtungen mit Zeit und Wirklichkeit. Daß diese Heraushebung, diese Loslösung, diese Läuterung bei Stoffen der Historie nicht: leichter (das ist in der Kunst ohne Belang!) aber: vollkommener möglich ist, als bei Stoffen des alltäglichen gegenwärtigen Lebens, bezeugt der vorurteilsfreie Blick, gleichviel wohin wir ihn wenden: ob auf die Dramen klassischen — das heißt doch wohl unvergänglichen? — Gepräges, ob auf die Erzeugnisse der zu allen Zeiten vielgepriesenen, vielgespielten und doch, ach, so schnell vergänglichen, so unaufhaltsam wechselnden Modernität, die durch ihr Wesen jener Konstantheit, jener Konsistenz ermangelt, die Grundvoraussetzung der Kunst ist. Es ist in der Tat so, wie jemand, der als dramatischer Gestalter und geistvoller Erkenner um diese Dinge wie Wenige gewußt hat, einmal sagte: „Das wirkliche Leben ist ein Chaos, aber es liegt eine schreckliche Logik in dieser Phantasie."

*

Auf welche Weise, durch welche Mittel erfüllt das historische Drama seinen Daseinszweck, die Logik der chaotischen Lebensvorgänge bleibend zu gestalten? Durch das Pathos der Distanzierung. Und zwar durch eine Distanzierung nach zwei Seiten hin. Nach der Seite des gegenwärtigen, zur Deutung drängenden Lebensvorganges, wie auch nach der Seite des vergangenen, sich als Symbol bietenden Geschehens. Diese Distanzierung wird sich immer als eine Durchgeistigung des Doppelgegenstandes, der zur Bewältigung steht, erweisen. Das Einstige muß auf seine Typik zurückgeführt werden. Das Gegenwärtige ist von allem verwirrend Zeitlichen zu befreien. Und alsdann ist beides so tief in Beziehung zu setzen, bis sich keine: Kongruenz (die unmöglich ist) aber doch Bedeutsameres als eine mehr oder minder große Deckung ergibt, nämlich: eine Durchdringung von Heut und Einst, von Stoff und Form, von Allgemeinem und Persönlichem, die jene Einmaligkeit bewirkt, welche den unvergänglichen Reiz der Kunst ausmacht.

Freilich darf diese Vergeistigung, da wir uns im Gebiet der manifestierenden Kunst, nicht der deduzierenden Wissenschaft befinden, nicht soweit getrieben werden, daß sich darüber der Schein des Lebens, der Duft des Geschehens verflüchtigt.

Wirklichkeitszüge, Wesensnachbildungen haben auch bei dem historischen Drama ihre Berechtigung. Aber man verliere doch nie aus den Augen, daß sie hier, wie bei aller unvergänglichen Kunst, nicht Zweck, sondern Mittel sind. Daß sie den Boden darstellen, auf und aus dem die Dichtung wächst. Es geht niemals ohne sie. Aber es geht ebensowenig jemals um sie! Es geht vielmehr um die Erhebung über sie hinaus, um das Aufrecken in den Himmel der Überwirklichkeit, der Unwirklichkeit, durch den die ewigen Stürme der nicht an das Ich gebundenen allmenschlichen Erlebnisse brausen.

Diesem inneren Vorgang der Durchgeistigung, der Vergesetzlichung der chaotischen Lebensvorgänge geht als nicht minder wichtiges Mittel zur Erzielung des Pathos der Distanzierung, ein zweiter Vorgang parallel, der nur äußerlich scheint, in Wirklichkeit aber von jenem schöpferischen Prozeß, den wir gern in besonderem Maß als innerlich empfinden, allüberall, in jedem Atemzug bestimmt wird, so sehr, daß er geradezu der zuverlässige Gradmesser für die Intensität, die Tiefe und die Wahrhaftigkeit der dichterischen Geistesvorgänge und Gefühlsprozesse ist: die künstlerische Sprachgestaltung. Seit der klassischen Periode unserer deutschen Literatur hat auf dem Gebiet des hohen — also auch des historischen — Dramas der fünffüßige Jambus in unumschränkter Macht geherrscht. Aber schwachbegabte Nachfahren und undichterische Epigonen haben ihn jahrzehntelang in einer Weise mißbraucht, daß vor dieser edelsten dramatischen Sprachform ein wahrer Horror besteht, der nur sehr schwer zu überwinden ist. Nun ist zuzugeben, daß der gleichmäßige fünffüßige Jambus Einschränkungen mit sich bringt, Widerstände zu überwinden hat, Gefahren in sich birgt, deren nur sehr schwer Herr zu werden ist. So wird — während das mythische deutsche Drama für immer auf ihn angewiesen sein dürfte — das historische Drama vielleicht zu einem unabgegrenzten, freien Jambus kommen, der die Vorzüge dieser Versart zu nützen ermöglicht, ohne ihren Gefahren zu verfallen. Zu einem Jambus, der über die Fünfzahl dahinfließt, der an Verschiebungen und Synkopierungen, an Rückungen und Schnellungen weit mehr zuläßt als der klassisch gegliederte und geglättete Vers und doch — im Gegensatz zu der lockeren, unverbindlichen Prosa — den Gefühlston, den Geistesakzent unausweichlich bis ins Einzelne dahin zwingt, wohin der Dichter ihn haben will und so eine weitgehende Angleichung der Empfindungen des Schaffenden und der Aufnehmenden gewährleistet. Natürlich darf der jambische Rhythmus nicht von außen herangetragen, nicht kurzerhand über den prosaischen Sprachkörper gestülpt werden. Vielmehr muß die Sprache so gesteigert, so zusammengedrängt, so gegliedert sein, daß der jambische Rhythmus die Kontur, der äußere Abschluß des lebendigen, zuckenden, gestrafften Sprachleibes ist. Man kann es in Deutschland, wo noch immer die Sprache mehr mit den Augen als den Ohren aufgenommen wird, wo man die Silben, alter Schulmeistergewohnheit gemäß, in der Rhythmik zählt, statt wägt, wo das musikalische Prinzip auf den gesungenen Ton beschränkt wird, statt endlich auch dem gesprochenen zugestanden zu werden, man kann es in Deutschland freilich wieder und wieder erleben, daß man von einer dichterischen Sprache, die fortlaufend gedruckt ist und als Prosa erscheint, ohne es darum zu sein, gebieterisch Prosaismen, Naturalismen, Wirklichkeitstreue verlangt, also fordert, daß sie sich selber ins Gesicht schlage, wohingegen selbst geringfügige Steigerungen, winzige Abrückungen von der Sprache des Alltags, die man dem Vers in vielfacher Potenz vorgibt, als Geschwollenheiten, Unwahrhaftigkeiten, Unnatur, Verstiegenheiten abgetan werden. Es dürfte noch sehr lange dauern, bis das Empfinden Allgemeingut wird, daß es in der wahrhaften Dichtung im Grunde genommen Prosa gar nicht gibt, die Frage der Wirklichkeitstreue also irrelevant ist. Daß vielmehr die Dichtung, die Sprachkunst erst da anfängt, wo die Sätze, die Wortfügungen durch Zusammendrängung, durch Rhythmisierung, durch Aufsteigerung, durch metaphorische Hebung soweit von dem Leben, der Natur, der Wirklichkeit abgerückt sind, daß ein Schielen nach diesem mit der Kunst nur durch unterirdische, unsichtbare, nicht zu verfolgende Befruchtungsadern verbundenen Gebiete sich von selber verbietet.

*

Ein Beispiel: „Ferdinand von Lassalle. Eine Tragödie des Willens von Julius Ernst Lips. Verlag Das Zelt, Leipzig."

Ein außerordentlicher, größte Möglichkeiten bergender Stoff. Der tragische Ablauf eines ungemeinen Lebens, das vielfach von Wissenschaftlern analysiert, beschrieben, gedeutet, aber noch nicht von einem Künstler synthetisiert, gestaltet, symbolisiert wurde. Eines Lebens, in dem sich unsere Zeit vielfältig widerspiegelt, das erst durch die Entscheidungen unserer Zeit völlig erhellt wird. Mithin: dankbarste Aufgabe für eine lebendige historische Tragödie, in der unsere Sache verhandelt und doch dem Parteikampf des Tages soweit entrückt wird, daß sie künstlerischer Gestaltung zugänglich ist.

Das Pathos der Distanzierung ist von Lips nach beiden Seiten hin angestrebt. Er begreift Lassalle als den reinen Willensmenschen, der an der Unterschätzung der Materie zugrunde geht. „Ich bin der Weg!" ist auf die Frage seiner Anhänger, was praktisch geschehen soll, seine Antwort. Tragische Umkehrung: Er war, wurde nicht der Weg, er war ein Zielzeiger, Deuter des Zukünftigen. Wie sein ideeller Gegner, Marx, der das Ziel zu geben glaubte, nur den freilich unabsehbar gewordenen Weg bezeichnete; sein praktischer Gegner, Bismarck, Ziel und Weg immerfort aus den sich ständig wandelnden Verhältnissen heraus neu bestimmte. Dieses tragische Grundwesen noch kompliziert durch das persönliche Moment: durch menschliche Verkettungen, Sehnsüchte, Bedingtheiten, Schwächen. Lips sagt darüber: „Er, als einer der letzten Vertreter einer untergehenden Klasse war nicht losgelöst genug von der Geisteswelt, von den Gefühlskomplexen dieser Kaste, von der er sich dennoch innerlich losgerungen hatte. Er konnte nicht ganz verbrennen, was er bisher angebetet hatte ... Seine Klugheit lähmt seine Tatkraft, seine Vielseitigkeit tötet sein Handeln ... Bei allem schattenlosen Wollen, bei der Klarheit im Erkennen der Endziele fehlt ihm zum Schluß doch eins: der Glaube seiner Anhänger ... Auch hier erfühlt die Masse instinktiv richtiger die Wege zum Erfolg als er selber. Sie versagt ihm auf seinem allzusehr ideologisch-bourgeois eingestellten Wege die Gefolgschaft."

Auf dieser Grundlage ist eine Tragödie nicht: gegeben, aber doch: angelegt, skizziert, die immer wieder etwas Hinreißendes, Atemversetzendes, Aufwühlendes hat. Woran liegt es, daß Befreiung, Erschütterung, Erhebung ausbleibt? Der Verfasser ist den in die rechte Richtung abgesteckten Weg nicht zu Ende gegangen. Er sagt in seinem Vorwort mit größter Offenheit: „Lassalle ist noch allzu gegenwärtig, um stilisiert, noch allzu lebendig, um gedichtet zu werden." Wäre dieser Satz wahr, so wäre seine Tragödie ein Versuch am untauglichen Objekt, der bekannte Kampf gegen Windmühlenflügel, den die Dramatisierer moderner Stoffe immer und immer wieder kämpfen. Aber der Satz ist falsch! Das Leben Lassalles ist so fern, daß es — in gesteigerter Form — gedichtet werden kann. Lips bleibt hinter dieser Steigerung, hinter dieser Dichtung (das Wort in seinem ursprünglichen und übertragenen Sinne gefaßt!) zurück. Er dialogisiert Tatsachen, Wirklichkeiten und erreicht damit bei weitem nicht den Eindruck wie Beschreibungen des Biographen Oncken. Er wagt die von niemandem aufgezeichneten Gespräche zwischen Bismarck und Lassalle nicht zu erfinden. Und muß doch nach schlechtester Dichtermanier Lassalle zu diesem Gegner als zu einem Schatten sprechen lassen. Er dichtet zu wenig. Dann aber, als die Tragödie aus ist, dichtet er zuviel. Zu dem „gigantisch und einfach" aufgebahrten toten Lassalle kommen Abordnungen, Anhänger und halten endlose Epiloge. Die „Zwietracht" erscheint in „fahlblauem, vagem Licht" und sagt programmatische (schlechte) Verse auf. „Expressionistische Gruppen" treten „in sanftem Blaulicht" auf. Die Gräfin Hatzfeldt steht in „samtenem Licht" und deklamiert seitenlang Liebesresignation. Es ist, als ob der Verfasser, von Schlußtorpanik befallen, alles nachholen wollte, was er sich vier Akte lang an „Dichtung" entgehen ließ.

Natürlich muß sich diese unentschiedene geistig-künstlerische Haltung am sichtbarsten in der Sprache erweisen. Lips verkündet dies als sein Wollen: „Ich gebe meiner Sprache nicht die unoriginelle Manieriertheit, die man als ‚persönliche Note' zu bezeichnen pflegt. Ich lasse meinen Helden sprechen, wie er, der Meister aller agitatorischen Redekunst, sprach und suche nicht, seine geistvolle Ursprünglichkeit durch artistische Redewendungen zu übersteigern." Diesem Wollen steht folgende Leistung gegenüber: Auf weite Strecken dürfte, nichts-als-

wirkliche, undichterische, antikünstlerische Prosa; an einigen tatsächlichen Höhepunkten jene straffe, kurzsätzige, aufpeitschende, Ausrufungszeichen erheischende Rhythmik, die das innere Jagen und Hasten des Helden sinnfällig, sichtbar macht, an vielen vermeintlichen Höhepunkten verkappte, unerträgliche Jambik bei Lassalle und seinen Anhängern, die in geradezu groteskem Gegensatz (in künstlerischem, der wirkliche tut wenig zur Sache!) sich zu dem befindet, was zu geben war. Ob der Jambus, der zum ruhigen Fluß, zum breiten Ausladen, zum Gleichmaß neigt, in diesem Fall überhaupt möglich war, ist sehr die Frage. Ohne Zweifel aber ist, daß schlechte Jamben, daß eine Sprachrhythmik, die mit schulmäßigen Silbenabstoßungen, mit unerträglichen Inversionen, mit äußerlichen Dehnungen und Ballungen der Sprache arbeitet, die Sünde wider den Geist ist, die bekanntlich nicht vergeben werden kann.

Summa: Die Frage des historischen Dramas ist keine Frage der Kunstgattung, sondern des Künstlertums, keine Angelegenheit des dichterischen Genres, sondern der dichterischen Kraft. Da die Kunst als Ganzes Quadratur des Zirkels, nach Goethe: Sprache des Unaussprechlichen ist, wie sollte es im besonderen Fall anders sein? Ein Rest, darunter man qualvoll aufseufzen, dessen man gelassen lächeln mag, bleibt überall. Im Leben und in seiner Gestaltung. Das Ganze — stets unser Ziel — wird in dieser Existenz nie unser Besitz. Wer es weiß und dieses Wissen, trotz des Wissens um die Unmöglichkeit des Unterfangens, immer wieder zu überwinden sucht, der trägt in sich den Hauch jenes Geistes, dessen Sturmwindstöße jenes Heldentum ausmachen, das in Historie und Dichtung die Menschheit zu suchen nicht müde werden wird bis zu ihrem letzten Atemzug.

Wahnmochings Klassiker[1]

Von Rudolf Frank (Florenz)

„Daß es viel zu anstrengend wäre, die Kulturströmungen einzelner Stadtteile genauer zu beschreiben" wird niemand wohl heftig in Abrede stellen. Ein Stadtteil nur (und vielleicht ist's in der ganzen Welt nur dieser eine) mag eine Ausnahme machen: es ist jener Teil Münchens, der östlich der Akademiestraße liegt, Schwabing heißt und einst von seinem liebsten Kind und echtesten Sprößling in richtiger Erkenntnis seines Wesens Wahnmoching genannt wurde. Denn die Seele Schwabings ist mehr als die Seele Münchens, sie schließt in sich alles, was in München spendend, zukunfthaft, bewegt, phantastisch, aufrührend ist und breitet sich aus nach Norden und Südosten, wirbt, beflügelt, lockert auf und berauscht. Meist sagt man hier ein wenig spöttisch „schwabingerisch" und „Schwabing", denkt an allzulange Haare, durchschwärmte Nächte, Liebesleben in der Unnatur, Kathi Kobus und andere Kuriositäten, doch wenn man ehrlich und nur ein wenig gründlich ist, muß man nachdenklich konstatieren, daß hier die Stätte ist, die nicht durch Zufall Rilke, Wedekind, Heinrich und Thomas Mann und Ibsen, Isolde Kurz und Elisabeth Bergner, Rudolf Steiner, Franz Blei, Valeska Gert, Ricarda Huch, die Godwin, Hermann Bahr, die Mildenburg, Bruno Walter, Emil Preetorius, Lautensack, Fritz Strich, Otto Falckenberg, Bert Brecht und Feuchtwanger, Hans von Weber und Kurt Martens betraten, um sie teils nie, teils nur gezwungen zu verlassen. Daß hier die nordische Literatur mit Hamsun und Strindberg für Deutschland übersetzt, verlegt, aufgeführt (man kann schon sagen: entdeckt) wurde, daß hier der „Simplizissimus" auftrat (wie aufschlußreich ein Blick in den ersten Jahrgang!), für die „Jugend" gemalt und gedichtet, für Nymphenburg modelliert wurde! Daß hier der repräsentativste Verlag für das katholische Deutschland, der Theatiner-Verlag, entstand und der tiefste Geist im deutschen Katholizismus, Romano Guardini, bevor

[1] Franziska Gräfin zu Reventlow. Gesammelte Werke in einem Bande, herausgegeben und eingeleitet von Else Reventlow. München, Albert Langen. 1227 S.

er die geistlichen Weihen entgegennahm, einen Hauptteil seiner menschlichen Einblicke empfing.
Soviele Fruchtende, doch nur ein Einziger, den wir als „Schwabings Klassiker" bezeichnen können, weil er ganz aufging in diesem Stadtteil (der etwas von einem imaginären Weltteil an sich hat), so eins mit ihm wurde, daß er uns heut als dessen Inkarnation erscheint.
Das war zur Zeit, als wir Studenten waren und unsere ersten (und letzten) Gedichte vor Lissauers unbestechliches Tribunal oder Edgar Steigers absinthgetrübten Blick ins Café Stefanie trugen, da wandelte, tanzte, stromerte er über die münchener Erde: vom fin de siècle jusqu'à la fin de la paix. Der „Klassiker" aber war ein sehr weibhaftes Weib und natürlich nicht aus München gebürtig (das sind nur die wenigsten Schwabinger), auch nicht aus Schlawinien (das sind die meisten, wenn man unter Schlawinien die Gegend östlich der Isar bis zum Kaukasus versteht), sondern aus der Heimat — Theodor Storms. Es war, wovon sie aber nur im Notfall Gebrauch machte, eine Gräfin zu Reventlow und lieh den Vornamen Franziska — und nicht bloß den Vornamen — dem Freund und Seelenbruder Wedekind für die Gestaltung seines weiblichen Faustulus Franziska. Mit ihrem leiblichen Bruder Reventlow, an dessen Leitartikel in rechtsradikalen Blättern man nicht ohne Grausen zurückdenkt, hatte sie, zumal was den Stil angeht, gottlob nicht die mindeste Ähnlichkeit. Sie kam als Malschülerin nach München-Schwabing, aktete beim alten Asbé, bei Güttner, Hofmann, wurde Schauspielerin, Modell, Sängerin, Strichmädchen, Wanderköchin, Hetäre bald großen, bald kleinen Stils, Versicherungsagentin, Masseuse im „Schönheitssalon", Dichterin, Übersetzerin und frisierte Witze für Albert Langen, der jetzt ihre Gesammelten Werke auf Dünndruckpapier herausgegeben hat.
Mit gleicher Rückhaltlosigkeit wie ihren schmächtigen Leib gab sie ihre mehr oder weniger massiven Abenteuer in lockerer Erzählungs-, Brief- oder Tagebuchform im „Simpli" und der „Jugend" preis und sammelte selbst dreihundertfünfzig Subskribenten für ihren Herzensroman „Ellen Olestjerne", ohne darüber jedoch auch nur eins der flimmernden, purpurnen, erlebnisreichen Gaukler-, Bauern-, Presse-, Elfscharfrichter-, Werdenfelser-, Spitzweg- und sonstigen Künstlerfeste zu versäumen. Mit ihrem verzehrenden Fluidum, ihrer jagenden, herrschenden Lebensgier erfüllte sie Elendenkirchweih, Böhlaufeste, Ateliers, atmete Schneestürme an der Isar ein und besuchte zwischen zwei Operationen im Josefinum Starnberger-, Ammer- und Schliersee, immer neu gepaart, Galerie Heinemann, Kathi Kobus, Teestube und alle elf Scharfrichter.
Von ihrer Zunge flossen Aussprüche von so rückhaltlosem Freimut, daß sogar Frank Wedekind perplex davor zurückfuhr, und doch hätte selbst Otto Weininger, dessen „Geschlecht und Charakter" damals den Staub in vielen Hirnen aufwirbelte, sie nicht in sein Schema „Dirne" einkasteln können. Denn diese Wilde, Heidnische, Großartige, die lachend im Tagebuch „heute zwei Kavaliere à 100 Mark" verzeichnen mochte, war mit ganz so ganzer Seele sorgende, selige Mutter ihres bis in letzte Seelenregung verstandenen, erlebten und geliebten „Jungen", den sie keinem Vater gönnte, keinem ließ. Sie war ein einmaliger Fall Mensch, ein sündiges Mirakel und der Klassiker von Schwabing. Alle, die man vorher oder nachher als „Königinnen von Münchens Boheme", als „Letzte von Schwabing" hervorhob — selbst die Beutler, selbst die Rüthel — sind im Vergleich mit ihr nur arme Hascherln. Keiner, auch nicht Schwabylons humoristischer Analytiker Roda Roda hat Menschen, Mischungen, Mysterien, frenetische Freuden, poetische Posen, Wahrheiten und Lügen, geniale Dummheiten, naive Bescheidenheit, inhaltsfreie Phantastik, gutmütige Arroganz dieser Siedelung so in extenso reflektiert, so intensiv inkarniert wie diese (mit Klopstock zu sprechen) „göttliche Fanny".
Nicht in einer oder mehreren dichterischen Arbeiten (denn gearbeitet hat sie nie), allein in ihrem ganzen Sein, von dem ihr Geschriebenes nur ein Echo ist, hat sie ihr Wahnmoching für alle Zeiten gestaltet. Alles, was sich dort damals traf und kreuzte, trifft man — wenn auch meist nur skizzenhaft in Andeutungen — in diesen gesammelten Niederschriften: Friedrich Huch, Panizza, Busse, Marchlewski (Wedekinds früher Verleger), Omar al Raschid (der Mann der Böhlau), die beiden Henry's (der eine: Konferenzier der elf Scharfrichter), Bruno Frank, Anita Augspurg,

Frau Strindberg, die schöne Frau Lessing (die ihr „zu frauenbeweglerisch“ ist), Rilke (der ihr Blumen, immer wieder Blumen vor die Türe legt) und hundert andere, die sie manchmal selbst nicht kennt, nur mit einem Phantasienamen belegt und die uns doch in ihrer bunten Gesamtheit das sinnlos schöne Leben dieses verruchten Sprengels und seiner weitverstreuten Diaspora filmhaft vor Augen führen.

Man würde den Wahrheitsdrang der Reventlow, die Offenheit ihrer im Grunde urgesunden Natur beleidigen, wollte man sie, die sich nie verhehlt, verkrampft, übertrieben hat, auf ein posthumes Piedestal erheben und sie als Dichterin oder (wie's ihre Schwiegertochter, die Herausgeberin, versucht) als „Dame“ glorifizieren, entschwabingern. Sie war **Mater vulgivaga**, war's mit Seele und Leib, und „dichtete“ auf jagender Schreibmaschine, um ihrem Kind eine bunte Mütze, Hemden, ihrem Zigeunerhaushalt Petroleum oder Kohlen, sich selber Seidenstrümpfe oder ein Billett zur Sarah Bernard zu kaufen. Von Hunger und Schulden inspiriert, warf sie ihre Gefühle und Gedanken aufs Papier und ließ sie da liegen, wie eben sich's fügte. Und es ist bewundernswert, wie schön sich's mitunter fügt.

Die „Amouresken von Paul zu Pedro“ besonders sind allerbeste, allerlebendigste deutsche Prosa, deren hohes Niveau ihr selbst wohl kaum bewußt war. Ihre Sprache hat das sprudelnde Tempo blutvollen Geistes, hat Augen, bezaubernde Gesten, manchmal auch unanständige Gebärden (das macht nichts), selbst ihre stilistischen Entgleisungen sind in ihrer naiven Selbstverständlichkeit nicht ohne Reiz.

Nie dichtete sie nach Art des Mannes, und man durfte sie im Leben nie „Schriftstellerin“ nennen: Um Himmels willen, man tituliert doch auch einen, der im Winter arbeitslos Schnee schaufelt, nicht lebenslänglich Schneeschaufler. — Und nun „Werke“, „gesammelte Werke“! Wie hätte sie sich darüber mokieren, sie: Gesammelte Konfusionen, kritische Sündenauslese, numerierte Lustwerke nennen können!

Und nur eines hätte ihr Freuden bereitet: der Gedanke an die Gesichter, mit denen man da droben in ihrer Heimat, in den reservierten Kreisen der vornehmen Verwandtschaft, Bekanntschaft den neuen Klassiker-terribel ansieht, verurteilt, verlästert, verdammt und dennoch — verschlingt. Denn er ist bestimmt eine amüsantere Lektüre als Kreuzzeitung oder Ludendorffs Memoiren.

Brief an Walter v. Molo

Von Josef Winckler (Godesberg a. Rh.)

Ihr offener Dichterbrief rührte an mein Herz, denn wie oft erlebt man, daß ein Dichter dem andern freiwillig und freimütig so offene Anerkennung zollt? Aber ich muß doch einen Schuß Essig in den Liebeskelch schütten, denn Ihre Grundeinstellung ist falsch! Sie schreiben, ich hätte mit seltener Offenheit zugegeben, daß ich eine Konjunktur mitgenommen habe, um unabhängig zu werden, und dies Eingeständnis sei tapfer, schön, groß! Verehrter Herr v. Molo, dies klingt wie ein **pater peccavi** von mir und ist doch nur blutigste Ironie gewesen; lesen Sie bitte das Vorwort zum „Pumpernickel“ nochmals, es heißt da: „Ob ich künftig noch als rheinischer Dichter gelten soll? Es war soeben eine schöne Konjunktur darin und ich habe gern sie mitgenommen usw.“ denn das bezieht sich auf die schauderhaften rheinischen Jahrtausendfeiern, wo der rheinische Genius offiziös und offiziell ohne die rheinischen Dichter gefeiert wurde.

Ja, niemand ist weniger je Konjunkturdichter gewesen als ich! Oder wissen Sie nicht mehr, daß die „Werkleute auf Haus Nyland“, zu denen ich gehörte, jahrelang sogar ohne Namennennung auch ihre Werke veröffentlichten, um rein sachlich nur durch die Leistung an sich zu wirken? Daß gerade wir von allem Literatentum uns am weitesten abrückten durch die prinzipielle Forderung eines praktischen Berufs, der uns unabhängig machte von jeder Konzession, so daß jeder nur

veröffentlichte, was ihm letztes Extrakt schien? Und dann lese man bei Soergel nach, wieso ich nach dem „Irrgarten Gottes“ und dem „Chiliastischen Pilgerzug“ erst zum „Tollen Bomberg“ kommen mußte, zu einem Buch befreienden Gelächters aus Notwehr, und darum auch ist dies Buch der größte Bucherfolg der Jahre geworden, während alle andern „tollen“ Bücher, voll „Gewaltsamkeit, durch Derbheit Lachen zu erzwingen“, die also aus dieser erst von mir begründeten Konjunktur ad hoc fabriziert wurden, längst wieder verpufft sind! Dies ist das ganze Geheimnis, aber ich darf es nun nicht widerspruchslos verschieben lassen, als ob ich irgendeine Konjunktur vorgefunden und ausgenutzt hätte! Vielmehr heißt es wiederum im Vorwort zum „Pumpernickel“: „Auch die zahlreichen Verleger, die gegen Kassa bar Bombergiana bei mir bestellten (wie bei beliebten Spezialartikeln kann ich hinzufügen: ‚Sämtliche Zuschriften liegen notariell beglaubigt zur Besichtigung diesseits vor!‘), muß ich vertrösten, daß die letzten Streiche erschienen sind in ‚Velhagen und Klasings Monatsheften‘ und damit basta, denn der Dichter ist kein Spaßmacher, der Feuer frißt vor den Herrschaften . . .“

Somit wüßte ich nicht, nach welcher Richtung ich eine Konjunktur ausgenutzt hätte, wohl aber hab’ ich das strikte Gegenteil getan (und unter den Poeten sind nicht viele, die so gehandelt hätten!) und gestoppt! Es wird mir wahrlich genug schon Sensation, Pamphletie usw. in obskuren Winkelblättchen von Zeloten angeheult, deren Duckmäusigkeit der Tolle-Baron bekanntlich derb gebeutelt, sogar von Kanzeln wird gegen den armen Bomberg gepredigt, Finsterlinge stürmen die Buchläden und verlangen dessen Entfernung, so daß einer, der’s satt kriegte mit solcher Bevormundung, vor Wut — evangelisch wurde! Seit der letzten Sintflut dürfte es das erstemal sein, daß ein katholischer Buchhändler eines katholischen Dichters halber — evangelisch wurde! Einem andern Buchhändler, der einige Exemplare an alte Jugendfreunde der Heimat verteilen wollte, dem Ärmsten ließ ein Dorfpfarrer bedeuten: „Wenn Sie nicht sofort den Ort verlassen, werden Sie durch den Gendarm wegen Vertriebs verbotener Bücher hinausgejagt!“ So gibt es Dutzende humorvolle Anekdoten, wie der Bomberg heut noch auf gewisse Eiferer wirkt, aber das Volk kümmert sich den Deut drum und liest schwarz auf weiß, was es selber seit Jahrzehnten in allen Wirtshäusern sich als Schwank und Abenteuer zum besten gibt und was nicht zum geringsten Teil aus dem Munde von „fröhlichen“ Geistlichen mir anvertraut wurde, aber natürlich unter „scientes!“ Und was werden die blinden Eiferer jetzt auch von Ihnen murmeln, verehrter und unvorsichtiger Herr v. Molo, wenn Sie öffentlich auf Grund von „Erfahrungen im Westen“ bestätigen, der Westfale liebe in der Tat „Zötchen und Späße nach der Art Bombergs?“

Wir sind aber nicht derber und „unappetitlicher“ als die Landsleute anderer Himmelsstriche, nur haben wir uns ein gut Teil naturwüchsigen, niederdeutschen Humors bewahrt und als Gestalter Schillers, der nebenbei auch die „Räuber“ schrieb, können Sie selber nicht „überempfindlich“ geworden sein. Das wäre auch unzeitgemäß: heiliger Augustin — wir wollen nachträglich doch keine Limonade über den Weltkrieg gießen und über alles, was stündlich uns noch umgärt! Die leidige Menschheit war noch nie recht stubenrein, Gott hat eben bei Erschaffung der Welt — wie jeder ohne Privatoffenbarung wissen wird! — keine Glacéhandschuh getragen und deshalb brauchen wir nicht „apprehensiver“ zu sein als der Herrgott selber!

Summa, lieber Herr v. Molo: sehr aufrichtig erfreut mich gerade die Zustimmung vom Schöpfer des „Friderikus“, der ich beim „Pumpernickel“ oftmals just an ihn denken mußte, als ich den Volksmythos vom „Ollen Fritz“ ans Licht hob! Und kommen Sie mal wieder „zum Westen“, fahren Sie etwas weiter und steigen bei mir ab, und wir wollen die beste Flasche zwischen Basel und Bonn auf alle die intelligenten Kritiker trinken, die uns auch fürderhin gewogen bleiben!

Buchdrama und Bühnenschauspiel

Ein Beitrag zur Psychologie des ästhetischen Genusses

Von Hans-Joachim Flechtner (Stettin)

I.

Das Wesen des ästhetischen Genusses liegt in der Fähigkeit des Menschen, von seiner augenblicklichen Situation zu abstrahieren und sich in andere Situationen einzufühlen. Diese Einfühlung kann so weit gehen, daß dem Menschen für die Dauer des Vorganges das Ich-Bewußtsein in mehr oder weniger starkem Maße verloren geht, daß er sich mit der Person jener anderen Situation völlig identifiziert. Hier berührt sich der ästhetische Genuß mit dem Höhepunkt alles Genießens: der Entpersönlichung (man sucht Vergessen im Genuß) und ragt weit über alles andere hinaus.

Metaphysisch gesprochen, liegt in dem Menschen der Wunsch, die Einsamkeit seines geistigen Seins zu durchbrechen und ohne die trügerische Brücke der Sinnesorgane das Innenleben des Nebenmenschen mitzuerleben. Die Möglichkeit der Einfühlung ist ein allgemeines Gut der Menschheit. Schon der Knabe identifiziert sich mit dem Helden seiner Indianergeschichte, ja, nicht nur mit dem Helden allein, sondern auch mit jeder der auftretenden Personen.

Diese letztere Tatsache ist besonders charakteristisch. Wir sind fähig, die Lebensschicksale einer ganzen Anzahl von Menschen gleichzeitig innerlich mitzuerleben, wenn auch eine Persönlichkeit stets im Vordergrunde des Interesses stehen wird. Hamlet und der König, Laertes, Ophelia, die Königin, ja jede der Nebenpersonen bis hinunter zu den Totengräbern — alle leben sie in uns, aller Schicksale fühlen wir mit.

Im Grunde aber unterscheidet sich — psychologisch gesehen — der ästhetische Genuß des „Hamlet" nicht von dem Genuß des Lesens eines der landläufigen Unterhaltungsromane. Es ist daher nicht zutreffend, wenn Psychoanalytiker in letzteren Fall von „Wunschträumen" im wachen Zustande sprechen. Die Wurzel, die aus der Struktur des Charakters entspringt, ist dieselbe — aber es sind zwei verschiedene Triebe, die sie offenbaren.

Der Wunschtraum kreist stets um die eigene Persönlichkeit — und ist nicht nur in der Jugend so stark verbreitet. Das Charakteristikum für den Inhalt des Träumens ist der Erfolg, der Sieg; nur masochistisch veranlagte Charaktere „erträumen" sich Leiden, Niederlagen.

Im Gegensatz zu diesen Tagträumen besteht der ästhetische Genuß stets im Aufgeben, Vergessen des eigenen „Ich" und — bei der Literatur — im Einfühlen in die Persönlichkeit, das „Ich" des Anderen, des Helden. Und hier sind es gerade Leiden, die uns im Innersten berühren, die die tiefste Wirkung hervorrufen, und zu allen Zeiten galt die Darstellung des leidenden Menschen als hohes Ziel der Dichtkunst: Äschylos, Shakespeare, Kleist, Dostojewski! Was im Tagtraum krankhaft ist, da es sich um Wünschen und Wollen des eigenen „Ich" handelt, ist im ästhetischen Genuß der Höhepunkt, dessen Wert gleichzeitig ein hervorragend ethischer ist, da er die Brücken schlägt von Mensch zu Mensch, da er uns die Leiden des Mitmenschen miterleben — und mitleiden läßt. —

Die Einfühlungsfähigkeit zeigt eine deutliche Gliederung, sowohl nach Art und Wesen des eingefühlten Gegenstandes als auch im Wesen und Wirken der psychischen Einfühlung selbst.

Am stärksten ist die Wirkung wohl bei „körperlich" miterlebten Ereignissen, denen man z. B. als Zuschauer beiwohnt. Die Stärke der Wirkung resultiert hier aus dem Bewußtsein, daß es lebende Menschen sind, die leiden. Gefahr und Unglück sind die beiden Situationen, in denen auch uns völlig gleichgültige Menschen unser inneres Mitgefühl erwecken können. Th. Lipps bringt als Beispiel die atemlose Spannung der Zuschauer eines waghalsigen Zirkuskunststücks — andere Beispiele bieten Verkehrsunfälle — kurz alle Arten „gefährlicher Situationen". Die Wirkung ist hier wie gesagt am stärksten, sie führt leicht bis zur Ohnmacht — aber sie ist unklar, verschwommen, geht ohne Bewußtsein vor sich. Der Beobachter identi-

fiziert sich nicht mit dem Leidenden, sondern überträgt unbewußt dessen Schicksal in Gedanken auf sich selbst — und das Ergebnis ist — typisch für diesen Fall — Mitleid mit dem „Anderen", dem man sich bewußt gegenüberstellt. Trotzdem ist durch die Kraßheit der Fälle die Wirkung oft stark. Wir kommen hierauf bei Besprechung der Rolle des Schauspielers für die Wirkung des Dramas noch zurück.

Weit stärker ist die Möglichkeit des Einfühlens in die Personen der Kunst. Dies liegt einerseits darin, daß die Helden der Dichtkunst so gestaltet sind, daß man ihr Innenleben leicht erkennen — und mitleben kann, andererseits aber bietet der gemäßigte zeitliche Ablauf der Handlung unserem Geist mehr Möglichkeiten zum vertieften Erleben. So ist es die Aufgabe des Dichters, seine Gestalten mit Leben zu erfüllen, sie so zu bilden, daß wir sie innerlich durchleben können! Das Ergebnis des Miterlebens darf aber nicht Mitleid sein — das ist eine Unklarheit der älteren Ästhetik — sondern die Wirkung muß viel tiefer hinabreichen: Wir sind es, die kämpfen und leiden. Wir übertragen nicht die Schicksale des Helden auf uns, das Mitleiden entspringt nicht der Furcht, ähnliches durchleben zu können — auch das sind Unklarheiten älterer Anschauungen —, ist nicht „Mitleid" — sondern wir durchleben die Handlung in unserem eigenen Innern, die einen stark, die anderen schwächer, je nach der Fähigkeit des Einfühlens. Die Wirkung entspricht ungefähr dem Gefühl, das wir nach einem schrecklichen Traum (Schlaftraum) haben, während des Traumes leiden wir wirklich.

Deutlich wird dies, wenn wir Lesende beobachten. Unwillkürliche Bewegungen als Ausdruck der Empfindungen und Gefühle wird jeder schon an sich oder anderen beobachtet haben. Die Augen des Lesenden blitzen oder blicken voll tiefer Trauer, spannende Szenen werden in schnellstem Tempo gelesen, die Welt scheint versunken, der ganze Organismus ist in aktiver Erregung. Viele sind „bis zu Tränen gerührt".

II.

Das gelesene Drama vermittelt uns — wie die Epik — die Wirkung durch das (gelesene) Wort. Der Gegensatz besteht in schärferen Konturen der Personen des Dramas, in der strengen Konzentration der Handlung, Momenten, die der Einfühlung, der Identifizierung starke Hilfen bieten. Deshalb ist die Wirkung eines gelesenen Dramas meist weit stärker durch die Gedrängtheit der Eindrücke, die restlose Identifizierung dagegen ist — wenigstens beim ersten Lesen — selten möglich. Wir haben es hier gewissermaßen mit einem Übergangsstadium von wirklichem Erleben zum ästhetischen Einfühlen zu tun.

Weit schwerer dagegen ist die Aufgabe des Dramendichters: Er muß der weitausholenden, psychologischen Gestaltung entsagen, muß die Personen mit wenigen Worten klar umreißen, muß ihnen mit einem Griff Leben verleihen. Regiebemerkungen sind nur Leitseile für die Phantasie des Lesers, die sie verhindern, bei der Bildung der Umgebung der Handlung — einem stets vorhandenen Triebe der Phantasie — in die Irre zu gehen.

Insofern ist die Meinung der älteren Ästhetik nicht unbedingt zutreffend: das Drama hat auch ohne Bühnenaufführung Leben, wie jedes andere poetische Kunstwerk. Die Gestalten, die Handlung scheinen zu schlummern und erst durch unser Mitleben erwachen sie zum Leben.

Der ästhetische Genuß am gelesenen Drama unterscheidet sich also nur dem Grade, nicht der Art nach, von dem am Roman. Scharf zu trennen ist dagegen die Ästhetik des gelesenen Kunstwerks von der des aufgeführten, gehörten!

Aus dem Vorhergegangenen ist klar, daß jedes ästhetische Genießen in einer Reproduktion des Kunstwerkes durch den Lesenden besteht. Die aktive Arbeit des Einfühlens ist das Wesentliche. Der Leser verkörpert während des Lesens in sich die Personen der Handlung, gibt ihnen damit notwendigerweise von seinem Charakter, legt seine „Auffassung" in sie hinein. Wir können sagen: Jeder Leser ist im Grunde genommen ein Schauspieler, er erlebt während des Genusses in seinem Innern die Handlung — in seiner Darstellung! — und er fühlt sich als ihr Träger!

Ganz besonders gilt dies für die Lektüre von Dramen, da es sich hier um wirkliche „Rollen" handelt, die ihrer Struktur nach als Grundlage für den Schauspieler dienen sollen. —

Die unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen des Lesenden bilden die Brücke zu den willkürlichen

des Schauspielers. Auch der Unterschied zwischen Schauspieler und Leser ist nicht prinzipiell. Beide treten als Einfühlende an das Werk heran, beide identifizieren sich mit den Personen der Handlung, beide tragen ihre Auffassung in die vorliegenden Charaktere hinein. Als Unterschied bleibt lediglich, daß der Schauspieler, durch die Gewohnheit getrieben, stets die Wirkung der Aufführung beim Lesen vor Augen hat, während der Leser weit unbeeinflußter liest. Doch ist das ein zweites Moment, für das Wesen des ästhetischen Genusses selbst nicht von Bedeutung. Prinzipiell muß festgehalten werden: Leser und Schauspieler gleichen sich in der Art der künstlerischen Reproduktion völlig, das Wesen des ästhetischen Genusses an einem gelesenen Dichtwerk besteht in der innerlichen Wiedergabe der Handlung, im „Spiel" der vorliegenden „Rollen"! Wesentliches Moment ist die aktive Arbeit des Sich-Einlebens in die „Rolle" als tätige Reproduktion des Kunstwerkes von seiten des Lesers.

III.

Völlig anders liegen die Verhältnisse bei der Aufführung eines Dramas. Das Wesen der dramatischen Aufführung besteht in der geschlossenen Wiedergabe der dramatischen Handlung, ihrer Projektion in die körperliche Wirklichkeit. Die Personen werden durch Menschen „dargestellt", die Umgebung der Handlung durch Dekoration und Regie möglichst einheitlich und vollkommen angedeutet. Dies sind die Grundlagen, von denen jedoch oft abgewichen wird und die weitgehend variiert werden können. Aus diesen Grundlagen resultiert nun die Wirkung der Aufführung. Eins ist von Anfang an festzustellen: die Wirkung der Aufführung ist im allgemeinen weit stärker als die Wirkung des gelesenen Werkes. Die Geschichte der Theaterskandale liefert interessante Belege dafür, ich erinnere an: Strindbergs „Vater", Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang", Tollers „Hinkemann" u. a. (die psychologische Ursache dieser Skandale: Verstärkung der Einzelgefühle durch Kollektivsuggestion, braucht hier nicht näher erörtert zu werden).
Da lebende Menschen die Handlung verkörpern und da das Wesen des Theaters — bisher wenigstens — darin besteht, eine Illusion der Wirklichkeit hervorzurufen, so wird die Analogie dieser Wirkungen mit jenen oben skizzierten bei Unglücksfällen deutlich. Denn das eigentliche Ziel der Illusion ist eben die „Vortäuschung" einer Wirklichkeit! Eine Vortäuschung, die während des Vorganges selbst dem Zuschauer nicht zum Bewußtsein kommen darf, will sie ihren Zweck erreichen.
Tiefer dringen wir in diese psychologischen Zusammenhänge ein, wenn wir das oben über den ästhetischen Genuß des Lesens Gesagte zum Vergleich heranziehen.
Steht der Schauspieler dem Werk als „primäres" Publikum gegenüber, so stellen die Zuschauer der Aufführung ein „sekundäres" Publikum dar, wenn ich diese Ausdrücke gebrauchen darf. Die aktive Arbeit des Zuschauers besteht also in der Einfühlung in einen bereits „primär" eingefühlten Charakter. Hieraus ergibt sich — prinzipiell genommen —, daß die Wirkung der Aufführung nicht dem Kunstwerk entspringt, sondern seiner Reproduktion! Der Zuschauer fühlt sich in die Personen der Handlung ein, wie sie die Schauspieler darstellen, er ist so völlig von der Auffassung des Schauspielers abhängig.
Prinzipiell ist es auch wirklich so, aber zwei Momente greifen hier ändernd ein. Das erste ist die bereits oben erwähnte Illusion wirklicher Leiden, die das Phantasiegeschehen in körperliches Geschehen umwandelt; das zweite ist die Tatsache, daß die Aufführung doch nur die Reproduktion eines Kunstwerkes ist, das hinter dieser Reproduktion als etwas Unveränderliches steht. Betont muß werden, daß das Werk selbst und seine Reproduktion gänzlich verschiedene Dinge sind. Psychologisch ist das klar und die Wirkungsunterschiede verdeutlichen es.
Das erste Moment, die „Illusion", ist — für den größeren Teil des Theaterpublikums — das Wesentliche. Aus der Illusion ergibt sich die Analogie mit dem wirklichen Geschehen, und an die Stelle der Einfühlung, der Identifizierung tritt das „Mitleid" mit dem „Anderen".
Die Wirkung der Aufführung erreicht also die Stärke wirklicher Geschehnisse (Strindbergs „Vater" bei der pariser Aufführung). Die Einfühlung reduziert sich dagegen auf ein Minimum. Man ist lediglich „Zuschauer", wird zu innerst gepackt —

aber von „Mitleben" ist keine Spur. Typisch für diesen Fall ist die Begeisterung der Jugend für das „Theater", eine Begeisterung, deren eigentliche Ursache die Neugier ist. Ob ein „blutiges" Drama oder ein Unglücksfall, die Jugend ist überall dabei, wo es „etwas zu sehen" gibt. (Auch hier seien die anderen psychischen Komponenten, wie sie das Handeln der Jugendlichen vor allem mitbestimmen, der Deutlichkeit halber nicht näher besprochen.) Dieselbe Einstellung zum Theater findet sich bei allen denjenigen, die — sei es durch Anlage, sei es durch Erziehung und Beruf — eines rein ästhetischen Genusses nicht fähig sind.

Die aktive Mitarbeit fällt also fort, das sekundäre Publikum verfolgt als außenstehender Beobachter den Vorgang der Reproduktion. Alle aktive Arbeit ist auf den Schauspieler übergegangen.

Das zweite Moment ist in seinem Wirkungsbereich eingeschränkt, denn es kämpft gegen die alles mitreißende Macht der Illusion. Deren Zweck ist es — im Grunde genommen — vergessen zu lassen, daß hinter der Aufführung als Reproduktion ein Kunstwerk als Urproduktion steht, daß diese Aufführung nur eine Erscheinungsform des Werkes ist.

IV.

Die beiden Momente zeigen in ihrer Wirkung eine Spaltung im Theaterpublikum, verdeutlichen den Gegensatz zweier Gruppen, zwischen denen es keinerlei Verbindung gibt.

Bei der einen Gruppe von Zuschauern rufen äußere Effekte die stärkste Wirkung hervor: der Bergrutsch in „Über die Kraft", die Explosion in „Gas". Bei ihnen fehlt jegliche aktive Mitarbeit, sie stehen — psychologisch betrachtet — der Dramenaufführung genau so gegenüber, wie der Zirkus- oder Varieté-Aufführung. Der höchste Grad von Innerlichkeit ist für sie erreicht, wenn sie mit den Personen Mitleid haben. Man bedauert die leidenden Menschen (für die man unwillkürlich die Schauspieler setzt), und man ist „aus aller Illusion" gerissen, wenn der eben Gestorbene sich bei dem Applaus erhebt und dankend verneigt. Die Illusion, „als ob" alles wirklich so sei, mit ihrer nervenkitzelnden Ungefährlichkeit ist für diese Gruppe der Kern des Theaters, eines Theaters um seiner selbst willen. Das Kunstwerk ist ihnen nur Mittel zum Zweck.

In völligem Gegensatz dazu steht die andere Gruppe. Ihr Verhalten ist durch zwei Komponenten bedingt. Die erste resultiert aus der Tatsache, daß die Verkörperung der Personen durch den Schauspieler doch nur eine scheinbare ist, daß es sich also nicht um Fälle wirklicher Gefahr handelt. Mitleid entsteht nicht, und der ganze Vorgang würde im Leeren verlaufen, träte die zweite Komponente nicht füllend hinzu. Für diese Gruppe von Menschen ist das Kunstwerk das Wesentliche. Und nicht einer Wirkung wegen gehen sie ins Theater. Trotzdem erleichtert auch ihnen der Schauspieler die aktive Mitarbeit. Dieser „Kunstgenießer" identifiziert sich nicht mit dem Schauspieler sondern, wie beim Lesen, direkt mit der Figur der Handlung. Und, wie gleichgestimmte Saiten gegenseitig ihre Schwingungen verstärken, wirken auch hier Schauspieler und Zuhörer — oft wechselseitig: die „Resonanz" des Publikums! — aufeinander ein.

Sind die Saiten nicht gleichgestimmt, so behindern sie sich — wieder gegenseitig: der Schauspieler findet den Kontakt mit dem Publikum nicht! Mildernd greift hier bei etwaigen Gegensätzen die suggestive Kraft großer Schauspieler ein, die fähig ist, auch anders Eingestellte mitzureißen. —

Dieselben Verhältnisse, wie wir sie eben für den Schauspieler skizziert haben, finden wir im Verhältnis zwischen Regie und Zuschauer. Gestaltet der Schauspieler den „Mikrokosmos" des Dramas, so ist es Aufgabe des Regisseurs, den „Makrokosmos" zu gestalten. Näher hierauf einzugehen, würde an dieser Stelle zu weit führen.

Als Ergebnis bleibt festzustellen:

Schauspieler und Leser sind in ihrer Stellung dem dramatischen Kunstwerk gegenüber analog, in bezug auf aktive Mitarbeit des Einfühlens. Eine Sonderstellung nehmen die Zuschauer der Aufführung ein: sie sind der aktiven Mitarbeit mehr oder weniger enthoben, sie stehen als „sekundäres" Publikum dem Vorgang der Reproduktion des Werkes gegenüber, lediglich passiv mitschwingend. Die Aufführung eines dramatischen Kunstwerkes ist also eine besondere Art des Kunstgenusses, ohne nähere Verwandtschaft zum Dramen-Lesen — und für die meisten Men-

schen ohne den ethischen Wert dieser Art des Kunstgenusses.

Hieraus folgt aber zweierlei:

1. Klarheit über moderne Bestrebungen — sowohl von seiten der Dichter als auch von seiten der Reproduzierenden —, die entweder die Illusion oder aber die aktive Mitarbeit völlig eliminieren wollen. —

2. Eine neue Einstellung zu den bisher so verachteten „Buchdramen".

Beide Folgerungen konnten hier nur angedeutet werden.

Von Meier-Gräfes Dostojewski [1]

Von Stefan Zweig (Salzburg)

Schon meinte man, die deutsche Dostojewski-Flut habe ihren Scheitelpunkt erreicht: was ist alles in den letzten zwei Jahren erschienen! Die große Biographie Nötzels, endgültig angelegt und teilweise schon wieder überholt durch die inzwischen veröffentlichten Memoiren, das wertvolle Buch von Hans Prager, eine Unzahl kleinerer Schriften, die neuen Briefbände, eine angekündigte Bibliographie. Und nun plötzlich, ganz unerwartet, ein neues umfassendes Werk hohen Ranges, die geistige Monographie Meier-Gräfes. Meier-Gräfe ist in gewissem Sinn ein literarischer Außenseiter, er kommt von der Malerei und dieser neuen Einstellung danken wir Aufschlußreiches. Für ihn ist Dostojewski nicht bloß literarisch-philosophisches Phänomen, sondern umwandelndes Ereignis geistiger Kultur, ein neuer Former der menschlichen Anschauungsfähigkeit, wie Rembrandt oder Van Gogh. Von betrachtender Malerei her bringt der meisterliche Schilderer Vincents die gültige Art, vor einem Bilde erst einige Schritte zurückzutreten, um es als Einheit zu betrachten, er schielt nicht vergleichend und literarhistorisch nach rechts und links, um Dostojewski auf Ahnen und Erben zu prüfen, er nimmt ihn als Einmaligkeit, als Spannungsphänomen höchsten Ranges. Wohltuend berührt zunächst an seiner Darstellung die Abweichung von der modischen Art, um Dostojewski eine ganze Religionsphilosophie, ein ideelles Neues mit vagen Worten herumzureden und so eine Aura von unklarer Metaphysik diesem urplastischen Menschen nebelig zu umbreiten: Meier-Gräfe ist durchaus Klarmacher, ja eher Ernüchterer als Verdunkler, ein Mann, der in der Kunst auch das Sachliche sieht, das Handwerk versteht und Schwäche und Genialität mit gleich geistiger Kraft beurteilt. Starke intellektuelle Reinlichkeit sowie besondere Begabung für Plastik sondern ihn ab von der üblichen Weise, ein geistiges Problem noch problematischer zu machen (als es die Natur hier schon, weiß Gott, reichlich getan) und dieses sachkennerisch Unbeirrte, diese niemals selbstgefällige Methode gibt an einigen Stellen außerordentliche Resultate. Diese nun in Worte zu fassen oder zu reproduzieren wäre nicht ohne Schwierigkeit, denn nirgends ist Meier-Gräfes Buch auf eine Theorie hindeutend oder auch auf eine bestimmte Ziellinie hin formulierend. Es begnügt sich, zu ordnen, den Stoff zu klären und bildsam zu machen, fast möchte ich sagen, so unrussisch wie nur möglich den großen Russen zu betrachten. An dieser sachlichen Durchlichtung verliert sich vielleicht etwas von dem schon konventionell gewordenen dämonischen Dostojewski-Bild, das aus dem Dichterischen und Klinischen allmählich bis in die Literatur hinüberreflektiert hat, und wohlbewußt meidet die Darstellung alles Rauschkräftige und Verwirrende, wogegen ein Einwand wahrhaftig nicht versucht sein soll. Denn man kann den Genius heroisch sehen wollen, ihn steigern ins Legendarische und weit Vordeutende, man kann ihn andererseits unbarmherzig betrachten, irdisch und sachlich: beide Aspekte sind fruchtbar, und von Übel nur das unsichere Hinübertappen von einem ins andere, die Doppelsprachigkeit von Intellekt und Gefühl, die schließlich immer zu Verwirrung und Verschwommenheit führt. Wenn ein hoher Kunstverstand, wenn so plastisch ordnende Kraft wie eines Meier-Gräfe sich für das sachlich Einlinige entschieden hat, muß

[1] Julius Meier-Graefe: Dostojewski der Dichter. Berlin 1926, Ernst Rowohlt. 532 S.

notwendigerweise Außerordentliches entstehen, und man kann ihm gar nicht genug danken, so mannhaft allen Versuchungen der Übersteigerungen und Ekstasen widerstanden zu haben, die gerade vom Rhythmus Dostojewskis beinahe zwanghaft ausgehen. Als Schüler und Erkenner der Naturalisten, der Wirklichkeitseher, hat er hier Gestalt und Werk mit ganzer Kraft und ordnender Kunst behandelt und ein in seiner Art endgültiges Buch gegeben, das freilich Dostojewski ebensowenig erledigt wie Goethe oder Shakespeare jemals in einem Buch versargt werden können — (sie sprengen, die ewigen Auferstehen, jede Grube und jeden Leichenstein): aber es bleibt dauerhaft als plastisches Denkmal voll spürbarer Lebensähnlichkeit, rein in jeder Linie, groß in Anschauung und Auffassung.

Hans Carossa

Von Otto Heuschele (Waiblingen)

> Von weißen Vögeln weit umkreist
> Zur Heimat ging die Fahrt.
> Wir glaubten selig an den Geist,
> Der uns versprochen ward.
> Hans Carossa

1.

Mir ist es immer eins der schönsten Erlebnisse, einem Menschen zu begegnen, der eine ganz reine Seele ist, dessen ganzes Wesen, herausstrahlend aus einer wunderbaren Stille des Daseins, alle Dinge zu umfangen vermag, sich allen Dingen, selbst den kleinsten, hingibt und damit sie alle besitzt, um sie selbst wiederzugeben. Solche Menschen sind von einer unendlichen Liebe zu allem Sein allem Lebendigen erfüllt, und ihre lebenbejahende Kraft spricht sich stärker und nachdrücklicher in dem einfachen Leben und Gestalten aus, als in dem leidenschaftlichen Pathos und Bekenntnis programmatischer Menschen, bei denen jedes gesprochene oder geschriebene Wort als Bekenntnis, Programm oder Dogma und Weltschau genommen werden soll. — Wo dieser Gegensatz uns bei schöpferischen Menschen, beim Dichter vor allem, begegnet, finden wir sofort zwei verschiedene Typen. Den letzteren Typ kennen wir alle nur zu gut aus den verflossenen Jahren des expressionistisch-revolutionären Umsturzes. In diesem Zeitraum waren die stillen Menschen, die ganz Seele und nur Seele sind, fast völlig verstummt. Vom Lärm des Tages überschrien, kamen sie nicht zu Wort, oder zogen es vor zu schweigen, um nicht in das unvornehme Treiben des Marktes gezerrt zu werden.

Von einem solch Stillen in unserem Lande soll heute die Rede sein. Aber wenn ich die Feder ansetze, von ihm zu sprechen, tue ich es nur mit einer gewissen Scheu, hier an ein Reines und Zartes, an ein Stilles und Unberührbares zu tasten, das nicht in den Lärm dieser Zeit gezerrt werden möchte, das ganz für die Stille da ist und für die Seelen. Diese Zeilen möchten auch nur dazu dienen, von dem Dasein eines echten deutschen Dichters zu reden, den heute schon viele lieben, der es aber verdiente, daß er ganz im Stillen von allen geliebt würde, denn in ihm ist die deutsche Seele und das deutsche Herz wie in wenigen der Heutigen in ganz echter Reinheit und Frische lebendig.

Dieser Dichter ist kein anderer als Hans Carossa. Wenn es heute erst vier schmale Bändchen sind, so gehören diese doch zu dem unvergänglichen Schatz unserer Dichtung, sie werden mit wenig Büchern diese Zeit überdauern. Der Mensch, der diese Bücher schuf, ist ein echter Dichter, und wenn man dieses vielmißbrauchte Wort seinem Namen zufügt, so weiß man, daß man das alte Wort neu weiht.

2.

Hans Carossa ist erst in verhältnismäßig späten Jahren mit seinen Dichtungen hervorgetreten. Er wurde im Jahre 1878 geboren und veröffentlichte zuerst 1910 ein schmales Bändchen „Gedichte“, diesem folgte 1913 „Doktor Bürgers Ende. Letzte Blätter eines Tagebuchs“, endlich erst wieder

1922 das wundervolle und zarte Büchlein: „Eine Kindheit“. Weihnachten 1924 aber brachte uns sein bisher reifstes Geschenk: „Das rumänische Tagebuch“. (Sämtliche Bücher sind im Insel-Verlag Leipzig erschienen.)

Dies alles sind Bücher eines Dichters, eines Menschen, wie sie jetzt Jahr um Jahr seltener werden. Diese Werke sind ganz frei von allem Literarischen, sie sind nur getaucht in das Reich der Seele, nur getragen auf einem lautlos hinziehenden Strom von Menschlichkeit, und dies eben ist das Wohltuende an ihnen.

Carossa kommt nicht aus der Literatur, das ist vielleicht das Herrliche an ihm. Er ist seines Zeichens Arzt in München und hat seine Praxis vornehmlich bei ganz armen Leuten. Still geht er durch das Leben, und eben weil er so stille geht, hört er das Klingen und Singen der Dinge, das heute die vielen anderen nicht mehr hören. Seine Bücher sind Bücher der Stille, des Abends; der Lampenstunde gehören sie an. In ihnen verlieren die lauten Dinge ihren Lärm und die leisen reden darum um so vernehmlicher zu uns. Diese Dichtungen wollen nicht in aller Hast und Schnelle gelesen sein, sie verlangen Ruhe und Zeit für sich. Ruhe und Stille breiten sie aber auch über uns aus, das sind nun alles Dinge, die heute unter den hastenden und nach Äußerlichem jagenden Menschen selten geworden sind. Es ist eine wunderbare und seltene Innigkeit und Innerlichkeit in diesen Dichtungen, und diese eben sind es, die sie zu einem Kleinod in unserer Zeit und über unsere Zeit hinaus machen. Denn es ist auch etwas Zeitloses, was sie erfüllt, eben jene ewige Menschlichkeit. In ihnen ist die Seele des Menschen lebendig und des Dichters Herz schlägt an das Herz einer ganzen Welt der Ruhe und Stille. Gerade an Carossa ist das Wunder des Dichterischen wie an kaum einem Menschen unserer Tage lebendig geworden. Was für wunderlich einfache Dinge sind es, an die er seine Liebe verschwendet! Da ist die Geschichte einer Jugend, dort sind es die Aufzeichnungen eines Arztes, die von einer Liebe erzählen, die so zart und rein ist, daß wir aus ihr erfahren wie gerade in der Liebe des Menschen Sehnsucht nach Ursprung und Ende alles Lebendigen am schmerzlichsten waltet. Liebe und Tod, dieser alte geheimnisvolle Zwieklang, wie wunderbar schmerzlich süß lebt er in diesem Büchlein wieder auf! Und wie gehen dann noch so viel andere kleine Leiden und Freuden durch das Herz Doktor Bürgers. Im „Rumänischen Tagebuch“, geht er, ohne ein Wort über Politik zu verlieren, durch den Krieg hindurch, das Schicksal der Leidenden, das Los der Vertriebenen, die Qual der Verwundeten, alles was mit dem Schicksal Krieg verflochten ist, dringt in dies Buch hinein. Tausend kleine Geschicke flicht er aus dem einen großen Zeitschicksal heraus. Sollte man sie einzeln erzählen? Da ist das Wunder einer Geschichte, die ein armes Kätzchen zum Helden hat, dort ist es der bacchische Rausch einer Betrunkenen, wieder an einer anderen Stelle das unvergeßliche Geheimnis einer Fluchtnacht, alles dies, gleich magisch und unvergänglich, gibt, umwoben von einer geheimnisvollen Musik, das Rumänische Tagebuch. Alle Dinge tun sich in des Dichters Mund auf, und es strahlt das leuchtende Herz der Heiligen aus ihnen. Mit einer Andacht und einer Frömmigkeit, die unserer Zeit fremd geworden ist, naht der Dichter allem Lebendigen, um darin das Göttliche und Ewige, Herz und Seele zu preisen. So nimmt man diese Bücher wieder und wieder zur Hand und liest in ihnen, um sie wegzulegen, wenn in der Dämmerung die Zeile im Buch zerrinnt; dann aber klingt erst eine Melodie in uns empor, sie geleitet uns und ist in uns Wochen und Monate, bis man wieder zu den Büchern greift. Sie sind aber alle ohne Anfang und ohne Ende, weil sie ganz nur Mitte und Herz des Lebens sind, so wie das Leben selbst, sind sie in jedem Augenblick g a n z.

Dieser Dichter ist aber auch von einer Deutschheit, wie es nur wenige sind, natürlich nicht im politisch-nationalen Sinne, sondern so, daß in dieses Dichters Werk die deutsche Seele und das deutsche Herz lebendig ist. Da ist es vor allen andern das Buch „Eine Kindheit“, das so voll ist von einer Frohheit des Daseins, von einer Heiterkeit des Lebens, der Jugend und der Liebe, ebenso wie von einer mystischen urdeutschen Gottesliebe, die Gott in allem Lebendigen sucht und preist. Ein Duft geht durch dieses stille und reine Buch, wie man ihn nur noch in den unvergänglich schönen Büchern Hermann Hesses oder in den einzig-wunderbaren Kindheitserinnerungen Albert Schweitzers wieder-

findet. Wenn Carossa das Leben dieses Kindes im oberbayerischen Dorf erzählt, flicht er unsichtbar das ewige Geheimnis alles Lebens ein, wie das überhaupt das Wundervolle an Carossas Büchern ist, daß so vieles ungesagt bleibt und dennoch lebendiger da ist als das Gesagte. Diese Jugendgeschichte steht vor uns wie ein schöner Frühlingsabend, da die dunklen Tore und Türme einer alten Stadt in ihrer Dunkelheit vor dem rotgoldenen Himmel stehen. Alles ist verwoben und verflochten bei diesem Dichter, nichts ist losgelöst und freischwebend im Raum, alles ist umschlossen von einer panischen Kraft der Frömmigkeit, der Andacht und der Liebe. Eine Musik geht durch alle Werke Carossas, sie sind erfüllt von einem Anglanz des Ewigen, und eben darum kann man niemals von ihnen reden und sagen, was sie sind. Was man tun kann, ist, für ihr Dasein zu zeugen, und wer sich ihnen naht, der wird in ihnen das Herz der Dinge finden.

Diese Frömmigkeit Carossas, in den Prosawerken verborgen und hinter dem Geschehen verschlossen, blüht in den Gedichten wie eine reine, weiße Blume auf. Diese Gedichte zeigen auch den Weg, den Carossa genommen. Er ist an Hölderlin, der Romantik, Hofmannsthal, George und Rilke großgewachsen und fand durch diese Meister den Weg zu seinem eigenen Gesetz. Mögen die Gedichte in der Form oft die Spuren der Meister an sich tragen, so sind sie doch im Ethos ganz eigenes Reden des Dichters, sie sind Zeugen einer Gottesliebe, — einer Welt- und Menschenliebe, wie sie ganz selten durch den Mund eines Dichters zu den Menschen dringt. Wie Gebete und Beschwörungen, wie Rufe und Danksagung muten sie uns an. Auch in ihnen ist jene stille Verhaltenheit, jene Andacht und jene Ehrfurcht vor dem Leben offenbar. So geleiten uns auch sie auf einem Weg, der zu den Quellen des Lebens leitet, wo aller Dinge Sinn hell und klar vor uns liegt. Wer Carossa so sah, den wundert es nimmer, wenn er am Schluß des Rumänischen Tagebuchs, wie von göttlicher Gnade berührt, in die magische Tiefe des Lebens schaut und in faustisch klingenden Worten das Wunder des Lebens und des Todes rühmen hört. Er preist alles Einzelne im Ewigen, und alles Ewige sieht er nur im Einzelnen. Wunderbar und unvergeßlich die Gestalt dieses geheimnisvollen Glavina, dessen Verkündung wie ein ewiger unvergänglicher Hymnus aus dem Reich der Mütter an unser Ohr dringt. Hier ist ein Dichter vorgedrungen an die Grenze, wo Endliches und Unendliches sich berühren, wo Vergängliches in Ewiges einströmt und wo sich Tod nicht mehr von Leben scheidet...

Wenn man dies Buch gelesen hat, liest man es gleich noch einmal, und man weiß dann plötzlich um unendliche Kräfte, die Tröstung und Versöhnung ausbreiten über uns. Daß aus dem Schrecken von Blut und Tod, von Schlacht und Mord, von Gräßlichem und Schauerlichem dies Buch der Seele wachsen konnte, ist uns wie ein Zeugnis, daß die ewigen Quellen unerschöpflich sind und daß unseres Volkes Wurzeln tief hinabreichen ins Reich der ewigen Mütter. „Selig, wer Flügel regt mitten in Zeiten-Gruft! Heil schöpft er aus Unheil. O, und wenn Welt vergeht und neue erst unkenntlich gärt, immer dann schwebt eine tiefe blaue Stunde voll Freiheit und voll Hellgesicht, da Rhythmus-Woge Geister hebt, bis die ganz neues Ufer schau'n und nun erst recht sich freu'n des Flugs!"

3.

Bei diesem Dichter muß in diesem Augenblick die Kritik noch schweigen. Welches Maß müßte man anlegen, um dies Werk zu messen, da es doch heute in seiner Innigkeit und Reinheit wie ein Wunder und eine Gnade uns berührt. Was hülfe dem Dichter solch eine Kritik, da er doch in diesen vier Büchern reiner als alle Dichter der Zeit bewiesen hat, daß ihm nur eins not: Seine Liebe und seine Frömmigkeit über die Dinge auszubreiten, daß sie sich auftun wie Heiligenschreine und ihre leuchtenden Herzen uns weisen. Hier ist nicht die geringste literarische Eitelkeit, kein äußerer Zwang, der zum Werke trieb, sondern einzig jener Drang des Herzens, zu künden und zu sagen, zu weihen und zu heiligen. Was man dem Dichter sagen möchte, ist einzig ein Dank für seine Gabe und dann eine Ermunterung, nie und nimmer diesen Weg der Seele, den er beschritten, zu verlassen. Dann aber möchte man ihm alle Herzen zuwenden, daß sie sein Werk finden, ohne daß sein Name auf den Markt und in den Mund

der Mode gezerrt würde. Man möchte seine Bücher von Hand zu Hand geben, der Freund dem Freunde, der Liebende der Geliebten. Man möchte diese Dichtungen in den Händen der Jugend sehen, dieser müßten sie eine Zehrung auf dem Lebenswege sein — was aber bedürfte diese gefährdete und zerrissene Jugend heute mehr? Daß solche Dichter unter uns wachsen konnten, ist eine Gnade und eine Versöhnung, ein Trost und eine Hoffnung.

Autobiographische Skizze

Von Hans Carossa (München)

Sehr verehrter Herr Doktor!

In Ihrem freundlichen Brief legten Sie mir nahe, irgendein Motiv meiner inneren Entwicklung den Lesern der „Literatur" zu schildern. Wenige Tage später fragte mich ein Besucher, wie ich eigentlich darauf gekommen wäre, mitten im Kriege ein so zeitabgewandtes Buch wie die „Kindheit" zu schreiben. Auf diese Frage wußte ich nichts Bestimmtes zu erwidern, begann aber, als ich allein war, nachzudenken und merkte nun, wie gar nicht leicht es ist, über das wahre Motiv auch eines ganz einfachen Beginnens etwas auszusagen.

Im August 1914, in der dritten Nacht nach der Kriegserklärung, wurde ich aus dem Schlaf geklingelt und auf die Landstraße bei Seestetten hinausgeholt. Ein Angehöriger der sogenannten Heimatwehr, die sich aus alten Männern der umliegenden Dörfer zusammensetzte, hatte einem von Vilshofen her nach Passau fahrenden Automobil Halt zugerufen und, als der Lenker nicht stoppte, dem Wagen einen Schuß nachgefeuert. Der beginnende Krieg spielte nämlich sonderbar mit der Phantasie jener Landleute; durch Zeitungsnachrichten aufgeregt, sahen sie in jedem Fremden einen Spion und vermuteten in jedem Fahrzeug ungeheure Goldsummen, die von Frankreich nach Rußland geschmuggelt werden sollten. Der alte Mann hatte leider gut getroffen und dem Wagenbesitzer, einem jungen Kaufmann aus Plattling, den Bauch durchschossen. Wir trugen den Sterbenden in ein Bauernhaus, wo er nach wenigen Stunden verschied. Während ich der Donau entlang durch dichten Frühnebel heimging, stieg mir unvermittelt die Erinnerung an ein Mädchen auf, das mich als kleinen Knaben einmal klug und liebreich aus peinlicher Verlegenheit gerettet hatte. Ich wollte Kameraden ein paar Taschenspielerkunststücke zeigen, die ich für sehr leicht hielt, weil sie mir mit großer Meisterschaft vorgeführt worden waren, konnte aber mein Unvermögen nicht lange verbergen und geriet in eine schreckliche Lage, die jene mir bis dahin unbekannte Eva auf naiv-durchtriebene Weise gerade noch zum Guten wendete. Fünfundzwanzig Jahre waren seither vergangen; kaum hatte ich jemals wieder an die Szene gedacht; nun aber stand sie klarer und wesenhafter vor mir als die gewaltsame Gegenwart. Ich ging nicht mehr zu Bette, sondern begann den Vorgang aufzuschreiben, damit er mir nicht wieder verloren gehe. Eine Erinnerung weckte die andere; immer wieder gab es etwas aufzuzeichnen, und dieses heimliche Treiben kam auch später, während ich als Infanteriearzt an manchen Fronten diente, nicht zur Ruhe. Ja gerade in Stunden der Arbeit und Gefahr pflegten sich die längst vergessenen Erlebnisse der ersten Jahre unabweisbar aufzudrängen. Doch wurde mir dies im Dienste nie zur Störung, eher zur Förderung. Die zarten Geister, die lange geschlafen hatten, waren sehr frisch und beweglich geworden; sie brachten Wachsamkeit und machten alle Mühe leichter, ja es gab Augenblicke, da sie sich in Schutzgeister zu verwandeln schienen.

Wie nun dies zusammenhängt, wie es geschehen mag, daß auf die dunkelsten Rufe der Welt von innen helle Antwort kommt, dafür wird mancher eine Deutung haben. Eine liegt mir sehr nahe. Das Kind lebt jeden Augenblick seines Daseins ganz; es blickt mit einem Ernst, einer Geradheit, einem hellsichtigen Vertrauen dem Leben entgegen, die wir später fast nur noch im Traum erfahren. Es weiß nichts von der Schwere, nichts von den dunklen Wegen des Erwachsenen, der das

Ewige nicht mehr sehen will und immer wieder von sich selbst abfällt, bis ihn plötzlich ein Ereignis in den Kern hinein erschüttert. Da gedenkt er wieder seines Beginns und des ungebrochenen Lichtes, das ihn damals umleuchtete. Wo sonst als in jenen ersten Handlungen und Leiden kann die Grundfigur seines Wesens eingezeichnet sein? Er sehnt sich, den Schutt vieler halbgelebter Jahre wegzuräumen, die geheimnisvolle Inschrift freizulegen und zu lesen, sich an ihr zu prüfen und zu erforschen, ob es nicht etwa doch möglich wäre, nach ihrer Weisung sich neu aufzubauen. Und so hat auch der Dichter Ursache genug, von Zeit zu Zeit die eigene Kindheit zu befragen. Sie sagt ihm unerbittlich, wo er steht, sie weiht ihn zum ewigen Bekenner, und als solcher wird er in Kunst und Leben immer klarer danach trachten, daß er das Menschlich-Freudige zu bekennen habe.

Denn wir wagen nur zu singen,
Wenn wir gute Botschaft bringen.

Leo Schestow

Von Hermann Lowtzky (Berlin)

1.

Die Philosophie Schestows auf irgendeine Formel zu bringen, hieße den lebendigen Geist, der seine Bücher beseelt, töten. Frei von jeder Tendenz, Voreingenommenheit, von jeder künstlichen, zum System gefrorenen Begriffsbildung, erfaßt diese Philosophie die Mannigfaltigkeit, das bunte Durcheinander der Lebenserfahrungen unmittelbar am Urquell des Geschehens: der Pfad der großen Einsamen wird betreten, der reiche Niederschlag des menschlichen Denkens in den dichterischen Werken der Weltliteratur wird auf seinen philosophischen Inhalt geprüft. Hier erschließen sich dem hellseherischen Blick Schestows unversiegbare Quellen der philosophischen Offenbarung, wo das Alltagsauge bloß dichterische Phantasie sah. Im Gegenteil: als Phantasterie, Willkür erweist sich manches philosophische System, das, in allen Einzelheiten ausgeführt, nur eins vergessen hat: den lebendigen Menschen, *diesen* Menschen, indem es ihn zu einem „erkenntnistheoretischen Subjekt", einem „normalen Bewußtsein" oder „Bewußtsein überhaupt" gestempelt hat. Es galt für Schestow, sich jedes einzelnen, wenn auch noch so armseligen Wesens anzunehmen, das von dem wissenschaftlichen Empirismus eines Taine zu einer lebendigen Geometrie, ohne jeden Belang für die unüberwindlichen Gesetze der Natur, hinabgewürdigt worden war.

Ein gewaltiges Drama spielt sich auf der Weltbühne ab. Von gleicher Bedeutung sind für Schestow die „handelnden" Heroen wie der teilnahmevolle Chor, die sprechenden Helden wie die schweigende Masse. Es gilt, den Kampf jedes Menschen für sein eigentliches, schöpferisches, intimstes „Ich" in allen Einzelheiten, in der Mannigfaltigkeit der tragischen Erfahrung zu schildern. Dieses „Ich" läßt sich nicht wegdenken (Tragödie des Hamlet); es erlebt seine qualvolle Geburt zugleich in einem Knechte wie in einem Könige „von Haupt bis Fuß" (Lear); es will nicht einem toten Prinzip auf Gnade und Ungnade ausgeliefert werden. So wird bereits im ersten groß angelegten Werk Schestows „Shakespeare und sein Kritiker Brandes" mit jeder Künstlerästhetik, mit ethischen Nebenabsichten, mit allen Tendenzen, die unser „praktisches" Handeln bestimmen, vollständig gebrochen. Im irdischen Taumel verlieren wir den richtigen Blick für das Wichtigste in der Philosophie, und erst die tragische Erfahrung rüttelt uns aus dem Schlaf mit offenen Augen und führt an solche Abgründe — nur für Schwindelfreie —, wohin der Mensch aus freien Stücken fast niemals sich wagt. Der große Schmerz — wenn die Flügel des Todes uns beschatten, wenn er da ist, und man weiß nicht, was mit ihm anfangen (Tolstoj im „Tode des Iwan Iljitschs"); die große Liebe, die Königreiche ablehnt (Cordelia in „König Lear"), Greise in Jünglinge wandelt und allgemein anerkannte Häßlichkeit in „ihre" Wahrheit der Schönheitsverzauberung — und die erkünstelte Harmonie unseres Daseins, der von der Sequenzen-Philosophie geschaffene Kosmos mit seinen scharf abgegrenzten, „deutlichen und klaren" Begriffen zerfällt wie ein Kartenhäuschen. Unfreiwillig begeben wir uns in diese

gewitterschwangere Luft der Philosophie der Tragödie, an die Grenzgestade des Lebens, wo die künstliche Beleuchtung der traditionellen Philosophie mit ihren weit sich ausbreitenden klaren Horizonten und falschen Perspektiven fehlt, wo die Zeit aus den Fugen, wo die ganze Welt unserer gewohnten Vorstellungen, Vernunftschlüsse aus den Angeln gehoben ist. Schestow weiß ein grelles Licht auf die inneren Katastrophen zu werfen, die noch mehr im Leben als in den Werken all dieser „Sieger" auf dem Weltturnier sich abspielen; nicht „psychologischer Spürsinn" führt den russischen Denker in die Verstecke, wo diese „Helden" mit ihrer schrecklichen Wirklichkeit vor aller Zudringlichkeit der toten Normen sich sicher fühlen — für ihn ist diese Welt des tragischen Geschehens, alle diese „Plötzlich", „Unerwartet", die mit solcher Macht des Genies von Tolstoj in seinen Werken und in seinen Torsen geschildert sind, von philosophischer Bedeutung, da sie uns zweite innere Augen, ein besonderes Ohr, einen eigenartigen metaphysischen Sinn bescheren. In solchen Augenblicken seelisch-prophetischer Erschütterung verbrennt Gogol den zweiten Band seiner „Toten Seelen", entflieht Tolstoj in dunkle Nacht, reißt Ibsen den Kranz des ihn anwidernden Ruhmes herunter, läuft Nietzsche aus der „Werkstätte, wo man ‚Ideale fabriziert'", aus der Stube der „verstaubten Gelehrsamkeit" in das „Jenseits von Gut und Böse".

2.

So beginnt der unvermeidliche Gang und zugleich der große Müßiggang des Philosophen an den Rand der schroffen Abstürze des adogmatischen Denkens, und eine wohltuende, von allen „praktischen" Absichten, von allen ungesunden Ausdünstungen vermoderter Systeme freie Gebirgsluft weht uns an. Weit unten ist der von unserer alles aus sich selbst schöpfenden Vernunft aufgewirbelte Staub der scholastischen Kontroversen geblieben. Mit schonungsloser, unerbittlicher Ironie, die der Dialektik sich bedient, um nur die Unbrauchbarkeit dieses Kartonschwertes zu zeigen, verfolgt Schestow die alles aus sich selbst schöpfende Vernunft — bis auf die Voraussetzungen jedes Wissens, bis auf die evidenten Wahrheiten selbst — in die entlegensten Winkel, wohin sie vor der ungeschminkten Wirklichkeit sich rettet. Wie jeder Usurpator läßt unsere Vernunft über ihre Rechte keinen Streit zu: sie will zugleich Richter und Gesetzgeber sein, und trotzdem hat sie so wenig Selbstvertrauen, daß sie jeden Augenblick sich umsieht, auf etwas sich zu stützen sucht!

Es gilt für Schestow, über das wissenschaftliche Wissen, aber auch über alles Gute, Böse, Schöne, Häßliche sich zu erheben. Der Wille zum System, zu allem Apriorischen wird hier gebrandmarkt; das Aposteriorische der intimsten Lebenserfahrungen mit zartesten Fingern berührt: man vergreift sich nicht an erlebten Dingen, die nicht begriffen, schamlos enthüllt, sondern in ihrer unbeschönigten Ursprünglichkeit erschaut, mit einem Gehörsinn für metaphysische Geheimnisse abgelauscht werden wollen.

3.

Philosophie der Tragödie ist keine Philosophie der Vernichtung, der Verwesung: kein destruktiver Geist, sondern ein Hauch der alles belebenden Frühlingsluft weht in ihr. „Die Raupe wandelt sich zur Puppe und lebt eine lange Zeit in dieser kleinen, warmen und gemütlichen Welt. Besäße sie menschliches Bewußtsein, sie sagte vielleicht, ihre Welt sei die beste aller Welten, ja auch nur die einzig-mögliche. Doch es kommt die Zeit und irgendwelche unbekannte Kraft zwingt sie die Zerstörungsarbeit zu beginnen. Wenn die anderen Raupen es sehen könnten, mit welch schrecklichem Tun sie beschäftigt ist, so empörten sie sich gewiß bis ins Tiefste, nennten sie unsittlich, gottlos, sprächen über Pessimismus, Skeptizismus u. d. ä. Das zu vernichten, dessen Aufbau so viel Mühe gekostet! Und inwiefern wäre denn diese mollige, gemütliche, in sich abgeschlossene Welt zu tadeln! Um sie zu verteidigen muß eine heilige Moral und idealistische Erkenntnistheorie ersonnen werden! Darum aber kümmert sich niemand, daß der Raupe Flügel gewachsen, und sie, nachdem sie ihr altes Nest durchnagt, als schmucker, leichter Schmetterling in die freie Welt hinausfliegen wird." (Schestow.)

Für den tragischen Philosophen ist die Kruste der überlieferten Dogmen abgetrocknet und zerfallen, abgestorben jede das Einzelne, Lebendige vernichtende Idee. Dafür bleibt uns aber der bunte

Schmetterling des Lebens erhalten. Nie so nahe dem Niedergang, sind wir auch nie so nahe der Wiedergeburt! An dem Rand des Abgrundes steigert sich unsere Sehnsucht, unser metaphysisches Verlangen ins Unermeßliche: es erwacht in uns der Mut, den Boden zu verlieren, in sublimer Verwegenheit uns aufzuraffen, aufzuschwingen, wenn auch auf die Gefahr hin, zu Tode zu stürzen, und wir singen mit Schestow einen Hymnus dem Bodenlosen, allem Chaotischen, Geheimnisvollen! Früher getrieben von der tragischen Erfahrung, fliehen wir jetzt selbst aus den mittleren Regionen des Lebens, vermeiden die breiten Straßen der traditionellen Philosophie, weit hinaus über die Grenzen der möglichen Erfahrung, dahin, wo Wetterleuchten das Firmament umzuckt; manchmal stolpern wir auch auf Irrwegen im Irrlicht der Geheimnisse von Tausendundeiner Nacht, von denen wir umgeben sind; manchmal wird eine dicke metaphysische Wand eingerannt, so daß Funken aus den Augen sprühen. An tausend Pforten wird gepocht; kein „Zauberspruch" verschmäht, um den Bann zu brechen, der uns in die engen Grenzen der „intelligiblen" Welt eingekerkert hat. In der Mauer sieht das „normale Bewußtsein" etwas Beruhigendes, wenn nicht „Mystisches": dann gilt es für Schestow, keine Furcht vor schrecklichen Dingen zu haben, an das Geheimnisvolle, Chaotische sich heranzuwagen, eine Neugierde für alles Unbekannte, Willkürliche, für das Schöpferische „es sei!" — creatio ex nihilo zu züchten. Es bedarf dazu gewisser Vorübungen, exercitia spiritualia: der tragische Philosoph scheut vor keinen logischen Widersprüchen, Paradoxen; gibt das gefährliche, selbst befriedigende Spiel mit „befreienden" Worten, „erlösenden" Symbolen vollständig auf, und trinkt unaufhörlich aus dem bitteren Kelch des Lebens und Todes, wacht unermüdlich für uns „normale Menschen", die uns in der allgemeinen aristotelischen Welt mit ihren Gesetzen, Normen sicher fühlen, bis ein Ruck, ein „Unvermittelt" uns aus ihr gewaltsam reißt.

4.

Jetzt beginnen für Schestow die großen Vigilien. Abgewandt der Circe der Philosophie — der Vernunft, die uns Königreiche verspricht, nur blinde Unterwürfigkeit verlangt, sieht Schestow in der nüchternen Positivität unserer wissenschaftlichen Philosophie, in welch verlockende Formel sie auch gekleidet sei, in der logisierenden, auf Schlüsse und Abschlüsse zielenden „nützlichen" Arbeit, die sogar unser religiöses Leben und Denken durchtränkt, nur einen Versuch, dem Bedeutendsten in der Philosophie zu entgehen, die metaphysische Mauer mit vielversprechenden, aber das ewige Geheimnis des Todes und Lebens nicht lüftenden Symbolen zu überflügeln. Sind wir in der Philosophie verurteilt ewig zu wandern, so setzen wir doch uns selber keine Schranken, richten wir uns selbst nicht durch unser abschließendes Urteil, durch skeptische, aus der Verzweiflung geborene Annahme einer Illusion an Stelle der ewigen Wahrheit.

Nicht nur seine intimste Wesenheit hat die traditionelle Philosophie dem Menschen geraubt, nicht nur seine, wenn auch manchmal schreckliche Wirklichkeit entstellt, in einen Kosmos verwandelt, wo tote Prinzipien, unbeugsame Gesetze der Natur, der Moral herrschen: sie hat ihm seinen Gott genommen und durch den Gott der Philosophen, irgendein Absolut, irgendeine verkappte Gottlosigkeit ersetzt. Deus impossibilia non jubet, so denken auch gläubige Leute: der rationalisierende Geist mischt sich selbst in die göttliche Vorsehung und richtet sich mit seinem Gott auf Erden bequem ein.

Und hier beginnt für Schestow der furchtbare Kampf jedes Einzelnen für seine Wahrheit, seinen Gott. Er will sein Schicksal weder der Autorität der Kirche, noch der Ratio der Philosophen, weder einer sittlichen Norm, sei es das Gute eines Sokrates, die „brüderliche Liebe" eines Tolstoj, noch einem toten Prinzip, einer ideellen Wesenheit anvertrauen. Treu seiner Methode, nur von erlebten Dingen zu sprechen, verwirft Schestow die totgefrorenen Dogmen und schöpft die religiöse Erfahrung in ihrer reichen Mannigfaltigkeit am Urquell: bei den Hirten und Nomaden der Genesis, bei den Propheten, dem Apostel Paulus, Pascal, Luther, Heine, Nietzsche. Der Kampf Luthers für sein sola fide gegen die Schlüsselgewalt Roms wird in seiner ganzen tragischen Größe und philosophischen Wichtigkeit in allen Einzelheiten geschildert. Es erhellt aus diesen tragischen Erleb-

nissen Luthers die Bedeutung, die wir dem Gesetz im religiösen Leben beimessen können. Das Gesetz, dieser furchtbare Hammer in den Händen Gottes (Luther) — zermalmt die natürliche Zuversicht im Menschen, daß ewige, immaterielle, souveräne Prinzipien über uns herrschen. Das Gesetz ist gekommen, als der Mensch Gottes Gebot vergessen, vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen gekostet hat — von allen diesen unzähligen pudet, ineptum, impossibile, die das Gebäude unserer Wissenschaft, unseres Wissens tragen. Lumen naturale bringt mit sich dem Menschen das Gefühl seiner Unzulänglichkeit. Wir, die das „Licht" des Wissens, das Feuer der Vernunft den Göttern geraubt haben, müssen wie Prometheus, an einen Felsen angekettet, an der irdischen Scholle klebend, übermenschliche Qualen erleiden, und der Geier der Zweifel frißt unaufhörlich an unserer Leber. Vor dem „Licht", vor dem Sündenfall, war alles möglich, war alles „sehr gut"; waren Anfänge, aber keine Enden, und das Wort „Notwendigkeit" hatte ebensowenig Sinn, wie jetzt das Wort „Freiheit". Das Licht der Erkenntnis bringt die Scham über die paradiesische Nacktheit mit sich, die Furcht des irdischen Todes. Es ist unmöglich alles dies zu erklären. Jede Erklärung, jede Deutlichkeit ruft das zum Vorschein, was wir bekämpfen, wovon wir uns befreien müssen. Unsere Vernunft reißt den Schleier von allen Geheimnissen: sie zeigt uns nur nicht den Abgrund unter unseren Füßen. Das sind die geheimnisvollen Erleuchtungen, Offenbarungen der Philosophie der Tragödie. Glücklich hat Schestow bis jetzt alle Fangnetze vermieden, in die unsere Vernunft uns lockt, diese sich schlängelnde und windende Ratio, die Gott selbst überlisten möchte. Als einzige leitende „Methode" dienen dem Schöpfer der Apotheose des Bodenlosen die berühmten Worte Tertullians: Crucifixus est Dei filius; non pudet, quia pudendum est. Et mortuus est Dei filius; prorsus credibile est, quia ineptum est. Et sepultus resurrexit; certum est, quia impossibile est. Diese eigenartige Methode führt uns an den Firngrat zwischen zwei Welten, wo die Offenbarungen des Lebens und Todes uns zuteil werden, wo die Zeit aus den Fugen ist, und mit einer gewissen Beklemmung und Spannung verfolgen wir den Kampf Schestows, dieses unermüdlichen Pilgers durch die Menschenseelen, dem das „Glück", unaufhörlich für uns zu wachen, beschieden ist, seine übermenschlichen Anstrengungen, uns de profundis der Scholle, an der wir kleben, die Pforte des Paradieses, wo alles „sehr gut" war, wieder zu öffnen.

Neue Frauenromane

Von Christine Touaillon (Wien)

Der Spielmann Gottes. Von Anna Freiin v. Krane. Köln, J. P. Bachem.
Eikenborn. Von Anna Freiin v. Krane (ebenda).
Joseph ben David. Von Henriette Brey (ebenda).
Christophorus. Eine Legende der Zeit. Von Adelheid Sybel-Petersen. Jena 1923, E. Diederichs.
Die weißen Schmetterlinge von Clairvaux. Von Marie Eugenie delle Grazie. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co.
Der goldene Strom. Von Else Schmücker. Paderborn 1924, Ferdinand Schöningh.
Der Basilisk. Von Margarete Windthorst. Berlin 1924, G. Grote.
Rings um ein Streichquartett. Von Anna Hilaria v. Eckhel. Breslau 1924, Bergstadt-Verlag.
Mein Viergespann. Von Frau Brigitte. Wernigerode, Gottlob Koezle.
Der Ehe Erfüllung. Von Frau Brigitte (ebenda).
Das Reich des Markus Neander. Von Helene Christaller. Basel, Friedrich Reinhardt.
Jahr der Wandlung. Von Friede H. Kraze. München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet.
Dies war Mariebell. Von Friede H. Kraze (ebenda).
Blaubart. Von Marga Passon. Berlin, Ullstein.
Dr. Gallieni. Von Else Bud. München 1923, Drei Masken Verlag.
Der selige Narr. Von Elise Meinhard. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge.
Meerland-Menschen. Von Dora Hohlfeld. Köln, J. P. Bachem.
Das Kind von Europa. Von Sophie Hoechstetter. Nürnberg, J. L. Schrag.
Lucifer. Von Lulu v. Strauß und Torney. Jena 1924, E. Diederichs.
Die Heimatlosen. Von Wilma v. Uckelich. Wien-Leipzig 1923, Deutsch-Österreichischer Verlag.
Der Weg der Lena Falk. Von Grete Coellen. Darmstadt 1925, Arkaden-Verlag.
Der Weg durch die Wiese. Von Irmgard Spangenberg. Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger.

Die Tränenmamsell. Von Irmgard Spangenberg. Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger.
Der Witwer. Von Friedel Merzenich (ebenda).
An der Grenze. Von Adelheid Weber (ebenda).
Der Baalstempel. Von Margarete v. Oertzen (ebenda).
Das Buch. Von Marianne Mewis (ebenda).
Das Glück der Erde. Von Carry Brachvogel (ebenda).
Das Leben einer Frau. Von Martha Berger. Wien, Nikola-Verlag.
Die Treppe. Von Catherina Godwin. Leipzig 1925, Philipp Reclam jr.
Heilige Grausamkeit. Von Toni Rothmund. Leipzig, Ernst Oldenburg.
Tina Stawiks Ernte. Von Hertha Pohl. Freiburg i. B. 1924, Herder & Co.

Die meisten Romane, die mir diesmal vorliegen, hängen mit der Mystik zusammen. Religiöse Mystik, Mystik im Gewand der Geschichte und der Utopie, Mystik im Einzeldasein der Gegenwart, Mystik in der Wissenschaft und als Begleiterin der Psychoanalyse. Das bedeutet Himmel und Erde als Schauplatz, bedeutet große Möglichkeiten und große Gefahren.

Wo Mystik in Kunst umgesetzt wird, hat es der Katholizismus mit seiner Welt von Symbolen am besten. Nicht gerade, als ob Bibel und Legende unter allen Umständen einer Kunstwirkung sicher wären. Das beweisen unfreiwillig die neuen Werke der Freiin v. Krane. Ihr „Spielmann Gottes" z. B., eine Erzählung aus der Zeit des Heiligen von Assisi, hat den Weg vom Religiösen zum Dichterischen nur scheinbar zurückgelegt und an der Stelle künstlerischer Gestaltung steht nur die Zerdehnung. Henriette Brey versucht mit Geschick und Sprachbegabung, aber doch ohne vollen Erfolg in ihrem „Joseph ben David" das Neue Testament nachzuschaffen; immerhin wirkt sie hier stärker als in ihrem im gleichen Verlag erschienenen, recht konventionellen „Heidevikar". Sehr anspruchsvoll tritt Adelheid Sybel-Petersen mit ihrem „Christophorus" auf; ich sehe aber nur den Versuch, mit dem täuschenden Schein großartiger Mittel, gestützt auf religionsgeschichtliche Hinweise und dogmatisch konstruierte Gestalten, eine künstliche Welt zu schaffen, kalt und starr und unlebendig.

Zu geringe Gegenständlichkeit kann man Marie Eugenie delle Grazie nicht vorwerfen. Ihr Roman „Die weißen Schmetterlinge von Clairvaux" klammert sich leidenschaftlich an das Leben. Überall die Sprache der Leidenschaft, das Tempo der Leidenschaft, und was fehlt, ist nur ein der Leidenschaft würdiger Gegenstand. So wenigstens scheint es mir; aber entspringt dieser Glaube nicht etwa nur einem unbewußten Vorurteil gegenüber der fremden Weltanschauung? Eben noch sprach ich von den dichterischen Vorteilen der katholischen Kunst, und nun will ich einen religiösen Stoff ablehnen und eine Wunderwelt läppisch nennen, in der ein Schwarm von weißen Schmetterlingen den Abt von Clairvaux überall hinbegleitet? Und kann mich — während mir heute noch ein Märchen volle Illusion erweckt — plötzlich nicht mit der Jungfrau Maria, mit Laurentius auf dem Rost und dem heiligen Benedikt abfinden, wenn sie von ihrem Sockel in der Kirche steigen, um den kranken Abt Bernhard gesund zu machen, weil ein bußfertiger Massenmörder sie durch sein Gebet erweicht hat?

Ich glaube, der Grund liegt nicht in mir, sondern in der Dichtung. Offenbar verlangt ein religiöser Stoff ganz besonders vorsichtige Behandlung. Denn er gehört ja nicht, wie das Märchen, einer Scheinwelt an, die des Zusammenhangs mit unserer „wirklichen" Welt entbehrt; seine Welt stößt im Gegenteil fortwährend mit jener Welt der Realität zusammen, die wir uns bis ins kleinste genau vorstellen, und ebenso mit der Welt der Gefühle und der Welt unserer moralischen Empfindungen. Kein Mensch mutet uns zu, das Märchen zu glauben und zu einer Gefühlsgrundlage unserer Existenz zu machen, aber wohl mutet uns die delle Grazie zu, das Wunder zu glauben, das sich mit dem heiligen Bernhard begibt: ja ihr ganzes Buch ist nichts als diese Forderung. Um sie aber annehmen zu können, müssen wir zugleich ihre Grundanschauungen annehmen, ihrer Weltauffassung uns eingliedern: und das heißt im vorliegenden Fall, einen Massenmörder als Erben des Himmels ansehen; und das nicht etwa, weil er sich im Innersten seiner Seele wandelte, sondern deshalb, weil er auf dem Gang zur Hinrichtung einem Heiligen begegnet ist. Das Märchen gewährt auch dem Genuß, der seine Voraussetzungen nicht teilt; hier aber erschließt sich der Genuß nur dem Gläubigen, und was mich abstieß, war dieser Übergriff, dieser Versuch, eine Kunstwirkung außerhalb der Kunstgrenzen durch kunstfremde Mittel zu erzielen. Ahnung, Halbdunkel und Geheimnis sind die Grundbedingungen der mystischen Dichtung; fehlen sie, so handelt es sich eben nicht mehr um eine mystische Welt, sondern um eine verstandesmäßig veränderte Welt, die wir ablehnen dürfen, sobald wir nicht an sie glauben. Und damit fällt dann auch trotz allen äußeren Glanzes die Welt der weißen Schmetterlinge, der Gebetserhörung und des Heiligenscheines.

Viel stärker wirkt in aller Schlichtheit Else Schmücker mit ihrem „Goldenen Strom". Dies kleine Buch ist der Beweis eines jungen Talents. Die Verfasserin scheut sich nicht, auch den schlimmen Dingen ins Gesicht zu sehen. Eine Morphinistin als Heldin, ihr belasteter Sohn das Opfer körperlicher und seelischer

Qualen — und nichts durch die süßliche Psychologie älterer katholischer Romane gemildert.

Dafür erweckt das Buch manche Einzelheiten der katholischen Mystik zu dichterischem Leben; weil es sich aber rein künstlerischer Mittel zu ihrer Wirkung bedient, wirken sie auch auf den Leser, der der katholischen Weltanschauung fernsteht.

Auch der „Basilisk" von Margarete Windthorst gehört unter die katholisch-mystischen Romane. Seine Verfasserin wird leider im Streben nach Eigenart häufig unnatürlich und dunkel, worunter die Anschaulichkeit ihrer Darstellung leidet.

Aber auch ganz andere Möglichkeiten entfalten sich innerhalb des Rahmens katholischer Kunst. Das beweist „Rings um ein Streichquartett" von Anna Hilaria v. Eckhel, ein reizendes, behagliches Buch voll liebenswürdiger Phantastik, die sich recht gut neben seiner bürgerlichen Welt zu behaupten weiß, und reich ist an eigenartigen und graziösen Situationen —: Der alte Pfarrer verkauft seine geliebte Amati für den Bandwurm seiner Köchin, die „Jungfer Großmutter" erhält ihre ganze Verwandtschaft durch ihr Bügeleisen und versäumt darüber das Verlieben, und der kleine Luzerl verschenkt alle seine geliebten Pfeiferln, kommt aber doch mit „des Herrgotts Glockenspiel" nach Haus und wird ein echter Musikant. All diese lustigen und rührenden Dinge haben ihre Grundlage nicht im Weltlichen, sondern in einer zarten Gläubigkeit, die sich lieber an die bunten und heiteren Schnörkel der Frömmigkeit, als an die großen Geheimnisse der Religion hält: für einen katholischen Humoristen das richtige Gebiet und der passende Ton. Möge Anna Hilaria v. Eckhel eine Spezialistin auf diesem Gebiet werden und dabei der Gefahr der Süßlichkeit entgehen, zu der sie ein wenig neigt!

Im evangelischen Roman nimmt die Mystik natürlich einen ungleich geringeren Raum ein. Im Mittelpunkt steht das Pfarrhaus oder ein anderes von Religiosität erfülltes Haus. So in dem hübschen, mit reizendem Buchschmuck versehenen Büchlein „Mein Viergespann" von Frau Brigitte, in dem eine Mutter anspruchslos, treuherzig und anmutig von ihren Kindern berichtet. Schade, daß sie sich von Zeit zu Zeit dazu verleiten läßt, tiefste Menschheitsprobleme mit einer kleinen Geste der Überlegenheit durch naive kindliche „Wahrworte" lösen zu wollen, die in Wirklichkeit nicht die geringste Lösung bedeuten. Aber trotzdem sei das hübsche Buch besonders evangelischen Häusern empfohlen, ebenso wie ihr Roman „Der Ehe Erfüllung", der ernste Lebenskonflikte ernst und gewissenhaft behandelt.

Helene Christaller, meist als die größte Begabung unter den evangelischen Schriftstellerinnen der Gegenwart bezeichnet, scheint immer mehr in ein Christentum jenseits der konfessionellen Schranken einzumünden. Ja sogar Anklänge an eine Naturreligion mit mystischen Elementen finden sich in ihrem jüngsten Roman „Das Reich des Markus Neander". Der Held, Sohn eines deutschen Missionars und einer vornehmen Inderin, erbaut sich ein Leben frei von den europäischen Konventionen, halb durch körperliche Arbeit, halb durch Denken und Forschen. Hinter seinem bewußten Erleben liegt auch Geheimnisvolles, und so sicher die Naturschilderung die Erde umfaßt, so stark klingen auch die Laute des Ewigen herein. —

Von diesen religiös bedingten oder doch von religiöser Grundstimmung erfüllten Romanen geht es geraden Weges ins Mystisch-Phantastische, aber auch ins Utopistische hinüber. Alle Möglichkeiten sind hier gegeben, und das Verschiedenartigste und Verschiedenwertigste findet sich nebeneinander: große Konzeptionen, die Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart auf ihren staatsbildenden und menschenerziehenden Gehalt untersuchen, pseudoromantische Unterhaltungsromane von engster Begrenzung auf das eigene Ich, tiefgreifende Seelenschilderungen mit Einblicken in die Welt der Hypnose und daneben sensationslüsterne Oberflächenkunst.

Am Anfang dieses Weges steht das „Jahr der Wandlung" von Friede H. Kraze; ein Versuch, auf philosophischem Weg zu Gott zu gelangen und die eigene Existenz mit den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen übereinzustimmen. Zugleich stellt das Buch aber auch eine moderne Robinsonade dar, in der das Motiv der Weltflucht zum Hauptmotiv geworden ist. Um alles schlingt sich Mystik; das Leben wird als geheimnisvoll und vorbestimmt empfunden und die Gestalten münden ins Symbolische; selbst die leidenschaftlichen Naturschilderungen haben etwas Erdenfernes. Trotzdem scheint mir der Weg der Dichterin (sie begann ihn schon in ihren Romanen „Maria am Meer" und „Dies war Mariebell") gefährlich, denn er führt hart am Rande des Gestaltlosen vorbei. Eine Auffrischung ihrer Kunst durch Buntheit und Kraft wäre wünschenswert.

Das bedeutendste von allen diesen Werken ist Vicki Baums — vielleicht mit dem „Ararat" von Arnold Ulitz verwandter Roman „Die Welt ohne Sünde", dessen Grundgedanke dahin geht, jede Bemühung, eine Welt ohne Sünde herbeizuführen, leite nur tiefer in die Sünde hinein. Sozialismus und Kapitalismus werden nicht angegriffen, sondern als mehr oder minder gleichgültige Formen dargestellt, innerhalb deren Gutes und Böses gleicherweise gedeihen könne, da es

nicht auf sie, sondern einzig und allein auf die rechte Liebe ankomme (vgl. L. E. XXV, 1193).

Dagegen spricht „Blaubart“, Roman von Marga Passon, von arger technischer und seelischer Verwilderung. Die Geschichte eines Lustmörders, mit auffallend starker Visualität gesehen und mit Lust am Grellen dargestellt. Schade um das Talent! Fast möchte man dasselbe von Else Buds „Dr. Gallieni“ sagen, wenn dieses Buch nicht zugleich Schönes und Ergreifendes in einer klingenden Sprache und sehr geschickten Technik böte. Es beweist sicheren Verstand und große medizinische Bildung, besonders nach der psychoanalytischen Seite. Hier finden Freudianer alles, was ihr Herz begehrt: Den Ödipuskomplex, die Neurose aus vergessenen Kindheitseindrücken, verlagerte Sexualität, psychoanalytische Traumdeutung, Personenvertauschung auf der Grundlage zurückgedrängten Hasses, Heilung durch Erkenntnis, Menschen mit Doppelbewußtsein und Doppelexistenz, Grenzfälle zwischen den Geschlechtern einen rechten Hexenkessel, in dem aber auch allerlei gute Speisen brodeln.

Das kann man weder von Elise Meinhards „seligem Narren“ sagen, einem philosophisch sich gebärdenden, affektierten Nichts, noch von Dora Hohlfelds „Meerland-Menschen“: Pseudophantastik, Pseudomystik und Pseudopoesie, geschminkte Traurigkeit und parfümiertes Grauen.

Mehr im Irdischen zu Hause als alle diese Romane, aber durch den Hauch der Vergangenheit doch noch von mystischem Zauber umflossen sind ein paar romantisch-historische Bücher. Sophie Hoechstetters Kaspar Hauser (Das „Kind von Europa“) will offenbar nicht mehr als ein historisches Heimatbuch sein; in diesem Rahmen schuf sie eine hübsche, stilreine Erzählung, bei der man sich freilich fragt, ob sie nach Wassermanns psychologisch neuschöpferischer Dichtung noch nötig war.

Eine Reihe anderer Frauenbücher beschäftigt sich mit dem Realen und Gegenwärtigen. Hier überwiegen weitaus die Unterhaltungsromane; nur selten findet sich Tieferes; ganz selten ein Kunstwerk wie Lulu v. Strauß und Torneys „Lucifer“. Die Dichterin stellt mit einem auffallenden Hang zu objektiver Aufnahme und Widerspiegelung der Welt — bei einer Frau besonders überraschend — großes und tragisches Geschehen der Vergangenheit dar. Lulu v. Strauß und Torney strebt, im Einklang mit dem modernen Geschichtsroman — Ricarda Huch, Kolbenheyer, Grädener — zur Massendarstellung. Ihre Gestaltung ist herb und echt; kein Wunder, daß sie Männertypen bevorzugt. Alles Geschehen verbindet sich bei ihr mit Gesichtseindrücken, alles Menschliche mit deutlich gesehener Mimik; Farbe und Form spielen die größte Rolle. Ein starkes, echtes, stumm-beredtes Buch.

In gebührender Entfernung können Wilma v. Ueckerichs „Heimatlose“ genannt werden, ebenso süddeutsch wie „Lucifer“ norddeutsch. Eine Aufrollung der Judenfrage, aber kein Tendenzroman im üblen Sinne. Auch Grete Coellens „Weg der Lena Falk“ zeigt Kultur und Gestaltungskraft und erweckt Hoffnungen.

Jetzt aber nur mehr Mittelmäßiges und Wertloses. Strebt denn alle weibliche Begabung heute nur der Mystik zu? Flieht sie ausnahmelos vor dem Alltagsleben? Fast scheint es so; denn all die Romane der Engelhornschen Romanbibliothek bringen fast nur Gewöhnlichstes: so Irmgard Spangenbergs „Weg durch die Wiese“, Friedel Merzenichs „Witwer“, Adelheid Webers „An der Grenze“, Margarete v. Oertzens „Baalstempel“, „Das Buch“ von Marianne Mewis; höchstens Carry Brachvogels „Glück der Erde“ und Irmgard Spangenbergs „Tränenmamsell“ reichen durch Temperament und Humor ein wenig darüber hinaus. Und auch die Einzelverleger haben es nicht besser getroffen, wie „Das Leben einer Frau“ von Martha Berger, herausgegeben und ausgerufen durch Hermann Bahr, „Die Treppe“ von Catherina Godwin, Toni Rothmunds „Heilige Grausamkeit“ und Hertha Pohls Roman „Tina Stawiks Ernte“ beweisen: lauter Bücher, die diesen und jenen Vorzug und doch kein zweifelloses Recht auf künstlerische Existenz besitzen. Sie machen nur klar, daß die Erzählergabe der Frau des Durchschnitts ihre Fähigkeit des künstlerischen Erlebens weitaus übertrifft.

Echo der Zeitungen

Paul Ernst
Zum 60. Geburtstag (7. März)

„Unter den lebenden deutschen Dichtern hat Paul Ernst den Kreis seines Schaffens am weitesten gezogen. Mit der einzigen Ausnahme der Lyrik stehen alle Formen darin: Roman, Novelle, Drama und zuletzt das eigentliche Epos. Er hat die geistigen Voraussetzungen dieser künstlerischen Gebilde und ihre Beziehungen zum Leben, ihre geschichtlichen, ihre biologischen Zusammenhänge mit Scharfsinn untersucht und bewußt gemacht, was er dichterisch darstellen wollte und konnte. Und doch ist ihm beim lebhaftesten Bestreben, auf die Nation zu wirken, ein Einfluß auf die Bildung, auf das geistige Schicksal seines Volkes bisher versagt geblieben. Eine bedeutende schöpferische Potenz steht allein und scheint die Tragik sinnfällig zu wiederholen, die in Deutschland den umfassendsten, eigenwilligsten Geistern auferlegt bleibt, einem Herder, nachmals einem Friedrich Hebbel." Otto Stoessl (Prag. Pr., Dichtung 10).

„Ein Revolutionär der Literatur — dieser Titel, den der Naturalismus der 80er Jahre für sich in Anspruch nimmt, gebührt Paul Ernst mindestens ebenso, vielleicht in höherem Maße, denn er ist stärker, innerlicher revolutionär als jene, aber der von ihm erstrebte Umsturz führt nicht den geläufigen Weg aus einer festgepreßten Form oder Formel in scheinbare oder wirkliche Befreiung, vielmehr umgekehrt aus dem Zwang der Freiheit und Formlosigkeit zur Befreiung in die Form, in eine strenge, eindeutige, festgefügte. Er sucht den Weg nach einem künstlerischen Oben, nach einem Absoluten der Kunst und des Wertes aus der Relativität und Zweifelsucht der naturalistischen Bewegung, auch nicht so artistisch bleibend wie diese, sondern dem Ethischen, dem Moralischen zugewendet. Und damit geht die geistige Bewegung, deren Haupt Paul Ernst wurde, mit der gesamten religiösen Erneuerung des beginnenden 20. Jahrhunderts zusammen. Er ist ein Wegsucher — ‚Der Weg zur Form' heißt ja auch sein bedeutendstes, bahnbrechendes, theoretisches Werk — aber einer, der nicht nur den Weg, sondern auch ganz deutlich und stark das Ziel vor sich sieht und der die Erreichung dieses Zieles mit der Entschiedenheit und Absolutheit fordert, die alle seine Taten kennzeichnen, der die schwerste Bedrohung jedes Erfolges darin erkannt hat, den Weg zum Selbstzweck zu machen und sich in der Hälfte der zurückzulegenden Straße mit dem eben Erreichten und bequem Erreichbaren zu begnügen." Edwin Rollett (Wiener Ztg. 55).

„Ein ungeheures Ringen um die Form bezeichnet den Weg Paul Ernsts. Denn Form ist Gestalt. Und dieses Ringen, dessen Niederschlag wir in seinem ‚Weg zur Form', dem ‚Zusammenbruch des deutschen Idealismus' und den ‚erdachten Gesprächen' finden, ist nicht nur seine persönliche Angelegenheit. Hier handelt es sich um Fragen, die alle angehen, die über Form nachdenken müssen; es ist ein Weg zur Klärung der für den Dichter wesentlichen Begriffe. Ich weiß, dieses Bekümmertsein um die Form wird unter Deutschen geschmäht; von jedem Handwerker wird Beherrschung seiner Fertigkeiten erwartet; der Dichter soll aber im Wege blinden Gesudels das Höchste hervorbringen. Mag die Menge so denken; es ist falsch. Form ist für die Kunst, was Sittlichkeit beim Handeln; Unsittlichkeit äußert sich in der Kunst durch Nichtachten der Form in der Form. Kunst und Sittlichkeit im Leben hängen tief miteinander zusammen; sind Äußerungen ein und derselben Gewissenhaftigkeit. Paul Ernsts Betrachtungen gelten daher auch nicht nur den Kunstformen, der Sauberkeit in der Kunst, sondern auch der Sauberkeit im Leben. Die Fragen nach letzterem haben in den Gesprächen und im Zusammenbruch des deutschen Idealismus sogar das Übergewicht (beide bei Georg Müller)." Otto Freiherr v. Taube (Münch. N. Nachr. 66 u. a. O.).

Vgl. auch: Christian Jenssen (Essener Volksztg., Kunst 9); Hanns Martin Elster (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 58); Leo Greiner (Berl. Börs.-Cour. 111); Paul Wittko (Hannov. Kur. 108/09 u. a. O.); Walter Erich Schäfer (Württemb. Ztg. 54); Martha Charlotte Nagel (N. Bad. Landesztg., Kunst 119); Hellmuth Falkenfeld (Frankf. Ztg. 257 — 1 M.); Heino Schwarz (Düsseld. Nachr. 119). Paul Ernst „Aus meinem Leben". Ein Brief (Münch. N. Nachr. 66).

*

Ludwig Finckh
Zum 50. Geburtstag (21. März)

„Finckh versteht sein Volk, seine Schwaben. Er ist ja selber ein Schwabe durch und durch. In Reutlingen, der alten Reichsstadt am Fuße der schönen, runden Achalm zwischen Alb und Neckar stand seine Wiege. Wie gern erzählt der Dichter von ihr, von ihren ver-

steckten, lauschigen Winkeln, ihren alten, giebeligen Patrizierhäusern und all den verborgenen Heimlichkeiten, mit denen sie einst seine Knabenseele beglückt hat! Wie gern aber auch von jener entschwundenen Zeit, da man noch anderen Klängen lauschte als dem Rattern der Räder und dem Surren der Maschinen! In Reutlingen wenigstens war es so. Jeden Mittag um 12 Uhr stieg der alte Stadtmusikant und Stabstrompeter mit seiner Posaune auf den Kirchturm und blies von der Galerie der Turmhaube aus einen feierlichen Choral über die Stadt. Alles das hat dem Knaben schon früh um die Seele gerauscht und gesungen. Und dann noch mehr. Wer die Schönheiten des weiten schwäbischen Landes verstehen will, der greife zu den Erzählungen Finckhs. Hier wird deutsches Land in seinem ganzen Zauber lebendig. Da schimmern aus versonnenen Talgründen kleine rotgeschindelte Schwabendörfer auf. Weite einsame Albhöhen leuchten auf über abenddunklen Buchen und Eichenwäldern, und auf weißen ziehenden Wolken fliegt die Sehnsucht zu dem blauen Schwäbischen Meere und der fernen silberigen Alpenkette hinüber.

Das ist die Landschaft, aus der die Idyllen des Dichters herauswachsen. Und die Stimmung dieser Landschaft und ihres Himmels, des weiten urblauen schwäbischen Himmels, schwingt auch in diesen Idyllen mit. Am zartesten und feinsten wohl in dem köstlichen Schwabenbuch Rapunzel. Wie ein hauchzartes Märchen liest sich diese Erzählung, die in die Stille der Bergtäler der Schwäbischen Alb hineinführt. Es ist, als schritte man auf verschwiegenen Waldwegen einher, als hätten die Tore der Welt sich hinter einem geschlossen und nur ein paar liebe, einfache Menschen hätte man um sich herum. Nur schlichte Menschenschicksale sind es, von denen dieses Buch erzählt; aber die Wärme und Innigkeit, die hier alles, Menschen und Dinge, umstrahlt, gibt dem Ganzen einen unnachahmlichen Reiz." Heinrich Schotte (Köln. Volksztg. 212).

„Ein heiteres Herz klingt aus seinen Versen und seiner Prosa, eine recht bejahende Philosophie strömt durch Geschichten und Schilderungen und reiht auch die einfachste Erzählung in jenes Reich durchdachter Dinge, an dessen Grenzen eigentlich der Dichter beginnt. Naturliebe und Verständnis für die Natur sind die starken Träger von Ludwig Finckhs Weltanschauung und lösen eine weitere Bekenntniskraft aus zum Reichtum und der Schönheit unserer Erde. In der Zeit des Pessimismus — und des leider zu sehr berechtigten Pessimismus — tut es wohl, eine lebenbejahende Stimme zu hören, die aus einem der schönsten Winkel Deutschlands zu uns dringt." Alexander v. Gleichen-Rußwurm (Württemb. Ztg. 66).

Vgl. auch: Otto H. Brandt (Kreuzztg., Unt.-Beil. 134); Johannes Günther (Deutsche Allg. Ztg. 135); Karl Fuß (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 68 u. a. O.); H. M. Elster (N. Bad. Landesztg. 145); Paul Wittko (Südd. Ztg., Sonntag 12); W. G. (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 126).

*

Otto Ernst †

„Sein Bestes hat Otto Ernst in seiner Lyrik gegeben. Manches seiner kleinen Gedichte ist von echterer Poesie als seine gesamte Bühnenproduktion, die sich im dicksten Auftragen von Schwarzweiß am widerstandsfähigsten erwiesen hat. Auf dem Felde der lyrischen Kunst zeigte Otto Ernst mit den Jahren deutlich zunehmende Verfeinerung. Zu Anfang schönrednerisch, belehrsam, überdeutlich, erlangte seine Lyrik nach und nach das Wirkungsvermögen, ganz feinen Schwingungen der Seele nachzuklingen.

Otto Ernst hat sich auf dem Jahrmarkt des Lebens allzeit freudefähig getummelt im breiten Menschenschwarm. Oft hat er, mit anheimelndem Gemütston, guten alten Wein von vortrefflicher Bekömmlichkeit resolut in neue, dauerhafte Schläuche gefüllt von einnehmender äußerer Form. Schwere Gedankengänge haben ihm ferngelegen, und wenn er sich, wie z. B. auf der Suche nach Zarathustras geistiger Welt, doch einmal darin zu verstricken erkühnte, dann ist der Schöpfer der herzigen Appelschnut unerfreulich ausgeglitten. Der allzeit frischfarbige, wohlbeleibte, blonde und blauäugige Lebensgenießer, dessen urwüchsige Freude am irdischen Sein mit gemüthafter Wärme sich verband, hat sich selbst gerühmt, ein glücklicher Mann gewesen zu sein. Er genoß mit Recht den Ruf eines vorzüglichen Vortragskünstlers, schlagfertigen Redners und ergötzlichen Gesellschafters. Wenn er auch oft ohne zurückhaltende Selbstbeherrschung zu fruchtlosem Federkrieg ausrückte, so wollen wir ihm nun, da ihm der Mund mit der vollen, runden Klangfarbe für immer verschlossen ist, um seiner schönsten Gedichte und um seines ersten Asmus-Semper-Buches willen einen Strauß von Märzveilchen aufs Grab legen." Paul Wittko (Hannov. Kur. 111 u. a. O.).

Vgl. auch: Albert Malte Wagner (Nürnb. Ztg. 9. März); Walter Victor (Vorw. 118); F. St. (Magdeb. Ztg. 118); Hugo Marti (Bund, Bern 101); Willibald Klatt (Tag 56); F. E. (Berl. Tagebl. 110); m. j. (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 55).

*

Ferdinand Freiligrath
Zum 50. Todestag

„Freiligrath ist, so starke politische Wirkungen von ihm gingen, kein ‚Politiker' geworden in dem technischen

Sinn, wie wir das Wort heute gebrauchen, und es geht ein bißchen an seiner Erscheinung vorbei, will man ihn für die Ahnentafel einer Partei beanspruchen. Er wurde aus sittlichem Ernst zum Anwalt der großen Freiheits- und Rechtsideen, und die Not des jungen Proletariats zitterte in seiner empfänglichen Seele. Er war 1848 Karl Marx nahegetreten, arbeitete mit ihm zusammen und überließ sich seiner überlegenen Führung, aber seiner inneren Art blieben die eigentlich politischen Entschließungen fern. Es fehlte ihm der Instinkt für politische Machtgewinnung. Doch die große Stimmung und Sehnsucht der Zeit durchflutete seine Seele und brachte sie zum Klingen.

Dieser Mann, durch dessen politische Lyrik prachtvoller Zorn, Groll, Haß und Verachtung schreiten, war gutmütig, gütig, unpathetisch, arbeitsam, bescheiden. Das starke Gefühl, die Mitleidenschaft bestimmten seine Art; er, der fortriß, war selber ein Mitgerissener. So männlich und charaktervoll Leben und Wesen, im Grunde war er ein weicher Mensch. Die Zeit ist es, die ihn zum Instrument ihres hallenden Sanges macht; sie dichtet in ihm." Theodor Heuß (Berl. Börs.-Cour. 127).

„Naturhafte Art an sich und naturhafte Einheit von Dichter und Werk sind Freiligraths ausgeprägteste künstlerische Charakterzüge; sie erklären auch zum guten Teil seinen beispiellosen Erfolg. Sie wirkten in jeder Ausdrucksform seiner Lyrik als wahre Befreiung; sie leiteten zudem sein künstlerisches Auge und Ohr und ließen ihn selten irregehen in der Wahl von Motiv und rhythmischer Prägung. Die berühmten Bilder des Proletariermaschinisten, der den Dampfer mit dem preußischen Königspaar den Rhein hinabführt (Von unten auf), der Druckereigesellen, die ihre Lettern zu Kugeln umgießen (Freie Presse) sind von so grandioser Einfachheit, daß nur im tiefsten naturhaft gebliebene Empfindung derart instinktiv nach ihnen greifen konnte. Und in Gedichten wie ‚Löwenritt' und ‚Die Toten an die Lebenden' packt neben der zwingenden Anschaulichkeit der davon untrennbare naturhafte Rhythmus: beklemmend schwingt im ersten das aufreizende Vibrieren afrikanischer Nächte, hallt aus dem zweiten gedämpfter Trommelwirbel und dröhnender Sturmschritt der Arbeiterbataillone.

Freiligraths Erfolg und seine Volkstümlichkeit sind ein Kapitel für sich, weniger meßbar an Auflageziffern als drastisch beleuchtet durch gewisse überlieferte Einzelmomente. Der Kapitän eines stolzen Segelschiffs, das der Dichter aus alter Liebe zur Seefahrt als Flüchtling in Antwerpen besichtigt, läßt nach Bekanntwerden des Namens Freiligrath alle Flaggen hissen, die Mannschaft im Galagewande antreten und bringt mit einer zufällig versammelten kleinen Gesellschaft ein feuriges Hoch auf den fast verdutzten Besucher aus. Und der Gepäckträger, der dem neuernannten Redakteur der ‚Rheinischen Zeitung' in Köln den Koffer vom Schiff tragen soll, liest den Namen, reißt die Mütze vom Kopf, fragt: ‚Sind Sie der Freiligrath, der das Gedicht ‚Die Toten an die Lebenden' gemacht hat?', weist darauf jede Bezahlung zurück und zieht stolz mit dem Gepäck von dannen." Fritz Hunziker (N. Zür. Ztg. 431).

Vgl. auch: Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 199 — 1 M.); Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 128); Herbert Eulenberg (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 65); H. H. Houben (Berl. Tagebl. 129); J. Adams (Köln. Volksztg. 203); Käthe Hübner-Wehn (Württemb. Ztg. 63); Carl Enders (Hannov. Kur. 128/129); P. L. (Magdeb. Ztg. 139); Bruno Schönlank (Vorw., Unt. 65); Trude E. Schulz (Familie) (ebenda); Kurt Meyer-Rotermund (Braunschw. N. Nachr., Sonntag, 14. März); R. Krauß (Schwaben) (Schwäb. Merk. 120); Christian Rodegg (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 62); Arthur Seehof (Arb. Ztg., Wien 74); (Freiligraths Tochter: ebenda 77 von Egon Wertheimer); Anna Blos (Württemb. Ztg. 65); Guido Leser (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 141); Eugen Peterson (Stuttg. N. Tagbl. 128); Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 67); Edwin Rollett (Wien. Ztg. 64); Max Kolmsperger (Welt am Sonntag, München 11); Ein unbekanntes Gedicht mitgeteilt von Hermann Ammon (Vorw., Unt., 18. März); Unveröffentlichte Briefe (Vorw. 129).

*

Zur deutschen Literatur

Über Wilhelm Heinse schreibt Hermann Hesse (N. Zür. Ztg. 424). — An den 100. Todestag von Johann Heinrich Voß (29. März) wurde vielfach erinnert: Hermann Wendel (Vorw. 147 u. Frankf. Ztg. 233 — 1 M.); Rahtgens (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 75); Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 148); Erwin H. Rainalter (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 73 u. a. O.); Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 73); Otto Koenig (Arb. Ztg., Wien 87); Hans Gäfgen (Magdeb. Ztg. 160); Heinrich Lentz (Köln. Volksztg. 235); Paul Bourfeind (Köln. Ztg. 237); Stuttg. N. Tagbl. (146); Paul Wittko (Stadt-Anz. f. Köln, Art u. Kunst 13); Heino Schwarz (Wien. Ztg. 73); Eugen Peterson (Stuttgarter N. Tagbl. 150); Fritz Strahlmann (Nachr. f. Stadt u. Land, Oldenb. 87).

Ein Bildnis von J. G. Herder („Der ewige Säemann") entwirft Joseph Bernhart (Münch. N. Nachr. 73). — Den Goethe-Fund von Berka „Goethe und die Musik" gibt Rudolf Schade auch (Bund Bern, Kleiner

Bund 11 u. 12) zum Abdruck. — Zu Fausts Glaubensbekenntnis äußert sich C. Ritter (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 2). — Die Briefe des jungen Goethe (Ausgabe des Insel-Verlags) würdigt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 443). — Auf ein wenig bekanntes Begleitwort Goethes zur Ausgabe der Werke 1826 verweist H. Lehnert (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 67). — Die „neue Melusine" würdigt Eva Mertens als Ehebuch (Hannov. Kur. 138/39). — Auf das Goethebildnis von J. F. A. Darbes weist Hildegard Lehnert (Tägl. Rundsch. 144).

Des 125. Todestages von Novalis wurde gedacht: Friedrich Burschell (Stuttg. N. Tagbl. 139 u. a. O.); Rudolf Paulsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 70); Christian Rodegg (Magdeb. Ztg. 152); Paul Feldkeller (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 72); Alfred Maderno (Köln. Ztg., Lit. Bl. 224); Martha Charlotte Nagel (Deutsche Allg. Ztg. 140); Hans Kaeslin (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 493). — Kleists Berliner Abendblätter würdigt Georg Minde-Pouet (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 95). — An Arnims „Kronenwächter" erinnert Josefine Widmar (Köln. Volksztg. 172). — Den Maler E. T. A. Hoffmann charakterisiert Otto Pniower (Deutsche Allg. Ztg. 132). — Die Ernte des Görrestages sichtet Robert Stein (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 33), einen französischen Besuch bei Görres schildert Margarete Rischke (Köln. Volksztg., Zeit 210), wo sich auch eine Abhandlung über Görres und Bischof Konrad Martin findet.

„Wie Paul Gerhardt in Friedrich Hebbel die Poesie weckte" schildert Warmuth (Tägl. Rundsch. 118 u. a. O.). — Erinnerungen an Friedrich Wilhelm Weber (persönlicher Art) bietet A. Glitz (Köln. Volksztg., Zeit 153). — Über Adalbert Stifter schreibt Felix Braun (Saarbr. Ztg., Kunst 71). — Zum 10. Todestag Marie v. Ebner-Eschenbachs schrieben Hanns Martin Elster (Karlsr. Tagebl., Wissen 61); Raoul Auernheimer (Preßb. Ztg. 75 019); Heinz Neuberger (Köln. Ztg. 189). — Einen unbekannten Brief von Paul Heyse an Ricarda Huch teilt Hilde Stieler (Deutsche Allg. Ztg., Welt 134) mit. — Ebenda (123) wird ein Abschnitt aus Fontanes italienischem Tagebuch (Herbst 1874) bekanntgegeben. — Das Urbild von Kellers Dortchen Schönfund im Alter schildert Suse Pfeilstücker (N. Zür. Ztg. 405). — Zum 100. Geburtstag des Mundartdichters August Corrodi schreibt K. (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 321). — An den 100. Geburtstag des Germanisten Oskar Schade erinnert Rudolf Schade (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 54 u. a. O.).

Ein Gedenkblatt an Bruno Arndt bringt Friedrich Sacher (Deutsch-österr. Tagesztg. 66). — An Ludwig v. Scheffler, den Burckhardt-Schüler, erinnert H. St. (N. Zür. Ztg. 482). — „Was Ernst Löns von seinem Bruder Hermann erzählte" teilt Paul Dahms (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 122) mit. — An Gerrit Engelke erinnert Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg., Lit. Beil. 58). — Über Richard Dehmel in Neunkirchen schreibt Binz (ebenda 54). — Dem Gedächtnis von Franz Marc widmet Ludwig Neundörfer einen Aufsatz (Germ., Ufer 10). — Über Gorch Fock schreibt Paul Wittko (Stadtanz. f. Köln, Deutsche Art 12). Dem Nestor der schwäbischen Dichter Eduard Eggert widmet K. Hoeber einen Nachruf (Köln. Volksztg. 171). — Einen Nachruf auf Paul Seippel schreibt Antoine Guilland (N. Zür. Ztg. 418). — Dem toten Carl Christian Bry widmet Hans Brandenburg Worte des Andenkens (Münch. N. Nachr. 64).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Über Klaus Mann liegen zwei Aufsätze vor: Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 66) und Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 99). Stroh schreibt: „Klaus Mann wird das Temperament seiner Jugend, das manchmal mit ihm durchging und das mitunter ihn entgleisen ließ und ihm vor allen Dingen oft den Blick trübte, so daß er einige Intimitäten veröffentlichte (ein Umstand, der sehr wundern macht, weil auf der anderen Seite gerade eine keusche Zurückhaltung noble Distanz bewies), Klaus Mann also wird das Temperament seiner Jugend ein wenig zügeln. Da er demütig-wissend, fromm-stolz in seinen Träumen eingesponnen ist und da er das köstlichste Gut trotz und vor allem besitzt, nämlich: jung ist, so kann man erwartungsvoll der Entwicklung Klaus Manns entgegensehen; die erst wird für ihn bestimmend sein, denn Persönliches zu verdichten mußte einer Begabung wie Klaus Mann gelingen. Wir sind auf das Werdende gespannt, das soll das Auserwähltsein zeigen!" — Als „Motto" zu Alfons Paquet setzt Leo Hirsch (Bad. Pr., Lit. Umsch. 8): „Es ist, zuerst und zuletzt, an diesem Schriftsteller das ausgewogene Gleichgewicht seiner inneren Haltung nicht zu verkennen. Es ist heute, nachdem die Größten der toten Generationen die Freiheit des Geistes sich erkämpft haben, für keinen Menschen der Besinnung die große Skepsis mehr zu umgehen. Es ist, heute und immer, für keinen Menschen der Besinnung die Welt, das Leben erklärt und ausgefüllt mit dem objektiv einzig Realen, mit der großen Skepsis, die nur ein Negativum ist. Es ist, heute und immer, in jedem wahrhaften Dichter ein bewußtes und frohes Ja zum mystischen Leben des Nichtverstandes, des Gefühls. Manche mordet dieser Seelenzwiespalt Skepsis — Mystik, mancher Kunst wird an ihm grotesk.

In Paquet sind Skepsis und Mystik schmerzhaft und innig, hart und doch harmonisch ineinandergefugt, ins Gleichgewicht aus- und aufgewogen — ecce poeta." — Ein interessanter Aufsatz von B. Lowbury (Hamb. Fremdenbl. 50) zeigt, welche Bedeutung das Werk von J. E. Poritzky für England gewonnen hat: „Sein Name wurde weiteren Kreisen in England zum ersten Mal durch die große englische Strindberg-Ausgabe bekannt. Jedem Band waren nur wenige Worte J. E. Poritzkys vorausgeschickt, die bei aller Knappheit so erschöpfend und bei aller Klarheit so neuartig klangen, daß man sich für seine größeren Arbeiten zu interessieren begann. Bald wurden seine Essaywerke ‚Das Herz der Nacht' und ‚Imago mundi' bekannt, die von geradezu klassischer Schönheit sind und ihren Verfasser in die erste Reihe der ernsten großen Autoren rücken. Seine Novellenbände: ‚Liebesgeschichten', ‚Philosophen und Narren', ‚Gespenstergeschichten', ‚Mysterien', ‚Skizzen aus der Anatomie' warten noch auf einen größeren Leserkreis; aber den literarischen Feinschmeckern sind auch diese Werke bereits in ausgezeichneten Übersetzungen zugänglich gemacht. Es ist schlechterdings unmöglich, von dem bunten Werk eines so schöpferischen Menschen im Rahmen eines kurzen Aufsatzes auch nur einen Begriff zu geben; aber immer wieder die besten Zeitgenossen auf einen solchen Geist hinzuweisen, sie anzuregen, daß man sich mit ihm beschäftige, sich ihn zu eigen mache, ist eine Aufgabe, die verlockend und lohnend ist. Instruktive Aufsätze, die führende Federn (George Hallinan, Hugh Broderen u. a.) über ihn veröffentlicht haben, bereiteten den Boden für sein Werk, das immer breitere Schichten gewinnt." — Arthur Friedrich Binz räumt mit der Legende auf, von Herbert Eulenbergs „Mißerfolgen" zu sprechen (Saarbr. Ztg. 71): „Man sollte endlich aufhören von den ‚Mißerfolgen' des bekannten Herbert Eulenberg zu sprechen, der übrigens einen starken Schuß populäres Blut neben edler Geistesleidenschaft in sich trägt, was manches seiner drauflosgeschriebenen schlechtgeratenen Schattenbilder beweist. Daß er kein Vertreter des Mißerfolges ist, beweist das Erscheinen ‚Ausgewählter Werke', auf die, mit dieser etwas sonderbaren Besprechung hingewiesen sei." — Zum Werk von Arno Holz bemerkt Hans W. Fischer (Vorw. 106): „Die größten Dinge in der Welt und in der Kunst sind nicht umsonst zu haben. Man muß mitarbeiten und mitwachsen, um sie zu besitzen. Je mehr man in Holzens Werk heimisch wird, um so stärker fühlt man seine Größe und seinen Gehalt. Der Sprachreichtum, der durch seine Fülle zuerst fast betäubt, entfaltet sich in einer diamantenen Klarheit, man sieht in ungeahnte Weiten und hört, wie eine Sphärenmusik, geheimnisvoll und doch deutlich den Rhythmus, der diese Welt durchpulst." — In einem Aufsatz „Rilke und der neue Geist" (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 9) sagt Emil Ott: „Der Schlüssel zu Rilkes Schaffen und Fühlen ist die Seelenhaftigkeit oder Innerlichkeit, bei ihm aus romantischer Geistesverfassung hervorbrechend. Der große Lebenswert der Romantik: Seele wird überall als Maßstab angelegt, unter diesem Gesichtswinkel Welt und Leben betrachtet und zu diesem Ziele wie zu heiligem Grale alles geführt. Wir werden sehen, wie dieses Wort Seele zur Bewältigung der Wirklichkeit bei Rilke ebensowenig ausreichte wie in unserer Zeit, aber zweifellos ist mit ihm ein Schlüssel zum neuen Geiste gefunden." — Eva Duncker feiert Robert Hohlbaum (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 32) als deutschen Dichter; durch sein Werk klinge das hohe Lied von Heimatliebe und Deutschtum. — Willkommenen Aufschluß über den Lebensgang von Peter Scher, der auch ins Gefängnis führte, bietet ein Aufsatz von Max Kolmsperger (Welt am Sonntag, München, 8). — Eine Studie über Felix Braun beschließt Otto Heuschele mit den Worten (Saarbr. Ztg., Lit. 71): „Wenn Braun heute noch der sichtbare Erfolg fehlt, so mangelt ihm doch nicht die Liebe der Besten unter den heutigen Geistigen; das mag ihm tröstlich sein und mag ihm die Kraft geben, auch in Wirrnis rein zu bleiben und in Heimsuchung sein Werk zu vollenden. Dennoch möchten wir ihm gönnen, daß sich auch die Nation, besonders durch ihre Jugend, sichtbar zu ihm bekenne, denn es wird ein Volk letztlich danach beurteilt, zu welchem seiner Dichter es sich bekennt. Felix Braun verdiente, daß ihn eine neuerwachende Jugend unter ihre Führer aufnehme, daß sie seinem Worte lausche, denn es walten in ihm lebendig die besten Kräfte unseres Volkstums." — Auf Hans Francks Stellung zur Heimatkunst geht Kurt Voß in seiner Studie (Hannov. Kur., Gute Buch 128/29) ein: „Wenn es noch zu sagen ist: in Franck wiederholt sich nicht die Heimatkunstbewegung, die wir kennen. Denn seine letzten Bindungen sind kosmischer Art. Nur daß er weiß, daß kein Baum hoch wachsen kann, der nicht fest im Boden steht. In ‚Meta Koggenpoord' ist diese Verflechtung wurzelhaften und kosmischen Lebens aufs deutlichste zu spüren. Die Ballung des Vorganges auf den Raum von elf Tagen belegt des Werkes hohe künstlerische Potenz, sie rückt die Gegensätze stärker zusammen, und wer sich die Mühe nimmt, Paula Modersohns Briefe und Tagebuchblätter zum Vergleich heranzuziehen, wird sich der großen dichterischen Arbeit Francks ganz bewußt werden. Es kann kein Zufall sein, daß gerade diese Malerin gerade diesen Dichter zur

Gestaltung reizte: ihr Streben zum Schlichten, Großen, Typischen geht zusammen mit seinem Streben, ihre Liebe zu allem Heimlichen und Heimatlichen mit seiner Liebe, ihre Sehnsucht zur Sternenweite des Kosmos mit seiner Sehnsucht. Und diese Blutmischung schafft die tragische Haltung ihres Lebens, das sich bei keinem Verweilen begnügt, das nicht leicht genug ist, um ganz ins Geistige aufzusteigen, und zu leicht, um am Boden haften zu bleiben. In diesem Buch hat sich, wie ich meine, die Situation des Dichters leuchtender eingefangen, als es in einem offenen Selbstbekenntnis möglich wäre." — Über Rudolf Kaßner liest man bei E. Wolff (Kreuz-Ztg., Lit. 122): „Geheimnisvoll verschlingt sich das eigene Wesensgesetz des Autors — die reine Durchbildung der in der klaren Ausprägung des Eigenen liegenden Vollkommenheit — mit der Grundlinie, der der Weg der allmählichen Entfaltung des in seinem Werke gestalteten Inhalts folgt. Von der ‚Moral der Musik' über die ‚Melancholia', den ‚Indischen Gedanken' und die ‚Chimäre' bis zu ‚Zahl und Gesicht' und dem letzten wichtigen Aufsatz über ‚Christus und die Weltseele' läßt sich aller Mannigfaltigkeit der Gegenstände und der Gesichtspunkte zum Trotz eine innere Einheit entdecken. Sie geht aus von der grundlegenden Gegensätzlichkeit, aus der sich in dem an erster Stelle genannten Buch das ‚Symbolische' gegenüber dem ‚Allegorischen' bestimmt." — Heinz Liepmann läßt Jakob Haringer sehr hohe Wertung zukommen (Bad. Pr., Lit. Umsch. 10): „Man lese ihn: Häufig und immer wieder! Er ist der Dichter unseres Jahrhunderts. Lassen wir uns nicht beschämen durch das Wort Haringers, ‚daß er sich erst nach seinem Tode Eingang in unsere Herzen fände'. — Man lese ihn: Man wird sich beugen vor der Größe eines Geistes und einer Seele, man wird sich beugen vor einem der größten deutschen Dichter."

Zum 60. Geburtstag von Wilhelm Langewiesche grüßt A. Albers (Münch.-Augsb. Abendztg. 75): „Wenn das deutsche Volk eine Bürgerkrone für die, die ihm am meisten Gutes getan haben, zu verleihen hätte, so müßte sie Wilhelm Langewiesche bekommen. Denn als Dichter, Herausgeber und Verleger hat er in den jetzt genau zwanzig Jahren seiner freien Verlagstätigkeit eine solche Fülle edelster Geistesgaben in seinem Volke ausgestreut, daß alle Schichten dieses Volkes am 18. März seiner gedenken sollten."

In einem Aufsatz „Der Fall Barlach" schreibt Leo Rein (Frankf. Ztg. 154 — 1 M.): „Ich überblicke meine Eindrücke über die Wortwerke Barlachs und finde sie nicht einheitlich. Ich habe bald bewundert, bald gehöhnt. Woher diese Unterschiede in der Beurteilung eines Mannes? Warum wirkten seine Ausstrahlungen so verschieden auf mich ein? — Es kam gewiß auf die Stärke dieser Ausstrahlungen an ... Der Bildner Barlach brach in die Wortkunst ein und hatte mit den Schwierigkeiten des ihm neuen Materials zu kämpfen. Nur matt strahlte die innere Vision aus der nicht beherrschten fremden Form ... oft drang sie überhaupt nicht durch ..." — Ein Gespräch mit Bernhard Blume, dem Dichter des „Bonaparte", wird (Hannov. Kur. 102/03) mitgeteilt.

Über René Schickeles neuen Roman „Ein Erbe am Rhein" liegen drei Aufsätze vor: Heinrich Eduard Jacob (Berl. Tagebl. 115); Wilhelm Hausenstein (Frankf. Ztg. 186 — 1 M.); Martin Rockenbach (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 34). Bei Hausenstein heißt es: „Man erlaube mir an Stelle einer Kritik, die ich nicht vermag, weil ich dies Buch liebe, wie ich eine Frau lieben würde, ein Bekenntnis, das ich machen muß: ich komme nicht dazu, die literarischen Qualitäten dieses Romans zu prüfen. Er geht mich so sehr an, daß ich nicht außerhalb, sondern innerhalb seiner Form mitlebe. Und allerdings: unter dieser Form ist mir, auch mir, wie dem Leben des Claus weh und gut — und beides, weh und gut, scheint mir dasselbe, gesetzmäßig, richtig. Dies ist nun wohl noch eine gegenständliche Empfindung. Doch da sie an keiner Stelle beleidigt wird, ist wohl oder übel schlüssig, daß die literarischen Qualitäten des Buches gut sind." — In einem Aufsatz über Max Brods Roman „Rëubeni, Fürst der Juden" sagt Walter Zadek (Berl. Tagebl. 131): „Rëubeni sind wir alle. Dieses Buch ist ein ewiges Buch. Es ist unser Roman." — Mit Ludwig Wolffs Roman „Kopf hoch, Charly" geht Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 195 A.) ins Gericht: „Doch genug über Ludwig Wolff. Sein Kunstrang ist indiskutabel. Aber nicht weil er Kolportage für die Massen schreibt, ist sein Handwerk mit aller Schärfe zu verwerfen, sondern weil er den materiellen Organismus seiner ‚Masse Mensch' mit bourgeoisen Feigenblättern schmückt und die konkrete Energie modernen Lebens mit abgestandener Romantik zusammenmixt. ‚Zeitgemäßer' Kitsch ist leider unerläßlich. Wolff aber schreibt uralten Kitsch — für die Dienstmädchen unserer Großmütter." — Zu Lisbeth Dills Roman „Der Grenzpfahl" bemerkt Käthe Schultze (Braunschw. N. Nachr., Sonntag, 7. März): „Wer Interesse für die tragischen Konflikte des Grenzlandes hat, die so ganz ins Menschliche übergreifen, der wird mit Anteilnahme und innerer Bewegung diese wohl nicht zu übertreffende Milieuschilderung Lisbeth Dills lesen. Als geborene Saarbrückerin gibt sie ihrem Roman die persönlichste Färbung und weiß für die Kämpfe überzeugenden Ausdruck." — Clara Viebigs „Passion" rühmt An-

selma Heine (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 8): „Bis zum Ende gehen wir den Passionsweg der armen kleinen Eva mit, die schuldlos das Gift in ihrem Blute trägt, das sie aus jedem Paradiese in Schande hinaustreibt. Zuletzt aber dringen in all das Irdische, Allzuirdische, das sie durchwandern mußte, dennoch die Strahlen himmlischer Verklärung. In vollen, heilig-tröstenden Akkorden klingt das Buch aus. Ein unerschrockenes, von weiblichem Takt gebändigtes Werk voll Ernst und Wärme."

Ein Buch aufrechten, männlichen Leidens unter einem entwürdigten Schicksal nennt Martin Rockenbach (Saarbr. Ztg. 58) R. G. Bindings Kriegsbuch. — Über Robert Saitschick und seine Werke gibt Heinrich Auer (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 10) eingehende Auskunft. — Hermann Bahrs Tagebücher charakterisiert Heinrich Lentz (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 32): „Ein Spiegel der Zeit: das sind die Tagebücher Hermann Bahrs. Ein voller Strom klar geschauten und unbefangen gedeuteten Lebens zieht vorüber. Man darf nur keine akademisch kühle Abstraktion und starre Doktrin erwarten. Dafür ist Bahr zu sehr Mann der Tat und des hellen, wachen Lebens. Ein kluges, ehrliches und gütiges Gesicht voll Geist, Witz und lächelnder Ironie blickt aus diesen Tagebuchblättern." — Zu Hans Roseliebs Spanien-Büchern bemerkt Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 85): „Von Grundanschauungen her durchdringt Roseliebs Geist die Materie und alle Äußerungen des Lebens, und da er selber gefestigt und stabil dasteht, vermag er auch den verwirrenden Fluß und die Vielfalt des Lebens und seiner Erscheinungen zu einer Ganzheit zu fassen, zu ordnen, darzustellen. So fallen auch seine Spanien-Bücher auf als Schöpfungen eines mit gesunden, zusammenfassenden Energien geladenen Schädels und die Totalität der Anschauung wirkt sich bis in die Einzelheiten des Stils folgerichtig aus." — Ihren Eindruck über Anselma Heines Erinnerungsbuch „Mein Rundgang" faßt Käthe Schultze (Braunschw. N. Nachr., Sonntag, 21. März) dahin zusammen: es spreche Geist zu uns, der sich immer und überall liebend mit Geist bindet.

*

Zur ausländischen Literatur

Shakespeare als Mediziner nimmt Oscar Klein zum Thema (Germ., Zeit 25). — Als einen Erzähler von internationaler Bedeutung feiert A. v. Gleichen-Rußwurm (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 135) A. S. M. Hutchinson. —

Eine Studie über Pascal bietet Karl Nötzel (Münch. N. Nachr. 68). — Über Madame de Sevigné findet sich ein Aufsatz (Bund, Bern, Frauen 90). — Rousseaus Geisteskrankheit prüft Wolfgang Wurzbach (N. Wien. Tagebl. 21 554), von Rousseau-Reliquien handelt B. (N. Zür. Ztg. 497). — Über eine „impressionistische" Deutung Amiels berichtet J. Benrubi (N. Zür. Ztg. 464). — Einen Aufsatz über Marcel Proust gibt Bernard Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 145). — „Gegen Paul Claudel" schreibt Joseph Chapiro (Berl. Tagebl. 105). — Eine Übersicht über die Klassiker des französischen Dramas in der Musik bietet Adolf Aber (Köln. Volksztg., Zeit 210).

Eine Studie über Benedetto Croce veröffentlicht Hermann Bahr (N. Bad. Pr., Lit. Umsch. 10). Croce als Beurteiler von Poesie würdigt Mario Puccini (N. Zür. Ztg. 363). — Zum 70. Geburtstag von Matilde Serao (7. März) schreibt Heinrich Taschner (Bund, Bern, Frauen 101).

Miguel de Unamuno nimmt Hans Brein zum Thema (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 11/12).

Über Selma Lagerlöf schreibt Anna Kappstein (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 52). — „Begegnung mit Hamsun" schildert Hermann Hiltbrunner (Prag. Pr., Dichtung 12). — Johan Bojer und sein Werk würdigt J. Sandmeier (Frankf. Ztg. 158 — 2 M.). — Einen Aufsatz über Sigrid Undset veröffentlicht Alice Kruse (Köln. Volksztg., Frauen 177). — Mit Hans E. Kinck beschäftigen sich Käthe Miethe (Deutsche Allg. Ztg. 129) und Walther Harich (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 143).

Gräfin Tolstojs Selbstverteidigung prüft Anders Oesterling (Deutsche Allg. Ztg., Welt 123). — Mit der Weltanschauung Dostojewskis setzt sich Max, Herzog zu Sachsen (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 8) auseinander, Mitteilungen über Dostojewskis „Heilige Krankheit" bietet René Fülöp-Miller (Münch. N. Nachr., Einkehr 16). — Den Heimgang des jungen russischen Dichters Sergej Jessenin erörtert Wolfgang E. Groeger (Münch. N. Nachr. 68). — Mit Ossendowski beschäftigt sich Otto Forst de Battaglia (Bund, Bern 129), der auch (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 32) die Frage: „Literarische Zeitenwende in Polen?" aufwirft.

Über die junge rumänische Literatur gibt Tudor Vianu Auskunft (Prag. Pr., Dichtung 11).

* * *

„Zur Krisis des deutschen Theaters." Von Curt Amend (Karlsr. Ztg., Wiss. 61).

„Das Rätsel." Von Robert F. Arnold (Wien. Ztg. 61).

„Dada-Dekade." Von J. A. Baader (Frankf. Ztg. 185 — A.).

„Alkestis." Zur Geschichte des dramatischen Stoffes. Von Paul Boesch (N. Zürch. Ztg. 375).

„Ewiger Vorrat deutscher Poesie." Schluß. Von Rudolf Borchardt (N. Zürch. Ztg., Lit. Beil. 321).

„Literatur und Kritik." Von Michael Charol (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 127).
„Politische Theaterkritik." Von Ernst Glaeser (Frankf. Ztg. 190 — 2 M.).
„Im Reiche der Erinnerung." Kritisches und Gelebtes aus der Werkstatt. Zweite Reihe. IV. Von Max Halbe (Münch. N. Nachr. 78).
„Ende des Dramas?" Von Julius Hart (Tag, Unt. Rundschau 70).
„Die Buchgemeinschaften." Von Hermann Herrigel (Frankf. Ztg. 173 — 1 M.).
„Pädagogische Bücherschau — ein Bibliotheksproblem!" Von Paul Ladewig (Deutsche Allg. Ztg. 119).
„Die äußere Entwicklung der Bibliotheken." Von Kl. Löffler (Köln. Volksztg. 199).
„Neue Wege der Literaturgeschichte." Von Heinrich Peters (Tag, Unt. Rundsch. 67).
„Demokratisierung des Theaters." Von M. Spael (Köln. Volksztg. 222).
„Schultheater und Handwerkerspiele." Von Erwin Stranik (N. Wien. Journ. 11 586).
„Grenzen des Lustspiels." Von Erwin Stranik (N. Wien. Journ. 11 606).
„Zur Psychologie des Romans des 19. Jahrhunderts." Von Oskar Wolfer (Stuttg. N. Tagbl. 119).
„Die französische Rheinliteratur." (Pr. Kreuzztg., Lit. 98).
„Künstlertum und Beruf. Läßt sich dichterisches Schaffen mit anderer Tätigkeit vereinen?" Antworten von: Heinrich Lersch, Walther Nithack-Stahn, Joachim Ringelnatz, Arnolt Bronnen, Paul Gurk, Ernst Zahn (Berl. Tagebl. 95).
„Um die Buchverbände." Vgl. 199 „Wider die Buchgemeinschaften" von E. Lerch (Köln. Ztg. 199). Vgl. Antwort von E. Lerch (ebenda 205).

Echo der Zeitschriften

Die Horen. II, 2. (Berlin.) Aus Wilhelm v. Scholz' Rede „Goethe und Weimar":

„Wir sind alle in unserem Verhältnis zum Geschehen so rationalistisch eingestellt — ich möchte sagen: beirrt —, daß vielleicht manchem der Einwand nahe liegt, es sei nicht schwer, ein gelebtes, ein geschehenes Schicksal auch von der Seite einer Vorherbestimmtheit, einer inneren Notwendigkeit aus darzustellen; zumal, wenn man bereit ist, eine gewisse Gewaltsamkeit anzuwenden. Aber gerade Goethes Leben, über das er selbst so viele Äußerungen seines innerlich und äußerlich gleich notwendigen Verlaufs getan, bietet immer wieder kleine bedeutsame Züge, an denen sich sein schicksalhaftes Wesen erkennen läßt. Auch die nächste Verfestung von Goethes Bindung an Weimar geschah früher durch die Tat als durch Erkenntnis und Entschluß: während Goethe noch unentschlossen war, ob er in Weimar bleiben sollte, und ihm die Möglichkeit, nach Frankfurt zurückzukehren, noch vor Augen stand, macht er den Anfang mit seiner amtlichen Laufbahn und nimmt, wenn auch zunächst als Gast, einen Platz im Geheimen Rate ein. Mag sein Gedanke noch schwanken, sein Instinkt handelt und handelt, unabhängig von seinem Gedanken, richtig, schlägt schon den Weg ein, den sein Schicksal ihn führen wird, gibt ihm als Gast den Platz, den er nicht lange darauf als sein Amt erhält.

Bei einem Leben, das wir so aus seiner innersten Bestimmung heraus sich entwickeln zu sehen glauben, drängt sich naturnotwendig die Frage auf, warum wohl Goethe — dem der Instinkt erst den Fürstendienst widerraten hatte — bei seiner Beziehung zu Karl August und Weimar in rascher Folge immer festere Bindungen eingeht. Es gibt keine Entscheidung in Goethes Leben, die neben, mit, über allen anderen Gründen nicht ihre Ursache oder zum mindesten ihre symbolische Verdeutlichung in einem Menschen hätte, einem persönlichen, in Seelenanziehung oder -abstoßung zu Goethe stehenden Menschen. Goethe, dessen Reifen es war, sich in den acht Jahrzehnten, die ihm gegeben, in die Welt zu verwandeln, die sichtbare und die unsichtbare, der mit Wolken und Steinen, mit Farben und den Entwicklungen der Tiere und Pflanzen lebte, ist als Dichter wie als lebender und leidender Mensch immer in fast antikem Sinne auf den Menschen eingestellt gewesen — den Menschen, der mit Menschen in engem Raume sich von ihnen empfängt, sich ihnen gibt oder sich in ihnen spiegelt; dem kein Frühling Frühling ist ohne ein geliebtes Mädchen, kein Lebenskampf begreifbar wird ohne den sichtbaren Gegner, der die Menschheit nicht verblaßt und abstrakt sieht, sondern immer in den ihn umgebenden Freunden, Mitstrebenden, Gleichgültigen und Feinden."

Die schöne Literatur. XXVII, 3. (Leipzig.) Einen Aufsatz über Paul Ernst beschließt Magda Janssen mit den Ausführungen:

„Trotz aller äußeren Hemmungen hat sich das Schaffen von Paul Ernst schließlich doch im ‚Kaiserbuch' zu seiner naturgewollten Selbstvollendung emporgeschwungen. In diesem Epos der sächsischen und fränkischen Kaiser hat er die Pforte innerer Zurückhaltung in geisterleuchtetem Schaffensrausch endlich gesprengt. Sein völkisches Zusammengehörigkeitsgefühl hat sich hier mit allen seelisch-geistigen Bildungskräften unserer Geschichte durchdrungen. Auf dem unaufhaltsamen

Fluß der Sprache wiegt sich die leuchtendste Bilderfracht, die das Historisch-Überlieferte mit dem Sagenhaften lebendig-anschaulich verwebt. Selten wohl ist der göttliche Kern deutschen Helden- und Heldinnentums, vom Reich der Natur und der sittlichen Kräfte wesenhaft gestützt, so sinnlich-wahrnehmbar gestaltet worden, ist die dynamische Höchstkraft der Versstruktur in zweckvollen Umstellungen, leidenschaftlichen Häufungen gleichgesinnter Zeit- und Eigenschaftswörter und im glücklichen Einfall der durchgeführten Gegenwartsform so zum Ereignis geworden. Außer vielleicht Carl Spittelers ‚Olympischer Frühling' wüßte ich dieser Dichtung nichts Ähnliches zu vergleichen, nichts, das so in sich selbst gegründet dastünde. Wie beschämend stellt sich solch unvergleichlichem Positivum der lächerlich geringe buchhändlerische Erfolg entgegen, der bisher verhinderte, daß mehr als ein Band des dreiteiligen Werks erscheinen konnte! An diesem Punkt wird die ganze Tragödie unserer großen Dichter offenbar, die fast immer physischen Untergang oder geistige Lahmlegung bedeutete! Auch Paul Ernst haben seine literarischen Mißerfolge genötigt, die deutsche Heimat zu verlassen. Möchte sein Volk sich in elfter Stunde noch auf seine geistige Pflicht gegen einen seiner besten und edelsten Dichter besinnen!"

Der Türmer. XXVIII, 6. (Stuttgart.) Ernst Wachler feiert Jocza Savits, den im Mai 1915 verstorbenen Oberregisseur des münchener Hoftheaters, als Vorkämpfer eines volkstümlichen Nationaltheaters und betont dabei, wie wichtig Savits' Erkenntnis gewesen sei, daß das Ausstattungswesen die dramatische Darstellung in ihrer wesentlichen Wirkung erdrossele. Wachler schreibt:

„Savits ward immer mehr deutlich, daß der Weg, den unser Theater, namentlich seit der Vorherrschaft der Oper — auch in der Kunstform Richard Wagners — eingeschlagen hat, uns immer mehr in die Fesseln des Ausstattungswesens verstricken müsse; kurz gesagt, daß er ein Irrweg sei. Der Aufwand an Mitteln, den man treibe, stehe in keinem Verhältnis zum Werte des Gebotenen. Gleichwohl glaube alle Welt, man müsse, um dem daniederliegenden Drama aufzuhelfen, immer mehr Ausstattungsprunk, Musik, Tanz, malerische und bildende Kunst, Lichteffekte und Maschinen aufs Theater bringen, so daß die moderne Bühne nachgerade ein Maschinenraum wird, auf dem der Schauspieler ein beengtes und keineswegs ungefährdetes Dasein führt. Es ist sogar eine Theorie vom Zusammenwirken aller Künste aufgestellt worden, die in dem sogenannten musikalischen Drama ihren Ausdruck gefunden hat. Aber diese Theorie ist falsch. Das Drama besteht nur aus Dichtung und Darstellung. Neben ein Drama eine Malerei oder eine Musik als gleichberechtigt stellen zu wollen, ist genau so sinnwidrig, als ob man eine Beethovensche Symphonie durch ein daneben gestelltes Gemälde von Böcklin erläutern wollte. Gerade dieses Unsinns aber machen wir uns schuldig, wenn wir neben die Aufführung eines Dramas einen gemalten Hintergrund, plastische Gegenstände und dergleichen stellen: das ist unkünstlerisch und geradezu barbarisch; denn, wie die Griechen, Briten und Spanier zur Zeit der Blüte ihres Dramas deutlich fühlten: das Drama ist eine Illusion, die sich in ununterbrochener Folge durch das Spiel der Darsteller in den Köpfen der Zuschauer vollzieht. Daher denn bei diesen Völkern die Darstellung bei Tageslicht inmitten der Zuschauermenge stattfand; ihre Einbildungskraft war stark genug, sich in den Traumzustand zu versetzen.

Diese große Wahrheit ist es, die uns verloren gegangen ist und die Savits neu entdeckt hat. Es ist das hohe, nicht genug zu würdigende Verdienst dieses Mannes, mit dem er das Werk seiner Vorgänger abschließt und krönt. Die Mitwelt hat, trotz vielfacher vereinzelter Zustimmungen, seine Leistung noch nicht begriffen, geschweige denn sie sich zu eigen gemacht. Sie wird dies aber tun müssen, wenn anders sie einen Fortschritt des Theaters herbeiführen will."

Der Gral. XX, 6. (Essen.) Als der Berufenen einer, charakterisiert Heinrich Federer Knut Hamsuns Erzählerkunst:

„Wie erzählt Knut Hamsun?

So einfach und ungeniert, ohne Pathos und Pose beginnt er, wie man ein Stück Brot zu essen beginnt. Er hat die Macht über sich gewonnen, beim Dichten nicht auf den Fußspitzen zu stehen. Das zu vermeiden ist nämlich für die meisten, die etwas Großes schaffen wollen — und wer will das nicht? — ungemein schwer. Da steht nun Knut Hamsun erst recht breit auf den irdischen Sohlen. Nur keine Kothurne. Nach Spittelers Rezept — dieser Schweizer hielt große Stücke vom Norweger — schreibt Knut Hamsun genau so, wie er hört, schaut, denkt, fühlt. Aber gerade diese Einfachheit, entgegen Spittelers Behauptung, ist nicht leicht, fordert vielmehr auch vom höchsten Talent größten Kunsternst und Kunstfleiß, bis alles dasteht, wie es soll. Denn ihm widersteht immer und überall die Befangenheit der Feder an sich, die kein mit uns verwachsenes Organ wie etwa Mund und Ohr ist; dann die Befangenheit von der Tradition her, vom vielen Gelesenen, Überkommenen, schulmäßig Eingetrichterten und fälschlich Angewöhnten, vom Zauber hoher

Vorbilder und vom Stachel der Berufskritik: o ja, das alles widerstrebt seiner Natur nach der Natürlichkeit, hindert sie, ist im Grunde das, warum so wenige Schriftsteller ihre persönlichste, eigenste Note so rein geben können wie der Brunnen sein Wasser, der Apfelbaum seine Äpfel. Es ist jene kulturelle Geniertheit — man verzeihe die Fremdwörter —, die es so selten ermöglicht, sich beim Photographieren und noch seltener beim Schriftstellern, ehrlich wiederzugeben.

Da heißt es nun kämpfen gegen eine ganze Welt um sich und in sich, um sein reines Selbst zu bleiben. Man muß sozusagen die Tinte läutern, die Feder zähmen, den Satz stutzen, den Stil vereinfachen, das Auge ans Gesicht, das Ohr an den Dialog des Tages halten, alles nach den Sinnen der Wirklichkeit und seinem zu innerst klopfenden treuen Herzen stimmen. Und das ist Knut Hamsuns Größe, daß er das wie kein zweiter vermag: so zu schreiben und das Geschriebene an Luft, Licht und Leben gleichsam wie eine gute Wäsche zu trocknen und mit der Feinheit seines Dichtersinnes schonend zu glätten, daß es von Wirklichkeit geradezu duftet."

Die Neue Rundschau. XXXVII, 3. (Berlin und Leipzig.) Klaus Mann fühlt sich berufen, sein Programm für die Jugend zu verkündigen:

„Wohin wir uns wenden? Wir haben die eine Ummauerung verlassen, jetzt nur keine neue. Die Wege sind frei.

Wovon die Bücher handeln müßten, ist sicher: von der Bewegtheit des Lebens und daß man nicht weiß, wohin sie uns führt. Vielleicht müßten sie viel auf Reisen spielen, in den fernen Ländern, nach denen unsere Sehnsucht geht und deren Weisheit, die uralte und die allerneueste, wir in uns aufnehmen wollen. In Afrika, dessen braune Wüstenunermeßlichkeit uns heute mehr verlockt als Italien, dessen Schönheit uns wie ein ausgeträumter Traum erscheint, in Indien und China, in Amerika dann — —

Deutsch sein heißt Europäer sein. Europäer sein heißt, sich allen Erdteilen öffnen. Deswegen gilt es nicht Europa zu verraten, es bleibt der neugierigste, möglichkeitenreichste Erdteil. Deswegen gilt es nicht Deutschland zu verraten, das rätselhafte Land in Europas Mitte.

Ohne Lehre müßten diese Bücher sein, ohne Anklage, ohne Moral, fast ohne Frage. ‚Es geht gut, alles miteinander geht und vieles geht sogar gut. Was am allerbesten geht, wissen wir nicht, hinaufsteigen und herabsinken gehört wohl zum Ganzen; alles gehört zum Ganzen. Ein Licht brennt still im Leuchter, die Tür wird aufgemacht und das Licht geht aus. Wessen Schuld ist es? Schuld, wieso?'

Das ist von Hamsun, er ist der Größte, der lebt, und vielleicht gibt es nichts mehr darüber hinaus. Wenn unsere Bücher dem Rauschen alles Lebens einmal so nahe sein dürfen, wie die seinen, so übervoll von des Lebens Schönheit, so voll von des Lebens Trauer und von seiner erhabenen, unruhigen, wunderbaren Sinnlosigkeit: dann freut euch auf unsere Bücher, dann werden sie herrlich sein. Und was das Beste und Zukünftigste in neuer deutscher Dichtung ist — die Lieder Klabunds etwa oder die schönsten, gleichsam winddurchwehten Stellen in Bert Brechts Theaterstücken — ist eben darum gut, darum zukünftig, weil es wieder gläubig ist, ohne Gedanken, ohne den kleinen Zweifel, nahe dem Rauschen — —

Ob dies einer von uns wird einmal ganz gestalten können, auf seine Art, wie der große Hamsun es konnte?

Aber ob es gestaltet wird oder nicht — — so wollen wir vor dem Leben stehn: fromm vor seiner Buntheit, gläubig an den göttlich-geheimen Sinn seiner Bewegungen und Zufälle, weinend vor seiner Schwermut, täglich aufs neue erschauernd vor seinem Rätsel.

So wollen wir immer im Leben stehn."

* * *

„Böhme-Literatur." Von Felix Voigt (Die Christliche Welt XL, 5. Gotha).

„Goethe als dramatischer Gestalter." Von Helene Richter (Radio II, 22. Wien).

„Drei Sommer bei Ulrike von Levetzow." Jugenderinnerungen von Bodo Wildberg (Die Gartenlaube 1926, 9. Leipzig).

„Goethebund-Jubiläum." Zu seinem 25jährigen Bestehen in Königsberg. Von Martin Borrmann (Ostdeutsche Monatshefte VI, 12. Oliva).

„Mensch und Natur in Schillers Tell." Von Karl Heinrich von Stein (Dramaturgische Blätter 1925/26, 26. Mannheim).

„Johann Heinrich Voß." Zur 100. Wiederkehr seines Todestages (29. März 1926). Von Hans Westerburg (Zeitschrift für deutsche Bildung II, 3. Frankfurt a. M.).

„Görres' koblenzer Adresse und die preußische Verfassungsfrage." Von P. L. Kann (Rheinische Heimatblätter III, 1. Koblenz).

„Joseph Görres." Von August Schmitt (Die Bücherwelt XXIII, 3. Köln).

„Görres als Naturforscher." Von Robert Stein (Rheinische Heimatblätter III, 1. Koblenz).

„Das Käthchen von Heilbronn als Vorbildwesen." Von Willi Dünwald (Die Hauszeitschrift des Sortimenters 1926, März).

„Josef von Eichendorff und der deutsche Osten." Von Max Koch (Der Wächter VIII, 7. Wien).

„E. T. A. Hoffmanns Jugendzeit." Von Richard v. Schaukal (Der Wächter VIII, 7. Wien).

„Die neueren Sammlungen von E. T. A. Hoffmanns Werken und Privataufzeichnungen nach Inhalt und Anordnung untersucht." Von Hans v. Müller (Zeitschrift für Bücherfreunde XVIII, 1. Leipzig).

„Für Heinrich Heine." Von Hellmuth Falkenfeld (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 18).
„Zur Bearbeitung von Grabbes ‚Hannibal'." Von Leopold Jessner (Die Scene XVI, 2. Berlin).
„Johann Nestroy." Von Max Lederer (Radio II, 25, Wien).
„Ein unbekannter Dichterbrief." Zur Erinnerung an Ferdinand Freiligraths Todestag (18. März 1876). Von H. H. Houben (Reclams Universum XLII, 25. Leipzig).
„Am Totenbett Ferdinand Freiligraths." Von Hanns Baum-Stuttgart (Stadt-Anzeiger XXIV, 28. Mannheim).
„Hebbels dramatische Dichtung und das Persönlichkeitsproblem." Von Ernst Bowinckel (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 2. Frankfurt a. M.).
„Joseph Viktor v. Scheffel." Von Friedrich Helm (Radio II, 24. Wien).
„Scheffel und Wir." Von Johann Georg Sprengel (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 2. Frankfurt a. M.).
„Volksmärchendichtung und Raabedichtung." Von Franz Heyden (Deutsches Volkstum 1926, 3. Hamburg).
„Vom alten Proteus [Wilhelm Raabe]." Von Otto Berth (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XVI, 1. Wolfenbüttel).
„Aus braunschweiger Briefen Raabes an seinen Bruder Heinrich" (ebenda).
„Eduard von Hartmann in unserer Zeit." Von Christoph Netzle (Neue Schweizer Rundschau XIX, 3. Zürich).
„Zum Bilde Christian Morgensterns." Von Friedrich Kayßler (Eckart II, 5. Berlin).
„Hermann Löns und Bückeburg." Von Wilhelm Deimann (Mindener Heimatblätter IV, 2).
„Eine literarische Quelle zu Hermann Löns' Roman ‚Dahinten in der Haide'." Von Wilhelm Deimann (Markwart II, 1. Hannover).
„Die Wahrheit über Hermann Löns." Von Erich Griebel (Junge Menschen VII, 3. Hamburg).
„Walter Flex." Von Hans Schimmelpfeng (Die Christliche Welt XL, 5. Gotha).
„Kindheit und Jugend Josef Marlins." Von Karl Kurt Klein-Jassy (Klingsor III, 3. Kronstadt).
„Alfred Dove." Von Paul Joachimsen (Archiv für Politik und Gesellschaft IV, 1/2. Berlin).
„August Stramm." Von Hans Benzmann † (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 20).
„Ein Leben in Purzelbäumen." [Zu den gesammelten Werken Franziska Reventlows.] Von Balder Olden (Das Tagebuch VII, 11. Berlin).
„Moeller van den Bruck." Von Hans Schwarz (Deutsches Volkstum 1926, 3. Hamburg).
„Nachruf für Otto Ernst." Von Werner Leist (Reclams Universum XLII, 25. Leipzig).
„Über Hermann Stehr." Von Eduard Schröder (Der Pflug IV, 6. Dortmund).
„Wilhelm Schmidtbonn." Von R. Dereich (Die Hauszeitschrift des Sortimenters 1926, März).
„Wilhelm Schmidtbonn." Von Hellmuth Falkenfeld (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 14).
„Arno Holz." Von Hans Benzmann † (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 21).
„Das Werk von Arno Holz." Von Wolfgang Schumann (Der Kunstwart XXXIX, 6. München).
„Herbert Eulenberg." Zu seinem 50. Geburtstag am 25. Januar 1926. Von H. Geppert (Blätter der Bücherstube am Museum II, Februar. Wiesbaden).
„Herbert Eulenberg und Wilhelm Schmidtbonn." Von Knoeckel (Rheinische Heimatblätter III, 2. Koblenz).
„Herbert Eulenberg und das Theater." Von Wilhelm Russo (Westdeutsche Blätter II, 5. Düsseldorf).
„Thomas Mann in Paris." Von Werner Krauß (Neue Schweizer Rundschau XIX, 3. Zürich).
„Börries von Münchhausen und Hermann Löns." Von Wilhelm Deimann (Der Schimmelreiter V, 2. Hamburg).
„Else Lasker-Schüler." Von Paul Bourfeind (Rheinische Heimatblätter III, 2. Koblenz).
„Friedrich Griese, ein mecklenburger — ein deutscher Dichter." Von Walther Eggert-Bayreuth (Hellweg VI, 12. Essen).
„Ein Bußprediger von heute [Frank Thieß]." Von Fred Ottow (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 2. Frankfurt a. M.).
„Der Erzähler Robert Hohlbaum." Ein Überblick über das Schaffen des Dichters. Von Ernst Sander (Reclams Universum XLII, 24. Leipzig).
„Rolf Lauckner." Von Frank Thieß (Crefelder Blätter II, 12).
„Der verzweifelte Mensch." Der Versuch einer Würdigung Ernst Tollers. Von Kurt Kläber (Die Tat XVII, 12. Jena).
„Leo Sternberg." Von W. Karl (Hessenspiegel III, 2. Frankfurt a. M.).
„Walter Gättke." Von Heinrich Faust (Junge Menschen VII, 3. Hamburg).
„Erinnerungen an Walter Gättke." Von Hermann Pörzgen (ebenda).

* * *

„Die Drohung des Chaos." Zu Sir Galahads „Idiotenführer durch die russische Literatur." Von Paul Kranhals (Hellweg VI, 11. Essen).
„Der Roman der entgötterten Menschheit [John Galsworthy, Die Forsyte Saga]." Von Friedrich Müller (Freie Welt VI, 134. Reichenberg).
„Offener Brief an Chesterton." Von Albrecht Schaeffer (Preußische Jahrbücher CCIII, 3. Berlin).
„Roman und Drama im neuesten England." Von Karl Arns (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung II, 1. Berlin).
„Saint-Evremond." Von Ernst Robert Curtius (Neue Schweizer Rundschau XIX, 3. Zürich).
„Die moderne französische Literatur." Von Luzian Pfleger (Literarischer Handweiser LXII, 5. Freiburg i. B.).
„Tolstojs Brief an Romain Rolland." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel III, 12. Berlin).
„Dostojewski in Deutschland." Von Frank Thieß (Eckart II, 5. Berlin).
„Zur Einschätzung der russischen Literatur." II. Von Jos. Froberger (Die Bücherwelt XXIII, 3. Köln).
„Polnische Umschau." I. Teil. Von Otto Forst de Battaglia (Literarischer Handweiser LXII, 6. Freiburg i. B.).

* * *

„Das dramatische Problem der Gegenwart." Von Fritz Baas (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 16).
„Theaterleben im neuen Rußland." Von Alexei Gwosdeff (Die Scene XVI, 3. Berlin).
„Gegenwartskultur und Schauspieler." Von Kurt Heynicke (Hellweg VI, 9. Essen).

„Zur ‚Medea'." Von Hanns Henny Jahnn (Die Scene XVI, 2. Berlin).
„Lessing — Drama — Theater." Von Heinz Dietrich Kenter (Dramaturgische Blätter 1925/26, 27. Mannheim).
„Das moderne deutsche Drama." Von Heinz Liepmann (Bühnenblatt III, 11. Dortmund).
„Deutsches Drama [Robert F. Arnold]." Von W. Lucke (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung II, 1. Berlin).
„Der Schwank." Von Ernst Martin (Crefelder Blätter II, 11).
„Ein alpenländisches Bauernstück [Hexenspiel aus dem Salzburgischen]." Von Alfred Rottauscher (Der Kunstwart XXXIX, 6. München).
„Die Laienspielbühne." Von Hans Tügel (Die Tat XVII, 12. Jena).

* * *

„Jugend und Eros." Von Erich Ebermayer (Junge Menschen VII, 3. Hamburg).
„Gibt es eine Literaturwissenschaft?" II. Von Wolfgang v. Einsiedel (Die schöne Literatur XXVII, 3. Leipzig).
„Probleme der neueren deutschen Epik." Von Emil Ermatinger (Zeitschrift für Deutschkunde 1926, 2. Leipzig).
„Dichtung und Volk." Von Paul Ernst (Masken XX, 14. Düsseldorf).
„Die Magie der Sprache." Von Egon Hajek (Klingsor III, 3. Kronstadt).
„Die Polarfahrt des Odysseus nach Mitteilungen eines uralten Polarfahrtberichtes." Von Roland Herkenrath S. J. (Stimmen der Zeit LVI, 6. Freiburg i. B.).
„Eine südslawische Märchenparallele zum Urtypus der Rolandssage." Von Franziska Juer und Otto Marbach (Imago XII, 1. Wien).
„Eine neue Poetik." Von Josef Körner (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung II, 1. Berlin).
„Die religiösen Kräfte des Barock." Von Josef Kreitmaier S. J. (Stimmen der Zeit LVI, 6. Freiburg i. B.).
„Über den Stil der niederdeutschen Ballade." Von Albert Mähl (Der Schimmelreiter V, 2. Hamburg).
„Der religiöse Sozialismus in Deutschland." Von Carl Mennicke (Sozialistische Monatshefte XXXII, 3. Berlin).
„Beiträge zur Geschichte des geistigen Lebens in Duisburg." Von Ring (Rheinische Heimatblätter III, 2. Koblenz).
„Nachdichtungen fremdsprachlicher Lyrik." Von Ernst Sander (Reclams Universum XLII, 23. Leipzig).
„Der Anteil Tirols an der deutschen Literatur." Von Wolfgang Stammler (Markwart II, 2. Hannover).
„Einfall, Problem und Idee." Von Erwin Stranik (Form und Sinn I, 7. Augsburg).

Echo der Bühnen

Berlin

„Mord." Ein Stück in zwei Teilen. Von Walter Hasenclever. (Uraufführung im Deutschen Theater am 23. März 1926. Buchausgabe: Berlin 1926, Verlag „Die Schmiede".)

Ein Mensch, der die Gedankensünde ernst nimmt. Der von ihr derart seelisch erschüttert wird, daß er darüber wehrlos wird wie ein hilfloses Kind; daß er Erniedrigung und Buße sucht. Gegen die eigene Frau stieg der Mordwille in ihm auf: gegen eine Mordverdächtigung, der er zufällig zum Opfer fällt, setzt er sich nunmehr nicht zur Wehr. In seiner eigenen Frau trat ihm die Dirnennatur entgegen: zu einer beliebigen Straßendirne treibt es ihn.

Innerlich weist die Linie des Dramas auf einen Bußgang. Hasenclever aber reizt im Übermaß das Drum und Dran des Geschehens, die Kontrastwirkung der Milieus, der Apparat des Gerichtsverfahrens, das Abenteurertum von Seitengängern. So wird dies Drama, dem durchaus seelische Aufgabe gesetzt ist, zu bunter Schau. Man wird zu dem Setzer geführt, der sich weigert, die gefährliche Sensationsmeldung in die Maschine zu geben; in den Spielklub, in den Gesindel, als Polizisten verkleidet, eindringt; in den Garten eines Luxushotels, in dem der Stepptänzer auftritt und die Mannequins vorgeführt werden. In gewissem Sinn ist Hasenclevers Drama Jahrmarkt um das eine zumeist verhängt bleibende Zelt herum. Aber indem sich Hasenclever dieser bunten Außenwelt zuwendet, entdeckt er in sich selber den Satiriker. Wird darüber plump, trifft aber auch ins Ziel; verliert sich an landläufige Karikaturen, modelliert aber auch Bourgeoisgesichter. Es ist, als hätte Hasenclever, um mit sich über die Frage, die ihn beschäftigte, ins reine zu kommen, erst Wälle und wieder Wälle landläufiger Vorurteile niederlegen wollen. Vielleicht —; wahrscheinlicher, daß er der Bühne geben wollte, was — nach seiner Ansicht — der Bühne not tut.

Bleibt das verhängte Zelt. Bei der ganzen Art von Hasenclevers Dramatik kann nur hin und wieder ein menschlicher Laut daraus das Jahrmarktstreiben durchdringen. Der aber haftet. Trotz allem erzwingt sich Hasenclever seelische Anteilnahme. Und dies Jahrmarktstreiben, das er ins Leben ruft und das auch die innere Handlungslinie mitbestimmt, dient in eigenartiger Weise dazu, Schicksal zu illustrieren. Grell auch diese Illustration, aber nicht unecht. Der Mordwille war in diesem Mann, als er zur Dirne ging, die nun die Beschuldigung gegen ihn erhebt, ihren Zuhälter, den sie selbst erstach, gemordet zu haben —: das Schicksal legt wirklich derart die Schlingen. Um vor dem eigenen Mordwillen zu flüchten, ging dieser

Mann zur Dirne, nahm er die Beschuldigung wehrlos hin, und nun wird ihn die Willkür des Gerichtsverfahrens aller Wahrscheinlichkeit nach dahin treiben, als Tatmörder zu enden —: auch dies ein Schicksalsweg.

Hasenclevers Drama hat Perspektive. Man könnte beinahe sagen, daß die Ausschaltung alles Psychologischen in Verbindung mit der breiten und bunten Ausmalung äußerer Vorgänge dazu dient, die Ahnungskraft zu steigern. Hier ist Satire, und sie bringt, wie alle Satire, landläufige Meinungen zu Fall, eigene zur Geltung. Trotzdem scheint es, als hätte Hasenclever ein Höchstmaß an Objektivierung erstrebt; als hätte er sich zu eigener Antwort unfähig gefühlt; als hätte er das äußere Bild gestellt, sei es, um daraus Aufschluß zu gewinnen, sei es, um darzutun, daß das Leben immer dem Frager stumm bleibt.

Resultat: ein Theaterstück mit Dramen-Fata Morgana.

Ernst Heilborn

Braunschweig

„Robespierre." Die Tragödie eines Dilettanten. Drei Akte von Julius Lothar Schücking. (Uraufführung im Braunschweiger Landestheater für den Verein „Junge Bühne" am 8. März 1926.)

Ein ganz junger ist in die Reihen unserer Bühnendichter getreten, Julius Lothar Schücking, ein 22jähriger Student der Germanistik, Westfale von Geburt, Urenkel des durch seine Zusammenarbeit mit Annette v. Droste-Hülshoff über die Grenzen Westfalens hinaus bekannten Levin Schücking. Schon in frühester Jugend hat Schücking „Stücke" geschrieben, und im Alter von 19 Jahren hat der Abiturient in der erstaunlich kurzen Zeit von zwei Tagen seinen Robespierre zu Papier gebracht. —

Der Theoretiker Schücking sieht im Geschichtsdrama, im historischen Charakterdrama das Drama von morgen. Menschliche Charaktere, Helden, deren Schicksal wirklich allgemein menschliches Interesse erregt, sollen wieder auf die Bühne. Schiller ist ihm ein Vorbild. Sein Kampf gilt dem modernen Problemdrama — keine übertriebene Problemstellung, sondern große Charaktere. Nicht „Ramper" ist für ihn der Weg zum Drama von morgen, sondern „Juarez und Maximilian". Nebensächlich sind Schücking auch die Idee, die Fabel und der historische Kern — wesentlich ist eben nur der Charakter.

Die Theorie in die Praxis umzusetzen, ist dem Dichter Schücking in seinem Robespierre nicht gelungen. Er ist nicht der geniale Charakterzeichner, der in großen Linien wahres Menschentum zeichnen könnte, er ist Konstrukteur — sein Robespierre ist nicht erlebt, sondern konstruiert. Bedenklich ist, daß Schücking selbst diese Konstruktion nicht fühlt, sondern tiefes inneres Erleben in diesen blutrünstigen Robespierre hineingelegt zu haben glaubt. Nur in einem finden wir im Dichter den Theoretiker wieder — er verzichtet fast ganz auf die historische Wahrheit. Sein Robespierre ist der bescheidene Advokat von Arras, dem die ganze Zeit seiner Gewaltherrschaft, dem Mord, Guillotine und alle Schrecken der Revolution nichts als Spiel sind. Er glaubt die Rolle eines Schauspielers zu spielen, bis ein wirklicher Schauspieler — Beaudricart — ihm die große Wirklichkeit seines Handelns vor Augen führt. Nun sehnt er sich zurück in die Einsamkeit, — zu spät, das Volk verlangt seinen Kopf. Derselbe Robespierre, der alle Männer und Frauen über dreißig Jahre töten lassen will, zeigt eine tiefe reine Liebe zu einem Mädchen, das er aber niemals besitzt. Hier setzt Schückings merkwürdige Motivierung dieses sonderbaren Charakters ein. Sie liegt einzig und allein auf sexuellem Gebiet. Sehnsucht zum Weibe hat in ihm weder die pariser Kokotte noch die unschuldige Nähmamsell wecken können. „Sie lieben aneinander vorbei." Was ihn quält, was ihn zum Sonderling, zum Schwächling trotz seines heldenmütigen Gebarens macht, sind die Spannungen jenes Triebes zum Weibe, der unbefriedigt bleibt. — Dieser Robespierre mit seinen zwei Seelen, hier der blutrünstige Tyrann, dort der Schwächling, den selbst schaudert ob seiner Taten, dazu diese Verknüpfung mit erotischen Problemen, mit Pubertätskämpfen, ist Machwerk, bleibt Konstruktion. Das Charakterdrama ist uns Schücking schuldig geblieben. Robespierre ist das Werk eines Anfängers. Auch manche lyrische Feinheiten, manche geschickten Ansätze im dramatischen Aufbau täuschen über die Schwächen nicht hinweg. Nur hervorragende schauspielerische Einzelleistungen, einfache wohlabgestimmte Bühnenbilder und straffe Regie haben dem Dichter einen Achtungserfolg eingebracht.

H. Kaufmann

Stettin

„Die Wanderer ins All." Von Heinrich Leis. (Uraufführung im Stettiner Stadttheater am 2. März 1926.)

Im Stadttheater Stettin wurde unter der hervorragenden Regie von Josef Robert das neueste Bühnenwerk von Heinrich Leis (Wiesbaden) „Die Wanderer ins All" aus der Taufe gehoben. Es ist eine Bekenntnisdichtung in acht Bildern, in deren Mittelpunkt der Wanderer steht, ein Mensch, der die Symptome der

drei großen mythologischen Figuren (Faust, Don Juan und Ahasver) aufweist. Es ist eine Auseinandersetzung aus innerstem Zwang heraus mit den ewigen menschheitlichen Fragen von Schicksal, Schuld und Erlösung. Die Tendenz des Ganzen läßt sich in die Worte kleiden: „Wir sind alle Wanderer, die ihren Schicksalsweg gehen müssen, die von einem Widerspruch zum andern geschleudert werden, vom Glück zum Leid, vom Leid zum Glück, die aus dem Nichts kommen, um nach dem Lebensablauf wieder ins Nichts einzugehen." Auch in diesen acht Bildern schließt sich der Kreislauf, da der Wanderer Erlösung findet. Der Schwerpunkt des Spiels ist darin zu suchen, daß diese philosophischen Probleme dramatisch so behandelt werden, daß sie plastisch und lebensecht wirken, und daß die Szenen so gebaut sind, daß sie diese philosophische Gedankenbelastung vertragen. Eine gepflegte Sprache nimmt für den Autor ein.

Fritz H. Chelius

Nürnberg

„Der Berg in der Wüste." Drama in 4 Akten (6 Bildern). Von Walther Eidlitz. (Uraufführung im Alten Stadttheater am 18. März 1926.)

Der Berg ist der Sinai und der Held des Eidlitzschen Dramas, das hier letzthin seine Uraufführung erlebte, der biblische Moses, sogar mit den zwei Hörnern des späteren Mythos auf der Stirn. Die Umwandlung vom ägyptischen Höfling zum glaubensstarken Führer und Gesetzgeber seines Volkes hatte sich der Dichter zur Aufgabe gemacht, aber eigentlich dramatisches Leben wohnt leider nur dem ersten der sechs Bilder inne, das uns den Frondienst der Hebräer im Lande der Pharaonen, des vornehmen Mose Entdeckung seiner Zugehörigkeit zu dem geknechteten Sklavenvolk und sein Aufflammen zur Befreiung der Brüder wirkungsvoll vor Augen führt. Der Rest erschöpft sich in dramatisch kraftlosen Dialogen und Monologen oder auch in aufgeregten und schwer verständlichen Massenszenen und Beleuchtungseffekten, mit welch letzteren heute so häufig auf der Bühne ein tiefer Sinn, eine symbolische Bedeutung mehr vorgetäuscht als wirklich geschaffen und vermittelt werden. Immerhin gab es noch einige ergreifende und neuartige Momente, wozu ich insbesondere die mannigfachen Stimmen rechnen möchte, mit denen der geheimnisvolle, göttliche Berg immer eindringlicher zu Mose redet, und solche gedanklichen und lyrischen Schönheiten schufen denn auch schließlich Stimmung für den jungen Dichter.

Theodor Hampe

Krefeld

„Bruder Konrad und die Mutter mit dem Kind." Dramatische Legende von Karl Röttger. (Uraufführung am Stadttheater am 7. März 1926.)

Diese dramatische Legende „nach einem Motiv in den Blümlein des heiligen Franz" ist eine Papierblüte, bezeichnet Versiegtsein eines einmal reinen, wenn auch nicht breiten und heißen dichterischen Stromes; ist nicht einmal mehr Abglanz des milden Lichts, das Röttgers Christus- und Heiligenlegenden und seiner frühen Lyrik entfloß. Ein Mönch nimmt in der Ekstase des Willens zur Gottesschau eine Landstreicherin mit ihrem Kinde für die Madonna mit dem kleinen Jesus, speist sie heimlich und kommt in weltlichen Verdacht bei seinen geistlichen Brüdern. Das wäre sicherlich ein starker dichterischer Anlaß zu dramatischer Formung. Aber kein Ton übersinnlicher Erregung schlägt hier aus einer ausgelaugten Sprache, die gelegentlich unerträglich unwahrhaftig wird. Statt gesteigert zu sein in apokalyptischer Größe und Heftigkeit innerer Bereitschaft wider eine in starren Vorstellungsformen verhaftete Gesellschaft, landet Weisheit tief im Gemeinplatz: die Welt ist so, wie du sie siehst! Und weil des Dichters Herzschlag matt geworden ist, zitiert er zum Beschluß, da die Erde ihm nichts mehr zu reichen vermag, die Himmlischen selber, erniedrigt damit das Symbol zur Allegorie, veräußerlicht die innere Schau, — nicht daß er sie damit verbühnlichte: Bühne ist nicht Stoffmasse sondern geistige und Gefühls-Macht. So steht denn am Ende die lebende Puppe einer Schauspielerin mit leinenem Bündel im Arm auf der Szene, und vor dem Requisit beugt die Konfession ihre Knie: das Ganze kein dichterisches Mysterium, sondern szenische Mystifikation. Religion war da in Gestalt eines elenden Menschenkindes, elend an der Welt, rührende Anklägerin wider sie. Aber der Dichter hat ihren Ruf nicht gehört, hat nicht, als ihr Ritter, sie und damit seine Gemeinde ins Herz des Daseins geführt, sondern weiter einem Bilderdienste überantwortet. Und die ihm beigewohnt haben, glaubten sich erhoben. Ach nein, sie sind geblieben, wo sie waren. Ihr Glaube hat sie getrogen.

Karl v. Felner

Echo des Auslands

Elsässer Brief

Von der „Bibliographie Alsacienne", einem Unternehmen der philosophischen Fakultät an der straßburger Universität, ist endlich der längst angekündigte zweite Band erschienen, gedruckt von der „Elsässischen Druckerei" in Straßburg, verlegt von der „Société des Belles Lettres" in Paris (Boulevard Raspail, 95). Es ist ein Wälzer von 470 Seiten und kostet 40 Fr. Der erste Band betraf die Erscheinungen der Nachkriegszeit bis 1921, der zweite bespricht sie bis 1924, vereinzelt auch bis 1925. Am ersten Band fand die straßburger Presse vielerlei auszusetzen. Die Einteilung wurde bemängelt, wie auch die Bearbeitung des reichen Stoffs, die von Universitätsprofessoren und Privatgelehrten unter den Auspizien des Dekans der Fakultät, Professor Christian Pfister, aus Bebelnheim (Ober-Elsaß) gebürtig, auch diesmal besorgt wurde. Manche Sparten waren geradezu dilettantenhaft aufgemacht, ohne Systematik. Dazu kamen in den verschiedenen Abteilungen störende Wiederholungen. Stellenweise blinzelte auch eine üble Tendenz durch die Werturteile. Man hätte gewünscht, die Herausgeber wären diesen Ausstellungen mit dem neuesten Band entgangen. Sie haben sich wenigstens in bezug auf die Tendenz zusammengenommen. Dagegen klappt es wieder nicht ganz mit Einordnung und Übersicht. Was Oberbibliothekar Wilhelm, der schon dem deutschen Betrieb angehörte, zum ersten Band bemerkte, kann er heute wiederholen: „Die Vorbedingungen für eine kompetente Beurteilung werden dadurch stark beeinträchtigt, daß sich diese auf weite Gebiete außerhalb des eigentlichen Fachs erstreckt, und daß in andern Kapiteln dieselben Wissenszweige von andern Verfassern nochmals besprochen werden." („Straßburger Neue Ztg.", 9. Februar 1926.) Unter den Mitarbeitern sind neben Pfister die bekanntesten: Prof. Fritz Kiener, ein Schüler ten Brinks und Treitschkes, der mit eleganter Präzision die Arbeiten über Mittelalter und Renaissance behandelt; Prof. Pariset über die Periode zwischen Revolution und Siebziger Krieg; G. Delahache (Pseudonym für Weill) über die politische Geschichte; Prof. Delpech über Verwaltungsgeschichte. Ein in den letzten Jahren aufgenommener Jung-Elsässer, H. Lauffenburger, dessen Vater nach dem Waffenstillstand als Bürgermeister abgesetzt wurde, behandelt die Wirtschaftspolitik. Man scheint sich an Professor Werner Wittich, den Ablatus von Knapp, der an der straßburger Handelshochschule über Nationalökonomie liest, nicht gewandt zu haben. In die literarische Sparte teilen sich Tronchon und Schlagdenhaufen; der erstere bespricht die Veröffentlichungen in französischer Sprache, der letztere diejenigen in der deutschen. Gerade hier zeigt sich eine mehr korrekte Zurückhaltung im Vergleich zum Leichtsinn im ersten Band. Politische Nebenzwecke sind allerdings nicht ausgeschlossen. Man wüßte sonst keine Erklärung für die längere Würdigung einer Stümperei, wie sie der Versuch des Lehrers Naegelen mit einer politischen Bekehrungsgeschichte („Conversion de G. Burckhardt, instituteur") darstellt. Daß beim Elsaß-Roman des Lothringers de Pange, „Le beau jardin" mit seinen psychologischen Eröffnungen aus der Nachkriegszeit verweilt wird, läßt man sich eher gefallen. Mit Recht finden auch die Kriegserinnerungen des bekannten elsässischen Kunstmalers Spindler (auszugsweise erschienen in der „Revue des Deux Mondes", in Buchform bei Truttel & Würtz, Straßburg) lobende Erwähnung. Zu Sankt Leonhard, am Fuße des Odilienbergs, wurde dieses „Tagebuch des Daheimgebliebenen" geschrieben, das mit seinen 800 Seiten Notizen aus dem Alltagsleben ein seltenes Dokument darstellt. Dabei handelt es sich erst um eine Auswahl aus dem überreichen Material. Der in Weimar ansässige Elsässer Friedrich Lienhard wird diesmal ruhiger behandelt als im ersten Band. Einem andern Schriftsteller, der aus dem Elsaß kam, Hans Karl Abel (Stuttgart) wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt mit Rücksicht auf seine „Briefe eines elsässischen Bauernburschen im Krieg", obwohl sie der Tendenz des Referenten durchaus nicht entsprechen. René Schickeles „Erbe am Rhein", der Anfang einer Romantrilogie, die der Dichter den „Bastions de l'Est" von Maurice Barrès gegenüberstellen will, erschien kurz vor Toresschluß und konnte nicht mehr berücksichtigt werden; desgleichen L. Ed. Schäffers novellistische Weihnachtsgabe „Der Stubenhansel". Anderes wurde übersehen, oder kaum berücksichtigt, wenngleich es schon seit Jahren existiert, wie die „Kleine Revue" des „Elsässer". Der Vereinsbühnenliteratur gegenüber, deren Aufblühen schon berichtet wurde, ist der Referent eher zu nachsichtig gewesen. Die Sprachenfrage bekam ein eigenes Kapitel. Wie die Faust aufs Auge paßt darin ein Zitat von Hinzelin (1922) auf die heutige Stimmung: „Pour la langue, tout va bien". Oder ein solches von Anselm Laugel: „Der Regionalismus muß von Frankreich nach dem Elsaß kommen, und nicht Frankreich durch

das Elsaß aufgedrängt werden." In diesem Zusammenhang fällt die Kritiklosigkeit der Referenten auf. Es werden nämlich Organe und Persönlichkeiten, deren Einfluß sehr gering ist, gerade so ausführlich, wenn nicht noch ausführlicher behandelt, als Faktoren, die tatsächlich die Stimmung machen. Was bedeuten beispielsweise Hinzelins „Marches de France" heute noch, und welcher Einfluß kommt einem Mann wie Laugel noch zu? Für den unvorbereiteten Leser wäre es aber wichtig, den Unterschied zu kennen, wie es zu den Aufgaben einer sachlichen Berichterstattung gehörte, ihn wenigstens anzudeuten. Hat man in dem einen Bereich diese Wahllosigkeit in der Bewertung festgestellt, wird von vornherein Mißtrauen gegen andere erweckt, in denen die Kontrolle schwieriger ist. Außer Geschichte und Literatur sind nämlich auch die Erscheinungen aus dem Gebiet der Kunst, der Musikgeschichte, der Geographie, des Privatrechts, der Hygiene, nebst den schon erwähnten Sparten besprochen.

Die seinerzeit geplante Gastspielreise des züricher Schauspiels durch die elsaß-lothringischen Städte konnte aus politischen Gründen nicht verwirklicht werden; offiziös schien das rein künstlerisch gedachte Unternehmen mit einer arg verpönten politischen Bewegung verwechselt zu werden. Letztere kündigte das Erscheinen einer literarischen Zeitungsbeilage an unter dem symbolischen Titel „Auf der Brücke", und mit Mitarbeitern verschiedener Nationen, von denen einzelne schon entsprechende Dementis ergehen ließen. Auch René Schickele hat die auf Grund pariser Berichte aufgekommene Lesart, er werde die Leitung jener Beilage übernehmen, in Abrede gestellt.

Am straßburger Stadttheater konnte eine schweizer Truppe inzwischen Georg Kayser aufführen. Daß sich Mülhausen auf demselben Wege Shakespeares „Zähmung der Widerspenstigen" leisten wollte, wurde auch vom kühleren Teil der pariser Presse („Petit Bleu") als Skandal bezeichnet. Und doch war die Wahl sicherlich mit Rücksicht auf den unpolitischen Inhalt getroffen worden. Vielleicht fürchtete man stellenweise unmögliche Anspielungen? Die „Revue d'Alsace et de Lorraine" machte im Februarheft der pariser Gastspieltruppe Ch. Baret Vorwürfe, weil sie in Kolmar durch Aufführung allzu frivoler Stücke das Publikum verstimmt und zu unliebsamen Vergleichen mit der deutschen Vergangenheit herausgefordert habe. Dieselbe Zeitschrift bedauert die geringe Teilnahme der kolmarer Gesellschaft an dem von straßburger Universitätsprofessoren daselbst gegebenen Vortragszyklus. Solche Veranstaltungen haben in Straßburg mehr Erfolg, wo verschiedene Unternehmungen die entsprechenden Referenten kommen lassen. So hörte man hier im Februar sowohl Louis Barthou als auch Frédéric Lefèvre, den bekannten Redakteur der pariser Wochenschrift „Les Nouvelles Littéraires". Der letztere, der interessant über Paul Claudel plauderte, war von der neu gegründeten straßburger Gesellschaft zur Pflege von Kultur und Literatur „L'Olivier" eingeladen. Ihm folgen Massis, Mauriac, Maritain, Coppe usw. Ähnliche Vereine, unter katholischer Direktive, bestehen schon in Mülhausen (Cercle Pasteur) und Kolmar (Cercle de Mun). Sie sollen den Görres-Verein ersetzen. Die Ende 1925 in Straßburg abgehaltene „Woche der Intellektuellen" hat die Katholiken zu diesen Gründungen angespornt. Daß die Sache keineswegs einseitig gedacht ist, zeigen die Kolmarer, die wegen eines Vortrags bereits mit Monsignore Seipel-Wien in Verhandlung getreten sind.

Auch in der Tagespresse will man die kulturellen Beziehungen zum deutschen Bereich nicht abbrechen. In lothringischen, wie in elsässischen Blättern fanden wir z. B. Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde" als Feuilleton abgedruckt, ganz zu schweigen von den Geschäftsverbindungen mit deutschen Romanzentralen, die das Kriegsende überdauert haben. Zum Jubiläum von E. T. A. Hoffmann, wie von Victor v. Scheffel und Josef Görres erschienen in der literarischen Beilage des „Elsässer" größere Beiträge. Daß den Veröffentlichungen des Elsaß-lothringischen Instituts in Frankfurt hier größere Aufmerksamkeit geschenkt wird, versteht sich; handelt es sich dabei doch zum Teil um Fortsetzung oder Vollendung von in Straßburg begonnenen Arbeiten.

Ein Teil der Mitarbeiter der eingangs besprochenen „Bibliographie Alsacienne" findet sich wieder bei einem andern Unternehmen, dem Jahrbuch elsässischer Kunstgeschichte (Archives alsaciennes d'histoire de l'art, in der Straßburger Verlagsanstalt, vormals Richard Schultz), das im Januar zum viertenmal erschien. Herausgeber sind die Museumsdirektoren Riff und Haug, denen man verschiedene Arbeiten über das Kunstgewerbe im alten Straßburg verdankt. Der schlettstadter Konservator Jos. Walter, ein Schüler Dehios, ist mit einer Studie über die Marbacher Chronik des Mönchs Gutta und der Nonne Sintram aus dem 12. Jahrhundert vertreten, welche, nach Herrads „Hortus deliciarum" als „das kostbarste Dokument des Mittelalters im Elsaß" bezeichnet wird. Zwei schlettstadter Mäzene haben die Veröffentlichung der wertvollen Miniaturen ermöglicht. Weitere Beiträge behandeln das Grabdenkmal Ulrichs von Werd in Sankt Wilhelm zu Straßburg (aus dem 14. Jahr-

hundert), die schweizer Uhrmacherfamilie, die sich über das Elsaß und den deutschen Süden verbreitete; Isaac Habrecht ist der Erbauer der ersten Wunderuhr des straßburger Münsters.

Zum Schluß sei noch die in ihren einzelnen Heften ungleichwertige illustrierte Monatsschrift „La vie en Alsace“ (im Verlag der „Straßburger Neuesten Nachrichten“) erwähnt, mit interessanten Beiträgen über das alte Straßburg und andere Stadtgeschichten oder elsässische Persönlichkeiten, und wir glauben gezeigt zu haben, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, wie das Elsaß der Nachkriegszeit der Pflege des geistigen Lebens wieder die nötige Sorge zuzuwenden beginnt.

Straßburg P. E. Baldeck

Ungarischer Brief

Das Heilsjahr 1925 brachte über den ungarischen Helikon eine Flut der Gedenkfeiern. In solchen prunkvollen Jubiläumsveranstaltungen, die den Kranz pietätvoller Erinnerung mit einem rauschenden Fastnachtsglanz umschwirren, äußert sich des kulturellen Ungarns wahres Gesicht. Es ist zu selbstbewußt, um Jahrestage von nationalem oder geistigem Belang spurlos vorüberstreichen zu lassen, aber auch innerlich noch zu wenig gefestigt und geläutert, um sich mit einer schlichten, einträchtigen Kundgebung innerhalb literarischer Grenzen begnügen zu können. Repräsentative Festlichkeiten sind hier — weit mehr als anderwärts — ein Symbol der nationalpolitischen Überschwenglichkeit und zugleich auch ein Ersatz dafür, was an Gesetztem und Grundsätzlichem noch abhanden geht.

Unter den Kulturfeiern des letzten Jahres gab es eine zweifellos echte von internationalem Nachhall: sie galt der hundertjährigen Wiederkehr von Maurus Jókais Geburtstag. Das wollte nicht bloß ein Säkularfest, sondern auch eine Art Rehabilitierung sein. Denn Jókais Ruhm begann sich während der letzten Jahrzehnte in seichteren Regionen bedenklich zu verkrusten. Infantile Lesewut, halbflügge pseudoliterarische Schwärmerei, die Begriffe einer wässerigen Spätromantik, die sich von Dumas dem Vater über Victor Hugo bis an Jules Verne anlehnt, bestimmten immer mehr den rasch historisch gewordenen Namen. Die Ergriffenheit der Hundertjahrfeier rückte wieder Lebendiges und Unverwüstliches ins hellste Tageslicht. Man besann sich der kindlichen Reinheit der Jókaischen Phantasie, die in ihrer orientalischen Üppigkeit weit davon entfernt, jemals kitschig werden zu können, an die magische Urwüchsigkeit von Tausendundeiner Nacht gemahnt. Man entdeckte auch wieder, daß diese Phantasie in der Höhen- und Tiefenlage gleicherweise fortschreitet und breiteste Gefühlsdimensionen durchquert, und daß diesem Erzähler von Geblüt einmal vom ungarischen Milieu aus die restlose Verlötung des Nationalen mit dem Übernationalen, die Verbreitung echt ungarischer Bodenständigkeiten im Ausland geglückt war — ein Ziel, das amtlicher Eifer mit prätentiöseren Mitteln nicht in dem Maße zu erreichen vermochte.

Weniger überzeugend berührte die Feier der vor fünfzig Jahren erfolgten Gründung des ungarischen Volkstheaters, einer Anstalt, die seit fünfzehn Jahren in Wirklichkeit und seit etwa dreißig dem Geiste nach nicht mehr besteht. Ihr Entkeimen verdankte sie einer Epoche, in der die ungarische Urbanität sich mit Vorliebe der naiven bäuerlichen Romantik anbiederte und im Volksstück ein merkwürdiges Zwitterding von Dorfidylle und Operette gebar. Es war die Zeit, in der sich auch deutsches Empfinden von volkstümlichen Akkorden gern ergreifen ließ, in der Fritz Reuter noch voll seinen Zauber ausübte, Auerbachs und Roseggers rustikal angehauchte Erzählerphantasie hoch im Kurse stand und von der Bühne herab Typen wie Girardi und die Gallmayer zu zünden wußten. Auch dem madjarischen Hang nach bühnensicherer Dorfpoesie erwuchs damals neben etlichen Volksstückdichtern von mittelmäßiger Begabung eine wonnige Gestalterin und Sängerin mit den glaubhaften Allüren einer drallen Bauernmaid und der bezaubernden Koketterie einer fertigen aber unverdorbenen Städterin zugleich in Luise Blaha, die als letzte Überlebende dieses entschwundenen Rausches kürzlich nach vollendeten 75 Jahren als Tote der Nation mit wehmütigem Pomp zu Grabe geleitet wurde.

Ganz starr, ganz unzeitgemäß erschien die Zentenarfeier der Akademie, obschon man durch den ergiebigen Zugang ausländischer Gäste das Schaugepränge zu erhöhen suchte und es an Fahnen und Emblemen nicht fehlen ließ. Aber solche Anstrengungen täuschten nicht über den Umstand hinweg, daß es mit dem goldenen Zeitalter der Akademien wohl in aller Welt und in Ungarn ganz besonders vorbei sei. Vor hundert Jahren schienen durch die hochherzige Geste des Grafen Széchenyi die Grundsteine einer Ungarischen Akademie der Wissenschaften zum Symbol geistigen Erwachens gelegt. Heute schlafen die guten Geister, die sich dort lebenslänglich eingenistet hatten, nachdem sie Schloß und Riegel vor den Kündern einer neuen Zeitstimmung ängstlich versperrt hatten. Soweit die Dinge nun gediehen sind, lüstet es die Jungen gar nicht sonderlich danach, zwischen diesen verwitterten

Mauern Einlaß zu finden. Ein einziger Literat von lebendigem Ruf stellt die Verbindung zwischen Akademie und modernem Schrifttum her: Franz Herczeg, auch einer, der jubiliert, auf eine vierzigjährige schriftstellerische Laufbahn zurückblickend. In seinen Mußestunden bewährt sich Herczeg als ein mondäner Plauderer und Problematiker ohne besondere Tiefe, aber von entschiedenem Stil- und Taktgefühl. Eine Serie von launigen Prosawerken und Gesellschaftsdramen, in denen sich Molnárs oder Birós paradoxe Effektsucht zahmer und zierlicher widerspiegelt, sind das Ergebnis solcher salonbeflissenen Anlagen. In seiner Eigenschaft als Akademiker aber ist Herczeg Anwalt einer anspruchsvolleren, historisch und streng-national gefärbten Belletristik. Schauspielen und Erzählungen dieser Art gebricht es nicht an Symmetrie und Charakteristik, aber die geschichtliche Dichtgattung — wenig zeitgemäß, wie sie nun einmal ist — grenzt hier durch die geschickte Anwendung von allerhand Quellenmaterial, aus dem fingierte Schwärmer, Ritter und Kurtisanen oft etwas banal hinausweisen, an Bulwersche oder Dahnsche Überlieferungen. Diesmal ging's um ein großzügigeres Konzept, um ein Thema aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, dessen führende Gestalten im Volksbewußtsein noch leibhaftig fortleben. Das Drama „A hid“ (Die Brücke) hat den tragischen Konflikt zwischen Stefan Széchenyis und Ludwig Kossuths politischer Einstellung zum Gegenstand, wobei der Dichter mehr Széchenyis konstruktiver, stufenweise aufbauen wollender Weisheit zuneigt. Die Kettenbrücke, von der die Rede ist, besteht faktisch auch heute noch, als Széchenyis Lebenswerk und ein Meisterstück der Architektur. Doch als Symbol einer nationalen Überbrückung blieb sie unvollendet und verschuldete ihres Stifters geistigen Zusammenbruch. Diese Brücke, die dasteht und doch niemals wird, will Herczeg dem zerklüfteten Lande mahnend vor Augen führen. Aber auch hier erzwungene Gegenüberstellungen, der groteske Widerspruch zwischen bitterernst gemeinten geschichtlichen Schemen und einem spielhaft dazwischen geschobenen biedermeierartigen Aufputz.

Immerhin stellt Herczeg als aufrechter Mittler zwischen offizieller Kurzsichtigkeit und beweglicher Gegenwartsliteratur seinen Mann. Dies bewies er unlängst, als es den zeitgewandten, hier bereits eingehend behandelten Satiriker Friedrich Karinthy gegen einen Übergriff der Staatsanwaltschaft zu verteidigen galt. Eine Teufelsmesse in feuilletonistischem Format gab den Anlaß zur behördlichen Einmischung, und Herczeg als behördlicher Sachverständiger fiel aus der ihm zugemuteten Rolle, indem er für Karinthys dichterische Qualitäten mannhaft eine Lanze brach. „Herczegs Autorität mußte für das Gericht bestimmend sein“ — so ungefähr hieß es in der Urteilsbegründung, und die weisen Richter bedachten nicht, just durch eine solche Formulierung ihre literar-moralische Abhängigkeit für alle klar Sehenden bekundet zu haben. Karinthys jüngste schriftstellerische Wirksamkeit gipfelt übrigens in einem längeren Vorwort zur deutschen Übersetzung seines an dieser Stelle bereits erörterten ironisch-symbolischen Zeitromans „Capillaria“. Dieses Vorwort, das an H. G. Wells gerichtet ist, setzt sich mit dem Problem der Geschlechter und ihrer Machtgelüste in etwas grotesker Form auseinander. Durch Bernard Shaws ausgedehnte „Einleitungen“ offensichtlich angeregt, wirkt auch Karinthy gleich seinem irischen Vorbild mehr geistreich als überzeugend.

Die Wachsamkeit der amtlichen Moralschnüffler hat auch einen zweiten Poeten von Rang vor die Gerichtsschranken zitiert. Die Erzählung von Jenö Tersánszky, eines eigen gestimmten Mitgliedes der jungungarischen Garde: „A céda és a szüz“ („Die Dirne und die Jungfrau“) durfte wohl mehr durch ihren Titel als durch ihren Inhalt Anstoß erregen. Im übrigen ist Tersánszky bei weitem mehr kritisch und kontemplativ als erotisch angehaucht. Dies erhellt ganz besonders aus seiner jüngsten Schöpfung „A csóka“ („Die Dohle“), in der die klassische Gattung der Tierfabel mit zeitgenössischer Problematik durchtränkt, ja geradezu übersättigt wird. Hier liegt die Schwäche dieses gärenden Talents, das einstweilen noch eifriger kündet als abrundet und die endgültige Form seiner Offenbarung noch nicht gefunden hat.

Der neue Roman von Desider Kosztolányi „Az aranysárkány“ („Der goldene Drachen“) führt in die Gymnasialsphäre der ungarischen Provinz, wo der naturgegebene Antagonismus zwischen Schülerund Oberlehrertum noch krasser und urwüchsiger als im Westen in Erscheinung tritt. Der Held des Werks, ein Physiklehrer seines Zeichens, betrachtet es als seine Lebensaufgabe, die alte Kluft zu überbrücken. Doch nur Typus und nicht im mindesten Genie, pendelt er hilflos hin und her zwischen menschlichen und pädagogischen Regungen, um als Jugendfreund verlacht, als Lehrmeister aber gehaßt zu werden. Hieraus ergibt sich ein tragischer Zusammenbruch, den Kosztolányi mit gewohnter Meisterschaft vorbereitet, ohne diesmal die Proportionen wie sonst zu beherrschen.

Dramatischen Stimmungen und Steigerungen in Romanform durchweg gewachsen, dem kritischen Essay nicht abgeneigt, erweist sich Kosztolányi seiner

innersten Veranlagung nach dennoch als Lyriker von Rang, der zeitlose Gefühle mit lebendigem Grün kunstgerecht zu umranken weiß. Hier, auf lyrischem Gebiet, scheint die ungarische Literatur, die in ihren bühnentechnischen Experimenten vor allem um den lauten Effekt ringt, ihren Traditionen getreu, nicht einer Note von Innerlichkeit zu entbehren. Die faszinierende Wirkung von Andreas Adys rhapsodischer wie exotischer Poesie hat an Unmittelbarkeit schon manches eingebüßt. Man wird neben den Epigonen nun auch wieder der Individuen gewahr. Michael Babits führt durch die Breite und Spontaneität seiner Empfindungsskala. Sein neuer Gedichtsband „Sziget és tenger" („Insel und Meer") erfreut durch artige Idyllen und Aktualitäten inmitten einer problematischumfassenden Weltschau. Oskar Gellért verwebt farbenfreudig Makro- und Mikrokosmisches zu einem ergötzlichen Mosaik, schwebt zwischen Ewigkeit und Heute, zwischen Vollendung und Begierde mit vornehmer Sprach- und Stilsicherheit. Zoltán Nagy packt uns durch das Klingen und Schwingen seiner Wehmut. Alle diese Sänger — mehr oder minder Publizisten zugleich — sind mit den Wallungen und Irrungen der ungarischen Gegenwart irgendwie verwoben und versinnlichen die subjektiv und politisch gefärbte Mentalität dieser Zonen kerniger als geistige Regungen anderer Art. Vielleicht würde es sich lohnen, in einem nächsten Artikel das neuungarische Wesen durch das Prisma seiner Lyriker zu beleuchten.

Budapest Gustav Erényi

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Barbaren. Roman. Von Arnold Ulitz. München 1926, Albert Langen. 358 S.

Der stark begabte Prosaepiker Arnold Ulitz, dem schon mancher große, freie Wurf bis hinauf zum „Ararat" gelang, hat diesmal ins Leere, ins Undichte gedichtet: in Schwamm und Gummi. Hat einen Kolportage-Mythus aus geballter Hysterie pseudoprimitiver Eskimode in die deutsche Literatur gestopft: Der breslauer Chemieprofessor Falton, der vor dem Weltkrieg die künstliche Herstellung des Goldes und das Giftgas erfunden, und sich daraufhin europamüde einer Nordpolexpedition angeschlossen hatte, landet als deren einziger Überlebender nach dem Krieg an der Eskimoküste, wo er Knecht und „Zauberer" eines mit dichterischen und körperlichen Kräften gleich begabten, doch unehelichen Häuptlingsohnes mit Namen Turrwull wird. Dieser verehrt ihn als „Geist", durchschneidet ihm nichtsdestoweniger wegen eines vergeblichen Fluchtversuchs die Fußsehnen und bringt ihn auf die unbetretene, heilige Insel eines von warmen Quellen gespeisten Sees, auf der eine Art ewigen Frühlings herrscht. Die Tochter des Häuptlings, Turrwulls Gattin und (wie sich später herausstellt) Schwester wird Faltons Beischläferin. Doch machen Faltons chemische Laboratoriumskünste, als da sind: Giftpülverchen, Wundsalben, Feuerwerk, Alkohol usw., den einst verachteten Turrwull zum Häuptling der vereinigten Eskimostämme und zum Nachfolger seines nunmehr verfemten Vaters. Trotz seiner unehelichen Geburt aus einem irrsinnigen Eskimoweib, das einst mit seinem Ziehvater, einem gleichfalls aus — Breslau stammenden syphilitischen Zirkusclown zusammenging. Das mütterliche Blut und das ziehväterliche Vorbild wandelt sich in Turrwulls Adern bald zu kommunistisch-exhibitionistischen Eskapaden, bald zu Cäsarenwahn, und als Falton zum zweitenmal, und diesmal auf Krücken mit dem treu-treulosen Eskimoweib, entflieht, läßt er sein inzwischen gewachsenes und stabilisiertes Volk samt heiliger Insel und Warmwasserversorgung im Stich und setzt den Flüchtenden nach. Im Augenblick, da diese von einem durch Turrwulls verjagten Vater ins Land gerufenen schwerbewaffneten und wohleskortierten Großhändler in Schutz genommen werden, sucht Turrwull sie durch eine mit Riesenkraft lancierte Steinlawine zu vernichten, wird aber durch Schüsse verjagt und vereinigt sich heimkehrend in der Einsamkeit beschneiter Steppen mit dem Vater und der (von Falton angesichts Europas total vergessenen) Schwestergattin. Falton aber, der erst durch jenen anrüchigen Usinger Landsmann vom Weltkrieg erfahren hatte, wird von einem, in der Revolution entthronten und an der Paßgrenze des Eskimolandes privatisierenden Monarchen freundlich aufgenommen, gepflegt und gebadet. Uff!

Ein mittelmäßiger, ein schlechter Film, der durch zahlreiche Ansätze und Einfälle, die sämtlich im Schnee verlaufen, nicht besser wird. Unbegreiflich! — Und die gedrungene, quellende, treibende, vorwärts- und aufwärtsstoßende Sprache früherer Werke, ist hier krampfhaft hervorgequetscht, ist Schablone.

Manchmal ist es, als seien wie dem in jeder Beziehung verunglückten Falton so auch Ulitz die Sehnen zerschnitten.

Mailand Rudolf Frank

Dämon Welt. Jahre der Entwicklung. Von Oscar A. H. Schmitz. München 1926, Georg Müller. 368 S.

Mit der Überschau des großzügigen, innerlich durchgebildeten Weltmanns geschrieben, ist dieser zweite Teil der Schmitzschen Selbstbiographie ein geistig geschliffenes, den Blick weitendes und anregendes Buch, recht so was man eine angenehme, im besten Sinn gebildete Lektüre nennen muß. Was aber läßt, gerade im Vergleich mit dem jugendgeschichtlichen ersten Teil, den „Geistern des Hauses", gegenüber allmählich doch ein leises Gefühl des Unbehagens aufkommen? Dämon Welt offenbart eine spezifisch Schmitzsche Auffassung des Dämonischen als etwas, das immer wieder von außen an sein Leben herangebracht scheint und dann mit der formalen Glätte dessen, der alle harten Bissen geschmeidig in sein Ich aufnehmen kann, überwunden wird. Der harmlose Knabe Oscar, der „Geister" (deren Hauptreiz gerade in der vorwiegend objektiven Schilderung einer charakteristischen Umwelt bestand), wird durch die Erlebnisse allmählich zur „Dämonie" des in der individuellen

Umgrenzung des Selbst seine Fülle suchenden Menschen geführt. Einleuchtend ist daher der vorläufig abschließende dritte Band unter dem Titel „Sum, Jahre der Reife" angekündigt. In der Wendung zur egozentrischen Auffassung liegt die leise Umbiegung der Richtung, die diese Lebensbeschreibung immer mehr zur Selbstdarstellung werden läßt. Die bestimmenden Erlebnisse sind fast durchweg erotischer Natur. Aber wo spürt man den Hauch des Eros im vollen, wahrhaft dämonischen Sinn notwendiger Bindung? Die von Schmitz mit Recht abgelehnte „Sentatheorie" der Erlösung durch das Weib, hat doch den Vorzug des größeren Werts vor der zu bequemen Herrenmoral dieser „schillernden Weltlichkeit". Nicht ohne Bestürzung liest man auf den letzten Seiten des Buchs die seltsamen Geständnisse des Verhältnisses zu seiner zweiten Frau. Die Schilderungen von Begegnungen und Gemeinschaften mit bekannten literarischen Persönlichkeiten (so des „Schwabinger Kreises" um Wolfskehl) und von Reiseeindrücken aus den bedeutendsten Kulturländern Europas scheinen mir die persönlich und geschichtlich gewichtigsten Abschnitte auch in diesem Band.

Mannheim — Erich Dürr

Mutter, Tod und Teufel. Fünf legendäre Novellen aus dem deutschen Osten. Von Hans Franck. Danzig 1925, Verlags-Gesellschaft m. b. H. 165 S.

„Legendäre" Novellen nennt Hans Franck die fünf in diesem Band vereinten Stücke, wobei man freilich — selbst beim „Einsiedel und seinem Birnbaum" — nicht an Heiligenlegenden denken darf, sondern eher an die große Stoffgruppe der Sagen, in der Tod und Teufel die wesentlichen Rollen spielen. Der Tod hat in dreien dieser Novellen das entscheidende Wort zu sagen, der Teufel in einer vierten, und in der fünften, die dem Band den Namen gibt, treten die beiden Gefürchteten in wichtige Beziehung, und der Tod erweist sich als der größere von beiden, als der, dem der Sieg von vornherein gewiß ist. Man sieht, es ist ein tiefernstes Buch, das Franck hier seinen Lesern vorlegt, und er hat die Geschichten bewußt so angeordnet, daß der Ernst sich allmählich steigert und die tiefste Tragik in der letzten Geschichte auflodert, deren Titel „ih bin din" nicht von seligem Liebesglück, sondern von bitterstem Liebesleid und okkulten Dingen reden soll. Diese Novelle ist, trotzdem sie in den Tagen der Kreuzzüge spielt, ganz aus modernem Geist erwachsen; auf dem Motiv telekinetischer Erotik aufgebaut, auf den Leser wie ein bittersüßer Angsttraum wirkend. Die Motive der drei ersten sind diejenigen altdeutscher Sagen. Das der vierten stammt aus der ostjüdischen Sagenwelt. In dieser Novelle „Der Rabbi und der Tod" hat sich Franck ziemlich streng an seine Vorbilder gehalten, in den übrigen dreien hat er die Motive frei und überlegen ausgestaltet, am freiesten im „Einsiedel und seinem Birnbaum", wo aus dem Schwankmotiv — der Einsiedel bannt den Tod, der ihn holen will, in den Birnbaum — durch logische Fortführung die Geschichte aus dem Humor heraus in tiefen Ernst und nachdenkliche Lebensweisheit gewendet wird. Erzählt sind alle fünf Novellen mit vollendeter Meisterschaft im reinen epischen Stil. Wer Hans Francks Ringen um die Krone des Erzählers von seinem Erstling „Thieß und Peter" an verfolgt hat, der stellt mit aufrichtiger Freude fest, daß sein Talent sich immer reicher und reifer entwickelt und daß er jetzt sicher von Stufe zu Stufe aufwärts steigt.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Dämonen der Zeit. Roman. Von Artur Brausewetter. Leipzig, Max Koch. 320 S. M. 4,50 (5,50).

Kein Zweifel, die Besonderheit unserer Epoche, der Jahre nach dem großen Krieg, ist interessant genug, um immer wieder die Sehnsucht erstehen zu lassen, dieser Eigenart dichterisch Herr zu werden. Dennoch ist noch keiner dieser Versuche, die doch letzten Endes darauf hinaus laufen, die Gegenwart historisch zu erfassen, erfolgreich ausgelaufen; auch der vorliegende Roman macht darin keine Ausnahme. Zwar ist er nobler als viele seinesgleichen und maßt sich nicht an, ein Besserungsmittel für unsere Nöte propagieren zu wollen. Aber bei der Analyse unseres Schicksals trifft er keineswegs das eigentlich Spezifische. Drei Triebe geben nach Brausewetters Urteil unserer Zeit das Gepräge: Alkoholismus, hemmungslose Erwerbsgier, unstete Wandersucht. Vielleicht kann man diese Triebe auch „Dämonen" nennen (wenn man auch wohl besser täte, solche Bezeichnung im Titel eines ernsthaften Romans zu vermeiden), bestimmt aber herrschen sie nicht erst seit zehn Jahren. Daß Krieg, Handel und Piraterie dreieinig und nicht zu trennen sind, ist eine der uralten Elementarweisheiten des Mephistopheles; „den Schieber" hat nicht erst das 20. Jahrhundert geboren, ebensowenig wie den Veränderungssüchtigen und den, der im Trunk Vergessen finden will. Das Buch ist also nicht, was es sein will: ein Zeitroman, aber es ist doch auch wieder so sehr auf das Zeitliche eingestellt, daß man es nicht als Roman eines Einzelschicksals werten kann. Denn die Handlung ist dem Autor ganz offenbar Nebensache gewesen, er hat irgendeine Erzählung erfunden, Knoten verschlungen und aufgelöst, wie es eben kam, nur um den novellistischen Vorwand für die Schilderung der Zeit zu finden. Und so liebenswürdig und temperamentvoll viele Einzelheiten gestaltet sind, der Gesamteindruck leidet darunter, daß die wesentliche Idee, der zuliebe das ganze Buch entstand, nicht durchgeführt werden konnte.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Das unsichtbare Gesicht. Roman. Von Emil Gradl. Reichenberg i. B. 1926, Gebr. Stiepel. 273 S.

Gewiß könnte der Werdegang eines Lustmörders der Gegenstand eines Romans sein. Aber schon die Verengerung des Themas auf die Zwangsvorstellungen eines schweren Hysterikers und Neurasthenikers stimmt bedenklich. Ach leider wieder, statt der voraussetzungslosen Dämonie eines menschlich möglichen Vampirtriebes, psychologische Analyse des Krankhaften. Die ergreifende Mitgefühlsgeste des großen Dostojewski ist in den letzten Scharen seiner Nachfolger verkehrt und verwässert in eine gallige Parteinahme zugunsten solcher verlorenen Außenseiter gegen alles, was Gesundheit und vernünftige Lebensordnung heißt. So auch bei Gradl. Dabei ist das Buch, namentlich zu Anfang, ein Dokument nicht alltäglicher Begabung, aber sein künstlerischer Atem kommt nicht über eine kurze Lebensgeschichte hinaus, die annähernd künstlich durch allerhand Einlagen und Weitschweifigkeiten und Wiederholungen auf Romanformat gebracht ist. Es fehlt stark an Selbstdisziplin, die das Ganze auf etwa 30 bis 40 Seiten beachtlicher Prosa zusammenraffen müßte. Der geschlossene Stil und die formale Unabhängigkeit kommen von selbst, wenn einmal das Rückgrat gestrafft ist. Aber von den Propheten der Willenlosigkeit wissen wir heute schon mehr als genug.

Mannheim — Erich Dürr

Abseits vom Tempo. Skizzen. Von Walther Victor. Zwickau 1925, Seifert & Co. 72 S.
Ein naturnahes, gütiges und zufriedenes Buch, dessen Lektüre im Donnerwirbel Berlins wohltut. Skizzen aus dem Alltag der Welt, für gesunde, unverdorbene, starke Menschen geschrieben, die noch Sinn haben für den Zauber eines Frühlingstags oder sonnenüberglänzter Meeresstille. Ein leises Tasten und behutsames Erinnern, jugendlich stark und wohltuend einfach, schwingt durch die kleinen Skizzen, die in ihrem Verantwortungsbewußtsein oft mehr als bloße Skizzen sind. Der Verfasser weiß, worauf es ankommt, wenn er aus „lichtem Tag Buße" tut. Ihn erschüttert die Fronarbeit der Bergleute, die in derselben Sekunde, in der ihn Meerwind umfächelt, im Schacht verkommen, und die ganze Erholungsfreude ist ihm durch diesen Albdruck genommen. Victor spricht zu Menschen von Menschen, und seine Sicht dehnt sich über die engen Bezirke seiner Umwelt, wenn er plötzlich — im Gewühl der Großstadt — das verächtliche Lächeln eines Chinesen auf sich und uns allen ruhen fühlt und hinter diesem Lächeln das Todesurteil unserer herrlichen Zivilisation, mit der wir so erbärmlich hochgekommen sind, herausfühlt. Ganz besonders ergreifend ist die kleine Skizze: „Mit Goethe im Zuchthaus", wo Victor auf drei Seiten die ganze soziale Frage, gewiß nicht als erster, aber unerbittlich und klar, wieder vor uns aufrollt. Victors Buch ist vor allem ein Volksbuch. Je unverdorbener und gläubiger seine Leser sind, desto bereitwilliger werden sie mit ihm „abseits vom Tempo" von erhabenen Menschheitszielen träumen. Oskar Sarmatzki gab dem Werk vier Originalholzschnitte bei, die wesentliche Kapitel eindringlich unterstreichen.

Berlin — Fred A. Angermayer

Die Begegnung. Vier Erzählungen. Von Max Herrmann. Berlin 1925, Elena Gottschalk. 216 S.
Was das Buch zu wertvollem Literaturzuwachs macht, ist die rücksichtslose Enthüllung dessen, was man „Provinz" nennt. Am Beispiel seiner schlesischen Heimat zeigt Max Herrmann-Neisse dies Halbmenschentum, diese Seelenverkrüppelung in vielen Variationen. Das geschieht mitunter recht hämisch, immer aber scharf und sans phrase. Die Seele des Kleinstadtmenschen wird seziert, jenes Individuums, das sein Dasein mit Halbheit, Mißverständnis, Kopie füllt. Das Ende ist immer Untergang oder eine Lebenslüge.
So wird (in „Lucie und Maria") die Arzttochter aus der Kleinstadt nach dem Bankrott ihres Ich „freie Schriftstellerin" im berliner Westen, ausgehalten in Wahrheit vom Hauptautor des Verlags, in dem sie angestellt war. So bringt (in „Die Klinkerts") der Brauereikutscher Klinkert sein Leben in Arbeit hin, als stets ausgenutztes „Faktotum" seines kapitalistischen Herrn. „Sie werden nicht so bald aussterben, die Klinkerts sind eine weitverbreitete Art", sagt Herrmann. Es sind die Menschen, die im Arbeitsstumpfsinn vegetieren, devot und willig von Natur, jeder Dummheit und Verlogenheit untertan. In der Titelgeschichte wird die Chemisere eines Klempners gegeben, der sich in den Alkohol und Prahlereien rettet. „Das Experiment" ist erotischer Art, von verkrüppeltem Sonderling an einem lüsternen Ehepaar ausgeführt, das an der übergroßen Kenntnis der Liebesskala zugrunde geht. Es zeigt das Spiel mit dem Laster, wie es ein erotisch Unbrauchbarer treibt.
Die vier Geschichten sind sehr gut erzählt, breit und saftig und doch voll Ironien. Die Gleichung Provinz = Ersatz wird von ihnen exzellent gelöst. Für das, was sich zwischen Dorf und Großstadt bewohnbar herumtreibt, findet Herrmann dabei das Wort Siedlung. Er hat hier wohl — neben seinem Gedichtband „Im Stern des Schmerzes" — sein Bestes und Eigenstes gegeben. Persiflierend erledigte er das eigene Jugendland.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Das zwanzigste Jahr. Roman. Von Heinrich Hauser. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 146 S.
Ein erfreulicher Erstling. Schlicht und gefaßt in aller freudvoll-leidvollen Gefühlsbeseeligung. Die Geschichte einer Liebe, zart und maienhaft am Beginn, dann von Geldsorgen umdüstert, tragisch abreißend am Ende. Man spürt etwas von Friedrich Huch. Es ist dieselbe Vornehmheit des Herzens und aller Sinne und Triebe, der auch die hohe literarische Kultur des Huchschen Werkes entstammte.
Es schreibt einer, ein Junger, ein Künstler und Lebensästhet, die Geschichte seiner Leidenschaft, deren weltferne Gefühlstrunkenheit sie am Irdischen zerschellen läßt. „Sie" heißt Lohe, ein zartes Wesen, genußgewohnt, geldfern; ihr Kind (vom geschiedenen Mann) Achim. Der erzählt, bleibt ungenannt. Wieder einmal frißt die Familie, dieser gegnerische Komplex alles Ungewöhnlichen, das Glück zweier abseits blühenden Naturen. Lohe arbeitet erniedrigend im Elternhaus, verkauft schließlich, als sie's nicht mehr aushält, das Kind an dessen Vater. Es folgt Hotelleben mit „ihm". „Er" sucht Arbeit, nichts will geraten. Tod ihrer Liebe, Lohe entgleitet in ein pelzumhülltes Geld- und Lustleben, in Armen fremder Männer. Die Katastrophe dann: „Er" stürzt sie aus dem Hotelfenster.
Man soll nicht viel davon sagen, es ist alles Gefühl, blühend (in Briefen oft) und welkend. Welkend an der Härte dieser Erde. Nur in sich selig und im geliebten Du. Ein Buch von Liebenden. Ein Buch für Liebende.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Das Erlebnis des Onkels Ladislaus. Von Robert v. Ehrhart. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 284 S.
Wer sich in die Weltgeschichte mit der eigentümlichen passionierten Vorliebe versenkt, die den historischen Menschen bezeichnet, hegt oft und sehnsüchtig den Wunsch, diese geliebte Vorzeit mit eigenen Sinnen leibhaft erleben zu dürfen. Die Phantasie stellt sich bereitwillig in den Dienst dieses Verlangens, und man läßt sich allerlei einfallen, wie es möglich wäre, den unerbittlichen Lauf der Zeit in rückwärtige Richtung zu zwingen und das Wunder einer Wiedergeburt im Vergangenen zu erleben. Und da, wie Fontane sagt, jeder echte Poet ein Verständnis für das Historische mitbringt, ist es eigentlich seltsam, daß der im tiefsten Sinn witzige Gedanke, den Robert v. Ehrhart in dem vorliegenden Buch auf das treffsicherste durchführt, nicht öfter unsere Literatur befruchtet. Ein Rokokohistörchen, gemischt, wie es sich gehört, aus viel Liebe und Eifersucht und ein wenig Ritterlichkeit und Philosophie, nicht sehr belangvoll an sich, wird dadurch zu einer scharmanten Sensation, daß der Held, Er, um den sich alles dreht, keineswegs ein Zeitgenosse seiner Partner und Gegenspieler ist. Auf einer Motorradtour ist ein Mensch von heute in eine Gesellschaft des 18. Jahrhunderts geraten, er wird von ihrer Leidenschaft umglüht und in ihre Händel verstrickt — bis schließlich der zärtliche und wilde Spuk sich löst, in so glattem und kaum merkbarem Übergang, wie bei seinem Beginn. Mit tiefer, einfühlender

Liebe ist das Wesen des Rokoko gestaltet. Besonders erfreut, daß sowohl billige anachronistische Witzchen, wie jeder Ansatz zu einer vernunftgemäßen Erklärung des geheimnisvollen Zeitwechsels vermieden wird. Vielleicht war es ein Traum, der den beschädigten Motorradler in die Vergangenheit führte, möglicherweise täuschte ihn doch nur ein raffiniert vollendetes Kostümfest — am wahrscheinlichsten aber ist es doch, daß ein Wunder geschah; denn in der Dichtung gibt es noch Wunder — glaubet nur!

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Münchhausen (Der Oberhof). Von Karl Lebrecht Immermann. Neue, zusammenfassende Bearbeitung von Julius Bab. Berlin 1925, Deutsche Buchgemeinschaft. 528 S.

Bab versucht in dieser gekürzten Bearbeitung des unsterblichen und innerhalb unserer Literatur unvergleichlichen Werks einen neuen Weg. Er löst nicht nach üblichem Vorgang nur die Oberhofgeschichte heraus, sondern bettet sie in die ihr zukommende Münchhausensche Umwelt und, wenn man will, Unwelt ein, entlastet diese aber von allen zeitliterarischen Anspielungen, aktuellen satirischen Einsprengseln und erklärungsbedürftigen Teilchen und Teilen. So fällt zum Beispiel das ganze vierte Buch mit den weinsberger Poltergeistern ebenso fort wie, um des rascheren Fortschritts der Handlung willen, die Geschichte von Münchhausens Erziehung bei den Ziegen auf dem Helikon. Bedauerlich ist, daß aus äußeren Gründen auch das Spessartmärchen daran glauben mußte. Aber jeder, der um die unbeschreiblich geringe Kenntnis des Münchhausen bei deutschen Lesern weiß, wird diesem Versuch Erfolg wünschen müssen, wie allem, was Immermanns großartige und in manchem Betracht tragische Gestalt dem Publikum auf geschmackvolle Weise wieder zu vergegenwärtigen sucht.

Berlin — Heinrich Spiero

Marienlegenden. Nach alten Vorlagen erzählt von Konrad Falke. Mit 6 Originalradierungen von Gertrud Escher. Zürich 1926, Rascher & Cie., A.-G. 103 S. Geb. M. 11,50.

In diesen Legenden handelt es sich um Menschen, die in ihrer irdischen Not dem Himmlischen begegnen. Meist geschieht es anfänglich unbewußt und ihre Erkenntnis wird ihr Heil; manchmal bleibt es auch unbewußt und ihre Erlösung wird ihr Lohn. Neben den irdisch zur Sünde drängenden Leidenschaften und Eigenschaften erscheint das Gute, das Edle, das Schöne auf die seltsamste (und deshalb novellenhafte) Art, die stets entzückend natürlich ist.

Zwischen den bösen und guten Neigungen entwickeln sich Beziehungen. Die einen beeinflussen die andern. Reibungen treten zu Geschehnissen und Entscheidungen. Das Böse wird dabei eine Art von Anreiz für das Gute; oft kommt es auch zum Kampf zwischen beiden. Das Gute oder das Schöne verlangt als Opfer das Böse. Das Gute hat dabei die Zaubergewalt des Wunders. Deshalb muß es siegen. Es ist legendenhaft und blüht förmlich zum göttlichen Symbol alles jungfräulich Zarten und mütterlich Fruchtbaren empor.

Die Form ist ein köstliches Sprachgebilde, streng und voll sinnenfreudigen Lebens, sachlich und voll des Zaubers. Im Wohlklang erzählerischer Melodie fließen lange Sätze, ohne viel Eigenschaftswörter, und sie sind wie ein zelebrierendes Schreiten.

Das Buch ist sinnfällig ausgestattet. In sechs beigefügten Originalradierungen fängt Gertrud Escher den hellen und dunklen Ton bestimmter Legenden ein und gestaltet sie in der Fläche durch den Ausgleich von Schatten und Licht zu Bildern von seelischer Schönheit.

Münster i. W. — Hans Roselieb

Und hat ein Blümlein bracht. Von unserer lieben Frau und ihres zarten Söhnleins gnadenreicher Geburt. Bilder und Geschichtlein. Gezeichnet von Angelicus M. Beckert, Predigerordens, geschrieben von Heinrich Federer. München 1925, Josef Müller Verlag „Ars Sacra". 34 S.

Gegen die „Halbheit der Verweltlichung unseres Weihnachtsgedankens" ist diese Veröffentlichung gerichtet, und beide, sowohl der zu Gott heimgefundene Malermönch als auch der fromm-innige Dichter, haben mit bestem Können ein Werkchen geschaffen für besinnliche Leute und träumende Zeiten.

Charlottenburg — Hans Sturm

Zwei Freundinnen Gottes. Von Agnes Ernst. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 108 S.

Von zwei frommen Frauen, der Nonne Sankt Juliane von Lüttich und der strengen Reklusin Eva, und von der Einsetzung des Festes Gottes (Fronleichnam) berichtet dies Büchlein in anspruchslosem Chronikenstil, dem hier und da ein poetisches Lichtlein aufgesetzt wurde. Die neunzehn kleinen Kapitel sind von der Verfasserin mit Bildinitialen versehen. Es ist um des Vorwurfs willen schade, daß A. Ernst nicht über einen trockenen Bericht hinauskam, zumal ihre Quelle, „Sainte Julienne de Liège, la recluse Eve et l'institution de la Fête-Dieu par Bertholet S. J. 1745", die Möglichkeit dazu geboten hätte.

Charlottenburg — Hans Sturm

Tage der Freuden. Von Marcel Proust. Mit einem Vorwort von Anatole France. Übertragen von Ernst Weiß. Berlin, Propyläen-Verlag. 258 S.

„Les Plaisirs et les Jours" erschien 1894 in einem Großquartband, dessen Schmuck (von Madeleine Lemaire) uns heute altmodisch anmutet. Anatole France hatte die Vorrede geschrieben. Das Buch blieb völlig unbeachtet. Vor zwei Jahren ist es im Verlag der „Nouvelle Revue française" neu erschienen, und wir können dieses Erstlingswerk neu werten, seitdem Prousts Größe und Reife sich in „A la Recherche du temps perdu" enthüllt hat. Es ist ein Buch der Jugend und der Schwermut, imprägniert von der ferngerückten Eleganz und Verfeinerung des fin-de-siècle. Alle Themen von Prousts späterem Schaffen sind in ihm schon enthalten, aber zusammengefaltet wie Blätter in einer Knospe.

Die Übersetzung von Ernst Weiß hat ein hohes Niveau. Mit einer oft überraschenden Gewandtheit weiß sie Schwierigkeiten zu überwinden. Sie ist eine anerkennenswerte künstlerische und sprachliche Leistung. Einige Entgleisungen sind dennoch zu verzeichnen. Warum im Vorwort „Hesiodor" statt Hesiod? und Bernard de Saint-Pierre statt Bernardin? Jean Galéas wäre mit Gian Galeazzo und Bohême mit Böhmen zu verdeutschen. Wenn die Abendwölkchen „persistants comme des regrets" genannt werden, so heißt das nicht „wechselvoll wie Klagen", sondern „beharrlich wie ein Gefühl der Reue (oder des Bedauerns)". Für „Heimweh" darf nicht der Gallizismus „Nostalgie"

dastehen. Bei „Zitterrosen" vermute ich, daß der Übersetzer „roses trémières" mit „trembler" zusammengebracht hat. Es handelt sich aber um rosa Malven. „Vent du large" heißt „Seewind", nicht „Wind aus der Ebene". Aber, von solchen Mängeln abgesehen, bezeugt die Übersetzung ein feines Organ für die seelischen Nuancen der französischen Sprache.

Zu bedauern bleibt, daß Prousts schöne Widmung an seinen Freund Willie Heath weggeblieben ist. Sie sagt so viel über den jungen Proust aus. Weggeblieben ist auch ein Mallarmé-Zitat (während die Motti aus Emerson, Shakespeare u. a. übersetzt sind). Weggeblieben ist auch das Inhaltsverzeichnis. Warum eigentlich? Welcher Kopist würde sich gegenüber einem Gemälde solche Freiheiten herausnehmen?

Heidelberg — Ernst Robert Curtius

Der Salzsee. Von Pierre Benoit. Berechtigte Übersetzung von N. Collin. Berlin 1925, Kurt Ehrlich. 286 S.

Der Riesendamm. Von Pierre Benoit. Berechtigte Übersetzung von N. Collin. Berlin, Kurt Ehrlich.

„Pierre Benoit ist augenblicklich der gelesenste Schriftsteller Frankreichs," heißt es im Waschzettel des Verlags. Der Superlativ ist eine verlegerische Übertreibung; viel gelesen werden allerdings seine Bücher, zum Teil, weil Benoit es seit Jahren glänzend versteht, durch Skandale, die er um seine Person inszeniert, durch Pressepolemiken, durch Veröffentlichung falscher Nachrichten über sich selbst, die dann wieder dementiert werden, die Öffentlichkeit dauernd mit sich zu beschäftigen. Wenn es in der Verlagsempfehlung weiter heißt: „Seine Romane stehen weiter über dem Niveau der gewöhnlichen, französischen Belletristik," so ist das eine Irreführung; sie stehen tief unter dem Niveau der Literatur, die in diesem Blatt als ernst gewürdigt zu werden pflegt, die Romane gehören ins Gebiet der Kolportageliteratur. Wenn man bedenkt, daß für deutsche Romanschriftsteller die wirtschaftliche Lage sehr ernst ist, daß manche Autoren keinen Verleger finden können, so muß man es als unverantwortlich bezeichnen, daß ein deutscher Verleger lediglich auf den zahlenmäßigen Erfolg der Bücher von Pierre Benoit gleich zwei Romane dieses Franzosen herausbringt, zumal man Werke von ihm im Film kennen lernen kann; denn seine reißerischen Bücher enthalten natürlich vorzügliche Filmmotive. Wenn der Verleger und sein Übersetzer einmal einen Blick in die maßgebenden, literarhistorischen Handbücher geworfen hätten, so würden sie den Plan einer deutschen Übersetzung fallen gelassen haben. „Der Salzsee läßt bezweifeln," schreibt Lalou, „daß Benoit noch ein anständiges Feuilleton schreiben kann" und selbst der milde Forst-Battaglia urteilt: „Unwahrscheinlichkeiten gröbster Art und manchmal nichts von der Spannung, die allein derlei Literaturerzeugnissen Lebensberechtigung gibt." Also Makulatur.

Berlin — Otto Grautoff

Die treue Nymphe. Roman. Von Margaret Kennedy. Aus dem Englischen übersetzt von E. L. Schiffer. München 1925, Kurt Wolff. 400 S. M. 5,— (7,50).

Margaret Kennedys Roman war die große Sensation vergangenen Sommers in England. Die Gründe dafür liegen wohl hauptsächlich auf nichtliterarischem Gebiet. Das Was und Wie der Darstellung läßt eine Viktorianische Literatur nicht einmal mehr ahnen, so gründlich ist der Wandel im englischen Roman von heute. Nach der Aufrüttlung durch den Weltkrieg sind Denken und Fühlen noch zu keiner neuen Sicherheit gelangt. Das verrät sich besonders deutlich durch den schlechten Romanschluß, der nicht wenigen englischen Romanen unserer Tage eigen ist und der die ganze unklare Weltanschauung am offensten zeigt. Auch die Kennedy gibt uns in der Liebe der kaum flüggen „Tessa" zu dem Musiker Dodd eine Reihe schöner Momente und interessanter Seelenentwicklungen, doch nur, um diese erhaben wirkende Liebe in der letzten Situation von Häßlichkeit und in einer Atmosphäre von Schmutz zu ersticken. Dieser Romanschluß hat einen schlechten Nachgeschmack. Natürlich entwertet er zwangläufig manche Schönheit der Erzählung, die durchweg lebendig ist und durch psychologische Tiefblicke fesselt. Der Gegensatz zweier Welten soll erscheinen: hie der englische Komponist Sanger, der mit seinen sieben Kindern aus drei Ehen („Sangers Zirkus"!) in einem tiroler Nest haust, und dort das gute, ordentliche England; hie Bohême, deren Liederlichkeit und Unsicherheit zu sehr verherrlicht werden, und dort die gutbürgerliche Gesinnung, deren Lebenssicherheit nicht genügend bewertet wird. Sangers Tod bringt die Konflikte, die Heirat seines (und seiner Kinder) Freundes Dodd mit einer Lady, mit Florence, zeitigt die Tragödie. Am originellsten sind die Darstellungen des Kindeslebens, das so im Zusammenhang mit der „Künstlerwirtschaft" noch nicht geschildert wurde, am feinsten ist die Figur der Tessa; durch seine lebensvolle Konsequenz sympathisch berührt auch Mister Birnbaum. Die Übersetzung ist gut lesbar.

Münster i. W. — Friedrich Schönemann

Mein Sohn, der Herr Parteisekretär. Von Ugo Ojetti. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Italienischen von E. S. Gutkind und Laura Maria Kutzer. München 1925, Kurt Wolff. 332 S. M. 5,50 (8,—).

Dieser Roman ohne alle Prätensionen, der aus lauter alltäglichen Menschen und Ereignissen sein wirklichkeitsbuntes Gewand webt, hat etwas lächelnd Beruhigendes, das über dem Gewirr der italienischen Nachkriegszeit, ja mehr, über den Dingen dieser Welt schwebt. Das ist sein Hauptreiz, der den Leser von Anfang bis Ende begleitet, und der die — treffliche — Übersetzung ins Deutsche durchaus rechtfertigt.

Vater und Sohn sind seine beiden „Helden". Der Vater, Gemeindearzt in einer italienischen Kleinstadt, schreibt die häuslichen Erlebnisse von zwei, drei Altersjahren zu seinem eigenen Vergnügen nieder und erzählt so, wie sein Sohn, Lausbub in der Frühzeit, Automobilist im Kriege, Parteisekretär der sozialistischen Eisenbahner wird und im rechten Augenblick, mit dem erfolgreichen Auftreten des Faschismus, zum Vertreter einer der größten Automobilfabriken umschwenkt.

Der Vater ist ein echter Bürger freien Berufes, pflichtgetreu, zurückhaltend, mit vielen Hemmungen belastet, von vieler Arbeit innerlich etwas gebeugt, im ganzen aber durch eine weise Erkenntnis des Unwesentlichen und des Wesentlichen wieder aufgerichtet, wenig erfolgreich, weil nicht auf sich, sondern auf die Aufgabe bedacht, als Arzt mit großer Duldsamkeit für alle Abarten der species homo sapiens ausgestattet.

Der Sohn dagegen ist von einer liebenswürdigen, aber stattlichen Rücksichtslosigkeit, begabt mit dem sichersten Instinkt für den eigenen Vorteil, mit einer ungemeinen Fähigkeit, sich den „Gegebenheiten" des Tages anzupassen, dabei etwas von einem famosen Kerl, dem man seine

skrupellose Karriere nicht übelnehmen kann, selbstverständlich wie ein Tier und — im tiefsten Grund gleichfalls ein Bürger, nur ohne die Ideen und Ideale der älteren Generation.
Um diese beiden bewegt sich eine Fülle von Gestalten, die trefflich gesehen und kurz, aber gut dargestellt sind. Alles wird ohne Parteinahme geschildert, in einfacher, durchsichtiger Sprache, mit absichtslosem Humor, der aus der Begegnung und dem Zusammenstoß der Menschen und Dinge aufsteigt, nichts verschönernd, aber doch schließlich mit einer skeptischen Weltgläubigkeit, die vielleicht einer der sympathischsten Züge der hochstehenden modernen Italiener ist.

München — Ludwig Gorm

Literaturwissenschaftliches

Shakespeare. Wesen und Werke. Von Julius Bab. Stuttgart 1925, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 326 S.

Endlich ein Schriftsteller, sogar ein recht namhafter und theaternaher, der die vielen vorhandenen Tatsachen betreffs Shakespeare real nimmt und zu verwenden wagt! „Unsere Quellen, deren Armut man zu übertreiben pflegt": so spricht er Seite 34 und handelt danach. Er sieht, daß Shakespeare keineswegs aus Mangel, sondern eher aus Übermaß an historischem Wissen seine Cäsargestalt nicht in vollem Gegensatz zu Brutus ausbildete; er nimmt Kenntnis von der Führerrolle Shakespeares bei der gewalttätigen Übertragung des Theaters, das hauptsächlich seinem Direktor Burbage gehörte, vom Nordrand der City an den Südrand 1599; er ermißt die Bedeutung, die der Gräfin Southampton für die Entstehung der Sonette zukam, in denen Shakespeare ihrem Sohn eine politische Heirat empfahl; er rechnet mit Shakespeares Wissen von Cicero, mag es nun mittelbar oder unmittelbar aus dem Römer geflossen sein, und redet danach nur von origineller Anwendung geborgter Weisheit durch den Dramatiker. Man fühlt sich bei Bab in einsichtiger Gesellschaft, und besonders ist ihm nachzurühmen, daß er den Wert einer jahrhundertelangen Theatertradition für den jungen Stratforder, der unerfahren nach London kam und bei der Truppe des Burbage ungeheuer lernte, nicht aus Philologenverachtung unterschätzt, sondern anschaulich darlegt. Als Frucht davon ist die Erkenntnis, die hier gebührend betont wird, zu begrüßen, daß die erste Großtat Shakespeares in London in der Ausbildung der ihm gemäßen Neukunst der Dramenform bestand. Der Theaterkritiker Bab, der fleißig vor den Soffittenlampen sitzt, realisiert, wieviel an solcher Form hängt.
Sidney Lee, der kürzlich verstorbene Engländer, gilt vielen als der beste Shakespeare-Biograph, weil er lauter aktenmäßige Tatsachen und keine Hypothesen bringe. Sein „Life of Shakespeare" ist in der Tat die dürrste Zusammenstellung aller bekannten Äußerlichkeiten über einen großen poetischen Innenmenschen, die es gibt, und das Ergebnis ist so, als ob man von Goethe und den Leuten, mit denen Goethe irgendwie einmal in Beziehung geriet, die Pfarrbucheintragungen, Schulnachrichten, notariellen Dokumente, Fürstenbegegnungen und Geschäftsnotizen zusammenfaßte. Bab ist glücklicherweise der deutschen Art treu geblieben, in Shakespeare ein denkendes Wesen zu schauen und zu schätzen und in sein Seelenleben eindringen zu wollen. Er forscht nach den Gegensätzen in ihm und nach deren Ausgleichungen, und ohne deshalb in persönliche Theorien zu verfallen, läßt er ein Persönlichkeitsbild vor uns entstehen, in das sich dann die Werke begreifbarer einreihen. Die englische Reformation — das ist für Bab ganz klar — ist an Shakespeare vorbeigegangen; es gibt keinen konfessionellen Weg zu seinem Verständnis; Glaubens- und Kirchendinge machten ihm nicht viel Eindruck. Mit dem französischen Essayisten Montaigne, den er gelesen haben muß, suchte er sich über die Umwelt durch Beobachtung, Fremdenbericht und Vernunftgebrauch zutreffende Vorstellungen zu verschaffen, bis er für jede Person, die er auf die Bühne brachte, das Naturnotwendige als Willensantrieb herausfand, so daß er sie mit zwingender Wahrheit auf die Bretter stellen konnte. Die Bühnenschriftsteller aber gaben ihm Gesetz und bis zu gewissem Grade auch die Praxis. Er verstand es, Weisheit mit Nützlichkeit zu verbinden, lokale Umsicht mit universellen Ausblicken, und indem dies Bab im biographischen Teil uns auseinandersetzt, erweist er sich als ein rühmlicher Vermittler zwischen Gelehrsamkeit und Gemeinbildung.
Die ursprüngliche Form seines Werks war die von Einleitungen der neunbändigen Shakespeare-Ausgabe, die er 1922/24 im Verlage der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart erscheinen ließ. Viele Shakespearefreunde in Deutschland besitzen bereits eine der zahlreichen anderen Übersetzungsausgaben und schaffen sich nicht mehr gern eine neue an; aber einen so handlichen Sonderdruck der Babschen Vorstellungen über Shakespeare kann man sich leicht noch zulegen. Man wird ihn sehr anregend finden. Lebensgeschichte und Dramenkritik fallen hier zwar auseinander, und es geht nicht ganz ohne Wiederholungen ab; aber Mensch und Einzelwerke haben auch Einheiten in sich, die man gern gesondert studiert, und geringer ist dabei die Gefahr der Ermüdung.
Auf viele Einzelheiten wäre interessant einzugehen; doch sei hier nur auf die Hamletauffassung von Bab des näheren verwiesen. Sie beginnt mit einer knappen Charakteristik der deutschen Hauptvorgänger in der Erörterung des Hamletproblems: Goethe — stark von der Werthergestalt bedingt; Friedrich Schlegel, Vertreter der Genielehre; Börne und Freiligrath mit dem Schlagwort „Hamlet ist Deutschland"; Otto Ludwig — Intrigantenauffassung; technische Ausleger; Landauer. Wie seltsam wäre es, angesichts so vieler Deutungen nicht von einem Problem zu reden! Bab stellt in den Mittelpunkt des Hamletwesens den Gegensatz zwischen „zartnerviger lebenlähmender Betrachtung und brutalstem Handeln"; beide wohnen sie unverbunden nebeneinander in seiner Brust; das macht den Charakter aber nicht widerspruchsvoll und unmöglich, sondern nur äußerst interessant. Eine Einheit der beiden Elemente sieht Bab in „der mit Hamlet beginnenden Dekadenz". Mit einigem Scharfsinn und Zurechtrücken kann man vielleicht innerhalb des Hamletdramas einige Züge als dekadent hinstellen. Der Begriff ist ja dehnbar. Ob aber in der Hamletzeit eine dekadente Note oder in der damaligen Dramatik eine Neigung zur Verkörperung dekadenter Helden vorhanden war, das wird sehr fraglich bleiben müssen. Noch herrschte der Elisabethton, der im Stil der Seefahrer und Entdecker, sogar im Piratenstil die Zuschauer sensationell zu packen suchte und die Melancholie als eine Krankheitsform auffaßte, als eine Art Wahnsinn. Umgebung ist oft für einen Dichter, über den wir nicht viel biographisches Material besitzen, der beste Kommentar. Dem ausgestaltenden Leser und Zuschauer muß freilich immer die Freiheit gewahrt bleiben,

eine Rolle mit eigener Phantasie und nach eigenem Geschmack umzumodellieren. Darauf beruht es, daß Shakespeare von jeder Generation, ja fast von jedem stärkeren Originalerklärer anders gedeutet wird; was nur großen Geistern passiert und ihnen stets neues Leben verleiht. Wenn es sich aber nicht um künstlerische oder philosophische, sondern um historische Wahrheit handelt, wie eine Gestalt ursprünglich nach dem Sinne ihres Schöpfers empfand und wollte und handelte, dann ist — bei dem Mangel direkter Angaben — die Stimme und Gepflogenheit der Zeitgenossen kaum zu übergehen. Ich fürchte, Shakespeare selber und erst recht Ben Jonson wären zu robust gewesen, um etwas so Modernes wie Dekadenz in den Mittelpunkt einer großen Tragödie zu stellen.

Berlin — Alois Brandl

Sören Kierkegaard und Karl Barth. Von Anders Gemmer und August Messer. Stuttgart 1925, Strecker & Schröder. 307 S. M. 5,— (6,50).

Leben und Walten der Liebe. Einige christliche Erwägungen in Form von Reden (Erbauliche Reden, Bd. 3). Von Sören Kierkegaard. Übersetzt von Albert Dorner und Chr. Schrempf. Jena 1925, Eugen Diederichs. 409 S.

In den Jahren 1909—1911 erschienen die ersten Bände der von Chr. Schrempf und verschiedenen Mitarbeitern veranstalteten deutschen Ausgabe der „Gesammelten Werke" Kierkegaards; im Anschluß an jene Bände ist „Sören Kierkegaard, der Denker der Leidenschaft", in diesen Blättern (L. E. XIV, 372) gewürdigt worden. Es ist das unbestreitbare Verdienst der genannten, inzwischen bis auf wenige Bände der „Reden" vollendeten Gesamtausgabe, daß sie die wissenschaftliche und allgemeine Beschäftigung mit Kierkegaard in Deutschland hervorragend gefördert, ja zum Teil überhaupt erst ermöglicht hat. Seither sind Theologen, Philosophen und Literaturwissenschaftler in immer neuen Veröffentlichungen bemüht, sich mit der strengen, noch längst nicht ausgeschöpften Erscheinung des großen Dänen auseinanderzusetzen.

Von den Theologen ist keiner Kierkegaard innerlich verwandter und darum stärker von ihm bestimmt als der in Göttingen wirkende, besonders durch sein Werk „Der Römerbrief" bekannt gewordene Karl Barth, der auch auf gewisse Strömungen der Jugendbewegung bedeutsam eingewirkt hat. Zwei Gelehrte, Anders Gemmer und der gießener Philosophieprofessor August Messer, haben es unternommen, Kierkegaard und Barth nebeneinander zu stellen, um Zusammenhang und Eigenart beider einem weiteren Kreis wirksam vor Augen zu führen. Gemmer gibt als Einführung einen guten Überblick über die Persönlichkeit und das Werk Kierkegaards; Messer bietet eine fesselnde und eindringliche Darstellung der philosophischen Leistung Barths. Messer vertritt den Standpunkt einer idealistischen Ethik, die der antithetischen und dualistischen Kierkegaards wie Barths entgegengesetzt ist. Es kann nicht ausbleiben, daß er bei noch so anerkennenswerter Objektivität auf die Widersprüche im Denken Barths und seine Schwankungen zur Synthese hin verschärften Nachdruck legt. In der anschließenden kritischen Würdigung arbeitet er die eigene Stellung klar heraus und fordert für beide Typen der ethischen Wertung die gleiche Berechtigung; er will sie nicht zugunsten einer höheren Einheit aufgegeben, sondern in ihrem Widerspiel dauernd fruchtbar gemacht wissen. Solche vornehme und gerechte Auffassung kann nicht hoch genug geschätzt werden. Andrerseits liegt in der scharfen Lostrennung des Philosophischen vom Religiösen ein bedenklicher Eingriff vor; an dem „existenziellen" Denker Kierkegaard wird damit vorbeigeredet, und auch Barth wird die Scheidung für sich nur sehr bedingt gelten lassen können.

Was dieser Einwand besagen will, erhellt sofort, wenn man den neu erschienenen Band von Kierkegaards Erbaulichen Reden „Leben und Walten der Liebe" vornimmt, der in zwingender psychologischer Kraft den Gegensatz zwischen der üblichen „christlichen" Liebe und der Liebe als Gottesverhältnis, wie Kierkegaard sie verlangt, herausstellt. Hinter und über dem gerühmten und angefochtenen, auch wohl anfechtbaren, Dialektiker erhebt sich denn doch noch eine ganz andere, einheitliche Macht, der die denkerische Form nur eins ihrer Mittel ist, und die viel unmittelbarer ergreift als jede philosophische Spekulation.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Ernest Renan. Jugenderinnerungen. Deutsch von Hannah Szaß. Mit einer Einleitung von Stefan Zweig. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Verlags-Anstalt. A. G. 320 S. Geb. M. 7,50.

Man sagt, seine Wissenschaftlichkeit sei längst überholt. Man hat es über die Dächer geschrien, daß es mit dem „Renanismus" zu Ende sei. Mag sein, warum nicht? Wie jede Strömung einmal ausrinnt; wie die Gegenwart ihre unmittelbare Vorgängerin verleugnet, undankbar absprechend sein muß, insofern sie sich selbständig behaupten will. Aber von Ernest Renan kann man dennoch schon heute erklären, daß er mehr als eine vorübergehende Bedeutung gehabt hat. In ihm kam etwas von dem Wesensgehalt französischen Geistes zum Ausdruck, jene schürfende lächelnde Skepsis, die seit Montaigne nicht mehr aus dem Antlitz der nationalen Physiognomie verschwindet, weil sie zu innerst der verständig beweglichen Veranlagung dem Bedürfen, dem Sein, der bon sens-Natur des Landes entspricht. Durch die Jahrhunderte kehrt sie wieder, abgewandelt in mancherlei Tonart. Bei Renan stützte sie sich insbesondere auf Erträgnisse allgemeiner, europäischer Bildung; so daß diese feinste Mentalität, welche damals der französische Boden hervorgebracht hat, auch wieder eine von jenen war, die allgemeine geistesgeschichtliche Bedeutung hatten. Was abendländische Kultur in jenem Zeitabschnitt an eindringlicher Tiefe und visioneller Angleichung oder Gestaltungskraft zu leisten vermochte, von dieser Schwebekunst des Geistes über und durch verschiedene Zustände gab er den vollkommensten Begriff, das entzückendste Beispiel. Er bezauberte, nicht nur durch die Grazie des Wortes sondern auch durch künstlerisch tief ausschöpfendes Nachempfinden.

Von dem, was er gewesen, wird sich der Leser an der Hand der „Jugenderinnerungen" eine Vorstellung machen können. Sie werden ihm in einer Übersetzung geboten, die sich glücklich dem Ton des Originals nähert. Die Einführung Stefan Zweigs — stilistisch apart, wie nicht anders zu erwarten — ist geistreich einfühlend und geschickt. „Seit dem année terrible" (S. 25), statt der année terrible, ist wohl nur ein Druckfehler?

Eine gewisse Selbstgefälligkeit läßt sich in den „Jugenderinnerungen" nicht verkennen. Sie fließen einem Mann aus der Feder, der mit sich ins reine gekommen, der die Bestandteile seines Wesens zum Ausgleich gebracht hat und eigentlich findet, daß er mit sich zufrieden sein darf. Unleugbares Selbstbehagen. — Und wie fein diese Natur legiert und

ausgewogen war! Von väterlicher Seite war er Bretone, von seiten der Mutter her Gaskogner. Von dorther besaß er das Stimmungshaft-Weiche, das ins Ungemessene Verziehende, den „Durst nach dem Ideal"; von der Gironde das Ironisch-Aufgeweckte. So erklärt sich, daß bei ihm das Skeptische immer von Elementen des Gefühls durchdrungen war; auch daß die Ironie vor seinem eigenen, intimsten Erleben haltmachte, ist leicht zu begreifen. Sich selbst, der er den Kampf mit sich ausgerungen, hat er nie ironisch genommen. Mit einem Ernst, der manchmal Salbung wird, zelebriert er die Messe des persönlichen Bekenntnisses. Das Priesterliche hat nie bei ihm aufgehört. Den Glauben hat er abgetan, die Gläubigkeit niemals: er, der christliche Ethik und Pallas Athene, deutsche Wissenschaft und Philosophie und so und so viel Kulturen bei sich nebeneinander wohnen ließ. Die Zeit, welche für diese Weihe kein Verständnis mehr hat, sie ist die abtrünnige.

Thüngen i. Unterfranken — G. Ransohoff

Gilbert Keith Chesterton. Umriß seiner Künstlerpersönlichkeit und Proben seines Schaffens. Von Karl Arns. Dortmund 1925, Wolfram-Verlag. 88 S. („Dichter des Auslands", herausgegeben von Arth. Frdr. Binz, Bd. I.)

Das Ziel der neuen Sammlung, „mit den überragenden Köpfen des Auslandes bekannt zu machen", ist lobenswert; ob der eingeschlagene Weg, einige Kostproben mit einer verhältnismäßig knappen Einleitung (S. 7–27) darzubieten, nun gerade für Chesterton der geeignete ist, kann zweifelhaft erscheinen. Was die Leser mit den Episoden aus dem „Fliegenden Wirtshaus" anfangen sollen, ist mir unklar; die Wirkung der Geschichten von der „Einfalt des Vater Brown" beruht nicht zuletzt darauf, daß sein kindliches Gemüt sich immer wieder als dem „Verstand der Verständigen" überlegen erweist, darum ist eine Probe zu wenig — so kann also eigentlich nur „Das Pfauenhaus" für sich bestehen. Die Einleitung würde ihren Zweck besser erfüllen, wenn sie ein deutlicheres Bild von Chestertons Stellung im geistigen Leben Englands gäbe, statt nacheinander seine einzelnen Werke zu besprechen: eine Persönlichkeit wie diese wird anschaulich an ihren Gegensätzen. Daß die Aufgabe gerade hier schwierig war, sei gern eingeräumt.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Das Studium der Theaterwissenschaft in Deutschland. Von Hans Knudsen. Charlottenburg 1926, Verlag „Hochschule und Ausland", G. m. b. H. 30 S.

Knudsen, der in zahlreichen Aufsätzen auf die Ziele und Aufgaben der theaterwissenschaftlichen Universitätsinstitute hingewiesen hat, faßt hier noch einmal alles zusammen, was der Student wissen soll, bevor er an das Fachstudium herangeht. In Max Herrmanns Ideenkreis betont er die Notwendigkeit „theaterphilologischer" Strenge, zeigt er, daß Theatergeschichte nur ein Teil der Theaterwissenschaft ist, und weist er die nicht oft genug zu bekämpfende Ansicht zurück, als ob Universitätsinstitute die praktische Arbeit am Theater ersetzen wollten. Theaterbefähigung ist Voraussetzung für jede Beschäftigung mit dem Theater. Die Institute können keine Genies züchten, sie können nur, allerdings im engsten Zusammenhang mit der Praxis, den Blick des zukünftigen Regisseurs und Dramaturgen bilden. Man könnte die Aufgabe vielleicht so formulieren, daß die Institute dramaturgisch erziehen sollen, in dem Sinne, wie der moderne Regisseur Dramaturg sein muß und wie auch große Theaterreformatoren dramaturgische Bühnenleiter waren und sind. In einer Übersicht über die bestehenden theaterwissenschaftlichen Lehrstätten — es gibt deren ja wenig genug — berichtet Knudsen über ihren organisatorischen Aufbau und ihr Verhältnis zu den Nachbardisziplinen; es bleibt zu beachten, daß Berlin in der Selbständigkeit des neuen Instituts vorangeht. Vielleicht wären die methodischen Unterschiede hier noch schärfer herauszuheben gewesen. Die kleine Schrift ist als Veröffentlichung des für Ausländer bestimmten Handbuchs für das Hochschulstudium in Deutschland erschienen. Sie ist auch jedem deutschen Studenten als umsichtiger Ratgeber zu empfehlen.

Halle (Saale) — Edgar Groß

Verschiedenes

Geschichte Rußlands. Von W. Kliutschewskij. 4. Band. Herausgegeben von Fr. Braun und Reinhold v. Walter; übersetzt von Reinhold v. Walter. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt; Berlin, Obelisk-Verlag. 423 S. Gr.-8°. In Ganzleinen M. 14,—.

Der mit begreiflicher Spannung erwartete Schlußband des schönen Werks. Man muß die Silbe „Schluß" unterstreichen, weil Kliutschewskij sein Lebenswerk nur bis zu der Revolution von 1762 geführt hat, die Katharina II. auf den Zarenthron brachte. Ohne Zweifel ist schon durch diese Äußerlichkeit ein wesentliches Stück des Programms des Verfassers mindestens angedeutet: er empfindet das Aufkommen des Hauses Holstein-Gottorp gewissermaßen als Eindringen eines Fremdkörpers, eines Einsprengsels, eines Blutgerinnsels, dessen Sieg zu tödlicher Trombose führen mußte. Kliutschewskij ist in diesem Betracht Altrusse reinsten Wassers. Das aber gerade hatte ihn befähigt, in den kritischen Jahren, da die Bolschewikenherrschaft mit allen, auch den tiefst berechtigten Überlieferungen kurzen Prozeß machte, das eigentliche Wesen, den gesunden und zur Fortentwicklung berufenen Kern des russischen Volks und seiner Seele in einem schriftlichen Niederschlage annähernd höchster Vollkommenheit zu fixieren. Der vorliegende Band beginnt mit einem Peter und schließt mit einem Peter. Aber welcher Unterschied zwischen beiden! Und wie viele gewaltsamen Korrekturen der Geschichte birgt dieser kurze Zeitraum von achtzig Jahren! Bei aller Neuerungssucht, die ihn auszeichnet und zum „Großen" gestempelt hat, ist Peter I. als Románow (die Ausstattung der russischen Eigennamen mit Akzenten ist ein besonderer Vorzug des Werks) ein echter Russe. Doch schon 1730, fünf Jahre nur nach seinem Tode, stirbt sein Geschlecht im Mannsstamm aus. Ein einziges Menschenalter bringt es fertig, auch die weibliche Linie zu erledigen: die Friedrich dem Großen so furchtbare Kaiserin Elisabeth, eine Tochter Peters des Großen, ist die letzte Vertreterin der Romanows auf dem russischen Kaiserthron. Was nach ihr kommt, ist tatsächlich Fremdherrschaft. Peter III., der Verehrer Friedrichs des Großen, dessen kurzes Regiment einen für Preußen glückhaften Abschluß des Siebenjährigen Krieges vermittelte, war allenfalls noch als Sohn einer zweiten Tochter Peters I. zur Hälfte ein Romanow. Aber zur anderen war er so sehr ein „engstirniger" Holsteiner, daß Kliutschewskij mit einem Behagen, dessen Höhegrad beinahe die Objektivität der historischen Methode verletzt, nur die Gefahren schildert, die bei einer dauerhaften Regierung Peters III. dem Russentum gedroht hätten. Um deswillen stellt er die wei-

fröhliche Palastrevolution Katharinens, der Anhaltinerin, als eine vom Volke (!) gewollte, vom Volk getragene Verbesserung hin und beendet sein Riesenwerk, dem wir die wundervollsten Aufschlüsse über das eigentümliche Werden und Weben des Großrussentums verdanken, in einem Augenblick, da dessen weitere Geschichte durch eine neue Dynastie (die offiziell Holstein-Gottorp hieß, aber Ssaltykow heißen sollte) europäisiert und demzufolge von der bisher beschrittenen Bahn abgebogen wurde. Die Aufgabe, die er sich vorgezeichnet hatte, sah er mit gutem Grunde für erfüllt an.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Weltgeschichte der neuesten Zeit 1890 bis 1925. Herausgegeben von Paul Herre, unter Mitwirkung von P. Arndt und fünfzehn anderen. (Weltgeschichte, die Entwicklung der Menschheit usw. Herausgegeben von J. v. Pflugk-Harttung. 7. Band: Neueste Zeit.) Zwei Teile. XX, 439 S. und ein statistischer Atlas für die Zeit von 1870–1914 (8 Tafeln mit erklärenden Deckblättern von Rudolf Barmm, Hamburg); III, 411 S. Gr.-8°. Mit zahlreichen Bildern und Karten. Berlin, Ullstein.

Einem Kritiker — mir wenigstens geht es so — ist es am wohlsten, wenn er einmal uneingeschränkt loben kann. Schon die Persönlichkeit des Herausgebers dieses selbständigen Schlußdoppelbands von v. Pflugk-Harttungs „Weltgeschichte" bürgt für Wissenschaftlichkeit des Textes ebenso wie für Wahrung des Gefühls für echte Volkstümlichkeit. Zudem bestreitet Herre als Autor mit seinen vier, teilweise gewaltigen Beiträgen beinahe die Hälfte der eigentlichen Darstellung. Ihm gegenüber kommen die übrigen sechzehn Mitarbeiter kaum auf; denn selbst die vier oder fünf Meistbeteiligten: Reichsminister W. Groener und die Universitätsprofessoren O. Hoetzsch, M. Spahn, F. Rachfahl und P. Arndt, steuerten bloß je 40 bis 60 Seiten bei. Wenn auch dem einzelnen Mitwirkenden die eigene Weltanschauung selbstverständlich nicht verkümmert werden konnte noch sollte, so drückt doch auch hierin die des Dominierenden dem Ganzen den Stempel auf. Mit einem Worte läßt sie sich als „im guten Sinne national" bezeichnen und kennzeichnen. Wer sich diesen wahrhaft umfassenden Bericht über Entstehung, Verlauf und Ausgang des Weltkriegs zulegt, ist nicht schlecht beraten.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Der Weg der Reparation. Von Versailles über den Dawes-Plan zum Ziel. Von Carl Bergmann. Frankfurt a. M. 1926, Societätsdruckerei, G. m. b. H., Abteilung Buchverlag. 409 S.

Wir nehmen keinen Anstand, diese Arbeit des früheren Staatssekretärs Bergmann für eine der wichtigsten Erscheinungen in unserem unübersehbar werdenden politischen Schrifttum zu erklären. Und zwar deshalb, weil sie sachlich ist, ohne langweilig oder subaltern polemisch zu werden, weil sie mit vollkommener Stoffbeherrschung die entscheidenden Phasen herausarbeitet, ohne die Nebendinge völlig zu unterdrücken — es ist die europäische Nachkriegsgeschichte, aus dem Blickfeld der Reparationsverhandlungen gesehen, bei denen Bergmann Deutschland durch Jahre vertreten hat; ein Buch, dessen Autor nicht in die innerdeutschen Krisen und Parteileidenschaften verstrickt war, sondern je und je suchen mußte, seine konkrete Sachaufgabe zu retten, daß sie nicht völlig von den inner- und außerpolitischen Wirrnissen verschlungen werde. Bergmann hat in Paris, London, Berlin und in den verschiedenen Konferenzstädten an den entscheidenden Verhandlungen teilgenommen: aber er „enthüllt" so wenig als er sensationell dramatisiert. Nur in wenigen Sätzen der Personencharakteristik geht er über den schlichten und klärenden Sachvortrag hinaus. Um so „wirkungsvoller" ist dies Buch. Gewiß haben wir alle die Dinge miterlebt, die es vorträgt; aber sie haben sich in dem Strudel der wegstürmenden Zeit verwirrt. Hier stehen sie weder an dem gemäßen Ort und in dem rechten Licht. Es ist hier nicht die Stelle, eine Sacherörterung der Vorschläge aufzunehmen, wie Bergmann sich die Weiterbehandlung der Fragen denkt — denn der Dawes-Plan ist eine Etappe, kein Ende —; in dem historischen Aufriß bleibt dies Buch die unentbehrliche Unterlage für alle Bemühungen, auf gesicherterem Boden weiterzuschreiten.

Berlin Theodor Heuß

Der Vorfrühling der Anarchie. Ihre historische Entwicklung von den Anfängen bis zum Jahre 1864. Von Max Nettlau. Berlin 1925, Verlag „Der Syndikalist" (Fritz Kater). 235 S. M. 4,– (5,–).

Eine räsonierende Bibliographie, die tiefschürfende Studien voraussetzt und ein umfassendes Wissen verrät. Besonders ausgeschöpft ist die Entfaltung der (theoretischen) Anarchie in Frankreich. Da begegnen einem Namen zum erstenmal (wie Bellegarrigue oder Cœurderoy), die in anderem Zusammenhang niemals aufgetaucht wären. Anders, begreif' ich wohl, als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Der tragische Roman des Kaisers Alexander II. Von Maurice Paléologue. Berechtigte Übersetzung von N. Collin. Berlin 1925, Kurt Ehrlich. 238 S. M. 3,50 (5,–).

Maurice Paléologue war Botschafter der französischen Republik in Petersburg vor dem Weltkrieg und während des Weltkrieges. Er hat drei umfangreiche Bände über diese ereignisreiche Zeit geschrieben unter dem Titel „La Russie des Tsars pendant la grande guerre", die viel interessantes Material enthalten. Paléologue ist kein Historiker großen Stils, das wird man auch von einem Mitlebenden und Mithandelnden kaum verlangen dürfen; aber er ist auch kein Staatsmann von weitem Blick. Er ist eine Gestalt von jenem geistigen Wuchs, der nicht das Mittelmaß überschreitet, ein Diplomat des üblichen Zuschnitts ohne stärkere Originalität und ohne größere Tiefe der politischen Auffassung, der die furchtbare Tragödie der europäischen Menschheit von vorgefaßten französischen Überzeugungen aus betrachtet; ein Botschafter, der unter Poincaré seine entscheidende Tätigkeit zu entfalten hatte, und der als Franzose und als Werkzeug seines Meisters die Politik Europas mit starker Einseitigkeit auffaßte; doch als gebildeter Mensch immerhin ohne den allzu vordringlichen platten Chauvinismus herkömmlicher Art.

Von Herrn Paléologue wird jetzt in deutscher Sprache „Der tragische Roman des Kaisers Alexander II." veröffentlicht; also die Geschichte der Liebschaft des Kaisers und dann die Ehe des Kaisers mit der Prinzessin Dolgoruky, der späteren Fürstin Jurjewsky, das war ihr Name, als sie die angetraute Gattin des Kaisers geworden war.

Eine Anzahl Striche in diesem Gemälde sind auch für den ernsten Historiker nicht ganz ohne Wert. Paléologue hat be-

greiflicherweise in Petersburg Mitteilungen sammeln können, die der Aufzeichnung nicht unwert sind, die hier und dort einen Farbenpunkt für ein Porträt Alexanders II. und seiner Geliebten hergeben können. Im allgemeinen aber bringt dieses Buch jene Mischung von Politik und sentimentaler Liebesromantik, die als Eisenbahnlektüre brauchbar und für den Geschichtsschreiber so gut wie unbrauchbar ist.

Wollte der frühere französische Botschafter Paléologue die Zahl jener Bücher, die auf Bahnhöfen als leichte Reiselektüre angeboten werden, seinerseits vermehren, so ist ihm dies geglückt. Er handelt von historischen Personen und historischen Ereignissen nicht selten im Stil der Marlitt.

Dafür ein Beispiel:

Der Türkenkrieg unter Alexander II. ist ausgebrochen. Der Kaiser nimmt von seiner Geliebten Abschied; das wird folgendermaßen geschildert:

„Der Abschied der Liebenden zerriß ihnen beiden das Herz. Sie hatten jedoch nur sehr wenig Worte ausgetauscht, und ihre Augen waren nicht von Tränen benetzt. Ihre großen Erregungen waren immer stumm, weil sie unendlich weit über ihr Ausdrucksvermögen hinausgingen. Aber in einer langen, unendlichen Umarmung, Mund auf Mund, fühlten sie ihre Seelen sich verschmelzen, sich erschöpfen, als ob sie sterben sollten ..."

Neben politischen Betrachtungen und der Schilderung historischer Vorgänge gibt es solcher sentimentalen Ergüsse recht viele, die ohne jede Abänderung in einen Hintertreppenroman üblicher Ausgestaltung übernommen werden könnten. Die strenge Klio hat ihre Berechtigung; und das Parfüm des Alkoven kann auch seinen Reiz haben; aber es ist als geschmackvoll nicht zu bezeichnen, wenn Klio mondän parfümiert auftritt.

Berlin — Paul Nathan

Martin Luthers Leben und sein Werk.

Von Hartmann Grisar S. J. Freiburg 1926, Herder & Co. G.m.b.H. 560 S. M. 13.– (16,–).

Bereits in seinem dreibändigen Lutherwerk aus den Jahren 1911 und 1912 hat sich der Verfasser bemüht, die Darstellung Luthers aus echten Quellen auf eine wissenschaftliche Grundlage zu bringen.

Auf genauer und gewissenhafter Quellenforschung beruht auch das vorliegende Werk. Die bedeutende Gelehrsamkeit, der Forscherfleiß und die hervorragende Belesenheit verleugnen sich nirgends. Ebensowenig der Wunsch, der Persönlichkeit und dem Werk Luthers gerecht zu werden. Aber wie der Verfasser selber schreibt: „Nach bestem Können". Ultra posse nemo obligatur. Und daß der Wunsch, dessen Aufrichtigkeit nicht bezweifelt werden soll, nicht immer in Erfüllung geht, das liegt in der Natur der Sache begründet. Denn wie wäre es möglich, daß ein überzeugter Katholik ein Werk über Luther schreiben könnte, das diesem und seines Wesens tiefster Art wirklich gerecht werden könnte? Man braucht nur ein Buch wie Scheele-Tübingens „Luther" zu kennen, um den Unterschied zu sehen. Der Staatsanwalt tritt in dem vorliegenden Werk dennoch hervor.

Also: Fern von jeder Polemik soll mit der Anerkennung nicht zurückgehalten werden, daß hier ein ernsthafter und ernst zu nehmender Versuch vorhanden ist, dem großen Reformator und seinem Werk auch von katholischer Weise gerecht zu werden, und daß dieser Versuch geglückt ist — soweit es eben in der Möglichkeit und Natur der Sache lag. Das gilt auch von der geschichtlich klaren Entwicklung Luthers, von dem steten Bemühen, seine Motive und Triebe innerlicher Art, die ihn den vorgezeichneten Weg gehen hießen, nach Möglichkeit zu verstehen, gilt von der Verwendung seiner eigenen Aussprüche wie der der anderen über sein Wollen und Werk.

Die Gegenwart schaltet der Verfasser in richtig historischer Weise aus. Nur im Schlußwort kommt er darauf zu sprechen. Wenn er hier meint, daß der religiöse Luther sehr zurücktritt, daß, ob er wohl von seinen Verehrern in erster Reihe ohne Zweifel als religiöser Erneuerer betrachtet werden müßte, die religiöse Seite an ihm mit „auffälliger Übereinstimmung preisgegeben" und dafür ein mehr zeitgemäßer kultureller Luther gefeiert werde, so möchte ich das nur mit Einschränkung gelten lassen, ja in einer Beziehung das Gegenteil sagen: Der Kulturprotestantismus, der eine Zeit hindurch geherrscht, ist heute so gut wie überwunden. Die lebendige, ja glutvolle Erfassung der reformatorischen und religiösen Persönlichkeit Luthers aber steht heute obenan. Temperamentvolle und geistreiche Theologen wie Barth und mancher andere haben zur Förderung dieser persönlichen und religiösen Strömung das Ihre erfolgreich beigetragen.

Danzig — Artur Brausewetter

Die Technische Hochschule in Wien 1815 bis 1925.

Von Joseph Neuwirth. Wien und Leipzig 1925, A. Hartleben. 96 S. (Österreichische Bücherei, Bd. 10.)

Joseph Neuwirth, der gelehrte Kunsthistoriker und beste Kenner der Geschichte der hohen Schulen Österreichs, hat mit dieser quellenmäßigen Arbeit eigentlich die Anregung zu einer neuen Literaturgattung gegeben, die voraussichtlich bald von berufenen Autoren verwirklicht werden kann: unsere einzelnen deutschen Hochschulen in interessant geschriebenen Monographien darzustellen. Es sollen Lebensbilder geistigen Werdens sein, Biographien eines langen Lebens, darin sich Forschen und Lehren, Lernen und Praxis zu einem Bilde tiefen menschlichen Wesens und sittlicher Bestimmung einen. Das vorliegende Buch ist hierfür ein lehrreiches und dankenswertes Muster: es zeigt Quellenarbeit aus erster Hand mit dem starken historischen Vermögen, geistige Zusammenhänge und Persönlichkeiten sichtbar zu machen und zugleich die tiefsten Richtungen der Gegenwart aufzugreifen. Viele schöne Gedanken sind um den historischen Grundstoff herumgeschichtet, und alles ist erzählt mit der Frische eines erst kürzlich verklungenen Tages. Man liest die schicksalsreiche Geschichte einer hohen Schule und liest doch die Biographie des geistigen Menschen vom Jahre 1815 bis 1925: des Gelehrten, Lehrers, Technikers, Erfinders, Staatsmannes, Studenten, Ingenieurs, Politikers, Bürgers, kurz der Menschen, die die Begebnisse eines solchen Institutes sind und seine Lebensgeschichte wie durch einen edeln Faden verbinden. Man liest die Geschichte einer deutschen Gründung, eines lebendigen Denkmals werdender Kulturbewegung, der eine Erneuerung, Erfrischung und Vertiefung des deutschen Geistes entsprangen und deren wir uns ja auch noch heute zu erfreuen haben. Darum sind solche Bücher letzten Endes mehr als bloße Chroniken und Materialiensammlungen.

Die Idee der Technischen Hochschule in Österreich geht auf das Jahr 1797 zurück, und zwar hat der erste Plan für die Gründung einer höheren technischen Lehranstalt in Wien den Professor der Mathematik Franz Gerstner in Prag zum Schöpfer. Aber erst im Jahre 1815 konnte in Wien die Idee verwirklicht



werden. Die drei Organisationspläne für die wiener Hochschule waren das Werk des genialen Professors der Chemie und Physik Johann Joseph Prechtl, eines Gelehrten von großzügiger, weitblickender Begabung, wie sie dem damaligen deutschen Gelehrten mit seinen ideologischen Neigungen und seinem Begriff der Größe und Arbeit immerhin noch ferner lag. Prechtl war ein Kopf von charakteristischer Prägung. Er war berufen, im Leben eine leitende und herrschende Stellung als Organisator einzunehmen. Er war Schaffender und zugleich Lehrer. Prechtl war Fachmann, und doch wandte er Anteil und Tätigkeit auf so viele Dinge. Dabei verfiel seine Arbeit nicht der Zergliederung und Zerstreuung. Fünfunddreißig Jahre stand er voll frischer Mutigkeit dem werdenden Institut als Führer und Leiter vor, er ist sein Begründer und hob es auch aus gefahrvollen, trägen Jahren in die sichere Bahn des Aufstieges zu einer der bedeutendsten deutschen Hochschulen der Welt. Joseph Neuwirth stellt die Entwicklung dieses hohen Werkes „versammelter Menschenkraft" an der Hand der Akten dar und rückt auch die verdienstvollen Männer um und nach Prechtl ins Licht der Geschichte: Meißner, Schrötter, Altmüller (den Jugendfreund Grillparzers!), Stampfer, Arzberger, Johann Philipp Neumann (den Textdichter einer bekannten Messe von Schubert!), Adam Burg, Stummer, Franz Riepl, Engerth u. a. Ihre Arbeit vereinigte sich mit dem mitarbeitenden Interesse des ganzen Hauses und seiner Tradition, dessen Historie zu einem neuen Beitrag zur Geistesgeschichte Wiens und Österreichs wird.

Wien — Franz Strunz

Album von Handschriften berühmter Persönlichkeiten vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Herausgegeben von K. Geigy-Hagenbach. Basel 1925, Rudolf Geering. 296 S. M. 20,– (32,–).

In 1398 Faksimiles sind in diesem reichhaltigen Werke Handschriften einer Fülle von Berühmtheiten in Signaturen, Briefen, Stammbuchblättern und vieles mehr, auf Kunstdruckpapier wiedergegeben. In zehn Abteilungen, umfassend Fürsten, Päpste, Kriegs- und Staatsmänner, Reformatoren, Erfinder und Entdecker, Schriftsteller, Maler, Musiker, Schauspieler, rollt sich vor den Augen des Betrachters die europäische Geistesgeschichte von zirka 750 bis zur Gegenwart ab. Ein paar Beispiele. Die Abteilung der Fürstlichkeiten beginnt mit Signis Pippins des Kleinen, Karls des Großen, Ottos I., Friedrich Barbarossas, die der Päpste mit Pius II. (Aneas S. Piccolomini) und Alexander VI. (Borgia), die der Kriegführer mit Talbot, Dunois und Jeanne d'Arc. Unter den Reformatoren treffen wir zunächst auf Hus, Savonarola, Karlstadt, Luther, unter den Gelehrten und Entdeckern auf Kolumbus, Vespucci, Reuchlin, Peutinger, Erasmus, unter den Schriftstellern auf Comynes, Rabelais, Ronsard. Die Musiker führen uns von Orlando di Lasso, Schütz, Lully über Bach, Händel, Gluck, Mozart, Beethoven, Paganini, Wagner bis zu Puccini, Leoncavallo, Schillings, Lehár, die Sängergrößen von der Milder-Hauptmann und Malibran bis Caruso, die „Berühmten Frauen" von der Agnes Sorel zur Hamilton, Krüdener, Rémusat. Dieses ganz eigenartige Nachschlagewerk bildet in der Tat eine durch die Handschrift illustrierte Welt-, Kunst- und Wissenschaftsgeschichte von seltenem Reiz und wird nicht nur in Sammlerkreisen und bei den Graphologen Interesse erwecken, sondern sich in der gesamten gelehrten Welt und dem weiteren gebildeten Publikum Freunde erwerben. Ich freue mich, daß auch deutsche Antiquare, wie Henrici, Stargardt, Liepmannssohn, Börner, Breslauer, den Herausgeber in seiner glänzenden Arbeitsleistung unterstützen konnten.

Berlin — Fedor v. Zobeltitz

Romfahrt im Heiligen Jahr. Reisebilder. Von Johannes Mayrhofer. Mit 8 Bildertafeln nach Aufnahmen des Verfassers. 1.–3. Tausend. Regensburg 1925, Johannes Mayrhofer. 138 S.

Dieses sehr hübsch ausgestattete mit acht stimmungsvollen Bildern geschmückte Büchelchen ist ein Reiseandenken für die vielen deutschen Katholiken, die wegen des heiligen Jahres ihre Italienfahrt unternahmen. Und gleich einem Andenken gefallen die Aufsätze Mayrhofers. Ihr Reiz besteht weder in der Neuheit, womit alte, verehrte Dinge gesehen werden, noch in einer großen dichterischen Kraft, womit diese alten Dinge neu dargestellt werden, sondern ganz anspruchslos in einem gewissen Hauch der Begeisterung, der Dankbarkeit. Leicht wäre es, allerlei Schildbürgerliches oder Philisterhaftes im Empfinden herauszusuchen. Doch über allem schwebt doch diese Ehrfurcht, etwas Großes gesehen und durch etwas Schönes gegangen zu sein. Die vielen einfachen deutschen Rompilger werden es am besten spüren und dies Büchelchen als das allerbeste Andenken zu schätzen wissen.

Münster i. W. — Hans Roselieb

Walter Flex. Gesammelte Werke. Zwei Bände. München 1925, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 450, 540 S. Geb. M. 16,–.

Walter Flex wurde am 6. Juli 1887 in Eisenach als Sohn eines poetisch begabten Vaters geboren und ist am 16. Oktober 1917 bei der Eroberung der Insel Ösel gefallen. Die gesammelten Werke, von seinem Bruder, Konrad Flex, herausgegeben, bringen die Ernte von neun Jahren dichterischen Schaffens. Die Lyrik, die Flex im Kriege so rasch berühmt und volkstümlich machte, ist in ihren Anfängen merkwürdigerweise nicht von den Dichtern seiner Studentenjahre, etwa von Liliencron, beeinflußt, sondern erscheint durchaus im Banne Geibels und der Münchener. Erst der Krieg bringt ihr Gehalt und Form. Unter den Lyrikern des Feldzugs verkörpert er in Rhythmus und Aussprache die Tradition der preußischen Fahne. Er dichtet, nun ohne nachzudichten, aus jenem Gefühlskreis, der Theodor Körners Lyrik lebendig erhalten hat. Und es berührt uns heute tragisch, daß seine unvergeßlich schönsten Verse dem Gedächtnis eines andern Gefallenen, Hermann Löns, gelten. Sein Drama, zuerst im Banne Ernst von Wildenbruchs, steigert sich im Lauf der Jahre bis zu der weiter zeigenden, aber nicht mehr vollendeten Selbständigkeit der letzten beiden Akte des Klaus von Bismarck. Weit über alles hinaus ragt seine Prosa. Die Novellensammlung Zwölf Bismarcks (in der Gesamtausgabe leider nicht enthalten) zeigte ihn auf dem Pfade echt novellistischer Darstellung, kräftiger Durchbildung der Charaktere bei schärfster Umzeichnung des interessanten Falls und sicherer geschichtlicher und stimmungsgemäßer Einbettung. Dabei war jedes Schielen und das so billige Prophezeien aus dem Nachher gegenüber dem Größten dieses Geschlechts feinfühlig vermieden. Der Novellenkranz Wallensteins Antlitz, Gesichte und Geschichten vom Dreißigjährigen Kriege, wuchs in der Echtheit der Zeichnung und in der Eindringlichkeit geheimnisvoll verwendeter Stimmungsgewalt noch bei weitem über jene Erzählungen hinaus, und die aus Einsamkeit und Kamerad-

schaft des Feldes gewachsene, zum Rhapsodischen gesteigerte Erzählung vom Wanderer zwischen beiden Welten führt tief in Einsamkeit und Gemeinsamkeit dieser Seele hinein, die immer Das suchte, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist. Der phrasenlose Idealismus dieses Lebens und Sterbens, das innerlichst gelebte Deutschtum von Walter Flex werden auch das Unvollendete in seinem Werk weiter tragen, dem Vollendeten ist noch lange Dauer gewiß.

Berlin Heinrich Spiero

Richard Strauß. Von R. C. Muschler. Hildesheim 1925, Franz Borgmeyer. 636 S. M. 14,–.

Unter den vielen Biographien und Monographien über den Meister nimmt Muschlers Buch zweifelos eine Sonderstellung ein. Es ist das bisher erschöpfendste Werk, das die Probleme des musikalischen Stils und das biographische Material zu einem organischen Ganzen zusammenfaßt. Der „Allgemeine Teil" führt den Leser in die Psyche des Meisters ein; und dem Autor gelingt es, Richard Strauß und sein Menschentum hier, sein Künstlertum und die innerliche Mystik des Schaffens-Imperativs dort, wie auf einem großen Gemälde aufzuzeigen. – Der „Spezielle Teil", der eigentliche Hauptteil des Werks, birgt die Geschichte des Lebens. Nicht nüchtern erzählt, nicht mit jener Art von Schaumschlägerei und hohlen Phrasen des Allerweltsbiographen verbrämt, sondern ruhig-sachlich und doch liebenswert. Manch kleiner Zug in Strauß' Charakter gibt den Schlüssel für Unverstandenes. Jedes Werk (Keimzelle, Entstehung, Vollendung) wird aus den Lebensumständen jeweilig logisch, selbstverständlich, ja durchaus notwendig. Die Geburt eines Opus wirkt in der Darstellung Muschlers durchaus gemußt, nie gewollt. Und dadurch wird die Gestalt des als äußerlich verschrienen Strauß verklärt; sie wächst vor unsern Augen oft ins Große, reicht an einen Richard Wagner heran, ja erscheint als eine freiere, neue Verkörperung Wagnerschen Kunstwillens. Es ist etwas Neuartiges in der Weise des biographischen Miterlebens bei Muschler. Gerade das Miterleben der Biographie scheint mir das Wesentliche. Nicht mit kühler Geschäftigkeit zusammengetragenes Material macht eine Lebensbeschreibung wahrhaft lebendig; das innere Mitschwingen, das Mitleben und -lieben macht das Buch zu einem einzigartigen.

Berlin-Zehlendorf Ernst Viebig

Die Psyche des Lungenkranken. Der Einfluß der Lungentuberkulose und des Sanatoriumslebens auf die Seele des Kranken. Von Erich Stern. Halle a. d. S. 1925, Karl Marhold. 168 S.

Der Untertitel würde, wenn man das Werk kurz charakterisieren will, richtiger lauten: „Der Einfluß der Psyche des Lungenkranken auf den Verlauf der Lungentuberkulose". Wenn in einem der umfangreichsten Romane („Der Zauberberg"), der zugleich zu den vielgelesensten und vielbesprochensten gehört, die Psyche des Lungenkranken und die eigenartigen Probleme, die aus der Krankheit und dem Sanatoriumsleben in Davos sich ergeben, auf vielen Hunderten von Seiten besprochen werden, so kann die Daseinsberechtigung eines kleinen Büchleins von 168 Seiten, das die Frage mehr wissenschaftlich, aber doch gemeinverständlich behandelt, nicht bestritten werden: ebensowenig die Notwendigkeit, ein solches Werk anzuzeigen und wenigstens kurz zu besprechen.

Die Eigenschaften des Menschen werden abgeleitet aus der Erbsubstanz (der Anlage) und den Einflüssen der Umwelt, den sogenannten Konditionen. Aus diesen beiden Punkten wird die Einstellung des Lungenkranken zu seiner Krankheit erklärt. Wenn zugegeben werden muß, daß früher die psychischen Faktoren nicht genügende Beachtung gefunden haben, so werden sie sicher gegenwärtig im allgemeinen überschätzt. Vor allem wird, wenigstens meiner Meinung nach, nicht berücksichtigt, daß die Umsetzungen, welche die Tuberkelbazillen und ihre Stoffwechselprodukte im Körper bewirken, in ganz eminenter Weise zu den konditionellen Faktoren, also zu den Faktoren der Umwelt gehören, mindestens ebenso wie der Einfluß der Umgebung, zum Beispiel im Sanatorium. Wer mit offenen Augen Kranke sieht, der kann beobachten, daß tuberkulöse Drüsenveränderungen, die mit leichten Temperaturschwankungen einhergehen, die Psyche des Menschen oftmals auf das erheblichste verändern, auch dann, wenn dem Kranken die tuberkulöse Grundnatur des Leidens unbekannt ist. Reizbar, erregbar, launisch, unverträglich sind solche Menschen, und alle diese Eigenschaften verschwinden wie durch einen Zauberschlag, wenn die leichten Temperaturschwankungen aufhören, ein Zeichen, daß zum Beispiel keine giftigen Stoffwechselprodukte mehr in den Kreislauf gelangen. Hier liegt der Beweis, daß die Erkrankung die Psyche beeinflußt, und nicht nur die Psyche den Verlauf der Erkrankung.

Zu dieser kritischen Einengung der psychischen Faktoren sehe ich mich um so mehr veranlaßt, als ich zu einer Zeit, als dies noch nicht Modesache war (1909) darauf hingewiesen habe, daß psychische Einflüsse, Not und Sorge, Gefängnis und vieles andere einen entscheidenden Einfluß auf den Immunitätszustand und damit auf den Verlauf der Tuberkulose haben.

Obwohl der Autor seine Schlußfolgerungen immer unter Einschränkungen und Reserven zieht, ist die moderne, etwas einseitige psychologische Tendenz immer wieder nachzuweisen. Es ist eine merkwürdige Erfahrung, daß Psychoanalytiker immer glauben, ihre Deutung sei die richtige, und daß diese Seelenkenner sich gar nicht bewußt werden, daß seelische Vorgänge ihrer ganzen Struktur nach verschiedenster Ausdeutung fähig sind. Besonders deutlich wird dies an Beispielen, welche der Autor anführt.

Wenn zum Beispiel ein junges Mädchen mit einem älteren verheirateten Herrn, der ebenfalls im Sanatorium lebt, in sexuellen Beziehungen steht, und der erwartete Besuch der Ehefrau zu Auftritten zwischen Beiden führt, so braucht das Auftreten von Fieber bei dem Besuch der Ehefrau durchaus keine „Flucht in die Krankheit" zu sein, sondern kann die bekannte Folge von Erregungen bei Kranken sein, welche einen nicht völlig ausgeheilten tuberkulösen Herd in sich tragen. Ebenso bedarf es nicht komplizierter psychoanalytischer Deutungen, wenn das Ausbleiben des Geldes die Fortsetzung des Sanatoriumsaufenthalts gefährdet, und zu Verschlimmerungen führt. Freudige Ereignisse, die zu einer Besserung der Temperatur führen, müssen auch nicht immer psychisch bedingt sein. Nach meinen Erfahrungen gibt es hier oft simulierte Besserungen, die Temperatur wird nicht richtig angegeben, damit während des Besuchs von ärztlicher Seite keine Beschränkungen dem Kranken auferlegt werden.

Das Werk ist an den meisten Stellen sehr günstig besprochen worden. Auch unsere Ausstellungen zeigen, daß es ein Werk ist, über das man diskutieren kann, daß es also lesenswert ist. Wenn es in einer literarischen Zeitschrift besprochen wird,

so darf man vielleicht auf einige stilistische Nachlässigkeiten hinweisen, die vielleicht besser in einer weiteren Auflage entfernt werden.

Berlin A. Wolff-Eisner

Charakterologie. Von Emil Utitz. Berlin-Charlottenburg 1925, Pan-Verlag Rolf Heise. 398 S. M. 14,—.

Die Psychologie, die sich lange Zeit hindurch in der Erforschung einzelner peripherer Tatsachen des Seelenlebens erschöpft hatte, hat in den letzten Jahren begonnen, sich dem Zentralproblem aller psychologischen Forschung, dem Problem der menschlichen Persönlichkeit, zuzuwenden. Freilich spielen hier überall außerpsychologische Fragen hinein, und rein auf dem Boden der empirischen Psychologie scheint das Persönlichkeitsproblem nicht auflösbar. An seiner Inangriffnahme sind die verschiedensten Wissenschaften und Zweige praktischen Lebens interessiert — alle, die es mit dem Menschen zu tun haben, die auf den Menschen wirken wollen. Emil Utitz, der besonders durch seine kunstwissenschaftlichen Forschungen bekannt ist, und der sich seit langem mit den Problemen der Charakterologie beschäftigt hat — er hat der charakterologischen Forschung in seinem „Jahrbuch der Charakterologie" einen Mittelpunkt geschaffen —, legt hier das Ergebnis seiner umfassenden Studien vor. Der erste Teil des Werks sucht die Grundbegriffe der Charakterologie zu erörtern, der zweite gibt eine überaus anschauliche Darstellung der bisherigen Wege und Ergebnisse der charakterologischen Forschung. Der dritte Teil sucht die charakterologischen Leitlinien zu entwickeln, der vierte abschließende endlich einige Haupttypen von Charakteren zu zeichnen. Das wichtige und grundlegende Werk, an dem niemand vorübergehen kann, der sich mit charakterologischen Problemen befaßt, kann aufs wärmste empfohlen werden.

Gießen Erich Stern

Nachrichten

Todesnachrichten. Otto Ernst, mit bürgerlichem Namen Otto Ernst Schmidt, ist am 5. März im Alter von 64 Jahren in seiner Villa in Groß-Flottbek bei Hamburg einem Schlaganfall erlegen. Er war Volksschullehrer gewesen und hatte sich dann zumal mit seinen satirischen Komödien „Jugend von heute" und „Flachsmann als Erzieher", die ein breites Publikum fanden, als erfolgreicher Schriftsteller durchgesetzt. Ein beträchtlicher Publikumserfolg war auch seinem Roman „Asmus Sempers Jugendland", dem später „Semper der Jüngling" und „Semper der Mann" folgten, beschieden, ein Erfolg, den sich Otto Ernst auch mit seinen Kindergeschichten „Appelschnut", „Heidede" und „Butzi" zu erhalten wußte. Ein ausgeprägt bürgerlicher Zug, den die „Gedichte" nicht minder zeigen und der vielfach philiströsen Charakter annahm, hat nicht unwesentlich zu Otto Ernsts Erfolgen beigetragen. Wie schon seine Fehde gegen Nietzsche ein übersteigertes Selbstbewußtsein verraten hatte, so wurden seine letzten Lebensjahre durch Überspannung der Selbsteinschätzung verbittert.

August Sperl ist am 7. April in Würzburg, wo er als Archivdirektor gewirkt hatte, im Alter von 63 Jahren gestorben. Er war am 5. September 1862 in Fürth geboren, war frühzeitig in den bayrischen Archivdienst eingetreten, hat sich im Epos und Drama, vor allem aber in historischen Romanen betätigt. Von seinen Romanen sind „Burschen heraus!", „Die Söhne des Herrn Budiwoj", „Hans Georg Portner" und „Der Ratsschreiber von Landshut" am bekanntesten geworden.

Eduard Eggert ist nach einer Meldung vom 3. März in Friedrichshafen im Alter von 74 Jahren gestorben. Er war von Hause aus Jurist gewesen, hatte lange Jahre hindurch als Gefängnisdirektor in Stuttgart und Schwäb.-Hall gewirkt und sich später der Heimatdichtung zugewendet. Seine Festspiele „Frau Wendelgard" und die „Welfensage" sind auf Freilichtbühnen mit Erfolg aufgeführt worden. Die Stadt Friedrichshafen ließ ihn in einem Ehrengrab beisetzen.

Peter Berchem ist nach einer Meldung vom 23. März kurz vor Vollendung seines 60. Lebensjahres gestorben. Von Beruf Lehrer, hatte er als fünfzigjähriger einen Gedichtband „Gespinks und spintiseet" in kölner Mundart veröffentlicht, der ihm eine gute Gemeinde erworben hat.

Georg Okonkowski ist am 24. März in Berlin im Alter von 61 Jahren gestorben. Er hat vielfach Texte zu Operetten verfaßt; seinen größten Erfolg bedeutete der Text zu „Polnische Wirtschaft".

Albert Fries ist nach einer Meldung vom 2. März im 57. Lebensjahr verschieden. Er hat mit Schriften über Goethes „Achilleis", über Platen, Kleist, Hebbel, Grillparzer, Richard Wagner seine stilistische Einfühlung erwiesen.

Margarete Pochhammer ist am 16. März in ihrer Wohnung in Berlin-Lichterfelde im Alter von 74 Jahren gestorben. Sie war Vorsitzende des Deutschen Schriftstellerinnenbundes und hat sich mehrfach, auch im Lustspiel, schriftstellerisch betätigt.

Bettina Wirth ist am 23. März im Alter von 78 Jahren in Wien gestorben. Sie hat sich vielfach journalistisch, zumal als Mitarbeiterin der „Neuen Freien Presse", betätigt.

Paul Seippel ist nach einer Meldung vom 25. März in Genf im Alter von 68 Jahren gestorben. Er war einer deutschen Familie aus Kassel, die im 18. Jahrhundert nach dem Kanton Waadt ausgewandert war, entstammt, hatte in Genf studiert, mehrere Jahre sich in Paris als Journalist betätigt und war dann nach Rückkehr von einer Weltreise auf den Lehrstuhl für französische Literatur in Genf berufen worden. Neben wertvollen essayistischen Beiträgen zum „Journal de Genève" hat Seippel sich durch seine große französische Biographie über Romain Rolland bekannt gegeben.

André Picard ist am 25. Februar in Paris gestorben. Er hat sich mit großem Erfolg als Lustspieldichter betätigt. Seine Komödien „Kiki" und „Circes Heirat" sind auch in Deutschland erfolgreich über die Bühnen gegangen.

Anatol Le Braz, der auch als Professor an der Hochschule zu Rennes gewirkt hatte, ist nach einer Meldung vom 23. März gestorben. Sein gesamtes literarisches Schaffen in Essays, Reisebüchern, Erzählungen, Romanen und Gedichten galt der Verherrlichung seiner Heimat, der Bretagne. Am meisten bekannt geworden sind seine Bücher „La-

légende de la mort en Basse-Bretagne", „Au pays des pardons", „Pâque d'Islande".

Sir Sidney Lee, der seit 1913 als Professor der englischen Literatur in London gewirkt und in fast zwanzigjähriger Arbeit die Herausgabe von 60 Bänden des „Dictionary of National Biography" vollendet, sich durch Schriften über die Königin Viktoria sowie durch seine Shakespeare-Forschungen bekannt gemacht hat, ist nach einer Meldung vom 5. März in London gestorben.

Chr. Collin, Professor der Literaturgeschichte an der osloer Universität ist nach einer Meldung vom 7. April im Alter von 69 Jahren gestorben. Mit seiner großen Björnson-Biographie hat er sein Hauptwerk gegeben.

Larissa Reißner ist nach einer Meldung vom 3. April in Moskau im Alter von 30 Jahren gestorben. Sie nahm als Journalistin eine ganz hervorragende Stellung ein, zu der sie vor allem ihr warmes soziales Empfinden befähigte. Ihrer Arbeit „Die Front", Berichte von den Kriegsschauplätzen 1918, 1919 und ihrer Erzählung „Milch" wird besondere Bedeutung beigemessen.

* * *

Philipp Funk, seit Jahren Mitglied der Verlagsredaktion des Verlags Kösel & Pustet in München und Verfasser der soeben erschienenen Schrift „Von der Aufklärung zur Romantik", ist als ordentlicher Professor für Geschichte und neuere deutsche Literatur an die staatliche Akademie zu Braunsberg in Ostpreußen berufen worden.

Agnes Miegel sind vom Ostpreußischen Provinziallandtag 1000 Mark zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit sowie ein monatlicher Ehrensold von 150 Mark zuerkannt worden.

E. G. Kolbenheyer ist für seinen Roman „Das dritte Reich des Parazelsus" der Adalbert Stifter-Preis verliehen worden.

Kurt Hielscher ist in Anerkennung seines Werkes „Das unbekannte Spanien" vom König von Spanien zum Komtur des hohen Ordens der „Isabella Labolica" ernannt worden.

Am 26. Dezember hat Edward Samhaber seinen 80. Geburtstag gefeiert. Zu dieser Gelegenheit ist in dem Heimatbuch „Oberösterreich" (Österr. Bundesverlag) ein Gedenkblatt von Rudolf Narbeshuber über den Dichter erschienen. Über die Gedenkfeier, die am 20. Dezember in Linz stattfand, liegt eine Sonderpublikation mit Gedenkwort von Franz Berger und einer guten bibliographischen Übersicht über Edward Samhabers Werke vor. Beide Schriften, sowie ein Aufsatz von Ferdinand Krackowizer sind durch Herrn Ober-Österr. Landesregierungsrat Rudolf Narbeshuber und den Österr. Bundesverlag zu beziehen.

Georg Kaisers „Kolportage" ist in Paris im l'Oeuvre in der Übersetzung von Madeleine Lindauer mit starkem Erfolg aufgeführt worden.

Klabunds Roman „Pjotr" erscheint in Scheffauers Übersetzung in England, eine Übersetzung in Polen ist vorbereitet; von „Moreau" liegt eine italienische, polnische und französische Übersetzung vor. „Der Kreidekreis" ist auch ins Russische, Schwedische, Holländische, Jiddische und Hebräische übersetzt worden.

Gegen Carl Zuckmayer ist wegen eines Gedichts, das er in einer Münchner Zeitung veröffentlichte, ein Strafverfahren wegen Gotteslästerung eingeleitet worden.

In der Landesbibliothek von Eutin wurde ein unbekannter Brief Goethes an Johann Heinrich Voß aufgefunden.

Nachdem am 14. November v. J., dem 100. Todestage Jean Pauls, in Bayreuth die Jean Paul-Gesellschaft gegründet worden ist, die sich zur Aufgabe gesetzt hat, Liebe und Verständnis für den Dichter und seine Werke in möglichst weiten Kreisen zu wecken, sowie die wissenschaftliche Erkenntnis seines Wesens und Wirkens zu fördern, haben sich am 20. März, dem Vorabend von Jean Paul Friedrich Richters Geburtstag, die Verehrer des Dichters in Groß-Berlin zu einer Ortsgruppe Berlin zusammengeschlossen. Es ist beabsichtigt, die Schöpfungen Jean Pauls durch öffentliche Vorträge, Vorlesungen und künstlerische Veranstaltungen einem weiteren Kreise näher zu bringen. Zum Vorsitzenden der Ortsgruppe, deren Mitglieder zugleich der Jean Paul-Gesellschaft in Bayreuth angehören, und unter denen sich eine große Reihe literarisch, wissenschaftlich und künstlerisch tätiger Persönlichkeiten befindet, wurde der bekannte Jean Paul-Forscher Eduard Berend (Berlin-Grunewald, Wangenheimstr. 41), zum 2. Vorsitzenden Schriftsteller Friedrich Burschell, zum Schriftführer Bruno Huettchen und zum Schatzmeister Antiquar Heinrich Rosenberg gewählt.

Die Akademie der Künste zu Berlin wird durch eine Sektion für Dichtkunst erweitert werden. Diese Sektion soll sich aus drei Dichtern, die von der Genossenschaft der ordentlichen Mitglieder der Akademie unter Vorbehalt der Bestätigung des Ministers auf drei Jahre bei zulässiger Wiederwahl gewählt werden und zwei vom Minister zu ernennenden Literaturgelehrten zusammensetzen. Zum Geschäftskreis soll gehören: die Erstattung der vom Minister verlangten oder sonst erforderlichen, die Dichtkunst betreffenden Gutachten; außerdem Vorschläge und Anregungen zur Pflege und Förderung des künstlerischen Schrifttums; die Ausschreibung von Wettbewerben und Entscheidung über Vergebung von Preisen und Stipendien auf dem Gebiete der Dichtkunst; dann Vorschläge für Verleihung von Auszeichnungen und Ehrungen für Dichter und die Veranstaltung von Vorträgen aus dem Gebiete der Dichtkunst.

Nach einer Meldung aus Moskau soll Trotzki einen Ruf als Professor für Journalismus an die moskauer Hochschule angenommen haben.

Die Königlich spanische Akademie der Geschichte hat anläßlich der 400. Wiederkehr des Geburtstages König Philipps II. ein Preisausschreiben erlassen, an dem sich auch Ausländer beteiligen können, wofern sie nur ihre Arbeit in spanischer Sprache der Akademie vorlegen. Das Thema lautet: „Der Einfluß der religiösen Anschauungen im politischen und sozialen Leben Europas während der Regierung Philipps II." Der Preis beträgt 15 000 Pesetas.

Rektor und Senat der Universität Greifswald schreiben für die Rubenowstiftung die Preis-Aufgabe aus: „Die mittelalterlichen Familiennamen einer pommerschen Stadt sollen auf Grund des archivalischen und gedruckten Materials historisch und sprachlich untersucht und dargestellt werden." Der Preis beträgt 500 Mark. Die Zuerkennung soll am 17. Oktober 1929 erfolgen.

Die Deutsche Buchgemeinschaft hat für den Verband Deutscher Erzähler einen jährlich wiederkehrenden Preis von 10 000 Mark als „Jugendpreis Deutscher Erzähler" gestiftet. Der Autor darf das 35. Lebensjahr nicht vollendet haben. Das durch den Preis erworbene Werk wird von der Deutschen Buchgemeinschaft in einer garantierten Erstauflage von 10 000 Exemplaren verlegt, wofür das Honorar gleich mit dem Preis zahlbar ist. Die erste Preisverteilung erfolgt am 2. Oktober 1926. Manuskripte sind an

das Büro des Verbandes Deutscher Erzähler, Berlin W 50, Nürnberger Straße 9/10 einzusenden. Eine Kommission des gleichen Verbandes, unter Mitwirkung des preußischen Kultusministeriums zusammengesetzt, hat den Preis unter allen Umständen und ungeteilt für den jeweilig besten und bisher unveröffentlichten Roman junger Erzähler zu vergeben.

Die unterzeichneten Schriftsteller haben sich zu einer Gruppe zusammengeschlossen, die den Namen „Gruppe 1925, Schriftstellergemeinschaft" trägt. Die „Gruppe" sammelt um sich Schriftsteller von Belang, die mit der geistesrevolutionären Bewegung unserer Zeit verbunden sind, dies in ihrer Haltung zu Staat und Gesellschaft bekunden und dokumentieren in Arbeiten auf künstlerischem, essayistischem, kritischem, allgemein-wissenschaftlichem Gebiet. Die „Gruppe" will nach innen diese Schriftsteller aus ihrer Isolierung heben und durch den kameradschaftlichen Zusammenschluß fördern und stärken. Die „Gruppe" bezweckt nach außen das endliche Hervortreten einer Repräsentanz dieser modernen geistesradikalen Bewegung. Die „Gruppe" erweist ihr Leben in regelmäßigen Zusammenkünften und in Stellungnahme zu Dingen, die ihr wichtig erscheinen. Gezeichnet: Johannes R. Becher, Ernst Blaß, Friedrich Burschell, Alfred Döblin, Albert Ehrenstein, Manfred Georg, Bernard Guillemin, Willy Haas, Hasenclever, Walter v. Hollander, Hermann Kasack, Kurt Kersten, Klabund, Rudolf Leonhard, Ludwig Marcuse, Eugen Ortner, Joseph Roth, Hans Siemsen, Ernst Toller, Eduard Trautner, Adrien Turel, Hermann Ungar, Paul Westheim, Alfred Wolfenstein.

Gelegentlich des zweiten wissenschaftlichen Abends des Willibald-Alexis-Bundes gab der erste Vorsitzende Studiendirektor Ewert Jugendbriefe von Willibald Alexis an Jean Paul, Holtei, Th. Hell u. a. bekannt.

Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Berlin teilt mit, daß im Laufe der letzten Monate das Ausland die Übersetzungsrechte der folgenden Werke ihres Verlages erworben hat: England: Paul Bekker „Richard Wagner", Hermann Stegemann „Der Kampf um den Rhein", Richard H. Stein „Grieg", Adolf Weißmann „Die Musik in der Weltkrise"; Holland: Georg Hermann „Einen Sommer lang" und „Der kleine Gast", Clara Viebig „Die Passion", Ernst Zahn „Blancheflur" und „Frau Sixta"; Italien: Adolf Weißmann „Die Musik in der Weltkrise"; Korea: Egon Frh. v. Kapherr „Im Lande der Finsternis"; Ungarn: O. v. Hanstein „Die Feuer von Tenochtitlan".

Georg Kaisers Schauspiel „Gas" ist kürzlich in Chikago aufgeführt worden. Sein Drama „Von morgens bis Mitternacht" ist in London neu aufgeführt worden.

* * *

Ludwig Feuerbachs ausgewählte Schriften, die das Marx-Engels-Institut, Moskau, unter der Redaktion von A. Deborin und D. Rjasanoff beim Russischen Staatsverlag in einer dreibändigen russischen Ausgabe erscheinen ließ, liegen nun abgeschlossen vor. Der erste Band enthält eine Auswahl philosophischer Abhandlungen, der zweite „Das Wesen des Christentums" und „Das Wesen der Religion", der dritte bringt die „Vorlesungen".

Zum sechzigsten Geburtstag Romain Rollands hat das Tolstoj-Museum, Moskau, eine kleine Schau veranstaltet, die die Beziehungen des französischen Schriftstellers zu Tolstoj in Erinnerung bringt. Den Mittelpunkt der intimen Ausstellung bildet der Briefwechsel beider, in erster Reihe jener Brief, in dem der Student Rolland sich 1887 an den bereits berühmten russischen Dichter mit der Bitte wandte, ihm den Weg zu zeigen, wie er zu leben und zu schaffen habe. –

Das Krapotkin-Museum, das vor kurzem in Moskau in einer stillen Seitengasse, der jetzigen Krapotkinstraße, eröffnet wurde, umfaßt fünf Säle des aus der Empirezeit stammenden Wohnhauses, in dem der Fürst Peter Krapotkin 1842 geboren wurde. Der erste der Museumssäle ist ausschließlich der Genealogie und Ikonographie des uralten Krapotkinschen Fürstengeschlechts gewidmet, dessen dreißigstes Glied der verstorbene anarchistische Schriftsteller war. Die weiteren Säle illustrieren die Hauptetappen seines an dramatischen Momenten reichen Lebens und Wirkens. Also zuerst seine wissenschaftlichen Arbeiten und seine Teilnahme an einer Reihe von Expeditionen ins Innere Asiens, dann den Beginn seiner revolutionären Tätigkeit, die den Fürsten in die Peter-Pauls-Festung der Newahauptstadt brachte und mit der abenteuerlichen Flucht aus Rußland abschloß. Es folgt die lange anarchistische Periode mit der vierjährigen Haft in Lyon und Clairvaux und dem dreißigjährigen Aufenthalt in England, dann die Rückkehr in die Heimat nach der russischen Revolution und das Ende im stillen Dmitreff während der schweren Hungerjahre. Den letzten Saal füllt das aus London hierhergebrachte Arbeitszimmer Krapotkins mit der Hobelbank, zum Teil selbst gezimmerten Möbeln und seiner Handbibliothek, in der viele Bücher von ihm selbst gebunden sind.

Die „Staatl. Akademie der Kunstwissenschaften", Moskau, hat den zweiten Band ihrer Zeitschrift „Isskustwo" herausgegeben, dessen Hauptinhalt eine Reihe literaturwissenschaftlicher Abhandlungen bildet. Zu erwähnen sind u. a. die Aufsätze: „Die Arten der künstlerischen Kritik" (Leonid Großman), „Die Grenzen der Literaturwissenschaft" (B. Jarcho), „Surréalisme" (P. Kogan) und „Über die Möglichkeit nomologischer Verallgemeinerungen in der Literaturgeschichte" (P. Ssakulin).

Im Verlag genannter Akademie ist ferner eine Sammlung von 49 Briefen Puschkins und an Puschkin erschienen, die M. A. Ziawlowskij zusammengestellt und erläutert hat. Es handelt sich hier um all die Briefe, die nach dem Erscheinen der erschöpfenden dreibändigen Ausgabe von „Puschkins Briefwechsel", die 1906–1911 seitens der leningrader Akademie der Wissenschaften unter der Redaktion W. J. Ssaitoffs in Angriff genommen wurde, zum Vorschein gekommen sind. Das jetzige Heft ergänzt jene große Ausgabe in wünschenswerter Weise, ein gemeinschaftliches Namenregister verbindet beide Veröffentlichungen. (P. E.)

Zum sechzigsten Geburtstag Romain Rollands haben seine deutschen Verleger, wohl als die einzigen in Europa, in vornehmer und zarter Dankbarkeit einen Almanach herausgebracht, der wesentliche Dokumente aufweist. Ein prachtvoller Essay Eugen Lerchs, der das Werk Rollands in eindringlicher Anschaulichkeit darstellt, leitet das kleine Buch ein. An diesen verheißungsvollen Auftakt schließen sich dokumentarische Aufzeichnungen Malwida von Meysenbugs und vor allem ein bedeutender Briefwechsel Tolstojs und Rollands, der uns tiefe Einblicke in den überlegenen Geist dieser beiden Elitemenschen verleiht. Eine vollständige Bibliographie der in deutscher Sprache erschienenen Werke Rollands und eine Zusammenstellung seiner fremdsprachlichen Ausgaben runden den Almanach zu einem literarhistorischen Dokument, das jeder Romain-Rolland-Verehrer lesen sollte. Den Verlagsanstalten Rütten & Loening,

Georg Müller-München, Rotapfel-Verlag-Zürich und Kurt Wolff werden alle Freunde Rollands für dieses Kulturgeschenk Dank wissen. (Fred A. Angermayer)

Der Verband der Deutschen Volksbühnenvereine und der Bühnenvolksbund sind als Gesellschafter in die Württembergische Volksbühne G. m. b. H. aufgenommen worden, die damit auf eine erweiterte Basis gestellt wird.

* * *

Uraufführungen. Wien: Modernes Theater. „Banknoten", Komödie von Felix Langer (24. Februar). – Neue Wiener Bühne. „Das verfluchte Gold." Komödie von Richard Kühnelt (1. März). – Modernes Theater. „Die Ottomane", Komödie von Adolf Deutschdorf (27. März). – Rolandsbühne. „'s letzte Mal." Volksstück von Rud. Rohrbacher (28. März). – Radkersburg in Steiermark. „Seltene Menschen". Volksstück von Hans Schmiderer (Februar 1926).

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Außenseiter der Gesellschaft. Bd. 9. Leo Lania, Der Hitler-Ludendorff-Prozeß. 134 S. M. 3,– (4,50). – 10. Franz Theodor Csokor, Schuß im Geschäft (Der Fall Otto Eißler). 105 S. M. 2,– (3,–). – 11. Thomas Schramek, Freiherr von Egloffstein. Mit einem Vorwort von Albert Ehrenstein. 192 S. M. 3,– (4,50). – 12. Kurt Kersten, Der moskauer Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre 1922. Revolution und Konterrevolution. 163 S. M. 3,– (4,50). – 13. Karl Federn, Ein Justizverbrechen in Italien. Der Prozeß Murri–Bonmartini. 233 S. M. 3,– (4,50). – 14. Hermann Ungar, Die Ermordung des Hauptmanns Hanika. Tragödie einer Ehe. 96 S. M. 2,– (3,–). Berlin, Die Schmiede.

Bartsch, Rudolf Hans. Histörchen. Leipzig 1926, L. Staackmann. 293 S.

Berger, Gisela von. Der alte Herr. Novellen. (Österreichische Bücherei, Nr. 17.) Wien, A. Hartlebens Verlag. 105 S. Geb. M. 2,50.

Betsch, Roland. Der Chinese. Novelle. (Das Tor.) München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 43 S. M. 1,50 (2,50).

Blunck, Hans Friedrich. Von klugen Frauen und Füchsen. Märchen von der Niederelbe. Neue Folge. Mit 6 Holzschnitten von Hans Pape. Jena 1926, Eugen Diederichs. 259 S. Geb. M. 8,50.

Bünau, Georg. Florian Geyer. Sein Wegritt und Ausgang. Nürnberg 1925, Lorenz Spindler. 173 S. Geb. M. 4,50.

Ehrhart, Robert von. Das Erlebnis des Onkels Ladislaus. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 284 S.

Fischers Romanbibliothek. Laurids Bruun, van Zantens Abenteuer. (Übersetzt von Julia Koppel.) 145 S.
– George Moore, Pariser Geschichten. (Deutsch von Max Meyerfeld.) 159 S.
– Peter Flamm. Ich? Roman. 135 S. Berlin 1926, S. Fischer. Je M. 1,50 (2,50).

Heimat und Welt. Karl Fischer, In einem Handwerkshaus um 1850 (Herausgegeben von W. Mühlner). 88 S. – Otto Wiedemann, Das mansfelder Haldenmännchen (Eine Bergmannssage). 59 S. – Leonhard Schrikel, Otto Ludwig (Eines Dichters Erdenwallen). 83 S. – Walter Schweter, Anton Wohlfahrt der Jüngere (Ein kleiner Roman). 73 S. – Halle a. S., Heimat-Verlag für Schule und Haus.

Hensler, Ludwig. Vom Heilandskinde. Mainz 1926, Matthias-Grünewald-Verlag. 80 S.

Herm, Heinrich. Dome im Feuer. Werdegang eines Europäers. Berlin 1926, G. Grotes Verlagsbuchhandlung. 487 S.

Hinter den Bergen. Stimmen der Sudetendeutschen. Herausgegeben von Willibald Köhler (Die schlesischen Bücher, Bd. 6). Schweidnitz 1926, L. Heege. 180 S. M. 2,– (3,–).

Hoechstetter, Sophie. Königin Luise. Historischer Roman. Mit 24 Wiedergaben nach zeitgenössischen Bildern und einem Brieffaksimile. Berlin 1926, Richard Bong. 357 S. Geb. M. 6,50.

Keller, Gottfried. Sämtliche Werke. Auf Grund des Nachlasses herausgegeben von Jonas Fränkel. Bd. 3–6 (Der grüne Heinrich). Erlenbach-Zürich 1926, Eugen Rentsch. 250, 234, 306, 388 S. Je M. 6,– (7,50).

Knobloch, Hans. Der Pfarrer von Lehen. Novellen. Stuttgart 1926, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 206 S. Geb. M. 5,–.

Lang, Robert Jakob. Taubenschwarz. Landstreichergeschichten. Mit 5 Federzeichnungen von Karl Hügin. Bern 1926, Ernst Bircher. 201 S. Geb. M. 4,–.

Lilienfein, Heinrich. Aus Weimar und Schwaben. Dichternovellen. Heilbronn 1925, Eugen Salzer. 86 S. Geb. M. 1,50.

Lindau, Rudolf. Ausgewählte Erzählungen. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 468 S.

Mann, Heinrich. Liliane und Paul. Novelle. Wien 1926, Paul Zsolnay. 112 S.

Mayer, Maria. Märchenseele. Legenden und Geschichten. Wiesbaden 1926, Hermann Rauch. 147 S.

Munier-Wroblewska, Mia. Der rote Geiger. Geschichten zwischen Traum und Tag. Stuttgart 1926, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 187.

Neumann, Alfred. König Haber. Erzählung. (Engelhorns Romanbibliothek, Bd. 992.) Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachfolger. 140 S. M. 1,– (1,75).

Pauls, Eilhard Erich. Stille und Sturm. Vier Erzählungen. Halle a. S. 1926, Heimat-Verlag für Schule und Haus. 244 S.

Presber, Rudolf. Der Kampf mit dem Alltag. Ein Trost- und Trutzbuch für Leidensgenossen. Leipzig 1926, Eulenspiegel-Verlag. 236 S. Geb. M. 5,–.

Püttmann, Eduard Oskar. Anna Carolina. Der Roman einer Schauspielerin. Berlin 1926, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Engel & Toeche. 129 S. M. 3,– (4,50).

Roselieb, Hans. Rot-Gelb-Rot. Geschichten aus dem Süden Spaniens. Bd. I/II. München-Gladbach 1926, Orplid-Verlag. 309, 254 S.

Rust, Albert Otto. Kunst. Novelle. (Das Tor.) München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 67 S. M. 1,50 (2,50).

Schäfer, Walter Erich. Die zwölf Stunden Gottes. Stuttgart 1925, J. Engelhorns Nachfolger. 320 S.
— Wilhelm. Huldreich Zwingli. Ein deutsches Volksbuch. München 1926, Georg Müller. 381 S.

Schmidt, Lothar H. Br. Die Letzten derer vom Riephof. Novelle. Düsseldorf 1926, Lesch & Irmer. 110 S. M. 2,50 (3,50).

Schulz, Elisabeth. Afrikanische Nächte. Erzählung. (Im dunkelsten Erdteil, Bd. I.) Hamburg 1926, Zoo-Verlag. 304 S. Geb. M. 5,50.

Seidenfaden, Theodor. Das Glockenspiel. Rheinische Geschichte. Mit 6 Holzschnitten von Peter Gitzinger. Saarlouis 1925, Hauser Verlagsgesellschaft. 199 S. Geb. M. 4,–.

Stratz, Rudolph. Frauenlob. Der Roman eines jungen Mannes. Berlin 1926, August Scherl G. m. b. H. 451 S. M. 4,– (6,–).

Taube, Otto Freiherr von. Das Opferfest. Roman. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 580 S.

Walter, Robert. Der Stein der Narren. Ein heiterer Roman mit Hörnern und Zähnen. Leipzig 1926, Philipp Reclam. 289 S. M. 4,50 (7,–).

* * *

Doyle, A. Conan. Die verlorene Welt. Ein Abenteuer-Roman. Übersetzt von Karl Soll. Berlin 1926, Aug. Scherl G. m. b. H. 272 S. M. 4,– (6,–).

Locke, Wiliam J. Die lustigen Abenteuer des Aristide Pujol. Übersetzt von Gertrud Tiktin. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 311 S.

Jammes, Francis. Marie oder die Geschichte eines jungen Mädchens vom Land. Übertragen von Jakob Hegner. Hellerau 1926, Jakob Hegner. 88 S.

Proust, Marcel. Tage der Freuden. Mit einem Vorwort von Anatol France. Aus dem Französischen übertragen von Ernst Weiß. Berlin, Propyläen-Verlag. 258 S.

Fischer, Max von. Povero Fornaretto (Das arme Bäckerlein von Venedig). Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Nach dem Italienischen von Ferruccio Fulin frei bearbeitet. Bern 1926, Paul Haupt. 38 S. Geb. M. 2,40.

Haukland, Andreas. Die Nornen spinnen. Roman. Aus dem Norwegischen von S. Angermann. München 1925, Drei Masken Verlag. 343 S.

Leonow, Leonid. Wetterleuchten. Übertragen von M. Busch und M. Romaschow, mit einem Geleitwort von Roman Gull. Berlin 1926, Taurus-Verlag 225 S. M. 3,50 (5,–).

Nikitin, Nikolaj. Der Pflug. Ins Deutsche übertragen von Gregor Jarcho. Berlin, Propyläen-Verlag. 184 S.

Lyrisches und Episches

Fischer, Richard. Komm Welt. Gedichte. Dresden 1926, Pandora-Verlag. 130 S.

Forbes-Mosse, Irene. Gedichte. Berlin-Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 142 S.

Loewenberg, Jakob. Abendleuchten. Ausgewählte Gedichte. Hamburg 1926, M. Glogau jr. 141 S. Geb. M. 4,–.

Neumeyer, Fred. Ausrast und Wanderschaft. Gedichte. Berlin 1925, Lambert Schneider. 58 S.

Voß, Johann Heinrich. Idylle. Schwerin 1926, Stillersche Hofbuchhandlung. 50 S. Geb. M. 3,80.

Winterfeld Damerow, Joachim von. Fremde und Heimat. Ausgewählte Gedichte (Deutsche Dichter für Jugend und Volk VI). Osterwieck-Harz 1926, A. W. Zickfeldt. 64 S. Geb. M. 2,–.

* * *

Die Weisheiten des Omar Khajjam. Nach der englischen Übersetzung von Fitzgerald ins Deutsche übertragen von W. D. Kulenkampff. Berlin, Der Deutschenspiegel, Verlagsgesellschaft m. b. H. 80 S. M. 3,–.

Dramatisches

Lernet-Holenia, Alexander. Demetrius' Haupt- und Staatsaktion. Berlin 1926, S. Fischer. 79 S. M. 3,50.

Müller, Hans. Veronika. Ein Stück Alltag in 4 Akten. Stuttgart 1926, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 141 S. M. 2,50.

Schnitzler, Arthur. Der Gang zum Weiher. Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen. Berlin 1926, S. Fischer. 163 S. M. 4,– (5,–).

* * *

Claudel, Paul. Der Bürge. Ein Drama in drei Akten. Deutsch von Albrecht Joseph. Hellerau 1926, Jakob Hegner. 192 S.

Literaturwissenschaftliches

Bab, Julius. Richard Dehmel. Die Geschichte eines Lebens-Werkes. Leipzig 1926, H. Haessel. 432 S. M. 8,– (11,–).

Dibelius, Martin. Geschichte der urchristlichen Literatur. I/II (Sammlung Göschen 934/935). Berlin 1926, Walter de Gruyter & Co. 108, 110 S. Je M. 1,50.

Englisch, Paul. Geschichte der erotischen Literatur. Lief. 1. Stuttgart, Julius Püttmann. 64 S.

Francke, Kuno. Die Kulturwerte der deutschen Literatur des Mittelalters. Berlin 1925, Weidmannsche Buchhandlung. 296 S. Geb. M. 10,–.

Freyhan, Max. Georg Kaisers Werk. Berlin 1926, Die Schmiede. 370 S. M. 4,50 (7,50).

Goethe. Die Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. Leipzig, Insel-Verlag. 262 S.

Haug, Eduard. Arnold Ott. Eine Dichtertragödie. Zürich 1924, Rascher & Cie. 458 S. M. 9,60 (12,–).

Hermann, Imre. Gustav Theodor Fechner. Eine psychoanalytische Studie über individuelle Bedingtheiten wissenschaftlicher Ideen. Wien 1926, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 60 S. M. 3,– (4,60).

Jacob, Gerhard. Das Werk Thomas Manns. Bibliographie. Berlin 1926, S. Fischer. 54 S. M. 3,50.

Koch, Franz. Schillers philosophische Schriften und Plotin. Leipzig 1926, J. J. Weber. 86 S. Geb. M. 4,50.

Lewin, Ludwig. Die Jagd nach dem Erlebnis. Ein Buch über Georg Kaiser. Berlin 1926, Die Schmiede. 194 S. M. 3,– (5,–).

Neumann, Friedrich. Der altonaer „Joseph" und der junge Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Reimsprache. Halle a. S. 1926, Max Niemeyer. 41 S. M. 1,20.

Ranke, Friedrich. Die Allegorie der Minnegrotte in Gottfrieds Tristan. (Schriften der Königsberger Gelehrten-Gesellschaft II, 2.) Berlin 1925, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. 39 S.

Sauer. Festschrift August Sauer. Zum 70. Geburtstag des Gelehrten am 12. Oktober 1925. Dargestellt von seinen Freunden und Schülern. Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. 401 S. M. 14,– (16,–).

Stachelschriften. 1. Otto Deneke, Lessing und die Possen 1754. 77 S. – Joh. Friedr. Schink, Marionettentheater. Herausgegeben von K. W. Herrmann. 221 S. – Julius Steinberger, Wieland in Mainz. 53 S. – Heidelberg, Richard Weißbach.

Trakl. Erinnerung an Georg Trakl. Innsbruck 1926, Brenner-Verlag. 202 S.

Vischer, Friedrich Theodor. Gestalt, Humor und Charakter. Eine Auswahl von Paul Saknann. Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz. 102 S.

Winkler, Hans. Georg Büchners „Woyzeck". Greifswald 1925, L. Bamberg. 240 S.

* * *

Henderson, Archibald. Tischgespräche mit Bernard Shaw. Berlin 1926, S. Fischer. 119 S. M. 3,– (4,–).

Palgen, Rodolphe. Villiers de L'Isle-Adam, auteur dramatique. Etude critique. Paris 1925, Librairie ancienne Honoré Champion. 93 S.

Zwei Frauen. Die Gräfin Tolstoj und Frau Dostojewskij. Mit einer Einführung von J. J. Eichenwald und zwei Bildern. Berlin 1926, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Engel & Toeche. 255 S. M. 4,– (6,–).

Verschiedenes

Baerwald, Richard. Die intellektuellen Phänomene. Mit Abbildungen (Der Okkultismus in Urkunden). Berlin 1925, Ullstein. 380 S.

Baltische Lebenserinnerungen. Gesammelt und herausgegeben von Alexander Eggers. Heilbronn 1926, Eugen Salzer. 346 S. M. 5,– (7,–).

Bernstein, Eduard. Von 1850–1872 Kindheit und Jugendjahre. Mit einem Bild des Verfassers. Berlin 1926, Erich Reiß. 219 S.

Borcherdt, Hans Heinrich. Der Renaissancestil des Theaters. Ein prinzipieller Versuch. Halle a. S. 1926, Max Niemeyer. 41 S. u. 10 Taf. M. 2,50.

Bühnenvertragsrecht mit kurzen Erläuterungen herausgegeben von Arthur Rosenmeyer und Gustav Aßmann. Berlin 1926, Otto Liebmann. 152 S.

Dahmen, Hans. Lehren über Kunst und Weltanschauung im Kreise um Stefan George. Marburg a. L. 1926, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 70 S. M. 3,–.

Der lebendige Pestalozzi. Eine Auswahl aus seinen Werken zusammengestellt und mit einer Einleitung versehen von Hermann Schneider (Kröners Taschen-Ausgabe, Bd. 49). Leipzig 1925, Alfred Kröner. 171 S. Geb. M. 2,75.

Dreyhaus, Hermann. Die Königin Luise in der Dichtung ihrer Zeit. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 95 S.

Friedrich Wilhelm III. Vom Leben und Sterben der Königin Luise. Eigenhändige Aufzeichnungen ihres Gemahls. Mitgeteilt und erläutert von H. O. Meisner. Berlin 1926, K. F. Koehler. 93 S. Geb. M. 4,40.

Goldschmidt, Kurt Walter. Buddha und Dionysos. Ein Zeit- und Weltbekenntnis. Berlin 1926, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt Engel & Toeche. 105 S. M. 2,–.

Gundolf, Friedrich. Cäsar im 19. Jahrhundert. Berlin 1926, Georg Bondi. 90 S. M. 3,– (5,–).

Harms, Rudolf. Philosophie des Films. Seine ästhetischen und metaphysischen Grundlagen. Leipzig 1926, Felix Meiner. 192 S. M. 8,– (10,–).

Heldburg, Freifrau von (Ellen Franz), Gemahlin des Herzogs Georg II. von Sachsen-Meiningen. Fünfzig Jahre Glück und Leid. Ein Leben in Briefen aus den Jahren 1873–1923. Leipzig 1926, Koehler & Amelang. 264 S. Geb. M. 10,–.

Höffding, Harald. Erkenntnistheorie und Lebensauffassung. Leipzig 1926, O. R. Reisland. 101 S. M. 4,50.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. XXVIII. Jahrgang. Herausgegeben von Karl Glossy. Wien 1926, Amalthea-Verlag. 181 S.

Jaller, Arthur. Doppeldenken. Grundlagen einer neuen Weltanschauung. Berlin 1926, C. A. Schwetschke & Sohn. 204 S. M. 6,50.

Jung, C. G. Psychologische Typen. Zürich 1925, Rascher & Cie. A. G. 708 S. Geb. M. 21,–.

Keyserling, Graf Hermann. Die neuentstandene Welt. Darmstadt 1926, Otto Reichl. 139 S. M. 6,–.

Klöckler, H. Freiherr von. Lehrbuch der astrologischen Technik für Laien (Kursus der Astrologie, Bd. I). Dresden 1926, Astra-Verlag. 88 S. M. 3,20.

König, Josef. Der Begriff der Intuition. (Philosophie und Geisteswissenschaft, 2. Bd.) Halle a. S. 1926, Max Niemeyer. 420 S. M. 16,– (18,–).

Kozma, Ludwig. Das Signetbuch. Mit einer Einleitung von Emerich Kner. Gyoma 1925, Isidor Kner. XIX. u. 50 Tafeln. Geb. M. 6,–.

Kühnel, Joseph. Von der „Enkelin Gottes". Gedanken über religiöse Kunst. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 128 S. Geb. M. 4,60.

Lucka, Emil. Torquemada und die spanische Inquisition. Mit 27 Abbildungen (Menschen, Völker, Zeiten, Bd. XI). Wien 1926, Karl König. 184 S.

Pempelfort. (Sammlung kleiner düsseldorfer Kunstschriften). Heft 9. Karl Koetschau, Frühe Bildnisse von Julius Hübner. 16 S. – 10. Hans Curjel, Landschaftsstudien J. W. Schirmers. 16 S. – 11. Walter Cohen, Johann Peter Hasenclever. 15 S. – 12. Bernd Lasch, Ein Künstlerkreis. 15 S. – 13. Karl Koetschau, Der Spaziergang am Ostermorgen von Theodor Schüß. 14 S. – 14. Oskar Walzel, Heinrich Heine. 16 S. – 15. H. W. Keim, Wegbereiter des neuen Europa. 15 S. – 16. Kurt Kamlah, Vom Düsseldorfer Schauspielhaus. 16 S. – Düsseldorf. L. Schwann.

Praehauser, Ludwig. Kunst und unerfüllte Pädagogik. Sieben Kapitel über Kunsterziehung und pädagogische Reformen. Mit 7 Bildnissen. Wien 1925, Österreichischer Bundesverlag. 330 S. Geb. M. 8,–.

Weber, Marianne. Max Weber. Ein Lebensbild. Mit 11 Tafeln und 2 Faksimiles. Tübingen 1926, J. C. B. Mohr. 719 S.

Zimmermann, Otto. Das Elternbuch. Ein Haus- und Erziehungsbuch für Eltern, die ihre Kinder zur Schule schicken. Stuttgart-Gotha 1926, Fr. A. Perthes, A.-G. 202 S. Geb. M. 4,80.

* * *

Bacon, Lord. Von irdischen Dingen. Eine Auswahl aus seinen Essays. Übertragen von Jakob Stephan. 103 S. M. 2,50 (3,50).

Levine, Israel. Das Unbewußte. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Anna Freud. (Intern. Psychoanalytische Bibliothek, Nr. XX.) Wien 1926, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 215 S. M. 8,– (10,–).

Kliutschewskij, W. Geschichte Rußlands. Herausgegeben von Friedrich Braun und Reinhold v. Walter. IV. Bd. Übersetzt von Reinhold v. Walter. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt und Berlin, Obelisk-Verlag. 423 S. Geb. M. 14,–.

Kataloge

Arabische und türkische Texte. Katalog 40. Hannover, Orient-Buchhandlung Heinz Lafaire K. G. 34 S.

Bibliotheca Biographica. Teil I/II. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co. 276 S.

Buchwesen und Schrifttum. Bibliographie. Antiquariats-Katalog 21. Leipzig, Tondeur & Säuberlich. 36 S.

Drucke des 16. Jahrhunderts. Katalog 27. Wien, V. A. Heck. 30 S.

Incunabula Typographica. Pars secunda. Lagerkatalog 725. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co.

Rheinischer Buch-Anzeiger. I, 4. Bonn, Friedrich Cohen.

Redaktionsschluß: 5. April

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5,–, Einzelheft Gm. 2,–.

Who is Who?

Von Adolf Busse (Neuyork)

Wer von uns Älteren möchte sich wohl nach den Lehren, die uns die Schicksalsjahre des Krieges gegeben haben, heut noch aufs Prophezeien verlegen? Und doch reizt nichts mehr zum spekulativen Durchdringen der Zukunft als das Problem Amerika. Wer will sagen, was das Geldverleihervolk der Erde literarisch im nächsten Menschenalter leisten wird? Denn trotz aller scheinbar überwiegenden Betriebsamkeit in Handel und Geldmarkt zeigen sich Ansätze und Möglichkeiten zu geistigen Leistungen, die nicht übersehen werden können. Ist an sich vieles in der Welt im Übergangszustand, wir in Amerika sind's ganz gewiß mit unserem materiellen wie geistigen Leben. Wo stehen wir? Genau da, wo Scheffauer im „Land Gottes" unseren Platz gezeichnet hat. Wohin streben wir? Darauf kann nur die Gegenfrage kommen: Hat Graf Keyserling unsere Zukunft richtig geschaut? Und ist er im Recht, — welche Spanne von Scheffauer zu Keyserling! Im geistigen Ringen drängt die Jugend mächtig vorwärts; es ist viel frisches europäisches Blut in ihr. Doch auch die Alten suchen dem neuen Geist der Zeiten gerecht zu werden. Aus dieser weiten Spanne Gegenwartsleben wollen die folgenden Blätter aus Amerika einige Proben geben.

William Lyon **Phelps**. Weder er selbst noch sonst ein Kenner unserer Literatur würde ihn zu den Jungen rechnen. Er kommt aus alteingesessenem puritanischen Stamme, steht im 61. Lebensjahr und hat seinen festen Platz im geistigen Amerika. Seit mehr als einem Menschenalter ist er Lehrer der englischen Literatur an der altehrwürdigen, im 17. Jahrhundert gegründeten Yale Universität, der zweitältesten des Landes. Dort ist er der Hüter der aus der engreligiösen Kolonialzeit der Union überlieferten Anschauungen über Politik, Kunst und Leben und hat Tausenden von Söhnen aus gleichem puritanischem Stamm den Blick für die englische und amerikanische Literatur vermittelt. Der europäische Leser mag sagen, sein Urteil sei echt amerikanisch; er liebt die Superlative. Aber der deutsche Leser vergesse nicht: liebt der Amerikaner die Superlative wie seine Frauen, so liebt der Deutsche die Komparative wie seine Parteien.

Ein Symposium über amerikanische Literatur würde sich durch bedauernswerte Unvollständigkeit auszeichnen, kämen dabei nicht auch Frauen zu Worte. An unserer literarischen Betätigung haben die Frauen einen sehr bedeutenden Anteil, weit größer als selbst der Aufsatz von Professor Phelps vermuten läßt. Ihr Gebiet ist neben dem Roman und bis zu einem gewissen Grade der Lyrik vor allem die „Short Story", also jenes Grenzland, in dem sich Geschäft und Literatur so nahe berühren und damit eine Verbindung zeitigen, die immer amerikanisch bleiben wird, wie sehr man sie auch in Europa und speziell in Deutschland nachahmen möge. Für die Tafel unseres Gastmahls hätten wir uns keine maßgebendere Fachgröße wünschen können als Blanche Colton Williams. Von Beruf ist sie Leiterin der Abteilung für englische Sprache und Literatur an dem ausschließlich für die neuyorker Frauenwelt von der Stadt unterhaltenen Hunter College. Ihr Wirkungskreis geht aber weit über diese Berufsstellung hinaus. Seit etwa anderthalb Jahrzehnten leitet sie die Übungen in „Short Story Writing" an der Columbia Universität in Neuyork. Ungezählt viele, die heut mit ihren Erzählungen in amerikanischen Wochen- und Monatsschriften ihr Brot verdienen, haben von ihr Methode und Stil für ihre Arbeit gelernt. Um die Hebung und künstlerische Verfeinerung dieser Arbeiten hat sie sich unbestreitbare Verdienste erworben. Ihr ist in erster Linie das Zustandekommen eines der ersten jährlichen Preisausschreiben zu verdanken, das die neuyorker Gesellschaft für Künste und Wissenschaften vor fünf Jahren ins Leben rief und unter das Schutzpatronat des als O. Henry bekannten Er-

zählers W. S. Porter stellte. Seit der Gründung dieser O. Henry-Preise steht sie an der Spitze des Preisrichterkollegiums, das alljährlich mehr als fünfhundert „Short Stories“ zu lesen hat, die zehn besten zu einem Bande sammelt und zwei davon mit namhaften Preisen krönt. Kein Preisausschuß wird gewöhnlich nach getaner Arbeit schärfer kritisiert als der ihre, ein Zeichen, daß sie mit ihren Kollegen sich ein eigenes Urteil bewahrt. Von welchen Gesichtspunkten dies bestimmt ist, geht aus ihrem Aufsatz deutlich hervor.

Daß unsere Frauen einen überwiegenden, angeblich sogar bestimmenden Anteil an unserem geistigen Leben haben, hat Europa und nicht zum wenigsten Deutschland oft genug als ein tadelnswertes, wenn nicht bedauernswürdiges Manko unserer Intelligenz hingestellt. Wie aber, wenn dies Urteil doch etwas vorschnell wäre? Unsere Frauen nehmen im völligen Einklang mit unserer geistigen Entwicklung ihren entsprechenden Anteil an allem, was geistige Produktion bedeutet.

Es würde daher dem Gesamtbild unseres Literaturbetriebes wenig entsprechen, käme an einer Tafelrunde wie dieser nur eine Frau zu Worte. Die tatsächlichen Verhältnisse fordern mindestens deren zwei. Daß es nun nicht eine von den in Phelps' Aufsatz genannten weiblichen Literaturgrößen ist, scheint mir ein besonders glücklicher Umstand. Denn Lula Vollmer, die hier das Wort über das Drama Amerikas ergreift, ist ein homo novus von echt amerikanischem Typ. Mit einer zähen Energie, die selbst für neuweltliche Verhältnisse erstaunlich ist und die dem deutschen Blut in ihren Adern alle Ehre macht, hat sie sich erst im verflossenen Lustrum literarisch durchgesetzt. Sie entstammt der weltentrückten, fast noch urwaldmäßig wilden Bergwaldgegend des Staates Carolina. Die geistige Notdurft der dortigen Bergbewohner hat ihre Seele seit den Kindertagen so bedrückt, daß sie ein schönes Teil ihrer bewundernswerten Energie für die Hebung dieser geistigen Verarmung eingesetzt hat. Starke Erfolge, bestehend in der Einrichtung und Erhaltung von Schulen, Volkshochschulkursen usw., haben dies Bemühen gekrönt. Der größere Teil ihres Strebens aber galt seit ihren Pensionstagen dem Zug zum Theater. Mit ein paar Dramen im Portfolio klopfte sie vor acht Jahren in Neuyork bei den Theaterdirektoren an; doch niemand hatte Verständnis für ihre Arbeit. Sie war den damaligen Kriegsjahren weit voraus geeilt. Um aber ihr tägliches Brot zu verdienen und doch in der ersehnten Theaterluft zu bleiben, suchte und fand sie Unterkunft am Verkaufsschalter einer Theaterkasse und harrte fünf Jahre lang auf diesem Posten aus. Dann kam das Ergebnis zähen Aushaltens. In dem sprichwörtlichen „über Nacht“ ward sie zur dramatischen Berühmtheit. Ihr erstes Drama „Sun Up“, ein Bild aus den Rekrutierungstagen der Kriegsmonate des Herbstes 1918, wurde zum Zugstück am Broadway, und bedeutete zugleich eine echte Tragödie im Ibsenschen Sinne. Mit „Shame Woman“ kam noch im selben Jahre der zweite Erfolg: die sexuelle Tragödie ihrer heimischen Bergwaldbewohner, die meiner Meinung nach dramatisch weit tiefer schürft und nachhaltiger wirkt, als Eugene O'Neills „Desire under the Elms“. Damit hat sich Lula Vollmer ihren Platz an der Literatursonne Amerikas erobert, eine von den sehr wenigen Frauen, die ihrer amerikanischen Mitwelt von den Bühnenbrettern herab sehr Ernstes zu sagen haben.

Mark van Doren ist mit seinen 31 Jahren wohl der jüngste unserer anerkannten Poeten. Zwar lebt er nicht in seinem heimatlichen Landstrich, aber wie Sandburg, Lindsay, Anderson u. a. stammt er aus dem sogenannten Mittelwesten. Seine Wiege stand im Staate Illinois, den Lindsay so tief in sein Herz geschlossen hat. Mit seinem Band „Spring Thunder and Other Poems“ hat er sich vor zwei Jahren allgemeine Anerkennung verschafft. Außerdem hat er zwei literarische Untersuchungen über Dryden und über Thoreau auf seiner Kreditseite, und mit seinem Bruder Carl zeichnet er als Herausgeber der „American and British Literature since 1890“. Im Hauptberuf ist er gegenwärtig außerordentlicher Professor der amerikanischen Literaturgeschichte an der Columbia Universität in Neuyork und im Nebenberuf literarischer Schriftleiter der Wochenschrift „The Nation“.

Die neue Dichtkunst Amerikas

Von Mark van Doren (Neuyork)

Autorisierte Übersetzung nach dem amerikanischen Manuskript

Seit etwa fünfzehn Jahren reden amerikanische Kritiker von einer neuen Dichtkunst der Vereinigten Staaten. Zu erklären, was sie damit meinen, dürfte ihnen etwas schwer fallen. Daß etwas Neues wirklich da ist, daran zweifelt niemand, der literarisch orientiert ist. Es ist zweifellos Lyrik und diese ist ebenso zweifellos neu. Dem Teil der amerikanischen Lesewelt, der sich für Lyrik interessiert, kam das Auftauchen dieser Verskunst unerwartet; sie war modern, zeitgemäß und unmittelbar; sie hätte in keinem anderen Zeitalter entstehen können; sie ist durchaus Amerika eigentümlich. Nur in wenigen Gesichtspunkten ließ sie sich mit der englischen Lyrik vergleichen. Beide eifern um verschiedenen Lohn, beide haben verschiedene Endzwecke. Es fehlt nicht an Kennern, selbst nicht in England, die dieser neuen amerikanischen Verskunst wegen ihrer Originalität und eingeborenen Kraft den Vorzug geben. Man kann daher auf jeden Fall von ihr als einer besonderen Einheit reden.

Ehe wir jedoch näher auf ihr Wesen eingehen, sei der gebührende Tribut den Bahnbrechern des 19. Jahrhunderts gezollt, die den Boden für die neue Verskunst bereitet haben. Die Dichter der Kolonialzeit Amerikas, also des 17. und 18. Jahrhunderts, waren in keinem Sinne typisch amerikanisch. In einzelnen Fällen konnten sie mit Stolz darauf verweisen, Stoffe aus Leben und Geschichte der neuen Welt gewählt zu haben, aber in der Behandlung ihrer Stoffe lag kein Grund zu solchem Stolz. Ihre Satire war nicht von der Samuel Butlers und Popes zu unterscheiden, und ihre zahlreichen Epen zeigten frostige Kälte und unterwürfige Abhängigkeit von den geistlosen Vorbildern der heroischen Dichter des zeitgenössischen Europas. Erst im vorgeschrittenen 19. Jahrhundert gewann die Poesie des neuen Kontinents Feuer und Form. Der erste bedeutende Dichter Amerikas war Ralph Waldo Emerson; noch schuldet ihm Amerika völlige Zuerkennung dieser Stellung. Emerson war nicht nur Philosoph und Schönredner, der für seine Nachfolger die geistige Unabhängigkeit von Europa proklamierte. Er war nicht nur der anregendste Denker und Essayist seines Jahrhunderts. Er war ursprünglicher und eindrucksvoller Dichter, seiner Zeit so weit voraus, daß wir noch immer nicht seinen vollen Wert erkannt haben. In seinen Versformen lehnte er sich an Überliefertes an, besonders an die englischen Dichter des 17. Jahrhunderts, die er wertschätzte. Aber sein Geist atmete, wie er selbst sagte, „aromatisches Feuer"; seine Dichtungen zeigen Knappheit, Glanz und Schönheit, und unsere heutigen amerikanischen Dichter könnten noch viel von ihm lernen. Beeinflußt hat er keinen mehr als Walt Whitman, und diesen fast ausschließlich. Letzteren hier wenigstens zu erwähnen, dürfte genügen, denn sein Ruf ist international. Seine freien Versformen, seine packende Art, Amerikas Zukunft in Kunst und Leben zu besingen, seine Verehrung der Demokratie, die Kühnheit im Bekennen seiner Leidenschaften, sein scheinbarer Mangel an Sorgfältigkeit, die nicht seltene Vollendung seiner Schöpfungen — all diese Züge sind bekannt. Emerson und Whitman sind die eigentlichen Vorläufer der modernen amerikanischen Dichtkunst. Vergessen dürfen wir freilich auch nicht Emily Dickinson, jenen schüchternen Schöpfergeist aus Neu-England, die trotz ihrer Einsamkeit auf so viele erstaunlich gute Einfälle kam, die so viele erquisite Verse schrieb und die ihren Nachfolgern unter den Dichterinnen Amerikas so klar die Bahn wies, die sie zu gehen hatten.

Und nun im 20. Jahrhundert mit seinen neuen Moden, dem Wetteifer und den Kampfprogrammen seiner Dichterschulen, finden wir als bedeutendsten lebenden amerikanischen Dichter einen, der alt und neu zugleich, oder bei Licht besehen, keins von beiden ist. Als vor wenigen Jahren die Dichterwelt der Vereinigten Staaten Edwin Arlington Robinsons fünfzigsten Geburtstag feierte, begrüßte sie ein einsames Dichtergenie, das schon 1897 angefangen hatte, seinen eigenen Weg zu gehen ohne besondere Rücksicht auf herrschende Ausdrucks- und Geistesrichtungen.

Band auf Band folgte in den ersten zwanzig Jahren unseres Jahrhunderts; da und dort fand sich wohl auch ein scharfsinniger Geist, der sich anheischig machte, Robinson zum Meister zu erklären. Doch die allgemeine Anerkennung kam spät; heute freilich ist sein Ruf gesichert. Seine Bedeutung liegt in zwei Richtungen. Vor allem: seine Kunst ist fehlerlos. In Reimen, Blankversen, erzählenden, lyrischen und reflektiven Strophen formt er nach strengem Verfahren wohl erwogene Gedanken. Keine Zugeständnisse irgendwelcher Art. Kein Haschen nach Volkstümlichkeit. Vielmehr schafft er für eine geistig rege, sophistisch angehauchte Minderheit, die Geduld besitzt, den verwickelten, formenreichen Offenbarungen seines Geistes zu folgen. Sodann spiegeln seine Ideen einen bedeutsamen Wechsel in der amerikanischen Einstellung dem Leben gegenüber wider. An der alten Selbstgefälligkeit, dem alten Optimismus, an der alten vor der Jahrhundertwende noch sich breitmachenden Unwissenheit hat er Todschlag begangen. Er predigt kein neues Evangelium, obgleich er der „Apostel der Unzulänglichkeit" genannt wird. Selten oder nie schwelgt er in Gemeinplätzen. Aber in seinen dramatischen und erzählenden Gedichten, in den Charakterskizzen und Versmonologen liegt kaum verschleiert der Glaube, daß Anfang und Ende des Lebens ekler Staub ist, daß Hoffnung und Enttäuschung sich einander ablösen, daß am Ende das Nichts steht. Kaum hat einer Klugheit als Tugend höher gewertet als er, und dabei ist bisher keiner mehr überzeugt von der Wertlosigkeit aller Klugheit in einer Welt, die sich so selten lenken läßt. „Lancelot" und „Merlin", zwei lange Erzählungen aus Camelot sind zweifellos seine Meisterwerke. Doch auch zahlreiche kürzere Dichtungen entfalten seine herrliche Befähigung, in das tiefste aller Probleme Amerikas einzudringen: wie soll das Land die Vorräte, die das Schicksal ihm so freigebig und doch so verwirrend gehäuft hat, geistig begreifen? Und diese Frage, trotzdem Robinson nie ein Wort darüber geäußert hat. Der Gegensatz seines Wesens liegt darin, daß er sich so entrückt gehalten hat und doch so erdennah gekommen ist.

Die eigentliche „Neue Dichtkunst" weist eine Anzahl Form- und Stilneuheiten auf, die Robinson noch fremd sind. Sie stammen teilweise aus fremdländischem, teils aus heimischem Einfluß. Der ausgesprochen fremde Einfluß bewirkte zwischen 1910 und 1920 das Hervortreten der Imagisten (the Imagists). Es wäre wohl eine bequeme, aber kaum sehr einfache Aufgabe, diese Bilderdichter auf Frankreich zurückzuführen. Dort kannte man den „vers libre", dort legte man besonderen Nachdruck auf die Sauberkeit der poetischen Technik. In England entstand dieselbe Bewegung zur selben Zeit wie in Amerika, und freundschaftliche Beziehungen zwischen einzelnen Beteiligten schufen eine engere Verbindung. Man kann das alles ruhig zugeben, die Bewegung selbst bleibt doch eine in ihren Ursprüngen amerikanische; hier wenigstens diente sie einem bedeutsamen Zweck. Denn die Imagisten, zu denen als Amerikaner die verstorbene Amy Lowell, Hilda Doolittle (H. D.), Ezra Pound und J. G. Fletcher gehören, protestierten gegen Rhetorik, Gefühlsseligkeit und Lückenbüßerei. Verse zu machen war leicht geworden — d. h. man hatte den Blick für echte poetische Ware verloren. Dementgegen pflegten die Imagisten den „vers libre" nicht um seiner selbst willen, sondern weil er von ihnen Selbstzucht im Handhaben des Ausdrucks und Rhythmus verlangte. Das einzelne Wort mußte nach seinem poetischen Wert innerhalb der Gesamtdichtung gewählt und eine so vollkommene Wirkung des Ganzen für die denkbar höchste Befriedigung der sinnlichen Wahrnehmung erzielt werden, wie sie menschlicher Scharfsinn nur schaffen konnte. So entstanden unzählige Verse, die dem nicht günstig eingestellten Publikum ein Ärgernis waren, einige wenige freilich auch von bleibendem Wert. Die Bewegung hatte das Gute, daß sie den Schutt beseitigte und ehrliches Bemühen um Verstechnik wieder betonte; im übrigen aber hat sie sich heute überlebt. Amy Lowell ist nicht mehr, und Fletcher verlebt ein schweigsames Alter in England. „H. D." freilich bewahrt sich mit ihren ernsten, leidenschaftlichen und wegen ihrer genauen Form und wohlgefeilten Schönheit als griechisch angesprochenen Dichtungen eine Sonderstellung. Pound, der zur neuen Richtung neben seiner vortrefflichen persönlichen Note Humor und Heiterkeit hinzutrug, verzapft von europäischen Hauptstädten aus literarische Weisheit und Auskunft. Ein jüngeres Mitglied der Gruppe,

T.S. Eliot, ohne Grund mit Pound gewöhnlich zusammen genannt, lebt heut in London als vielversprechendes Talent. Er hat sich nie zu den Imagisten bekannt, zeigt aber in seinen Unterstellungen, dem Betonen des Verstandesgemäßen, und dem eliptischen Stil manche Eigentümlichkeiten dieser Schule. Sein „Waste Land" ist die Bibel einer Dichtergeneration, die wie er vom Leben enttäuscht ist und an den Verfall der westlichen Zivilisation glaubt. Nach Form und Inhalt ist dies Buch ein kraftvoller Ausdruck solcher Überzeugung und wird zweifellos noch lange als Markstein dafür gelten.

Zahlreicher und wichtiger als all diese sind für das Erstehen einer amerikanischen Dichtkunst die Neuerer heimischen Ursprungs gewesen. Der volle Einfluß der Indianer- und Negerpoesie muß sich noch auswirken. Mary Austin und andere Dichter und Schriftsteller haben neuerdings der hochwertigen Dichtung der nordamerikanischen Indianer ihre Aufmerksamkeit geschenkt, nachdem ihre Lieder vom Bureau of American Ethnology und ähnlichen gelehrten Anstalten mit glücklicher Hand fast lückenlos gesammelt waren. Mrs. Austin prophezeit, daß in Zukunft amerikanische Dichter für ihr Wissen um die poetische Bemeisterung der amerikanischen Landschaft und für ihr Bemühen, ihre Ausdruckskunst dem Rhythmus des heimischen Naturwebens anzupassen, auf die Indianer zurückkommen werden. Noch sind allerdings Anzeichen dafür nicht zu bemerken. Die dem allgemeinen Publikum vertraute Poesie der Neger hat dagegen bereits hie und da der Dichtkunst ihren Rhythmus vermittelt und wird bald merklichen Einfluß zeigen. Die beachtenswertesten Neuschöpfungen sind jedoch aus dem neuen Naturell des amerikanischen Lebens selbst hervor gegangen. Dies Naturell ist realistisch und kritisch und neigt, jeweils entweder zum Zynischen oder Spirituellen oder zum „ennui". Die daraus geschöpfte Dichtkunst müht sich redlich dies Naturell durch Frische in der Form und Bedeutsamkeit des Stoffs zum Ausdruck zu bringen. Unter solchem Antrieb haben sich vier untereinander ganz verschieden Geartete bedeutenden Dichterruhm erworben, es sind dies: Edgar Lee Masters, Vachell Lindsay, Carl Sandburg und Robert Frost.

Die ersten drei sind aus Illinois gebürtig, dem Staate, der im allgemeinen als der Schlüssel zum sogenannten Mittelwesten gilt. Es ist nicht gerade der von der Zivilisation meistbegnadete Teil der Vereinigten Staaten, aber in mancher Hinsicht der lebenskräftigste und eigenartigste. Masters wurde 1914 berühmt durch die Veröffentlichung seiner „Spoon River Anthology", einer Reihe reimloser Grabschriften etwa nach der Art der Grabschriften griechischer Anthologien; wahre Geschichten aus dem Leben kleiner Illinois-Dörfer. Ihre Wahrheit bestand eben darin, daß sie von verstorbenen Leuten erzählt wurden. Zu ihren Lebzeiten hatten diese Leutchen anders geredet, hatten die landläufige Moral Amerikas anerkannt und in einzelnen Fällen die schändlichste Scheinheiligkeit getrieben. Mit bitterer Ironie legt Masters ihre Seelen bloß, jetzt, nachdem ihre Leiber in Staub zerfallen, und liefert damit den bis heute noch beißendsten Kommentar zu gewissen „amerikanischen Idealen". Er zeigt wie diese Ideale zu Hemmung und Heuchelei führen. Er bekämpft Gefühlsduselei, fördert geistige Freiheit und zerstört vor allem den Aberglauben, der im amerikanischen Dorfleben ein Idyll sieht. Masters hat noch andere Sachen geschrieben, einige hervorragend gute; aber die Anthologie bleibt sein Meisterstück und damit eins der interessantesten Bücher Amerikas.

Lindsay, aus demselben Zeitabschnitt stammend, schlug einen vollständig verschiedenen Ton an. Im Vergleich zu Masters ist er naiv und kindlich, denn er nährt einen geradezu mystischen Glauben an die Stadt, das Springfield des Abraham Lincoln, und den Landstrich, dem er mit Hingabe sein Dasein weiht. Wie ein Prediger in der Wüste ruft er das amerikanische Volk zurück zur Einfachheit des Empfindens, aus dem es seiner Meinung nach seine erste Begeisterung geschöpft hat. Er umfaßt die Menschheit in Liebe und gibt sich seiner Gemeinde, der er predigt, ganz hin. Diese Gesinnung zeigt sich im Klang und Rhythmus seiner Verse, die an ihren eigenartigsten Stellen etwas vom „Jazz" an sich tragen; sie sind laut, hellklingend und volltönend. Um seine Dichtungen recht zu würdigen, muß man sie laut vorlesen unter Begleitung lebhafter Gesten und unter Beachtung der Anweisungen, die er am

Rand für das Vorlesen gibt. Seine Art zeigt sich am besten in „The Congo“, typisch in jeder Beziehung, eine Vision der schwarzen Rasse, wie sie aus ihrer ursprünglichen Roheit emporsteigt zur goldenen Zivilisation unserer Tage. Pauken dröhnen, Medizinmänner schreien, und zuletzt erscheint in einer Wolke Christus. Ein höchst vollendetes, durchschauerndes Werk, das Lindsay in seinen späteren Dichtungen kaum wieder erreicht hat. „The Santa Fe Trail“ und „General William Booth Enters Heaven“ könnten ihm vielleicht den Rang streitig machen. In der amerikanischen Literatur hat Lindsay eine einzigartige und doch wohl auch bezeichnende Stellung.

Sandburg ist der inoffizielle „poeta laureatus“ Chikagos. Er verhilft dem rauhen, brutalen und erstaunlichen Leben der modernen Industriezentren zum Ausdruck, und zwar nicht nur durch das, was er sagt, sondern auch durch die Art, wie er es sagt. Er redet von Schlachthäusern, Stahlwerken, polnischen Arbeitern und Kohlenruß; und er sagt das alles in langen, freien, langausschreitenden Zeilen, die er sich selbst erfunden hat. Er hat ziemlich viel kritische Veranlagung. Das Leben, das er mit solcher Kraft ausdrückt, schätzt er richtig ein. Doch hat er Mitgefühl mit den Menschen, auf die seine Dichterwahl verfällt; er freut sich über ihre Energie und ist dem „cant“ in jeglicher Form geschworener Feind. So rauh und direkt sein Vers auch erscheinen mag, nach den Regeln seiner eigenen Technik ist er in hohem Maße kunstgerecht; in seinen jüngeren Dichtungen hat er sich zarteren und freundlicheren Themen zugewandt, ohne die Ehrlichkeit der früheren Stimmung preiszugeben.

Frost ist eine Stimme aus Neu-England, jenem malerisch schönen aber dekadenten Landesteil, wo man einst mit Strenge amerikanische Tugendhaftigkeit übte, wo heut aber der Einwanderer sein Arbeitshaus und der wohlhabende Bürger Neuyorks oder Bostons den Tummelplatz für seine Sommerfrischen finden. Frost schreibt langsam und druckt mit Vorsicht; allein die Güte seines Werks steht so hoch, daß er oft und mit Recht neben Robinson gestellt wird. Er hat sich einen gemächlichen, der Umgangssprache angepaßten Blankvers geschaffen, in dem er mit Kennerblick Ton und Stimmung des alten Neu-Englandstammes wiedergibt. Jedoch ist er ein Lokalmaler und kein Vergangenheitschronist. Er ist sich der Veränderungen wohl bewußt, denen jener Teil der Vereinigten Staaten unterworfen gewesen, und hat ein volles Verständnis für die menschliche Natur in ihren weiteren Beziehungen. Er ist in jeder Hinsicht amerikanischer Schriftsteller, nachdenklich, scherzhaft, geruhsam und tiefgründig; auf lange Zeit hin wird er nicht vergessen werden. Wir verdanken ihm allerlei scharfe Beobachtungen. Seine Verskunst ist mannigfach und spitzfindig. Er verdiente es, im Auslande besser bekannt zu werden.

Der Raum gestattet mir nicht, auf manche anderen Dichter von Bedeutung einzugehen. In den letzten Jahren hat Edna St. Vincent Millay unter der jüngeren Generation einige Aufregung verursacht mit ihrem harmonischen und verständnisvollen Eindringen in Stimmung und Stellungnahme des neuen Jahrhunderts, die beide trotz ihrer Neuheit doch so alt sind wie die Griechen. Ihr Versmaß ist klassisch, ihr Verstand emanzipiert; und dabei stammen aus ihrer Feder mehrere Dutzend der ausgefeiltesten Liebeslieder. William Ellery Leonard, Autor mehrerer verschiedenartiger Gedichtbände, hat vor einiger Zeit dem Buchhandel ein langes erzählendes Poem freigegeben, das er mehr als ein Jahrzehnt sich und seinen Freunden vorbehalten hatte. „Two Lives“ heißt dies Meisterstück; es wird oft Dehmels „Zwei Menschen“ an die Seite gestellt und ist zweifellos eine der bedeutenden Dichtungen Amerikas. Es behandelt die verstandesklare Darlegung zweier tragischer Lebensschicksale, hinter deren einem wir des Dichters eigenes zu suchen haben; stellenweise steigt die Dichtung zu Höhen der Schönheit und Einsicht, wie sie kaum ihresgleichen in der amerikanischen Dichtkunst haben. Neuerdings ist außerdem ein kalifornischer Dichter, Robinson Jeffers mit Namen, auf der Bildfläche erschienen mit mehreren erzählenden Dichtungen im heroischen Stil, die metaphysisches Denken und meisterhafte Fähigkeit und Fertigkeit in der Handhabung rhythmischer Prosa verraten.

Doch das Gesagte mag zur Genüge erweisen, daß die heutige amerikanische Dichtkunst so viel Leben birgt wie irgendeine andere der Völker der westlichen Hemisphäre.

Die amerikanische Novelle

Von Blanche Colton Williams (Neuyork)

Autorisierte Übersetzung nach dem amerikanischen Manuskript

In den zehn Jahren von 1915 bis 1925 habe ich mehr als 25 000 Novellen gelesen. Von den Beobachtungen, die ich dabei machte, habe ich eine Reihe an anderer Stelle niedergelegt; hier kommen namentlich die folgenden drei in Betracht; erstens ist die Novelle, da sie ihrer Natur nach die größte Mannigfaltigkeit für die verschiedensten Geschmacksrichtungen zuläßt, heutzutage in Amerika in steigendem Maß die bevorzugte Form der Unterhaltungslektüre geworden; zweitens ragen über einen dem populären Geschmack entsprechenden Durchschnitt mehr Beispiele einer überlegenen Erzählerkunst hinaus als in früheren Jahrzehnten; und drittens ist die Novelle mehr denn je journalistisch.

Wenn ich „journalistisch" sage, so denke ich dabei an die für die Tagesarbeit des Journalisten erforderlichen ephemeren Eigenschaften: leichte Lesbarkeit, leicht durch Verwendung der schnell sich ändernden täglichen Umgangssprache; rasches, dem Wesen des Jazz-Zeitalters sich anpassendes Tempo; Zeitgemäßheit, die eine Leserwelt fesselt, welche nur für die Gegenwart Interesse hat, sei es der neueste Eheskandal oder Sensationsmord. Dieser journalistische Zug der Novelle darf nicht mit Geschäftstüchtigkeit zusammengeworfen werden, oder höchstens nur insofern, als Geschäftstüchtigkeit die Signatur des heutigen Amerika und deshalb zu künstlerischer Behandlung geeignet ist. Gesetzt den Fall, daß eine bestimmte Zeitschrift gewisse Erzählungsrequisiten verlange, z. B. eine Verbindung von Geschäft und Liebe mit gutem Ausgang, und daß sie damit der Nachfrage ihres Leserkreises entspreche: der Herausgeber braucht dann nicht auf Bestellung gearbeitete Erzählungen zu suchen, denn einige schreiben von selbst, da die Novellenschreiber ebenso verschieden geartet sind wie die Novellenleser, die gerade gewünschte Art Erzählung.

Indessen schafft sich ein Künstler bei einiger Dauer seiner Wirksamkeit sein Publikum selber und entwickelt seine Kunst bis an die Grenzen ihrer Möglichkeit. Allerdings sprechen der heutigen Novelle gewisse Beurteiler hervorragende Bedeutung ab, meines Erachtens aber nur, weil sie nie die ganze Produktion eines Jahres, einerlei, ob 1875 oder 1925, gelesen haben. An die paar Novellen des Jahres 1925, die sie zufällig lesen, legen sie den Maßstab der besten Novellen von Poe, Aldrich, Bret Harte, Stockton, Stevenson, Bierce an — die man nun einmal gelesen haben muß. Dabei vergessen sie, daß auch diese Namen nicht immer unter so hervorragenden Meisterstücken standen wie „The Cask of Amontillado", oder „The Luck of Roaring Camp", oder „Marjorie Daw", oder „The Christmas Wreck", oder „The Occurence at Owl Creek Bridge", oder „The Sire de Maletroit's Door" (Amerika nimmt Stevenson, wenigstens teilweise, gern für sich in Anspruch). Und weiter vergessen sie, daß, wenn diese Novellen heut zum erstenmal veröffentlicht würden, sie nicht das geringste Aufsehen erregen würden. Fordert man sie auf, ein für die Novelle bedeutsames Jahr vor 1900 zu nennen, so erwidern sie: „Zeigt uns die guten Novellen von 1925!"

Darauf ist die gegebene Antwort: „Nehmt die Anthologien vor!" Die seit 1919 veröffentlichten Bände der O. Henry-Gedächtnisstiftung legen alljährlich Zeugnis ab von Novellenschreibern, Kritikern und Herausgebern. Seit 1915 gibt Edward J. O'Brien jedes Jahr „The Best Short Stories of America" heraus, hat auch eine Anzahl Musterstücke ausgewählt, doch ist seine Wahl nicht selten dadurch beeinträchtigt, daß er Genie findet, wo keins ist, oder daß er durch ein besonders individuelles Temperament beeinflußt wird, oder — und das mehr als einmal — daß er keinen Wert auf die Form legt, die er anscheinend mit Schablone zu verwechseln fürchtet. Die Preisrichter der O. Henry-Gedächtnisstiftung sind vielleicht ebenso subjektiv in ihrer Auswahl, aber die Verschiedenheit der Urteile wirkt hier ausgleichend. Dasselbe gilt, mit einer Abweichung, von der Anthologie „The World's Short Stories of 1925". Diese Sammlung, die voraussichtlich jährlich fortgesetzt werden soll, beruht direkt auf dem Urteil

von Herausgebern. „Die ‚New York World‘ forderte die Herausgeber von sechzehn führenden amerikanischen Zeitschriften auf, ein jeder solle unter den von ihm im Lauf des Jahres in seiner eigenen Zeitschrift veröffentlichten Novellen diejenige bezeichnen, die ihm persönlich am besten gefalle,“ sagt William Johnston in seinem Vorwort. Damit ist nahezu Allgemeingültigkeit des Urteils dem Band als Ganzem gesichert.

Einige Anthologien zum Schul- oder allgemeinen Gebrauch sammeln sowohl das Beste von heute wie auch das Bewährte aus früheren Tagen in ihre Scheunen. Die von H. C. Schweikert gesammelten und herausgegebenen „Short Stories“ (Neuyork 1925) veranschaulichen den Fortschritt der Kunst von Poe bis Hergesheimer und bringen außerdem europäische Stücke von Dumas bis Tschechow. Der alte Kenner Fred L. Pattee hat soeben bei Dutton eine ähnlich umfassende Anthologie herausgebracht. Das letzte Werk des „Doyens der amerikanischen Literatur“ William Dean Howells verfolgte ein ähnliches Ziel. Aber es gibt für den Anthologisten auch noch andere Gesichtspunkte als den der geschichtlichen Entwicklung. Er wählt etwa, wie Joseph Lewis French in seiner Sammlung „Great Ghost Stories“ oder wie Dorothy Scarborough in ihren beiden Bänden „Famous Modern Ghost Stories“ und „Humorous Ghost Stories“, die besten Erzählungen aus dem Gebiet des Übernatürlichen aus. Vier Bände Abenteuergeschichten, „Masterpieces of Adventure“, hat Nella Braddy vereinigt; Novellen von großen Schriftstellern hat man gesammelt; man hat die Zeitschriften nach frühen Arbeiten von Männern und Frauen durchsucht, die später berühmt geworden sind, und hat damit Bände gefüllt, die zu zahlreich sind, als daß sie auch nur titelweise angeführt werden könnten. Schon hundertmal veröffentlichte Erzählungen sind von irgendeinem Herausgeber nach irgendeinem neuen Gesichtspunkt aufs neue zusammen- und herausgebracht worden. Es erscheinen Anthologien aus Sondergebieten oder solche, die die Tendenz der Novelle in einer besonderen Gegend Amerikas dartun wollen; so hat John Frederick in seinen „Stories from the Midland“ die Novelle des mittleren Westens ausgebeutet. Amerikaner, die in andern Weltteilen leben, haben Sammlungen veranstaltet, wie beispielsweise „Short Stories Written in Shanghai“. Aber geschehe es nun in dieser oder jener Absicht: heute wie nie zuvor sammeln Schriftsteller, Kritiker und Herausgeber die flüchtigen Blätter, die diese Erzeugnisse enthalten, und verhelfen ihnen so zu verhältnismäßiger Dauer. Diese Bücher sind um so wertvoller, je mehr Namen und Titel sie wiederholen, denn je mehr Richter, um so größer die Möglichkeit richtiger Urteile.

Wer sind nun nach Ansicht des großen Publikums, der Kritiker und der Anthologien-Herausgeber die besten dieser Schriftsteller? Laien und Fachleute sind sich einig in der Anerkennung der Sterne höherer Ordnung, deren Leuchtkraft von dem Umfang wie von dem Rang ihres Werkes ausstrahlt. Wilbür Daniel Steele, unter den Novellisten der Jahre 1920—1925 der erste, Fannie Hurst, Irvin Cobb, Gouverneur Morris, Elsie Singmaster, Edna Ferber, Booth Tarkington stehen an erster Stelle. Die Zahl ihrer ausgezeichneten Geschichten stempelt sie vorzugsweise zu Novellisten. Edna Ferber und B. Tarkington schreiben auch Romane; beide zeigen feines Verständnis für die Form und den Unterschied der beiden Gattungen. Das gilt auch von B. Tarkington, ungeachtet seiner Gleichgültigkeit gegen die Form. Man kann die Frage aufwerfen, ob nicht Tarkington und Edna Ferber durch ihre Betätigung auf dem Gebiet der Novelle viel zur Kürze und Prägnanz des heutigen Romans beigetragen haben. Ihre mit dem Pulitzer-Preise gekrönten Romane „Alice Adams“ und „So Big“ (Tarkington trug übrigens den jährlich verliehenen Preis auch diesmal wieder davon) beschränken sich auf das unbedingt Notwendige. In ihrer Knappheit und Formvollendung bilden sie den Gegenpol zu einem andern Preisroman, Anne Parrish's „The Perennial Bachelor“, der einem weitverzweigten Baume gleicht, um nicht zu sagen, daß er der Dreideckerklasse angehört, wie Romain Rollands „Jean Christophe“ oder Jakob Wassermanns „Christian Wahnschaffe“.

Aber zurück zu Namen erster Größe. Edith Wharton gehört dazu; sie ist auch eine unserer besten Romanschriftstellerinnen. James Branch Cabells Platz ist hier, denn obwohl er im wesentlichen Romane schreibt, hat er auch vier recht tüchtige

Novellenbände veröffentlicht: „Chivalry“, „Gallantry“, „The Line of Love“, „The Certain Hour“.

Es liegt nicht im Bereich dieses Artikels, die individuellen Vorzüge dieser Schriftsteller zu zergliedern. Wir können nur kurz die den Besten gemeinsamen charakteristischen Züge hervorheben: die scharfe Erfassung der Begebenheit, die den Kern der Novelle bildet; die glühende Phantasie und Erfindungskraft; die Kenntnis der Erzählungstechnik und die Fähigkeit, sie wirksam zu handhaben; ein Gefühl für die Harmonie von Wahrheit und Schönheit, das immer mit dem Verständnis für die Gesetze der Architektur, des Rhythmus und der Farbe eng verknüpft ist; die Kunst der Suggestion, die dem Leser die Empfindung vermittelt, daß er an der Erschaffung der Geschichte mitarbeite; die Kraft, Gefühle und Gedanken durch die Freuden und Leiden der Charaktere zu erwecken, die ihr Leben aus der Lebenskraft des Verfassers saugen; das Geschick, in der Seele des Lesers oder Kritikers die befriedigende Empfindung zu hinterlassen, als habe man in einem Tautropfen die Totalität der Welt erlebt, abgerundet, durchsichtig und klar.

Als Beispiele für die Erfassung irgendeines Ausschnitts des amerikanischen Lebens, für Fruchtbarkeit, Schöpferkraft und Unterhaltungsfähigkeit könnte ich den vorstehenden Namen noch manche beifügen. Die bloße Aufzählung dieser Autoren wäre aber für einen ausländischen Leserkreis ohne Bedeutung. Ein Beispiel möge genügen. Harriet Welles ist in einer Anzahl Anthologien mit drei oder vier Novellen vertreten, von denen eine (einschließlich der Übersetzungen) fünfundzwanzigmal abgedruckt worden ist. Ein erfreulicher Gedanke ist, daß mehrere dieser Männer und Frauen, die ein paar ganz vorzügliche Novellen geschrieben haben, es damit genug sein lassen, weil sie das Leben mehr lieben als die Literatur. So folgt z. B. Harriet Welles dem Flaggschiff ihres Gatten, eines Admirals, rund um die Welt. Ein Romandichter muß vor allem einen Beruf oder wenigstens eine Beschäftigung haben, denn er muß sich mit dem Leben befassen. Es ist nicht überraschend, daß mehr als ein bedeutender Schriftsteller in andere Bahnen gelenkt wurde oder dem Leben gefolgt ist anstatt der Kunst, das Leben darzustellen. Das Verhältnis zwischen Leben und der Wiedergabe dessen, was man vom Leben erschaut, ist immer sehr zarter Natur.

Ich habe oben gesagt, daß die Novelle die größte Mannigfaltigkeit für die verschiedensten Geschmacksrichtungen zulasse. Amerikanische Schriftsteller stammen von vielerlei Rassen: der alte Stamm der Puritaner und Kavaliere bildet noch immer das Rückgrat, zu dessen Gliedern Steele, Cobb, Tarkington und Cabell gehören; die deutsch-jüdischen Schriftsteller zweiter oder dritter Generation in Amerika sind die Rippen der heutigen Prosadichtung und werden von Fannie Hurst oder Edna Ferber vertreten. Der neue Stamm, der frisches Blut bringt, ist verkörpert in Anfia Yezierska aus Polen, Achmed Abdullah aus Afghanistan, Konrad Bercovici aus Rumänien, Rose Cohen aus Rußland. Vielleicht treibe ich den Vergleich nicht zu weit, wenn ich behaupte, daß, wenn die amerikanische Novelle in Gefahr ist, an Atrophie zugrunde zu gehen, diese Neuankömmlinge sich als die Organe erweisen könnten, der ursprünglich amerikanischen Form neues Leben einzuflößen.

Diese Schriftsteller sind ebenso verschieden in ihren Lebensinteressen und Berufen, die zum Leben des Schriftstellers nötig sind, wie die Lebensinteressen ihrer zahlreichen Leser. Wie der Name Joseph Conrad mit dem Meer und einem Schiff verknüpft war und ist, wie der Name Kipling in den neunziger Jahren die Vision von Bombay oder Kalkutta und von dem jungen Journalisten an seinem Pult erweckte, so läßt der Name Fannie Hurst eine Reihe Bilder erstehen von einer, die das Leben vom Geschäft, das Hungerlöhne zahlt, vom Warenhaus und Restaurant bis zu den Künsten und Handfertigkeiten der Innendekoration und der Bühne erforscht hat. Elsie Singmaster bewegt sich unter den einfachen Lebensverhältnissen der Deutschen in Pennsylvanien, Edith Wharton in den Salons der alten Welt.

Sie sind verschieden in ihren Tendenzen. Eins haben sie gemeinsam — lesbar zu sein, um gelesen zu werden. Aber Edith Wharton findet ihren Leserkreis unter den Literaten, Künstlern und in der vornehmen Welt, wie O. Henry seinen unter den Millionen von Neuyork und den andern Mil-

lionen der Erde fand. Booth Tarkington zeichnet den erwachsenen Amerikaner in manchem Band („In the Arena“, „Turmoil“, „Alice Adams“), wie er den amerikanischen Knaben und das amerikanische Mädchen in „Penrod and Seventeen“ und „Women“ zeichnet; und wenn seine Laufbahn abgeschlossen sein wird, werden wir erkennen, daß sein Werk einem Epos des modernen Amerika gleichkommt. Und doch hat die einzelne Novelle ihren Eigenzweck. „Cornelia of the Mountain“ muß in unterhaltender Weise das junge Mädchen, das seinen Lehrer liebt, malen, wenn ihr jugendliches Reifen in den Band „Women“ aufgenommen werden soll, da „Women“ den Frauentypus am Anfang des 20. Jahrhunderts darstellen soll.

Das unmittelbare Ideal all dieser Erzähler ist: zu unterhalten, indem sie entweder die Empfindsamkeit des Lesers verletzen, oder ihn zum Weinen oder Lachen bringen, oder irgendeinen Satz beweisen wollen, der in dem konkreten Fall der Geschichte aufleuchtet. Geschichten der ersten Art erscheinen in Zeitschriften, deren Titel schon Abenteuergefühle wecken — Zeitschriften, deren Leser die Sensation suchen. Es bleibe nicht unerwähnt, daß, wenn der Vater der modernen Novelle noch am Leben wäre, er sein Publikum unter diesen Lesern finden würde. Wären „Berenice“, „The Cask of Amontillado“ und „The Pit and the Pendulum“ im Jahre 1924 geschrieben, so würden sie 1925 in Zeitschriften erscheinen, die es sich zur Aufgabe machen, den Leser zu erschüttern und aufzuregen. Das Ideal braucht nicht als niedrig betrachtet zu werden. Eine zweite Gruppe appelliert an das Volk. „England to America“ von Margaret Prescott Montague; „Humoresque“ von Fannie Hurst; „The Trial in Tom Belcher's Store“ von Samuel Derieux; „Contact“ von Frances Noyes Hart; „Not Wanted“ von Jesse Lynch Williams, „For They Know not What They Do“ von Wilbur Daniel Steele — gehen auf Volkstümlichkeit aus. Sie sind sämtlich zuerst in Zeitschriften erschienen, dann in Buchform veröffentlicht und in einer oder mehreren Anthologien wieder abgedruckt worden.

Im Herzen des patriotischen Musikanten in „Humoresque“ herrscht die Liebe zur Heimat. Aber der Mutter bedeutet der Ruf des Vaterlands nichts im Vergleich zur Mutterliebe, die den Sohn bleiben heißt. Vom Stamm derer, die seit der Klage Davids immer wieder den Wehruf: „Mein Sohn! Mein Sohn!“ angestimmt haben, ist diese Mutter in ihrem schließlich erzwungenen Verzicht eine Apotheose des mütterlichen Opfers. In „Contact“ leidet Janet im Kampf um den Verzicht auf ihren toten Geliebten; ihr Sieg ist schön, wie das Unterliegen der jüdischen Mutter tragisch ist. Höchstes Leid und Opfer finden wir in „For They Know not What They Do“, worin die Mutter alles, was ihr das Heiligste ist, in einer edlen Lüge aufgibt, um ihren Sohn vor dem Wahnsinn zu retten, der seinen Vater und seine Vorväter umnachtete. Elterliches Kindesopfer ist das herrschende Motiv in „Not Wanted“, obwohl das Ende glücklich ist, indem Junior schließlich den Vater wiederfindet. Gewöhnlich ist das Ende für den Erwachsenen ohne Milde, z. B. in „Humoresque“, wahrscheinlich weil das Leiden als das wahrhaft Eigentümliche des Lebens empfunden wird. Die Geschichte vom Kreuz hat fast zweitausend Jahre lang Millionen beherrscht.

Volkstümlich ist auch die humoristische Novelle, worin der Amerikaner Hervorragendes leistet. Mark Twains „The Jumping Frog of Calaveras County“ war lange Zeit hindurch der Höhepunkt dieser Gattung, die durch das Gefühl für das Lächerliche reinigend wirken will, wie die „Frösche“ des Aristophanes das hohe Vorbild dieser Art für die Griechen waren. Aber neuerdings bevorzugt der Leser zahlreiche Nachfolger Mark Twains, obwohl sie seiner Größe entbehren. Humor ist immerhin eine Modesache. Gerade jetzt ist es in Amerika Mode, sich über Ring Lardner, Octavus Roy Cohen, George Ade, Richard Connell und Thomas Beer zu amüsieren — Mode, weil diese Schriftsteller und eine Anzahl andere unsere Schwächen zu treffen, zu übertreiben, zu karikieren, komische Situationen zu schaffen, kurz uns lachen zu machen wissen. Der Vorstand der Society of Arts and Sciences setzte, wie üblich, drei Preise für die besten Novellen des Jahres 1925 aus. Ein Preis von 500 Dollar wurde Julian Street für „Mr. Bisbee's Princess“, einer der humoristischsten Geschichten des Jahres, zuerkannt, die in komischer Weise den Kampf zwischen Realismus und Romantik um die Seele Bisbees vorführt.

Ich wurde 1924 durch „The Most Dangerous Game" von Richard Connell, 1925 durch „The Blue Murder" von Wilbur Daniel Steele und „Splendid with Swords" von Wythe Williams erschüttert. Über Margaret Montagues „England to America", 1919 zuerst veröffentlicht, und über Frances Noyes Harts „Contact" (1920) habe ich Tränen vergossen. Ich habe gelacht über die „Syrian Tales" von Albert Payson Terhune, die Negergeschichten von Octavus Roy Cohen, über verschiedene Schulschnurren von Mariel Brady und Elinor Cowan Stone und über die laute Satire von Irvin Cobb.

Aber um zu meiner Einteilung zurückzukehren, will ich noch kurz über die dritte Gruppe sprechen: die Problem-Novellen. Dieser Zweig blüht mehr denn je. Edith Whartons Novellen sind unterhaltsam, aber nie, ohne der Seele des Lesers einen leitenden Gedanken eingeprägt zu haben. „Ethan Frome", trotz ihrer ziemlich ausgedehnten Länge oft als beste amerikanische Novelle genannt, hinterläßt den Eindruck einer griechischen Tragödie: ein Mann wird durch die Erfüllung der Lust vernichtet; er findet sein Schicksal, indem er davor flieht. Wilbur Daniel Steele ist amüsant, und auch bei ihm bleibt mehr der Gedanke haften als die Erinnerung an eine einzelne Erzählung. Die Einzelheiten seiner „Marriage in Kairwan", die blitzartig die Unterschiede geschlechtlicher Standpunkte beleuchtet, mögen verblassen, aber nicht das Problem. Ich könnte „The Man Who Saw through Heaven" nicht wiedergeben, ohne mein Gedächtnis in bezug auf die Tatsachen aufzufrischen; aber ich kann nie vergessen, wie sich in einem halbverrückten Geschöpf der Rassenkampf von der Abgötterei bis zu wahrer Erleuchtung verkörpert. Wegen des Leitgedankens, daß Shakespeare durch eine Verbindung von Theater und Leben zu seinem „Sturm" inspiriert wurde, empfahl ich Inez Haynes Irwins „Spring Flight" zur Aufnahme in Mc Calls Magazine.

In ihrem Stil sind diese Schriftsteller verschieden; Stil beruht auf Stimmung, Tempo, Rhythmus, Satzbau, Handlung, auf der Betonung des Charakters oder des Milieus, letzten Endes aber auf dem Schriftsteller selber. Liest man James Branch Cabells Erzählungen, so weiß man, daß es ein Gelehrter und Genealoge ist, daß seine fruchtbare Einbildungskraft hier eine Welt der Phantasie geschaffen, dort Geschichte rekonstruiert hat; daß er ebenso in seinem Lande Poictesme wie in Richmond in Virginien zu Hause ist. Seine geglätteten, schwingenden Rhythmen sind die eines Mannes, der schon lange der englischen Sprache mächtig ist. Liest man Fannie Hurst, so weiß man, sie erkundet das Heute, sie wählt aus der Welt der Tatsachen und baut daraus eine Welt erdichteter Wirklichkeit; sie ist in Neuyork heimisch, sie denkt in prägnanten Wendungen, ihr abgehackter Rhythmus ist der einer Deutsch-Amerikanerin dritter Generation, im Gebrauch der passenden oder treffenden Phrase ist sie eine Wegbahnerin unter den Modernen.

Diese Schriftsteller sind ferner verschieden in ihrer Stimmung. Auf der einen Seite höchste Romantik, auf der andern äußerster Realismus. Gerade jetzt ist der Realismus in Gunst. Auf die Lokalrealisten — Mary Wilkins aus Neu-England, George W. Cable aus Neu-Orleans und Bret Harte aus dem Westen — folgte mit Richard Harding Davis, Jack London und O. Henry eine Reaktion. Aber, da die Kunst des Erzählers gewachsen war, mit dem Unterschied, daß das Romantische dem Realen angenähert schien. Heute bringen Sherwood Anderson, Ruth Sukow und Chester Crowell von neuem den Realismus, wieder mit einem größeren Ausmaß von Realität.

Das Tempo hat sich zeitgemäß beschleunigt. Edna Ferbers sprühende Ausdrucksweise in den „Emma Mc Chesney-Geschichten" oder in „Gigolo" entspricht der Forderung nach Wiedergabe des Eilschritts unseres Jahrhunderts. Struthers Burt befriedigt die Wünsche nach Ordnung, Schönheit und Würde derer, die unsere Hast und Eile in der Literatur mißbilligen.

Aber mag er nun ernst oder fröhlich, realistisch oder romantisch, stürmisch oder langsam sein: der Schriftsteller ist Musiker in seinen Rhythmen, Meister des Pinsels in seinen Farben, Architekt im Aufbau seiner Handlung, Bildhauer in seiner Charakteristik. Er findet in der Novelle die mannigfaltigsten Ausdrucksmöglichkeiten.

Ein Schriftsteller, ein Kunstwerk lebt auf Grund der Allgemeingültigkeit. Eine gewisse Langlebigkeit wird dem Schriftsteller zuteil, der eine „Quelle" für den Gelehrten wird. Selbst wenn die besten

der heutigen Novellen als Kunstwerke wertlos wären — eine völlig unhaltbare Theorie —, so würde doch die Wiedergabe der wechselnden Sitten und Gebräuche dem Forscher künftiger Jahrhunderte unschätzbar sein. Besser als durch irgendeine andere Gattung des Schrifttums werden durch die Erzählung die Generationen sich selber und ihren Nachkömmlingen offenbart. Sie ist von jeher der volkstümliche Typus gewesen; dem Epos folgte die metrische Romanze, der metrischen die Prosaromanze, und diese löste sich in ein blendendes Raketenfeuerwerk verschiedener Romanformen auf. Aus dem Roman und dem Märchen entwickelte sich die Novelle. Jede neue formale Kundgebung war bedingt durch ihren Vorgänger, an das Erbe von diesem Vorgänger gebunden und doch frei, sich zu ändern, zur Reife zu gelangen und eine neue Variation hervorzubringen.

Nicht selten hört man den Vorwurf, daß Schablone die Novelle beherrsche. Walter Scott hatte eine Schablone — seine eigene. Der größte der Elisabethaner hatte eine Schablone — seine eigene. Jeder Organismus, eine Form im allgemeinen, verlangt Symmetrie, Gleichgewicht, Proportion; aber die Form jedes selbständigen Schriftstellers kann keine andere als seine eigene sein. In der Art schaffend, wie die Natur schafft, baut der Novellist seine Welt. Jeder andere Weg ist falsch. So haben Futurismus, Kubismus und Vortizismus ihre einzige Bedeutung in der Verneinung der Naturgesetze. Wie eines Menschen Religion nach Carlyle seine Nicht-Religion sein kann, so kann seine Form seine Nicht-Form sein. Aber wenn die Novelle ihren Organismus verloren hat, dann ist ihre Zeit vorüber, und eine neue Gattung ist da.

Das amerikanische Drama

Von Lula Vollmer (Neuyork)

Autorisierte Übersetzung nach dem amerikanischen Manuskript

Drama ist mehr als eine Angelegenheit der Literatur, es ist eine Angelegenheit des Lebens. Die Herleitung von dem griechischen Wort für „tun" schließt seine Bedeutung in sich. „Tun" ist von unbegrenzten Möglichkeiten. Unter dem Vorwand, ihn zu unterhalten, für jemand das „tun", was seine Empfindungen hebt, seine Gedanken anregt, seine Bewußtheit für Zusammenhänge weitet, heißt, ihn wecken. Kein anderer Ausdruck ist so umfassend. Nichts Wertvolleres kann von einem Menschen für einen Menschen „getan" werden.

Das Theater ist ein Tempel aller Künste und aller Weltanschauungen; von der Bühne herab wird die Predigt des Lebens zu lebendigem Weckruf. Das Drama eines Landes ist Glied in der Kette nationaler Angelegenheiten: alles, was begeistert, erhebt zu höherer Volksgemeinschaft.

Unter der Bürgschaft führender Geister hat das amerikanische Publikum dem großen amerikanischen Drama entgegengeharrt und harrt noch darauf. Was es darunter versteht, ist schwer zu sagen. Unsere dramatische Produktion ist wenig über 150 Jahre alt — alt genug, um sich eine bestimmte Ausdrucksform geschaffen zu haben, aber beschwert mit den Traditionen einer widerstrebenden Vergangenheit, ist es nur langsam und linkisch in das Stadium der Reife hineingewachsen. Die dramatische Produktion der letzten zwanzig Jahre aber rechtfertigt den Glauben, daß die jugendliche Entwicklung nunmehr abgeschlossen ist. Sein gegenwärtiger Stand verspricht Leistungen, die das neue Drama der ganzen Welt beeinflussen könnten.

Es ist charakteristisch für unser Amerikanertum, daß das Drama der ganzen Welt uns gehört. Mit unserem nationalen Spürsinn haben wir unserem Theater das Beste gegeben, was Europa zu bieten hatte. Nach diesen Mustern haben wir unser Theater aufgebaut. In der Erkenntnis, daß die an nationale Bedingungen und Probleme fremder Länder geknüpfte Dramenproduktion nicht in gleicher Weise unserem Vaterland entsprechen kann, strebt unsere dramatische Kunst einem ausgesprochen amerikanischen Muster zu. Das tritt in den Lustspielen klarer zutage, als im ernsten Drama. Seit kurzem haben wir unsere gesellschaftlichen und

menschlichen Untugenden in humoristischer Weise unter aufblitzende Beleuchtung genommen, also karikiert und nicht satirisch behandelt. Wir sind zu jung, zu lebenshungrig für die Satire. Dahin werden wir erst kommen in einer Periode müder, spielerischer Weltbetrachtung.

Wir sind reicher an dramatischen Stoffen als irgendein anderes Land der Welt. Die Vereinigten Staaten bedecken ein Flächenmaß von mehr als drei Millionen Quadratmeilen. Allein Texas ist größer als irgendein europäischer Staat mit Ausnahme von Rußland. Alles wächst bei uns ins Ungemessene: die Territorien, Farben, Höhenzüge, die Klimate, die Abenteuer der Ansiedler, die Konflikte zwischen alt und neu, Goldgewinnung, Ölquellen, Landspekulation, Reichtum, Armut. Unsere Bevölkerung ist aus der ganzen Menschheit gemischt. Nicht nur ganz Europa, die ganze Welt ist zu uns gekommen. Es ist ein Teil des spezifisch amerikanischen Geistes, daß wir diese hunderterlei Völker assimiliert haben, ohne die differenzierenden Werte ihrer Eigenart, die für Kontrastwirkungen in unserer nationalen Seele sorgen, zu opfern, und darum haben wir sie auch in unserem Drama.

Unsere Sitten sind in den verschiedenen Teilen unseres Landes verschieden. Neu-England hält noch an der Starrheit seiner puritanischen Vorfahren fest, der Süden an dem heiteren Kavaliergeist des „merry old England", Teile des mittleren Westens besonders spiegeln stark den Einfluß kontinentaler Einwanderung. Neuyork, der Mittelpunkt unserer Dramenproduktion, vereinigt all diese verschiedenen, farbigen Fäden im Gewebe unseres nationalen Lebens.

Unsere vielseitigen, verschiedenartigen Industrien werden in ihren Möglichkeiten für die dramatische Produktion wichtig. Kein größerer Gegensatz z. B. ist zu denken, als der zwischen dem Ungestüm einer städtischen Fabrikanlage und der langsamen, rhythmischen Bewegung eines Baumwollpflückers im Süden. So haben wir denn in unserem Leben keinen Mangel an starken Gegensätzen, an äußersten Unterschieden. Aber wir sind uns darin verwandt, daß jeder Teil den andern versteht. Wir sind uns darin verwandt, daß wir alle jung sind. Wir sind eins in dem gemeinsamen Streben nach Fortschritt.

Wie kann man die dramatische Literatur einteilen? Das amerikanische Drama zeigt keine feststehende Art von Stücken, noch eine Gruppe von Stücken, die wir uns und der Welt als bezeichnend für das amerikanische Theater anführen könnten.

So verschieden geartet wie die dramatischen Stoffe in unserem Lande, sind auch die Aufführungen, die unsere Bühnen herausbringen. Unsere Komödienschreiber, unsere Karikaturisten, als welche ich sie ansehe, haben ein Tempo und einen Geist erfaßt und zum Ausdruck gebracht, der ausgesprochen amerikanisch ist. Mit sprühender Lebendigkeit und scharf eingestellter Beobachtung werden die Schwächen und Unstimmigkeiten unseres modernen Lebens enthüllt. Hervorragend in dieser Beziehung ist eine dramatische Schriftstellerin, Rachel Crothers, die unsere Sittenkomödie schreibt. Auch George Kelly ist ein bedeutender Schriftsteller, der die Kritik weiterführt und eine gewisse Selbstgefälligkeit im amerikanischen Charakter kalt und unbarmherzig beleuchtet.

Nicht weniger wichtig ist das Werk unserer jüdischen Dramatiker, einer Gruppe junger Skeptiker und Rabulisten, die von einer älteren Zivilisation beeinflußt, ihre Stücke mit Ironie durchsetzen. Hervorragend unter ihnen ist John Howard Lawson, der in seinem „Processinal" eine kaleidoskopische und ironische Burleske amerikanischen Lebens bietet, ein Volk von Marionetten, das gegen den Vorhang unerbittlicher Kräfte des modernen Industrialismus im Jazztempo antanzt.

Abgesehen von der Bevölkerung unserer großen Städte, sind wir, als Volk, noch fest dem Boden verbunden. Daher liegen vielleicht die wesentlichen Eigenschaften, die uns zu Amerikanern machen, in den Ausdrucksmöglichkeiten dieses Bodens. Daher sind unsere Konflikte, fern von dem Lärm und von der Oberflächlichkeit der Zivilisation, eingeengt auf den Widerstreit zwischen Erde und Geist. Kürzlich haben sich einige unserer Dramatiker völkischen Stoffen zugewandt. Der Erfolg war, daß ein bezeichnender Beitrag zu unserer dramatischen Literatur hinzugewonnen wurde.

Eine junge Frau aus dem Süden, Nan Bagby Stephens, gab als erste eine echte, wahrhaftige Darstellung des Negerlebens.

Percy Mac Kaye und Hatcher Hughes haben den Stoff zu einigen ihrer Stücke im Leben der süd-

lichen Bergbewohner gefunden. Ich selbst habe über das Bergvolk geschrieben, weil ich es kenne. Ich bewundere es. Ich bewundere es wegen seiner geraden Einfachheit, seines Mutes, seiner stolzen Unabhängigkeit. Für mich sind diese Eigenschaften das unverwundbare Rückgrat Amerikas.

Eugene O'Neill, von internationalem Ruf und allgemein anerkannt als unser bedeutendster Dramatiker, haftet an der Scholle. Seine in Neu-England spielenden Stücke sind auf die Macht des Bodens über seine Ansiedler aufgebaut. Jedoch beschränkt sich O'Neill nicht auf diese Stoffe. Er gestaltet mit derselben Verve das Leben auf See, Jugendträume, Negerdasein und die seelischen Kämpfe des Individuums. Mehr als jeder andere Dramatiker ist er Repräsentant des verschieden gearteten Amerikas, denn er ist Symbolist, Dichter, Realist, Künstler, und ganz Amerika ist sein Gebiet.

Um das amerikanische Drama zu definieren, muß man in unseren Stücken zuerst die Eigenschaft oder Wahrheit entdecken, die für unseren ganzen Charakter, unser ganzes Leben am meisten kennzeichnend ist. Der amerikanische Charakterzug, der in Ost und West vorherrscht, vom entlegendsten Landsitz bis zu unseren Städten, er herrscht auch in unseren Dramen vor, gleichviel welcher Art und Form, welches Stoffes und welcher Behandlung sie sein mögen. Wir sind eins in unserem aufbrandenden Geist; der Geist soll sich erheben und triumphieren, der Geist darf nicht untergehen.

Unsere Stücke mögen unglücklich ausgehn. Sie mögen rückständig sein in einem oder mehreren Charakteren. Aber es muß in ihnen ein Aufschwung sein zur Erkenntnis von etwas Lichtem. Es mag nur ein Silberstreif sein, aber er muß durchscheinen, um die Kraft des Menschen zur Erhebung, seinen Mut zum Vorwärtsschreiten zu zeigen.

Es ist interessant, daß in dem ersten Stück, das ein Amerikaner geschrieben hat und das in Amerika aufgeführt wurde, der Held seine Schlußworte zu dem Bekenntnis steigert: „Doch will ich wagen, zu leben!"

Das amerikanische Drama von heute ist der aufrichtige Ausdruck unserer heimischen Dramatiker. Das große amerikanische Drama muß mehr sein als nationales Drama. Jedes große Drama ist international.

Amerikanische Schriftstellerinnen

Von William Lyon Phelps (Yale Universität)

Autorisierte Übersetzung nach dem amerikanischen Manuskript

Es ist, scheint mir, unmöglich für ein verhältnismäßig junges Land, zumal eins von ungeheurer Ausdehnung, schöpferische Literatur hervorzubringen, die auf der Höhe der älterer Nationen steht. Wenn sich Thomas Hardy hinsetzt, ein Gedicht oder eine Erzählung zu schreiben, so weiß er, daß unter den Grundfesten seines Hauses Gebeine römischer Soldaten liegen. Er wetteifert nicht allein mit seinen lebenden Rivalen, sondern mit zwanzig Jahrhunderten bodenständiger Kultur. Tradition scheint notwendig zu sein, denn Tradition setzt Ziele. Es besteht kein Zweifel darüber, daß das Niveau der literarischen Produktion in England höher ist als in Amerika. Wenn aber der Stolz irgendeines Amerikaners unter dem Eingeständnis dieser Tatsache leiden sollte, so mag er sich mit der Überlegung zufrieden geben, daß das Niveau in den Vereinigten Staaten sehr viel höher ist, als in dem weiten Kontinent Australiens. Es gibt, nehme ich an, in der Welt kaum modernere und zivilisiertere Städte als Melbourne und Sydney. Trotzdem fällt ihr Beitrag zur Literatur nicht sonderlich ins Gewicht. Offenbar müssen Autoren ihre Wurzeln tief in die Vergangenheit gesenkt haben, um Kunstwerke von Bedeutung zu schaffen.

Im Drama, im Roman, im kritischen Essay hält Amerika heute den Vergleich mit England nicht aus. Es gibt nur eine Beziehung, in der wir den Vergleich nicht nur mit England, sondern, scheint

mir, mit jedem andern Land aufnehmen können: das ist die Anzahl und die Bedeutung unserer Romanschriftstellerinnen. Außer einem ganzen Heer von Frauen, die sich ihren Lebensunterhalt mit der Feder verdienen, und deren populäre Romane und kurze Erzählungen überall in Amerika gelesen werden, besitzen wir sechs ausgezeichnete Romanschriftstellerinnen, deren Werk sich nicht nur bezahlt macht, sondern auch nachdenkliche Beachtung und kritische Würdigung heischt.

An der Spitze aller lebenden Schriftstellerinnen im heutigen Amerika steht Edith Wharton. Sie wurde in Neuyork 1862 geboren, lebte aber lange Jahre hindurch in Frankreich. Sie war eng mit dem verstorbenen Henry James befreundet, und in seiner veröffentlichten Korrespondenz finden sich viele wichtige Briefe, die an sie gerichtet sind. Soweit ein so eigenartiger Autor irgend jemandes Schüler sein kann, ist sie Schüler von James. In psychologischer Analyse, in Erlesenheit des Stils, in künstlerischem Ernst ist sie ihres Meisters völlig würdig. Ihren ersten durchschlagenden Erfolg errang sie 1905 mit „The House of Mirth“, einer Geschichte aus der großstädtischen fashionablen Gesellschaft. Während der letzten zwanzig Jahre haben ihre Bücher ein immer wachsendes Publikum gefunden. Sie hatte schon vorher die Aufmerksamkeit der Kritik auf sich gelenkt. Sie versteht sich sowohl auf die Schilderung des Landlebens unter armen Feldarbeitern, wie auf die pikante Schilderung der geistreichelnden neuyorker Gesellschaftskreise. „Ethan Frome“ eine ihrer kürzesten Novellen, ist eine Bauerntragödie, die die Dumpfheit und Hoffnungslosigkeit von Menschen zur Darstellung bringt, die für alle Zeit und unrettbar in ihre Umgebung eingekerkert sind. Andererseits ist ihr Roman „The Age of Innocence“, der die großstädtische Gesellschaft, wie sie sie in ihrer Jugend kannte, zum Thema nimmt, ein allgemein anerkanntes Meisterwerk. Ihre Erzählungen sind vorwiegend tragischen Inhalts. Ihr Werk steht in schroffem Gegensatz zu Art und Anschauung der populären, optimistischen, tröstlichen, humoristischen, amerikanischen kurzen Erzählungen, die unsere illustrierten Zeitschriften füllen. Sie ist daher keine typische, sondern eher eine abseitsstehende künstlerische Erscheinung, die das Leben unter ironischer Loslösung betrachtet. Trotzdem aber die Satire in ihrer Haltung dem Leben gegenüber eine große Rolle spielt, sind ihre Schilderungen realistisch und zuverlässig.

Vor einer ganzen Reihe von Jahren veröffentlichte sie eine Übersetzung von Sudermanns Stück „Es lebe das Leben“ in prachtvollem Englisch, und nach dieser Übersetzung ist dauernde Nachfrage in dem Amerika von heute.

Dorothy Canfield (Frau J. R. Fisher) wurde im Staate Kansas 1879 als Tochter eines Universitätsrektors geboren. Ihre Bildung erwarb auch sie zum großen Teil in Europa, wo sie verschiedene Sprachen von Grund aus lernte. Später legte sie ihre Doktorprüfung im Altfranzösischen an der Columbia-Universität in Neuyork ab. Während des Krieges lebte sie in Frankreich, wo sie erblindete Soldaten und Waisen in ihre Obhut nahm. Sie wohnt jetzt in einem kleinen Dorf in Vermont. Ihre Schilderungen des Dorflebens sind von bemerkenswertem Realismus und voll Reiz. Sie unterscheidet sich darin von Edith Wharton, daß sie ohne jede satirische Neigung ist. Sie hat Bücher über Kindererziehung geschrieben, und ihre Erzählungen aus dem Alltagsfamilienleben in Amerika sind überzeugend gut geschrieben und stimmungsvoll. Sie darf sich rühmen, die beste Erzählung aus dem westlichen Universitätsleben geschrieben zu haben, die je veröffentlicht wurde, trotzdem dies ein Lieblingsthema amerikanischer Schriftsteller ist. Hier hat sie all ihre Mitbewerber kraft ihrer Kenntnis, Erfahrung, stilistischen Begabung und einer gewissen Klarheit des Blicks, die sie in hohem Maße vor Vorurteilen bewahrt, übertroffen. Die Erzählung, die ich meine, heißt „The Bent Twig“. Sie gibt Ausländern einen überraschend genauen Einblick in die Eigentümlichkeiten und Gepflogenheiten einer westlichen amerikanischen Universität. (Koedukation.)

Willa Cather wurde 1876 in Virginia geboren, sie erlangte die Doktorwürde an der Universität Nebraska und legte später ihre Prüfung in Literaturgeschichte ab. Eine Zeitlang war sie journalistisch tätig und Redakteurin an einer populären illustrierten Zeitschrift. Sie kennt Stadt- und Landleben in Amerika recht gut, einige ihrer Erzählungen beschäftigen sich mit den Einwanderern,

die sich auf westlichen Farmen niedergelassen haben. Die beste dieser Erzählungen ist „My Antonia", die ihren Ruf begründete. Sie ist unablässig in bezug auf Schärfe der Beobachtung, Gedankentiefe und stilistische Vorzüge vorangekommen. Ihre letzte Erzählung „The Professors House" ist ihr Meisterstück und schildert die Lebensführung eines typischen Universitätsprofessors und seiner Familie und setzt die fieberhafte Tätigkeit, die die Tage und Nächte eines amerikanischen Professors ausfüllt, in tiefen Gegensatz zu dem geistigen Leben, um das ihr Held irgendwie betrogen worden ist. Willa Cather ist ein unerbittlicher Richter ihrer Charaktere, und weil sie sich nicht in dem Maße, der das Werk Edith Whartons bezeichnet, ironisch einstellt, ersteht ein eigentümlicher Bruch in ihrem Stil, der ihr ausgeprägte Eigenart verleiht.

Anne Sedgwick (Frau Basil de Selincourt) wurde 1873 in New-Jersey geboren. Im Alter von neun Jahren begleitete sie ihre Eltern nach Paris. Sie widmete sich erfolgreich der Malerei, einige ihrer Bilder wurden im Salon ausgestellt. Später siedelte sie nach England über, wo sie jetzt lebt. Wie Henry James ist sie zumeist im internationalen Roman, der die Abenteuer amerikanischer Reisenden in Europa schildert, erfolgreich gewesen. Sie hat an Kraft und Tiefe gewonnen. Ihr verbreitetstes Werk ist zugleich ihr bestes, ein Roman, der heutzutage über ganz Amerika hin bekannt ist und „The little French Girl" heißt, in Wirklichkeit aber die französische und englische Lebensauffassung vergleicht und kontrastiert. Ihr langer Aufenthalt in beiden Ländern befähigte sie in bewunderungswürdiger Weise, diese reiz- und stimmungsvolle Erzählung zu schreiben. In Pflege literarischen Stils steht sie dicht neben Edith Wharton. Darüber hinaus beruht ihre Kunst auf sehr geistiger Grundlage, die sie befähigt, versteckte Charakterzüge eindringlich und überzeugend zur Darstellung zu bringen. Kein amerikanischer Autor von heute übertrifft sie in stilistischer Sorgfalt und geistiger Einsicht.

Zona Gale wurde 1875 in Wisconsin geboren. Sie legte ihre Doktorprüfung an der Universität von Wisconsin ab, hat sich Zeit ihres Lebens für Erziehungsfragen interessiert und ist heute Mitglied des Kuratoriums ihrer Staatsuniversität. Politisch steht sie auf seiten der Radikalen und hat viel über politische Reform geschrieben. Sie kennt das Kleinstadtleben besonders gut, trotzdem sie lange Zeit hindurch an einem neuyorker Blatt tätig gewesen ist. Ihr bester Roman ist „Miss Lulu Bett". Sie machte später ein Stück daraus, das sich in Neuyork lange auf den Bühnen behauptet hat und mit dem Pulitzer-Preis für das beste originale amerikanische Drama des Jahres gekrönt wurde. Ihre späteren Werke zeigen starken Aufstieg über ihre Jugendarbeiten. Ursprünglich schrieb sie einigermaßen sentimentale Geschichten, denen keine Bedeutung zukommt. Aber in „Birth" ihrem umfangreichsten Roman und in „Miss Lulu Bett" schildert sie Dorftragödien mit unerbittlicher Schärfe.

Edna Ferber, die 1887 in Michigan geboren wurde, begann ihre Laufbahn im Alter von 17 Jahren als Reporter an einer Tageszeitung, sie zog später die Aufmerksamkeit durch eine Anzahl keck entworfener Zeitschriften-Erzählungen auf sich und wurde wirklich berühmt durch die Veröffentlichung ihres ausgedehnten Romans „So Big", in dem sie die Abenteuer einer romantisch veranlagten Frau, die in der Nähe von Chikago ihr kleines Gut bestellt, zur Darstellung brachte. Diese ernsthaft beachtenswerte Erzählung ist eine Studie über Lebenswerte. Die tapfere, standhafte Mutter, die sich an ihr Besitztum anklammert, ihr seelisches Teil und die Unberührtheit ihres Geistes und Herzens im Kampf bewahrt, ist mit ihrem finanziell-erfolgreichen Sohn in Gegensatz gestellt, diesem Sohn, der in den Finanzkreisen der Stadt zu einer ersten Stellung aufsteigt, aber inmitten von Glanz und Reichtum seine Seele einbüßt. Dieser außerordentliche Roman machte in Amerika gradezu Sensation, dank der Schärfe seiner Charakteristik, der romantischen Einstellung der Heldin und dank dem Angriff auf die übliche Erfolgswertung.

Diese sechs amerikanischen Romanschriftstellerinnen können sehr wohl den Wettstreit mit den ersten Kapazitäten jedwedes anderen Landes aufnehmen.

Deutsche Literatur auf amerikanischen Hochschulen

Von A. Busse (Neuyork)

Nicht ohne schmerzliche Vergleiche von Einst und Jetzt, oder besser gesagt, zwischen Vor- und Nachkriegszeit kann der Eingeweihte über dies Thema berichten. Denn zu den geistigen Werten, die die Kriegshysterie vernichtet oder doch geschädigt hat, gehört in erster Linie das Studium der deutschen Sprache und Literatur auf ausländischen und vor allem auf amerikanischen hohen Schulen. Heute wissen wir, daß dieser Vernichtungszug nicht plötzlich eingesetzt hat. Während wir uns im Besitz großen Einflusses glaubten, hatte der Zersetzungsprozeß bereits begonnen. Wir Lehrer und Dozenten freuten uns der großen Scharen von Schülern und Studenten, die zu unseren Füßen saßen, und waren nicht gewahr, daß schon vor den Tagen von 1914 Kräfte heimlich und offen an der Arbeit waren, unseren erträumten Einfluß zu neutralisieren. Bei Kriegsanfang übertraf die Teilnehmerzahl der deutschen Klassen und Vorlesungen fast allenthalben die der übrigen neueren Sprachen, ausgenommen waren höchstens die Gegenden an der französisch-kanadischen und der mexikanischen Grenze. Das galt nicht nur für die Mittelschulen (high schools), sondern auch für die Colleges und Universitäten. Auf letzteren ermöglichte das lebendige Interesse und die große Beteiligung die Einrichtung von Vorlesungszyklen, die über bloßes Vertrautwerden mit Literaturperioden und Autoren hinaus zu ernster wissenschaftlicher Arbeit hinleiteten. Der Studierende wurde in gleicher Weise mit den literarischen Erzeugnissen des klassischen und des modernen wie mit denen des mittel- und althochdeutschen Zeitalters vertraut gemacht, um dann zur Erforschung einzelner literarischer Erscheinungen, wie der Mystik oder der Romantik, weiterzuschreiten. Auf linguistischem Gebiet bot besonders die Vertrautheit mit dem englischen Idiom Gelegenheit und Veranlassung zu eingehenden Arbeiten auf dem Gebiet der Lautforschung sowohl wie der Semantik. Kurz gesagt, wir konnten unsere Abteilungen für deutsche Sprache und Literatur nach den erprobten Vorbildern europäischer und besonders deutscher Hochschulen ausbauen.

Unsere Begeisterung war groß, unsere Freude über vermeintliche Erfolge vielleicht etwas zu laut. Wir hörten, wie gesagt, die Gegner nicht, oder wir beachteten die nicht, die deutsche Kunst und deutsche Geisteswerte zu verunglimpfen oder ihre Bedeutung zu verkleinern suchten und damit Zweifel an unser Rühmen deutschen Schaffens in die Herzen der Studierenden säten. Wir ahnten daher auch nicht, wie wenig Glauben wir bei diesen erwarten durften. So fand der Krieg den Boden vorbereitet. Schnell brach zusammen, was wir für unzerstörbar hielten. Erst jetzt mußten wir erkennen, wie wenige überzeugte Freunde unserer Arbeit wir wirklich hatten. Unsere Klassenzimmer und Hörsäle leerten sich, oder wurden durch Beschlüsse der Stadtverwaltungen und der staatlichen gesetzgebenden Gewalten geschlossen. Denn in mehreren Staaten wurde der deutsche Unterricht in seinem ganzen Umfang, d. h. in privaten und öffentlichen Schulen aller Grade, in den Volks-, Mittel- und Hochschulen vollständig verboten. Unter der Lehrerschaft schuf dieses Vorgehen unglaubliche Verwirrung und namenloses Elend. Sehr viele versuchten umzulernen, um sich auf anderen Unterrichtsgebieten betätigen zu können, wenn ihnen von den Behörden dazu Gelegenheit geboten wurde. Eine ganze Anzahl, und unter ihnen nicht immer die Unbefähigten, kehrten dem Lehrberuf und der Forschungsarbeit ganz und gar den Rücken. Hier liegt vielleicht der empfindlichste Verlust an geistigen Werten, der durch das Vorbild, das er schuf, tiefer wirkte als die meisten ahnten. Allein mit der Erdrosselung des gesprochenen Wortes hätte man nur halbe Arbeit verrichtet; die aber wollte und mußte die Kriegshysterie vermeiden. Daher war man gezwungen noch einen Schritt weiterzugehen und auch das gedruckte Wort, das deutsche Buch und besonders das Lehrbuch für den Sprachunterricht, dem Handel und Verkehr oder zum mindesten der vorläufigen Benutzung zu entziehen. Darum wanderten ihrer hunderte in die Feuerungsöfen oder wurden auf riesigen Scheiterhaufen verbrannt, während andere in dumpfen Kellern vermodern

sollten. Einzelne städtische und andere öffentliche Bibliotheken verstanden sich dazu, wenigstens einen Teil ihres deutschen Buchbestandes zeitweilig oder vollständig zu sekretieren, um so Benutzung und Entleihung unmöglich zu machen. Man sieht, was oben behauptet wurde, ist keine leere Phrase; die Unterbindung geistiger Werte, soweit sie deutschen Ursprungs waren, wurde möglichst gründlich betrieben.

Langsam, sehr langsam, wie auf allen materiellen und geistigen Gebieten hat die Nachkriegszeit die Möglichkeit geboten, die Trümmer wegzuräumen und auf den Grundmauern, soweit sie noch unverletzt und tragfähig waren, wieder einen Aufbau zu versuchen. Es ist bezeichnend für die Widerstandszähigkeit der Gegner wie für die Schwierigkeiten des Wiederaufbaus, daß sogar der Oberste Gerichtshof des Landes sich mit der Angelegenheit befassen mußte. Seine Entscheidung lautete, daß es gegen die Grundrechte und die in der Landesverfassung gewährleisteten Freiheiten verstieße, wenn irgendeine Körperschaft das Lehren oder Erlernen einer Fremdsprache verbieten oder gar verhindern wollte; ein Bescheid, der an sich nicht anders ausfallen konnte, der aber in dieser Form vor etwa zwei Jahren, als er gefällt wurde, keineswegs mit großer Bestimmtheit erwartet wurde. Immerhin ist damit den radikalsten Gegnern der Boden der Legitimität für ihr Handeln entzogen worden. Eine neue Entwicklung konnte der Gerichtsbeschluß aber nicht herbeiführen, nur die Freiheit dazu konnte er schaffen. So steht denn alles Interesse und Arbeiten für und mit der deutschen Literatur an amerikanischen Schulen ganz und gar im Zeichen des Aufbaus, und zwar eines sehr vorsichtigen und damit auch nicht übereilten Aufbaus.

Zum Verständnis für die folgenden Einzelheiten dieses Aufbaus diene ein kurzes Wort über das amerikanische Schulwesen. Der Grundstock der Schulbildung ist die sechs- oder achtjährige Volksschule (public school); daran schließen sich je nach der in der Volksschule verbrachten Zeit sechs oder vier Jahre Mittelschule (high school), also im ganzen in beiden Schulgraden zusammen zwölf Jahre. Der in dieser Zeit erreichte Bildungsgrad entspricht etwa der sogenannten mittleren Reife deutscher Gymnasiasten. So vorbereitet, bezieht der junge Amerikaner das College, um sich in weiterer vierjähriger Arbeit den Bakkalaureusgrad zu erwerben. Sein Studium ist namentlich in den ersten zwei Jahren noch überwiegend allgemeinbildend, erst in der letzten Hälfte seiner Studienzeit wendet er sich mehr und mehr Spezial- und Berufsstudien zu, um sie nach erlangtem Bakkalaureus ausschließlich fortzusetzen oder als Volks- oder Mittelschullehrer in den Lehrberuf einzutreten. In den Volksschulen nun ist so gut wie gar kein fremdsprachlicher Unterricht, nur etwa in den im Anfang erwähnten Grenzgebieten, wo Französisch oder Spanisch getrieben wird, weil die Schüler schon von Haus aus Kenntnisse in diesen Sprachen besitzen. Im Studiengang und im Unterrichtsstoff der Mittelschulen vollziehen sich gerade heute unter Druck von außen pädagogische und schultechnische Wandlungen, die eine jeglichem fremdsprachlichen Unterricht ungünstige Stimmung erzeugen. Hat eine mögliche Wiedereinführung des deutschen Unterrichts also schon damit zu rechnen, so hat sie in den meisten Fällen auch noch die aus der Kriegshysterie herrührenden Vorurteile zu überwinden, die allem Anschein nach gerade in Lehrerkreisen am längsten ihr unheilvolles Leben fristen, ja in manchen Anstalten sich in offener Feindseligkeit zeigen. Trotz alledem gelingt es, wenigstens in den Mittelschulen der Großstädte, dem deutschen Unterricht allmählich wieder Eingang und Geltung zu verschaffen. Die Zahlen der Teilnehmer sind langsam im Wachsen begriffen. Aller fremdsprachliche Unterricht muß aber zunächst an die fremdsprachliche Literatur heranführen. Maßgebend für die Auswahl des für die Lektüre zu benutzenden Literaturstoffes ist in erster Linie die Sprachbeherrschung der verschiedenen Unterrichtsstufen, sodann der Stand der geistigen Reife und nicht zum wenigsten der literarische Wert der einzelnen Werke. Heute müssen aber auch die veränderten politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands und die, wie eben gezeigt, noch sehr starken Vorurteile gegen dessen frühere Regierung berücksichtigt werden. Bestimmend wirken allerdings auch die buchhändlerischen Verhältnisse auf die Auswahl ein, besonders gegenwärtig, da die für amerikanische Schulen bearbeiteten deutschen Texte zum Teil vergriffen sind und die Verleger sich ange-

sichts der Unsicherheit des Absatzes nur sehr zaghaft an Neuausgaben heranwagen. In langjähriger, eifriger und mühevoller Arbeit hatte sich unter den germanistischen Neuphilologen schon vor dem Kriege ein gewisser Lesekanon herausgearbeitet und Geltung verschafft, der im wesentlichen auch heute noch anerkannt wird. So werden also die Schüler der Mittelschulen zunächst vertraut gemacht mit den Novellen Storms, Kellers und Heyses, lernen dann auf der Mittelstufe meist Lessing in seiner „Minna von Barnhelm" kennen und machen sich darauf an die Dramen Schillers, vor allem den „Tell", auch, wenn der Unterrichtsgang sich über vier Jahre erstreckt, „Maria Stuart" und „Jungfrau von Orleans". Im vierjährigen Kursus kommt dann wohl noch Goethes „Hermann und Dorothea" und „Iphigenie", seltener auch „Egmont" hinzu. Auch die deutsche Lyrik wird nicht übersehen. Einen Band deutscher Gedichte bekommt wohl in diesem Lehrgang jeder Schüler auf einige Wochen oder Monate in die Hand, und dabei lernt er auch einige Namen kennen, die zeitlich über die Klassiker hinausgehen, so z. B. Mörike, Liliencron und Münchhausen. Wenn dann noch Schillers „Lied von der Glocke" einbezogen werden kann, so ist damit alles für den gewissenhaften Schulmann Erreichbare genannt. Der deutsche Leser mag sich wundern, daß in diesem Lehrplan die nachklassische und besonders die moderne dramatische Literatur etwas sehr stiefmütterlich behandelt wird. Nach ziemlich allgemein verbreiteter Ansicht der Neuphilologen eignet sich gerade das Beste aus dieser Zeit nicht für den Unterricht und das Durchschnittsalter der Schüler; zum Teil steckt dahinter aber auch ein bedauerliches Vorurteil, das wieder den Verlegern in ihrer Auswahl des Absetzbaren Beschränkungen auferlegt. Im ganzen mag das beschriebene Pensum dem deutschen Schulmann als ziemlich dürftig erscheinen, namentlich im Vergleich mit dem Lehrstoff im Englischen und Französischen der deutschen Gymnasien. In Anbetracht der amerikanischen Schulverhältnisse, in bezug auf Unterrichtszeit und Lehrverfahren, kann aber nicht mehr geleistet werden, wenn nicht die gerade beim deutschen Unterricht erforderliche Gründlichkeit und Vertiefung leiden soll. Selbstverständlich wird der angegebene Lesestoff auch nach der geschichtlichen und literarhistorischen Seite hin ausgebeutet, soweit Zeit und öffentliche Meinung das gestatten, und damit ist an sich schon eine wesentliche Erweiterung des Lehrgebiets gegeben.

Was nun die Behandlung der deutschen Literatur auf den Colleges und Universitäten betrifft, so befindet sie sich infolge der Unterdrückung des deutschen Unterrichts während der Kriegsjahre in einer merkwürdigen Zwangslage. Zwar hat der neusprachliche Unterricht immer unter der fragwürdigen Einrichtung gelitten, daß die Studierenden die Anfangsgründe einer modernen Sprache als vollwertiges Lehrfach aufnehmen konnten. Gegenwärtig aber befinden sich diese sieben- und achtzehnjährigen Abc-Schützen in den deutschen Abteilungen in einer fast erdrückenden Überzahl. Den meisten von ihnen ist das Sprachstudium des Deutschen nur ein Mittel zum Zweck. Sie müssen sich für ihre späteren Fachstudien in den medizinischen, biologischen, technischen und sonstigen Wissenschaften wenigstens die Fähigkeit erwerben, die einschlägigen deutschen Werke, die nicht in Übersetzungen zu haben sind, lesen zu können. Und da ihnen die Möglichkeit dazu in ihrer Mittelschulzeit, wie oben ausgeführt, in den Nachkriegsjahren nur auf wenigen Anstalten geboten wurde, so bleibt ihnen nichts weiter übrig, als das Versäumte als Collegestudenten nachzuholen. Daher also ihre verhältnismäßig große Zahl. Sie kommen für die Berührung mit deutscher Literatur kaum in Frage. Einige deutsche Novellen von Storm, Heyse und Keller ist wohl alles, was ihnen in der kurzen Zeit an literarisch Wertvollem in zusammenhängender Form vorgelegt werden kann, kaum genug, um bei ihnen auch nur ein Verständnis für deutsche Dichtkunst zu erwecken. So steht das Bekanntwerden mit deutscher Sprache und Literatur bei sehr vielen noch immer unter dem Nützlichkeitsprinzip, und zwar lediglich infolge der Kriegspsychose.

Trotz alledem wächst aber doch auch die Zahl solcher, die sich eingehender vertraut machen wollen mit dem, was in der Sprache eines Nietzsche und Treitschke, den Vielgeschmähten und Meistverkannten, geleistet worden ist. Für sie gilt es natürlich, soweit sie nicht schon sprachliche Vorkenntnisse ins College mitbringen, zunächst das oben beschriebene Pensum der Mittelschulen zu erledigen. Freilich

muß das in gedrängter Kürze und in schnellerem Tempo geschehen, etwa im Zeitraum von zwei Jahren. Darüber hinaus werden ihnen dann Kurse in Goethe, Schiller, Lessing, Herder, Hebbel, Hauptmann, der deutschen Romantik, der Entwicklung der deutschen Novelle und des deutschen Romans, dem modernen Drama und der deutschen Lyrik und Balladendichtung geboten. Wie eingehend und ausführlich all diese Gebiete behandelt werden, hängt freilich sehr von der jeweiligen Vorbildung ab, die die Studierenden mitbringen oder die von ihnen gefordert wird. Da der Unterricht zumeist in der heuristischen Form von Übungen geführt wird, kommt natürlich sehr viel darauf an, wieviel pädagogisches Geschick für die Unterweisung von Erwachsenen der jeweilige Dozent dazu mitbringt. Ist er von der weittragenden Bedeutung seines Gegenstandes in rechter Weise beseelt, so wird er die Gelegenheit nicht verkennen, daß er zum mindesten Verständnis für, wenn nicht gar Freude am deutschen Schrifttum und der Mannigfaltigkeit seiner Gestalten und Formen wecken kann und muß. Er wird sich bewußt sein, daß er vor jungen Leuten steht, die entweder selbst noch mit schwerwiegenden Vorurteilen aus der Kriegszeit an den Lehrgegenstand herantreten, oder doch mit der Verachtung, der er noch vor wenigen Jahren ausgesetzt war, bei sich selbst und anderen ringen. Um solche Vorurteile zu beseitigen und die zahllosen Entstellungen und Irrtümer aufzuklären oder richtigzustellen, sollte man meinen, würde von den Dozierenden gerade die Literatur der Gegenwart mit besonderem Nachdruck herangezogen werden. Es scheint aber, daß vorläufig Vorsicht in dieser Beziehung mehr als Gerechtigkeitsgefühl der leitende Beweggrund ist, wenn nicht etwa Indifferenz oder angebliche Einstellung auf Sachlichkeit überhaupt dagegen reagieren. Der idealste Dozent für diese schwierigen Aufgaben wäre natürlich der nach Geburt und Ausbildung aus amerikanischen Verhältnissen hervorgegangene Akademiker, der sich aus Neigung und Wahrheitsliebe germanistischen Studien zugewandt hat. Leider wird er vorläufig nur in sehr vereinzelten Exemplaren auftreten oder überhaupt zu suchen sein, doch soll sein wirkliches Vorhandensein nicht geleugnet werden. Im ganzen kommt auch der neue Weg der deutschen literarischen Forschung unserer Arbeit zugute. Sie hilft uns ganz wesentlich unsere besonderen Probleme lösen, indem sie über das bloße Verweilen beim Wort und Gedanken hinaus den Weg zum Finden des künstlerischen Gehalts und zum Entdecken der schöpferischen Gestalt im Kunstwerk der Dichtung weist. Jedenfalls ist dieser Weg, wenn er auch gefahrvoller und weniger sicher ist, doch für den, dem deutsche Sprache und Literatur etwas Fremdländisches ist, geeigneter, in das wahre Wesen deutscher Kultur und Dichtkunst einzudringen und besonders das Weben und Walten des deutschen Gemüts in beiden zu erkennen. Auf diese Erkenntnis wird es aber jedem ernstgesinnten Collegelehrer des Deutschen in allererster Linie ankommen. Um sie, wenn auch nur teilweise oder oberflächlich, zu erwecken oder den Weg dahin zu bahnen, wird er sich aller erlaubten und zu Gebote stehenden Mittel bedienen. Beweis dafür, daß dies tatsächlich in vielen deutschen Abteilungen angestrebt wird, ist das Wiedererstehen der vor dem Kriege fast überall eingerichtet gewesenen deutschen Vereine. Sie waren und sind heute ganz besonders das Mittel, in dem Studierenden Sinn für die Gemütsseite des deutschen Lebens zu wecken und ihm die deutsche Dichtkunst auch durch das Mittel der Unterhaltung wert zu machen. Günstig für dies Bemühen ist, daß gerade in den letzten Jahren, weil man den Mangel eines wirklichen amerikanischen Kunsttheaters immer stärker empfindet, die Liebhaberaufführungen von Dramen unter den Studenten in Aufnahme gekommen sind und sehr gepflegt werden. So passen denn auch jeweilige Vorstellungen deutscher Bühnenwerke seitens der Deutschstudierenden sehr wohl in das akademische Leben unserer Colleges und Universitäten hinein und finden auch entsprechenden Anklang, wenn wirklich etwas dabei geleistet wird. Durch Fleiß und ernstes Streben Interesse für deutsche Bühnenkunst zu wecken oder, wenn vorhanden, über den Rahmen der deutschen Abteilung hinaus in weitere akademische und bürgerliche Kreise zu tragen, ist damit also günstige Gelegenheit geboten, und sie wird in einzelnen Anstalten auch entsprechend ausgenutzt, indem sich Dozenten und Studenten in gleicher Weise an dieser Arbeit beteiligen. Die einzige große Schwierigkeit im ganzen deutschen

Literaturunterricht, die der akademische Lehrer schwer überwinden kann, ist die, dem Amerikaner den heutigen deutschen Menschen verständlich zu machen. Solange die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands noch in der Entwicklung begriffen und nicht stabil geworden sind, solange im Leben und Weben des Volks das Werden des neuen deutschen Menschen im Fluß begriffen ist, wird sich diese Schwierigkeit kaum völlig überwinden lassen. Fehlen uns doch nicht nur Lehr- und Informationswerke, sondern oft sogar einzelne Anhaltspunkte für die neuen Ideen und Formen des Verwaltungsdienstes, des Schulwesens und der politischen Einrichtungen, so daß der Lehrende nicht selten in die Lage kommt, die von ihm innerhalb wie außerhalb der Schule gewünschte Auskunft nicht geben zu können. Hier ist also eine Lücke, die der Dozent, der sich seiner zwischenvölkischen Mittlerschaft bewußt ist, besonders schmerzlich empfindet.

Zur Vollständigkeit des Bildes ist schließlich auch ein Wort nötig über das Studium der germanischen Philologie im engeren Sinne, zu dem der Studierende nach Erlangung des Bakkalaureusgrades übergeht. Wie eingangs gezeigt, hatte man sich vor dem Kriege in dieser Arbeit den deutschen Verhältnissen nach Möglichkeit angepaßt und die zehn oder zwölf wirklich bedeutenden Universitäten waren wohl in der Lage, die Nachfrage nach jungen Akademikern, die im Besitz des germanistischen Doktorgrades waren, zu decken. Wenn auch fast all diese die Notwendigkeit erkannten, ein oder wenigstens zwei Semester an deutschen Universitäten ihren Studien obzuliegen, so waren doch die Lehrpläne der genannten amerikanischen Hochschulen so weit ausgebaut, daß sie allen berechtigten Anforderungen für die Vorbereitung auf die Doktorprüfung entsprachen. Einzelne Abteilungen für germanische Philologie hatten in der Erforschung wichtiger Sondergebiete manch wertvolles Material zusammengetragen, und in Dissertationen, Aufsätzen und Monographien Bedeutsames geleistet. Zu nennen wären hier die Studien über die Aufnahme deutscher Literatur in Amerika während verschiedener Perioden des 18. und 19. Jahrhunderts, die Arbeiten über die gegenseitige Beeinflussung der englischen und deutschen Literatur in ihren verschiedenen Phasen, die Untersuchungen der Entwicklung deutscher Dialekte auf amerikanischem Boden wie überhaupt der Geschichte der Eingewanderten und ihrer Anteilnahme am Aufbau des Landes. Was sonst an kleinen und größeren Beiträgen zur germanistischen Literaturforschung geleistet worden ist, dürfte auch in Deutschland allgemein bekannt sein. Für die genannten Sondergebiete ist in verschiedenen Bibliotheken reichhaltiges Forschungsmaterial gesammelt worden, und für sonstige wissenschaftliche Arbeiten kommen Lehrern wie Studierenden die aus Deutschland erworbenen Sammlungen verstorbener Germanisten zugute. Man hat den Verkauf dieser Sammlungen nach dem Ausland oft in Deutschland als einen Verlust für den eigenen wissenschaftlichen Betrieb hingestellt. Ob die deutsche Forschung wirklich darunter gelitten hat, bleibe dahingestellt; vergessen sollte man nicht — wenn nicht gerade den Gewinn — darüber dürfte Zweifel herrschen —, aber doch die Vorteile, die sich hüben und drüben daraus ergeben haben und ganz besonders in der Zukunft ergeben müssen. Denn aus diesem Boden werden die neuen Früchte wachsen müssen, und es ist ein Segen, daß wir heute diesen Boden haben.

Hoffnungen auf neue Früchte, auf weitere Resultate ernster Forschungsarbeit, sind vollauf berechtigt. Auch über all das geschilderte Bemühen hat der Sturmwind des Krieges hinweggefegt, vieles vernichtet, anderes geknickt und manches verweht. Wenn auch nicht an allen, so wird doch an den meisten Stätten früheren Strebens längst auf dem alten Grunde wieder weiter gebaut. Zeitschriften wie Göbels „Journal of English and Germanic Philology" und Cuttings „Modern Philology" haben eigentlich immer, auch in den Zeiten des Krieges, von stiller Arbeit am Erforschen deutscher Dichtung gezeugt; sie haben den Sturm überdauert und sind da, weitere Zeugnisse zu bringen. Mitten im schwersten Ringen der Waffen wie der Geister hat Hermann Collitz das verdienstvolle Werk der „Hesperia" einer Monographiensammlung germanistischer Studien, ins Leben gerufen — auch sie wird weiterleben. Robert Fife und sein Stab an der Columbia Universität sind an der Arbeit, eine weitere Zeitschrift für germanistische Forschungen Amerikas

zu schaffen. Vor allem aber ist eine Schar von Männern geblieben, die sich als Germanisten die Freude, ja die Begeisterung für deutschen Geistes Wirken und Schaffen in deutscher Wort- und Dichtkunst nicht haben rauben lassen; wo der Gang der Waffen sie zwang, die Arbeit niederzulegen, haben sie sie wieder aufgenommen und sind bereit, sie fortzuführen.

Proben und Stücke[1]

Die Dachkammer

Ezra Pound

Komm, laß uns die bedauern, die es besser haben als wir.
Komm, mein Freund, und erinnere dich, daß die Reichen
Diener haben und keine Freunde,
Und daß wir Freunde haben und keine Diener.
Komm, laß uns die Verheirateten und die Unverheirateten
bemitleiden.
Die Morgendämmrung kommt herein auf kleinen Füßen
wie eine vergoldete Pavlova,
Und ich bin meinem Verlangen nahe.
Auch hat das Leben nichts Besseres in sich
Als diese Stunde klarer Kühle, die Stunde, in der wir
zusammen wachen.

Gras

Carl Sandburg

Häuf die Toten hoch bei Austerlitz und Waterloo.
Schaufel sie unter und laß mich wirken —
Ich bin das Gras. Ich decke alle.

Und häuf sie hoch bei Gettysburg
Und häuf sie hoch bei Ypern und Verdun.
Schaufel sie unter und laß mich wirken.
Zwei Jahre, zehn Jahre, und Reisende fragen den
Schaffner:
Was ist hier?
Wo sind wir jetzt?

Ich bin das Gras.
Laß mich wirken.

Lucinda Matlock

(Aus der Spoon-Fluß-Sammlung)

Edgar Lee Masters

Ich ging zum Tanz in Chandlerville
Und spielte „Komm heraus" in Winchester.
Eines Abends — es war Mitte Juni —
Als wir im Mondschein nach Hause fuhren,
Tauschten wir unsre Partner aus,
Und dabei fand ich Davis.
Wir heirateten und lebten siebzig Jahre zusammen,
Freuten uns, arbeiteten und zogen unsre zwölf Kinder groß,
Von denen wir acht verloren,
Eh ich sechzig Jahre alt geworden war.
Ich spann, ich webte, besorgte das Haus
Und pflegte die Kranken,
Ich hielt den Garten in Ordnung, und am Festtag
Schlenderte ich durch die Felder, wo die Lerchen sangen,
Und wanderte am Spoon-Fluß entlang und sammelte
[Muscheln
Und Blumen und heilsame Kräuter,
Sang den grünen Tälern etwas vor,
Und rief in die waldigen Hügel hinein.
Mit sechsundneunzig Jahren hatte ich genug gelebt,
Das war alles, und ich ging ein in süße Ruhe.
Was höre ich denn nun von Kummer und Müdigkeit,
Von Ärger, Unzufriedenheit, Hoffnung?
Entartete Söhne und Töchter!
Das Leben ist zu stark für euch —
Es gehört Leben dazu, um das Leben zu lieben!

Richard Cory

Edwin Arlington Robinson

Wenn Richard Cory hinschritt durch die Nacht,
Bewunderten wir Leute auf der Straße,
Wie fürstlich schlank er war, das Antlitz glatt,
Von Kopf zu Fuß ein Gentleman von Rasse.

Und immer war er freundlich, wenn er sprach,
Und immer war er ruhig fein gekleidet,
Doch jedes Herz schlug, jeder sah ihm nach,
Wenn er gegrüßt. Er wurde viel beneidet.

Er glänzte, wenn er ging, und war er reich
Und fein gebildet, wundervoll zu sehen,
Kurz so, daß wir nur wünschten, es ihm gleich
Zu machen und an seinem Platz zu stehen.

So schafften wir und warteten des Lichts,
Und — ohne Fleisch — verfluchten wir das Brot,
Und eines Abends stillen Angesichts
Ging Richard Cory hin und schoß sich tot.

Wasserholen

Robert Frost

Die Pumpe bei der Tür war leer, —
So schnell den Krug und Eimer her
Und durch die Felder hinterm Haus —
Ob wohl im Bach noch Wasser wär —

Uns tat der Vorwand gar nicht leid,
Weil schön der Abend, wenn auch kalt,
Und weil es alles unser war,
Die Felder und am Bach der Wald.

Wir liefen grad wie hin zum Mond,
Der langsam durch die Bäume stieg,
Wo in den kahlen Zweigen jetzt
Kein Vöglein sang, der Wind selbst schwieg.

Im Wald versteckten wir uns dann
Vorm Mond wie Gnomen, rannten fort
Und lachten, wenn er uns doch fand,
Und bargen neu uns hier und dort.

Doch endlich — — jeder winkt' ein: „Still!"
Wir wagten uns erst später nach,
Um ihn zu sehn, doch lauschten wir
Und hörten — — ja, das war der Bach!

Von einem einz'gen Punkt ein Ton —
— Ein schmaler Strahl fiel klingend — weich —
Und schuf jetzt Silberstreifen, jetzt
Ein Perlenband auf dunklem Teich.

[1]) Wir entnehmen die folgenden Gedichte der sehr empfehlenswerten, aufs beste orientierenden Sammlung „Amerikanische Lyrik". Übersetzt von Toni Harten-Hoencke. Eingeleitet von Friedrich Schönemann. München 1925, Kunstverlag D. W. Callwey, Kunstwart-Bücherei, 33. Bd.

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Eine Begegnung mit Sinclair Lewis

„Mitten im Trubel saß ein Mann in kleinerer Gesellschaft, scheinbar unbewegt und unberührt, vor seinem Mokka. Hager, groß, ein paar helle, lustige Augen geben dem scharfgeschnittenen Gesicht etwas Weiches, Jungenhaftes. Und ein schelmisches Lächeln um die Mundwinkel. Schwer, sein Alter zu bestimmen. Das ist dieser Typus des Amerikaners, den man ebenso auf 25 wie auf 50 Jahre schätzen kann und der in Wahrheit 40 ist, aber sein ganzes Leben auch so alt — oder richtiger: so jung — bleibt.

Die äußere Gleichmütigkeit verbirgt nur mangelhaft eine innere Beweglichkeit, von der der forschende Blick, der ruhelos durch den Saal hetzt, Dinge und Menschen aufspießt, festhält, prüft, immer wieder zerlegt und abwägt, die angespannte Wachheit des trainierten Körpers, Zeugnis ablegt.

Nein, die marktgängige Vorstellung von einem Dichter erfüllt Sinclair Lewis gewiß nicht; den Journalisten, den Reporter glaubt man ihm sofort. Und im Gespräch verstärkt sich noch dieser Eindruck: die innere Politik Deutschlands, Arbeitsverhältnisse, das Einkommen eines mittleren Beamten — er ist unersättlich im Fragen, durch keine Antwort zufriedenzustellen, für jedes Thema interessiert, unermüdlich in der Aufspürung und Herauslockung von Tatsachen, noch für das Selbstverständlichste eine Erklärung suchend. Das Wort, das am öftesten im Gespräch wiederkehrt, heißt: Warum? Er gebraucht es wie ein Kind, das — Dinge und Vorgänge noch in ihrer Ursprünglichkeit fassend, durch keine konventionellen Begriffe gehemmt — nichts Unbewiesenes gelten läßt und zum Grübeln und Zweifeln über Sinn und Zweck aller Fragen und aller Antworten noch keine Zeit gefunden hat. Man muß sehr jung sein, um noch diese unverbrauchte Neugierde zu haben. Wir Europäer sind es nicht mehr. Sinclair Lewis ist es.

Es ist ganz klar: der eigenartige Assimilationsprozeß, der aus jedem in die glühende Esse des amerikanischen Lebens geratenen Engländer, Deutschen, Tschechen in wenigen Jahren den ‚Amerikaner' schweißt, mußte auch in der Literatur ein Abbild finden. Und so ist auch der den modernen amerikanischen Dichtern von Lewis bis Dos Passos, Poole und Sinclair eigene Wesenszug — ihre innige Verwachsenheit mit der journalistischen Reportage — mehr als etwas Formales, Äußerliches: er drückt sich in der Technik dieser Literatur ebenso aus wie in ihrem Stil, und nicht zuletzt in der Problemstellung und den künstlerischen Absichten der Autoren.

Sinclair Lewis ist kein Pamphletist, kein ‚Schmutzaufwirbler' wie etwa Upton Sinclair: ihm fehlt dessen Unerbittlichkeit und Schärfe, er hat feinere Farben, mehr Zwischentöne auf seiner Palette, die milde Skepsis, die wie ein leichter Schleier über seine Romane ausgebreitet liegt, mutet uns europäisch an. Aber der trockene, knappe Humor, der immer wieder durchblitzt, ist amerikanisch, und seine Sachlichkeit. Jede kleinste Einzelheit ist minuziös beobachtet, jedes Gespräch gleichsam stenographisch festgehalten." Leo Lania (Berl. Börs.-Cour. 195).

*

Ellen Key

„Ellen Keys letztes Buch ‚Der Allsieger', das bisher nur in schwedischer Sprache erschienen ist, beginnt mit den Worten:

(3. August 1914.) ‚Vor vierzig Jahren, gerade am heutigen Tage, wurde meine Mutter beerdigt. Mein Glaube, den ich mir innerlich errungen hatte, stand hier vor seiner ersten großen Probe. Mehrere und weit schwerere folgten. Aber mein Glaube vertiefte sich nur immer stärker. Die meisten werden ihn ‚frech' nennen. Ich aber weiß, daß es tiefer Glaube ist, in dem ich gelebt habe und in dem ich einmal sterben werde.'

Nun ist Ellen Key in ihrem Glauben hinübergeglitten in jene Welt, die ihr bisher, wie uns noch heut, ein ewiges Geheimnis bedeutet. Sie, die allen Generationen nahe stand, die vielen zur Lebenswende geworden ist.

Ihre Wesensart rechtfertigt die Liebe vieler Nationen. Ihr Schöpfertum, von starker Gewissenskraft durchflutet, schien manchem widerspruchsvoll. Aber nur aus Widersprüchen kann uns zuletzt ein Ganzes, Unteilbares emporblühen — ein Leuchtendes — wenn eine feine Geduld jeden Widerspruch achtsam in die Hand nimmt und eine harte Geduld jeden Widerspruch sich ausreifen läßt.

Ellen Key war ein Mensch, im Tun und auch im Leiden groß. Voll starken Eigenlebens als Schöpferin und als Mensch. Alles in ihr war Verstehen — Liebe — Erbarmen. Ihre Wesensart ließ das Ewige im Menschen ahnen. Sie hatte die Kraft gewonnen, die Welt von einer hohen Warte aus zu sehen und von dieser hohen,

einsamen Warte aus sie lebendig zu gestalten, ihr Lebenswerte zu schenken. Sie selbst war das Vorbild einer Schöpferin mit all ihrer Gewissenhaftigkeit, ihrem Ringen, ihrem Kämpfertum. Ihr Werk war höchster schriftstellerischer Ausdruck, weil es auf dem Boden realer Wirklichkeit stand. Stauffer Bern sagt einmal: ‚Kunst ist, wenn man weiß, worauf es ankommt.‘ Ellen Key wußte, worauf es ankommt. Eine Weise im Betrachten — im Erleben." Margarete Schurgast (Voss. Ztg. 195 u. Magdeb. Ztg. 208).

„Ellen Key gehörte zu dem Geschlecht der Propheten, die vom Gefühl aus die Welt umgestalten wollten. Keine Tradition und keine Scheu hielt sie vor umstürzenden Ideen zurück. Sie hat die Gabe besessen, überkommene Anschauungen und Einrichtungen in ihrer Reformbedürftigkeit zu erkennen, ehe noch die Masse zu einer bewußten Kritik der Zustände gelangt war. Sie hat in seltenem Maß verstanden, auszusprechen, was andere in der Region des Unbewußten fühlten, was sie erlitten! Und das alles konnte sie in einer Form sagen, die literarischen Wert hatte und sich Beachtung erzwang. Sie ist der Frauengeneration, die um die Jahrhundertwende suchend dem Leben gegenüberstand, eine heißumstrittene Persönlichkeit gewesen. Geliebt und verehrt von vielen — aber auch stark bekämpft von denen, die mit klarem Verstand die Gefahren erkannten, die ihre Theorien bei unreifen Geistern anrichten mußten." Alice Salomon (Hannov. Kur. 192).

„Ellen Key gehört zu jenen ganz wenigen Menschen, die auf der Lebenshöhe vollkommenen Weltruhm erlangten. Es gibt wohl keine Frau, die nur lesen und schreiben kann, die nicht jedenfalls irgendwie mit dem Namen Ellen Key etwas Großes verbindet. Ellen Key ist Welteigentum aller Frauen geworden. Wohin sie kam, überall drängten sich Menschen um diese stille, durch ein sanftes Lächeln verklärte Frau. Bücher wurden zu ihrem Lobe geschrieben, Hunderte, vielleicht Tausende von Vereinen bildeten sich in ihrem Namen, zu ihrer Ehre, ihr zum Dank.

Ellen Key lächelte still in sich hinein. Sie ging die Wege, die sie gehen mußte, auch wenn sie durchs Feuer oder über blutig schneidende Scherben führten. Einmal in ihrer Jugend, ich weiß nicht wann, und ich weiß nicht, wie sie dazu kam, begriff sie plötzlich ihre Mission, und von da ab widmete sie sich der leidenden Frauenwelt, bereitete den Weg zu Gedankenfreiheit für unzählige werdende Generationen." Karin Michaelis (Berl. Tagebl. 195).

Vgl. auch: Hannah Szaaz (Frankf. Ztg. 307 A.); H. Robermin (N. Bad. Landesztg. 209); Waldemar Hjelmström (Berl. Börs.-Cour. 193 u. a. O.); Arthur Silbergleit (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 97); ho (Bund, Bern 175); Klara Hofer (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 98); Margarete Weinberg (Germ. 192); Alice Berend (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 99).

*

Michael Georg Conrad
Zum 80. Geburtstag

„Das Geheimnis von Conrads ewiger Jugend beruht auf zwei Eigenschaften, von denen eine die Kehrseite der anderen bildet, die also eigentlich nur eine einzige Eigenschaft sind: auf der Kraft der Begeisterung und der Kraft der Empörung. Was ihn zum Führer bestimmte, war nicht ein kühler, Gesetze diktierender Verstand, sondern ein sieghaftes Temperament und die Wohlgeborenheit und Rassigkeit seiner hochgewachsenen Christophorusgestalt; es waren nicht Dogmen und Programme, keine literarisch-künstlerische Parteidoktrin, sondern eine Mischung von Aggressivität und sensibler Weitherzigkeit, von ewig beweglicher, dabei lauterster und enthusiastisch selbstloser Hingabe und felshafter Bodenständigkeit, die vieles und alles auf den breiten Rücken nehmen konnte. Conrads Verdienste sind nicht geschichtlich überwundene, sondern geschichtlich bleibende, denn es sind die Verdienste einer Persönlichkeit. Mögen wir über den Naturalismus als Schlagwort, als literarische Mode und Richtung, als bloße Zeiterscheinung hinweggeschritten sein: Conrad, der Führer des Naturalismus, bleibt bestehen. Diesem Stürmer war der Naturalismus nur ein frischfröhlicher Bauernkrieg, hinter dessen lautem Feldgeschrei und blutigen Siegen ihm stets die ewigen Sterne des bleibenden Vätererbes leuchteten. Naturalismus — das hieß ihm unbestechlicher Wirklichkeitssinn und noch mehr tapferer Wahrheitsdrang, aber von Anfang an war ihm, wie er es zur Beherzigung in einem kräftigen Reimspruch auf seinen Schild schrieb, ‚ohne Heiligung durch Geist- und Seelenwunder aller Naturalismus roher Plunder‘. Bauernblut und Bauernkraft bestimmten von Anfang an die Art des unterfränkischen Dorfkindes in ihren Wurzeln, und ‚Michael — Georg — Conrad‘: das ist ein Dreiklang von Namen streitbarer und strahlender Schutzpatrone, die ihm unsichtbar sichtbar beigesellt scheinen. Aber als vierter im Bunde könnte Ulrich hinzutreten, denn sein blutvoller Bildungsdrang griff weit aus, und sein kämpferischer, echt protestantischer Humanismus gemahnt am meisten an seinen ritterlichen, bauernfreundlichen Landsmann von Hutten." Hans Brandenburg (Münch. N. Nachr. 90).

„Nicht den Kampf zu beseitigen, war sein Trachten, wenn er sich gegen die ‚bornierten Kasernenphilister‘

kehrte, sondern ihn zu einem Kampf mit geistigen Waffen zu machen. ‚Nicht, daß wir kämpfen,‘ hob er hervor, ‚ist unser Unglück, sondern daß wir dumm, reaktionär, mittelalterlich kämpfen.‘ Darum verwies er den ‚blutigen Schießprügel‘ in die ‚verdammte Barbarei der gottesfürchtigen Vergangenheit‘, wetterte in ehrlichem Zorn gegen den ‚barbarischen Brudermord, den organisierten Massentotschlag, die grauenhafte Missetat der Völkerkriege‘ und rief begeistert: ‚Vom neuen Menschenrecht zum neuen Völkerrecht, dann zum Weltrecht — das ist die Losung unseres Kampfes!‘ Losung und Kampf danken wir ihm heute zu seinem Ehrentag." Herman Wendel (Arb.-Ztg., Wien 94).

Vgl. auch: Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 160); Paul Wittko (Schwäb. Merkur 152); Karl Willy Straub (Saarbr. Ztg. 91); Heinrich Taschner (Bund, Bern 144 u. a. O.); M. Kolmsperger (Welt a. Sonntag, München 14); Magda Janssen (Stuttg. N. Tagbl. 154); St-s (Münch.-Augsb. Abendztg. 91).

*

Zur deutschen Literatur

Des Freiherrn Friedrich-Rudolph Ludwig v. Canitz (1654—1699) gedenkt Gustav Metscher (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 146). — Mit Wilhelm Heinse beschäftigt sich Arthur Friedrich Binz (Westf. N. Nachr. 87). — Ein Aufsatz von Heino Schwarz zum 100. Todestag von Johann Heinrich Voß (Wiener Ztg. 73) bleibt nachzutragen, Goethes Verhältnis zu Voß untersucht Graf N. Rehbinder (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 146).

Goethes Märchendichtungen nimmt Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissensch. 89) zum Thema. — Über die Goethenotizen der Karoline Jagemann wird (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 92 u. Frankf. Ztg. 292 — 1 M.) Bericht gegeben, einen Brief Goethes an die Jagemann teilt Doris Wittner (N. Zür. Ztg. 615) mit. — Über Goethe und die Karschin schreibt Augustin Wibbek (Köln. Volksztg. 275). — Auf Grund von Otto Pniowers Buch behandelt Karl Hoeber (Köln. Volksztg., Zeit 263) Goethe in Berlin und Potsdam. — Die Begegnung des Professors Jos. Röckl mit Goethe im Jahre 1805 schildert Anton Ziegler (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 94).

Kant und Kleist nimmt Ludwig Marcuse zum Thema (Bad. Pr., Lit.-Beil. 15). — Über Novalis läßt sich Willi Beils vernehmen (Karlsr. Ztg., Wissensch. 78). — Ernst Moritz Arndts Vermächtnis vergegenwärtigt J. Haun (Tägl. Rundsch., Dienst 13). — „Wie Friedrich Rückert Sprachen erlernte" erzählt Hermann Kreyenborg (Köln. Ztg., Lit. Bl. 253).

Ein Aufsatz von Wilhelm Fischer (Graz) über Gottfried Keller wird (N. Zür. Ztg. 619) mitgeteilt, über Fränkels Keller-Ausgabe berichtet Eduard Korrodi (ebenda 658). — Annette v. Droste und Ferdinand Freiligrath nimmt Eduard Arens (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 38) zum Thema. — Über Grabbe und seinen Verleger schreibt Carl Georg v. Maaßen, unter Bekanntgebung eines unveröffentlichten Grabbe-Briefes (Münch. N. Nachr. 115). — Einen unbekannten Brief Nietzsches an seine Schwester aus den Ostertagen 1888 teilt Max Oehler (Berl. Tagebl. 197) mit. — Jacob Burckhardts Gedichte vergegenwärtigt T. (N. Zür. Ztg. 508). — Auf Spuren Eduard Mörikes ergeht sich C. A. Pfeffer (Magdeb. Ztg., Lit.-Beil. 193). — Gelegentlich des 125. Geburtstages erinnerten unter anderen an Gustav Fechner: Paul Feldkeller (Tag, Unt.-Rundschau 94) und Willy Pastor (Tägl. Rundschau, Unt.-Beil. 93).

Mit Heinrich Hart beschäftigt sich Paul Wittko (Weser-Ztg., Lit.-Beil. 275). — Erinnerungen an Christian Morgenstern boten: Heino Schwarz (Hamb. Fremdenbl. 90); Ger Trud (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 75). — Ein unbekannter Brief von Peter Hille wird (Berl. Tagebl. 171) mitgeteilt. — F. Hugin (Feodora zu Schleswig-Holstein) ruft Elisabeth Schick-Abels (Köln. Volksztg. 298) in die Erinnerung zurück. — Zum Gedächtnis von August Sperl schreibt Kunz v. Kauffungen (Tägl. Rundschau, Unt.-Beil. 87). — Einen Nachruf auf die vor zwei Jahren (30. April) verschiedene Elsaß-Dichterin Marie Hart schreibt E. v. M. (N. Bad. Landesztg., Frau 213).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Den echten Poeten, ein Stück unverfälschten, urwüchsigen, eigenbrötlerischen Sängers grüßt Max Herrmann (Neisse) in Jakob Haringer; wer von seinen Gedichten nichts wisse, könne ihm nach dem Prosabüchlein „Das Räubermärchen" arg unrecht tun (Frankf. Ztg. 256 A.). — Hans Friedrich Blunck wird (Köln. Ztg., Lit. Bl. 302) von Wilhelm Scharrelmann charakterisiert: „Hans Friedrich Blunck ist vielen eine Hoffnung, manchen schon heute eine Erfüllung. Sein Auge hat den Blick des Sehers, und sein Ohr ist den Sprachen aller Dinge offen. Er kennt die Lieder des Stroms und das Gewisper der Büsche und Bäume, die Sprache der Unken und der einsamen Teiche, hört das Gelächter und die Scheltworte der Unterirdischen, wenn sie sich einen Schabernak spielen und ihre Späße miteinander treiben. Er hört sie flüstern und miteinander tuscheln, hört sie grollen und poltern,

lärmen und stille werden. Er belauscht sie bei Spiel und Tanz, bei ihren Hochzeitsfreuden und Wiegenfesten. Und er weiß, es sind nicht nur die stille Heide und das unwegsame Moor, wo sie hausen — mitten unter uns in dem geschäftigen Leben der Großstadt treiben sie ihre Späße. Was schert sie die Straße mit dem Gerassel ihrer Wagen, dem Hupen ihrer Automobile — ihr Reich ist ihnen geblieben und wird ihnen bleiben, solange die Erde steht. Selbst der Bahnhof mit seinen rasselnden Zügen und dem Klappern seiner Signalstangen und baumlangen Laternen ist nicht sicher vor ihnen." Vgl. auch den Aufsatz von Otto Aug. Ehlers (N. Mannh. Ztg., Aus Zeit 11). — Einen Besuch bei Hofmannsthal schildert Robert Michel (Münch. N. Nachr. 113). — Über Alfred Kerr sagt Heinz Stroh (N. Bad. Landesztg. 204): „Was ist es, das so überzeugend wirkt? Weil Kerr nicht blufft, weil er als Ethos des Kritikers, die Wahrheit zu sagen, verlangt, und weil wir hinter allem, was er schrieb, die Macht einer Persönlichkeit spüren, und den Herzschlag eines Menschen fühlen, deswegen vermag Kerr uns zu zwingen! Alles, was dieser Schriftsteller in seinem sieghaften Wesen prägte und in eine von Blut durchpulste Sprache goß, für die er neue Worte fand und erfand, die treffend schildern und plastisch malen, die etwas sichtbar hinstellen und vor allem greifbar nahe bringen, alles das steht als unabwendbare Tatsache fest da. Man bekommt bei allem die Offenheit zu spüren, die ihn selbst immer wieder zeigt und die den Dingen und Menschen schonungslos die Masken vom Gesicht reißt. Und seltsam ist es, wie Spott und Hohn durch die Innigkeit und die Musikalität der Form zu Dichtung werden." — Als Jugendschriftsteller wird Waldemar Bonsels von Karl Rheinfurth (Oberhess. Ztg. 84) sehr hoch bewertet und warm empfohlen. — „Arno Holz und seine Form" nimmt Hans Steinsdorff zum Thema eingehender Untersuchung (Frankf. Ztg. 254 — 1 M.). — Als den Dichter der Einsamkeit und Sehnsucht begreift Clara Sommerfeldt (Braunschweiger Landesztg., Lichtung 7) Paul Gurk: „Einsamkeit und Sehnsucht sind vom Menschen und vom Dichter Gurk in Ursprung, Ausmaß und Erguß erschaut, erkannt, gestaltet. Denken wir der Einsamkeit als Erkenntnis, so wandelt Meister Eckehart an uns vorüber, und so die anderen Gestalten all, denen die Einsamkeit Weggenossin ist. Wo Sehnsucht nach Erhöhung strebt, wird Erlösung; wo aber Sehnsucht Vernichtung erstrebt, wird Verurteilung." — Mit dem Arbeiterdichter und Glasschleifer Franz Grundmann, dessen Humor gerühmt wird, macht Emil Strauß (Arb.-Ztg., Wien 107) bekannt.

Zum 80. Geburtstag von Wilhelm Fischer in Graz (18. April) grüßten: Hanns Martin Elster (Berl. Börs. Ztg., Kunst 89 u. a. O.); Paul Wittko (Hamb. Fremdenbl. 106); Waldemar Gröhn (Kreuz-Ztg., Lit. 178) vgl. auch Magdeb. Ztg. (193). Bei Elster heißt es: „Alle, die sich hineinträumen wollen in das Reich ihrer Kindheit, in das Reich der Unschuld und des friedhaften Glücks, alle, die sich nach Genesung sehnen und heraus wollen aus dieser Tage Mühen und Last, mögen zu diesem Dichter wandern." — Zu Leo Greiners 50. Geburtstag (1. April) schrieben Oskar Loerke (Berl. Börs.-Cour. 151) und Sling (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 77). Loerke sagt: „Wer ein Leser Greiners geworden ist, weiß, daß er überall etwas finden wird, wofür er dem Dichter danken muß. Die Weise, wie hier aus umfassenden Komplexen gestaltet wird, wirkt wiederum gestaltend zurück auf die großen bleibenden Komplexe in uns. Der Schatz des Unaussprechbaren wird durch das Ausgesprochene größer. Wo das nicht möglich ist, da möchte Greiner lieber stumm bleiben. Er hat Ehrfurcht vor dem begnadet geschriebenen Wort und zugleich das Wissen um die Belanglosigkeit des meisten, was geschrieben wird. Er durchschaut den Virtuosen und den Spezialisten, der von Sekunde zu Sekunde seinem Pendel einen Stoß zuzuleiten versteht, so daß es nicht aufhört zu schwingen, als wäre es ein lebendes Wesen; wer schwach lebt, muß rasch leben, um sich zu ertragen. Greiner läßt sich von diesem Anblick nicht zum Hochmut verführen oder zur Ungeduld hinreißen. Den hohen Schall des Ruhms erhorcht zu haben und doch den wahren Ruhm zu vermehren, das ist seine Vornehmheit. Seine Vornehmheit ist Gerechtigkeit." — Zum 50. Geburtstag des hessischen Dichters Karl Adolf Schimmelpfeng (1. April) schreibt Will Scheller (Kasseler Post 90 u. Frankf. Nachr., Didaskalia 13), den harmonischen Zusammenklang des Menschseins mit dem Naturweben als Grundlage der Lyrik Schimmelpfengs rühmend.

Auf Herta Koenigs neue Gedichte „Die alte Stadt" (Kaemmerer Verlag) macht Manfred Schröter (Münch. N. Nachr. 101) nachdrücklich aufmerksam, der dunklen Melancholie dieser Verse zwingende Macht beimessend. — Einen Meister der Form und der Sprache feiert Heinz Schwarz (Mannh. Tagebl., Lit. Rundsch. 83) in dem Lyriker und Epiker Victor Meyer-Eckardt.

Über Georg Kaiser, den Dramatiker, liegen zwei Aufsätze vor, von Ludwig Lewin (N. Bad. Landesztg. 191) und von Fred A. Angermayer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 80). Angermayer nimmt zu Max Freyhans Kaiserbuch Stellung und erkennt ihm ungeschmälerte Bedeutung zu. — Zu Herbert Eulenbergs Werk nimmt Michael G. Lap (Tirol. Anz. 88) Stellung,

Eulenbergs stets bewährte Selbständigkeit betonend. Vgl. auch: Richard Sexau (Münch. N. Nachr., Einkehr 29).

Über René Schickeles neuen Roman „Ein Erbe am Rhein" (Kurt Wolff) liegen Aufsätze vor, von Esther Wangenheim (Vorw. 161) und von H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. Bl. 250), bei dem es heißt: „Es ist das wichtigste, daß einmal wieder ein solcher Roman geschrieben werden konnte. Nun erst fühlt man den klaffenden Abstand von der Verzerrung, in die wir vielfach geraten sind, von der Äußerlichkeit und aufgeblasenen Nichtigkeit, die Neues und Großes vortäuschte und Nichtkönnen oder Prinzipienreiterei war — Abstand auch von der oft skandalösen Schlabbrigkeit der Formgebung in der Zeit des Films und der filmisch zerstückelten Skizzen und Szenen: literarisch Verdichtung, Intensität, Tempo genannt. Hier hat ein Dichter das Wort. Und hoffentlich so laut, so nachhaltig, daß er wieder Nachfolge findet. Dann werden wir uns aus dem chaotischen Revolutionssumpf in der Literatur zu einem schönheitsfreudigen Land des Geistes, aus der Welt der Tendenz und des Gehirns zur Welt der Dichtung und des Herzens zurückfinden."

*

Zur ausländischen Literatur

Über den „musikalischen" Shakespeare schreibt Adolf Aber (Magdeb. Ztg. 206). — Über Bacon liegt eine Reihe von Aufsätzen zur 300. Wiederkehr seines Todestages (9. April 1626) vor: Paul Feldkeller (Hannov. Kur. 162/63); H. Zöllner (Elsässer, Kleine Revue 7); Leo Matthias (Stuttg. N. Tagblatt 161); Christian Jenssen (Niederrh. Volksztg., Unt.-Bl. 28); Hans Gäfgen (Hamb. Nachr., Zeitschrift f. Wissensch., 3. April); Arb.-Ztg., Wien (98). — Über Hilaire Belloc bietet Wilhelm Tholen eine Studie (Germ., Ufer 15).

Über Rabelais schreibt Paula Scheidweiler (Volksstimme Mannheim, Saat 12). — Als der Dichter des Unmöglichen wird Victor Hugo von Albrecht Schaeffer (Berl. Tagebl. 151) charakterisiert. — „Romain Rolland und Europa" nimmt Friedrich v. Oppeln-Bronikowski (Köln. Ztg., Lit. Bl. 250) zum Thema, unter der Überschrift „Bekenntnis zum Bekenner" schreibt Otokar Fischer (Prag. Pr., Dichtung 16) über Rolland. — Eine Studie über Charles-Louis Philippe bietet Friedrich Burschell (Bad. Pr., Lit. Umsch. 15). — Ein Interview Paul Claudels zeichnet Etienne Garry (Germ. 165) auf. — Literarische Silhouetten von Giraudoux und Curel entwirft Otto Forst de Battaglia (Germ., Ufer 16). — Über Maeterlincks Ehe liegt ein Aufsatz von Ellen Key vor (Prag. Pr. 116).

Ein Bild von Unamuno entwirft Walther Harich (Bad. Pr., Lit. Umsch. 14); vgl. auch Bund, Bern, Kl. Bund (15).

Zwei unbekannte Märchen Andersens werden (Berl. Tagebl. 166) mitgeteilt. — Über Strindberg und die Astronomie schreibt Ernst Barthel (Münch. N. Nachr. 103, Magdeb. Ztg. 195/96), dazu die Entgegnung von W. Sametinger (Münch. N. Nachr. 117). — Von einem Abend mit Andersen Nexö erzählt Will Scheller (Kasseler Post 81).

Die russische Literatur seit dem Umsturz charakterisiert W. (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 147).

* * *

„Arzt und Dichter." Von Hermann Ammon (Deutsche Tagesztg., Unt.-Beil. v. 22. April).

„Vergessener Dichterhumor." Verschollene Gedichte und Briefe von Hebel, Alexis, Rückert und Klaus Groth. Von Hermann Ammon (Deutsche Ztg., Osterbeil.).

„Drama und Gegenwart." Von Fred A. Angermayer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 90).

„Katholische Dichtung." Von Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg., Lit.-Beil. 103).

„Naer Oostlant ..." Schicksale und Deutung eines altflämischen Volksliedes. Von H. J. Brühl (Köln. Volksztg. 286).

„Literarische Gruppenbildungen." Von Rudolf K. Goldschmit (Bad. Pr., Lit. Umsch. 13).

„Kritik des Publikums." Von Franz Häußler (Frankf. Ztg. 240 — 1 M.).

„Ein Jahrzehnt deutscher Zeitungswissenschaft." Von Fritz Körner (Germ., Ufer 14).

„Aus dem neuen schwäbischen Schrifttum." Von Rudolf Krauß (Württ. Ztg., Schwabenspiegel 16).

„Freiheit und Schweizerdichtung." Von Jos. Herm. Meyer (Luzern. N. Nachr. 88).

„Diktatur des Geistes." Von Hans Prager (Bund, Bern 153).

„Lyrik vom Lande." Von Will Scheller (Hess. Kur. 97).

„Das Problem der Ehe in der Literatur." Von Lothar H. Br. Schmidt (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 80).

„Die Stunde des Faust. Über Osterlektüre." Von Wilhelm v Scholz (Münch. N. N. 94).

„Hans Delbrück als Germanist." Das Nibelungenlied und sein Verfasser. Von Franz Rolf Schröder (Münch. N. N. 116).

„Stirbt das Drama?" Antworten von: Leopold Jessner, Lucie Höflich, Victor Barnowsky, Elisabeth Bergner, Bert Brecht, Jakob Wassermann, Heinrich XLV, Erbprinz Reuß, Fritz v. Unruh, Max Dessoir, Fritz Kortner, Rudolf Forster, Arnolt Bronnen, Klabund, Berthold Viertel, Ludwig Berger (Voss. Ztg. 159).

„Verkannte Dichter unter uns?" Eine Rundfrage. Antworten von: Ed. Korrodi, Hofmannsthal, Jakob Schaffner, Heinrich Federer, Fritz Strich, Carl Sternheim, Heinrich Mann, Hermann Bahr, Robert Faesi, Hermann Hesse, Thomas Mann, Adolf Koelsch, Rudolf Alexander Schröder, Wilhelm v. Scholz, René Schickele, Johannes Schlaf, Josef Winckler, Stefan Zweig, Robert Walser, Michael Georg Conrad,

Raoul Auernheimer, Rudolf Borchardt (N. Zürch. Ztg., Lit.-Beil. 535, 613).
„Die Meininger":
„Der Musenherzog." Von Fritz Engel (Berl. Tagebl. 149).
„Herzog Georg II. von Meiningen." Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 79).
„Georg der Zweite, der Künstlerherzog." Von Max Grube (N. Nachr. Braunschweig, Sonntag 4. April).
„Der letzte Meininger." Von Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 170).
„Der Schöpfer der ‚Meininger'." Von Carl Heine (Deutsche Allg. Ztg. 151).
„Die Lebensgefährtin des Theaterherzogs." Von Bruno Huettchen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 76).
„Das Buch von den Meiningern." Von Gustav Manz (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 86).
„Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen als Bühnenreformator." Von Eduard Scharrer (N. Preuß. Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 146).
„Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen." Von Johannes Werner (Köln. Ztg. 246).

Echo der Zeitschriften

Germanisch-Romanische Monatsschrift. XIV, 3/4. (Heidelberg.) Aus einer interessanten Studie über den demokratischen Gedanken in der neueren amerikanischen Literatur zieht Walter Fischer die Schlußfolgerung:

„Abschließend und zusammenfassend hat unsere flüchtige Betrachtung gezeigt, daß der demokratische Gedanke in der neueren Literatur der Vereinigten Staaten sich vor allem in zwei Richtungen bewegt. Einmal ist es das Prinzip der Auflehnung gegen irgendeine Art der Überlieferung, seien es die feudalen politischen Formen der alten Welt und ihre ästhetischen Maßstäbe, oder die bereits als lästig und tyrannisch empfundene Gesellschaftstradition des eigenen Landes. Diese Richtung wird besonders von den Jungamerikanern aller Schattierungen vertreten. Zum zweiten aber kommt immer und immer wieder die Überzeugung zum Ausdruck, daß der Durchschnitt des Volkes, die breite bürgerliche Masse, des Singens und Sagens am meisten wert sei. Dieser letztere Umstand hat zur Folge, daß die neuere amerikanische Literatur, im Gegensatz zu der fast ausschließlich auf romantischen Traditionen fußenden älteren, ihre Helden viel weniger als Ausnahmegestalten zeichnet und dadurch ein realistischeres Antlitz gewinnt. So laufen die ästhetischen Folgerungen des demokratischen Zuges der amerikanischen Literatur auf die Absichten hinaus, die auch Bernard Shaw, wesentlich von ethischen und psychologischen Voraussetzungen ausgehend, zu verwirklichen suchte: Werke ohne Helden zu schreiben. J. R. Lowell hat einmal in hohem Alter davor gewarnt, die amerikanische Literatur mit anderen als den strengsten Maßstäben zu werten. Fragen wir uns, ob ihre demokratische Tendenzen geeignet sind, ästhetische Höchstleistungen hervorzubringen, so kann unsere Antwort keineswegs unbedingt bejahend ausfallen. Freilich ist Bedeutendes geleistet worden. Whitman, Howells, Mark Twain, Henry James u. a. haben auch dem europäischen Leser mancherlei, zum Teil sehr Eigenartiges zu sagen. Bei allzu vielen zeitgenössischen Autoren aber (besonders im Drama und im Roman) überwiegt für den europäischen Beurteiler der Eindruck, als ob hier der demokratische Gedanke geflissentlich mit Populärliteratur verwechselt würde, und als ob die Autoren nur der Fassungsgabe und dem Geschmack des ganzen Volkes — eben des Durchschnitts — Rechnung tragend, verwickelteren Seelenproblemen und tiefsten Weltanschauungsfragen allzu bereitwillig aus dem Wege gingen."

Neue Schweizer Rundschau. XIX, 4. (Zürich.) Jakob Wassermann bietet eine wichtige Studie über „Kolportage und Entfabelung" und geht dabei von Lawrences Roman „Jack im Buschland" aus, um darzutun, was er unter „Entfabelung" versteht:

„Der Begriff Entfabelung ist mir erst in letzter Zeit durch die Lektüre des Lawrenceschen Romans ‚Jack im Buschland' zur Formel geworden, eines höchst ungewöhnlichen Werkes, repräsentativ für eine ganze Gattung, zu der auch, in gebührendem Abstand nach unten, was die künstlerische Kraft und Neuheit betrifft, etwa Anker Larsens ‚Stein der Weisen' gehört. Schon bei diesem Buch, das ich vor Monaten las, hatte mich, abgesehen von gewissen charakteristisch nordischen Seltsamkeiten, einer alles Figurenhafte tötenden philosophisch-theologischen, bis ins Verworrene ausartenden Grübelsucht, die Mischung von Konturlosigkeit im Verlauf und Geschlossenheit im einzelnen Bild, Dialog oder Schicksal geradezu gequält, und ich suchte nach einem Kriterium dafür. Bei dem Roman von Lawrence, weil er die ungleich bedeutendere Leistung ist, im Menschlichen freier, im Gestaltlichen kühner, im Landschaftlichen und Erotischen alle Bahn der Tradition verlassend, befiel mich die Unruhe in noch höherem Grad. Recht häufig hört man solche Bücher als Weltanschauungsbücher bezeichnen. Das ist be-

quem, vor allem sagt es herzlich wenig und ist im Grunde auch wohl ein Unsinn, da jedes Buch von Rang in seiner Weise die Welt ‚anschaut'. Ich finde, das wesentliche gemeinsame Merkmal ist der Mangel an einer Fabel. Aber was ist denn Fabel? Wodurch unterscheidet sich Fabel von Handlung? Worin Handlung von Stoff? Worin Stoff von Motiv? Vielgebrauchte Kenn- und Fachworte, die scharf gegeneinander abzuscheiden jedoch sehr schwer ist, und da die gründlichste Definition oft weniger Licht gibt als das Beispiel, will ich es mit einem solchen versuchen: Raskolnikow. Die leibliche Not, die Verlassenheit des Raskolnikow, seine Liebe zu Mutter und Schwester, das Verhältnis zu Rasumichin, zu Sonja sind Motive; die Art, wie er sich in seiner besonderen Geistes- und Gemütsverfassung mit dieser Not und mit der bürgerlichen Gesellschaft, die sie verursacht, mit seinen Leidenschaften und Ideen auseinandersetzt, ist der Stoff; der Mord an der Pfandleiherin, die allmähliche Entdeckung des Verbrechens samt allen Umständen, die dazu beitragen, ist die Handlung. Die Zusammenfassung von Motiven, Stoff und Handlung zu einer Stufe um Stufe gesetzmäßig vorwärtsschreitenden, die Erwartung steigernden Metamorphose seines gesamten Wesens ist die Fabel. Sie ist aber zugleich auch das Fundament. In ihr erschließt sich der eigentliche Sinn des Kunstwerks, sie zeigt sowohl seinen inneren Tiefgang an, wie auch sein äußeres Bewegungsziel, alles nur mittelbar, durch Bild, Schicksal, Figuration. Sie ist der Ring, innerhalb dessen der Dichter seine Gestaltungen spielen läßt, der ihm auf allen Seiten die Grenze zieht, genau zwischen Freiheit und Gesetz, und ihn verhindert, daß seine Gleichniswelt ins Wesenlose stürzt und im banalen wie im höheren Sinn unfaßbar wird.

Der Roman von Lawrence, um bei dem Musterbeispiel zu bleiben, ist reich an Motiven, sogar seltenen und starken. Es ist eine neue Welt in ihm und eine neue Betrachtung der bekannten Welt, der Stoff ist gefunden und geschaut, nicht gemacht und erdacht, die Handlung voll Bewegung und Beseelung; eine Fabel hat er nicht, Fabel als Gerüst, als Bett und Ufer der Erzählung, ja als ihr Zentrum und Herz. Gerade seine außerordentlichen Eigenschaften lassen deutlicher als bei minder gewordenen, nicht so groß konzipierten, so glühend erlebten Werken erkennen, woran es ihm gebricht, was er zuletzt vorenthält. Alles Geschehen verläuft in der Fläche, es könnte immer so weiter gehen. Hunderte von Seiten noch, das Buch hört auf, aber es endet nicht. Während die Fabel Verkürzungen, Verwebungen, Hintergründe schafft, bringt die fabellose Handlung nur ein primitives Nebeneinander; auch bei genialster Schilderungs- und Darstellungskunst, von der man in diesem Fall sprechen muß, wird kein Ineinander daraus."

Velhagen und Klasings Monatshefte.

XXXX, 8. (Berlin, Bielefeld.) In einer Betrachtung Bernard Shaws geht Paul Fechter von einem Vergleich Shaws mit Hamsun aus, um dann Shaw als den eigentlichen Fortführer der deutschen Aufklärung zu charakterisieren:

„Die europäische Dichtung der Gegenwart gipfelt in zwei Gestalten, die das Schicksal merkwürdig sinnvoll zur gleichen Zeit nebeneinander gestellt hat, nämlich in Knut Hamsun und Bernard Shaw. Auf die einfachste Formel gebracht: der Norweger Hamsun stellt in reinster Form das dar, was bei der geistigen Zeitsituation von heute einem Dichter möglich ist; das Werk des Iren Bernard Shaw ist die Höchstleistung dessen, was ein schriftstellerischer Mensch unter den gleichen Zeitbedingungen zu leisten imstande ist. Über Hamsun steht die Gnade, die ihm gestaltende und erlebende Kräfte gab, die niemand mit noch soviel Energie erringen kann; über Shaw steht der Wille zum Höchsten, was menschlicher Geist ohne alle Gnade, rein aus irdischen Fähigkeiten heraus erwerben kann. In Hamsun lebt die Kraft des Lebens selbst, dunkel, wogend und gestaltend, was oft ein anderer erst deuten muß; in Shaw lebt gerade der deutende Geist, der Sinn und Ordnung in das Dunkel des Lebens zu bringen für seinen Sinn hält. Hamsun ist der Größere, Shaw aber trotz aller Einwände, die sich erheben lassen, vielleicht der Wichtigere. Hamsun ist ein Gestirn, eine Schönheit für sich; Shaw, wenn das kühne Bild gestattet ist, ein Leuchtturm, ein Wegweiser, den wir am Ende nötiger haben als alle Gestirne ...

Man muß sich die Tatsache der Durchdringung unseres Lebens mit heimlicher Romantik, das heißt mit Unsachlichkeit, einmal klarmachen, wenn man den Ausgangspunkt Shaws erkennen will. Dieser irische Puritaner und Sozialist ist zum Dichten nicht gekommen aus Lust am Dichten, sondern aus Haß gegen die Unsachlichkeit. Der wesentliche Faktor für Shaw war die Erkenntnis von der halb tragischen, halb komischen romantischen Wortwirtschaft, von der die Menschen auf allen wichtigeren Gebieten des Daseins sich nähren und zu leben vorgeben. Romantisch sein heißt ihm, vom Wort das benutzen, was nicht Sachlichkeit daran ist, heißt mit dem Unwirklichen arbeiten, das das Wort hinter dem Sachlichen auch noch enthält. Dieses Romantische an den Worten ist der eigentliche Ausgangspunkt für Shaws Haß gegen die Romantik, weil er erkannt hat, wie von hier aus das menschliche

Leben mit allen möglichen, höchst romantischen, für sein Gefühl aber unwirklichen und unmenschlichen Illusionen und falschen Vorstellungen vergiftet wird. Shaw ist der reine Antimetaphysiker, der den Worten mißtraut bis ins letzte, der sie auf ihren wirklichen Geltungsbereich um jeden Preis beschränken will; mit einem Wort: er ist der reine Nominalist, die moderne Form des Aufklärers. Und es ist sehr eigen zu sehen, wie er unter vollkommen anderen Bedingungen von dieser seiner aufklärerischen Tendenz her fast denselben Entwicklungsgang geht wie — freilich auf einer weit höheren Ebene — bei uns Gotthold Ephraim Lessing. Über der klugen Sachlichkeit des jungen Lessing wuchs zuletzt die wundervolle Wärme und Humanität des ‚Nathan' auf; am Ende von Shaws Lebensweg steht jene Szene im letzten Akt der „Heiligen Johanna', da man draußen die Jungfrau verbrennt, und plötzlich kommt der Kardinal von Stogumber hereingestürzt, der am eifrigsten für ihre Verurteilung gekämpft hat, und stöhnt und jammert: ‚Ich wußte nicht, wie das ist. Es ist leicht reden, wenn man es nicht mitangesehen hat.' In seine bisherige Wortwirklichkeit ist plötzlich die wirkliche Wirklichkeit hineingefallen und hat seine Seele vollkommen umgerissen, hinüber zu einem Humanitätsgefühl, von ferne jenem höheren verwandt, das über den letzten Akten des ‚Nathan' schwebt."

Stimmen der Zeit. LVI, 7. (Freiburg i. Br.) A. Stockmann S. J. charakterisiert das jüdische Element in der deutschen Literaturgeschichte und kommt dabei zu dem Ergebnis:

„Wer mit unbefangenem Auge und unparteiisch unsere heutigen Verhältnisse auf dem Büchermarkt überblickt, wird nicht verkennen, daß sich das sogenannte Spezifisch-Jüdische leider auch bei manchen christlichen und arischen Schriftstellern findet, und daß erhebliche Spuren davon sogar noch weiter zurückführen bis zu unsern großen Dichtern der klassischen und romantischen Periode, zu Wieland insbesondere, aber auch selbst zu dem von Bartels als unerreichtes Musterbild eines deutschen Dichters verehrten und gefeierten Goethe. Solange daher der Verfasser nicht den Mut zur vollen Konsequenz aufbringt, solange er darüber schweigt, daß gar manch ein arischer Dichter und Schriftsteller, nicht zuletzt der angeblich judenfeindliche Goethe bei der Behandlung geschlechtlicher Dinge kaum weniger reichlich seinen Tribut an die Frivolität entrichtet (man denke an Goethes Bemerkungen zur Sammlung Priapeia und zu Augustinus De civitate Dei, an sein Tagebuch, an manche seiner bis vor wenigen Jahren aus Gründen der Sittlichkeit unterdrückten Römischen Elegien und Venetianischen Epigramme), als die Mehrzahl der von Bartels mit sittlicher Entrüstung an den Pranger gestellten jüdischen Literaten, solange der antisemitische Professor überhaupt den christlichen Grundsatz einer gleichmäßigen, gerechten und unparteiischen Behandlung beider in Frage kommenden Rassen praktisch nicht anerkennt und ausschließlich vom einseitig völkischen Standpunkt aus das schwierige Problem zu lösen versucht —, solange darf man füglich bezweifeln, ob der Nutzen, den das Deutschtum aus der erstaunlich regen Tätigkeit des weimarer Gelehrten zieht, die Wunden zu heilen oder auszugleichen vermag, die der temperamentvolle Kämpfer durch unnötige Vertiefung der Rassengegensätze und Schürung nationalistischer Leidenschaften dem Volksganzen schlägt. — Eines ist sicher: die heute in Deutschland so viel erörterte jüdische Frage läßt sich auch auf dem literarischen Gebiet nicht nach den Vorschlägen und durch die Kampfmethoden des Antisemitismus lösen."

Preußische Jahrbücher. CCIV, 1. (Berlin) Hermann Bahrs Charakteristik von Marcel Proust gipfelt in den Sätzen:

„Die ganze französische Literatur, die sich ja nicht wie die deutsche mit Monologen begnügt, sondern stets ein lebendiges Rundgespräch der ganzen Nation ist, in dem jeder dem anderen das Wort aus dem Munde nimmt und keiner Antwort auf die Fragen des anderen schuldig bleibt, die ganze französische Literatur drängt, in einer gewaltigen Selbstbesinnung, daß ihrem Geiste ja das Verlangen nach Festigkeit, Dauer und Fortbestand der überlieferten Ordnung eingeboren ist, jetzt einmütig wieder auf Sicherheit: was seit der großen Revolution geschwächt, ja zuzeiten fast gelähmt scheint, le sens des valeurs, kehrt mit neuer Kraft wieder. Und Proust ist eigentlich der einzige von Rang, der dem auflösenden Geiste bis ans Ende treu blieb. Er schrickt nicht zurück, wenn er alles zergehen sieht, sondern eben der Anblick dieses Zergehens aller Erscheinung entzückt ihn, und nicht anklagend, nicht jammernd, nicht verzweifelnd, sondern bewundernd, genießend, frohlockend, stellt er das unabläßige Zergehen des Daseins, dieses unseres eigentlich ja niemals auch nur einen Atemzug lang dableibenden Daseins dar. Sein Werk ist ein freudiger Preisgesang auf die Schönheit der Vergänglichkeit und Nichtigkeit des Lebens. Er droht nicht klagend mit dem Untergang des Abendlandes, sondern daß alles Dasein überhaupt nichts als fortwährender, niemals aufzuhaltender, niemals auch nur einen Atemzug lang zögernder Untergang ist, dies genießt er, dies will er den Leser genießen lassen, indem er das dreiste,

von vornherein unmögliche, von ihm selbst als unmöglich erkannte Wagnis unternimmt, die Flucht der sich unablässig auflösenden Erscheinungen einzufangen und aufzuhalten durch die Macht des doch aber auch ebenso flüchtigen, unbeständigen, treulosen, immer den Sinn wechselnden, uns sozusagen schon im Munde betrügenden Wortes. Er weiß natürlich, daß es ihm nicht gelingen kann. Er will uns damit auch nur ein Spiegelbild unseres Lebens zeigen, denn dieses Leben ist für ihn ja nichts als ein stets mit untauglichen Mitteln unternommener Versuch einer Unmöglichkeit, und eben in der Tapferkeit, mit der er nun seine Kraft täglich von neuem an dieser von ihm erkannten Unmöglichkeit erprobt, liegt die sinnlose Schönheit, liegt der unnütze Wert seiner eben durch den unbeschreiblichen Reiz dieser unnützen Sinnlosigkeit bezaubernden Kunst. ‚Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt', sagt die Manto. Proust hat das Unmögliche begehrt, durchschaute Vergänglichkeit unvergänglich aufleuchten zu lassen. Liebe dankt ihm dafür, nicht bloß in seinem Vaterland."

Frau und Gegenwart. 1926, 15. (Hamburg.) Ilse Reicke begreift Clara Viebig als künstlerische Schöpferin der „Frau aus dem Volke":

„Wenn man einer so bedeutenden schöpferischen Frau wie Clara Viebig, dieser ‚Klassikerin des Realismus', ein Denkmal errichten wollte, dann wäre die Lösung einfach: nicht ihre eigene Gestalt müßte der Sockel tragen, nur ihr Porträtrelief vielleicht, und auf seiner Höhe die zeitwahre und darum ewigkeitswahre Frau aus dem Volke, wie sie in der Gestalt der Mine Reschke in einigen von Clara Viebigs Büchern lebt: stark und stattlich, die vom Lande Kommende, selber Erde, Kraft, zähe Geduld und selbstverständliche Güte. Ruf der Natur und ewiges Heimweh zur Scholle, inmitten von Vergänglichkeit und Leichtsinn der Großstadt, die Frau aus dem Volke, die Trägerin des Menschengeschlechts ist und der nationalen Kraft. Dies Menschentum zeitgebunden und ewigkeitsgegeben dargestellt zu haben, als Tatsache, Forderung, Mahnung: das wird einmal vor der Literaturgeschichte und der Kulturgeschichte die große Leistung Clara Viebigs sein. Ihre Frauenleistung ist im Sozialen am eigenartigsten — wir haben viele Dichterinnen, die Seelendeuterinnen und Gesellschaftsdarsteller sind, aber keine, die mit so ‚männlicher Kraft' Volkskünderin ist, insbesondere der am meisten unbeliebten und mißachteten Volksschicht: des Großstadtproletariats."

* * *

„Die Entstehung des Heliand." Von F. Böckelmann (Der Türmer XXVIII, 7. Stuttgart).

„Klopstock und unsre Zeit." Von Waldemar v. Olshausen (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 4. Frankfurt a. M.).

„Goethes Hermann und der Primaner von 1926." Von Eilhard Erich Pauls (ebenda).

„Johann Heinrich Voß." Von Hellmuth Falkenfeld (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 34).

„Der Dichter der ‚Luise'." [Joh. Heinr. Voß.] Von Hans Gäfgen (ebenda).

„Johann Heinrich Voß." Zum 100. Todestag des Dichters. Von Erna Merker (Reclams Universum XLII, 26. Leipzig).

„Neue Hölderlin-Funde." Von Franz Zinkernagel (Neue Schweizer Rundschau XIX, 4. Zürich).

„Novalis." Von Rudolf Paulsen (Deutsches Volkstum 1926, 4. Hamburg).

„Novalis." Von Ludwig Strauß (Masken XX, 16. Düsseldorf).

„Friedrich Schlegels Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur (1812) im Urteil der wiener Polizeihofstelle." Von Jakob Baxa (Der Wächter VIII, 8. Wien).

„Ludwig Tieck." Von Friedrich Helm (Radio II, 30. Wien).

„Die Hoffmanns in Ostpreußen." Von Walther Harich (Ostdeutsche Monatshefte VII, 1. Oliva).

„E. T. A. Hoffmann." Von Richard v. Schaukal (ebenda).

„Heinrich von Kleist, der Dichter des Todes." Ein Beitrag zur Geschichte seiner Seele. Von Josef Collin (Euphorion XXVII, 1. Stuttgart).

„Grillparzer und das königliche Schauspielhaus in Berlin." Mit einem ungedruckten Brief des Dichters. Von August Sauer (ebenda).

„Eduard Mörike." Von Heinz Kindermann (Radio II, 26. Wien).

„Eduard Mörike und Friedrich Wilhelm IV." Von Harry Maync (Zeitschrift für Bücherfreunde XVIII, 2. Leipzig).

„Ferdinand Freiligrath." Von Robert Breuer (Die Weltbühne XXII, 14. Berlin).

„Umwelt und dichterisches Schaffen bei Friedrich Hebbel." Von Hermann Fink (Niedersachsen XXXI, April. Bremen).

„Joseph Victor von Scheffel." Von Hans v. Hammerstein (Der Wächter VIII, 8. Wien).

„Aus dem Briefwechsel Paul Heyse—Ernst Wichert 1900 bis 1902." Von Paul Wichert (Deutsche Rundschau LII, 7. Berlin).

„Ein noch unveröffentlichter Brief Friedrich Nietzsches" (Das Inselschiff VII, 2. Leipzig).

„Dichterjugendland: Kindheit und Jugend Josef Marlins." Des Dichters eigene Aufzeichnungen, aus seinem Nachlaß veröffentlicht von Karl Kurt Klein-Jassy (Klingsor III, 4. Kronstadt).

„Adolf Pichler." Von Franz Schnürer (Das Neue Reich VIII, 27. Wien).

„Der Philosoph Carl Hauptmann." Von Will-Erich Peukert (Ostdeutsche Monatshefte VII, 1. Oliva).

„Ein Kämpfer des Geistes." [Michael Georg Conrad.] Von Ernst Sander (Reclams Universum XLII, 27. Leipzig).

„Gerhart Hauptmann und die Landschaft." Von Friedrich Blaschke (Schlesische Monatshefte 1926, III).

„Wilhelm Fischer-Graz." Zum 80. Geburtstage des Dichters am 18. April 1926. Von Ernst Sander (Reclams Universum XLII, 29. Leipzig).
„Wilhelm Fischer-Graz." Von Keulers (Der Gral XX, 7. Essen).
„Paul Ernst, der Sechzigjährige." Von Hellmuth Falkenfeld (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 25).
„Der Dichter des Unbedingten." Zu Paul Ernsts 60. Geburtstag. Von Arthur Luther (Reclams Universum XLII, 26. Leipzig).
„Eduard Stucken." Von Wilhelm Kosch (Der Wächter VIII, 8. Wien).
„Arno Holz." Von Marianne Thalmann (Radio II, 29. Wien).
„Herbert Eulenberg." Von Heinz Neuberger (Der Bund II, 1/2. Stettin).
„Ludwig Finckh." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 31).
„Zu Ludwig Finckhs fünfzigstem Geburtstag." Von Albrecht Keller (Blätter der Bücherstube am Museum III, April. Wiesbaden).
„Rainer Maria Rilke." Von Elsa Kastner-Michalitschke (Der getreue Eckart III, 12. Wien).
„Wilhelm von Scholz." Von Alfred Dreßler (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 24).
„Carl Sternheims dichterische Sendung." Von Kuno Brombacher (ebenda, 26).
„Georg Kaiser." Von Curt Hotzel (Hellweg VI, 13. Essen).
„Georg Kaiser." Von Heinz Dietrich Kenter (Dramaturgische Blätter 1925/26, 32. Mannheim).
„Paul Alverdes." Von Herbert Saekel (Die schöne Literatur XXVII, 4. Leipzig).
„Hans Friedrich Blunck." Von Wolfgang Goetz (Deutsche Rundschau LII, 7. Berlin).
„Leo Greiner." Von Emil Faktor (Die Weltbühne XXII, 13. Charlottenburg).
„Karl Schneller." Von Alfred Fürst (Der Fährmann III, 4. Wien).
„Der Dichter Jakob Haringer." Von Otto Zarek (Das Tagebuch VII, 12. Berlin).
„Franz Eichert." Eine Erwägung. Von Oskar Katann (Der Gral XX, 7. Essen).
„Georg Munk." Von Adolf v. Grolman (Das Inselschiff VII, 2. Leipzig).
„Annette Kolb." Von Rudolf Kayser (Das Tagebuch VII, 14. Berlin).
„Briefwechsel zwischen Walter von Molo und Carl Lange." (Ostdeutsche Monatshefte VII, 1. Oliva.)

* * *

„Shakespeare als Komödiendichter." Von Helene Richter (Radio II, 29. Wien).
„Kingsleys ‚Hypatia' und ihr geschichtlicher Hintergrund." Von J. Geffcken (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung II, 2. Leipzig).
„Auslandskunde: Englische Kultur- und Literaturgeschichte in Wissenschaft und Unterrichtspraxis." Von Walter Hübner (ebenda).
„Für Romain Rolland." Von Karl Wilker (Das werdende Zeitalter V, 1. Konstanz).
„Die Psychologie Marcel Prousts." Von Ernst Howald (Neue Schweizer Rundschau XIX, 4. Zürich).
„Jules Romain." Von Gertrud Horst (Saarbrücker Blätter IV, 15).
„Der junge Mann." [François Mauriac.] Von Peter Panter (Die Weltbühne XXII, 13. Charlottenburg).
„Zur jüngsten französischen Literatur." Von H. van de Mark (Der Gral XX, 7. Essen).
„Die französische Literatur der Gegenwart: die jungen Schriftsteller." Von Edouard Dujardin (Deutsche Rundschau LII, 7. Berlin).
„Theater Pirandello." Von Erich Dürr (Westdeutsche Blätter II, 7. Düsseldorf).
„Die Stoffwelt Pirandellos." Von Lorenz Kjerbüll-Petersen (Der Gral XX, 7. Essen).
„Wie ich Tierschilderer wurde." Von Svend Fleuron (Reclams Universum XLII, 27. Leipzig).
„Hans E. Kinck." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 33).
„Eine Stunde bei Jón Svensson." Von Gregor Remer (Herders Bücherbote 1926, Frühjahr. Freiburg i. B.).
„Dostojewski und die Kurzschrift." Von Dewischeit (Der Deutsche Stenograph 1926, 4. Berlin).
„Larissa Reißner." Von Jakob Altmaier (Die Weltbühne XXII, 15. Charlottenburg).

* * *

„Die ‚Comedia Bile', ein antiker Mimus bei den Gauklern des 15. Jahrhunderts." Von Ernst Beutler (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 3/4. Heidelberg).
„Die Disputationsszene und die Grundidee in Goethes Faust." Von Konrad Burdach (Euphorion XXVII, 1. Stuttgart).
„Zu einer Bühnenbearbeitung von Kleists ‚Käthchen von Heilbronn'." Von Karl v. Felner (Masken XX, 16. Düsseldorf).
„Die Erdgeistszene im Urfaust als lyrisches Monodrama." Von Boris Heimann (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 3/4. Heidelberg).
„Der moderne Mensch und sein Drama." Von Paul Helwig (Masken XX, 15. Düsseldorf).
„‚Kabale und Liebe' als soziales Drama." Von Erich Jäger (Crefelder Blätter II, 13).
„Goethes ‚Ur-Faust'." Von Heinz Kindermann (Radio II, 27. Wien).
„Goethes Dramaturgie." Von P. Martell (Saarbrücker Blätter IV, 14).
„Musik und Drama." Von Alexander Schum (Hellweg VI, 16. Essen).

* * *

„Gibt es eine Literaturwissenschaft?" III (Schluß.) Von Wolfgang v. Einsiedel (Die schöne Literatur XXVII, 4. Leipzig).
„Dichtung und Volk." Von Paul Ernst (Masken XX, 14. Düsseldorf).
„Literatur und Weltgeltung." Von Arnold Hahn (Das Tagebuch VII, 12. Berlin).
„Der Name ‚Merkur' zur Bezeichnung von Zeitschriften und Zeitungen." Von Victor Heydemann (Zeitschrift für Bücherfreunde XVIII, 2. Leipzig).
„Literarische Kolportage." Von Erwin Guido Kolbenheyer (Deutsches Volkstum 1926, 4. Hamburg).
„Die Situation der modernen Literatur." Von Werner Mahrholz (Ostdeutsche Monatshefte VII, 1. Oliva).
„Über die Möglichkeit einer Oberschlesischen Dichtung." Von Wilhelm Meridies (Der Gral XX, 7. Essen).

„Forschungsprobleme der Literatur des 19. Jahrhunderts." Von Josef Nadler (Euphorion XXVII, 1. Stuttgart).
„Theater- und Romankritik." Von Erik Reger (Deutsche Presse XVI, 15. Berlin).
„Vom Schundgesetz und von Abenteuerromanen." Von Georg Schäfer (Literarischer Handweiser LXII, 7. Freiburg i. B.).
„Religiöse Literatur." Von Ernst Ludwig Schellenberg (Der Türmer XXVIII, 7. Stuttgart).
„Führergestalten und ihr Widerspiel in der Dichtung." Von Karl Schultze-Jahde (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 4. Frankfurt a. M.).
„Das Ende des Expressionismus." Von Frank Thieß (Ostdeutsche Monatshefte VII, 1. Oliva).

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Fegefeuer in Ingolstadt." Vier Akte. Schauspiel von Marieluise Fleißer. (Uraufführung durch die „Junge Bühne" im Deutschen Theater am 25. April 1926.)

Dem modernen und berechtigten Wunsch, das Unterbewußte zur Geltung zu bringen, dem überzeitlichen Verlangen nach dem Irrationalen in der Dichtung kommt Marieluise Fleißer mit letzter Hingabe nach. Ihr „Fegefeuer in Ingolstadt" ist Traumspuk. Vision eines Milieus, in der die handelnden Personen nur Farbenflecke bedeuten; in der sie auch, je nach der Einstellung zur Umgebung, die Farbe wechseln.
Jede Kontur der Charakteristik verschwimmt. Neben das Mädchen, das vom Verführer preisgegeben wurde und das Kind unter ihrem Herzen vergeblich abzutöten suchte, tritt der junge Mann, der sie von Kindheit an liebte. Jedes Mittel, über sie Gewalt zu bekommen, ist ihm recht. Aber er stellt auch ihrer Schwester nach. Er ist auch bereit, sie einem Dritten zuzuführen. In ihm ist auch das Verlangen, sie zu entsühnen. Sie ihrerseits stößt ihn mit letztem Abscheu zurück; läuft ihm nach; trottet gleichgültig neben ihm her. Es ist, als lastete über allen eine Atmosphäre aus Weihrauchschwaden und dumpffeuchter Kirchenluft. Dieser junge Mann ist an jede Brunst verloren, aber er träumt sich, Halbirrer, der er ist, auch als berufenes Werkzeug Gottes, sucht Leiden auf, rühmt sich seiner Wunden — ist immer Teil seiner Umgebung, nie er selbst: das Milieu zeugt gleichsam aus sich Spuk und Fratzen, niemand spricht zielbewußt, oder handelt vernunftgemäß, jedes Wort, jede Willensregung, alles Tun scheint dem Unterbewußten entstiegen zu sein.
Marieluise Fleißer hat jene Originalität, die im artistischen Sinn ohne weiteres als Begabung anzuerkennen ist. Aber ihre Begabung hört zunächst noch auf, wo Kunst und vollends Bühnenkunst anfängt. Sie verliert sich an das Irrationale, anstatt es zur Darstellung zu bringen; sie läßt das Unbewußte aufgeisern, ohne ihm im Bewußten und Vernunftgemäßen irgendwelchen Brunnenrand zu sichern. Sie zieht den Zuschauer in den Spuk hinein, anstatt ihn zu distanzieren. Sie erzielt deshalb nur immer aus dem Augenblick Spannung und Anteilnahme. Sie geht vorerst noch jeder künstlerischen Wirkung verlustig, weil sie alle Voraussicht kommenden Geschehens unmöglich macht.
Auch fehlt es ihr an seelischer Intensität. Man schalte alle herkömmlichen Forderungen nach Charakteristik aus, und lasse dies Mädchen etwa nur als seelischen Klang, etwa als eine Stimme in einem Stimmengewirr, gelten. Sie sei: die Leidende. Es müßte ihrem Leiden Kraft der Mitteilung gegeben sein. Sie müßte, musikalisch gesprochen, ihre Partie durchhalten. Aber sie wird sehr bald gleichgültig, und gleichgültig ihr Schicksal.
Bei Marieluise Fleißer scheinen Eigenart und künstlerisches Vermögen in verhängnisvollem Verhältnis zu stehen. Sie sprengt die Grenzen eines Bereichs, den sie nicht ausfüllt.

2.

„Medea" Tragödie von Hans Henny Jahnn. (Uraufführung im Staatstheater am 4. Mai 1926.)

Hier ist die Welt auf einen Trieb gestellt. Jede erdenkbare Perversität, aller nur mögliche Inzest ist in diesen einen Trieb einbezogen. Aber in dieser fanatischen Monomanie ist auch Kraft. Sie ermöglicht das Drama. Sie läßt es zu Tragödie werden.
Diese Medea hat im Übermaß triebhafter Liebe durch ihre Zauberkünste Jason seine Jugendlichkeit erhalten, sie selbst ist gealtert. In ihr ist nur der eine Schrei nach Jason. Aber wenn diese Medea die Bühne betritt, ist ihre Wesenseigenart bereits erklärt, beinahe selbstverständlich geworden; denn ihr Brunstschrei tönte schon aus dem Munde ihres jüngsten Knaben, dann stieß ihn der ältere der Knaben aus, dann Jason. Geht Jason nur hin und freit, anstatt für den Sohn,

um Kreons blonde und weiße Tochter für sich selber, so lebt Medea nur den gleichen Trieb, der von allem Anfang an in ihr war, weiter: ihre Rache ist eben nur pervertierte Erotik. Sie läßt den Boten, der ihr die Kunde von Jasons Treubruch bringt, blenden: das blutige Gallert seiner Augen in ihren Händen, die Qualen, die ihre Zauberkünste über Kreon und dessen Tochter bringen, der Schwertstoß selbst, mit dem sie ihre Knaben mordet, sind nur ebensoviele Befriedigungsmittel des sexuellen Triebs. In dem einen Schrei des Sexus ist ihr ganzes Wesen, ihr Leiden und ihr Tun beschlossen. Das gibt dem Drama das Gepräge denkbar gepreßter Geschlossenheit.

Dem entspricht die zwingende Notwendigkeit der tragischen Lösung. Jahnn hat in sein Medea-Drama den Chor übernommen, der Ruf nach den Göttern wird laut. Medea selbst darf sich göttlichen Ursprungs rühmen. Aber wären die Götter auch nicht, und gäbe es kein Schicksal: der Ausgang des Dramas könnte darum kein anderer sein, als er ist. Dieser selbstherrliche Trieb, der das Wesen all dieser Menschen, und zumal das der Medea, ausmacht, wird durchaus als wider die Natur gerichtet empfunden. Natur stellt demgegenüber ihr Gleichgewicht wieder her. Sie muß es tun, die Nachfolge der Generationen zu sichern. Der Ausgang der Tragödie gewinnt bei Jahnn den Notwendigkeitszug des Naturgeschehens.

Einer überlebt, und das ist Jason, derselbe Jason, der nicht zu altern vermochte. Sein Schicksal ist das denkbar furchtbare: losgelöst von der eigenen Generation, vermag er dennoch nicht zu der Jugend zu finden, ein Wanderer zwischen den Menschheitsgeschlechtern, der die eigenen Kinder sterben sah. Jahnns Drama ist zugleich Tragödie der Generationen: man fühlt, daß Eindrücke aus dem Geschehen des Krieges die Dichtung mit bestimmt haben.

Ein Urweltsdrama und zugleich ein Drama unserer Zeit: darin liegt die Bedeutung des Werks. Jahnn ist geblieben, der er war, der Monomane. Eine durchaus pathologische Veranlagung hat hier trotzdem den Ausdruck ihrer selbst gefunden, der Anspruch auf Allgemeingültigkeit zu erheben berechtigt ist. Man mag Abscheu gegen diese „Medea" empfinden, und tut's; aber sie besteht.

Ernst Heilborn

Dresden

„Zweimal Oliver." Stück in drei Teilen. Von Georg Kaiser. (Uraufführung im Dresdener Staatstheater am 15. April 1926.)

Kaisers Schaffen läßt sich auch nach dieser Artistenkomödie „Zweimal Oliver" nicht auf eine Formel bringen. Bezeichnet man ihn nach den erhitzten, aufgepeitschten Lebensbildern als den problematischen Theatraliker, Kinodramatiker, als den kühlen Konstrukteur und Berechner, so trifft man das Wesenhafte seines künstlerischen Temperaments nicht, den Kaiserischen Rhythmus der Sprache, der zu tiefem Erleiden seines Kampfes um Ideal und reales Leben, zu seiner gespaltenen Seele führt. Es ist ein dichterischer Einfall aus Shakespeares Bezirken, diese Schein- und Wirklichkeitswelt des unglücklichen Artisten Oliver mit hungernder Glückssehnsucht und flutendem Leben zu verweben, daß sein Held im Reichtum sich Bettler, in Armut Krösus dünkt. Spannend und mit unerbittlicher Folgerichtigkeit ist diese Komödie durchgeführt. Aber die psychologische Glaubhaftigkeit stolpert bei der psychopathischen Eifersucht von Olivers Frau, die jeden umbringen will, der ihm Gutes tut. Hier wurzelt die Tragik seines Helden. Aber trotz der Spannung kommt es nicht zu tiefen Erschütterungen, man fühlt die Scheindramatik. Die Idee ist stärker als die Komödie. Der dramatische Aufbau versagt. Kaiser fühlt es selbst und nennt seine Komödie „Ein Stück in drei Teilen". Die Bilder jagen sich, die Schaugier wird befriedigt wie im Film, daneben kommt es zu Gefühlsballungen in lapidarer Sprache und kontrastreicher Gegenüberstellung. Dramatische Kolportage, hinter der Tiefmenschliches dämmert. Ganz köstlich, wie Kaiser den „Artistenrausch" aus dem Dialog zwischen Olivers Frau und dem Logiswirt aufleuchten läßt, wie in seinen Gegenspielern er Plastiker wird. Deutlicher und tiefer als bei Pirandellos „Sechs Personen suchen einen Autor" ist sein Spiel um Schein und Wirklichkeit. Tragik liegt über Groteskem. Oliver erschießt im Rausche höchster Verwirrung seinen Doppelgänger und bringt in dem andern sich selbst um. Er setzt für die Wirklichkeit das irreale Leben der Illusion ein. Er wird irre, tötet sein anderes Ich und glaubt an seinen wirklichen Tod. Kaiser strebt am Schluß über sich selbst hinaus. Er führt seinen „Protagonisten", der in höchster Ekstase sein Spiel als Wirklichkeit lebt, zu unheilbarem Wahnsinn. Versöhnung, Erlöstheit liegt über dem gespaltenen Ich des Zeitmenschen Oliver, der nach allem Gestoßen- und Getriebenwerden in seiner eingebildeten Welt das Paradies, ewiges Vergessen, findet. Das Stück hält in atemloser Spannung. Doch zur wahren Spiegelung der Seele seines Zeitmenschen, zur inneren Notwendigkeit dieses veränderten Ich-Bewußtseins und zum Symbol führt seine lodernde Phantasie nicht. Aber man spürt den Flügelschlag eines Dichters.

Johannes Reichelt

Kassel

„Opferspiel." Von **Robert Faesi.** (Reichsdeutsche Uraufführung im Staatstheater am 15. April 1926.)

1.

Aus den Fesseln stofflicher und geistiger Zeitgebundenheit hinausstrebend, entzündet sich der dramatische Wille der Gegenwart gern an reiner, im Allgemeinen verharrender Idee und bewegt sich gern in zeitloser, aufs Allgemeine bezogener Form. Ethische und religiöse Probleme großen Formats ringen mit der Wirklichkeitsschilderung von gestern und der Triebverherrlichung von heute um den Platz an der künstlichen Sonne des Theaters. Robert Faesi schlägt in diesem Kampf eine gute Klinge. Sein „Opferspiel", das er selbst als eine Absage an den Materialismus bezeichnet, entscheidet die Frage nach dem Wesen des Menschentums zugunsten der Liebe gegen die Selbstsucht, zugunsten der Seele gegen die physische Gewalt. Der König, dem diese Frage zugleich Angelpunkt des eigenen Schicksals ist, erlebt angesichts der in ihrer Rebellion unterlegenen Stadt eine seelisch hochgeschwungene Überbrückung allen Zwiespalts durch die Opferwilligkeit der Bürgerschaft, die am Ende in religiös durchdrungenem Gemeinschaftsempfinden sich als Einheit darbietet und das innerlich unfreie Opfer der sechs Bürgen ebenso überflüssig macht wie die freie Hingabe des Zimmermanns, der sich von Gott berufen fühlt, sein Leben in die Erlösung zumindest eines der sechs andern münden zu lassen. Diese lebendige Verwirklichung heldischen Menschentums, in dem vom Kreuz überragten Opfergang der gesamten Bürgerschaft zum Heerlager gipfelnd, scheucht die Verzweiflung an der Menschheit, zu welcher die dämonische Skepsis des Feldherrn, des Exponenten der materialistischen Weltanschauung, den König getrieben hat, hinweg und gibt der Königin, die nicht aufgehört hat, ihrem Gatten eine inbrünstige Gläubigkeit an das Gute im Menschen zu bezeugen, die Palme des moralischen Sieges in die Hand, der den militärischen und politischen erst zur Vollendung führt, indem er König und Volk, Reich und Stadt zu einer neuen Einheit verschmilzt. In formaler Hinsicht dem Mysterienspiel nachgebildet, besitzt das „Opferspiel" eine starke geistige Spannung, ein bemerkenswertes sprachliches Niveau und einen dramatischen Rhythmus, der die Gedankenfracht des Werks auf den Wogen bewegter Stimmung in den Hafen einer herzhaften Ergriffenheit zu tragen weiß.

2.

„Leute von da drüben." Drei Einakter. Von **Kurt Gaebel.** (Uraufführung im Kleinen Theater am 19. April 1926.)

„Schummerstündchen": Ein altgewordenes Ehepaar hält einen Rückblick auf sein Leben. Dämmerung. Das elektrische Licht brennt nicht, weil etwas in der Leitung gestört ist. Der Mann räsoniert: kostbare Zeit geht verloren, da er doch sein Werk vollenden muß. Vollenden? Um diese Frage dreht sich's, denn was ist das für eine Forderung ans Leben, an ein Leben, das doch reich an Arbeit gewesen ist? Der Laternenanzünder dreht die Laterne vor dem Hause an. Er bekommt einen Taler: vielleicht läßt er dann das Licht draußen, das auch das Zimmer erhellt, länger brennen, des Werkes wegen. Aber was liegt am Ende daran? Das Leben ist doch einmal gelebt, so oder so. Mag es darum hell bleiben oder dunkel werden, mag der merkwürdige Mann, der das in der Hand hat, gutmütig oder bösartig, ein Mensch oder — etwas anderes sein: es frommt, einander gute Nacht zu wünschen.

„Der arme Reisende": Ein Staatsanwalt hat einen Unschuldigen auf die Guillotine plädiert. Dieses Unglück wirft ihn aus der Bahn seines Lebens und aus der Sicherheit seines Herzens. Er sieht Gespenster, er — sucht Gespenster. Am Ende erscheint er gar in Fleisch und Bein, der Geköpfte, und bittet um eine kleine Gabe. Wenn auch die andern in ihm nur einen lästigen Strolch sehen können: er, der Staatsanwalt, muß mit ihm die fürchterliche, diabolische Unterhaltung führen, die in ihrer Vieldeutigkeit nur um so folternder wirkt und schließlich in einem grausigen Schrei des Entsetzens über eine rote Narbe am Hals des — armen Reisenden tödlich endet.

„Die Seele": Ein berühmter Physiker hat eine Methode erfunden, dem Geheimnis der Menschenseele mit Hilfe der Elektrizität, mit den Elektronen den „Psychonen" auf den Leib zu rücken. Sein zukünftiger Schwiegersohn hat sich ihm als Versuchsobjekt angeboten, in der Hoffnung, dadurch in seiner kühlen Braut ein ersehntes Feuer zu entflammen. Zehntausend Volt schleudern seine Seele ins Jenseits und ziehen sie wieder an ihr irdisches Teil zurück. Sie sah — Gott und flucht dem Forscher, der sie über die ihr eben von Gott gesetzten Grenzen hinausgetrieben hat unter den unsagbarsten Qualen. Sohn und Tochter, bislang Assistenten ihres Vaters, wenden sich für immer von ihm und seinem Wollen ab. Drei junge Menschen verlassen, Verwandelte, das Laboratorium. Aber: die Experimente werden morgen fortgesetzt.

Dreimal Scheinwerfer über den Bezirk der Seele; jedesmal ein anderes Segment, jedesmal ein anderes Licht; doch allemal eine fast durchweg unheimliche Spannung, die vom Zuschauer nicht nur Geist, sondern auch Nerven verlangt. Denn die Leute von da drüben gehen aufs Ganze. Und der Dichter läßt das fühlen.

Will Scheller

Mannheim

„Sturm auf den Tod." Drama in einem Akt. Von Alfred Wolfenstein. Hierauf: „Arktis." Ein Drama unter Polarfahrern. Von Wilhelm Seringhaus. (Uraufführungen im Nationaltheater am 10. April 1926.)

Die Aufführung von Alfred Wolfensteins Drama kam um zehn Jahre zu spät. Das Stück hätte vielleicht einmal programmatisch etwas bedeuten können als Schulbeispiel eines konsequenten Expressionismus, der das Leben tötet, um der Theorie zu genügen. Möglich ist allerdings auch, daß jene Theorie willkommene Deckung bot, das allzu dürftige Leben dahinter zu verbergen. Heut ist dieses Werk mehr als vergangen, es ist überflüssig, auch als Typus, denn es gibt weit bessere Repräsentanten seines Zeitstils. „Sturm auf den Tod" ist die Angelegenheit des vom Leben enttäuschten Selbstmörder-Mannes, den der eben mit einer Geliebten ins Leben stürmende Jüngling dem Tod entreißt. Die Diskussion über den Wert des Lebens schleppt sich über Pathos und Verschwommenheit bis zu dem Punkt, wo der Jüngling in seiner schwärmenden Selbstsicherheit erschüttert, den Störer dieses Rausches — Todeskandidat und dunkler Anreiz für das Mädchen — erschlägt, um als Beute unendlichen Leidens die Flucht aus dem Leben oder den Sturm auf den Tod zu verkünden. Als Ganzes eine griff- und nervlose Sache und im Einzelnen wenig von der sonstigen geistigen Disziplin Wolfensteins verratend.

*

Hat sich Wolfenstein bereits durch eine Anzahl von Büchern legitimiert, so ist Wilhelm Seringhaus, in eine veränderte literarische Konstellation hineingeboren, noch unbekannt und erstmals in die Öffentlichkeit gestellt. Rückkehr zur Wirklichkeit und zur Menschengestaltung kündet sich in ihm an. Noch ist es eine entlegene und phantastische Wirklichkeit, noch sind seine Menschen Typen von armer und einfach gezeichneter Art. Ein Kapitän, der nichts ist als Kopf und Zivilisation, ein Matrose, nichts als Brutalität und Trieb, ein junger Mensch, nur Sehnsucht und Hilflosigkeit inmitten eines zu harter Wirklichkeit gewordenen Traumes, und mit ihnen die Eskimofrau Aja, naturhaft und gläubig, voll Vertrauen auf die mütterliche Erde und ihr verwandt, warten, auf staatenloser Insel im nördlichen Eismeer zu deren Erforschung ausgesetzt, drei Jahre auf das rettende Schiff. Die drei Männer finden, jeder nach seiner Art, den Tod, die Frau allein, triumphierende Natur, erlebt Rettung und Heimkehr. Phrase und unklares Pathos schaffen genug tote Stellen; nur vom Begebnis, nicht von Handlung ist die Rede, und jeder dieser Menschen reagiert für sich allein und mit sich selbst beschäftigt auf das Leben, das entflieht, und den Tod, der sich anzeigt. Schicksale erfüllen sich nebeneinander, nicht aneinander. Hier liegt das Negative, die Schwäche und Anfängerschaft des Werks. Seine Stärke hat es in der Ballung des Atmosphärischen, das um jeden Einzelnen und um jeden anders ist, in der Intensität, mit der jeder Einzelne sich selbst als Welt für sich, und sei es eine arme, dürftige Welt, empfindet, und das Manko des Ganzen, seine innere Unverbundenheit, erscheint so betrachtet als das Ergebnis einer immerhin sichtbaren Bereicherung des Einzelnen, eines mit vorläufig noch unzureichenden Kräften unternommenen Versuchs, vom Typus und der Abstraktion wieder zum Menschen durchzustoßen.

Paula Scheidweiler

Frankfurt a. M.

„Brennende Erde". Ein Schauspiel in drei Akten von Klabund. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 21. April 1926.)

„Brennende Erde" nennt der Dichter die in Sünden und Blut lodernde Welt, die er durch eine kleine Heilige erlösen lassen will. Diese siebzehnjährige Marusja ist als Findling von den frommen Vätern eines Klosters auferzogen worden; wird aber von dem russischen Revolutionshauptmann Rjurik brutal geraubt, und aus dem Frieden ihrer Jugend verschleppt in die wüsten Quartiere des Krieges. In ihrer frommen Reinheit wünscht sie nun, gleich einer zweiten Maria den neuen Erlöser zu gebären. Aber Klabund wird mit dieser Symbolik nicht fertig. Von einer rohen Soldateska vergewaltigt geschah an Marusja wohl die Zeugung, aber die Gewalt erbringt keine lebendige Frucht. Nur eine Kinderpuppe hält die Sterbende in Händen: das Symbol der symbolischen Fehlgeburt. Der einer russischen Novelle entnommene Vorwurf ist ohne jede dramatische Behandlung geblieben. Ein kleiner poetischer Einfall wurde zu drei überlangen Akten verwässert. Lieder, Gebete, fromme Reden und revolutionäre Diskussionen füllen die klaffenden Lücken des Spiels. Eine Revue von Stimmungen kann nicht

zusammenhalten. Es fehlen Spannung und Richtung. Es fehlt auch das starke Wort.

Bernhard Diebold

Wien

„An der Wiege des Burgtheaters." Vorspiel von Raoul Auernheimer. (Uraufführung im Akademietheater am 9. April 1926.)

Ein Jubiläum wäre keins, wenn es der Jubilar nicht „in vollster körperlicher und geistiger Frische" beginge; bei solchem Anlaß im ehrwürdigen Antlitz hippokratische Züge zu entdecken, ist stilwidrig und taktlos. Und überhaupt dürfen bei einem 70., 80. oder, wie in unserm Fall, 150. Geburtstag (dem des Burgtheaters nämlich) Wahrheiten nur dann laut werden, wenn sie angenehm klingen. Sind solche etwa der Gegenwart nicht leicht abzugewinnen, so bleibt immer noch die Vision, der Ausblick in die Zukunft als Reich der unbegrenzten Möglichkeiten, und die Reminiszenz, der Stolz auf eine, wer möchte das leugnen, glorreiche Vergangenheit. Nicht nur die vorläufig unübersehbaren Festredner und -schriftsteller, das Burgtheater selbst hat diese Feier auf das Leitmotiv „Es war einmal" gestellt und durch eine sorgfältige Reprise der „Minna von Barnhelm" (Erstaufführung 13. April 1776) gekrönt, gleichzeitig aber in seiner reizenden Filiale durch einen produktiv und kritisch der weiland Hofbühne nahestehenden Autor ein festlich gestimmtes (zwar noch am selben Abend bei „Leonce und Lena" sehr ungebärdiges) Publikum an die Wiege der Bühne geführt, wiederum in die Sphäre Lessings, der, wenn wir die leidige Literaturgeschichte zu Hause lassen und Auernheimers Vorspiel glauben wollen, um ein Haar Direktor des zu gründenden Theaters geworden wäre, hätte nicht — cherchez la femme — seine Braut Eva König befürchten müssen, ihr „liebster Freund" könnte mit einer Schauspielerin anknüpfen, die er als leipziger Student geliebt und nun in Wien wiedergefunden. Also wurde nichts aus Lessings Direktion, und daß es so kam (will der Autor offenbar verstanden wissen), war ganz gut, mindestens für Lessing; denn noch ist er gar nicht ernannt, so zeichnen sich schon deutlich alle Widerstände ab, mit denen er als Direktor zu kämpfen gehabt hätte, alle Gefahren des Theaters an und für sich und dann noch insbesondere die des phäakischen Bodens, des Capuas der Geister und Charaktere. Und so ist das anmutige kleine Stück, das den Tonfall Lessings bisweilen überraschend gut trifft, eigentlich gar nicht so harmlos, wie man auf den ersten Blick glauben möchte und wie es sich für ein richtiggehendes Festspiel geziemt. Robert F. Arnold

Echo des Auslands

Amerikanischer Brief

Alte Meßkataloge sind bekanntlich dem Literarhistoriker oft unentbehrliche Hilfsmittel. Doch auch durch zeitgenössische Verlagsanzeigen stößt man zuweilen auf Merkwürdigkeiten. Beim Durchblättern eines amerikanischen Katalogs wurde ich dieser Tage auf folgendes Kuriosum geführt: Im Jahre 1784 veranstaltete die preußische Akademie der Künste und Wissenschaften ein Preisausschreiben über den Ursprung und die Zukunft des Französischen als Universalsprache Europas. Der eigentliche Preisträger war der Professor der Karlsschule J. C. Schwab, Vater des Lyrikers Gustav Schwab. Auf Verwenden des Prinzen Heinrich aber wurde der Preis, wie ich den Modern Language Notes vom April 1923 entnehme, zwischen ihm und einem Franzosen Rivarol geteilt, der eine längere französische Abhandlung zum Preis seiner Muttersprache eingereicht hatte. Natürlich hat diese Arbeit ein Jahrhundert lang in den Annalen der französischen Sprachgeschichte eine wichtige Rolle gespielt. Dort hat sie wahrscheinlich nicht mehr Unheil angerichtet als andere dem Chauvinismus willkommene Quellen es auch getan haben. Aber es blieb einem großen amerikanischen Verlagshaus vorbehalten, zur rechten Zeit daraus wirklich wertvolles Propagandamaterial zu prägen. Denn besagtes Verlagshaus hatte nichts Besseres zu tun, als 1920 Rivarols Aufsatz mit Erklärungen und Anmerkungen als Klassentext für Studenten des Französischen herauszugeben, d. h. für dieselben Studenten, die wir Deutschlehrer heut mit so viel Langmut von der Notwendigkeit des Studiums der deutschen Sprache zu überzeugen suchen. Wahrlich, die Sünden der Väter sollen an den Kindern heimgesucht werden bis ins dritte und vierte Glied. Hier stimmt die Prophezeiung arithmetisch genau.

Doch läßt sich diesem Sündenbericht eine erfreulichere Mitteilung anreihen. Im Januar hat die germanistische Abteilung der Columbia Universität die erste Nummer ihrer „Germanic Review" erscheinen lassen. Sie wird als Vierteljahrsschrift von den Professoren

Fife, Heuser, Schinnerer und Schulz geleitet, und ist die einzige wissenschaftliche Zeitschrift Amerikas, die ausschließlich germanistischen Arbeiten gewidmet ist. Das von Professor Gustaf Karsten begründete und seither von Professor Göbel geleitete „Journal of English and Germanic Philology" war bislang die einzige Vermittlerin germanistischer Arbeitsergebnisse und hat in den letzten Jahren manchen wertvollen Beitrag geliefert. Freilich haben auch die übrigen neusprachlichen Zeitschriften den Germanisten ihre Spalten oft zur Verfügung gestellt; dennoch ist die Geburt der „Germanic Review" als eine Nachkriegsschöpfung mit besonderer Freude zu begrüßen. Die erste Nummer enthält Aufsätze von Kuno Francke, Eduard Prokosch u. a.

Eine größere germanistische Arbeit erscheint Anfang April in der „Viking Press". Ihr Titel ist „From Goethe To Hauptmann", und ihr Verfasser Professor Camillo v. Klenze. Vom Standpunkt der vergleichenden Literaturforschung aus behandelt er Goethes Italien, das Wachsen des Naturalismus im Drama von Schiller bis Hauptmann, deutsche Vorläufer Ruskins u. a. Ich möchte mir vorbehalten, auf diese Sammlung von Aufsätzen noch einmal unter den „Kurzen Anzeigen" zurückzukommen.

Einen regelrechten Werfel-Rausch hat das neuyorker Theaterpublikum hinter sich. Die „Theatre Guild", jene Vereinigung, die etwa der berliner Volksbühne entspricht, hatte es unternommen, Werfels „Bocksgesang" unter dem englischen Titel „Goat Song" im Februar herauszubringen. Der Eindruck war zunächst ein ungemein lebhafter und drängte nach Vertiefung. In der Presse, auf den Kanzeln und auf den Rednertribünen suchte man den Symbolismus des Stücks zu deuten, dann aber auch mit Werfel sich auseinanderzusetzen. Die Guild nahm schließlich die Sache selber auf und veranstaltete an vier Sonntagnachmittagen Vorträge und Besprechungen, die jedesmal das etwa 2000 Personen fassende Theatergebäude weit über die Fassungskraft füllten. Als Redner wurden bekannte Schriftsteller, Journalisten und Dichter herangezogen, die ihrerseits das Thema vom poetischen, literarischen oder kritischen Standpunkt aus anpackten und die Fragen des Publikums zu beantworten suchten. Ein positives künstlerisches oder ästhetisches Ergebnis wird sich kaum feststellen lassen; so viel ist aber sicher, daß das Ansehen der deutschen Bühnendichtung ganz bedeutend gestiegen und die Achtung vor geistigen Leistungen Deutschlands auch bei der Allgemeinheit zugenommen hat. Als unmittelbare Folge der Werfel-Begeisterung versuchte ein anderes Theaterunternehmen nun auch den „Schweiger" in englischer Übersetzung auf die Bühne zu bringen. Allein diese Aufführung war eher dazu angetan, den etwas lärmenden Rausch abflauen zu lassen. Die Presse verhielt sich sehr reserviert, und auch die Theaterbesucher erwärmten sich nur bedingterweise für diesen sonderbaren pathologischen Fall. Erzeugnissen solch ausgeprägter seelischer Gebundenheit fehlt selbst im stark europäisch angehauchten Neuyork noch der Hintergrund, und für ihre Symbolik ist kein allgemeines Verständnis vorhanden. Kein Zweifel, die tiefe Tragik dieses Dramas existiert auch in unserem Leben und verlangt nach Ausdruck, wird aber von dem bekannten lauten, naiven Optimismus noch zu stark übertönt.

Die Werfel-Begeisterung war aber nur ein einzelnes, wenn auch vielleicht das stärkste Erlebnis in dem außerordentlich lebhaft pulsierenden neuyorker Theaterleben des vergangenen Winters. Die genannte Guild veranstaltete zur Weihe ihres eigenen Theater- und Klubhauses einen ausgedehnten Shaw-Zyklus, andere Unternehmungen schlossen sich mit weiteren Shaw-Aufführungen an. Wir hatten außerdem eine Fülle von Neueinstudierungen Ibsenscher und Strindbergscher Werke, auch solche von Sheridans und Goldsmiths Stücken. Der in London zuerst gemachte Versuch, Shakespeares Hamlet in ein modernes Salonstück umzuwandeln und die Schauspieler in modernen Abendtoiletten auf der Bühne erscheinen zu lassen, wurde auch uns hier zur Beurteilung geboten, doch war der Eindruck nur ein bedingt günstiger. — Seit Monaten ist der Engländer Hampden mit seinem Meisterstück als Cyrano de Bergerac eine Zugkraft seines eigenen Theaters. Die heimischen und die englischen lebenden Dramatiker hatten gleichfalls mehrere Treffer, darunter sogar einige künstlerisch bedeutende zu verzeichnen. Aus der Fülle seien herausgegriffen: Michael Arlens „The Green Hat", W. Hurlbuts „Bride of the Lamb", Lawsons „Nirvana", G. Kaufmans „The Butter and Egg Man", G. Kellys „Craig's Wife" und Anskys aus dem Jiddischen stammende „The Dybbuck". Eugene O'Neill, anerkannt unser bedeutendster Bühnenschriftsteller, versuchte zunächst seine Kunst an dem tragischen Geschick Ponce de Leons, der im 15. Jahrhundert in Florida den Brunnen der Jugend suchte. „The Fountain" nannte O'Neill seine romantische Tragödie, die aber in ihrem zum Teil recht losen technischen Gewande und der daraus sich ergebenden mangelhaften Folgerichtigkeit der Handlung nicht besonders wirksam war. Dagegen zeigte er in seinem letzten Werk „The Great God Brown", daß er sich zur vollen Bemeisterung seiner zum Bühnenstoff gewählten Welt und zur sinnfälligen Durchführung

seiner Ideen durchgerungen hat. Der Titel besagt im Grunde nichts weiter, als daß er den Namen seines Haupthelden gibt. Es ist die Tragödie des „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust“ auf das alltägliche Dasein eines erfolgreichen „business man“ angewandt; eine symbolistische, stark ideologische Schöpfung. Brown bemeistert sich der Ideen seines hochbegabten, aber versumpften Künstler-Freundes bis zu dem Grade, daß er schließlich sein Doppelgänger wird. Da aber der Freund an diesem Verlust seiner Identität zugrunde geht, reißt das Doppelgängertum auch Brown in den Abgrund. Zur Durchführung dieser zum Teil phantastischen Handlung läßt der Dichter alle seine Charaktere wechselnd frei und hinter Masken reden.

Als das Tempo des Theaterinteresses seinen Höhepunkt erreichte, machte sich besagte Guild sogar an eine Theaterausstellung. Es handelte sich dabei jedoch nicht um Darstellung des historisch Gewordenen, sondern um Propaganda für ideologische Zukunftsideen zumeist europäischer Bühnenleiter. Die Bühne — nur die Entwicklungsmöglichkeiten der Bühne kommen in Frage — ihrer räumlichen Begrenzung zu entkleiden und mitten in das Leben hineinzustellen, schien das Grundthema der Ausstellung zu sein. Die Ausstellungsobjekte bestanden infolgedessen überwiegend aus Modellen von Bühnenbildern und Bühnenfiguren oder aus zeichnerischen Entwürfen und Skizzen von Bühnen- und Theateranlagen. Wie gesagt, war nur wenig davon bodenständig, das meiste stammte aus Frankreich, Deutschland, Österreich, Rußland und den skandinavischen Ländern. Der wiener Theaterleiter Kiesler machte durch tägliche Vorträge und Führungen den ziemlich zahlreich erscheinenden Besuchern die einzelnen Gegenstände und Bilder verständlich. Es mag sein, daß der allgemeine Wert dieses Unternehmens ein geringer war; zum mindesten hat es aber doch einen ganz bedeutenden Teil der Theaterbesucher von dem Gedanken befreit, daß die Bühne, wie sie sich heute zeigt, etwas Statisches sei und immer so bleiben müsse, und sie zum Nachdenken veranlaßt, daß auch für das Theater noch weitgehende Möglichkeiten der Entwicklung in der Zukunft liegen. Im allgemeinen sollte ein solcher Gedanke auch dem Neuyorker nicht fremd sein, denn wir werden in puncto Bühnenkunst von unseren Theatern ganz gewiß nicht stiefmütterlich behandelt; im Gegenteil; in Anbetracht der größeren Mittel werden hier auch europäische Ideen mit entsprechend reicherer Ausstattung in Taten umgesetzt. Haben wir auch keine Reinhardts und Jessners, so schwebt doch deren Geist über vielem Guten, und außerdem haben sich fortschrittliche und anregende Institute wie das moskauer Künstler-Theater bereits dauernd unter uns niedergelassen.

Zu solcher Lebendigkeit der Anteilnahme am Drama und Theater ist es schwer ein Buch wie Malvelinskys „The Science of Playwriting“ in richtige Beziehung zu setzen. Der Verfasser schreibt im kritisch wissenschaftlichen Ton. Er glaubt eine Formel für das Abfassen künstlerisch wirksamer Bühnenstücke gefunden zu haben auf Grund genauen Studiums dessen, was bisher auf den Brettern erfolgreich gewesen ist. Als eine neuzeitliche Dramaturgie mag sein dickleibiges Opus gelten, aber das Wissen um ein Schaffen vermittelt noch nicht das Können.

Ein noch so skizzenhafter deutscher Bericht über die neuyorker Spielzeit darf nicht unerwähnt lassen, daß wir zum erstenmal seit 1917 auch wieder ein deutsches oder genauer zwei deutsche Theater haben. Die eine Bühne verlegt sich überwiegend und mit gutem Erfolg auf das Operettenfach, die andere muß leider aus finanziellen Gründen auch sehr freundlich mit der leichtgeschürzten Muse lächeln, so daß gut ausgearbeitete Aufführungen von „Uriel Acosta,“ Strindbergs „Vater“, Bahrs „Meister“ und einzelne andere bedauerlicherweise nicht sehr häufig waren.

Kommen wir vom Theater schließlich auf die Belles Lettres, so muß vor allem eine Anthologie von Negerdichtungen, „The New Negro“, von Ailan Locke erwähnt werden. Mehr als zwei Dutzend Negerautoren haben aus eigenen Sammlungen dazu beigetragen. Das Ganze bestätigt in jeder Beziehung, was H. Hesse vor einigen Monaten in dieser Zeitschrift feststellte, nämlich, daß der nordamerikanische Neger in seinen Niederlassungen Menschen von bedeutender Geistigkeit hervorzubringen beginnt. Die halbe Million Neger der Stadt Neuyork ist jedenfalls auf dem besten Wege, sich eine Welt im kleinen zu schaffen, in der auch die Dichter und Denker nicht fehlen.

„An American Tragedy“ betitelt Theodore Dreiser seinen um die Jahreswende erschienenen neuen Roman, und darin liegt ein großes Stück bitterster Ironie. Ein junger Streber verläßt seine jugendliche Geliebte, die Mutter wird, um durch eine reiche Partie sich Einkommen und gesellschaftliche Stellung zu ergattern. Das wäre freilich kein Thema, das an übergroßer Neuheit litte; in dem amerikanischen Leben und Weben, in das hinein der Dichter das Ganze setzt, gewinnt es jedoch mit all den landläufig bekannten Helfershelfern an Gerichtsbeamten und dergleichen eine vollständig neue Färbung und eine Bedeutung, wie sie ihm nur ein Erstklassiger wie Dreiser verleihen kann.

Ein Mädchenschicksal, und zwar das einer tiefreligiösen Natur schildert auch der jüngste Roman „Appassionata“

der immer besser bekannt werdenden Fannie Hurst, die sich unter unseren Frauenschriftstellerinnen einen ersten Platz erworben hat.

An Beiträgen zur englisch-amerikanischen Literaturforschung wären zu nennen eine zweibändige Biographie: „The Life and Times of Laurence Sterne" von Wilbur L. Croß, herausgegeben von der Yale University Press. — Der Dichter und Schriftsteller Richard Le Galienne schildert in einem längeren Essay „The Romantic 90's" größtenteils aus persönlichen Erinnerungen heraus eine englisch-amerikanische Literaturperiode, die mit ihren Meredith, Howells, Mark Twain, Humphrey Ward u. a. sehr häufig falsch eingeschätzt wird. — Eine Enthüllung mehr als eine bloße Beschreibung eines durch leidenschaftliches Treiben unglücklichen Lebens, das man mit dem Poes vergleichen könnte, ist das Buch von Marie Saltus „Edgar Saltus: The Man". Die Witwe hebt hier den Schleier von den mancherlei Merkwürdigkeiten im Leben ihres Mannes, des einst gefeierten talentvollen Stilisten und Romanschriftstellers Saltus und gibt damit einen wesentlichen Schlüssel zu seinem Verständnis. — „The Ruhr-Lorraine Problem" ist eine Arbeit des durch ähnliche Untersuchungen bereits bekannten Wirtschaftlers Guy Greer, in der er von ökonomischer wie politischer Seite dem Problem seines Themas mit bemerkenswerter Objektivität zu Leibe geht. — In „Evolution and Optimism" setzt sich der Verfasser Ludwig Stein als Optimist mit den überlieferten und den zur Zeit maßgebenden philosophischen Systemen auseinander. Das Buch, entstanden aus Vorträgen an amerikanischen Universitäten, gewinnt dadurch an Bedeutung, daß ihm N. M. Butler, der Präsident der neuyorker Columbia Universität, ein Geleitwort gibt.

Der O. Henry Memorial Prize für die beste „Short Story" des Jahres ist Julian Street zugefallen für seine im Stil E. T. A. Hoffmanns komponierte Erzählung „Mr. Bisbee's Princess" und der zweite Preis Wythe Williams für seine ins Französische verlegte Geschichte „Splendid with Swords". Diese Preise behalten ihren Reiz; der Erzählungsmarkt zeigt keine Neigung zur Ebbe. Die Sammlungen der besten amerikanischen oder englischen oder aus beiden gemischten Novellen nehmen zu, was einen hohen Barometerstand verrät, wenn man bedenkt, daß all diese Sammlungen aus Nachdrucken aus Zeitschriften bestehen.

„The Publishers Weekly" setzt die Zahl der 1925 in Amerika veröffentlichten Bücher und Schriften mit 9574 an, eine Zunahme von 562 gegen das Vorjahr. Darunter befinden sich allerdings 1493 Neuauflagen älterer Drucke, und 2256 stammen von nichtamerikanischen Verfassern. Die erzählende Literatur ist mit 1431 Nummern oder 15 Prozent an der Gesamtzahl beteiligt, ein Plus von 205 gegen 1924; Dichtkunst und Drama haben 800 Titel, wovon 162 ausländischen Ursprungs sind. Eine Zahl für die im europäischen Sinne rein wissenschaftlichen Werke läßt sich aus den Tabellen nicht herausschälen, da unter Medizin, Philosophie usw. auch die populär gehaltenen und praktischen Schriften mitgezählt werden.

Die neuyorker Wochenschrift „The Nation" veranstaltet seit mehreren Jahren poetische Preisausschreiben. Den letztjährigen Preis hat Babette Deutsch mit ihrem Gedicht „Thoughts at the Year's End" davongetragen. Sie hat sich in den letzten Jahren besonders um Übertragungen aus der modernen deutschen Lyrik verdient gemacht. Ein besonderer zweiter Preis wurde Leonora Speyer für ihre „Ballad of Old Doc Higgins" verliehen.

New York — Adolf Busse

Französischer Brief

André Gides neuestes Buch hat lebhafte Diskussionen hervorgerufen. Schon eine kapriziöse Äußerlichkeit gab Anlaß dazu: Gide nennt „Les Faux Monnayeurs" (Gallimard) nicht nur einen Roman, sondern, indem er ausdrücklich seine frühere Epik als Erzählungen und Narrenspiele bezeichnet, seinen ersten Roman. Grund genug für manche, den Begriff und die Gesetze des Romans zu definieren. Wie man sie auch immer umreißen und auf Gide anwenden will, „Les Faux Monnayeurs" tragen wie Thomas Manns „Zauberberg" und „Les Déracinés" von Barrès ihr Gesetz in sich, das sich nicht verallgemeinern läßt. Gide hat in seinem Roman die Generation seiner Jugend spiegeln wollen. Waren alle seine Kameraden Falschmünzer, die nicht nur in Pubertätskrisen Geld fälschten (eine Episode gegen Ende des Buchs), sondern die sich dauernd selbst belogen und alle geistigen und sinnlichen Werte verfälschten? Der Titel des Buchs ist irreführend. Im Mittelpunkt des Romans steht der Schriftsteller Edouard, der einen Roman: „Les Faux Monnayeurs" schreibt und über seine Erlebnisse Tagebuch führt. Diese Aufzeichnungen, in denen Gides Gedanken über Menschen, Ideen und Literatur niedergelegt sind, bilden das Rückgrat des Buchs. Wenn auch die Abschnitte durch die hohe Geistigkeit des Verfassers niemals langweilen, so hemmen sie doch mehrfach den Fluß der Handlung. Die Spannung wird trotzdem wach gehalten, weil in den rein epischen Partien die Erzählung direkt ohne beschreibende Einzelheiten fortschreitet. Die Gestalten wirken leben-

dig, obwohl keine einzige äußerlich beschrieben wird, eine epische Forderung, die Edouard ausspricht. Im Mittelpunkt der Handlung steht Edouard, der seinen Neffen liebt. Diejenigen, die von dem Verfasser des „Corydon“, jene Apotheose der Knabenliebe, die in Paris viel Aufsehen erregte, amoureuse Einzelheiten erwarten, werden enttäuscht. Allerdings wird eine Jugend geschildert, deren Gemeinsamkeit eine satanische Immoralität ist. Teuflisches bestimmt die Handlungen der Jünglinge. Edouard zieht die jungen Männer an sich heran und genießt als passiver Zuschauer das Schauspiel ihrer geistigen und sinnlichen Verirrungen. Olivier, Onkel Edouards Liebling, begeht einen Selbstmordversuch. Der junge Halbrusse Boris wird von der ganzen Jugendgesellschaft zynisch in den Tod getrieben. Nach diesem tragischen Ende des Knaben, an dem Edouard nicht unschuldig ist, schreibt der Verfasser der „**Faux Monnayeurs**“ die zynischen Worte in sein Tagebuch: „Ich möchte gern Caloub kennenlernen, einen Knaben von fünfzehn Jahren; vorausgesetzt, daß der Kleine sich nicht auch das Leben nimmt.“ Ich bin mir bewußt, daß diese kurze Skizzierung des Inhalts unsympathisch wirkt, jedoch das liegt allein am Stoff. Erstens bietet der in zehnjähriger Arbeit entstandene Roman durch die Sprachkunst Gides einen ästhetischen Genuß, zweitens in der Fassung und Darstellung der Charaktere eine Transparenz in der Menschenerkenntnis, die erschüttert, und drittens hat der Dichter das Bild, sagen wir nicht einer Epoche, aber eines bestimmten Kreises aus einer Epoche gegeben, in dem er mit psychologischem Scharfblick verborgene Regungen der Menschenseele analysiert und verständlich macht. „**Les Faux Monnayeurs**“ sind ein Erziehungsroman mit umgekehrten Vorzeichen, der über Frankreichs Grenzen hinaus ein Publikum finden dürfte. André Gide hat sich in diesem Buch verjüngt. Er tritt hier als Europäer auf, der aus den Tiefen Dostojewskis geschöpft hat (das Böse und seine Einwirkungen auf den Menschen), der Freud verarbeitete (in den psychoanalytischen Perioden des Buchs) der den „Wilhelm Meister“ bewundert und dem Bildungsroman nacheifert.

Auch George Duhamel hat in seinem neuesten Roman „**La Pierre d'Horeb**“ (**Mercure de France**) das Bild einer Jugend gegeben, der Generation, die um 1905 achtzehn Jahre alt war. Gide ist eine komplizierte Natur, ein Narzissus und ein Schalk zugleich, abwechselnd Weltweiser und Ideologe, immer ein vorsichtig wägender Intellektueller, der die Vielfältigkeit seiner Werke in kunstvoller Architektur aufbaut. George Duhamel ist in allem das Gegenteil. Er schafft nicht langsam, prüfend und feilend, sondern setzt sein inneres Erleben in einem Zuge hin. Ursprünglichkeit, Einfachheit und Frische sind daher auch für sein letztes Buch bezeichnend. Er will nicht beweisen und greift nicht nach Absonderlichem, sondern nach dem durchbluteten Allgemeinen. Ein junger Provinzler beginnt in Paris sein medizinisches Studium (es ist bekannt, daß Duhamel selbst so begann; es handelt sich also auch hier um eine Selbstdarstellung), die Dozenten, die Kameraden werden geschildert. Dem etwas lächerlichen Schwulst eines französischen Kreises ästhetisierender Studenten, wird der nihilistisch-politische Überschwang russischer Studenten gegenübergestellt. Antoine Résségnier, aus der Provinz nach Paris verschlagen, durchschneidet beide Milieus. Eine junge Französin verliebt sich in ihn. Er schließt sich ihr kameradschaftlich an, findet aber unter den Russen eine schöne Studentin, die ihn sinnlich reizt. Der Achtzehnjährige steigert sich in einen zügellosen Lyrismus hinein, wird aber zurückgewiesen. Noch ganz im Bann dieser Liebe stehend, begegnet er Anne, die in schmerzlicher Verzweiflung ihn zwingt, sie einmal zu nehmen, um dann alle Spuren hinter sich zu verwischen und für immer zu verschwinden. Nach dieser Leidenschaftsszene, die die verkannte Anne aus einem seltsamen Gemisch von Keuschheit und Sinnlichkeit heraufbeschwört, erfährt Antoine, daß Anne aus Eifersucht der schönen Russin vorgelogen hat, sie sei Antoines Mätresse, weil sie ihn der andern nicht gönnte. Nach diesen ersten Jugenderlebnissen, die Antoine innerlich wieder einsam machen, kehrt er in sein Heimatdorf zurück.

Will man ein Bild der französischen Jugend um 1900 gewinnen, so muß man die beiden Bücher von Gide und Duhamel lesen, das komplizierte und das einfache, der perverse und das direkte, das intellektualistische und das sensitive. Und will man den Unterschied der französischen Autoren und ihrer Helden zum deutschen Wesen formulieren, so wird er vielleicht am besten erklärt mit dem, was Léon Pierre Quint kürzlich in den „**Feuilles Libres**“ mit „**l'intelligence de la chair**“ bezeichnete, als er über Colettes neuestes Buch „**La Fin de Chéri**“ (Flammarion) schrieb: Die Instinkte des Körpers sind drüben nicht nur wacher und sublimierter; sie werden auch natürlicher, direkter, ohne den Filter der Moral aufgezeichnet und gewertet. Das gibt nicht nur den Büchern von Gide und Duhamel besondere Ausdruckskraft, sondern den besten französischen Büchern — vor allen auch denen der Colette — ein eigenes Gesicht. In Deutschland wird solche Literatur schnell fertig als equivoque abgetan, weil, unserer Natur entsprechend, die moralische und moralisierende Wertung der prinzipielle Standpunkt

ist. Im französischen Roman ist die Psychologie der Instinkte des körperlichen Lebens, der körperlichen Erregung ein natürliches Gebiet der Darstellung. Der Franzose reagierte stets sein erotisches Empfinden direkt literarisch ab, ohne psychoanalytische Vermittlung. Wie man Colettes Gesamtwerk als unübersetzbare Variationen der „**Intelligence de la chair**“ bezeichnen kann, so ist auch nur im Französischen ein Buch wie „**Mon corps et moi**“ von René Crevel (Simon Kra) denkbar, in dem die in allen Poren des Leibes vibrierende Sinnlichkeit analysiert und die Einsamkeit des körperlichen Menschen damit begründet wird, daß jede körperliche Vereinigung sich mit dem „**vice solitaire devant un miroir**“ vergleichen ließe. „**La volupté**“ ist das Stoffgebiet Gides und Duhamels. Sie ist eine „**fonction de la douleur**“ schreibt Crevel. Die beiden Dichter beweisen das in epischer Form. Crevels Buch bietet einen schmerzlichen Kommentar, gerade zu den Gestalten der hier erwähnten Dichter. Der Mensch sucht und erstrebt in der körperlichen Vereinigung die Erlösung aus seiner Einsamkeit. Der Intellektualist findet sie nie. Der Sensualist, der sie für Augenblicke gefunden zu haben glaubt, meint Crevel, habe nur einen Pyrrhussieg errungen; und doch geht das Sehnen und Verlangen durch körperliche Vereinigung, gesteigert und sublimiert durch das Seelische, zum Frieden der Erlösung zu gelangen, immer weiter. Der unbefriedigte Crevel, der die dadaistische und surrealistische Bewegung mitdurchlebte, scheint trotz der Ironie und Blasphemie seiner Jugend, wie manche seiner Kameraden, in der katholischen Kirche den inneren Frieden suchen zu wollen und damit einen Weg einzuschlagen, der in Frankreich nicht neu ist.

Auch das begabte Buch „**Le Mémorial Secret**“ (Rieder & Cie.) des jungen Guillaume Gaulène behandelt die Vereinsamung des Menschen, seine Lebensangst, die seine heißen Instinkte von einem Weib zum andern, von einem Rauschmittel zum andern treibt. Der Roman, der in persönlicher Prägung auch die Unruhe der Gegenwart spiegelt, bedeutet eine Hoffnung.

Drei Dialoge, ruhige und sachlich aufklärende, über die Sexualität (Venus, Corydon, Sappho) gab François Nozier in den „**Editions du Siècle**“ heraus. Nozier, der sich als Verfasser des Anti-Corydon einen Namen gemacht hat, ist ein Schüler Remy de Gourmonts und bemüht sich, milde und überparteilich in seinen Schriften die sexuellen Probleme naturwissenschaftlich und medizinisch zu erläutern. Eugène Montfort schrieb kürzlich in „**Les Marges**“: „**Il est tout de même temps qu'on ait le droit d'avoir du talent sans être pédéraste**“. In den „**Cahiers du Mois**“ gab Bernard Fay, den die Berliner durch seinen meisterhaften Vortrag über Marcel Proust im vergangenen Winter kennengelernt haben, den Roman „**L'homme qui devint femme**“ des Amerikaners Sherwood Anderson in französischer Übersetzung heraus. Emile Zavie, den das Schicksal durch viele Länder geführt hat — er war während des Krieges in deutscher Gefangenschaft, reiste von Archangelsk bis Persien, lebte im Iran, in Bagdad, in Tunis und hat aus allen diesen Gegenden epische oder essayistische Bücher heimgebracht —, veröffentlichte bei Gallimard einen kompositionell und stilistisch begabten Roman „**La maison des trois Fiancées**“, die Liebesgeschichte eines Franzosen und dreier russischer Mädchen. M. Constantin Weber, der bereits mehrere englische Bücher ins Französische übersetzt hat, veröffentlichte bei Rieder & Cie. einen kanadischen Roman „**La Bourrasque**“, ein breit angelegtes Kulturbild aus der altfranzösischen Kolonie. Viele Franzosen werden gewiß zu diesem Buch greifen, da es durch den geographischen und historischen Unterbau den Hintergrund zeichnet, vor dem sich die berühmte und erfolgreiche Marie Chapdelaine von Louis Hémon abspielt. Die spannende Fabel des Romans ist mit jener Leidenschaft erzählt, die alle französischen Kanada-Fahrer für diese Enklave der französischen Kultur empfinden. Im gleichen Verlag debütierte André Dubois La Chartre mit einem Roman „**Les heures de Corfou**“, der seine Fabel zwischen einem jungen Franzosen und einer jungen Russin auf der herrlichen Insel spinnt. Die Begabung des Autors zeigt sich vorläufig hauptsächlich in Landschaftsschilderungen. Bei Delalain erschien von Henri Jacques ein hübscher Novellenband „**Sous le Ciel de Carreau**“. Bei Fasquelle erschien die französische Bearbeitung des spanischen Buchs von Carillo: „**Le mystère de la vie et de la mort de Mata Hari**“, von dem in wenigen Monaten 25 000 Exemplare abgesetzt wurden. Die 1917 wegen angeblicher Spionage erschossene Tänzerin hat ein abenteuerreiches Leben geführt, das mit allen Ausschweifungen packend erzählt ist. Für solche Heldinnen hat von jeher in Frankreich ein besonderes Interesse bestanden. Im gleichen Verlag erschien unter dem Titel „**Moussia**“ von Albéric Cahuet auf Grund neuer Dokumente eine Biographie der Malerin Maria Baschkirtzew, die seinerzeit in der großen Welt von Rom und Paris eine führende Rolle gespielt hat. Seit ihrem frühen Tode im Jahre 1884 ist sie in Frankreich eine populäre Gestalt. Barrès hat den Autor ermutigt, ihr Leben umfassend darzustellen. Das schöne Buch macht die Gestalt lebendig, sowie auch den Hintergrund, vor dem sich ihr kurzes und leidenschaftliches Leben abgespielt hat.

Pierre Benoit ist der Schriftsteller Frankreichs, der seit mehreren Jahren den größten buchhändlerischen Erfolg hat. Sein neuer Roman „Alberte" (Albin Michel) gelangte am 15. März zur Ausgabe und war schon vier Wochen darauf in 80 000 Exemplaren verkauft. Auch dieser Roman ist, wie die übrigen Bücher Benoits, ein Reißer. Flott geschrieben, packend in der Behandlung des Themas, aber auch wieder unwahr in der Zeichnung der Charaktere.

Der Verlag Rieder & Cie. gibt eine Sammlung: „L'Art français depuis vingt ans" heraus, in der Louis Moussinac „La décoration théâtrale" behandelt hat. Zum erstenmal wird in diesem Buch die Inszenierungskunst der Franzosen zusammengefaßt und durch zahlreiche Abbildungen sinnfällig gemacht. Die Arbeit ist für alle, die sich mit Theatergeschichte befassen, von grundsätzlicher Bedeutung; sie zeigt, daß etwa seit 1910 im Anschluß an die russischen, englischen und deutschen Bestrebungen auch Frankreich mit Erfolg versucht hat, die Theaterkunst zu erneuern. Auf die ausländischen Anregungen wird ausführlich eingegangen, dann werden die Bestrebungen Jacques Rouchés mit den Künstlern des Herbstsalons ausführlich behandelt, das Théâtre des Arts, die Kostüme Poirets und das Théâtre du vieux Colombier. Das Buch sollte in Deutschland nicht unbeachtet bleiben.

Einen anderen Band dieser Sammlung widmete Charles Saunier der Buchkunst. Die modernen französischen Luxusausgaben der letzten zwanzig Jahre sind in Deutschland kaum bekannt geworden, so daß auch dieses Buch für das Ausland wertvolles neues Material enthält. In der vom gleichen Verlag herausgegebenen Sammlung: „Maîtres de l'art moderne" erschien zum erstenmal eine Biographie der berühmten impressionistischen Malerin Berthe Morisot (Armand Fourreau), die Deutsche dankbar begrüßen werden, da sich auch in unserem Lande Bilder der großen Künstlerin befinden. Charles Saunier gab in derselben Sammlung eine reich illustrierte Biographie über den Bildhauer Barye heraus, die seit dem Versuch von Arsène Alexandre das erste Buch über diesen bedeutenden Meister ist.

Clemenceaus „Démosthène" (Librairie Plon) ist ein sprachliches und stilistisches Meisterwerk, das die literarische Kritik nicht übersehen darf. Das 125 Seiten umfassende Buch ist keine Biographie, die auf Objektivität Anspruch erhebt. Clemenceau behandelt vornehmlich den politischen Redner, identifiziert sich teilweise mit ihm und spricht in dieser Schrift zwischen den Zeilen mehrfach pro domo. Der Kampf des Demosthenes gegen den König von Mazedonien nimmt in dem Buch einen breiten Raum ein.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Das Kartenhaus. Roman. Von A. S. M. Hutchinson. Deutsch von Hanns v. Gumppenberg. München 1925, Drei Masken Verlag. 498 S.

Hutchinsons Stärke ist der Eheroman. Sein „Kartenhaus" hat alle Vorzüge seines Romans „Wenn der Winter kommt", nur endet es schlecht, womit zugleich der Haupteinwand gegen das Buch gegeben ist; denn dieser in jeder Weise unmögliche und unhaltbare Schluß schlägt mit seiner Tendenz die vielen Schönheiten des Romans tot. Sein Thema ist kühn angefaßt: Kann die verheiratete Frau und Mutter ihren Beruf fortführen, ohne ihr Heim zu gefährden? Seine Heldin ist die Pastorentochter Rosalie, der das Glück eines geschäftlichen Berufs, aber das tragische Unglück eines zerstörten Familienlebens wird. Wir könnten begreifen, daß der Verfasser seine Frage verneinte, weil das verhältnismäßig neue Berufsleben der Frau voll großer Probleme steckt, insbesondere weil die ganze Zivilisation von heute eben erst begonnen hat, sich auf die Frauenarbeit als solche einzustellen. Aber unbegreiflich bleibt der Romanschluß mit einem verlorenen Sohn, einer an einer ungesetzlichen Operation sterbenden Tochter und dem letzten darob in Selbstmord endenden Sohn, nur weil die Mutter ihrem erfolgreichen Beruf in Lombard Street treu bleibt. Das ist weder Leben noch Literatur, sondern Kinokitsch und geradezu widersinnig angesichts der ganzen sonst überaus sympathischen und überzeugenden Charakterzeichnung des Romans, der voll Stimmungen und Gedanken und feiner Bemerkungen und überraschend originell und fesselnd ist, dem das Zeug zu einem großen Roman innewohnt, der aber durch seine Tendenz ein Machwerk bleibt. Hanns v. Gumppenberg hat der Verdeutschung seinen vollen und klaren schönen Stil gegeben.

Münster i. W. Friedrich Schönemann

John Workmann, der Zeitungsboy. Eine Erzählung aus der amerikanischen Großindustrie. Von Hans Dominik. Erste vollständige Ausgabe mit 12 Bildern von Oswald Weise. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 392 S. Geb. M. 9,—.

Hans Dominik wollte die abenteuerlichen Lebensschicksale eines deutschen Knaben in Amerika geben, der sich vom armen halbverwaisten Zeitungsboy zum Millionär (mit 23 Jahren!) emporarbeitet. Das geht selbst für das amerikanische Tempo zu schnell und läßt sich nur durch eine Anhäufung von Glücksfällen bewerkstelligen, von denen einer schon zum Lebenserfolg genügte. Für die starke, gelegentlich atemraubende Spannung sorgt eine Kette von ungewöhnlichen Erlebnissen, von Wundern der amerikanischen Großindustrie und von Millionenprojekten. Es beginnt mit der Maschinerie des „New York Herald" und

endet mit einer Goldmine in Südamerika, dazwischen liegen unter anderem ein Präriebrand, Arbeit in den chikagoer Fleischhäusern, ein Tunnelbau in Neuyork, ein Besuch der Niagarafälle, Mitarbeit bei Henry Ford und Flugzeugbau. Der reiche Inhalt vermittelt ohne Frage „eine bedeutende Erweiterung technischer Kenntnisse", ohne daß freilich eine wirkliche Erzählung zustande gekommen wäre. Eine tiefe Kenntnis des amerikanischen Lebens fehlt und ebenso ein guter deutscher Stil. Wäre beides vorhanden, so dürfte man von einem idealen Buch für die reifere Jugend reden.

Münster i. W. Friedrich Schönemann

Porto Bello Gold. Ein Abenteurer-Roman. Von Arthur D. Howden Smith. Deutsch von Paul Baudisch. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 472 S. M. 5,50 (9,–).

Entführung und verwegene Flucht, Schatzjagd und Kampf unter der schwarzen Flagge, Meuterei und Sturmesnot, endlich ein glücklich liebend Paar: alles ist da, was das Herz von einer Geschichte begehrt, die zur Piratenzeit im Karibischen Meer spielt. Und es ist anständige Arbeit: die beiden Seeräuberkapitäne, besonders der eine, der Kavalier alten Stils, der jedes Parkett zieren würde und in seiner Art ein Diplomat ersten Ranges ist, können sich sehen lassen, dazu auch der unter die Piraten gefallene alte Waldläufer und mancher sonst noch. Für Engländer wird es ein besonderer stofflicher Reiz sein, daß das Buch eine Art Vorgeschichte von Stevensons „Schatzinsel" bildet und einen Teil der Personen daher entnimmt, vor allem John Silver, eine Meisterleistung des großen Vorgängers. Freilich kann man so auch den Unterschied zwischen Schriftsteller und Dichter studieren, am besten an dem blinden Pew: das Grauen, das Stevenson hier mit wenigen Sätzen weckt, erreicht Smith trotz seiner Bemühung bei weitem nicht. Und wenn Stevenson auf ein Liebespaar verzichtete, wußte er auch, was er tat. Immerhin: das Buch ist, was es sein will, ein spannender Abenteurerroman, und die Übersetzung scheint annehmbar zu sein.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Herren und Sklaven. Roman aus dem amerikanischen Arbeiterleben. Von John Lassen. Deutsch von Stephan J. Klein. Leipzig-Plagwitz 1925, Verlag „Die Wölfe". 139 S.

Die klassenbewußte proletarische Einstellung, die schon John Lassens Schrift „Das andere Amerika" (L. E. XXVII, 631) schief machte, schlägt in dem neuen Buch den eigentlichen Roman mit Tendenz tot. Ganz ähnlich so macht es ja auch Upton Sinclair, nur daß er mehr Phantasie und auch mehr epische Breite besitzt als Lassen, der einseitig Skizzierer ist. Das wird ganz klar, wenn man „Herren und Sklaven" mit Sinclairs Roman eines Patrioten, genauer eines Spitzels, betitelt „100%", vergleicht. Sinclair kennt auch mehr von Amerika, nicht nur wie Lassen allein das Arbeiterleben; was nicht genügt, wenn man wirkliches Verständnis für den amerikanischen Konflikt zwischen Kapital und Arbeit erwecken will. Lassens Mr. Broidie ist reine Karikatur, noch schlimmer ist seine Christian Science, dagegen ist das Wirken des Ku-Klux-Klan einigermaßen richtig geschildert. Und ein Wort über die Prohibition trifft den Nagel auf den Kopf: „Alkoholverbot? Für die Reichen besteht es nicht." Damit ist dieses ganze Gesetz als Klassengesetzgebung bezeichnet, was heute sogar der American Federation of Labor klar ist. Freilich ist das nur eine Seite des ganzen großen Problems. Lassens „Roman" können die paar Blitzlichter nebst dem einen oder anderen Lebensbild natürlich nicht retten.

Münster i. W. F. Schönemann

Die Forsyte Saga. Roman. Von John Galsworthy. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Luise Wolf und Leon Schalit. Berlin 1925, Paul Zsolnay. Erster Band: XV u. 520 S., zweiter Band: 808 S.

Der Patrizier. Roman. Von John Galsworthy. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Leon Schalit. Berlin 1925, Paul Zsolnay. 400 S.

Von den vier „großen" englischen Romanciers der Gegenwart fesselt John Galsworthy um seines ehrlichen Ethos willen am meisten. Die Menschen, die er in seinem Romanzyklus „The Forsyte Saga", der sich auf fünfzehn Jahre (1906–1921) verteilenden Geschichte der Familie der Forsytes, schildert, packen uns über alles kulturkritische Interesse hinaus im innersten Herzen. Keiner richtet mit solcher Schärfe sein Augenmerk nicht nur auf die Objekte der Reformen, die Armen, sondern ganz besonders auf diejenigen, die durch ihre äußere Lage zur Verwirklichung der Reformen berufen scheinen, die Bemittelten und die Besitzenden. Den Namen der Familie Forsyte hat Galsworthy zur Gattungsbezeichnung für die unsentimentalen Geldleute der reichen Mittelklasse gemacht. Diese Forsytes, ohne deren Reichtum alles das, wovon sie nichts verstehen: Kunst, Wissenschaft, Literatur, Religion, gar nicht bestehen kann, sind krank und entartet; ihr Eigentumsstolz, ihr Geschäftssinn hat alles Hohe und Edle in ihnen erstickt. In „Der reiche Mann" (The Man of Property) hat Galsworthy den Sklaven des Geldes und den Opfern des Eigentums die Diagnose gestellt; von einem Heilmittel spricht er nicht. In der Novelle „Nachsommer" (Indian Summer of a Forsyte), in der er die letzten Tage eines von jeher durch Gemütsweichheit und philosophische Neigungen ausgezeichneten Forsyte schildert, legt er dar, wie in einem Zweige der Forsytes der Eigentumsbegriff immer dem Sinn für das Schöne weicht. Das Hauptinteresse in „In Fesseln" (In Chancery) konzentriert sich auf die Liebesgeschichte einer von ihrem eigentumswütigen Gatten, dem eigentlichen „man of property", verfolgten lieblichen Frau.

Das letzte Dokument der Familie der Forsytes ist der Roman „Zu vermieten" (To Let); hier vollzieht sich der Zusammenbruch des „Forsyteism", der zur Einsicht gezwungen wird, daß das Kind ebensowenig Besitz und Eigentum ist wie die Frau. In der Serie von Bildern, die alle diese Gestalten in den bedeutsamsten Augenblicken auftreten lassen, zeigt sich jetzt die Familie der Forsytes als ein Kollektivwesen, zeigt sich im Hintergrunde die Bourgeoisie Englands im 19. Jahrhundert.

Ein Bild der englischen Hocharistokratie entwirft Galsworthy in „Der Patrizier" (The Patrician), einem seiner in sich abgeschlossensten klassenschildernden Romane; die breite Beschreibung von Anschauungen und Gewohnheiten einer Gesellschaftsklasse tritt hier zurück gegen die Darstellung einer großen Hauptpersönlichkeit, wodurch eine einheitlichere, kraftvollere Wirkung erreicht wird; das Ergebnis ist auch hier das vernichtende Urteil einer Gesellschaftsklasse, obwohl oder vielmehr, weil der Dichter sie uns in ihren bestmöglichen Vertretern vorführt. Wichtig ist „Der Patrizier" übrigens auch als Weltanschauungsdokument Galsworthys, der sich hier, wie Kurt Schrey in seiner Dissertation „John

Galsworthy und die besitzenden Klassen Englands" darlegt, zu einem „idealistischen Monismus oder Pantheismus" bekennt.
Als Idee und Tendenz aller dieser Romane, insbesondere auch von „The Country House", worin Galsworthy den Patriarchendünkel des Landedelmannes geißelt, hat man mit Recht die schonungslose Kritik der englischen Gesellschaft bezeichnet, wie sie sich im viktorianischen Zeitalter gefestigt hatte, eine Kritik, die schonungslos vorgeht, weil sie helfen, bessern, retten will, also ethische Zielsetzung hat. Dem künftigen Historiker werden diese nahezu naturwissenschaftlich exakten Studien über bestimmte, in einer Zeit der beginnenden Klassenverschiebung und -angleichung herrschender Gesellschaftsschichten eine reiche Quelle für die Sozialgeschichte sein. Des Dichters hohes Ethos, sein Evangelium, daß der Geist des Besitzes dem Geist der Aufopferung weichen müsse, hat Ewigkeitswert. Etwas Neues hat er zwar damit auf dem Trümmerfelde der Gegenwart nicht errichten können, und Englands revolutionäre Jüngste verkünden jetzt lauter und temperamentvoller ihre Mission; zudem haben heute, da eine gewaltige Umwälzung Mittelklasse und Grundbesitz so empfindlich getroffen hat, die äußerlichen Schicksale der Forsytes an aktuellem Interesse verloren. Trotzdem verdient es „der englische Thomas Mann", den man bisher in Deutschland gegenüber R. L. Stevenson, R. Kipling, Hall Caine u. a. so sehr vernachlässigt hat, wahrhaftig, daß er endlich dem deutschen Literaturfreunde in einer brauchbaren Übertragung zugänglich gemacht wird. Dem Verleger wie dem Übersetzer gebührt dafür unser aufrichtiger Dank. Neben den syntaktischen Schwierigkeiten, welche die englische Prosa gewöhnlich bietet, hat gerade der Galsworthy-Übersetzer mancherlei Schwierigkeiten lexikalischer Art zu überwinden; erschwerend kommt die eigenartige stilistische Methode des Dichters hinzu, der einerseits die äußere Welt photographisch getreu darstellt und andererseits die innere Welt hinter scheinbar belanglosen Worten ahnen läßt. Um so mehr ist diese recht brauchbare Übersetzung anzuerkennen. Die Titel freilich hätten meines Erachtens wörtlicher und treffender wiedergegeben werden können.

Bochum — Karl Arns

Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo. Von Joseph Wittig. Zwei Bände. Kempten 1925, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 513 u. 464 S.

Ein Gelehrter hat diese zwei merkwürdigen Bände geschrieben, ein bekannter katholischer Theologe und Universitätsprofessor in Breslau, dessen Name dem Kundigen aus der Fachliteratur vertraut ist. Wie selten das eigentlich vorkommt, daß uns aus dieser geistigen Luft und seelischen Zone ein wirklicher, heimat-verwurzelter und urtümlicher Dichter geschenkt wird. Joseph Wittig ist ein solcher und von unverfälscht schlesischem Geblüt. Schon als ich die „Kirche im Waldwinkel" und andere Geschichten seiner kraftvollen Erzählungskunst las, wurde mir sein starkes Vermögen fühlbar, das einfache und unbeachtete Leben zur Bedeutsamkeit zu erheben und ein zweites Mal sichtbar zu machen. Vor dem Hintergrunde des Lebens Jesu leben diese Handlungen ein volkstümlich-religiöses und doch erdgeborenes Schicksal, eine warme, gütige Hand greift in kindlicher Sehnsucht nach Gott, menschlich verwirrt und auf dem Wege durch Verwandlungen schreitet der Dichter durch seine Heimat, er redet von einfachen Dingen (und das sind die heiligsten) einfach, schlicht, ergeben, heiter, ohne Theologenkünstelei und ohne feierliches Getue. Alles ist gestaltet in der klaren Luft eines wirklich frommen Menschen. Lächelnd gleitet dieser Mann über mühsam festgehaltene und für unsere Zeit doch längst gestorbene Theorien, die mit der Fülle und Echtheit des Lebens nichts mehr zu tun haben — und doch hört er die ewigen Quellen der Metaphysik rauschen; er wandert mit Jesus über Land, durch die Innigkeit seiner Heimat, wo sich rote Dächer über Weizenfelder heben und die blaue Ferne seine Seele mit klingenden Bildern erfüllt. Das tut jede Heimat, wenn der Mensch danach ist. Heimat ist ein gemütvoller Seelenzustand, kein geographischer Begriff. In ihr leben bei Joseph Wittig die fernen Worte und Taten Jesu, aber so, daß sie an Glanz auch nicht das Geringste einbüßen. Immer wieder erzählt der Dichter und belebt die innere Vorstellungskraft des Lesers, er erzählt so gut, daß man alle Geschichte, Theologie und Kritik vergißt, und unmerklich gehen Gegenwart und Gewesenes, schlesische Landschaft, Jerusalem, Galiläa, Gottesreich, Breslau, Kirche, Menschenseele und das Ewige ineinander über. Klingt das nicht wie ein Märchen? Alles ist auf der Wallfahrt zum Wunderbarsten des Menschenherzens. Immer noch ist in den Menschen eine uralte Hoffnung auf ein wunderbares Reich. Es ist der Endglaube, die Überzeugung, daß ein Neues im Kommen ist, die große Weltkrisis, an die auch Jesus geglaubt hat und die seinem Schicksal den apokalyptisch-eschatologischen Sinn gibt. Die kommende Wirklichkeit, die Ankunft und Nähe Gottes sind alles. Vor diesem neuen Sein sinkt auch alle Diesseitsethik als etwas Interimistisches dahin.
Die beiden Bände enthalten viele feine Gedanken eigener Art, Ausblicke ins Allgemeinmenschliche, frei von theologisierender Ermahnung und weltanschaulichem Aufputz, Erlebnisse und Geheimnisse, für die man nur schwer Worte finden kann und die jenen Gefühlen verschwistert sind, die noch im Urboden der Volksseele ihre Wurzeln haben. Wittig gibt sich gar nicht „heilig", er macht nicht das Gesicht, als „hätte er eine Tasse Wermut getrunken", um in die richtige Stimmung für Erbauungsliteratur zu kommen; humorvoll und gütig erzählt er von den Entgleisungen, Schwächen und Lächerlichkeiten der Menschen. Aber so oft sagt er es, daß wir das Heilige in uns nicht zeigen dürfen, es sei eine Keuschheit, die sogar sich selbst verhüllt, um weder gekannt noch genannt zu werden. In der Richtung der Liebe liegt seine Erfüllung.

Wien — Franz Strunz

Historchen. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig 1926, L. Staackmann. 293 S.

Nach den „Grenzen der Menschheit", dem „Königsgedanken", dem „Satansgedanken", der „Erlösung", ist Bartsch, der Evangelist, hier wieder der Novellist aus Österreich. Der Bartsch des „Sterbenden Rokoko" und der „Unerfüllten Liebesgeschichten". Ohne den naiven Antrieb, der zuerst der liebenswerte, aus der Musik geborene Reiz seiner Troubadour-Erzählungen war; sondern Früheres variierend und mit Merkmalen der honigblonden Bartsch-Weis. In der Franz von Lothringen, der Gatte Maria Theresias, Kriegslieferant des Königs von Preußen, wegen seiner späteren Amouren „entzückend" genannt wird. Die Hofdamen, die sich erfolglos um die Gunst des Kaisers Josef bewerben, „dunkel aufgewühlte Adelsmädchen". Ihr Dekolleté ein Ausschnitt „bis zur ängstlich sich sträubenden Himbeere"; „womit", sagt der Autor, „bloß im Stil jener Tage geredet ist", der „kupplerischen Wertherperiode". Eine

dieser Komtessen hat „abgesperrte Sehnsuchtsnächte" und vergießt „männermordend süße Tropfen". Ihr Busen ist „Alabaster"; der Alabaster von „Mimili". Und auch die Plastik üppigerer Weiblichkeit findet ihren Sänger. Die wienerische Juno am Fenster, von deren „runden, nackten Schultern" die purpurne Bettdecke rutscht, und die Venus von Penzing, die ein bejahrter Witwer lassen muß; eine „Mischung von Dornrose und Blut, von Myrtenduft und Tuberose" ist das Abschiedsquartal. Erotik eines Fünfzigjährigen.

Aber sie geht nicht an das eigentliche Wesen dieser Novellen, die viel Stärkeres enthalten. Unblumiges, Episch-Irdisches. Da ist die sommerliche Donaufahrt der Maria Theresia, auf dem schwarzen Schiff, das im Holzsarg die Bleikiste mit dem Leichnam ihres Franz trägt. Der Humor um die Figuren der zwölf Trompeter, die in der Stadt Wien den Sieg des Marschalls Laudon ausblasen. Die donnernde Schlacht zwischen den Franzosen der Revolutionsmarine und den Österreichern auf dem Bodensee. Eine neue Beethoven-Novelle: der enthusiastische Menschenfeind in Döbling, mit dreißig, und die Tochter des Säufers und Vagabunden Flohberger. Der Tod des Fürsten von Ligne, der schon in drei Novellen vorher auftaucht, das letzte Stelldichein des greisen Charmeurs im Paradeisgärtel, bei dem er sich die Lungenentzündung holt. Radetzky als Gouverneur in Mailand, durch die Intrige einer schönen Italienerin und den Undank des jungen Kaisers Franz Josef gestürzt. Spitzweg und Schwind auf der Malerreise über die Feste Kufstein (aus der Mündung einer Kanone hängt ein Spatzennest) nach Bozen, zur tirolisch sittenstrengen Wirtin vom Roten Adler. Dann wieder Bartschs persönlichste Welt, der „Abendpfeifer", in den Bergen von Südsteiermark, bei Leibnitz, das braune Wasser „unter seinen Ulmen, Weiden und Erlen, mit dem sonnengelben Saume von Helianthen und dem Aufblitzen der Silberfische und der azurblauen Eisvögel, grillendurchzitterte Rebennächte, reifende Trauben in einem ganz seltsamen Sonnenscheine am Saume des Orients". Das ist Bartschs bewußte österreichische Note, die er abhebt von der „drängelnden, wimmelnden Welt unter den Bogenlampen und Bankschaltern"; „vegetativ weises Stilleben". In die Geschichte von dem Freundinnen verbrauchenden Künstler, der dort haust, eingeschaltet; und dennoch, man hört, wenn die kokette Gefühlsseligkeit des alternden Frauenlob aussetzt, die Naturmelodie.

Wien — Paul Wiegler

Liliane und Paul. Novelle. Von Heinrich Mann. Berlin, Wien, Leipzig 1926, Paul Zsolnay. 112 S.

Mit bemerkenswertem Geschick ist der Übergang von Wirklichkeit in Unwirklichkeit herbeigeführt. Sogar etwas wie ein symbolischer Vorgang schaut dabei heraus: das Alter sucht Macht über die Jugend zu gewinnen; bekommt sie in seine Gewalt; sie bricht den Bann.

Charakteristisch für den Artisten, daß er vor jeder seelischen Regung zurückscheut. Diese Geschichte einer Liebe ist Leugnung der Herzensregung. Liliane und Paul sind schöne junge Tiere. Es geht um die Möglichkeit der körperlichen Umarmung. Derart hat der Artist Furcht vor allem Seelischen, daß er geradezu Mut zum Animalischen gewinnt. Oder aber, er hofft durch Ausmalung des Triebhaften seine Beglaubigung als „Moderner" zu behaupten.

Der Artist versteht sich auch vorzüglich darauf, Zimmer einzurichten und Diners zu servieren. Wenn das Feuerwerk abgebrannt ist, hat man den Geruch von totem Pulver in der Nase.

Berlin — Ernst Heilborn

Der Eine und der Andere. Zwei kleine Romane. Von Walther v. Hollander. Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 212 S.

Der Eine ist also nicht der Einzige, es ist auch noch ein anderer da, aber sie sind doch Einzelne, das kleine „Und" zwischen ihnen vielleicht eine Novelle, bestenfalls ein Roman. Das der Sinn des Titels, den zugleich die zweite, stärkere der beiden Erzählungen trägt. Beide Themen aus zeitgemäßer Soziologie: „Tatjana", eine Liebesgeschichte unter russischen Emigranten, die andere: ein sozialdemokratischer Regierungsrat in seiner Stellung zu Volk und Leben. Doch menschliche, erotische, soziale Probleme in gesunder Mischung; das Individuelle überwiegend, starke Anschaulichkeit des Erzählungsstils, einprägsamer Ablauf des Geschehens, scharfer, seine natürliche Güte mit aristokratisch abwägenden Vorbehalten versehender Menschenblick. Daß die Erzählungen nah sind am Zeitgeschmack, besonders in der (an einzelnen Stellen etwas vordringlichen) Erotik, mag sie manchem noch mehr empfehlen. Eine schmucke Bereicherung der Folge der „Kleinen Propyläenbücher" aus den Reihen der Autoren der „Gruppe 1925".

Mannheim — Erich Dürr

Bilderbuch. Schilderungen. Von Hermann Hesse. Berlin 1926, S. Fischer. 320 S.

Dieses Buch, das in Format und Ausstattung zu Hermann Hesses „Gesammelten Werken in Einzelausgaben" gehört und als deren siebenter Band erscheint, enthält Skizzen, Tagebuchaufzeichnungen, Betrachtungen, Studien, Stimmungen: jene stillen, melancholisch geruhsamen Sachen, die man von Zeit zu Zeit aus Hesses Feder in einer Zeitung oder Zeitschrift liest und sich auch schon manchmal zu längerem Besitz ausgeschnitten und aufbewahrt hat. — Aber alles, was in diesem Band vereinigt ist, hätte ich mir nicht ausgeschnitten.

Es sind kleine Stücke aus den Jahren 1901—1924, die sich hier zu einem etwas willkürlichen, blassen und nicht immer gleichwertigen seelischen Mosaikornament zusammenfügen. Hermann Hesse hat besseres geschrieben als diese ein wenig notgedrungene Zusammenstellung.

Wie meist in schwächeren Arbeiten enthüllen sich auch hier die Schattenseiten des Autors mehr als sonst: Das Allzuwichtignehmen der eigenen Person samt ihren seelischen, körperlichen und gegenständlichen Zubehörteilen, die zufriedene Verehrung der eigenen Bescheidenheit, der altfränkisch-altväterlich gepolsterte (doch nicht unbewußt anmutende, oft schablonenhaft werdende) Stil und die damit verbundene kindlich-altkluge Betrachtungsweise, die Umwege sucht, auch wo sie ohne Reiz sind, vielmehr oft nur den Reiz vortäuscht, den Umwege mitunter haben können.

Hesse, der Stilist (auch dies wird in diesen kleinen Stücken deutlicher), hat von vielen gelernt: von Goethe und St. Franziskus, von plaudernden Handwerksburschen und von Francis Jammes, von Gottfried Keller und Adalbert Stifter, hat sogar einmal, wie zur Übung, eine Sache im Stil von E. T. A. Hoffmann verfertigt, hat vielen namenlosen Käuzen und Sonderlingen, Männlein und Weiblein, auf den Mund gesehen, wenn sie primitive Gedanken bedächtig verlautbarten, und hat ihre Redeweise mit sanftem Behagen nachgeformt.

Aber er hat nicht genug von dem, was er in Gespräch und Lektüre auffsog, vergessen, und so irren seine Sätze mitunter in einer fatalen Kurve zwischen Stifter und Lebrecht Hühnchen, gleiten aus Goethes Prosa in Jungnickels Rosa, nähren sich vom „Schatzkästlein des guten Rats" und schlurfen in den Pantoffeln des „Schulmeisterleins Wuz" hinter dem „Rheinischen Hausfreund" und dem „Lahrer hinkenden Boten" her.

Wie durch ein Transparent erkennen wir durch die zarten, blaugrauen Schleiergehänge dieses „Bilderbuches" eine menschliche Schwäche, die uns daran hindert, in diesem vornehmen und guten Künstler einen schöpferischen „Repräsentanten" zu erblicken und ihm damit zugleich die Berechtigung zuzubilligen, den Einzelfall seines Ichs und dessen ganzes Drum und Dran so gewichtig zu machen, wie es die wahren Repräsentanten des Volkes in Kunst und Dichtung kaum im Zusammenhang mit den großen Fragen und Gegenständen der Zeit und Ewigkeit wagten.

Florenz — Rudolf Frank

Die zwölf Stunden Gottes. Von Walter Erich Schäfer. Stuttgart 1925, J. Engelhorns Nachfolger. 320 S.

Ein Buch vom mönchischen Leben! Aber nicht die Weltentsagung, nein, die Welt selber triumphiert stets am Ende; triumphiert in gleicher Weise wie in Gottfried Kellers stoffverwandten „Sieben Legenden".

Einer zog aus, Gott zu suchen, und suchte ihn in des Klosters Enge; aber was er dort fand, waren unter alten Aufzeichnungen der Mönche zwölf Geschichten aus dem Leben ihrer Klosterbrüder, die ihm beim Lesen wie zwölf Stunden erschienen, in denen er mit Gott redete. Und was diese Stunden ihm predigten, immer war es das dem Mönchischen Abgewandte: die heldische Tat oder die Freude am sinnlich Schönen, die ihren kraftvollsten Ausdruck wohl in jenem Mönche fand, der in der Umarmung des Weibes Gott schaute.

Unerschöpflichkeit an Gedanken, Bildern, Menschen und Empfindungen kennzeichnet dieses Buch als das Werk eines Epikers von nicht kleinen Ausmaßen. Dazu gesellt sich noch die wundervolle Einheitlichkeit als weiterer Wert dieses Buches. Einzelne selbständige Novellen sind aneinandergereiht mit stets neuen Menschen darin, und doch wird der Leser niemals den Eindruck der unlösbaren Geschlossenheit verlieren. Das erscheint mir nicht so sehr durch den gleichen Grundgedanken hervorgerufen zu sein als vielmehr durch den einheitlichen Klang lebendigster Naturbelebung, der in wunderbarem Rhythmus das ganze Werk durchzittert und den Leser durch Dämmerpfade und Märchentraum trägt bald in tief grübelnden Gedanken, bald im jauchzenden Ruf des Lebens.

Wahrlich, wer bereit ist, mit dem Dichter diese herrlich brausenden Wälder, diese auf einsamen Seen ruhenden Mondscheinnächte und den im Erdreich wie im Menschenherzen gleicherweise erwachenden Frühling zu durchwandern, der wird von diesem Buch niemals enttäuscht werden.

Schwerin i. M. — Erich Hagemeister

Literaturwissenschaftliches

Studies in German Literature. In Honour of Alexander Rudolph Hohlfeld by his Students and Colleagues. Presented on His Sixtienth Birthday December 29, 1925, Madison 1925. 268 pages.

Der Universität des Staates Wisconsin gebührt unter den amerikanischen Hochschulen eine erste Stelle auf dem Gebiet germanistischer und literaturwissenschaftlicher Forschung und Ausbildung. Dieser Hochstand ist das Verdienst Hohlfelds, der seit über einem Vierteljahrhundert in Madison wirkt, stets in enger Berührung mit den deutschen Fachgenossen, alle Fortschritte seiner Wissenschaft unmittelbar für den Unterricht und die selbständige Tätigkeit seiner Schüler nutzend.

Die Ergebnisse lassen sich erkennen aus den seit 1918 erscheinenden, also mitten im Weltkrieg begonnenen University of Wisconsin Studies in Language and Literature, zumal aus dem vorliegenden, besonders stattlichen Band der Sammlung, zu dem der 60. Geburtstag Hohlfelds den Anlaß gab. Die Vorrede betont die selbstlose Hingabe des Gefeierten an seine Lehrtätigkeit, sein Streben, es den besten Vorbildern deutscher Universitäten gleichzutun, die immer wachsende Schülerzahl, bis der Weltkrieg die germanistischen Hörsäle Amerikas veröden ließ und in einzelnen Staaten sogar zu dem höchsten Unsinn, dem gesetzlichen Verbot alles Unterrichts im Deutschen, führte. Hohlfeld harrte aus und förderte, als der Sturm verebbte, sein Werk mit ungebrochener Tatkraft, so daß es heute mit erneuter Blüte sich entfaltet hat, unterstützt durch die in seinem Geiste wirkenden Kollegen und Schüler.

Unter den Namen derer, die sich durch Beiträge zu der Festschrift als dankbare Gefolgsleute Hohlfelds bekennen, sind so manche auch bei uns mit Ehren genannt. Da ist Friedrich Bruns mit einer, vorsichtig psychoanalytische Methode nützenden Abhandlung über die Motivierung aus dem Unbewußten bei Heinrich v. Kleist. Ernst Feise — wir danken ihm neben einer gründlichen Untersuchung über den Knittelvers des jungen Goethe und ertragreichen Aufsätzen eine treffliche Werther-Ausgabe — geht in seiner Deutung des „Clavigo" ähnliche Wege, nicht ohne auf die Gefahren Freudscher Übertreibungen kräftig hinzudeuten. Bayard Quincy Morgan vergleicht drei englische Übersetzungen der „Iphigenie auf Tauris", über den eigentlichen Ertrag hinaus fruchtbar für die anziehende Erörterung des Übersetzungsproblems im allgemeinen. E. Prokosch bleibt uns für die Antwort auf die Frage nach den rhythmischen Mitteln der Persönlichkeitscharakteristik im „Faust" freilich die vollbefriedigende Antwort schuldig, weil er die durch Eduard Sievers gewonnenen neuen Hilfen noch nicht beherrscht. Von Beziehungen deutschen und ausländischen Schrifttums handeln, im wesentlichen referierend, Albert William Aron, „Anatole France und Goethe", sowie Charles Maltador Purin, „Tolstoi und Kröger". In ältere Zeiträume schweifen zurück George Frederic Lussky, „Die Frauen in der mittelhochdeutschen Spielmannsdichtung", M. Blakemore Evans, „Die Stellung des Andreas Gryphius zum Übersinnlichen" und Lawrence Marsden Price, „Richardson in den deutschen moralischen Wochenschriften". Jüngster Zeit gilt die Abhandlung von Gottlob Charles Cast, „Gerhart Hauptmanns religiöse Anschauungen im Spiegelbild seiner Werke".

Diese, nicht ganz vollständige Aufzählung will zweierlei: einmal zeigen, daß in der Schule Hohlfelds, besser als heutzutage in so mancher deutschen, jeder Epoche und jeder Forschungsart ihr Recht gelassen wird, ferner aber möglichst viele Leser auf die mannigfachen anziehenden Themata dieser Festschrift hinweisen. Freuen wir uns, daß der Wissenschaft vom deutschen Geiste und seinem Ausdruck in Sprache und Dichtung jenseits des Weltmeers ein so treuer, erfolgreicher Pfleger wie Hohlfeld lebt, und wünschen wir ihm

und seinen Leuten die gebührende Anerkennung drüben und bei uns!

Leipzig — Georg Witkowski

Kultur und Sprache im neuen England. Von Heinrich Spies. Leipzig 1925, B. G. Teubner. 216 S. M. 8,–.

Aus lebendigstem Leben schöpft der Verfasser. Die Philologie hat sich bisher gern der Vergangenheit zugewandt, deren Kenntnis freilich dem Verständnis der Gegenwart zugute kommen sollte und auch zugute gekommen ist; aber unmittelbarer erfüllt diesen Zweck das Studium der Gegenwart selbst, bei dem es dann Sache des Philologen ist, die Erscheinungen zu erkennen, zu beschreiben, ihren Zusammenhang mit der Vergangenheit oder ihren Ursprung durch neue wirtschaftliche, politische, kulturelle Einflüsse aufzuzeigen. Die alte, feste Grundlage wissenschaftlich-philologischer Arbeit wird dabei gewahrt; aber es ist sehr deutlich: während früher das Hauptgewicht auf entschwundenen Zeiten der Sprache und Kultur lag und die Anwendung der gewonnenen Erkenntnis auf das 20. Jahrhundert vielleicht nicht jedermanns Sache war, ist es bei diesem Verfahren umgekehrt – und dessen können wir uns freuen: das heutige Deutschland hat es bitter nötig, alle Mittel anzuwenden, um die angelsächsische Welt zu verstehen.

So ist das Buch ein Programm: es weist Probleme auf, steckt Arbeitsfelder ab, bietet eine Fülle von Aufschlüssen über die Quellen dieser modernen Forschung, über die Art ihrer Benutzung, über die Forderungen, die es zu erfüllen gilt, wenn man zu sicheren Ergebnissen gelangen will. Eine Darstellung soll man daher hier nicht erwarten; dafür ist auf weiten Strecken die Zeit noch nicht gekommen. Aber der gewaltige, übersichtlich angeordnete Stoff liegt ausgebreitet vor dem Leser, und auf Schritt und Tritt erhalten wir anziehende Einblicke, überraschende Aufklärungen. Die Sprache erscheint durchaus als Ausdruck des Lebens, von ihm bedingt und es wiederum bedingend: wer das heutige England und damit das von morgen verstehen will, wird keinen besseren Führer finden als dies reiche Buch von Spies – freilich darf er nicht damit seine englischen Studien anfangen wollen, sondern muß erst englisch gelernt haben.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

D. Defoes und J. Swifts Belesenheit und literarische Kritik. Von W. Gückel (†) und E. Günther. Leipzig 1925, Mayer & Müller. 117 S. M. 9,–.

Zwei der anziehendsten (im guten wie bösen) Persönlichkeiten aus den bewegten Tagen der Königin Anna; zwei Männer des Kampfes, und sie teilen das Schicksal, sehr gegen ihren Willen der Jugend Bücher gegeben zu haben, die wirklich jeder aus seinen Kindertagen kennt. Ihre geistige Art lebendig zu machen, lohnt sich schon, und der Spruch „Sage mir, mit wem du umgehst ...“ läßt sich sicherlich auf den geistigen Umgang, die Lektüre, übertragen, besonders da sie bei solchen Lesern uns oft genug erst durch ihre Stellung zum Gelesenen, ihr Urteil darüber bekannt wird. Das vorliegende Buch ist nun freilich nur die Materialsammlung, die andere erst werden benützen müssen; das lag in der Absicht, ist also eine Feststellung, kein Vorwurf. Dafür gibt jedesmal der Abschnitt IV eine Darstellung, nämlich der Grundzüge der literarischen Kritik, wie die beiden sie auffaßten, und das ist denn freilich ein dankbar zu begrüßender Beitrag zur Geschichte des Geschmacks in literarischen Dingen. Im ganzen also eine nützliche Arbeit, wenn auch nicht gerade in anlockender Form.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Japanische Literatur, Geschichte und Auswahl von den Anfängen bis zur neuesten Zeit. Von Michael Revon. Übersetzte und vermehrte deutsche Ausgabe von Paul Adler. Frankfurt a. M., Frankfurter Verlagsanstalt. Kl.-8. 430 S. 9,– (12,–).

Die französische Originalausgabe des Werks, dessen Verfasser der Universität Tokio angehört, hat bereits das 40. Tausend erreicht. Die deutsche Ausgabe hier ist erweitert um eine Reihe von Stücken, die aus der Geschichte der japanischen Literatur unseres ersten Japanologen Carl Florenz entnommen sind. Die Verbindung von einführender Darstellung und Übersetzungsproben ist wohl geeignet, in die Reize und die Eigenart der tausendjährigen japanischen Literatur lebendigen, anschaulichen Einblick zu vermitteln. Ein besonderer Registerband dient als eine Art Reallexikon der Erläuterung. Das von Jak. Hegner-Hellerau gedruckte Bändchen (Einband von Walter Tiemann) wird jeder Bibliothek zur Zierde gereichen.

Leipzig — Gerhard Menz

Die Heimlosigkeit. Ihre Einwirkung auf Verhalten und Gruppenbildung der Menschen. Von Hanna Meuter. Mit einem Vorwort von L. v. Wiese und zehn Skizzen im Text. Jena 1925, G. Fischer. VIII, 154 S.

In dieser gesellschaftskundlichen Monographie sind, wie L. v. Wiese in seinem Vorwort mit Recht sagt, „mit großem Fleiß und mit liebevoller Versenkung in eine reiche Literatur die schriftlichen Dokumente und Spuren von Heimlosen-Leben herangezogen und geordnet worden“. Die Verfasserin hat besonders aus der neueren Novellistik und selbstbiographischen Literatur ein reiches Material zusammengetragen und daraus die nach Erwerbsart, sozialer Stellung und innerer Disposition verschiedenen Typen der Hobos (amerikanischer Ausdruck für die Heimlosen) charakterisiert, den Hobo gegen den Bürger, den Bohemien und den Verbrecher abgegrenzt, seine Eignung zur Gruppenbildung, seine seelische Haltung und seine geistigen Erzeugnisse untersucht. So ist ein wertvoller Beitrag zur Biologie der Heimatlosen zustande gekommen, der namentlich auch für Freunde der Weltliteratur höchst anregend ist. Bei einer neuen Auflage sollten noch herangezogen werden die von der Verfasserin übersehenen Werke: Fr. van Eeden „Der kleine Johannes“ (vor allem wegen der Gestalt des Scherenschleifers Markus), Paquet „Kamerad Fleming“ (vor allem wegen der Schilderung der deutschen Heimlosen in Paris), Hesse „Nachbarn“ („In der alten Sonne“), Hesse „Wanderung“, Hesse „Aus Indien“ (vor allem wegen des Gedichtes „Gegenüber von Afrika“), Bertsch „Bilderbogen aus meinem Leben“, Frank „Ohne Geld um die Welt“, Jensen „Exotische Novellen“ (vor allem wegen der „Arabella“), J. W. Nylander „Seevolk“, Band 1–3, Banse „Die Wage der Herzen“ (vor allem wegen des „Stromers“), Helmer „Der Roman eines Strolchs“, Staun „Lehrjahre in der Gosse“ und Alscher „Gogan und das Tier“. Natürlich wird auch das inzwischen erschienene selbstbiographische Erzählungsbuch „Unterwegs“ von Heye für eine künftige Auflage besonders ergiebig sein können.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Varnhagen von Ense in Beruf und Politik. Von Carl Misch. Gotha 1925, Leopold Klotz Verlag. 177 S. Geb. M. 4,–.

Vom Standpunkt des politischen Historikers will Misch den vielgewandten Publizisten würdigen, der bisher fast ausschließlich von der Nachbarschaft der Spätromantik oder des jungen Deutschland aus, Gegenstand literarhistorischer Forschung war; er zielt indessen von vornherein nicht auf eine Revision des Urteils über Varnhagen, sondern nur auf eine Ergänzung seines Bildes eben von der Seite seiner unmittelbar politischen Wirksamkeit. Ja, so sehr erweist sich jenes ältere, von Haym und Treitschke begründete Verdammungsurteil gegen Varnhagen trotz aller Bedenken als maßgebend für seine Darstellung, daß auch die zahlreichen, in nüchternen Einzeluntersuchungen gewonnenen neuen Erkenntnisse von tatsächlichen Zusammenhängen, persönlichen und politischen Motiven und durchgehenden politischen Überzeugungen Varnhagens, die den eigentlichen Wert der Arbeit darstellen, ihm keine Veranlassung zu neuer Gesamtinterpretation boten, vielmehr in allen Fällen in das alte Bild hineingearbeitet wurden. So stehen die beiden Teile der Arbeit, der eigentlich biographische („Beruf") und der sachlich klärende („Politik") fast völlig unverbunden nebeneinander, und es bleibt geradezu dem Leser überlassen, von den Ergebnissen des letzteren aus die Darstellung des ersteren vielfach zu ergänzen, ja zu revidieren. Im ersten Teil wird ein Mann gezeichnet, der aus gewinnsüchtiger Berechnung und eitler Selbstsucht ohne sachlichen, nur mit persönlichem Ehrgeiz aus der literarischen Sphäre in die des soldatisch-politischen Glücksjägers und Abenteurers hinüberwechselt, sodann die diplomatische Laufbahn um der persönlichen Sicherstellung willen erstrebt, und der schließlich, da er sein Staatsamt in allzu großer Geschäftigkeit, in persönlicher Rankünе und in eitlem Machtstreben mißbraucht, notwendig scheitert; im zweiten Teil aber sehen wir einen Mann, der fast schon von Geburt her mit gewissen politischen Überzeugungen belastet, sie mit einer gewissen Folgerichtigkeit entwickelt und zur praktischen Anwendung zu bringen immer wieder versucht, freilich schwach und kompromißhaft, aber doch subjektiv ehrlich und jedenfalls auch aus sachlichem Antrieb. Wie stimmt dies beides zusammen? Wäre es nicht gerade die Aufgabe dieser Darstellung von ihrem speziellen Gesichtspunkt gewesen, zu zeigen, wie beides in Wechselwirkung steht, wie sich unter den gegebenen Umständen beides befördern konnte oder kreuzen mußte? Der Historiker mag diesem Buch manche interessante und neue Feststellung entnehmen, als „Orientierungsbuch" über Varnhagens Gesamtpersönlichkeit, als das es sich ankündigt, wird man es nicht ansprechen können, um so weniger, als die skizzenhaft gedrängte Form der Darstellung manche Ungleichmäßigkeit verursacht hat. Und Sätze wie: „Dies war mit das, was er brauchte, aber allein genügte es doch noch nicht" (S. 46) machen die Einsicht in Varnhagens schriftstellerische Qualitäten, die auch Misch artig zu rühmen weiß, jedenfalls recht problematisch.

Frankfurt a. M. Martin Sommerfeld

Die Hosenrolle. Variationen über das Thema: Das Weib als Mann. Von Alfred Holtmont. München 1925, Meyer & Jessen. 247 S. Geb. M. 10,–.

Das Stoffgebiet dieses Buchs nimmt im besonderen die „Wechselbeziehungen zwischen der gesellschaftlichen Betätigung der Frau und ihrer körperhaften Ausdrucksform" zum Gegenstand. Sehr viel kulturhistorische Weisheit wird dadurch schmackhaft gemacht, daß sie mit ebensoviel theatergeschichtlicher Kenntnis geschickt verflochten ist. Zuweilen droht sogar der Gelehrte über den geistreichen Plauderer zu triumphieren. Selten ist so viel Wissen in einer so spielerischen, reizvollen Form dargeboten worden. Ein ebenso geschickt zusammengestelltes wie ausgezeichnet wiedergegebenes Bildermaterial bestätigt die Ausführungen des Verfassers, der sich zum Schluß als beinah verdächtig radikaler Anhänger der Frauenemanzipation im allgemeinen entpuppt. Im besonderen aber ist er der Philosoph des Bubikopfes. Natürlich wäre es leicht, bei der Aufzählung der verschiedenen, bereits historisch gewordenen Trägerinnen von Hosenrollen diese und jene Lücke nachzuweisen, aber schließlich sollte ja auch kein Nachschlagewerk geboten werden. Anderseits erfährt man viel Neues und Interessantes von weiblichen Othellos, Shylocks und ähnlichem und bekommt manches scharmante Zitat zu lesen. Ein reizendes, amüsantes und zugleich besinnliches Buch.

Krefeld Ernst Martin

Vossische Hausidylle. Briefe von Ernestine Voß an Heinrich Christian und Sara Boie (1794–1820). Herausgegeben von Ludwig Bäte. Bremen 1925, Carl Schünemann. 222 S.

Man kennt Ernestine Voß, die Gattin von Joh. Heinrich Voß und die Schwester H. Chr. Boies, bereits aus den zahlreichen Briefen, die in dem von ihrem Sohn Abraham herausgegebenen Briefwechsel enthalten sind; ihre hübschen Aufzeichnungen „Aus dem Leben von Joh. H. Voß" hat der Herausgeber dieser „Hausidylle" vor wenigen Jahren neu erstehen lassen. Aber diese achtzig Briefe Ernestines an den geliebten Bruder, den eigentlichen Stifter ihrer glücklichen Ehe, ergänzen und bereichern das Bild dieser Frau auf ungemein anziehende Weise. Ihre ungewöhnliche Anschmiegsamkeit, ihr stilles, tatkräftiges Dienen, ihr heller aber echt fraulicher Verstand und ihre rege Anteilnahme an der literarischen Welt um sie herum, nicht zum mindesten ihr redlich reiner Sinn und ihre mütterliche Güte bekunden sich in diesen Briefen ungehemmt, in völlig anspruchslosen Improvisationen. Man sieht durch blankgeputzte Fenster in ein – trotz aller Mühsal – ungemein friedliches häusliches Dasein, sorglos und heiter, behaglich und einladend. Zwar wird, wer nur nach dem Quellenwert einer Briefveröffentlichung fragt, einigermaßen enttäuscht sein; weder über Voßens Arbeitspläne und Arbeitsweise, noch über seine literarischen Kämpfe und Berührungen, weder über den jenenser und weimarer, noch über den heidelberger Kreis, in die Voß in den letzten Jahren seines Lebens eingefügt war, erfährt man irgend neues; es ist auch nicht Ernestines Gabe, literarisch oder menschlich interessante Porträts zu zeichnen: wird doch vielmehr das Wort „interessant" einmal fast als Schimpfwort verwendet (S. 67). Auch über die Etappen des Voßschen Lebensablaufs und über seine Beziehungen zu Goethe und Schiller erfährt man nichts, was nicht schon bekannt wäre, und das einzig Dokumentarische wären vielleicht nur die wenigen Angaben über die zweite Redaktion der Höltyschen Gedichte durch Voß (denen noch nachzugehen sein wird). Ebensowenig wird man auch den Begriff des Idyllischen in dieser Hausidylle zu genau nehmen dürfen – es ist z. B. charakteristisch genug, daß Jean Pauls Dichtung dem Ehepaar Voß wenig liegt, vielmehr zeigt sich das Idyllische eigentlich nur negativ: in der klaren, aber nicht unliebenswürdigen Abgrenzung des eigenen

Seins und Wirkens, in der bewußten Beschränkung auf einen kleinen Kreis. Es ist bemerkenswert, wie schwer Voß auch als unabhängiger Mann sich entschließt, sich herauszumachen — die eine Reise zu Miller nach Ulm ist der größte Exkurs —, und Ernestine bekennt geradezu: „Die Lust, was Neues in der Welt zu sehen, ist bei uns nie gar so groß." So schließt Voß sich auch neuen Menschen, Ideen, Lebenskreisen nur schwer und widerwillig auf — er verlangt schon sehr früh in keiner Weise nach Erweiterung und Befruchtung; ja die wenigen Nachschriften zu den Briefen seiner Frau (die so sehr sein Sprachrohr ist, daß sie auch Voßens hartes Urteil über Boies neue Gedichte dem geliebten Bruder übermitteln muß), zeigen in ihrer eiligen, widerwilligen Abgerissenheit, daß er nicht einmal Nahestehenden gegenüber das Bedürfnis eigentlicher Aussprache hat. Wenn diesem Hausidyll also auch alles Werbende fehlt, wenn auch die Schicksale und Persönlichkeiten nicht bedeutend genug sind, um menschlich-beispielhaft zu wirken (wie man entgegen der etwas superlativisch gestimmten Einführung des Herausgebers sagen muß), so wird man diese Gabe doch dankbar entgegennehmen, und besonders der Kenner der literarischen und gesellschaftlichen Zustände um 1800 wird das anmutige, mit vielen Bildern geschmückte Buch mit Vergnügen durchblättern.

Frankfurt a. M. Martin Sommerfeld.

Verschiedenes

Eindrücke in England. Von Rudolf Kapp. Augsburg 1926, Bärenreiter-Verlag. 58 S.

Ein deutscher Lehrer, der zwei Wochen Gast der Wyggeston Grammar School in Leicester war, ist hier bemüht, seine Eindrücke möglichst unbefangen wiederzugeben. Er stellt englisches Schulwesen dem deutschen gegenüber und hebt hervor, daß in England mehr Gewicht auf „education" — zum Staatsbürger, in Deutschland auf „Bildung" gelegt wird. „Das Gentleman-Ideal wird als typisch englisch empfunden, und jeder Engländer ist stolz darauf, es in sich zu verwirklichen." In England leistet die Schule „durchdachteste praktische Nationalerziehung", die sich vorteilhaft von dem „engschrankigen, starren Schulschematismus" anderer Länder unterscheidet. Der Deutsche fand im allgemeinen die englische Lehrerschaft entgegenkommend. Um so bedauerlicher ist es, daß ein von einem Franzosen geschriebenes Lehrbuch, das deutsches Wesen „aufs empörendste verunglimpft", drüben im Unterricht noch geduldet wird. Wenn der Verfasser über Dinge spricht, die nichts mehr mit seinem Beruf zu tun haben, muß sein Urteil gelegentlich verurteilt werden. Es ist unverständig, alle Buchhandlungen in London als „reinste Stapelplätze von geschmacklos aufgehäuften Büchermassen" zu bezeichnen, und grotesk, eine musikalische Abhängigkeit von Deutschland „trotz Gilbert und Sullivan" festzustellen. Gleichwohl könnte die kleine Schrift im Bereich der Scholarchen gute Dienste tun, wenn sie sich von ihrer Parteipolitik freimachen wollten.

Berlin Max Meyerfeld

Der Kampf um das Heilige Land. Palästina von heute. Von Wolfgang Weisl. Mit 44 Abbildungen und 4 Karten. Berlin 1925, Ullstein. 312 S.

Das Buch ist gut geschrieben. Der Verfasser kennt den Gegenstand, den er behandelt, aus langjähriger Erfahrung. Er ist ein verständnisvoller und intelligenter Beobachter und ein geschickter Journalist. Es wären alle Vorbedingungen gegeben, ein historisch wertvolles Werk zu schaffen.

In der Tat hat das Buch gute Partien. Die lebendige Darstellung der politischen Geschichte Palästinas vom Kriege bis zur neuesten Zeit ist wohlgelungen, aber gerade sie lag offen da für jeden, der Zeitung zu lesen versteht. Sie wird sich auch in fünfzig Jahren unschwer rekonstruieren lassen. Was aber den wichtigsten und längsten Teil der Arbeit, die innere Geschichte des jüdischen Palästina anbetrifft, so gibt der Verfasser im Grunde nichts Anderes und nichts Besseres als die allzu vielen Palästinabeschreiber der letzten Jahre: Palästina in bengalischer Beleuchtung, Vorschußlorbeeren auf eine freundlich verzauberte Wirklichkeit hin, und die Behauptung, an der sich augenscheinlich viele nicht satt hören können, daß Palästina das Land der Tausendsassas sei. Es soll nicht verkannt werden, daß über die allzu erklärlichen Mängel der Gegenwart hinaus sich in Palästina etwas Besonderes zuträgt, das sich in einigen Jahrzehnten ausweisen können wird. Es ist sicher verdienstlich, auch heute schon bedachtsam und vorurteilslos davon Zeugnis abzulegen. Aber es dürfte gründlich verfehlt sein, auf Grund einer erstaunlichen und dunklen Theorie von der Überlegenheit der weißen Rasse und eines für die Tänze der Wiederbelebung allzu empfänglichen Sinnes, den Siegeslauf des jüdischen Volkes allzu laut zu verkünden. Es fällt schwer, in diesem Buch das echte Material von dem verfälschenden Kleide zu befreien, und es wird dies keinem gelingen, der mit dem Gegenstand nicht sehr vertraut ist.

Jerusalem Hugo Bergmann

Lord Lister. Von Sir Rickman John Godlee, Baronet. Übersetzung von E. Weisschedel. Mit 12 Tafeln und 9 Abb. im Text. Leipzig 1925, F. C. W. Vogel. 351 S. M. 20,– (24,–).

Das Erscheinen dieses Werkes kann man nicht als eine Folge von Locarno auf geistigem Gebiete bezeichnen, weil wir gegen die großen Geister der feindlichen Nationen auch inter arma nicht Krieg geführt haben! Und zu den Großen gehört Lord Lister, der bahnbrechend das Gesicht der heutigen Welt geändert hat, als er die antiseptischen Operationsmethoden in die Chirurgie einführte. Er gehört so zu den Großen auf dem Gebiet der angewandten Biologie und ist die Persönlichkeit, welche die Großtaten Pasteurs auf die Chirurgie übertragen hat, mit dem Ergebnis, daß die chirurgischen Kliniken nicht mehr Orte darstellen, an denen die Mehrzahl der operierten Kranken an den furchtbaren Wundkrankheiten zugrunde geht. Bedeutende Ärzte und Biologen, die literarisch bedeutsame Lebenserinnerungen hinterlassen haben, sollten in jeder Bibliothek vertreten sein; das wundervolle Buch von Kußmaul, welches die politischen und studentischen Verhältnisse der achtundvierziger Revolutionsjahre so lebenstreu darstellt, die Lebenserinnerungen von Bergmann, welche eine Geschichte des Baltenlandes und seines Kampfes gegen die Russifizierung enthalten, die Briefe von Billroth, welche für jeden Musikfreund ein großer Genuß sind. Zu diesen Werken gehört die Biographie Listers nicht, weil sie leider nicht von ihm selbst herrührt und dadurch nicht die Frische und Ursprünglichkeit besitzt, die stets vorhanden ist, wenn ein Großer zur Feder greift, um seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben.

Trotzdem besitzt das wundervoll ausgestattete Werk genug des Interessanten und Wertvollen. An der Hand von Dokumenten und Unterlagen ist der Ablauf des äußeren und inneren Lebens aufs genaueste dargestellt, wir sehen, wie die große

Entdeckung heranreift und wächst und wie der unvermeidliche Kampf gegen die Entdeckung einsetzt und durchgekämpft wird. Wir sehen, wie auch große Männer auf Irrwegen wandeln können, wie Virchow, wenn er Semmelweis, der das Kindbettfieber seiner todbringenden Kraft beraubt hat, „einen Kerl" nennt, „der spekuliert", und wie der große Liebig, der hier der „schreckliche Baron von Liebig" genannt wird, sich mit der ganzen Macht seiner autoritativen Stellung gegen die neuen Theorien über die Gärung wendet, welche für die Menschheit eine so große Bedeutung erlangen sollten.
Wenn die Verlagsbuchhandlung für die Allgemeinheit ein Werk über Lord Lister herausbringen wollte, das um alle Dinge gekürzt ist, welche nur den Mediziner interessieren, würde sie eine wertvolle Kulturtat leisten.

Berlin A. Wolff-Eisner

Die Seele Chinas. Von Richard Wilhelm. Mit 36 Abbildungen. Berlin 1925, Reimar Hobbing. Gr.-8. 360 S. Ganzl. M. 14,–.

Die China-Literatur schwillt immer stärker an. Nicht alle Neuerscheinungen stellen wirklich eine Bereicherung dar. Das vorliegende Werk aber hebt sich aus der Menge hervor. Fünfundzwanzig Jahre hat Wilhelm, der jetzt an der frankfurter Universität wirkt, im Land der Mitte verbracht. Die grundlegenden Wandlungen der letzten Zeit hat er also selbst miterlebt, und seine engen Beziehungen zu maßgebenden Chinesen in Verbindung mit seiner vollendeten Beherrschung der chinesischen Sprache haben ihm tiefere Einblicke verschafft als vielen andern. Er hat also auf Grund eigener Anschauung mancherlei Neues zu bieten. Seine Liebe zum Lande und Volke des Konfuzius und eine durch eingehendes Studium der Geschichte und Kultur Chinas erworbene geistige Wahlverwandtschaft machen ihn auch zum beredtsten Interpreten chinesischen Wesens. Die Begeisterung läßt Wilhelm an manchen Stellen seiner Schilderung geradezu zum Dichter werden. Während die ersten Kapitel mehr eine chronologische Darstellung der Geschehnisse des letzten Menschenalters geben, fassen die folgenden mehr bestimmte Fragenkomplexe zusammen. In jenem ersten Teil hätte vielleicht die Zeit des Weltkrieges noch etwas ausführlicher behandelt werden können. Fengkwotschang z. B., der dritte Präsident der chinesischen Republik, hätte wohl nicht ganz unerwähnt zu bleiben brauchen. Der Literaturfreund wird mit ganz besonderem Interesse die Partien lesen, die wertvolle, zum Teil völlig neue Aufschlüsse über die literarischen und wissenschaftlichen Strömungen und ihre Hauptvertreter im neuen China enthalten. Die Bilder sind eine willkommene Beigabe und helfen mit, in das bessere Verständnis jener fremden, fernen Welt einzuführen.

Leipzig G. Menz

Weltgeschichte des jüdischen Volkes. Von Simon Dubnow. Band I. Die älteste Geschichte des jüdischen Volkes. Berlin 1925, Jüdischer Verlag. XXXI, u. 486 S.

Der Verfasser dieses großangelegten Werks ist einer der bekanntesten historischen Forscher des russischen Judentums. Sein Aufsatz über die Geschichte, der vor dreißig Jahren geschrieben wurde, erlebte in der deutschen Übersetzung zwei Auflagen. Schon in diesem Aufsatz sprach Dubnow seine Grundanschauung aus: Verweltlichung der jüdischen Geschichtschreibung. In dem großen Werk, dessen erster Band hier vorliegt und das von Dubnow, nachdem er seine russische Heimat infolge der letzten Ereignisse verlassen mußte, in Berlin fertiggestellt wurde, ist Dubnows wissenschaftliche Auffassung der jüdischen Geschichte durchgeführt worden. Er selbst nennt sie soziologische Auffassung oder nationale Auffassung. Ihr Sinn ist die Auffassung des Subjekts der jüdischen Geschichte als eines lebendigen nationalen Organismus. Damit setzt sich diese Auffassung in Gegensatz zu der bisherigen Geschichtschreibung, insbesondere soweit diese das Judentum der Zerstreuung betraf, denn diese Geschichtschreibung behandelte vornehmlich das geistige Schaffen und das heldenmütige Märtyrertum der Judenheit und hatte keinen Blick dafür, wie das jüdische Volk in allen Zeiten und in allen Ländern in der sozialen Lebenssphäre um sein Dasein kämpfte und sich immer wieder die Organe seiner Selbsterhaltung und Selbstverwaltung schuf. Die tiefgreifende Umwälzung des nationalen Selbstbewußtseins der Juden, die sich in den letzten zwei Generationen vollzogen hat, müßte auch in der Auffassung des geschichtlichen Prozesses Wandel schaffen. „Der Säkularisierung der jüdischen nationalen Idee mußte auch eine Säkularisierung der Geschichtschreibung folgen. Ihre Befreiung zunächst von den Fesseln der Theologie und sodann auch von denen des Spiritualismus und der Scholastik. Es reift eine neue Auffassung der jüdischen Geschichte heran."
Es wird Sache der Fachmänner sein, zu entscheiden, wieweit diese neue, früheren Auffassungen gegenüber revolutionäre Geschichtsphilosophie Dubnow in den Stand gesetzt hat, neues Material zu finden oder bekanntes Material neu zu beleuchten.

Jerusalem Hugo Bergmann

Lebensfahrt eines deutschen Erfinders, 1844—1924. Von Carl Benz. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 151 S. Geb. M. 8,–.

Carl Benz, der große Erfinder und Leiter der Benzwerke zu der Zeit, als sie sich aus kleinsten Anfängen zu einem Weltwerk entwickelten, erzählt sein Leben. Schlicht, anheimelnd und wohltuend sachlich ist dieses Buch. Das erste Kapitel „Im Feuerschein der Dorfschmiede" gehört, wie auch das zweite „Vater und Mutter" in jedes Lesebuch für die heranwachsende Jugend. Wie hier der achtzigjährige Herr geruhig und heiter von seinem Jugendland erzählt und wie er den Grund zu seinen späteren gewaltigen Erfolgen in dieser gewachsenen Tüchtigkeit, in der arbeitsamen Würdigkeit seiner Ahnen sieht, das ist beste Kost für die Jugend. Und uns erfreuen dabei ebenso die späteren Kapitel, wenn der Erfinder seine Patente behandelt, wenn seine Augen über sein Werk ins Leuchten kommen und er wie ein Junge, seine Konstruktionen und Modelle streichelt Ein Buch für deutsche Jungen und für das deutsche Volk!

Waidmannslust E. F. van Vleuten

Türkün Jordu (Der Türken Heimatland). Eine geographisch-politische Landesschilderung. Von Karl Klinghardt. Mit einer Karte. Hamburg 1925, L. Friederichsen & Co. 177 S. 8°. Geb. M. 8,–.

Auf originelle Weise hat sich Klinghardt, dessen von Leben sprühendes Buch „Angora–Konstantinopel" im vergangenen Jahre den verdienten Erfolg hatte, diesmal seine Aufgabe zurechtgelegt. Er nahm eine Karte von Kleinasien her und teilte sie auf Grund seiner genauen Kenntnis von Land und Leuten in zwölf Zonen ein. Diesen entsprechen ebenso viele Kapitel seines Buchs. Das geschieht aber nicht etwa mechanisch so, daß er, vom Völkerflutbrecher Ararat ausgehend und

erst den Südosten, dann den Nordosten, das Zentrum usw. behandelnd bis hinauf nach Skutari und Adrianopel stumpfsinnig eine Landschaft nach der andern schilderte, sondern er stellt jeweilen eine besonders typische Eigenschaft von ihr in den Vordergrund und bettet den Rest geschmackvoll in den Hintergrund. So bespricht er einmal die Burgen und Schlupfwinkel Armeniens, dann die heiße Ebene an der Irak-Grenze, die Früchte und Fische Trapezunts, die Baumwolle Adanas, die Bergseen und Sonnenbuchten Kilikiens usw., um seinen „Spaziergang" am Marmarameer, am Bosporus und an den Dardanellen abzuschließen. Damit wird zugleich dem deutschen „Expansionisten", der in Anatolien das Ziel seines Betätigungsdranges sieht, gut der Weg gewiesen, wohin besondere Begabung, Vorbildung und Neigung ihn die Schritte lenken lassen und wovor sie ihn warnen sollten.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Napoleon III. und der Rhein. Der Ursprung des Krieges von 1870/71. Von Hermann Oncken. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. V, 121 S. 8.

Gleichzeitig mit diesen elf Kapiteln einer geschlossenen Darstellung der napoleonischen Rheinpolitik veröffentlicht Oncken den Aktendreibänder „Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. von 1863 bis 1870 nach den Staatsakten von Österreich, Preußen und den süddeutschen Mittelstaaten". Was hier vorliegt, ist der flüssige Extrakt aus dem den Fachmann angehenden Quellenwerk. Wenn sie auch gelegentlich in ihren Mitteln wechselte, so hat Napoleons Rheinpolitik doch beharrlich die ludovizianische Raubsucht fortgesetzt. Ihr Ziel war es, Österreich und Preußen gegeneinander auszuspielen, um Deutschland zu beherrschen. Zur Stützung der Emporkömmlings-Dynastie ein glücklicher Raubkrieg: das hätte so ganz im Sinne des Epigonen gelegen. Bismarck hat diese Machenschaften durchschaut, in einem Jahrfünft den Knoten geschürzt und dann die geniale Lösung gefunden. In einer Zeit, da unterminierende Kräfte an der Arbeit sind, die nationale Geschichtschreibung zu verdächtigen und an ihrer Stelle pazifistische Geschichtsklitterungen zu empfehlen, ist es eine Lust, endlich wieder einmal einem Historiker von Ruf zu begegnen, der die alte Methode mit neuem Geist erfüllt und glänzend bestätigt.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Preußen unter der Fremdherrschaft 1807—1813. Von Conrad Bornhak. Leipzig 1925, Frankenstein & Wagner. 263 S. 8°.

Zunächst eine kleine Blütenlese. Auf Seite 188 wird Lessing so charakterisiert: „... derselbe Lessing, der die Liebe zum Vaterlande ganz wie ein moderner Soze für eine patriotische Schwachheit erklärte." Auf der folgenden Seite Goethe so: „... selbst Goethe, der sich vollkommen dem Genius Napoleons beugte und sich von ihm mit dem Orden der Ehrenlegion schänden ließ, dem (wem? dem Orden?!) jedes Rütteln an den Ketten vergeblich erschien." Auch Kleist muß sich (S. 193) den Vorwurf gefallen lassen, daß er sich leider seiner Aufgabe schon 1811 durch Selbstmord entzogen habe: „Man soll selbst mit dem Selbstmorde warten, bis es Zeit dazu ist; vielleicht wird er dann ganz überflüssig." Und in Zusammenhang damit wird der königsberger Philosoph Krug zweimal (S. 198 u. 215) lediglich damit gezeichnet, daß er Kleists verlassene Braut getröstet habe. Auf Seite 197 begegnen wir dem „halbverrückten" Jahn, und auf Seite 198 f. wird der königsberger Tugendbund als Verein von Tugendbolden lächerlich gemacht, obwohl das Buch sonst gerade von der Macht der Idee mit Recht eine hohe Meinung hat, ja damit steht und fällt. Nach dieser notgedrungenen Einleitung könnte man meinen, das Ganze sei zu verwerfen. Dem ist nicht so. Es handelt sich hier um mehrere Entgleisungen, die der Sucht entsprangen, eine intimere Kenntnis von den Dingen durchblicken zu lassen und originell zu erscheinen, die jedoch im übrigen nicht das Wesen der Schrift widerspiegeln. Geheimrat Bornhak muß so genommen werden, wie er nun einmal ist. Und da stehe ich nicht an, seine Arbeit den „Einzelnen" zu empfehlen, ja warm ans Herz zu legen, die „das heilige Feuer hüten und die Massen mit sich fortreißen" (S. 192). Diese werden mit ihr das Richtige anzufangen wissen; in ihre Hände gehört es vor allen, wenn nicht ausschließlich. Bornhaks beizender Spott rüttelt auf; vergleiche namentlich die bitteren, aber berechtigten Worte auf die Undankbarkeit der berliner Universität gegenüber ihrem Gründer W. v. Humboldt: „Schön ist anders" (S. 220). Auf Seite 60, Zeile 7 v. u., lies hatte statt „hätte"! Neu war mir die Fassung des Aufrufs „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" vom 17. Oktober 1806, wie sie Bornhak nach einem Hatzfeldtschen Anschlage vom 19. Oktober auf Seite 44 mitteilt. Spaßig berührt der „berühmte" Germanist Roethe auf Seite 258; die „ganz berühmten" Dichter Goethe und Schiller ebendort grenzen hart an das Nocherlaubte.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Friedrich der Große. Eine Entwicklungsgeschichte des Menschen. Von Reinhold Conrad Muschler. Leipzig 1925, Fr. Wilh. Grunow. 639 S. 8°.

Muschler will, was löblich ist, Friedrich den Zweiten vor allem als großen Menschen vor Augen führen. „In diesem Sinne", sagte er im Vorwort, „ist diese Schrift zusammengestellt, die vor allem auf den Arbeiten Franz Eyssenhardts und Georg Winters fußt. Der Gedanke lag nahe, das von ihnen besorgte Werk (‚Friedrich der Große. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, nach seinen Schriften neu zusammengestellt von Franz Eyssenhardt. Zweite Auflage, neubearbeitet und ergänzt von Georg Winter.' Leipzig 1910) einfach neu aufzulegen. Der Verlag nahm Abstand davon." Also, so muß jeder einigermaßen Unvoreingenommene schließen, haben wir durch R. C. Muschler (zumal da er sich am Schluß des Vorworts besonders für die Liberalität der breslauer Stadtbibliothek bedankt) ein wesentlich neues Buch bekommen. Das wäre ein böser Trugschluß. Denn die Dinge liegen vielmehr so: dieser „Friedrich der Große" ist nichts anderes als eine stark gekürzte, anderseits durch ein paar Zusätze bereicherte dritte Auflage des „Eyssenhardt-Winter", der der verbindende Text Muschlers das Verständnis einer breiteren Benutzermenge vermittelt. Diesen Sachverhalt muß ich beweisen. Mit allen Einzelheiten darf ich natürlich nicht die Leser der „Literatur" behelligen. Selbstverständlich steht mein Exemplar mit allen Nachweisen dem Verlage leihweise zur Verfügung. Hier kann ich nur die Hauptsachen mitteilen. Die schlechthinnige Abhängigkeit Muschlers von seiner Vorlage ergibt sich u. a. aus folgendem: Auf Seite 382—384 macht er sich weidlich lustig über den armen Gottsched, den Friedrich in seinem Brief an die Herzogin Luise Dorothea vom 12. Januar 1761 „prachtvoll konterfeit" haben soll; seit 1919 weiß aber eine ziemlich große Öffentlichkeit aus Volzens „Gesprächen", daß der König gar nicht Gottsched, sondern den Professor K. G. Ludovici (1707—1778) im Auge hatte. Die friderı-

zianische Literatur ist dem Verfasser überhaupt wenig vertraut. Daß er Arbeiten wie Dietr. Rohmers aufschlußreiche Studie „Vom Werdegang Friedrichs des Großen" (Greifsw. 1924) nicht kennt, will ich ihm keineswegs ankreiden, obwohl sie zu Seite 86 und Seite 120 nützliche Aufhellung geboten hätte. Aber daß er von Küsters hochinteressanten „Lebensrettungen" (1792) keine Ahnung hat, ist bedauerlich; er übernimmt Eyssenhardt-Winters Setzfehler „Lebenserinnerungen" (II, 167) auf S. 611 unbedenklich, weil er die Zitate der Vorlage nicht nachprüft. In dieselbe Kategorie gehören z. B. die „Déclassements" (lies: Délassements!) Dantals, das Weglassen des Namens Lucchesini aus der Note 262 oder das bezeichnende Zitat: Aeneis VIII, S. (statt: Vers!) 596. Sogar im Geburtsdatum Napoleons I. klammert er sich (S. 464) an ein Versehen Winters, der es mit dem „19. August 1769" angegeben hatte. Ja, Muschler scheint nicht einmal die erste Auflage von Eyssenhardt zur Verfügung gehabt zu haben; sonst hätte er nicht in Note 186 so törichtes Zeug über Quintus Icilius anzumerken brauchen; vergleiche Koser, Ausgabe letzter Hand (die M. gleichfalls nicht benützt hat) III, 182. Köstlich ist der neue Fehler „Richard Dandin" (statt Richter Dandin, wie Eyssenhardt-Winter I, S. 219 richtig haben). Die Noten 55—69 sind in einem desolaten Zustand auf die Welt gekommen; ich kann es nicht einzeln belegen. Eine reine Quelle ungetrübtester Heiterkeit aber ist das überaus originelle Register von „Aalpastete" bis „Zweite Begegnung Friedrichs mit Joseph". Welcher Anfänger mag wohl damit betraut gewesen sein? Johannes Grunow würde sich im Grabe herumdrehen, wenn er es zu sehen bekäme. Da begegnen einem Stichwörter wie: Affaire Voltaires, Angebliches Wüstlingsleben Friedrichs, Ära Gottscheds, Besuch des Prinzen Heinrich in Rußland, Das Majorat, Doppelhochzeitsgedanken der Königinmutter, Einrichtung des Schlosses zu Rheinsberg, Entsetzen Friedrichs über seine Zwangsheirat, Fall Königsbergs, Friedrich legt das Oberkommando nieder, Fürst von Anhalt-Dessau, Henry (so!) de Catts Bekanntschaft mit Friedrich usw. usw. bis zum Winter in Leipzig und zur Zögerungspolitik Dauns. Von den Bedürfnissen, die ein Nachschlagender zu haben pflegt, keine blasse Spur einer Ahnung!

Trotzdem könnte die Behauptung des Waschzettels, in diesem Werk werde der Große König zum ersten Male (so!) aus seinen rein menschlichen Eigenschaften heraus dargestellt, recht haben, wenn man R. E. Muschlers Anteil daran daraufhin prüft. Doch es hapert auch hier. Er operiert vornehmlich mit „dem gesunden Menschenverstande". Schön, das läßt man sich gefallen. Und einige Abschnitte, wie der über die Beziehungen Friedrichs zu den Frauen (S. 90—95 u. 186 f.), wobei Paul Schaumburgs „Mollwitzer Schimmel" eine nicht unrühmliche Kronzeugenrolle spielt, der über Voltaire (S. 104—107 u. 247 ff.; vielleicht etwas zu stark in den Vordergrund gerückt), der über die Musik (S. 108 ff.; nach Thouret), die über die Rechtspflege (S. 232), über Sanssouci (S. 236 ff.), die Beamten (S. 450) und der Ausklang (S. 480), sind entschieden lobenswert. Da trifft Muschler instinktmäßig meist den Nagel auf den Kopf. Weniger gut gelungen erscheinen mir seine Ausführungen über den „Antimachiavell" (S. 113), über Mollwitz (S. 146) und über d'Alembert (S. 464). Entschieden vergriffen hat sich Muschler im Ausdruck, wenn er (S. 275) meint, Friedrichs lyrische, historische oder philosophische Betätigung im Felde sei vielfach „Bluff" gewesen. Hierzu brauchte er sich bloß in Catts Tagebuch (um nur einen Beweis zu erwähnen) zu vertiefen, um das Gegenteil zu erkennen. Übrigens schreibt er selbst auf Seite 517, Friedrich sei nie Schauspieler gewesen. Das geht mir nun wieder zu weit: so mancher Staatsbrief, so manche Satire hatte doch nur den einen Zweck, die anderen über seine wahren Absichten zu täuschen. Muschler vertuscht — mit den besten Biographen — die Fehler Friedrichs nicht; aber den übeln Waffenstillstand von Kleinschnellendorf hat er sich ebenso entgehen lassen wie die Reue über die Kabinettsjustiz in dem Arnoldschen Fall. Mit Georg Winter hat er auf die Anekdote völlig verzichtet, obwohl er gerade ihr eine Fülle menschlicher Züge hätte entnehmen können; demzufolge fehlt der Name Chodowiecki ganz. Unter Umständen ist eine — beglaubigte — Anekdote beweiskräftiger als der schönste Brief. Doch das rührt an die Grundanlage des Ganzen, das ein gutgemeinter Versuch mit unzulänglichen Mitteln ist.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth. Bd. II. Briefe der Königszeit 1740—1758. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Berthold Volz. Deutsch von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Mit 16 Bildbeigaben. Berlin 1926, K. F. Koehler. 463 S. 8°. Geb. M. 15,—.

Mit diesem Band ist eine der gehaltvollsten Veröffentlichungen zur Friedrich-Literatur aus neuerer Zeit glücklich abgeschlossen. Abgesehen von ein paar vorübergehenden, in der Hauptsache vom weiblichen Teil verschuldeten Verstimmungen und Unterbrechungen, reicht der Briefwechsel des Großen Friedrich mit seiner Lieblingsschwester in steter Folge bis unmittelbar zum Tode Wilhelminens. Er hat sich immer des besondern Beifalls der Nachwelt erfreut. Aber jetzt erst haben wir ihn (wenn wir das vernünftige Weglassen überflüssig gewordener Stücke ausnehmen) ganz, soweit wie er überhaupt erhalten ist. Dieser zweite Band bildet außerdem die schönste Fortsetzung zu den berüchtigten „Denkwürdigkeiten" der Markgräfin, die schon mit dem Ende des Jahres 1742 abbrechen.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Von Hans Wahl. Dachau bei München 1925, Einhorn-Verlag. 268 S. M. 6,50 (10,—).

Des großen Friedrich Neffe, eine genialische Natur, Musiker und Soldat, der in den Jahren des napoleonischen Aufstiegs keine Genüge findet — 1806 findet der Vierunddreißigjährige bei Saalfeld den Schlachtentod. Seine glänzende Erscheinung bewegt die Zeitgenossen, sein frühes Ende gibt ihn der Geschichte als heroische Legende; und die Dichter greifen nach dem Außergewöhnlichen als einem Stoff, an dem Phantasie, Sinn für Kontraste, spielende Erfindung sich entzünden kann. Nun gehört er ja auch der politischen Geschichte im engeren Sinn nur bedingt an; er steht auf der Nebenbühne. Aber es mochte reizvoll und verdienstvoll sein, auch dieser einmal das volle Licht zu geben. Dies geschieht in Wahls Buch, das, bei eigener Zurückhaltung, ein Lebensbild „in Briefen, Tagebuchblättern und zeitgenössischen Zeugnissen" formt. Eine ganze Anzahl von Quellen ist neu erschlossen: die intimen Liebesbriefe atmen eine leidenschaftliche Hingabe wie die paar Staatsschriften großen politischen Sinn und Realismus zeigen. Anekdoten der Zeit und Dokumente, wie frühe sich die Zeit mit Leben und Lebensführung des leidenschaftlichen und

tapferen Prinzen beschäftigt hat. Der Enkel dieses unruhigen und seltsamen Menschen ist Ernst v. Wildenbruch gewesen.

Berlin — Theodor Heuß

Die Markgräfin von Bayreuth, Friedrich des Großen Lieblingsschwester. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Mit 18 Bildnissen. Stuttgart 1925, Julius Hoffmann. VI, 311 S. 8°. Geb. M. 8,50.

Dieses feine Buch hat nur zwei Fehler. Der erste ist, daß sein Verfasser nicht das Erscheinen des zweiten (Schluß-)Bands des von Volz herausgegebenen Briefwechsels Friedrich-Wilhelmine abgewartet, der zweite der, daß er sich nicht mit der Markgräfin als Memoirenschreiberin auseinandergesetzt hat. Dafür entschädigt es uns durch eine kluge Verwertung der entsprechenden Gleichenschen Familienpapiere des greifensteiner Archivs. Hie und da stört ein gewisser Austriazismus („nur mehr" statt nur noch, „übersiedelte" statt siedelte über und ähnliches); im Inhaltsverzeichnis ist ein böser Satzfehler stehen geblieben. Als Genitiv wäre die Form Wilhelminens vorzuziehen gewesen. Was sind das jedoch für Belanglosigkeiten gegenüber der reichen Förderung, die wir diesem jüngsten Ertrage der Forschung und der Darstellungsgabe eines der fleißigsten Barone der Gegenwart verdanken!

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Die russische Krisis. Geschichte und Kritik des Bolschewismus. Von Karel Kramář. Autorisierte Übersetzung aus dem Tschechischen von Alfred Schebek. München 1925, Duncker & Humblot. 689 S. M. 18,– (22,–).

Dieses Buch ist gewichtig – seinem Umfang nach. Ein riesiges Material ist hier zusammengetragen auf Hunderten von Seiten größten Formats; das entspricht der Größe der Frage, um die es sich handelt: die Neueinrichtung eines gewaltigen Reichs nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich. Und gerade diese wirtschaftliche Umgestaltung bedeutet ein Experiment von höchstem Interesse, das niemals, soweit sich die Geschichte der Menschheit überblicken läßt, in ähnlicher Weise an einem ähnlichen Objekt versucht worden ist. Alle bisherigen sozialistischen und kommunistischen Versuche sind Zwergunternehmungen vergangener Zeiten neben diesem gigantischen Unterfangen in einem Reich, das zwar nicht als der Typus des modernen Staates bezeichnet werden konnte, aber lokal begrenzt, hatte das untergegangene Zarenreich freilich auch ein Gepräge heutiger wirtschaftlicher Entwicklung. Ein Buch mit diesem Thema konnte also für jedweden, den volkswirtschaftliche, politische, historische Probleme interessieren, die größte Anziehungskraft ausüben.

Daß diese Anziehungskraft über die Hunderte von Seiten hinweg bewahrt werde, kann man nicht behaupten. Ein Buch von diesem Umfang hat seine Berechtigung, wenn es ein Werk wissenschaftlicher Gründlichkeit und wissenschaftlicher Objektivität ist. Das vorliegende Werk aber ist eine Streitschrift, ein Pamphlet von Elefanten-Dimension; es ist also in der Anlage ein Widerspruch in sich selbst; vollgepfropft mit Material, dessen Zuverlässigkeit bei der Aufdringlichkeit der Polemik gegen den Bolschewismus dem unparteiischen Leser als zweifelsfrei nicht erscheinen kann. Und wer hätte die Möglichkeit, dieses Riesenmaterial nachzuprüfen! So bringt sich dieses Buch durch seine Anlage um die Wirkung, die es anstrebt: die nachdrückliche Bekämpfung des Bolschewismus.

Man kann natürlich eine Streitschrift gegen den Bolschewismus schreiben; es gibt deren bereits viele; oder man kann ein schweres wissenschaftliches Werk gegen den Bolschewismus verfassen; aber ein wissenschaftliches Werk an Umfang und Materialbelastung mit dem Ton des politischen Pamphlets untermischt, ist ein Übel; bringt Wirkung und Gegenwirkung, die sich gegenseitig aufheben.

Daß ein Buch dieser Dimension gleichwohl vielerlei interessantes Material beibringt, ist selbstverständlich. Ob all dies Material zuverlässig ist, bleibt um so zweifelhafter, weil die Tendenz der Bekämpfung des Bolschewismus mit übertriebenem Nachdruck immer wieder hervorgekehrt wird.

Die Zahl derer, die in Westeuropa an den Bolschewismus glauben, ist verschwindend gering; sie zu bekämpfen, ist kaum nötig, gewiß unnötig mit so schwerer literarischer Artillerie. Die Zahl derer hingegen, die über den Bolschewismus sich aufklären lassen möchten, die eine Erklärung für das Phänomen haben möchten, daß diese Form des Staatslebens im einem gewaltigen Reiche sich Jahre und Jahre aufrecht erhält, obgleich sie nach westeuropäischen Begriffen gänzlich abnorm erscheint, ist sehr groß; und daß diese Letzteren auf ihre Rechnung kommen, läßt sich nicht behaupten.

Und das Buch, das mit Vorsicht gelesen sein will, wird dadurch nicht sympathischer und überzeugender, daß es auch einige gänzlich überflüssige tendenziöse Spitzen gegen Deutschland enthält.

Berlin — Paul Nathan

Emin Pascha. Von Ernst W. Freißler. 238 S. M. 3,50, kart. M. 4,50, geb. M. 5,50.

Der König von Korsika und der Freiheitskampf der Korsen. Von A. Freiherrn von Engelhardt. 202 S. M. 3,–, kart. M. 4,–, geb. M. 5,–.

Englische Seeräuber, Straßenräuber, Taschendiebe. Von Tim Klein. 145 S. M. 2,50, kart. M. 3,50, geb. M. 4,50.

(**Stern und Unstern.** Sechstes bis achtes Buch, München 1925, C. H. Beck.)

Von den drei neuen Bänden der trefflichen „Sammlung merkwürdiger Schicksale und Abenteuer" hat sicherlich der an erster Stelle genannte den sonderlichsten „Helden". Man muß schon Anführungsstriche setzen, denn das zeigt Freißler deutlich, daß Emin Pascha kein Held war. Es wird eine Enttäuschung für manchen sein, der sich noch erinnert, wie einst dieser Name in aller Mund war, wie Romantik diese Gestalt umwob: der weiße Mann der Herrscher einer von Feinden umringten weiten Provinz im dunklen Afrika – die alten Abenteuerromane wollten nochmals lebendig werden in der nüchternen Gegenwart! Aber Emin scheint in Wirklichkeit nur der Spielball seltsamer Umstände gewesen zu sein: er hat sie eine Zeitlang nützen, niemals meistern können. Immerhin welch merkwürdige Mischung: ein ausgezeichneter, in seiner Wissenschaft lebender Biologe und dabei auf seinen Vorteil bedachter Geschäftsmann; der Zögling deutscher Hochschulen wird Mohammedaner, verleugnet manchmal bedenklich sein Europäertum und will doch Europas Zivilisation vertreten; ein Mann, der die höchste Stelle vielleicht erstrebt, gewiß zeitweise erlangt, und dem

doch die Gabe des entschiedenen und klaren Willens fehlt und der sicher kein Gentleman war. Nicht überall sehen wir klar, denn die Quellen widersprechen sich und sind oft genug gar dürftig: Freißler hat, sie kritisch bewertend und ausnutzend, einen fesselnden Bericht von dem überraschenden Aufstieg, dem kläglichen Ende dieser problematischen Natur gegeben. Die beigegebene Karte wird leider nicht viel nützen.

Eine echte Abenteurernatur des 18. Jahrhunderts ist Theodor von Neuhoff, der es zum König von Korsika brachte und in London in Armut und Verlassenheit starb. Der Freiherr von **Engelhardt** stellt ihn vor den Hintergrund des heldenhaften Freiheitskampfes der Korsen, in dem der Eintagskönig, ein Pump- und Schwindelgenie, freilich eine klägliche Rolle spielte. Und doch steckte schon etwas in ihm, er war eine starke Natur, was man von Emin nicht sagen kann, aber er blieb befangen in seinen eigennützigen Zwecken, war wohl verdorben in einer verderbten Welt: die Gabe, wenn es not tut, Leib und Leben an eine Sache zu setzen, die nicht ausschließlich die seine war, hatte er nicht, und so scheiterte er elend. Das Buch gibt fesselnde Kulturbilder aus der Barbarei Korsikas und der Überzivilisation Westeuropas: in seinem Gesamtaufbau scheint es mir den Preis unter den drei Bänden zu verdienen.

Tim Klein, der Herausgeber der Sammlung, reiht eine Anzahl von grellen Berichten aus der englischen Verbrecherchronik aneinander, jeder fesselnd und gut erzählt, mancher anziehende psychologische Probleme bietend. Aber gehört Robin Hood wirklich in die Gesellschaft? Und wäre für die Seeräubergeschichten nicht mehr aus der Zeit der Flibustier herauszuholen gewesen? Der Höhepunkt ihrer Macht waren die Jahre 1660—1680; d'Avery und der „Schwarzbart" gehören schon einer späteren Zeit an. Ein Inhaltsverzeichnis hätte dem Bande mitgegeben werden sollen.

Berlin-Lichtenberg — **Albert Ludwig**

Aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Freiherrn von der Goltz-Pascha. Nach Briefen an seinen Freund. Von Bernhard v. **Schmiterlöw**, Oberstleutnant a. D. Mit 15 Abbildungen. Berlin und Leipzig 1926, K. F. Koehler. 229 S. Geb. M. 9,—.

Ein wundervolles Buch, das sofort meine ganze Liebe erobert hat. Das macht die warme persönliche Note. Eine innige Freundschaft, die vom Kadettenkorps bis zum Tode des Helden reichte, hat diesen mit seinem Biographen verbunden; seit 1856 pflegten sie einander nach dem bekannten Gedicht „Zwei Ritter" von H. Heine „Krapulinski" (Goltz) und „Waschlapski" (Schmiterlöw) zu nennen. Es ist aber nicht etwa bloß der goldene Humor, der sich durch den Briefwechsel der beiden Freunde, die Hauptgrundlage des Buchs, hindurchzieht und es so anziehend macht, sondern vor allem auch die Freude darüber, in Colmar Freiherrn von der Goltz außer dem bedeutenden Strategen einen prächtigen Menschen von Charakter erschlossen zu sehen. So rundet sich die seltene Verbindung von umfassendem Wissen und Können, unermüdlicher Arbeit an sich und fürs Vaterland mit wahrer Menschlichkeit und seelischem Adel zu einem überaus sympathischen Charakterbilde. Man vergißt es tatsächlich, daß dieser Mann gerade seine bedeutendsten, seine Meisterjahre innerhalb der wilhelmischen Ära verbracht hat, und findet schließlich, daß letztere an echter Größe vielleicht doch nicht so arm gewesen ist, wie man gemeinhin annimmt.

Berlin-Grunewald — **Hans F. Helmolt**

Das alte Dresden. Bilder und Dokumente aus zwei Jahrhunderten. Gesammelt und herausgegeben von Erich **Haenel** und Eugen **Kalkschmidt**. München 1925, Franz Hanfstaengl. 480 S. mit 58 Textabbildungen und 162 Kunstdruckbeilagen. Leinwand-Band M. 20,—, Halbleder-Band M. 26,—.

Es ist nicht leicht, eine Anzeige etwas kritischen Charakters über ein Buch zu schreiben, an dessen Schluß darauf hingewiesen wird, daß man selbst um die Förderung bemüht gewesen sei, wofür der aufrichtigste Dank ausgesprochen wird. Nun gilt dieses ganz zweifellos mit viel mehr Recht der Leitung der dresdener Städtischen Sammlungen, welche aus ihren für die ältere Zeit noch nicht entfernt gehobenen großen und kleinen Schätzen zur Verfügung stellte, was den Suchenden geeignet erschien. Insofern bildet diese große Bildersammlung aus zwei Jahrhunderten in der Tat etwas bis jetzt Einzigartiges für Dresden. Als Vorbild hat zweifellos das im gleichen Verlag erschienene Werk von Georg Jacob Wolf für München gedient, dieses nur für ein Jahrhundert (1800—1900). Dresden kann mehr bieten — dank August dem Starken, dank aber auch der minimalen Kenntnis der dresdener Geschichte, sobald man aber über die Barock-Rokoko-Kunst, über die großen staatlichen Sammlungen, über den Ruf als Musikstadt, als landschaftliche Schönheit hinausgehen will, etwa gar in die größeren Zusammenhänge und in die Vergleiche der verschiedenen Zeiten dresdener Entwicklung.

Der Kundige weiß, daß wir hier einfach noch in den Anfängen dresdener Geschichtswissenschaft stehen bis ins Mittelalter zurück.

Nicht mit Unrecht, ich glaube, mit voller Absicht haben E. Haenel, der Direktor des Historischen Museums und Grünen Gewölbes, und Eugen Kalkschmidt ihre Sammlung: Bilder und Dokumente genannt. Etwas einheitlich Erschöpfendes konnte schon deshalb nicht gegeben werden, weil für ganze große Gebiete nicht eigentlich literarische Dokumente, noch weniger Bilder da sind, wie für die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens, für die Bevölkerung (ich nenne nur diese Zahlen: 1699: 21 000, 1727: 46 500, 1755: 63 000, 1814: 50 000, 1852: 104 000, 1880: 220 000, 1910: 550 000, 1925: 608 000) und die soziologische Schichtung der Volksmassen, nicht einmal für die wesentlichen Momente des öffentlichen und privaten Lebens. Leider wird nur in recht kurzen Vor- und wenigen Anmerkungen zu den einzelnen Stücken gelegentlich etwas in diesen allgemeinen Richtungen gebracht. In der Einleitung Haenels: „Die Stadt der Vergangenheit" spricht nur der Kunsthistoriker, vor allem von den großen Bauten und der höfischen Kultur, hierüber als guter Kenner. Doch warum läßt er Dresden von „den" wettinischen Markgrafen „im Dienste" „der" Hohenstaufenkaiser gegründet sein? Auch hinter die Sätze, welche von der Bedeutung der Elbbrücke und dem Handelsverkehr „ins Ostland" handeln, muß man ein Fragezeichen machen. Aber das sind nur Einzelheiten. Ein Schlußkapitel von Kalkschmidt: „Die Großstadt bis zur Jahrhundertwende" sucht die Zeit von 1866/70 bis 1900 aus der „Vogelschau" zu betrachten, mit manchem guten Durchblick durch die Wolken. Von den tausend qualmenden Schloten, tausend dröhnenden Hämmern sind jedoch Abstriche zu machen. Sehr schade ist, daß Kalkschmidt erst 1896 Dresden in die Reihe der großen Ausstellungsstädte eintreten lassen will. Die regelmäßigen öffentlichen Kunstausstellungen begannen hier schon 1765, die erste Gewerbe- und Industrieausstellung war 1824, die erste kunstgewerbliche 1826, die

erste für Gartenbau 1828 und in regelmäßiger Folge, die erste landwirtschaftliche 1830.

Doch genug einer nur ergänzen wollenden Kritik. Allzu bescheiden läßt Kalkschmidt als die Absicht erscheinen, „plaudernde Quellen persönlichen Miterlebens und rückblickender Betrachtung" zusammengetragen zu haben. Es ist eine Chrestomathie im besten Sinne des Wortes, die den meisten Dresdenern sehr viel Neues bringt, namentlich an Urteilen von Fremden, an biographisch orientierten Kultur- und Zeitschilderungen.

Dresden — Gg. Herm. Müller

Die Ewigkeit dieser Zeit. Eine Rhapsodie gegen Europa. Von Rudolf Leonhard. Berlin 1925, Verlag „Die Schmiede". 171 S.

An der Schwelle des vierdimensionalen Zeitalters. Von Friedrich Klein. Darmstadt, Auriga-Verlag. 120 S.

Die beiden Verfasser sind Mystiker, obwohl sie sich bemühen, die Welt mit einer philosophisch faßbaren Formel auszudrücken. Sie sind Mystiker, weil sie die Erhebung durch sich selber ersehnen und eigentlich mit geschlossenem Auge der Wirklichkeitswelt ausweichen. Die Kontemplation, die nach innen gerichtet ist, überwiegt. Leonhard ist der Moralist, der aus sich die Sätze schöpfen möchte, die ausreichend sein sollen zur Beherrschung der sittlichen Dinge. Friedrich Klein ist bemüht, durch Logik seinen Mystizismus zu packen. Zwei gleichgerichtete Köpfe, wenn Leonhard auch der Sprache stärker Meister ist und eigentlich eine beschwingte, eine poetisch tönende Sprache schreibt. Das biblische Wort ist an diesem Dichter, der bei anderen Gelegenheiten dem Rhythmus und dem Reim nicht ausweicht, hangen geblieben. Friedrich Klein verrät noch große Abhängigkeit von systematischen Büchern, die er las.

Zur vierten Dimension streben sie beide und verstehen darunter nicht gerade etwas Unerfüllbares. Sie verstehen darunter eher den besonderen und geheimen Kosmos, den sich jedes Ingenium aus eigener Vollmacht erbaut. Dabei denkt Leonhard nur an Frieden und Güte und Aufrichtigkeit und Seelenreinheit. Er hat sich noch nicht losgerissen von den betrübenden Erfahrungen, die der Weltkrieg ihm bereitete, und während er selber die Heilung will, wünscht er gleichzeitig, seine Nebenmenschen möchten sich an seiner behutsam vorgenommenen Kur beteiligen und erfreuen. Friedrich Klein gehört zum Kreise der Jünger um Adrien Turel. Wenn er meint, daß er die Schwelle, die zum vierdimensionalen Zeitalter führt, überschreitet, so denkt er, ihm werde gestattet, die trockene Erde zu verlassen und hineinzuschweben in eine noch unbekannte überirdische Sphäre. Allerdings soll dieses Jenseits nicht vorgestellt werden als die Glückswelt der rohen Metaphysiker oder Theologen. Der Denker bildet sich ein, aber er bildet sich auch dazu aus, daß er die bescheidenen und niederen Regungen seines Lebens überwindet, um sich frei und heiter, losgelöst von der Schwere seiner historischen Vergangenheit und auch befreit von den gegenwärtigen Ideenlasten, in das Unfaßbare zu begeben. Es ist charakteristisch für die Männer und Jünglinge dieser Gedankenrichtung, daß sie sich die ganze Weltgeschichte in Epochen zergliedern, die mit sehr leiblichen Gruppennamen bezeichnet werden. Man beginnt also mit der Verdauungstraktperiode, um die technische Epoche zu passieren und dann weiter hinaufzuwachsen. So ist Friedrich Klein zusammen mit seinen geistigen Freunden Mitglied einer Gesellschaft zur Übung besonderer Gedankengymnastik. Man will sich von den Polen der Erde entfernen. Man will dem Zenit des Firmamentes zustreben, aber doch niemals das Gefühl verlieren, daß Erde und Übererde eine Einheit bilden. Es bildet von Erde zur Übererde die festeste Brücke allein der Mensch, der Mensch hoheitsvoll und demütig zugleich.

Berlin — Max Hochdorf

Mein Tagewerk. Von Johannes Reinke. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. 496 S. M. 7,50 (9,50).

Im „adeligen Kloster" Preetz in der schönen, waldreichen Landschaft zwischen Kiel und Lübeck genießt der ehemalige Botaniker der Universität Kiel, Joh. Reinke, die wohlverdiente Ruhe seiner 75 Jahre, und die Buchen an den Ufern der Schwentine und der drei Seen schauten zu, wie er sein „Tagewerk" niederschrieb. Das Tagewerk eines deutschen Hochschullehrers, der das große Glück hatte, seine Lebensbahn schon mit 24 Jahren als Professor zu führen, in einer Linie, die ohne jede Biegung, ohne Rückschlag gerade aufwärts ging. Ein außerordentlich vielseitiges, tätiges Leben, als botanischer Hochschullehrer, als Politiker im Herrenhaus, als Philosoph; denn der Name Reinkes wurde oft genannt in Verbindung mit dem Keplerbund, dessen geistiger Führer er war. Und dieser „Kampf um Gott", der dabei vielleicht aber doch wohl auch ein Kampf für die Kirche war, spielt vielgestaltig in das Buch hinein. Es ist rührend, wahrzunehmen, wie der Name Häckels, der doch nun schon lange in der ewigen Stille weilt, noch jetzt polemisches Feuer in den Augen des alten Herrn aufleuchten läßt. Da bleibt uns nichts erspart, sogar die angeblich gefälschten Embryonenbilder tauchen wieder auf, die hämischen Angriffe einiger guter Gelehrter und besserer Engländer werden eingehend mitgeteilt. Und im Grunde sind beide Gegner doch nur echte Deutsche, von denen jeder seine Wahrheit begeistert verteidigte, der eine seinen Monismus, der andere seinen Gottesglauben und seine Kirchennähe; und der Verfasser der „Theologie Deutsch" hätte wohl in beiden nur Gutes gesehen. Was man dem Buch Reinkes, das sicher sehr viele liebenswürdige und noch mehr interessante Seiten hat, wünschen möchte, wäre etwas mehr Naturversenkung, Naturfreude, Naturandacht; wobei zu sagen wäre, daß auch auf diesem Wege viel Gottesgefühl vermittelt werden kann. Wer den Dingen auf den Grund sieht, der empfindet auch in Häckels indischen Reisebriefen Gotteshauch.

Johannes Reinke besitzt eine erstaunliche Gedächtnisfreudigkeit, er erinnert sich an all die Tausende und aber Tausende von bekannten Wissenschaftlern, Politikern, hohen Beamten, Fürstlichkeiten, Künstlern, die er kennengelernt hat und vergißt keinen zu nennen. Dadurch ist sein Buch sehr reichhaltig, aber auch etwas unruhig. Denn in der Flucht der Erscheinungen und Namen verliert man zeitweise die Perspektive; und der Name gewinnt doch erst dadurch Körper und Farbe, daß irgendeine unvergeßliche Eigenart seines Trägers mit künstlerischer Feinheit gesehen und gesagt wird.

Mir persönlich sind die Jugendkapitel am liebsten, sie sind mir nur viel zu kurz; ich bin so ketzerisch zu sagen, daß mich der reizende Brief, den der zehnjährige Hans Reinke an den rostocker Botaniker schrieb und der in der Nuß schon den ganzen Professor in Haltung, Geste und Sicherheit enthält, mindestens so interessiert, wie eine Weltanschauungspolemik. Was hat ein Knabe, der so schreibt, alles erlebt, gesehen und geahnt in seinem väterlichen Pfarrhause zu Ziethen i. M. Das zu hören, würde uns wertvoll und spannend sein. Denn

schließlich: was ist die große wissenschaftliche Rede des gereiften Mannes gegen solche Forschersicherheit des Zehnjährigen!

Waidmannslust E. F. van Vleuten

Baltische Lebenserinnerungen. Gesammelt und herausgegeben von Alexander Eggers. Heilbronn 1926, Eugen Salzer. 346 S. M. 5,– (7,–).

Durch die von Alexander Eggers aus verstreuten Aufsätzen zusammengelesenen „Baltischen Lebenserinnerungen" flutet wohltuendes Heimatsgefühl. Gleich die einleitenden Bilder aus Revals Vergangenheit lesen sich wie ein Kapitel aus Hippels Lebensläufen. Wie glücklich war doch die Zeit, da in Riga Holtei das Stadttheater leitete! In den Städten herrschte neben den Handelsinteressen ein starkes geistiges Leben, wovon Pantenius aus seinen Journalistenjahren anmutig erzählt. Das Herzstück des Buches ist Dorpat: die alten unvergeßlichen Tage der deutschen Universität schildern uns Leopold v. Schröder, der spätere wiener Sanskritist, und Helene Hörschelmann mit feinem Humor und stiller Wehmut; in die zerrüttende Verrussungszeit aber führt uns der mutige Rektor Georg v. Oettingen, der einst die noch ganz deutsche Hochschule vorbildlich vertreten hat. Ergreifende und künstlerisch vollendete Erinnerungen aus dem Russisch-Japanischen Kriege von Roland Walter, einem früh verstorbenen Arzt und Landschaftsmaler, schließen das stimmungsvolle Buch ab.

Berlin Arend Buchholtz

Unser Großvater der Atti. Ein Lebensbild Friedrich Adolf Krummachers. Von Maria Krummacher. Mit einem alphabetischen Register, Erläuterungen, Bilderschmuck von Wilh. und Anna Kügelgen, Mathilde und Anna Krummacher u. a. Neu herausgegeben mit einem Begleitwort von Joh. Werner. Leipzig 1926, Koehler & Amelang. 222 S. Geb. M. 8,–.

Krummacher wurde in Tecklenburg geboren, Sohn des „Schloßhauptmanns" Krummacher, als junger Theolog Professor an der kleinen verfallenden Universität Duisburg, dann, nachdem er einige Jahre „Bauernpastor" gewesen, Hofprediger und Konsistorialrat in Bernburg, zuletzt Pastor an der Ansgarii Kirche in Bremen, seinerzeit über die deutsche Grenze hinaus durch seine „Parabeln" als Dichter bekannt, der Lehrer, väterliche Freund, später Schwiegervater Wilhelm v. Kügelgens, beide einander geistesverwandt. Das vorliegende Lebensbild ist im wesentlichen aus Briefen Krummachers zusammengesetzt. Diese lassen uns hineinsehen in die geistige Welt, in welcher damals die Besten die Kraft fanden, jene Zeit würdig, ohne Verbitterung, mit unverletztem Gewissen zu bestehen. Aus der altlutherischen Frömmigkeit war in scharfem Gegensatz gegen den Rationalismus der Aufklärungszeit ein romantisch-idealistischer Pietismus geworden, mit ihr verbunden altpreußische glühende Vaterlandsliebe, rührend in ihrer politischen Hilflosigkeit („ich hätte oft gern meine Kanzel mit dem Husaren- oder Ulanensattel vertauscht"). Diese Menschen zogen sich aus der Not der Zeit zurück in den Reichtum ihres inneren Lebens, Religion, Philosophie, Poesie, Kunst, unter den kümmerlichsten Verhältnissen heiterem Lebensgenuß aufgeschlossen. Uns Heutigen gestattet die sittliche Pflicht der politischen Verantwortung, welche die neue Staatsform uns auferlegt, nicht, uns in der inneren Welt der Ideale abzuschließen gegen die trostlose Wirklichkeit. Aber eben deshalb, weil wir es in dieser Hinsicht schwerer haben als unsere Väter, vergeben wir uns nichts, wenn wir als ihre Schüler zu ihren Füßen sitzen.

Weimar Paul Kirmß

Selbstheilung und Seelenerziehung durch Autosuggestion. Von Emil Coué. Dresden 1925, Carl Reißner. 102 S. M. 3,– (4,50).

Das neue Buch Coués vereinigt eine Reihe von Aufsätzen von ihm selbst, enthält aber auch einzelne Beiträge von Baudouin, von Prentice Mulford, von Alice Baird und Forbes Winslow. Coué sucht sein Verfahren zu schildern, was, wie in der früheren Veröffentlichung mehr in skizzenhafter, im Plauderton gehaltener Form geschieht. Sein Verfahren ist bekannt, bedarf hier kaum der Kennzeichnung. Der Beitrag „Geist und Körper in ihrer Wechselwirkung" sucht meines Erachtens mit vollem Recht darauf hinzuweisen, daß nicht nur der Geist vom Körper, sondern auch der Körper vom Geist abhängig ist, und zwar in sehr viel weiterem Umfang als vielfach angenommen wird. Gerade auf diesem Abhängigkeitsverhältnis baut sich Coués Verfahren auf. Baudouin sucht, wie auch früher schon, die Ausführungen seines Lehrers theoretisch zu vertiefen. Das Buch gibt einen guten Einblick in die Lehren und Anwendungsweisen der Autosuggestion und wird zweifellos bei der Gefühlsbetonung, die der Name Coués auslöst, eifrige Leser finden. Ob theoretisch freilich wirklich alles so einwandfrei begründet ist, wie die Anhänger meinen, möchte ich dahingestellt sein lassen.

Gießen Erich Stern

Beiträge zur Lehre von der intellektuellen Phantasie. (Meinong Studien I.) Graz 1925, Leuschner & Lubensky. 84 S.

Eine wissenschaftliche Studie, welche aufbauend auf der Lehre Meinongs die intellektuelle Phantasie untersucht, und die für einen weiteren Kreis kaum von Interesse sein dürfte; die Voraussetzung einer Lektüre bildet die Vertrautheit mit den Lehren Meinongs.

Gießen Erich Stern

Nachrichten

Todesnachrichten. Wilhelm Südel ist im 54. Lebensjahr am 20. April in Stettin an einem Herzschlag verschieden. Er war in Bremen geboren, studierte Germanistik, Philosophie und neuere Sprachen und ging zur weiteren Ausbildung auf mehrere Jahre nach Paris, wo er sich in den Kreisen der jungen Dichtergeneration bewegte. Sein größtes Interesse gehörte dem so früh verstorbenen Charles-Louis Philippe, dessen Werke er nach Deutschland brachte. In der zuerst bei Egon Fleischel & Co., jetzt im Insel-Verlag erschienenen Ausgabe von Philippes Werken hat er den Band „Die kleine Stadt" selbst übersetzt, ferner das nachgelassene Romanfragment „Charles Blanchard" und die „Briefe". Er arbeitete an einer Übersetzung des Romans „Jacques Vingtras" von Jules Vallès, die aber noch nicht vollendet ist. Als Dichter ist er mit einem schmalen Bändchen Lyrik „Erste Ernte" (1913 bei Egon Fleischel & Co.)

hervorgetreten. Die Strophe, mit der er in diesem Bande das Einleitungsgedicht „Gleichmut" schließt, ist die Richtschnur seines Lebens gewesen:

„Laß um deinen Lebensnachen
Golden bunte Träume gaukeln,
Laß ihn mit Gesang und Lachen
Über Glück und Unglück schaukeln
Und zuletzt ins Dunkel gleiten."

Max Prels ist am 29. April in Berlin-Halensee einer lang andauernden schweren Krankheit erlegen. Er war ein geschmackvoller und gewandter Feuilletonist aus der wiener Schule gewesen und hatte es verstanden, die Filmkritik auf ein höheres Niveau zu heben. In eigenen Novellen und Skizzen „Das Narrenhaus" und „Die winkende Gasse" sowie in seinem Grillparzer-Büchlein hat er von selbständiger Begabung Zeugnis abgelegt.

Bruno Schrader ist nach einer Meldung vom 18. April im Alter von 65 Jahren in Weimar gestorben. Er war am 12. Mai 1861 im Braunschweigischen geboren, hatte als Schüler Liszts in Braunschweig, Weimar, Leipzig, München, Kopenhagen und (von 1908 bis 1925) in Berlin als Lehrer und Musikreferent gewirkt und hat sich durch Studien über Dürer, Lionardo, Liszt, Händel, Mendelssohn bekannt gegeben. Ein größeres Werk über Rubens soll aus seinem Nachlaß veröffentlicht werden.

Ernst Altkirch ist nach einer Meldung vom 23. April im Alter von 53 Jahren plötzlich verschieden. Er war von novellistischen Arbeiten „Das altertümliche Gasthaus", „Ich, der Träumer" ausgegangen und hatte sich später besonders dem Spinoza-Studium zugewandt, dem seine Bücher „Spinoza im Porträt", „Maledictus und Benedictus" entwachsen waren.

Jarno Jessen ist nach einer Meldung vom 19. April in Berlin gestorben. Ihr bürgerlicher Name war Anna Michaelson. Sie war eine Schwester der unter dem Pseudonym Ernst Georgy als Verfasserin der „Berliner Range" bekannten Autorin. Jarno Jessens publizistische Tätigkeit hatte vor allem der englischen Kunstgeschichte und Literatur gegolten. Sie war berliner Korrespondentin des londoner „Studio" gewesen. Unter ihren Studien bleiben die über die Präraffaeliten, G. F. Watts und Hogarth bemerkenswert. 1906 gab sie Byrons Briefe heraus.

Hermann Stern, der lange Jahre hindurch den Handelsteil der Frankfurter Zeitung geleitet hat, ist am 15. April kurz vor Vollendung seines 70. Lebensjahres in Frankfurt gestorben. Er hat als Handelsredakteur eine weithin beachtete Tätigkeit entfaltet und sich auf seinem Spezialgebiet den Ruf einer ersten Autorität erworben.

Ellen Key ist am 25. April in ihrem Landhaus in Straud am Wettersee gestorben. Sie war am 11. November 1849 auf dem Gute Sundsholm geboren worden und hatte zwischen ihrem 30. und 50. Lebensjahr als Lehrerin an einer stockholmer Mädchenschule gewirkt. Den Volkshochschulbestrebungen hatte sie früh ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Ihr Lebenswerk hat sich zu einem Kampf für das Kind und die Stellung der Frau verdichtet. Der Titel ihres Buchs „Das Jahrhundert des Kindes" ist zu einem Schlagwort geworden. Unter ihren weiteren Büchern ragen „Über Liebe und Ehe" sowie „Der Allbezwinger" hervor. Ohne eine selbständige Denkerin gewesen zu sein, hat Ellen Key zur Verbreitung ethisch wertvoller Gedanken höchst wirksam beigetragen.

Harold Spender, als Mitarbeiter der „Pall Mall Gazette", der „Westminster Gazette" und des „Manchester Guardian" sowie der neuyorker „Daily News" bekannt geworden, ist in London im Alter von 62 Jahren im April gestorben. Er hat sich durch seine Biographien von Asquith und Lloyd George ein bleibendes Andenken gesichert.

* * *

Die pariser Universität kündigt einen siebenwöchentlichen Ferienkursus für Ausländer an, von dem zwei Serien (vom 4. Juli bis zum 23. August und vom 1. August bis zum 19. September) vorgesehen sind. Das Programm umfaßt in jeder Serie einen Kursus für vorbereitenden und höheren Unterricht. Beide Zyklen sind mit Studien-Ausflügen verbunden. Die Leitung der Kurse liegt in den Händen von Monsieur Henri Goy, Directeur du Bureau des Renseignements Scientifiques (Sorbonne-Paris), an den alle weiteren Anfragen zu richten sind.

Wilhelm Fischer-Graz durfte am 18. April seinen 80. Geburtstag feiern. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß seine nachfolgenden Werke: „Alltagszauber", „Atlantis", „Aus der Tiefe", „Fahrt der Liebesgöttin", „Hans Heinzlin", „Kaiser Byzanz", „Kriegsbuch", „Königin Hekabe", „Lebensmorgen", „Nietzsches Bild", „Poetenphilosophie", „Sommernachtserzählungen", „Sonnenopfer", „Traum vom Golde", „Unter altem Himmel" im Nikola-Verlag, Wien-München, erschienen sind.

Kiderlen-Wächter „Der Staatsmann und Mensch. Briefwechsel und Nachlaß" (Herausgegeben von Ernst Jäckh, Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin) ist bei Payot in Paris in der Übersetzung von H. Simondet in französischer Sprache erschienen.

Benedetto Croce hat am 25. Februar seinen 60. Geburtstag begangen. Es sei darauf hingewiesen, daß von seinen Werken die nachfolgenden in deutscher Übertragung von Julius Schlosser im Amalthea-Verlag, Wien, erschienen sind: „Poesie und Nichtpoesie", „Goethe", „Dantes Dichtung", „Ariost, Shakespeare und Corneille", „Randbemerkungen", „Fragmente zur Ethik".

* * *

Die „Gesellschaft für Theatergeschichte E. V." hat in ihrer Hauptversammlung am 25. April in Berlin den Vorstand erneut gewählt: Professor Max Herrmann (1. Vorsitzender), Hans Knudsen (Schriftführer), Verlagsbuchhändler Georg Elsner (Schatzmeister). Die Gesellschaft behält ihren Jahresbeitrag von Mark 10,— bei und liefert dafür von jetzt an wieder zwei Jahresbände ihrer „Schriften". Die Sammlungen der Gesellschaft haben wesentliche Erweiterungen erfahren. Den Festvortrag hielt Professor Georg Witkowski (Leipzig) über „Meiningertum und Bühnenkunst der Gegenwart" und zeigte in gedankenreichen Ausführungen die Kunst der Meininger in der Kontinuität der Theatergeschichte und ihr Weiterwirken in der Theaterkunst von Brahm und Max Reinhardt.

Die Gesellschaft schweizerischer Dramatiker hat den schweizerischen Bühnen für die Spielzeit 1926/27 zur Aufführung empfohlen: Jakob Bührer: „Die Pfahlbauer"; Alfred Fankhauser: „Der König dieser Welt"; Werner Johannes Guggenheim: „Das Dorf Sankt Justen"; Rudolf Joho: „Jürg Jenatsch". —

Nach einem vom Verfassungsgericht gefällten Urteil ist die Theaterzensur in Österreich als aufgehoben zu betrachten.

Uraufführung. Wien. Akademietheater. „Die Herbstvögel". Schauspiel. Von Walter Eidlitz (19. April).

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Baberadt, Karlfriedrich. Das Haus zum Lanzknecht. Eine Novelle aus dem alten Frankfurt. Frankfurt a. M. 1926, Englert & Schlosser. 87 S.

Franck, Hans. Septakkord. Vier Novellen. Leipzig 1926, H. Haessel. 203 S. Geb. M. 5,50.

Freytag, Gustav. Soll und Haben. Roman. Bd. I/II. Reichenberg i. B., Gebr. Stiepel G. m. b. H. 725, 518 S. Geb. M. 11,50.

Friedrich, Hans. Atalante. Das Land hinter dem Alltag. Hamburg 1926, Weltbundverlag. 297 S. Geb. M. 6,—.

Himmele, Adolf. Garten der Liebe. Ein Buch von Liebe und Leid. Heidelberg 1926, Pygmalion-Verlag. 152 S.

Höcker, Paul Oskar. Die Frau am Quell. Roman einer Tänzerin. Berlin 1926, August Scherl G. m. b. H. 229 S. M. 3,— (5,—).

Holtei, Karl v. Christian Lammfell. Roman. Bd. I/II in einem Band. Durchgesehen von Marie Barsch-Muthreich. Schweidnitz 1925, L. Heege. 330 u. 237 S. M. 6,— (7,50).

Lichey, Georg. Gottlieb. Die Geschichte eines einfältigen Menschen. Breslau 1925, Stein-Verlag. 71 S.

Löwenstein, Graf. Das Schwabenfräulein. Ein Minneroman. Innsbruck, Tyrolia A.-G. 286 S. M. 4,—.

Matthiessen, Wilhelm. Das Totenbuch. Geheimnisvolle Geschichten. Köln, J. P. Bachem G. m. b. H. 219 S. M. 4,40 (6,20).

Molo, Walter von. Im ewigen Licht. Roman. München 1926, Albert Langen. 226 S.

Müller-Partenkirchen, Fritz. Die Kopierpresse. Kaufmannsgeschichten. Leipzig 1926, L. Staackmann. 219 S. M. 3,—.

Salzmann, Erich. Yü Fong. Der Nephrit-Phönix. Ein chinesischer Revolutionsroman aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts (Der Abenteuer-Roman). Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 282 S. Geb. M. 5,50.

Stoessl, Otto. Nachtgeschichten. Berlin 1926, „Deutsches Buch- und Bildwerk", Verlags-G. m. b. H. 327 S.

Willam, Franz Michel. Die sieben Könige. Roman. München 1926, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 311 S. M. 4,50 (6,50).

Winckler, Josef. De olle Fritz. Verschollene Schwänke und Legenden voll phantastischer Abenteuerlichkeit und schnurriger Mythe, gesammelt und herausgegeben als niederdeutsches Andachtsbüchlein. Bremen 1926, Carl Schünemann. 99 S. Geb. M. 3,60.

Zech, Paul. Peregrins Heimkehr. Ein Roman in sieben Büchern. Berlin 1925, J. H. W. Dietz Nachfolger. 384 S.

* * *

Joyce, James. Jugendbildnis. Deutsch von Georg Goyert. Basel, Rhein-Verlag. 373 S.

Babits, Michael. Kentaurenschlacht. Berlin 1926, J. M. Spaeth. 257 S. Geb. M. 5,—.

Ehrenburg, Ilja. Dreizehn Pfeifen. Deutsch von B. Schiratzky. Basel, Rhein-Verlag. 263 S.

Isjagin, Fedor B. Der Herr ohne Hose. Eine Sammlung merkwürdiger Begebenheiten. Ber. Übers. von Siegfried v. Vegesack. Frankfurt a. M. 1926, Iris-Verlag. 144 S. M. 2,50 (3,50).

Schmeljow, Iwan. Der nie geleerte Kelch. Ber. Übertragung von Hans Ruoff. Berlin 1926, S. Fischer. 115 S. M. 1,50 (2,50).

Lyrisches und Episches

Mutter. Eine Sammlung von Gedichten zum Preise der Mutterliebe. Herausgegeben von Fritz Droop. Mannheim 1926, Badischer General-Anzeiger. 244 S.

Rückert, Friedrich. Gedichte. Herausgegeben von Leopold Magon. Mit 4 Bildern. Stuttgart 1926, Strecker & Schröder. 197 S. Geb. M. 3,50.

Schaumann, Ruth. Das Passional. München 1926, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 39 S. M. 3,—.

* * *

Dante Alighieri. Die Göttliche Komödie. Übersetzt und erläutert von August Vezin. München 1926, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 1123 S. M. 25,— (28,—).

Dramatisches

Paquet, Alfons. Sturmflut. Schauspiel in 4 Akten (10 Bilder). Berlin 1926, Volksbühnen-Verlags- und Vertriebs-G. m. b. H. 108 S. M. 2,—.

Literaturwissenschaftliches

Biese, Alfred. Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten. Mit 30 Tafeln. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. 275 S.

Gelzer, Heinrich. Guy de Maupassant. Heidelberg 1926, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. 208 S. M. 8,— (10,—).

Hasse, Heinrich. Schopenhauer. (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, Bd. 34.) München 1926, Ernst Reinhardt. 516 S. M. 9,—.

Jahresbericht der Görres-Gesellschaft 1924/25. Köln 1926, J. P. Bachem G. m. b. H. 108 S. M. 2,40.

Leyen, Friedrich von der. Geschichte der deutschen Literatur. Ein Überblick. München 1926, F. Bruckmann A.-G. 131 S. M. 4,— (5,—).

Petriconi, H. Die spanische Literatur der Gegenwart. Wiesbaden 1926, Dioskuren-Verlag. 199 S.

Schulenburg, Werner von der. Der junge Jacob Burckhardt. Biographie, Briefe und Zeitdokumente (1818 bis 1852). Stuttgart-Zürich 1926, Montana-Verlag. 272 S. Geb. M. 7,—.

Shakespeare-Jahrbuch. Herausgegeben von Wolfgang Keller. Bd. 61. (Neue Folge, II. Bd.) Leipzig 1925, Bernhard Tauchnitz. 192 S.

Specht, Richard. Franz Werfel. Versuch einer Zeitspiegelung. Wien 1926, Paul Zsolnay. 327 S.

Springer, Brunold. Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben. Ein Versuch. Berlin-Nikolassee 1926, Verlag der Neuen Generation. 87 S. M. 3,—.

Stölten, Wilhelm. Goethe. Eine Einführung in sein Leben und Werk. Wülfingerode-Sollstedt 1926, Treue-Verlag, G. m. b. H. 154 S. M. 3,— (4,50).

Stuckert, Franz. Das Drama Zacharias Werners. Entwicklung und literaturgeschichtliche Stellung (Deutsche

Forschungen, Heft 15). Frankfurt a. M. 1926, Moritz Diesterweg. 193 S. M. 6,–.

Wernick, Eva. Die Religiosität des Stundenbuches von Rilke (Studien zur Geschichte und Kultur, Nr. 1). Berlin 1926, Walter de Grupter & Co. 47 S.

* * *

Andler, Charles. Nietzsche und Jakob Burckhardt. Mit einer Einführung: Andlers Nietzsche-Werk von Geneviève Bianquis. (Elsässische Bibliothek.) Basel 1926, Rhein-Verlag. 154 S.

Tacius, N. Heinrich Heine in der rumänischen Literatur. Cernauti 1926, „Glasul Bucovinei", Graphisches Institut. 75 S.

Verschiedenes

Almanach der Deutschen Musikbücherei auf das Jahr 1926. Herausgegeben von Gustav Bosse. Regensburg 1926, Gustav Bosse. 407 S.

Alt-Wien in Wort und Bild. Vom Ausgang des Mittelalters bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Hans Tietze. Mit 230 Abbildungen auf 144 Tafeln. Wien 1926, Anton Schroll & Co. 72 S. u. 144 Taf.

Benkard, Ernst. Andreas Schlüter (Meister der Plastik). Frankfurt a. M. 1925, Iris-Verlag. 23 S. und 72 Abb.

– Giovanni Lorenzo Bernini (ebenda). 45 S. und 80 Abb.

Brandt, Otto. Geschichte Schleswig-Holsteins. Ein Grundriß. Mit einer Stammtafel u. 2 Karten. Kiel 1926, Walter G. Mühlau. 197 S. Geb. M. 5,50.

Breslauer Sagen. Gesammelt und herausgegeben von Richard Kühnau. Mit 28 Bildern von Alt-Breslau. Breslau 1926, Ostdeutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H. 231 S.

Elkan, Benno. Spanien. Gesehen von einem Künstler. Mit 32 Federzeichnungen des Verfassers. München 1926, Delphin-Verlag. 211 S.

Glossy, Karl. Das Burgtheater unter seinem Gründer Kaiser Joseph II. Mit einem Geleitwort von Franz Herterich. Wien, A. Hartlebens Verlag. 104 S.

Goethes Werke. Festausgabe zum hundertsten Bestehen des Bibliographischen Instituts Gotha-Hildburghausen. Leipzig 1826–1926. Herausgegeben von Robert Petsch. Fünf Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 389, 566, 360, 459, 727 S. Geb. je M. 4,80.

Grube, Max. Geschichte der Meininger. Mit 131 Zeichnungen des Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen und 21 Künstlerbildnissen. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 126 S. und 48 S. Abb. geb. M. 10,–.

Hase, Georg v. Der deutsche Sieg vor dem Skaggerak, am 31. Mai 1916. Unter Benutzung des amtlichen Quellenwerkes. Mit einem Vorwort von Vizeadmiral a. D. v. Trotha. Berlin 1926, K. F. Koehler. 89 S. M. 3,–.

Hausenstein, Wilhelm. Rembrandt. Mit 19 Tafeln. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 553 S. Geb. M. 20,–.

Hein, Alfred und W. Müller-Rüdersdorf. Oberschlesien. Textbilder und Kunstbeilagen von Bruno Zwiener u. a. oberschlesischen Künstlern. Leipzig 1926, Fr. Brandstetter. 316 S. Geb. M. 6,50.

Hohenzollern, Franz Josef Prinz von. „Emden". Meine Erlebnisse auf S. M. Schiff „Emden". Mit 5 Bildern und 2 Karten. Leipzig 1925, Richard Eckstein. 232 S. Geb. M. 6,–.

Keller, Gottfried. Sämtliche Werke. Herausgegeben von Jonas Fränkel. Bd. 16–19. Erlenbach-Zürich 1926, Eugen Rentsch. 275, 307, 246, 390 S.

Kienzl, Wilhelm. Meine Lebenswanderung. Erlebtes und Erschautes. Mit 4 Bildnissen. Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachfolger. 344 S.

Kistner, A. Deutsche Meister der Naturwissenschaft und Technik. Bd. I/II. München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet, K.-G. 198, 212 S. Geb. je M. 2,50.

Koch-Wawra, Friedrich. Auf nach Karthago! Leipzig 1926, Paul Steegemann. 77 S.

Kutter, Hermann. Wo ist Gott? Ein Wort zur religiösen und theologischen Krisis der Gegenwart. Basel 1926, Kober, C. F. Spittelers Nachfolger. 92 S. M. 2,80.

Menhofer, F. und ***. Zeige mir deine Hand und ich sage dir, wer du bist. Versuch einer Physiognomik der Hand. München, Verlag „Zeitgeist". 162 S.

Moser, Hans Albrecht. Die Komödie des Lebens. Wien 1926, Amalthea-Verlag. 409 S. M. 10,– (14,–).

Oncken, Hermann. Napoleon III. und der Rhein. Der Ursprung des Krieges 1870/71. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 121 S. Geb. M. 6,–.

Richter, Helene. Josef Lewinsky. Fünfzig Jahre Wiener Kunst und Kultur (zum 150jährigen Jubiläum des Burgtheaters mit Unterstützung der Stadt Wien herausgegeben). Wien 1926, Deutscher Verlag für Jugend und Volk G. m. b. H. 320 S.

Rosenthal, Friedrich. Theater in Österreich. Mit Abbildungen. (Österr. Bücherei, Nr. 16.) Wien, A. Hartlebens Verlag. 95 S. Geb. M. 5,–.

– Zwei Reden von der Not des deutschen Theaters. 203. Flugschrift des Dürerbundes. München, Georg D. W. Callwey. 37 S.

Rumpf, Albert. Kind und Buch. Das Lieblingsbuch der deutschen Jugend zwischen 9 und 16 Jahren. Auf Grund einer Umfrage. Mit 10 Tafeln und zahlreichen Tabellen. Berlin 1926, Ferd. Dümmlers Verlag. 106 S. M. 4,–.

Schillers Werke. Neue Ausgabe in 6 Bänden. Mit 8 Abbildungen. Herausgegeben von Rudolf Krauß. Karlsruhe i. B., C. F. Müller. 456, 449, 420, 362, 422, 480 S. in Halbleinen M. 33,–, in Halbleder M. 51,–, einzeln je M. 6,–.

Schlittgen, Hermann. Erinnerungen. München 1926, Albert Langen. 383 S. M. 6,– (9,–).

Wagner, Ludwig. Der Szeniker Ludwig Sievert. Studie zur Entwicklungsgeschichte der Bühnenbilder im letzten Jahrzehnt. Berlin 1926, Bühnenvolksbund-Verlag. 174 S. u. 90 Taf. Geb. M. 66,–.

* * *

Le Corbusier, Kommende Baukunst. Übersetzt und herausgegeben von Hans Hildebrandt. Mit 230 Abbildungen. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 253 S. Geb. M. 12,–.

Newman, John Henry. Der Traum des Gerontius. Deutsch von Emilie Schleußner (Religiöse Geister, 18. Bändchen). Mainz 1925, Matthias-Grünewald-Verlag. 56 S.

Redaktionsschluß: 5. Mai

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5,–, Einzelheft Gm. 2,–.

Zur Lyrik der Gegenwart

XII

Die bürgerliche Lyrik des 19. Jahrhunderts und wir[1]

Von Ernst Lissauer (Wien)

Ein wesentlicher Teil der deutschen Dichtung, die das 19. Jahrhundert hervorbrachte, zumal die reiche Lyrik seiner mittleren Jahrzehnte, ist erwachsen aus dem Gefühl eines umfriedeten, beschlossenen Daseins. Die Lyrik des 18. und des 19. Jahrhunderts ist zu einem großen Teil Idylle. Hölty, Claudius, Uhland, Mörike und die anderen Schwaben; Rückert, Eichendorff, die Droste, Keller, Storm: sie alle sind völlig oder an einem Teile ihres Wesens Idylliker; selbst in Goethe, sogar in Meyer und Hebbel, mangeln idyllische Elemente nicht. Ein Glück des Hauses und des Gartens, der Familie und des All- und Werktages. Die beste Kraft des Bürgertumes sammelte sich in den bürgerlichen Dichtern des 19. Jahrhunderts überhaupt und nicht zum letzten in den bürgerlichen Lyrikern. Unendliche Werte sind in dieser Dichtung beschlossen. Wie der Stein den Abdruck der Pflanze, bewahrt sie für lange Zeiten und in nicht wenigen Stücken für immer das Abbild des Bürgertumes, in einer Epoche, da es noch nicht durch Hurtigkeit und Gieren nach wesentlich materiellen Gütern zersetzt und noch nicht zu einem erheblichen Teil ins Bourgeoise verfault war. Nicht nur diese Dichter als höchste Menschen ihrer Zeit, auch die Bürger, als deren höchste Abbilder sie wirken und sprechen, lebten noch — mindestens in den ersten Jahrzehnten des Säkulums — mit den ewigen Dingen. Noch waren sie organisch verwurzelt in der Natur; unter den vielfältig bedingten Lebensformen ruhte ein Ewiges — dessen wirkende Macht freilich immer mehr nachließ. Durchaus muß gesagt werden: auch dem heutigen Menschen, der in einem unrastigen, verworrenen, zerstäubenden Alltag lebt, haben diese Dichter unendlich viel zu sagen, eben um ihres würdigen Alltags und der Heiligung ihres Alltags willen. Auch aus Schöpfungen von Dichtern, die unter uns leben oder nicht lange dahingegangen sind, ließe sich eine Sammlung von verwandter Art zusammenstellen: Dehmel, Falke, Liliencron, Spitteler, Scholz, Ina Seidel, Mell, Felix Braun und manche andere noch hätten an ihr teil. Sie trüge nicht epigonischen Charakter, ja sie brauchte nicht einmal in einem einschränkenden Sinne die Zeichen der Überlieferung und des Nachfahrentums zu tragen, jedoch, sie wäre in keinem Sinne mehr repräsentativ. Wer heute in Sorgfalt und Sammlung seinen Alltag durchbildet und bildend hiervon zeugt, tut es als Einzelner, vereinzelt. Das Bürgertum als tragende Schicht ist zergangen; es steigt kein zeugender Brodem mehr empor, der soziologische Humus ist ausgelaugt. Wer im Bürgertum zu wurzeln scheint, wurzelt nicht mehr, wie jene Menschen, jene Dichter in einer vorhandenen Wirklichkeit, sondern nur in einer ideellen, in der nachwirkenden Ideologie einst schöpferischen Bürgerwesens. Und während vordem die lebendigen Mächte des Bürgertums die Dichtung speisten, ist es heute

[1] Eine von mir herausgegebene Anthologie „Der heilige Alltag" ist im Propyläenverlag erschienen: „Deutsche bürgerliche Dichtung von 1770—1870", ein Gemälde des alten Bürgertumes, seines Tages und Festtags, seines Brauchs und Ablaufs, in Gedichten, die es selbst hervorgebracht hat. Äußere Umstände verzögerten das Erscheinen des Bandes um fast vier Jahre. Durchaus erscheint mir jenes kulturelle Bild, erscheint die Deutung, die in dem einleitenden Aufsatz versucht ward, auch heute gültig. Jedoch wenn ich damals herausarbeitete, was uns mit dem 19. Jahrhundert verbindet, so ist es nunmehr notwendig, zu betonen, was uns scheidet. Damals erschien es Pflicht, den Mächten entgegen zu wirken, die jegliche Verbindung mit dem groß Vergangenen leugnen und zerstören. Jedoch, der Leser der einleitenden Abhandlung wird schon vielfältige Einschränkungen und Bedenken vorgetragen finden. Und somit sei es verstattet, nicht aufhebend, sondern ergänzend einiges von den Problemen anzudeuten, an welche das letzte Kapitel jener Einleitung bereits rührte. Anzudeuten: denn an sich erfordert die Auseinandersetzung mit diesen Mächten ein vielfältig geschichtetes Buch.

umgekehrt Aufgabe weniger Schöpferischer, in denen seine Mächte fortleben, auf das entleerte Bürgertum von heute zeugend und nährend rückzuwirken, um seine überliefernde und bewahrende Kraft zu stärken. Denn der Wert der geistigen Güter, die an der Überlieferung des Bürgertums haften, ist unendlich groß.

Diese Bürger-Dichter, so ward gesagt, lebten noch mit den ewigen Dingen; sie wären Schriftsteller und Literaten, nicht Dichter, wenn nicht ein Duft von Ewigkeit alle ihre Täglichkeit tränkte. Es ist keine Dichtung, die nicht von Unendlichkeit durchflutet wird. Jedoch, viele von diesen Meistern werden von der Ewigkeit gleichsam nur genetzt. Sie ragen von dem irdisch-bürgerlichen Boden nur bis an den Rand der ewigen Sphäre, und sie streicht nur eben sacht über ihren Scheitel, sie ragen nicht so hoch über den Boden ihres Tags, daß sie voll mit dem Haupte in die kosmische Region tauchen. Es ist, als ob der Boden, aus dem sie doch ihre Kraft und Fülle trinken, sie mit seinen Gewichten beschwert und bindet. Selten vernehmen wir in diesem 19. Jahrhundert, und gar nicht bei den typischen Vertretern seines bürgerlichen Menschen, letzte geistliche oder kosmische Klänge. Wer mit Zungen redet, gehört nicht wesenhaft dem 19. Jahrhundert an, und er wird nicht von ihm vernommen. Jene göttlich-geistliche Substanz, die jeder wahren Dichtung beigemischt ist, die sie erst zu Dichtung innerlichst erhöht, ist den meisten Dichtungen dieses Jahrhunderts nur in verhältnismäßig geringer Menge eingemengt. Religion, als eine die Gesamtheit der Nation durchtränkende Macht, ist verdunstet. Die mächtigsten Töne der Gläubigkeit dringen aus einer katholisch gebundenen Seele, der Droste. Das Bereich der protestantischen Orthodoxie oder überhaupt der protestantischen Gläubigkeit im engeren Sinne ist fast völlig unfruchtbar. Wohl sind fast alle bedeutenden Künstler des 19. Jahrhunderts Protestanten und aus protestantischer Geisteserde genährt, aber gewaltig neue Klänge protestantischen Gottesringens erschallen nicht. So gesehen, wirken selbst Gedichte wie „In Harmesnächten" oder verwandten Stücke Mörikes bei aller Innerlichkeit einigermaßen dünn.

Viele Schöpfer des 19. Jahrhunderts, wenn man sie im Geiste anschaut, scheinen wie um einen Kopf kürzer gewachsen, als die Natur sie angelegt hatte. Es ist, als ob die immer mehr zivilisatorisch rationalisierte Atmosphäre des Jahrhunderts sie hemmte und beengte. Nicht das Milieu, aber die Luft einer Epoche wirkt auf einen schöpferischen Menschen ein: es ist, als sei der Weltraum ihnen dicht verschalt, so daß nur dünner und spärlicher die obere Substanz durchzusintern vermag. Weil sie Dichter sind, so vermag das kosmische Element dennoch durchzudringen, indes die umwohnenden Menschen des Jahrhunderts — zumal in seiner zweiten Hälfte — raumlos leben, nur auf der Erde, nicht im Kosmos, und je älter das Jahrhundert wird, desto mehr. Es gilt das Gesetz: je höher die Unendlichkeit über dem Menschen aufgerissen ist, desto tiefer klafft er aufgerissen in sich selbst.

Aufgerissenheit — das ist es: sie fehlt diesen Dichtern. Um 1920 wurde „die ekstatische Forderung" erhoben; anders als ekstatisch durfte nicht mehr gedichtet werden. Das ist, selbstverständlich, eine lächerliche Zeittorheit, und wie der gesamte Tagspuk jener Jahre längst dahingefahren. Notwendig erschien es, dieser ekstatischen Narrheit die idyllische Macht entgegenzusetzen. Die Spanne der menschlichen Seele ist unendlich, unendlich vielfältig die Fülle ihrer Klänge, und nur die Borniertheit kann diese Unendlichkeit einschränken, kann die höchste Spannung der Seele von jedem und von jedem als dauernden Zustand fordern. Und mag man entgegnen, daß diese ekstatische Forderung eben entstand, weil die Ekstase solange geschwiegen hatte: wer die Geschehnisse des Geistes deuten will, muß sich außerhalb halten, nicht eingespannt in die Folge der Strömungen und Widerströmungen. Und so können wir auch nicht, gleichsam nachträglich, an jene hohe Bürgerdichtung des 19. Jahrhunderts die ekstatische Forderung erheben; es wäre genau so sinnlos, als ob beruhigtere Zeiten einst an unsere aufgewühlte Epoche die idyllische Forderung stellen würden. Ganz ein anderes aber ist es, unbeschadet Respekt und Verehrung, Andacht und Liebe, erkennen, was jenen Dichtern mangelt: eben jene letzten Höchstspannungen der Seele, die den hymnischen, ekstatischen, den prophetischen, tragischen und überhaupt den Dichter großen Formates macht. Hölderlin, Kleist, Büchner zucken auf, verschwinden

gleichsam hinter der Himmelsverschalung über dem Jahrhundert, und strahlen erst wieder auf, als sie geborsten ist. Mörike schreibt schon um 1825 einige kosmisch weite Gesänge von sanfter Ekstatik, die einzigen, mit denen er in die oberste Sphäre der Weltdichtung ragt, und gilt dann achtzig Jahre lang, und im Grunde eigentlich auch heute noch, ausschließlich als großer Idylliker. Und so bleibt auch Nietzsches orphisches, Hebbels dämonisches Wesen verborgen. So wird Goethe zu einem harmonischen Schönling verkleinlicht. So wird Luther zum Nichts-als-Hausvater, zum Verfasser des Ausspruchs von „Wein, Weib und Gesang" und bestenfalls zum theatralischen Verkündiger, dessen Standbilder auf Stadtplätzen und Gutestube-Kommoden ihr Wesen treiben. Es mangelt dieser Dichtkunst eine letzte Intensität, wie sie dem Wesen der bürgerlichen Natur vielleicht überhaupt ungemäß ist; es mangelt letzte Größe und Transzendenz, letzte Erschütterung und Schicksalhaftigkeit. Uns aber ist, als ob ein ungeheurer Hammer des Geschickes an das Gestelle und Gestänge der Erde unter uns geschlagen hat, daß es erschüttert fort bebt und bebt, und wir, wandelnd über diesem Rollen, horchen hinab und vernehmen wieder den unteren Ton, den taumelnden, von Schicksal und Tod und der letzten Bangnis des Weltalls. Vor vielen Jahren schloß Rudolf Borchardt die Vorrede zu dem „Buch Joram" mit dem Ausruf: „Wir sind der Appetite endlich satt; die Welt ist voll Hungers." Damals galt es wohl kaum, aber heut mag es wahr sein. Und letzten Endes ist es dies, was uns von dem 19. Jahrhundert scheidet: es ist ein Hunger in der Welt. Und selbst der Skeptiker, der durch Kenntnis der Geschichte und der menschlichen Seele seinen Optimismus eingebüßt hat, möchte, wider Vernunft und Einsicht, hoffen und glauben, daß die Menschheit zu glücklicheren und edleren Formen des Zusammenlebens sich erneuert. Aber wie dem auch immer sei —,

> „Gestaltung, Umgestaltung,
> Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung":

wir, in diesem Wend'-und-Anfang-Zeitalter, wissen nun, daß jenes eine Endzeit war, wir aber wohnen unmittelbar in Gestaltung, Umgestaltung, und uns ist, als vernähmen wir unmittelbar die Unterredung des ewig schaffenden Sinnes mit sich selbst. Und während langsam die Epoche, die uns bildete, während langsam auch die Gestalten und, langsamer, auch viele Gebilde der geliebten Meister zu entschwinden beginnen, fahren wir, indes neue Sternzeichen aus dem Firmament hervortreten, auf der Geschichtskaravelle dahin, neuen Morgen- und Abenddämmerungen entgegen.

Adolf Pichler redivivus

Von Alois Brandl (Berlin)

Tirol hat seit fast einem Jahrhundert eine blühende Literatur, auf der Süd- wie auf der Nordseite des Brenner; das ist dem Lande in seiner gegenwärtigen Not schon sehr zustatten gekommen. Die Literatur hat die Geister geweckt, mit Geschichte und Sage erfüllt und den Willen in Schwung gebracht; mit unsichtbaren Banden hält sie die Süd- und Nordgaue zusammen. Andreas Hofer ist mehr noch durch die Schriftsteller als durch die Volksüberlieferung lebendig geblieben, Walther von der Vogelweide überhaupt erst durch die Schriftsteller für das Gefühl des Volkes geschaffen worden. Da begreift man den Kult, den die Tiroler ihrem kräftigsten Gestalter des 20. Jahrhunderts zuwenden.

Adolf Pichler ist ein Vierteljahrhundert tot, und schon haben ihm seine Landsleute alle Ehren eines geistigen Führers erwiesen: sein lebensgroßes Denkmal steht in Innsbruck auf öffentlichem Platze, seine Werke sind in siebzehn Bänden gesammelt, und neuestens wurde auch sein Leben von zwei kundigen Männern in einem stattlichen Bande beschrieben, der zu einem Überblick über sein Schaffen einladet. Professor J. E. Wackernell, der an der Universität des Landes die deutsche Literaturgeschichte vertrat († 1920), hat sie begonnen, allerdings nur in der bescheidenen Form von Zeitungsartikeln, wozu ihn der „Tiroler Anzeiger" 1919 bei der Jahrhundertfeier von

Pichlers Geburtstag aufforderte; und A. Dörrer, der als Universitätsbibliothekar und Wackernells Schüler bereits in die Gilm-Forschung sich versenkt hatte, grub 1925 zur Vierteljahrhundertfeier von Pichlers Sterbetag die Blätter aus, fügte sie mit freier Hand zusammen und rundete sie zu einer Gesamtbiographie ab, die soeben im wohlbekannten Verlage Herder zu Freiburg i. Br. erschienen ist, 357 Seiten stark. Jetzt wäre noch eine Auslese nötig, um das Beste von seinen Versen, Erzählungen und Schildereien, namentlich aber von seiner Autobiographie in ein paar handlichen Bänden, hübsch und leicht erschwinglich den breiten Lesermassen in die Hand zu spielen, damit sich zu seinem Ruhme auch die lebendige Wirksamkeit geselle.

Der „Alte vom Berge" war so vielseitig, daß man drei Linien in seiner Entwicklung unterscheiden muß: eine dichterische, eine religiös-politische und eine naturwissenschaftliche. Alle drei hielt er gleichzeitig und beständig fest, verknüpfte sie aber in wechselnder Art und Stärke. Der Dichter in ihm gewann Gehalt und Feuer vom politischen und religiösen Denker, beide zugleich einen herrlichen Wirklichkeitssinn vom Naturforscher. In diesem geistigen Reichtum, den überdies ein gewaltiges Temperament durchglühte, liegt die Eigenart seiner Persönlichkeit. Nicht durch viel Anmut oder Musik der Form, sondern durch die Wucht persönlicher Auffassung hat er sich bisher literarische Geltung erworben und dürfte sich volkstümliche Geltung noch weiter erwerben. Den Biographen allerdings wurde dadurch die Aufgabe ungemein erschwert; alle Achtung, daß sie sich dennoch kühn und liebevoll daran gewagt haben!

Die Dichterlinie erhebt sich langsam und zögernd. Zunächst brachte er die Verse landsmännischer Kameraden an die Öffentlichkeit, im Sammelbändchen „Frühlieder aus Tirol" 1846; dann erst, als Dreißigjähriger, bot er einen Strauß von eigener Lyrik in selbständiger Ausgabe; als Vierzigjähriger druckte er sein erstes Bändchen schöngeistiger Prosa, und zwar sind es noch nicht Erzählungen, sondern sehr real gehaltene „Wanderungen"; als Fünfzigjähriger entdeckte er seine Lieblingsgattung und gewann die besten Erfolge mit den Versepen „Hexenmeister", „Fra Serafico" u. a. Die Meisterschaft fiel ihm nicht von selber zu; mit Kraft über die Umwelt und sich selber mußte er sie sich erarbeiten. Dann ein allmähliches Verebben der Phantasie, zu „Geschichten aus Tyrol" in ungebundener Rede und zu scharfer Epigrammatik, die noch einmal kurz vor seinem Hinscheiden aufflammte, weil ihm ein geschickter Verleger begegnete und durch flotte Drucklegung Freude bereitete. Eine Berglinie mit allmählichem Anstieg und weitgeschwungenem Abfall!

Ganz anders verlief seine religiös-politische Tätigkeit. Das Keckste, was er da schrieb, war sein erstes: das Hutten-Fragment von 1839 mit seiner tollburlesken Klostersatire und dem rückhaltlosen Gemütsausbruch des Helden über die Schmach des geistig geketteten Deutschland:

> Sonst waren Männer wir und frei,
> Da schuf die Freiheit den Gedanken,
> Und der Gedanke schuf die Werke
> Mit unbesiegter Gottesstärke.
> Jetzt ziehn wir ihm die engen Schranken – –
> Ich faß' das Schwert,
> Noch andre sind mir gleich bewehrt;
> Wir brechen uns über die Alpen Bahn
> Und stürmen frisch den Vatikan – –
> An einem Strick, den ein Deutscher gedreht,
> Ihr dann den Leo baumeln seht;
> In seine Tiara, da gießen wir Wein
> Und laden den Martin Luther ein!
> (Ges. W. XVI, 8 f.)

Auf die Kämpfe des Zwanzigjährigen mit dem Worte folgten, so bald wie möglich, die mit dem Schwerte, das er sich in den Märztagen des Jahres 1848 umgürtete; allerdings schwang er es nicht gegen Mitbürger, sondern gegen den äußeren Feind und half ihn im Süden an der alten Reichsgrenze beim Monte Baldo abwehren. Seine ersten selbständigen Veröffentlichungen überhaupt waren zwei Broschüren über dies Sturmjahr; mit freiheitstrunkenem Herzen hat er es mitgemacht und später einmal in der Kummerzeit der Reaktion bekannt, nur damals habe er eigentlich gelebt. Mit dem Höhepunkte hatte seine religiös-politische Linie begonnen, und was folgte, war ein langer Weg zu Tal; die Faust der Regierenden zwang ihn zu äußerer Zurückhaltung — noch mehr enttäuschte und verbitterte ihn im Innern die Gleichgültigkeit der Massen gegenüber den schwer errungenen Freiheitsgütern, der Wahnsinn der Überstarken, den sein real geschultes Medizinerauge nicht übersehen konnte, und die Feigheit der

Schwachen, die er für tapfere Kameraden gehalten hatte. Tirols Statthalter verwies ihn, der 1850 als Freiwilliger von echt großdeutschem Sinn nach Schleswig zur Verteidigung der Nordmark reiste, bedeutsam zur Ruhe. Durch ein Jahrzehnt verbarg sich das offene Wort der Freiheitsfreunde und ballte sich um so trotziger die Faust in der Tasche. Als dann das Bürgerministerium die Presse losband, war er der frohen und großzügigen Aktion entwöhnt; in vereinzelten Versanspielungen und Zeitungsnotizen entlud sich sein vergrabener Unmut durch kleine Stöße, und erst gegen Ende, als ihm Studenten und Jungdichter die schwarzrotgoldene Fahne zum achtzigsten Geburtstage vor das Fenster trugen, fand er wieder die Begeisterung, um sie leidenschaftlich zu umarmen. In trübe, schwere Zeiten war er gefallen, die den Wipfel ihm beugten und die Zweige zerzausten; niemand fiel es ein, dem Fünfzigjährigen ein Mandat anzubieten oder den Sechzigjährigen um ein systematisches Programm zu ersuchen, und der Siebzigjährige schien vielen fast die Partei gewechselt zu haben. Politisch ist seit 1850 fast durch ein halbes Jahrhundert ein Verebben nicht zu verkennen.

Ebenmäßig verlief dagegen seine naturwissenschaftliche Tätigkeit. Er hing an ihr von Jugend auf; um sie zu gewinnen, verließ er mit 23 Jahren das heimatliche Innsbruck, wo es damals noch keine medizinische Fakultät gab, und vertauschte die Alpenmatten für ein halbes Dutzend Jahre mit dem Seziersaal. Tiefer wirkte das Studium mit dem Messer und am Krankenbett auf seine Denkweise als man anzunehmen pflegt; es verwehrte dem Phantasievollen den Wunderglauben, es bewahrte den Freiheitsschwärmer vor Verstiegenheit, es stärkte seinen Realsinn für die zumeist charakteristischen Züge und Ausdrücke. Das Sturmjahr drängte ihn nur von der angewandten Naturwissenschaft zur beobachtenden, von der Medizin zur Geologie, und jahrzehntelang klopfte er jetzt, die schwere Steinbüchse auf dem Rücken, seine Heimatsberge ab, um die erste Formationskarte von Tirol zu entwerfen. Treulich führte er dann noch die Einzelforschung weiter, denn die Naturwissenschaft erwies sich ihm dankbar, sie gab ihm eine Lebensstellung und allmählich auch ein schönes Laboratorium, wo er noch kurz vor dem siebzigsten Geburtstag, der ihn pensionierte, in Experimenten schwelgte. Noch im letzten Jahrzehnt spürten in der Sommerfrische die Blumen und die Vögel den alten Sammler. Diese Linie verlief ihm zwar nie hoch, aber immer gerade, und damit hängt es zusammen, daß die Fachleute noch heute die von ihm eingebrachten Früchte achten und schätzen.

Wie sind nun die Biographen diesem reichen Schauen und Darstellen gerecht geworden?

Auf allen Gebieten haben sie ohne Zweifel die Fundamente, den Unterbau solide aufgeführt, so daß es spätere Pichler-Forscher leicht haben werden. Mit liebendem Fleiß sind sie seinem Lernen und Leisten, seinen Freundschaften und Fehden, seinem Gedeihen und Unglück nachgegangen. Mit sichtlichem Streben nach Objektivität haben sie auch das, was ihnen an Pichler weniger gefiel, in Hauptzügen angedeutet und aufgehellt, während sie gegenüber Nebendingen sich viel Zurückhaltung auferlegten, um womöglich keinen Streit im Lande aufkommen zu lassen, während der Feind auf dem Brenner steht. Sie haben nicht ihre eigene Überzeugung in dichterischen, kirchlichen und parteilichen Fragen völlig verhehlt; solches sacrificium intellectus wird kein Einsichtiger vom Historiker verlangen: Gibbon und Mommsen haben auch ihre persönlichen Überzeugungen durchblicken lassen, oft sogar recht deutlich, und doch sind sie als echte, große Geschichtschreiber anerkannt. Dem Ochsen, der da drischt — so steht in der Bibel —, soll man das Maul nicht verbinden, und dem Forscher, der da schreibt, soll man das Eigendenken nicht verwehren, sonst wird die Forschung geistlos, oder der Mann, der sie treiben soll, kehrt ihr verärgert den Rücken. Weg mit dem Argwohn gegenüber der Wissenschaft; so weit sind wir heutzutage, daß sie sich selber zu balancieren vermag. Das alte System hat hierin mit dem Polizeistock keine guten Erfahrungen gemacht; das neue System würde mit dem Vereinsknüppel keine besseren machen. Der erste und wichtigste Dank, den wir so eifrigen Biographen schulden, ist, daß wir ihnen die Lehrfreiheit gönnen. Reichlich haben sie zu Ergänzungen und im Notfall zu Berichtigungen auf friedlichem Wege das Material angedeutet, und nochmals ist es als das Hauptverdienst des Buches zu bezeichnen, daß es

zu weiterer Forschung auf Schritt und Tritt eine solide Unterlage bietet.

Am besten sind ihnen, wie zu erwarten, die literarischen Partien gelungen. So groß war der Mangel an Vorarbeiten auch in dieser Hinsicht, daß man sich da und dort gedrängt, ja verpflichtet fühlt, die Achsel mit ans Rad zu legen. Das zeigt sich gleich zu Anfang, wo es sich um die Ausdeutung des Hutten-Fragmentes handelt. Auf Seite 12 lesen wir darüber, Pichler habe sich mit seinen Freunden „eine Art Protestantismus eingerichtet", der jedoch „nur zu etlichen derben Szenenbruchstücken" führte, mehr im Stil der Posse als des ernsten Dramas. Ist dies nicht übertrieben und zugleich geringschätzig? Umgebung ist für einen Dichter der Vergangenheit, ja schon der Halbvergangenheit, immer der beste Kommentar. Wie verhielten sich zu diesen Rebellenversen Pichlers Lehrer und Gönner? Unser erster Blick fällt dabei auf Alois Flir, der als Professor der Ästhetik, als hervorragender Gelehrter und als warmherziger Menschenkenner den größten Einfluß auf ihn hatte. Flir war es, der in seinen Hamlet-Briefen zeigte, daß der bekannte Monolog des Dänenprinzen über „Sein oder Nichtsein" in den landläufigen Ausgaben nicht an der ursprünglichen Stelle stehen kann; Shakespeare müsse ihn natürlicherweise gleich nach der ersten Offenbarung des Geistes an den jungen Hamlet gebracht haben, der dadurch auf Selbstmordgedanken gerät; wenige Jahre später kam die erste Ausgabe des Hamlet-Dramas von 1603 an den Tag, und siehe da: Flir hatte recht! Von diesem gescheiten Flir, einem Vater der Studenten, besitzen wir nun einen Brief an „meinen lieben Herrn Pichler", datiert vom 31. Jänner 1845 und abgedruckt in seinen „Briefen aus Innsbruck, Frankfurt und Wien 1825—1853" (Innsbruck 1865), um diesem zu melden, wie Flir kraft seines Amtes als Professor der Ästhetik die „Frühlieder" von der Zensur frei bekam. Weit entfernt, Pichler wegen seiner individuellen Ansichten tadeln oder zügeln zu wollen, fügte er hinzu: „Unter uns gesagt, wünsche ich, daß Sie auch von Ihnen einige Gedichte beilegen, und zwar gehaltvollere, ernstere, als Ballast für das schwebende, gar zu leichte Schifflein" (S. 156). Flir selbst dachte damals, wie er selber erklärt, republikanisch und wandte sich erst später zur konstitutionellen Monarchie. Er hatte seine schweren Bedenken an Österreichs Existenzfähigkeit und betrachtete es als selbstverständlich, daß dessen Alpenländer einmal an Deutschland zurückfallen müßten. Und dieser Alois Flir war ein hochangesehener Geistlicher, den das ordnungsliebende Oberinntal unter dem Beifall des Klerus als Abgeordneten nach Frankfurt wählte und den später die Kurie nach Rom hinein holte, wo er leider zu früh starb, um den ihm zugedachten Kardinalshut zu erlangen. Derselbe Flir schrieb seinen Freunden am Inn, er unterziehe sich dem Zölibat „aus Liebe zur Menschheit", ohne ein Wort über geistlichen Gehorsam und kirchliche Organisation zu verlieren. Er gehörte eben zur Josephinischen Geistlichkeit, deren Art und Wesenheit heute fast vergessen ist und erst in einer Vorstudie zu Pichler gründlich zu beschreiben wäre, um dessen freie Frühgedanken ins richtige Licht zu setzen. Ein anderer Geistlicher aus Pichlers damaligem Kreise und sogar aus seiner Verwandtschaft war der Kaplan Sebastian Ruf, der Verfasser noch heute geschätzter Schriften über Geistesstörungen; er dachte so rationell, daß ihn David Friedrich Strauß, der Verfasser des damals viel gelesenen „Leben Jesu", besuchte, und dennoch genoß der „Wastel" bei Kollegen und Laien tadellose Hochachtung. Erst durch die Torheiten der Revolutionäre vom Oktober 1848 änderte sich dies Verhältnis. Von Protest gegen Mängel Roms nach Art dieser Männer kann man in Pichlers Hutten-Fragment reichlich reden, aber nicht von einem Protestantismus außerrömischen Standpunktes.

Julie Gredler hieß Pichlers Jugendliebe in Wien; er selber nannte sie Emma und hat das Erlebnis mit mehr Dichtung als Wahrheit geschildert. Sie wurde nicht die Seine, und er selbst hat mir einmal ohne besondere Trauer gesagt: Hinterdrein ist noch jeder Liebhaber, dem die Angebetete einen Korb gab, ihr dankbar gewesen. Für Emma war sie sein Modell, aber bei verschiedenen anderen Liebesszenen Pichlers wieder an diese Julie zu denken, ist mißlich. Vorher schon hatte er z. B. das Wirtstöchterchen „Bogner Burgele" in Absam gern gesehen und ihr, wenn er vorüber wanderte, Kußhändchen zugeworfen. An sie und ihre Umgebung erinnert die gastliche Wirtshausschilderung mit

Kaffeetisch und blanken Kannen und erhitztem Wanderer im Epos „Der Teufelmaler" (Ges. W. XIV, 61), und Abbilder ihres tirolisch prächtigen Familienlebens mögen noch öfters in seinen Geschichten durchschimmern. Noch stärker ist wohl der literarische Einschlag in Pichlers Erotik anzusetzen. Die Geliebte in seinen „Elegien" trägt mehr Züge von der Cynthia des Properz, den er ja öfters bewundernd anzieht, als von seiner Frau, an die wir nach Angabe seiner Biographie (S.158) wesentlich zu denken hätten. Durch Flir persönlich und durch Platen literarisch war er stark in die Schule der Klassiker geschickt worden; in ihrem Hexameter hat er sich zeitlebens mit Vorliebe bewegt; mancherlei Gutes über die klassischen Elemente in seinen „Hymnen" steht bereits in der Biographie; alles darüber zu sagen wäre lohnende Aufgabe für einen Monographen.

Der „Hexenmeister" ist von Wackernell auf eine Anregung aus Lenaus „Marionetten" zurückgeführt worden. Wackernell hat sich dabei, wie es scheint, an spätere Gesamtausgaben von Lenau gehalten, nicht an frühe Erstlingsausgaben, die doch dem jungen Pichler näher lagen. Ich habe die von 1832 vor mir, ein kleines Bändchen, in dem die „Marionetten" noch fehlen, aber dafür andere Gedichte näher zu Pichler stimmen. Der Gebirgsmagier z. B., wie er von Pichler als Hexenmeister vorgeführt wird, sticht wesentlich ab vom Pessimisten, der in den „Marionetten" spielt, und auch seine Umgebung ist weniger düster; als abgeklärter Greis tritt er vor uns, gewährt seinem Besucher während eines Hochgewitters körperliche und geistige Labung und ist insofern mehr mit der Hauptperson von Lenaus „Wanderer" verwandt, wie er in der Ausgabe von 1832 auf Seite 151 erscheint. Wackernell hat nicht verkannt, daß überhaupt das Leidenschaftswesen der Pichlerischen Epen mit dem der Lenauischen zusammenhängt; immerhin ist den Übereinstimmungen im einzelnen noch genauer nachzugehen. Eine zweite Versgeschichte im Lenau von 1832 ist betitelt „Robert und der Invalide" (S. 192); da spricht ein enttäuschter Veteran zu einem schlichten Bauern und enthüllt ihm seinen inneren Zwiespalt. Abermals bietet uns Pichler dazu eine Parallele im Epos „Der Student" (1872); nur hat der Tiroler zwischen die beiden Sprecher einen bettelnden Geistlichen geschoben, und dieser sieht durchaus nicht tirolisch aus, sondern völlig wie ein Abbild des „Geldgierigen Pfaffen", wie er bei Lenau 1832 in einem eigenen, später ausgelassenen Gedichte unter dieser Überschrift vorkommt (S. 11). Sehr freie Mischung von Gestalten aus Lenau ist also bei Pichler zu beobachten. Ein weiteres Beispiel von Verwandtschaft der beiden Dichter betrifft die berühmte Skizze „Heideschenke", wo in den wilden Tanz der Wirtshäusler plötzlich Soldaten einbrechen (Aufl. 1832, S. 199); Ähnliches schilderte Pichler im „Totentanz" (1872), wo Tiroler statt der Räuber das Wirtshaus besetzt halten und Franzosen statt der Gendarmen sie überfallen. Genug hier der Beispiele. Nicht umsonst hat Pichler in einem seiner Epigramme die Schilflieder Lenaus bewundernd angezogen. Hinter den abgerissenen Bildern Lenaus aber standen literarhistorisch die Romanzen Byrons, hinter dem Bauern Robert und dem weltschmerzlichen Invaliden erheben sich die Schatten des Manfred und des Alpenjägers auf dem Gletscher; eine mächtige Poesiewelle aus dem Westen schlug durch den umflorten Ungarn auf den natürlichen Tiroler und befruchtete seine Phantasie ausschlaggebend.

Durch geraume Zeit ist Pichler auch sonst dem Ton von Vorgängern treu geblieben. So fesselte ihn einige Jahre später der hohe Renaissancestil Dantes, was besonders in „Fra Serafico" zum Ausdruck gelangte. Rhythmik und Linienführung auswärtiger Meister hat er innig in sich aufgenommen, zu großem Vorteil für die eigene Kunst, während er doch in der Wahl von Umgebung, Sitte und charakteristischen Wörtern ostentativ seine tiroler Herkunft betätigte. Das stimmt zu dem zweierlei Leben, das man in der Wirklichkeit an ihm erkennen konnte. Auf dem Söller eines echten unterinntaler Bauernhauses, worin er am Achensee Sommerfrische hielt, sah man ihn stundenlang auf und ab gehen, in Hemdärmeln oder einem wollenen Spenzer nach Bauernart, und manchmal rief er einem Einheimischen, der vorüberging, im Dialekt eine Scherzrede zu; aber dabei murmelte er Verse aus seinen Lieblingsautoren, „uralter Dichter goldenes Wort" und bewegte sich geistig in fernen Zonen und Zeiten, bis die Musik der gelesenen Geister ihn überkam und er den Saum der Muse zu haschen vermochte.

Daher gehört es zu einer richtigen Vorstellung von seinem Gesamtwesen, daß seine ungemeine Lernbegierde nicht bloß gegenüber antiken und deutschen, sondern auch gegenüber modernen Fremdlandautoren betont wird; er hatte deren Hauptschriftsteller schon in früheren Jahren aufmerksam gelesen, nutzte jede Gelegenheit, um durch Bücher und Zeitschriften mehr über sie zu erfahren, und konnte nie genug mündliche oder briefliche Berichte von Reisenden bekommen. Ein Verzeichnis seiner Belesenheit im Italienischen, Französischen, Englischen würde sehr umfangreich ausfallen; er war überzeugt, die allgemeinste Bildung müsse der Dichter haben, und mit rastlosem Fleiße hat er danach gerungen; niemals traf man ihn auf der Waldstreife oder im Fischerboot ohne respektabeln Versband. Als Kosmopolit inmitten der Hochgebirgseinsamkeit ist er am innerlichsten zu verstehen.

Weniger als die literarischen Probleme sind die religiös-sittlichen an Pichler durch seine Biographen hervorgehoben worden. Das ist in der Sache begründet, denn auf letzterem Gebiete wirkte er nicht eigentlich schöpferisch; durch spezifisch tirolische Verhältnisse und Geschehnisse ließ er sich auf Grundfragen bringen, ohne sie jedoch systematisch auszudenken. Zugleich rechnen die Biographen vorsichtig mit verschiedenen seiner Briefwechsel, die noch nicht gedruckt sind und viel Ausbeute versprechen. Vollends mußten sie sich kurz fassen betreffs seiner naturwissenschaftlichen Errungenschaften, weil sie auf diesem Gebiete nicht Fachmänner waren. Mannigfache Forscherkreise haben also noch Gelegenheit, sich durch Wackernell und Dörrer zu weiterer Arbeit über ihn anregen zu lassen. Wird er so leicht auszuschöpfen sein? Seelen, die derart von der Natur begnadet und vom Leben geprüft wurden, haben wunderbare Tiefen. Bereits sieht man, indem der literarische Staub des 19. Jahrhunderts allmählich zu Boden sinkt, daß er als ein Recke aufrecht bleibt und an Interesse nicht verliert, sondern gewinnt. Das Tirolertum hat an ihm, dem Großdeutschen und Weltbürger, einen Verklärer auf die Dauer gefunden, und gut kann es ihn gerade in den gegenwärtigen Stürmen gebrauchen. Für ganz Deutschland aber ist es wichtig, daß auf der Gemsenwacht seiner Südgrenze ein treuer Eckart waltet.

Leben Georg Trakls

Von Paul Wiegler (Wien)

Erinnerung an Georg Trakl. Innsbruck 1926, Brenner-Verlag. 204 S.
Die Dichtungen von Georg Trakl. Erste Gesamtausgabe. Leipzig, Kurt Wolff.

Georg Trakl, viertes unter sechs Kindern des Eisenhändlers Tobias Trakl in Salzburg und seiner Frau Maria, die eine geborene Halik ist, also (wohl über Wien hinweg) tschechischer Herkunft. In „Sebastian im Traum", diesen zarten und dunklen Versen, spricht er von „des Vaters Stille, da er im Schlaf die dämmernde Wendeltreppe hinabstieg"; und von der Mutter, an deren „frierender Hand" er „abends über Sankt Peters herbstlichen Friedhof" ging. Oder die „harte Hand" des Vaters führt ihn den Kalvarienberg hinan, und ihm (die Trakls sind Protestanten) zeigt sich in den Felsennischen die blaue Christusgestalt. Stets wirken die Eindrücke der Jugend, wirkt Salzburg in ihm nach. Auf einer Ansichtskarte von dort, Sankt Sebastian mit Friedhof, nennt er es, 1912, die „verstorbene Stadt": „Das Edle hat hier schon den Lorbeer um die weiße Schläfe." Und in seiner Lyrik ist die steinerne Fontäne des Residenzplatzes („Rösser tauchen aus dem Brunnen"), der Garten von Mirabell, von Sonatenklängen mozartisch umtönt, das Schloß Hellbrunn (das zauberische Gedicht von den drei Teichen), der Mönchsberg. Aber in „Traum und Umnachtung", der halluzinatorischen Selbstbiographie, brechen die Stigmen eines Doppellebens auf. Der junge Salzburger hat Gesichte von „Krankheit, Schrecken und Finsternis", von Kröte, Ratten und Leichenkammer, „ein flammender Wolf", verbirgt er sich vor der

Mutter, und er fühlt den „Fluch des entarteten Geschlechts".

Dieser Scheue, Abseitige wird, als er in der siebten Gymnasialklasse durchfällt, von seinem Vater zum Apotheker gemacht, ist Praktikant, gerät in den Kreis um das Theater, versucht sich mit zwei Stücken, „Totentag" und „Fata Morgana", und studiert in Wien Pharmazie. 1909, mit einundzwanzig, schreibt er aus Salzburg: „Wie lange werde ich noch in dieser verfluchten Stadt verziehen müssen? Alles kommt auf die Stunde an, und ich sitze hier und verbrenne vor Ungeduld und Wüten gegen mich selbst. Das Schicksal scheint mir idiotisch, das mich nicht besser verwertet." Zwei Examina. Als Magister der Pharmazie ist er nochmals in Salzburg angestellt worden; er erträgt den Kundendienst nicht, und so tritt er, im militärischen Dienst aktiviert, bei der innsbrucker Garnisonsapotheke ein. Schon in seinem Freiwilligenjahr hat er in Innsbruck gewohnt, „östlich des Bahnhofs, in der Nähe einer Kaserne, in einem kommunen neuen Haus, das zwischen seinen Feuermauern allein, ohne Nachbarschaft, dastand, mit Ausblick auf ein Maisfeld". Er haßt auch Innsbruck. „Ich hätte mir nie gedacht," schreibt er April 1912, „daß ich diese für sich schon schwere Zeit in der brutalsten und gemeinsten Stadt würde verleben müssen, die auf dieser beladenen und verfluchten Welt existiert. Und wenn ich dazu denke, daß mich ein fremder Wille vielleicht ein Jahrzehnt hier leiden lassen wird, kann ich in einen Tränenkrampf trostlosester Hoffnungslosigkeit verfallen. Wozu die Plage? Ich werde endlich doch immer ein armer Kaspar Hauser bleiben." Er läßt sich in die Reserve übersetzen, hat in einem wiener Ministerium „ein unbesoldetes Amt, das reichlich ekelhaft ist", und flieht seines „Helian" wegen zurück nach Innsbruck, wo ihn die Gruppe um den „Brenner" aufnimmt. Ludwig Ficker sammelt für ihn eine Freundesspende. Er reist nach Venedig, nach Berlin, an den Gardasee. Er hat jetzt eine starre, „fast bösartige" Physiognomie, „derb wie bei einem Arbeiter"; „der Mund öffnete sich kaum, wenn er sprach, und unheimlich funkelten nur manchmal die Augen". Er ist verschlossen und, nicht nur beim roten Tiroler (von dem er zehn Viertel hintereinander trinkt), gewaltsam. Seine Körperkraft lockt ihn zu Exzessen. Tierquälerei, Betrug, Schacher rufen seinen wilden Zorn hervor. Er ist gut zum Volk, und er verteidigt gegen Dallago die Gotteskindschaft Jesu. Die letzten Bücher, deren er sich entäußert, sind die Werke Dostojewskijs. Ein Freimädchen nennt er Sonja. Tief ist seine Empfindung für seine Schwester, deren Augenbogen und „schmales Lächeln" er liebt, und die ihm in seinen Träumen zum „flammenden Dämon" wird (Schulbeispiel für Psychoanalyse). Sie bildet sich zur Pianistin aus, heiratet mit achtzehn, erkrankt 1914 in Berlin, wo er sie sieht, nach einer Fehlgeburt, und erschießt sich 1917.

Vor dem Krieg will er nach Borneo auswandern oder als Medikamentenbeamter nach Albanien. Im August 1914 verläßt er als Medikamentenakzessist im Leutnantsrang mit einer Sanitätskolonne den innsbrucker Hauptbahnhof, im Viehwaggon, auf der Kappe „eine rote und bei jedem Abschiedsnicken fast gespenstisch nickende Nelke". Vier Wochen Märsche durch Galizien. Die Schlacht bei Grodek; Vision seines letzten Gedichts. Er hat, ohne ärztliche Assistenz, in einer Scheune 90 Schwerverwundete. Das Grauen jagt ihn hinaus. An den Bäumen hangen justifizierte Ruthenen; einer legt sich selbst die Schlinge um den Hals. An einem der nächsten Abende, beim Rückzug, steht Trakl plötzlich auf, stammelt, er könne nicht weiterleben, man solle entschuldigen, er müsse sich erschießen. Kameraden reißen ihm die Pistole fort. Er tut wieder Dienst. In einem jüdischen Gasthaus in Limanowa trifft ihn ein Arzt. „Er schien etwas gedunsen und unstet, die Stimme heiser." Er redet über Verlaine und Rimbaud. Er wird nach Krakau ins Garnisonsspital abkommandiert, zur Beobachtung seines Geisteszustandes. Er hat die Furcht, wegen Mutlosigkeit vor dem Feind vom Kriegsgericht bestraft zu werden. Ein Leutnant von den Windischgrätz-Dragonern, delirium tremens, teilt das Zimmer mit ihm und ist unverschämt gegen Trakls Burschen, den blassen, kränklichen Bergmann Matthias Roth aus Hallstatt, der seinen Herrn mit Hundestreue verehrt. Trakl ist erschöpft, zerrüttet. Er, der 1913 eine Veronalvergiftung hatte, hat Gifte bei sich. Er liegt bewußtlos in einer Zelle. Am Abend des 3. November späht Roth durch ein Guckloch. Die Brust

Trakls hebt sich ungestüm. Am Morgen des 4. November wird er tot gefunden. „Der Tod ist so furchtbar", hat er einmal zu Däubler gesagt, „weil ein Sturz, daß alles, was ihm vorausgehen oder folgen mag, geringfügig bleibt. Wir fallen in ein Unfaßbar-Schwarzes. Wie könnte das Sterben, die Sekunde zur Ewigkeit, kurz sein?" Ein Engel mit kotgefleckten Flügeln, der Engel aus seinem grandiosen Psalm, neigt sich über Georg Trakl.

Das Sterben der Sprache

Von Paul Fechter (Berlin)

Frühere Generationen haben sich den Kopf zerbrochen über den Ursprung der Sprache. Unsere Aufgabe wird es sein, dem Sterben der Sprache nachzugehen, den ungeheuren Umwandlungsprozeß aufzuzeigen, den sie im letzten Jahrhundert in den wesentlichsten ihrer Funktionen wieder einmal erlitten hat.

Sprache im ursprünglichen Sinn ist eine Form menschlicher Lebensäußerung zum Zweck der Auswirkung, Vollendung und des Auffaßbarmachens innerer, seelischer Lebensvorgänge. Sie ist zunächst nicht Mittel der Verständigung sondern persönliche Angelegenheit des Einzelnen. Das Kind singt und redet seine unverständlichen Worte auch wenn es für sich allein ist. Es stößt seine Töne aus, um sein inneres Leben ganz wirklich zu machen, redet sein Kauderwelsch, weil es sich oder etwas von sich, ein Gefühl, eine Spannung, irgendeinen dunkeln Drang im Hörbaren wirklich machen will, aus seiner dunkeln Innenwelt in eine nicht nur ihm gehörende objektive Wirklichkeit stellen will. Am Anfang der Sprache steht nicht das Wort, sondern der Ton, der Schrei, das Lallen — etwas das auch objektiviert, weil es nichts „bedeutet", noch im Bannkreis des Einzelnen, im Individuum verbleibt.

Man könnte geneigt sein, diese ursprüngliche Funktion der Sprache Ausdrucksfunktion zu nennen, wenn das Wort nicht schon unter dem Schatten einer Objektivierungstendenz gegenüber der eigenen Person stände. Erst jenseits von ihr setzt die zweite ein, werden die Laute wichtig als Mittel einer Verbindung von Ich und Du. Der Schrei, der ursprünglich seinen Sinn und seine Rechtfertigung in sich selbst trägt, wird jetzt zum Ruf — nach dem andern, das Lallen zum ersten primitiven Darstellungsversuch eines seelischen Vorgangs für einen andern. Leben will zu anderem Leben, Gefühl will zu seinesgleichen. Die Ausdrucksfunktion wird Verständigungsfunktion; der Ruf, das Lallen wird erster Ansatz zur Sprache.

An welchem Punkt den Menschen zuerst diese fremde Fühlung beschlich, daß er Laute formte, die nun etwas außer ihm Seiendes als ihn angehend bezeichnen sollten, darüber läßt sich kaum etwas wissen. Die Stelle, an der neben das drängende Gefühl der unfühlend fassende Intellekt, der Geist, tritt, wird wohl niemals aufzuhellen sein. Wir müssen uns mit der Tatsache begnügen, daß von einem bestimmten Punkt ab die Sprache eine zweite Funktion bekommt, nämlich die der Verständigung, und daß von dem Moment an das Reich der Objektivität, des Sachlichen, des Begriffs und damit des selbständigen Worts beginnt. Die Sprache, bis dahin Erscheinungsform und Erscheinungsweise des inneren Lebens, wird jetzt ihrem eigenen Zweck der Bezeichnung, der Verständigung unterstellt, vom Menschen abgelöst und sich selbst überlassen. Sie beginnt ihren eigenen Weg, der sie immer weiter vom gefühlten Leben entfernt, — bis ihr zuletzt kein Rückweg mehr offensteht, keine Regeneration mehr möglich ist, und eben das eintritt, was man das Sterben der Worte, der Sprache nennen kann.

*

Dieser Prozeß setzt ungefähr in dem Augenblick ein, in dem Sprache nicht mehr als unmittelbare Lebensfunktion aufgefaßt wird, sondern als etwas Objektives, für sich Seiendes, das der einzelne Mensch nicht von Natur besitzt, sondern an dem er erst allmählich durch Aufnehmen von außen Teil bekommt. Von dem Moment an, da die Sprache nicht mehr etwas jeweils aus dem Leben Wachsendes ist, sondern etwas, das als fertige Totalität und objektiver Besitz aller vorhanden ist, — von dem

Augenblick an beginnt genau genommen ihr Sterben. Denn von da an wird sie nicht mehr, jeweils im Moment lebendig neu geschaffen; sondern sie wird *angewendet*. Die Worte werden als Bezeichnungen gebraucht, als indirekte, nicht mehr als direkte Lebensäußerungen. Und das vertragen sie sehr schlecht. Sie werden zuerst abgenutzt, dann verschlissen und zuletzt fortgeworfen und vergessen. Zuweilen kommt ein Mensch, reißt solch ein totes Wort in sich hinein und erfüllt es mit seiner Lebendigkeit, also daß es zu neuem Leben erwacht: es bleibt aber ein Scheinleben oder besser ein privates Leben. Es ist, als ob ein Einzelteilchen der Sprache noch einmal in seinen alten ursprünglichen Sinn zurückgekehrt und neu erstanden wäre, damit aber nun fremd mit einem nur persönlichen Leben erfüllt in einer Sprachwelt steht, die in der Hauptsache nur noch von der Konvention der allgemeinen Sachlichkeit lebt.

Es gibt eine Stelle, an der sich das Verhängnis, unter dem die Sprache steht, sehr deutlich enthüllt, und an der vielleicht am klarsten wird, was hier unter der Formel vom Sterben der Sprache verstanden sein soll. Das ist die Schule. Ihr Zweck ist Erziehung durch Übermittlung von Wissen aller Art. Das heißt, der Schüler bekommt dort Kenntnisse und Anweisungen zu Kenntnissen mit Hilfe von Worten, und zuweilen bekommt er überhaupt nur Worte, nämlich in den fremden Sprachen, die er erlernt. Bis zur Schule lernt das Kind sprechen; auf der Schule lernt es Sprachen — und eigentlich lernt es auch von andern Wissensgebieten und Erziehungsprovinzen wesentlich das Sprachliche. Es bekommt, da es sich um Übermittlung von Wissen handelt, Worte, in denen dieses Wissen niedergelegt ist. Das ist legitim, solange es sich um mehr oder weniger konkrete Gebiete handelt, um Naturwissenschaften, um Geschichte, selbst um Sprachen. Es wird gefährlich sobald zur Übermittlung des Objektiven ein Wertendes, Seelisches oder Geistiges tritt. Und das ist sehr oft der Fall. Die Schule gibt dem Schüler nicht nur das Objekt des Wissens; sie liefert ihm auch die fertige Kritik dazu. Sie bringt ihm nicht nur Kenntnisse bei sondern auch Meinung, Urteil, Haltung gegenüber diesen Kenntnissen, obwohl diese Meinung, dieses Urteil nicht die seinen sind, sondern die eines anderen. An diesem Punkte aber werden Worte nicht mehr legitim auf Grund der zweckmäßigen Vermittlungsfunktion der Sprache weitergegeben, sondern illegitim. Beim Lehrer ist das Urteil, das er fällt, Ausdruck und ein Teil seines Lebens; der Schüler aber empfängt lediglich Worte, zu denen er die ihrem Sinn entsprechende seelische, urteilende Lebensfunktion nicht bereit hat, und denen zugleich die Unterlage des Sachlichen, das die Vermittlung auf anderen Gebieten rechtfertigt, fehlt. Er bekommt einen fertigen Wertungssatz, dessen Leben auf etwas beruht, was er, der Schüler, noch nicht hat. Er muß den Satz trotzdem übernehmen: die Konsequenz ist, daß er als etwas Totes, weder von Gegenständlichem noch von lebendigem Gefühl Getragenes in ihn hineingelegt und wieder von ihm verlangt wird.

Dies ist der Punkt, an dem die Sprache das tötende Gift empfängt. Hier wird nicht ein Wort zum Zweck der Bezeichnung eines Wissensgegenstandes in einen werdenden Intellekt gelegt, sondern das Endergebnis eines komplizierten seelischen Vorgangs wird ohne jedes Vorhandensein einer ihm entsprechenden Voraussetzung in eine werdende Seele gesenkt. Die Seele wird durch die verlangte Anwendung dieser ungetragenen Worte gezwungen, eine unlebendige, unorganische, eine tote Funktion zu begehen. Es geht in ihr nichts vor, das der Wiederanwendung, der Wiederholung des erlernten Urteils in irgendeiner Weise entspräche. Das innere Bild des jungen Menschen ist dem Wortbild, das er durch den Mißbrauch fremden Seelengutes vor sich hinstellt, durch nichts verbunden. Infolgedessen entsteht in seiner Seele etwas wie eine tote Schicht, die, einmal geschaffen, sich dauernd als trennendes Etwas zwischen den Lebenskern und die Lebensäußerung im Wort schiebt. An dieser Stelle wird der schauspielerische Mensch, der unwirkliche, das Gegenteil des seienden Menschen geboren. Die toten Worte, die der jungen Seele in bester Absicht eingeimpft werden, verlieren nicht nur ihr eigenes Leben, sondern sie morden zugleich zum wenigsten einen Teil der Seele, in die sie hineingeworfen werden.

Hier liegt der eigentliche Infektionsherd für die Sprache. Das Wort stirbt nur zum kleineren Teil durch Abnutzung, zum größeren durch diese Abtrennung von seinem Urquell, der Seele. Es liegt

eine tiefe Ironie darin, daß gerade eine Zeit, die alle innere Kultur immer noch in einer Kultur der Sprache vereinigt sieht, durch das Weiterreichen eben dieser Kultur selbst zum Mörder an dem Medium wird, in dem sich ihr diese Kultur verwirklicht. Die Schule ist nicht das schuldige sondern nur das unschuldige Werkzeug in diesem Prozeß, obwohl sie eigentlich nicht nur die Sprache sondern, was viel schlimmer ist, auf dem Umweg über die Sprache, die Seelen mordet.

Denn das ist das Unheimliche an diesem Vorgang: daß die innere Falschheit, auf der er beruht, das Unnatürliche nach beiden Seiten, nach oben wie nach unten wirkt. Das Wort stirbt an diesem Mißbrauch, zugleich aber stirbt etwas von der Seele am Wort. Jedes Wort, das ohne den tragenden Rückhalt des ihm entsprechenden inneren Vorgangs von außen her in einen Menschen gelegt wird, tötet, wenn es von dem mit ihm Verseuchten wieder angewendet wird, ein Stückchen seiner Seele, macht aus einem Menschen einen Affen. Das Kind, das ohne Verstehen die Worte der Erwachsenen übernimmt, tut dies, um dadurch ähnliche Kräfte in sich zu probieren und damit zu aktivieren. Der junge Mensch, der ein fremdes Urteil, eine fremde Gefühlsaussage übernimmt, macht damit nichts in sich lebendig, weil er kein Kind mehr ist, sondern tötet das Wort und zugleich etwas von sich selber, aus dem dies Wort später einmal vielleicht ähnlich, vielleicht vollkommen anders an seinem Platze hätte entstehen können.

Diese Wechselwirkung zwischen Wort und Seele, diese gegenseitige Vergiftung ist einer der unheimlichsten Prozesse auf dem Abenteurerweg des Lebens. Es wäre lächerlich, verlangen zu wollen, daß darum jeder Versuch einer Wegabkürzung für die nächste Generation durch Übertragung von Erfahrungen vermieden werde, nur weil diese Möglichkeit des Ertötens von Seele und Sprache besteht. Das Faktum aber müssen wir feststellen. Wir müssen sehend die Gefahr auf uns nehmen, in der Hoffnung, daß eine gesteigerte Bewußtheit später rückwärts von den Worten zur Seele und vorwärts von der Seele zu den Worten, neue Verbindungslinien über den toten Raum hinweg schafft. Opfer müssen fallen; es werden aber um so weniger sein, je mehr wir uns den Prozeß, seinen Ablauf, seine Ursachen und die Gefahrenbezirke der toten Worte und der toten Seelen zum Bewußtsein bringen.

*

Diese Gefahrenbezirke tun sich zunächst naturgemäß überall da auf, wo Menschen mit Bildungselementen in Berührung kommen, zu denen sie noch keine natürliche Beziehung haben. Ein großer Teil der Zerstörungen am lebendigen Volkstum, der unheimlichen äußeren Angleichung des sich im Sprachlichen darstellenden Erscheinungsbildes der Menschen bei heimlicher innerer Ungleichheit kommt auf das Schuldkonto dieser Bildung der toten Worte, die die Schulen auf allen nicht rein sachlichen Gebieten, ob sie wollen oder nicht, pflegen müssen. Der Schrei nach Analphabeten, den man halb im Scherz schon des öfteren erheben hört, entspringt nicht nur der Ablehnung von Wissen an falschem Platz und von falscher Halbbildung, sondern wächst auf der Ahnung, daß das Alphabetentum im letzten Grunde Mord der Völker an sich selber, an dem heiligen Gut ihrer lebendigen Seele und damit ihrer lebendigen Sprache ist.

Die Schule steht hier sozusagen vor einem tragischen Konflikt. Sie wird in vielen Fällen selbst um die eigene verheerende Wirkung wissen; sie sieht das Böse und muß trotzdem die Opfer bejahen, um über ihnen den Wenigen, die stark genug sind, den Weg zum Überholen der Väter zu ebnen — was immer das letzte Ziel jeder Erziehung bleiben muß. Viel gefährlicher liegt der Fall da, wo Worte ohne diese Rechtfertigung schon als tote Worte benutzt und entweder ohne Rücksicht oder gar mit bewußter Absicht in fremde Seelen geworfen werden. Der größte Teil dessen, was man Unterhaltung nennt, ist solch eine lässige Zerstörung; jeder baut mit totem, ihm nicht gehörendem Wortgut vor dem andern das Bild einer Seele auf, die ihm de facto nicht gehört, um hinter diesem Porträt seine Wirklichkeit zu verbergen. Der Partner stellt dem in gleicher Weise ein entsprechendes Schattenbild entgegen, dasselbe imaginäre Porträt seiner selbst, gewoben aus Furcht vor dem anderen und Hoffnung, eventuell einmal diesem Porträt ähnlich zu werden. Die Rückwirkung dieses Gebrauchs fremder, toter Worte auf das Hinübergleiten vom

Wesen ins Schauspiel, die ganze zerstörende Arbeit, die jeder damit selbst am eigenen (und am fremden) Sein leistet, indem er die Wirklichkeit ins bloße Darstellen hinüberspielt, wird hier in fast grotesker Form sichtbar, weil selten einer oder gar beide Partner jenseits dieses Krampfs das aufzuwenden sich die Mühe machen, was allein dies Spiel entgiften und zugleich reizvoll machen könnte, nämlich Geist. Wird aus dem Schauspiel durch diesen Zusatz Geist auf beiden Seiten bewußtes Theater, so ist das Ergebnis Konversation: das heißt etwas, das vielleicht keinen Wert darstellt, das aber die gefährliche Situation, die ein Zusammensein von auf verschiedene Weise feigen menschlichen Seelen immer ergibt, durch Bewußtheit erhellt und die Spannung auf dem Niveau des offenen Wettstreits zum Austrag bringt. Geschieht dies nicht, so ist das Endergebnis rein negativ, und die Folge der durch die beiderseitigen toten Worte erzeugten Vergiftung jenes greuliche Katergefühl, das man nach Gesellschaften fast regelmäßig empfindet, und das durch keinen noch so großen Alkoholgenuß allein erklärlich wird.

Weniger harmlos liegt der Fall da, wo die Worte bewußt mit der Absicht störender Wirkungen in fremde Seelen hineingeworfen, wo sie aggressiv verwendet werden. Der größte Teil jedes politischen Betriebes wirkt in diesem Sinn zerstörend. Die Menschen, die zu Massen sprechen, wenden ihre Worte von vornherein mit bewußter Wirkungsabsicht an — ohne ihnen die legitime, die seelische Wirkungskraft zu unterlegen. Das Schauspielerische geht hier noch um einen Grad weiter: das Theater der toten Worte bekommt offene Vergewaltigungsabsicht. Auch diese wäre zu rechtfertigen, wenn sie, mit legitimen Wirkungsmitteln, mit Seele oder Geist erzeugt würde. Die Fälle, in denen ein gläubiger Fanatiker eine Menge mitreißt, sind in ihrer inneren Wirkung viel weniger zerstörend als die, in denen ein bewußter Führer bewußt mit den einer Situation entsprechenden Worten andere Seelen in einer bestimmten Richtung präpariert. Der Hörer, hier die Masse, ist nur Opfer, das die Wirkungen der toten Worte ohne Widerstand, sofern nicht die Sicherung der Bewußtheit eingeschaltet wird, über sich ergehen lassen muß. Die Leere berufsmäßiger politischer Redner und ganzer politischer Diskussionen zeigt, wie verheerend nicht nur die Wirkung sondern schon die Rückwirkung dieses Mißbrauchs der Sprache auf den Täter ist.

*

Es gibt ein paar Erscheinungen, an denen diese tödliche Verselbständigung der Sprache und der Worte wie in einem Spiegel sichtbar wird. Es ist sicher kein Zufall, daß unserer Zeit die Erfindung der Sprechmaschinen vorbehalten blieb. Die Sprache, das Wort hat sich nicht nur abgelöst von seinem mütterlichen Boden; es wird nicht nur von den Menschen hinabgewürdigt zu einem reinen Mittel des Verkehrs, es wird auch der letzten blaß und welk gewordenen Beziehung zum Menschen noch beraubt und völlig isoliert, vollkommen selbständig gemacht. Wie der Mensch in den meisten Fällen seines Alltags, keine Beziehung mehr hat zu den Worten, die er gebraucht, so lösen auch die Worte sich nunmehr gänzlich vom Menschen, werden selbständige, maschinell produzierte und reproduzierte Wesenheiten. Zu dem sozusagen organischen Gift, das ein unmittelbar gesprochenes totes Wort in fremden Seelen und in der des Sprechers erzeugt, tritt hier ein Neues, wenn man so sagen darf, mechanisches Gift. Ein Maschine gewordener Sprecher, entpersönlicht bis zur letzten Unbekanntheit und Wesenlosigkeit, geistert gefühllos aus den klirrenden Membranen des Grammophons und erzeugt in den Hörern etwas, für das uns heute noch die Bezeichnung, vielleicht sogar ein bißchen das Auffassungsorgan fehlt. Und im Rundfunk haben die Worte, nun nur noch an einen winzigen Rest von materiellem Substrat und direkter menschlicher Mitwirkung gebunden, luftig und ungreifbar und in ihren seelischen Auswirkungen jeder Kontrolle entzogen ihren letzten Siegeszug um die Welt angetreten. Es erscheint nur folgerichtig, daß dieser Siegeszug des abgelösten Worts erst kommen konnte, als die Worte selbst das natürliche innere Leben schon verloren hatten. Die vorangegangene Verselbständigung war wohl die unerläßliche Voraussetzung im Seelischen für die Möglichkeit des Entstehens dieser ganzen technischen Apparatur.

In dieser Isolierung des Worts im Radio wird nämlich noch ein Prozeß vollendet, der mit dem skizzierten zum Teil parallel läuft, — das ist der

Übergang vom Bildcharakter des Worts zum Klangcharakter. Die Sprache ist ursprünglich selbstverständlich akustisch bestimmt, vielleicht sogar musikalisch. Diese ersten Worte aber, vor allem die Worte der Bezeichnung, der Darstellung sind in ihrem Urzustand auch sehr stark auf Sichtbarkeit gestellt. Sie wachsen, aus einer ganz unmittelbaren Anschauung, die sie recht eigentlich erst schafft. Gerade diese Anschaulichkeit aber ist es, die sie mehr und mehr verlieren, während sie gleichzeitig einen ursprünglich kaum vorhandenen Zusatz von Klangwert, von Klangcharakter bekommen. Je selbständiger das Wort wird, desto mehr verliert es die Beziehung auf das ursprüngliche Ausgangsbild und gewinnt dafür eine immer selbständigere Klangexistenz. Es ist sehr wohl möglich, daß der ursprüngliche Anschauungsgehalt eines Worts für den, der es gebraucht, vollkommen verweht ist, und daß er trotzdem vom Klang her im Moment der Anwendung in einer durchaus lebendigen Beziehung zu dem Wort steht. Die Worte leben eben nicht mehr von der ursprünglichen Anschaulichkeit, sie leben nur noch vom höchstens begrifflich bedeutsamen Klang. Unsere zahllosen Abkürzungen, die meist Reduktionen auf einen einzigen Vokal oder Konsonanten sind, sind ein deutlicher Beleg dafür. Irgendeine seelische Beziehung hat heute der Gebrauchende kaum noch zu einem Wort. Und es ist sehr bezeichnend, daß der gewöhnliche Mensch denjenigen, der womöglich ungewohnte Worte aus solch einer inneren Beziehung heraus anwendet, mit tiefstem Mißtrauen betrachtet. Das Wort ist eben für den heutigen Menschen bereits ein Klang ohne Beziehung auf seine ursprüngliche seelische Anschaulichkeit und im Grunde auch ohne Beziehung zu dem, der es gerade spricht. Die Vielfältigkeit seines Lebens hat ihn den ursprünglichen Wortzweck vergessen lassen. Worte sind etwas, das gebraucht wird, das man benutzt, ohne daß das Menschliche des Benutzers dabei noch in Tätigkeit gesetzt wird. Der Schritt von hier bis zum Apparat, der spricht, zum Grammophon, zum Radio, ist nur noch ganz klein, um so kleiner, als das Telephon der erste mitsprechende Apparat bereits geholfen hat, ihn vorzubereiten und abzukürzen.

Man kann mir entgegenhalten, daß hinter all diesen Apparaten doch immer ein sprechender Mensch steht oder gestanden hat, und daß das Spiel einer Grammophonplatte ebenso Reproduktion ist wie die Photographie und nicht weniger lebendig als diese. Demgegenüber bleibt aber bestehen, daß hinter dem, was man im Rundfunk, aus dem Sprechapparat hört, nicht mehr wie noch in der Volksversammlung ein Redner sondern nur noch ein Sprecher steht. Was die Apparate verbreiten, ist nur die vom Menschlichen im höheren Sinne abgelöste, nur noch rein akustische Existenz des Worts. Was an Geist, an Seele dahinter steht, lebt nicht mehr im lebendigen Klang des Gesprochenen, sondern muß vom Hörer auf dem Umweg über die Bedeutung hinzugetan werden. Der Wortklang selbst ist im Radio wie im Grammophon geistlos, weil aller Geist, der natürlich auch diese Unternehmungen trägt, vom Konstruktiven, von der raffinierten Apparatur aufgesogen ist. Der Hörer staunt über die Weite des menschlich-technischen Denkens; er vergißt darüber, daß das, was er vernimmt, tote Worte sind, arme, kleine Klänge, die hier in ihre letzten akustischen Restbestände aufgelöst und als solche zum Staunen des Publikums weitergeleitet werden. Die Weite des Abstands vom lebendigen Schrei des Wilden bis zu Tristans Todesruf nach Isolde, den der Sänger in den Trichter für das wellengespeiste Mikrophon singt, läßt ermessen, was das Wort auf diesem Dornenweg durchgemacht und verloren haben muß.

Diese Einwände berühren natürlich den Wert dieser Erfindungen für ihrem Sinn entsprechende Zwecke nicht im geringsten. Das Grammophon, dessen Platten aussterbende Negerdialekte, Volkslieder sibirischer Steppenstämme aufhebt und wiedergibt, erfüllt seinen Zweck und dient dem Leben; der Rundfunk, der Wahlresultate, Börsenkurse oder Witze verbreitet, ist ebenfalls durchaus legitim. Er behält selbstverständlich auch seine Daseinsberechtigung als Unterhaltungsersatz für Menschen in abgelegenen Regionen. Sobald beide aber für andere Zwecke sich des Worts bedienen, sobald sie Lyrik „funken", Dramen „senden", müssen sie es sich gefallen lassen, daß man diese Feststellungen macht.

Wie vernichtend diese Technisierung des Worts auf den Ablauf der Seelengeschichte der Menschheit wirken wird, können wir heute in den Anfängen nicht voraussehen. Was aber auf solchen

Wegen verloren gehen kann, mag ein witziger Einwand zeigen, der sich in einem Gespräch ergab, in dem ein Partner fragte: „Was wäre wohl geschehen, wenn wir phonographische Aufnahmen der Bergpredigt oder der Reden Buddhas besäßen?" Sie erschienen sicherlich den meisten heutigen Menschen äußerst interessant; Christentum aber und Buddhismus wären höchstwahrscheinlich beide nicht entstanden. Es wäre Sache einer besonderen Untersuchung, einmal festzustellen, warum die mythenbildende Kraft der menschlichen Seele durch die Einschaltung mechanischer Prozesse offenbar gestört wird: daß sie vernichtet wird, stellt das Gefühl rein von sich aus fest. Man könnte sich sehr wohl vorstellen, daß uns handwerkliche Porträts von Buddha und Christus, unmittelbare Aufzeichnungen ihrer Worte in der Urschrift erhalten wären, ohne daß an der geistigen Wirkung über die Jahrtausende sich irgend etwas geändert hätte; eine einzige Photographie aber, oder gar eine kinematographische Aufnahme etwa des Einzugs in Jerusalem würde all diese Auswirkungen ohne Rest vernichtet haben. Das Geheimnis des Warum werden Spätere lösen müssen. (Schluß folgt.)

Arthur Holitscher

Bemerkungen zu seinen letzten Büchern

Von Rudolf Kayser (Berlin)

Langsam durch die Menge gehend
blicke ich in die Gesichter der Menschen.
Der Narrenbaedeker.

1.

Zwei Züge sind es, die das Werk Arthur Holitschers seit Jahrzehnten beherrschen: soziales Ethos und das Erlebnis der zauberischen Mannigfaltigkeit der Menschenländer. Von Buch zu Buch treten diese Charakterzüge stärker hervor, nähern und durchdringen sich und suchen ihre Einheit. So gewinnt Holitschers Schrifttum immer mehr das Gesicht starker sozialer Religiosität. Der Dichter erlebt die menschlichen Gemeinschaften (sie sind ja Ursprung und Ziel jeder Religiosität) und erforscht ihre Lebensformen, den Glauben und die Begeisterungen, die sich ihm übertragen. Er glaubt an den Menschen, wie immer sein Aussehen und Schicksal sein mag. Er sieht seine Abhängigkeiten, sein Sklaventum, sein Lastträger-Dasein, und wo Erlösungen ausgesprochen werden, soziale Führer und neue Siedlungen entstehen, da lauscht Arthur Holitscher der neuen Musik, die seine eigene ist. Damit ist schon gesagt, daß Holitscher kein Problematiker ist. Nichts liegt ihm ferner als wissenschaftliche Methode und abstrakte Sprache. Er erforscht nicht die Geschichte, die sozialen Systeme, die wirtschaftliche und formal-politische Gestaltung der Nationen, sondern er erlebt, als Dichter, die Menschen, Landschaften, Schicksale und Ideologien. Sein Subjektivismus ist weder Stolz noch Bescheidenheit, sondern die Notwendigkeit eines Menschen, der die Welt aufnimmt, indem er sie mitlebt und mitleidet. Holitscher sieht vor allem Wirklichkeit, sieht Leben und bildet es in seiner Sprache nach. Es mag sein, daß letzte Urteile über Wirtschafts- und Staatsformen nur möglich sind in der Ebene wissenschaftlichen Denkens. Aber Holitscher kommt es ja auf anderes an als auf Urteile: auf den Glauben und den Willen, die menschliche Existenz zu veredeln und zu befreien. Dieser Glaube führt ihn in keine Kirche oder Partei, sondern um die Welt.

2.

Bereits in seinem Amerika-Buch (erschienen 1912, wie auch alle anderen Bücher bei S. Fischer Verlag, Berlin) erklärte Holitscher: „Gewiß, ich werde um die Straßenecken sicher nicht Theorien nachjagen, sondern lebendigen Dingen, und ich werde mit dem neuen Kontinent hauptsächlich mein Gefühl für die Welt und die Menschen nähren. Dieses Gefühl ist zur Zeit ziemlich stark in mir und braucht eine kräftige, gesunde Kost. Ich will's weder an den Tafeln der Reichen füttern noch durch die Abfälle der Gosse hinter mir herschleifen.

Ich will, wenn's mir gerade paßt, einschichtig und, wenn's mir paßt, gesellig, mit meinem Gefühl durch den Kontinent spazierengehen und gut zuschauen, was für ein Gesicht mein Gefühl zu den Dingen macht, die uns begegnen."

Das Gefühl für die Welt und für die Menschen ist auch heute noch Holitschers wesentliche Energiequelle. Aber es ist zielstrebiger, sachlicher und verantwortungsvoller geworden. Es wurde ein Ethos.

Im Jahre 1921 veröffentlichte Holitscher sein Buch „Drei Monate in Sowjetrußland", ein Buch des Glaubens und der Begeisterung für das kommunistische Ideal und seine russische Verwirklichung. Holitschers Kommunismus kommt kaum von marxistischer Theorie her, sondern von einem religiösen Gefühl; es ist dem Urchristentum näher als den modernen ökonomischen Konstruktionen. Holitscher sieht in Rußland ein neues Leben und beschreibt es. Er beschreibt mit überzeugender Anschaulichkeit, durch Einzelzüge, durch Impressionen, durch Wiedergabe auch von kleinen Zufällen und Begegnungen, die ja oft typischer und aufschlußreicher sind als die großen Dinge. Fast mehr noch als die Verwirklichung des sozialen Ideals, mehr noch als die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes beseelen ihn die Aussichten auf einen neuen, gütigen, freien und schöpferischen Menschentypus. Deshalb spricht sein Buch keineswegs nur von Politik und Wirtschaft, sondern auch von Schulen, Kindern und Liedern, von Gelehrten und Künstlern, von Frauen und Müttern.

Holitscher liebt das revolutionäre Rußland, weil er hier reineres Menschentum aus den Wirrnissen der Zeit emportauchen sieht. „Wo um das Menschenrecht gekämpft wird, ist die Heimat. Von dort her tönen die Signale."

Von hier aus geht die Brücke hinüber zu Holitschers nächstem Wanderbuch „Reise durch das jüdische Palästina" (1922). Der Zusammenhang zwischen den Themen Rußland und Palästina mag zunächst rätselhaft erscheinen; denn der Gegensatz zwischen bolschewistischer und zionistischer Ideologie ist doch sehr groß. Aber Holitscher sieht trotzdem auch die Verwandtschaft: hier wie dort der Aufbau neuer menschlicher Siedlungen im Dienste einer Idee, und hier wie dort das proletarische Fundament im Aufbau. Damit ist auch der besondere Charakter dieses Palästina-Buchs ausgedrückt. Es ist kein zionistisches Buch, keine Propagandaschrift für das Nationaljudentum, keine unkritische Verherrlichung des Landes und einer sieghaften Idee. Es zeichnet vielmehr in deutlicher Sprache die Not des Landes, die Armut des Bodens, das Leiden der Bevölkerung. Aber der Aufbau Palästinas ist ein sozial-religiöses Unternehmen, und sein schöpferisches Element ist der Chaluz. Holitschers Buch ist deshalb vor allem ein begeistert-schmerzlicher Gesang von den Chaluzim, diesen jungen, zumeist aus Europa kommenden Einwanderern, die in franziskanischer Armut den heiligen Boden betreten, ihn in harter und wenig ertragreicher Arbeit bestellen und sich und den Kameraden armselige Heimstätten schaffen. Am Chaluz begeistert sich Holitscher wie am russischen Revolutionär. Beide haben sich von der Wirtschaftsbrutalität und dem Haß Europas abgewandt, beide zielen auf neues, liebendes Menschentum. Dem Chaluz gilt der Glaube und die Bewunderung unseres Dichters. „Die Träger des uralt-neuen, ewigen Gesetzes, die herrlichen jungen Juden Palästinas stehen, Pflug und Gewehr in starker Faust, Liebe und Gerechtigkeit auf den Stirnen an der Schwelle der neuen, furchtbaren Epoche. Sollen sie die Märtyrerklasse, die erlauchte Schar sein, die das Opfer bringt?"

3.

Auch das Leben ist bekanntlich eine Reise, und seine Landschaftsformen sind vielleicht die abwechslungsreichsten, schroffsten und sanftesten, denen wir begegnen. Holitscher reist durch sein Leben mit Bescheidenheit und ohne Stolz. Jean Paul spricht einmal davon, daß das Schreiben einer Selbstbiographie Demut sei. Auch Holitschers Selbstbiographie ist demütig und beseelt wie sein ganzes Menschentum.

Bisher liegt erst der erste Band seiner Lebenserinnerungen vor. Er heißt: „Lebensgeschichte eines Rebellen" (1924), und dieser Titel besagt ja schon viel. Es sind die Jugenderinnerungen eines einsamen Menschen, der sich dem bürgerlichen Schema nie einfügte, nie einfügen wollte. Aber das Buch enthält ferner überaus farbige und belebte Schilderungen der Landschaften und Menschen in Ungarn, Wien, München, Paris,

Italien. Aus allen diesen Aufenthalten sind lebendige Szenen mit erzählender Leidenschaft gestaltet und geben tiefe Perspektiven in menschliche und soziale Welten. Dazwischen eindringliche Porträts von Knut Hamsun, Frank Wedekind und anderen Gestalten der letzten Literaturgeschichte. Sehr charakteristisch für Holitschers schweifendes Leben, dessen erste Hälfte in diesem Buch erzählt wird, ist dieser Ratschlag: „Wen das Leben allzu hart bedrückt, der ändere den äußeren Schauplatz seines Lebens, die Ferne betrügt nie. Das wissen auch die Glücklichen."

„Der Narrenbaedeker" (1925) enthält Aufzeichnungen über Paris und London nach dem Kriege. Ein Skizzenbuch mit bitteren Ironien, scharfen Lichtblitzen über Häuser, Theater, Straßen, verwandt mit den Holzschnitten Frans Masereel's, der dieses Buch illustrierte. Waren die östlichen Bücher Holitschers gläubig, so ist dies letzte durch und durch skeptisch, angesichts dieses Westeuropas, das für Holitscher eine sinkende, eine schwindende Welt ist. Er stellt die soziale Gläubigkeit des Ostens diesen Bildern aus dem Westen, dem sozialen Unrecht, der Grausamkeit, der Genußsucht und dem Verfall gegenüber. Er sieht die großen Städte, heute noch die Kraftzentren der Welt, dem Untergange geweiht, so daß ihr schweres Leben kommenden Geschlechtern nur als Legende erscheinen dürfte.

4.

Neben den Wundern der Menschen, neben den Hoffnungen auf neue soziale Gemeinschaft taucht jetzt bei Holitscher mehr und mehr das Wunder der Landschaften auf und der Reichtum des nach innen gerichteten vegetabilischen Lebens.

Während ich dies schreibe, weilt er im fernen Orient, durchreist Indien, China und Japan. Die Berichte, die er mir von dort schickte, und die in der „Neuen Rundschau" erscheinen, atmen fromme Dankbarkeit vor dem Wunder asiatischer Landschaft und asiatischer Menschen. Der Glaube und die Reisen dieses Dichters haben jetzt ihren Ostpol erreicht. Und damit beginnt für sein Schaffen vielleicht eine neue Epoche.

Autobiographische Skizze

Von Arthur Holitscher (Berlin)

Ich bin am 22. August 1869 in Budapest als Sohn jüdischer Eltern geboren. Ich war somit zwanzig Jahre alt, als der Naturalismus in Frankreich, Skandinavien und Deutschland die Wahrheit in die Literatur brachte: Zola, Ibsen, Hamsun, Holz und Schlaf, der junge Hauptmann der großen herannahenden Epoche des sozialen Kampfes ihren geistigen Boden bereiteten. — Ich war 45 Jahre alt, also ein Mensch mit reifem Weltgefühl und an der Wirklichkeit geschulten Anschauungen, als im großen Krieg die Fundamente der morschen bürgerlichen Gesellschaftsordnung zusammenbrachen. — Ich war 48 Jahre alt, als die Befreiung des geknechteten russischen Volkes mir den Weg aus utopischem Denken heraus zur positiven politischen Aktion wies. Das Jahr 1917 hat mein Leben gewaltsam erschüttert und seinen Lauf bestimmt. Heute, mit 56 Jahren fühle ich mich jünger, gläubiger, hoffnungsfreudiger als mit zwanzig.

Und das danke ich auch jenem an sich verhängnisvollen Umstand, daß ich deutscher Schriftsteller in Ungarn geboren wurde. (Meine Berufsgenossen haben es mich weidlich entgelten lassen, daß ich, ein Ungar — und Jude — 31 Bücher in deutscher Sprache geschrieben und veröffentlicht habe.) Heimatlose, entwurzelte Menschen sind weitaus besser befähigt, das große Schicksal der Völkerinternationale zu begreifen und zu verfechten, als eng an ihre Heimatscholle gebundene. Dabei fällt die Zugehörigkeit zur Klasse gar nicht schwer ins Gewicht. Man kann sich zu einer Klasse bekennen — bei der Lebensbestimmung durch den Geburtsort spielen tiefere Bindungen mit. —

In zwei Büchern habe ich mein Leben und die Zeit, in der es gelebt worden ist, zu gestalten versucht. Das erste dieser Bücher, „Lebensgeschichte eines Rebellen" ist bereits erschienen; an dem zweiten arbeite ich noch. Ich versuchte in diesen Büchern Rechenschaft abzulegen über

die inneren und äußeren Kämpfe, die kargen Freuden und die ausgiebigen Enttäuschungen, die mir im Laufe meines Lebens beschieden waren. Ich habe auch die Ursachen darzustellen versucht, die mich zum Kampfe um die Gerechtigkeit, für das Recht und die Befreiung unterdrückter, leidender, verhöhnter und ausgebeuteter Völker, Klassen, Rassen und Individuen bestimmt haben. Ich fühle es — noch stehe ich am Anfang dieses Kampfes, der tätigen Hilfe, der wirkenden, an der Erfahrung gestählten Gesinnung. —

Im übrigen: ich kenne drei Weltteile, Europa, Asien, Nordamerika; habe sechs Romane, vier Novellenbände, drei Dramen, drei Essaybände über literarische Gegenstände, sieben soziologischen Inhalts, vier Bände über meine Reisen, zwei Gedichtwerke, ein Jugendbuch, einen Band meiner Autobiographie veröffentlicht. In all diesen Büchern ist keine Zeile enthalten, für die ich nicht mit freudiger Überzeugung einstehen könnte. Das heißt: keine, deren Niederschrift mir durch äußeren Zwang, Mode, Suggestion, vernunftmäßige Erwägung, Rücksicht auf sozialen oder materiellen Erfolg, Erfolg welcher Art immer eingegeben worden wäre.

Das überaus kostbare Gut der inneren Freiheit hat die Wirkung meiner Bücher auf die breiten Massen der Lesenden beeinträchtigt und teilweise gänzlich unterdrückt — nicht zuletzt durch eben jene ungerechte Behandlungsweise, die ich von seiten meiner Berufsgenossen erlitt: systematisches Totgeschwiegenwerden, konsequente Bewertung meiner Lebensarbeit als etwas Nebensächliches, der Erwähnung Unwertes. Ich habe diesem Umstand unter anderem die in meinem Alter gar schwer fühlbare Last der Vereinsamung und der Armut zu danken. Ich beklage dies nicht, denn ich weiß, daß ich das Los von Millionen teile, die in ihrem Arbeitsleben mehr vollbracht haben und Besseres als ich. Einen Wunsch aber hege ich: daß meine Bücher nicht verschwinden möchten. Daß sie aufbewahrt bleiben sollen für die Menschen der Zukunft, an deren Glück ich glaube, für die ich mein Teil gearbeitet zu haben glaube, und, was mir noch zu leben gewährt sein wird, leben werde.

Historische Romane und Novellen

Von Tony Kellen (Hohenheim bei Stuttgart)

I.

Pythagoras. Roman. Von Egmont Colerus. Wien 1924, Paul Zsolnay. 544 S.

Herodias. Von Rudolf Heubner. Leipzig 1925, L. Staackmann. 208 S. M. 4,–. Geb. M. 6,–.

Martinian sucht den Teufel. Von Johannes von Günther. Engelhorns Romanbibliothek. 38. Reihe. Bd 17/18. Stuttgart 1925, J. Engelhorns Nachfolger. 285 S. M. 1,–. Geb. M. 2,–.

Björn und Thord. Eine Wikingergeschichte. Von Max Niehans. Für die reifere Jugend nach altisländischen Dichtungen. Mit Zeichnungen von R. R. Junghanns. Bern 1925, A. Francke A.-G. 254 S.

Temudschin, der Herr der Erde. Roman. Von Otto Gmelin. 1.–3. Tausend. Jena 1925, Eugen Diederichs. 319 S. M. 6,–. Geb. M. 9,–

Caesarius von Heisterbach. Künstlergeschichte aus dem Klosterleben des 13. Jahrhunderts. Von Carl Rademacher. 1.–4. Auflage. Mit 15 Bildern. Köln 1925, J. P. Bachem, G. m. b. H. 405 S. M. 6,–. Geb. M. 8,–.

Meister Eckehart. Von Paul Gurk. Trier 1925, Friedr. Lintz. 230 S.

Der eine Mann. Ein Roman aus der Notzeit deutscher Mark. Von Eilhard Erich Pauls. Halle a. S. 1925, Heimatverlag für Schule und Haus. 373 S.

Die Magd von Domremy. Roman. Von Georg Terramare. München 1925, Jos. Kösel & Friedrich Pustet K.-G. 501 S. M. 6,50, geb. M. 8,50.

Der reichste Fürst. Roman. Von Katharina Hofmann. Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co., G. m. b. H. 453 S. Geb. M. 5,80.

Das Buch von Nürnberg. Bilder vom Frühling deutscher Renaissance. Von Lu Volbehr. München 1925, Albert Langen. 168 S. M. 4,–, geb. M. 6,50.

Dürer. Roman der deutschen Renaissance. Von Paul Frischauer. Wien 1925, Paul Zsolnay. 381 S.

Martin Behaim. Der Roman eines deutschen Wegbereiters im Zeitalter der Entdeckungen. Von Hugo v. Waldeyer-Hartz. Leipzig 1925, Koehler & Amelang. 202 S. Geb. M. 5,50.

Rëubeni, Fürst der Juden. Ein Renaissanceroman. Von Max Brod. 6.–10. Tausend. München 1925, Kurt Wolff. 524 S.

Zwingli. Roman. Von Emanuel Stickelberger. Mit Buchschmuck von Burkhard Mangold. Leipzig 1925, Grethlein & Co. 463 S. Geb. M. 10,–.

Utz Urbach. Ein Bauernkrieg-Fries. Von Hermann Grädener. 3.–5. Tausend. Jena 1924, Eugen Diederichs. 387 S. M. 6,–, geb. M. 8,–.

Elisabeth vom Berge. Bilder aus dem Leben einer Fürstäbtissin. Von Else Schmücker. Paderborn 1925, Ferdinand Schöningh. 160 S. Geb. M. 3,50.

Aus Paris Lodrons Tagen. Roman aus Alt-Salzburg. Von Rudolf Schneyen. (Deutsche Hausbücherei. Herausgegeben von der Volksbildungsstelle des Bundesministeriums für Unterricht. Band 131–134.) Wien 1925,

Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst (vorm. Österr. Schulbücherverlag). 369 S.

Das Geheimnis der blauen Schwerter. Roman. Von Karl Hans Strobl. Leipzig 1925, L. Staackmann. 245 S. M. 3,–, geb. M. 5,–, Halbleder M. 8,–.

Jud Süß. Roman. Von Lion Feuchtwanger. München 1925, Drei Masken Verlag. 611 S.

Tage des Königs. Von Bruno Frank. Berlin 1924, Ernst Rowohlt. 163 S. M. 3,–, geb. M. 5,–.

Mademoiselle Biche. Ein Roman aus den Tagen des großen Königs. Von Ilse Leutz. Berlin 1925, Brunnen-Verlag (Karl Winkler). 258 S. M. 4,50, geb. M. 6,50, Halbleder M. 8,50.

Jugendsehnen. Ein Scharnhorst-Roman. Von Gustav Kohne. Leipzig 1924, Fr. Wilh. Grunow. 353 S.

Das Jahr 1925 ist so reich an historischen Romanen gewesen, daß man geradezu von einer Blütezeit dieser Erzählungsart sprechen könnte, wenn es lediglich auf die Menge ankäme. Aber die Qualität übersteigt leider nicht ein gewisses Durchschnittsmaß; von Phantasie, wie sie einst Alexander Dumas in seinen historischen Romanen entfaltete, ist bei den neueren Romandichtern keine Spur mehr. Die allermeisten Romane, die von Ende 1924 bis Ende 1925 erschienen sind, scheinen mehr oder weniger nach einem Schema geschrieben zu sein. Nur wenige bilden eine Ausnahme.

Ich habe die Romane in zwei Gruppen eingeteilt, in solche, deren Titel- oder Haupthelden historische Personen sind, und in solche, deren Held zwar erfunden, aber in einem historischen Rahmen wirkt, oder in denen der Held zwar der Wirklichkeit entnommen, aber so wenig bekannt ist, daß er für die meisten Leser einer fingierten Person gleichkommt. Das ist zwar eine ziemlich schwankende Unterscheidung, aber sie vermag wenigstens die Übersicht zu erleichtern. Innerhalb jeder Gruppe sind die Romane chronologisch geordnet. Schwach vertreten ist das Altertum, für das sich das Publikum jetzt bei weitem nicht mehr so zu interessieren scheint wie zur Zeit Ebers' und Ecksteins.

Einen Roman von 544 Seiten über Pythagoras zu schreiben, stellt auf alle Fälle eine bedeutende Leistung dar. Man fängt auch an, mit Interesse Pythagoras auf der Reise nach Ägypten zu folgen, aber dann kommen seitenlange Darstellungen der ägyptischen Götterlehre, und da erlahmt die Teilnahme. Nach Pythagoras' Rückkehr nach Griechenland lernen wir ihn als Lehrer der Weisheit kennen, und es finden sich auch ansprechende Darstellungen der griechischen Kultur, aber auch hier ist allzuviel aus gelehrten Büchern in den dünnen Rahmen eines Romans, der eigentlich gar kein Roman ist, hineingezwängt. Einem Gymnasiasten kann man das Buch zur Lektüre empfehlen: er wird vieles daraus lernen können, was ihm in Schulbüchern vielleicht zu trocken vorkommt.

Rudolf Heubner, der schon Erzählungen aus allerlei Zeiten und Ländern geschrieben hat, entwirft diesmal eine Charakterschilderung der Herodias und sucht die Sprache der Bibel in ihrem Bilderreichtum und ihrem pathetischen Schwung nachzuahmen; das übt ja auf manche immer noch einen Reiz aus, selbst wenn es sich um Geschehnisse handelt, die ihnen längst geläufig sind.

In den Heiligenlegenden und den Kirchenvätern werden mehr merkwürdige Dinge erzählt als ein Romandichter erfinden kann. Deshalb ist es auch nicht auffällig, daß nach dem Vorgang Flauberts in seiner „Versuchung des heiligen Antonius" auch neuere Schriftsteller daraus schöpfen. Johannes v. Günther hat dort die Elemente hergeholt zu seinem Roman „Martinian sucht den Teufel" (nämlich um ihn zu töten), und auch in der sanften, naiven Sprache hat er den alten Legendenstil nachgeahmt.

Auf Grund altisländischer Dichtungen hat Max Niehans die Wikingergeschichte Björn und Thord bearbeitet. Thord ist neidisch auf den tapferen Björn; durch Lügen macht er ihm seine Braut abspenstig, die er dann selbst heiratet. Der trübe Charakter der nordischen Landschaft mit ihren urwüchsigen Gestalten verleiht der Erzählung einen eigenartigen Reiz. Nur zuweilen merkt man an der Sprache, daß der Verfasser das Buch für die reifere Jugend bestimmt hat. Die Darstellung hätte jedenfalls gewonnen, wenn er von dieser einschränkenden Zweckbestimmung abgesehen hätte. Die Zeichnungen von Junghanns verstärken die Visionen, die die Lektüre des Buchs hinterläßt.

Ein Eroberer, wie Temudschin, „der Herr der Erde", der bekannter ist unter dem Namen Dschinghis Khan, eignet sich ganz besonders zu einem Prosaepos, aber wer nur Romanhaftes sucht, kommt dabei nicht auf seine Rechnung. Wenigstens nicht in dem Roman von Otto Gmelin. Da wird lang und breit geschildert, wie Dschinghis Khan die Mongolen unterwarf, wie er in China einfiel und dann in Buchara, und wie er starb, ehe er noch sein ungeheures Reich befestigen konnte. Aber trotz einzelner dramatischer Partien hat man den Eindruck, mehr Geschichte als Roman zu lesen. In den beschreibenden Teilen ist wohl kaum etwas, was Gmelin nicht aus der Literatur kennen konnte.

Wenn ein Museumsdirektor einen Roman schreibt, so kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß mehr Altertum und Kunst darin sein wird als Roman. Rademacher, der Direktor des stadtkölnischen Museums für Vor- und Frühgeschichte, hat in seinen Roman denn auch erheblich mehr Kunstgeschichtliches hineingestopft als sich künstlerisch verantworten läßt.

Der Mystiker Eckehart gibt natürlich keine gewöhnliche Romanfigur ab. Das Buch, das Paul Gurk über diesen Dominikaner geschrieben hat und das voll ist von der sanften Sprache seiner geheimnisvollen Sprüche, wendet sich denn auch nur an besinnliche Leute. Er läßt uns in sein Inneres schauen, den Gang seiner Gedanken erraten, aber er zeigt uns auch in einigen Szenen sein Auftreten in der Welt, sein Zerwürfnis mit den Franziskanern und die Verurteilung seiner Lehre nach seinem Tode.

Der eine Mann, den Eilhard Erich Pauls uns vorführt, ist der sogenannte falsche Waldemar, der von 1348 bis 1355 die Rolle des verstorbenen Markgrafen Waldemar von Brandenburg spielte. In Pauls' Darstellung ist dieser Müller Jakob Rehbock durchaus kein Betrüger, sondern ein tatkräftiger Mann, der das Volk wieder aufrichtet und von diesem selbst als Markgraf Waldemar angesehen wird. Pauls weicht in der Darstellung nicht unwesentlich von W. Alexis Behandlung desselben Stoffes ab. Es liegt Wucht und Größe in dem allerdings etwas breit ausgesponnenen Roman.

Die Jungfrau von Orleans gehört nebst Maria Stuart zu den Frauen, über die am meisten geschrieben worden ist, und so brauchen wir uns nicht zu wundern, daß unter den historischen Romanen auch eine Magd von Domremy ist. Der Österreicher Georg Terramare hält sich genauer an die Geschichte als Schiller es getan hat; ja, er bringt auch realistische Einzelheiten, vor denen sonst nur der Naturalismus nicht zurückgeschreckt ist.

Aus der schwäbischen Geschichte ist es der Graf Eberhard, „Der reichste Fürst", den die katholische Schriftstellerin Katharina Hofmann zu einer umfangreichen Darstellung auserlesen hat. Es ist aber mehr eine biographische Erzählung als ein Roman, und dabei drängt sich die moralisierende Tendenz allzusehr hervor und alles wird so breit erzählt, daß eine Kürzung dem Ganzen nur zum Vorteil gereicht hätte.

Lu Volbehr bietet in ihrem Buch von Nürnberg nur einen Ausschnitt aus der Geschichte der Stadt; es sind Skizzen aus den Jahren 1466 bis 1489, aber manche davon sind zu Novellen abgerundet. Welche Fülle von Gestalten erscheint hier vor unserem Auge: vor allem die Pirkheimer und die Dürer, dann aber auch Behaim, Konrad Celtis, Regiomontanus, Anthony Koberger und so viele andere bis hinunter zu der Landstörtzerin, die die Pest nach Nürn-



berg bringt. Die etwas altertümelnde Sprache erhöht noch den Reiz des Zeitkolorits. Das Buch verdient einen Ehrenplatz unter den kulturgeschichtlichen Bildern aus der deutschen Vergangenheit.

Dürer ist schon oft in Romanen und Novellen verwertet worden. Das hat Frischauer aber nicht abgehalten, noch einen Dürer-Roman zu schreiben, der ein breites Kulturbild seiner Zeit bietet. Leider überwuchern die Ausführungen über die Technik der Malerei, und man hat den Eindruck, als ob Frischauer eher eine Biographie des großen Künstlers als einen Roman habe schreiben wollen. Ebenso ist Hugo v. Waldeyer-Hartz, „Martin Behaim", trotz einiger Ansätze zum Romanhaften, mehr Biograph geblieben.

Max Brod führt uns einen „Fürst der Juden" vor, der sich Rëubeni nannte. Dieser Sonderling tauchte 1524 in Venedig auf und behauptete, von seinem Bruder, dem König des souveränen jüdischen Staates Chabor in der Wüste Arabiens, als Gesandter zum Papst geschickt zu sein. Es gelingt ihm bis zum Papste vorzudringen, und er sucht diesen für den Plan zu gewinnen, die Juden in Europa zu bewaffnen, um sie gegen die Türken zu führen. Der Papst hegt wohl Zweifel an dem Bestehen dieses mythischen Judenstaates, weist Rëubeni aber nicht ohne weiteres ab, sondern veranlaßt ihn nach Portugal zu ziehen, um dort seinen Glaubensgenossen zu helfen und die Einführung der Inquisition, die in erster Linie gegen die zwangsweise getauften Juden gerichtet sein sollte, zu hintertreiben. In Portugal richtet der Gesandte nicht viel aus. Er wird schließlich abgeschoben, in Spanien und Frankreich mehrfach gefangen gehalten und kommt so elend in Rom an, daß er nicht mehr vor dem Papst zu erscheinen wagt. Mit einem Freund, der ihm zuliebe Jude geworden ist, dem Visionär Salomo Molcho, zieht er nach Regensburg zu Karl V., richtet aber nichts aus. Molcho wird als Ketzer verbrannt, während Rëubeni in einem spanischen Kerker der Inquisition gestorben sein soll. Max Brod will diese Geschichte hebräischen Chroniken entnommen und mit Eigenem vermehrt haben. Zu diesem Eigenen zählt wohl auch der erste Teil seines Romans, in dem er die seltsamen Erlebnisse eines jungen Juden in Prag erzählt, der schließlich auf die Wanderschaft geht, und zwar mit einem verlotterten Christenmädchen, das ihm aber bald mit einem stärkeren Landsknecht davonläuft und später bei der Eroberung Roms im Jahre 1527 an der Lustseuche stirbt. Dieser Judenjüngling ist kein anderer als der spätere Rëubeni. All die Jahre, die zwischen den beiden Perioden liegen, hat Brod kurzerhand übersprungen, so daß wir eigentlich im unklaren darüber bleiben, wie dieser jüdische Prophet seine Mission ins Werk setzen konnte. Dieser Mission lag der Gedanke zugrunde, die Juden müßten sich bewaffnen, um mit starker Hand die gegen sie gerichteten Angriffe und Verfolgungen abwehren zu können, allein dieser Plan mußte schon an der Uneinigkeit der Juden scheitern.

Der schweizer Dichter Emanuel Stickelberger, der sich bisher schon in historischen Novellen bewährt hat, hat sich Zwingli als Vorwurf zu einem großen Roman gewählt. Dabei wird er allerdings mehr auf das Interesse seiner Landsleute als der Reichsdeutschen gerechnet haben, denn diese breit ausgemalte Biographie des züricher Reformators mag in manchen Einzelheiten den Leser fesseln, aber diese langen theologischen Diskussionen lassen den kalt, der nicht gerade an Reformierten-Streitschriften Gefallen findet.

Der Roman von Hermann Gräbener „Utz Urbach", der 1913 zum erstenmal erschien, hat aus Anlaß der 400. Wiederkehr des Bauernkrieges von 1525, in einem andern Verlag eine Neuausgabe erlebt. Er schildert die Kämpfe, Siege und Niederlagen im nördlichen Württemberg. Die Darstellung ist dem Zeitcharakter entsprechend wuchtig, derb und voll temperamentvoller Sinnenfreude, aber die gesucht altertümliche und dabei ganz unglaublich zerhackte Sprache erschwert die Lektüre. Wenn vor vierhundert Jahren ein Buch in diesem Stil geschrieben worden wäre, so müßte man es jetzt in ein wenigstens leidlich lesbares Hochdeutsch übertragen. Nur eine kleine Sprachprobe, ganz willkürlich herausgegriffen: „Brandrot Sonn Burg Fenster Saal, Rauch Flamm Fluch Blut, Todschrei, Schiebtramp, Sprungstampf, Schrittreigenweis, Schleifspringweis, Schwerttanzweis, tramp stampf schlag tob, reiß schmeiß!" In diesem Stil (vielleicht soll das expressionistisch sein?) ist das ganze Buch geschrieben, 386 enggedruckte Seiten voll!

Essen war jahrhundertelang ein kleines geistliches Fürstentum, einer jener Miniaturstaaten, deren es im alten Deutschen Reiche so viele gab. Ein kulturgeschichtliches Gemälde aus dieser Abtei und dem zugehörigen Ländchen zu entwerfen, würde sich schon lohnen, aber Else Schmücker begnügt sich mit biographischen Skizzen aus dem Leben der Fürstäbtissin Elisabeth vom Berge, die im Anfang des 17. Jahrhunderts regierte, als die Mitglieder des Stiftes zum großen Teil kalvinisch geworden waren, während sie selbst am alten Glauben festhielt. Wer die Geschichte des Stiftes Essen kennt, wird es mit Interesse lesen, aber ein Roman aus der Vergangenheit Essens müßte auf eine breitere Grundlage gestellt werden, um auch auswärtige Leser fesseln zu können.

Auch der Roman von Rudolf Schneyen ist nur von lokalgeschichtlicher Bedeutung. Er spielt im Jahre 1632, da die Schweden in Bayern eingedrungen sind und nun auch Salzburg bedrohen. Der Erzbischof Paris Lodron organisiert die Verteidigung des Landes, aber durch den Einfall Wallensteins in Böhmen werden die Schweden von einem Vordringen nach Salzburg abgehalten, und als Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen fällt, ist die Gefahr von Salzburg abgewandt. Dem Roman fehlt es an einer eigentlichen Handlung, und auch eine magere Liebesgeschichte, die die Schilderungen umrahmt, vermag dafür keinen Ersatz zu bieten.

Wer den Titel „Das Geheimnis der blauen Schwerter" liest, denkt wohl kaum daran, daß es sich hierbei um die Fabrikmarke des Meißener Porzellans handelt. Der vielgewandte Strobl erzählt die Lebensgeschichte Böttgers, der als Apothekergehilfe sich mit der Goldmacherkunst befaßte, aus Berlin floh und nach Sachsen ging, wo er aber vierzehn Jahre gefangen gehalten wurde und vergeblich versuchte Gold zu fabrizieren, bis es ihm gelang, Porzellan herzustellen, dessen Geheimnis bis dahin China gehütet hatte.

Der Jude Süß ist unstreitig eine Gestalt, die sich zu einem historischen Roman eignet. Bekannt wurde er durch eine Novelle von Wilhelm Hauff, aber sein „Jud Süß" ist bloß eine harmlose kleine Liebesgeschichte, in der der mächtige und dann der gestürzte Finanzleiter den Hintergrund bildet. Lion Feuchtwanger hat dagegen ihn selbst zum Haupthelden eines Romans gemacht, der so umfangreich geworden ist, daß man sich zunächst scheut, ihn in die Hand zu nehmen. Nun enthält er ja unzweifelhaft Partien, die unbedenklich gestrichen oder gekürzt werden könnten, aber auch in der jetzigen Breite vermag er den Leser stark zu fesseln. Feuchtwanger schildert den Juden Süß mit all seinen Schwächen, und dabei spart er auch den boshaften Witz nicht, mit dem Heine die Juden verspottete. Aber es bleibt trotz alledem ein Mann von tragischer Größe übrig, der die kleinen Geister rings um ihn um Haupteslänge überragt. Feuchtwanger hat das, was Gelehrte und Chroniken über den Juden Süß vermelden, ausgiebig verwertet. Offenbar hat er auch manches hinzugedichtet, doch so, daß dadurch das Kulturgemälde vervollständigt wird; manches ist auch einseitig und nicht frei von Gehässigkeit, wieder anderes geradezu brutal und abstoßend, und wenn das Buch auch für zimperliche Leser jedenfalls nicht geeignet ist, so stellt es doch vielleicht die bedeutendste Leistung des vergangenen Jahres auf dem Gebiete des historischen Romans dar.

Kleiner, aber feiner ist das Buch von Bruno Frank. Er schildert in „Tage des Königs" drei Szenen aus dem Leben Friedrichs des Großen. Er zeigt ihn vor allem von seiner menschlichen Seite, geht dabei allerdings auch



auf diskrete Einzelheiten ein, die zu den „Indiskretionen der Geschichte" gehören, wie sie der pariser Schriftsteller-Arzt Cabanès als Spezialität pflegt. Vielleicht trägt dieses noch mehr zu dem Erfolg des Buchs bei als die elegante, formvollendete Darstellung, der wir einige der schönsten Seiten zu verdanken haben, die über den großen König geschrieben worden sind.

Auch Ilse Leutz hat sich an den Alten Fritz herangemacht, und zwar hat sie als Mittelpunkt ihrer krausen und manchmal humorvollen Geschichte Mademoiselle Biche, das Windspiel des Königs, gewählt, das nach der Schlacht bei Kunersdorf verschwunden war, nach Sachsen verschlagen wird und auf seinen Irrfahrten in allerlei Menschenschicksale verwickelt wird.

Gustav Kohne erzählt Scharnhorsts Kindheit und Jugend. Allerdings überwiegt hier das Interesse für seinen Vater, den Gutspächter, der lange Jahre einen Kampf um das von seinen Schwiegereltern ererbte Gut führen mußte. Die Menschen der niederdeutschen Erde sind gut charakterisiert.

II.

Die Hexe von Schwabach. Novelle. Von Georg Lutz. 1.–3. Tausend. Wiesbaden 1925, Hermann Rauch. 134 S.

Die Söhne der Weißgerberin. Von Hjalmar Kutzleb. Mit Zeichnungen von A. Paul Weber. Berlin 1925, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 333 S. M. 5,–, geb. M. 7,–.

Das Volk ohne Heimat. Roman. Von Gustav Renker. Leipzig 1925, L. Staackmann. 344 S. M. 4,50, geb. M. 6,50, Halbleder M. 10,–.

Der ewige Wanderer. Ein Abenteuerroman. Von Rudolf Stöwesand. Halle a. S. 1925, Heimat-Verlag für Schule und Haus. 664 S. Geb. M. 7,50.

Dein Reich komme! Ein chiliastischer Roman aus der Zeit Rembrandts und Spinozas. Von Felix A. Theilhaber. Berlin 1924, C. A. Schwetschke & Sohn. 171 S. M. 3,–, geb. M. 4,–.

Der Marquis von Villebon. Von Bruno Winkler. Straßburg 1925, J. H. Ed. Heitz. 156 S.

Der Turm im Sturm. Aus den Tagen des Großen Kurfürsten. Von Franz Kliche. Wernigerode 1925, Gottlob Koezle. 478 S. M. 6,–.

Der Weg nach Emmaus. Roman. Von Robert Hohlbaum. Leipzig 1925, L. Staackmann. 295 S. M. 4,–, geb. M. 6,–.

Der Siebenschläfer. Erzählung. Von Franz Adam Beyerlein. Leipzig 1924, Sächsische Verlagsgesellschaft m. b. H. 224 S. M. 3,–, geb. M. 4,50.

Das Opfer der Marquise. Roman aus dem alten Preußen. Von Fritz Schultz-Merzdorf. Berlin 1925, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 256 S. Geb. M. 5,–.

Goldengel von Köln. Kulturgeschichtlicher Roman aus Kölns Franzosenzeit. Von Ernst Pasqué. Neuherausgegeben von Ernst Bender. 1. bis 4. Auflage. Köln 1924, J. P. Bachem Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 495 S. M. 6,–, geb. M. 8,–.

Die Möbel des Herrn Berthelemy. Roman. Von Victor Meyer-Eckhardt. Jena 1924, Eugen Diederichs. 321 S.

Herzschläge einer kleinen Stadt. Roman aus der Franzosenzeit. Von Maria Petras. Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co., G. m. b. H. 300 S. Geb. M. 4,50.

Die Brüder der Flamme. Roman. Von Alfred Fankhauser. Leipzig 1925, Grethlein & Co. 354 S.

Aus den Papieren einer Toten... Berlin 1925, Gebrüder Paetel. 400 S. M. 4,–, geb. M. 6,–.

Alte Glocken. Von Friedrich Griese. Trier 1925, Friedr. Lintz. 260 S.

Sie steigen aus den Gräbern... Märkische Novellen. Von J. R. v. Loewenfeld. Berlin 1924, Fr. Zillessen (Heinrich Beenken). 197 S.

Wetter und Wirbel. Altkölnische Geschichten. Von Ludwig Mathar. 1. bis 4. Auflage. Köln 1925, J. P. Bachem, G. m. b. H. 374 S. Geb. M. 9,–.

Ein voller Herbst. Drei Moselgeschichten aus drei Jahrhunderten. Von Ludwig Mathar. (Hausschatz-Bücher. Nr. 45.) Regensburg 1925, Jos. Kösel & Friedrich Pustet. 167 S. Geb. M. 1,–.

Der Frühlingswalzer. Von Robert Hohlbaum. Reichenberg (Böhmen) 1925, Gebrüder Stiepel. 82 S.

Nachtgeschichten aus der guten alten Zeit. Von Carl Seelig. Rudolstadt (Thüringen) 1924, Greifen-Verlag. 158 S.

Von Papst Urban dem Vierten bis zur Schallhammer Kathl. Von Michael Kohlhaas. München 1925, Curt Pechstein. 160 S.

Bei historischen Romanen oder Novellen, deren Hauptträger nicht gerade bekannte historische Persönlichkeiten sind, möchte man oft feststellen, was daran geschichtlich ist, aber man kann das ruhig den zukünftigen Doktoranden überlassen, soweit es sich überhaupt um Werke handelt, denen eine längere Lebensdauer beschieden ist. Wichtiger als die Frage, was wirklich historisch daran ist, ist die Frage, ob die Gestalten und Ereignisse historisch betrachtet sind und uns ein zuverlässiges Zeitbild geben, das womöglich auch noch Gegenwartswert besitzt. Letzteres gilt aber nur von den wenigsten dieser Geschichten. Die meisten verfolgen gar keinen andern Zweck, als uns ein kleineres oder größeres Kulturbild vorzuführen.

So erzählt uns z. B. Georg Lutz eine rührende Hexengeschichte aus dem Jahre 1489. Diese Hexe war die Frau eines Steinmetzen in Schwabach, der ungerecht eines Mordes beschuldigt wurde und seitdem als Geächteter und zum Überfluß auch noch vom Aussatz Befallener in einer Waldhöhle lebte. Sie versorgte ihn heimlich mit Lebensmitteln, und als sie in einer Zeit, da man überall Hexen witterte, der Zauberei beschuldigt wurde, gereichte es ihr zum Verhängnis, daß ihr nichtsahnendes Töchterlein von ihrem Verkehr mit einem Waldschrat erzählte. Sie starb auf dem Scheiterhaufen, gleichzeitig mit ihrem aus dem Walde herbeigeeilten Manne, der sie ein letztes Mal umarmen wollte. Die Geschichte ist in einer etwas altertümelnden poetischen Sprache geschrieben.

In die Zeit der Religionswirren und -kriege unter Karl V. führt uns Hjalmar Kutzleb, ein neuer Autor, in dem Roman „Die Söhne der Weißgerberin". Im Stil des Simplizissimus erzählt er, wie die sieben Söhne eines Bürgers der kleinen thüringischen Stadt Arnstadt, durch den Übermut der spanischen Truppen in Deutschland gereizt, Kriegsdienste nehmen, und zwar auf seiten der für die Reformation kämpfenden Fürsten. Ihre tollen Streiche, ihre wilden Fahrten und Abenteuer werden mit humorvollem Wohlbehagen erzählt, aber mehr als ein anschauliches Zeitgemälde ist das Werk nicht geworden.

Die Religionskämpfe des 16. Jahrhunderts werden auch immer noch zu Teilschilderungen benutzt. Im Gegensatz zu anderen Romanen aus dieser Zeit der Religionswirren sucht Renker sich in seinem „Volk ohne Heimat" über die Konfessionsstreitigkeiten zu erheben, und seine Liebe zur Scholle hat das Werk zu einem echten kärntner Heimatroman gemacht.

„Der ewige Wanderer" spielt in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Dieser ewige Wanderer ist der Sohn eines evangelischen Geistlichen und der Verfasser steht auf evangelischer Seite. Er schildert deshalb nur die Greueltaten der Kaiserlichen, während er von denen der Schwedischen nichts zu wissen scheint. Der Roman hat den in jetzigen Zeiten ungewöhnlichen Umfang von 664 Seiten, und zwar weil der Verfasser von der Geburt seines Helden an alles in um-

ständlicher Breite erzählt, viel Geschichtliches hineinfügt, sich nicht um Spannungseffekte kümmert, sondern es lediglich den Zeitverhältnissen überläßt, wenigstens einiges Überraschende hineinzubringen.

Felix A. Theilhaber führt uns nach Amsterdam zur Zeit Rembrandts und Spinozas. Der große Maler aber hat eigentlich mit der Handlung nichts zu tun. Die „Helden" sind die Juden, die an die baldige Ankunft des Messias glauben, bis Spinoza mit seiner Lehre auftritt, daß die Juden durchaus nicht allein das auserwählte Volk seien, sondern daß sich hinsichtlich des Verstandes und der wahren Tugend kein Volk vom andern unterscheide und deshalb auch in dieser Hinsicht keines vor dem andern vor Gott auserwählt sei in der großen Menschheit. Die lose zusammengefügten Szenen sind mehr Kulturbild als Roman.

„Der Marquis von Villebon" von Bruno Winkler ist eine ebenso unbedeutende wie unwahrscheinliche Geschichte aus der Zeit Ludwigs XIV.

Franz Kliche führt uns in die Anfänge der Regierungszeit des Großen Kurfürsten, den er als einen „Turm im Sturm" darstellt. Das Werk ist lediglich als patriotischer Roman gedacht, dessen Spannung durch konfessionelle Intrigen, spionierende Damen, vorgetäuschte Erscheinungen der „Weißen Dame" im berliner Schloß, falsche Bekenntnisse eines im Duell Gefallenen, gestohlene Dokumente und ähnliches Rüstzeug erhöht wird.

Unter den Romanen, deren Helden frei erfunden sind, verdient der „Weg nach Emmaus" von Robert Hohlbaum hervorgehoben zu werden. Nachdem der Dichter in der „Deutschen Passion" das Ende des Dreißigjährigen Krieges und die französischen Raubkriege in der Pfalz geschildert, gibt er uns in dem neuen Roman ein Kulturbild aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Sein Held Renatus Moschewin, der sich in seiner Jugend so manche Ausgelassenheiten zuschulden kommen ließ und im Wirtshaus sogar einmal einen andern erstach, spiegelt so recht die Kultur einer rohen Zeit wider, die aber schon die kommende Morgenröte einer höheren Gesittung ahnen läßt.

Beyerlein führt uns in die Kreise der Franckeschen Pietisten in Halle um das Jahr 1715. Ein Siebenschläfer oder Bilch, der einen Vogel in einem Käfig gefressen, bringt zwei Frauenzimmer in den Ruf, Hexen zu sein, aber der Glaube an Hexen lebt nur noch im unteren Volk und bei beschränkten Geistlichen, während der König ebenso wie Professor Thomasius von dem Aberglauben nichts mehr wissen will. Die Geschichte zweier Liebespaare und das Zerwürfnis Franckes, des Gründers des Waisenhauses, mit seiner Frau, werden recht nett, aber zum Teil sehr breit erzählt, und die Auseinandersetzungen über Lutherisch und Pietistisch vermögen nicht allzusehr zu fesseln.

Die Geschichte, die Fritz Schultz-Merzdorf aus der Zeit des Königs Friedrich Wilhelms I. erzählt, ist eigentlich mehr Novelle als Roman. Wenn der Verfasser darin von dem „negligenten Volk" in einer verrufenen Schenke spricht oder einen Franzosen Herrn de le (!) Renard nennt, so läßt das nicht gerade auf hervorragende Sprachkenntnisse schließen.

Der in Köln geborene Schauspieler Ernst Pasqué (1821 bis 1892) schrieb eine Menge Romane, die dem Unterhaltungsbedürfnis entgegenkamen. Der vierbändige „Goldengel von Köln" (1867), den Bender jetzt in verkürzter Form neu herausgibt, enthält interessante Schilderungen aus Köln am Ende des 18. Jahrhunderts, aber die eigentliche Erzählung arbeitet lediglich mit den Mitteln der üblichen Kriminal- und Kolportageromane.

Wenn man den Titel liest „Die Möbel des Herrn Berthelemy", so sagt man sich, Möbel zum Gegenstand eines Romans zu machen, sei immerhin ein fragwürdiges Unternehmen, aber Victor Meyer-Eckhardt hätte auch ruhig einen anderen Titel wählen können. Berthelemy ist ein älterer Archivar, der im pariser Temple wohnt, als man in der Revolutionszeit den König Ludwig XVI. mit seiner Familie dorthin bringt. Der bisherige Insasse wird gezwungen, seine Wohnung so schnell zu räumen, daß er seine Möbel zurücklassen muß. Er lebt noch so sehr in den Anschauungen des alten Regimes, daß er der Revolution so gut wie tatenlos gegenüber steht. Ein junges adliges Mädchen, das ihm versprochen ist, weiß sich dagegen in die veränderten Verhältnisse zu fügen, indes er Bittschriften auf Bittschriften anfertigt, um seine Möbel zurückzuerhalten. Infolge dieser verschiedenen Veranlagung entsteht ein Zwiespalt zwischen den beiden, bis Berthelemy bei einem Straßenkampf verwundet wird und seine Jacqueline nun endgültig wiedergewinnt. In den etwas rätselhaften Charakteren dieser beiden Personen liegt der einzige Reiz dieses Romans.

In den „Herzschlägen einer kleinen Stadt" erzählt Maria Petras nicht etwa, wie man nach dem Untertitel erwarten könnte, das Auftreten der Franzosen in einer besetzten Stadt, sondern die Belagerung der Oderfestung Cosel durch französisch-bayerische Truppen im Jahre 1807. Es handelt sich um eine Anzahl Episoden aus dem Leben der Bewohner der belagerten Stadt, wobei namentlich der Anteil des katholischen Pfarrers Meer an dem Widerstand hervorgehoben wird. Das Ganze hat ein zu lockeres Gefüge, als daß man es als einen richtigen Roman bezeichnen könnte.

Die „Brüder der Flamme" sind eine Bauernsekte im berner Land, deren Treiben Alfred Fankhauser mit umständlicher Breite erzählt. Ihre Geschichte bietet nicht viel mehr als lokales Interesse. Da hat Johannes Scherr mit seiner Gekreuzigten von Wildisbuch einen viel packenderen Griff getan, und auch das Auftreten der Frau von Krüdener in der Schweiz hätte ein dankbareres Thema aus dem dortigen Sektenwesen geboten.

Der anonyme Roman „Aus den Papieren einer Toten" schildert eine unglückliche Ehe und das Schicksal der aus ihr hervorgegangenen Tochter, die ebenfalls in der Ehe kein Glück fand. Der erste Teil spielt in den Kreisen des hannoverschen Adels und an einem fürstlichen Hof, der zweite Teil in Südamerika, namentlich in Chile. Der Charakter der unter unglücklichen Verhältnissen aufgewachsenen Heldin ist ebenso eigenartig wie der ihrer Eltern. Der Stil des Werks mit seiner dahinplätschernden Erzählung, in der Wichtiges und Unbedeutendes wahllos vermischt ist und in der oft die Nachlässigkeit der Sprache stört, läßt auf einen weiblichen Autor schließen.

Friedrich Grieses Roman „Alte Glocken" soll ein „Denkmal der mecklenburgischen Volksseele" sein. Es sind darin allerlei abergläubische Vorstellungen und alte Sagen, namentlich von einer im Heiligen Moor versunkenen Glocke, die nur von einer weißen Kuh ins Dorf zurückgebracht werden kann, verwoben, aber manchmal weiß man nicht, was Mär und was Wirklichkeit ist; man verliert den Faden der dürftigen Handlung und wird aus dem Ganzen nicht klug. In die Geheimnisse der mecklenburgischen Volksseele scheint wohl nicht jeder eindringen zu können.

Die Geschichte der Mark hat schon so viel Stoffe zu Romanen und Novellen hergegeben, daß es schwierig ist, noch etwas wirklich Neues und Originelles daraus zu fischen. Die märkischen Novellen von J. R. v. Loewenfeld, die vom 13. bis zum 19. Jahrhundert reichen, führen uns denn auch zumeist bekannte Gestalten vor, die uns durch geschichtliche Züge und Anekdoten nahe gebracht werden.

Ein ansprechendes Buch hat Ludwig Mathar der Stadt Köln gewidmet, deren Geschichte ja auch reich an Stoffen zu Erzählungen ist. „Wetter und Wirbel" sind allerdings nur zum Teil Novellen, vielfach nur Skizzen, die aber helle Schlaglichter auf Zeit und Kultur werfen. Von der Frankenkönigin Plektrudis reicht die Reihe bis zur Fastnacht des Jahres 1812, da Napoleon seine Heere gegen Rußland führt. Dazwischen mittelalterliche Kämpfe, Hexenwahn, Pest, und inmitten Trübsal und Freude der nie versiegende kölner Humor.

Drei solcher Geschichten enthält auch das Werkchen desselben Verfassers: „Ein voller Herbst", drei reichbewegte Erzählungen aus Trier, Briedern und Cues an der Mosel, letzteres berühmt durch ein Spital mit den Bildern von den sieben Werken der Barmherzigkeit.
Der „Frühlingswalzer" von Robert Hohlbaum ist ein Ausschnitt aus dem Leben der beiden Johann Strauß, wienerisch liebenswürdig, aber ohne besondere Handlung, mehr Stimmungsbild als Erzählung.
Von der historischen Novelle bis zur Anekdote ist nur ein Schritt, und so mögen denn zum Schluß noch ein paar Anekdotenbändchen erwähnt werden. Carl Seelig hat in den Nachtgeschichten eine Anzahl Schnurren aus der schweizerischen Bauernliteratur (Kalender, Taschenbücher und dergleichen) zusammengestellt. Es scheint sich dabei aber weniger um Schweizergut zu handeln, als um Geschichten aus reichsdeutschen Quellen, die der Sitte der damaligen Zeit gemäß als vogelfrei behandelt wurden, wie es ja auch heute noch vielfach in Kalendern und Anekdotenbüchern geschieht. Um die Sammlung zu volkskundlichen Zwecken brauchbar zu machen, hätte bei jeder Anekdote die Quelle angegeben werden müssen.
Michael Kohlhaas erzählt bayerische Humoresken und Schnurren, aus denen später vielleicht auch einmal wandernde Anekdoten werden. Im einzelnen enthalten sie allerlei Spaßiges und Boshaftes, aber als Ganzes ...n manche doch etwas gezwungen und ausgeklügelt aus, ähnlich wie viele Geschichten in Witzblättern, die in jeder Nummer etwas von sozusagen überwältigender Komik bringen zu müssen glauben.

Künstler und Artist

Von Karl Schorn (Neuß)

Der Künstler ist Künstler aus Natur,
Der Artist ist künstlich Künstler.

Der Künstler findet in seiner Kunst den natürlichen Ausdruck,
Der Artist sucht seine Natur künstlich auszudrücken.

Der Künstler ringt um die technischen Mittel für sein Werk,
Der Artist ringt um ein Werk für seine technischen Mittel.

Der Künstler glaubt an Zwecke und empfindet sich als deren wirkendes Mittel,
Der Artist glaubt an die Wirkung seiner Mittel und empfindet sich als deren Zweck.

Der Künstler wirkt seine Werke,
Den Artisten machen seine Werke.

Der Künstler will, was er muß,
Der Artist muß etwas wollen.

Der Künstler kann nur wollen, wann er muß,
Der Artist kann immer wollen, muß aber nie.

Der Künstler zweifelt immer aufs neue an seinem Beruf,
Der Artist ist Berufskünstler.

Der Künstler lebt für die Kunst,
Der Artist lebt von der Kunst.

Dem Künstler kommt die gute Stunde als eine Not,
Dem Artisten kommt sie als eine Gelegenheit.

Der Künstler nimmt Anregung wie ein Glas edlen Weins,
Der Artist nimmt sie wie eine Spritze Morphium.

Der Künstler ist von Gottes Gnaden und ein Erbe,
Der Artist ist Demokrat und Selfmademan.

Der Künstler ist ein Verwalter von gemeinsamem Grund und Boden,
Der Artist ist selbständiger Fabrikant.

Dem Künstler erwächst sein Werk,
Der Artist stellt das seinige her.

Der Künstler geht schwanger, trägt aus und gebiert sein Werk,
Der Artist treibt sein Werk ab.

Der Künstler entleert mit dem Werk seine Fülle,
Der Artist füllt mit dem Werk seine Leere.

Bei dem Künstler müssen wir nach dem Menschen fragen,
Bei dem Artisten ist das ohne Belang.

Der Künstler ist mehr als sein Werk,
Der Artist ist geringer als das seinige.

Der Künstler erlöst und befreit sich durch sein Werk,
Der Artist fühlt sich davon erleichtert.

Der Künstler ist wie ein Weib, das der Gott beschläft; er empfängt, trägt schwanger und gebiert Kinder.
Der Artist empfindet sich als zeugenden Mann, der den leidenden Stoff beschläft; er vergeudet sich, experimentiert und braut den Homunkulus.

Echo der Zeitungen

[Friedrich Kluge

„Gleich anregend wie in seinen Schriften, wirkte der Gelehrte in seinen Vorlesungen, denen stets zahlreiche Zuhörer zuströmten und aus denen viele angesehene Kräfte der Sprachwissenschaft auf deutschen Schulen hervorgingen. Seinen Schülern war Professor Kluge nicht nur ein eindrucksvoller Lehrer, sondern bei seinem freundlichen und gütigen Wesen ein väterlicher Freund und Berater, ihnen die zweckmäßigsten Schritte im Studium und die richtigen Wege ins Leben weisend. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich seinen Studenten in freien Stunden in geselligem zwanglosen Beisammensein, dabei von seinen hohen geistigen Gaben in gemütlicher Unterhaltungsform stets Anregendes und Belehrendes spendend. Zu beneiden sind nicht nur die, die ihm im Hörsaal oder Seminar zu Füßen saßen, sondern auch die, die außerhalb der Studienräume von den köstlichen Früchten seiner Liebenswürdigkeit und seiner Geisteskräfte genießen durften.

Und doch lastete auf diesem an Wissen und Gemüt so reichen Leben eine furchtbare Tragik. Seit Sommer 1902 war der Forscher infolge Überanstrengung seiner Augen beim Studium erblindet und entbehrte damit das für einen Gelehrten so kostbare Gut des Augenlichts. Aber bei aller Schwere des Geschicks trug der Heimgegangene es mit wahrhaftem Heldenmut. Ohne sich niederdrücken zu lassen, raffte er sich auf, und ohne je zu klagen, erfüllte er nach wie vor in unermüdlichem Eifer seine Pflichten, widmete sich mit stets steigenden Erfolgen seiner geliebten Wissenschaft. Unterstützt durch ein außerordentliches Gedächtnis sowie von treuen Freunden, namentlich aber von seiner aufopfernden Lebensgefährtin und einer gewissenhaften Hilfe beim Vorlesen und Niederschreiben, schuf der Erblindete wie mit Seherkraft die besten seiner Werke noch in seiner Erkrankung, hielt er nach wie vor seine Kollegien." R. Blume (Köln. Ztg. 407).

„Seine Blindheit barg das Glück in sich, daß sie ihn vom Kleben am Gedruckten und Geschriebenen, unter dem unsere Gegenwart krankt, erlöste und ihn zu einem tieferen und zugleich freieren Erfassen der Gegenstände nötigte. Sie beschränkte ihn auch nicht etwa bloß auf den Hörsaal; im Gegenteil veröffentlichte er noch eine Reihe von Werken, darunter nach zwanzigjähriger Blindheit seine schöne ‚Geschichte der deutschen Sprache'!

Ein Bewunderer sagt in der ‚Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins': Kluge haben wir es ganz besonders zu danken, wenn auch die Sprachforschung, die man ... so gern als Ausbund der abschreckendsten Langweiligkeit betrachtet, als die scientia amabilis gelten darf. Wie er selbst seine Aufgabe auffaßte, mögen seine eigenen Worte am Schluß der kurz nach dem Krieg erschienenen und — bezeichnend genug — den Fachgenossen und Freunden in Nordamerika gewidmeten ‚Geschichte der deutschen Sprache' sagen: ‚Die geschichtliche Sprachbetrachtung ... zeigt auf jeder Seite die Einheit von Sprache und Volkstum, wie sie uns Jakob Grimm gelehrt hat. Ehrten wir alle die Muttersprache, da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein! ... Wer für unsere Sprache arbeitet, kämpft für unser Deutschtum!'" Paul Hocks (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 123).

Vgl. auch O. v. G. (Bund, Bern 215).

*

Ibsen

Zur 20. Wiederkehr seines Todestages

Den veralteten von dem bleibenden Ibsen sondernd, sagt Wilhelm v. Scholz (Münch. N. Nachr. 143): „Geheimnis in einer Dichtung ist ihre Kraft, wieder neu zu werden, schon im nächsten Augenblick, nachdem man sie in sich aufnahm. Die geheimnislose Dichtung lebt nur so lange, bis man sie ganz kennengelernt hat, lebt nur aus dem rein äußerlichen Noch-Unbekanntsein. Wer kennt nicht, als schlimmste Beispiele des Geheimnislosen, spannende Romane, deren Spannung, sobald man sie ganz gelesen hat, wie ein Bovist zerplatzt und einen üblen Geruch, Leere und Enttäuschung zurückläßt? Ich glaube, daß Geheimnis — das bleibt und sich nicht verflüchtigt, wenn man zu Ende gelesen hat; das sich wie Dunkel um ein durch die Nacht getragenes Licht hinter dem Schatten des Tragenden wieder schließt; das wie Traum die eben noch deutlichen Vorgänge und Gestalten immer wieder in sich zurücknimmt; das lockt, eine Dichtung viele Male zu lesen und als eine Melodie in sich aufzunehmen, die nach dem Schlußakkord zum Anfang zurückstrebt — ich glaube, daß Geheimnis in einer Dichtung allein das ist, was der Dichtung den Zauber und die Unbestreitbarkeit des Lebens gibt. Die Schauspiele des mittleren Ibsen, die seinen Ruhm am weitesten trugen, seinen zeitgenössischen Erfolg eigentlich schufen,

sind bestreitbar; und ihr Zauber hat zu schwinden begonnen.
Geheimnisvolle Dichtung ist wie ein Märchenschloß, in dem man jedesmal, wenn man es betritt, neue verwandelte Räume findet, in dem sich Pforten öffnen, wo vorher Mauer war, und in dem andere Türen und Räume verschwunden sind, wenn man wieder hineinkommt. In der geheimnisvollen Dichtung arbeitet das Leben weiter, wenn sie ihm entstaltet worden ist — es schafft, wie der Schreiner vom Holz sagt, das auch im längst gefügten Möbelstück sich verändert, sich zieht, daß man in stillen Nächten es sich regen hört.
Die Dichtung des mittleren Ibsen, der für das Publikum Ibsen schlechthin ist, ist wohl zu hoch in der Bewußtseinslage, zu weit ab vom untergründigen Spiel der Kräfte, Ströme, Ahnungen aufgefaßt worden, zu nahe einem klaren hellen Verstande, was sie an sich nicht zu vermindern brauchte — aber einem Verstande, der nur praktisch, umschränkt, mit Zeitfragen beschäftigt, politisch eingestellt, der nicht verwoben war in das Rätselsein, das unlöslich ist, sondern mit lösbaren, moralischen, auf Besserung menschlicher Einrichtungen und Verhältnisse zielenden Aufgaben beschäftigt. Der Ibsen der Norazeit erscheint nicht einmal mehr wie ein Dramatiker, der ins Moralisieren geraten ist, sondern geradezu als ein Moralist, der sich der dramatischen Form bedient."
Vgl. auch: W. A. (Magdeb. Ztg. 261); Carl Heine (Deutsche Allg. Ztg. 237); Hellmuth Falkenfeld (Frankf. Ztg. 375 — 1 M.); Vera Velden (Frauengestalten) (N. Bad. Landesztg., Frau 251); Arthur Eloesser (Berl. Börs.-Cour. 235); Leo Erichsen (Tägl. Rundsch. 235); Helene Raff (Münch. N. Nachr., Frau 148); Paul Bergenholt (Kreuz-Ztg., Lit. 234).

*

Pocci

„Die Biographie dieses Grafen ist merkwürdig. Sie zeichnet ihn — und sie zeichnet München. Der Vater des Dichters stammt aus dem Kirchenstaat: die Pocci kommen im 18. Jahrhundert nach München; der Vater ist Page bei dem Kurfürsten Karl Theodor und ein gerühmter Offizier der napoleonischen Epoche. Der Sohn — eben unser Poet auf allen Wegen — macht eine offizielle Karriere: er wird Zeremonienmeister am Hof Ludwigs I., alsbald auch Hofmusikintendant; unter Ludwig II. wird er Oberstkämmerer. Allerlei feierliche Ämter unter vier Königen! Ich glaube nicht, daß Pocci das ludovizianische München des zweiten Jahrhundertviertels geringschätzte — das München der Klenze und Gärtner. Aber wohl scheint mir, daß er die Rolle des Kobolds übernahm, um die Gewichte der Klassizität, die allzu schweren, auszugleichen und um das, was irgendwie doch in der Abstraktion lebte, durch Persiflage in der Realität zu befestigen: in einer Realität, die das Gegenteil jener klassischen Fiktion war — denn die Realität war biedermeierlich. Dies hier — denkt der in der Ludwigstraße promenierende Graf — ist die klassische Fassade Münchens; beweisen wir also getrost, daß dahinter Spießbürger sitzen — ‚Staatshämorrhoidare‘, Gesangvereine, Kegelbünde und Stammtische! Vielleicht fiel dem feinen Mann das Wahre und auch das Skurrile gar nicht leicht; aber sein Instinkt ahnte, daß nur durch den ironischen Nachweis der Existenz des adligen oder unadligen münchener Spießbürgers die Klassizität des großen Anspruchs in einem Gleichgewicht zu halten blieb, von dem das Dasein abhängig war ... Ein Opfer? O ja doch: ein sehr produktives Opfer. Nicht bloß ein diabolischer Kitzel." Wilhelm Hausenstein (Berl. Tagebl. 238).
„Die Sehnsucht nach dem Volkstümlichen sollte Pocci erfüllt werden. Schon für seine Kinder hatte er Puppenspiele geschrieben und sie ihnen im Sommer auf seinem Landsitz aufgeführt. Da fügte ein Zufall die Dinge merkwürdig. Ein General v. Heydeck löste das schöne, reichhaltige Puppentheater, das er für seine Kinder errichtet, auf. Es kam in die Hände des Vereinsaktuars Joseph Schmidt, der von der Idee eines öffentlichen Marionettentheaters, den ihm andere nahegebracht, begeistert war. Aber er brauchte Stücke, und durch Vermittlung kam er an Pocci, der zusagte. So wurde Pocci der Hausdichter des berühmten münchener Puppentheaters, das der Pappa Schmidt durch Jahrzehnte leitete.
Aber er wurde nicht nur der Dichter. Er wurde der Dramaturg, der Maler, der Komponist der kleinen Bühne. Seine Neigung zum Volkstümlichen fand hier Befriedigung; sein Reichtum an Einfällen konnte sich ausleben, und auch die Satire fand Raum, wenn er in der ‚Zaubergeige‘ Wagner verspottete oder im ‚Dornröschen‘ Geibel als ‚Lautenklang‘ freundschaftlich karikierte. Seine vielfältigen Begabungen aber gingen hier in einem hübschen, spielenden Ganzen zusammen, aus der alten, verwahrlosten Puppenbühne ein Neues, Künstlerisches schaffend." Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 211).
Vgl. auch: Kurt Pfister (N. Zür. Ztg. 732); Franz Pocci (Münch. N. Nachr., Einkehr 30); Kurt Meyer-Rotermund (Braunschw. N. Nachr., Sonntag, 9. Mai); P. Expeditus Schmidt (Westf. Volksbl., Strom 11); W. Schulte (ebenda).

*

Zur deutschen Literatur

Zur Erinnerung an die 250. Wiederkehr des Todestages von Paul Gerhardt schrieben: Max Jumpertz (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 120); Eugen Peterson (Stuttg. N. Tagbl. 239); Ludwig Lehmann (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 121); Horn (Tägl. Rundsch., Dienst 16); Wilhelm Sauerländer (Köln. Ztg. 414); K. F—r (N. Zür. Ztg. 910); Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 260); Christian Rodegg (Hannov. Kur. 254/255); Th. Bidlingmaier (Südd. Ztg. 241); Friedrich Braun (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 5). — An Friedrich Wilhelm Zachariä den Dichter des „Renommist" wird anläßlich des 200. Geburtstages (Vorw. 203) erinnert. — Ein Aufsatz über Hamann, den Magus des Nordens, wird (Kreuz.-Ztg., Unt.-Beil. 222) geboten.

Über eine vergessene Freundin Wielands, Julie Bondeli, schreibt Erwin Stranik (N. Wien. Journ. 11 665 u. a. O.). — Über eine zweifelhafte Goethestrophe „Lange hab' ich mich gesträubt, Endlich gab' ich nach; Wenn der alte Mensch zerstäubt, Wird der neue wach" läßt sich Frasch (Staatsanz. f. Württ., Bes. Beil. 4) vernehmen. — Über Eckermann („Der große Bewahrer") bietet Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 134, 135) eine eingehende Studie. — Schillers Totenfeier erörtert Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 106), über Schiller als Dienstherr äußert sich Johannes Höffner (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 108), Schillers Tod in Goethes Erleben schildert Ernst Harms (Deutsche Allg. Ztg. 214). — Wilhelm v. Humboldts Freundschaft zu Charlotte Diede bringt Ella Bieroth (Köln. Ztg. 346) zur Darstellung.

Über „Hölderlin-Novalis" schreibt Arthur Hübscher (Münch. N. Nachr. 136). — Die Zeitschriften der Brüder Schlegel würdigt Edlef Köppen (N. Bad. Landesztg., Kunst 234). — August Graf v. Platen nimmt Hans v. Hülsen (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 233) zum Thema. — Görres als Bräutigam schildert Josef Oswald (Germ., Ufer 20). — Über Franz v. Lassaulx und Görres äußert sich A. Glitz-Holzhausen (Germ., Ufer 19). — Ein Bild von Ulrike v. Kleist zeichnet Erwin Stranik (Braunschw. Landesztg. 118). — Über Justinus Kerner schreibt Felix Buttersack (Münch. N. Nachr., Einkehr 35).

„Mörikes Peregrina und ihr schweizerisches Urbild" ist ein Aufsatz von Harry Maync (Bund, Bern, Kl. Bund 18 u. 19) überschrieben. — Zur Bühnengeschichte der „Agnes Bernauerin" (Graf Joseph August von Törring) schreibt Georg Schaumberg (Bayr. Staatsztg., Heimgarten 15). — Dem Fragmentisten Jakob Philipp Fallmerayer widmet Karl Wolfskehl (Frankf. Ztg. 323 — 1 M.) eine Studie. — Mit unbekannten Hebbeldokumenten („Hebbel auf dem Kriegspfad") macht H. H. Houben (Berl. Tagebl. 242) bekannt.

An den 30. Todestag Gustav Freytags erinnert Karl Fuchs (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 97). — Den Dichter in Joh. Friedrich Herbart bringt Ernst Albrecht (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 100) zur Darstellung. — Marie Ebner-Eschenbachs dramatische Dichtung nimmt Francis Wolf-Cirian zum Thema (Wien. Ztg. 106, 107). — Erinnerungen an Adolf Pichler bietet Helene Raff (Tirol. Anz. 116).

An den 20. Todestag von Fritz Stavenhagen erinnerten Wolfgang Stammler (Hannov. Kur., Niedersachsen 218/19) und A. Strempel (Tägl. Rundschau, Unt.-Beil. 108). — Zum Gedächtnis von Friedrich Huch und Max Dauthendey schreibt Otto Heuschele (Ostsee-Ztg., Lit. Rundsch., 25. Febr.). — Ein Gespräch mit Gött bietet Hans A. Joachim (N. Bad. Landesztg., Kunst 246). — Richard Dehmel in Neunkirchen schildert Richard Kruse (Saarbr. Ztg. 119). — Einen Aufsatz über Richard Dehmel bietet H. H. Bormann (Germ., Werk 14) im Anschluß an die neue Biographie von Julius Bab. — Über Franziska Gräfin Reventlow schreiben Heinrich Eduard Jacob (Berl. Tagebl. 212) und Soh-r (Bund, Bern, Frau 195). — Einen Nachruf auf Artur Fürst veröffentlicht Erich Laßwitz (Frankf. Ztg. 361 — 2 M. und Köln. Volksztg. 396).

*

Zum Schaffen der Lebenden

In einem Aufsatz über Arnolt Bronnen von Siegfried Anheißer (Köln. Ztg., Lit. Bl. 381, 386) liest man: „Bronnen weiß in kräftigem Zupacken seine Menschen scharf beleuchtet in lebhaft vorwärts treibende Bewegung zu setzen, er läßt sie mit schillernder, fast unerschöpflicher Beredsamkeit in wirkungsvollen Lagen lebendig agieren. Dabei steckt er die Grenzen seiner Darstellungskunst doch recht eng. Der äußere Vorgang ähnelt stets: Ein von seinem Dämon vorwärts Getriebener — Jäger und Wild zugleich — steht im Mittelpunkt, oder vielmehr die Schwungkraft des in den Mittelpunkt gerückten Dämons schleudert ihn in Ketten rund und zermalmt ihn. Wesentliche dramatische Voraussetzungen scheinen so erfüllt: Kampf des Einzelwesens gegen die Umwelt entbrennt. Dieser Dämon, der alles treibt, ist die Brunst, die Gier nach dem andern Geschlecht, die alle Rücksichten, alle Überlegungen sprengt, Seele und Geist im Fleisch ersticken läßt. Solchen Kampf — Kämpfer wie Kampfplatz — wird man schwerlich als vollwertig hinnehmen können, denn es gelingt Bronnen nicht, in eine höhere Ebene durchzustoßen, wenn er es auch an Ansätzen dazu nicht

fehlen läßt. Ihm ist der enge Bezirk der Brunst zur Welt geworden, nur von diesem Zentrum aus ist er — wenigstens vorderhand — fähig oder geneigt, zu gestalten. "— Ina Seidel wird (Germ., Werk 13) von Peter Bauer dahin charakterisiert: „Die mystische Allverbundenheit hat bei Ina Seidel etwas tief Frauliches. Nicht wie ein Liebender zur Geliebten kommt sie zur Landschaft, sondern wie die Tochter zur Mutter. Der Abglanz ihres weiblichen Wesens überstrahlt alles und gibt ihren Schöpfungen eine reizvolle Innigkeit, wie man sie bei wenigen ihrer dichtenden Schwestern findet." — In einer Auseinandersetzung mit Thomas Mann, bezüglich der Essays, von Conrad Wandrey (Essener Allg. Ztg., Lit. Beil. 215) heißt es: „Thomas Manns sprachliche Beredsamkeit, seine Biegsamkeit geistigen Voltigierens haben hier einen Grad erreicht, für den Widerstände der Substanz nicht mehr vorhanden sind. Diese Kunst dialektischen Florettfechtens streift das Gefährliche nicht nur, sondern begrüßt das Gewagte als wohlgefälliges Element, in dem sie recht eigentlich zu Hause ist. Aber schlecht wäre beraten, wer ohne Vertrautheit mit Goethes und Tolstojs Werk aus dem unverbindlichen Hin und Her der Mannschen Spiegelungen sich Rat holen wollte über das eingeborene Wesen der beiden Dichter. Denn ihre Substanz wurde in ein hundertfaches Flimmern bis auf den Grund zerfetzt und zu bloßen Beziehungen verflüchtigt." — In einem Hinweis auf Hermann Stehr (Köln. Volksztg. 339) sagt Arthur Friedrich Binz: „Hermann Stehr stößt von dunklen Toren her durch den Seelenschacht seines Helden und reißt durch Kummer und Qual befreiendes Allgefühl auf. Das Werk des Sechzigjährigen ist von reifstem Lebensbewußtsein diktiert und in seiner Gestaltungskraft ungebrochen jugendfrisch. Der ganze ewige Erdenfluch scheint in Stehrs Gesamtwerk gesammelt zu sein und um Befreiung zu ringen." — Über Barlach liegen zwei Aufsätze vor, von Erich Franzen (Deutsche Allg. Ztg., Werk 224) und von Ludwig Marcuse (Germ., Ufer 19) bei dem es heißt: „Barlachs Stellung unter den Dramatikern der Gegenwart ist noch nicht eindeutig zu bestimmen: noch ist nicht gewiß, ob der ‚Sedemund' und ‚Der arme Vetter' Barlachs letztes Wort ist. Aber heute schon läßt sich sagen, daß er der unliterarischste Dramatiker der Gegenwart ist. Vielleicht kann nur ein bildender Künstler, der dichtet, so frei von der Gefahr aller Bildungserlebnisse sein. Barlach kommt zugute, daß er sich eigentlich nicht mit dem Wort duzt; keine berufliche Intimität mit dem Wort hat: so haben die Worte wie kaum bei einem anderen Dramatiker der Gegenwart noch ihre unentweihten Geheimnisse." — Karl Rosner rühmt (Tag, Unt.-Rundsch. 124a) Ida Boy-Ed, die Hanseatin: „Ein starkes, aufrechtes Nationalgefühl, das sich niemals im Phrasenhaften verliert und das von tiefer, starker Liebe zur deutschen Erde und ihren Menschen genährt wird, spricht überhaupt immer wieder aus Ida Boy-Eds Büchern. Es klingt in ihrem unlängst veröffentlichten Novellenband ‚Aus alten und neuen Tagen', der eine Ernte aus beinahe zwei Jahrzehnten umfaßt, und zieht durch ihre Romane ‚Stille Helden' und ‚Glanz'. Und es erhebt sich zur hellen Flamme in jenen Werken, in denen sich der innere Anteil der Schaffenden an dem Erleben des großen Krieges widerspiegelt, in den Romanen ‚Stimmen der Heimat', ‚Die Opferschale' und ‚Das Eine'. — Zu Robert Saitschick bekennt sich Richard Sternfeld (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 102): „Robert Saitschick ist in seinem vornehmen Stil eine seltsame Erscheinung: möge er von allen gelesen werden, die solche Erscheinungen in heutiger Zeit doppelt schätzen und lieben." — Den Erzähler Franz Herwig empfiehlt A. F. Binz (Westf. Merkur, Lit. Beil. 16): „Franz Herwig richtet mit festem Griff blutvolle Gestalten auf, die sich hingeben an die Aufschwünge, die ja allein das Leben lebenswert machen und die Seele emportragen ‚den Sternen zu'. Es ist etwas Unbedingtes, Kompromißloses in den Herwig-Helden, rückhaltloser Opfermut für große Gedanken und Gefühle, und über den meisten schwebt wie eine goldene Standarte die Liebe zu Heimat und Vaterland. Mit einem in jedem um wesentliche Güter und um Erfüllung aus eigenen Wurzeln ringenden Menschen sich einprägenden Wort Herwigs sei dieser Hinweis beschlossen: ‚Der Sieg ist nie das Wesentliche, der hängt an Zufällen, das Wesentliche ist: Großes gewollt zu haben!'" — Der Stiftssuperintendent Wilhelm Bilhorn wird von Siegfried Berger (Merseb. Korresp. 84) als Schriftsteller gewertet: „Was wir von Stil und Form sagten, gilt nicht minder dem Schriftsteller. Er schreibt ein wundervoll knappes, klares Deutsch. Keine Gelehrtenunarten, keine Fremdwörter, keine abgebrauchten Wendungen. Liest man in Schriften aus verschiedenen Epochen, so fällt die zunehmende Einfachheit auf, namentlich auch in den Beiwörtern. Die Sätze äußerst knapp, melodisch in sich geschlossen. Wohl spürt man fast überall den Redner durch, der seine stolzen, gedrungenen Sätze hinausruft, aber das ist die Sondernote in diesem Stil, daß er überaus persönlich wirkt, oft selbstbewußt, stets überzeugt."

Anläßlich des 50. Geburtstags von Ernst Hardt bietet P. H. (Deutsche Allg. Ztg. 214) einen dankenswerten Überblick über sein gesamtes Schaffen, ohne recht eigentlich ein Urteil zu fällen.

Zu Enrica von Handel-Mazzettis „Deutscher Passion" bemerkt Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 131): „Das Profil Handel-Mazzettis steht längst fest umrissen in der Literaturgeschichte, sie gilt als ein Spezialgenie für historische Romane aus der Zeit der Gegenreformation, ihre ersten Veröffentlichungen fielen auf durch unerhörte Gestaltungswucht und genaueste Kenntnis des Zeit-Milieus, was sich bis in die Einzelheiten des Stils auswirkte. Doch schon das Erscheinen der ‚Stephana Schwertner' ließ ernste kritische Betrachter die Gefahren sehen, die Handel-Mazzettis Entwicklung drohten. Auch heute noch ist sie als Könnerin zu schätzen, sie versteht es, ihren Roman in realistischer Technik auf wuchtige Wirkung hin zu arbeiten, aber die Wirkung ist die der bewußten Geste." — Peter Scherer empfiehlt (Köln. Volksztg. 324) das „Totenbuch" von Wilhelm Matthießen: „Bei Matthießen steigert sich alles ins Kosmische und steht in kosmischem Zusammenhang. Leben und Tod, Erde und Himmel, Vergangenheit und Gegenwart, Diesseits und Jenseits, Raum und Zeit, materielles Sein und Geisterwelt bilden eine völlige Einheit, in der sich alle Gegensätze mischen und lösen. Auch der Dichter selbst empfindet sich als kosmisches Wesen." — Auf einen neuen Dichter Peter Flamm, den Verfasser der Erzählung „Ich?" (S. Fischer), macht W. C. G. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 229) aufmerksam: „Wenn wir dieses fraglos mit tiefem Ernst geschriebene Erstlingswerk betrachten, so geraten wir in unabweisbare Gegensätze hinein: wir müssen einmal anerkennen, daß es dem Autor gelang, eine Erzählung zu ersinnen und vorzutragen, die uns in Spannung versetzt, weil er es verstand, dem ganzen Geschehnis einen ungeheuren beschwingten Pulsschlag zu verleihen. Er schuf schlechtweg eine Sensation, auf die wohl ein großer Teil der Leser glatt eingehen wird, während die anderen Flamms Fabel letzten Endes wegen allzu starken Mangels an Logik ablehnen werden. Der Gegensatz, in den das Buch den teilnehmend empfindenden, trotzdem aber die Situation durchdenkenden Leser versetzt, schafft eine nicht auszugleichende Zwiespältigkeit, weil die mit starkem, hinreißendem Rhythmus vorgetragene Geschichte dem Leben gegenübergestellt so unmöglich erscheint, daß nichts als ein Kopfschütteln übrigbleibt." — Durch Ricarda Huchs „Wiederkehrenden Christus" bekennt Bernard Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 237) stärker als durch irgendein anderes Werk an Anatole France erinnert worden zu sein: „Ricarda Huch stellt zwar, mitten in das grotesk übersteigerte Weltgetriebe, das sie aus dem Zweifel gestaltet, die scheinbar positive Figur eines schlesischen Schmiedesohnes, des wiederkehrenden Christus, hinein. Doch damit verleiht sie nur der Komödie ein größeres Relief. Und darüber hinaus gewinnt es den Anschein, als besäße die Dichterin sogar zu diesem Luzius, den sie den wiederkehrenden Christus nennt, irgendeine versteckte, aber dennoch atmosphärisch mitgestaltete Distanz — als fiele ein Schatten des Zweifels auch auf ihn. Man könnte dem Buch nur eines vorwerfen: daß es durch groteske Übertreibung die Dinge geringer macht, als sie sind. Doch es liegt im Wesen einer grotesken Erzählung, daß die Erzählerin gleichsam mühelos Distanz gewinnt und so auf leichte Weise die Komödie herstellt." — Über Isolde Kurz „Der Caliban" äußert sich Käte Schultze (Braunschw. N. Nachr., Sonntag, 16. Mai): „Dieser Roman ist zwar spannend genug geschrieben, um auch das große oder ermüdete Publikum zu fesseln. Er ist aber kein Programmwerk, stellt keine problematischen Fragen und brüllt keine Verheißungen noch Verbesserungen in die Welt. Sondern er zeugt sehr still vom Zusammenhang von Ethik und Ästhetik, vom bildlichen Sinn seiner Verfasserin, ihrem Ohr für Rhythmus und ihrem Organ für Naturlaut." — (Ebenda, 9. Mai) spricht Käte Schultze über Hans v. Hülsens Roman „Der Kelch und die Brüder" und sagt: „Hans v. Hülsen kann schreiben. Sein eigener vertiefter Ernst steht dem Leben forschend gegenüber, und er gibt nicht mehr Lösung oder Erlösung, als er sie im Leben gegeben sieht. Wenn er uns noch ein bißchen mehr künstlerische Vertiefung und seelische Feinarbeit geben wollte, wären wir ihm doppelt dankbar für seine Gaben, deren Vorzug jene ernste Zurückhaltung ist, die nicht immer alles besser wissen will als selbst der liebe Gott."

Zu Hermann Bahrs „Tagebüchern" äußert sich Eduard Schröder (Rhein.-Main.-Volksztg. 86): „Die Bahrschen Tagebücher 1921—1923 sind, in ihrer Art, nicht nur ein geschlossenes menschliches Dokument von großer Eindruckskraft — wie man sich auch zu Bahrs Ansichten stellen mag —, sie sind zugleich von einer starken zeitgeschichtlichen Symptomatik. Dabei ist in ihnen ein geradezu stupendes Bildungswissen verarbeitet, ob Bahr nun von deutscher, französischer, russischer, italienischer, spanischer oder englischer Literatur, von Musiktheorie, Malerei, Architektur, Kulturgeschichte, Philosophie oder Theologie spricht. Vieles wird scheinbar obenhin gesagt; manche triftige Erkenntnis in leicht geschürzter Formulierung entlassen; aber beim Überblicken der Gesamtheit dieser geistigen Aufnahme und verarbeitenden Wiedergabe ergibt sich das Bild einer geschlossenen, außerordentlichen, zyklopisch anmutenden Persönlichkeit." — Einen rühmenden Aufsatz über Gundolfs „Shakespeare"-Übertragung (Münch. N. Nachr. 126 u. a. O.) leitet

Conrad Wandrey mit den Zeilen ein: „Von Gundolfs Werk ‚Shakespeare in deutscher Sprache‘, dessen erste, durch Melchior Lechter reich geschmückte Ausgabe im Jahre 1908 zu erscheinen begann und das 1920 sechsbändig mit sparsameren Mitteln neugedruckt wurde, konnte der Verleger Georg Bondi (Berlin) nun die dritte Auflage herausbringen. Mit diesem 15. bis 20. Tausend, das in drei handlichen Dünndruckbänden sehr preiswert sich anbietet, darf Gundolfs Dolmetscharbeit als durchgesetzt gelten, dort zumindest, wo es auf Wirkung besonders ankommt: bei jenem Teil unserer Volksgemeinschaft, dessen geistige Regsamkeit darum weiß, daß die dichterisch gehobene Sprache einer Gegenwart den Zustand und die Lebensintensität des Volkes spiegelt, dessen Ausdruck sie ist, ja mehr noch, daß diese Sprache dem untrüglichsten Zeiger an der Schicksalsuhr eines Volkes gleicht, gesetzt, man habe die Empfänglichkeit für seine vom Steigen und Sinken des Lebens redende Zeichensprache."

*

Zur ausländischen Literatur

Das Jubiläum des Rolandsliedes begeht Ernst Posse (Köln. Ztg., Lit. Bl. 315). — Über Balzac und seine Mitarbeiter schreibt Siegmund Feldmann (Berl. Börs.-Cour. 223). — Der Säkularausgabe von Flauberts Briefen (Librairie de France) gedenkt Nss (N. Zür. Ztg. 811). — Rimbauds Lebensweg von Paul Verlaine wird in der Übertragung von Paul Zech (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 116) mitgeteilt. — Über Paul Claudel und Jacques Rivière läßt sich Waldemar Gurian (Germ., Ufer 18) vernehmen. — Unter der Überschrift „Der Dichter der Reinheit" feiert Anton Schnack Francis Jammes (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 42). — Mit dem Meister der vergleichenden Literaturgeschichte Fernand Baldensperger macht Fritz Ernst (N. Zür. Ztg. 729) bekannt.

„Casanova und Haller" nimmt Bernhard Szana (Bund, Bern 197) zum Thema. — Eine Studie über Benedetto Croce bietet Hans Feist (Frankf. Ztg. 356 — 1 M.).

Meisterlustspiele der Spanier läßt Hans Brein (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 18) Revue passieren.

Ein Hamlet-Essay veröffentlicht Robert Walser (Prag. Pr. 129). — „Etwas über Bernard Shaw" sagt Otto Steinbrink (Münster. Anz., Weg der Zeit 2). Mit Strindberg als Alchimisten beschäftigt sich Erwin Stranik (Samstagpost, Wien 11). — Persönliche Erinnerungen an Herman Bang bietet Josef Melnik (Prag. Pr., Dichtung 18). — Über Ellen Key schreiben Hanns Martin Elster (Köln. Ztg. 317) und Margarete Schurgast (Deutsche Allg. Ztg. 204). — Hans E. Kinck widmet Erwin Stranik einen Aufsatz (N. Wien. Journ. 11 667).

„Dostojewski als Gestalt" sucht Walter Harich zu umreißen (N. Bad. Landesztg., Kunst 221).

Die Danksagungen von John Galsworthy und Jules Romain für die Aufnahme in Berlin durch den P. E. N.-Club finden sich (Berl. Tagebl. 246).

* * *

„Literatur und Kritik." Von Michael Charol (Germ., Ufer 18).

„Zum Kongreß des P. E. N.-Klubs." Von Karl Federn (Berl. Tagebl. 226) vgl. auch (Berl. Tagebl. 246).

„Studentensprache." Von L. Gauchat (N. Zürch. Ztg. 686).

„Dichtung und Dichter der Zeit." (Expressionismus.) Von Hermann Graedener (Wien. Ztg. 67).

„Deutsche Buchgemeinschaft gegen deutsche Buchhändler." Von H. (Frankf. Ztg. 365 — A.).

„Die Sage vom heiligen Gral." Von Franz Kampers (Münch. N. Nachr., Einkehr 31).

„Freundliches Allegretto. (Thomas Mann.)" Von Alfred Kerr (Berl. Tagebl. 225) (vgl. Sp. 599.)

„Probleme bürgerlicher Dichtung." Von Ernst Lissauer (Königsb. Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 202/203).

„Bücherpreise und Bücherfälschungen." Von Kl. Löffler (N. Preuß. Kreuz-Ztg., Lit. 212).

„Vom Wesen der Kritik." Von Hermann Müller (Königsb. Hart. Ztg. 202/203).

„Goethe, Rembrandt und Pornographie." Ein Wort in eigener Sache. Von Willy Pastor (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 112).

„Die Mutter in der deutschen Dichtung." Von Otto Pick (Prag. Presse, Dichtung 19).

„Das Haus in der Dichtung der Gegenwart (Wilhelm v. Scholz, Hans Leifhelm, Fritz Walter Bischoff)." Von Martin Rockenbach (Germ., Ufer 20).

„Von der Aufklärung zur Romantik." Von Auguste Schorn (Köln. Volksztg. 320).

Echo der Zeitschriften

Imago. XII, 2/3. (Wien.) In seiner interessanten Studie „Zur Psychoanalyse des Spuks" sucht Alfred Winterstein wissenschaftliche Grundlage für die Deutung von Spukerscheinungen zu gewinnen. Er analysiert einzelne mehrfach beglaubigte Fälle und meint:

„Gewisse Spukfälle zeigen eine weitgehende Analogie mit dem Traumleben der traumatischen Neu-

rose, andere wieder mit der neurotischen Reproduktion während der Analyse. Um das Verständnis zu erleichtern, kann man nun nicht umhin, zur Hypothese zu greifen, daß auch im Sterben so wie beim Einschlafen oder bei der Herstellung der analytischen Situation das verdrängte Unbewußte zur Herrschaft gelangt, nur daß dieses Unbewußte im Spuk und in den Symptomhandlungen des neurotischen Patienten agiert, zum Unterschiede vom bloß halluzinatorischen Traumleben der traumatischen Neurose, das den Kranken immer wieder in die Situation seines Unfalles zurückführt."

Er gelangt zu der prinzipiellen Annahme:

„Wir glauben, in der Phänomenologie des Spuks die Auswirkung ganz bestimmter der Psychoanalyse geläufiger seelischer Mechanismen aufgezeigt zu haben, und wollen nun darlegen, was uns zu der Auffassung berechtigt, daß es sich hier um psychisch bedingte, reale Vorgänge handelt, die, so rätselhaft sie uns auch heute noch erscheinen mögen, eines Tages sicherlich ihren Platz im Gefüge der bioanalytischen Wissenschaft vom Leben finden werden. Daß die Spukphänomene sich so abspielen, als ob ihnen psychische Mechanismen zugrunde lägen, wäre an sich vom Standpunkt der Psychoanalyse aus natürlich noch kein Grund, ihnen objektive Realität zuzuerkennen (mit demselben Recht müßte man ja dann die Phantasiegestalten der Dichter für wirklich Lebende halten), man würde vielmehr zunächst annehmen, daß die Erscheinung durch neurotische Projektion unbewußter Regungen des Beobachters entstanden ist, also eine subjektive Halluzination darstellt. Diese Deutung empfiehlt sich dort als die wahrscheinlichere, wo nichts anderes als das Zeugnis einer einzelnen Person vorliegt. Werden aber derartige Phänomene von verschiedenen Personen unabhängig voneinander durch lange Zeiträume wahrgenommen, oder geht das Anmelden eines Sterbenden in länger dauernden Verstorbenenspuk unmittelbar über, gelangen durch die Spukkundgebungen Tatsachen und Ereignisse zur Kenntnis der Beobachter, von denen diese unmöglich etwas wissen konnten (eventuell nachträgliche Bestätigung durch Dokumente, Funde u. ä.), entsprechen die (materiellen) Spukerscheinungen einer mit einem Toten zu dessen Lebzeiten getroffenen Verabredung oder hören die Spukvorgänge nach Erfüllung des Wunsches eines Toten auf und stehen sie auch noch mit mediumistischen Experimenten in Zusammenhang: in allen diesen Fällen scheint mir die Projektionstheorie völlig zu versagen und die Auffassung des Verstorbenenspuks als eines äußeren, vom Beobachter unabhängigen Vorgangs unabweislich zu sein. Vielleicht würden wir uns gegen diese Annahme weniger heftig sträuben, wenn wir nicht, im Banne der Todesfurcht, den Tod als unüberschreitbare Lebensgrenze betrachteten. Ist aber vom wissenschaftlichen Standpunkt nicht Ferenczis Anschauung vorzuziehen, ‚daß es eine vollkommene Entmischung der Lebens- und Todestriebe überhaupt nicht gibt, daß es selbst in der sogenannten ‚toten' Materie, also im Anorganischen, noch Lebenskeime gibt und damit auch Regressionstendenzen zu jener höheren Komplikation, aus deren Zerfall sie entstanden sind'?"

Deutsche Rundschau. LII, 8. (Berlin.) Unter der Überschrift „Damals in Weimar" teilt Hermann Bräuning-Oktavio ungedruckte Briefe der Herzogin Luise von Weimar mit, von denen das Schreiben über die Ermordung Kotzebues besonderes Interesse erregt. Der Brief lautet:

„Weimar, am 29. März 1819.

Großer Gott! Welch schreckliche Geschichte dieser Mord! Ich war ganz niedergeschlagen und, obgleich ich Kotzebue nicht schätze, mußte ich zwei Tage lang an ihn denken: meine Gedanken kamen immer wieder auf sein unglückliches Ende zurück. Seine arme Mutter von 84 Jahren, seine Schwester und sein Bruder riefen aus, als man ihnen sagte, er sei an einem Schlaganfall gestorben: ‚Ach nein, sicherlich wurde er im Duell getötet!' Seine Mutter war schon seit langem davon überzeugt, daß er keines natürlichen Todes sterben würde; aber daß er so umkommen werde, das hatte niemand vermutet. Seine arme Frau und seine zwölf oder dreizehn Kinder, darunter noch ganz kleine, sind sehr zu bedauern. Sein Sohn, der Seemann, der ihn seit sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte, reiste von hier am Vorabend seines Todes nach Mannheim ab und freute sich so sehr, ihn wieder zu sehen. Der Mörder, der in Göttingen und Erlangen und seit einem halben Jahr in Jena studiert hat, war dort als ein braver junger Mann von sehr verträglichem, ja selbst frommem Charakter bekannt. Halbe Tage lang brachte er in der Kirche zu. Bis jetzt glaubt man als sicher annehmen zu können, daß er seine unglückliche Absicht niemandem mitgeteilt hatte. Er sagte seinen Freunden, daß er auf Besuch zu seinen Eltern in Wunsiedel in Franken gehe und in drei Wochen zurückkommen werde. Am Tage vor seiner Abreise verbrachte er den Abend bei einem seiner Freunde, der aussagte, er habe ihn nie so fröhlich gesehen. Als die Universität vom Stadtamt in Mannheim die bedauerliche Nachricht erhielt, legte man sofort Beschlag auf die Papiere von Sand. Man fand auch drei Briefe. Zwei waren an Studenten gerichtet, enthielten aber

nichts, was sie kompromittieren könnte, und einer an die ‚Burschenschaft', worin er sagt, wie sehr er ihr ergeben sei, aber doch um ‚seine Entlassung' bitten müsse; denn es könne passieren, daß er sie kompromittiere, wenn sein Plan nicht gelänge und er aufs Schafott müsse. Könne er sich aber retten, dann wisse er schon, wo er sich verborgen halten könne. Ich erinnere mich nicht mehr, ob er in diesem oder einem anderen Briefe schreibt, er sei dazu bestimmt, den Landesverräter Kotzebue zu bestrafen. Verschiedene Aussprüche, die er getan hat, lassen die Art erkennen, wie er die Dinge sah und beurteilte. So sagte er einmal zu einem der Griechen, die in Jena studieren: ‚Sie beklagen sich über das türkische Joch; aber was ist das im Vergleich mit dem, das auf uns in Deutschland lastet!' Er stammt aus einer angesehenen Familie, die aber zur Melancholie neigt: vor noch nicht langer Zeit hat sich ein Onkel von ihm ertränkt. Ich schreibe Dir all diese Einzelheiten, weil er zum Unglück in Jena studierte und nun die Machenschaften gegen diese Universität von neuem und natürlich mit doppelter Stärke wieder einsetzen werden. Du kannst Dir vorstellen, was für einen Eindruck dieses schreckliche Attentat auf die Professoren und alle Studenten gemacht hat, von denen die meisten außer sich und schwer bedrückt sind, weil sie finden, daß es ihrem Ruf nur Schaden bringt."

Die Neue Rundschau. XXXVII, 5. (Berlin u. Leipzig.) Thomas Mann erzählt („Pariser Rechenschaft") von seinem Zusammentreffen mit Alfred Kerr in Paris:

„Auch mit meinem berühmten Landsmann Dr. Alfred Kerr wechselte ich bei dieser Gelegenheit, beim Gange zu Tisch, einen kollegialen Gruß. Ein paar Zeitungen hatten es zum Kichern gefunden, daß wir hier zusammenträfen, denn wir könnten einander nicht riechen. Warum nicht gar. Kerr hat sich schriftstellerisch ausgiebig über mich lustig gemacht, ausgiebiger sogar, als ich wußte, denn jene unterrichteten Blätter führten Dinge an, die mir neu waren. Nun, zum Lachen geben wir alle mehr oder weniger Anlaß. Die Witze aber, die Kerr über mich oder meine Arbeit gemacht hat, hätten viel schlechter sein müssen, als sie mutmaßlich ohne Ausnahme gewesen sind, um mich seinem kritisch-lyrischen Talent zu entfremden, das zu schätzen, ja zu bewundern ich durchaus geschaffen bin. Man kommt nicht von Nietzsche und der Musik her, ohne mir zu gefallen. Daß Herr Kerr mich blöde findet, geht nicht ganz mit rechten Dingen zu; es sollte im geistigen Leben unerwiderte Sympathie überhaupt nicht geben, und ihr Vorkommen verwirrt meine Weltanschauung. Jedenfalls habe ich nicht den Charakter Gottes im Himmel, der fürchterlich wird, wenn man ihn nicht wiederliebt. Es ergriff mich, wie sehr Kerr an Wedekind erinnerte, als er antwortete: ‚Guten Abend! Wie geht es Ihnen?' Zugleich war mein Sinn für Humor sehr stark berührt. Denn es liegt natürlich Humor darin, wenn jemand, der uns fünf- bis sechsmal zu töten versucht hat, sich nach unserem Befinden erkundigt."

Vierteljahrsblätter des Volksverbands der Bücherfreunde. I, 2. (Berlin.) Eduard Heilfron führt Faust und Gretchen vor das Forum der Jurisprudenz und kommt für Faust persönlich zu dem Ergebnis:

„Faust selbst hat sich mehrfach strafbar gemacht. Zunächst kann man seine Ansprache an Gretchen:

‚Mein schönes Fräulein darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?'

im Sinne von StGB. § 185 als Beleidigung dieser sittenreinen und tugendreichen Jungfrau auffassen. Viel bedenklicher ist die Anstiftung Gretchens, ihrer Mutter ein Schlafmittel zu geben. Gretchen hat sich offenbar im Quantum vergriffen und würde selbst wegen fahrlässiger Tötung (StGB. § 222) strafbar sein. Sie wird sich aber damit entschuldigen können, daß sie im Sinne von StGB. § 59 ‚das Vorhandensein von Tatumständen nicht kannte, welche zum gesetzlichen Tatbestande gehören'. Aber Faust, der ja doch nach eigenem Geständnis Medizin studiert hat, wird sich damit nicht herausreden können, und wäre mit Gefängnis bis zu drei Jahren zu bestrafen."

Hellweg. VI, 18. (Essen.) Ernst Lemke schreibt über Walter von Molos Bobenmatztrilogie, die der soeben erschienene Band „Im ewigen Licht" zum Abschluß bringt:

„Die neue Trilogie Molos scheint mir die künstlerische Krönung seiner bisherigen Entwicklung zu sein, weil sie mit der Darstellung der Idee von der Reinheit der Seele als dem Siege des Göttlichen im Menschen über das Vergängliche die Idee von der inneren Freiheit des Menschen gibt, die im Schillerroman an einem Einzelnen, im ‚Roman meines Volkes' gebunden an ein Volk dargestellt wurde, hier nun aber ohne diese irdischen Bindungen in ihrer absoluten, im Menschenwesen als solchem eingeborenen Form im dichterischen Sinnbild fühlbar gemacht wird... In der Stellung zu Molo gibt es nicht die Möglichkeit der Ablehnung eines einzelnen Werks, es gibt nur die Möglichkeit, ihn als ganze Persönlichkeit abzulehnen, oder sich seiner Geschlossenheit zu freuen; denn seine Einzelwerke sind nicht Zufallserscheinungen, sondern Bekenntnisse einer Per-

sönlichkeit, die sich mit eiserner Willenshandlung eine bis ins kleinste folgerichtige Welterklärung erringt und die Stufen dieser Entwicklung dichterisch sichtbar macht."

* * *

„F. W. Zachariä, der Dichter des ‚Renommisten'." Von Karl Blanck (Reclams Universum XLII, 32. Leipzig).

„Justus Friedrich Wilhelm Zachariä als Journalist." Von Friedrich Sack (Deutsche Presse XVI, 19. Berlin).

„Zwei unbekannte Bildnisse Lessings." Von H. Schneider (Reclams Universum XLII, 30. Leipzig).

„Höltys Elegie auf ein Landmädchen (Die vier Wege des Literarhistorikers)." Von Paul Merker (Zeitschrift für Deutschkunde 1926, 4. Leipzig).

„Klingers Sturm und Drang." Von Fritz Brüggemann (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 5. Frankfurt a. M.).

„Goethe als Phantast." Von Will Scheller (Reclams Universum XLII, 30. Leipzig).

„Die Entgötterung Weimars." [Caroline Jagemann.] Von Doris Wittner (Das Tagebuch VII, 15. Berlin).

„Jean Paul als Erzieher." Von R. Bürger (Zeitschrift für Deutschkunde 1926, 4. Leipzig).

„Hölderlins Empedokles." Von Ludwig v. Bertalanffy (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XX, 2. Stuttgart).

„Die ‚Natur' bei Hölderlin." Von Hans Bogner (Form und Sinn I, 10. Augsburg).

„Friedrich Hölderlins religiöse Sendung." Von Johannes Nagel (Die Christliche Welt XL, 8. Gotha).

„Ulrike v. Kleist." Von Erwin Stranik (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 53).

„Grabbe-Renaissance." Von Paul Friedrich (Das deutsche Drama VI, 2. Berlin).

Der Puppengraf. Zur 50. Wiederkehr von Franz Poccis Todestag." Von Karl Blanck (Reclams Universum XLII, 34. Leipzig).

„Neuere Werke über Friedrich Hebbel." Von Theobald Bieder (Deutsches Volkstum 1926, 5. Hamburg).

„Christiane Hebbel-Enghaus." Von Eugen Wolff (Die Scene XVI, 5. Berlin).

„Ausländische Stoffe und Einwirkungen in Richard Wagners Dichtung." Von Max Koch (Der Türmer XXVIII, 8. Stuttgart).

„Adolf Pichler." Von Helene Gegenbauer (Der Wächter VIII, 9/10. Wien).

„Riehls Pentekontateuch." Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum 1926, 5. Hamburg).

„C. F. Meyers epischer Sprachstil." Von Erich Everth (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XX, 2. Stuttgart).

„Richard Dehmels Lebenswerk." Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 51).

„Max Dauthendey, ein deutscher Dichter." Von Karl Willy Straub (Deutsche Wacht, niederländisch-indische Monatsschrift 1926, Batavia).

„Rudolf Kögel in seinem dichterischen Selbstzeugnis." Von G. v. Rohden (Die Christliche Welt XL, 9. Gotha).

„Kindheit und Jugend Josef Marlins." Von Karl Kurt Klein-Jassy (Klingsor III, 5. Kronstadt).

„Ernst Reventlows Schwester." Von M. M. Gehrke (Die Weltbühne XXII, 18. Berlin).

„Zu Stavenhagens Dramen ‚De dütsche Michel' und ‚Mudder Mews'." Von Alexander Strempel (Quickborn XIX, 3. Hamburg).

„Von deutschen Gedichten und einem ihrer Meister: Christian Morgenstern." Von Paul Wertheimer (Radio II, 32. Wien).

„Der badische Dichter Emil Gött." Von Alfred Dreßler (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 54).

„Jakob Boßhart." Von Jos. Zimmermann (Die Bücherwelt XXIII, 4/5. Köln).

„Heinrich Sohnreys Volksstücke." Von Georg Kleibömer (Deutsches Volkstum 1926, 5. Hamburg).

„Der Fall Theodor Lessing." (Der Deutschen-Spiegel III, 20. Berlin.)

„Wilhelm Fischer in Graz." Von Alfred Maderno (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 43).

„Friedrich Lienhard." Von Alfred Eckert (Die Christliche Welt XL, 9. Gotha).

„Gerhart Hauptmann und Goethe." Von Hans Knudsen (Stadtanzeiger XXIV, 36. Mannheim).

„Arno Holz und die deutsche Sprachkunst." Von Hans L. Stoltenberg (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XX, 2. Stuttgart).

„Das gesamte Schaffen von Arno Holz." Von Hermann Ploetz (Ostdeutsche Monatshefte VII, 2. Oliva).

„Arno Holz." Von Hans Benzmann (Das deutsche Drama VI, 2. Berlin).

„Das gesamte Schaffen von Richard v. Schaukal." Von Hermann Ploetz (Ostdeutsche Monatshefte VII, 2. Oliva).

„Hofmannsthal und die Romantik." Von Emil Sulger-Gebing (Blätter der Württembergischen Volksbühne VII, 10. Stuttgart).

„Stefan George." Von Heinrich Lützeler (Die schöne Literatur XXVII, 5. Leipzig).

„Die abendländische Sendung Stefan Georges." Von Otto Steinbrinck (Abendland I, 8. Köln).

„Eduard Stucken." Von M. Bergemann (Der Gral XX, 8. Essen).

„Studien zum Prosastil der Ricarda Huch." Von Hermann Gumbel (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XX, 2. Stuttgart).

„Zum 50. Geburtstag des Dichters Ernst Hardt." Von Ernst Sander (Reclams Universum XLII, 34. Leipzig).

„An Wilhelm Schmidtbonn." Von Berthold Litzmann (Das deutsche Drama VI, 2. Berlin).

„Eberhard Weittenhiller." Von A. St. (Der Fährmann III, 5. Wien).

„Arnold Ulitz." Von Paul Rilla (Das Tagebuch VII, 15. Berlin).

„Hermann Burte." Von Siegfried Melchinger (Blätter der Württembergischen Volksbühne VII, 11. Stuttgart).

„Hans Roseliebs Spanienbücher." Von H. Hinrichs (Der Gral XX, 8. Essen).

„R. A. Schroeder." Von Hugo v. Hofmannsthal (Der Lesezirkel XIII, 7. Zürich).

„Die sieben Könige [von F. M. Willams]." Von Alois Wurm (Seele VIII, 5. Regensburg).

„Klabund." Von Bruno Frank (Saarbrücker Blätter IV, 16).

„Hans Friedrich Blunck." Von Mally Behler-Hagen (Die schöne Literatur XXVII, 6. Leipzig).

„Alfred Fankhauser." Von Hugo Marti (Der Lesezirkel XIII, 6. Zürich).

„Klaus Mann." Von Conrad Wandrey (Der Bücherwurm XI, 7. Dachau bei München).

* * *

„Adam von St. Victor." Von Wilhelm Matthießen (Der Gral XX, 8. Essen).
„Der Dramatiker Alfred de Musset." Von Arthur Sackheim (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 50).
„Die Aktualität Balzacs." Von Johannes Urzidil (ebenda, 40).
„Jacques Chenevière." Von Henri de Ziegler (Der Lesezirkel XIII, 6. Zürich).
„Einiges Autobiographisches." Von Jacques Chenevière (ebenda).
„Abriß einer französischen Literaturgeschichte seit dem Kriege." Von Jean-Richard Bloch (Die neue Bücherschau IV, 1. Berlin).
„Ein neuer Shakespeare (‚Der londoner verlorene Sohn')." Von Wolfgang Bardach (Der Kritiker VIII, Mai. Berlin).
„Joseph Conrad." Von Frank Henry Gschwind (Neue Schweizer Rundschau. XIX, 5. Zürich).
„Humor und tiefere Bedeutung in Shaws ‚Pygmalion'." Von Karl Konrad Düssel (Blätter der Württembergischen Volksbühne. VII, 9. Stuttgart).
„Shaw unterhält sich." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel III, 18. Berlin).
„John Galsworthy." Von Ch. Demmig (Der Gral XX, 8. Essen).
„Ausländische Dramatiker. Eugene G. O'Neill." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel III, 21. Berlin).
„Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns." Von Eduard Hitschmann (Imago XII, 2/3. Wien).
„Strindberg." Von Martin Lamm (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XX, 2. Stuttgart).
„Strindberg." Von Marianne Thalmann (Radio II, 34. Wien).
„Begegnungen mit Ellen Key." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch VII, 18. Berlin).
„Benedetto Croce." Von G. Castellano (Der Wächter VIII, 9/10. Wien).
„Miguel de Unamuno." Von E. Gürster (Reclams Universum XLII, 30. Leipzig).
„Masaryk und die Weltrevolution." Von Zoltan Fábry (Die Aktion XVI, 4. Berlin).
„Panait Istrati." Von Heinrich Zillich (Klingsor III, 5. Kronstadt).
„Dostojewski und der Westen." Von Max Rychner (Neue Schweizer Rundschau XIX, 5. Zürich).
„Der Dichter der Revolution. Die ‚Beichte Michael Bakunins'." Von Kurt Kersten (Die neue Bücherschau IV, 1. Berlin).
„Russische Dichter in deutscher Sprache." Von Wilhelm Kosch (Der Wächter VIII, 9/10. Wien).
„Homer und der Dichter." Von Rudolf Alexander Schröder (Neue Schweizer Rundschau XIX, 5. Zürich).

* * *

„Das altwiener Volksstück." Von Eduard Castle (Radio II, 33. Wien).
„Der Weg zur Symbol-Szene." Von Bernhard Diebold (Masken XX, 18. Düsseldorf).
„Der Kampf mit der Wirklichkeit im Drama Georg Kaisers." Von Paul Helwig (ebenda, 17).
„Zur Psychologie der Komödie." Von Ludwig Jekels (Imago XII, 2/3. Wien).
„Episches im Drama. Ein induktiver Versuch auf Grund von Goethes Iphigenie." Von Berthold Schulze (Zeitschr. für Ästhetik u. allgemeine Kunstwissenschaft XX, 2. Stuttgart).
„Exotische Dramen." Von Joseph Sprengler (Literarischer Handweiser LXII, 8. Freiburg i. B.).
„Der berliner Bühnenspielplan 1925/1926." Von Lutz Weltmann (Reclams Universum XLII, 33. Leipzig).
„Gedanken über die jüngste Entwicklung des Dramas." Von Hans Westerburg (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 5. Frankfurt a. M.).

* * *

„Zur Bilanz der jüngsten literarischen Vergangenheit. Von 1900 bis 1925." Von Hans Brandenburg (Die schöne Literatur XXVII, 6. Leipzig).
„Berlins nationaler geistiger Beruf und die sudetendeutsche Kultur." Von Konrad Burdach (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 6. Frankfurt a. M.).
„Farbensymbolik." Von Hans Christoffel (Imago XII, 2/3. Wien).
„Das Buch in der Zelle." Von J. Ebner (Die Bücherwelt XXIII, 4. Köln).
„Die Marienburg als Symbol in der deutschen Dichtung." Von Wolfgang Federau (Ostdeutsche Monatshefte VII, 2. Oliva).
„Die Schicksalstragödie im Spottbild der Satire." Von Siegmund Hirsch (Zeitschrift für Deutschkunde 1926, 4. Leipzig).
„Die deutsche Barockdichtung." Von Johannes Hönig (Der Wächter VIII, 9/10. Wien).
„Volksbuch und Roman. Eine Betrachtung über Ideenarchitektur und künstlerisches Wunschbild." Von Albert Klöckner (Form und Sinn I, 10. Augsburg).
„Mensch, Dichtung, Schicksal." Von Heinrich Leis (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 45).
„Deutsche Dichternot." Von Friedrich Lienhard (Der Türmer XXVIII, 8. Stuttgart).
„Der Übersetzer und seine Mission." Von Erwin Magnus (Deutsche Presse XVI, 19. Berlin).
„Zur Metapsychologie des ‚déjà vu'." Von Otto Pötzl (Imago XII, 2/3. Wien).
„Bildung durch Literatur." Von Rudolf Roeßler (Der Fährmann III, 5. Wien).
„Synthese ohne Vollendung." Von Rudolf Roeßler (Form und Sinn I, 10. Augsburg).
„Wesensfragen der Volksbüchereiarbeit." Von Albert Rumpf (Die Bücherwelt XXIII, 4. Köln).
„Werturteile." Zur Literaturkritik von heute. Von Herbert Saeckel (Form und Sinn I, 9. Augsburg).
„Plagiat." Eine Glosse von Wilhelm Schäfer (Die schöne Literatur XXVII, 5. Leipzig).
„Neue Schattenrisse aus dem Kreise meiner Freunde." Von Wilhelm Scharrelmann (Niedersachsen XXXI, Mai. Bremen).
„Expressionismus in Österreich." Von Friedrich Schreyvogel (Der Gral XX, 8. Essen).
„Zur Religion der Zukunft." Von Raphael Seligmann (Sozialistische Monatshefte XXXII, 5. Berlin).
„Stilkunst der Sprache." Von Erwin Stranik (Form und Sinn I, 9. Augsburg).
„Hymnendichter." Von Marianne Thalmann (Radio II, 31. Wien).
„Weltliteratur?" Etwas von der Übersetzungsseuche in Deutschland. Von Karl Toth (Hellweg VI, 19. Essen).
„Die deutsche Barockdichtung." Von Karl Viëtor (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 6. Frankfurt a. M.).

Echo der Bühnen

Berlin

„Das trunkene Schiff." Eine szenische Ballade. Von Paul Zech. (Uraufführung in der Volksbühne am 21. Mai 1926.)

Ein Menschenleben als Protest gegen das Leben der Menschen: so war wohl Paul Zechs szenische Ballade gedacht.

Es war kein glücklicher Griff, daß Zech den Dichter zur Stimme solchen Protestes wählte. Der Dichter wird dadurch zum Deklamator, und das ist, an wahrem Künstlertum bemessen, etwas wenig; wirkt von der Bühne herab wie innerliche Verneinung aller seelischen Berufung. Es war darüber hinaus fatales Mißgeschick, daß Zech sich unter den Dichtern just Rimbaud zum Sprachrohr kürte, denn Rimbaud würde seiner dichterischen Sendung untreu zugunsten der vermeintlich höheren des gelebten Lebens.

Zech hätte die doppelte Berufung in Rimbaud überzeugend darstellen müssen. Er begnügte sich in beiden Fällen mit leerer Deklamation. Schlimmer; für Rimbauds Dichtertum läßt er von der Bühne herab Rimbaudsche Verse in schlechter Übersetzung sprechen. Am schlimmsten; den Lebenssieger charakterisiert er durch Feilschen um einen kaufmännischen Vertrag.

Das Leben als Protest gegen das Leben der Menschen. Das Unglück will es, daß in Zechs Drama der Kämpfer für die Unterdrückten Frauen mißachtet und mißhandelt; der Verkünder für Herzensmoral dem Freund kein Verständnis entgegenbringt; der Friedensuchende die schwarze Bevölkerung bewaffnet. — Die Anklage gegen das Leben der Menschen mag berechtigt genug sein: einer nur durfte sie nicht erheben, und das ist dieser Zech-Rimbaud. Denn er diskreditiert sie, indem er sie sich zu eigen macht.

Zugegeben; dies Leben Rimbauds ist wie eine Flamme. Aber es ist kein Wind hinter der Flamme, sondern ein Wind geht gleichsam aus der Flamme hervor; er wirbelt Staub auf und verursacht ein Geräusch: hohle Deklamation steht hier für Handlung, für Charakteristik, für Gestaltung.

Der zweite Teil des Dramas, Rimbaud als Lebenssieger, ist in seiner Verblasenheit ungreifbar, der erste gewinnt durch die Inszenierung des Freundschaftsverhältnisses zu Verlaine einigermaßen Physiognomie. Wie aber verfährt Zech? Um für seinen Rimbaud irgendwie Relief zu schaffen, schildert er Verlaine als Bourgeois, Philister, Literaten. Verlaines seelische Hörigkeit wird zu Pudeltum. Der Lächerlichkeit verfällt ein Tragisches, der Banalität ein Geheimnisdunkles.

Aus dem Chaos dieses Dramas schreit es; aber dieser Schrei ist inhaltleer.

Ernst Heilborn

Dresden

„Gemeinde Schmuggeldorf." Eine lustige Begebenheit in vier Akten. Von Karl Müller-Hoyer. (Uraufführung im Dresdener Alberttheater am 7. Mai 1926.)

Der Titel verrät seinen Inhalt. Der Untertitel „Eine lustige Begebenheit" läßt die dramatischen Schwächen dieses bodenständigen Stückes ahnen. Anläufe zu einer deutschen Komödie sind vorhanden. Das Volksstück mit seiner versteckten Anklage gegen den neuen Volksstaat, gegen Korruption und Schmuggel zeigt gute Situationskomik. Aber hinter der Karikatur steht nicht das versöhnende Allgemeinmenschliche. Der Humor der getriebenen Menschen der Gemeinde Schmuggeldorf führt nicht zu Tragikomik. Der dramatische Aufbau versagt. Die lustigen Begebenheiten aus dem Erzgebirge sind ohne innere dramatische Impulse und führen in ihrer Weitschweifigkeit nicht zu einer geschlossenen Handlung. Die Kleinmalerei zeigt trotz saftiger, oft unflätiger Sprache nicht die erstrebte Plastik des Geschehens der verwandten Komödien von Hauptmanns „Biberpelz" und Rosenows „Kater Lampe". Die Eigenart seiner Dörfler, die trotz aller Schmählichkeit doch echtes Menschentum, Allzumenschliches spiegeln sollte, ist einseitig und verletzend gezeichnet.

Johannes Reichelt

Echo des Auslands

Englischer Brief

Das bedeutendste englische Romanwerk der letzten paar Monate ist unstreitbar C. E. Montagues „Rough Justice" (Chatto u. Windus). Montague gehört nicht zu jenen Schriftstellern, die jedes Jahr einen Roman auf den Büchermarkt werfen. Wie langsam und gewissenhaft er arbeitet, ersieht man aus dem Umstand, daß „Rough Justice" erst sein dritter Roman seit dem Jahre 1910 ist. In diesem Buch bietet er ein

großangelegtes Sittenbild aus dem modernen England, das er mit sehr kritischem Auge betrachtet. Namentlich über den engherzigen und beschränkten Geist seiner hochgestellten Landsleute, den er dem unheilvollen Einfluß der berühmten „Public Schools" und der in Vorurteilen befangenen Universitäten zuschreibt, bricht er den Stab. Der Groll aber, den er gegen dieses allzu bequeme Wesen hegt, kommt im zweiten Teil des Romans vollends zum Durchbruch. Hier setzt sich Montague wiederum mit dem Weltkrieg, wie er ihn selbst als Gemeiner erlebt hat, drastisch auseinander. Bereits im gediegenen Prosawerk „Disenchantment" hat er seinem diesbezüglichen Standpunkt beredten Ausdruck gegeben. In seinem Roman hat er nun die Gelegenheit benutzt, das schon einmal Gesagte mit hinreißendem Nachdruck zu wiederholen, indem er an konkreten, aus seinen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen geschöpften Beispielen darlegt, wie er die Ideale, für die er, der Siebenundvierzigjährige, den Frontdienst freiwillig mitmachte, durch Fahrlässigkeit, Tyrannei und Unbill in den Staub treten sah. Montague ist übrigens einer der hervorragendsten englischen Prosaiker der Gegenwart, und „Rough Justice" enthält zahlreiche Stellen, die seine glänzenden stilistischen Eigenschaften bekunden. Der Roman ist denn auch ziemlich allgemein mit Beifall aufgenommen worden, obwohl einige Kritiker mit Montagues Äußerungen über englische Zustände keineswegs einverstanden waren, und sich dadurch in ihrem Urteil merklich beeinflussen ließen.

Ähnliche Tendenzen wie sie Montague verfolgt, bilden den Hauptvorzug von R. H. Mottrams Kriegserzählung „The Crime at Vanderlyndens" (Chatto u. Windus), der den Romanzyklus, dessen Anfang hier besprochen wurde (L. E. XXVII, 743), würdig abschließt. Die Sachlichkeit und Anschaulichkeit, die den beiden früheren Erzählungen ihren besonderen Wert verliehen, zeichnen diesen dritten Bericht über die Kriegserlebnisse des englischen Leutnants Dormer ebenfalls aus. Das „Verbrechen", um das es sich hier handelt, hat ein englischer Artillerist begangen, der, um Schutz für seine ermüdeten Maultiere zu finden, das Heiligenbild in einer flämischen Ortschaft niederreißt. Dem Leutnant Dormer wird die Aufgabe zuteil, auf Grund äußerst spärlicher Angaben den Schuldigen zu ermitteln, und die damit verbundenen Nachforschungen hat Mottram mit kühler Ironie geschildert. Dabei hat er mit besonderem Glück gezeigt, wie sich das Stockengländertum des schwerblütigen Dormers in dessen Verhalten gegen die verschiedenen Begleiterscheinungen des Kriegs offenbart. Alles in allem gehört Mottrams Kriegstrilogie zu den besten englischen Erzeugnissen dieser Gattung.

Es ist kaum möglich, sich über den zeitgenössischen englischen Roman zu äußern, ohne den Namen H. G. Wells zu erwähnen. Obwohl die literarische Rolle dieses bald sechzigjährigen Dichters bereits historisch geworden ist, entwickelt er noch immer eine erstaunliche Produktivität, die man jedoch, bei aller Achtung für Wells, den schaffenden Künstler, zuweilen als Vielschreiberei bezeichnen muß. „Christina Albertas Father" (Jonathan Cape), sein letzter Roman, ist zwar mit Begeisterung aufgenommen worden, aber das Buch verdient keineswegs das überschwengliche Lob, das ihm gespendet wurde. Die erste Hälfte des Romans enthält köstliche satirische Bilder aus einer südenglischen Kleinstadt, und besonders in Mr. Preemby, dem Vater der Heldin Christina Alberta, ist Wells eine Gestalt von Dickensscher Urwüchsigkeit gelungen. Hätte er sich auf solche Schilderungen beschränkt, so wäre der Roman tatsächlich das Meisterwerk gewesen, als welches er vom vorwiegenden Teil der Kritik begrüßt wurde. Leider aber hegte Wells den Wunsch, das Verwaltungssystem englischer Irrenanstalten an den Pranger zu stellen, und deshalb hat er die Fabel des Romans dementsprechend umgebogen. Also muß der harmlose Mr. Preemby urplötzlich der sonderbaren Besessenheit verfallen, er sei eine Reinkarnation des assyrischen Herrschers Sargon, der nun in seinem erneuerten Erdenwallen die Erlösung der Menschheit anstrebe. Mit dieser unmotivierten Umdüsterung von Mr. Preembys Geist büßt der Roman seinen logischen Zusammenhang ein. Die Handlung wird unmäßig schleppend, die Charaktere verlieren immer mehr ihre Menschenähnlichkeit und führen wortreiche, aber inhaltleere Gespräche über Frauenrechte. Inmitten dieses seichten Gedankenaustausches verebbt nach und nach die Fabel.

Ein zweiter Schriftsteller, in dessen Romanen das erzählende Element vielfach einem Hang zu unwesentlichen Erörterungen geopfert wird, ist D. H. Lawrence. In seinem unlängst erschienenen Roman „The Plumed Serpent" (Secker) verwertet er, oft sehr wirksam, seine mexikanischen Erlebnisse, aber die krause Symbolik, die das ganze Buch durchflicht und überwuchert, ist stellenweise kaum von Unsinn zu unterscheiden. Lawrence ist, wie ich hier schon früher betont habe, und wie man sich aus diesem neuen Roman wiederum überzeugen kann, ein Dichter von ungewöhnlich starkem Können. Er handhabt die Sprache mit einer schöpferischen Gewandtheit, er beschwört seine Charaktere zauberhaft vor dem Auge des Lesers herauf, aber als Denker wühlt er in einer aus Mystik und Geschlechtlichkeit verworren zusammengesetzten Ideologie herum, wodurch er schier unlesbar wird. Trotzdem

bleibt Lawrence die stärkste Persönlichkeit unter den in den achtziger Jahren geborenen Schriftstellern, und nach einem langen Kampf gegen sehr begreifliche Vorurteile, hat er nunmehr eine Anerkennung gefunden, die nicht selten, besonders in Amerika, der Überschätzung nahe ist. Oliver Onions dagegen, ein älterer und mindestens ebenso achtenswerter Schriftsteller, bleibt, aus unerklärlichen Gründen, noch immer halb verkannt, obwohl Anzeichen vorhanden sind, daß auch er das Interesse eines größeren Leserkreises endlich erregt hat. In seinem letzten Roman „The Spite of Heaven" behandelt er das Problem der verhängnisvollen Vorbestimmung — „der Tücke des Himmels" — wie sie sich in einem Ehedrama aus der londoner Boheme tragisch offenbart. Aber wichtiger noch als diese treffliche Arbeit ist die Neuauflage seiner vor fünfzehn Jahren entstandenen Trilogie, die Onions vor wenigen Wochen unter dem Titel „Whom God Hath Sundered" herausgegeben hat. Dieses gewaltige Romanwerk umfaßt auf beinahe 800 Seiten drei Bücher, „In Accordance with the Evidence", „The Debit Account" und „The Story of Louie", — deren einzelne Kapitel Onions jetzt, ohne den Wortlaut irgendwie zu ändern, mit vollendeter Technik in neuer Reihenfolge wiedergibt. Selten ist die unerbittliche Macht der Vergeltung so hinreißend gestaltet worden wie in diesem Buch, in dem der Autor es verstanden hat, dem Thema Schuld und Sühne ganz eigenartige Möglichkeiten zu verleihen. Die zeitgenössische englische Romanliteratur hat keine Arbeit aufzuweisen, die psychologisch so tief, stilistisch so gediegen, stofflich so kühn wäre wie dieses Buch. Die vielgepriesenen Galsworthyschen Erzählungen z. B. nehmen sich daneben ziemlich hahnebüchen aus.

Unter den vielen begabten Vertretern der jüngeren Generation haben namentlich William Gerhardi und Liam O'Flaherty, zwei ganz verschiedenartige Schriftsteller, bereits mehr als bloße Talentproben geboten. Gerhardi hat seine Jugend in Rußland verlebt, und in seinem Erstlingsroman „Futility" (R. Cobden-Sanderson) persifliert er mit genauer Sachkenntnis russische Haltlosigkeit. Die spielerische Ironie, die er dabei anwendet, bildet den Hauptzug auch seines zweiten Romans „The Polyglots" (R. Cobden-Sanderson), in dem er das zerfahrene Leben entwurzelter und in der Fremde umherirrender Familien beschreibt. Es sind dies die Vielsprachigen des Titels, jene paradox anmutenden Menschen, die trotz umfassender Sprachkenntnisse keine Muttersprache haben, und deren Gefühlsleben ähnliche Anomalien aufweist. Mit großem Glück hat Gerhardi hier seine Eindrücke aus einer sibirischen Kleinstadt in der Nachkriegszeit verwertet. Er ist auch der Verfasser des ersten englischen Buchs über Tschechow, der ihn einigermaßen beeinflußt haben dürfte, aber im wesentlichen ist er eine durchaus originelle Erscheinung. Merkwürdig ist sein Stil, in dem die Nachklänge eines fremden Idioms sich ab und zu vernehmen lassen. Auch Liam O'Flaherty führt dem englischen Schrifttum exotische Elemente zu. Er hat nämlich in einigen Roman- und Novellenbänden seine Vertrautheit mit dem Leben der westirischen Bauern dokumentiert, aber seine wertvollsten Schöpfungen handeln von den Ereignissen, die sich in Dublin während des letzten Bürgerkriegs abgespielt haben. Ein Motiv aus dieser Schreckenszeit bildet den Stoff seines letzten und reifsten Romans „The Informer" (Cape). Darin schildert er die bunten, in grellster Tragik ausklingenden Schicksale eines Denunzianten, der, um zwanzig Pfund zu verdienen, seinen Freund an die Polizei verrät. Hinreißend sind in dieser Erzählung die Sittenbilder aus Dublins dunkelsten Winkeln, deren groteske und gespenstische Verruchtheit O'Flaherty unvergeßlich wiedergibt. Seine keltische Eigenart (er schreibt auch in gälischer Sprache) ist wohl echter als die verschwommene Mystik eines Yeats, und kommt in den brutalen und primitiven Szenen dieser Mordgeschichte zur besonderen Geltung. O'Flaherty hat es meisterhaft verstanden, seine melodramatische Fabel, die in die Plumpheit eines Hintertreppenromans leicht hätte ausarten können, rein künstlerisch zu gestalten, indem er die Handlungen seiner Menschen im Zusammenhang mit ihrem Seelenleben darstellt.

Weniger erfreulich ist die Produktion auf dem Gebiet der Lyrik. Von der poetischen Bewegung, die sich vor fünf Jahren verheißungsvoll ankündigte, ist heute fast nichts mehr zu verspüren. Der Sammelband „Georgian Poetry", in welchem sich eine einflußreiche und in mancher Hinsicht verdienstvolle Gruppe der zeitgenössischen Lyriker zu melden pflegte, ist nun endgültig eingegangen. Die Familie Sitwell, deren literarische Tätigkeit man einst mit einer gewissen Sympathie begrüßen konnte, ist jetzt einer unliebsamen, mit Rezitationen durch Sprachrohre operierenden Reklamesucht verfallen. Und es ist für den Stand der heutigen Poesie bezeichnend, daß der schönste Lyrikband, der seit längerer Zeit erschienen ist, wiederum von Thomas Hardy, dem Sechsundachtzigjährigen, herrührt. In seinem neuen Buch, das „Human Shows, Far Phantasies" (Macmillan) heißt, bietet der greise Dichter eine Sammlung von ungefähr 150 „Liedern und Kleinigkeiten", wie er den Inhalt allzu bescheiden nennt. In dieser reichhaltigen Lese aus verschiedenen Jahrgängen findet man philosophische Grübeleien,

lyrisch oder balladenhaft wiedergegebene Lebensdramen, feinempfundene Natureindrücke, die sich alle durch eine stark individuelle Wortkunst auszeichnen. Hardy hat eine besondere Vorliebe für düstere, in Sehnsucht getauchte Stimmungsbilder, und er versteht es, wie kein zweiter englischer Dichter, in einigen lapidaren Strophen dem Gedanken an Vergangenes eine seltene Zaubermacht zu verleihen. Hier sei eine typische Probe Hardyschen Ausdrucksvermögens mitgeteilt, die gleichzeitig die ideelle Tendenz des Dichters verbildlicht:

There seemed a strangeness in the air,
Vermilion light on the land's lean face!
I heard a Voice from I knew not where: —
„The Great Adjustment is taking place!

„I set thick darkness over you,
And fogged you all your years therein:
At last I uncloud your view,
Which I am weary of holding in.

„Men have not heard, men have not seen
Since the beginning of the world
What earth and heaven mean:
But now their curtains shall be furled.

„And they shall see what is, ere long,
Not through a glass, but face to face!
And Right shall disestablish Wrong:
The Great Adjustment is taking place."

Nennenswert ist ferner Siegfried Sassoons schlicht betitelter Gedichtband „Satirical Poems" (Heinemann). Sassoon hat seinen literarischen Ruf mit seinen Kriegssatiren begründet, die einige Kritiker als Anfang und Ende seines dichterischen Schaffens deuteten. Wie irrig dieses Urteil war, beweist dieser neue Band, der nur sechzig Seiten umfaßt, dafür aber nichts Überflüssiges enthält. Griff Sassoon in seinen Kriegsversen hauptsächlich die Dummheit aufgeblasener Generalstäbler an, so wendet er sich jetzt gegen die Gesellschaftsklasse, welcher die Generalstäbler entstammen. Aber die Bitternis, die sich in den früheren Gedichten entlud, ist jetzt einem gelinden Spott gewichen, der sich in einer respektlosen, aber kaum kampflustigen Stellungnahme zum englischen Feudalismus und dessen ehrwürdigen Traditionen äußert. Künstlerisch sind diese Gedichte reifer als die Kriegssatiren, die oft kaum mehr als gereimte, mit einer epigrammatischen Spitze versehene Prosa waren. Hier jedoch verfügt Sassoon über einen weit größeren Wortschatz, und seine Diktion erglüht zuweilen in unverfälscht lyrischen Farben, die den Beweis liefern, daß Sassoon kein bloßer Ironiker ist, sondern daß er imstande ist, auch tiefere, von mehr als intellektueller Überlegenheit beseelte Töne anzuschlagen. Als Beispiel von Sassoons Verulkung des englischen Konservatismus, diene folgende Impression einer akademischen Feierlichkeit:

Founders Feast

Old as a toothless Regius Professor
Ebbed the Madeira wine. Loquactous graduates
Sipped it with sublimation. They'd been drinking
The health of ... was it Edward the Confessor?
A solemn banquet glowed in every cheek,
While nicotinean fumes befogged the roof
And the carved gallery where prim choristers
Sang like Pre-Raphaelite angels through the reek.

Gowns, rose and scarlet in flamingo ranks,
Adorned the dais that shone with ancient silver!
And guests of honour gazed far down the Hall
With precognition of returning thanks.
There beamed the urbanest Law-lord on the Bench,
Debating with the Provost (ceremonious
In flushed degrees of vintage scholarship),
The politics of Plato, — and the French.

But on the Provost's left, in gold and blue,
Sat ... O my God ... great Major-General Bluff ...
Enough enough enough enough enough!

London P. Selver

Holländischer Brief

Bei einer würdigenden Rückschau über unsere vorwiegend die beiden letzten Jahre umfassende Literatur muß das allgemeine Urteil wohl lauten, daß in der lyrischen Dichtung die Moderne den tiefsten und reinsten Ausdruck fand, während in der Epik mit wenigen Ausnahmen der alte Strom unentwegt weiter floß und der dramatische Acker so gut wie völlig brach lag.

Die meisten Gedichte der jüngsten, sowie auch der schon etwas älteren Lyriker erschienen ursprünglich in Zeitschriften und gelangten dann erst in schmächtigen Bändchen mit geringen Auflagen auf den Büchermarkt, sodaß sie zumeist nur für enge Liebhaberkreise erreichbar waren. Diesem Übelstand, sei es auch unvollkommen, abzuhelfen, entschloß sich vor ein paar Jahren der bekannte Kritiker Dirk Coster nach dem Vorbild der deutschen Sammlung „jüngster Dichter", die als „Menschheitsdämmerung" 1920 erschienen war, „Een keuze uit de Poëzie van na den oorlog, 1918 bis 1923". (Eine Auswahl aus der Poesie der Nachkriegszeit) unter dem Haupttitel „Nieuwe Geluiden" (Neue Klänge) herauszugeben (1924). Und er gab ihr als Geleit eine gehaltvolle orientierende „Inleiding tot de nieuwe Nederlandsche Dichtkunst" mit, die zwar nicht tiefer ist, aber mehr detailliert als Kurt Pinthus', „Zuvor". Daß Coster einem wirklich gefühlten Bedürfnis entgegenkam, beweist die erfreuliche Tatsache, daß schon nach einem Jahr eine zweite erweiterte

Ausgabe notwendig wurde. Costers Sammlung könnte man eine vertiefte Fortsetzung der „Dichters van dezen tijd“ nennen, die genau dreißig Jahre früher von Mr. J. N. van Hall herausgegeben wurde, damals die Periode 1882—1894 umfaßte und seitdem in mehreren Auflagen auch Lyrik späterer Jahre brachte. Coster wie van Hall borgten nicht nur bei holländischen, sondern auch bei flämischen Dichtern, wobei aber jene bedeutend in der Mehrzahl sind. Den meisten Dichtern, die mit ihrer Kunst in den „Nieuwe Geluiden“ vertreten sind, wurde in den „Holländischen Briefen“ der letzten Jahre gebührende Beachtung zuteil. Es ist anzunehmen, daß Costers treffliches Buch in mehreren erweiterten Auflagen das Verständnis für zeitgenössische Poesie in stets wachsenden Kreisen verbreiten und vertiefen wird. Und wer durch den dargebotenen Genuß angeregt werden sollte, den ununterbrochenen Zusammenhang dieser Poesie mit der vorangegangenen bis in die 80er Jahre zurückzuverfolgen, kann sich dabei vertrauensvoll der Führung der „Geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde“ von J. Greshoff und J. de Vries (1925) überlassen, worin die beiden umfangreichen Schlußkapitel dieses Thema eingehend behandeln.[1] Allgemeingültige Urteile in dieser Materie gibt es nicht und kann es nicht geben. Andeutungsweise möge aber folgendes bemerkt werden: Wurde die jungholländische Poesie vor dem Weltkrieg von einer romantischen Sehnsucht nach dem Unendlichen, dem Niegesehenen und Niegekannten getragen, so lenkten der Krieg und seine Folgen allmählich die Aufmerksamkeit der Dichter wieder auf die unerbittliche Wirklichkeit, die freilich keinen bloßen Realismus, wie er im ausgehenden vorigen Jahrhundert vorherrschend gewesen war, sondern vielmehr einen hintergründigen magischen Realismus knospen und aufblühen ließ. Und hierin stimmt die Evolution der Dichtkunst merkwürdig überein mit der der übrigen Künste, vor allem der Malerei, in ganz Europa, da die Mentalität der Künstler nach der sehnsuchtsvollen Abkehr von der Natur allmählich wieder in ihr die innere Beruhigung und Befriedigung zu finden scheint, sei es auch in anderer Weise als in der zurückliegenden realistisch-naturalistischen Zeitperiode.[2]

Von dem, was im allgemeinen über die jüngste Lyrik ausgesagt wurde, finden sich auch vereinzelte Spuren auf epischem Gebiete. Zwar hat die Erzählungskunst im ganzen stets mehr Fühlung mit der Realität des Lebens gehabt als die Lyrik, was in der Natur der Sache liegt; allein es ist denn doch ein gewaltiger Unterschied, ob man ein zolaisches Werk liest oder etwa den dreibändigen Roman „Het leven van Francesco Campana“ des Ehepaares C. und M. Scharten-Antink, der 1924/25 als eine wesentliche Bereicherung unserer epischen Kunst ans Licht trat. In dem Werdegang Francescos — von seinem vierzehnten Lebensjahr bis zu seinem achtzehn Jahre später erfolgten Untergang im Weltkrieg — verfolgt der Leser interessiert nicht nur dessen äußerliche Erlebnisse, sondern seine Teilnahme wird nicht weniger bleibend gefesselt durch die fortwährenden religiösen Anfechtungen, durch den Kampf um die endliche Erwerbung eines harmonischen Gottesbegriffs. Es ist ein Kampf wie der Jakobs mit dem Engel: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ So wird die Darstellung dieses Lebens nicht bloß zu einem psychologischen Roman, sondern sie wird gleichsam zu einem Symbol der verwirrten und zergrübelten Gottsucher, das hinter der Naturwirklichkeit die tiefsten Fragen auftauchen läßt und zu beantworten sucht. Auch hier also der magische Realismus eines Menschenlebens sinnbildlich für das Menschheitsdasein überhaupt. — Noch unmittelbarer empfindet man das magisch Hintergründige in den äußerlichen Begebenheiten und phantastischen Erlebnissen, die P. H. van Moerkerken in „Habhabalgo“, dem 1925 erschienenen Schlußband des sechsteiligen Zyklus „De Gedachte der Tijden“ schildert. Es ist kein Roman im gewöhnlichen Sinne, vielmehr ein moderner „Spiegel Historiael“, in dem die kulturellen Schicksale der Menschheitsmutter Tiamat und deren sieben Söhne, denen in wichtigen Momenten die weise Logimena als magisch hintergründige Ordnerin und Erklärerin sich gesellt, am Leser filmartig vorbeiziehen. Ein heiterer Humor, der nicht selten ironischen Anstrich hat, auch bisweilen in Satire getaucht ist, durchzieht dieses Werk der Siebenmeilenstiefel, das mit der Vision der Logimena, in der alle Menschen, die Bösen wie die Guten, zuletzt in dem göttlichen Allgeist, dem Logos, dem Allbewußtsein den einzig wahren „Gedanken der Zeiten“ erkennen, abschließt. Die wie spielend bewältigte grandiose Konzeption, sowie die künstlerische Einheitlichkeit in den sprachlichen und

[1] Bei dieser Gelegenheit, wenn auch in etwas lockerem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, sei den Freunden niederländischer Literaturgeschichte die „Geïllustreerde Nederlandsche Letterkunde“ von J. Prinsen J. Czn. (1924) hiermit empfohlen. Sie reicht in die Gegenwart bis ungefähr zum Weltkrieg und fußt selbstverständlich auf dem ausführlicheren „Handboek“ desselben Verfassers, das in erster Auflage 1916 erschien und L. E. XIX, 1527/28, gewürdigt wurde. Die hübsche, reichhaltige Auswahl illustrativer Beigaben werden die Benutzer dieser handlichen Ausgabe — nicht nur der Gebildete, sondern auch die heranwachsende Jugend der mittleren Schulen — gebührend zu schätzen wissen. — [2] Man vergleiche das einführende Werk von Franz Roh: „Nach-Expressionismus. Probleme der neuesten europäischen Malerei“ (1925).

stilistischen Darstellungsmitteln sichern dem Werk einen Ehrenplatz in unserer modernen Literatur (vgl. L. E. XXII, 295; XXV, 924 und XXVI, 619).

Als anspruchslose Unterhaltungslektüre seien erwähnt: „Eenzaamheid“ von J. Treffers (1924), in welchem Roman das nieweichenwollende Einsamkeitsgefühl in Marcus van Haaren immer drückender wird, bis er einsieht, daß die Einrenkung des ehelichen Bruches schließlich noch die besten Lebensaussichten zu bieten vermag. Der Streit mit dem Lebensminus geht nur in der gewöhnlichsten Alltäglichkeit vor, nirgends eine Spur von seelischer Vertiefung oder höherer Weihe: also Realismus ohne tieferen Sinn. — Ob der Roman „Kleine Inez“ von R. van Genderen Stort (1925) von manchem Kritiker nicht zu hoch bewertet wird? Die Umweltschilderung und die trotz des Titels nur episodische Figur der „kleinen Inez“ sind wohl das Beste daran. Die Hauptfigur Peter Schnoeb ist und bleibt ein schwankender Charakter, der sich immer tiefer in ein freudloses Dasein vergräbt und nach der Auflösung der Verlobung mit Inez innerlich ganz verkümmert: pessimistischer Realismus also, weiter nichts. — L. E(ngelberts) behandelt in dem flott geschriebenen Roman „Een vergeten Proces“ (1925) wieder einen historischen Stoff aus dem von ihr schon früher bevorzugten 18. Jahrhundert und etwas darüber hinaus. Die Handlung spielt sich in friesischen adligen Kreisen ab und dreht sich um einen schließlich „vergessenen Prozeß“ wegen des sehr fragwürdigen Eheversprechens, das Cecile van Heemstra ihrem Vetter Willem van Sytzama gegeben haben soll, obgleich sie Willem van Haren heiratete. Die aufgewühlte wechselvolle Zeit bildet für allerlei Abenteuerliches einen passenden Hintergrund. In einer Zeit, da der historische Roman sich nur selten hervorwagt, mag solche Lektüre manchem ein besonderer Leckerbissen sein. —

Wenn man von ein paar bemerkenswerten, aber vermutlich doch nur vorübergehenden Experimenten, wie Maskenspiel und Freilichtspiele, absieht, läßt sich Lessings hartes Urteil im 81. Literaturbrief vom 7. Februar 1760 ein wenig variiert auch auf unsere gegenwärtige Schauspielkunst anwenden: „Wir haben kein Theater. Wir haben keine Theaterdichter. Wir haben keine Zuhörer.“ Eins wie das andere mag seine Erklärung in den ökonomischen Zuständen der Nachkriegszeit finden, nichtsdestoweniger bedeuten solche traurigen Theaterverhältnisse einen kulturellen Rückschritt. Angesehene Schauspielertruppen mit einer respektabeln Kunsttradition zerfielen in durcheinander gewürfelte Trüppchen, die keine Stücke von bedeutsamer Wucht aufführen können, während die Zuschauer von heute großenteils Kinopublikum sind, das nur leichte Zerstreuung sucht. Kleine Kunst oder gar keine Kunst, gut genug für Nerven-, vor allem Sinnenreiz, ist an der Tages- oder vielmehr Abendordnung. Das Beste an allem sind noch die Schauspieler, die zu Lessings Zeit an Stelle der jetzigen Theaterdichter mit zu den negativen Größen gehörten. Aber ob ihre Kunst nicht ebenfalls sinken wird, wenn nicht bald eine Wendung zum Guten eintritt?... Jedenfalls geben ein paar vereinzelte Neuaufführungen keine Veranlassung zur Besprechung.

In diesem sterilen Theaterleben wird mancher Freund dramatischer Kunst sich gern zurückversetzen, beziehungsweise einführen lassen in eine Zeit regen Theaterlebens, die Zeit, da Gerhart Hauptmann ein europäisches Publikum immer wieder auf ein neues Stück gespannt sein ließ. So sei denn hiermit dem holländischen Theaterfreund „Gerhart Hauptmann“ von K. F. Proost (1924) gern empfohlen. Unter fleißiger Verwertung der reichen einschlägigen Literatur bis über den 60. Geburtstag des Dichters hinaus hat Proost das „Leben“ und die „Werke“ dieser reichen Erscheinung in ihrer Stärke und ihrer Schwäche hingestellt, wie sie sich ihm offenbarte. Daß Hauptmann von anderen auch wohl anders gesehen wird, ist nicht verschwiegen oder vertuscht worden. Es gibt hier denn auch viele Möglichkeiten! [3]

Am 21. Juni 1925 starb in Rotterdam der einsame Dichter Jan Hendrik Leopold, der am 11. Mai das 60. Lebensjahr überschritten hatte. Nur ein paar Gedichtbändchen, „Verzen“, „Cheops“ und „Oostersch“ (Orientalisches) hat er veröffentlicht, für einen Dichter, der schon 1893 seine ersten Gedichte in „De Nieuwe Gids“ erscheinen ließ, wenig genug. Aber der künstlerische Gehalt macht trotzdem das Wenige zu einem gesegneten Viel. Das Volk werden seine Dichtungen nie erreichen, was wohl der Fall ist mit der Lyrik des Dichters Carel Steven Adama van Scheltema, der am 6. Mai 1924 in Bergen (Nord-Holland) verschied. Er wurde am 26. Februar 1877 in Amsterdam geboren, machte 1900 sein Debüt mit „Een Weg van

---

[3] Weil „Der Aeon, in fünf Aufzügen bearbeitet“ (1924) aus dem Verlag De Waelburgh in Blaricum (Nord-Holland) dem L. E. zur Besprechung geschickt wurde, sei er hier kurz erwähnt. Nach dem begleitenden Prospekt soll dieses Werk oder vielmehr die zugrunde liegende Handschrift in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von einem nicht namhaft gemachten schwäbischen Kleriker herrühren. Leicht wird es dem Leser wohl nicht werden, die Lektüre dieses vornehm ausgestatteten Buches von fast 300 Seiten schrullenhaft anmutender Orthographie und Sprache zu bewältigen. Die nötige Muße und eine gute Dosis Geduld werden ihm dabei recht sehr zustatten kommen.

Verzen“ und schloß sich um diese Zeit der sozialdemokratischen Partei an, deren vielgepriesener und vielgeliebter Sänger er nun wurde, weil er es ausgezeichnet verstand, manchmal den Volkston zu treffen, ohne sich in Bänkelsängerei zu verlieren. Seine meisten Veröffentlichungen, auch die in Prosa, wurden in den „Holländischen Briefen“ gewürdigt. — Der 1924 aus dem Leben geschiedenen Autoren, Mr. Jacob Israël de Haan und Herman Heyermans, von denen jener vorwiegend Lyriker, dieser Dramatiker war, wurde unter den „Todesnachrichten“ bereits L. E. XXVI, 764 und XXVII, 250, mit würdigenden Nachrufen gedacht.

Schließlich darf hier nicht das Ableben des 82jährigen Louis Bouwmeester am 28. April 1925 in Amsterdam stillschweigend übergangen werden. Ein genialer, rasseechter Schauspieler, wie er war, hat er als Charakterdarsteller die Gunst des holländischen Publikums bis in sein hohes Alter zu erhalten gewußt, obgleich er, dem jede höhere Bildung abging, zuletzt nur noch von seinen alten Glanzrollen zehrte.

Zwolle J. G. Talen

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Gesammelte Erzählungen. Von Hermann Bachmann. Herausgegeben von Alfred Klaar. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Bd. 38.) Prag 1924, Sudetendeutscher Verlag F. Krauß, Reichenberg. XVIII, 225 S.

Bachmann hatte als Chefredakteur der „Vossischen Zeitung“ ein weithintragendes Wort, war aber persönlich ein still-fleißiger Mann, wie die meisten seiner deutschböhmischen Landsleute, deren Arbeitsemsigkeit ein Hauptpfeiler des alten Österreich war. Man hätte ihm die Erfindung einer so keck-leidenschaftlichen Novelle, wie es hier die „Burgfrau von Randeck“ ist, nicht zugetraut. Die Burgfrau benutzt ihre hypnotische Kunst, um den allzu selbstbewußten, daher etwas undramatischen Liebhaber gründlich in ihre Gewalt zu bekommen, und dann eine verborgene Turmtreppe, die sie zufällig entdeckt, um nächtlich in seine Arme zu schlüpfen. Er ist ja bereits ihr Bräutigam, so daß kein besonderer Schaden entsteht, sie aber ist gesellschaftlich frei und ihr schalkhaftes Wesen neigt zu einem gewagten Spaß; die alte Burg als Umgebung endlich verleiht dem Vorgang eine romantische Färbung. Behaglich gibt man sich der angenehmen Situation hin und fragt nicht pedantisch nach Warum und Wozu.

Die zweite Novelle, die den Rest des Bändchens füllt, heißt „Im Heidenhof“ und versetzt ebenfalls in ein überraschendes Abenteuer. Diesmal ist es eine schöne Marmorgestalt, eine Venus Anadyomene, die auf einer abgelegenen Bergvilla aus ferner Römerzeit unter den Trümmern gefunden und von einem Halbchristen als Mutter Gottes gewandet wurde. Andächtig verehrt sie das ahnungslose Volk als Wallfahrtsfigur. Mit der Zeit kommt aber doch zu viel Staub in die Falten ihres Kleides; der Pfarrer hat ihr eine neue prächtige Hülle umzutun, was natürlich in verschlossener Sakristei geschieht; ein junger Archäologe leistet ihm zufällig Gesellschaft, und da kommt das Geheimnis zutage, dem Altertumsforscher zum Entzücken, dem Geistlichen zum Entsetzen! Venus herrscht bereits im Herzen des antik-gelehrten Weltkindes; in eine Abkömmlingin des Hofes, von dem die Statuette stammt, ist er verliebt, und zu seiner vollen dauernden Beglückung wird ihm die steinerne und die lebendige Schönheit zusammen in den Arm gegeben. Das seltsame Motiv schließt eine befriedigende Verlobung am Schluß nicht aus.

Eigenart ist der Novellistik Bachmanns nicht abzusprechen. Er erzielt seine Wirkung nicht so sehr durch Seelenmalerei oder Stimmungsmusik als vielmehr durch eine erstaunliche Sacherfindung, in die er seine Gestalten phantasievoll versetzt. Aber noch ein Reiz kommt dazu: beide Novellen spielen im deutschen Südtirol, und den ganzen Zauber dieses Erdenparadieses hat Bachmann liebevoll aufgeboten, um uns schildernd zu berauschen, was zur Zeit nicht ohne einen gewissen Einschlag von Wehmut abgeht. Die opferwillige ausdauernde Wärme des Deutschböhmen für sein Volkstum, die sich dabei literarisch verrät, war auch in seiner Persönlichkeit stark ausgeprägt; wie viele Sitzungen im Verein für das Deutschtum im Auslande hat er durch Jahre gewissenhaft mitgemacht, trotz schwerer Redaktionsgeschäfte, um sein nationales Gewissen zu befriedigen und an der Abwehr unserer Feinde sich tapfer zu beteiligen. Er hat es verdient, daß ihm ein Berufs- und Heimatsgenosse, Alfred Klaar, der früher an der deutschen Universität Prag dozierte und dann an seiner Seite im Stab der „Vossischen Zeitung“ wirkte, die nachgelassenen Novellen betreute und sie mit einer freundschaftlich ansprechenden Einleitung an die Öffentlichkeit brachte. Wo so viel feines Schauen und Empfinden sich zusammenfand, da wird auch jeder Leser mit Interesse und Genuß verweilen.

Berlin Alois Brandl

Im ewigen Licht. Roman. Von Walter v. Molo. München 1926, Albert Langen. 226 S. M. 3,— (5,50).

Mit diesem Roman hat Molo seine Bobenmatz-Trilogie zu Ende gebracht. Es mag sein, daß von ihm nicht von Anfang an eine solche beabsichtigt war; aber der zweite, „Bobenmatz“ betitelte Band, an dessen Schluß wir den Zusammenbruch des Helden erlebten, bedingte notwendig seine Wiedererhebung in einem dritten. Sie geschieht durch eine heroische Tat im Sinne der neuen Bobenmatz-Moral. Nachdem er alle andern Mittel erschöpft hat, um die Frau, die er unter allen am meisten geliebt, aus unwürdigen, ihre Seele herabziehenden Ehebanden zu befreien, knallt er kurzweg ihren Mann nieder. Das ist die Vorgeschichte des Romans, der daraus folgende Sensationsprozeß sein eigentlicher Inhalt. In seiner eindringlichen und ausdrucksvollen Art, mit fast dramatischer Schlagkraft die Spannung immer höher treibend, führt der Dichter Untersuchung, Zeugenverhör, Verhandlung durch. Die vielen, denen Bobenmatz irgendwie geholfen und Gutes erwiesen hat,

müssen, und wäre es widerwillig, zu seinen Gunsten sprechen, das Publikum nimmt leidenschaftlich für ihn Partei, selbst den Gerichtshof zwingt er in den Bann seiner faszinierenden Persönlichkeit, der auch übersinnliche Fähigkeiten nicht versagt sind. Er wird natürlich freigesprochen. Aber wo ist er? Die jubelnden Menschenmassen suchen umsonst nach ihm: er ist und bleibt verschwunden — im ewigen Licht! — Man wird diesen Roman für sich nicht ohne Genuß lesen; was aber Molo mit seinem modernen Erlösertyp, der so eng mit der „rollenden Erde" verflochten ist, gewollt und beabsichtigt hat, läßt sich nur aus dem Zusammenhang der drei Teile erkennen. Das stückweise Entstehen hat etwelche Widersprüche und Unklarheiten verschuldet. Ohne Frage wird Molo, wie er es auch in früheren Fällen gehalten hat, durch Konzentration die Einheitlichkeit der Trilogie noch schärfer herausarbeiten und dadurch den ideellen Gehalt des höchst bedeutsamen, wenn auch Mißverständnissen und Anfechtungen ausgesetzten Werks in klarere Erscheinung treten lassen.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Ausgewählte Erzählungen. Von Rudolf Lindau. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 468 S.

Unter den großen deutschen Erzählern ist Rudolf Lindau der Unbekannteste. Vor einem Jahr gab ein berliner Literarhistoriker in einer angesehenen Zeitschrift mit dem Blick auf Weihnachten eine Übersicht der besten deutschen Romandichter und Novellisten des 19. Jahrhunderts. Er nannte sogar ein paar Leute von nur mittlerem Wuchs — aber Rudolf Lindau erwähnte er nicht einmal. Als ich ihm darüber schriftlich mein Befremden aussprach, ließ er mir durch Dritte sagen, er müsse zu seiner Schande gestehen, er habe noch nie etwas von Rudolf Lindau gelesen. Und ein berühmter Pädagoge, dem ein Aufsatz von mir über die Türkischen Geschichten vor Augen gekommen war, dankte mir dafür, daß ich ihm endlich ein richtiges Bild von Paul Lindau vermittelt hätte. Diese Beispiele sind typisch und ließen sich beliebig vermehren — alles um so verwunderlicher, da Rudolf Lindau auch stofflich bei aller Verhaltenheit seiner Art so fesselnd ist, wie wenige seiner Zeitgenossen. Es ist deshalb äußerst verdienstlich, daß der Volksverband der Bücherfreunde wenigstens einige seiner Erzählungen (darunter das unübertroffene Meisterstück „Ein ganzes Leben") gesammelt vorlegt. Die Einleitung des Bandes von Hans Lindau bringt die unvergeßliche Gestalt des Meisters mit den zartesten Strichen heraus.

Berlin — Heinrich Spiero

Das Opferfest. Roman. Von Otto Freiherrn v. Taube. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 580 S.

Eine bittere Satire auf den Verfall der deutschen Gesellschaft ist hier geschrieben. Aber sie wirkt nicht scharf und beißend, sondern verbirgt sich unter einem leichten, fast behaglichen und dabei unbedingt bezwingenden Lächeln. — Es ist nicht alles deutsch, was sich so gebärdet, bisweilen ist es abgeschmackteste Hohlheit! Das ist sicherlich nicht das einzige Leitmotiv des Romans, aber immerhin eins der hervortretendsten. — Eine Siedlung wird begründet, in der der alte Germanengeist und -brauch herrschen und von hier aus das deutsche Vaterland mit neuer Kraft, mit neuen Idealen erfüllen soll. Sogar der alte Götterkult mit Roßopfer und Priesterin wird wieder eingeführt. Aber in das laute Bardengebrüll hinein kichert vergnüglich schon Spekulation und Unternehmertum, begierig auf die baldige Pleite der Siedlung, wobei sich der eifrigste Förderer der Germanenidee schließlich als ehemaliger Jude entpuppt. Aber hier ist gerade der Punkt, von wo aus die Kunst des Verfassers ihre hellsten Lichter ausstrahlt: weder für die eine noch die andere Seite werden wir Partei ergreifen können; ja, man wird schließlich noch einen wohltätigen Faktor darin erblicken müssen, daß das hohle, unechte Deutschtum durch Unternehmer- und Judentum gründlichst getilgt wird, um das Feld für das Echte freizumachen. Und zwischen diesem köstlichen, die Bitternis der Satire sanft verklärenden Humor stehen die Gestalten dieses Romans: oft durch einen einzigen Wesenszug so echt, so überzeugend hingestellt, daß man sie nie wieder vergessen kann, wie etwa den knorrigen, ehemaligen Pfarrer Dippel, der bei Verpflichtung seiner Schüler durch Handschlag sich jedesmal zuvor ausgiebig in die Hand speit, damit der Druck mit der nassen Handfläche um so eindrucksvoller sei. — Derart fügt sich das Ganze zu einem Werk zusammen, in dem ernste Probleme, tiefer Sinn und feine satirische Symbolik zugleich in eine köstlich unterhaltsame Form gekleidet sind. Von welcher Seite daher der Leser auch an dieses Werk herantreten mag, es wird ihm seine Antwort nicht schuldig bleiben.

Schwerin i. M. — Erich Hagemeister

Aus Weimar und Schwaben. Dichternovellen. Von Heinrich Lilienfein. Mit einem Titelkupfer von Ferdinand Staeger. Heilbronn 1925, Eugen Salzer. Kl.-8. 87 S. Geb. M. 1,50.

Das zierliche Bändchen wiegt schwerer als so mancher unter den dicken Wälzern, die uns irgendeinen Dichter, Musiker, Künstler in Romanform „lebig" machen wollen. Die Klippe, an der die meisten solcher Versuche scheitern, ist die mangelnde Fähigkeit, irgendeinen Großen der Vergangenheit glaubhaft agieren und sprechen zu lassen. Gerade diese Fähigkeit hat Lilienfein. Erstaunlich echt mutet alles an, was er Wieland, Schiller, Hölderlin tun und sagen läßt. Das ist wahrlich nicht dialogisierte Literaturgeschichte, sondern echte Novellendichtung, auch insofern, als jedesmal ein prägnanter Moment aus dem Leben der Heroen mit fester Hand ergriffen und visionär hingezeichnet wird: Wieland, bezwungen von der sieghaften Gewalt Goethes; Schiller und Charlotte v. Kalb im Augenblick der Trennung; Hölderlin aus Bordeaux heimkehrend und von Sinclair betreut. Anderer Art ist das Schlußstück, ein Selbstbekenntnis des in Weimar heimisch gewordenen schwäbischen Poeten, das Rätsel dieses kleinstädtischen, von der Erinnerung zehrenden und doch jeden Zuwandernden mit so unwiderstehlichem Reiz fesselnden Daseins, in dem die Gestalt des einzigen Menschen höchster Art noch heute so gewalttätig alles beherrscht, daß begreiflicher Zorn sich aufbäumt, bis er in der Erkenntnis der allumfassenden Menschlichkeit Goethes versiegt. Auch seiner wären diese vier Tagebuchblätter nicht unwürdig.

Leipzig — Georg Witkowski

Regenbogen. Erzählungen. Von Arnold Zweig. Berlin 1925, J. M. Spaeth. 442 S. Geb. M. 7,50.

Man wird dieses Buches nicht recht froh, und vergebens tröstet uns Zweig mit seiner anerkannten Erzählerkunst. Aber sie wird hier zum Vexierspiel, man fühlt sich beredet und wenig überzeugt, und wohl gerade darum, weil man gar nicht recht traut, ob man denn wirklich überzeugt werden soll. Gegen Tendenz und eine mit Sturmkraft hervor-

sprudelnde politische Überzeugung in der Dichtung ist gewiß nichts zu sagen. Hier aber schleicht sich Tendenz künstlerisch unlauter zwischen uneingestandenes Ästhetentum. Regenbogen als Friedenszeichen und Lichtabglanz nach abziehendem Unwetter (Nachkriegsdichtung) ist zu vag als Übertitel, um die keineswegs zwingende Zusammenstellung dieser sechs Geschichten zu rechtfertigen. „Pont und Anna" stellt sich räumlich und inhaltlich als Hauptstück dar. Es behandelt das alte Motiv der Künstlerdoppelliebe, verbunden mit einem eigenartigen Problem künstlerischer Bewußtseinsverschiebung. Aber auch diese Erzählung ist kompositionell kein Meisterstück und wird leicht gesprächig auf Kosten der Sache. Dabei wäre sie reich genug an Phantasie und Seelenkunde, um etwas zu bedeuten.

Mannheim — Erich Dürr

Die sieben Könige. Roman. Von Franz Michel Willam. München 1926, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 311 S. M. 4,50 (6,50).

Primitivität als künstlerische Äußerungsform wird nur bei einer schöpferischen, erdverbundenen, elementaren Natur wirkungskräftig. Primitivität als Gestaltungs- und Stilart ist nur in einem gewissen Maße naturbedingt, muß deshalb zum Prinzip erhoben und mittels künstlerischer Disziplinen zur unauffälligen Selbstverständlichkeit gesteigert werden (Knut Hamsun!). Zu einer negativen Deutung des primitiven Gestaltungscharakters gibt der Autor des vorliegenden Heimatromans Veranlassung. Bei Willam ist die Primitivität identifizierbar mit geistiger Unentwickeltheit und künstlerischer Unkultur. Willam ist eine unverdorbene herzliche Natur. — Aber: Willam ist in seiner sorglosen Einfalt zu unkritisch. Ihm fehlt der Blick für das Wesentliche. Er bemüht sich Selbstverständliches besonders zu gestalten. Anstatt Besonderes selbstverständlich zu geben. Die Stilsicherheit seiner durchaus dichterischen Landschaftsbetrachtung entschädigt nicht für die mitunter provozierend wirkende Unbeholfenheit seines Ausdrucks.

Bisweilen schreibt Willam im Stil eines geistig unterernährten Kreisblattfeuilletons; bisweilen verwendet er die antiquierten Lyrismen einer gefühlsseligen Gartenlaubenpoesie. Peinlich empfindet man seine bombastisch moralisierenden Monologe, die im bayreuther Opernpathos platteste Kalenderweisheiten proklamieren.

Einige Proben der Willamschen Stil- und Wesensart:

„Und alle konnten jodeln und singen, ja jodeln und singen. Zogen sie von der Heimat aus, ließen sie froh wie Kinder ihr Lied erschallen: ‚Jetzt geht es in die weite, weite Welt! ...'"

„‚Klara, schöne Klara, kennst du diesen Jüngling?' ... Die schöne Klara richtet sich auf, aber nicht wie eine Schuldige, sondern wie eine Königin."

„Was ist ein Herz ohne Liebe? Ein Palast, in dem nur Mäuse über den Boden haschen, nur Würmer an den Wänden kriechen, nur Fliegen über die Scheiben rennen!"

„Sie eilt davon, ihm den Abschied zuwinkend, und alle Bäume und alle Äste wiederholen in ihrem Rauschen selig: ‚Lebe wohl! Lebe wohl!'"

Verehrtester Autor! Wie kann man?!

Verehrtester Verlag! Wie darf man?!

Charlottenburg — Werner Türk

Die Frau am Quell. Roman einer Tänzerin. Von Paul Oskar Höcker. Berlin 1926, August Scherl G. m. b. H. 229 S. M. 3,— (5,—).

In einen großen Kreis typischer Gestalten der Nachkriegszeit, in buntes, romanhaft spannendes Geschehen stellt Höcker seine Heldin, eine zarte Mädchengestalt, die in künstlerischem Tanze die tiefsten Regungen ihrer Seele auszudrücken vermag. Ihre eigenartige, ergreifende Kunst wirkt veredelnd auf ihre Umgebung und erlöst sie selbst von Schuld und Fehle. Höckers unverwüstliches Fabuliertalent, seine geschmackvolle Zurückhaltung, sein stets waches Auge für Schwächen und Vorzüge zeitlicher Bestrebungen machen diesen Roman zu einer unterhaltenden Lektüre, die vielfach Anregung zum Nachdenken über ernste Probleme, insbesondere das der Mutterschaft, bietet.

Berlin — Fritz Carsten

Frauenlob. Der Roman eines jungen Mannes. Von Rudolf Stratz. Berlin 1925, August Scherl G. m. b. H. 451 S.

Wie schon so häufig, beweist Stratz auch in diesem Buch sein außerordentliches Talent der Milieuschilderung. Heidelberg, Odessa, London, Paris, Wien — Sedanjubel, Türkenkrieg, Pogrom, Börsenkrach —, all das und noch mehr fliegt an dem Leser vorüber (wann wird dieser Roman verfilmt?!). Eine Fülle von Schauplätzen, alle interessant, alle bunt, packend, lebendig ausgemalt — die Umstände dominieren in diesem Buch, das, was nach Simmels köstlichem Ausspruch, „um das eigentliche Leben herumsteht". Das Wesen des Romans, seine Besonderheit und seine Berechtigung liegt in diesem Mosaik von virtuos ausgeführten Einzelszenen. Die Handlung liefert nur den Anlaß, den erzählerischen Vorwand. Sie will die Tragik der „Vaterlandslosen" zeigen — und Rudolf Stratz ist wohl nicht der Rechte, um den Spuren Herman Bangs zu folgen. Deshalb ist es gut, daß alles Problematische hier von der üppigen Vielfältigkeit der Beschreibungen überwuchert wird.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Das Glockenspiel. Rheinische Geschichten. Von Theodor Seidenfaden. Mit sechs Holzschnitten von Peter Gitzinger. Saarlouis 1925, Hausen Verlagsgesellschaft. 199 S. Geb. M. 4,—.

Die Nachfrage nach rheinischen Geschichten, Anekdoten usw. scheint noch gut zu sein. Immer neue Sammlungen erscheinen, obwohl wir des Guten mehr als genug haben. Im eifrigen Sammlerdrang, seinem Volke neue Schätze an Sagenhaftem und Legendärem zu schenken, nimmt man es mit der Auswahl nicht mehr so genau und rafft auf, wo man Fruchtbares findet. Viele der Seidenfadenschen Geschichtchen sind an anderer Stelle schöner und wirkungsvoller erzählt worden. Er verzichtet darauf, aus ihnen ein kleines Kunstwerk zu machen, füllt nicht die alten Krüge mit neuem Wein. Seine Form ist knapp, klar, zuweilen ist die Linienführung allzu gerade. Sie stoßen ins Volkstümliche vor. Hätten die Geschichtchen mehr von unserem Blut, käme ihnen größere Bedeutung zu; so bleiben sie chronologische Reminiszenzen.

Ausstattung und Holzschnitt machen das Werk zu einem angenehmen Bändchen.

Köln a. Rh. — Max Spanier

Gotteswelt und Menschenherz. Eine Auswahl aus der Prosa des rheinischen Dichters. Von Franz Alfred Muth. Herausgegeben von Hermann Hörle. Wiesbaden 1925, Hermann Rauch Verlag. 263 S.

Ich sehe ihn am Fenster sitzen, den Dichterpfarrer, das Weinglas gefüllt vor sich auf dem Tisch, sein Gesicht strahlt vor Freude, sein Blick schweift nach den Bergen und nach

dem Strom. Bei der Erinnerung an die frohverlebte Jugend, an die herrlichen Wanderungen, an die tollen Jugendstreiche wird es ihm warm ums Herz, in der aufquirlenden Freude greift er zur Feder. Er schreibt mit Lust, mit behaglicher Zufriedenheit wirft er die satten Farben auf die Leinwand und keiner freut sich über das entstehende Bild mehr als der Dichter selbst. Er preist Spessart, Odenwald, Heide, die Natur mit frohem Gemüt, kindlichem Glauben und sonniger Heiterkeit; er besingt den Wein (wie alt klingt das Lied!) und heimlich die Minne. „Aus Natur und Leben", alte Sagen werden neu aufgewärmt, derbe Streiche mit Humor herausgelacht. Die Sprache ist allzureich mit Zitaten gewürzt, die Form oft unvollkommen. Höhere Ansprüche läßt das Werk unerfüllt. In der Fülle der in letzter Zeit erschienenen Bücher rheinischer Dichtung wird dieses Buch sich mit einem geringen Platz begnügen müssen.

Köln a. Rh. Max Spanier

Chaos. Ein Revolutionsroman aus dem Baltikum. Von Hans Dohrmann. Magdeburg 1925, Frundsberg-Verlag. 368 S. M. 6,– (7,20).

(CH Cl=CH)$_3$ As (Levisite) oder Der einzig gerechte Krieg. Roman. Von Johannes R. Becher. Wien-Berlin 1926, Agis-Verlag. 374 S.

Das Unglück unserer Bücherproduktion ist, daß Dinge, die politisch, wirtschaftlich, sozial, finanztechnisch wichtig sind und Gegenstände von Abhandlungen, geschichtlichen Darstellungen sein können, literarisch ausgebeutet werden. Das Baltikumunternehmen, von vielen Beteiligten federleicht und tintenschwer geschildert, eine Angelegenheit, die historisch betrachtet, einiger Reize nicht entbehrt, bildet zum hundertsten Male Gegenstand des Romans von Hans Dohrmann, unnütz, überflüssig. Ewig tapfere Offiziere, das Schloßfräulein, besoffene Kompagnien, Verräter, Heuchler, Schießereien, Hinrichtungen, sentimentale Weihnachten, forsche Generalstäbler, weiß Gott, wir haben genug, ob es nun naturalistisch, ungefärbt beschrieben ist, was sich ihre Verfasser noch als Verdienst anrechnen, oder ob es kriegerisch verschönt, stahlbadglänzend hingemalt ist. Hört endlich auf, militärische Reminiszenzen als Stoff für einen Roman zu nehmen, der in keiner Zeile ein Gewinn ist.

Die krasse Gegensätzlichkeit des Baltikumchaos, mit dem Deutschlands Schwäche, Nachgeben gegen die Entente gebrandmarkt werden soll, zu dem „einzig gerechten" Krieg, dem Giftgaskrieg, dem Aufstand der blutigen Internationale, der bolschewistisch-kommunistischen Welt gegen den Kapitalismus ist, in einem Atemzuge aufgenommen, von phantastischer Kombination. Was Johannes R. Becher – gegenüber dem leiernden Dohrmann – nicht abzusprechen ist, ist das ungeheure Tempo der Sprache, die Biegsamkeit der Grammatik, die aufblitzend grell die Bourgeoisie erledigt und die Welt des Arbeiters agitatorisch-aufreizend, anfeuernd-begeistert als ein Bekenntnis hinstellt. Der cholerische Haß Bechers, verbunden mit dem hitzigen Temperament eines rhetorischen Utopisten, stranguliert die kapitalistisch-völkisch-kriegerische Schicht solange, bis der Arbeiter als der Erlöser, als Heros erscheinen könnte. Das Buch ist verboten, konfisziert worden. Man hätte es nicht tun sollen, denn man hat es zu wichtig genommen, seinen literarischen Einfluß überschätzt. Es ist genau so überflüssig wie Dohrmanns Chaos, genau so nutzlos. Mit dem Unterschied allerdings, daß Becher eine Resonanz wäre, würde er sein Talent in den Dienst der menschlichen Problematik stellen und nicht an Dinge vergeuden, die in Diskussionen sozialistischer Versammlungen längst begraben sind. Bechers Stärke, ein Schicksal wesenhaft zu gestalten, ist hier zu einer politischen Farce degradiert, die mit Dichtung, sogar mit Literatur, nichts zu tun hat.

Berlin Guido K. Brand

Das deutsche Gil Blas oder Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachses, eines Thüringers, von ihm selbst verfaßt. Eingeführt von Goethe. Frankfurt a. M., Frankfurter Verlagsanstalt A.-G. 303 S.

Es will scheinen, daß Johann Christoph Sachse sein nun schon hundert Jahre währendes literarisches Leben vornehmlich dem Umstand verdankt, daß er in seiner Bedienteneigenschaft, dieselbe Kampagne in Frankreich anno 1792 mitmachte, die Goethe Mitte November 1821 zu beschreiben begann. Im selben Jahr erschien freilich auch der erste Teil von Wilhelm Meisters Wanderjahren, und vielleicht fand Goethe ein heimliches Vergnügen darin, dem Publikum zugleich mit dem Original eine unbewußte Karikatur seines Romans, Wanderjahre aus der Froschperspektive, zu vermitteln. Denn der wackere Sachse bleibt doch rettungslos im grob Materiellen stecken, Schädigungen an Leib und Habe, gute und schlechte Herren, böse und mildtätige Wirtinnen, das sind die Schicksale, von denen er nach jahrelangem Vagieren durch Deutschland, Holland und Frankreich zu berichten weiß; und wunderlich genug nehmen sich zwischen diesen Ergüssen einer Bedientenseele Wendungen aus, die aus der Prosa des größten Deutschen bekannt sind. – Aber wenn Goethe diesem Buch den Glanz seines erlauchten Namens lieh, so entsprang dies doch wohl nicht nur dem losen Zusammenhang mit dem eigenen Werk. Man wird kaum fehlgehen, wenn man darin ein Zeichen tiefer historischer Einsicht sieht, das erst wir Nachgeborenen völlig würdigen können. Denn uns ist wohl aus zahlreichen Schriften bekannt, wie die Spitzen der Nation, Künstler, Gelehrte, Staatsmänner, Feldherren, in vergangenen Zeiten lebten und empfanden. Wenig aber, bitter wenig wissen wir von dem Treiben der vielen Namenlosen. In diesen Memoiren eines Reitknechts hat Goethe ein Dokument zur Geschichte seiner Zeit hinterlassen, das freilich nicht mehr Gehalt haben kann, als ein Durchschnittslakai zu geben vermag, das aber trotzdem und deswegen tiefer in die Vergangenheit hineinleuchtet, als manche an sich wertvollere Schrift. Und deshalb ist es gut und erfreulich, daß Martin Sommerfeld den „deutschen Gil Blas" in gefälliger Form neu herausgegeben und so dem nicht-gelehrten Publikum zugänglich gemacht hat.

Charlottenburg Ludwig Fürst

Nümmamüllers und das Schwarzokaspale. Von Franz Michael Felder. Mit Einführung von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Berlin 1925, Martin Warneck. 239 S.

Die Person Franz Michael Felders, dieses Dichters des Bregenzerwaldes, der schon 1869 mit dreißig Jahren verstorben ist, gehört der Literaturgeschichte an, die freilich solche Volksschriftsteller vornehm zu übersehen liebt. Er ist 1863 mit der Dorferzählung „Nümmamüllers und das Schwarzokaspale" zum erstenmal hervorgetreten. War die Erneuerung dieses mit den Mängeln eines Erstlingswerks behafteten Buchs ratsam oder gar geboten? Die Beantwortung der Frage wird verschieden ausfallen, je nachdem man sich mehr auf den rein poetischen oder kulturhistorischen Standpunkt stellt. Die Handlung ist dürftig, die Darstellung weitschweifig, umständ-

lich, schwerfällig, unbeholfen; Wiederholungen wirken störend, die übrigens der Herausgeber getrost hätte ausmerzen dürfen, da er ohnehin die Geschichte leicht überarbeitet hat. Aber das mit homerischer Breite angelegte Sittenbild ist von überzeugender Echtheit und gibt uns einen trefflichen Einblick in die abgeschilderten Zustände dieses Waldwinkels vor etwa zwei Menschenaltern. Das Romanhafte ist bis auf den letzten Rest ausgeschaltet; Felders Gestalten sind unmittelbar aus dem Leben gegriffen. Es sind treuherzige, unverdorbene Menschen, denen man gut sein muß. Auch aus solchen Elementen erwächst eine schlichte Art von Poesie, die einfachen Lesern etwas zu bieten vermag.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Bertolzhausen. Von Gottfried Kölwel. Trier 1925, Fr. Lintz. 182 S.

„Denkwürdige Ereignisse, wie sie sich meist komisch zugetragen im bayerischen Nordgau", nennt der Verfasser die flott erzählten Geschichten, die, größtenteils auf Situationskomik aufgebaut, gut zu unterhalten wissen. Sie erinnern an Thoma, wenn auch dessen Kraft und meisterliche Darstellung noch fehlen. Um einen echten fränkischen Thoma in sich auszubilden, müßte der Verfasser das Anekdotenhafte abstreifen und sich psychologischer Vertiefung befleißigen. Die moderne Dorf- und Kleinstadtgeschichte könnte dadurch einen neuen literarischen Wert bekommen.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Heimgefunden. Roman. Von F. R. Berger. Hannover 1925, Hans Hübner. 205 S.

Der Verfasser hat einen Roman schreiben wollen, der müden Herzen Hoffnung geben soll, aus den Nöten der Zeit „heimzufinden" zu sich selbst. — Er hat besonders in den zwei männlichen Hauptgestalten mit ihren bezeichnenden Namen „Streiter" und „Kämpfer" versucht, verschiedene Temperamente, Weltanschauungen und Lebensauffassungen sich gegenüberzustellen und sie auszutragen. — Es ist ihm nicht geglückt. — Wenn wirklich einmal hier und da ein Ansatz zu gestraffter Diktion, zu vertiefter Charakteristik gemacht wird — nirgends ist der Verfasser über einen gutgemeinten Versuch hinausgekommen. — Gern sei ihm Wärme und eine ideale Gedankenrichtung zuerkannt. Aber soll Leben zu Leben sprechen, will der Verfasser überzeugen, dann müssen seine Gebärden schlichter und anspruchsloser werden und seine Menschen müssen Wesen von Fleisch und Blut, nicht Schemen sein. Weltanschauungen vorleben, nicht vorpredigen! Viele Worte und wenig Handlung, viele Lyrismen und wenig Gestaltung sind nicht das Rüstzeug für einen Roman.

Braunschweig — Käte Schultze

Der Sonne nach. Skizzen aus der schlesischen Heimat. Von Georg Kubon. Schweidnitz 1925, L. Heege. 76 S. Geb. M. 2,—.

Das sind noch nicht einmal Skizzen, sondern Skizzen von Skizzen, so kurz und inhaltsarm, daß ihre „poetischen" Überschriften (etwa: Die Wolken, Die heimatlosen, stillen Wanderer...) manchmal fast ausgiebiger sind, als die wenigen Zeilen, die ihnen folgen. Es ist unmöglich, von jemandem, der ein paar leise Tönlein vor sich hinzirpt, auszusagen, ob er ein rechter Sänger sei. Solches Studien- und Skizzenmaterial behält der Bescheidene, der Weise, in der Schreiblade, läßt es aber nicht gleich in anspruchsvoller Buchform drucken. Ob also Georg Kubon wirklich „Der Sonne nach" wandern kann, muß er erst noch mit weiter ausholenden Schritten erweisen.

Breslau — Erich Freund

Der Bannwald. Von oberschlesischen Dichtern und Geschichtenmachern. Herausgegeben von Willibald Köhler. Bd. I/II. Schweidnitz 1924/1925, L. Heege. 159 und 165 S. Geb. je M. 2,50.

Es ist erfreulich, daß in dieser geschickten Zusammenstellung von Kostproben aus der Produktion zeitgenössischer, oberschlesischer Autoren die Dichtung reichlicher vertreten ist als die Geschichtenmacherei. Ganz fehlt sie freilich nicht. Zu den Dichtern gehören sicherlich Paul Barsch, Bruno Arndt, Max Herrmann-Neiße, Rudolf Fitzek, Robert Kurpiun und vielleicht noch ein paar andere. Die Geschichtenmacher aufzuzählen, hätte keinen Zweck. Den absonderlichen Titel des Ganzen erklärt nicht übel ein Absatz im Vorwort des Herausgebers: der grüne Bannwald von einst ist gefallen. Zivilisierungseifer hat dem Oberschlesier genommen, was ihn reich machte, seine Waldversunkenheit, die unseren Eichendorff zu dem Sänger des deutschen Waldes machte... Kultur will Zeit. Ihr Weg ist lang. Und führt durch einen anderen Bannwald, den die ... Lieblosigkeit zwischen dem gutherzigen, mit ursprünglichen Kräften reich begabten Unglücksvolk zweierlei Blutes und seinem Meistervolk errichtet hat. Diesen zu roden ist der ernste Vorsatz der in diesen Büchern Vereinten ... Wir schwingen die Axte!

Breslau — Erich Freund

Frau Sehnsucht. Märchen für Sinnierstunden der Seele. Von Erwin Gros. Herborn 1923, Oranien-Verlag. 132 S.

Wenn ein Seelsorger Märchen erzählt, kann es nicht wundernehmen, daß es sich dabei vor allem um die menschliche Seele handelt und um ihre Erlösung von allzu menschlicher Haft. Um so beachtlicher aber erscheint es, daß der Verfasser alle religiöse Lehrhaftigkeit konsequent vermieden hat, so daß den acht wundersamen Geschichten ihre Entstehung in einem Landpfarrhaus nicht eben leicht anzumerken ist. Denn die versöhnliche Pointierung, die sie kennzeichnet, hat durchaus nichts Pastorales an sich. Eher wäre hier und da der Bauerndichter zu spüren, der nicht immer auf herkömmliche Sprechweise verzichten kann, um volkstümlich in dem von ihm gewählten Sinne zu sein. Auch die gestaltende Phantasie, die sich hier betätigt, wurzelt entschieden in der Vorstellungswelt volkstümlicher Fabelei. Das Ganze aber ist so wohlgemeint und mit echter Lebenserfahrung genährt, daß es, des fatalen Titels unerachtet, ernstlicher Zustimmung durchaus wert erscheint.

Kassel — Will Scheller

Atalante. Das Land hinter dem Alltag. Roman. Von Hans Friedrich. Hamburg 1926, Weltbund-Verlag. 297 S.

Der Roman hat seine Vorzüge. Er ist unterhaltsam geschrieben, ohne plauderhaft auszuschweifen, er enthält seine Nachdenklichkeiten, ohne schwerfällig zu werden, er hat etwas von einer idealistischen Tendenz, ohne bläßlich oder verstiegen zu wirken. Seine Heldin ist ein junges Mädchen, wie viele ihresgleichen sehnsüchtig den Bezirk kleinbürgerlicher Enge mit dem Theater als der erhofften Heimstatt freierer Menschlichkeit vertauschend. Aus der Illusion eines nicht zu ihrer Wesenserfüllung notwendigen Berufs und der Illusion einer Ehe gewinnt sie durch allerhand Nöte und Zwiespalt Einlaß in das gelobte Land Atalante, an der

Seite eines in der Wirklichkeit verwurzelten, tüchtigen Mannes. Nichts Neues demnach im Inhaltlichen, und die Form bestätigt diesen Eindruck. Das Milieu wird jeweils gut und sicher gegeben, die Figuren haben Umriß und Farbe, das Ganze zeugt von Leben, Gefühl und Verstand. Nichts ist in diesem Buch, das ernstlich Beanstandung verdiente. Es steht zu vermuten, daß es Manchem erfreulich und wertvoll zu lesen sein wird, was nicht hindert festzustellen, daß seine Eigenschaften eben die des guten Durchschnitts und gleich weit entfernt von fesselnder Problematik wie von besonderer Bedeutung sind.

Mannheim — Paula Scheidweiler

Die Jungfrauen von Avignon. Roman. Von Péladan. Übertragen von Emil Schering. München 1925, Georg Müller. 297 S.

Langsam schreitet die Publikation des Gesamtwerks von Joseph Péladan fort, in die Übersetzer und Verleger einen starken Idealismus investiert haben. Der Glaube an den Sieg des Allgemein-Menschlichen trägt diese Arbeit, die im schönsten Sinn des Wortes verdienstvoll zu nennen ist. Mögen die Heutigen noch so sehr über diesen französischen Dichter die Achseln zucken, mit seinen Schwächen seine positiven Werte zudecken, nehmt alles nur in allem: er war ein Mensch, der liebte, litt und gestaltete: Einer der großen Antiintellektualisten Frankreichs, die die französischen Pfeiler für die Brücke der Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich sind. Auch diese späten Arbeiten des Dichters, die hier besprochen wurden, als die französischen Originale erschienen, zeugen noch einmal von der schwärmenden Kraft des Dichters und sind besonders geeignet, ihm in Deutschland Freunde zu gewinnen.

Berlin — Otto Grautoff

Amelangs Taschenbücherei. Leipzig, Koehler & Amelang. Band 1–12. — Bd. 1: Gertrud Busch, Wunderland. 111 S. — Bd. 2: Oscar Jellinek, Der Bauernrichter. 80 S. — Bd. 3: Franz Adam Beyerlein, Der Kürassier von Gutenzell. 76 S. — Bd. 4: Paul Siegwart von Kügelgen, Der Rastlose. 96 S. — Bd. 5: Albrecht Schaeffer, Der verlorene Sohn. 141 S. — Bd. 6: Peter Rosegger, Der Herrensepp. 149 S. — Bd. 7: Rudolf Hans Bartsch, Nur ein Lied. 92 S. — Bd. 8: Franz Langheinrich, Käthchen Schönkopf. 128 S. — Bd. 9: Charlotte Niese, Er und Sie. 95 S. — Bd. 10: Adda von Kügelgen, Xenia. 96 S. — Bd. 11: Karl Adolf Mayer, Amor in Biedermeier. 94 S. — Bd. 12: Julius Kühn, Thüringer Skizzenbuch. 79 S.

Man begrüßt diese Sammlung, denn sie bringt in schöner und geschmackvoller buchtechnischer Ausstattung eine reiche Fülle literarisch-wertvoller Arbeiten neuerer deutscher Erzähler, dazu noch zwei Bändchen mit schönen Gedichten: Siegwart von Kügelgens „Der Rastlose" und in neuer Auflage Julius Kühns „Thüringer Skizzenbuch" (vgl. L. E. XXV, 1066); endlich: „Der verlorene Sohn", eine schöne und innerlich wertvolle Komödie von Albrecht Schaeffer. — Die Sammlung hat in erster Linie die Absicht eine Bücherei literarisch wertvoller Novellen und Erzählungen zu bieten und sucht eine Art literarischer Hausbibliothek zu werden. So muß sie davon absehen, in dichterisches Neuland vorzustoßen, muß vielmehr danach streben, gute Arbeiten unserer bekannten literarischen Erzähler zu bringen. Diese Absicht ist löblich und verdient Förderung. So vermögen die Arbeiten der bekannten Namen kaum wesentliches an dem Bilde zu ändern, das wir von ihnen haben. Mit Freuden entdecken wir aber auch einige neue Namen, so Gertrud Busch, deren Märchen „Wunderland" von einem tiefen, fraulich-reinen Gemüt Kunde geben, Oscar Jellineks Novelle: Der „Bauernrichter" wurde von Velhagen & Klasings Monatsheften mit einem Preis ausgezeichnet. Die Gestalt ist ohne Zweifel von starker dramatischer Wucht, aber die eigentlich-epische Kunst vermissen wir darin. Adda v. Kügelgen bringt in ihrer „Erzählung nach dem Leben": „Xenia", ein kleines erzählerisches Kabinettstück. Mit wahrhafter Kraft der Darstellung entrollt sich vor uns das heldische Schicksal einer russischen Fürstin in der Bolschewistenzeit. Ich las zum erstenmal eine Arbeit aus dieser Feder, aber ich glaube von ihr noch viel zu erhoffen.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Der Weg der Frau (Le couple). Von Victor Margueritte. Deutsch von Victor Auburtin. Berlin 1925, Kurt Ehrlich. 249 S.

Widrige Mache, trotz der weltverbessernden Tendenz. Jedes künstlerischen Ansatzes bar. Unnötig, diesem Buch durch Eingehen auf das Exzessive noch Reklame zu machen, wie es unnötig war, dieses Zeug ins Deutsche zu übertragen. Wer es nicht französisch lesen kann, hätte ruhig davor bewahrt bleiben sollen.

Thüngen i. Unterfr. — Georg Ransohoff

Die „alte Jungfer". Roman. Von Pierre l'Ermite. Autorisierte Übersetzung von Johann Poltéra. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. 321 S. Geb. M. 4,50.

In Frankreich sollen bei dem ersten Erscheinen dieses Buchs innerhalb weniger Wochen über 100 000 Exemplare verkauft worden sein. Kein Wunder, denn es handelt sich hier um ein Buch, das an ein aktuelles Problem rührt, das tatsächlich Millionen von Menschen angeht. Was wird aus der einstmals so viel verspotteten „alten Jungfer"? Pierre l'Ermite ist Katholik und führt seine enttäuschte und verwöhnte Heldin den Weg der Entsagung, keineswegs der klösterlichen, sondern den der freien, sozialen Liebestätigkeit. Er tut das mit aller Eindringlichkeit, ohne einen eigentlichen Tendenzroman zu geben. Im Gegenteil, das Buch ist mit einer erfreulichen Eleganz geschrieben und trotz der durchaus religiösen Einstellung seines Verfassers weder ein Gebetbuch noch eine langweilige Kalendergeschichte geworden. Feine kluge Worte über Gesellschaft und Ehe, über Erziehung und Beruf machen die Lektüre zu einem ästhetischen Genuß.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Butoire. Novellen. Von Henri Barbusse. Zürich 1923, Rascher & Cie. A.-G. 98 S.

Sechs knappe Novellen, von denen die erste, eine mit düsterer Sachlichkeit erzählte Schützengrabenanekdote des Krieges, dem Bande den Titel gibt. Dann kommen zwei phantastische struggler for life-Geschichten aus den fruchtbaren Gebieten der amerikanischen Goldgräberei und Boxerei. Endlich drei zarte, an geheimnisvolle Seelenprobleme rührende Skizzen, sehr fein, aber in ihrer auch Wichtiges nur rasch andeutenden Art doch belanglos. Eine Veröffentlichung, die den Ruhm des Poeten und des Menschen Barbusse nicht schmälern, aber auch nicht mehren wird und deren Verdeutschung (sie ist übrigens ausgezeichnet, ihr Urheber leider nicht genannt) darum nicht eben notwendig war. Die einmalige

Auflage erschien in 500 numerierten Exemplaren, von denen die ersten 100 auf Bütten abgezogen wurden. Die Ausstattung des Bandes ist von geschmackvollster Gediegenheit.

Breslau — Erich Freund

Victor Hugo-Romane: Der lachende Mann. 683 S. **Die Arbeiter des Meeres.** 470 S. Herausgegeben von Carl Johann Perl. Berlin 1925, Erich Reiß.

Die Schilderung der Menschen in diesen Romanen Hugos vermag unseren empfindlicheren Geschmack nicht mehr anzusprechen; selbst wenn man die Absicht, das Zündende des politischen Pamphletes hinzunimmt, bleibt doch die literarische Wirkung dieser Gestalten im Vulgären. Dagegen sind seine landschaftlichen und Meeresbilder grandios, sie gehören zu dem Gewaltigsten, was die französische Prosa des 19. Jahrhunderts geschaffen hat. Empfangen vor der Unendlichkeit des Ozeans, vom Sturmwind eingegeben, im Aufruhr der Elemente gezeugt: man fühlt, daß das aus täglichem Vertrautsein mit dem Meer erwachsen ist; wie man Shakespeares Menschen oft anspürt, daß der Seewind über sie hinstreicht. So sind auch diese Gesichte Victor Hugos, erschaut mit geisterndem Auge, in machtvoller Breite hingeströmt, festgehalten mit königlich freiem Zuge. Kein Wort ist hier des Preises zu viel. Man steht erschüttert, jauchzend, ergriffen vor dieser Kunst, die Naturnähe ist — und denkt an Rodin, der ihn gemeißelt hat: Victor Hugo, wie ein Halbgott nackt auf dem Felsen, mit ausgestreckter Hand die Fluten beschwörend; indes drei Meerweiber zu ihm aufrauschen ... Ob sie ihm den Sang der Wasser zuraunen, vom tückisch tödlichen Spiel — oder andächtig lauschend sich zu ihm schmiegen ...? — Ein besonderes Lob verdient die Übersetzung. Sie wird dem Dichterischen und der Fülle technischer Ausdrücke gleich gerecht.

Thüngen i. Unterfranken — Georg Ransohoff

Das Kartenhaus. Der Roman einer Stadt. Von Michael Babits. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein. Berlin 1926, J. M. Spaeth. 460 S.

Eine vorstädtische Korruptionsgeschichte aus dem Umkreis der ungarischen Hauptstadt vergeistigt und vergeistert sich allmählich und schließt mit einer Gespenstersonate. Hierbei eine virtuose Ton- und Farbensteigerung, deren Technik an mancher Stelle durch tiefste poetische Einfühlung ergänzt und gestützt wird. Es treffen sich im Wirbel die Elemente: durch Ränke und Orgien, durch läppische Kleinstadtschicksale und großstädtische Scheinexistenzen leuchtet gewaltig das Grundkolorit des Ewig-Menschlichen und vor allem auch des Ewig-Weiblichen. In der Darstellung infantiler und sexueller Menschheitsregungen ist dieser Roman groß, so wenig es sein Verfasser auch auf Genauigkeit und Naturtreue im Detail ankommen läßt. Ohne der Richtung irgendwie verschworen zu sein, erschöpft Babits im Rahmen dieser psychologischen Geläufigkeitsetude alle bezeichnenden Merkmale des Expressionismus. Aber hier zeigt sich wieder, was bei der Besprechung eines anderen Babits-Romans („Der Storchkalif") an dieser Stelle schon vermerkt wurde: daß ein im innersten Wesen lyrisch und kontemplativ veranlagtes Talent durch schillernde, überhitzte Phantasiegeburten dieser Art nun doch gegen die Gesetze seiner Sendung verstößt.

Budapest — Gustav Erényi

Graue Vögel. Roman. Von Martin Keleti. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein. Leipzig-Pl. 1925, Verlag „Die Wölfe". 127 S.

Ob der Verfasser, der hier den Golgathaweg eines ungarischen Proletarierkindes schmucklos und arm an Phantasie, aber nicht ohne dramatische Kraft der Schilderung entwirft, „Hanneles Himmelfahrt" wohl kennen mag? Gewiß, so ein Projekt erfüllt sich auch ganz aus eigenem Impuls, das literarische Vorbild gereicht der Triebhaftigkeit der Gestaltung nicht immer zum Vorteil. Im vorliegenden Fall aber wäre der Autor durch die spukhafte Metaphysik von Hauptmanns Einstellung zumindest belehrt worden, daß eine übermäßige Nüchternheit als Gegenstück auch ästhetisch ernüchtern muß. In diesem Versuch, die Auswüchse des großstädtischen Elends an einem extremen Beispiel darzustellen, steckt viel Aufrichtigkeit, steckt vielleicht auch ein persönliches Erleben, aber zu stark unterstrichen, zu sehr mit Ausrufungszeichen gespickt, von der tendenziösen Starre noch nicht erlöst. Keleti, der Sinn für Wucht und Wesen verrät, wird lernen müssen, seine Stoffe mit episodenhaftem Kolorit generöser auszustatten, wenn er sie aus der Proklamations- in die Schöpfungssphäre hinüberrücken will.

Budapest — Gustav Erényi

Litauische Märchen und Geschichten. Ins Deutsche übersetzt von Carl Cappeller. Mit Buchschmuck von Eleonore Holtz. Berlin 1925, Walter de Gruyter & Co. 168 S. M. 5,— (5,80).

Lettisch-litauische Volksmärchen. Herausgegeben von M. Boehm und F. Specht. (Die Märchen der Weltliteratur. Herausgegeben von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert.) Jena 1925, Eugen Diederichs. 334 S. Geb. M. 4,—.

Daß das anonyme, aus mündlicher Überlieferung hervorgegangene Märchen nicht nur vom eigentlichen Charakter des Volks, in dem es erzählt wird, manches verrät, sondern auch von den kulturellen Beziehungen zwischen diesem Volk und seinen Nachbarn, wird durch die beiden vorliegenden deutschen Auswahlsammlungen litauischer Märchen wirksam erhärtet. In Litauen stehen West und Ost, mitteleuropäische und slawische Tradition einander ziemlich scharf gegenüber und kämpfen gleichsam um die Seele des kleinen Volkes, die sich aus diesem Kampf zur Selbständigkeit ihres Wesens durchzuringen bestrebt scheint, ohne sich dem einen oder dem anderen Einfluß wehrlos hingeben zu wollen. Rein stofflich betrachtet ist von der deutschen Märchenwelt sehr viel in das Litauische eingegangen. Nicht nur so, daß eine ganze Reihe deutscher Märchen, wie Der Pate des Todes, Frau Holle, Rotkäppchen, Aschenbrödel, Dornröschen, Däumling, Das tapfere Schneiderlein, Der dumme Hans, Der Meisterdieb, Doktor Allwissend nicht selten glatt übernommen und mit nur geringfügigen Änderungen wiedergegeben sind; es finden sich auch sehr viele Motive des deutschen Märchens in neuer Verwertung wieder, dergestalt, daß die internationale Wanderschaft des Märchens zur Erklärung nicht ausreicht: hier ist räumliche Nähe der beiden Völker entscheidend, obwohl nicht geleugnet werden kann, daß auf litauischer Seite wenig Sympathie für das Deutsche, das übrigens als Preußentum empfunden wird, zum Ausdruck gelangt. Dem Gefühl nach neigt der Litauer sichtlich mehr zum Russen, den er jedenfalls freundlicher behandelt als den westlichen, nur zu gern verspotteten Nachbar. Für das ursprünglich litauische Element in diesen Märchen dürfte die Neigung zu einer freilich nicht besonders man-

cierten moralischen Fabel, das Vergnügen an geistiger Überlegenheit und, eng damit verschwistert, die Vorliebe für witzige Pointierung, nicht zuletzt aber auch für den derben Schwank als charakteristisch anzusehen sein. Literarisch besonders interessant ist die Geschichte vom Märchenfreund, in welcher der unmerkliche Übergang zwischen Traum und Wachen mit einer für die Volksdichtung überraschenden Feinheit geschildert wird. Da die beiden Sammlungen, von den unvermeidlichen Varianten abgesehen, verhältnismäßig wenige formal übereinstimmende Stücke enthalten, können sie in ihrer wechselseitigen Ergänzung sehr wohl nebeneinander bestehen. Die Diederichssche Ausgabe besitzt allerdings in den Quellennachweisen und Anmerkungen von der Leyens einen besonderen Wert.

Was die lettischen Märchen anlangt, so kann es nicht wundernehmen, daß sie in stofflicher Beziehung manche Ähnlichkeit mit den litauischen aufweisen, wie sie sich sogar in der verschiedentlich an Herakles erinnernden Kurbadssage vor allem dort bemerkbar macht, wo der Held dem Teufel dient und diesen seinen Herrn immer wieder zu prellen weiß. Von der Geschwistertreue abgesehen, die hier wie in Litauen und überhaupt im Norden eine wesentlichere Rolle spielt als anderswo, ist das lettische Märchen womöglich noch gemütloser — im Vergleich zum deutschen — als das litauische und, wie an Drolerien, auch reicher an Hexen- und Teufelsgeschichten als jenes. Daß es seinerseits fester in der mündlichen Überlieferung und dem mitteleuropäischen Einfluß immerhin, die typischen Wandermotive nicht eingerechnet, ferner steht, hat seiner Form eine deutlich erkennbare Gesetzmäßigkeit gegeben, die ihm zweifellos einen eigenen Reiz verleiht.

Kassel Will Scheller

Die Nornen spinnen. Roman. Von Andreas Haukland. Deutsch von S. Angermann. München 1925, Drei Masken Verlag. 344 S. M. 5,50 (7,—).

Die vorliegende Erzählung — nicht „Roman", denn ein solcher kann mit Saga-Stilmitteln allein nicht geschrieben werden — schildert den schicksalhaften Kampf zweier feindlicher Bauerngeschlechter in vorchristlicher Zeit, ein Kampf, der mit dem gänzlichen Untergang der beiden Familien endigt. Vergeblich streben Menschen das dunkle Netz zu zerreißen, das die Nornen spinnen. Es ist Bewegung und Tempo in diesem Buch, das voll von elementaren Leidenschaften, von Bildern wild-starken Lebens ist: Sippe und Blutrache, Liebe und Haß, Überfall und Mordbrand, Jagdleben in den Einsamkeiten der großen Gebirgswälder, wo das allmächtige Schicksal endlich doch den einsamen Flüchtling und seinen Sohn einholt und sie, zusammen mit der Feindessippe letzten Nachfahrin (die, Blutrache gegen den Vater sinnend, wider ihren Willen den Sohn, ihren Mann, mordete), in Flammen aufgehen läßt. Rohstoff menschlichen Lebens ist zu einer heroisch-wilden Geschichte mit starken Spannungen geballt, die auch einen verwöhnten Leser stellenweise mit sich reißen kann. Die Verknotung der Geschehnisse wurde von kennerhafter Hand geschlungen und der Eindruck der Notwendigkeit erweckt. Nur ist der — relativ friedliche, von wunderbaren Naturschilderungen und prächtigen Jagdberichten gefüllte — Hiatus, der zwischen dem Ende des kampferfüllten ersten Teils und dem dramatischen Ausklang des zweiten liegt, allzu ausgedehnt. Ein Buch jedenfalls, das man nicht so rasch vergißt. — Die Übersetzung ist bis auf ein paar Schnitzer gut.

Arnhem Ernst Alker

Literaturwissenschaftliches

Die Weltanschauung Dostojewskis. Von Hans Prager. Mit einem Vorwort von Stefan Zweig. Hildesheim 1925, Franz Borgmeyer. 215 S. M. 6,50 (9,—).

Dieses Buch stellt sich die Aufgabe, aus dem großen und scheinbar so wirren und wilden Werk Dostojewskis eine einheitliche Linie herauszuarbeiten, es sucht nachzuweisen, daß den Romanen ein einziger, immer klarer hervortretender Gedanke, ein Programm und philosophisches System zugrunde liegt: die schrittweise Überwindung des Individualismus durch einen Universalismus. Dieser Universalismus ist berufen, Denken und Wollen des einzelnen Menschen zu besiegen und zu vernichten, er erscheint als die Idee der christlichen Liebe, die alle Vielfalt (das heißt ja Individualismus) auflöst und in eine letzte Einheit führt. Ein überpersönlicher, allen Menschen gemeinsamer Wille allein vermag der immer weiter zeugenden Zwiespältigkeit der Individuen, ihrer Gedanken, Triebe und Neigungen Herr zu werden, um endlich den Einzelnen ins All zu läutern. Durch die Hölle der subjektiv verwirrten Menschen hindurch endet alle Zwiespältigkeit in der großen Liebe, die erste Unschuld wird wiedergewonnen. Das ist das berühmte russische Christentum, das Individualismus und Persönlichkeitskult Europas als das Böse schlechthin erkannt hat und in der All-Liebe überwindet und stillt — Christus küßt den Großinquisitor, der Miene macht, ihn verbrennen zu lassen, auf den Mund. „Die Liebe führt den Menschen zu seinem Ursprung zurück, aber als einen neuen Menschen, der um diese Erkenntnis bereichert ist." Prager ist überzeugt, daß den Büchern des Chaotikers „ein geschlossener architektonischer Aufbau" zugrunde liegt, daß die vier großen Romane sozusagen die Kapitel eines philosophischen Systems sind, durch die der Grundgedanke allmählich immer deutlicher zutage tritt. Es soll das Ziel Dostojewskis sein, eine theoretische Weltanschauung zu „personifizieren", allgemeine Gedanken unter der Maske von Menschen zu verkörpern, Dostojewski „vermochte die Sehnsucht des Menschen nach dem personifizierten Weltgesetz zu erfüllen". Prager sieht in Dostojewski einen Systematiker und einen Religionsstifter, der aus irgendwelchen unklaren Gründen seine Lehren nicht deutlich ausgesprochen, sondern hinter lebendig-dichterischen Gestalten verborgen hat. So sind die Menschen Dostojewskis eigentlich Allegorien. Gebilde, die irgend etwas Gedankliches vertreten und aussprechen, sie alle zusammen bilden ein System. (Hierbei wird die Überfülle von philosophischen Schulausdrücken nicht nach jedermanns Geschmack sein.) — Diese Methode einmal hingenommen, ist es nun erstaunlich, mit welcher denkerischen Energie Prager die vier großen Romane durchanalysiert, wie er aus der Fülle der Erscheinungen ein Skelett herauszupräparieren vermag und es zu einem neuen Organismus formt, der uns schließlich als „Weltanschauung" Dostojewskis einleuchtet. Auf Spezielles einzugehen, ist hier unmöglich, die Idee entfaltet sich bei Prager von „Raskolnikoff" über „Dämonen" und den „Idioten" zu den „Brüdern Karamasoff", jede der wichtigeren Gestalten wird betrachtet und erhält ihren Platz im System, oft auch ihren philosophischen Terminus. Mit dem Staretz und mit Aljoscha, dem jüngsten der Brüder, wird endlich der Sieg der universalistischen Idee der Liebe gefeiert, alles Schlackenhafte, Einzelne ist hier überwunden. Noch auf die besonders tief gehende Analyse des rätselhaften Kiriloff (in den „Dämo-

nen“) sei hingewiesen, er erscheint als die „Dämonie des irrenden Glaubens“. — Ich habe (in meiner kleinen Schrift über Dostojewski) die Welt Rußlands bei aller Bewunderung doch zuletzt als etwas uns im tiefsten Fremdes und Gefährlich-Verführerisches ablehnen müssen; so fällt es mir nicht ganz leicht, einem leidenschaftlich-ehrlichen Buche gerecht zu werden, das Dostojewski als höchste Erfüllung und letzte Wahrheit verkündet, ein paar unwesentliche Einschränkungen schwinden vor dieser ekstatischen Hingebung in nichts. Das Christentum Dostojewskis gilt Prager für das Christentum schlechthin, die Erlösung der Welt wird vom „Universalismus“ Rußlands erwartet. Aber trotz dieser Engen bleibt zweifellos dem sonderbar fanatischen Buch eine ehrenvolle Stelle in der wachsenden Dostojewski-Literatur gesichert.

Wien — Emil Lucka

Adalbert Stifters Romane. Von Adolf v. Grolman. Siebter Band der Buchreihe der „Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“. Halle a. d. S. 1926, Max Niemeyer. 112 S. M. 6,— (7,50).

In der Stifter-Literatur der letzten Zeit unstreitig die charakterstrengste, wesensgründigste Schrift. „Zur Entstehungsgeschichte dieses Buches ist zu berichten,“ schreibt der Verfasser im Vorwort, „daß ich im Verlauf meiner Hölderlinstudien vor Jahren Stifter näher trat; doch blieb die Angelegenheit auf sich beruhen so lange, bis mir im Nachsommer 1920 der ‚Nachsommer‘ zum Erlebnis wurde. Dann ging mir im Frühjahr 1922 in einer Zeit schwerster Erkrankung das unaussprechlich Schöne des ‚Witiko‘ auf.“ Immer deutlicher erscheinen die beiden großen Alterswerke Stifters dem sich in sie Versenkenden, mählich in ihnen Wohnenden als ein Ganzes oder doch als so innig korrespondierende Teile eines Ganzen, daß, auf dieses den Erkennungsblick zu richten, keineswegs als ein bloß konstruierendes Beginnen getadelt werden dürfte. Auf der Stifterschen Einsicht beruhend, die Erziehen im Gegensatz zum nur lehrenden Unterrichten als Mitleben mit dem zu Erziehenden auffaßt, wird der Lebenssinn der Welt dieser Bücher gesucht und ergründet: daß „bis zur letzten Folgerung alles als wirkliches Leben entwickelt und dargestellt wird, was dem modernen Menschen mehr oder weniger fehlt: Treue, Ordnung, Besonnenheit, Konsequenz, Takt, Würde, Selbstachtung, Ehrlichkeit, Unschuld, Reinheit“.
Wie große Musikschöpfungen von einem Nachfühlenden erläutert werden, in dieser Art geschieht die Darstellung des „Nachsommers“ und des „Witiko“. Der Leser wird geführt, aber nicht in der Weise, die heutigentags mit soviel Superiorität blendet, sondern die schöne Überlegenheit des Verfassers beruht auf seiner Liebe zu dem Dichter, und davon geht das Herzliche, Freudige aus, das sonst strenger Geistigkeit selten eignet. Von Hölderlin her ist Grolman zu Stifter gelangt, und wohl mag es das berühmte Wort Nietzsches über den „Nachsommer“ gewesen sein, das ihn entscheidend gegen die Welt des österreichischen Dichters gelenkt hat. Ähnlich dürfte ja Ernst Bertrams Neigung bestimmt worden sein. Eine so gezogene Linie zu Stifter kann ihn nicht allein bestätigen, sie wird auch — und dies ist eins der wesentlichen Ergebnisse der Grolmanschen Schrift — das, was an Stifter große Form ist, hervorheben, erkennen, ja, geradezu entdecken lassen. Es ist außerordentlich, wie es dem Betrachter gelingt, eine vollständige Komposition, musikalischer Art, in den beiden Romanen aufzuweisen, aber interessanter noch die Gegenüberstellung der Werke. „Die Zustände des Lebens, einmalig im Nachsommer, sind noch im ‚Witiko‘ typisch und damit ist die Komposition durchaus anders ...“ „Nicht jedermann wird sich entschließen können, Stifters künstlerischen Aufbau seines Werks, der durch die feinsinnigen Leitmotive auch noch besonders verinnerlicht ist, Valet zu sagen, wenn er am ‚Nachsommer‘ gesehen hat, wie versteckt und sinnvoll Stifter komponiert und von welch grundlegender Bedeutung das Vorhandensein des Abschnittes ‚Rückblick‘ dort und sein Fehlen hier im ‚Witiko‘ ist.“ Noch subtiler wird das Eindringen in das geliebte Dichtwerk: „Wenn Witiko z. B. bloß für sein Pferd sorgt, so ist das Ausdruck seines Wissens um das Leben.“ Vortrefflich! Welch ein Herzenstakt, welch eine Kraft der Verinnigung muß die Voraussetzung einer solchen, zartesten Erkenntnis sein. Nur sie konnte die Stelle aus dem Petrus-Brief: „Dienet einander ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes“ dem „Witiko“ zugrunde legen. Nur ein solches tiefes Wissen um das geistige Lineament der Welt konnte aussprechen, daß „allein der Dichter — aber nicht der Literat — der politisch Weiseste ist“, und auf demselben Grund ruhen die schönen Gedanken über das Führertum, die ein Zitat aus Gottfried Keller noch höher beglaubigt, über den Anteil des Todes am „Witiko“, endlich das bedeutende letzte Kapitel, das zum Ausgang — der Maxime über die Erziehung — wieder zurückleitet.

Wien — Felix Braun

Deutsche Literaturgeschichte in Frage und Antwort von Luther bis zur Gegenwart. Von Hermann Ammon. (Mit angefügter Bücherkunde.) Berlin 1926, Ferd. Dümmler. 226 S.

In Gestalt von 1089 Fragen und Antworten wird hier, in zehn Zeitabschnitte gruppiert, eine Unmenge Einzeltatsachen und Einzelprobleme aus der Geschichte der deutschen Literatur seit Luther vorgetragen, wobei auch literaturgeschichtliche Streitfragen (z. B. der Streit zwischen Max Herrmann und Köster über die nürnberger Meistersingerbühne) berücksichtigt und sonst zahlreiche Hinweise auf die literaturgeschichtliche Fachliteratur gegeben werden; besonders dankenswert ist dabei die häufige Heranziehung Goethescher Urteile, auch soweit sie sich nicht auf seine eigenen Werke und deren Kritiker beziehen. Abgesehen davon, daß es nicht jedermanns Geschmack ist, sich in dieser zerhackten Form über deutsche Dichtung unterrichten zu lassen, hat jedoch das Frage- und Antwortverfahren, wie es hier gehandhabt wird, auch den methodischen Nachteil, daß es den Nichtfachmann — und für ihn ist das Buch doch in erster Linie bestimmt — zu dem Irrtum verleitet, als seien nur diese Fragestellungen und diese Antworten möglich. Gelegentliche Zergliederung von Dichtungen (z. B. von Goethes Tasso) erinnern überdies an die maßgebliche Wohlweisheit von Aufsatzdispositionen. Recht anfechtbar ist auch die Systematik, die der chronologischen Gruppierung zugrunde liegt. Auf die Frage 4: „Nach welchen Prinzipien sind die bisherigen deutschen Literaturgeschichten geordnet?“ lautet zwar die Antwort: „Nach gar keinen, es zeigt sich vielmehr, was mit dem Fehlen einer literaturgeschichtlichen Methode zusammenhängt, eine ganz willkürliche Vermischung aller möglichen Einteilungsgrundsätze, politischer, philosophischer, stilistischer usw.“ Aber was dann in Antwort 5 (auf die „Frage“: „Teilen Sie nunmehr das Gesamtgebiet der deutschen Literatur seit Luther nach Stilprinzipien ein“)

als die zehn charakteristischen Stilepochen aufgeführt wird, ist um nichts fruchtbarer als die Fächerung in anderen Literaturgeschichten. Und über sehr bescheidene Anregungswerte hinaus können ja solche Begriffsgitter zur „Erfassung" größerer kultureller Zusammenhänge und Wandlungen auch grundsätzlich nicht hinausgedeihen. Zur Groteske wird das Verfahren Ammons angesichts der Gegenwart: Nachdem der neunte Abschnitt (1885—1910) mit „Impressionismus und Symbolismus, Stil des augenblicklichen Eindrucks" etikettiert worden ist, heißt der zehnte und letzte (1910—X) „Groteske. Ekstatischer, grotesker Stil". Und die Folge: Alle zeitgenössischen Dichter, die nicht in diese Schablone passen, glänzen durch völlige Abwesenheit.
Alles in allem: Ein recht brauchbares Buch, wo es sich darum handelt, Literaturgeschichte zu pauken; für Liebhaber der deutschen Dichtung aber trotz des Anhangs „Bücherkunde" und der fleißigen Namen- und Sachregister auch als Nachschlagewerk kaum genießbar.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Gerhart Hauptmanns Narr in Christo Emanuel Quint. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen religiösen Dichtung. Von Wilhelm Sulser. Bern 1925, Paul Haupt. 59 S. M. 1,60.

In sorgfältiger Analyse werden hier Form und Inhalt der bedeutendsten epischen Dichtung Gerhart Hauptmanns untersucht. Ziel ist: das Werk als Ausdruck der Persönlichkeit seines Dichters zu erfassen und Hauptmanns Stellungnahme zu den religiösen Problemen der Gegenwart von ihm abzulesen. Der Verfasser setzt sich mit der vielfältigen Literatur über den „Emanuel Quint" auseinander und schaltet dabei eigene neue Gesichtspunkte ein. Seine Arbeit ist frei von literaturwissenschaftlicher Überheblichkeit und spürt dem Geheimnis künstlerischen Schaffens voll Ehrfurcht nach. Die Schöpfung Hauptmanns ist ihm nicht so sehr Objekt als Erlebnis. Vergleichende Betrachtung wesensverwandter Dichtungen („Der arme Heinrich" — Tiecks „Aufstand in den Cevennen" — Kleists „Michael Kohlhaas" — Dostojewskis „Idiot") geschieht zwanglos und dient tieferer Erkenntnis des Hauptmannschen Werkes. Wesentliche Einzelfeststellungen (wie die grundlegende von dem unbedingten Narrentum Emanuel Quints) werden, wenn auch nicht stets überzeugend, so doch eingehend dargelegt und begründet. Die Entwicklungstendenz Hauptmannschen Schaffens, seine Suche nach einer „zweiten Frömmigkeit" durch die Vereinigung von Pan und Christus, ist klar erkannt. In seiner bozener Vision „Die blaue Blume" hat Gerhart Hauptmann diese Erkenntnis schöpferisch bestätigt.

Berlin-Wilmersdorf — C. F. W. Behl

Romanische Sonderart. Geistesgeschichtliche Studien. Von Victor Klemperer. München 1926, Max Hueber. 470 S.

Die Romanistik hat bei uns in den letzten Jahren eine Reihe ausgezeichneter Leistungen aufzuweisen, die durch Intensität des Erfassens und lebensvolle Geistigkeit gegen frühere Methoden und Ergebnisse wohltuend abstechen. Das vorliegende Buch gehört ebenfalls zu denen, die mit neuschöpferischem Verständnis ihre Themen aufnehmen. Es bringt eine Anzahl bemerkenswerter Abhandlungen aus seinem Fachgebiete. Um nur einzelnes zu erwähnen und dabei in einem gewissen Zusammenhange zu bleiben, sei auf folgendes verwiesen: zuerst auf jene dresdener Rede über „Gang und Wesen der französischen Literatur". In der „Vernunft", wird da ausgeführt, begreift der klassische Franzose das Weltganze; im Pathos der Vernunft erhebt er sich über sich selbst, bekennt er sich leidenschaftlich zu dem Überindividuell-Verpflichtenden, wie es ihm in antiker Ästhetik, in der Religion und im Königtum entgegentritt. Einordnung unter die Autorität, der Glaube an das „Staatliche", sei es in der absoluten Monarchie, sei es im Siegesrausche, in der Hingabe an das Dogma, welche die Heere der Revolution vorwärts treibt. Corneilles Stücke — in dem Aufsatz „Vom Cid zum Polyeucte" — erklären sich zuletzt nur im Ausblick auf dieses Ideal des „Staatlichen". In Molières „Misanthrope" — Komik und Tragikomik bei Molière — ist Alcest deshalb eine tragikomische Figur, weil er des höfischen Lebens weder entraten noch aber sich der staatlichen und gesellschaftlichen Form des ludowizischen Zeitalters anpassen kann. — Man wird es verstehen, daß ein deutscher Beurteiler diesen Zug zum „Staatlichen" namentlich heute mit besonderer Bewunderung heraushebt und in ihm sogar das eigentliche Geheimnis des Marne-Widerstandes erblickt. Auf literarischem Boden wird man darum doch in manchem anderer Ansicht sein dürfen. Aber es handelt sich hier weniger darum, ob man im einzelnen überzeugt wird: man fühlt sich belehrt und angeregt, geistreich mit einer fremden Volkspsyche in Berührung gebracht; und das ist an sich immer ein Gewinn.

Thüngen i. Unterfranken — Georg Ransohoff

Richard Dehmel. Die Geschichte eines Lebens-Werkes. Von Julius Bab. Leipzig 1926, H. Haessel. 432 S.

Dieses Buch ist erfreulicherweise nicht eine der jetzt modern gewordenen Dichter-Mythologien, sondern eine mit allen Mitteln geschichtlicher Kritik und Quellenforschung unterbaute Darstellung von Leben und Werk eines frühvollendeten Meisters. Der eine große Vorzug und Vorteil der Arbeit: Babs Lebensnähe zu Richard Dehmel, konnte Nachteil und schwere Schädigung werden. Nichts davon ist eingetreten. Die persönliche Verbundenheit und die tiefe, nie verschwiegene Liebe zu dem Dargestellten haben den dem Biographen unerläßlichen Abstand nicht aufgehoben und die Schärfe seines künstlerischen Urteils nicht abgestumpft. Die zeitliche Nähe der Ereignisse, die Tatsache, daß für Dehmels Dasein wesentliche Menschen noch leben, erforderte besonderen Takt, außerordentliches Fingerspitzengefühl. Julius Bab hat beides bewiesen, er hat auch (eins der schwierigsten Kapitel in jeder Lebensgeschichte) die erforderliche Kritik gegenüber Aufzeichnungen und Briefen des Dichters selbst. Immer wird die Schwierigkeit der Deutung und Einordnung von Dehmels Lebenswerk vor allem darin liegen, daß mit der erreichten Lebenshöhe der Vollklang der Dichtung versagt; in der Zeit der sonst typischen Meisterjahre ist Richard Dehmel bereits fertig und schafft keine Dichtung mehr, die das Werk seiner Werde- und Kampfzeit erhöht und überbietet; gerade die Sturzackerarbeit der Umformung und Ausformung der früheren Bände zur neuen Sammlung lehrt das deutlich. Aber die Persönlichkeit wächst nun erst — und das hat Bab meisterlich gezeichnet — in unablässiger Selbstläuterung, fesselnd, haltend, sich selbst erhöhend, bis zu einer immer noch leidenschaftlich gelebten Weisheit empor — vielen Vorbild, jedem eingeprägt, der sie kannte, sieghaft über Krieg und Zeit bis in den Tod. Der ewig Trachtende (ich gebrauche Dehmels eigene Prägung für Schiller und Goethe) wird ein ewig

Trächtiger, aber nicht mehr in der eigenen Dichtung, sondern in dem Bau und der Fügung seines Lebens.
Bab stellt an einem bedeutenden Punkt Dehmels „grenzenlose Weltverbundenheit“ auf die Scheitelhöhe der Betrachtung und erweist sie vortrefflich an den „Zwei Menschen“. Aber indem er die „epische Halbblütigkeit“ dieses Werkes fühlt und nachweist, bezeugt er gerade an entscheidender Stelle die unverblendete Stärke seiner kritischen Scheidekraft. Gleich sicher ist sein Urteil über jene Umschaltung früher Dichtungen in der großen Gesamtausgabe; Babs Ausführungen über das organische Verhältnis jugendlicher Sprachform zu jugendlichem Inhalt besitzen Bedeutung über die hier behandelte Dichtergestalt hinaus. Um so rückhaltsloser darf sein bejahendes Verständnis sich bei der Nachzeichnung der großen lyrischen Bände vor dem Epos und bei der Erhellung ihrer seelischen Antriebe und ihres künstlerischen Formwillens deutend bewähren. Der volle Nachdruck aber ruht überall auf dem sozusagen in Spiralringen aufwachsenden Bilde der leidenschaftlich bewegten und leidenschaftlich gebändigten, großen menschlichen Erscheinung. Gerade von hier aus findet Bab den unwiderlegbaren Ausdruck für den selten verstandenen Einfluß Detlev v. Liliencrons auch auf Dehmels künstlerisches Wesen und Werden.

Berlin — Heinrich Spiero

Hinter den Bergen. Stimmen der Sudetendeutschen. Herausgegeben von Willibald Köhler. Schweidnitz 1926, L. Heege. 180 S. [= Die schlesischen Bücher. Herausgegeben von Willibald Köhler. Band 6.]

Es ist dankenswert, daß der Herausgeber der „Schlesischen Bücher“ sich nicht nur auf literarische Produkte seiner Heimatprovinz beschränkt, sondern daß er seine Aufmerksamkeit auch den benachbarten deutschen Landschaften der Tschechoslowakei hinter seinen schlesischen Bergen schenkt und Schöpfungen deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Mähren und dem der Tschechoslowakei zugefallenen Teil des ehemaligen Österreichisch-Schlesien in einem handlichen Bändchen zusammenstellt. Die Sammlung selbst aber gibt zu manchen Bedenken Anlaß. Wenn sie die prager Autoren ausschaltet und nur die Dichter aus der Landschaft zu Worte kommen läßt, so kann auch das grundsätzlich gebilligt werden. Aber wenn Franz Karl Ginzkey, der am Adriatischen Meer geboren wurde und nie in einem der Sudetenländer gelebt hat, nur deshalb aufgenommen wurde, weil seine Familie aus Böhmen stammt, warum fehlen dann z. B. Richard Schaukal aus Brünn und Karl Hans Strobl aus Iglau? — Die Auswahl macht zum Teil einen willkürlichen Eindruck. Von Hans Watzlik gibt es denn doch sehr viel bessere und charakteristischere Stücke als die hier mitgeteilte Legende vom „Kreuzzug der Tiere“ (vgl. den Aufsatz L. E. XXVI, 644). Auch die kurzen Einleitungen, die jedem Autor gewidmet sind, sind sehr ungleich gehalten. So wird denn die Freude an dem an und für sich verdienstlichen Unternehmen durch mancherlei Umstände gedämpft.

Berlin — G. Fittbogen

Verschiedenes

Geschichtlicher Handatlas der Rheinprovinz. Im Auftrage des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn herausgegeben von Hermann Aubin. Mit Unterstützung von amtlichen Stellen, gelehrten Gesellschaften und Fachgenossen bearbeitet von Josef Niessen. Köln, J. P. Bachem; Bonn, Kurt Schroeder. XVIII S. Text, 58 S. Karten. 2°. Geb. M. 4,40.

Eine fabelhafte Leistung. Vorbildlich in jedem Betracht und nach jeder Richtung für jede andere Provinz Preußens und jeden anderen deutschen Einzelstaat. Aufgebaut auf der anerkannt soliden Grundlage des großen Geschichtsatlanten der Rheinprovinz, den die verdiente Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde 1894 ff. herausgegeben hat, erläutert diese handliche, modernisierte und in wertvoller Weise vervollständigte (Schul-)Ausgabe in besonders hervorragendem Grade die Abhängigkeit der Kulturlandschaft von den älteren Organisationsräumen: mit der frühgeschichtlichen Waldbedeckung um 500 n. Chr. beginnt sie, mit den Gesindeterminen und den Jahresfeuern schließt sie. Es gibt keine Äußerung des rheinischen Menschen auf den Gebieten der Sprache, der Wirtschaft, der Siedlung, der staatlichen Entwicklung, der kirchlichen Einteilung und der konfessionellen Gliederung, die hier nicht ihren kartographisch sauberen Niederschlag gefunden hätte. Hiernach ist eine Vertiefung des Unterrichts in heimatlicher Volkskunde möglich, wie sie — nach dem neuesten Stande der hierfür in Betracht kommenden Wissenschaften — schwerlich ein anderer Teil des Deutschen Reiches aufzuweisen vermag.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Karl und Marie von Clausewitz. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern. Herausgegeben und eingeleitet von Karl Linnebach. Berlin 1925, Martin Warneck. 500 S. Geb. M. 10,—.

Das Buch, das hier im 7. bis 9. Tausend vorliegt, ist nicht nur dokumentarisch reich und interessant, es ist vor allem ein schönes Bild menschlicher Würde. Es umspannt die Jahre 1806—1809 (Briefe an die Braut, von ihr sind nur wenige erhalten), die Feldzugbriefe 1812—1815; die Briefe des Jahres 1831 aus Posen als Stabschef Gneisenaus. Die Briefe zeichnen sich aus durch klare Beurteilung der deutschen und auswärtigen Verhältnisse, durch scharfe Beobachtung der führenden deutschen Männer, durch die tiefste seelische Verbundenheit der beiden Liebenden und späteren Gatten. Madame de Staël nannte Clausewitz und August von Schlegel die beiden Deutschen par excellence. Clausewitz ist der große Geist, der tapfere Mensch, dem außer der Liebe einer hochstehenden Frau und dem Vertrauen großer Männer — Scharnhorst, Gneisenau — nicht viel Glück widerfährt. In diesem Buch erschließt sich vollkommen der Charakter Clausewitz', des Verfassers der geistig bedeutsamsten Werke der Kriegsliteratur, deren Anerkennung er freilich nicht mehr erlebte.

München — A. Banaschewski

Scharnhorst und wir. Von L. v. Estorff. Mit 17 Abbildungen. Berlin und Leipzig 1926, K. F. Koehler. 149 S. Geb. M. 6,—.

Eine Tendenzschrift, aber eine der edelsten Art. Gerhard Scharnhorst, trotz seiner Heldentaten von Menin (1794), vor Lübeck (1806), bei Preußisch-Eylau (1807) und im Frühjahrsfeldzug von 1813 eine tragische Figur, soll angesichts unserer Not verlebendigt werden, um unserem Volk mehr Selbstverleugnung, Standhaftigkeit und Mut einzuimpfen. Freilich haben wir Deutschen von heute, das verkennt auch v. Estorff nicht, Schwereres zu leisten, insofern, als wir es weniger mit einem leibhaftigen Unterdrücker wie Napoleon,

als vielmehr mit einem kaum faßbaren Kehlenabschnürer wie dem international verklammerten Kapitalismus zu tun haben.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Kaspar Hauser. Augenzeugenberichte und Selbstzeugnisse. Herausgegeben, eingeleitet und mit Fußnoten versehen von Hermann Pies. Stuttgart, Rob. Lutz G. m. b. H. 2 Bände. 301, 320 S. M. 14,– (18,–).

Der unbekannte Knabe, dessen kurzer, zwischen Todesangst und Lebenssehnsucht verronnener Lebensversuch nun bald ein Jahrhundert hinter uns liegt, beschäftigt noch immer, heute mehr als je, die Geister. Dunkel sein Kommen, dunkel sein Gehen — dazwischen fünf Jahre eines in grellster Öffentlichkeit verbrachten Daseins, Jahre, in denen es kaum eine Minute gibt, die der Forschung entzogen, die nicht registriert und aktenmäßig festgehalten ist in 49 dicken Aktenbänden.

Aus diesen Akten das Wesentliche herausgesucht und klar dargeboten zu haben, ist das Verdienst von Hermann Pies. In seinen zwei Bänden steckt viel treue, ausdauernde Arbeit. Er gliedert sein Werk in zwei Teile, in „Augenzeugenberichte" und „Selbstzeugnisse". Unter den Augenzeugenberichten steht natürlich an erster Stelle Feuerbachs Werk: „Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen", das, als es noch zu Lebzeiten Feuerbachs und Kaspar Hausers erschien, ein Zeichen unerhörten persönlichen Mutes war und das heute noch als das klarste und schönste angesprochen werden kann, was es auf wissenschaftlichem Gebiet über Hauser gibt. An Wert unmittelbar hinter Feuerbachs Arbeit steht die Schrift Daumers, dem durch jahrelanges Zusammenleben mit dem Findling die Möglichkeit einer eingehenden Beurteilung gegeben war. Ebenso wie Feuerbachs und Daumers Schriften hochherzig und klug sind, ebenso dumm und boshaft ist das Buch des Lehrers Meyer über Kaspar, in dessen kleinbürgerlichem Hause und mehr noch unter dessen Engstirnigkeit der Knabe die letzten Jahre seines Lebens genug gelitten haben mag. Am lebendigsten berühren die Selbstzeugnisse, von denen Pies eine reiche Auswahl gibt, vor allem die selbstgeschriebenen Lebensgeschichten Kaspars und einige seiner Aufsätze. Auch die „Bindersche Bekanntmachung", die von dem ungewöhnlich weiten Blick des damaligen nürnberger Stadtoberhauptes Zeugnis ablegt, fehlt nicht, sowie eine Anzahl Verhöre und Berichte über Hausers letzte Stunden. Bedauerlich bei dem allen erscheint nur, daß Pies selbst weder in seinem Vorwort noch am Schluß des Buchs zum Kaspar Hauser-Problem Stellung nimmt. Er zieht es vor, sich mit einer Anzahl alter Autoren wegen einzelner Irrtümer herumzuraufen, anstatt uns seine Meinung zu sagen, ob Hauser nach seiner Ansicht denn nun Betrüger oder Betrogener war. Dieses ängstliche Zurückstellen des eigenen Urteils und das krampfhafte Befehden anderer Autoren gilt wohl immer noch als besonders wissenschaftlich. Dem Nichtwissenschaftler fehlt dafür das Verständnis. Aber der große Fleiß, den die Bearbeitung der beiden Bände beweisen, und der Dienst, den Pies damit der Hauser-Forschung erwiesen hat, darf nicht verkannt werden.

Leipzig — Erich Ebermayer

Räuber und Poet. Menschenschicksale im Schatten des Gesetzes. Von Al Jennings. Zweite Auflage. Stuttgart 1925, Dieck & Co. 270 S. M. 5,60.

Aus meiner Jugend fernen Tagen erinnere ich mich noch gelegentlicher Zeitungsnachrichten, die als Quelle den „Arizona Kicker" angaben. Ich weiß nicht, ob es so ein Blatt jemals gegeben hat oder ob es eine Erfindung des boshaften amerikanischen Ostens war — jedenfalls scheinen seine Schilderungen nach dem, was Jennings, der Eisenbahnräuber, Zuchthaussträfling, Rechtsanwalt und Schriftsteller, erzählt, mit der Wirklichkeit des mittleren Westens (Kansas, Oklahoma, Texas) in den achtziger und neunziger Jahren eine bedenkliche Ähnlichkeit gehabt zu haben. „Ein interessantes Kulturdokument", wie der Verlag sagt, ist das Buch also wirklich, ob auch als solches verläßlich, wage ich nicht zu beurteilen; die Schilderungen aus dem Zuchthaus zu Ohio wären jedenfalls, wenn sie der Nachprüfung standhalten, ein böses Zeugnis für Strafvollzug und Gerechtigkeitspflege im Musterlande der Demokratie in gar nicht ferner Vergangenheit. Freilich, ein Roman, wie der Verlag auch sagt, ist das Buch nicht, dazu fehlt die künstlerische Formung, schließlich auch die psychologische Vertiefung: von sich selbst gibt der Erzähler vorwiegend nur die Tatsachen und überläßt es dem Leser, sich damit abzufinden. Besondere Teilnahme beansprucht, was der Verfasser von seinem Freund und Leidensgenossen O. Henry, dem Meister der amerikanischen short story, erzählt: er ist der „Poet" des Titels — leider wird das eigentlich erst für den lebendig, der O. Henry kennt, und damit scheint es mir in Deutschland noch schlecht bestellt. Hier dürfte eine Aufgabe für Übersetzer sein — freilich den amerikanischen Slang müssen sie kennen! Ich weiß nicht, ob sich jemand an die Aufgabe schon herangetraut hat — mir will scheinen, als ob sie bei der Übersetzerin dieses Bandes (Toni Harten-Hoencke) in guten Händen läge — sie hätte nur auf S. 112 nicht Dives stehen lassen sollen: das ist der reiche Mann der Bibel.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Tagebücher und Briefe. Von Joseph Trumpeldor. Autorisierte Übertragung aus dem Russischen von Mirjam Wilensky. Berlin 1925, Jüdischer Verlag. 413 S.

Das Buch — mehr Briefsammlung als Tagebuch — wurde zuerst vor drei Jahren hebräisch veröffentlicht und erst jetzt aus dem russischen Original ins Deutsche übersetzt. Der Verfasser, der vor fünf Jahren in Palästina Beduinenunruhen zum Opfer fiel, ist sicher kein Schriftsteller, und das Buch ist nur als historisches Dokument zu werten. Es zeigt uns den Menschen Trumpeldor, einen Juden, wie es wohl wenige gibt, ganz Soldat, schlicht und brav, pflichttreu und redlich und mit der ganzen grausamen Einseitigkeit eines solchen Charakters.

Dieser Soldat ist wahrhaftig ausgezogen, um an der Seite Englands Palästina den Juden mit dem jüdischen Schwerte zu gewinnen. Er hat sich unter den in Ägypten zusammengeströmten, schwer bedrängten Juden eine kleine Truppe geworben, die an der Palästinafront helfen sollte. Ihn hat nichts zurückgeschreckt. Nicht, daß die Engländer der Truppe weder Waffen geben wollten (sie wurde Maultierkorps), noch sie an der Palästinafront verwenden mochten (sie kam nach Gallipoli), nicht, daß ihre Angehörigen in der Armee als „Natives" behandelt und mit entehrenden Körperstrafen belegt wurden, nicht daß das Anspruchsrecht der Witwen und Waisen der Gefallenen auf Pension nicht anerkannt wurde. Und als dann schließlich die „jüdische Legion" selbst den ungleichen Pakt lösen wollte, da stand er gänzlich allein gegen alle, bis zum Augenblick, da nichts mehr zu retten war, das Gespenst einer jüdischen Volksehre vertretend, die von einer bedingungslosen Treue gegen das bedeutend weniger skrupulöse England abhängen soll.

Trumpeldor fiel einem Beduinenüberfall auf Tel Chaj zum Opfer. Hier an der palästinensisch-syrischen Grenze hatte er nach dem Kriege als Führer einer Arbeitersiedlung gelebt. Die zionistische Leitung wollte keine Verantwortung für Blutopfer übernehmen und berief ihn ab. Die kleine Gruppe blieb aber bis zum Tode des Führers und mehrerer Genossen und Genossinnen.
Trumpeldor kann in der einseitigen Ausgeprägtheit seines Charakters nicht als repräsentativ für den Zionismus und das neue Judentum angesehen werden. Er ist dazu zu ungeistig, ein Mensch, der nicht die geringste Möglichkeit hat, die Kehrseite einer Sache zu sehen. Aber ein Mensch von der Art, die mythenbildend wirkt. Und in eben diesem Sinn, der ganz abseits von Anerkennung und Absprechung liegt, und weil die Geschichte der jüdischen Legion ein interessantes und lehrreiches Stück jüdischer Geschichte ist, sind seine Briefe und Tagebücher wert gelesen zu werden.

Jerusalem — Hugo Bergmann

Wie Gott mich rief. Mein Weg vom Protestantismus in die Schule St. Benedikts. Von Maria Rafaela Brentano O.S.B. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. XI und 345 S. Geb. M. 6,50.

Dies Buch ist interessant, sogar sehr interessant, obgleich es die Geschichte einer Konvertitin erzählt. Bekanntlich hat derlei Literatur meist ganz typische Stilformen und Aussagen. Das Konfessionelle wird zur Last und erdrückt das Menschliche und Religiöse. Selten ist unter solchen Büchern eine tüchtige und charakteristische Leistung zu finden. Bei der Hanni Brentano (geborenen Le Gay), der Baltin, — sie entstammt väterlicherseits einer französischen Schauspielerfamilie — zeigen sich auffallend individuelle Entwicklungen. Der ursprüngliche Mensch, dessen Stimme man noch durch die neue Lebensgestaltung der frommen Klosterfrau hindurchklingen hört, gibt dem Buch das seelische Profil. Bis zur Seite 125 liest man es mit vielem Anteil. Der Dichter spricht. Tief und innig sind auch die aus starker Begabung kommenden religiösen Partien, und von Festigkeit und Konsequenz ist der gute sprachliche Ausdruck. Still und einfach und aus Eigenem heraus wird erzählt. Dabei ist das religiöse Geheimnis gewahrt. Sind doch die schönsten religiösen Worte die unausgesprochenen und stummen! Die eigentliche Bekehrungsgeschichte ist wenig fesselnd und ohne charakteristische Prägung. Die erschütternde, grauenvolle Wirklichkeit Gottes wird zu viel zerredet und ins Konfessionelle und Theologisch-Konventionelle verdünnt. Manchem Leser wird die unbefangen und ungewollt enthüllende Schilderung gewisser Zustände und Stimmungen Wiens und Österreichs vor der Änderung der Staatslage wertvoll sein, die Schilderung eines Geschehens geistigen Lebens, das zu Ende ist, abgelaufen und wirklich tot. Was davon groß und schöpferisch war, stellt sich heute, von innerem Zwang nach Vollendung getrieben, in neuen Lebensformen dar.

Wien — Franz Strunz

Das indische Apostolat. Von Hans Prager. Erlenbach, Zürich und Leipzig 1925, Rotapfel Verlag. 84 S.

Hans Prager, der wiener Philosoph, hat sich durch sein hervorragendes Buch über „Dostojewskis Weltanschauung" im deutschen Geiste einen bedeutsamen Platz erworben. In dem vorliegenden Bändchen gestaltet er nun, auf jenem Werke weiterbauend, Wesen und Wirken der Gandhischen Heilsbotschaft. Mit reiner Liebe und Hingabe ergründet er das Geheimnis der wahrhaft christusnahen Gestalt des Inders. Pragers hinreißender geistigen Leidenschaft und seelischen Glut erschließen sich die Probleme bis ins Innerste. Die Wirrnis und Verlorenheit unserer europäischen Gegenwart im Ethischen und Religiösen tut sich in wundervoller Klarheit vor uns auf, und Prager erkennt mit scharfem Auge, wo Gandhis Heilslehre uns erlösen kann. Das Erscheinen dieses Menschen bedeutet ihm einen welthistorischen Augenblick. — Ohne Zweifel wird auch die große menschliche Persönlichkeit tiefe Spuren in das geistig-seelische Antlitz der Menschheit ziehen; sein reines und geläutertes Leben wird uns alle erheben, ist es doch Zeuge für eine reinere Sphäre des Menschlichen als die unserer, durch überspannte Intellektualität zersetzten, Gegenwart.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Essays. Von Chaim Nachman Bialik. Übertragung aus dem Hebräischen von Viktor Kellner. Berlin 1925, Jüdischer Verlag. 239 S.

Ich stehe nicht an, die Veröffentlichung dieser Essays des Poeta laureatus der modernen hebräischen Literatur für eine der wichtigsten Veröffentlichungen über das moderne Judentum in deutscher Sprache zu erklären. Hier wird der Leser, welcher die inneren Probleme des heutigen Judentums studieren will, reiches Material finden. Im Mittelpunkt dieser 17 Essays steht der Aufsatz über Halacha und Agadah, in welchem Bialik, der den hebräischen Lesern selbst eine ausgezeichnete Sammlung der Agadah (des poetischen Teils der mündlichen Überlieferung) geschenkt hat, die Agadah gegen die Halacha (den gesetzlichen Teil der Überlieferung) abwägt und den modernen schöngeistigen Ansichten entgegentritt, welche die Agadah über die Halacha stellen wollen. Dieser Essay wird auch für den Gelehrten, der sich einen wahren Begriff von der vielumkämpften angeblichen Gesetzesreligion des Judentums machen will, von Bedeutung sein und ihm zeigen, welchen Sinn das Gesetz für das Volk hatte. Eine Anzahl von Essays beschäftigt sich mit den Fragen der hebräischen Literatur und ihrer Bedeutung für das heutige Leben der Juden. Bialik fühlt die schwere Verantwortung der heutigen jüdischen Generation, die ein reichliches, vielleicht allzu reichliches Erbe der Vergangenheit mitbekommen hat und nun vor der Aufgabe steht, diesem Erbe solche Formen zu geben, daß das Volk davon nicht bedrückt werde und dennoch der alte Schatz nicht verschüttet wird. Welche Wege Bialik vorschlägt, damit diese Aufgabe des „Abschüttelns und des Aufladens zugleich" bewältigt werde, muß in dem Aufsatz „Das hebräische Buch" nachgelesen werden. Einige Essays behandeln Persönlichkeiten der modernen hebräischen Dichtung, Mendele, Lewinsky usw.
Die Übersetzung dieser Essays war ein schweres Stück Arbeit, das sehr gut geleistet worden ist.

Jerusalem — Hugo Bergmann

Gustav Theodor Fechner. Eine psychoanalytische Studie über die individuellen Bedingtheiten wissenschaftlicher Ideen. Von Imre Hermann. Wien 1926, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 62 S.

Die kleine Schrift sucht, unter Zugrundelegung der Einsichten der Psychoanalyse, nachzuweisen, daß Fechners wissenschaftliche Anschauungen als Ausfluß seiner psychosexuellen Entwicklung zu verstehen sind. Die psychophysische Maßformel gibt danach eine Gesetzmäßigkeit des Wachstums wieder, wobei das intrauterine Leben und die Geburt

(als „Schwelle") besondere Berücksichtigung findet. Besonders nachgewiesen wird der sexuelle Ursprung für die Gedanken der „Tagesansicht". Kindliche Ereignisse und Gedankengänge, verstärkt durch eine kinderlose Ehe, schaffen Wunschphantasien, wie sie sich in den Aufstellungen, der Tod sei eine Geburt, und der Geist Verstorbener lebe weiter, ausdrücken. Abschließend wird gezeigt, daß Fechner manche Erkenntnisse der Psychoanalyse vorweggenommen habe.

Gießen Erich Stern

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XV

Vortragsabende 1925/26

Von Börries, Freiherr v. Münchhausen (Windischleuba)

Das Vortragswesen des Winters 1925/26 litt unter der allgemeinen schweren wirtschaftlichen Niederlage. Die Säle waren häufig weniger besetzt als sonst, ganz ausverkaufte Vortragssäle habe ich nur etwa 70 Prozent gehabt, das schlimmste waren zwei halbleere. Unter diesen Umständen war es den Unternehmern oft schwer, ihren Verpflichtungen nachzukommen, immerhin habe ich überall das ausbedungene Honorar erhalten, habe aber oft hören müssen, daß der Unternehmer in Zukunft keine Dichtervorträge oder wissenschaftliche Vorträge mehr einrichten wolle. Wiederholt wurde der Erlös aus dem Verkauf der Bücher als der einzige Gewinn des Abends für den Buchhändler bezeichnet. Ich habe überall, wo ich vom Sortimenter darum gebeten wurde, meinen Namen in die Bücher eingeschrieben, um dem Unternehmer beim Absatz zu helfen. –

Sehr lästig, ja geradezu mordend wurde die ungeheuerlich hohe Steuer empfunden. Merkwürdig ist, daß auf diesem Gebiete durchaus keine Gleichmäßigkeit im lieben Vaterlande herrscht. Immer wieder trifft man auf glückliche Unternehmer, die einem sagen: „Steuer? – nein, keinen Pfennig! Die Stadt weiß doch, daß diese Vorträge kulturelle Angelegenheiten sind, Angelegenheiten gerade der Minderbemittelten und fordert deshalb keine Steuer!" Etwa zehn Buchhändler sagten mir, daß sie bloß wegen der Steuer keine Vortragsabende mehr geben wollten.

Es liegt in der Natur des Unternehmertums begründet, daß ein Buchhändler sehr viel schwieriger diesen Steuererlaß erhält, als eine Gesellschaft. Die Behörde glaubt einem Volksbildungsverein, einer Literarischen Gesellschaft, einem Kulturverband eher, daß sie aus rein idealen Gründen arbeiten, als einem einzelnen Geschäftsmann. Hierzu kommt, daß im Vorstand einer wirklich tief im Gesamtleben der Stadt verankerten Gesellschaft häufig die Persönlichkeiten sitzen, die einen Einfluß auf die Bewilligung der Steuerfreiheit haben. So sind also, was die Steuer angeht, zweifellos die Gesellschaften weit im Vorteil gegenüber den Buchhändlern, und wenn das Vortragsleben einer Stadt zu erlöschen droht in der Hand eines Sortimenters, schlage ich unbedingt vor, es in die Hand einer Gesellschaft zu legen.

Am besten schnitten ab diejenigen Gesellschaften, die bei einer, oft im Vergleich zur Einwohnerzahl verblüffend hohen Mitgliederzahl (800–1200) einen möglichst geringen Jahresbeitrag (2–4 Mark) fordern. Sie sind sämtlich im Westen, meist im Rheinland zu finden. Man erzählte mir: „Wir schicken unsere Leute mit den Listen einfach straßenweis Haus bei Haus." Für die Konzerte (diese großen Gesellschaften haben auch das Konzertwesen oft völlig in der Hand) werden dann noch einige Groschen Eintrittsgeld besonders erhoben, während die wissenschaftlichen und dichterischen Abende mit dem Jahresbeitrag abgegolten sind. Es ist ohne weiteres verständlich, daß eine große Gesellschaft, die schon im Sommer einige tausend Mark in der Kasse hat, ganz anders an das Winterprogramm herangehen kann, als eine kleine Vereinigung mit 10–15 Mark Jahresbeitrag oder gar ein Buchhändler, der zunächst alles aus eigener Tasche verauslagen muß.

Gewisse Einwände und Bedenken hört man immer wieder, so die, welche mit den Worten beginnen: „Das wäre hier bei unserem Publikum völlig ausgeschlossen". Ich habe schon in meinen Heftchen über die Veranstaltung von Dichtervorträgen (nur durch das Vortragsamt des Börsen-Vereins und nur für Veranstalter von Vorträgen zu beziehen) über diesen merkwürdigen „Lokalpatriotismus mit umgekehrtem Vorzeichen" gesprochen. Es gibt keine „ganz besonderen Verhältnisse in unserer Stadt"! Der eine will diese damit begründen, daß sein Ort vorwiegend Arbeiterbevölkerung habe – aber in der nächsten Stadt ist der Volksverband, der Arbeiterbildungsverein oder wie er nun heißt, fast ausschließlich aus Arbeitern zusammengesetzt! Ein anderer sagt: „Ja, in X geht das, die haben doch dreimal soviel Einwohner wie wir" – aber am nächsten Tag finde ich in Y, das halb so groß wie X ist, eine doppelt so starke Zuhörerschaft! So habe ich die Überzeugung gewonnen, daß es lediglich auf die Organisation und die Persönlichkeiten ankommt, die dieser Organisation Schwung, Inhalt, Werbekraft geben.

Kleinen Buchhändlern, etwa gar Anfängern oder solchen, die erst seit wenigen Jahren ansässig sind, möchte ich dringend von der Veranstaltung von Vortragsabenden abraten. Das Wagnis und die Wahrscheinlichkeit des Mißerfolgs sind allzu groß, heute größer denn je. Ein fester Kundenkreis von hundert Namen bedeutet noch lange nicht hundert verkaufte Plätze.

Von größter Wichtigkeit wäre es, wenn eine Stelle bestünde, die den Unternehmern die Erfahrungen der Buchhändler und der Gesellschaften aus anderen Städten vermittelte. Ich denke dabei an eine Liste der Vortragenden, auf der hinter ihrem Namen von den Veranstaltern anzugeben wäre: Wieviel Prozent Ihrer Plätze waren verkauft? War der Vortragende bis hinten im Saal verständlich? War der Beifall stark, mittel, lau? Lobte die Presse (die Rechts- oder Linkspresse?) die Veranstaltung? Wieviel Stücke der Werke des Sprechers setzten Sie in der Vortragswoche ab? Kamen Sie gut oder knapp auf Ihre Kosten, oder mußten Sie geldlich zusetzen? War der Grund des Mißerfolgs eine gleichzeitige andere Veranstaltung?

Ich denke, daß die ganz trocken in Zahlen oder Ja und Nein gegebenen Antworten auf solche Fragen keinerlei kränkende Beurteilung der Vortragenden sein würde. Es würde so eine

Art Börse der Vortragenden entstehen, die natürlich nicht das geringste mit deren künstlerischer, literarischer oder wissenschaftlicher Bedeutung zu tun hätte. Ich kann versichern, daß überraschende Ergebnisse zutage kommen würden, Ergebnisse, die einen verblüffenden Einblick in den Geschmack der Hörer gestatten würden! Es gibt altberühmte Namen und es gibt Tagesgrößen, die hier weit unter dem Pari des literarischen Urteils notieren würden, und es gibt andererseits ganz ausgesprochene Lieblinge des Publikums (ich denke an einen volkstümlichen Astronomen), die jederzeit jeden Saal zum Brechen füllen.

Eine derartige Liste trägt die Gefahr in sich, daß, noch mehr als ohnedies, sich alle Unternehmer auf die beliebtesten Vortragenden stürzen würden. Aber diese Gefahr würde durch die weit höheren Honorare der „Prominenten" verringert werden. Und überdies können wir, wie ich denke, ruhig auf das künstlerische Gewissen der Unternehmer bauen, die ganz gewiß neben den Abenden, die das winterliche Programm wirtschaftlich ermöglichen müssen, auch Anfängerabende, auch Versuchsabende stellen würden. Gerade beim deutschen Buchhandel habe ich allezeit eher ein Zuviel an Idealismus als ein Zuwenig gefunden, habe immer wieder erlebt, daß selbst die kleineren Unternehmer oft äußerst selbstlos ihren eigenen Geschmack auf Kosten des Geschäfts durchzusetzen sich bemühten.

Es ist wichtig, daß in den Vorständen der literarischen Gesellschaften nicht nur die Handvoll für das Schrifttum begeisterter Rechtsanwälte, Kaufleute, Ärzte, Lehrer sitzen. Für eine Beteiligung breiterer Massen der Bevölkerung ist es nötig, daß Bürgermeister und Stadtverordnete, daß Männer, die sichtlich auch die Belange der mittleren und unteren Stände vertreten, stattbekannte Politiker usw. in diesem Vorstande sitzen. Kultur ist nicht eine Angelegenheit der Gebildeten allein, sondern des Gesamtvolkes. Gewiß ist es (schon aus Gründen des allereinfachsten Verständnisses!) für einen Vortragenden weit leichter vor Akademikern zu sprechen als vor einer Hörerschaft, die mit einfachen Leuten durchsetzt ist. Aber es ist nichts als ein unerträglicher geistiger Hochmut oder aber sprachliche Unfähigkeit, wenn diese sagen: „Die Leute verstehen ja gar nicht, wovon ich rede!" Wenn die Herren auf ihre Fremdworte verzichten und sich die Mühe nehmen wollten, ihr Deutsch solange zu pflegen, bis es durchsichtig klar wird, dann würden die Hörer schon folgen können! Ich habe kein Verständnis für eine Kunst, die bloß für Auserwählte und Künstler, eine Wissenschaft, die nur für Wissenschaftler da ist! —

Das neuerdings vom Börsenverein geschaffene Vortragsamt arbeitet nun seit einem Jahre, und auch ich habe einige Vorträge durch diese Mittelstelle bekommen. Die Tätigkeit und Tüchtigkeit der Herren in allen Ehren — aber es ist doch kennzeichnend, daß gerade die besten Sortimenter, die alten und im Vortragswesen seit Jahrzehnten tätigen, zum großen Teil den alten Weg unmittelbarer Verständigung vorziehen. Auch ich möchte diese persönliche Verbindung mit einer Reihe mir seit langen Jahren befreundeter Buchhändler nicht missen. So habe ich also neben dem Vortragsamt immer auch mein eigenes Büro wie früher weiter arbeiten lassen und wage nicht zu entscheiden, ob mir die Mittelstelle sonderlich geholfen hat. Schon die Fragen, die sie mir vorlegt, kann ich nicht beantworten. „Ihr Honorar?" Ja, das ist doch je nach der Größe des Saales oder der Stadt ganz verschieden, bisweilen auch durch persönliche Beziehungen zu dem Unternehmer bedingt oder durch Freunde, die ich gerade in dieser Stadt wiedersehen möchte, oder dadurch, daß diese Stadt mir einen zufällig freien Tag vorschlägt, an dem ich ganz in der Nähe bin. „Würden Sie im Rundfunk sprechen?" Ja, wenn diese Herren sich endlich daran gewöhnen wollten, für ihre „Million Zuhörer" (ohne dies tun sie's im Gespräch nicht!) dasselbe Honorar zu zahlen, wie andere Unternehmer für ein halbes Tausend!

Also: Ich neige dazu, bei der persönlichen Verbindung mit Buchhändlern und Gesellschaften zu bleiben. Wobei ich freilich hinzufügen will, daß der Buchhandel die Vorträge des Winters unendlich vereinfachen und verbilligen würde, wenn die Herren aus 6 bis 10 benachbarten Orten sich einmal im Jahre an denselben Tisch setzen und die Liste der Redner und der Tage gemeinsam und im Anschluß festlegen würden. Es ist für unsereinen höchst lästig, wenn alle vier Wochen eine Anfrage aus einer anderen Stadt kommt, die den anderen eng benachbart liegt. Ich glaube, diese Einrichtung läßt sich leichter von den Buchhändlern einer Gegend treffen, als von dem Vortragsamte des Börsenvereins. Man hört auch wohl sagen: Die Herren in Leipzig haben vielleicht nicht gewußt, daß in dieser katholischen Gegend diese Tage — oder, daß wegen des Provinziallandtages dort jener Tag — oder wegen der Universitätsferien, wegen einer Ausstellung usw. andere Tage nicht in Frage kommen. Das kann das Vortragsamt in Leipzig auch gar nicht wissen. Fragen und Rückfragen aber kosten Geld und Zeit — die Buchhändler oder Vereinsvorstände einer gewissen Landschaft aber können all diese Fragen in zwei Stunden klären.

Nachrichten

Todesnachrichten. Friedrich Kluge ist am 21. Mai im fast vollendeten siebzigsten Lebensjahr in Freiburg i. Br., wo er zuletzt als Lehrer der Germanistik gewirkt hatte, gestorben. Sowohl als Sprachforscher wie als Anreger zur deutschen Volkskunde hat er sich unvergängliche Verdienste erworben. Seine Bücher über Studentensprache, Seemannssprache und über das Rotwelsch, seine glänzende Einführung in die Entwicklungsgeschichte der neuen deutschen Sprache („Von Luther bis Lessing") sowie vor allem sein „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache" sind ebensoviel Merksteine für die Fortschritte der germanistischen Wissenschaft geworden. Der anregendsten akademischen Lehrer einer, hat Kluge auch nach seiner Erblindung einen weiten Schülerkreis um sich gesammelt, dem seine wissenschaftliche Energie, wie seine liebenswerte Persönlichkeit unvergeßlich bleiben werden. Kluge war 1919 in den Ruhestand getreten, hat aber darum nicht aufgehört, wissenschaftlich tätig zu sein. Die „Literatur" durfte ihn zu ihren ständigen Mitarbeitern rechnen.

Artur Fürst ist am 13. Mai in Berlin im Alter von 46 Jahren einem Nierenleiden zum Opfer gefallen. Fürst hatte es verstanden, wie kaum einer neben ihm, technische Probleme zu allgemeinverständlicher Darstellung zu bringen. Es war ihm darüber hinaus gegeben, seinen Büchern stilistische Reize mitzuteilen. Als sein Hauptwerk hat „Das Weltreich der Technik" zu gelten. Daneben legen „Im Bannkreis von Nauen", „Die

Wunder um uns", „Das Reich der Kraft", „Emil Rathenau, der Mann und sein Werk", „Das Buch der tausend Wunder", „Werner von Siemens", „Die Welt auf Schienen" u. a. von seiner unermüdlichen Tätigkeit Zeugnis ab.

Valeska Gräfin Bethusy-Huc ist nach einer Meldung vom 5. Juni im Alter von 77 Jahren in Lugano einer schweren Krankheit erlegen. Sie war am 15. Juni 1849 in Kielbaschin (Oberschlesien) geboren worden und hat unter dem Pseudonym Moritz von Reichenbach zahlreiche Unterhaltungsromane geschrieben, unter denen „Der Platz an der Sonne", „Oberschlesische Dorfgeschichten", „Durch" und „Die Schloßfrau zu Domnitz" am bekanntesten geworden sind.

O. Lie Singdahlsen, einer der Führer der norwegischen Literatur, ist nach einer Meldung vom 28. Mai gestorben. Seine Sammlung von Tierlegenden „Die Wildnis" ist auch in deutscher Übertragung erschienen.

Rhea Sternberg, die sich durch ihre gewissenhaften und zuverlässigen Übersetzungen norwegischer und schwedischer Romane einen Namen gemacht hat, ist nach schwerem Leiden in ihrer berliner Wohnung gestorben.

Frédéric Rouquette ist nach einer Meldung vom 12. Mai kurz nach seinem vierzigsten Geburtstag in einer pariser Klinik einer Lungenembolie erlegen. Man hat ihn als den französischen Jack London bezeichnet. Seine spannenden und handlungsreichen Romane „Das große weiße Schweigen", „Das irrende Tier", „Die Hölleninsel", „L'épopée blanche" spielen fast ausnahmslos in den Wäldern Nordamerikas und Alaskas und sind an landschaftlicher Stimmung reich.

Sigrid Elmblad ist nach einer Meldung vom 27. Mai im Alter von 66 Jahren in Stockholm gestorben. Sie hat sich durch eigene lyrische Dichtungen, vor allem durch die Übersetzung des „Nibelungenringes" und „Parsifal" in Schweden bekanntgegeben.

*

Im Preisausschreiben des Deutschen literarisch-künstlerischen Vereins in Prag ist der erste Preis für Gedichte Paul Leppin, für Novellen Emil Karl Berndt zuerkannt worden.

Für die Verteilung des Verhaeren-Preises hat die belgische Jury Jeanne Gosselin, Maurice Carême, Marcel Thiry in Vorschlag gebracht. Die vom französischen Preisrichter-Kollegium getroffene Entscheidung fiel auf Marcel Thiry, den Verfasser des Gedichtbandes „Plongeantes Proues".

Die Literatur-Preise des Finnischen Staates für das Jahr 1925 sind in Höhe von 7000 Mark Arvid Järnefelt, in Höhe von 4000 Mark Arvid Mörne verliehen worden. Des weiteren sind Bertil Gripenberg, Joel Lehtonen, E. Sillanpää und Hilja Haahti ausgezeichnet worden.

Eugen Brieux hat der pariser Akademie eine größere Summe für Aussetzung eines Preises für Bühnenautoren angeboten, der alle zwei Jahre verteilt werden soll und das beste Bühnenwerk erzieherischen Charakters auszeichnen soll.

Sinclair Lewis hat den ihm vom Pulitzer-Fond zuerkannten Preis von 1000 Dollar abgelehnt, unter der Begründung, daß er alle Preise, Titel und Auszeichnungen, die einem Schriftsteller zuteil würden, für schädlich halte, weil sie den Schriftsteller in die Zwangslage versetzen, „artig, liebenswürdig und gehorsam den Wünschen des Publikums zu sein und ihn notwendigerweise zur Unfruchtbarkeit verurteilen, weil der Zwang, unter dem er ständig arbeitet, seine Produktionsfähigkeit lähme."

Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Hermann Stehr, Ludwig Fulda, Arno Holz sind vom preußischen Kultusminister zu Mitgliedern der neuen Sektion für Dichtung der Akademie der Künste ernannt worden. Gerhart Hauptmann hat seine Berufung in die Sektion mit folgendem Schreiben abgelehnt:

Agnetendorf (Wiesenstein), den 20. Mai 1926.

Hochverehrter Herr Minister!

Soeben von langer Reise nach Hause zurückgekehrt, finde ich die Zuschrift des hohen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, durch die ich eingeladen werde, der neugegründeten Sektion für Dichtkunst innerhalb der preußischen Akademie der Künste beizutreten. Bei voller und dankbarer Würdigung der mir zugedachten großen Auszeichnung wird es mir doppelt schwer, zu tun, was doch geschehen muß, nämlich zu bitten, von meiner Ernennung zum Mitglied dieser Sektion abzusehen.

So sehr ich eine Akademie der Wissenschaften, eine Akademie der bildenden Künste und der Musik als eine staatliche Notwendigkeit ansehe, da es sich hier um Geistesgebiete handelt, die durch gemeinsame Arbeit gefördert werden müssen, und unter denen staatliche Lehrinstitute in großer Zahl stehen, so wenig vermag ich mich von der staatlichen Notwendigkeit einer akademischen Sektion für Dichtkunst zu überzeugen, und zwar um so weniger vermag ich das, je mehr ich darüber nachdenke. Es bedarf keines Dichterkollegiums, um staatliche Unterstützungen zu erwirken und zu verteilen, sondern nur einiger gebildeter und wohlwollender Männer von Takt und Geschmack.

Was aber die weiteren und höheren Aufgaben der Dichtkunst anbetrifft und ihre verantwortliche Förderung, so bin ich leider, wenn ich an die neu zu gründende Sektion denke, kleinmütig. Eine bewußte Führung auf dem Gebiete der Dichtkunst gibt es nicht. Staatlich beamtete, führende Dichter bilden ein Novum, das mit Recht in den Kreisen der freien Poeten beanstandet werden wird. Was mich betrifft, so kann ich mir weder eine unbewußte noch eine bewußte Führerstellung dieser Art zusprechen. Wenn ich, wie andere Schriftsteller und Dichter, auf Menschen im Sinne der Menschlichkeit gewirkt habe, ist es mir genug. Sie sehen mich also, Herr Minister, auf seiten derer, die schon vor meiner Zeit gegen die Bildung einer Dichterakademie gewesen sind. Ich bin gewiß, Sie werden nichts anderes von mir erwarten, als daß ich dies freimütig eingestehe. Es liegt mir dabei ganz fern, an der entgegengesetzten Meinung oder gar an dem edlen Beschluß des hohen Ministeriums irgendwie Kritik zu üben. Nur für mich und ganz allein nur für mich soll meine Überzeugung maßgebend sein.

Mit dem Ausdruck tiefsten Respektes

(gez.) Gerhart Hauptmann.

Zur Begründung der Sektion hat die „Literarische Welt" unter ihren Abonnenten eine Abstimmung vornehmen lassen, bei der nachfolgende Autoren mehr als hundert Stimmen erhalten haben:

Thomas Mann, Franz Werfel, Gerhart Hauptmann, Rudolf Borchardt, Stefan George, Alfred Döblin, Rainer Maria Rilke, Hermann Hesse, Albrecht Schaeffer, Fritz v. Unruh, Heinrich Mann, Ricarda Huch, Jakob Wassermann, Leonhard Frank, Georg Kaiser, Stefan Zweig,

Ernst Toller, Arno Holz, Hugo v. Hofmannsthal, Klabund, Alfred Kerr, Frank Thieß, Ernst Barlach, Bert Brecht, Arnolt Bronnen, Friedrich Gundolf, Oskar Loerke.

Die neugegründete Hebbel-Gemeinde erläßt einen Aufruf zum Beitritt. Sie stellt das Hebbel-Museum in Wesselburen in den Mittelpunkt ihres Wirkens und will darin einen Sammelplatz für alle Dokumente, die Hebbel als Persönlichkeit und Dichter angehen, schaffen. Hebbels unbedingte Heimattreue, die sich die Welt erobert hat, gilt der Hebbel-Gemeinde als Leitsatz für ihr eigenes Wirken.

Die spanische Zeitung „Heraldo" hat durch eine Rundfrage, die beliebtesten spanischen Schriftsteller zu ermitteln gesucht. Die Abstimmung nennt an erster Stelle Pijo Baroja, an zweiter Blasco Ibanez, an sechster Stelle erst Unamuno.

Gaston Cherau, der Verfasser des Romans „Valentine Pacquault" (1923) ist als Nachfolger von Elimir Bourges in die Akademie Goncourt gewählt worden.

Thomas Mann hat das Manuskript seiner „Fiorenza", Gustav Meyrink das seines „Weißen Dominikaners" der münchener städtischen Bibliothek zum Geschenk überwiesen.

Heinrich v. Kleists „Guiscard" ist in tschechischer Übersetzung von Otokar Fischer im Verlag von Alois Srdce erschienen.

Im Verlage Ars in Tokio ist soeben in einer Übertragung von Riyutaro Hattori Stefan Zweigs Romain Rolland-Biographie erschienen; freilich mußte, um ihn der japanischen Aussprache anzunähern, auch der Name des Autors ein wenig mitübersetzt werden und das Titelblatt verzeichnet Sutefuan Zuwaigu als Verfasser. Gleichzeitig kündigt ein anderer Verlag in Tokio für den Herbst zwei weitere Bücher von Stefan Zweig in Übertragung an, die in der Inselbücherei erschienene Legende „Die Augen des ewigen Bruders" und drei Novellen aus dem Bande „Amok".

*

Die 30. Mitgliederversammlung des Schwäbischen Schillervereins unter Vorsitz von Professor v. Güntter, Stuttgart, erbrachte den Nachweis, daß das Schiller-Museum in Marbach durch zahlreiche Erwerbungen und Stiftungen im abgelaufenen Jahr neu bereichert worden ist. In Frage kommen Briefe aus dem Schillerkreise, interessante Briefe von Wieland, Friedrich Haug, Ludwig Neuffer, Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Wilhelm Hauff, Gustav Pfizer, Friedrich Theodor Vischer, Eduard Mörike, Karl Gerok, sechzig Briefe an Wieland von seinem Schwiegersohn Geßner, Manuskript der Erzählung „Die Heimatlosen" von Justinus Kerner, sowie eines Liederheftes von Mörike. Als Vereinsgabe erhielten die Mitglieder die Schrift „Das Schiller-Nationalmuseum in Marbach". Eine Sammlung von Bildern aus dem Museum ist in Vorbereitung.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung durfte auf ein fünfundzwanzigjähriges Wirken zurückblicken. Eine Denkschrift wird Interessenten von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel, unentgeltlich geliefert.

*

„Die Frankfurter Gesellschaft der Goethe-Freunde" (Vorsitzender: Geheimrat Alfred Biese) liefert ihre im Buchhandel nicht vertriebenen Privatdrucke auf Wunsch an Freunde der Sache durch das Goethe-Museum (Frankfurt a. M., Hirschgraben) für je 1 Mark. Es erschienen bisher: 1. Brief von Elisabeth v. Türckheim (Faksimile), 2. Julius Petersen, Schillers Witwenpension, 3. Max Preitz, Clemens Brentanos Freudenhaus-Romanze, 4. Alfred Biese, Goethes „Ganymed", 5. Ludwig Fulda, „Julius Burghold. Ein Gedenkblatt", 6. Alfred Biese, „Goethes Herbstgefühl", 7. Franz Schultz, „Jean Paul".

Dem Tolstoj-Museum in Moskau ist vor kurzem das äußerst umfangreiche Tschertkoffsche Archiv einverleibt worden, was für das Museum eine Bereicherung von allerhöchstem Wert bedeutet. W. G. Tschertkoff, der, wie bekannt, zu den intimsten Freunden und Gesinnungsgenossen Tolstojs gehörte, hatte schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen, Tolstoj-Manuskripte zu sammeln, die ihm später wiederholt und in großer Anzahl vom Verfasser selbst zugingen. Als Tschertkoff 1897 aus Rußland verwiesen wurde und sich in England niederließ, wurde seine Sammlung dort in einem speziell erbauten, feuersicheren Gebäude untergebracht, und erst 1913 kam sie nach Rußland zurück, wo der Besitzer sie alsdann der Akademie der Wissenschaften, Petersburg, zur zeitweiligen Aufbewahrung übergab. Die Notwendigkeit möglichst voller Ausnutzung sämtlicher Tolstoj-Manuskripte für die vom Russischen Staatsverlag in Angriff genommene große Jubiläumsausgabe sämtlicher Schriften Leo Tolstojs, als deren Herausgeber Tschertkoff zeichnet, erweckte den Wunsch, das ganze Tschertkoffsche Archiv in Moskau unter der Hand zu haben, so wurde es nunmehr aus Leningrad überführt, um endgültig in den Besitz des Tolstoj-Museums überzugehen. Die ganze Sammlung zerfällt in zwei Hauptteile; die erste enthält in 142 Mappen Originalmanuskripte und Korrekturbogen zu 80 Werken Tolstojs, den zweiten bildet eine Kollektion von zirka 15 000 an Tolstoj adressierter Briefe, vorwiegend aus seinen letzten Lebensjahren. — Als neueste Publikation des Tolstoj-Museums ist soeben der zweite Sammelband von Tolstoj-Materialien unter dem Titel „Tolstoj und über Tolstoj", redigiert von W. G. Tschertkoff und N. N. Gusseff, erschienen. Der Band bringt vorerst ein bisher unpubliziertes dramatisches Fragment Tolstojs „Aggej", das auf der in Rußland im 17. und 18. Jahrhundert sehr populären „moralité" vom stolzen Zaren Aggej basiert, sowie Briefe Tolstojs an den Philosophen N. N. Strachoff, Korolenko, Leonid Andrejeff u. a., von denen besonders die 25 Briefe an ersteren bedeutsam sind. Es folgen Erinnerungen an Tolstoj von Frau Anna K. Tschertkoff, der Gemahlin des Obengenannten, J. K. Dieterichs, einem höheren Beamten im Kaukasus, der wegen seiner Sympathien zu den Duchoborzen von der russischen Regierung verfolgt wurde, sowie A. A. Bers, einem Vetter der Gemahlin Tolstois. Den Schluß bilden eine methodologische Abhandlung von Frau W. A. Druschinina, „Porträtmalerei im Roman", „Krieg und Frieden", sowie Miszellen zu letzteren und zu „Anna Karenina" von N. N. Gusseff. Es sei noch bemerkt, daß der erste Band der großen Lebensbeschreibung Tolstojs, durch eine Veröffentlichung des Museums, an der Gusseff seit langem arbeitet, sich bereits im Druck befindet und die Periode 1828—1862 umfassen wird.

Das „Puschkin-Haus" in Leningrad hat in Gemeinschaft mit dem Museum „Alt-Petersburg" ein Preisausschreiben für den Entwurf eines bescheidenen Denksteins erlassen, welcher die Stelle schmücken soll, wo Puschkin im Duell fiel. Gleichzeitig wird auch das Sterbezimmer des Dichters, sowie überhaupt seine letzte Wohnung an der Mojka, die nunmehr administrativ dem „Puschkin-Haus" unterstellt wurde, in ein intimes Museum der Puschkin-

Epoche umgewandelt. — Der kürzlich erschienene dritte Sammelband des „Atenej", der periodischen, literarhistorischen Veröffentlichung des „Puschkin-Hauses", herausgegeben von B. L. Modsalewskij und J. G. Oksman, ist dem Andenken der Dekabristen gewidmet. Unter anderem gibt N. Ismajlow hier eine umfassende Übersicht sämtlicher 1923—1925 erschienener Puschkiniana.

Das Kupferstichkabinett des „Museums der Schönen Künste", Moskau, hat eine Ausstellung gestochener und lithographierter Puschkin-Bildnisse veranstaltet, die zirka 450 Nummern umfaßt. W. J. Adarjukoff hat die Resultate der Schau in einem wissenschaftlich bearbeiteten Katalog festgehalten.

Auf dem russischen Büchermarkt sind im Laufe der letzten Monate in russischen Übertragungen Jakob Wassermanns „Kaspar Hauser", Ricarda Huchs „Der Fall Deruga" (beide im Verlag „Wremja", Leningrad) und Bernhard Kellermanns „Die Brüder Schellenberg" (Verlag „Krug", Moskau) erschienen.

Der moskauer Verleger Michail Wassiljewitsch Ssabaschnikoff, einer der nicht allzu zahlreichen russischen Verleger, die einem nicht nur geschäftlichen Programm folgten, feierte das 35jährige Jubiläum seiner Verlegertätigkeit. Er hat sich besonders durch seine Reihe „Meisterwerke der Weltliteratur" verdient gemacht, die in meisterhaften Übersetzungen vorwiegend klassische Autoren, sowie die bekanntesten Nationalepen dem russischen Leser zugänglich machten. Von russischen Werken des Verlags sind besonders die seinerzeit von Gerschensohn veröffentlichten sechs Bände „Russischer Propyläen", ferner die zweibändige Bylinen-Ausgabe zu erwähnen, sowie die neuerdings begonnene Memoirenserie. Mit Band V und VII dieser letzteren sind nunmehr die Erinnerungen von Frau Tatjana Andrejewna Kusminskaja, geb. Bers, „Mein Leben zu Hause und in Jassnaja Poljana" zu Ende geführt, in denen die Schwägerin und Freundin Tolstojs dessen Erscheinen im Hause Bers und späteres Familienleben mit unendlich vielen intimen Einzelheiten lebendig zu schildern wußte. — (P. E.)

Ein Jahrbuch der Deutschen Volksbüchereien ist eben als Veröffentlichung des Verbandes deutscher Volksbibliothekare (im Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig) erschienen. Es enthält eine Liste der Volksbüchereien in den deutschen Städten mit mehr als 10 000 Einwohnern mit ausführlichen Angaben über ihre Organisationsform, Größe und Personalbestand, sowie Statistiken über den Betrieb und Aufwand in den Jahren 1923—1925.

Das Jahrbuch erschien zur Tagung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare am 7. und 8. Mai in Berlin. In seinen Sitzungen beschäftigte sich der Verband besonders mit der Vorbildung und Ausbildung des volksbibliothekarischen Personals. Dabei wurde festgestellt, daß, entgegen anders lautenden Pressemeldungen, die Aussichten für Anwärter, die eine volksbibliothekarische Prüfung ablegen und sich in der Praxis der Volksbücherei als geeignet erweisen, immerhin als leidlich bezeichnet werden können.—

Anläßlich der vom 5. bis 7. Juni in Dresden stattfindenden Wiedersehensfeier der Garde-Reiter erschien das Werk „Das Königlich-Sächsische Garde-Reiter-Regiment" von Börries, Freiherr v. Münchhausen. Münchhausen hat kein militärisch-wissenschaftliches Werk geschrieben. Er erzählt dem deutschen Mann, der deutschen Mutter und vor allem auch der deutschen Jugend, was die Reiter im Kriege erlebten. Er läßt sie selbst reden und erzählen von ihren abenteuerlichen Patrouillenritten, von Gefechten und Reiterkämpfen. Aber auch in die ärmlichen Quartiere im Osten und in die Unterstände an der Front, ebenso wie in die Schlösser des baltischen und polnischen Adels läßt er uns blicken.

Die Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, schreibt uns:

Wir unterbreiten Ihnen mit dem Anheimgeben einer Verwertung in Ihrer geschätzten Zeitschrift nachstehende Angelegenheit, die unseres Erachtens zweifellos Interesse in literarischen Kreisen begegnen dürfte.

Durch eine Leserin des englischen Romans „Nicolette" von Baroneß Orczy wurden wir darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Roman eine „Übersetzung" des bekannten Heimburgschen Romans „Lumpenmüllers Lieschen" sei und daß „außer dem Ort der Handlung und den Namen alles genau abgeschrieben vorkomme". Wir haben daraufhin die beiden Romane einer prominenten literarischen Persönlichkeit mit der Bitte um vergleichende Durchsicht übergeben, und der betreffende Herr äußerte sich hierüber wie folgt:

> Die Mitteilung der Frau M. P., daß der englische Roman „Nicolette" von der Baroneß Orczy eine „Übersetzung" von W. Heimburgs „Lumpenmüllers Lieschen" sei und daß in dem Roman der englischen Schriftstellerin „außer dem Ort der Handlung und den Namen alles genau abgeschrieben vorkomme" übertreibt den Tatbestand.
>
> Die Handlung des englischen Romans stimmt in ihrem Verlauf mit der des deutschen in allem Wesentlichen überein, die Charaktere und deren in gleicher Vorgeschichte begründete Verhältnisse zueinander sind fast die gleichen, ebenso die Konflikte, in die sie geraten, und deren Lösung. Indessen ist die Handlung des englischen Romans nicht nur rein äußerlich auf einen anderen Schauplatz verlegt (in die Provence) und um ein halbes Jahrhundert (in das erste Drittel des 19.) zurückdatiert, sondern auch in ihrem Aufbau — bald kürzend, bald erweiternd — umgestaltet, und im Einzelnen sind erzählende Darstellung sowohl wie Dialog nirgends übersetzt, sondern selbständig gestaltet.
>
> Plagiat, bewußte Aneignung fremden literarischen Eigentums ohne Bekenntnis der Entlehnung, liegt somit zweifellos vor; doch ist das Angeeignete in solchem Grade selbständig ausgebaut, daß man der ungemein fruchtbaren, ihrer Herkunft nach ungarischen Baroneß einen literarischen Diebstahl im vollen Sinne nicht vorwerfen darf. Ein deutscher Schriftsteller freilich, der Grund- und Aufriß eines fremdsprachlichen Romans in solcher Weise stillschweigend übernähme, würde sich schärfster Verurteilung aussetzen und unmöglich machen.

Wir setzten hierauf die literarische Vertreterin der Baroneß Orczy in London, die Firma A. P. Watt & Son, von dem Sachverhalt in Kenntnis mit der Bitte, die Baroneß Orczy um Äußerung zu bitten. Hierauf erhielten wir von der Firma Watt & Son die Mitteilung, Baroneß Orczy habe wie folgt auf unser ihr abschriftlich zugestelltes Schreiben geantwortet:

> I am in receipt of your letter enclosing one from a German firm. I am afraid I don't understand what the pother is about, as I have never heard of the German novelist in question, nor read any of his books.

Daraufhin baten wir, um sicher zu gehen, einen uns bekannten Gymnasialprofessor für englische Sprache um die Freundlichkeit, auch seinerseits die beiden Werke einer ver-

gleichenden Durchsicht zu unterziehen. Dieser Herr faßt nun sein Urteil wie folgt zusammen:

Zunächst schießt das Urteil, daß die Verfasserin von „Nicolette“ „außer dem Ort der Handlung und den Namen alles von W. Heimburgs Roman ‚Lumpenmüllers Lieschen‘ genau abgeschrieben habe“, weit übers Ziel hinaus.

Dagegen ist Ihr eigenes Urteil, daß nämlich „die Handlung des englischen Romans in ihrem Verlauf mit dem deutschen in allem Wesentlichen übereinstimmt, die Charaktere und deren in gleicher Vorgeschichte begründeten Verhältnisse zueinander fast die gleichen sind“ usw. durchaus begründet. Daran ändert der Umstand nichts, daß einige Kapitel, wie z. B. das betitelt „Orange Blossoms“ oder das Kapitel „Christmas Eve“ selbständig erfunden sind.

Daß bewußte Aneignung fremden geistigen Eigentums vorliegt, beweisen mir die vielen kleinen Züge, die erst das Bild vervollständigen und die durchaus übereinstimmen: so z. B. der Umstand, daß Bertrand de Ventadour gegen den Willen seiner Mutter auf die Offizierschule in St. Cyr kommt, im Haus der reichen Tante verkehrt, wo er seine Base kennen und lieben lernt und sich mit ihr verlobt, Schulden macht, die dann die Großmama durch einen Brief an einen einflußreichen früheren Freund aus der Welt schaffen möchte, damit Bertrand nicht nach Amerika (aus dem Frankreich der Restauration!) auszuwandern gezwungen ist. Ferner, daß die Ehe zwischen dem Schwager der alten Gräfin und dem Bürgermädchen durch die Ränke der ersteren, wobei die alte Magd Pérone die Hand im Spiel hat, hintertrieben und das Mädchen ins Unglück gestürzt wird, und so manches andere: wie der unerwartete Tod der reichen Tante, die ihre Nichte zur Alleinerbin einsetzt, worauf diese ihre Verlobung mit Bertrand löst.

Es ist meines Erachtens undenkbar, daß zwei Verfasser unabhängig voneinander die Einzelheiten einer Erzählung so übereinstimmend gestalten.

Wir haben nun der Firma Watt & Son auch von dieser zweiten Konstatierung Kenntnis gegeben und nochmals um Äußerung der Baroneß Orczy gebeten, wobei wir gleichzeitig der Baroneß mitzuteilen baten, daß wir uns selbstverständlich weitere Schritte in dieser Angelegenheit vorbehalten müßten, insbesondere eine Veröffentlichung des Materials. Hierauf sind wir ohne Antwort geblieben.

Bemerken möchten wir noch, daß Baroneß Orczy die Verfasserin einer sehr großen Anzahl weitverbreiteter englischer Romane ist und eine exponierte Stellung im englischen literarischen Leben einnimmt.

Wir begrüßen Sie mit dem Ausdruck

unserer vorzüglichen Hochschätzung

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

*

Ernst Lübbert. Zwei Kunstmappen. Mehr als ein Jahrzehnt verstrich, seit der junge mecklenburgische Künstler Ernst Lübbert im Felde fiel. Verschiedene Museen (Schwerin, Rostock usw.) und Städte (Berlin, Charlottenburg) bewahren Werke aus seiner Hand. Nun werden seinem Andenken die beiden vorliegenden stattlichen Kunstmappen gewidmet, die in langer Reihe seine Arbeiten vorführen. Diese sympathische Gabe wird besonders in der mecklenburgischen Heimat des so früh verstorbenen, liebenswürdigen Künstlers willkommen sein. Für die weitere Öffentlichkeit täte eine strengere Sichtung not.

Halle a. S. — Emil Utitz

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Auerbach, Alfred. Der Prominente. Satirischer Roman. Halle a. S. 1926, Sonnemann-Verlag. 384 S. M. 4,– (5,40).

Ehrler, Hans Heinrich. Die Reise in die Heimat. München 1926, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 199 S. M. 3,– (5,–).

Colerus, Egmont. Zwei Welten. Ein Marco-Polo-Roman. Berlin-Wien 1926, Paul Zsolnay. 708 S.

Frank, Bruno. Trenck. Roman eines Günstlings. Berlin 1926, Ernst Rowohlt. 329 S.

Hennes, Gerhard. Der gute Gerhard von Köln. Erzählung aus dem 10. Jahrhundert. Köln, J. P. Bachem G. m. b. H. 156 S. Geb. M. 4,50.

Hessel, Franz. Teigwaren leicht gefärbt. Berlin 1926, Ernst Rowohlt. 145 S.

Holden, Nelly. Elisabeth Chryssanthis. Roman. Wien 1926, Rikola-Verlag. 179 S. M. 4,– (6,50).

Kraze, Friede H. Die Meertrud. Erzählung. (Der Brunnen Nr. 12.) Altona 1926, Hans Ruhe. 61 S. M. –,75.

Mathar, Ludwig. Citoyen Bellegeck. 61 S. – Der Überfall an der Ulrepforte. 61 S. – Jan van Werth hält Hochzeit. 61 S. – Der Schuß ins Schwarze. 59 S. – Postmeister Henot. 61 S. – Erlöschendes Licht. 65 S. – Der Pestchirurg. 54 S. – Köln 1925, J. P. Bachem G. m. b. H. Je geb. M. 2,30.

Mayer, Theodor Heinrich. Geschichten vom Auto. Novellen. Leipzig 1926, L. Staackmann. 244 S.

Meisternovellen deutscher Frauen. (L. v. François, Ebner-Eschenbach, Isolde Kurz, Ricarda Huch, Clara Viebig.) Herausgegeben von Elisabeth Schick-Abels. Karlsruhe i. B. 1925, G. Braun. 210 S. Geb. M. 5,–.

Muschler, Reinhold Conrad. Der Weg ohne Ziel. Ein Nachtbuch. Roman. Leipzig 1926, Fr. Wilh. Grunow. 659 S.

Oppeln, Frieda von. Elisabeth. Das tolle Jahr 1848. Roman. Berlin 1926, K. F. Koehler. 420 S. Geb. M. 8,–.

Ostenso, Martha. Der Ruf der Wildgänse. Roman. Wien 1926, Rikola-Verlag. 426 S.

Philipp, E. Der fremde Prinz. Roman aus Japans Gegenwart. Köln, J. P. Bachem G. m. b. H. 270 S. M. 5,– (7,50).

Pirker, Lotte. Das geraubte Ich und andere Grotesken. Wien 1925, „Bugra“ G. m. b. H. 119 S. M. 2,–.

Pleißner, Arthur. Der große Baal von Mompitz. Ein Roman der Neureichen. Dresden 1925, Deutscher Literatur-Verlag. 260 S.

Reimann, Hans. Aquaria. Lohengrin. Neulehmannsland. Dresden 1926, Carl Reißner. 186 S. M. 3,20 (4,70).

Schmidt, Robert R. Der fremde Magier. Heidelberg 1925, Merlin-Verlag. 111 S. Geb. M. 4,—.
—, —. Episoden des Untergangs. Illustriert von Alfred Kubin. Heidelberg, Merlin-Verlag. 138 S. Geb. M. 18,—.
Siemers, Heinrich. Maja Orbinska in Hamburg. München 1926, Albert Langen. 279 S. M. 4,50 (7,—).
Schnitzler, Arthur. Traumnovelle. Berlin 1926, S. Fischer. 136 S.
Springenschmid, Karl. Das Bauernkind. München 1926, R. Oldenbourg. 135 S. Geb. M. 3,60.
Suchland, Otto. Jumalai —! Mein Erlebnis der Sprache im Bergbauberuf. Breslau 1926, Preuß & Jünger. 15 S. M. 1,—.
Steinmüller, Paul. Die arme Seele vom Heidehof. (Unsere deutschen Erzähler, II, 1.) Berlin 1926, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 121 S. Geb. M. 2,50.
Watzlik, Hans. Ums Herrgottwort. Ein Roman. Leipzig 1926, L. Staackmann. 344 S. M. 4,50 (6,50).
Windthorst, Margarete. Höhenwind. München-Gladbach 1926, Führer-Verlag. 66 S. Geb. M. 4,—.

* * *

Galsworthy, John. Die dunkle Blume. Autorisierte Übertragung aus dem Englischen von Leon Schalit. Berlin-Wien 1926, Paul Zsolnay. 348 S.
Henry, O. Bluff. Kurze Geschichten. Übersetzt von Paul Baudisch. Potsdam 1926, Gustav Kiepenheuer. 262 S.
Bojer, Johan. Der Mann mit den Masken. Roman. Herausgegeben von J. Sandmeier. Ber. Übertragung aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und J. Angermann. München 1926, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 215 S. M. 4,— (5,50).
Tschechow, Anton. Der schwarze Mönch. Novellen. Übertragen von Richard Hoffmann. Berlin-Wien 1926, Paul Zsolnay. 334 S.
Hašek, Jaroslav. Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges. Aus dem Tschechischen übertragen von Grete Reiner. Prag 1926, Adolf Synek. 335 S.

Lyrisches und Episches

Antlitz der Zeit. Sinfonie moderner Industriedichtung. Selbstbildnis und Eigenauswahl der Autoren. Herausgegeben von Wilhelm Haas. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 235 S.
Malea-Byne. Die ewige Stimme. Sonette. Berlin-Steglitz 1924, Orplid-Verlag. 31 S.
Mühlberger, Josef. Gedichte. Kukus 1926, Verlag „Die Blume". 42 S.
Schwabe, Hellmut. Brücke. Gedichte. Leipzig 1926, Verlag Deutsche Scholle. 47 S.

* * *

Dante Alighieri. Die Blume (Il Fiore). Übersetzt von Alfred Bassermann. Heidelberg 1926, Julius Groos. 268 S. Geb. M. 16,—.

Dramatisches

Braun, Felix. Esther. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen (Österr. Bücherei 20). Wien, A. Hartlebens Verlag. 172 S. M. 3,80.
Deutsche Volksschwänke des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und herausgegeben von Joseph Weigert. 3. Auflage (Sammlung Kösel, 32. Bd.). München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 208 S. Geb. M. 2,50.

Literaturwissenschaftliches

Alewyn, Richard. Vorbarocker Klassizismus und griechische Tragödie. Analyse der „Antigone"-Übersetzung des Martin Opitz. Heidelberg 1926, G. Köster. 63 S.
Berendsohn, Walter A. Zur Methode der Raumuntersuchung im Streit um Goethes „Joseph". Entgegnung auf Professor Friedrich Neumanns Aufsatz in der Festschrift für Eduard Sievers 1925. Hamburg 1926, W. Gente. 28 S.
Bornhausen, Karl. Wir heißen's fromm sein. Ein Beitrag zur Religion der Goethe-Zeit und ihre gegenwärtige Bedeutung. (Bücherei der Christlichen Welt.) Gotha 1926, Leopold Klotz. 57 S. M. 2,—.
Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Friedrich Theodor Vischer. Herausgegeben von Robert Vischer. Mit 5 Abbildungen und Faksimiles. München 1926, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 355 S. M. 6,50 (9,—).
Briefwechsel zwischen Karl Rosenkranz und Varnhagen von Ense. Herausgegeben von Arthur Warda. Königsberg 1926, Gräfe & Unzer. 237 S. M. 6,— (7,50).
Kräutlein, Jonathan. Friedrich Nietzsches Morallehre in ihrem begrifflichen Aufbau. Eine systematische Studie. Leipzig 1926, Felix Meiner. 80 S. M. 3,50.
Lusser, Karl Emanuel. Conrad Ferdinand Meyer. Das Problem seiner Jugend. Leipzig 1926, H. Haessel. 198 S. M. 6,— (8,—).
Marschall, Wilhelm. Aus Shakespeares poetischem Briefwechsel. Heidelberg 1926, Herbert Großberger. 50 S. M. 2,—.
Röhl, Hans. Geschichte der deutschen Dichtung. 5. Auflage. Berlin-Leipzig 1926, B. G. Teubner. 363 S. M. 5,20.
Saedler, Heinrich. Wilhelm Schmidtbonn. Auswahl und Einführung. München-Gladbach, Führer-Verlag. 113 S. Geb. M. 3,—.
Storck, Karl. Deutsche Literaturgeschichte. Zehnte, vermehrte Auflage. Herausgegeben von M. Rockenbach. Stuttgart 1926, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. 605 S. Geb. M. 16,—.
Voßler, Karl. Jean Racine. (Epochen der französischen Literatur III/2.) München 1926, Max Hueber. 189 S. M. 6,— (8,—).

* * *

Dostojewskij. Der unbekannte Dostojewskij. Herausgegeben von René Fülöp-Miller und Friedrich Eckstein. Mit Bildbeigaben und Faksimile. Die Texte aus dem Russischen übersetzte Vera Mitrofanoff-Demelič. München 1926, R. Piper & Co. 536 S. M. 12,— (15,—).

Verschiedenes

Aus dem Land ins Gebirge. Bozener Jahrbuch für Kunst und Schrifttum 1924. Bozen, Verlag Künstlerbund. 185 S. Geb. M. 2,50.
Baudouin, Charles. Das Wesen der Suggestion. Einführung in die Psychologie der Suggestion. Kritische und geschichtliche Darstellung. Dresden 1926, Carl Reißner. 120 S. M. 3,— (4,50).
Brockdorff, Baron Cay von. Die deutsche Aufklärungsphilosophie (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen). München 1926, Ernst Reinhardt. 180 S. M. 3,50.
Cleff, Friedrich. Das Weltgeheimnis. Celle 1926, K. Lahmann. 32 S.
Creutz, Max. Heinrich Nauen. Mit 34 Abbildungen. München-Gladbach 1926, Führer-Verlag. 31 S. Geb. M. 4,—.
Der Herold des großen Königs. Festschrift zum Franziskusspiel in Erl. München-Gladbach 1926, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. 64 S.
Dingler, Hugo. Der Zusammenbruch der Wissenschaft und der Primat der Philosophie. München 1926, Ernst Reinhardt. 400 S. M. 13,—.
Erhardt, Franz. Bleibendes und Vergängliches in der Philosophie Kants. Leipzig 1926, O. R. Reisland. 269 S.

Falkenfeld, Hellmuth. Einführung in die Philosophie. Berlin 1926, Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H. 399 S.

Fräßle, S. C. J. Joseph. Negerpsyche im Urwald am Lohali. Beobachtungen und Erfahrungen. Mit 20 Bildern. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 189 S. Geb. M. 4,80.

Geschichtlicher Hand-Atlas der Rheinprovinz. Herausgegeben von Hermann Aubin. Bearbeitet von Josef Nießen. Köln 1926, J. P. Bachem G. m. b. H. und Bonn, Kurt Schroeder. 56 S.

Gesetz und Freiheit. Veröffentlichung der Schule der Weisheit. Herausgegeben von Graf Hermann Keyserling (Der Leuchter VII. Buch). Darmstadt 1926, Otto Reichl. 359 S. Geb. M. 15,–.

Geyser, Joseph. Auf dem Kampffelde der Logik. Logisch-erkenntnistheoretische Untersuchungen. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 288 S. Geb. M. 7,50.

Grabmann, Martin. Thomas von Aquin. Eine Einführung in seine Persönlichkeit und Gedankenwelt. Fünfte Auflage. München 1926, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 172 S. Geb. M. 2,–.

Grundzüge der Deutschkunde. Herausgegeben von W. Hofstaetter und F. Panzer. Bd. I. Leipzig 1925, B. G. Teubner. 259 S.

Hedin, Sven. Gran Cañon. Mein Besuch im amerikanischen Wunderland. Mit vielen Bildern nach Skizzen des Verfassers. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus. 245 S.

Hefele, Friedrich. Die Vorfahren Karl Maria von Webers. Neue Studien zu seinem 100. Todestag. Mit 15 Abbildungen. Karlsruhe i. B. 1926, C. F. Müller. 58 S. M. 1 80.

Herzberg, Alexander. Zur Psychologie der Philosophie und der Philosophen. Leipzig 1926, Felix Meiner. 247 S. M. 8 – (10,–).

Hildenbrandt, Fred. Kleine Chronik. Gesammelte Aufsätze. Potsdam 1926, Gustav Kiepenheuer. 156 S.

Hönigswald, R. Vom Problem des Rhythmus (Wiss. Grundfragen, V. Bd.). Berlin-Leipzig 1926, B. G. Teubner. 189 S. M. 4,80.

Jordan, Leo. Die Kunst des begrifflichen Denkens. München 1926, F. Bruckmann A.-G. 156 S. M. 5,– (7,50).

Kemmerich, Max. Moderne Kulturkuriosa, III. Bd. München 1926, Albert Langen. 299 S. M. 6,– (8,50).

Kircher, Rudolf. Engländer. Frankfurt a. M. 1926, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. 351 S. M. 10,– (12,50).

Kreuser, Martin. Erste Lebenswende. Leitfaden der katholischen Lebenskunde. München-Gladbach 1926, Volksvereins-Verlag. 108 S. Geb. M. 1,90.

Künstle, Karl. Ikonographie der Heiligen. Mit 284 Bildern. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 607 S. M. 37,– (40,–).

Kunstwart-Bücherei. Bd. 31/32. Buddhas Reden. Sein Leben und seine Lehre. Eingeleitet und ausgewählt von Paul Th. Hoffmann. 175 S. – 33. Amerikanische Lyrik. Übersetzt von Toni Harten-Hoencke. Eingeleitet von Friedrich Schönemann. 108 S. – 34. Elisabeth Siewert, Der Indische Gott auf dem Lande. 85 S. – 35. Biblische Geschichten aus dem Alten Testament. II. Historia. Bearbeitet von Hermann Häfker. 89 S. – 38. Ernst Lissauer, Auswahl aus den Dichtungen und Schriften. 89 S. – München 1925, Georg D. W. Callwey.

Ledroit, Johannes. Frühschein der Kultur. Bilder aus Vorgeschichte und Urzeit. Mit 73 Bildern. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 253 S. Geb. M. 4,80.

Lienhard, Friedrich. Gesammelte Werke. II. Serie: Lyrik und Dramatik (5 Bände). III. Serie: Gedankliche Werke (6 Bände). Stuttgart 1926, Greiner & Pfeiffer. Geb. M. 50,– (II. S.) und M. 60,– (III. S.).

Luckenbach, H. u. O. Geschichte der Deutschen Kunst. Mit 572 Abbildungen, 80 Tafeln in Schwarzdruck und 6 farbigen Tafeln. München 1926, R. Oldenbourg. 503 S.

Luther, Friedrich. Der Okkultismus. Eine kritische Einführung in das Gebiet und seine Probleme (Lehrmeister-Bücherei 803–806). Leipzig 1926, Hachmeister & Thal. 109 S. M. 1,40.

Otto, Rudolf. Westöstliche Mystik. Vergleich und Unterscheidung zur Wesensdeutung. Gotha 1926, Leopold Klotz. 397 S. M. 9,– (12,–).

Overbeck, Friedrich. Handschriftlicher Nachlaß. Lübeck 1926, Veröffentlichung der Stadtbibliothek. 61 S.

Polgar, Alfred. Kritisches Lesebuch. Bd. I. Ja und Nein. Berlin 1926, Ernst Rowohlt. 341 S. M. 5,– (8,–).

Remmy, Richard. Rätsel des Ich. Von den Wundern der Suggestion, der Hypnose, des Couéismus und der Religion. Hamburg 1926, Agentur des Rauhen Hauses. 178 S. M. 4,20 (5,–).

Sauer, Joseph. Wesen und Wollen der christlichen Kunst. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 22 S. M. 1,20.

Sternheim, Carl. Lutetia. Berichte über europäische Politik, Kunst und Volksleben 1926. Berlin-Wien 1926, Paul Zsolnay. 129 S.

Stifters Werke. Auswahl in 7 Teilen, 5 Bänden. Herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Gustav Wilhelm. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 360, 406, 361, 300, 371, 311, 694 S. Geb. je M. 4,80.

Strauß, Fritz. Schiggi-Schiggi. Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens. Mit 8 Vollbildern, 1 Porträt, 2 Kartenskizzen. Berlin 1926, K. F. Koehler. 249 S. Geb. M. 7,–.

Vetter, August. Nietzsche. (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen. Abt. III. Die Philosophie der neuesten Zeit, II. Bd. 37.) München 1926, Ernst Reinhardt. 328 S.

Walther von der Vogelweide. Altdeutsch und übertragen von Walther Bulst. Berlin, Der Tempel-Verlag. 335 S.

Weber, Carl Julius. Ausgewählte Werke. Aus den Historischen Schriften und dem Demokritos. Nachwort von Hans Knudsen. Berlin-Leipzig, Der Tempel-Verlag (Sonderausgabe für die deutsche Buchgemeinschaft). 378 S.

Wegebring, Max. Die Methode Coué. Ein Weg um gesunder, besser und glücklicher zu werden. (Lehrmeister-Bücherei 807/808.) Leipzig 1926, Hachmeister & Thal. 43 S. M. –,70.

Weißer, Hermann. Calderon und das Wesen des katholischen Dramas. Eine ästhetisch-dogmatische Untersuchung. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 23 S. M. –,80.

* * *

Berkeley, George. Philosophisches Tagebuch. (Der Philosophischen Bibliothek 196. Bd.) Leipzig 1926, Felix Meiner. 173 S. M. 7,– (8,50).

Duse, Eleonora. Bildnisse und Worte. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von Bianca Segantini und Francesco v. Mendelssohn. Berlin 1926, Rudolf Kaemmerer. 168 S.

Redaktionsschluß: 5. Juni

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5,–, Einzelheft Gm. 2,–.

Die Familie als dichterisches Problem

Von Friedrich Kainz (Wien)

Von Taine haben wir den Ausspruch, die Familie sei das moderne Schicksal. In dieser Isoliertheit betrachtet, läßt sich der Satz auf verschiedene Weise deuten. Am nächsten wird man der Meinung des Autors kommen, wenn man seine Worte in einem gewissen deterministischen Sinn faßt, demzufolge der menschliche Entwicklungsgang durch Milieu und Vererbung fast restlos bestimmt ist. Die moderne Soziologie, Rechtslehre, Psychiatrie usw. sind sich in der hohen Einschätzung der Familie einig; sie bestätigen die Wahrheit des zitierten Ausspruchs. Das tut auch die neuere Dichtung, für die die Familie mehr und mehr zum wesentlichen Problem wird. Der Mensch ist ein geselliges Wesen, und aus den sozialen Gruppierungen, dem Kontakt des Individuums mit seiner Umgebung, erwächst für beide Teile bedeutsamstes Geschehen. — Die soziale Schichtung ist in den letzten Jahrzehnten mehr als jemals Gegenstand auch künstlerischer Diskussionen geworden, ebenso die Idee des Staates. Keimzelle und Fundament des Staates ist aber die Familie, und innerhalb dieser ersten und elementarsten sozialen Gruppierung erwächst eine Fülle spezifischer und eigenartiger Geschehnisse, die ständig mehr den Anteil der Dichtung gewinnen. Die Familie ist nicht nur ein soziologisches, sondern auch ein spezifisch poetisches Problem; letzteres allerdings erst in neuerer Zeit.

In der antiken Dichtung finden wir zwar schon im „Ödipus" Familiengeschehnisse tragisch ausgewertet; ebenso in der „Antigone", wo die Heldin untergeht im Konflikt zwischen dem kategorischen Imperativ ihres Familiensinns, dem elementaren Trieb ihrer Bruderliebe und dem Imperativ des Staatsgebotes. Für das klassische Drama der Griechen, das die Auswirkungen eines auf ganzen Geschlechtern lastenden Fluchs dichterisch gestaltet, ist die Familie ebenfalls tragisches Problem, aber doch wohl in anderem Sinn als für die moderne Dichtung, die sich mit der Idee eines von außen kommenden Verhängnisses nicht befreunden kann. Die tragische Problematik erwächst für die antike Dichtung nicht aus dem Faktum des familienhaften Zusammenschlusses, sondern ein beliebiges Einzelwesen begeht als Individuum irgendeine Schuld, die dann für seine Nachkommen zum Verhängnis wird. Der Typus der modernen Familienproblematik, den wir als einen selbständigen der antiken gegenüberstellen, ist darin gegeben, daß aus den Charakterdeterminationen, die eine Folge des familienhaften Aneinanderschlusses sind, bestimmte eigenartige Geschehnisse erwachsen, die das Individuum außerhalb der Familie nicht haben könnte. Diese Wesensverschiedenheit gibt uns das Recht, unsere Betrachtung vornehmlich auf die neuere Zeit hin zu orientieren.

Vorerst aber noch einiges Prinzipielle über die Art, wie das Familienproblem von den einzelnen poetischen Gattungen ergriffen wird. Wo konflikthaftes Geschehen gegeben wird, das aus dem Aufeinanderprallen gegensätzlich gerichteter Charaktere innerhalb einer Familie resultiert — dort liegt die typisch-dramatische Erfassung des Problems vor. Die Lyrik wertet mehr das Stimmungsmäßig-Zuständliche, den idyllischen Reiz des Familienlebens aus (Voß) oder gestaltet die Gemütsbeziehungen zwischen den einzelnen Familienmitgliedern: Mann und Frau, Mutter und Kind. Die charakteristisch-epische Spiegelungsweise ist die Familienchronik. Der Epiker erzählt in breiter Fülle die Schicksale einer Familie durch Generationen hindurch, ihren Auf- und Abstieg, all die wechselvollen Begebenheiten, deren Held und Träger aber nicht ein Einzelner, sondern die Familie als Kollektivpersönlichkeit ist. Daneben schildert er die Gegenständlichkeiten des Familienmilieus. — Für die neuzeitlichen europäischen Literaturen kommt die Familie als spezieller dichterischer Gegenstand in breiter Schicht nicht vor dem 18. Jahrhundert vor. Ausgangsort der modernen Familiendichtung ist England. Es ist ein interessantes soziologisches Phänomen, daß sich dort das immer mehr erstarkende Bürgertum

auch als Objekt der Dichtung zuerst durchsetzt. Bürgerliches Trauerspiel und Familienroman opponieren gegen den lebensabgewandten französischen Klassizismus, der alles Private, Bürgerliche und Familienhafte von vornherein ausschließt. Die tragédie classique behandelte nur heroisch-pathetische Stoffe aus der antiken Heldengeschichte, Bibel und Orient. Kam schon irgendein familienhaftes Element vor, so mußte es sich um fürstliche Personen handeln, deren Kreise allein großes und bewegendes Geschehen zu verbürgen schienen. Es mußte sich um „Blutschande" und „Vatermord" handeln, wie Opitz es verlangt. Privat-Familienhaftes in engerem Sinn zu behandeln, die Familie als Stimmungsmotiv oder als tieferes Konfliktsmoment zu fassen, war damals noch nicht möglich; dafür war die Entwicklung noch nicht sehend geworden. Das bürgerliche Trauerspiel, die comédie larmoyante, der realistische Familienroman, wie ihn Richardson inaugurierte, schaffen dann die soziologischen und psychologischen Voraussetzungen für die Familienproblematik. Die soziologischen insofern, als nunmehr privates, im Familienkreis verharrendes Geschehen als möglicher und würdiger Gegenstand der Poesie gewertet wurde; die psychologischen insofern, als man nunmehr einsah, daß auch in engsten Kreisen Menschlich-Bedeutsames möglich sei.

Zunächst sah man dabei nur die lichten Seiten an der Familie. Sie galt als Hort und Stütze des Menschen, als Ort höchster Traulichkeit; so wurde die Familienproblematik zunächst im Sinn eines optimistisch-ausgewerteten Stimmungsmoments behandelt. Die speziell in der Familie wurzelnde Konfliktsmotivik — daß sich gerade aus der engsten verwandtschaftlichen Position gewisse dichterisch auswertbare Fragen ergeben — trat gegenüber dem Zuständlich-Stimmungsmäßigen zurück. Der Klassizismus hatte im Anschluß an des Aristoteles Anagnorisis und Peripeteia die feindliche Stellung von Blutsverwandten als wirksames Mittel zur Verschärfung des tragischen Leideindrucks erkannt, ohne aber über die grob extensive Verwendung solcher Motive hinauszugelangen. Der neue Realismus strebt nach Intensivierung, Verinnerlichung und Verfeinerung des Problems, aber sein Hauptinteresse ruht doch auf der lyrisch-gemütvollen Seite. In diesem Sinn wirkte Goldsmiths „Vicar of Wakefield", in diesem Sinn wirkten ferner die deutschen Trivialdramatiker des ausgehenden 18. Jahrhunderts: Iffland, Schröder, Kotzebue. Für sie war die Familie der Boden, auf dem sich allerlei wirkungsvoll Rührsames abspielen konnte. Gegen dieses effekthaschende Breittreten des in der Familie liegenden Stimmungsmoments wandte sich Schiller in den Distichen „Shakespeares Schatten", gegen die nasse Rührung durch das „Populäre, Häusliche, Bürgerliche". Freilich, hier spricht auch eine klassische Kunstanschauung; in der Sphäre des Privaten und Bürgerlichen hält Schiller die Bekundung eines großen heroischen Stils für unmöglich: ihr fehle das „große gigantische Schicksal".

Und hier ist der Punkt, wo sich unsere durch Realismus und Naturalismus hindurchgegangene Kunstanschauung gegen den einseitigen Idealismus sträubt. Gerade in der Familie ruht schicksalhafte Bedeutsamkeit; größtes, erschütterndstes Geschehen ist in der Familie möglich. Daß dem so ist, daß sich naturhafte, ewige Gesetzlichkeit auch im engsten Kreis auswirken kann, hat Goethe in den „Wahlverwandtschaften" gezeigt. Dieser Roman behandelt ein wichtiges Teilstück des Familienstoffs: das Eheproblem. Die Ehe ist Basis der Familie. Heilighaltung der Ehe ist wichtigstes Erfordernis. Alles menschliche Beisammensein wird durch ein geheimes Prinzip der Affinität bestimmt, dem naturgesetzliche Schicksalhaftigkeit zukommt.

Schicksalhaft, allerdings in ganz anderem Sinn, ist das Familienproblem von den Schicksalsdramatikern erfaßt worden. Hier handelt es sich darum, daß leidvolles Geschehen, das der zugrundeliegenden fatalistischen Weltanschauung als ein durch Generationen sich fortschleppendes, unentrinnbares Verhängnis erscheint, durch die nahe Verwandtschaft der sich Leid und Untergang bereitenden Personen besonders eindringlich gemacht wird (Inzest, Verwandtenmord). Hier lebt die fatalistische Idee antiker Schicksalstragik auf, die mit der modernen Forderung der Charaktertragik in Widerspruch steht.

Durchaus moderne Behandlungen des Familienproblems bringt dann der poetische Realismus des 19. Jahrhunderts. So ist Hebbels „Maria Magdalena" eine mit feinster Psychologie ausgeführte bürgerliche Familientragödie. Das tra-

gische Geschehen ergibt sich daraus, daß sich die Familienmitglieder, ohne einander verletzen zu wollen, durch ihre bloße Stellung zueinander, schwerstes Leid zufügen müssen.

Die um die Mitte des 19. Jahrhunderts aufkommenden Familienblätter wendeten sich nicht nur an die häuslichen Kreise, sondern behandelten auch bestimmte Fragen der Familie. Deren Angelegenheiten wurden für sie zu Gegenständen von Romanen, Novellen, Stimmungsbildern und Skizzen. Überall herrschte dabei eine durchaus positive und optimistische Auffassung des Familienlebens: die Familie wird als Symbol alles Heilvollen, aller glücklichen Zufriedenheit gefaßt. Leidvolles, Vernichtendes kann nur von außen kommen: in der Familie selbst herrscht Ruhe und Frieden. Darum endet der Familienblattroman stets mit der Heirat; denn das Familienleben birgt keine Kämpfe. Alles Konfliktvolle und Leidhafte liegt vorher. Dieser rosige Optimismus in den Familienfragen sollte nicht unangefochten bleiben. Die um 1885 aufkommende schroffe Opposition des Naturalismus gegen die herrschenden Literaturzustände wirkte sich auch hier aus. Man wandte sich gegen das lebenbejahende Weltbild der bisherigen Dichtung, gegen die Auswahl des Traulichen und Befriedigenden. Der Naturalismus verlangte, das Leben müsse genommen werden telle qu'elle — und das sei traurig genug. Man verbietet alle Auswahl; tatsächlich wählt man aber aufs stärkste aus, und zwar das Niederdrückende, Beklemmende. So wird auch das Familienproblem in durchaus pessimistischem Sinn erfaßt; die moderne materialistisch-deterministische Welt- und Lebensanschauung trägt das Ihre dazu bei. In der Familie entscheidet sich das Geschick des Menschen, denn er ist ein Produkt aus Vererbung und Milieu. Der Mensch bestimmt sich nicht selbst seinen Lebensweg, sondern erhält ihn vorgezeichnet: wichtigstes Determinationsmoment ist dabei die Familie. Zolas gigantischer Familienroman erprobt die naturwissenschaftlich-positivistische Vererbungstheorie durch ein dichterisches Experiment. Ibsen zeigt in den „Gespenstern" als modernes Schicksal die Sünden der Väter, die an den Kindern gerächt werden. G. Hauptmann gibt in seinem Drama „Vor Sonnenaufgang" die entsetzliche Karikatur des früher nie genug als traulich und wonnevoll gepriesenen Familienlebens. Der besoffene Vater unzüchtig nach der Tochter greifend, die pöbelhafte Stiefmutter, die mit dem Bräutigam der Stieftochter ein Verhältnis hat — alles ein einziger Sumpf. Noch mehr eigentliches Familiendrama ist das „Friedensfest", weil hier der ablenkende Ausblick auf allgemeine soziale Zustände fehlt. In den Familienblättern waren namentlich um die Weihnachtszeit gewisse Stimmungsbilder üblich, in denen sich die durch allerlei Schicksalsschläge in die Ferne zerstreuten Familienmitglieder unter dem Weihnachtsbaum zusammenfinden, und alles wieder gut wird. Wie eine Satire auf diese Kategorie von Familienerzählungen mutet Hauptmanns Drama an. Menschen, die einander nicht verstehen, die aneinander vorbeileben und sich nichts sein können, schildert Hauptmanns nächstes Familiendrama „Einsame Menschen". Es legt dar, daß Wahlverwandtschaft vor Familien- und Blutsverwandtschaft geht.

Familienproblematik beschäftigt auch das expressionistische Drama; vor allem ist es das Verhältnis von Vater und Sohn, das mehrmals poetische Diskussion gefunden hat. Hasenclevers „Sohn" zeigt, daß ältere und jüngere Generation durch tiefe Klüfte von gegenseitigem Verständnis getrennt sind. Neuerdings erhebt sich im Anschluß an die Psychoanalyse eine Dichtung, die den Antagonismus zwischen Vater und Sohn aus keimhaften sexuellen Motiven herleitet. — „Dies irae" von Wildgans führt das Schicksal eines „ungewollten" Kindes vor, das an seinen Eltern zugrunde geht, gewissermaßen zwischen ihnen zermahlen wird. Tragische Wucht hat die Verwertung des Familienproblems in Georg Kaisers „Von Morgens bis Mitternacht". Hier ist die Familie nicht nur Stimmungsmoment — und zwar ein mit blasiertem Pessimismus erfaßtes —, sondern zugleich Handlungs- und Konfliktsmoment. Der Familienvater geht an der spießbürgerlichen „Gemütlichkeit" und „Traulichkeit" seines Familienlebens zugrunde.

Soviel über den konfliktvoll-dramatischen Typus. Die epische Form der Familiendichtung ist die Familienchronik. Schon früh hat man versucht, das Schicksal von Generationen desselben Geschlechts zu schildern. So läßt der Amadis-Roman in oftmaliger Wiederholung die Geschicke des

Sohnes auf die des Vaters folgen. Aber was hier gegeben wird, ist lose Juxtaposition von Abenteuern und durchaus noch kein Familienroman. Von einem solchen kann erst dort die Rede sein, wo die gesamte Entwicklung aller Familienmitglieder durch bestimmte Prinzipien des Familiencharakters sinnvoll organisiert ist. Das ist deutlich der Fall bei den „Ahnen" Freytags, wo der Dichter bestimmte Familienzüge und Eigentümlichkeiten leitmotivisch durch den ganzen Romanzyklus hindurchgehen läßt. Hier handelt es sich wirklich um die Geschichte eines Geschlechts; Freytag war aber nicht der erste, der eine solche gab. Schon Immermanns „Epigonen" geben sich als Familienchronik. Aufstieg und Absinken einer Familie wird beliebtes Romanthema. Fanny Lewald und Jeremias Gotthelf hatten von ganz verschiedenen Standpunkten dergleichen geschildert. Th. Manns „Buddenbrooks", die den Niedergang eines Patriziergeschlechts berichten, ebenso Ricarda Huchs „Ludolf Ursleu" gehören in diese Richtung. Oft handelt es sich um Aufweisung von Lebensbahnen oder Entwicklungslinien, die durch ein ängstlich bewahrtes Familientraditionsmoment bestimmt werden. So zeigen Omptedas Adelsromane („Sylvester v. Geyer", „Eysen") den Einzelnen unter Herrschaft des Leitprinzips einer bestimmten Familientradition, dem er folgen muß, soll er nicht als „Entgleister" gelten. Lebensstandard und Lebensaufgabe werden zum Gegenstand schildernder Romane.

Wichtiger Markstein ist Zolas Romanserie „Rougon-Macquart", die sich als „histoire naturelle et sociale d'une famille" gibt und in der Geschichte einer progressiven Degeneration die Vererbung zum bestimmenden poetischen Prinzip macht. Neben den Familien*entwicklungs*romanen stehen die Familien*milieu*romane, die mit feiner Schilderungskunst eine bestimmte Familiensphäre vorführen. Georg Hermanns Romane („Jettchen Gebert", „Henriette Jacoby") führen in das Milieu des Kulturjudentums im biedermeierischen Berlin; Auguste Hauschners Familienromane führen in die eigenartigen Verhältnisse Prags; O. Enkings „Familie P. C. Behm" hat mit feinen genremäßigen Schilderungen heimatkünstlerischen Wert. In Romanen dieser Art ist es wichtige Aufgabe, die einzelnen Familienmitglieder charakterologisch zu differenzieren und sie doch durch gemeinsame Züge der Familienähnlichkeit zusammenzuhalten. Familienkonflikte behandeln auch einige Romane Fontanes. Der Roman „Frau Jenny Treibel" zeigt, wie die bourgeoise Lebensauffassung des weiblichen Familienoberhaupts die Geschicke der anderen Familienmitglieder formt und bestimmt. Daß der „Familienstil" die in einer Familie herrschende Weltauffassung und Lebensform wichtiges Einflußmoment für die Lebensgestaltung des Einzelnen darstellt, daß man so gut wie niemals über seine Familie hinaus kann, ist oft in eindringender epischer Analyse gezeigt worden. In solchen Fällen handelt es sich meist um langsam abrollendes, in tausend feinen Einzelzügen sich manifestierendes Geschehen. Daneben findet sich auch die novellistische Auswertung konkreter tragischer Situationen innerhalb des Familienlebens. Hauptmanns „Bahnwärter Thiel" zeigt die tragisch-antinomische Situation eines Mannes, in dem Vaterpflicht und sinnliche Gattenneigung miteinander kämpfen, der zwischen dem eigenen geliebten Kind und der erotisch begehrten zweiten Frau zu wählen hat. Dergleichen Problemgestaltungen führen dann wieder zum dramatischen Typus zurück.

Schon aus den wenigen Andeutungen dieses Aufsatzes, der es sich keineswegs anmaßt, alle Seiten dieses überaus differenzierbaren Problems aufgewiesen zu haben, wird ersichtlich geworden sein, wie sehr sich die neuere Dichtung um dieses Stoffgebiet bemüht. Mit Recht. Denn die Familie ist wichtigstes lebensbestimmendes Moment für den Menschen; alle Dichtung, die den Anspruch erhebt, menschliches Leben und Leiden, Ringen und Kämpfen zu gestalten, wird sich mit diesem Problem auseinanderzusetzen haben. In der Art, wie sie es tut, wird sich ihre geistige Signatur offenbaren.

Experimente im Okkultismus

Von Wilhelm v. Scholz (Seeheim b. Konstanz)

Schon in dem Aufsatz dieser Reihe, der sich mit der Theorie des Okkultismus beschäftigte,[1] habe ich darauf hinweisen müssen, daß sich gemäß der Haupteinstellung des Zeitalters das Okkulte heute wissenschaftlich-exakt gibt, wie es sich in anderen Epochen, gemäß deren geistiger Grundrichtung, religiös-priesterlich, romantisch, philosophisch oder auch künstlerisch kleidete. Ich deutete dort schon an, daß mir das wissenschaftliche Auftreten dem Wesen und Geist des Geheimnisvollen, des wirkenden Unterbewußtseins, des uns verborgen umgebenden unsichtbaren Lebens am wenigsten entsprechend zu sein scheine. Ich verkenne aber auch nicht, daß wir Heutigen ja überhaupt die anderen Arten, uns ein Stück Welt zu eigen zu machen, fast verlernt und uns ganz dieser, unserem Vermeinen nach, einzigen gültige Ergebnisse zeitigenden Wissenschaftlichkeit ausgeliefert haben; daß deshalb jede Erscheinung des Lebens, mag sie noch so anders geartet sein, sich erst einmal vor der Wissenschaft, als einer gestrengen Paßstelle, legitimiert haben muß.

Ich möchte durch einen Vergleich klarzumachen suchen, inwiefern ich die wissenschaftliche Erfassung nicht für die einzige Art halte, eine Erscheinung gültig unserem Weltbild einzuordnen. Der kritische Anspruch der Wissenschaft, daß alles erst einmal ihr Visum tragen müsse, scheint mir ähnlich, als wollte ein besonders visuell Veranlagter nur das, was der Gesichtssinn vermittelt, als Wirklichkeit anerkennen — aber Schall, Gerüche, Geschmack und Berührungen des Druck-, des Wärmesinnes usw. so lange ablehnen, als sie sich nicht auch durch gleichzeitige Gesichtswahrnehmungen bekundet haben. Es ist nicht anders, als ob ein Mathematiker die Wirklichkeit nur soweit gelten lassen wollte, als sie sich unbedingt und berechenbar der Zahl beugt, von ihr bestimmen und ordnen läßt. Es ist schließlich: als ob wir die Kunst nur mittels ästhetischer Überlegungen aufnehmen wollten.

Das Okkulte fortwährend auf seinen wissenschaftlichen Beweisbarkeitsgehalt zu prüfen, ist vielleicht schon dadurch ein Fehler (den Okkultisten wie Antiokkultisten gleichermaßen begehen), daß man es gewissermaßen sterilisiert und durch Sterilisation unverdaulich macht: die schöpferische Täuschung, den Wesentliches findenden und aussprechenden Irrtum, die intuitive, noch unbeweisbare, zu frühe Erkenntnis sich verlegt und ausschaltet. Rückt man die Erscheinungen des Okkulten in die wissenschaftliche Helle, die eine ganze Anzahl von ihnen zwar durchaus verträgt, stehn sie nicht unbedingt in dem Licht, das sie ganz erkennen läßt. Dunkel und Halbdunkel kann manchmal selbst wissenschaftlich viel aufschlußreicher sein als volle Helle. Der Pflanzenkeim in der Erde, den man gleichzeitig im Licht beobachten wollte, würde nicht wachsen.

Sucht man die okkulten Erscheinungen durch das Experiment zu kommandieren, nimmt man den meisten von ihnen ihr Wesen: nicht aus bewußten, sondern aus unter- oder unbewußten Ursachen hervorzugehen und schon durch ihr Vorkommen ein Stück Leben zu kennzeichnen. Man streicht gewissermaßen die wichtigste Komponente jedes wertvollen echten okkulten Vorkommnisses: Unbeeinflußtsein vom kleinen menschlichen Willen, Außergewöhnlichsein, Unter-dem-Schicksal-stehn.

Ich möchte nicht dahin mißverstanden werden, als ob ich an die Stelle der wissenschaftlichen Forschung den Glauben oder ein ähnliches Surrogat zu setzen vorschlüge. Ganz und gar nicht! Wohl aber ein wenig mehr Gleichgültigkeit gegen die absolute wissenschaftliche Beweisbarkeit und das Experiment als alleiniges Heil, ein wenig mehr Abwarten des sich von selbst bietenden Vorgangs und Auffinden der Wirklichkeit ebenso in unserem, am Dasein geschulten, Wirklichkeitsgefühl als nur in dem, was im Einzelfall die Sinne ermitteln. Weniger Stellen der Vorgänge als Beobachtung des sich von selbst Bietenden. Am allerwertvollsten und aufschlußreichsten sind von allen okkulten Erscheinungen zuletzt doch die spontanen!

Der Vergleich, den ich oben brauchte — das Kunstaufnehmen mittels ästhetischer Überlegungen —

[1] L. E. XXVIII, 132.

wird für die Sache, die ich ausdrücken möchte, noch schlagender, wenn wir für das Aufnehmen das Schaffen selbst einsetzen und uns einen Künstler vorstellen, dem beim Schaffen das wichtigste ist, theoretischen Einblick in seine Schaffensvorgänge zu gewinnen; also wissenschaftliche Klarheit für etwas zu suchen, für das wissenschaftliche Klarheit das Nebensächlichste und Gleichgültigste von der Welt ist. Es ist sicher, daß ein solcher Künstler schließlich auch mit seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen über das Schaffen irren müßte, weil er bald gar kein echtes Schaffen mehr seiner forschenden Beobachtung würde unterwerfen können; weil das sich dafür, wissenschaftlich ergründet zu werden, nicht bemüht; weil es nur um seiner selbst und um dessen willen hervortritt, was aus ihm ans Licht will; sich allenfalls einmal vorsichtig aus dem Buschversteck, wie das Tier im Urwald, beobachten aber nicht mit sich experimentieren läßt.

Je mehr wir uns beim Okkultismus wissenschaftlich geben, um so weniger wesentliche okkulte Erscheinungen werden wir haben. Vielleicht bekämpft man so mit Erfolg die unechten Erscheinungen, aber man rottet zugleich die echten mit aus. Was übrig bleibt, ist meist ein unangenehmes Gemisch von etwas Wirklichkeit und etwas Betrug, bei dem es sich um aus dem Körper des Mediums ausgetretene teigige Massen und ob sich darin Glieder bilden, um Nasenstüber an die Zirkelteilnehmer, Klopflaute im Tisch, gedrehte Spieldosen und geläutete Tischglocken und sonst bewegte Gegenstände handelt.

Vielleicht kann einmal der beste Ertrag der Beschäftigung mit dem Okkultismus sein, daß wir aus seinen — selbst aus den noch Täuschung in sich tragenden — Erscheinungen ahnende Einblicke in die Weise des Geschehens und Lebens, des uns alle durcheinanderspielenden Daseins und Schicksals gewinnen, des Seins — während wir jetzt nichts anderes suchen, als diesen Wert, diesen transzendentalen Wert, aus den okkulten Erscheinungen hinauszutreiben und sie fortwährend nüchtern auf ihre Einordenbarkeit in unsere sonstige Kenntnis der Dinge zu untersuchen, womit wenig genug gewonnen wäre im Vergleich zu dem eben angedeuteten, nach der Weltmitte zu liegenden möglichen Ergebnis, von dem das übliche Bemühen fortführt.

Will man sich aber auf den Boden des wissenschaftlichen Okkultismus stellen, der seine Spitze im gelingenden Experiment haben soll, so sind folgende Überlegungen anzustellen: handelt es sich bei den meisten sogenannten okkultistischen Experimenten denn wirklich um Experimente? Im Sinne der exakten Wissenschaft?

Wenn man einen Menschen, den man für ein Medium ansieht oder der sich dafür ausgibt, bei mäßig heller Beleuchtung in einen Zirkel von Teilnehmern setzt und ihn, während er in Trance fällt, festhält und nun wartet, was sich da etwa ereignen wird — das, was man gemeinhin okkulte Experimente nennt —, so ist das nicht ein Experiment im Sinne der Wissenschaft, der physikalischen oder sonstigen Forschung. In der Forschung werden ganz bestimmte Bedingungen geschaffen, aus denen sich eine ganz bestimmte Folge ergeben soll, die eben der Gegenstand des Experimentes ist. Beim Experiment mit Medien werden mehr oder weniger vage Bedingungen, die gleichzeitig den Eintritt des somnambulen Zustandes beim Medium und eine gute sichere Kontrolle seines Verhaltens während der Sitzung gewährleisten sollen, gestellt — und als Ergebnis wird irgendein Phänomen, das eine scheinbare Durchbrechung der bisher bekannten Naturgesetze sein muß, erwartet. Das erwartete Ergebnis bekommt nur dadurch eine gewisse Bestimmtheit, daß man aus Erfahrung den Umkreis der übernormalen Vorgänge kennt, die bei dem oder jenem Medium einzutreten pflegen und wohl auch einmal während der Sitzung bestimmte Erscheinungen fordert.

Der im allgemeinen aber ganz unbestimmte Charakter der wichtigsten mediumistischen Experimente ist meiner Ansicht nach ganz besonders die Ursache, daß ihre Ergebnisse so sehr umstritten sind. Durch ihn, mehr als durch schlechte Kontrolle und ungenaue Berichterstattung, wird es ermöglicht, daß sich noch immer zwei große Parteien, jede mit besten Männern als Anhängern, gegenüberstehen, die nicht die Vorgänge anders erklären, nein! sondern von denen die eine einfach die Tatsächlichkeit dessen leugnet, was die andere sicher und genau beobachtet haben will.

Was würde das Ergebnis der mediumistischen Experimente sein, wenn man sie als gelungen und beweisend ansehen könnte? Durchaus nicht eine

Durchbrechung der Naturgesetze, sondern eigentlich nur: der Nachweis der Wirkung des Psychischen auf das Physische — der längst im normalen Geschehen erbracht ist — in einer etwas anderen und weitergehenden Weise, als es täglich geschieht (mit der wahrscheinlichen Abbiegung ins ganz Materialistische — Zurückbiegung in die Naturanschauung der Zeit, die der Okkultismus einmal zu bekämpfen schien —, wie man sie in der mediumistischen Forschung schon vielfach feststellen kann: daß die Psyche den Raum nicht selbst überwindet, sondern eben wieder mit Hilfe materieller Prothesen, medianimer Glieder oder wie man diese umstrittenen neuen Körperorgane nennen will).

Aber auch dies — die Wirkung des Psychischen auf das Physische — würde sich möglicherweise hier nicht mit Sicherheit feststellen lassen. Wir wissen ja nicht, wer oder was die telekinetischen Phänomene, die Materialisationen usw. hervorbringt. Das oberbewußte und wollende Medium, wenn sie echt sind, gewiß nicht; es liegt im Trancezustand gebunden, es vermag auch nicht (oder doch nur in ganz seltenen Fällen) vorher anzugeben, ob Erscheinungen und welche kommen werden. Also muß angenommen werden: das Unterbewußtsein. Zu beweisen wäre aber auch das nicht; es könnte ja einfach aus dem Physischen des Mediums alles ausströmen. Man sieht, daß hier weite Unbestimmtheit herrscht, Unklarheit ringsum, und daß es also nicht bloß gilt, die Kontrollbedingungen zu verschärfen, wie die Kritiker der mediumistischen Experimente wollen, sondern vor allem: Zweck und Ziel deutlich und eng umschrieben zu setzen, nur Versuche mit eindeutigem Ziel zu unternehmen.

Wo das geschieht, verändert sich das Bild sofort. Wenn man ins Gebiet des wirklich Experimentierbaren sich begibt, in das Elementare der okkulten Vorgänge — das zwar auch in voller Lebendigkeit erst ersteht, wo wesentlichen seelischen Bewegungen gedient wird (wie der Prophet nur dem drohenden großen Schicksal gegenüber zu entstehen pflegt), das sich aber immerhin auch der absichtlichen Anordnung und Beobachtung, dem Experiment, nicht entzieht, das sich kommandieren läßt, hat man sofort einwandfreie Ergebnisse, über die kein wissenschaftlicher Mensch im Zweifel sein kann, genug, die bewiesen und beweisend sind. Ich meine Experimente der Telepathie und des Hellsehens.

Ein mir nicht vorliegendes älteres Werk von R. Tischner hatte für Telepathie und Hellsehen schon über eine Reihe höchst bedeutsamer Experimente berichtet, deren Anordnung und Ausführung jeder Kritik standhielten und deren Ergebnisse eine ganz positive Sprache redeten. Nun sind zwei weitere sehr beachtenswerte Arbeiten über Experimente in ähnlicher Richtung erschienen.

Das erste von dem Nervenarzt und Psychiater an der deutschen Universität in Prag Oskar Fischer behandelt „Experimente mit Raphael Schermann" (Verlag Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien). Raphael Schermann ist ein Telepath und Hellseher, für den die Handschrift eine gewisse Rolle spielt (der z. B. Handschriften, die er nie sah, wenn deren Besitzer ihm durch irgendeine Persönlichkeitsäußerung nahegebracht werden, sehr häufig plötzlich richtig nachzuahmen vermag), der aber doch alles andere ist als ein Graphologe, als welcher er vielfach bezeichnet worden ist. Es liegen gut beglaubigte Fälle (auch in diesem Buch) vor, in denen er aus einer Handschrift nicht nur graphologisch Charaktereigenschaften, sondern hellseherisch Ereignisse und Schicksale herauslas. Daß er das auch ohne Sehen der Schrift, beim Berühren, selbst wenn die Schrift in verschlossenem Umschlag sich befindet, vermag, beweist noch mehr, daß sein Erfassen grundlegend von dem des Graphologen unterschieden ist.

Ein berühmt gewordener Fall von ihm, dessen Quelle ich nicht angeben kann — dem an Bedeutung gleichwertige sich in diesem Buch manche finden —, mag Fabel sein; er diene hier nur dazu, seine Art des „graphologischen Hellsehens" zu illustrieren. Man zeigt ihm den Brief einer Frau, die wegen Gattenmordes in Untersuchungshaft sitzt, aber nicht überführt werden kann. Er sagt nach raschem Ansehen des Briefes: die Schreiberin dieses Briefes hat ihren Mann umgebracht. Man erzählt ihm nun den ihm bisher unbekannten Fall und macht auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam, daß das Gericht trotz des Mangels überführender Beweise auch derselben Überzeugung sei, daß aber dieser Brief vor dem Morde, noch zu Lebzeiten des Mannes geschrieben sei. Schermann bleibt dabei, daß die Frau, die diesen Brief

schrieb, ihren Mann schon ermordet hatte. Der Weitergang des Prozesses, der die Schuld der Frau schließlich erwies, brachte dabei auch den damals noch von niemandem geargwöhnten Mord an ihrem ersten Manne an den Tag.

Mit diesem Schermann hat nun Professor Fischer in etwa 20 Sitzungen mehr als 200 ganz exakte einwandfreie Versuche gemacht, deren Ort so unmystisch wie möglich war, nämlich meist ein Kaffeehaus in Wien, dann auch des Experimentators Hotelzimmer; deren Stunde vielfach tags (vormittags 10 Uhr, nachmittags 2 Uhr, 4 Uhr) oder am frühen Abend war; die ohne Abdunkelung (die an dem öffentlichen Ort ja gar nicht möglich gewesen wäre) oder sonst irgendeine Vorbereitung stattfanden. Schermann ist stets in vollem Wachbewußtsein ohne Trance; nur sieht er manchmal bei den Versuchen in sichtlicher innerer Konzentration starr und versonnen vor sich hin. Gelegentlich experimentierte Fischer allein mit Schermann, des öfteren waren auch andere Zeugen zugegen, besonders häufig ein Schriftleiter S., der die Bekanntschaft zwischen Fischer und Schermann vermittelt hatte.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, über die wesentlichen Ergebnisse der Versuche insgesamt zu referieren — zumal das Seltsamste und Verblüffendste in Schermanns Leistungen, das Imitieren nicht gesehener Schriften, sich nicht schildern, sondern nur in aufmerksamster, vom Gesamteindruck bis zu den kleinsten Einzelzügen vordringender Vergleichung der Schermann unbekannten Originale und seiner Nachahmungen, die das Fischersche Buch faksimiliert, erkennen und würdigen läßt. Ich will zur Kennzeichnung der Ergebnisse nur ein paar Proben mitteilen, die für den dem Gebiet überhaupt Zugewandten Anreiz sein müssen, das Buch selbst zu studieren. Er wird belohnt aber nicht im anekdotischen Sinne mancher okkultistischen Bücher unterhalten sein. Einige Beispiele für das, was Schermann der Schrift ihm völlig unbekannter Personen entnahm, deren genaues Übereinstimmen mit den Tatsachen der Experimentator bezeugt: „Ist ein großer Fresser und ein Seelenforscher, der mit Geisteskranken zu tun hat", ebenso geht diese Erkenntnis über das, was die übliche Graphologie aus der Schrift zu erkennen vermag, weit hinaus: „Er erzählt zwar, er stamme von Gott weiß was für Eltern, er wird erzählen, er ist der Sohn von Großgrundbesitzern, tatsächlich ist er der Sohn von einem ganz gewöhnlichen Fleischer." Ebenso: „Die Person denkt an einen Selbstmord und hat die grobe Arbeit satt." Schermann erkennt die Stimmung der Schreibenden, die Umgebung, in der sie geschrieben haben (während eines Gewitters geschrieben, nachdem der Schreiber vorher Geld ausgegeben hatte), ahmt kennzeichnende Gesten des Schreibers nach und erkennt das Verhältnis der Hersteller verschiedener ihm vorgelegter Schriftproben zueinander. Die Versuche beim Betasten ungesehener Schrift, beim Betasten von Schrift enthaltenden verschlossenen Briefumschlägen und schließlich bei rein telepathischen gedanklichen Übertragungen der Vorstellung eines Menschen im Experimentator auf die Versuchsperson (Fischer nennt diesen Vorgang ganz bezeichnend: „psychischen Transfert") sind die Erkenntnisse Schermanns nicht weniger bestimmt und ins Einzelne gehend. Wenn unter einer verwirrenden Fülle von Schriftproben und vorgestellten Personen ohne Schermanns Wissen dieselbe Person wiederkehrt, sind die Angaben oft wörtlich gleich, mit denen Schermann sie schildert. Durchaus eindeutige Wendungen, wie „sich selbst geschulmeistert", „unglücklich durch ihre Ehe" kehren mit Sicherheit wieder. Von Interesse ist es auch, das Verhältnis von Treffern und Fehlschlägen bei den Versuchen kennen zu lernen. Alle Leistungen Schermanns, die in Fischers Versuchen geprüft wurden, zusammengenommen, ergeben sie die außerordentlich hohe Trefferzahl von 65 bis 70 Prozent, von denen gerade die kompliziertesten und schwierigsten Leistungen (z. B. psychischer Transfert 73 Prozent, Schriftimitation 63 Prozent, aus der Schrift nachgeahmte Gesten 100 Prozent) die besten Verhältniszahlen haben. Die Versagerzahl ist gewiß nicht größer, als sie bei den meisten Menschen in normalen Leistungen eines schwierigen Gebietes sein dürfte.

Trotz sehr großer Verschiedenheiten dem Fischerschen Buch verwandt ist oder steht, besser gesagt, in einem gewissen Ergänzungsverhältnis zu ihm die „Experimentelle Telepathie" von Carl Bruck, Berlin (Julius Püttmann Verlag, Stuttgart). Das Außergewöhnliche eines Mediums und

intuitiven Menschenerfassers, wie es Schermann ist, fehlt hier. Das mangelnde Exzeptionelle und Abnorme wird aber durch einen größeren Gehalt an Typischem, wahrscheinlich mit vielen Personen Wiederholbarem ersetzt, dessen geringere Phänomene gewissermaßen, wenn auch nur elementar, einem Verständnis für Schermann vorarbeiten, für diese bloß gedankliche Übertragung von Vorstellungen. Hier sind es nicht Schriften, sondern einfache Zeichnungen, die durch außersinnlichen Rapport zwischen zwei Personen übertragen werden. Dabei ist in den meisten Versuchen das Medium in Hypnose, während der Experimentator das festeingeprägte Bild mit seiner Vorstellungskraft auf den Hypnotisierten überträgt. Für das beweiskräftige Gelingen der weitaus größten Zahl dieser Versuche reden die 22 Tafeln mit ihren Abbildungen eine beredte Sprache. Über diese bildlichen Belege hinaus ist aber das Brucksche Werk auch als theoretische Studie von großem Interesse, das weiter reicht als die hier behandelten Fälle (in die gelegentlich, wie Bruck selbst bemerkt, reines Hellsehen hineinzuspielen scheint). Dem Buch sind Geleitworte der bekannten englischen Okkultismusforscherin, Mrs. Sidgwick, und Arthur Kronfelds beigegeben, von denen das letztere — eine wertvolle kleine Programmschrift „Zur Problematik des Okkulten" — gleichzeitig als Wort eines Zeugen, der an einer Reihe der Versuche teilgenommen hat, für das Buch Bedeutung gewinnt.

Das Sterben der Sprache

Von Paul Fechter (Berlin)

(Schluß)

Das Gebiet, auf dem die Folgen dieses langsamen Sprachentodes naturgemäß am sichtbarsten zutage treten, ist die Dichtung. Es wäre falsch, die übliche Zweiteilung schriftstellerischer Werke in Dichtung und Literatur einfach darauf zurückzuführen, daß die Werke der Dichter von Menschen geschaffen sind, deren Sprache lebendig, unberührt von dem Zersetzungsprozeß geblieben ist, unter dem die Werke der anderen leiden. Es wäre auch ungerecht, denn es gibt sehr viel rein literarische Arbeiten, vor allem betrachtender Natur, in denen mit schöner Konsequenz und starkem Erfolg der Kampf um das Ausscheiden alles nicht lebendigen Sprachguts durchgefochten ist. Auf der anderen Seite aber ist zu sagen, daß man Literatur, das heißt Werke von Nichtdichtern in dichterischer Form, oft dahin definieren kann, daß in diesen Werken das Gefühl, das beim Dichter noch ungebrochen ist, nicht mehr seinen einfachen lebendigen Ausdruck findet, sondern daß es durch den Mißbrauch der Worte, den die Seele des Literaten schicksalsmäßig fast als Beruf getrieben hat, schon soweit getötet oder zum mindesten vergiftet worden ist, daß es nun zur Realisierung oder wenigstens zur Scheinrealisierung seiner selbst nach unnatürlichen und ungewohnten, darum aber doch nur scheinlebendigen Worten greifen muß.

Ich meine so: im dichterischen Menschen und seinem Werk spricht ein Gefühl, ein Gedanke, ein seelischer Vorgang sich ganz einfach möglichst stark und möglichst rein aber ohne besondere Kunstbedenken in bezug auf die stilistische Haltung der Sprache aus. Dem wirklichen Dichter ist die Hauptsache, trotz aller impressionistischen Theorien, das, was er sagen will und dessen Stärke; aus der ergibt sich das Wie und dessen Kraft sozusagen von selbst. Der schriftstellerische Mensch dagegen hat mit den Worten bereits solange sozusagen in unsittlicher Gemeinschaft gelebt, daß die Situation bei ihm umgekehrt ist. Er hat zuerst Worte und dann einen inneren Vorgang; ihm fällt zuerst etwas ein, was er gern sagen möchte, statt daß zuerst im Innern etwas vorgeht, das ihn zum Reden zwingt. Diese Erstgeburt der Worte aber wirkt tötend zurück auf das Gefühl, das jetzt, entgegen der Natur, unter ihrem (vorgestellten) Einfluß entstehen soll. Es verändert sich, es verliert seine Einfachheit und macht damit seinerseits die vorausgesetzten einfachen, richtigen Worte, die gebraucht werden möchten, falsch und unmöglich. Der Autor spürt selbst diese Verschiebung, fühlt,

wie das, was nun worterzeugt in ihm vorgeht, zurückwirkt auf die erzeugenden Worte, sie sinnlos macht, weil das worterzeugte Gefühl dem einst von einem vorgestellten Gefühl erzeugten Wort nicht mehr entspricht. Er greift nach anderen, ungewohnten, noch nicht benutzten Ausdrücken; er dreht sein Gefühl hin und her, bis er eine Seite findet, an der sich ein noch unbenutztes, ungewohntes und darum wenigstens scheinlebendiges Wort anheften läßt. Man braucht nur einmal ein beliebiges Gedicht aus der neueren Literatur heranzuholen, um diesen Vorgang deutlich rekonstruieren zu können. Er ist durchaus nicht komisch, so leicht das seine Ergebnisse werden können. Er ist vielmehr um so tragischer, als sich in ihm ein starker Wille zur Rechtschaffenheit, zur ehrlichen Zahlung und Realität enthüllt. Ich will ein Beispiel hersetzen. Der Name des Autors tut nichts zur Sache; man könnte mit dem gleichen Erfolg irgendein anderes heranziehen:

Die qualvolle Angst unterqualmt mich als Quasten:
Die lodernden Goldborten horchen als Ohren,
Zu atmenden Ranken, die antastend glasten,
Die anwachsend sagen: „Erwache als Schande!
Du hast die vollkommene Nacktheit verloren,
Du gleißt im zerschlissenen Flammengewande!"
Das Aderngeklammer verlangt es zu jammern,
Das schallt wie aus lauter vergrabenen Kammern:
Das Sprechen, Versprechen, ein Sterbensverbrechen,
Verkleidet, verkleistert, verderbliche Schwächen.
Die kläglichen Reden verkleben, verpechen
Die kräftigen Griffe mit brennenden Bächen.

Es handelt sich hier nicht um eine Kritik des künstlerischen Werts oder Unwerts solcher Strophen. Es handelt sich lediglich um ein Beispiel für das veränderte Verhältnis des Autors zum Wort; und das wird, glaube ich, an dieser Probe ziemlich unzweideutig sichtbar. Es handelt sich auch nicht um einen Einzelfall. Ich will ganz wahllos ein zweites Beispiel danebensetzen, von sehr anderer Art, an dem man trotzdem wörtlich den gleichen seelischen Vorgang wie an dem obigen ablesen könnte.

Punisch in Jochen
Heredität,
Kranke Knochen
Von Philoktet,
Fratze der Glaube,
Fratze das Glück,
Leer kommt die Taube
Noahs zurück.
Schädelstätten,
Begriffsmanie,
Kein Zeitwort zu retten,
Noch Historie —
Allem vergessen,
Allem Verschmähen,
Dem unermessen
Pan-Athenäen...

Auch hier geht es nicht um den künstlerischen Wert oder Unwert der Verse sondern lediglich darum zu zeigen: daß das gewohnte sozusagen gebräuchliche Wort für diese Dichter, die nur zur Hälfte von einem seelischen Vorgang, zur anderen von akustischer Begriffsromantik erfüllt sind, daß für diese Menschen der Literatur die Sprache im einfachen gewöhnlichen Sinn tot ist. Daß die Worte des gemeinen Lebens, sobald sie sie anwenden würden, da ihnen kein Gefühl mehr entspricht, vergiftend zurückwirken würden und auch so gewirkt haben, also daß nur noch das ungewohnte, fremde und fremd Wirkende, die unbenutzte Kombination für sie möglich ist. Würde man sich die Mühe machen, diese mit sehr viel Kunst geschaffenen Gebilde dieser Kunst zu entkleiden und geradeaus zu sagen, was hier auf dem Umweg über tausend Ecken ebenso verheimlicht wie gesagt wird, so würde sich als lebendiger Restbestand vielleicht ein ganz kleines, armes Stückchen Seele ergeben, das in einem armen, kleinen, dann aber aufrichtigen und lebendigen Stückchen Prosa seinen natürlichen und lebendigen Ausdruck fände. Freilich müßte diese Arbeit jemand übernehmen, für den Worte und Sprache noch nicht tot sind, und der doch zugleich soviel Zugang zu der verzweifelten Seele der Zeit hat, daß er imstande ist, mit Hilfe solcher Wegweiser, wie sie diese Gedichte in ihrer rauschhaften Kombinationsmusik darstellen, durch die wunderlichen Winkelgänge dieser alten Seelen nachzuwandern und die eigentlich gemeinten und gewollten Ziele unbenebelt zu entschleiern.

Es gibt einen Fall in der modernen Literatur, bei dem diese Erkenntnis des Sterbens der Sprache bereits ganz tiefe Erfahrung gewesen zu sein scheint und offenbar zu einer verzweifelten Gegenaktion geführt hat. Das ist August Stramm. Seine vielberufene Diktion verdankt ihr Entstehen nicht nur dem Willen zu immer stärkerer Expression, zu einer Konzentration der Dichtung auf den Schrei;

sie ist auch entstanden aus der heimlichen, vielleicht auch aus der bewußten Erkenntnis, daß das eigene innere Leben trotz allem Willen zur Steigerung doch nicht ausreichte, die toten Worte der gewohnten Sprachführung so zu beleben, daß die gewollte und als notwendig empfundene Ausdrucksenergie erreicht wurde. August Stramm verdichtet die Reden seiner Menschen nicht umsonst zuletzt auf ein, zwei einzelne Worte, nachdem er sie in seinen Anfängen noch zeilenlange Sätze hat sprechen lassen. Er fühlt ganz deutlich, daß das isolierte Wort zum mindesten die Illusion eines stärkeren Gefühlsimpulses, gewissermaßen eines Stoßes mit sich bringt und damit für sich wie für seinen Autor zum wenigsten den Anschein von innerem Leben erzeugt. Stramm begann wie alle den Versuch im Induktionsbereich des natürlichen Ausdrucks; er empfand sehr bald das Tote des Ergebnisses, das zur Hälfte aus den toten Worten, zur Hälfte aus den erstorbenen Bezirken seiner Seele herkam, und suchte es abzustoßen. Bis nur noch das isolierte, durch nichts mehr gerahmte Wort, rein für sich gesprochen, in die Welt schrie.

In dem Drama „Sancta Susanna" sagt Schwester Clementia noch: „Der große Fliederstrauch, riechst du die Blüten? Sie duften bis her! Er blüht in weißen und roten Dolden. O solche Dolden! Ich werde ihn wegreißen lassen, morgen, wenn er dich stört ...", und der Dialog zwischen ihr und Schwester Susanna geht immerhin noch so, daß die eine sagt: „Der Nachtwind sang", und die andere wiederholt es: „Die Blüten schlugen" — Susanna entgegnet: „Die Blüten schlugen" — Clementia aber schließt: „Und ich war jung".

Jetzt nehme man dagegen irgendeine Szene aus den „Kräften". Ich will nur die Worte ohne die Bühnenweisungen hersetzen:

Er: Du bist hier?
Sie: O du kommst! Du kommst! Leben.
Er: Ich suche dich.
Sie: Nicht. Dich. Dich. Dich. Du.
Er: Ich wollte für jeden Fall.
Sie: Es ist alles nicht wahr, nicht wahr, nicht wahr.
Er: Nicht wahr?
Sie: Lüge, Lüge, gelogen. Lüge lügt.
Er: Lügt?
Sie: Hat er nicht gesagt, gesagt, nicht gesagt?
Er: Er schießt.
Sie: Ooooo!
Er: (Legt die Hand auf die Schulter.)
Sie: Du stirbst.
Er: Sterben.
Sie: Du.
Er: Lieben.
Sie: Du wirst nicht gehn.
Er: Ich gehe.
Sie: Du.
Er: Du, du.
Sie: Du, du, du, gehen, gehen, lügen, lügen. Ich weiß nicht Wahrheit. Wo lügt Wahrheit?

Man erkennt schon an dieser Probe den verzweifelten Versuch eines Menschen, dessen Instinkt den wirklichen Vorgang des Sterbens der Sprache deutlich spürte, durch äußerste und äußere Konzentration der Worte die mangelnde innere Spannung der Seele zu ersetzen und so die gestorbene Sprache und die tote Seele gleichzeitig wenigstens für den jeweiligen Moment der Enthüllung zu galvanisieren. Über das Experiment freilich scheint der Erfolg auch bei Stramm nicht weit hinausgekommen zu sein.

Man könnte die Beispiele und Belege für das Gesagte beliebig vermehren. Sternheims Satzakrobatik und bethlehemitischer Artikelmord ist auf der gleichen Angst vor der Erkenntnis des Gestorbenseins seiner Sprachmittel gewachsen, und Georg Kaisers viel beredeter Telegrammstil ist nur wirklich deutbar als Vorhang vor dem Lager der erstorbenen Worte. Das Ergebnis wäre das gleiche; wir müssen uns mit der Tatsache abfinden, daß wir tatsächlich wieder einmal in einer Phase des Sprachsterbens leben. Und daß die Abwendung eines Menschen wie Arthur Rimbaud von allem Dichten nicht nur Laune und Einzelfall war, sondern Zeitsymptom und tiefe Erkenntnis der Pflichten, die den Einsichtigen unter den Menschen der Dichtung heute vielleicht auferlegt sind.

*

Es gibt ein Reich, in dem man eine Parallelerscheinung zu diesem Sterben der Sprache beobachten kann. Das ist das Theater, sobald auf der Szene ein Schauspieler der Worte steht, das heißt einer, der die Worte des Autors nicht bis in die seelischen, sondern nur in die akustischen Regionen in die des Klangs hineinnimmt. Der Schauspieler aus der Seele läßt die Sätze des Dichters wenigstens einmal in sich bis in die Tiefen hinab eingehen, die denen des Dichters entsprechen, der die Worte schrieb. Er belebt sie wenigstens einmal

mit ihrem inneren Sinn, und mit der Kraft dieses inneren Sinnes, verlebendigt sie aus seinem seelischen Material, und dieses Seelische, aus dem er sie dann in seiner Darstellung wieder aufsteigen läßt, oder wenigstens einmal versuchsweise aufsteigen ließ, ist das, was nachher an den Zuschauer rührt, wenn er die Worte hört. Der vernimmt dann sozusagen zuerst die Seele und hinterher erst die Worte, den Klang. Es entsteht zwischen ihm und dem Schauspieler ein Dialog der menschlichen Kräfte, der eine viel schnellere Verständigung ergibt als der der Worte. Auf der anderen Seite steht der Schauspieler des Akustischen, man könnte auch sagen, der romantische, der Mensch des Klanges. Der hört die Worte, aber nicht die aus der Seele, nicht die des Dichters, sondern beinahe erst die, die er selbst spricht. Er hört ihren Klang in sich selber, genießt rein sensuell zugleich sie und sich und vergißt vollkommen über dieser klanglichen die seelische Beziehung. Er reproduziert das Musikalische der Worte, nicht das Psychische, das nun der Zuschauer selbst aus eigenem und zwar jetzt direkt zu dem begrifflichen Sinn der Worte hinzuschaffen muß. Das Ergebnis ist, daß dieses Auffassen des nur klanglich vernommenen, nicht durch seelische Verlebendigung hindurchgegangenen Wortes vom Zuschauer doppelt soviel Kraft verlangt wie das Auffassen des gleichen Wortes, sobald ein Mensch es spricht, bei dem es nicht nur durch die akustischen sondern durch die eigentlichen Lebensschichten hindurchgegangen ist. Die Schwierigkeiten, die sich beim Hören etwa eines Schauspielers wie Moissi, dem innerlich sinnvollen Auffassen des Gehörten entgegenstellen, ergeben sich aus dieser Notwendigkeit für den Hörer, dem einzelnen Wort von sich aus die seelische Substanz und den seelisch geistigen Sinn zu unterlegen, zu dem, wenn der Vorgang sinnvoll und lebendig abläuft, eigentlich der Schauspieler verpflichtet ist.

*

Bliebe die Frage nach den Regenerationsmöglichkeiten der Sprache. Sie zu beantworten wäre Sache des Sprachhistorikers; denn der Vorgang, den wir heute bei uns erleben, hat sich in der Geschichte der menschlichen Kulturentwicklungen mehr als einmal bereits vollzogen. Man braucht nur an die Sophisten zu denken, deren Tätigkeit wohl das erste reine Beispiel einer solchen Phase des Sprachsterbens und des Spiels mit toten Worten gewesen ist. Bei ihnen tritt die Abgelöstheit des Sprachmaterials vom seelisch-geistigen Urgrund zuerst ganz rein zutage und wird zugleich instinktiv von der Seite der ungeheuren Machtmöglichkeiten empfunden, die sich für bewußte Herrscher in diesem Reich der toten Worte ergeben können. Der Stolz der Sophisten auf ihre Fähigkeiten des Beweisens und des Formulierens ist im Grunde das erste Beispiel eines philosophischen Journalismus, das Wort Journalismus hier ausnahmsweise einmal im bösen Sinne verstanden. Zwischen Protagoras und Heinrich Heine, in dessen Lyrik und mehr noch in dessen Prosa ebenfalls sehr reine Beispiele eines bewußten Operierens mit seelenlosem Sprachmaterial vorliegen, ist der Abstand in diesen Beziehungen nicht eben groß. Das Phänomen scheint sich immer wieder in Epochen zu wiederholen, in denen sich geistige Bewegungsausbreitungen vollziehen. Solange einzelne wesentliche Menschen mit natürlichem Recht Träger der geistigen Funktionen einer Zeit sind, bleibt die Sprache ganz selbstverständlich Besitz und in lebendiger Beziehung zu ihren Verwaltern. In dem Moment, in dem die Zuschauerzahl bei der Tätigkeit dieser geistig Wesentlichen zunimmt, das allgemeine Interesse wächst und damit bei vielen die Neigung hervorgerufen wird, so etwas auch einmal zu versuchen — in dem Augenblick, in dem solch ein eifriger Zuschauer auf dem Wege über den Nachahmungstrieb zum Schauspieler des Geistigen sich aufschwingt, erhält die Sprache den ersten tödlichen Stoß. Sobald aber Geistiges nicht mehr nur produziert, sondern wie bei uns zum Zweck der Speisung von mehr als Fünftausend tagtäglich reproduziert werden muß, sobald die geistigen Bedürfnisse von Bildungsbedürfnissen abgelöst werden, setzt jenes Massensterben der Worte und ihrer Kombinationen ein, das zuletzt seinen Grabstein in der Einrichtung der allgemeinen Bildung bekommt. Als Begleiterscheinung wird man diesen Absterbeprozeß wahrscheinlich neben allen reicheren Zeiten des geistigen Wellengangs feststellen können, wenn auch nicht so ausgeprägt und unübersehbar, wie er sich heute in den Gebieten des europäischen und des ihm unterstehenden amerikanischen und sonstigen Zivilisationsbezirks darstellt.

Die Gegenmittel? Rezepte für sie sind schwer zu geben. Ich glaube nicht, daß, wie man vielleicht vermuten könnte, die Wiedergeburt von der Dichtung her sich vollziehen kann. Ich meine viel eher, daß sie vom Wirklichen, man könnte auch sagen, vom gewöhnlichen Menschen wird ausgehen müssen. Der starke Drang zum Wirklichen, der die Kunst der Jungen in der Malerei wie in der Literatur beherrscht, scheint ein Zeichen zu sein, daß man nicht nur die Gefahr sondern auch die Richtung begriffen hat, aus der Abhilfe kommen kann. Was heute noch lebendig geblieben ist, ist die Sprache des Volks, die Worte von Bauern und Arbeitern, soweit sie nicht durch Radio, Bildung oder gar Hochachtung vor dieser Bildung auch bereits verdorben sind. Aufgabe der Schichten des Mittelguts wie wir wird es sein, unsererseits ebenso wie diese letzten wirklichen Menschen nur Worte zu gebrauchen, die einem inneren Zustand in uns in der Tat gemäß sind. Die Menschen der Kunst bleiben zu leicht im Netzwerk ihres Metiers hängen und empfinden als Sprache erst etwas, was sich bereits jenseits des Lebendigen wieder in Ornamentik aufzulösen beginnt. Wenn aber wir gewöhnlichen Sterblichen uns der Mühe unterziehen, im Leben wie im Schreiben, von welchem Laster sich heute ja die Wenigsten noch völlig frei wissen, lediglich das wirklich lebendige Wort zu greifen, das heißt zu sagen, was wirklich in uns ist und nicht nur, was uns kraft unseres Assoziationsbesitzes als mögliche Anmerkung erscheint, dann glaube ich, wird das Reich der toten Worte langsam mehr und mehr auf die Bezirke der Schule, der Politik und der guten Gesellschaft beschränkt und von den wirklich wichtigen Regionen des Lebens entfernt werden. Und das ist das eigentlich Wichtige. Die drei anderen kann man ihnen ja, vorläufig wenigstens, noch ein Weilchen überlassen.

Leo Perutz

Von Kurt Martens (München)

Aus Prag strömen der deutschen Literatur seit zwanzig Jahren die unheimlichsten Geschichten zu. Eine ansehnliche Gruppe von Erzählern — man könnte sie fast zu einer Dichterschule zusammenfassen — stand und steht vorläufig noch dort unter dem Druck eines genius loci, der in dem düsteren Stadtbild, in alter Ghetto-Tradition und in jüdisch-slawischer Rassemischung wurzelnd, dem neuen tschecho-slowakischen Regiment wohl bald weichen wird. Meyrink, Kafka, Baum, Leppin, Kornfeld, Werfel fanden in Prag ihre mythischen und phantastischen Stoffe. Aus ihrem Kreise ging auch Leo Perutz (geb. 1884 in Prag) hervor. Sein Name wurde zuerst bekannt durch „Das Mangobaumwunder", „eine unglaubwürdige Geschichte", die er gemeinsam mit Paul Frank veröffentlichte. Dann folgten rasch hintereinander sieben schmale aber inhaltreiche Bände,[1] echte, kunstgerechte, straff konzentrierte Novellen, deren umfangreichere er selbst als Romane bezeichnet. Der Verlag reiht sie auf den Umschlägen der Gattung der „Abenteuer-Romane" an. Nicht aber durch das Abenteuerliche der Vorgänge erhalten sie ihren Sonderwert, glänzen und bestechen sie, sondern durch die Vergeistigung des Unheimlichen, das schicksalhaft eingreift in die Welt realster Tatsachen, das bald weltgeschichtlichen Ereignissen, bald irgendeiner obskuren Privatexistenz entscheidende Wendung gibt.

In einem ausgezeichneten Essay über „Das Unheimliche" bemerkt Sigmund Freud, der Schöpfer der Psycho-Analyse, daß der Dichter, wenn er sich dem Anschein nach auf den Boden der gemeinen Realität gestellt hat, das Unheimliche weit über das im Leben mögliche Maß hinaus steigern und vervielfältigen kann. Eben dies ist die Methode von Leo Perutz und der wesentliche Grund seiner starken Wirkung. Noch ein anderes Wort Sigmund Freuds findet sich in sämtlichen Erzählungen von Perutz bestätigt und ist wie für ihn geprägt: „Das Unheimliche ist das verdrängte Heimische." Bei Perutz nämlich entsteht der Gesamteindruck des Unheimlichen, die unheimliche

[1] Die Bücher von Leo Perutz sind im Verlag Albert Langen, München, erschienen, ausgenommen: „Das Gasthaus zur Kartätsche" (Musarion-Verlag, München) und „Die Geburt des Antichrist" (Rikola-Verlag, Wien).

Atmosphäre, in der seine Gestalten sich bewegen, dadurch, daß diese einzeln oder als kompakte Masse, wiederholt als Truppenkörper, ihrer heimischen und vertrauten Welt entrissen, entwurzelt und in eine feindliche Zone, einen verwirrenden Zustand hinausgewirbelt, ratlos irrend, atemlos hastend umhertaumeln und innerlich nicht loskommen von den Lebensbedingungen, unter denen sie aufgewachsen sind. So entarten Offiziere der deutschen Rheinbund-Armee, von Napoleon in den spanischen Guerillakrieg geworfen, durch das hemmungslos aufschießende Herrenbewußtsein inmitten eines erschlaffenden Klimas und einer tückisch-servilen Kleinstadtbevölkerung und führen als Verräter wider Willen selbst ihren Untergang herbei. („Der Marques de Bolibar".) Dann wieder wird ein Häuflein deutscher Landsknechte unter Führung eines geächteten Reichsgrafen übers Meer in das Reich der Azteken verschlagen und als verhaßter Fremdkörper in der Armada des Ferdinand Cortez kraft seiner eingefleischten deutschen Eigenschaften zu sinnlosem Furor aufgepeitscht. („Die dritte Kugel".) Ein närrischer pariser Barbier gerät auf der Jagd nach dem Phantom hoher Abkunft in die Gesellschaft adeliger Verschwörer, stolpert von einer verhängnisvollen Torheit zur anderen und rettet, ohne es zu ahnen, die bedrohte Liga vor dem von Richelieu vorbereiteten Blutbad, indem er sich selbst kopflos zum Opfer bringt. („Turlupin".) Oder ein Bohémien, der, wegen eines Bücherdiebstahls verhaftet und gefesselt, den Kriminalbeamten entspringt, sieht sich, des Gebrauchs seiner Hände beraubt, einen grausigen Tag hindurch in seinem gemütlichen Wien von Stätte zu Stätte gehetzt. Die Hände, „die sich in Angst versteckt, in Groll empört, im Zorn zu Fäusten geballt, in Klagen aufgebäumt, die in ihrem Versteck stumm in Leidenschaft gezittert, in Verzweiflung mit dem Schicksal gehadert, in Trotz gegen die Ketten rebelliert hatten", haben ihm die Heimat in ein Inferno umgewandelt. („Zwischen Neun und Neun".)

Die reale Umwelt, in der Leo Perutz seine von okkulten Gewalten attackierten Menschen ansiedelt, ist eine doppelte: entweder der Schauplatz einer mit Krisenstimmung geladenen historischen Episode oder das Wien, einmal auch das Prag, der Gegenwart. Beides beherrscht er mit vollendeter Sicherheit in der Wiedergabe der kulturellen Luftschicht, im Psycho- und Ethnologischen, im Detail des sprachlichen Ausdrucks.

Kein Verfasser dickleibiger historischer Romane kann sich an Gründlichkeit des Quellenstudiums, an logischer Verknüpfung und Ausdeutung der geschichtlichen Tatsachen, an Feingefühl für die noch unerkannten Imponderabilien des Volks- und Individualcharakters mit dem Novellisten Perutz messen. Der Umfang seiner Menschenkenntnis mag nicht sehr weitgespannt sein, aber keinen Typus, keinen Sonderling, den er einmal gepackt hat, entläßt er aus seiner Werkstatt, bevor er ihn nicht bis ins Letzte durchdacht, durchgearbeitet, geschliffen und bis in die Fingerspitzen lebendig gemacht hat. Prachtstücke von Soldatennaturen sind ihm gelungen, hundsgemeine, versoffene und verhurte Kerle voll Feuer und Konquistadorenkühnheit, entfesselte, von Habgier und Blutrausch besessene Bestien, die nur unter der Peitsche der militärischen Disziplin und, wenn es Spanier sind, unter bigotten Zwangsvorstellungen sich ducken. Nichts liegt Perutz ferner als pazifistische Tendenz; er scheint sogar ein gewisses menschliches Wohlgefallen an der zügellosen und ins Dämonische verzerrten Kraft seiner verwahrlosten Soldateska zu finden. Noch das Lotterleben der prager Garnison vor dem Kriege, wie er es in dem „Gasthaus zur Kartätsche" höchst sachlich und sachkundig schildert, hat es ihm offenbar angetan. Vom Adel Frankreichs, Spaniens und Deutschlands aus drei Jahrhunderten gibt er ein Bild, als hätte er selbst mit ihm als seinesgleichen die Nächte durchzecht, konspiriert und auf den Schlachtfeldern beider Kontinente den Degen geführt. Da rührt sich irgendein atavistisches Solidaritätsgefühl, eingebettet in das Ressentiment des geborenen Demokraten, die Freude eines radikal Unbürgerlichen an jeglichem Rebellentum. Gestalten wie die des Herzogs von Mendoza, eines knabenhaften Wüstlings, und des kerndeutsch rauflustigen Rheingrafen in der „Dritten Kugel", des jungen Herzogs von Lavan und des Herrn von La Roche im „Turlupin", des stolzen Marques de Bolibar, des spukhaft gealterten Barons im „Meister des jüngsten Tages" greifen das Wesen des Edelmännischen im Guten wie im Bösen an der Wurzel. Frauen treten in der durchaus

männlichen Weltanschauung und Stoffwahl von Leo Perutz als selbständige Persönlichkeiten kaum auf. Für die Abenteurer, Edelleute, Offiziere kommen sie ausschließlich als Genußobjekte in Betracht. Flüchtige Leidenschaft flammt auf, sie werden ein wenig geliebt, zu Dirnen erniedrigt und rasch wieder abgeschüttelt. Und doch stellt uns Perutz in ihnen die holdesten Geschöpfe vor.

Mit welcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit er arbeitet, zeigt sich vor allem in den Dialogen. Er ist ein Sprachkünstler hohen Ranges, mit angeborenem Feingefühl für die Nuancen des Ausdrucks, anscheinend auch philologisch durchgebildet. Die Echtheit und Natürlichkeit der Gespräche kann weder im Kauderwelsch der Feldlager noch in dem Geplausch des modernen Wien und Prag überboten werden. Die Edelleute unter Louis XIII. sprechen nicht nur ein Französisch ohne Germanismen, sondern das unverkennbare Alt-Französisch ihrer Zeit; der Leser spürt das, auch wenn er es nicht kennt.

Durch diese zum Greifen nahe Wirklichkeit stürmen Willensimpulse und Handlungskomplexe in einem so furiosen Tempo, daß die etwa vorhandene Absicht des Verfassers, sensationell zu wirken, dem Leser nie zu Bewußtsein kommt. Die Fülle der Gesichte, das Geflecht der Ereignisse, die Größe der Anschauung und nicht zuletzt der überlegene Geist des Dichters läutern alles Grobstoffliche zum symbolhaft Menschlichen. Seine Erfindung im Irdisch-Zwangsläufigen wie im Phantastischen zaubert immer neue, überraschende Einfälle hervor, Einfälle, denen niemals ein Vorbild oder eine Anleihe nachzuweisen ist, ob sie nun auf dem Boden der Magie, des Mythos oder der grotesken Antithese erwachsen sind.

Das Phantastisch-Abenteuerliche ist ein Genre, das in unserer Romanliteratur jetzt über Gebühr gepflegt wird, und viele Unberufene suchen diese Konjunktur handwerksmäßig auszunutzen. Die Kunst eines Leo Perutz, mag sie auch von der Masse der Leser nicht anders als die Durchschnittsprodukte spannender Kolportage verschlungen werden, können auch die Anspruchsvollsten sich gern gefallen lassen, solange sie sich auf der Höhe hält, die er mit seiner „Dritten Kugel", mit dem „Marques de Bolibar" und „Turlupin" erreicht hat.

Ein Brief

Von Leo Perutz (Wien)

Ihr Verlangen nach einer autobiographischen Skizze bringt mich in Verlegenheit. Ich befürchte, mit einer Darstellung meines Lebenswegs weder bei den Lesern meiner Bücher noch bei den Lesern Ihrer Monatsschrift Interesse vorzufinden. Meine innere Entwicklung ergibt sich für jeden, nur nicht für mich, aus der Lektüre meiner Romane. Meine Auffassung der schriftstellerischen Tätigkeit war leider bei jedem Buch, an dem ich arbeitete, notgedrungen eine andere. Um Ihnen aber dennoch etwas Positives über meine Arbeit zu sagen, möchte ich feststellen, daß ich gern mein ganzes bisheriges „Œuvre" dafür gebe, wenn ich auch nur ein einziges Kapitel des Romans „Larion" (von Eduard Stucken), den ich für das größte epische Kunstwerk unserer Zeit halte, zu schreiben fähig gewesen wäre.

In Hochschätzung

Ihr sehr ergebener

Leo Perutz

Das heimliche Frankreich: Edouard Estaunié

Von Werner Mahrholz (Berlin)

Es war in einem Gespräch mit dem ausgezeichneten Germanisten der pariser Sorbonne Lichtenberger. Wir hatten lange über die Tatsache gesprochen, daß das wahre Gesicht der Nationen, soweit es sich im Schrifttum ausprägt, verdeckt wird von einer bestimmten Art von Zivilisations-

literatur, die oft nur sehr unvollkommen das eigentlich Wesentliche der Völker zum Ausdruck bringt. Ich hatte das Wort vom „heimlichen Deutschland" in die Debatte geworfen und auf Hermann Stehr als einen Repräsentanten dieser verborgenen, unaufdringlichen, still wirkenden Geistigkeit von Deutschland exemplifiziert, der meinem Gesprächspartner — man darf wohl sagen: durch die Schuld der Deutschen selber — nicht eben geläufig war. Lichtenberger seinerseits erzählte mir darauf von dem stillen und schönen Werk Edouard Estauniés, und ich mußte meine Unbekanntheit mit diesem „heimlichen Franzosen" bekennen. Heut bin ich der Wendung des Gesprächs und dem Hinweis Lichtenbergers dankbar: er hat mir die Bekanntschaft mit einem französischen Autor von erstem Range verschafft, der so gar nicht in das Klischee-Bild von „französischer Literatur" hineinpaßt und in dem doch wesentliche Seiten des französischen Nationalcharakters sich darstellen.

Man ist in Deutschland allzusehr geneigt, sich den Franzosen als „geselliges Wesen" schlechthin vorzustellen: Estauniés Romane zeichnen den einsamen französischen Menschen, den mystisch-versponnenen, pessimistischen, melancholischen Bewohner der Provinz. Noch einmal ein deutscher Irrtum: Frankreich und Paris gleichzusetzen. Nichts ist falscher als diese Vorstellung, sowenig Berlin und Deutschland identisch sind, sowenig Paris und Frankreich, trotz aller Zentralisierung hier, aller Dezentralisierung dort. Estauniés Werke — eine ganze Serie von Romanen aus der Provinz und aus Paris, einem kleinbürgerlichen, durchaus nicht mondänen oder demimondänen Paris — sind ein unerhörter Beweis dieser Thesen.

Kein Zufall, daß ich Lichtenberger auf Stehr, er seinerseits mich auf Estaunié hinwies: auch das literarische Schicksal dieser beiden Zeitgenossen nähert sie einander. Ein Erfolg großen Stils blieb ihnen bis jetzt versagt; aber alle Besten im Lande schätzen und lieben sie; aber eine edelste Jugend sucht ihre zukünftige Aufgabe in ihrem Werk vorgebildet zu finden. Sie dringen nicht über die Grenzen des Heimatlandes hinaus, weil sie zu fest und tief in ihrem eigensten Volkstum wurzeln, zu sehr dabei echte Humanisten und gute Europäer sind durch die Kraft ihres dichterischen Ingeniums, das Menschen schlechthin sieht und gestaltet, und von einem phrasenhaften Weltbürgertum und Pseudohumanismus nicht an die Wand — geredet wird. Aber ihre Zeit kommt: man könnte sagen — zur Verdeutlichung für deutsche Leser — Estaunié sei ein französischer Stehr; natürlich ist damit nicht gemeint, daß er künstlerisch oder in seinen Themen Ähnlichkeit mit dem deutschen Dichter habe; er hat nur im Rahmen französischer Seelen-Möglichkeiten einen ähnlichen Weg ins Innere genommen wie Stehr im Umfang deutschen Seelen-Raumes.

*

Was ist nun das Thema, das Estaunié mit Variationen wiederholt? Das Leben der Menschen in der Provinz oder im provinzlerischen Paris; das Leben des kleinen und mittleren Bürgertums, die Kämpfe um Hab und Gut, um Tradition und Ehre, die zum Schicksal ganzer Familien werden, die schlimmen Spannungen zwischen Engverbundenen, die kleinen, unblutigen und doch tödlichen Tragödien des Alltags, das Verbluten von Durchschnittsmenschen an ihrer Umgebung. Estauniés Menschen sind verschwiegen, einsam, melancholisch. Auf dem Grunde ihrer Seele lebt ein hilfloser Drang nach Verborgenheit, Frieden und stillem Glück. Aber sie werden hineingezerrt in den Kampf der Interessen, in den Strudel leidenschaftlicher Verwirrungen, in die Atmosphäre kleinstädtischer Gehässigkeit. Sie kämpfen im Grunde um Bewahrung ihrer Selbst gegen die Ansprüche der Familie, der Gesellschaft, der Öffentlichkeit. Und sie zerbrechen, gerade in ihren feinsten Exemplaren, an der Brutalität der „Welt".

*

Schon die Titel der Romane sind bezeichnend: „La vie secrète", „Les Choses voient", „L'appel de la route", „L'ascension de Mr. Baslèvre", „Solitudes". Stille Titel, wenn man so will, Titel, die auf einfache Schicksale hinweisen, lyrische Titel endlich. Und tatsächlich: ein lyrischer Zauber ist, bei aller echt epischen Gestaltung, über diesen Romanen, die mit höchstem Kunstverstand gebaut, geradezu raffiniert in der Komposition sind, mit allen technischen Mitteln des Realismus arbeiten. Da ist etwa der Roman des Herrn Baslèvre, eines Junggesellen und hohen Ministerialbeamten, der

im Grunde der Provinzler geblieben ist, trotzdem er dreißig Jahre in Paris lebt und es sozusagen zu etwas gebracht hat. Dieser schon etwas vertrocknete Fünfziger erlebt nun, an der Frau eines wiedergefundenen Jugendfreundes, der in unglücklichster Ehe lebt, eine leidenschaftliche Liebe, die aber fern von aller Erfüllung, ganz in schamhafter Scheu, in platonischer Zuneigung, in melancholischer Resignation verläuft und am Ende den Einsamen mit dem Schatten einer Toten zurückläßt. Äußerlich ist gar nichts geschehen, innerlich hat ein Mensch, der sein Leben lang tot war, seine Auferstehung in leidvollem Drama erlebt.

Oder man nehme die Bilder aus der Provinz: den Liebesroman im „L'appel de la route", die furchtbaren Familientragödien in den „Solitudes" und in „Les Choses voient" oder endlich den sozialen Roman in „La vie secrète". So lebt und stirbt, arbeitet und liebt, intrigiert und haßt man in Frankreich; so wird man im geselligen Lande einsam, mißtrauisch und verschlossen. Am stärksten kommt das vielleicht in dem Roman „La vie secrète" heraus, in dem alle handelnden Personen eine Liebhaberei haben, die sie vor den Augen der Welt aufs schamhafteste verbergen und an der sie doch mit der ganzen Kraft ihres Lebens hängen. Unvergeßlich dies alte Provinzfräulein aus bestem Hause, das einen Neffen zweifelhafter Herkunft hat und an ihm eine späte Mütterlichkeit erlebt, oder der kleine Rentier, der das Leben der Ameisen studiert mit einer Passion, die an Narrheit grenzt, oder der Abbé, der die Biographie einer nicht existierenden Heiligen schreibt. Schauerlich, wie all diese verborgenen Dinge plötzlich durch Zufälle ans Licht des Tages bringen, schmerzliche Enttäuschungen bereiten und die Menschen von Grund aus verändern.

*

Genug von Einzelheiten. Estaunié ist, trotz alles Übersetzungsfiebers, das in Deutschland herrscht, mit keinem einzigen seiner Bücher bisher übersetzt erschienen. Man hat ja wichtigeres zu tun, z. B. Ljeßkow, den großen und gewiß verehrungswürdigen Russen, gleich in drei Ausgaben dem deutschen Publikum zu bieten und sich damit gegenwärtig zugrunde zu konkurrieren; oder, immer mal wieder, die „großen Romanciers der Weltliteratur" zu drucken, oder Viktor Margueritte s, uns Deutschen sehr wenig Neues bietende Romane zu übersetzen. Planwirtschaft in der Übersetzungsindustrie ist wahrhaft eine „Forderung der Zeit". Man sollte zehnmal prüfen und erwägen, was und wie man es dem deutschen Publikum nahezubringen suchen soll. Noch ist Estaunié nicht unter den „Auserwählten", wenn er auch Mitglied der Akademie ist. Aber gemach, seine Zeit wird kommen. Es muß ja nicht heut sein.

Japanische Masken

Von Ernst Martin (Krefeld)

Das Wort Maske besitzt für das europäische Theater keinen besonders liebenswerten Klang. Wir stellen uns unter diesem Begriff zunächst die mehr oder weniger primitiven, den menschlichen Gesichtsformen ziemlich plump angepaßten Larven des griechischen und des römischen Theaters vor, die durch Überhöhungen und Übertreibungen, vor allem durch die weitaufgesperrte, schallochartige Mundöffnung stereotyp bleiben mußten. Die Primitivität dieser Masken gestattete nur grobe Wirkungen und verhinderte jedes Hinauswachsen über das rein Typische. Als dann im Laufe der Zeit diese Typen in die wenigen Figuren der Commedia dell' Arte übergingen, warf man ohne Bedauern die Masken beiseite, und heute wird das Wort Maske im modernen Theatergebrauch zuweilen sogar als kritisch herabwürdigender Ausdruck angewandt. Ob in Europa die Anfertigung von Masken über eine lediglich handwerkliche Angelegenheit durch die ziemlich rapide Entwicklung des Theaters nicht hinausgekommen ist, oder ob umgekehrt das Fehlen des künstlerischen Ausdrucks in der Maske das Theater in neue Bahnen gedrängt hat, möge dahingestellt bleiben. Jedenfalls sind die europäischen Tanz- und Theatermasken in keiner Weise den asiatischen und über-

seeischen Kult- und Theatermasken an die Seite zu stellen.

Schon des öfteren war man in Europa auf die Bedeutung der Maske besonders im japanischen Theater aufmerksam gemacht worden, aber noch niemals waren diese Mitteilungen über rein persönliche Eindrücke weniger Weltreisender hinausgelangt. In Deutschland hatte bisher über das japanische Theater am besten Carl Hagemann orientiert, der die Eigenart vor allem des japanischen No-Spiels in ausgezeichneter Weise geschildert hat: „Künstlerisch Reineres, im besten Sinne Festspielmäßigeres ist weder in Japan noch sonst irgendwo auf der Welt zu sehen und zu erleben, als hier bei einer Sonntagsaufführung der No-Lehrbühne, wo sich dort oben auf den Brettern eine Anzahl Schüler um den Meister scharen und ihren Freunden und Verwandten von alten Mären künden: in einer schon fast heilig gewordenen Sprache, in ganz lebensfernen Ausdrucksweisen, in überlieferten Formen voll Künstlichkeit und symbolischer Tiefe — wo Darsteller und Genießer einander in religiöser Inbrunst zur Pflege einer uralten Kunstübung ehrwürdig verbunden sind." (Carl Hagemann, Spiele der Völker, S. 178.) Dazu ertönt eine schon tausendjährige Musik, und ein Chor, auf der Bühne hockend, erklärt und verknüpft durch kunstvollen Vortrag die Handlung. Die No-Spiele, ein Gemisch von Oper, Oratorium und Ballett, werden seit mehr als einem halben Jahrtausend mit Masken vorgeführt, die mit den erlesenen Worten des klassischen japanischen Theaters in künstlerischem Einklang stehen. Es sind Schnitzwerke allerersten Ranges, gebildet von Künstlern hohen Grades. Die Welt dieser großen Künstlerpersönlichkeiten läßt nun zum ersten Mal Friedrich Perzynski[1] für uns Abendländer erstehen, in einer Weise, die zu Bewunderung und Dankbarkeit zwingt. Inwieweit des Verfassers Vermutungen über viele noch ungeklärte Dinge, Lebenszeit einzelner Künstler oder Zuteilen von Werken an bestimmte Schnitzer mit Zustimmung oder mit Zweifel aufzunehmen sind, soll der Spezialkritik überlassen bleiben. Es spielt für den Wert der Gabe keine Rolle. Über 120 prachtvolle alte Schnitzwerke werden vorgeführt, erläutert und so geschickt mit der Lebensgeschichte der Schnitzer und dem Inhalt der einzelnen No-Spiele verbunden, daß dieses ausgesprochen wissenschaftliche Werk zur spannenden, reizvollen Lektüre wird. Perzynski verfügt über eine Wortpalette voll der schillerndsten Farben. Immer und immer wieder findet er neuen Ausdruck für die Deutung und Ausdeutung der einzelnen Masken. Oder man höre etwa die Charakterisierung einer bestimmten Art von No-Stücken anläßlich der Betrachtung von Mitsuyasus Ojii-Maske: „Der Prunk ihrer gold- und silberstarrenden Märchengewänder, in denen das ganze Farbenfeuer des Orients auflodert, rauscht und knistert auch im Wortgepränge des Textes, das feenhafte Landschaften mit Smaragdbrücken über schillernden Teichen, mit perlmutter-eingelegten Holzpforten und gold- und silberkiesbelegten Gärten hervorzaubert." (Bd. I, S. 292.) Perzynski nennt die No-Masken Werke einer Kunst, der zu dienen sich Meister wie Shakuzuru (1278—1288), Tatsuyemon und Himi (Koan-Periode) u. a. zum Ruhme Japans und des No bescheiden. Schnitzer von solchem Rang hätten sicher auch „größere" Aufgaben spielend bewältigt. „Daß sie die Größe nicht in den Ausmaßen sehen, ist die Erklärung für die nie versiegende Schönheit solcher von innerlicher Monumentalität gesättigten Kleinkunstwerke und für die Kluft, die unsere vergröberte Zeit von jener geistig gesammelten Welt trennt." Wenn auch den Maskenschnitzern durch die Form und den Ausdrucksinhalt der No-Stoffe eine gewisse Begrenzung beschieden war, so wurden doch die Grundtypen immer wieder in neuer künstlerischer Eigenart abgewandelt und damit eine immer fortschreitende Individualisierung dieser Typen erreicht. Sie stellen wesenhaft erlebte und gar nicht larvenhafte Gesichter von höchster plastischer Beredsamkeit dar, und bei dem so eng begrenzten Umfang der Ausdrucksmittel nötigen das Geschick und die Treffsicherheit, mit der sich die Künstler der leicht zu erschöpfenden Möglichkeiten bedienten, zu immer neuer Bewunderung. Die Masken bilden heute unbezahlbare Schätze, sie befinden sich zumeist im Besitz der No-Tänzerfamilien, soweit sie nicht in die Museen der ganzen Welt gewandert sind.

[1] Japanische Masken. No und Kyogen. Von Friedrich Perzynski. Berlin und Leipzig 1925, Verlag von Walter de Gruyter & Co. Zwei Bände. 426 u. 235 Seiten. 122 ganzseitige und viele Textabbildungen.

Und um noch einmal aus dem so reichen Wortschatz Perzynskis zu schöpfen; sie sind höchst einprägsam, diese Masken, „und die Tanz- und Schauspielkunst, die mit Hilfe so scharf durchdachter und klug beseelter Werkzeuge Worte und Empfindungen verdolmetschen konnte, mochte sich stark genug fühlen, auf die wohlfeile Sprache der Gebärde zu verzichten. Psychologisch aber vermag man die Fülle und Feinheit der Gaben, die die Maskenschnitzer darzubringen nicht müde wurden, nur aus einem tiefsten gemeinsamen Antrieb zu erklären: indem die Spieler selbst mit unerschütterlichem Ernst und froher Hingabe das Letzte aus ihrer Kunst herausholten, spornten sie auch ihre Helfer, die Schnitzer, zu höchster Leistung an, und da diese zur gnadenreichsten Tat wurde, wirkte sie wiederum anfeuernd zurück. Große Kunstwerke — und das No mit allen seinen Akzessorien ist ein solches, ein Gesamtkunstwerk im Sinne Wagners und eines, das alle Rassenunterschiede überbrücken sollte — entstehen nur, wo man sie wünscht, braucht und würdigt."

Auch die Maske für das japanische Lustspiel, das „Kyogen", zieht Perzynski in seine Untersuchung, wenn auch hier die Zahl der von großen Meistern überlieferten Originalwerke geringer ist. (Ein interessanter Gegensatz zu Europa, wo die komische Maske der tragischen relativ immer überlegen war und wo gerade in letzter Zeit für das Volkstheater — Marionetten- und Kasperletheater — besondere Versuche einer künstlerischen Ausgestaltung der „Masken" unternommen wurden.) Daß Perzynski aber hauptsächlich bei dem No-Spiel verweilt, ist um so begrüßenswerter, als der ganze Umkreis des No, seine Literatur, seine Sprache und sein Tanz den europäischen Leser in das fast paradiesische Gebiet einer höherer Einheit freudig dienenden Kunst führt, deren Kristallisation die Maske darstellt. In einem zweiten Band, der in der Gediegenheit der Ausstattung und der Sauberkeit der Ausgestaltung mit dem ersten wetteifert, finden sich neben dem Verzeichnis der Künstler und ihrer Werke auch die Stammtafeln der Haupt-No-Tänzerfamilien, sowie der Maskenschnitzerfamilien. Besonders das Typenverzeichnis, das jede Type in einem charakteristischen Exemplar in Bild und Wort beschreibt, ist mit einer Sorgfalt zusammengestellt, die von der Begeisterung des Verfassers für seinen Stoff schönstes Zeugnis ablegt. Und es gelingt ihm, diese Begeisterung auch auf den Leser zu übertragen, dem der Begriff Maske nunmehr zum Symbol einer Kunst geworden ist, einer Kunst, die ihm einen Schleier vom Geheimnis seiner selbst gelüftet hat.

Die tragische Seele

Von Edgar Groß (Halle a. S.)

Das Tragische und die Welt der Tragödie ist eins der größten Probleme, um die das Denken aller Zeiten kreist. Mit Recht, denn es ist das Urproblem des Daseins, es ist die Spiegelung unserer Existenz, gesehen im Weltall. Tragisch ist die Stellung des Individuums im Kosmos immer, sei es, daß sie Auflehnung, sei es, daß sie Zwiespalt des Seins oder willenlose Unterordnung bedeutet. Im ersten Fall ist die Tragik zwischen Subjekt und Objekt gesetzt, im anderen Fall ist sie in das Subjekt verlegt. Dazwischen gibt es Grenzverschiebungen.

Die Tragik der Auflehnung kennt Ende oder Erlösung durch Unterwerfung oder durch Läuterung: das Individuum wird einer überindividuellen Notwendigkeit eingereiht und zum organischen Glied des Kosmos erhoben, dessen Harmonie es unorganisch verletzt hat. Die subjektive Tragik kennt kein Ende und keine Erlösung. Sie überwindet sich nicht, weil es keine Allwirklichkeit gibt, von der sie sich überwinden oder läutern lassen könnte. Sie ist Aufschrei oder Registrierung des nur im Menschen liegenden Zwiespalts, Enttäuschung oder Auflösung ins große Nichts. Sie ist das Erlebnis der in sich tragischen Seele. Sie ist die Tragik des modernen (nachgoethischen) Dichters, der Ludwig Marcuse nachspürt.[1]

[1] Ludwig Marcuse, Die Welt der Tragödie. 1. bis 3. Tausend. Berlin, Leipzig, Wien und Bern, Franz Schneider Verlag. Derselbe, Strindberg, Das Leben der tragischen Seele. Ebenda.

Marcuse geht vom zentralen Erlebnis des Tragischen, nicht vom Begriff aus. Aber bei seiner Art der Behandlung, die das ästhetische Formproblem nur sekundär betrachtet, kann er der begrifflichen Fundierung nicht ganz entraten. Diese Fundierung heißt: die tragische Seele.

Der tragische Mensch — der „Held" des Dramas von Kleist bis Strindberg und Georg Kaiser — ist der Mensch der Sehnsucht und des Widerspruchs. Eins seiner Hauptmerkmale ist die Sensibilität, die empfänglich und empfindlich für jeden Angriff ist. Und weil er so sensibel bloßgelegt ist, so besitzt er den höchsten Grad der Intensität des Reagierens, aber auch den Mangel an letzter Hingabe; daher eine nie haftende Ruhelosigkeit, der nirgends letzte Erfüllung wird. Weil er sensibel, ist sein Sinn der Widerspruch (die Antinomie), nicht Widerspruch gegen den Kosmos, sondern innere Zwiespältigkeit. Und weil seine Innerlichkeit alles überflutet, so ist auch „die absolute Scheidung von objektiver Realität und subjektiver Idealität" aufgehoben. Seine Welteinstellung ist idealistischer Pessimismus, seine „Erlösung" das Eingehen in das Nichts.

Das sind die Hauptkennzeichen des tragischen Menschen. Offenbarungen dieses Grundschemas — man gestatte diese logische Begriffsbegrenzung — mit Wiederholungen und Abwandlungen sind die Dramatiker des 19. Jahrhunderts: Kleist, Büchner, Grabbe, Hebbel, Hauptmann, Wedekind, Shaw und Kaiser. Die höchste Form der Artbildung findet sich in Strindberg. Marcuse sieht nicht biographisch, er ergründet seine Dichter nicht als Menschen, sondern als geistige Phänomene, wobei er die Beziehung zu dem Ergebnis unserer Zeit stets aufrecht erhält, denn „wir haben das Erbgut vergangener Jahrtausende auf ihren Zukunftswert zu sichten".

Für Marcuse liegt die Gegenwartsbedeutung des antiken, insbesondere des äschyleischen Dramas in seinem religiösen und rein dichterischen Wert. Er lehnt es als Erlebnisdrama für uns ab, denn „die Weltmitte liegt nicht im Menschen", „der Mensch ist nur peripherster Trabant der Zentralsonne Gottheit". Sein Leiden ist endgültig und definitiv. Der tragische Mensch der Klassik stellt sich, wie der antike, ebenfalls außerhalb der Weltordnung; aber sein Leiden hat, vom christlichen Mysterium bis zum „Faust", ein Endziel in der Erlösung.

Der tragische Mensch der Moderne (seit Kleist) anerkennt keine solche Weltordnung. Daraus entspringen zwei Arten von Tragödien: „die Tragödie der Ziellosigkeit, der metaphysischen Leere und die Tragödie der Disharmonie zwischen irdisch-utopistischem Ziel und Wirklichkeit; die Tragödie der Einsamen und der sinnlos Unterliegenden". Diese Zweiteilung geht der Weg der modernen Dramatiker.

Kleist steht, am Ende der klassischen Periode, noch zwischen zwei Zeiten. Sein Ziel ist noch absolut (der Vernunftkosmos), der Weg zu ihm ist relativ. Mit seiner „Tragik im isolierten Subjekt" ist er „der erste Repräsentant des geistig ziellosen Menschen", dem der Tod Erfüllung zur Ruhe bedeutet. Dagegen ist Büchner schon in die neue Zeit hineingeboren. Seine Kunst ist das Produkt von atheistischem Materialismus und tragischem Menschentum. Seine Tragik ist absolut, ohne Verklärung. Während Büchner der Dichter des visionären Realismus wird, ist Grabbe der Typus der „inneren Leere". Er hat die Eruptionen der Sehnsucht, aber sie kommen aus dem Leeren und gehen ins Unbekannte; darum ist er unkontinuierlich, anarchisch und grotesk. „Vor Nietzsche vergöttlichte schon Grabbe die Ungebrochenheit der Kraft — statt kraftvoll zu sein." Hebbel, der große Vitalist und Willensmensch, ist der Antipode von Grabbe im Kampf gegen das Nichts der Sinnlosigkeit, doch auch er erlebt die Dissonanz des tragischen Menschen, eine Dissonanz, aus der Ibsen in die „Literatur" abbog, um mit dem „Preislied" des geistig unangetasteten glücklichen Lebens zu enden. Hauptmann, dem der deutende Mythos fehlt und dessen Aktivität Mitleid ist, dichtet nur die erlösungsbedürftige Individualität. Aber er dichtet die schlichte Natur, während Wedekind, dessen Naturalismus Angriff, aber nicht Verbundensein mit der Natur ist, „in der Richtung auf die Natur" dichtet. Erst Shaw und Kaiser bedeuten, nachdem Schnitzlers müde Seelenhaltung überwunden ist, den Anfang zur Erlösung des tragischen Menschen: denn sie erleben die Seele „als eine weltengebärende und weltenstürzende Kraft".

Die Gipfelung des tragischen Menschen hat unsere Zeit erlebt: in Strindberg. Er ist der Sensible und

Widerspruchsvolle, er ist Leiden und Auflehnung, er ist das Ja und das Nein mit gleicher Intensität — und alle diese Elemente sind in ihm niemals und nirgends kompensiert, sie bleiben Gegensätze, zusammengepreßt in einem „geistbesessenen" Menschen. Weil er immer wieder die objektive Wirklichkeit subjektiv vergewaltigt, weil er immer experimentiert, darum ist Strindberg auch immer wieder ein Abtrünniger. Und immer wieder verlegt er den Kampf des zwiespältigen Ichs in die objektive Welt: so in seiner Stellung zu Gott, so im Kampf mit der Frau.

Marcuse verfolgt diese Grunddisposition der strindbergschen Seele im einzelnen. Er zeigt, daß der Kampf gegen die Frau der Kampf des ideenverwirklichenden Mannes gegen seinen Wesensgegner, der Kampf von Typus gegen Typus ist. Damit wird die Gegensätzlichkeit der Geschlechter zur Gegensätzlichkeit seelischer Typen. Nebenher erst geht der Kampf gegen die emanzipierte Frau. „Es geht durch Strindbergs Dramen ein erschütterndes Wehe, wenn eines Mannes Herzblut vom Vampir Weib ausgesogen wird. Wedekind preist noch im Unterliegen den namenlosen Reiz des Elementes Weib; Strindberg flucht noch voll Sehnsucht nach der Ruhe im Weib diesem größten Anti-Christ, Anti-Geist, Anti-Mann."

Marcuse baut sein Buch über Strindberg architektonisch auf, er zieht die Grundlinien seiner Individualität und verfolgt diese in ihrer religiösen, sozialen, künstlerischen und menschlichen Entäußerung. Er zeigt immer die Ausstrahlungen der tragischen Seele in Strindberg, und so baut er sein Buch auch dynamisch auf. Er schreibt jedenfalls mit das Wesentlichste, was bisher an psychologischer Deutung des Phänomens Strindberg gesagt worden ist. Vorzüglich im einzelnen die Ausführungen über das Verhältnis zu Nietzsche, über das Mann-Weib-Problem oder etwa der Exkurs übers „Traumspiel".

Kennzeichen dafür, daß Marcuse seinen Strindberg innerst erlebt hat, ist die volle Einheitlichkeit seines Buchs. „Die Welt der Tragödie" ist essayistischer gehalten, aber auch hier fügt sich das Ganze konzentrisch ineinander, getragen vom Leitgedanken der tragischen Seele. Über das einzelne Werturteil wird man streiten: so über die Überschätzung von Büchners „Leonce und Lena" oder die Auslegung der Rhodope oder die Ablehnung Ibsens, so über manches in der ideengeschichtlichen Einordnung Hebbels. Aber es ist das Vorrecht der Subjektivität, hier und da absolutistisch zu sein; und Marcuse ist es bis zur überspitzten Antithese. Aber sein Atem ist heiß und läßt niemals aus, jede Zeile ist durchweht. Und endlich: Marcuse ist nicht nur kenntnisreich, nicht nur voll Temperament des Geistes, nicht nur der scharfe Sezierer seelischer Probleme, er ist auch ein Künstler der Synthese, der Elemente zum Ganzen zu gestalten weiß. Darum sind diese Bücher eine Bereicherung.

Zirkusliteratur

Von Werner Türk (Charlottenburg)

Die erfreulichen Bereicherungen der Zirkusliteratur sind selten. Unschwer die Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinung zu erkennen. Zumeist glauben ahnungslose Autoren uns dadurch den atmosphärischen Zauber und die grelle Phantastik der Zirkuswelt vermitteln zu können, daß sie mit rührendem Reporterfleiß alle nur irgendwie auffindbaren Zirkusanekdoten zusammentragen. Dazu kommen: dilettantische Beobachtungen, unbeholfene Erfassungsmethoden, Mangel an epischer Schwungkraft, blasse Farbgebung. Häufig sind die Versuche, uns in eine forcierte Pseudoromantik zu locken. Wie etwa „In der Garderobe": In einer Ecke hinter Requisitengerümpel freut sich ein muskulöser Athlet mit einer Trapezkünstlerin in prall ansitzendem Trikot. — Ein alter Clown mit alkoholischer Zinnobernase im blau geäderten Mehlgesicht setzt sich eine Vierzehnjährige im Flitterkleidchen auf den Schoß: Transplantierte Ballettthöschenerotik!

Oder: Ein gewalttätiger Tierbändiger verliebt sich in die gertenschlanke, rassige Kunstreiterin. Diese

liebt einen anderen. Mit stolzem Lächeln weist sie den verliebten Tierbändiger zurück. Der Dompteur greift zur Peitsche ... Die Kunstreiterin hat eine Pistole. Ein reizendes kleines Ding. Mit schillerndem Perlmuttergriff. Ein Schuß kracht. Der Tierbändiger klascht auf den Boden: Limonadenrünstiges Liebesidyll!

Wie wenige kennen das wahre Zirkusleben: Die familiäre und sittenstrenge Gemeinschaft der Artisten. Ihre naive Ursprünglichkeit. Ihre vom künstlerischen Ehrgeiz gepeitschte Arbeitswut. Ihre fanatische Kunstbegeisterung. Ihre sich im Artistischen wild auslebende Triebhaftigkeit. — Wie wenigen gelingt es, uns unverkitscht diese Zirkusromantik herbeizuzaubern! Diese Romantik, die andererseits oft eine ganz armselige Realität in sich birgt. Diese glitzernde, buntschillernde, skurrile Artistenwelt, hinter der der Jammer eines heimatlosen, unbefriedigten, unstet umherirrenden, hungernden Zigeunervölkchens hockt.

So verdienen bei der Seltenheit wesentlicher Publikationen in der Zirkusliteratur ehrliche Bücher besondere Anerkennung; zu diesen gehören zwei in letzter Zeit erfolgte Veröffentlichungen: „Das Leben dreier Clowns", Erinnerungen der Fratellini. Eingeleitet von Hans Heinz Ewers. Verlegt bei Erich Reiß, Berlin. — Und: „Die große Nummer" von A. H. Kober, erschienen im Verlag Ullstein, Berlin.

Das Leben dreier Clowns

Eine seltsam reizvolle „Autobiographie", die uns Pierre Mariel vermittelt hat. Die drei Brüder Fratellini, deren Lebenserinnerungen der Franzose aufgezeichnet hat, sind Clowns von internationaler Popularität. Diesen Weltruf haben die Fratellini ihrer schöpferischen Phantasie, ihrem stilsicheren Gestaltungsvermögen und der virtuosen Beherrschung so ziemlich aller Zirkustechniken zu verdanken. Die Fratellini sind: Trapezkünstler, Akrobaten, Kautschukmänner, Dresseure, Parterregymnastiker, Musiker, Springer, Reiter, Karikaturisten, Jongleure. Zigeunerhaft beginnen sie durch die Welt zu vagabundieren. Karren in Maringotten von Dorf zu Dorf. Schleppen Zirkuszelt, Tiere und Requisiten mit sich. Werden von listigen Zirkusdirektoren um die Gage geprellt. Schinden sich mit dem Alltag herum. Trainieren und spielen mit knurrendem Magen. Packt sie eines Tages die Wut, schnüren sie ihr Bündel und laufen dem schäbigen „Direktor" davon. Heutzutage allerdings können sie es sich angesichts eines günstigeren Angebots leisten, kontraktbrüchig zu werden und dem pariser Zirkus Médrano eine Konventionalstrafe von 110 000 Francs zu zahlen, um in den Cirque d'hiver überzusiedeln. Karriere.

Heut karren sie nicht mehr in ihren polternden Zeltwagen von Dorf zu Dorf. Heut führen sie (wenn sie überhaupt noch reisen) auf den Schienen Waggons voll Requisiten und Tieren mit sich, ärgern sich mit Zollbeamten herum, plagen sich mit Paßschwierigkeiten ab und fluchen in ihrem toskanischen Dialekt auf die Schikanen einer lächerlichen Bürokratie. Kurzum: ihre Sorgen sind andere geworden. Karriere.

Dieses tolle, buntbewegte Leben der Fratellini mit seinen asketischen Arbeitsdisziplinen, mit seinen Alltagssorgen, mit seinen Bajazzitragödien und mit seiner elementaren, triebhaften, unbezwingbaren Berufsfanatik ließ sich nicht leicht einfangen. Pierre Mariel war angewiesen auf seine Beobachtungen im Zirkus Médrano und auf die in einem Sprachenkonglomerat hingestammelten autobiographischen Angaben der Fratellini. Beschränkungen und Komplikationen, die die literarischen Erfassungsmöglichkeiten P. Mariels verringerten, müssen bei der Beurteilung der mitunter ein wenig unscharfen und farblosen Autobiographie verständnisvoll berücksichtigt werden. Sehr reizvoll sind die 115 Zeichnungen Elzingres, die das Buch ungemein wirksam beleben.

Die große Nummer

In kaleidoskopisch wechselnder Buntheit ziehen, fliegen, schwirren die Schicksale, „Nummern" und Erlebnisse der berühmten Zirkus- und Varietéprominenzen vorüber. Entstanden ist dieses Buch aus Gesprächen mit den verschiedenartigsten Zirkusleuten aller Länder, aus einem wachsamen Quellenstudium und aus sehr interessanten, persönlichen Erfahrungen: Kober ist mit Sarrasani in Südamerika und mit Carl Hagenbeck in Deutschland herumgereist. Kober ist nicht nur Zirkus-

fachmann, sondern vereinigt mit den Spezialkenntnissen und mit der Materienbeherrschung die Erlebnisfähigkeit eines Dichters. Die Reichhaltigkeit seiner Farbenpalette und die Geschliffenheit seiner kultivierten Stilkunst vermitteln uns mit virtuoser Leichtigkeit die eindrucksvollsten Impressionen des Zirkus- und Varietélebens. Die Satzlakonie seiner epischen Technik gibt das Tempo artistischer Aktivität an.

Zweifellos ist Kobers Zirkusbuch eins der faszinierendsten, die in letzter Zeit erschienen sind. Wir dürfen seine, von ihm selbst in Aussicht gestellte, groß angelegte „Geschichte des Zirkus" mit Spannung erwarten.

Gedenkblätter

XXXII

Albert Fries

Von C. Fries (Berlin-Grunewald)

Unter den Charakterzügen des ragenden Menschen Albert Fries war vielleicht keiner hervorstechender als eine selbstlos hingebende, unbegrenzte Bruderliebe — um so erschütternder für den zurückbleibenden Bruder, nun dies Gedenkblatt schreiben zu müssen. Er war der Gebende, Lehrende, Reinere, Bessere. „Ich müßte mein Leben verweinen, weint' ich Dir — — nach."

Albert Fries ist am 6. April 1869 zu Hamburg als Sohn eines Kaufmanns geboren. Nach dem frühen Tode des Vaters Ludwig blieb die Erziehung einer feinfühligen, weichherzigen Mutter Ida und deren künstlerisch hochgestimmter Mutter, der Arztwitwe Karoline Salomon, geb. Mansfeld, überlassen. Besonders letztere übte durch begeisternde Hinweise auf deutsche Klassiker und auf eigene Kunstvergangenheit — sie war Mitglied des berliner Opernhauses gewesen — einen idealen Einfluß auf den Knaben aus. Er war im Gymnasium bald durch ungewöhnliches Gedächtnis und frühe dichterische Produktion aufgefallen, und wenn der poetische Überschwang manchmal nächsten Schulzielen zu entwachsen drohte, so war der medizinische Oheim Max Salomon, der Biograph Giorgio Baglivis und Amatus Lusitanus', ein tatkräftig-gütiger Mentor. Im deutschen Aufsatz zeigte Albert früh dichterische Kraft und ausgeprägtes Formgefühl.

Ausschlaggebend blieb der wissenschaftliche Drang, der dann bald zur Universität führte, wo er unter Erich Schmidt, Roethe, Diels, Wilamowitz, Vahlen, Kirchhoff, Lenz, Tangl, Herrmann u. a. deutsche und klassische Philologie studierte. Sein phänomenales Gedächtnis, das ihm z. B. beim Staatsexamen später erlaubte, die griechischen Dramentexte auswendig zu sagen und zu übersetzen, sowie ein in Vahlens textkritischem Seminar besonders hervortretender Scharfsinn in konjekturalkritischen Fragen erregten bald Aufmerksamkeit. Als um die Jahrhundertwende die neuen Achilleisfragmente in Weimar auftauchten, stellte ihm Erich Schmidt die Rekonstruktion des epischen Plans als Doktoraufgabe, die er in seiner Aufsehen erregenden Dissertation „Goethes Achilleis" löste. Der starke Anklang, den ihm der Erstling eintrug, bestimmte ihn auf dieser Linie zu verharren, und so blieb er Germanist. Das germanische Seminar in Berlin ward seine eigentliche Heimat, und jahrzehntelang war er dort dauerhaftester Gast bis in späte Abendstunden, so daß der Pförtner abends wohl die Zirkel des Unermüdlichen stören mußte, dessen Kollektaneen und Hefte zu hohen Bergen angeschwollen waren. Es begann jetzt die Blütezeit, in der Albert Fries eine Kette von germanistischen Arbeiten vorwiegend stilistischen Charakters im Verlag Ebering herausgab, dem er bis zuletzt treu blieb. Seine Forschungen zu Platen, Kleist, Goethe und Schiller, zu Klopstock und Lessing, zu Hebbel und Richard Wagner, sein großes Grillparzerbuch, seine Studien zu Shakespeare u. a. sind bekannt. Er gewann sie mit eisernem Fleiß einem anstrengenden Schuldienst ab, dem er sich gewidmet und der ihn in das Elend kleiner pommerscher Städte, Demmin,

Treptow, Dramburg, führte, wo ein enger Horizont den geistigen Weltwanderer qualvoll einengte. Um so willkommener war dann die berliner Heimreise in den Ferien, die ihn und mich beglückte. Da wurde dann geschaffen, wurden wohl Vorträge für die Deutsche Literaturgesellschaft ausgearbeitet, und wenn an solchen Sitzungen seine feingefeilten, minutiös erlauschten Stilresultate über Kleist oder Wagner vor angeregter Korona zu Gehör kamen, so waren das Abende höchster Anregung und fruchtbarster Belehrung, wie noch jüngst Alfred Klaar rühmend hervorhob. Dem Genuß der Großstadt gab er sich in allerbescheidenstem Umfang hin. Unvergeßlich schöne Stunden, wenn er von Wissenschaft und Literatur, vom „großen Stil", von Germanisten und Dichtungen Arm in Arm mit mir plauderte, sonst war der unbekehrbare Junggesell, der zum Heiraten „keine Zeit hatte", in seinem kleinen, einfenstrigen Stübchen in der Mittelstraße über Büchern und Papier um deutschen Dichterstil bemüht, und gern erzählte er, wie einst Erich Schmidt, den damals in Platenstudien Vergrabenen an der Schulter fassend, mit Opitz gemahnt habe: „Ich empfinde fast ein Grauen, daß ich, Platen (st. Platon), über dir Hab' gesessen für und für; Es ist Zeit hinauszuschauen!" Gerade als Plauderer und witziger Schilderer mit leise parodistischer Ader war er unerschöpflich. Man brauchte nur zu lauschen. Dabei war sein mimisches Talent, mit dem er Bekannte mit Gesten und lautlich konterfeite, oft von feinkomischster Wirkung. Auch hier zeigte sich seine scharfe Beobachtungsgabe, die kleinste Züge, die anderen entgingen, sorgsam auffing und aussprach.

Neben der Wissenschaft erfüllten ihn in den letzten Jahren dichterische Pläne, wie sie ihn in der Jugend stets beschäftigt hatten. Der Diwan-Stil Goethes regte zu mancher formschönen Suleika-Dichtung an, die hier und da in Zeitschriften erschien, und dem Goethe-Jahrbuch von 1919 geht sein schönes Gedicht „An den Dichter des Westöstlichen Diwans" voran. Eine episch-dramatische Rhapsodie „Pompeius" (Schade, Dramburg) bringt in gesteigert drangvoller Sprache und glutvoller Erlebtheit scharfpointierte Bilder aus Cäsarischer Zeit, wenn etwa den Leichenträgern Cäsars pompejanische Rachegeister schmerzvoll-höhnend nachraunen: „Bebe nicht, liebe Sänfte, Du trägst den Cäsar und sein Glück!" An derartigen tragischen Antithesen war auch seine letzte, in gleich freier Form geplante Dichtung „Egmond" reich.

Die Feder in der Hand, sank er am 21. Februar hin, der geliebten Arbeit plötzlich entrissen; auf dem Luisenstädtischen Kirchhof in der Bergmannstraße birgt ein grüner Hügel nun das Sterbliche dieses reinen, edlen Menschen.

Wanderbücher von heut und gestern

Von Fedor v. Zobeltitz (Berlin)

III

Es ist gar nicht so leicht, sich durch die anwachsende Hochflut der Reiseliteratur hindurchzukämpfen. Aber es ist doch auch wieder ein erfreuliches Zeichen, daß das Interesse weiterer Publikumsschichten für fremde Welten, für Land und Leute der Ferne sichtlich zunimmt, und schon aus diesem Grunde wäre ich gern auf diese und jene hervorragendere Erscheinung näher eingegangen. Der mir gegebene Raum macht das leider nicht möglich, ich muß mich mit einer Übersicht dessen begnügen, was mir kurzer Empfehlung wert scheint.

Beginnen wir mit dem Norden, mit der großen Einsamkeit. Unfreiwillig führt der Weg eines russischen Schiffes in eine noch unbetretene Einsamkeit — von den 24 Mitgliedern der Brussilow-Expedition, die 1912 von St. Petersburg über Franz Joseph-Land nach Kap Flora wollte, entrann nur einer dem Tode: der erste Steuermann W. J. Albanow, dessen erschütternde Tagebuchaufzeichnungen Leonid Breitfuß unter dem Titel „Irrfahrten im Lande des Weißen Todes" herausgegeben hat (Gotha, F. A. Perthes A.-G.). Die „St. Anna" erreichte zwar schon nach wenigen Wochen die Katharineninseln, dann aber geriet das Schiff in eine verderbenbringende Eisumklammerung, die nach langen Monaten unendlicher Qual Albanow zwang, mit den verbliebenen 13 Genossen sich über die Eiswüsten einen Ausweg zu suchen. Die Erlebnisse dieser entsetzlichen Reise, auf der Gefährte nach

Gefährte dem Tod zum Opfer fiel, sind mit nervenaufrührender Anschaulichkeit geschildert. Heiterer verläuft Fridtjof Nansens Eismeerfahrt „Unter Robben und Eisbären" (Leipzig, Brockhaus), ein Jugend-Nordlandsbuch, aus früheren Aufzeichnungen zusammengestellt, mit einer prachtvollen Mischung von Ernst und Humor, die dem Leser, immer unterhaltsam, zeigt, wie aus einer Zufälligkeit eine Lebensaufgabe erwachsen kann. Im gleichen Verlag erschien Vilhjalmur Stefansons „Geheimnis der Eskimos", in dem der noch jugendliche Verfasser von seinem vierjährigen Aufenthalt im nördlichsten Kanada erzählt. Er war buchstäblich der erste Weiße, der die noch ungefähr auf der Stufe der Steinzeit stehen gebliebenen „Kupfereskimos" zu sehen bekam, der mit ihnen lebte, ihre Sprache erlernte, ihre Sitten teilte, ihren Aberglauben erforschte. Es hieße, dem Buch einen Teil seines Reizes nehmen, wollte man das „Geheimnis der Eskimos" zerlegen und zerpflücken. Wer es einmal in die Hand nimmt, wird sich schwer wieder von ihm trennen können, ehe er die letzte Zeile gelesen hat. Minder bedeutsam als Forscherwerk, aber reizvoll als Gabe zweier Künstler ist der „Lappensommer" von Wilhelm und Dyweke Petersen (Bremen, Karl Schünemann). Frau Dyweke hat zu den Bildern ihres Gatten einen hübschen Text geschrieben. Der fabelhafte Gegensatz des eisgefesselten Winters und des kurzen glühenden Sommers ruft ein Zusammendrängen allen Lebens in eine knappe Zeitspanne zu intensiver Auswirkung hervor und hat Erscheinungen zur Folge, wie man sie unter keinem anderen Breitengrade trifft. Die Bilder, teils in schwarzer Kreide, teils farbig, bieten eine ausgezeichnete Charakteristik des seltsamen Landes.

In zivilisiertere Gegenden Amerikas geleiten uns Paul Rohrbachs Reisebetrachtungen. „Amerika und wir" (Berlin, Buchenau & Reichert), kluge, auch politisch und wirtschaftlich sehr interessante Schilderungen aus den Vereinigten Staaten, den La Plata-Ländern, Chile, Peru, Bolivien und Mexiko. Zentralbrasilien mit seinen noch unerforschten Wildnissen baut Heinrich Hintermann in seinem spannenden Reisewerk „Unter Indianern und Riesenschlangen" vor uns auf (Zürich-Leipzig, Grethlein & Co.). Seine Expedition war mit mancherlei Fährlichkeiten verknüpft — auf der Heimreise wäre beinahe der ganze Trupp an Hunger und Fieberkrankheiten zugrunde gegangen. Ein im Urwald verirrter Schweizer wurde erst nach vierzig Tagen in einem Indianerdorfe zwar noch lebend, aber in entsetzlichem Zustande wieder aufgefunden. Trotz aller Hindernisse konnten indes sowohl zahlreiche Tiere wie die noch in völliger Wildheit und Nacktheit vegetierenden Indianer am Hauptquellfluß Xingu kinematographisch aufgenommen werden. — Auch Mexiko wurde vielfach literarisch neu beackert. Hoch über den üblichen dünnflüssigen Reiseskizzen eiliger Touristen steht der „Ausflug nach Mexiko" von Leo Matthias (Berlin, Verlag Die Schmiede). Landschaften, Städte, Volk, Alt-Mexiko mit den gigantischen Ruinen einer versunkenen Kultur, das politisch traditionslose Neuland des letzten Jahrhunderts: diese von allen Rassen und Mischrassen der Erde bevölkerte Fremdwelt mit ihren unmöglich scheinenden Gegensätzen zieht in einer farbenleuchtenden Bilderreihe vor den Augen des Lesers vorüber. Der Verfasser ist ein unbefangener Beurteiler, aber ein feiner geistreicher Kopf und ein Mann von Wissen, das er indes Gottlob nicht lehrhaft vorträgt, vielmehr in eine stilistisch so vornehm und zugleich so originell anmutende Darstellungsform zu kleiden weiß, daß die Lektüre des Buchs zu heller Freude wird. Recht unterhaltend lesen sich auch Emil Landenbergers „Wanderjahre in Mexiko" (Leipzig, Brockhaus), die ehrlichen Erfahrungen eines jungen Einwanderers, der frisch von der Leber weg zu erzählen versteht und selbst in ernsthaften Situationen nicht den Humor verliert. Beachtenswert sind seine Winke für auswanderungslustige Landsleute. Wer drüben nicht einer auskömmlichen festen Stellung sicher ist, der bleibe lieber daheim.

Die Brücke nach Asien bilden Harry Philbys Entdeckungen und Abenteuer im „Geheimnisvollen Arabien" (Leipzig, ebenda, 2 Bände). In politischer Mission wurde 1917 der Verfasser nach Riyadh geschickt, um zugunsten Englands die durch den geglückten Ansturm der Wahhabi in Arabien völlig umgeschaffene politische Lage an Ort und Stelle zu studieren. Interessanter für den Leser als die, allerdings immer nur flüchtig gestreiften und durchaus objektiv gehaltenen politischen Erörterungen sind die Schilderungen der Reise selbst, die ältere Forscher, wie Niebuhr, Burckhardt u. a., vortrefflich ergänzen, weil sie doch vielfach weitab führen von den Spuren berühmter Vorgänger. Die Aufzeichnungen Philbys sind äußerst genau und wohl im Anschluß an seine sorgfältig geführten Tagebücher entstanden. Einige Schwierigkeiten macht die Lautübertragung arabischer Namen, deren Schreibung bei uns anders ist, als sie die Königliche Geographische Gesellschaft in London angeordnet hat. „Persien in Wort und Bild" führt uns Friedrich Rosen vor, einer der besten Kenner des Landes (Berlin, Franz Schneider Verlag). Rosen war häufig in Persien, auch einmal acht Jahre Mitglied der deutschen Gesandtschaft in Teheran, und so erzählt er denn von dem Persien von damals, das jedenfalls eigen-

artiger war als das der jüngsten Gegenwart, die mit ihrer Industrialisierung und Europäisierung dem ganzen Orient den Reiz seiner alten kulturellen Wesenheit raubt. 162 ganzseitige Bilder nach photographischen Aufnahmen unterstützen den lebendig geschriebenen Text des Buchs, der als dritter Band der Reihe „Die Welt in Wort und Bild" gedacht ist. Seit Jahrhunderten waren stets die wandernden Kaufleute Bahnbrecher im fremden Land. Die Tagebuchblätter von Rudolf Asmis „Als Wirtschaftspionier in Russisch-Asien" (Berlin, Georg Stilke) weisen jenen neuen Typ des Geschäftsreisenden auf, der nicht immer nur an den augenblicklichen Verdienst denkt, sondern mit freiem Blick in großen Zügen dem heimischen Markt neue Bahnen zu eröffnen sucht. Ein halber Kaufmann ist auch Emil Trinkler, der uns, zugleich ein halber Forscher, „Quer durch Afghanistan nach Indien" führt (Berlin, Kurt Vowinckel). Ohne Pseudowissenschaftelei gibt er das Bunte, das ihn umdrängt, in einer Reihe hübscher Feuilletons wieder, denen auch die persönliche Note nicht fehlt. Es sind keine gewaltigen Ereignisse dabei, aber es handelt sich ja um Gegenden, in denen der Alltag farbiges Erleben an sich ist. Ein weiteres Werk über Afghanistan, die Reisen und Erlebnisse eines deutschen Arztes, F. Börnstein-Bosta, behandelnd, nennt der Verfasser „Mandana Baschi" (Berlin, Reimar Hobbing), d. h. „Mögest du nicht müde werden". Obwohl das Buch sich am ausführlichsten mit Afghanistan selbst beschäftigt, so ist doch auch der Weg nach dem „verschlossenen Lande", durch Rußland, die Kirgisensteppen und über den Aralsee und zurück durch Indien, voll höchst interessanter Schilderungen und praktischer Hinweise. Denn das Buch — ein „unterhaltsames, kein gelehrtes", sagt der Autor — will bei der deutschen Jugend werben, „daß sie mutig hinauswandere in die weite Welt". Nun hat sich freilich seit 1921, der Zeit der Reise, in Afghanistan vieles geändert, aber ein Land voller Zukunftsmöglichkeiten ist es noch immer geblieben. — Kriegserlebnisse der deutschen Expedition nach Persien und Afghanistan erzählt Oskar v. Niedermayer unter dem Titel „Unter der Glutsonne Irans" (Dachau-München, Einhornverlag). Abgesehen davon, ob es lohnend ist, so wenig rühmliche offizielle Expeditionen wie diese der Vergessenheit zu entreißen, sind die Erlebnisse des Verfassers doch höchst fesselnd geschrieben, zumal die vorurteils- und furchtfreie Schilderung des dem näheren Orient eigentümlichen Räuberwesens. In gleicher Weise anregend sind die Kapitel, die den Alexanderzug behandeln. Zu bewundern bleibt jedenfalls die Krafteinsetzung bis zur Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit, die diese Leute bei ihrer aussichtslosen Abenteurerfahrt beseelte — weil sie den Interessen Deutschlands dienen sollte. — Mit seltener Aktualität gibt Walter Hagemann in seinem „Erwachenden Asien" (Berlin, Germania A.-G.) die Stimmung des heutigen fernen Ostens wieder. Im Gegensatz zu vielen anderen Reisewerken über exotische Welten, bewegt sich „das erwachende Asien" nicht nur in billigen Natur-, Land- und Leutebeschreibungen, sondern geht überall auf den Grund der Dinge. So möchte ich auf des Verfassers Ausführungen über die chinesischen Wirren verweisen — auch die ungeheuere Tragweite des Erdbebenunglücks in Japan wird durch die Betrachtungen Hagemanns in ein neues Licht gerückt.

Den „Kampf um den Everest", den wir schon aus der Verdeutschung der zweibändigen englischen Sammelarbeit und aus Sven Hedins trefflichem Werke kennen, faßt George Ingle Finch unter Zugrundelegung der Resultate der Expeditionen von 1921, 1922 und 1924 noch einmal zusammen (Leipzig, Brockhaus). Walter Schmidkunz, der auch die Übertragung übernahm, hat sich um die Herausgabe des Buchs verdient gemacht, das in schlichter Weise und doch in dramatischer Steigerung das verzweiflungsvolle Ringen um den Berggiganten, bis das Schwinden der Kräfte die Umkehr erzwang, zur Darstellung bringt. Finch, der berühmte Bergsteiger, der bis in die himmelnahe Höhe von 8326 Metern vordringen konnte, verneint die Annahme, daß Mallory und Irvine bei der letzten Expedition den Gipfel erreicht haben könnten und erst beim Abstieg umgekommen seien, bejaht aber die Möglichkeit einer Ersteigung, falls das Sauerstoffproblem gelöst werden kann. Eine neue Expedition steht fertig gerüstet. In diesem Jahr hoffte man den Berg der Berge endgültig zu bezwingen — tatsächlich fehlten den Reisenden von 1924 ja nur noch 200 Meter bis zur Gipfelhöhe. Inzwischen aber liegen die seltsamen Verhältnisse in Tibet so, daß an eine Einreise- beziehungsweise Durchmarscherlaubnis nicht zu denken ist, und ein Zugang, der tibetischen Boden vermeidet, ist unerreichbar. Einer der Wenigen, die Tibets Unzugänglichkeit zu sprengen wußten, ist Sir Charles Bell, ein Beamter der indischen Zentralverwaltung, der seine Erinnerungen an diese interessanteste Zeit seiner Dienstjahre in dem Buch „Tibet einst und jetzt" (Leipzig, ebenda) niedergelegt hat. Es ist keinem Geringeren als dem Dalai Lama selbst gewidmet, den eine herzliche Freundschaft mit dem Verfasser verband und der ihn im Oktober 1920 zu einer diplomatischen Mission nach Lhassa einlud: die erste offizielle Gesandtschaft, die Lhassa betreten konnte. Berücksichtigt Bell nun auch mehr die politische als die kulturgeschichtliche Seite und ist das Buch auch getränkt in angel-

sächsischen Dünkel, mit dem sich gelegentlich ein verächtliches Achselzucken über Deutschland mischt, so ist es andererseits überreich an sachlichen Mitteilungen — es ist tatsächlich eine vollständige Geschichte des geheimnisvollen Landes, gewürzt durch aufhellende Streiflichter, die auf die Verweichlichung eines ehemals tapferen Kriegervolks durch den Buddhismus und Lamaismus fallen.

Auch Afrika fehlt nicht in der neueren Reiseliteratur. Hans Bethge schildert seine „Ägyptische Reise. Ein Tagebuch mit 48 Abbildungen" (Berlin, Euphorion-Verlag) mit den Augen eines Dichters. Mein Gott, was ist nicht alles schon über das moderne Ägypten geschrieben worden — aber man liest dies Tagebuch eines Poeten, der zum erstenmal das Deltaland besuchte und alle Eindrücke heiß empfindend auf sich niederrauschen ließ, doch wieder mit großem Vergnügen. Besonders lobenswert ist die glänzende äußere Ausstattung, Druck, Papier, Einband, Bilderausführung. — Ein Malerbuch ist „Die Reise nach Tetuan" von Gustav Wolf (Stuttgart, Walter Hädecke). Es geht durch Italien, Südfrankreich, Spanien hinüber nach dem afrikanischen Norden und zurück abermals durch Spanien nach Paris. Der Malersmann ist auch ein anmutiger Plauderer, und das gibt in Verbindung mit zahlreichen (vortrefflich in Vierfarben- und Offsetdruck reproduzierten) Bildern dem Buch eine erfreuliche Geschlossenheit. Man nimmt gleichen Anteil an dem munteren Text wie an der bildnerischen Begleitung. — Von ungewöhnlichem Interesse, auch für Folkloristen, sind die von Carl Einstein herausgegebenen „Afrikanischen Legenden" (Berlin, Ernst Rowohlt), eine aus weit über hundert, meist wenig bekannten Quellen geschöpfte Zusammenstellung der Mären, Sagen und mythologischen Überlieferungen afrikanischer Völkerstämme. Seltsam, wie manches, beispielsweise in der Legende von der Erschaffung der Welt bei den Baluba, sich christlichen Traditionen nähert. Originell und dem Inhalt sich anpassend ist die auf rotes Leinen gedruckte farbige Umschlagzeichnung von Georg Alexander Mathey. Einem Künstler wie Gustav Wolf verdankt auch ein anderes Buch seine Entstehung: „Feuer am Rif" von Bernd Terhorst (Berlin, Neufeld & Henius). Terhorst hat zwei volle Jahre unter den Riffkabylen gelebt und sich gut vertraut gemacht mit ihren Sitten und Gebräuchen, ihrem Denken, Fühlen und Hoffen und ihrer Freundschaft für Deutschland. Seine mit flotter Feder geschriebenen Aufzeichnungen, durchsetzt mit vielen Zeichnungen und photographischen Aufnahmen, können in diesen Zeitläufen, da die großen Kämpfe auf steinigem, sonnendurchglühtem Boden um die Freiheit eines Volks zu Ende geführt werden konnten, besonders willkommen geheißen werden. — Mit einer zoologischen Expedition zog Prinz Wilhelm von Schweden nach Zentralafrika, und als liebenswürdiger Amateur und passionierter Jäger plaudert er unter dem Buchtitel „Unter Zwergen und Gorillas" über seine Erfahrungen (Leipzig, Brockhaus) — erzählt hübsch und lebhaft von seinen Strapazen und seiner Beute, von der Schönheit der Einsamkeit und dem gewaltigen Tierparadies, das für ihn nicht nur einen ergiebigen Jagdgrund darstellt. Gleichsam unbeabsichtigt, ohne starke politische Betonung, fallen zwischendurch auch Streifblicke auf die heutigen Besitzer und Mandatare Innerafrikas. Man darf wohl, wenn auch zweifelnd, hoffen, daß die Verteilung keine endgültige bleiben wird.

Aber wir müssen noch weiter: in die Südsee. Paul Naef hat Jahrzehnte „Unter malayischer Sonne" als Pflanzer in der Insulinde verbracht, weiß also aus eigenster Kenntnis und selbständiger Anschauung darüber zu berichten (Frauenfeld-Leipzig, Huber & Co.). Und das ist das Bestrickende an dem Buch: daß der Verfasser auch tief in das Leben und Wesen der Eingeborenen hineinzuschauen vermochte und uns die naive Dichtung dieser zum Teil noch sehr primitiv denkenden Bevölkerung in literarisch abgetönter Darstellung, gewissermaßen in Form kleiner Romane, näher zu rücken versteht. Auch die unter dem Titel „Reliefs" zusammengestellten Feuilletons sind voll ethnographischer und koloristischer Reize. — Die „Wanderungen im Queenslandbusch" von W. L. Puxley führen uns nach Australien (Berlin, Kurt Vowinckel). Das tropische Queensland ist fast Neuland für uns, es ist auch sicher keine Gegend für fröhliche Touristen, und viele der ersten Pioniere, die den Versuch wagten, die „Blauen Berge" zu überschreiten und den Westen oder Norden zu erreichen, haben ihren Forschungstrieb mit dem Tode büßen müssen. Aber noch heutigen Tags spielt bei den neuen Eroberern des Buschs ein zäher Kampf gegen die Allgewalt der Natur sich ab. Puxley weiß davon zu erzählen, und man folgt seinen belehrenden, auch kurzweiligen Ausführungen gern, zumal sie Hildegard Kühn recht gut verdeutscht hat.

Einen weiteren Band der Reihe „Die Welt in Wort und Bild", von der ich bei Rosens Persien sprach, bringen Franz Thierfelder und Johannes Öhquist: „Suomi-Finnland" (Berlin, Franz Schneider Verlag). Die packenden Reize der finnischen Landschaft liegen uns schon näher als das moderne Persien und der australische Busch, und die zahlreichen Reisenden, die alljährlich das „Land der tausend Seen" besuchen, finden in diesem Buch einen ausgezeichneten, bisher

noch fehlenden Führer, der zumal allen denen zu gut kommen wird, die in wirtschaftlichen Beziehungen zu Finnland stehen. Die 170 photographischen Vollbilder, Landschaften, Volkstypen, Interieurs und anderes mehr, führen den Text in eigener Sprache weiter. — „Ein neuer Flug des Zaubermantels", Erinnerungen des Weltreisenden Georg Wegener (Leipzig, Brockhaus), ein Band geographischer Novelletten sozusagen, ist die Fortsetzung eines ersten gleichen Titels, der kurz nach dem Kriege erschien. Er leitet nicht nur durch alle Sonnenlande, von Italien bis Indien, sondern auch in den hohen Norden, wo der Verfasser mit Nansen zusammentraf. Sogar ein Empfang bei der alten Kaiserin-Witwe von China wird geschildert, allerdings von der Gattin des Professors Wegener, einer feinen Kennerin asiatischer Kunst. Beim Lesen des Buchs überfällt sicher selbst den langweiligsten Stubenhocker Sehnsucht nach dem faustischen Zaubermantel.

Auch ganze Serienwerke beschäftigen sich mit Reiseabenteuern, so die „Bunte Reihe der deutschen Buchwerkstätten" (in Dresden). Die drei mir vorliegenden Bände sind gleich empfehlenswert: Egon v. Kapherrs „Steppengespenst", ein famoses Jagdbuch aus dem Ural — „Die Märcheninsel" Heinrich Zschaligs, ein Legendenstrauß aus Capri, und die „Trümpfe" von Philipp Berges, höchst pläsierliche Erinnerungen eines Weltkorrespondenten. Aus einer zweiten Serie „Deutsche in aller Welt" (Leipzig, Koehler & Amelang) seien neben dem in hohem Grade fesselnden Fluchtroman aus russischer Gefangenschaft „Kreuz und quer durch Asien" von Paul Fuchs noch die Marinebilder von Max Fleck „Mit S. M. S. Seeadler in der deutschen Südsee" und die Skizzen aus dem Ansiedlerleben in Argentinien von Walter v. Hauff „Im Kampf mit Indianern und Gaucho" erwähnt. Endlich als Schlußstein in langer Reihe noch ein Malerbuch aus der Heimat: „Küstenland" von Wilhelm Petersen, von dem wir schon den „Lappensommer" zu unserer Freude kennen lernten (Bremen, Carl Schünemann). Der Maler, der sich auch als Dichter fühlt, plaudert mit Pinsel, Stift und Feder von dem Zauber des westlichen Schleswig-Holsteins, seinen landschaftlichen Stimmungen und schnurrigen Originalen. Ein prächtiges Bilderbuch für große Kinder. Die einfarbigen Tafeln sind, anscheinend mit Lithographenkreide, großzügig hingeworfen, auch die farbigen Wiedergaben, beispielsweise ein kleines Gehöft, über dem selbst die Luft von Feuchtigkeit zu triefen scheint, kommen prächtig heraus. Damit genug für heute. Beim Überlesen des Artikels schwanke ich, wohin meine nächste Reise mich führen soll.

Was für sich selber spricht

Aus „Der Ruf der Wildgänse". Roman. Von Martha Ostenso. Wien, Nikola-Verlag.

Judith fuhr mit Sven.

„Judie," begann Sven und legte den Arm um ihre Schulter, „wir wollen heiraten". Judith schwieg. Sie dachte an Amelia. Ellen würde ihr das nie verzeihen. „Hast du mich nicht mehr lieb, Judie? Früher hast du mich lieb gehabt," sagte Sven fast demütig. Judith hob den Kopf und schloß die Augen halb. Der Wagen rumpelte durch einen kleinen Hohlweg, der durch dichtes Pechtannen- und Zederngehölz führte. Plötzlich ließ Sven die Zügel über seine Knie fallen und zog Judith in seine Arme.

„Teufel, bist du schön, Judie." Sie schmiegte sich an ihn, strotzend vor Kraft. Sie fühlte ihre Stärke in diesem Augenblick. Vom Rückgrat aus schien eine mächtige Flut emporzuwogen und auszuströmen in ihre Brust, ihre Fingerspitzen, in ihren ganzen lebensatmenden Körper. Ein seltsamer Wunsch bedrängte sie. Er hatte sie zum erstenmal an dem Tage, als sie Sven nach seiner Rückkehr sah, überfallen.

„Ich möchte wissen, ob ich dich niederwerfen kann," sagte sie plötzlich. Sven lachte laut. „Ich wette, ich kann's. Laß mich's versuchen."

„Gut, nächstens," versprach er immer noch lachend.

„Nein, jetzt gleich," beharrte Judith. Ihr Blick glitt über seine Muskeln, die sich unter den Hemdärmeln bewegten. Es war warm, und er trug keinen Rock. Sven merkte, daß sie im Ernst spreche.

Sie sprangen aus dem Wagen, banden das Pferd an einen Baum am Straßenrain fest und krochen durch den Zaun zu einer kleinen Lichtung im Zedernwäldchen, dessen Boden in warmes Sonnenlicht gebadet war. „Küß mich erst," bat Sven. „Nein, nachher."

Sie begannen zu ringen. Judith war fast so groß wie Sven, ihre Glieder streckten sich lang und sehnig, ihr Körper bewegte sich gewandt und geschmeidig wie der einer Wildkatze. Sven, der lachend mit ihr raufte, vermochte sie nicht festzuhalten. Sie schlüpfte unter seinen Armen durch und wand sich um seinen Körper, so daß sie beide auf die Erde fielen. Ihre Bewegungen wurden schneller und kraftvoller. Sven vergaß zu lachen und wurde so ernst wie Judith. Er dachte nicht daran, daß er seine ganze Kraft zur Verteidigung werde anwenden müssen, bis er sah, daß des Mädchens Gesichtszüge hart und entschlossen waren und ihre Augen funkelten. Da merkte er, daß sie einen Nackengriff anzuwenden versuche, den er selbst sie gelehrt hatte. Er packte ihre beiden Hände und drehte ihren rechten Arm zurück. Judith warf sich mit ganzer Kraft auf ihn und befreite ihren Arm durch einen plötzlichen Sprung. Sven wendete sich blitzschnell um, faßte sie mit einem Arm um die Hüfte

und preßte den anderen gegen ihre Kehle, so daß sie, doppelt gefangen, kaum mehr atmen konnte. Er blickte auf sie nieder. Ihre Augen waren geschlossen, ihr fast scharlachrotes Gesicht schweißüberströmt. „Genug?" fragte er und lockerte seinen Griff. Diesen Augenblick benutzte Judith; eine Kopfwendung – und sie entwand sich ihm wie ein schlüpfriger Aal. Ihre Augen blitzten, ihr Atem ging in Stößen. Sie holte mit dem Arm aus und schlug ihm mit voller Kraft ins Gesicht. Während Sven, halb betäubt von der Wucht des Schlages, sich über den plötzlichen Wechsel der Lage klar zu werden versuchte, warf sie sich auf ihn, und er fiel unter ihr zur Erde. Jetzt waren sie nicht mehr ungleiche Gegner verschiedenen Geschlechts, jetzt waren sie zwei starke Elemente, die miteinander um die Herrschaft rangen. Sven lähmte Judiths Gliedmaßen in zwangvoller Umarmung, umklammerte ihre Kehle, schloß ihre Handfesseln mit ehernen Fingern rücklings zusammen, bis die Schultern weiß gestrafft aus dem verschobenen Kleide leuchteten. In wütender Umschlingung wälzten sie sich auf der Erde. Ihr Körper keuchte jetzt unter dem seinen. Und jetzt grub Judith die Nägel in das Fleisch seiner Brust, jetzt bohrte sie die Knie in seine Lenden, jetzt faßte sie die zarte Haut oberhalb der Adern seiner Handgelenke mit den Zähnen. Jeden erdenklichen Schmerz fügte sie ihm zu, kämpfte, dem Wahnsinn hingegeben, weil sie sonst im nächsten Augenblick bezwungen gewesen wäre. Gesicht, Kehle und Brust der beiden glänzten vor Schweiß. Svens Atem fuhr in heißen Stößen über Judiths Gesicht. Plötzlich lockerte sich ihre Hand, die wie Stahl in seinen Hals gekrallt gewesen war – sie glitt herab. Eine Träne lief über Judiths Gesicht und mischte sich mit den Schweißtropfen.

Sven gab ihren Arm frei, den er fast bis zum Brechen gebogen hatte. Er zitterte. „Judie," drängte er, „Judie, schau mich an!"

Judith hob langsam die Lider. „Jetzt küß' mich," hauchte sie kaum hörbar.

Momentaufnahmen

Von Fred A. Angermayer (Berlin)

I

Carco

Die Rue de Douai liegt fast im Schatten der Moulin Rouge. Von hier aus steigt die Rue Lepic hinauf zum Montmartre. Rue Pigalle, Rue de Douai, Place Blanche: Symphonie des nächtlichen Paris. Hier wohnt Francis Carco. Um die Ecke drehen sich unermüdlich die Lockfeuer der Rue Fontaine. Tagsüber haben die Häuser hier kleinbürgerliche Fassaden, und die dröhnenden Autobusse sausen an verstaubten und fast provinznüchternen Läden vorüber. Doch spätnachmittags schon lustwandeln hier die ersten Schminkdamen, die nachts in großen Zügen dieses Stadtviertel durchpilgern. Hier wohnt Carco. Sein Ruhm und sein Einkommen würden es ihm gestatten, drüben im Faubourg Saint-Germain oder irgendwo am Bois eine Flucht von Zimmern zu besitzen, doch er braucht andere Luft. Luxusautomobile, Herzoginnen, Korsobummel und mondäne Empfänge sagen ihm nichts. Seine Welt ist die der unteren Zehntausend. Wenn er abends sein Haus verläßt und langsam von der Rue de Douai zur Place Blanche geht, begegnen ihm auf Schritt und Tritt seine Figuren. An der Ecke, neben dem Polizeikommissariat, lungert Pépé-la-Vache und lauert auf die Gelegenheit eines Verrats. „Jésus-la-Caille" geht federnd über den Boulevard de Clichy und wiegt sich kokett in den schmalen Jünglingshüften. Drüben sitzt „Fernande" an der Bar, die ihn erwartet und Puder auf das bleiche Dirnengesicht legt. Fünfzig Schritte weiter wuchtet auf der musikumrauschten Terrasse des Cafés die Herkulesgestalt des „Korsen", der noch in dieser Nacht den Spitzel „Pépé" erstechen wird. Carco durchschreitet, angetrieben von der Sinnlichkeit seiner Visionen, den schicksalhaften Reigen seiner Menschen, deren Blitztragödien sich hier im Geviert eines Kilometers erfüllen. Regen prasselt nieder. Carco bleibt lauschend stehen. Männergesang trifft sein Ohr. Er sieht – angelockt vom feinen Duft frischen Brots – „Lampieur" den Mordbäcker vor seinem Backofen stehen und singend neue Holzscheite ins Feuer werfen. Morgen um diese Stunde wird die alte Pförtnerin vom Nebenhaus nicht mehr leben. Lampieur hat sich soeben – mitten im Singsang eines alten Wanderlieds – den Mordplan genau überlegt.

Blitzartig ist diese Idee in Carco erwacht. Dieser Bäcker – unter seinen Füßen – kann nicht anders. Die Falten um seinen Raubtiermund haben es dem Dichter verraten. Er geht weiter. Dirnen streifen ihn. Primitiver werden die Straßenzüge. Mauerwerk bröckelt ab. Irgendwo pfeifen Revolverkugeln. Pralinés der plötzlichen Ewigkeit ... Ein Mensch huscht in einen Durchgang. Wind heult über die Place des Tertres, die Carco rasch überschreitet. Plakatfetzen schlagen gegen die Mauern der Mairie. Einige Minuten später drückt der Dichter dem Wirt des „Lapin Agile" die Hand und erwärmt sich bei einem Glas Prunelle. Unter der rauchgeschwärzten Lampe sitzen um diese frühe Stunde nur wenige Gäste. Freunde Carcos. Der Zeichner Chas-Laborde mit der ewigen Zigarette im linken Mundwinkel, Pierre Mac-Orlan, die Mütze tief im prallen Abenteurergesicht, und die Don-Quichotte-Gestalt des unwirklich aussehenden Lyrikers Banville d'Hostels. Carco hat heut keine Lust zu einer Partie Manille: ihn hetzen die Figuren der verflossenen zwei Stunden nach Hause, in die Rue de Douai, an den Schreibtisch, wo er sich – noch heute nacht – von ihren Todesschreien erlösen will. Als er sein Haus betritt, ist „Pépé-la-Vache" vor dem Polizeikommissariat verschwunden. Und während Carco am Schreibtisch Platz nimmt und die ersten Zeilen von „Jésus-la-Caille" zu dichten beginnt, saust bereits des „Korsen" niefehlendes Messer dem Spitzel „Pépé" ins Herz.

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Deutsche Akademie der Dichtkunst

„Auch der belesenste und geschmackvollste Kultusminister wird nicht imstande sein, unter den Hunderten von sehr tüchtigen Könnern diejenigen herauszufinden, die als zweifellose Meister, als fruchtbare Vorbilder und Zukunftsweiser unter den deutschen Dichtern zu gelten haben. Wenn er sich darauf beschränkt, ein paar allgemein anerkannte Persönlichkeiten in die Akademie zu berufen, und weiterhin das Kollegium dieser Berufenen allein befugt ist, neue Mitglieder hinzuzuwählen, so ist der Vernunft und Gerechtigkeit Genüge getan, sofern nur von vornherein der immer drohenden Überfremdung ein Riegel vorgeschoben wird. Besitzt das deutsche Schrifttum erst einmal seine staatlich anerkannte repräsentative Vertretung, so ist damit freilich noch kein Schriftstellerstand geschaffen, aber der Bund der Könner tritt doch achtunggebietend in die Erscheinung. Es ist dann für die wirklich berufenen Singer und Sager der Gegenwart etwas dem Ähnliches geleistet, was im Mittelalter die Protektion kunstfroher Fürstenhöfe für die vogelfreien Fahrenden leistete. Die große Masse, auch wenn sie sich noch so wild demokratisch gebärdet, schaut immer nur nach dem Benehmen der Spitzen aus und richtet sich danach. Erweisen die Spitzen lebenden deutschen Dichtern die ihnen zukommenden Ehren, dann zieht auch der Bürger den Hut und sogar der Pöbel greift flüchtig an die Ballonmütze." Ernst v. Wolzogen (Münch. N. Nachr. 171).

„Der Staat, die Regierung, braucht die Instanz der Akademie als offizielle Repräsentation seines Schrifttums, braucht sie zur Fühlungnahme mit dem Schrifttum anderer Völker. Und der Schriftsteller braucht sie zum Ausbau seiner rechtlichen und staatlichen Stellung, als eine Instanz, zu der die Wünsche des Standes geleitet werden, und die in direkter Verbindung und Beziehung mit den im Staate gesetzgebenden und gesetzvorbereitenden Körperschaften und Ämtern steht.

Wer einmal in Schriftstellervereinigungen gewirkt hat, weiß, daß es bis 1918 fast unmöglich war, an diese Stellen überhaupt heranzukommen. Und daß sich nach 1918 zwar einiges, aber doch noch sehr wenig dabei verändert haben soll, darüber ist ja oft genug geklagt worden. Selbst sehr angesehene Vereinigungen der Schriftsteller sollen hierbei eine Behandlung erfahren haben, wie man es den vereinigten Friseuren gegenüber (von den Verbänden der Schwerindustrie oder der Landwirtschaft gar nicht zu reden!) nie gewagt hätte. Richtig ist ja auch, daß die vereinigten Friseure — aber das bleibt unter uns — in der Art ihres Denkens und Fühlens, soweit es sich um Aufgaben und Forderungen ihres Berufes dreht, weit geschulter sind, und daß sich ebendiese mit ihnen viel klarer und sachlicher besprechen lassen als mit Schriftstellern, und sogar auch mit solchen, die einen großen Namen tragen. Und das war zum Teil mit die Schuld, warum die Schriftsteller so wenig für sich erreichten und bislang immer die Stiefkinder oder die außerehelichen des Gesetzes wie des Staates blieben. Selbst vom Erbrecht hatte man sie ausgenommen. Während es z. B. niemandem sonst einfiel, den Erben eines Bankiers oder Gutsbesitzers nach 30 Jahren das ererbte Vermögen oder das Gut und den Zinsgenuß daraus fortzunehmen und unter dem Vorgeben, es der Allgemeinheit zuzuführen, einigen Dutzenden zur weiteren Ausbeutung zu überlassen, sah man diese Entrechtung beim Schriftsteller als die selbstverständlichste Sache der Welt an und übergab sein für seine Nachfahren geschaffenes, geistiges Vermögen (ein materielles zu schaffen, gelang ihm fast nie) zur Ausbeutung dem gesamten Verlegerstande und den Theatern, unter der Vorgabe, daß man hiermit der Öffentlichkeit ein Geschenk mache. Daß hierbei eine Ungerechtigkeit besteht, scheint man langsam einzusehen. Und noch eine große Reihe anderer Aufgaben harren einer neuen gesetzlichen Regelung. So die Schaffung eines Kulturfonds aus Tantiemen freigewordener Bücher, Stücke, Musikalien, so staatliche Kontrolle der Theatereinnahmen, so Fragen des Kino, des Radios, so Erhöhung der Schutzfrist usw." Georg Hermann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 136 u. a. O.).

„Es war ein Lieblingsgedanke Hölderlins, daß die Poesie gelernt und gelehrt werden müsse. Und gerade diejenige unserer Zeit bedarf endlich wieder fester Gesetze und Regeln, des Handwerks, der Tradition, der Zünftigkeit, der Sprachbeherrschung, des Meisterbriefes — nicht damit diese Dinge Selbstzweck werden, sondern damit gerade das Unlehrbare und Unerlernbare in ein desto helleres Licht rücke. Gewiß bin ich mir klar darüber, daß nun auch der Dichtkunst, wenn man sie offiziell macht und legalisiert, wenn sich die Ministerien ihrer annehmen, die Gefahr alles Akademischen, die Gefahr des Beamtentums und der Erstarrung droht, aber diese Gefahr wird aufgewogen durch den Gewinn

einer öffentlichen Schätzung, wie sie bisher n ur bildende Kunst und Musik genießen. Und gewiß werden auch Ehrenverleihungen unter dem Zeichen lächerlicher und kleiner Menschlichkeiten stehen, man wird die Unrichtigen zu finden wissen. Protektionswirtschaft und Bureaukratismus werden ihre Etiketten nun auch an den Bäumen des Dichterwaldes anbringen, und was sonst noch alles zu befürchten ist. Ähnliches hat ja Frankreich längst erlebt. Aber die Académie Française hat durch Verleihung ihrer Mitgliedschaft einen Romain Rolland mit einem Schlage berühmt gemacht und aus Not und Elend befreit. Das macht alle ihre Fehler wieder gut. Und es ist tausendmal besser, wenn für die Dichtung Falsches, als wenn gar nichts für sie geschieht." Hans Brandenburg (Münch. N. Nachr. 149).

Vgl. auch: Heinz Stroh (N. Bad. Landesztg. 255); Zu Gerhart Hauptmanns Absagebrief: Frankf. Ztg. (396 M.); Voss. Ztg. (252); Magdeb. Ztg. (274); Thomas Manns Äußerung: Voss. Ztg. (253); Paul Gutmann (Vorw. 252); Julius Hart (Tag 130); N. Zür. Ztg. (908); „Beamtete Dichter": Briefe von Ernst Wichert, Friedrich Spielhagen, Paul Heyse (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 130).

*

Ein berechtigter aber einseitiger Standpunkt

„... daß mir der Begriff der Erfindung künstlerisch niemals sehr hoch gestanden hat und daß ich die Deutung des Erlebnisses immer für die eigentliche produktive Leistung gehalten habe. Ich darf oder muß von mir sagen, daß ich niemals etwas erfunden habe. Szenen und Gestalten meiner Bücher, von denen man glauben sollte, daß sie durchaus um der Komposition willen erfunden sein müßten, weil sie so auffallend gut hineinpassen, sind von mir einfach aus der Wirklichkeit übernommen. So ist z. B. die offenbar symbolische Verhaftungsszene im ‚Tonio Kröger' und so sind sämtliche Erscheinungen des ‚Tod in Venedig' genau der Reisewirklichkeit nachgeschrieben. Goethe hat erklärt, daß ihm das Leben immer genialer erschienen sei, als das poetische Genie, und in den ‚Meistersingern' heißt es: All Dichtkunst und Poeterei ist nichts als Wahrtraumdeuterei." Thomas Mann (Aus einem Brief) (Berl. Tagebl. 297).

*

George Sand
Zum 50. Todestag (30. Mai)

„Man darf nicht vergessen, daß die Sand einer der fruchtbarsten und leidenschaftlichsten Problemdichter des 19. Jahrhunderts gewesen. Sehen wir ab von dem historischen oder überhistorischen Wert ihrer Ideologie. Wir dürfen es, obschon ihr Feminismus in seinen Hauptthesen hernach eine glänzende Bestätigung erhielt. Eins bleibt fest: sie hat den Stoffbereich des Romans erweitert.

Sie brachte dafür zunächst quantitatives und qualitatives Erleben mit. Alles, was ethisch und psychologisch mit der Ehe zusammenhängt, hat sie durchgestritten gegen einen sittlich schiefgebauten Mann; dabei war sie eine an Erfahrungen und Güte überreiche Mutter. Aus diesem Rohstoff schuf sie ihre Romane, die nur in der Schilderung der Landschaft realistisch sind, die aber sonstwie erfüllt sind von einem Superrealismus des Leidens und von einem heute noch ergreifenden Pathos der Freiheit des Individuums. Man hat gut spotten über die moralisierende Dame, die vorher ein Dutzend Männer ‚erledigt' hatte; die Männer waren ja demgemäß, und daß sie innerlich recht hatte, beweist der gerade Verlauf ihres Lebens und Schaffens.

Dieselbe Erweiterung vollzog sie in der sozialen Problemstellung. Sie war eigentlich keine Demokratin, sie war eine Achtundvierziger-Sozialistin. Es sollte in ihren Augen einmal ernst werden mit den sozialen Errungenschaften der großen Revolution. Sie hatte jedenfalls diesen Ernst, und sobald sie die erotischen Probleme hinter sich hatte, wurde dieser Ernst zum Mittelpunkt ihres Lebens. Daß sie auf das Wolkenkuckucksheim St. Simons hereinfiel, daß sie in Pierre Leroux einen genialen Soziologen sah und auch im übrigen nicht gerade kritisch vorging, das alles ist nebensächlich. Es bleibt außerhalb der Utopie noch Schönes und Wirklichkeitserfülltes genug, um ihr einen beneidenswerten Rang innerhalb der idealistischen Sozialpathetiker anzuweisen. Sie war in dieser Hinsicht eine weit würdevollere Gestalt als der Dichter Lamartine, der 1848 eine der großen Hoffnungen war und dann im übelsten Opportunismus strandete." Frantz Clément (Frankf. Ztg. 398 — 1 M.).

Vgl. auch: Paul Landau (Vorw., Unterh. u. Wissen 262); O. K. (Arb. Ztg., Wien 157); Philipp Lothar Mayring (Köln. Ztg. 454); Paula Scheidweiler (Volksstimme, Mannheim, Saat 25); F. M. Huebner (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 291).

*

Zur deutschen Literatur

Über Hrotsvith und die Gedenkfeier des tausendjährigen Gandersheim schrieben K. Anders (Germ., Zeit 49); Emil Strodthoff (Hannov. Kur. 273 u. a. O.); Friedrich Röse (Köln. Ztg. 458). — Zu den Paul Gerhardt-Gedenkblättern ist der (Kreuz-Ztg., Lit.

256) nachzutragen, sowie Friedrich Bauns Studie (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 5).

Eine Studie über Wilhelm Heinse bietet Hermann Hesse (Berl. Börs.-Cour. 243). — Goethes Märchen-Dichtungen erörtert Will Scheller (Kasseler Post 159). — Über Goethe als „Goetz der Redliche" — Erlebnisse im wetzlarer Ritterorden — schreibt Kurt Meyer-Rotermund (Braunschw. Staatsztg. 135). — Über Goethe und den Sport plaudert August Kruhm (Köln. Ztg. 447). — „Mit Goethe im Garten" ergeht sich Werner Schild (Deutsche Allg. Ztg. 272). — Zur Kritik der Eckermannschen Gespräche äußert sich Hans Ullrich (Wolfenbüttl. Ztg. 112).

Hölderlins Umnachtung erörtert Arthur Hübscher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 140). Vgl. auch Arthur Hübschers „Hölderlin-Novalis" (Weser-Ztg., Lit.-Beil. 279 u. a. O.). — Dem „Romantiker" Adam Müller (Ein „Spitzel des Grafen Sedlnitzky") widmet Ludwig Brügel eine Studie (Arb. Ztg., Wien 141). — Jugenderinnerungen eines Elsässers „Als wir Lenau lasen" bietet Aloys Hirsing (Köln. Volksztg. 439).

Des 100. Todestages des auch für die Literatur bedeutsamen Pfarrers Johann Friedrich Oberlin gedachten Omega (N. Zür. Ztg. 907), Magda Janssen (Stuttg. N. Tagbl. 246), P. Matter (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 22). — Der Meersburg und ihrer Dichterin, Annette v. Droste-Hülshoff, widmet Helene Christaller eine Betrachtung (Magdeb. Ztg. 276).

Den „Tänzer" Nietzsche charakterisiert Georg Foerster (Deutsche Allg. Ztg. 236). — Über Fontane als Theaterkritiker bietet Otto Pniower (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 134) eine wertvolle Studie. — An den 25. Todestag von Herman Grimm erinnert Willy Pastor (Tägl. Rundsch. 276). — Die neue Biographie des Rembrandtdeutschen Julius Langbehn von Benedict Momme Nissen (Herder) wird von Ad. Donders (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 44) und von Börries, Freiherrn v. Münchhausen (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 127) gewürdigt. — Über „Marie Ebner und wir Frauen" schreibt M. T. (Bund, Bern, Frauen 256). — Des zehnjährigen Todestages von Heinrich Hansjakob gedenkt Prälat Schofer (Germ. 284). — Ein Bild von Friedrich Huch zeichnet Arthur Friedrich Binz (Rhein. Volkswacht 128). — An die 75. Wiederkehr des Geburtstags von Heinrich Boos, dem schwäbischen Geschichtsforscher, erinnert Stephan Kekule v. Stradonitz (Württemb. Ztg. 136).

Einen liebevollen Nachruf auf Friedrich Kluge veröffentlicht Ernst Wasserzieher (Magdeb. Ztg. 311). — Nachrufe auf Richard Sternfeld schrieben Heinrich Spiero (Deutsche Allg. Ztg. 284) und G. M. (Tägl. Rundsch. 283). — Gedenkblätter für Arthur Fürst bieten E. Z. Klötzel (Berl. Tagebl., Lit. Rundsch. 275) und Siegfried Hartmann (N. Zür. Ztg. 972).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Thomas Manns „Zauberberg" im ärztlichen Urteil gibt Felix Klemperer zu eingehender Studie (Frankf. Ztg. 455 — 1 M.) Anlaß. — Edmond Jaloux spricht (Berl. Börs.-Cour. 245) über Thomas Mann in französischer Beleuchtung und meint: „Was die zahlreichen Bewunderer anbetrifft, die Thomas Mann in Frankreich gefunden hat, so glaube ich wohl sagen zu dürfen, daß sie im ‚Tod in Venedig' gerade das besonders schätzen und genießen, was Thomas Mann für seine Person heute überwunden zu haben scheint: ich meine jenen so überaus lebendigen, auf wunderbare Weise in die neue Zeit hinübergeretteten romantischen Geist mit all seiner schillernden Magie, der einem beträchtlichen Teil der deutschen Dichtung des vorigen Jahrhunderts und insbesondere Erscheinungen wie Jean Paul und Novalis seinen Stempel aufgedrückt hat." — Mit Klaus Mann rechnet Otto Heuschele in einem Aufsatz „Dichter und Literaten" (Württemb. Ztg. 121) ab. — Zu Heinrich Mann bekennt sich Hermann Bahr (Berl. Börs.-Cour. 255) und nennt ihn das weitaus stärkste Talent, das wir zur Zeit in der Welt der deutschen Sprache haben. — Über Rainer Maria Rilke liegen drei Aufsätze vor von Fritz Adolf Hünich (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 259 (Begegnungen) und Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 22 (Frühzeit) und Robert Faesi über die Duineser Elegien (Berl. Tagebl. 286). Faesi schreibt: „Unter den vielen Dichtern, die sich der Unzulänglichkeit ihres Werkzeugs, der Sprache, schmerzlich bewußt sind, steht Rilke voran. Wir fürchteten darum, ob er nicht verzweifelnd und verzichtend verstumme. Er hat sich gesammelt zu einem neuen Vorstoß und die Stapfen seiner Worte in bisher unbetretene Gebiete vorgetragen. Für die Verfeinerung seiner Sinne, die Durchseelung des Geistigen, seine subtilen Regungen und großen Ahnungen, die weiten, schnell und kühn gespannten Bezüge Ausdruck zu schaffen, die zähen Grenzen der Sprache — nicht gewalttätig (wie es die Gefahr der Expressionisten ist), sondern liebevoll auszuweiten, das war ein Werk voll Geduld und Mühe." — Im Werk Hans Friedrich Bluncks rühmt Paul Wittko den Erfindungsreichtum, und meint, die stärksten Aussagen seines Dichtergeistes stünden ihm wohl noch bevor. (Der Jungdeutsche 126.) — In einem Aufsatz von Herbert Eulenberg über Josef Winckler (Frankf. Ztg., Lit.-Bl. 21) heißt es: „Da entschließt sich Winckler wieder das zu werden, was er eigentlich von Anfang an

gewesen ist: ein Dichter. Über Nacht fallen ihm wieder die mancherlei lustig wunderlichen Geschichten ein, die man sich daheim in seinem Münsterlande von dem tollen Baron Romberg erzählt. Er feilt aus dem ‚R' ein ‚B' zurecht, was entschieden etwas bombastischer und ‚bomböser' klingt. Erfindet zu den wenigen alten aus eigenem inneren Vorrat viele neue Schnurren hinzu. Und erringt mit seinem Buch vom tollen Bomberg seinen ersten großen Erfolg, einen Erfolg, wie ihn ihm weder seine schwungvollen eisernen Sonette noch seine kühne Beschreibung von dem Chiliastenzug eingebracht haben." — Ein Aufsatz von Peter Bauer über Hermann Stehr (Germ., Werk 15) betont die dunkle und abgründige Musik in der Melodie seiner Sprache und spricht von seinem Menschenchristenland. — Eine Betrachtung über Ernst Wiechert läßt Otto Aug. Ehlers (Generalanz. Stettin, Buch 168) in die Worte ausklingen: „Das Werk des jetzt Neununddreißigjährigen, zugetan dem Aufwuchs der von der zurückgewonnenen mütterlichen Landschaft dargebotenen Kräfte, trägt nach innen und außen verheißende Zeichen erneuten Beginnens, dessen Inbrunst auf künftige gabenreiche Ernte deutet." — In einem „Bildnis" Wilhelm Schmidtbonns von Otto Doderer (Münch. N. Nachr. 170) liest man: „Auch als Dichter geht er von den Sinnen aus wie der Musiker: fast immer ist die musikalische Stimmung, eine sinnliche Vorstellung, vorherrschend in seinen Werken und ihr Antrieb. Damit wird er zum Romantiker, aber die romantische Melancholie wird überwunden von dem Übermut der gesunden rheinländischen Natürlichkeit, aus der auch seine stark ausgeprägte Sinnlichkeit entspringt."

Zum 50. Geburtstag von Otto Grautoff grüßt O. Völcker (Germ. 248): „Wenn Grautoff auch in einer Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich seine Lebensaufgabe erblickte, so hat er doch niemals mit seiner Kritik über Frankreich zurückgehalten. Traf Otto Grautoff aber in Frankreich einen Künstler wie Romain Rolland, der ehrlich dieselben Ziele wie er verfolgte, so scheute er keine Schwierigkeit, ihm die Wege zu ebnen. Er hat mit seiner Gattin Romain Rolland in Deutschland die Wege geebnet, allein schon durch die so entstandene Aufrollung des Problems Deutschland-Frankreich. Aber niemals hat er weichlich nur das Gute gesehen, sondern neben der Maske auch das Gesicht Frankreichs gezeichnet (‚Die Maske und das Gesicht Frankreichs'. 1923)." — Zum 60. Geburtstag von Hermann Krieger schreibt Paul Wittko (Hamb. Fremdenbl. 146 a), nennt ihn eine faustische Natur von kernhaftem, deutschem Wesen und meint, er schwimme geflissentlich gegen gewohnte Zeitströmungen. — Zu den Geburtstagsgrüßen zu Ernst Hardts fünfzigstem Jahre ist der von Hans Ulmann (Westdeutsche Allg. Ztg. 107) nachzutragen.

Arthur Manuels „Fünfzehn geistlichen Lieder" erkennt Hugo Marti (Bund, Bern 234) starke, überzeugend ehrliche Stimme zu. — In einem Aufsatz über Heinrich Lerschs „Mensch im Eisen" von Karl Vogler (Münster. Anz., Weg der Zeit 5) heißt es: „Lersch ist Schmied, dem das ‚Reim- und Verseschmieden schwer anging'. Er selbst sagt: ‚Man wirft mir oft und gern vor, daß ich dem Amerikaner Whitman das Versmaß abgeguckt hätte: unendlich lange Zeilen ohne Reim ... Aber das ist nichts als rollendes Poltern der Preßlufthämmer auf Kesselnieten und Nähten, der Hetzrhythmus des Stückakkords im Banne der größtmöglichen Produktion, der kein geruhiges Verweilen in kurzen Abständen gestattet. Der alte Nagelschmied, der konnte in kurzen Versen dichten, der Grobschmied brauchte schon längere Gezeiten. Uns zwingt die Arbeit, die ‚Pausen' aller Art nach Feierabend zu verlegen, rast doch der Tag wie ein Film vorbei ...'"

Über Hugo v. Hofmannsthals neues Trauerspiel „Der Turm" schreibt Rudolf Alexander Schröder (Münch. N. Nachr. 169 u. a. O.): „Ein Sprung über den Abgrund ist das neue dramatische Gedicht Hugo v. Hofmannsthals, und man kann es begreifen, daß den Leser des ‚Turm' zunächst der bloße Anblick so hohen Wagnisses erschüttert, ja betäubt. Welche Anspannung des dichterischen Wollens, welch ungeheurer Rahmen um ein ungeheures Gemälde, welche Magie der Beschwörung, welcher nachtwandlerische Zwang der Anschauung und der Zusammenfassung! Scheint das Ganze doch wie ein Wahrtraum, in dem die Elemente eines Weltbildes von kaum mehr mitteilbarer Gestalt und Gewalt sich zusammenschließen. Aus geisterhaftem Dunkel tauchen die Figuren des Spiels, treten zueinander, reden miteinander in einer Sprache, die, voll des ungewöhnlichsten Pathos, voll einer manchmal bis hart ans nicht mehr Erträgliche grenzenden Gespanntheit, dennoch in ihren höchsten Augenblicken wirkt wie ein Ringen um Worte. Denn geradezu wird eigentlich nichts gesagt; alles Ausgesprochene steht gleichsam in den Schatten, die eine höhere, unaussprechbare Wirklichkeit aus dem Jenseits herüberwirft."

Von Walter v. Molos „Bodenmatz" sagt Kurt Voß (Hannov. Kur. 248): „Wir haben heute keine Lebensdeutung, die so unmittelbar vorstößt ins fordernde Ethos wie diese ‚Bodenmatz'-Bände Walter v. Molos. Nicht zu sagen, daß sich zum Ethischen das Epische fand, daß die oft erwiesene Schaukraft des Dichters Molo der sinnbildlichen Fülle seines Buches Herr ward zum Besten einer Schöpfung, die Dauer hat auf der rollen-

den Erde." — Einen Aufsatz über Adele Gerhards Roman „Pflüger" beschließt Käte Schultze (Braunschw. N. Nachr., Sonntag, 20. Juni) mit den Worten: „Wer mit seinen alten Waffen in treuer Bewahrung sein Heiligtum verteidigt und verbreitet, wird doch noch hinter Adele Gerhards Werken die Kraft ihrer reifen Persönlichkeit dankbar empfangen. Er wird in Adele Gerhards ‚Pflüger' die Auswirkung ihrer Kämpfernatur in dichterisch erfüllter Form und ein starkes Kredo zum neuen Menschheitsfrühling sehen."

In einem Aufsatz von Bernhard Diebold über Alfred Polgars „Ja und Nein" heißt es (Frankf. Ztg. 457 A.): „Polgars Instinkt dressiert den spielenden Verstand. Wie stark muß sein Instinkt sein!" — In einem Aufsatz über Theodor Lessing sagt Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 277): „Man sagt dies alles nicht gern. Der natürliche Instinkt, wenn irgendwo ein einzelner von einer Mehrheit angegriffen wird, geht dahin, sich vor den Angegriffenen zu stellen und ihm zur Seite zu treten. Man empfindet dieses Bedürfnis zunächst auch im Fall des Professors Lessing. Auf der einen Seite ein einzelner Mann, auf der anderen Seite die ganze Jugend nicht nur einer Hochschule. Die Tragik Lessings ist es indessen, daß man bei dem Versuch, sich durch genaueres Ansehen seines Lebenswerks die Mittel zu seiner Verteidigung zu schaffen, beim Entgegengesetzten, nämlich dabei ankommt, daß man hier einmal dem Gefühl der Mehrheit, wenn auch nicht ihren Methoden recht geben muß." — Sehr hoch bewertet Efraim Frisch das Dostojewski-Buch von Julius Meier-Graefe (Frankf. Ztg. 461 — 1 M.). — Ebenda (439 — 1 M.) findet sich eine wertvolle Studie von Heinrich Rickert über das Lebensbild von Max Weber von Marianne Weber (J. C. B. Mohr, Tübingen), das er als ein Verdienst um die Wissenschaft rühmt.

*

Zur ausländischen Literatur

Eine Plauderei „Mein Besuch bei Madame de Staël" von George Popoff wird (Magdeb. Ztg. 318) bekannt gegeben. — Eindruckstiefe Briefe von Charles Baudelaire an seine Mutter aus den Jahren 1853 und 1858 werden (Frankf. Ztg. 420 — 1 M.) mitgeteilt. — Eine Studie über Gérard de Nerval bietet Paul Holzhausen (Köln. Ztg., Lit. Bl. 467, 474, 480, 486). — Über Anatole France und die neuen Veröffentlichungen über ihn schrieben: René Schickele (N. Bad. Landesztg., Kunst 281); Valeriu Marcu (Berl. Börs.-Cour. 279); Schiller Marmorek (Arb.-Ztg., Wien 169). — Neue Erzählungen von Barbusse (deutsch im Verlag „Die Schmiede") kritisiert Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 265) abfällig. — Die Vorläufer des deutschen Expressionismus in Frankreich behandelt Anton Bumiller (Staatsanz. f. Württemb., bes. Beil. 5). — Wertvolle Ausführungen über neueste französische Literatur bietet Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 802, 856, 904).

Über moderne Dante-Unterschiebungen — es handelt sich um Alfred Bassermanns Übersetzung von Il fiore — schreibt Rudolf Borchardt (N. Zür. Ztg. 861). — Casanova, als Typ des genialen Genießers, behandelt Ludwig Marcuse (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 259).

Eine Studie über Francis Thompson bietet Wilhelm Tholen (Germ., Ufer 22). — Von neuerer englischer Lyrik handelt H. Thurow (N. Zür. Ztg., Lit.-Beil. 904). — Den katholischen Geist in der englischen Literatur der Gegenwart vergegenwärtigt Karl Arns (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 23). — Leo Lanias Begegnung mit Sinclair Lewis wird (Arb. Ztg, Wien 147) wiederholt.

Über Rückerts Calderon-Übersetzungen schreibt Hermann Kreyenborg (Geistesleben der Gegenwart, Weg der Zeit 5). — Die Dichtungen der spanischen Geisteskultur vergegenwärtigt J. Froberger (Köln. Volksztg. 450).

Den neuen nordischen Roman würdigt Otto Heuschele in den führenden Erscheinungen (Stuttg. N. Tagbl. 264). — „Auf den Spuren Holger Drachmanns" bewegt sich Paul Bruns (Tag, Unt.-Rundsch. 152).

Mitteilungen über Nikolaj Michajlowitsch Karamsin werden (Kreuz-Ztg., Lit. 268) geboten. — Über Sergej Jessenins Tod schreibt Ilja Ehrenburg (Frankf. Ztg. 417 — 1 M.). — Den Selbstmord des Dichters Andrej Sobolj behandelt Paul Diner-Denes (Vorw. 286a).

Anläßlich des 50. Todestages des bulgarischen Dichters Christo Botjov bietet Hermann Wendel eine dankenswerte Studie (Prag. Pr., Dichtung 22).

* * *

„Von der Aufklärung zur Romantik [Philipp Funk]." Von Brein (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 24).

„Von der Not des Buchs." Von Walther Eggert-Windegg (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 123).

„Von alten und jungen Schriftstellern im P. E. N.-Klub." Von Karl Federn (Berl. Tagebl. 249).

„Das deutsche Drama in seiner gegenwärtigen Situation." Von Eugen Gürster (Bund Bern, Kl. Bund, 24).

„Alkoholismus und Literatur." Von Franz Häusler (Tag, Unt.-Rundsch. 148).

„Das sensationelle Buch." Von Robert Heinz Heygrodt (Köln. Ztg., Lit. Bl. 455).

„Eine literarische Demaskierung." Von Jodoc (Vorw. 280).

„Gegen das neue Zensurgesetz." Von Walter v. Molo (Frankf. Ztg. 445 — 1 M.).

„Literatur und Presse." Ein paar Worte zu den letzten Rundschauromanen. Von G. M. (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 134).

„Literaturgeschichte der Romantik." Von Rudolf Roeßler (Stuttg. N. Tagbl. 274).

„Deutsche Dichtung von außen gesehen." Das Werk Lavinia Mazzuchettis. Von Margarete Rothbarth (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 22).

„König Haber oder: Über das Recht des Dichters, Geschichte zu schreiben." Von René Schickele (Frkf. Ztg. 458 — 1 M.).

„Von der Aufklärung zur Romantik." Gedanken zu dem gleichnamigen Buch von Philipp Funk. Von Timotheus Sigge O. F. M. (Westfäl. Volksbl., Strom 10).

„Der Kampf gegen Schund und Schmutz." Von Paul Steegemann (Vorw. 287).

„Poesie für die fünf Sinne." Von Karel Teige (Prag. Pr., Dichtung 25).

„Zu den Büchern Soergels und Polgars." Von Hanns Ulmann (Westdeutsche Allg. Ztg. 135).

„Gestalt und Lied." Von Fritz Worm (Köln. Ztg., Lit. Bl. 448).

„Erlebnisse, die zu Werken wurden. Wie kam unseren Dichtern die Eingebung zu einzelnen Romanstellen oder zu größeren künstlerischen Arbeiten?" „Die Begegnung." Von Max Brod. „Die Konzeption des Romans." Von Heinrich Mann. „Innere Bereitschaft." Von Arnold Ulitz. „Eine Enttäuschung." Von Arnold Zweig (Berl. Tagebl. 297).

Echo der Zeitschriften

Das Tagebuch. VII, 24. (Berlin.) Walter v. Molo ergreift zu dem „Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schmutz- und Schundschriften" temperamentvoll das Wort und schreibt:

„Der Dichter in Deutschland soll mundtot gemacht werden, um seiner Gesinnung willen, um seines Werkes willen, denn in irgendeinem Ländchen in Deutschland findet sich sicherlich ein Ausschuß, der ihn und seine Werke, angeblich wegen der Jugend, auf den Index setzt. Der Wertvolle wird gezwungen sein, im Auslande zu veröffentlichen, er wird gezwungen sein, Deutschland zu verlassen, wir werden nur mehr Mist und Rudolf Herzog haben. Und das alles wagt man uns zu bieten! Und dies alles bei den Phrasen der Verfassung über den Wert des Geistes, bei der angeblichen Achtung vor dem Geiste, wie ihn jeder Mann mit Röllchen vor der Tribüne augenverdrehend verkündet.

Ich rufe die Jugend, die angeblich geschützt werden soll, gegen den wahnsinnigen Gesetzentwurf auf! Ich rufe die Jugend auf, ganz gleich, wo sie steht, wenn sie das Wort Jugend nur irgendwie noch verdient, gegen dieses Gesetz loszugehen und denen, die dafür eintreten, mit aller Energie zu sagen, daß sie sich diese jesuitische Ziergärtnerei verbittet, daß sie bei weitem nicht so verkommen ist wie die Hirne, die solchen Gesetzentwurf auszubrüten vermochten, daß sie die Zukunft unseres Reiches ist und für sich Glauben und Vertrauen verlangt, daß sie der Kraft des sich ewig neu reinigenden Lebens verschworen ist, dem großen Gesetz! — daß sie es ablehnt, von Männern, die solchen Wahnsinn tun, geschützt, behütet oder gar erzogen zu werden!

Und von jedem Schriftsteller, gleichgültig welchen Satzbau er bevorzugt, gleichgültig, welche politische Gesinnung er hat, verlange ich, daß er zu diesen Dingen Stellung nimmt, daß er in der Öffentlichkeit dafür eintritt, daß das Wahnsinn ist, daß er mit aller Kraft in der Öffentlichkeit dafür wirkt, daß uns diese letzte Beschämung und Erniedrigung erspart bleibe."

Hellweg. VI, 23. (Essen.) Erich Schlaikjer stellt grundsätzliche Erwägungen über die staatliche Akademie der Dichtkunst an, die bei aller Voreingenommenheit gegen die Bestrebungen des neuen Deutschlands doch in gewisser Weise auch objektive Gesichtspunkte geltend machen. So wenn er schreibt:

„Es leuchtet ohne weiteres ein, daß eine Akademie, gleichviel ob sie von der augenblicklichen Republik oder einem zukünftigen Staat errichtet wird, immer nur Dichter auszuzeichnen vermag, die in der Zeit zu einem bestimmten Ruhm kamen und die ihr dadurch bekannt wurden. Es ist aber ein Gesetz der Kulturgeschichte, daß unter Umständen gerade die geniale Begabung unerkannt durch die Zeit geht, während die mittelmäßige mit einer fast naturgesetzlichen Sicherheit zu ihrem Erfolg kommt. Es unterliegt darum jede Akademie der Gefahr, mit den Papierkronen ihres Ruhms die zeitgemäße Mittelmäßigkeit zu krönen, während das kämpfende Genie in seiner dunklen Einsamkeit unbeachtet bleibt. Durch die Krönung der Mittelmäßigkeit aber wird das Gewicht der Mittelmäßigkeit verstärkt, und also bedeutet jede Akademie eine Gefahr für die kulturelle Entwicklung. Man verbindet in der Kunst nicht umsonst mit dem Begriff des Akademischen immer den Begriff des Angelernten, des Äußerlichen, des Leblosen."

Der Deutschen-Spiegel. III, 23. (Berlin.) In einer Betrachtung „Dichter-Repräsentanten" spöttelt Luma über die Wahl Fuldas in die staatliche Akademie für Dichtkunst:

„Und Fulda? Überall ist er dabei. Niemand kümmert sich um seine glatten, oberflächlichen Reimereien. Der Ruf, den er als Übersetzer französischer, italienischer, spanischer Meisterwerke genießt, muß noch erst nachgeprüft werden. Uns scheint, daß seine Verdeutschungen mehr gefällig als wesentlich sind. Alles in allem: einer unter vielen; wenn nicht gar einer unter den Vielzuvielen. Alles in allem also: einer, der unverzeihlicherweise einem George, Rilke, Heinrich Mann, einem Theodor Däubler, Ernst Barlach, Alfred Döblin und hundert anderen, hundert wichtigeren den Platz wegnimmt. Fuldas Wahl: das ist der Sieg der Vereinsmeierei. Weil er an der Spitze von x Schriftstellerorganisationen steht, glaubte man, ihn nicht mehr entbehren zu können, wo auch nur einige Schriftsteller beisammen sind. Dieser Mangel an Blick für Rangunterschiede ist erschreckend und gefährlich."

Die Tat. XVIII, 3. (Jena.) Georg Lukács schreibt über „L'art pour l'art und proletarische Dichtung" und gelangt zu günstiger Beurteilung der Literatur im Sowjetrußland:

„Während im übrigen Europa allgemein und mit Recht über den Stillstand der Dichtung, über Mangel an begabten jüngeren Dichtern geklagt wird, ersteht in Rußland eine ganze Reihe von neuen hochbegabten jungen Dichtern, in deren Werken — mögen sie oft tastend und stammelnd sein — man bereits den festen Boden spürt, auf dem sie als Menschen und Dichter stehen. Nicht als ob nun plötzlich eine von jeder früheren Entwicklung verschiedene, unerhörte Dichtung entstehen würde. Die dies erwarten und wollen, sind gerade die bürgerlichsten, der europäisch-verzweifelten, überformt-formlosen Dichtung Europas am nächsten (über diese Literatur vgl. das Buch des Genossen Trotzki: Literatur und Revolution). Man spürt nur, daß die Dichter wieder sozial einen festen Boden unter ihren Füßen zu spüren beginnen — und dies auf Stoff und Form ihrer Dichtung zurückwirkt. Und es scheint mir keineswegs zufällig, daß das festest geformte Werk, das mir bis jetzt aus dieser Entwicklung bekannt geworden ist, Libedinskis ‚Eine Woche' das Werk des bewußtesten Proletariers und Kommunisten unter diesen Dichtern gewesen ist. Denn im Proletarier und Kommunisten vollzieht sich eben jener Prozeß, der die bürgerliche Gesellschaft (und mit ihr die Problematik ihrer Kunst) zu überwinden berufen ist. Freilich: so wie nach Marx' Worten das Recht nie höher sein kann als die ökonomische Gestaltung der Gesellschaft, so kann es auch die Dichtung nicht sein! Aber eben, wenn wir keine plötzlichen Wunder, keine Lösung aller Probleme auf einen Schlag erwarten, kann uns der ungeheure Fortschritt, der in der proletarischen Revolution auch für die Dichtung möglich wird, sichtbar und erkennbar werden."

Preußische Jahrbücher. CCIV, 3. (Berlin.) In seiner Studie „Proletarische Literatur" (Aus dem Kulturleben Sowjetrußlands) vermag Georg Wlassow nur schmählichen Niedergang der Literatur infolge des kommunistischen Regiments festzustellen:

„Der Terror in der Literatur wütet unausgesetzt. Die Mitläufer, also im Grunde die einzigen Träger der modernen russischen Literatur, verstummen allmählich. Die Talente verkümmern offensichtlich, wie Pflanzen in ungesunder Luft. Die interessante politisch neutrale Zeitschrift ‚Russkij Sowremennik', die die Vertreter der nichtproletarischen Dichter vereinigte, ist bereits nach einigen Heften unterdrückt und deren Herausgeber, Newerow, unter einem nichtigen Vorwand eingesperrt worden. Der bekannte Novellist Samjatin soll nur mit knapper Not der Verbannung entgangen sein. Mehr noch: Woramskij, der Leiter der bedeutendsten kommunistischen Zeitschrift ‚Krassnaja Now', einer der meistgehaßten Fürsprecher der Mitläufer, der in dieser Zeitschrift die hervorragendsten Neuerscheinungen der letzten Jahre gebracht hatte, — war eine Zeitlang seines Amtes enthoben und durch Lelewitsch, einen der literarischen Scharfrichter der Gegenpartei, ersetzt worden. In der ‚Prawda' (28. April 1925) schreibt Weressajew folgendes: ‚Nur wenigen ist es bekannt, daß bei uns der Schriftsteller verpflichtet ist, sich eine kostspielige Lizenz auf das Recht zu schreiben zu besorgen, die jedes halbe Jahr erneuert werden muß ... Ich glaube, es ist der einzige Fall in der Weltliteratur.' Weressajew berichtet von einem Fall, wo ein sehr bekannter Dichter ein Gesuch einreichen mußte, in dem er erklärte, daß, nachdem er vierzig Jahre lang den Ehrentitel eines Schriftstellers geführt hätte, er nunmehr darauf verzichten müsse, weil er dazu keine Mittel besitze; dieses Gesuch samt Verpflichtung, nicht mehr zu schreiben, wurde auch von der Finanzbehörde angenommen. Ferner erzählt Weressajew, daß die leningrader (petersburger) Sektion des Schriftstellerverbandes kürzlich eine Enquete über die materielle Lage ihrer Mitglieder veranstaltet hat. Es ergab sich, daß die meisten notleidend sind und viele in bitterstem Elend leben, halbe Jahre lang nicht Wäsche wechseln können und langsam verhungern. Trotzdem werden sie, als nicht werk-

tätigen Schichten, sondern freien Berufen angehörend, mit den grausamsten Steuern belegt und müssen außerdem noch die Schriftstellerlizenz bezahlen... Ein grelles Schlaglicht auf die furchtbare Lage der geistig Schaffenden im neuen, ‚auf der Grundlage der Freiheit und Gleichheit aufgebauten‘ Rußland, wirft auch ein am 30. September 1925 in der ‚Prawda‘ erschienener Aufsatz unter dem Titel: ‚Wie lebt und arbeitet der Schriftsteller in Sowjetrußland?‘ Die darin angeführten Tatsachen sind so aufschlußreich, daß wir sie, nur wenig gekürzt, hierhersetzen wollen. Es heißt da unter anderem: ‚Kürzlich hat der Zentralrat der Pressearbeiter eine Enquete über die budgetären und allgemeinen Lebensverhältnisse der Schriftsteller durchgeführt. Sie umfaßte nur eine kleine Zahl von Berufsschriftstellern. Gering aber war diese Zahl deshalb, weil, wie es sich herausstellte, es überhaupt höchstens nur einige Dutzend Schriftsteller gibt, die ausschließlich von ihrer schriftstellerischen Tätigkeit leben. In den allermeisten Fällen wird die Schriftstellerei lediglich als Nebenberuf ausgeübt, selbst dann, wenn die Einnahmen daraus diejenigen aus der Hauptbeschäftigung bei weitem übertreffen. Dies geschieht nämlich aus Rücksicht auf das Finanzamt. Nun wäre es ja an sich kein so großes Malheur, wenn 200 bis 300 Schriftsteller sich gleichsam als legale Einkommenverhehler betätigen würden. Der Staat ginge davon nicht pleite. Daß aber die Literatur durch eine solche Vergeudung der Arbeitszeit der Schriftsteller schwerste Einbuße erleidet, dies kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Ein Schriftsteller, der acht Stunden täglich im aufreibenden Druckereibetrieb sich mit Korrekturarbeiten abgeben muß, ist für die Literatur so gut wie verloren...“

Die Christliche Welt. XXXX, 11. (Gotha.) Über Hans Carossa, dem jüngst eine Studie von Otto Heuschele in der „Literatur“ galt (XXVIII, 462) schreibt Hans Schimmelpfeng:

„Was bei Carossa zuerst auffällt, ist seine Naturdichte. Nicht Naturhingabe oder Naturhaftigkeit. Wohl verfügt er über ein seltenes Vermögen, den Naturkräften nachzuspüren, und er weiß um ihr Heil für den Menschen. Aber er fordert nie mystische Entpersönlichung oder bedingungslose Hingabe an die auf- und absteigenden Kräfte und Säfte der Natur wie etwa Walt Whitman. Auch ist sie ihm nicht das Schöpfungswunder Gottes, das uns in der Herrlichkeit und Gesetzmäßigkeit seines Vollzuges Ehrfurcht und Bewunderung abnötigt, und schließlich vermißt man bei ihm jede impressionistische Naturdarstellung, die von den ästhetischen Reizen etwa eines Sonnenaufgangs ausginge. Er weist jede mystische Abgötterei ebenso ab wie naive fromme Anbetung und atheistischen Ästhetizismus. ‚Naturdichte‘ — das will besagen: Carossa steht in einer so dichten Nähe zu ihr, daß sie ihm nicht mehr entweichen und auf ihren Schöpfer weisen kann, sondern sie ist mit stärkster Unmittelbarkeit des Redenden angesprochen und soll sich legitimieren. Das bedeutet die Schaffung und Klärung eines objektiven Tatbestandes, einer nüchternsachlichen Atmosphäre, in der es zum Redespiel von Frage und Antwort kommt.“

* * *

„Ulrich von Lichtensteins Frauendienst.“ Eine Untersuchung über das Verhältnis von Dichtung und Leben. Von Friedrich Neumann (Zeitschrift für Deutschkunde 1926, 6. Leipzig).

„Paul Gerhardt.“ Von Franz J. Böhm (Reclams Universum XLII, 35. Leipzig).

„Heinrich Lindenborn, Joseph Görres, Karl Marx, August Schmits, Julius Bachem.“ Von Karl Hoeber (Deutsche Presse XVI, 21. Berlin).

„Goethe als Naturforscher in seiner Bedeutung für die Gegenwart.“ Von H. Wohlbold (Die Tat XVIII, 1. Jena).

„Gottfried August Bürger.“ Von Friedrich Helm (Radio II, 36. Wien).

„Das Bild der Dichter.“ Zu E. T. A. Hoffmanns „Die Fermate“. Von Hans Rosenhagen (Die Gartenlaube 1926, 21. Leipzig).

„Kleists ‚Prinz von Homburg‘.“ Von Erich Dürr (Saarbrücker Blätter IV, 19).

„Holteis Schlesische Vortragsreise von 1860/61.“ Von Alfred Schneider (Der Wanderer XLVI, 6. Breslau).

„Adalbert Stifter und das Märchen.“ Von Josef Bindtner (Der getreue Eckart III, 15. Wien).

„Liliencrons Gedicht ‚Wer weiß wo‘ und sein Ursprung.“ Von Hermann Boensch und Hans Jessen (Der Wanderer im Riesengebirge XLVI, 6. Breslau).

„Nietzsche im Wilden Westen.“ Von H. L. Mencken (Das Tagebuch VII, 20. Berlin).

„Dichterjugendland. Kindheit und Jugend Josef Marlins.“ [Schluß.] Von Karl Kurt Klein-Jassy (Klingsor III, 6. Kronstadt).

„Friedrich Huch.“ Von Conrad Wandrey (Der Bücherwurm XI, 9. Dachau).

„Zwei unveröffentlichte Löns-Briefe.“ Aus der Sammlung des Herrn G. Proppe-Altona (Deutsche Nordmark VI, 11. Büsum).

„Timm Kroeger.“ Von Christian Boeck (Deutsches Volkstum 1926, 6. Hamburg).

„P. Adolf Innerkofler.“ Von Josef K. F. Naumann (Alte und Neue Welt LX, 18. Einsiedeln).

„Besuch bei Gustav Frenssen.“ Von Hanns Arens (Deutsche Monatshefte II, 5. Berlin).

„Barlach-Hausse.“ Von Alfred Döblin (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 60).

„Thomas Mann.“ Von Heinz Kindermann (Radio II, 35. Wien).

„Das Erbe am Rhein [René Schickele.]“ Von M. M. Gehrke (Die Weltbühne XXII, 24. Berlin).

„René Schickeles ‚Erbe am Rhein‘.“ Von L. Ed. Schaeffer (Der eiserne Mann III, 3. Straßburg).

„Paul Ernst." Erinnerungen eines Jugendfreundes zu seinem 60. Geburtstag, 7. März 1926. Von Karl Ferdinand Freytag (Die Tat XVIII, 2. Jena).
„Rudolf Stratz." [Klassiker der Leihbibliothek II.] „Der Scherl-Stratz" [III]. „Skowronnecke und Zobeltitze" [IV]. Von Hans Sahl (Das Tagebuch VII, 23, 25. Berlin).
„Karl Söhle." Von Franz Lüdtke (Der Schimmelreiter V, 3. Hamburg).
„Gustav Schröer und der deutsche Bauernroman." Von Walter Bähr (Die Christliche Welt XL, 10. Gotha).
„Richard O. Koppin." Von Adolf Scheer (Die Gralsburg I, 5. Kaiserslautern).
„Karl Röttger." Von Adolf Zürndorfer (Die Theaterwelt 1925/26, 20. Düsseldorf).
„Motto zu Alfons Paquet." Von Leo Hirsch (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 59).
„Brecht, Bronnen und die Jüngsten." Von Sergius Sax (Masken XX, 19. Düsseldorf).
„Hermann Kesser." Von K. Blanck (Reclams Universum XLII, 38. Leipzig).
„Hugo Wolfgang Philipp." Von Jo Lherman (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 59).
„Herr Schwejk." Von Ignaz Wrobel (Die Weltbühne XXII, 23. Berlin).

* * *

„Samuel Butler d. J." Von Philipp Aronstein (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 5/6. Heidelberg).
„Oscar Wilde." Von Brunold Springer (Die Neue Generation XXII, 6. Berlin).
„Michael Georg Conrad." Von L. Ed. Schaeffer (Der eiserne Mann III, 3. Straßburg).
„Der Dichter des Unmöglichen [Victor Hugo]." Von Albrecht Schaeffer (Die Horen II, 3. Berlin).
„George Sand." Von H. Michel (Reclams Universum XLII, 38. Leipzig).
„Eine Frauenrechtlerin vor hundert Jahren." Zum 50. Todestage von George Sand am 7. Juni 1926. Von Paul Wittko (Frau und Gegenwart 1926, 22. Hamburg).
„Marcel Proust." Von Hermann Bahr (Preußische Jahrbücher CCIV, 3. Berlin).
„Colette." Von Frantz Clément (Das Tagebuch VII, 23. Berlin).
„Casanova." Von Hans Benzmann (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 56).
„D'Annuncios Clausura." Von einem Deutschen in Italien (Der Deutschen-Spiegel III, 24. Berlin).
„Pirandello." Von Fritz Graupp (Die Horen II, 3. Berlin).
„Die italienischen Zeitschriften." Von Mario Puccini (Neue Schweizer Rundschau XIX, 6. Zürich).
„Eine zeitgenössische Erzählerin der Montaña [Concha Espina]." Von Werner Mulertt (Iberica V, 1/2. Hamburg).
„Grundzüge des spanischen Dramas vor Lope de Vega." Von Ludwig Pfandl (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 5/6. Heidelberg).
„Ibsen und das Drama der Gegenwart." Von Helmuth Falkenfeld (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 59).
„Schweden in der deutschen Dichtung." Von Ernst Alker (Westermanns Monatshefte LXX, 838. Braunschweig).
„Zum Tode von Ellen Key: ‚Eine ungekrönte Königin' von Selma Lagerlöf; ‚Über Ellen Key' von Frida Stéenhoff" (Die Neue Generation XXII, 6. Berlin).
„Norwegische Prosa nach Hamsun." Von C. D. Marcus (Neue Schweizer Rundschau XIX, 6. Zürich).
„Iwan A. Gontscharoff." Von Eugen Gürster (Reclams Universum XLII, 37. Leipzig).
„Dostojewski und wir." Von Paul Ernst (Die Tat XVIII, 1. Jena).
„Zwischen zwei Epochen." Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der polnischen Literatur. Von Otto Forst de Battaglia (Der Gral XX, 9. Essen).

* * *

„Einiges über das Theaterproblem." Von Ch. Demmig (Der Gral XX, 9. Essen).
„Der Kampf mit der Wirklichkeit im Drama Georg Kaisers." Von Paul Helwig (Masken XX, 17. Düsseldorf).
„Vom jüngsten Drama." Friedrich Märker (Der Bücherwurm XI, 8. Dachau).
„Das Theater der Zukunft." Von Otto Michel (Junge Gemeinde 1926, 17. Melle).
„Die absterbende Bühnenkunst." Von Karl Möhlig (Der Gral XX, 9. Essen).
„Von den Sorgen des Theaters der Gegenwart." Von Friedrich Muckermann, S. J. (ebenda).
„Prinzipielle Bemerkungen zu der szenischen Ballade ‚Das trunkene Schiff'." Von Paul Zech. (Die Scene XVI, 6. Berlin.)
„Vom Problem auf dem Theater." Von Otto Zoff (ebenda).

* * *

„Die Stellung des Publikums zur modernen deutschen Literatur." Von Adolf Behne (Die Weltbühne XXII, 20. Berlin).
„Die Technik der ‚Darstellung' in der Erzählung." Von Eduard Berend (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 5/6. Heidelberg).
„Die deutsche Literatur in der deutschen Zeitung." Von Walter Bloem, Rudolf Stratz und Gustav Manz (Deutsche Presse XVI, 21. Berlin).
„Der Roman in der Zeitung." Von Herbert Eulenberg und Heinz Steguweit (ebenda).
„Sprache und Volk." Von S. D. Gallwitz (Der Deutschen-Spiegel III, 24. Berlin).
„Die Schuld der deutschen Verleger." Von Gaston Heymann (Die Weltbühne XXII, 21. Berlin).
„Nachexpressionismus." Von Ernst Huxdorff (Neue Schweizer Rundschau XIX, 6. Zürich).
„Der Stand der Zeitungswissenschaft an den deutschen Hochschulen." Von W. Kapp (Deutsche Presse XVI, 21. Berlin).
„Die geisteswissenschaftliche Richtung in der Literaturgeschichte." [„Literaturwissenschaft und Relativismus." Von Herbert Cysarz.] Von Oskar Katann (Literarischer Handweiser LXII, 9. Freiburg i. B.).
„Die Wiederentdeckung der biozentrischen Romantik." Von Hans Kern (Die Tat XVIII, 1. Jena).
„Das schöngeistige deutsche Schrifttum Siebenbürgens im Strome der Zeit." Von Karl Kurt Klein (Ostdeutsche Monatshefte VII, 3. Oliva).
„Literarische Fälschungen und Mystifikationen." [Forts.] Von Heinrich Klenz (Zeitschrift für Bücherfreunde XVIII, 3. Leipzig).
„Pariser Rechenschaft." II. Von Thomas Mann (Die Neue Rundschau XXXVII, 6. Berlin).

„Die Werte der deutschen Zeitung." Von Martin Mohr (Deutsche Presse XVI, 21. Berlin).
„Erneuerung des Feuilletons." Von Hans Natonek (ebenda, 24).
„Das Traumproblem in der germanischen Kunst." Von Julius v. Negelein (Deutsche Rundschau LII, 9. Berlin).
„Dichter-Krönung oder Dichter-Schiebung." Von Reismann-Grone (Hellweg VI, 24. Essen).
„Die Schrift und das Wort." Von Franz Rosenzweig (Die Kreatur I, 1. Berlin).
„Aus der Geschichte der niederdeutschen Sprache." Von Edward Schröder (Der Schimmelreiter V, 3. Hamburg).
„Von der Freiheit der Presse." Von Carl Severing (Deutsche Presse XVI, 21. Berlin).
„Ist die deutsche Literaturauffassung verbesserungsbedürftig?" [„Ein Jahrtausend deutscher Romantik." Von J. A. Lux.] Von Alois Stockmann S. J. (Stimmen der Zeit LVI, 9. Freiburg i. B.).
„Wiedergeburt der Klassik." Von Erwin Stranik (Hellweg VI, 22. Essen).
„Impressionismus und Expressionismus." Von Marianne Thalmann (Radio II, 37. Wien).
„Vom Stil und Geist der deutschen Barockdichtung." Von Karl Viëtor (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 5/6. Heidelberg).
„Offener Brief: I. Wolfgang Schumann an Walter v. Molo. II. Walter v. Molo an Wolfgang Schumann [Schundkampf-Gesetz]." (Der Kunstwart XXXIX, 9. München.)
„Das Schundkampf-Gesetz." Von Wolfgang Schumann (ebenda).

Echo der Bühnen

Frankfurt a. M.

„Davos." Drama in zwei Teilen. Von Kurt Klein. (Aufführung der neugegründeten „Jungen Bühne" im Frankfurter Schauspielhaus am 6. Juni 1926.)

Thomas Manns „Zauberberg" macht Schule. Die vom „Bürger" kritisch erkannte Atmosphäre wird hier zur Luft der unbürgerlichen Neutöner. Es sollen aber nicht Hans Castorps gezüchtet werden, sondern weit weg von europäischen Bildungsfragen wird der primitive Tanz zwischen Tod und Sexus zelebriert. Hilde will mit ihrem sterbenden Leibe noch einmal doppelt und dreifach leben. Werner, der sie liebt, wird an ihren pluralen Liebesbedürfnissen irr und wirr. Die Situation ist durchaus tragisch gewollt, aber in ihrer extremen Ausdeutung bis ins Komische verzerrt. Klein hat in früheren Dramoletten Reiferes geboten als in diesem „Davos", das weniger vom Sanatorium als vom Bestiarium an sich hat.

Bernhard Diebold

Leipzig

„Geisterbann." Eine paradoxe Komödie in zwölf Bildern. Von Rio Volbrandt. (Altes Theater, 3. Juni 1926.)

Der Neuling Volbrandt hat den erfahrenen Mixern von Anno 1920 gut die Kunstgriffe abgesehen. Der reine Mensch kommt in die rote Stadt, wo der militaristische Präsident herrscht, sein Töchterchen sich in den streberhaften Kommunistenführer vergafft und dieser sich so lange mit sadistischen und anderen Weiblichkeiten in bedenklichen Lokalen erlustiert, bis das Bräutchen und die Genossen hinter seine Schliche kommen. Worauf er totgeschlagen wird und der gute reine Mensch, der lächelnd sich immer wieder ins Gefängnis stecken ließ, mit einem Küßchen der Exbraut über die Grenze geht. Wedekind und Bonsels, ein sonderbares Paar, haben als Paten an der Wiege gestanden; auch Strindberg wurde aus dem Jenseits beschworen, sagte aber ab. Immerhin weckt das unselbständige Stück Hoffnungen; manche Szene hat etwas von jener Verve, die zwar nicht von Dichtertum aber von angeborenem Theatersinn zeugt.

Georg Witkowski

Echo des Auslands

Französischer Brief

Die „frémissante sensibilité", die Léon Pierre Quint in seinem hier letzthin erwähnten Artikel „L'intelligence de la chair" über Colette als besondere Eigenschaft der Schriftstellerin zusprach, ist allen französischen Schriftstellern eigen, die lebendige Bücher schreiben. Nicht nur Colette ist „peintre de l'instinct". „Colette observe les plus secrets mouvements du corps, l'anime de poésie, d'intelligence et d'humanité" wie Quint schreibt. Klarer, eindeutiger gesprochen: Sie beobachtet, zeichnet nach, stimmt zusammen die verästelten Regungen der sexuellen Instinkte in klingenden Sätzen, hat in ihren zahlreichen Büchern einen Teppich der „intelligence de la chair" gewebt. Von jeher, besonders seit den „Liaisons dangereuses"

taten Franzosen sich hierin hervor. Klarheit und Bejahung der Sexualinstinkte, sexuelles Wachsein ist nicht denkbar ohne allgemeine Sinnlichkeit, von der die sexuelle nur ein Teil ist, ohne jene „frémissante sensibilité“, die den „sommet de l'esprit“ (Rivière) einmal in der körperlichen Vereinigung, ein anderes Mal in der Vertrautheit mit dem Tode, wieder ein anderes Mal in der „délicatesse de la charité“ (Rivière), in der humilité (Rivière) oder in „les délices, les dangers et les horreurs de la confession“ (Rivière) erleben kann. Nur der sinnliche Mensch ist erlebnisfähig, darum der allein schöpferische. Wie nahe „l'intelligence de la chair“ und „l'intelligence de l'esprit“ beieinanderliegen, wie sie sich, wenn sie auch oft polar gerichtet erscheinen, durchdringen, gegenseitig ablösen, ineinander verschwimmen, erfährt man immer von neuem aus der französischen Literatur. Die Franzosen sind im weitesten Sinne ein sinnliches Volk, das durch die Sinne lebt und durch die cartesianische Methodik nicht den Geist sondern die Sinne rationalisiert hat. Sinnlich erlebt ist das schöne Axiom Rivières: „Il faut que le cœur soit ouvert, comme on ouvre un fruit, pour que l'esprit à son tour puisse ouvrir les idées“. — Sinnlich erfühlt und nicht intellektualistisch erdacht ist das katholische Weltbild, das er in „A la trace de Dieu“ (Gallimard) niedergelegt hat. Als ein unruhiger, suchender, skeptischer, morbider Geist galt zu seinen Lebzeiten Jacques Rivière. Nun überrascht der Fahnenträger der „Nouvelle revue française“ nach dem Tode seinen Kreis mit einem leidenschaftlichen Glaubensbekenntnis, mit einer klaren, entschiedenen Apologie des Christentums, über die nur ein kalter Rationalist wie Paul Souday im „Temps“ spötteln kann. Charles du Bos dagegen sagt von diesen heiß durchlebten Tagebuchaufzeichnungen: sie führen uns „dans une de ces forêts vierges intérieures que le génie français ne comporte guère“. Es ist schwer, in wenigen Zeilen eine Vorstellung zu geben von diesem Buch, zu dem Paul Claudel ein schönes Vorwort geschrieben hat. Blitzlichtartig werden alle wieder einmal darauf hingewiesen, daß katholisches Weltgefühl tief im Franzosen wurzelt. Man streitet heute darüber, ob diese Verbindung von Demut und Glauben, diese Pascalstimmung nur vorübergehend Rivière beherrschte. Niemand vermag das zu entscheiden, wenn auch Isabelle Rivières Äußerungen im letzten Heft der „Nouvelle revue française“, ihre Andeutungen bezüglich des nachgelassenen Werks „Florence“ vermuten lassen, daß ihr Gatte, auch ein Enkel Baudelaires und Rimbauds, immer tiefer und fester in die „attitude de savant en face du règne mystique“ (Charles du Bos) versenkt wurde. Die Rationalisten und Skeptiker unter den Jüngsten scheinen durch dieses Buch, das zwischen 1914 und 1917 in den deutschen Gefangenenlagern von Königsbrück und Hülseberg geschrieben wurde, nicht gerade freudig berührt (siehe ‚Europe‘ vom 15. April); sie empfinden peinlich, daß immer zahlreicher Intellektuelle Frankreichs konvertieren, so daß das Parkett im Paradies schon jetzt überfüllt erscheint. Wie viele Franzosen, die revolutionär, sinnlich-ausschweifend, ja laster-verherrlichend oder es schreckhaft zeichnend begannen, haben im Kloster geendet! Der neueste Konvertit (nach Jacques Copeau, dem Gründer des „Théâtre du vieux Colombier“) ist Jean Cocteau, der in einem offenen Brief an Jacques Maritain (Librairie Stock) die Phasen seiner Bekehrung schildert, daraufhin z. B. von der „Revue hebdomadaire“ (1. Mai) herzlich begrüßt wurde. „Man lehnt sich zuweilen dagegen auf, wie ein Schüler gegen Ferienaufgaben.“ Er verfiel dem Opium, schildert die Rauschzustände. „China raucht, um sich seinen Toten zu nähern;“ er fand Gott. „Encore un chemin“, schreibt ihm Claudel. Max Jacob riet ihm zu beichten. Er fragt: „Du rätst mir die Hostie wie Aspirin?“ Jacob: „Die Hostie muß wie Aspirin genommen werden.“ Liegt diesen Äußerungen nicht noch die Ironie, die Blasphemie, das Dämonische des erdgebundenen Romantikers zugrunde? Erkennt man hier nicht den Schnittpunkt zwischen enttäuschter, ermüdeter, erschlaffter Sinnlichkeit und der Übersinnlichkeit als Ausweg, als Rettung, als einziges Mittel den Menschen schöpferisch zu erhalten? Cocteaus Katholizismus erscheint als Ausdruck von Verzweiflung, und die Antwort seines Freundes Jacques Maritain (Librairie Stock) bestätigt das; sie bewegt sich aus erreichter Harmonie in zustimmenden Gemeinplätzen. Maritain begegnen wir wieder in dem schönen Buch: „Notre cher Péguy“ (Plon) von Jérome et Jean Tharaud. Da wird er als Vertrauter Péguys geschildert, wird berichtet, wie Péguy ihm, dem ehemaligen Protestanten, dem ehemaligen Spötter über Kirche und Militär, dem frisch Konvertierten sein Herz schenkt. Er hat seine Rückkehr in den Hafen des Christentums begleitet, die Schreie der Weggenossen, von Lavisse, Sorel u. a. „Péguy se fout de nous“ abgefangen. Das Buch der Tharaud ist die Geschichte einer Generation, stark, lebendig, eindringend. Es ist ein weiteres Zeugnis für die Kraft christlicher Tradition. Nun nehme man weiter das Buch eines Kritikers zur Hand, der seine Kunsterlebnisfähigkeit in einer glänzenden, der besten, neueren Literaturgeschichte erwiesen hat, lasse sich von dem menschlich empfindenden und klar denkenden René Lalou die „Idée de poésie pure en France“ (Simon Kra), die Ästhetik der Romantik

bis Paul Valéry deuten und man wird aus dieser Schrift, die kein Erschlaffter schrieb, keiner, der der Mystik wie des Morphiums bedarf, entnehmen, ein wie starker und belebender Faktor Katholizismus, Scholastik und die klassische Methodik seit drei Jahrhunderten in Frankreich sind, wie sie in Paul Valéry fortzeugend Neues schaffen. „Esthétique et religion", heißt es über Baudelaire, „lui enseignent la nécessité des règles". Klug interpretiert Lalou Rimbaud, „la construction par déformation", Dadaismus und Surrealismus. Man erkennt aus seinen Darlegungen, daß in diesem Suchen nach dem Kinderland auch wieder der Neukatholizismus korrelativ enthalten ist, ja, es wird deutlich, daß Begriffsbildungen wie „sorcellerie évocatrice" scholastische Ideenkreise reflektieren, so daß man, mit der kritischen Sonde vorgehend, immer auf katholische Vorstellungen und Wortprägungen stößt. Lalous Buch, das den Titel führt: „Défense de l'homme" enthält außerdem eine Methode zu schöpferischer Kritik und eine Darstellung des Menschen im psychologischen Roman Frankreichs von Descartes bis Proust, auf die hier leider nicht näher eingegangen werden kann.

Auch in diesem Buch ist von den traditionellen Werten die Rede. Weisen sie wahrlich in die Zukunft? Lasten sie nicht allzu schwer gerade auf den westlichen Ländern unseres Kontinents? „Nous avons besoin", heißt es in dem neuesten Buch von Guglielmo Ferrero, „entre le passé et l'avenir" (Simon Kra), „de retrouver les restes des vieilles civilisations qualitatives, que nous détruisons impitoyablement tous les jours pour augmenter notre richesse et notre puissance." Armes, müdes Europa!

Die Zeitschrift „Rythme et Synthèse" hat ein 180 Seiten umfassendes Sonderheft „Hommage à René Ghil" (1862—1925) herausgegeben, für das Viélé-Griffin, Paul Jamati, Marcel Martinet, Henri Hertz, Cécile Perin, Jean Royère u. a. Beiträge lieferten. Gut, daß man einmal durch ein solches Sonderheft ein Gesamtbild über diesen seltsamen Dichter erhält, der die „poésie scientifique" erfunden hat: substanzlose Scholastik, leerlaufender Rationalismus. Seine Gedichte sind die denkbar kompliziertesten Wortlegespiele. Nie vergesse ich die anstrengenden Abende, in denen erst er, dann ein Schüler, dann Schüler der Schüler uns seine Gedichte klar zu machen versuchten, wie sie im Schweiße ihres Angesichts in faßbare französische Prosa übertrugen, damit sie deutsch nachgedichtet werden konnten. In ihm war nichts von französischer Sinnlichkeit und Sinnfälligkeit, nichts von romanischer Klarheit. Gott weiß, woher er sein Nebeldickicht hatte.

Prosper Dorbec gab bei Henri Laurens, reich illustriert, heraus: „L'art du paysage en France, essai sur son évolution de la fin du XIII[e] siècle à la fin du second empire", ein Buch, das, aus langjährigen Forschungen hervorgegangen, im Anschluß an die vorjährige pariser retrospektive Ausstellung beendet, ein bisher vernachlässigtes Thema vom Standpunkt der modernen Forschung darstellt. Bei Plon erschien von F. Assaresses et H. Gauthier-Villars: „La vie privée d'un prince allemand au XVII[e] siècle, l'électeur Palatin Charles-Louis (1617—1680)". André Thérive hat im Verlag „Le Livre" (9 rue Coetlogon) ein merkwürdiges Buch herausgegeben: „Le retour d'Amazan ou l'Histoire de la littérature française", eine französische Literaturgeschichte in Debattenform. Die Diskussion findet zwischen zwei Franzosen und einem Ausländer statt. Die Einwände, die Ausländer gegen die französische Literatur zu erheben pflegen, werden diskutierend widerlegt. Im ganzen eine neue reizvolle Form literargeschichtlicher Darstellung, die der Verfasser vortrefflich zu meistern versteht.

Der junge französische Schriftsteller Marcel Raval, der im Mai dieses Jahres in Berlin in einem ausgezeichneten Vortrag die gegenwärtige Lage der französischen Dichtkunst umriß, gibt seit mehreren Jahren in Paris eine Tribüne der jüngsten Generation „Les feuilles libres" heraus, die das Andenken an Raymond Radiguet, Guillaume Appollinaire pflegt und Beiträge von Delteil, René Crevel, Jean Cocteau, Tristan Tzara, Jean Cassou u. a. enthält. In einem Heft dieser Zeitschrift werden kubistische Zeichnungen des 16. Jahrhunderts veröffentlicht. „Lo Navire d'Argent", von Adrienne Monnier geleitet, veröffentlichte in dem letzten Heft eine Bibliographie französischer Übersetzungen der deutschen Literatur vom Mittelalter bis in die Neuzeit. Es ist wertvoll, daß einmal eine solche Zusammenstellung gemacht wird, die für die deutschen Germanisten von Interesse sein dürfte. Hier erscheint auch eine recht gute, aber ungereimte Übersetzung der ersten Faust-Szenen von Herman Closson, ferner französische Übertragungen Rilkescher Porträtskizzen. Auch diese Monatsschrift ist ein Sprachorgan der Jugend. Henri Hoppenot, der französische Botschaftssekretär in Berlin, trat hier u. a. mit lyrischen Skizzen auf, wie auch in der Vierteljahrszeitschrift „Commerce", die von Léon Paul Fargue, Valéry Larbaud und Paul Valéry herausgegeben, zur Zeit die vornehmste Literaturzeitschrift ist. „Commerce" ist die einzige Revue, in der man Beiträge von dem wenig publizierenden Léon Paul Fargue findet, den Raval u. a. in dem

erwähnten Vortrag charakterisierte. Im letzten Heft erschienen Übertragungen von Hugo v. Hofmannsthal. Der neu gegründete Verlag „Le Roman" 29, rue Caulincourt gibt unter gleichem Titel auf Zeitungspapier gedruckt in 14-Tagesheften Romane der Gegenwart heraus. Es erschienen bis jetzt zum Preise von 90 Cents Romane von Gustave Geffroy und Pierre Dominique.

Einen seltsamen Roman schrieb Henry de Montherlant, auf dessen Psychologie des Sports hier 1924 hingewiesen wurde. „Les Bestiaires" (Bernard Grasset), eine Apologie des Stierkampfes, zeigt, wie der Mitrakult das männliche Prinzip verherrlichte, zu dessen Ritus der Stierkampf gehörte. Dieser Religion stellte sich die christliche gegenüber. Beide bekämpften sich lange. In Spanien, nach heidnischer Vorzeit dem christlichsten Lande der Erde, verschmolzen Tauromachie, die das Blut vermännlicht und die Anbetung des unschuldigen Lammes, die die Welt verweiblicht. Montherlant, der selbst als Stierkämpfer aufgetreten ist, hat in diesem Roman in spannender Handlung eine tiefgreifende Psychologie des spanischen Charakters gegeben, die auch über Frankreich hinaus interessieren muß.

Blaise Cendrars, Herausgeber der „Anthologie nègre" (1919) Verfasser von „Or, la merveilleuse histoire du général J. A. Suter" (1925) hat bei Bernard Grasset einen neuen Roman, „Moravagine" herausgegeben, dessen innere Haltung, Kompositionsart und Stil den radikalen Berlinern: Döblin, Weiß und H. E. Jacob verwandt erscheint. Cendrars trägt starkes Zeitbewußtsein in sich, fühlt wie Döblin, daß eine neue Epoche der Menschheit beginne, gestaltet das Schicksal eines Menschen ohne Psychologie aus den Tiefen des Unterbewußtseins. „Moravagine" ist ein Meisterwerk von besonderer Art: Formung eines Menschenschicksals aus tief innerlicher Romantik, in einem Stil geschrieben, dessen suggestive Kraft in kurzen Sätzen, in eindringlicher Häufung von sinnfälligen Substantiven, in einer merkwürdigen Poesie trockener Tatsachenhäufung, in spannender Straffung der Dialoge beruht. Das Buch schafft die Atmosphäre der russischen Revolution von 1905. (Warum sie in das Jahr 1907 verlegt wird, ist unerfindlich.) Hinreißend ist die Schilderung der Indianerwelt Nordbrasiliens, stark die der Gaunerfamilie in Neu-Orleans. Farbensatt wird auf wenigen Seiten ganz Paris lebendig. Das ist noch nicht alles. Auch deutsche, schweizer, österreichische, ungarische Luft ist in dem Buch eingefangen. Cendrars ist ein toller Kerl: ein Weltenbummler, der, in allen Ländern heimisch geworden, ein wildes Abenteuerleben schildert, das sich über den ganzen Erdball dehnt. (Nebenbei: Einigen Dutzend Frauen wird in dem Buch der Bauch aufgeschlitzt.) Er erzählt das Leben des authentischen Nachkommen des letzten Königs von Ungarn, der als Idiot in einem Sanatorium eingesperrt ist. Cendrars befreit ihn, führt ihn durch Deutschland, wo er Frauen und Kindern nachstellt, durch Rußland, wo er die Revolution entzündet, Mord, Brand und Zerstörung sät, durch England und Amerika bis zu den Indianern, die er durch seinen Vernichtungsgeist erotisch überwindet, in den Weltkrieg, in dem er in seltsamen Abenteuern zugrunde geht. „Moravagine, idiot" ist ein Buch von Dostojewskischer Kraft, das dem Zeitgefühl von heute entspricht.

Otto Grautoff

Norwegischer Brief

Sigrid Undsets jüngstes Buch „Olav Audunssön i Hestviken" ragt in stolzer Einsamkeit über den gangbaren Durchschnitt weihnachtlicher Neuerscheinungen. Ein Roman in zwei Bänden, bis an den Rand gefüllt mit Gestalten und Abenteuern, ein düsterer Wachtraum, der den Leser mit sich reißt. Auch diesmal eine Epopöe aus der Vergangenheit ihrer Heimat, aus dem problematischen 14. Jahrhundert. Eine Ehe- und Liebesgeschichte (wie stets), aber welche Tiefen sind aufgerissen, in was für schmerzvolle Wunden blicken wir! Olav Audunssön und Ingunn Steinfinnsdatter sind mit peinvollem Liebeszwang aneinander gefesselt, Schicksalsschlag, Fehle und Krankheit kann sie nicht trennen, und auch des Todes Gewalt ist zu klein. Ein düsteres Hohelied von Liebe und Ehe, fern allen Glücksillusionen, hart, grimmig und stark, heroisch und doch tief menschlich und allzumenschlich. Der Stoff erinnert oft an Tegnérs „Frithiofs-Saga"; aber an Stelle von — bezaubernder — musikalischer Lyrik und thorvaldsenscher Marmorglätte steht ein nichts — wirklich nichts — scheuender Realismus, der dem latent heldischen Pathos dieses Prosa-Epos keinen Abbruch tut, sondern es — so wie es bei den isländischen Sagas der Fall ist — innerlich glaubhaft macht. Hundert Jahre etwa liegen die beiden Bücher zeitlich auseinander: man kann an dem Vergleich studieren, wie hart und grausam Dichtung wurde in einer erbarmungslosen Zeit, die eine Frau zwang, männlich zu schreiben, männlicher als der Schwede es tat, der keine übermäßig weiche Natur war.

Die Undset erfüllt, was der — in Deutschland kaum beachtete — historisch-realistische norwegische Roman seit langem vorbereitete. Für diesen liegen heuer zwei gute Beispiele vor. Jacob B. Bulls „Thordis Eikaberg" repräsentiert die ältere Schicht mit Neigung

zu volkstümlicher Buntheit und schlichten Schicksalen, die manchmal nicht ohne Größe sind (dank einer unsentimentalischen Kenntnis des Volkscharakters). Andreas **Haukland** ist Typus für die modernere Schreibweise, die das Lineare-Statuarische stärker betont, die innerliches Pathos und strengen Realismus verschmilzt. Sein diesjähriges Buch „**Vikingefærden**“ (Wikingerfahrt) schildert mit geschickter Steigerung Heldentum und Greueltaten der Nordmänner-Einfälle in Mittel- und Südeuropa.

Es wäre aber verfehlt, die Undset als Nur-Realistin zu betrachten. Genau so wie ihre Weltanschauung sich von dem vorgeschriebenen Materialismus der Notizbuch-Naturalisten entfernt hat und in katholischer Dogmatik Sicherheit fand, ist auch in ihrer Kunst trotz allem unerbittlichen Realismus im einzelnen ein expressionistisches Moment festzustellen: eine furchtbare Wirklichkeit wird durch die Tatsache der Schilderung überwunden, und Jenseitiges bedeutet den eigentlichen Sinn der Menschenleben in ihren beiden letzten Dichtungen.

Doch so sehr auch in Norwegen alles Schreiben um realistischen Pol schwingt, gibt es doch Autoren, die einem extremen Expressionismus nachstreben, allerdings immer auf veristischer Basis. So Ingeborg **Refling Hagen**, die in ihrer Erzählung „**Glaam**“ mit Talent, leider aber auch mit viel Manier, Dämonie aller Art verschwendet, um dem Leser Eindruck, Beängstigung, Grauen und — Verwirrtheit aufzuzwingen. Doch allzuviel Anklang findet der extreme Expressionismus nicht bei der schreibenden und lesenden Welt im Norden. (Bei Frauen übrigens mehr als bei Männern.) Auch bei Ninni **Roll Anker**, die voriges Jahr mit einem fast an Ernst Weiß erinnerndem Novellenbuch kam („**Kvindesind**“), legt dieses Mal einen braven realistischen Roman vor „**I amtmandsgaarden**“ (Im Hause des Kirchspielvogtes), in dem die Charaktere interessieren und die langen Dialoge über Unionsstreitigkeiten und extreme Demokratie manchmal ein wenig langweilen; der konservative Grundzug in politischen Dingen ist übrigens ein deutliches Zeichen der Zeit. Die Autorin schuf Belangreicheres mit ihrem Schauspiel „**Piken**“ (Die Magd), einem kräftigen Versuch, das undramatische Thema vom Elend der Dienerinnen (nicht ungütiger) Reichen zu einer Tragödie zu ballen. Man wird an den jungen Gerhart Hauptmann mit seinen Vorzügen und Schwächen gemahnt.

Von sonstiger Frauendichtung möchte ich die Erzählung „**Stakkars Terese**“ (Arme Therese) einer Debutantin, Nanti **Dedichen**, hervorheben, die mehr als eine Talentprobe, die eine wirkliche künstlerische Leistung von Rang ist. Das Auszeichnende liegt in der mit zweckvoller Bewußtheit durchgeführten Steigerung der tragischen Linie. Erst nimmt man die ehelichen Leiden der pekuniär unabhängigen, mit dem wohlhabenden Schweden Ragnar Talberg verheirateten hübschen Norwegerin nicht ganz ernst, aber allmählich begreift man, daß sich hier eine tiefe Ehetragödie entwickeln muß, welche die feinfühlige Frau, deren Ethos hoch über dem ihres Mannes steht, die von der Melancholie nordschwedischer Landschaft bedrückt und durch innerlich kleinliche und ungesunde Verhältnisse gepeinigt wird, in selbstgewählten Tod treibt: dem aus verrottetem Geschlecht entstammten Ragnar will sie kein Kind gebären.

Humor scheint den schreibenden Norwegerinnen versagt zu sein; und bei den männlichen Kollegen ist er nicht übermäßig stark entwickelt und hat dann immer — abgesehen von Knut Hamsun — leichte dänische Färbung. So ist es auch bei dem erfolgreichen Elias **Kroemmer**, der von einer Menge menschlicher Schicksale, von Aufstieg und Niedergang, von Weisheit und Torentum in seinem etwas breiten Buch „**Bölgerne ruller** —“ (Die Wogen rollen —) erzählt. Das über der Vielfalt schwebende ironisch-heiter-melancholische Lächeln „Vergänglichkeit“ macht Eindruck auf den Leser, an dessen geistigem Auge ein sich über sechzig Jahre ausdehnender Film vorbeirollt.

Nationaler ist das — stets sehr diskrete — Lächeln Peter **Egges**, dessen neues Buch zu den besten Leistungen des Jahres 1925 gehört. Egge — das beweist jede Arbeit seiner Feder — ist ein Könner innerhalb seiner Grenzen, innerhalb eines verstandesklaren und menschlich warm empfindenden Realismus. In „**Hansine Solstad**“ erzählt er den Lebensgang eines aus ihrem bäuerlichen Urgrund losgerissenen Mädchens, das sich in Trondhjem, ihren Mann energisch mit sich zwingend, allmählich zu Wohlstand hinaufarbeitet, der wieder zerrinnt; ein Fluch hat sie ihr ganzes Leben hindurch verfolgt, sie wurde — mit Unrecht — als unehrlich angesehen; erst der Insassin eines Versorgungshauses wurde eine späte Ehrenrettung zuteil.

Einen — ich finde keinen Ausdruck, der besser wäre — internationalen Humor hat eine Erzählung, deren Umschlag auf charakteristische Weise durch steigende Seifenblasen geschmückt wird. „**Bankchefens dagbok**“ (Das Tagebuch des Bankdirektors) ist das Werk eines Ungenannten, der schon früher eine vielbeachtete Erzählung „**Tore Tank**“ schrieb, die einen packenden Durchschnitt durch Norwegens goldene Kriegslieferungs- und Schieberzeit zieht. Nun läßt uns der Anonymus in Schreibtisch und Seele eines Bankgewaltigen hineinsehen, der aus psychologisch recht glaubhaften Gründen gerade in dem Augenblick ein Tagebuch anlegt, da er

beim Beginn der großen Krisis mit einer Spekulation sich ein wenig die Finger verbrannt hat und deshalb zu einem kleinen Griff in fremdes Depot genötigt ist. Fein wird erzählt, wie die finanzielle und moralische Lage dieses Mannes immer schwieriger und hoffnungsloser wird und wie schließlich ein unvorhergesehener Zufall die Aufdeckung bringt, während er es doch gleichzeitig versteht, seine Bank glücklich durch alle Klippen des Börsen-Meeres zu steuern und zu einer führenden seines Landes zu machen. Es wird wenige Bankdirektoren in der neueren Literatur Europas geben, die wirklich so Gentlemen sind wie dieser — trotz seiner Verschuldung, die er mit einem diskret verschleierten Tode büßt. Glücklich das Land, in dem ein solcher Bankdirektor — wenn auch nur als Ausnahme! — vorkommen kann.

Während Norwegens Dichterinnen — allen voran Frau Sigrid Undset-Svarstad — alle lyrischen Einlagen in ihren Erzählungen sorgfältig vermeiden, reizt es die Dichter immer wieder, das epische Moment in den Hintergrund zu drängen und einer innerlich und latent musikalischen Wirkung nachzustreben. Man kennt diese nordischen Tagebuchromane im voraus — und doch liest man sie stets gern, ja geradezu mit Genuß, da sie voll sind von dem Stärksten, was uns Dichtung aus Ibsens Land geben kann, echter Naturstimmung. Darum kann man P. Lykke-Seests „Sorenskriver-Fuldmœktigen" (Der Hardesvogt) ein gutes Buch nennen, um so mehr, da es einen starken epischen Kern hat und reich an scharf umrissenen Typen ist. Man blättert lieber darin als in einem dicken Roman, gewiß nicht ohne Verdienste hinsichtlich Charakteristik und Komposition, dem man ernstes künstlerisches Streben zubilligen muß, Sigurd Christiansens „Indgangen" (Der Eingang): denn das Tempo ist allzu schleppend und die Dialogbehandlung — wie so oft im Norden — viel zu breit. Dazu tritt noch die normale Problematik jedes Künstlerromans, daß man einfach glauben soll, daß Helge Gran ein großer Maler ist.

In der konsequent realistischen Technik ähnelt diesem Buch Johan Frederik Vinsnes' Roman „Lyset og skyggen" (Das Licht und der Schatten), dessen Handlung aber mehr Rhythmus und Zielstrebigkeit hat und dessen Gesprächskunst viel höher steht. Er gehört zu den besten Arbeiten dieses nicht mehr jungen Autors. Ein nicht unbegabter, aber prahlerischer und haltloser Mensch von der Art eines Hjalmar Ekdal wird sein ganzes Leben hindurch von einem leibhaften Doppelgänger seines schlechteren Ichs begleitet, einem verbummelten und versoffenen Lebensversicherungsagenten. In einer Trinkerheilanstalt treffen sich die beiden, und bei passender Gelegenheit zieht „Schatten" das „Licht" in Wasserfall-Abgrund . . .

Mit einem sehr klugen, sehr gerechten, sehr skeptischen, sehr wissenden Essay kommt Sigurd Ibsen, der Sohn des Dichters, der frühere Minister. In „Politikens motsœtninger" (Die Gegensätze in der Politik) sind mit bewundernswürdiger Klarheit die ewigen Antithesen im Völkerleben zusammengefaßt, die immer wieder, im Krieg und im Frieden, im Bolschewiken- und im Kapitalistenstaate, gelten werden, die der Doppelwurzel „Macht und Ideal" entsprießen, und von denen die — nicht unrichtige — Küchenweisheit gelten kann, daß jedes Ding zwei Seiten und auch das Böse sein Gutes hat. Ein Buch also, daß man in unserem politisierten Europa eigentlich verbieten sollte, denn es kann alle möglichen -ismen aus den Herzen gläubiger Völker und hoffnungsvoller Steuerzahler wegsingen, was sicher katastrophal wäre.

Arnhem — Ernst Alker

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Septakkord. Vier Novellen. Von Hans Franck. Leipzig 1926, H. Haessel. 203 S. M. 5,50 (2,50).

Kein Wunder, daß die dem Drama am nächsten stehende Gattung der erzählenden Dichtkunst, daß gerade die Novelle in dem Dramatiker Hans Franck ihren Meister gefunden hat. Und ebenso selbstverständlich mag es weiter erscheinen, daß unter den hier vereinten, sich im Stimmungsausdruck wie die vier Töne des Septakkords aneinanderfügenden Novellen wiederum die besonders hervorleuchten, deren gedankliche und stoffliche Formung dem atemberaubenden Pulsschlag dramatischer Beschwingtheit am nächsten kommen. Ich meine damit die Novellen „Südsee" und vor allem „Nachgeholt". Letztere, trotz des scheinbaren Hineinragens okkultistischer Vorgänge, unter allen am festesten auf realem Boden stehend und daher auch rein menschlich vielleicht am stärksten erschütternd, weist nur erst in feinem Hauch die Atmosphäre jener Eigenart auf, die, verstärkt, in den anderen Novellen den Leser in eine Welt führt, die, ohne Verzicht auf die Wirklichkeit, doch die Ereignisse in so grell umrissener Lichthelle zeigt, daß sie weitab von denkbaren Vorkommnissen des Alltags gerückt werden. Aber gerade hier liegt der Hauptreiz dieser Dichtungen; hauptsächlich auch wohl, weil man von diesem Blickpunkt aus am besten die große Kunst des Dichters bewundern kann, mit der er zum Glauben an seine Gestalten und Vorkommnisse zwingt. Das Ungewöhnliche, niemals bisher Erlebte, bis dahin für unmöglich Gehaltene — selten wohl hat jemand diese, gerade für das scharfe Profil der Novelle besonders charakteristischen

Züge in seiner Darstellung so gemeistert wie Hans Franck in seinem „Septakkord".

Schwerin i. M. Erich Hagemeister

Nachtgeschichten. Von Otto Stoessl. Berlin 1926, Deutsches Buch- und Bildwerk G.m.b.H. 326 S.

Stoessl, der autochthone Wiener, dessen Prosa von Gottfried Keller, dem Schweizer, den stärksten Antrieb empfangen hat, versenkt sich hier abermals, wie sein Dieter, in die „wahre Welt der Zufälle, merkwürdigen Begebenheiten", bildet, wie sein Mainone, „wunderliche Gestalten". Die Hauptnovelle dieses Bandes sind die „Erweckten in Königsberg", die Chronik einer pietistischen Sekte, mit Propheten und schwärmerischen Frauen, von der Zeit Kants bis in das Preußen Friedrich Wilhelms IV. Dann eine Geschichte von einem Totenschädel, den ein „berühmter Zeichner", ein schöpferischer Einsiedler (die Widmung nennt Alfred Kubin) in dem München der Umsturztage bei einem Trödler kauft. „Der Verdacht": die skurrile und menschenfeindliche Stiftung des Herrn Schigon, der damit rechnen muß, an Krebs erkrankt zu sein. „Das Geständnis": Beichte eines Betrügers, der Blätter eines Freundes für die seinen ausgegeben hat. Um die Tierzone herum „Hundsmörder", „Hunderache" und „Die Vogelfarm". Der Legende nacherzählt „Der Tod des Firdusi". Aber das Bedeutendste zuletzt: „Geli Tassai, Bruchstück aus einem Alltagsleben". Der Monolog einer wiener Näherin, das Psychogramm eines Weiberschicksals, anscheinend wirr in der unaufhaltsamen Folge seiner Denkassoziationen und hinabdringend in die Tiefen.

Klosterneuburg bei Wien Paul Wiegler

Die liebe Frau von den Sternen. Eine legendenhafte Erzählung aus der Gegenwart. Von Hans Roselieb. München 1925, Kösel & Pustet. 357 S.

Wollte man diese neue Arbeit Roseliebs „phantastisch" nennen, würde man ihr schwerlich gerecht werden; denn sie ist mehr als nur „ein buntes Spiel der Einbildungskräfte", mehr als eine ästhetische Angelegenheit, sie ist eine religiös-philosophische Dichtung, nicht grotesk und bizarr, sondern sinnvoll und gläubig. In dieser von überirdischen Mächten umtönten Vision steht im Mittelpunkt das Schicksal einer Fischersfrau, der „lieben Frau von den Sternen". Alle Probleme von gestern und morgen, Habgier, Streitsucht, Lohnkampf, Klassenhaß, Machtbegierde und alle „fiebrischen Begierden der Tiefe" werden aufgerollt, aber immer im ursächlichen Zusammenhang mit dem Gang der Dinge und unter den Gesetzen der Sterne.

Nur wer über all das Ideenhafte und Reflektive dieser Legende, über alles grelle Geschehen hinaus gelangt, kommt zu ihrem innersten Kern, zu jenem Zustand immerwährender Bereitschaft, zu jener mystischen Selbsterlösung, die Roselieb mit der Zähigkeit des Ringenden und mit der Eindringlichkeit des Erlebnistrunkenen verkündet.

Charlottenburg Hans Sturm

Die arme Seele vom Heidehof. Von Paul Steinmüller. (Unsere deutschen Erzähler, Zweite Reihe, Erste Gabe.) Berlin 1926, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 122 S. Geb. M. 2,50.

Diese neue, von Walter Hamberger herausgegebene Bücherei, die in hübscher Ausstattung (bei Taschenformat) alte und neue erzählerische Dinge enthält, bringt hier zwei Gaben Steinmüllers, die durch das Vornehme menschlicher Haltung sowie viel künstlerische Feinheit auffallen. Die Titelgeschichte redet in dunklem Ton einer alten Chronik von Liebes- und Eifersuchtsleid auf einem Heidehof des 17. Jahrhunderts, von der schönen Frauke und dem Erzähler, ihrem Gatten, von dem Schmerz, daß sie vor der Ehe einem unedlen Verführer unterlegen, und wie dieser Schmerz die Ehe zerstört. Es liegt eine herzensedle Schwermut über dem Ganzen. Wehmutschwere Erinnerungsfarben leuchten auch in „Felix" auf, einem Jugenderlebnis Steinmüllers vom alten Posthof am Anhalter Bahnhof, von der tollenden Jungenhorde und Felix, ihrem Herrn, dem Sohn der Offizierswitwe, der nach erfolgreichen Versuchen als Geiger im Weltgetriebe Berlins untergeht. Zwei Etappen dieses Menschenuntergangs: der entlassene Strafgefangene (er hatte Wechsel gefälscht) als Aushilfskellner, der in Lasterglut hintorkelnde Lebemann im Morgendämmer des Tiergartens. Beide Geschichten geben den Eindruck eines menschlich und künstlerisch Werte suchenden und Werte bildenden Erzählers.

Berlin-Steglitz Werner Schickert

Ums Herrgottswort. Ein Roman. Von Hans Watzlik. Leipzig 1926, L. Staackmann. 344 S. Geb. M. 6,50.

Eine Variation des Motivs „Glaube und Heimat". Aber hier handelt es sich nicht um eine Wahl zwischen beiden wie in dem Schönherrschen Drama, sondern um die Vereinigung beider. Die evangelischen Bauern Oberösterreichs, die Watzlik zum Kollektivhelden seines „Romans" macht, sind viel zu gute Lutheraner, um ihren Glauben, um das Wort Gottes zu verleugnen, aber auch viel zu sehr Bauern, um sich seinetwegen von Haus und Hof verjagen zu lassen. Sie bleiben, und müssen so den Kampf aufnehmen gegen die Gewalt, die ihr Innerstes antastet. Wildbewegte Bilder entstehen; zuerst von der Bedrückung der evangelischen Bauern, wie der Statthalter des Landes, mit Wortbruch und Grausamkeit blutigen Hohn verbindend, ihre führenden Männer um ihr Leben würfeln und die Hälfte von ihnen hinrichten läßt. Dann der Aufruhr der Gequälten, wobei sie in rasender Kampfeswut das Heer der regulären Soldaten überrennen und vernichten; dann immer wieder erneuerte leidenschaftdurchglühte Kämpfe mit wechselndem Ausgang, und schließlich doch der blutige Untergang der evangelischen Bauern, die auch im Tode unerschüttert bleiben. „Vor seiner Haustür soll sich ein jeder erschlagen lassen." Das Ganze begleitet von der Musik der wüsten Roheit, wie sie Landsknechten des Dreißigjährigen Krieges eignet.

Man sieht, das Getümmel, das sich bei diesem Ringen erhebt, ist die Hauptsache. Was die Menschen im Innern bewegt, wird zwar nicht völlig unterdrückt, aber der Lärm überwiegt.

Berlin G. Fittbogen

Stille und Sturm. Vier Erzählungen. Von Eilhard Erich Pauls. Halle 1926, Heimat-Verlag für Schule und Haus. 244 S.

Eine schlichte Anspruchslosigkeit verbindet sich in diesen vier Erzählungen mit künstlerisch geschliffener Form und reicher Innerlichkeit, so daß man dieser Sammlung gern ein gutes Wort mit auf den Weg gibt.

Die erste Erzählung ist Stille ohne Sturm. Wenigstens wird der Sturm in der Stille der Herzen des braven Schulmeisterlein von Preisingen und der beiden lieblichen Mädchen-

gestalten tapfer und verborgen durchgefochten. Auch die zweite ist Stille. Ihr Held ist Johann Gottfried Seume. Die dritte hat Matthias Claudius und „Die Tochter des Wandsbecker Boten" zum Gegenstand. Die fraglos stärkste aber ist die letzte: „Die weiße Frau". In ihrem Mittelpunkt steht Prinz Louis Ferdinand von Preußen und der alte Aberglaube des Königshauses vom Erscheinen der weißen Frau vor dem Tode eines seiner Glieder, der hier sehr fein mit der stets in Weiß gekleideten Hofdame Amalie von Uttenhoven verbunden ist, die den Prinzen liebt. Kurz und packend auch der Heldentod des Prinzen in der Schlacht bei Saalfeld.

Was diesen Geschichten das Eigene gibt, ist eine nie sich aufdrängende und doch stets mitschwingende schlichte Frömmigkeit, ein alles durchdringender Glaube an das göttliche Gnadenwalten.

Danzig — Artur Brausewetter

Die Reise in die Heimat. Von Hans Heinrich Ehrler. München 1926, Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G. 199 S. M. 3,– (5,–).

Ehrler hat uns verwöhnt. Nach seinen wundervollen „Briefen aus meinem Kloster" waren wir auf eine Steigerung der Herrlichkeit gefaßt. Aber es kann nicht alle Tage Sonntag sein. Es folgte der Kriegsroman „Wolfgang", auf den doch schon ein wenig der Staub überlanger Aufbewahrung in einer Schreibtischschublade lagerte. Und sein neuestes Werk ist eine Gelegenheitsschrift: „Meiner Vaterstadt gewidmet zur Hundertjahrfeier ihres wiedergefundenen Heilbrunnens." Ehrlers Vaterstadt Mergentheim an der Tauber ist bekannt genug: bekannt als Hochsitz der Deutschmeister allen Historikern und Altertumsfreunden, bekannt als deutsche Nebenbuhlerin des böhmischen Karlsbad vielen tausend Leidenden. Er hat nun seine für einen Dichter nicht ungefährliche Aufgabe mit Takt und Geschmack angefaßt und Gänge durch die Stadt nebst Fahrten durch ihre bemerkenswerte Umgebung (Creglingen mit seinem Altar und Stuppach mit seiner Grünewald-Madonna!) mit persönlichen Jugenderinnerungen glücklich vereinigt. Überall kommt sein „locker und liebreich gewobenes Wesen" zum Vorschein. Seine andachtsvolle Art, Dinge und Menschen zu betrachten, stimmt auch uns zur Andacht. Nur eben darf man sich an seiner Gewohnheit, alles zu atomisieren, nicht stoßen und von seiner idyllisch veranlagten Natur keine hochgehenden Wogen der Leidenschaft verlangen. Dank seiner feinen und erlesenen Sprachkunst lesen sich manche Stücke wie Gedichte in Prosa.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Das Licht im Schatten. Roman. Von Wilhelm Fischer-Graz. München 1925, Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G. 339 S. Geb. M. 7,50.

Der Verlag hat mit der Veröffentlichung dieses Buchs keinen guten Griff getan. Fischer läßt seinen Roman, der gewissermaßen Heimsuchung und nach bestandener Lebensprüfung gewährte Belohnung eines Landedelmannes zeigt, in Steiermark spielen; aber, ob er sich auch in adeligen Kreisen bewegt, ob er die Handlung auch in die Gegenwart verlegt, — die geistige Nachbarschaft Roseggers ist zu stark zu spüren, und der Schatten des Größeren bedeckt ihn wie viele andere auch. Mit der inneren Dürftigkeit einer Erzählung, die in manchen Stücken unglaubhaft erscheint, geht eine hölzerne Unbeholfenheit Hand in Hand. Selbst die einfachsten Leute dieses Buchs reden geschraubt, handeln in gedrechselten Worten religiöse und philosophische Probleme ab, daß man in eigener Einfalt nur so staunt, und lassen nicht erkennen, daß seit der Zeit des Barock mit seiner gekünstelten Dichtungsart immerhin einige Jahrhunderte verflossen sind. Die Gestalten, die Träger der Handlung sind, zeichnet Fischer entweder ganz schwarz oder rein weiß. Nebenpersonen bleiben, weil sie alle Verkörperungen vorbestimmter Charaktereigenschaften sein müssen, schemenhaft, auch wenn sie ihrem Tun nach Menschen mehr ähneln. Sprache und Darstellung sind unnatürlich und gezwungen, nur wenige Naturbilder zart und gut gesehen, aber auch sie werden durch die Mängel ihrer Umgebung erdrückt.

Leipzig — Karl Heinemann

Oberbayrische Fahrten. Von Werner Köhler. (Band 4 der Deutschen Fahrten.) Mit mehr als 190 neuen Bildern. Berlin, Leipzig, Wien und Bern, Franz Schneider. 217 S. M. 8,–.

Das Buch hält sich durchaus auf der Höhe der früheren Bände des erfreulichen Unternehmens. Die Bilder, deren Auswahl diesmal in Anbetracht des umfangreichen Stoffs nicht so einfach war, sind — meist vom Herausgeber selbst — künstlerisch aufgenommen und gut reproduziert. Und sie sind schließlich doch die Hauptsache. Indessen verdient auch der Text Lob, der, namentlich auf das Kunsthistorische näher eingehend, literarische Vorzüge mit den Zwecken des Reiseführers glücklich zu verbinden strebt. Denn diese „Deutsche Fahrten" sollen nicht etwa bloß dem Vor- oder Nachgenuß daheim dienen, sondern als Berater mit „ins Gelände" genommen werden.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Kopf hoch, Charly. Roman. Von Ludwig Wolff. Berlin 1925, Ullstein. 237 S.

Der Roman, den eine weitverbreitete illustrierte Zeitung ihren Lesern als Schlager vorsetzte, lehrt, was heute als bei der großen Masse erfolgverheißend gilt. Zunächst einmal: Tempo; also gibt es wie im Kino sich schnell ablösende Bilder. Sodann: Romantik; sie wird bei amerikanischen Millionären, französischen Spielern, russischen verarmten Exzellenzen und deutschen, aus der Bahn geworfenen Adligen gesucht. Ein Stich ins Pathologische ist empfehlenswert: so verliert Charly zeitweilig das Gedächtnis, was die merkwürdigsten seelischen Verwicklungen ohne große Mühe herbeizuführen erlaubt. Mit diesen Mitteln wird die Geschichte von der verfolgten und belohnten Tugend erzählt, wie unsere Zeit sie haben will: Tugend heißt Reinheit der Seele — auf anderes kommt es weniger an; Wassermanns Renate Fuchs hat Schule gemacht: hier haben wir die fürs liebe Publikum zurechtgemachte Trivialisierung.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der einsame Liebesweg. Von Georg Lutz. Wiesbaden 1925, Herm. Rauch. 101 S. Geb. M. 2,25.

Mit seinem kleinen Roman: „Der einsame Liebesweg" tritt der Autor zum ersten Mal mit einer Arbeit in Buchform an die Öffentlichkeit.

„Zeugung und Geburt allein stehen im Zentrum der Welt, alles andere ist Dienst an der Peripherie," also erkennt Luise Richter den schmerzhaften Dualismus ihres eingeborenen Weibtums und ihres Berufes, den der Lehrerin. — Der Mann tritt in ihr Leben als Erfüller und Zerstörer. Sie selbst begeht durch ihre Liebe Schuld an einer zweiten Frau. — Nach schwerer Krankheit erkennt sie: nicht im Sein

liegt des Lebens Aufstieg und Wert, sondern im Werden. Einsam war ihr Liebesweg zum neuen „Brautjahr des Glückes ohne Grenzen und Enden" — — — die Protestantin wird katholische Krankenschwester.
Gewiß hat das Buch seelischen Klang, und wenn der Verfasser sich durch die tagebuchartige Einkleidung die technische Gestaltung erleichterte und damit Reflexionen und Betrachtungen ein weiteres Feld gestatten durfte, so verliert das kleine Buch dadurch nichts von seinem dichterischen Gehalt. Nur wirkt die predigerhafte Rhetorik oft störend. Sie entspringt aber vielleicht noch einer Unsicherheit und wirkt niemals trivial oder bombastisch.

Braunschweig — Käte Schultze

Was ist des Deutschen Vaterland. Von Anton Fendrich. Stuttgart 1925, Dieck & Co. 317 S. Geb. M. 7,50.

„Ein halb Jahrhundert Sieg und Tränen", das ist der Titel und Gedanke des Ganzen, das der Verfasser in einer Trilogie dem deutschen Volk erzählen will. Der vorliegende Roman ist der Anfang. Die Geschichte zweier Menschen, die „frech und fromm, voller Sünde und Heiligkeit wie unbändige Sklaven in diese unsere Zeit hineinträumten und rasten. Alles. Beides. Denn sie sind Deutsche".
Der wiedererwachende deutsche Mensch ist der eigentliche Held des Romans. Der deutsche Mensch mit seiner eingeborenen Liebe zur Heimat, seinem Lichtverlangen. Der gute Mensch, der in seinem dunklen Drange des rechten Wegs sich wohl bewußt ist — und doch oft nebenbei irrt und in Stolz und Trutz auch manche Dummheit macht. Der Ort der Handlung aber ist das badische Offenburg und die Zeit nach 1848: die schweren Jahre 1864—1866, dann Bismarck, Kaiser Wilhelm I., Windhorst und andere Führende. Aber weiter entwickelt sich die Handlung in entscheidenden Phasen: Kulturkampf, Gründerzeit, Sozialistengesetz.
Alle diese verschiedenen Phasen läßt der Verfasser in markigklaren Zügen vor dem Leser lebendig werden, so daß sein Werk nicht nur künstlerischen, sondern kulturell aufschließenden Wert erhält.
Was der Verfasser in früheren Werken („Schauinsland") verheißen, hat er hier gehalten: Seine Sprache ist natürlich und frei von der heute Mode gewordenen Gespreiztheit, seine Darstellung ist unmittelbar und plastisch, seine Schilderungen, betreffen sie Zeitentwicklungen oder Naturstimmungen, sind voll Frische und Schlichtheit, so daß das Lesen dieses Buchs Gewinn bedeutet und in der Unterbezeichnung: „Der Roman Deutschlands" keine Überhebung liegt.

Danzig — Artur Brausewetter

Frau Murkula und andere Tiergeschichten. Von Hans Kaboth. Mit 8 Scherenschnitten von R. Neugebauer. Schweidnitz, L. Heege. 175 S. M. 2,— (3,—).

Es sind Geschichten von Schnepfen, Störchen, Eichhörnchen, Singschwänen, Zaunkönigen, Finken, Drosseln, Hähern, Elstern und Hasen. Ihre Liebe, ihre Not, ihre Sprache, ihre Lebensweise, ihre Vergnügen und auch ihre Schicksale werden erzählt.
Die Storchgeschichte heißt „Adebar"; die Geschichte von den Singschwänen „Schwanhilde und Goldkron"; die vom Zaunkönig „Ein König, der seine Krone behält"; die vom Hasenvölkchen „Haselinchen, Duckerchen und Lampel". Der Wald weint, freut sich; die Tiere würdigen Stadtschönheiten, und alles spielt sich ab in der großen Welt einer einzigen Familie. Vom Abgrund zwischen Mensch und Tier, der um so größer wird, je tiefer man das Tier als Tierwesen erfährt; von dem Sphinxrätsel seiner Erscheinung; vom Sinn seiner Schöpfung, der ganz anders ist als der unsrige; davon spürt man in diesen Geschichten nichts. Kein Tadel soll es sein, sondern eine Abgrenzung, eine genauere Bestimmung. Auch rein tierhaft sind diese Geschichten nicht; ich meine, sie sind nicht streng vom äußerlichen Leben des Tiers aus geschildert, sie müßten dazu, wennschon ohne Deutung, doch mit den Gattungsleidenschaften und den Individualfeinheiten gestaltet sein, so daß man sie fliegen sähe oder ihr Wesen röche. Nein, das findet man in ihnen nicht, trotz der jägerhaften Benennungen und naturalistischen Lautnachahmungen. Gedeutet sind diese Tiere, eben doch nur auf familienhaft menschliche Weise, etwas gemüthaft erschütterlich; es sind Tiere, die vom lieben Gott nur zu unserer Erbauung, Unterhaltung und Rührung erschaffen zu sein scheinen. Von diesem Gesichtspunkt aus wirken die Geschichten reich, sind sie schlicht und spannend geschrieben.

Münster i. W. — Hans Roselieb

Kentaurenschlacht. Von Michael Babits. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein. Berlin 1926, J. M. Spaeth. 258 S. Geb. M. 5,—.

Jeder frei erfundene Erzählungsstoff bedeutet im großen oder kleinen einen Volltriumph der Phantasie. Aber nicht jeder Siegeslauf der Phantasie ist von Verdienst und Qualität. Und nicht jeder Schöpfungsakt von wesenhafter Wucht greift aus den grundlosen Schachten der ungebundenen Phantasie heraus. Shakespeare langte nach historischen Stoffen, um sie in dramatische Mythen umzuformen, Gerhart Hauptmann und die Lagerlöf weben um Anekdoten und Reminiszenzen der Vorzeit einen legendenhaften Schleier. Mythen und Legenden aber sind dazu da, um tausendfach neugeschaffen, von jeder kundigen Künstlerhand von neuem aus der Taufe gehoben und nach den Gesetzen individueller Offenbarung in frisches Erz gegossen zu werden. Dieses Grundmotiv ästhetischen Schaffens nimmt sich der genialste der neuungarischen Erzähler, Michael Babits, bewußt zum Vorwurf. Mit unermüdlichem Entdeckungshunger und glücklichem Taktgefühl reicht er ins Volle — und was er hervorholt: die Genesis, die Herakles- und Odysseussage, der urchristliche Legendenkreis, altungarische volkstümliche und geschichtliche Überlieferungen, darauf spielt er mit Meisterschaft — von farbiger Eingebung beseelt und auf pointierte Endeffekte wohlbedacht — seine eigengestimmten Fugen und Etüden.
Da erscheint Herakles, der reckenhafte Halbgott eines maß- und grenzenlosen Tatendranges, als Wald- und Weltbummler von schlecht verhehlter Menschlichkeit, von einem ins Titanenhafte gesteigerten Infantilismus, der in tölpischer Liebe für irdische Jünglingsschönheit entflammt und bei Kentauren erotisch-bacchanalischen Studien obliegt, um nach rasender Ernüchterung wieder in seine dienende und überwindende Sphäre einzulenken. Da entweicht Odysseus samt Genossen mit zugestopften Ohren und gebundenen Gliedern glücklich der Sirenengefahr, um sich später aus den Armen seiner Penelope unheilbar nach ihr zurückzusehnen. Da sucht ein Knäblein den herumziehenden Heiland und landet glückselig bei einer Schar von Aussätzigen. Bisweilen folgen dann Bilder in etwas banaler oder bizarrer Einfassung. Doch alles in allem eine Skizzensamm-

lung, die in buntesten Naturfarben erglänzt, ohne eines zeitgemäßen Kolorits zu entbehren.

Budapest — Gustav Erényi

Dr. med. Arrowsmith. Der Roman des amerikanischen Arztes. Von Sinclair Lewis. Zwei Bände. Amerika-Bücher. München 1925, Kurt Wolff. 342, 459 S. Geb. M. 14,–.

1920 brachte „Main Street", 1922 „Babbitt" und 1925 „Arrowsmith", alles drei Kultursatiren, die in aufsteigender Linie von Sinclair Lewis' großem Können und seiner ernsten Bedeutsamkeit für die moderne amerikanische Literatur Zeugnis ablegen. Wie bei „Main Street" ist ein biographisches Element leicht zu erkennen: die Eindrücke einer Kindheit im väterlichen Arzthause. Die Studienzeit des jungen Martin Arrowsmith gibt willkommene Gelegenheit, das Leben einer mittleren amerikanischen Universität satirisch abzubilden, besonders im Typus des geld- und ruhmsüchtigen Medizinstudenten, dem gegenüber der grüblerische Arrowsmith grundverschieden erscheint. Als Landarzt und später als stillforschender Bakteriologe erfaßt Lewis' neue Gestalt das Problem der wissenschaftlichen Forschung, des Wahrheitssuchens, nicht des Erfolghaschens. Als Vorbild seines ganzen ärztlichen Lebens wird der deutsche Professor Max Gottlieb sympathisch geschildert, dem selbstloses Forschen Sinn des wissenschaftlichen Daseins ist. Wie „Main Street" hat auch „Arrowsmith" wieder eine köstliche Frauengestalt: die tapfere Leora, eine echte Schwester der Carrol Kennicott. Sie stirbt als ein Opfer der Wissenschaft. Arrowsmiths zweite Frau ist kein Ersatz für Leora, sie treibt ihn nur endgültig aus dem Leben in das Laboratorium. Der ganze Roman ist eine Kritik am amerikanischen Wissenschaftsbetrieb. Um diesen Leitgedanken nicht abzubiegen, lehnte der Verfasser wohl auch kürzlich den Pulitzer-Preis ab.

Berlin — Friedrich Schönemann

Studentenjahre. Von Percy Marks. Roman aus dem amerikanischen Universitätsleben. Amerika-Bücher. München 1925, Kurt Wolff. 332 S. Geb. M. 7,–.

Es gehört mit zu der inneren Erneuerung Amerikas, daß nach dem Sinn und Wert von Universität und Universitätsbildung, von Erziehung und Geisteskultur gefragt und geforscht wird. Die Mode des Studentenromans gibt davon Kunde, wenn auch die große Persönlichkeit noch nicht erschienen ist, dem neuen Genre den Geist wahren Künstlertums einzuhauchen. Sinclair Lewis hat das Problem ernstlich gestreift. Percy Marks gibt wenigstens genügend Problematik, um seine Milieuschilderung selbst für deutsche Leser von tieferem Interesse sein zu lassen. Man kann gar nicht besser in das Leben und Treiben eines amerikanischen College eingeführt werden. Freilich darf man nicht vergessen, daß Percy Marks alles nur von seinem einen Gesichtswinkel aus sieht. Er stellt ja nicht die amerikanische Schule an sich dar, sondern nur, wie sie auf einen ernster ringenden jungen Menschen wirkt, was sie ihm an Erlebnissen während der vier Jahre bringt. Nicht umsonst heißt das Buch auf englisch „The Plastic Age", was auch die Schlußsätze andeuten: „Er war glücklich und traurig dabei — glücklich, weil vor ihm das ganze Abenteuer (d. i. des Lebens) mit all seinen Geheimnissen lag, traurig, weil er etwas sehr Schönes, etwas unendlich Wundervolles hinter sich lassen mußte." Er verlor die erste Unbewußtheit der Jugend und lernte durch sein Spielen mit dem Leben wenigstens sein eigenes Wesen ahnen. Man bekommt am Ende auch einen Einblick in die amerikanische Seele und manche Kulturzustände, die wir leicht übersehen oder mißverstehen. Daß der Übersetzer, der übrigens nicht genannt ist, eine unmittelbare Kenntnis des amerikanischen Lebens nicht besitzt, können einige drollige Fehlübersetzungen beweisen.

Berlin — Friedrich Schönemann

Der Ruf der Wildgänse. Roman. Von Martha Ostenso. Übertragung aus dem Amerikanischen von A. Wiesner-Gmeyner. Wien und Leipzig 1926, Nikola-Verlag. 426 S.

Der Roman ist durch ein Preisausschreiben entdeckt worden, was angesichts der mageren Ernte der allermeisten Preisgerichte wie ein Wunder wirkt, denn er ist tatsächlich ein starker und tiefer Roman von nachhaltiger Wirkung, und seine Verfasserin muß als eine reife Könnerin bezeichnet werden. Alles ist aus einem Guß: Naturschilderung wie Menschendarstellung. Die Natur lebt, die Menschen leben, weil alles aus der ehrlichen Schlichtheit eines gesunden Herzens erfaßt und dargestellt ist. Im Mittelpunkt der Geschichte steht der erdgebundene Kaleb Gare; er ist hart, ja grausam in seiner Sucht, seine ganze Familie dem Lande hörig zu erhalten. Er verliert die Seele an seine Felder. Sein Untergang ist mit dem Leben bezahlte Treue zum Boden. Frau und Kinder verkümmern, weil sie einzig und allein für die Erde leben, nur seine Tochter Judith siegt über alle dumpfe Erdhaftigkeit durch ihre „klare, starke Welt wirklicher und wahrer Triebe", durch eine stolze, seelisch beherrschte Heimatliebe. Besonders reizvoll ist auch der Gegensatz von Natur und Kultur in Judith und der jungen Lehrerin Linda gezeichnet, zwei überaus glücklichen Schöpfungen. Der Ruf der Wildgänse — „ein ferner, fliegender Schatten, ein gewaltiges Streben durch die Einsamkeit, ein endloses Suchen" — ist Symbol der nordischen Natur und ihrer Menschen. Alles in allem ein echt künstlerisches Werk, dem nur eine ebenso künstlerische Verdeutschung zu wünschen gewesen wäre. Leider wird uns in der vorliegenden Übersetzung ein seltsames Deutsch zugemutet mit unglücklichen Versuchen eines unmöglichen Dialekts und den unnatürlichsten Konjunktivkonstruktionen (vgl. Sp. 656).

Berlin — Friedrich Schönemann

Zwei Welten. Ein Marco-Polo-Roman. Von Egmont Colerus. Wien 1926, Paul Zsolnay. 708 S.

Ein Spezialist des kulturgeschichtlichen Romans. Nach dem Pythagoras ein Marco Polo. Die Geschichte des venezianischen Entdeckers, der 1271 mit seinem Vater Nicolo Polo und seinem Oheim Matteo nach Cathay fuhr, an den Hof des Großkhans der Tataren, Kublai. Als Siebzehnjähriger; und nach vier Jahren ist er bei dem Khan in dessen Sommerresidenz Kaipingfu. Er steigt zu hohen Ämtern auf. 1295 kehren die Poli nach Venedig zurück, für tot gehalten. Nur ihre märchenhaften Edelsteine zeugen für sie. Bei einem Seegefecht mit den Genuesen wird Marco Polo gefangen. In der Gefangenschaft diktiert er dem Pisaner Rustician, französisch, sein Reisebuch.

Zwei Bruchstücke dieses naiven Berichts über eine große Forscherleistung stellt Colerus mitten in sein Werk. Um so auffälliger der Gegensatz zwischen der Urschrift und dem Roman, der daraus geworden ist. Zuerst die Pubertätsliebe des jungen Marco Polo zu einer Francesca. Dann, als der Vater und der Oheim, hier Maffio genannt, von einer ersten Expedition zurückgekehrt sind, Liebe Marcos zu Melissa,

der griechischen Buhlerin. „Jetzt leb wohl, Marco," sagt diese opfermutige Hetäre, die alle seine kostbaren Geschenke für ihn aufbewahrt hat, „und wisse, daß du in den Armen der natürlichen Tochter eines hellenischen Fürsten lagst." Sie heiratet dann einen Morosini. Schmachvollen, abenteuernden Kornwucher sühnend, zieht Marco mit Vater und Onkel hinaus. Zwei Welten (der Titel wird durch das Symbol der um die Perle der Vollkommenheit kämpfenden Drachen tiefer gedeutet). Die zweite Welt ist China. Und auch dort liebt Marco Polo, der nun Ma-ko-po heißt und in eine Verschwörung der Chinesen gegen den Minister des Khans, den sarazenischen Assassinen Achmak, hineingerissen wird, fessellos. Die blumenhafte Li-ping-erch. Er geht, da er nicht anders ihren Leib erringt, die Ehe mit ihr ein. Aber da er ihr sagt, es sei besser, wenn dem Bunde keine Kinder entsprießen, verläßt sie ihn. Sie ist schwanger; seinen Sohn wird er nicht sehen. Ein „Tantalus der Liebe", den alle Ekstasen zerrütten. Aber Melissa grollt: „Ich verbitte mir solche dummen Bemerkungen." Ein Tatarengeneral flucht der Rebellion: „Eine nette Bescherung!" „Elender Ehrgeizling!" schmunzelt Maffio, der auch kopfschüttelt: „So ein Weltreich ist doch ein rechter Bienenschwarm. Privatleben ist wohl nur ein frommer Wunsch."

Man möchte das oft wilde Pathos, dem der Absturz in die Banalität folgen muß, entfernen. Denn darunter liegt eine Schicht starker romantischer Bilderphantasie. Theaterhaft, auf die Massenszenen hinarbeitend. Jedoch, bei sparsamerer und deshalb echterer Farbengebung, am wirkungsvollsten im Schlußkapitel, in dem Marco Polo einen Besuch aus Florenz hat: Dante Alighieri.

Klosterneuburg bei Wien — Paul Wiegler

Literaturwissenschaftliches

Der Weg der deutschen Dichtung von den Anfängen bis zu Goethe. Von Hugo Bieber. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag.

Was der Verfasser bei Gelegenheit von Lessings dramatischer Kunst sagt, daß sie nicht in der Schwellung, sondern in der Straffung, im Aussparen und Zurückhalten sich verwirkliche, das gilt auch von der darstellerischen Kunst dieses Buches; nur mit einer so virtuos geübten Kunst des Aussparens und Zurückhaltens war es überhaupt möglich, die ungemein schwierige Aufgabe, den Weg deutscher Dichtung vom Frühgermanentum bis auf Goethe in allen wesentlichen Etappen auf wenig mehr als 300 Seiten zusammengedrängt zu zeichnen, ohne daß bestimmte Vorliebe oder falsche Abmessung den Weg irgendwo willkürlich umböge. Der Literarhistoriker ist ja seinem Stoff gegenüber darstellerisch so sehr viel schlechter dran, als etwa der Kunsthistoriker, der unmittelbar reproduzieren und sich auf die Reproduktion beziehen kann; er hat schon mit der Schwierigkeit der Wiedergabe von Kunstwerten zu ringen, damit sie nicht als bloße Stoffwerte erscheinen, und wenn er hier die Sprache des Dichters sprechen muß, läuft er dort Gefahr, seine Aufgabe der historischen Distanzierung und Zuordnung zu versäumen. Wenn Referat und Charakteristik, Zuordnung und Kritik nun schon in weiträumigen Darstellungen nicht leicht miteinander abgewogen werden können, so wächst die Schwierigkeit im Quadrat des kleineren Ausmaßes, und man darf Bieber daher beglückwünschen, daß er das darstellerische Problem so glücklich gelöst hat. Die Straffheit und Kürze geht nicht auf Kosten des Wesentlichen, die Zurückhaltung ist nicht durch Ausschaltung erreicht, sie ist Prägnanz des Urteils, der Empfindung und der darstellerischen Mittel. Dabei ist dem Verfasser durchaus ein weites Blickfeld eigen. Er stellt die Dichtung als eine Äußerungsform deutschen Geistes gern vergleichsweise neben andere, prüft und mißt sie an anderen geistigen Provinzen (der bildenden Kunst, der Musik, ja an der Religiosität und der Philosophie eines Zeitalters), und mustert so die Phasen deutscher Kultur überhaupt. Und ebenso schweift sein Blick vergleichsweise gern hinüber zu fremden Literaturen, und wie er hier neben das frühgermanische Heldenlied ähnliche Zeugnisse aus der Frühzeit anderer Völker setzt, so zieht er dort Franzosen, Engländer, Italiener des 17. und 18. Jahrhunderts heran. Dabei zeigt er sich überall mit den gesicherten Ergebnissen der neueren Forschung vertraut, und unternimmt sogar gelegentlich Vorstöße auf neue Zusammenhänge und Standpunkte. Das hauptsächliche Interesse des Verfassers gehört offensichtlich nicht der formalästhetischen Seite des Gegenstandes und ebensowenig der biographisch-psychologischen, sondern der problemgeschichtlichen; und hier ist es vorzugsweise der soziologische Problemkreis, der ihn fesselt, und dem zum Teil die Kriterien der Epochenabgrenzung entnommen werden. Wenig glücklich scheint mir dabei nur die Subsumierung der Epoche des ausgehenden Mittelalters unter dem Begriff „Deutsche Stadtkultur"; weder die Mystik, noch das mittelalterliche Drama, die in diesem Kapitel besprochen werden, wollen sich dem kapitelbildenden Begriff recht fügen. Aber im übrigen sind die Etappen des Wegs der deutschen Dichtung anschaulich klar beleuchtet, so daß auch der literarhistorisch Gebildete seine Darstellung mit Nutzen und Vergnügen lesen wird.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. Von Albert Soergel. Neue Folge: Im Banne des Expressionismus. Mit 342 Abbildungen. Leipzig 1925, R. Voigtländers Verlag. XII, 896 S.

Das bekannte, außerordentlich verbreitete Werk hat in diesem Band die lange fällige Fortsetzung erhalten, die allerdings, wie verschiedene Neueinschaltungen und geflissentlich eingefügte Verzahnungen erweisen, auch eine Neubearbeitung des ersten, der älteren Generation gewidmeten Bandes notwendig machen wird. Hier hat Soergel einstweilen die Darstellung der jüngstvergangenen Epoche, des Kriegs- und Revolutionsjahrzehnts, vorweggenommen, und führt den Weg von der Krise des Impressionismus über den Expressionismus zu einer Art von neuem Naturalismus, den er als Kennzeichen des unmittelbarsten Heute ansieht. Seine Darstellung nennt sich vorsichtig-zurückhaltend „Schilderung"; er weiß sehr wohl, daß er nicht Historiker sondern nur Chronist sein kann, daß sein Werk mehr Schriftstellerkatalog und Anthologie als Literaturgeschichte ist (auch wenn es mit Ansätzen zu psychologischer und ästhetischer Würdigung die Gründe der Zusammenstellung und Auswahl direkt ausspricht, die jene beiden primitiven Formen der Literaturgeschichte nur erraten zu lassen pflegen). Um den Unterschied deutlich zu machen: sein Werk gleicht mehr einem Kursbuch als einem Reisehandbuch; es verzeichnet mit unfehlbarer Gewissenhaftigkeit alle Stationen und Anschlüsse, aber seine Routen sind — vergleichsweise und übertreibend gesagt — nach den Bedürfnissen des Verkehrs und Betriebs, nicht nach landschaftlichen Provinzen zusammengestellt, und es bleibt der Wahl des Wander-

lustigen überlassen, welche er benutzen, wo er aussteigen soll. Zwar blickt durch einzelne Abschnitte unverkennbare Zuneigung (Chr. Morgenstern), durch andere (Carl Sternheim) ebenso unverkennbare Abneigung durch; im ganzen ist doch sein Tadel mehr ein bekümmertes, freundliches Zureden, sein Lob unterstreichende Paraphrase, und beides tritt bewußt zurück hinter den Wunsch, möglichst wenig persönliche Aussprache, möglichst viel Beleg und Dokument zu bieten; die Objektivität geht bis zur Neutralität, die Anpassungsfähigkeit an die verschiedensten Individualitäten und Programme bis zur völligen Selbstaufgabe. Man mag das verurteilen oder anpreisen — nur so war jedenfalls das Werk wie es ist, möglich als eine ungeheuer reichhaltige Dokumentensammlung, die künftigen Historikern dieser Epoche und zeitgenössischen Literaturkundigen als ein bequemer aide mémoire dienen wird. Selbstzeugnisse in guter Auswahl, Porträts, die noch in der Wiedergabe (wie ich in den meisten Fällen bezeugen kann) charakteristisch und wesensverbindlich sind, reiche Handschriftenproben und treu reproduzierte Abbildungen schon selten gewordener erster Drucke und Zeitschriftennummern, Bühnenbilder bemerkenswerter Aufführungen — all das gibt dem Werk fast einen archivalischen Charakter. Und merkwürdig: wie vieles dieser Epoche ist nun schon unfehlbar archivreif!

Frankfurt a. M. Martin Sommerfeld

Balzac. Eine Biographie. Von Anton Bettelheim. Mit acht Abbildungen. München 1926, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 478 S.

Vor vierzig Jahren hat Anton Bettelheim seinen Ruf als Literarhistoriker mit dem „Beaumarchais" (zweite, neubearbeitete Auflage 1911) begründet, der ebenso gediegen in der Forschung wie packend in der Darstellung mit der Lebens- und Schaffensgeschichte des genialen Lustspieldichters und Publizisten, des rastlosen Unternehmers, Projektenmachers und Abenteurers einen meisterlichen Beitrag zur Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts bot. Es ist nicht zufällig, daß der bald Fünfundsiebzigjährige sein reiches schriftstellerisches Lebenswerk mit einem „Balzac" krönt. Seine eigenen Worte, mit denen er einleitend den Umfang der gestellten Aufgabe umreißt, sprechen am besten Verwandtschaft und Unterschied der beiden im eminenten Sinn französischen Geister aus, denen er sich widmete: „Beaumarchais hielt im ‚Barbier von Sevilla' und in ‚Figaros Hochzeit' der Gesellschaft des Ancien Régime ebenso kühn als heiter den Spiegel vor. Balzac ließ die ungeheueren geschichtlichen Umwälzungen, die ihm in den kurzen, viel zu kurzen 51 Jahren seines Lebens vor Augen kamen, Menschen und Zustände des Zeitalters der Revolution, des ersten Kaiserreichs, der Restauration, des Julikönigtums auf der Riesenbühne seiner Comédie humaine in lebensgetreuen Charaktertragödien, in Zerrbildern und Phantasiestücken aufsteigen. Familienähnlichkeiten fehlen nicht; noch weniger Gegensätze ihrer Art und Kunst ... Das Wesen und die Weltbilder Beaumarchais' und Balzacs unterscheiden sich vielfach wie Alt- und Neufrankreich."

Die in den letzten Jahren erschienenen, bedeutsamen Balzac-Arbeiten der Romanisten Hans Heiß und Ernst Robert Curtius waren vorzugsweise monographischen Charakters. Bettelheim darf als erster für sich das nicht geringe Verdienst in Anspruch nehmen, „eine quellenmäßige, vollständige Lebensgeschichte Balzacs", die ja nach wie vor auch in Frankreich fehlt, versucht, ja mit gutem Gelingen verwirklicht zu haben. Alle Vorzüge seines „Beaumarchais" begegnen auch hier: eine fesselnde Schilderung, die über den Einzelheiten nie die große Linie preisgibt und überall die Zusammenhänge mit der gesamten Geistes- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts aufzeigt und fruchtbar macht; die Kunst, zu charakterisieren, die schon im „Beaumarchais" — ich denke z. B. an die dortige knappe Zeichnung Voltaires — hervortritt und an dem ungleich verwickelteren Balzac, seiner Persönlichkeit, seiner Umwelt, seinen Werken sich in ungebrochener Frische und Anschaulichkeit bewährt; die reife Sachlichkeit des Urteils, gleich fern von Überschwenglichkeit wie von unbeteiligter Kühle. Solche Eigenschaften des Biographen sind nicht hoch genug anzuschlagen gegenüber diesem fast einzigen Phänomen eines schöpferischen Menschen, der, schon als Knabe nach dem Urteil des Schulrektors von „vollkommener Originalität", in einer vulkanischen Zeugungslust und Zeugungsnot, „das demütige Werkzeug eines despotischen Willens", zeitlebens im aufreibendsten Kampf mit unverschuldeten und verschuldeten wirtschaftlichen Bedrängnissen, ein nach Maß und Inhalt ungeheures Werk vollbrachte; gegenüber diesem Werk selbst mit seinem unübersehbaren Stoff und ebenso unübersehbaren Wechsel der Formen: „So wenig der Erzähler der Chouans die Sache der Republikaner oder der Royalisten zu der seinigen machte, so wenig band sich der Dichter der Phantasiestücke des „Peau de chagrin" und des „Livre mystique", der Schöpfer der Ausnahmenaturen des Geizteufels Grandet, des Rebellengeistes Vautrin, des Erfindergenies Claes, des Neiddämons Cousine Bette, der in den „Contes drolatiques" sprachlich und geistig altertümelnde Jünger und Schüler altfranzösischer Vorgänger an eine einzige „maniera"; gegenüber diesem dämonischen Kind von einem Künstler und gegenüber den Frauen, die sein Schaffen und Sein so wesentlich bestimmten, wie die „Dilecta", die Tochter des wetzlarer Musikus Laura Hinner-Berny — „elle ne s'explique que par la divinité" — und die Hanska, deren schillernde Erscheinung des Dichters Seligkeit und Verhängnis ausmachte ..."

Unvermeidlich muß eine solche erste Balzac-Biographie manchen Wunsch offen lassen und, je nach dem Standpunkt, da und dort Widerspruch hervorrufen. Mit Recht hat man von Balzac gesagt, er sei in gewissem Sinne „der unsichtbare Mitarbeiter all seiner bedeutenderen Nachfolger unter den französischen Romanciers geworden"; das Endkapitel „Die Nachfolge Balzacs", gibt einen wertvollen Überblick über diese unsichtbare und doch sichtbare Mitarbeiterschaft; manche hier gebotene Meinung ist bestreitbar. Curtius hat in seinem schon genannten Werk Balzacs magisch-mystische Wesensanlage und Weltanschauung zum Ausgangs- und Mittelpunkt gemacht; auch ich möchte dem magischen und mystischen Balzac eine entscheidendere Bedeutung beimessen, als dies Bettelheim tut und in der Bewertung von Werken wie „Seraphita", „Ursula Mirouet" u. a. beweist. Derlei Meinungsunterschiede und Ausstellungen sind untergeordnet angesichts der ganzen, achtunggebietenden Forscher- und Darstellerleistung Bettelheims. Gerade auch gegenüber der freieren Behandlungsweise von Curtius wird einleuchtend, wie notwendig dessen heute beliebtere Art der geistreichen Umzeichnung und Umspiegelung durch die strengere, mehr auf dem Leben als bloß dem Werk des Dichters aufgebaute Darstellung und Deutung ergänzt wird. Auf die eine wie die andere Weise erschließt sich immer erstaunlicher Gestalt und Welt dieses wahrhaft Großen, von dem ein Edmond Scherer sagen konnte: „Balzac ist kein Künstler, und er ist Schöpfer; er ist kein Schriftsteller,

und er hat eine Gattung begründet; er hat kein abgeschlossenes Werk zurückgelassen, und eine ganze Literatur geht von ihm aus".

Weimar — Heinrich Lilienfein

Shakespeare Jahrbuch. Herausgegeben von Wolfgang Keller. Bd. 61 (Neue Folge, II. Bd.). Leipzig 1925, Bernh. Tauchnitz. 192 S.

An Umfang und Reichtum des Inhalts steht das Jahrbuch immer noch hinter den Vorkriegsbänden zurück, eine Erscheinung, die zwar bedauerlich, aber durch die Zeitverhältnisse verständlich genug ist. Der wiederholte Verlagswechsel dürfte auch etwas von den Schwierigkeiten verraten, die der Herausgeber zu überwinden hat; möge der Übergang zu dem großen, um die Kenntnis der englischen Literatur in Deutschland so hochverdienten leipziger Hause ein gutes Vorzeichen für die Zukunft sein! Für diesmal werden wir ob der fehlenden wichtigen Bibliographie und der Zeitschriftenschau noch auf den nächsten Jahrgang vertröstet; erfreulich ist, daß die Berichterstattung über Shakespeare, wie er auf unserer Bühne lebt, nicht gelitten hat, gilt doch auch der an der Spitze stehende Festvortrag des leider inzwischen verstorbenen, trefflichen Eugen Kilian „Shakespeare und die Mode des Tages" den Künsten unserer Regie, die gutenteils mit Recht in ihren Auswüchsen unter eine scharfe kritische Lupe genommen werden. Hervorzuheben sind noch der Aufsatz Eichlers, der durch Untersuchung des Hofbühnenmäßigen im „Sommernachtstraum" einen bedeutsamen Beitrag zur Entwicklung der dramatischen Technik des Dichters liefert, und die Abhandlung von Fr. Schnapp über Liszts Stellung zu Shakespeare; dazu kommen noch eine Reihe Nekrologe und die reiche und gründliche Bücherschau des Herausgebers. Was sonst noch von verschiedenen Verfassern beigesteuert wurde, scheint mir, an früherem gemessen, nicht sehr erheblich.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Franz Werfel. Versuch einer Zeitspiegelung. Von Richard Specht. Wien, Paul Zsolnay. 328 S.

Der Musikkritiker Richard Specht hat es übernommen, einen Dichter darzustellen, der so sehr vom Musikalischen inspiriert ist wie Werfel. Das Buch hat Kapitelüberschriften: Präludium, Messe des Lebens, Interludium, Notturno der Seele, Triumphal der Musik (der Verdi-Roman). „Werfels Entzücken und Lebensmittelpunkt", sagt Specht, „aufbauende Substanz seines Wesens, Schicksalsmacht seines Daseins, die Achse aller seiner Dichtung". Zwei Motti sind vorangesetzt. Das eine: „Er liebte und weinte für alle." Das andere: „Der Jugend, auf die ich hoffe". Dennoch merkt man eine gewisse Entfernung vom Gegenstand. Und vielfach wird diese Monographie abwegig. Nach einem Resümee von Werfels Gang bis zur Mittagshöhe, die er erreicht habe, äußert sie sich über Wilhelm II. und die habsburgische Monarchie, über Thomas Mann, Wedekind und die sonstige Literatur. Gibt dann Analysen vom „Weltfreund" bis zum „Gerichtstag", nicht ohne Einwände gegen diesen. Lehnt Expressionismus und Aktivismus, oft mit Haß polemisierend, ab. Dann Werfels symbolische Dramen, das „Zaubertheater"; und Spechts Stellung zu Karl Kraus. „Nicht der Mörder" und die Zeitdramen. Die „Beschwörungen", der „Verdi". Wieder eine „Zwischenaktsimprovisation" des Musikkritikers über Wagner, Strawinsky und Arnold Schönberg. Zuletzt „Juarez und Maximilian", „Paulus", ein Epilog, eine biographische Tabelle. Man hätte eine scharf begrenzte Studie haben mögen. Dennoch: die kommende Erfassung von Werfels sehr großer Künstlerschaft bereitet diese Schrift vor.

Klosterneuburg bei Wien — Paul Wiegler

Verschiedenes

Die Technik der Vortragsveranstaltung. Von H. Balzer. Leipzig, Verlag des Börsen-Vereins der deutschen Buchhändler. 88 S.

Der bekannte Busch-Rezitator gibt in dem kleinen Büchlein eine vortreffliche Anweisung für die Veranstaltung von Vortragsabenden. Alles wird besprochen, was nötig ist: Vorbereitungen, Saal, Werbungen usw. Besonders wertvoll scheinen mir die beigegebenen Formulare und Briefe für den Verkehr mit den sprechenden Herren, mit der Behörde und dem Steueramt zu sein, die gewiß den kleinen Buchhändlern sehr willkommen sein werden. Balzer verfügt über eine breite Erfahrung, und es ist höchst dankenswert, daß er diese so kurz, klar und übersichtlich zusammengefaßt hat. — Das Buch ist in erster Linie für Buchhändler verfaßt, und der Verlag ist ja auch selber ein Bestandteil der Buchhändlerorganisation. Das ergibt eine kleine Bevorzugung dieser gegenüber den Literarischen Vereinen, Volksbildungsgesellschaften und ähnlichen Organisationen, die erklärlich ist. Immerhin ist aber doch nicht zu vergessen, daß ein einzelner Buchhändler, vor allem in einer kleinen Stadt, ein recht großes Risiko mit solchen Abenden eingeht, das sich in einer Gesellschaft auf viele verteilt. Man wird also mit diesen kaum je Schwierigkeiten z. B. in der Honorarfrage haben, die bei dem finanziellen Mißerfolg einer kleinen Buchhandlung leicht eintreten können. Ich halte die Verbindung einer Vortragsgesellschaft mit dem Sortimenter für das beste, weil so der Buchhändler gesichert ist und den vollen Erfolg des Abends im Buchabsatz ebenso hat, und weil andererseits eine geschickt alle Klassen der Bevölkerung umfassende Gesellschaft von Behörde und Steuer leichter die Anerkennung ihrer Gemeinnützigkeit erreichen wird. — Einen Irrtum enthält der erste Satz des Büchleins: Nicht weil sich der Buchhandel der Vortragsabende angenommen hat, sondern weil diese Mode geworden sind, hat ihre Zahl zugenommen! Und ich fürchte fast, daß die meisten Buchhandlungen, die ungestützt durch einen großen Verein solche Abende einrichten, bald wieder davon abkommen werden. Vortragsabende sind niemals ein „Geschäft", — die paar Ausnahmen bekannter Autoren und Rezitatoren fallen kaum ins Gewicht gegenüber den recht empfindlichen Verlusten der schlechtbesuchten Abende. Auch das ist nicht richtig, daß in der Werbeliste (z. B. der des Vortragsamts des Börsenvereins) „kaum eine Name fehlt, den man etwa suchen könnte". Ich persönlich habe es, nachdem ich voriges Jahr einige Vorträge von dieser (übrigens rührigen und kulanten!) Stelle eingerichtet bekam, in diesem Jahre abgelehnt, mich dort aufnehmen zu lassen, weil ich es als ungerechtfertigt empfand, daß ich außer der Vermittelungsgebühr dafür etwas bezahlen sollte. — Da ich selber ein Büchlein über die Veranstaltung von Vortragsabenden geschrieben habe (es ist nicht im Buchhandel zu haben, sondern nur durch das Vortragsamt des Börsenvereins!), will ich auch nicht unterlassen zu sagen, daß meines zwar kürzer und kurzweiliger, das Balzersche aber weit eingehender, umfassender und für den Buchhändler geeigneter ist.

Münchhausen

Liebe der Lebenden. Tagebücher 1921/1923. Von Hermann Bahr. Hildesheim 1925, Franz Borgmeyer. Erster Band. 408 S. Zweiter Band 317 S. Dritter Band 344 S.

„Liebe der Lebenden": dem Odendichter Hölderlin entlehnt Bahr den Titel zu seinen jüngsten Tagebüchern, die, in drei Bänden gesammelt, den Zeitraum vom Dezember 1921 bis Weihnacht 1923 umschließen. Und die Aufschrift wie die Patenschaft dürfte schon manches vom Wesen verraten, falls von Bahr überhaupt noch etwas zu verraten ist. Daß er die griechische Antike abwechselnd durch Nietzsche, durch Freud und Hofmannsthal und schließlich durch Goethe und Hölderlin sah, ließe sich ja Zug um Zug verfolgen. Er lernte sie erfassen, um sich selbst zu fassen. Kaum daß er die französischen Impressionisten, die mönchischen Künstler, wie er sie wo nennt, Balzac, Flaubert und zuletzt Barrès mehr geliebt hat. Freilich, wen von den Lebenden und Unsterblichen hat er nicht geliebt, für welche Strömung hat er nicht geschwärmt und gelärmt, und bei welcher Gelegenheit hätte er sich, was er nun selber belächelt, nicht „kompromittiert", bis er endlich in Goethe die Ruhe und das Gleichgewicht von Natur und Schönheit fand. Und in Stifter dazu. Und in Nicolaus von Cusa, der zwar schon lange vor Hermann Bahr, aber gleichsam erst für Bahr auf die Formel der coincidentia oppositorum, die große Liebesumspannung aller Gegensätze, gestoßen war. Nennt man noch die benediktinische Regel und das (jesuitische) Barock mit seiner Kunst, seiner Glaubenskraft, seinem Schwung zwischen Himmel und Erde und seinen drei Heiligen Ignatius, Philippus Neri und Teresia, dann sind wohl Bahrs bislang letzte Seligkeiten aufgezählt.

Ein seliger, fröhlicher Christenmensch ist er jetzt zuvörderst und zutiefst, ein Eichendorff in den Tälern weit und Höhen der Ideen, das heißt auch ein Platoniker, den kein Problem tiefer berührt als das von Schein und Wesen. Und darum ist seine Seligkeit so konkret wie barock, weil er mitten in den irdischen Chor immer auch die Engel Grünewalds hineinschalmeien hört, weil er mit dem Schein zugleich auch immer die Wahrheit, mit dem Abbild das Urbild zu ergreifen glaubt. Es gibt noch ein zweites Problem, das ihn — merkwürdig, den Impressionisten — längst in Bann schlägt: das Gesetz der künstlerischen Form. Er hatte es bereits in seinem Selbstbildnis betont und betont es hier abermals, daß er durch die Form, die er bei den Franzosen und bei Goethe fand, zum Glauben und zur Kirche zurückgeführt wurde. Nach den innigen, wahrhaft frommen und demütigen Worten des zweiten Bandes besteht kein Zweifel, daß er darin bleiben wird; schon nach dem ersten Band freilich auch kein Zweifel, daß er gleichfalls bleiben wird, der er immer war: der Bewegliche, der mit allen Sinnen Empfängliche, der rasch und weit Gespannte, der am 14. Februar Wilhelm II. versteht und umfängt, und am 15. die Rosa Luxemburg. So hat es denn bis jüngst auf Dallago und Karl Kraus links und rechts niemals an treffendem Spott über Bahrs Vergeßlichkeit und Überwindungen gefehlt. Wenn sich nun aber ein so Lebhafter überhaupt nie streng, linear und logisch bestimmen ließe, da er doch wie ein Herz oder wie eine Melodie schwingen will! Einen Geistesvagabunden nennt er sich selbst und einen wiener Latsch, und wo er über den Latsch, über den Österreicher, über sein Österreich schreibt, da ist er denn doch am köstlichsten, unnachahmlich und innerhalb des Deutschen geradezu einzig in seiner Art, so etwa wie es Shaw in englischer oder Anatole France in welscher Zunge ist. Hinaus in die Welt, nur um ein Gänseblümchen zu suchen, und dann nicht einmal das, sondern rein blauen Duft pflücken: es ist fast ein Märchen und könnte auch als Ironie rühren. Spiel ist die eigentliche, stilistisch gefällige Form dieser Tagebücher. Ohne daß er deshalb im geringsten unehrlich sein müßte, er spielt immer etwas vor. Er stellt zunächst gleichsam eine Exposition, einen Rahmen, eine Szene hin und tut, als ob er just etwas erlebt hätte. Schließlich hat er auch etwas erlebt. Er hat soeben ein Werk gelesen oder ein halb Dutzend Hefte und Bücher durchblättert und soll nun darüber schreiben. Und da schreibt er hie und da beispielsweise nicht über Manzoni, der ihm vorliegt, sondern über Cäsar, den er besser kennt, oder über den deutschen Leser, den er noch besser kennt. Bisweilen verfährt er auch wie ein eigenmächtiger Regisseur mit seiner Truppe, indem er die Menschen und Helden, ihre Rollen und Sätze nach seinem Sinne ummodelt. „Der Barockmensch", schreibt er einmal, „ist der geborene Schauspieler, der erst auf sein Stichwort zu leben beginnt." Ich weiß nicht, ob mit anderen als diesen paar Worten Hermann Bahrs Kunst, zu lesen und zu verkünden, je besser charakterisiert werden könnte. — Schade, daß die drei Bände manchen irreführenden Druckfehler enthalten, den dann auch das Personen- und Sachenverzeichnis nur zu gewissenhaft wiederholt.

München Joseph Sprengler

Von Bibliotheken und Archiven. Drei Vorträge. Von Georg Hermann Müller. Leipzig 1925, Helingsche Verlagsanstalt. 73 S. Geb. M. 2,—.

Das Büchlein enthält drei Vorträge, die der Direktor des Ratsarchivs und der Stadtbibliothek zu Dresden vor archiv- und bibliotheksgeschichtlich interessierten Kreisen hielt. Der erste gibt unter dem Titel „Die Bibliotheken und ihre Benutzung" eine gut orientierende Skizze von der Entwicklung des europäischen Bibliothekswesens, in der allerdings mit der Annäherung an die Neuzeit der räumliche Umkreis sich immer mehr verkleinert, sodaß beim Bibliothekswesen der letzten zweihundert Jahre nur noch Deutschland berücksichtigt ist. Mehr zu ihrem Recht kommen dann auch die europäischen Nachbarländer in dem zweiten Vortrag, der unter dem Titel „Über Archive und den jetzigen Stand des Archivwesens" knapp und klar über Geschichte und Hauptprobleme des europäischen Archivwesens unterrichtet. In dem dritten Vortrag, „Bibliotheken und Archive", stellt dann Müller beide Einrichtungen und ihr Personal einander gegenüber, und zwar mit der Endabsicht, ihre innere Zusammengehörigkeit aufzuweisen. Hier wird es dann vollends deutlich, was schon der erste Vortrag ahnen läßt, daß es für den Verfasser nur Bibliotheken gibt mit der Aufgabe, „als Quellensammlungen für die rechte geschichtliche Erkenntnis zu dienen", und daß er diese Aufgabe auch den modernen Volksbüchereien stellt. Er verwechselt hier offenbar die Anforderungen, die an die wissenschaftliche Schulung und Urteilsfähigkeit (und also auch an die historische Vorbildung) der Leiter großer zeitgemäßer Volksbüchereien zu stellen sind, mit den Anforderungen, die sich für ihre Anschaffungspolitik und Verwaltungsweise aus dem volksbildnerischen Zweck (technisch gesprochen: aus dem Verbrauchsbüchereicharakter) ihrer Institute ergeben. Wie wenig eigentliche Kenntnis und Anschauung vom deutschen Volksbüchereiwesen der Gegenwart (vom Volksbüchereiwesen der skandinavischen Staaten, Englands, Amerikas ganz zu schweigen) der Verfasser hat, dafür zeugt der für jeden Kenner verwunderliche Satz, daß „die ständige Aus-

sonderung der sogenannten überholten Literatur" in den großen Volksbüchereien „doch seltene Ausnahme" sei. Wir wollen dem Verfasser gern zugeben, daß zwischen Archiv und „Aufbewahrungsbibliothek" eine weitgehende Gemeinsamkeit der Interessen besteht, und wir wissen andererseits, daß die großen Studienbibliotheken mit den volkstümlichen Büchereien viele technische und geistige Fragen gemeinsam haben; aber Archiv und Volksbücherei haben nichts miteinander zu tun, denn es fehlt hier das tertium comparationis: die historische Einstellung auf das Sammelprinzip.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Die Jugendbildnerei. Deutschlands Gabe und Aufgabe. Von Carl Kindermann. Bd. 1: Die Richtkräfte. Leipzig 1925, Julius Klinckhardt. VII, 229 S. Geb. M. 7,80.

In einer sehr wohlmeinenden Weise, einen idealen Mittelweg in allen umstrittenen Zeitfragen mit redlichem Ernste suchend, voll starker Zukunftsgläubigkeit und in „schwungkräftiger" Sprache (ein bezeichnendes Lieblingswort des Verfassers!) stellt Kindermann in diesem ersten Band seines auf zwei Bände berechneten Werkes dar, was er unter den „Richtkräften für das deutsche Werden" versteht. Dabei „klingen öfter an die vier Grundmelodien: Fromm, Deutsch, Gemeinfrei, Frohwüchsig!" Immer wieder geht er aus von kulturgeschichtlichen und naturkundlichen Betrachtungen. Dadurch kann sein Buch für manchen jungen Menschen eine wirklich bildende Lektüre werden. Denen freilich unter unserer Jugend, die heute am schwersten um einen weltanschaulichen Halt ringen, wird es mit seinem konfessionell gemeinten religiösen Ideal und mit seinem Wegsehen von den Abgründen weltanschaulicher Verzweiflung keine wesentliche Hilfe leisten können.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Die Autosuggestion und die Macht des Unterbewußtseins. Von Coués Selbstheilmethode durch Erziehung der Seelenkräfte. Von Hans-Theodor Sanders. Dresden 1925, Carl Reißner. 123 S.

Ausgehend von einer Erörterung des Leib-Seeleproblems und den Theorien des unbewußten Seelenlebens, entwickelt der Verfasser die Phänomenologie der seelischen Ausnahmezustände, des Rauschs, der Ekstase, des Schlafes und Traumes, der Hypnose und Suggestion, des Somnambulismus und der Bewußtseinsspaltungen. Einen besonderen Abschnitt widmet der Verfasser dann der Psychotherapie, wobei er besonders die Hypnose und die Psychoanalyse darstellt. An diese knüpft er einige kurze kritische Bemerkungen an. Erst dann wendet er sich zur Darstellung der Couéschen Lehre von der Autosuggestion, die er kurz entwickelt; er schildert das Vorgehen Coués und seine Heilerfolge. Auch die pädagogische Bedeutung der Autosuggestion wird zugegeben. Ein abschließender Teil bringt einige kritische Bemerkungen, insbesondere werden manche der Behauptungen Coués und seiner Schüler eingeschränkt, es wird die Notwendigkeit einer vorsichtigen und richtigen Indikationsstellung hervorgehoben, und die Kontrolle durch den Arzt gefordert. Das Buch ist verständlich und flüssig geschrieben und gibt einen Überblick über Coués Lehre und Verfahren sowie über den Anwendungsbereich desselben.

Gießen — Erich Stern

Aphorismen zum Heilproblem. Von Hans Much. (Moderne Biologie, Heft 9.) Leipzig 1925, Curt Kabitzsch. 101 S.

Die kleine, anregend geschriebene Schrift bringt Ausschnitte aus Vorträgen, welche der Verfasser in Konstantinopel gehalten hat. Verfasser sucht das Wesen der Krankheit — die er als Gleichgewichtsstörung definiert — zu bestimmen und die beiden Haupttypen des Krankheitsgeschehens abzugrenzen. Er unterscheidet Pluskrankheiten, welche im wesentlichen Reaktionserscheinungen auf einen äußeren Reiz, Heilungsvorgänge, darstellen, und Minuskrankheiten, welche einen Ausfall zeigen. Die Einstellung des Arztes in beiden Fällen ist eine grundverschiedene, ebenso auch der Heilungsverlauf, über den der Verfasser Wichtiges zu sagen weiß.

Gießen — Erich Stern

Die Philosophie des Sowohl-als-Auch. Entwurf einer pendelrhythmischen Weltanschauung. Von Walter Hueck. Darmstadt 1925, Otto Reichl. 218 S. Geb. M. 12.—.

Diese lebhaft geschriebene Arbeit eines offenbar noch jugendlichen Verfassers sucht über einen ungeordneten Relativismus in der Wahrheitsfrage dadurch hinauszukommen, daß er die Relativität der Wahrheit auf eine jeweitige Polarität zweier gleichberechtigter Antworten einengt. Er nennt diese Lösung die „Philosophie des Sowohl-als-Auch" und bringt sie in Gegensatz zur „Zwar-Aber-Lösung", das heißt den Versuchen, die Wahrheit irgendwo zwischen jenen Polen zu suchen. Die doppelte Wahrheit wird auch typologisch begründet und dann mit dem Lebensprinzip des „Pendelrhythmus" in Beziehung gesetzt. Obwohl sich in diesem Kapitel manches Geistvolle findet, scheint mir doch dieser „Pendelrhythmus" zu wenig geklärt und auch die Beziehung zur Polarität in der Wahrheitsfrage etwas gewaltsam herbeigeführt. Im zweiten Teil wird die Theorie von der Doppelheit richtiger Lösungen, dem Pendelrhythmus, aufs ethische, religiöse und metaphysische Gebiet angewendet. Das keineswegs nur für Fachphilosophen lesbare Buch kann lebhaft anregen, wenn ich auch glaube, daß die Einschränkung der Relativität auf zwei Typen zu eng ist. Es gibt sogar für viele und gerade die zentralen Fragen der Metaphysik noch mehr Lösungen, die alle je nach der Persönlichkeit der Denker eine relative Berechtigung haben, und man kann weiter meinen, daß das Leben nicht bloß zwischen zwei Polen hin- und herpendelt, sondern daß sein Rhythmus weit vielfältiger ist als eine „Pendeltheorie" es darstellt. Mir scheint, ein solcher pluralistischer Relativismus wird der Wirklichkeit mehr gerecht als ein dualistischer, obwohl die Herausarbeitung einzelner Typengegensätze ebenfalls von Wert sein kann.

Berlin-Halensee — Richard Müller-Freienfels

Harmonien und Disharmonien des menschlichen Trieb- und Geisteslebens. Von Rhaban Liertz. München 1925, Kösel & Pustet. 256 S.

Das Buch bildet die Wiedergabe einer Reihe von Vorträgen, die der Verfasser auf einem Kurse für „pastoralmedizinische Krankenseelenkunde" gehalten hat, es wendet sich also an medizinische Laien; dem ist Vortragsart und Gedankenführung angepaßt. Es will in den Kreisen der Seelsorger die für die rechte Berufsausübung unumgänglich notwendigen psychologischen Kenntnisse verbreiten, wobei sich die Aus

führungen des Verfassers in erster Linie auf die Freudsche Psychoanalyse stützen, die er theologischen Gedankengängen anzupassen sich bemüht. Der katholische Forscher fange da an, wo Freud und Adler aufhören, sie mögen mit ihrem „weltanschaulichen Rüstzeug" weiter forschen. Für die experimentelle Psychologie hat der Verfasser wenig Verständnis. Die mannigfache Verquickung wissenschaftlicher Forschung und religiösen Glaubens scheint uns nicht fruchtbar zu sein und zu schweren Mißdeutungen führen zu können, von denen auch das vorliegende Buch nicht frei ist.

Gießen — Erich Stern

Die Quelle des Glücks oder Der Brief vom Fischer Markus. Von Gabriel Scott. Deutsch von A. Miethe. Trier 1925, Friedr. Lintz. 224 S.

Der Jahresablauf eines Fischerlebens in Frommheit, Demut und Einfalt. Ein Buch für die Allerstillsten, also unzeitgemäß bis dahinaus. Selbst die Stillen dürften keine stillen Stunden mehr haben. Also wer wird diese zweihundert Seiten absolut ungestalteter Schilderung lesen? Wer sich (wie ich) nicht rühmen kann, zu der vom Herausgeber Tau als Lesergemeinde angerufenen Edelsorte von Menschen zu gehören, wird sich nur im Schweiße seiner rohen Seele durch diesen frommen Dauerzustand des seligen Markus hindurcharbeiten und in einem Langeweile-Kollaps — zugleich mit dem Buche — enden.

Berlin — Kurt Münzer

Außenseiter der Gesellschaft. Band 9: Der Hitler-Ludendorff-Prozeß. Von Leo Lania; Band 10: Schuß ins Geschäft. (Der Fall Otto Eisler.) Von Franz Theodor Csokor; Band 11: Freiherr v. Egloffstein. Von Thomas Schramek; Band 12: Der moskauer Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre 1922. Von Kurt Kersten; Band 13: Ein Justizverbrechen in Italien. Der Prozeß Murri-Bonmartini. Von Karl Federn; Band 14: Die Ermordung des Hauptmanns Hanika. Von Hermann Ungar; sämtlich im Verlag Die Schmiede, Berlin.

Weder durch die früheren noch durch die jetzt vorliegenden Bände hat der Verlag Die Schmiede erwiesen, daß die Ausführung seines an sich bedeutungsvollen Vorhabens, „Das Verbrechen der Gegenwart" zu schildern, durchweg in den richtigen Händen liegt. Viele der bereits erschienenen Hefte zeichnen sich durch eine gewisse Überheblichkeit des Verfassers aus, der jeweils den ihn wichtig dünkenden Fall zu dem wichtigsten des Jahrhunderts stempeln will, und weiter durch den Mangel einer klaren Darstellung des Tatbestandes, die doch die notwendige Grundlage jeder psychologischen Durchdringung erst schafft. Es wird in diesen Bänden viel zu viel zerredet und zersetzt und künstlicher Wortnebel erzeugt.

Diese Fehler weisen auch die vorliegenden Bände zum Teil auf. Bei Federn wird das Interesse an dem Fall gelähmt durch ermüdende Weitschweifigkeit, zu der ihn seine große Stoffkenntnis verleitet, bei Ungar durch ein simples, kapitellanges Wiederholen der Zeugenaussagen in indirekter Rede, und bei Kersten durch Vernachlässigung der Schilderung der Verbrechen, die darzustellen er sich zur Aufgabe gemacht hat. Daß Federn und Ungar heute noch eine Attacke gegen die Schwurgerichte reiten, heißt wirklich Eulen nach Athen tragen. Csokor gibt in seinem Band ein nicht uninteressantes Bild des Wiens der Inflation. Ein historisches Verdienst hat sich Lania mit der Darstellung der münchner Prozeßkomödie erworben, er verzichtet auf tiefschürfende Psychologisierung und gibt vor allem Tatsächliches. Schramek behandelt den eigenartigen Fall des Freiherrn v. Egloffstein, wobei er, was bei einer Hochstaplernatur notwendiger noch als sonst erscheint, mit viel Geschick, freilich feuilletonistisch ausgeschmückt, Kindheit und Jugend des Täters darstellt.

Leipzig — Erich Ebermayer

Meister Zips, der Puppenvater, und sein schönes Puppentheater. Bilder und Verse von Br. Zwiener, Stuttgart-Gotha 1925, Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Ein sehr harmloses kleines Puppenspiel mit erzählender Einkleidung und einfacher Schlußmoral. Die im Einzelnen ganz nett gereimte Geschichte ist im Stil der naiven Bilderbuchverse vorgetragen, und höchstwahrscheinlich wird sie die Zustimmung und das dankbare Ergötzen der „berufensten" Kritiker, nämlich kleiner und kleinster Zuhörer, finden. Gefällig und scharf getroffen sind die Silhouetten, die in diesem Fall wohl den wichtigeren Bestandteil des schmalen Heftchens bilden. Aber warum mußte in der angewendeten Schreibschrift ein jedes Wort vom anderen durch einen Schrägstrich getrennt werden? Das erhöht die Lesbarkeit kaum, sondern erschwert sie eher.

Frankfurt a. M. — Georg Schott

Nachrichten

Todesnachrichten. Richard Sternfeld ist am 21. Juni im Alter von 68 Jahren in Berlin verstorben. Er stammte aus Königsberg, hatte sich als Schüler Droysens und Treitschkes dem Studium der Geschichte zugewandt und hat zahlreiche Schriften zur französischen, deutschen, italienischen Geschichte veröffentlicht. Bekannter wurde er durch seine Bemühungen um Richard Wagner; seine Bücher „Beethoven und Wagner", „Wagner und die Bayreuther Festspiele", „Wagners pariser Zeit" haben ihm einen klangvollen Namen geschaffen. Auch durch seine Lehrtätigkeit an der berliner Universität hat er sich bleibende Verdienste erworben.

Jeanne v. Vietinghoff ist in Cully nach einer Meldung vom 18. Juni gestorben. Sie war belgischer Herkunft und hat in ihren zunächst französisch geschriebenen, dann auch vielfach ins Deutsche übersetzten Büchern „L'intelligence du bien", „La liberté intérieure", „Impressions d'âme" aus reicher Kultur heraus die Linie flämischer Mystiker von Ruysbroek-Maeterlinck fortgesetzt. Auch ihr Roman „L'autre devoir" hat sich besonders durch Ideenplastik ausgezeichnet.

Andrej Michailowitsch Ssobol hat am 8. Juni in Moskau auf offener Straße durch einen Revolverschuß seinem Leben ein Ende gesetzt. Er entstammte einer jüdischen Familie in Ssaratoff, war als kleiner Junge aus seiner Vaterstadt mit einer Theatertruppe als Souffleur durchgebrannt, war in revolutionäre Kreise geraten und nach Unterdrückung

der ersten Revolution zu Zuchthaus nach Sibirien verbannt worden, war nach vier Jahren ins Ausland geflüchtet. Im Kriege war er zunächst in die französische Armee eingetreten und hatte dann an der zweiten kaukasischen Front gedient. In der Sowjet-Republik hatte er scharf radikale Stellung eingenommen. 1914 hatte er seine ersten Novellen, in denen zumal visionär erschaute Augenblicksbilder wirksam aufleuchten, und denen dann weitere Sammlungen folgten, veröffentlicht. Sein Roman „Staub" entstammt der Vorkriegszeit.

Wladislaw Mickiewicz, der Sohn Adam Mickiewicz', ist am 9. Juni in Paris im Alter von 88 Jahren gestorben. Er hatte sein Leben völlig in den Dienst der Erinnerung an seinen großen Vater gestellt und war zum wirksamen Vertreter freiheitlicher und sozialer Ideen geworden. In jungen Jahren hatte er eine polnische Buchhandlung in Paris und den Verlag der „Biblioteka Ludowa" geleitet, später hatte er sich als Publizist und Übersetzer polnischer Klassiker betätigt. Als sein eigentliches Lebenswerk ist die wertvolle und aufschlußreiche Biographie seines Vaters anzusehen. Er hat auch ein Adam-Mickiewicz-Museum in Paris gegründet.

* * *

Thomas Mann ist vom Senat seiner Vaterstadt Lübeck gelegentlich der Siebenhundertjahrfeier zum Professor ernannt worden.

Friedrich v. Oppeln-Bronikowski ist zum korrespondierenden Mitglied des Archäologischen Instituts des Deutschen Reichs in Anerkennung seiner Leistungen und seines Eintretens für die Probleme der Altertumswissenschaft ernannt worden. Die Ernennung erscheint um so bedeutungsvoller, als diese wissenschaftliche Ehrung einem Mitglied der Presse zuteil geworden ist.

Am Geburtshause Eberhard Königs in Grünberg (Schlesien) ist eine Gedenktafel angebracht worden.

Dem Jagdschriftsteller Heinz Alfred v. Byern, dessen Roman „Das große Grauen" (Verlag F. C. Mayer, München) in acht Sprachen übersetzt und in einer Auflage von 350 000 Exemplaren verbreitet worden ist, ist die österreichische große goldene Staatsmedaille für Literatur und Kunst verliehen worden.

Martha Ostenso, die im Gebirge in der Nähe von Bergen in Norwegen geboren, dreijährig nach Amerika kam, ihre Jugend in verschiedenen kleinen Städten von Minnesota und Nord-Dakota verbrachte, dann nordamerikanische Universitäten besuchte und als Lehrerin auf dem Lande wirkte, ist für ihren Roman „Der Ruf der Wildgänse" ein Verlags-Preis für den besten Roman in Höhe von 15 000 Dollar zuerkannt worden.

Der literarische Nachlaß Graf Conrad Hötzendorfs ist Hofrat Edmund von Glaise-Horstenau zur Bearbeitung überwiesen worden und wird in zwei Bänden, die Hötzendorf auch als Denker und Dichter zur Geltung kommen lassen, veröffentlicht werden.

Die „Gesellschaft der Freunde der Philosophie des Als Ob" (Vorsitzender Prof. Vaihinger in Halle) gab vor drei Jahren der Wiener Akademie der Wissenschaften die Anregung, eine Preisaufgabe über „Fiktionen in der Mathematik" auszuschreiben. Die Gesellschaft konnte damals im Mai des Inflationsjahres 1923 die Preisaufgabe mit einer Million Mark dotieren, aber schon im Herbst desselben Jahres schrumpfte diese Summe fast zu Null zusammen, und so hat jetzt die genannte Gesellschaft den Preis wieder auf 600 Mark aufgewertet. Preisrichter waren Professor der Mathematik Emil Müller an der Technischen Hochschule Wien, sowie Professor Wirtinger (Mathematik) und Professor Schlick (Philosophie), beide an der Universität ebendaselbst. Es waren sieben Bewerbungsschriften eingegangen. Einstimmig wurde der Preis dem Studienrat Betsch in Cannstatt-Stuttgart zuerkannt, und zugleich wurde dem Studiendirektor Draeger in Chemnitz eine lobende Erwähnung zuteil.

Vom Goethebund in Bremen wurde in Verbindung mit dem bremer Schauspielhaus ein Schauspielpreis im Betrage von 5000 Mark ausgesetzt. Der Preis soll am 1. Januar 1927 vergeben werden. Der Wettbewerb steht allen deutschen Bühnenschriftstellern zur Beteiligung offen. Für die einzureichenden Stücke wird bei völlig freier Stoffwahl nur gefordert, daß sie, ob ernst oder heiter, dichterischen Wert und Bühnenreife besitzen. Die für den Wettbewerb eingereichten Stücke dürfen noch nicht aufgeführt worden sein. Die Uraufführung des preisgekrönten Stückes findet im bremer Schauspielhaus innerhalb der Spielzeit 1926/27 statt. Werke, die am Wettbewerb teilnehmen sollen, müssen spätestens am 1. Oktober 1926 bei der Geschäftsstelle des Goethebundes in Bremen, Altenwallcontrescarpe 2, in Druck oder guter Maschinenschrift, möglichst in mehreren Exemplaren, eingereicht werden. Anonymität wird nicht gefordert.

Der Verlag Le Mounier in Florenz hat als drittes Buch seiner ausländischen Romanserie nach Gerhart Hauptmann und Thomas Mann „Jettchen Gebert" von Georg Hermann erworben. Es wird dort mit einer Einführung von E. S. Gutkind im Spätherbst erscheinen.

In der Beleidigungsklage Ernst Lissauers gegen den Herausgeber des „Fridericus", E. F. Holtz, der unter der Überschrift „Gott strafe Lissauer" die Selbstbiographie des Dichters in verletzender Weise mißbraucht hatte, wurde Holtz wegen öffentlicher Beleidigung zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt. In der Urteilsbegründung heißt es, der Dichter verdiene den Schutz der Öffentlichkeit und der Behörden, weil seine ideale Grundstimmung aus jeder Zeile seines Schaffens hervorleuchte. Holtz hat gegen das Urteil Berufung eingelegt.

Unter dem Vorsitz Norbert Jaques' (Lindau) haben sich Künstler und Schriftsteller des Bodenseegebietes zu einer Künstlervereinigung „Der Kreis" zusammengeschlossen, die bereits Kunstausstellungen im Museum St. Gallen und Konstanz veranstaltet hat. „Der Kreis" soll durch Aufnahme von Schriftstellern und Musikern erweitert werden.

* * *

Der Verwaltungsrat der Deutschen Schillerstiftung gibt seinen vom Generalsekretär Heinrich Lilienfein bearbeiteten 66. Jahresbericht aus. Die fortschreitende Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse im Jahr 1925 hat sich auch in den Kreisen der deutschen Dichter und Schriftsteller niederdrückend ausgewirkt. Wenn auch die Stiftung dem Ansturm der Not nicht in dem Umfang begegnen konnte, wie es wünschenswert gewesen wäre, so hat sie doch, dank der verständnisvollen Unterstützung, die ihr von amtlichen Stellen wie von bewährten Freunden im In- und Ausland zuteil wurde, ihre Zuwendungen gegenüber 1924 mehr als verdoppeln können. In hochherziger Weise hat der Herr Reichspräsident die jährliche Beihilfe aus dem Dispositionsfonds von 10 000 Mark auf 15 000 Mark erhöht. In erfreulicher Hilfsbereitschaft stellten sich auch die deutschen

Länder und Freien Städte fast vollzählig mit Staatsbeiträgen ein. Ferner erfuhr die Stiftung tatkräftige Förderung vom Reichsministerium des Innern, vom Thüringischen Ministerium für Inneres und Wirtschaft und Thüringischen Ministerium für Volksbildung. Der preußische Minister für Volkswohlfahrt gab die Genehmigung zu einer Geldlotterie, die in Preußen im Rahmen einer Sammellotterie ausgespielt wurde und einen Reingewinn von 30 000 Mark brachte. Von seinen Schilleraufführungen überwies das Deutsche Nationaltheater in Weimar wiederum einen Anteil. Zu den amtlichen Spenden traten solche des Weimarbunds deutscher Frauen und Mädchen, des Gesellig-Wissenschaftlichen Vereins in Neuyork und der H. u. R. Vogelsteinstiftung in Neuyork, sowie privater Geber des Auslands. — Die Gesamtsumme der 1925 gewährten Zuwendungen betrug rund 34 500 Mark (gegen 16 100 Mark im Vorjahr). — Die Generalkonferenz fand im Schillerhaus zu Weimar am 21. April 1925, die ordentliche Generalversammlung am 22. April statt; letztere bestimmte wiederum Weimar zum Vorort und erließ u. a. an Reichsregierung, Reichsrat und Reichstag eine Kundgebung für Verlängerung der urheberrechtlichen Schutzfrist auf 50 Jahre.

Die Deutsche Bücherei zu Leipzig hat ihren 13. Jahresbericht veröffentlicht, demzufolge der Etatsanteil des Reiches auf 40 000 Mark erhöht wurde. Außerdem stifteten gelegentlich der Jahrhundertfeier des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler die sächsische Regierung 40 000 Mark, die Stadt Leipzig 20 000 Mark und der Börsenverein 30 000 Mark, so daß die Hauptaufgaben, wie die Fortführung der unterbrochenen Arbeiten am Sachkatalog, der Ausbau des Benutzungsdienstes, die Pflege des vernachlässigten Bucheinbandes und des auslandsdeutschen Schrifttums im verflossenen Geschäftsjahr durchgeführt werden konnten. Der Sachkatalog konnte schon am 1. Oktober dem Publikum zugängig gemacht werden. Die mit besonderem Eifer gepflogene Sammlung des auslandsdeutschen Schrifttums führte zu wertvollen Erfolgen, ganz besonders in Spanien und Südamerika, in England und den Vereinigten Staaten, in Rußland und den russischen Randstaaten, in Ungarn, Siebenbürgen und dem übrigen Südost-Europa. Die zum Besten der Deutschen Bücherei im letzten Jahre veranstaltete Bücherlotterie brachte einen Reingewinn von etwas mehr als 100 000 Mark, der zur Erfüllung bestimmter wichtiger Aufgaben verwendet werden wird. Die Benutzung der Deutschen Bücherei hat stark zugenommen. Während im April 1925 die Durchschnittszahl der Besucher etwa 221 betrug, steigerte sich diese Zahl bis zum März 1926 auf 428. Die Gesamtzahl der Besucher betrug 92 451 gegenüber 44 581 des Vorjahres, also eine Steigerung von 107 Prozent. Der Zeitschriften-Lesesaal, in dem etwa 2600 Zeitschriften ausliegen, erfreut sich eines stets wachsenden Besuchs. — Die Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei konnte sich ebenfalls stetig weiter entwickeln und hat in dem Berichtsjahr 315 neue Mitglieder gewonnen. Die Gesellschaft hat in dem verflossenen Jahr wiederum 37 893,50 Mark für die Deutsche Bücherei aufgewandt.

Der Aufsichtsrat der Schweizer Schiller-Stiftung hat in seiner diesjährigen Tagung vom 12./13. Juni in Genf beschlossen, das Lebenswerk von Heinrich Federer im Hinblick auf des Dichters 60. Geburtstag mit einem Preis von 2000 Franken auszuzeichnen. Es erhielten ferner: Virgile Rossel und Peider Lansel Ehrengaben von 2000 und 1000 Franken. Mit Preisen von 1000 Franken wurden des weiteren ausgezeichnet die beiden Lyrikbände des Berners Hermann Hiltbrunner „Winter und Wende" und „Von Sommer zu Herbst", die Lyrikbände des Tessiners Guiseppe Zoppi „Quando avevo le ali" und der Roman des Berners Alfred Fankhauser „Die Brüder der Flamme". Ehrengaben von je 500 Franken wurden Dominik Müller und Lilli Haller zugesprochen. Der Fonds der Stiftung ist auf 231 949 Franken angewachsen; dem Verein gehören zur Zeit 5125 Mitglieder an. An Stelle des verstorbenen Professor Paul Seippel wurde der genfer Professor Bernard Bouvier gewählt.

* * *

Die Gesellschaft für Senderechte (W 8, Taubenstraße 34), zu deren Beirat Alf. Rich. Meyer, Georg Engel, Ludwig Fulda und einige Verleger gehören, fordert in einem Aufruf die Schriftsteller zum Beitritt auf. Nachdem durch das Urteil des Reichsgerichts Rundfunk-Sendungen als tantiemepflichtig anerkannt sind, war die Gründung einer Zentralstelle notwendig, die die einzelnen Sendungen überwacht und für die Honorierung sorgt. Diese Funktion wird die neugegründete Gesellschaft ausüben, die Honorarsätze festlegen und die Inkassi besorgen. Zugleich wird sie im Interesse der Verleger und Schriftsteller, denen nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts das Radio-Senderecht gemeinsam gehört, Propaganda für die Sendung von Literaturwerken machen.

Der Verlag Morawe & Scheffelt, Berlin-Südende, der bereits eine Reihe hervorragender Werke von Julius Bab, Liesbet Dill, Alexander v. Gleichen-Rußwurm, Peter Hamecher, Hans v. Hülsen, Leopold Hirschberg, Paul Holzhausen, Friedrich Wencker u. a. herausgebracht hat, ist von dem Verlagsbuchhändler Richard Hermes, Hamburg, käuflich erworben. Der Verlag wird unter dem alten Titel weitergeführt, hat aber jetzt auch eine Niederlassung in Hamburg erhalten. Richard Hermes Verlag, Hamburg, der sich besonders um die Pflege niederdeutschen Geistesgutes bemühte, wird in alter Weise von dem Gründer und Inhaber Richard Hermes weitergeführt, erhält jedoch jetzt auch in Berlin eine Niederlassung.

Unter den Entwürfen, deren Erledigung durch den Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika man noch vor den Sommerferien erhofft, befinden sich zwei Bills, deren Annahme auch den Beitritt Amerikas zur Berner Urheberrechts-Konvention ermöglichen soll. Beide Entwürfe sehen einen Schutz gegen Nachdruck für Lebensdauer und 50 Jahre darüber hinaus vor. Alle Formalitäten, die gegenwärtig zur Erlangung des Urheberschutzes notwendig sind, sollen in Fortfall kommen.

Von der großen Sowjet-Enzyklopädie, deren 30 Bände im Laufe von fünf Jahren veröffentlicht werden sollen, ist der erste Band erschienen. „Puschkin in der Weltliteratur" (Russ. Staatsverlag) betitelt sich ein 400 Seiten umfassender Sammelband, den das „Institut für vergleichende Literaturwissenschaft und Linguistik" an der leningrader Universität herausgegeben hat. Über ein Dutzend Aufsätze behandeln hier das Verhältnis Alexander Puschkins zu einer ganzen Reihe von russischen und westeuropäischen Schriftstellern verschiedener Epochen und deren Einwirkungen auf das Schaffen des Dichters. Von diesem Gesichtspunkt aus defilieren vor dem Leser Boileau (B. Tomaschewsky) und die französischen Elegiker um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. (S. Ssawtschenko,) Byron (N. Kosmin), Wordsworth, Coleridge, Southey (N. Jakowleff) sowie Walter Scott (D. Jakubowitsch), ja sogar Aurelius

Victor in Verbindung mit Puschkins „Ägyptischen Nächten“ (A. Maleïn) und die apokryphen Evangelien als Quelle für das jugendlich-erotische Poem „Die Gawriliade“ (S. Lurie). Es folgen dann Aufsätze über Puschkin in der neogriechischen (J. Ssokoloff) und georgischen Literatur (K. Dondois), sowie über die literarischen Beziehungen verschiedener russischer Dichter zu Puschkin aus der Feder von J. Tynajeff, A. Poliakoff, N. Ismailoff, G. Maßloff und K. Schimkiewitsch. –

Gleichzeitig mit diesem Sammelband erschienen Leonid Großmanns „Puschkin im Theaterfauteuil“ (Verlag Brockhaus-Efron, Leningrad) sowie Band I von W. Weressajeffs „Puschkin im Leben“ (Verlag „Njedra“, Moskau). In seinem brillant geschriebenen, illustrierten Buch entwirft Großmann ein buntbewegtes Bild des petersburger Theaterlebens aus den Jahren 1817–1820, an dem Puschkin lebhaftesten Anteil nahm, und unterstreicht besonders die Anregungen, die der junge Dichter aus den glänzenden Ballettvorstellungen des berühmten Choreographen K. L. Didlo schöpfte und die vor allem im „Rußlan und Ludmilla“ an vielen Stellen zum Ausdruck kommen. Weressajeff hat sich die Aufgabe gestellt, sämtliche zeitgenössische Aussagen über Puschkin, seine Lebensweise, Äußeres, Charakter und Eigenheiten, ungefähr in der Art, wie dies die „Gesellschaft der Bibliophilen“, Weimar, vor Jahren in dem Werk „Schillers Persönlichkeit“ getan, zu einem Ganzen zu vereinigen. Der vorliegende erste Band umfaßt die Kinderzeit, die Lyzeumsjahre, die erste Schaffensperiode in Petersburg, dann in chronologischer Reihenfolge den Aufenthalt Puschkins in Jekaterinoslaw, im Kaukasus, der Krim, in Kischinew und Odessa bis 1824. –

Im „Russischen Staatsverlag“, Moskau, beginnt eine breit angelegte Bibliothek von „Klassikern der russischen und Weltliteratur“ zu erscheinen, die den neuentstandenen, weiten Leserkreisen Sowjetrußlands in handlichen Bänden von zirka 15 Druckbogen Meisterwerke sämtlicher Literaturen in musterhaften Übersetzungen und mit entsprechenden Einleitungen in die Hand geben soll. An der Spitze des Unternehmens steht der Volkskommissar A. W. Lunatscharskij nebst einem Redaktionskomitee. Als erste Bände der ausländischen Reihe sind „Der gefesselte und befreite Prometheus des Aeschylos“ in einer neuen Übersetzung von M. Ssolowjoff sowie Goethes „Faust“ in der bisher nicht veröffentlichten Übersetzung W. Brjussoffs angekündet – beide von A. Lunatscharskij redigiert und eingeleitet. Von deutschen Autoren sind außerdem noch Werke von Heine und G. Hauptmann in Angriff genommen. –

Unter dem Titel „Schriftsteller“ (Pissateli) hat Wladimir H. Lidin im Verlag „Ssowremennyje Problemy“, Moskau, eine Sammlung von 64 Autobiographien zeitgenössischer russischer Prosaiker herausgegeben. Mit Ausnahme von Maxim Gorkij und Ilja Ehrenburg sind nur in Sowjetrußland lebende und wirkende Schriftsteller in Betracht gezogen; die Prosaiker der russischen Emigranten fehlen ganz. Jeder Selbstbiographie ist das Bildnis des gegebenen Verfassers sowie eine kurze Bibliographie seiner Werke beigefügt. – (P. E.)

* * *

Herbert Eulenbergs ausgewählte Werke sind im Verlag von J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart, in fünf stattlichen durch gefälliges Format, klaren Satzspiegel und unsatiniertes Papier sich auszeichnenden Bänden (Ganzleinen 48 Mark, Halbleder 68 Mark) erschienen. Der erste Band umfaßt die lyrischen Dichtungen und Versdramen, der zweite Band bietet die Dramen aus der Jugendzeit von „Münchhausen“ bis zu „Alles um Liebe“, der dritte Band führt die dramatischen Dichtungen von „Alles um Geld“ bis zu „Belinde“ fort, der vierte Band gibt „Schattenbilder und Lichtbilder“ in anmutender Auswahl, der Schlußband vereinigt erzählende Werke. Ein Schlußwort, in dem sich Verfasser und Verleger begegnen, stellt die Ausgabe unter das Motto: „Den Liebenden auf Erden zugesungen“.

Von Karl Zuckmayer, dem glücklichen Verfasser des „Fröhlichen Weinberg“, wird für die nächste Saison eine Komödie „Schinderhannes“ angekündigt. Gleichzeitig meldet sich ein junger Rheinländer Hans Wolfgang Hiller als Verfasser eines bei Kiepenheuer verlegten Volksstückes „Julchen und Schinderhannes“. Die Presse konstatiert erstaunt die Duplizität der Stoffwahl. Sollte diese nicht sehr erklärlich sein, nachdem vor vier Jahren Clara Viebig den Schinderhannesstoff, der jahrelang den Kolportageschriftstellern vorbehalten war, durch ihren farbenreichen, historischen Roman „Unter dem Freiheitsbaum“ in die Sphäre der Literatur gehoben hat? Mit künstlerischem und historischem Blick erkannte sie, wie ähnlich die Zeit der französischen Besatzung der Rheinlande nach der großen Revolution unserer Zeit im Rheinlande war, die Zeit, die notwendig einen Räuber wie Schinderhannes hervorbrachte, der Zeit, die die Separatisten mit ihren Räubereien gebar. Schon Elvenspoek hat, auf Clara Viebigs Spuren wandelnd, dem Schinderhannes im vorigen Jahr eine Monographie gewidmet, die sich aber manchmal nicht auf die historischen Quellen, zu denen Clara Viebig zurückgegangen ist, sondern auf diese selbst, auch wo sie ihrer Phantasie freien Lauf ließ, zu stützen schien. Ob die beiden Komödiendichter nur die Akten benutzt haben oder sich auch von dem dramatischen Roman beeinflussen ließen, muß sich später zeigen.

* * *

Zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Heilbades Mergentheim hat Hans Heinrich Ehrler seiner Heimatstadt ein Festspiel gedichtet, das weit über den Rahmen einer Gelegenheitsdichtung hinausgeht, bei aller Ortgebundenheit lebendige Dichtung ist. Mit sicherem Kunstinstinkt die Möglichkeiten und Erfordernisse der alten Shakespeare-Doppelbühne erspürend, faßt Ehrler in dem Sinnbild des Spiegels zwei Zeiträume im Doppelspiel zusammen: die Gründung des Ordens im Jahre 1219 und seine letzte Blütezeit 1791 und als Idee den Dienst am Orden. Nur wenig Personen tragen die Handlung, die ganz auf die tönende Kraft des Wortes gestellt ist. In dem wundervollen Schloßhof Mergentheims vollzieht sich das Spiel, gehoben und vertieft durch alte klassische Musik. Wer an der Möglichkeit verzweifelt, daß das Wort von der Bühne unserer Zeit zu sprechen vermag, der sieht hier neue Perspektiven.

* * *

Uraufführungen. Wien. Modernes Theater. „Hände“. Psychoanalytisches Drama. Von Kurt Sonnenfeld (Mai). – „Das ältere Fach“. Lustspiel. Von Raoul Auernheimer (2. Mai). – „Theater des Neuen“ im Theater in der Josefstadt. „Der Niemand“. Drama. Von Walter Lieblein (2. Mai). – Lustspielhaus. „Das Zimmer der Träume“. Von Roul Ernst Weiß (15. Juni). – Bühne der Jungen. „Ich, Lydia Tustardowska ...“ Schauspiel. Von Franz Winterstein (24. Juni).

Aus der Werkstatt deutscher Verleger

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin

Das häusliche Leben der chinesischen und japanischen Oberschichten, der Träger jahrtausendealter Kulturen, hat für den Europäer etwas Geheimnisvolles. Kaum jemals ist ihm ein intimer Einblick möglich, und die meisten Berührungen zwischen Europäern und Asiaten bewegen sich an der Oberfläche. Unmittelbare Eindrücke aus dem Familienleben und der Gefühlswelt der Chinesen und der Japaner vermitteln nun die beiden im Herbst bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart erscheinenden Bücher: Dorothea Hosie, „Menschen in China" und Ellen Forest „Yuki San", Erzählung aus dem japanischen Mädchenleben. Beide Bücher sind mit zahlreichen Abbildungen versehen. Lady Hosie, als Tochter eines englischen Gelehrten in China geboren und der Landessprache vollkommen mächtig, hat als junges Mädchen längere Zeit im engsten Kreise vornehmer chinesischer Familien gelebt. Sie schildert ihre Beobachtungen mit der ganzen Anmut einer natürlich und warm empfindenden Frau, deren Anteilnahme an ihren chinesischen Menschen sich der Leser ganz zu eigen macht. Ellen Forest, eine Holländerin, berichtet von ihrer Tochter, die als erste Europäerin eine japanische Schule besuchte und die Freundschaft der jungen Yuki San gewann. Yuki San, eine Gestalt voll Anmut, von edelster Rasse, ist der feinste Ausdruck japanischen Lebensstils. Da Lady Hosie und Ellen Forest aus unmittelbarer Anschauung schöpfen und nur Selbsterlebtes berichten, gewinnt der Leser die Überzeugung unbedingter Lebenswahrheit und fühlt sich in der feinsten Weise hingeleitet zum Verständnis der Seele des Ostens, die sich hier viel reiner und klarer erschließt als aus ganzen Bibliotheken gelehrter Arbeiten. Was die beiden Bücher auch für Frauen besonders reizvoll macht, ist der Umstand, daß noch niemals das Familien- und Frauenleben der Chinesen und Japaner bis in die intimsten Einzelheiten der Kleidung, der täglichen Gewohnheiten usw. so getreu geschildert wurde.

S. Fischer Verlag, Berlin

Aus Anlaß des 70. Geburtstages von Bernard Shaw erscheint die Shaw-Biographie von Julius Bab in einer völlig veränderten und erweiterten Form. Der umfangreiche Band ist sicher die ausführlichste und eingehendste Darstellung über Shaw, die bis jetzt erschienen ist.
Ferner bringt der Verlag S. Fischer im Laufe des Sommers ein neues Werk von Thomas Mann heraus, seine Aufzeichnungen über einen pariser Aufenthalt.
Eine größere Zahl von Novitäten erscheint im Herbst. Im Mittelpunkt stehen die Romane von Herman Bang und Joseph Conrad. Immer mehr zeigt sich, daß Bang erst in unserer Zeit seine eigentliche Wirkung erreicht. Am charakteristischsten dafür ist wohl der Widerhall, den er mehr und mehr in der jungen Generation findet. Aus diesem Grunde baut der Verlag eine neue Ausgabe der Bangschen Romane auf. Zunächst erscheinen die Romane: „Das weiße Haus", „Das graue Haus", „Ludwigshöhe", „Michael" und „Am Wege".
Der vor kurzem verstorbene Joseph Conrad ist allgemein als die größte epische Erscheinung der angelsächsischen Welt anerkannt. Seine Wirkung hat sich aber auch auf andere Länder, wie vor allem Frankreich, erstreckt. Die deutsche Ausgabe wird allmählich aufgebaut werden. Zunächst erscheinen die Romane „Der Geheimagent", „Der Nigger von Narzissus", „Die Schattenlinie" und „Spiel des Zufalls".
Von Gerhart Hauptmann wird im Herbst ein neues Drama „Dorothea Angermann" erscheinen.
Von Thomas Mann kommt die Novelle „Unordnung und frühes Leid" zum ersten Mal in einer Buchausgabe heraus.
Ein neuer Dichter tritt vor das deutsche Publikum in Gestalt des Dänen Jakob Paludan, der in seiner Heimat als der größte Epiker nach Knut Hamsun gilt.
Von Jakob Wassermann, Otto Flake und Alice Berend werden im Laufe des Herbstes neue Romane erscheinen.
Oskar Bie bringt eine Monographie über „Das deutsche Lied" heraus.
Ferner sind neue Bücher von Holitscher, Jensen, Harris, Loerke u. a. m. in Vorbereitung.

J. Engelhorn Nachf., Stuttgart

Wir danken Ihnen verbindlichst für Ihre liebenswürdige Zuschrift von 17. Juni, aus der wir gern ersehen, daß Sie sich für unsere Pläne interessieren. Wir würden Ihrem Wunsch gern entsprechen und uns über unsere Pläne ausführlich äußern, die zum Teil umfassend sind, wenn dies nicht einem alten Grundsatz unseres Hauses, von dessen Zweckmäßigkeit wir uns oft überzeugen konnten, widersprechen würde. An der Bekanntgabe von Plänen hindert uns ein gewisser Aberglaube, der dem aller Schauspieler verwandt ist, die bekanntlich vor nichts mehr Angst haben, als von einer bevorstehenden Aufführung gut zu sprechen. Gestatten Sie also, daß wir dreimal ans Holz klopfen, Toi-toi-toi sagen und Sie späterhin mit den bescheidenen Ergebnissen unserer Verlagstätigkeit bekanntmachen.
Wir dürfen nur so viel sagen, daß wir im Juli einen neuen Roman von Frank Thieß bringen: „Das Tor zur Welt"; dieses Buch bildet den zweiten, jedoch vollkommen in sich abgeschlossenen Band einer vierbändigen Romangruppe „Jugend". Der erste Band, „Abschied vom Paradies. Ein Roman unter Kindern", wird im Februar 1927 erscheinen, der dritte Band ist der bereits 1924 erschienene „Leibhaftige"; ein vierter Band „Die Feuersäule" soll das ganze Romanwerk im Jahr 1928 abschließen.
Engelhorns Romanbibliothek bringt im September ihren tausendsten Band in Gestalt eines Novellenbandes „Narren" von Frank Thieß, woran sich der sehr bedeutende Roman „Der Kainsgrund" von Axel Lübbe und die Erzählung „Tito" von Ernst Zahn anschließen werden.

J. M. Spaeth, Berlin

Wir haben für dieses Jahr zunächst nur zwei Werke auf dem Plan. Die Erweiterung der Produktion hängt davon ab, wie weit der Markt in der augenblicklichen kaufschwachen Zeit aufnahmefähig ist. Mit Anfang des Herbstes wird erscheinen: Anatole France, Jeanne d'Arc („Das Leben der heiligen Johanna"), bearbeitet von Maria Zweig-Winternitz. Es wird unter Fortlassung des das Originalwerk stark belastenden Materials ein einbändiges, zirka 600 Druckseiten umfassendes Buch mit Bildbeigaben werden.
Ferner bringen wir heraus von Hamsun „Der wilde Chor" (Gedichte), ein Bändchen von zirka 150 Seiten Umfang.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Campenhausen, Leon Freiherr v. Nordische Bilder. Leipzig 1926, E. Haberland. 214 S. Geb. M. 5,–.
Delmont, Joseph. In Ketten (Zeloten). Leipzig 1926, Fr. Wilh. Grunow. 385 S.
Eulenburg, Karl zu. Die Brunnen der großen Tiefe. Ein Atlantisroman. Leipzig 1926, Fr. Wilh. Grunow. 292 S. M. 4,– (6,–).
Federer, Heinrich. Das deutscheste A-B-C. Ein Volksgeschichtlein. Heilbronn 1926, Eugen Salzer. 94 S. Geb. M. 1,50.
Greinz, Rudolf. Tiroler Leut. Lustige Geschichten. Leipzig 1926, L. Staackmann. 215 S. M. 3,– (5,–).
Jörger, J. Die letzten Schattenauer. Roman. Basel, Friedrich Reinhardt. 324 S. M. 4,80.
Hafner, Gotthilf. Der Wunderbaum. Legenden und Märchen. Stuttgart 1925, Hugo Matthäs. 55 S. Geb. M. 1,80.
Hoechstetter, Sophie. Die Flucht in den Sommer. Roman. Berlin 1926, Guido Hackebeil, A.-G. 176 S. M. 2,– (3,–).
Leopold, Otto. Der selbstverständliche Wilhelm. Ein Roman. Freiburg i. B. 1926, J. Bielefeld. 276 S.
Löffler, Paul Rudolf. Michael Muchas Heimland. Schweidnitz 1926, L. Heege. 262 S.
Marschalek, Otto. Die Tiefen von Mangalore. Phantastische Novellen. Wien 1926, Nikola-Verlag. 191 S. M. 4,– (5,–).
Presber, Rudolf. Haus Ithaka. Roman. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 491 S. Geb. M. 7,–.
Reinacher, Eduard. Eulogius Schneider. Lenele. Basel 1926, Rhein-Verlag. 86 S.
Siemsen, Hans. Paul ist gut. Erlebnisse. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 185 S. Geb. M. 3,50.
Soyka, Otto. Überwinder. Novellen. (Engelhorns Romanbibliothek, Bd. 996.) Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachfolger. 139 S. M. 1,– (1,75).
Unger, Hellmuth. Morells Milliarden. Roman. Leipzig 1926, Theodor Weicher. 194 S. M. 2,50 (3,50).
Wolff, Johanna. Der Liebe Gott auf Urlaub. München 1926, Georg Müller. 237 S.

* * *

Conan Doyle, A. The Land of Mist (Tauchn.-Ed. vol. 4728). Leipzig 1926, Bernhard Tauchnitz. 287 S.
London, Jack. Der Seewolf. Berechtigte Übersetzung von Erwin Magnus. Berlin, Universitas, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 325 S.
Synge, John M. The Aran Islands (Tauchn.-Ed. vol. 4726). Leipzig 1926, Bernhard Tauchnitz. 255 S.
Wallace, Edgar. Der Frosch mit der Maske. Roman. Übertragen aus dem Englischen von Alma Johanna Koenig. Wien 1926, Nikola-Verlag. 396 S. M. 5,20 (6,40).
Barbusse, Henri. Kraft (la force). Die Romane des 20. Jahrhunderts. Autorisierte Übertragung von Paul Cohen-Portheim. Berlin 1926, Die Schmiede. 246 S. M. 5,– (6,–).
Lagerlöf, Selma. Charlotte Löwensköld. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber-Gottschau. München 1926, Albert Langen. 277 S. M. 4,– (7,–).
Undset, Sigrid. Kristin Lavranstochter. Die Frau. Bd. II. Herausgegeben von J. Sandmeier. Berechtigte Übertragung aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und S. Angermann. Frankfurt a. M. 1926, Rütten & Loening. 586 S. M. 7,50 (10,–).
Fönhus, Mikkjel. Der Troll-Elch. Herausgegeben von J. Sandmeier. Übertragen aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und S. Angermann. München 1926, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 208 S.
Leonow, Leonid. Die Bauern von Wory. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Bruno Prochaska und Dmitrij Umanskij. Wien 1926, Paul Zsolnay. 573 S.

Lyrisches und Episches

Baesecke, Georg. Reinhart Fuchs. Das älteste deutsche Tierepos aus der Sprache des 12. Jahrhunderts in unsere übertragen. Halle a. S. 1926, Max Niemeyer. 71 S. M. 3,–.
Becher, Johannes R. Maschinen-Rhythmus. Berlin 1926, Die Schmiede. 158 S. M. 1,50 (2,50).
Claudius, Hermann. Börsmack. Oles un Nies (Quickborn-Bücher, Bd. 33). Hamburg 1926, Quickborn-Verlag. 53 S. M. –,80.
Dichtungen des deutschen Barock. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Schauer (Deutschkundliche Bücherei). Leipzig 1926, Quelle & Meyer. 55 S. M. –,60.
Eichendorffs Gedichte. Aus Herzensgrund (Deutsche Dichter für Jugend und Volk, Bd. 8). Osterwieck a. H. 1926, A. W. Zickfeldt. 56 S. M. –,80 (1,50).
Gottes Spielmann. Franziskusgedichte, Balladen, Legenden, Erzählungen. Herausgegeben von Erwin Schiprowski O. F. M. Breslau 1926, Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H. 135 S. M. 2,50 (3,50).
Haringer, Jakob. Kind im grauen Haar. Frankfurt a. M., Iris-Verlag. 150 S. M. 2,50 (3,50).
Nelissen Haken, Bruno. Die alten Lieder. Nürnberg 1926, Lorenz Spindler. 37 S.
Zoege v. Manteuffel, Peter. Nordwind. Balladen, Lieder und Reimereien. Stuttgart 1926, Adolf Bonz & Co. 139 S. M. 2,50 (3,50).

Literaturwissenschaftliches

Bab, Julius. Faust. Das Werk des Goetheschen Lebens. Stuttgart 1926, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 223 S. M. 4,50 (6,–).
Berwin, Beata. Heinrich v. Kleist. Mit einem farbigen Bildnis des Dichters von Max Slevogt. 15 Abbildungen im Text und einem Faksimile von Kleists Handschrift. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 186 S.
Klaar, Alfred. Spinoza. Sein Leben und seine Lehre. (Wege zum Wissen, Bd. 59.) Berlin 1926, Ullstein. 154 S.
Literarische Zeugnisse zur Politik und Kulturgeschichte des deutschen Barock. Herausgegeben von Hans Schauer. (Deutschkundliche Bücherei.) Leipzig 1926, Quelle & Meyer. 46 S. M. –,60.
Minde-Pouet, Georg. Kleists politisches Fragment „Zeitgenossen". Mit einer Faksimilenachbildung der Handschrift. Berlin 1926, Weidmannsche Buchhandlung. 13 S.
Nietzsches Werke. Bd. XX. Register-Band. Ausgearbeitet von Richard Oehler. Leipzig 1926, Alfred Kröner. 468 S. M. 20,– (24,–).

Nissen, Benedikt Momme. Der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 358 S.

Penkert, Waldemar. Von unbekannten Dichtern, Denkern und Träumern (Die schlesischen Bücher, Bd. 5). Schweidnitz 1926, L. Heege. 211 S. M. 1,75 (2,50).

Raimund, Ferdinand. Sämtliche Werke. Bd. IV. Briefe. Herausgegeben von Fritz Brukner und Eduard Castle. Mit 8 Bildbeigaben. Wien 1926, Anton Schroll & Co. 646 S.

* * *

Bianquis, Geneviève. La poésie autrichienne de Hofmannsthal à Rilke. Paris 1926, Les Presses Universitaires de France. 334 S.

France, Anatole. Die Vormittage der Villa Saïd. Gespräche gesammelt von Paul Gsell. Mit einem Vorwort von Heinrich Mann. Übertragen von Hans Jacob. Berlin 1925, J. M. Spaeth. 237 S. M. 4,50 (6,50).

Verschiedenes

Aster, Ernst v. Die französische Revolution in der Entwicklung ihrer politischen Ideen. Vom Liberalismus über die Demokratie zu den Anfängen des Sozialismus. Leipzig, J. J. Weber. 331 S. Geb. M. 6,—.

Balzer, Hans. Die Technik der Vortragsveranstaltung. Praktische Winke für Vortragende und Veranstalter. Leipzig 1926, Verlag des Börsen-Vereins der deutschen Buchhändler. 88 S.

Bekker, Paul. Musikgeschichte. Als Geschichte der musikalischen Formwandlung. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 237 S. Geb. M. 6,—.

Beyer, Hermann Wolfgang. Die Religion Michelangelos (Arbeiten zur Kirchengeschichte 5). Bonn 1926, A. Marcus & E. Weber. 159 S.

Braun, P. Die Kunst der Selbstheilung. Bad Schmiedeberg 1926, F. E. Baumanns Verlag. 69 S. M. 1,40. Zweite, verbesserte Auflage.

Brooks, C. Harry. Die Praxis der Autosuggestion. Mit einer Einführung von Emil Coué. Dresden 1926, Carl Reißner. 134 S. Geb. M. 4,50.

Burckhardt, Paul. Heitere Reiseerlebnisse eines Malers in Italien. Basel, Friedrich Reinhardt. 155 S. M. 3,20 (4,80).

Christonus, Jakob. Die Metaphysik des Lebens oder Die Legende der Verklärten, Der bei Gott ist, von Anbeginn dieser Welt. Dresden 1926, Carl Reißner. 127 S. M. 5,—.

Der Schauspieler. Herausgegeben von Ewald Geißler. Berlin 1926, Bühnenvolksbund-Verlag. 153 S. M. 3,60 (5,—).

Fülöp-Miller, René. Geist und Gesicht des Bolschewismus. Mit 500 Abbildungen. Darstellung und Kritik des kulturellen Lebens in Sowjet-Rußland. Wien 1926, Amalthea-Verlag. 490 S.

Habicht, Victor Kurt. Mit 33 Abbildungen im Text, 79 Bildtafeln, davon 2 in Vierfarbendruck. (Sacramentum artis.) Oldenburg 1926, Gerhard Stalling. 216 S. Geb. M. 38,—.

Hoerdt, Philipp. Geschichte und Geschichts-Unterricht. Zweite, umgearbeitete, erweiterte Auflage. Karlsruhe i. B. 1926, Verlag Boltze. 178 S. Geb. M. 6,—.

Kairos, Zur Geisteslage und Geisteswendung. Herausgegeben von Paul Tillich. Darmstadt 1926, Otto Reichl. 483 S. Geb. M. 15,—.

Klassiker der erotischen Literatur. Herausgegeben von Walther Petry. Bd. I. Denis Diderot, Die Nonne. Übertragung von C. F. Cramer. 387 S. — II. Petronius, Begebenheiten des Enkolp. Übertragung von Wilhelm Heinze. 373 S. — III. Pietro Aretino, Italienischer Hurenspiegel. Ferrante Pollavicino, Der geplünderte Postreuter. Nach der Übersetzung von 1655. 310 S. — IV. Altitalienische Liebesnovellen. Ausgewählt von W. Petry. 390 S. — V. Tanzai und Neadarne oder Der Schaumlöffel. Eine japanische Geschichte von Crebillon dem Jüngeren. Aus dem Französischen. 374 S. Berlin, Die Schmiede.

Leitl, Emmeram. Lateinbuch für Erwachsene (hervorgegangen aus Unterrichtskursen für Damen und Herren aus allen Ständen). In drei Teilen. München 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet, K.-G. 158, 182, 214 S. I./II. Geb. je M. 3,60; III. M. 4,—.

Ludwig, August Friedrich. Geschichte der okkultistischen (metapsychischen) Forschung. Von der Antike bis zur Gegenwart. I. Teil. Von der Antike bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Pfullingen 1926, Johannes Baum. 152 S.

Ohnmacht, Viktor. Gesunde Menschen, Ehen, Völker und Staaten. Eine organologische Skizze zur Völkerzukunft. Troppau 1926, Glücksland-Verlag. 86 S.

Oncken, Hermann. Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. von 1863 bis 1870 und der Ursprung des Krieges von 1870/71 nach den Staatsakten von Österreich, Preußen und den südlichen Mittelstaaten I./III. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 382, 591, 528 S. Geb. M. 45,—.

Ostwart-Jahrbuch. Herausgegeben von Viktor Kubczak. Breslau 1926, Verlag des Bühnenvolksbundes. 200 S.

Rathenau, Walther. Briefe. Bd. I./II. Dresden 1926, Carl Reißner. 384, 363 S. Geb. M. 13,—.

Rocker, Rudolf. Vom anderen Ufer (Dichter und Rebellen, Bd. IV). Berlin 1926, Der Syndikalist. 146 S. M. 1,50 (2,50).

Scheffer, Thassilo v. Römische Götter- und Heldensagen. Mit 8 Kunstbeilagen und 40 Abbildungen im Text. Zweite Auflage. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 320 S.

Schenkel, G. Die Freimaurerei im Lichte der Religions- und Kirchengeschichte. Gotha 1926, Leopold Klotz. 188 S. Geb. M. 4,—.

Schmid, Hans Gotthard. Bahn und Paß. Mit 16 Tiefdruckbildern. Frauenfeld 1926, Huber & Co. 224 S.

Steffen, Albert. Begegnungen mit Rudolf Steiner. Zürich 1926, Grethlein & Co. 169 S.

Sydow, Eckart v. Kunst und Religion der Naturvölker. Mit 55 Abbildungen im Text und 83 Tafeln, davon drei farbig. (Sacramentum artis.) Oldenburg 1926, Gerhard Stalling. 237 S. Geb. M. 38,—.

Tischner, Rudolf. Geschichte der okkultistischen Forschung. II. Teil. Pfullingen 1925, Johannes Baum. 371 S.

Unger, Alfred H. Die Geschichten um den großen Nazarener. Pankow 1926, Linser-Verlag G. m. b. H. 231 S. Geb. M. 10,—.

Wieth-Knudsen, K. A. Frauenfrage und Feminismus vom Altertum bis zur Gegenwart. Eine soziologische Betrachtung. Stuttgart 1926, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung. 244 S.

With, Karl. Chinesische Kleinbildnerei in Steatit. Mit 80 Tafeln, 47 Abbildungen im Text und 7 farbigen Tafeln. (Sacramentum artis.) Oldenburg 1926, Gerhard Stalling. 143 S. Geb. M. 38,—.

Redaktionsschluß: 5. Juli

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5,—, Einzelheft Gm. 2,—.

Über den Don Quijote

Von Emil Lucka (Wien)

Es ist oft gesagt worden, daß in diesem genialsten Roman der Weltdichtung die beiden entgegengesetzten Seiten des spanischen Wesens endgültig in zwei Gestalten verkörpert sind: das Phantastische, an Ekstase und an Narrheit Streifende, und dann das Vegetative, Platte, Derb-Behagliche. Bis zu Cervantes haben diese beiden Formen der Menschlichkeit nicht selten Wort und Gestalt gefunden, aber immer nur die eine von ihnen, meistens die höhere, in der sich die jenseitsbegierige und dabei doch sinnenverstrickte Seele der Nation offenbart. Die heilige Therese und Johann vom Kreuz leben in krampfhaften Verzückungen, feiern mit überschwenglichen Worten die Vermählung der Seele mit der Gottheit; unter den Malern ist es der Greco vor allem, der zwar kein Spanier von Geblüt ist (sondern ein Byzantiner aus Kreta), in dem sich aber die schrankenlose katholische Inbrunst Spaniens am vollkommensten ausgesprochen hat. Die entgegengesetzte, handgreiflich-irdische Richtung ist in den Schelmenromanen, den komischen Zwischenspielen und in den Volksbildern des Murillo zu finden. (Auch Murillo hat die Ekstase nicht versäumt, aber es bleibt in einer laulichen und sentimentalen Region befangen.) Dieser Zwiespalt, der die Wurzeln der spanischen Seele bloßlegt, ist zweimal zusammengefaßt und überwunden worden, von den beiden stärksten Künstlern der Nation: von Velasquez, dessen Kunst jeden Inhalt hinwegtilgt, dem Könige, Götter, Heilige und Narren gleich gelten, der alles Widerstrebende in Anschauung und reine Form löst; noch größer jedoch im Don Quijote des Cervantes, wo diese Gegensätze — die von Velasquez nicht aufgehoben werden, sondern im Bereich der Bildhaftigkeit jede Schärfe verlieren — unmittelbar aus ihrer polaren Wucht heraus lächelnde Harmonie gebären.

Seine konstitutive Zwiespältigkeit verrät die ganz und gar unklassische Veranlagung des Spaniers. Das Ideal der italienischen Renaissance-Welt: alle Disharmonien zu einem Ausgleich in Schönheit zu führen, ist ihm fremd, er tobt sich in der Ekstase des „Illuminismus", in der wildesten Gotik, im verstiegensten Barock, zuletzt in den Albträumen Goyas aus; was an Dichtkunst, Malerei oder Architektur des Renaissance-Stils vorkommt, ist Italien nachgebildet, wird bald von der Kraft des Bodens zersetzt, reißt in himmlische Visionen und in formlose Lebenslust auseinander. Der dualistische Grundwille — der bis in die Natur des Landes hinein zu spüren ist — löst aber Spanien von den romanischen Kulturen, deren Sprache es redet, im Entscheidenden ab und bringt es dem deutschen Wesen nahe. Die Phantastik der gotischen Dome, der Überschwang des Barock sind ja auch der Seele Deutschlands echteste Heimat, Klassik und Renaissance werden wohl als fremde Zierpflanzen gezüchtet, vermögen aber niemals wirklich Wurzeln zu schlagen. Erinnern wir uns ferner, daß über die gotischen Wände Pflanzen wuchern, daß Waldtiere zusammen mit groteskem Phantasiespuk ihr Wesen treiben, denken wir daran, daß neben Mystik und Minnesang die breite Schwankliteratur steht, so ist auch auf das andere hingedeutet, das zur Ergänzung nicht fehlen darf. Unklassisch, phantastisch ist die Seele des Deutschen wie des Spaniers gewachsen, in den großen Werken der spanischen Kunst finden wir die germanische Zwiespältigkeit wieder, verwandt und doch verändert, düsterer, ekstatischer (wohl auch äußerlicher), unversöhnlicher zumal. Der Zerrissenheit Spaniens fehlt der Wille, sich endlich doch in Einklang zu lösen, sie kann nur mit sich selber sein. In der faustisch-zwiegespaltenen deutschen Seele brennt heimlich die Sehnsucht nach höherer Synthese und Einheit. — Wir bleiben hier beim Allgemeinen und gehen nicht ins Einzelne, das selbstverständlich die größten Unterschiede zeigt.

Im Don Quijote gewinnen die Pole jener Dualität solche Dimensionen, daß sie in einer neuen Art klassisch wird. Jene höchsten Wirkungen der Kunst, die irgendwie auf Harmonie weisen müssen und nicht auf Einseitigkeit, strahlen hier aus dem

Zusammen des phantasiereichen Ritters und seines gefräßigen Schildknechtes, die beiden ergänzen sich zu einer höheren künstlerischen Einheit; und es wird auch dies Merkmal des großen Kunstwerks erfüllt, daß es nicht nur tiefen Sinnes voll ist, sondern auch naiv aufgenommen den Beschauer erfreut, jedes Kind zu ergötzen vermag.

Aber der Roman ist weit über alles Charakteristisch-Spanische hinaus eins der großen typischen Werke der Weltdichtung. Don Quijote erschließt uns den Menschen, in dem Herz und Phantasie stärker sind als Sinne und Verstand. Nicht was er sieht, hört und logischerweise für richtig halten muß, gilt ihm wahr, sondern was er liebt und ersehnt. Das ist ein Zug von höchster prinzipieller Bedeutung: die Welt wird nicht hingenommen, wie sie von außen her auf den Menschen einwirkt, der Mensch schafft sie vielmehr aus der eigenen Seele heraus, er ist wahrer Herr des Daseins — die berühmte kantische Umwälzung in einer lebendigen Dichtergestalt. Die Einbildungskraft Don Quijotes ist Bildungskraft im echten Sinn, sie vermag jeden beliebigen Gegenstand zu verwandeln und ihm in der selbstgeschaffenen Welt den gemäßen Platz zu erteilen. Was herankommt, wird von der autonomen Kraft der Seele erfaßt und zu etwas anderem umgeschaffen. Und weil diese Macht in Don Quijote lebt, wird ihm jedes neue Ereignis zum Beweis, daß er allein die Wahrheit erkennt, alle anderen aber — die Nüchternen, die Trivialen — in einem Nebel tappen. Ihm ist die Welt nicht in zwei Teile gerissen, in einen Häßlich-Alltäglichen und einen schönen Poetischen, sie ist eine geschlossene Einheit; und stößt etwas allzu handgreiflich gegen seinen Kopf und seine Welt, so muß ein boshafter Zauberer im Spiel sein, der darauf aus ist, die wahrhaftige Welt zu stören. Don Quijote kennt genau die Wesen, die in seiner Welt heimisch sind, und vermag sie zu schildern, wenn jemand danach Begehren trägt (VII, 1). Wie ihm einer auseinandersetzt, daß doch wohl die Dinge, die in den Ritterbüchern — historischen Dokumenten — zu lesen sind, nicht wahr seien, da lächelt er und beschreibt ausführlich, wie es sich verhält. „Seid nur still, Herr, und sprecht nicht dergleichen Lästerungen aus! Wollt Ihr nicht Vernunft annehmen, so lest nur diese Bücher, und Ihr werdet sehen, welches Ergötzen Euch diese Lektüre verursacht." (VI, 9.) Wahrheit ist ihm, was schön ist und mit allem anderen zusammenstimmt zu einer in sich geschlossenen, nach ihrer immanenten Logik funktionierenden Welt. Unbeschränkt herrscht die Kraft der Phantasie über jene Bruchstücke, von der sich die Menschen immer wieder irreführen und täuschen lassen, weil sie nicht durch den Schleier hindurchzuschauen vermögen. Das ist aber eine Konzeption des Seins, die an die indische streift — nur daß dort nicht eine höhere und schönere Welt hinter der gewöhnlichen steht, sondern eine gestaltfremde, dunkle, leere.

Der so denkt, fühlt und spricht, ist nicht etwa ein Dummkopf oder ein Narr (wie man immer wieder glaubt), er ist nach dem Willen seines Dichters ein äußerst verständiger Mensch, sogar ein Weiser, er beurteilt sicherer als jeder andere die Menschen, weiß überlegen Vorzüge und Mängel der verschiedenen Stände gegeneinander abzuwägen (V, 6, 7). Was er spricht, ist klar und voller Sinn. Er ist ein Mensch, der die irdischen Dinge kennt so gut wie irgendeiner, jedoch über sie hinwegblickt, weil sie ihm zu bedeutungslos scheinen. Er ist nahe dem Genius, der von seiner Vision beherrscht wird. Über sie vergißt er Speise, Trank und Schlaf.

In der Welt Don Quijotes walten nicht naturhafte Triebe, sondern heroische Gesinnung, Ruhmbegierde, Ritterpflicht, keusche verehrende Liebe, und so charakterisiert sich diese Welt als ein „romantischer" Bereich. Die kulturhistorische Erscheinung des Rittertums, des „irrenden Ritters" gar, wiederholt die Lebensstufe des begeisterten, phantastisch erregten, heldisch kämpfenden Knaben und Jünglings in der individuellen Entwicklung des Mannes, und Don Quijote ist als alter Mann noch ein Knabe. Die Menschheit jedoch hat dieses Stadium hinter sich gelassen, sie ist ins Mannesalter getreten; das macht Don Quijote, den ewigen Knaben, in einer praktischen Welt so liebenswert — und so komisch zugleich. Dieser Gegensatz, die unerschöpfliche Quelle des Humors im Roman, tritt um so stärker hervor, als dem ewig glühenden Knaben der nüchternste Mensch dieser nüchternen Welt gegenübergestellt ist, der zweifellos niemals ein heroisches oder gar ein romantisches Knabenalter gekannt hat. Don Quijote und Sancho Pansa führen immerfort Reden miteinander, und so wird die Art des einen am anderen völlig offenbar.

Da gibt es ein Gespräch, wo Sancho etwas Sicheres haben will — einen Pensionsanspruch, würde man in der kapitalistischen Welt sagen —, einen greifbaren Lohn, da ihm die oft verheißene Statthalterschaft doch ein wenig unsicher erscheint. Aber Don Quijote weist diese triviale Anwandlung entrüstet zurück, etwas derartig Verächtliches gibt es in der heroischen Knabenwelt, „in den Gesetzen der irrenden Ritterschaft" nicht, hier macht der Herr seinen „Stallmeister" zum Fürsten, wird ihm reiche Schätze schenken, vielleicht auch eine Prinzessin dazu — niemals aber einen lächerlichen Monatssold! — Und so groß ist die Kraft, mit der Don Quijote die Welt zu verzaubern weiß, daß der plumpe, völlig phantasielose Bauer von den Visionen seines Herrn überwältigt wird. Er bittet demütig um Verzeihung, daß er hat zweifeln können, schwört pagenhaft ewige Treue — etwas vom Glanze der schöneren Welt leuchtet in seinen rettungslosen Alltag.

Wunderbar verschlingen sich Personen und Begebenheiten der Ritterbücher mit Personen und Begebenheiten der wirklichen Welt. Ein gebildeter Jüngling, der aber manchmal von Geistesverwirrung befallen wird, beschimpft plötzlich ohne jeden Grund die Königin Madasima, die in dem Roman des Amadis von Gaula vorkommt. Don Quijote springt auf, nimmt die Dame ritterlich in Schutz und erklärt sich bereit, ihre Tugend gegen jedermann mit der Waffe in der Hand zu erweisen (III, 10 u. 11). Wie ihm nun Sancho vorhält, daß ja dieser Mensch nicht recht bei Verstande sei, läßt Don Quijote das allerdings gelten, fühlt sich aber verpflichtet, die Ehre Madasimas auch gegen Narren zu verteidigen. So lieben Knaben ihre kämpfenden Helden, setzen sich selbst ihnen gleich in Gesinnung und Namen, so verehren Jünglinge ihre erträumte Herrin; das Zeitalter der Madonnenliebe ist die kulturhistorische Verkörperung dieses Entwicklungsstadiums. Don Quijote lebt so völlig in seiner eigenen Welt, daß er alles, was ihm begegnet, in sie hinein zu verzaubern weiß. Eine Hammelherde ist ein Heer berühmter Ritter, die er einzeln nach ihrer Rüstung und nach ihrem Wappen erkennt; ein Barbierbecken ist ein goldener Helm, Windmühlflügel sind Arme von Riesen. Aber solches Schauen ist über das Schauen des Knaben hinaus geniales Schauen, denn es vermag Dinge und Menschen in eine höhere, verklärte Wirklichkeit zu wandeln, einer Welt einzuverleiben, die als eigenster Besitz ohne Bruch noch Schlacke in der Seele eines Malers, eines Dichters, eines Musikers lebt. Dem Alltag freilich ist sie lächerlich, hohle Phantasterei, nicht so sehr „erdichtet" als vielmehr „erlogen". Das ist das Geniale an dieser Gestalt: daß Don Quijote zugleich erhaben ist und lächerlich. Ganz selten nur ist an solche Höhe von Jean Paul gerührt worden und von shakespearischen Narren. Falstaff ist als Objekt nur komisch (und witzig dazu als Subjekt). Don Quijote ist erhaben, weil seinem hohen Geiste die Welt verklärt und von allem Niedrigen geläutert erscheint; komisch, weil er die Wirklichkeit nicht sieht, sondern Erinnerungen aus Büchern, weil ihm Hohes und Heiliges mit Kostüm und Phrase zusammenfließen, und weil ihm die Hälfte des Lebens — die Sancho Pansa vorstellt — fehlt.

Aber nicht immer ist Don Quijote blind gegen die wirkliche Welt, er hat nur den Willen und die Kraft, sie nach seiner Phantasie umzugestalten; in diesem Schwanken zwischen zwei Welten, die einander durchdringen, ergänzen und doch niemals verstehen, liegt einer der genialsten Züge dieser Gestalt. Don Quijote hat eine leise Ahnung, wie es mit seiner Dulcinea von Toboso, der erhabenen Gebieterin seines Herzens, bestellt ist. „Mir genügt es, wenn ich denke und glaube, daß die ehrliche Aldonza Lorenzo schön und tugendhaft sei... Und so bilde ich mir meinerseits ein, daß sie die höchste Prinzessin auf Erden ist... Ich bilde mir ein, daß alles so ist, wie ich es sehe." (III, 11.) Immer aufs neue wird uns fühlbar, wie sich Weisheit und Verschrobenheit verstricken — und so wächst Don Quijote geradezu zum Bild des wahren Menschen auf, der alles in sich trägt und bald dem einen Bereiche verfällt, bald dem andern. Gleich nachdem er den verzückten Brief an die Beherrscherin seiner Seele geschrieben hat, setzt er eine höchst nüchterne Schuldverschreibung über drei Esel auf, die ganz sachlich abgefaßt ist und die er seinem Stallmeister übergibt, damit der für den Fall seines Todes doch etwas in Händen halte. Don Quijote erkennt ferner sehr wohl seinen Freund von früher her, den Bakkalaureus, der sich aufgemacht hat, um ihn als irrender Ritter nach seiner eigenen Methode zu besiegen und dann heimzu-

senden; aber Don Quijote weiß, daß dies nicht der Bakkalaureus selbst ist, sondern ein Trugbild, von einem feindlichen Zauberer erschaffen. So verwandelt seine Phantasie Wirklichkeit in Schein; und wie ein schmutziges Bauernmädchen vorüberreitet, läßt er sich von Sancho — der in dieser Sache ein schlechtes Gewissen hat — bereden, dies müßte die Herrin Dulcinea sein. Ein beständiges Durcheinanderwogen von Wirklichkeit und Phantasiegebilden — aber die Phantasie bleibt immer Siegerin. Er fordert von der Welt, er befiehlt der Welt, daß sie nicht alltäglich und langweilig sei, sondern voll mit wunderbaren Erlebnissen; das ist wieder das Recht des Knaben, der alles zum ersten Male schaut und erlebt, der berauscht wird von der Fülle seines jungen Daseins. Und es ist das Wunder des Genius, immer wieder jung zu sein und immer wieder neu zu erleben.

In einer Schenke sieht Don Quijote ein Puppenspiel, und ihm wirren sich sogleich die Sphären des Seins durcheinander: Wirklichkeit und Schein des Theaters. Nimmermehr wird er dulden, daß dieses Maurengesindel den tapferen Liebenden und seine Schöne, die er aus Gefangenschaft gerettet hat, verfolge! — Er faßt seinen Degen und schlägt alles krumm und klein. Noch nie hat ihn Sancho in solcher Wut gesehen! Aber Don Quijote glüht — „Da seht Ihr, wie die irrenden Ritter der Welt von höchstem Nutzen sind! Kein Unrecht lassen sie geschehen!" — Wie er vor den Scherben steht, erkennt er, daß ihm ein mächtiger Zauberer die Gestalten vor den Augen verwandelt hat. Und er bezahlt sogleich den Schaden, den er getan. (IX, 9.) — Diese Vermengung von Phantasie und Realität, dieses Überströmen innerer Schauenskraft ist aber ein Zug, der uns von den größten Dichtern berichtet wird (und der bei Knaben zum Alltag zählt). Einer, der sich einen Narren aus ihm macht, besiegt ihn im ritterlichen Zweikampf und setzt ihm die Lanze auf die Brust; aber Don Quijote will lieber sterben als einräumen, daß seine Dame (die gar nicht existiert) weniger schön sei als eine andere (die auch nicht existiert) (XI, 13). Er gibt sein Leben für einen Traum — er ist erhaben und lächerlich zugleich, ein Genie und ein Querkopf.

Don Quijote hat die Dame, der zuliebe er alle seine Heldentaten vollbringt, niemals gesehen und er fühlt genau genommen auch gar nicht den Wunsch, sie zu sehen, denn er ahnt, daß er mit seinen Träumen das Schönere erwählt hat. In langen Reden legt er ihr — einsam — sein tiefes Liebesleid dar, fragt, ob sie vielleicht auch seiner dächte, ob vielleicht von der Qual seines wunden Herzens etwas in ihr widerklänge. So schafft er sich selbst seine Liebe und die Jungfrau dazu, Glück und Unglück quellen ihm aus dem eigenen Herzen. Dies ist aber wieder ein Zug von Genialität, erotischer Genialität; hat nicht Dante eine ähnliche Frauengestalt erschaffen, vor der er niederkniet, um seine Schuld zu bekennen und Vergebung zu finden? Freilich steht neben ihm nicht eine Schar lachlustiger Gesellen, über ihm kein Dichter, der zu lächeln vermag.

Die Literaturhistoriker-Meinung, daß der Sinn dieses Romans sei: die Ritterbücher zu verspotten, lohnt nicht die Mühe, widerlegt zu werden. Don Quijote ist auf weltlichem Gebiet, was die Heiligen Spaniens geistlich verkörpern: der Ekstatiker und Visionär. Viele Porträts und Heilige des Greco — eines Zeitgenossen des Cervantes — könnten den Don Quijote darstellen — am meisten aber das Bildnis seiner selbst: der unmäßig in die Länge gezogene Kopf eines alternden Mannes mit eiförmiger, kahler Stirn, mit schmaler gebogener Nase, mit Augen, in denen Visionen und Träume brennen, mit eingefallenen Wangen, dünnem, in eine Spitze zulaufendem Bart. Die Menschen des Greco sind ja wie Don Quijote die Einkörperung jenes Traumes von höherem Dasein — nur daß der Ritter von der traurigen Gestalt dieses Dasein mit der Lanze in der Hand sucht, auf seinem Klepper über die Erde reitend, die anderen jenseits der Wolken. Wie beim Greco — „Begräbnis des Grafen Orgaz" und sonst — erscheinen überirdische Gestalten mitten unter den gewöhnlichen Menschen, es ist derselbe Geist, der zwar nicht nach Martyrtum für den Glauben und nach Verklärung im Himmel dürstet, aber nach Leiden für den heiligen Orden der Ritterschaft und nach Tod im Kampfe für die erwählte Herrin — auch sie vermutlich in der Glorie des Himmels zu Hause, da sie sich auf Erden nicht finden läßt. Wie beim Greco aus den Wolken Engel hervortreten und Heiligen-Statuen zu atmen beginnen („Der heilige Ildefonso"), so werden dem Don Quijote aus Hammeln Ritter, wird aus einer Bauerndirne eine königliche Frau.

Nicht schwelende Ekstase zeugt bei ihm die Kraft der Verzauberung, sondern Schwärmerei fürs Erhabene, für seltene Taten, für die Herrin — und, das darf nicht vergessen werden, eine leise Neigung zur Tollheit auch, zur Freude am Außersichsein, die hier nicht ins Religiöse gekehrt ist. Eines Tages nimmt sich Don Quijote vor, etwas zu vollbringen, was noch keiner der berühmten Ritter vollbracht hat: ohne jeden Grund will er sich der Tollheit ergeben — „Ich bin unsinnig und will unsinnig bleiben!" (III, 11.) Er ist Spanier ganz und gar — und wie es scheint, gehört zum Spanier eine gewisse Dosis Tollheit. „Er ist ein Narr!" hat es vom Greco in seiner Stadt Toledo geheißen.

Die Gestalt des Don Quijote wird erst vollendet durch seinen Begleiter, und wie der Herr die Ekstasen des Greco, des Zurbarán und des Murillo hinter sich läßt, so ist auch Sancho Pansa lebendiger und tiefer geschaut als Lungerer und Lauser bei Murillo, als der Schelm Lazarillo de Tormes (dessen Verfasser man nicht kennt) und selbst die Dummköpfe, die Velasquez gemalt hat. Sancho ist so sehr Materialist, daß er oft genug auch die Einbildungen des Don Quijote für greifbare Wirklichkeit nimmt, daß er gar nicht an dem Zaubertrank zweifelt, der seine Wunden stracks heilen soll — leider muß er ihn gleich wieder von sich geben —, daß er die versprochene Insel mit Sicherheit erwartet und daß er ebenso wie sein Herr an alle Verzauberungen und an die Geister glaubt, die ihnen zu Prügeln verhelfen. Freilich, wenn man Ball mit ihm spielt, kann er sich wohl nicht der Meinung seines Herrn anschließen, daß dies ein gespenstischer Trug sei; aber geht es ihm nicht gar zu nah an die Haut, so glaubt er willig das Unglaubliche. Es ist ganz wunderbar, wie Sancho, der größte aller Realisten, immer tiefer in die Phantasiewelt seines Herrn hineingezogen wird, wie er zuversichtlich den Tag erwartet, an dem Don Quijote Kaiser sein und seinem braven Stallmeister eine Insel übergeben werde; ärgerlich wäre es nur, wenn sich der am Ende mit dem Amt eines Erzbischofs begnügen sollte, weil ja dann für den Edelknaben nichts Rechtes abfiele. Sancho wird, wie man weiß, in der Tat Statthalter. Aber schnell vergehen ihm alle Träume von Großartigkeit und Macht, der Brave ist wieder er selbst geworden, reitet arm auf seinem Esel davon und spricht zu ihm wie in bäuerlichen Zeiten: „Kommt her, Ihr mein Gefährte, Ihr mein Freund und Mitträger meiner Leiden und Nöte! Als ich mit Euch noch Kamerad war und keinen anderen Gedanken hatte, als Euch Sattel und Zeug instand zu halten und Euer Bäuchlein zu mästen, da waren meine Stunden, Tage und Jahre glückselig. Aber seit ich Euch verlassen und mich auf die Türme des Stolzes und der Hoffart begeben habe, sind mir tausend Leiden in die Seele gefahren, tausend Mühseligkeiten und viertausend Kümmernisse" (XI, 1).

So ist auch Sancho nicht nur der einfache Bauer mit seinem engen Horizont, sondern er vermag ganz analog seinem Herrn jene erhabene Welt von Kaisern, Rittern, Zauberern und Jungfrauen zu verwandeln: in seinen Alltag hinein. Dieser Mann, bei dem der gesunde Menschenverstand geradezu phantastische Dimensionen angenommen hat, verwirrt Alltag und Zauberwelt, glaubt sogar, daß hinter dem Schabernack mit der Dulcinea, den er doch selbst angezettelt hat, am Ende die Bosheit irgendeines Zauberers stäke; nur eines glaubt er nicht: daß Don Quijote aus dem erlittenen Schaden klug werden könnte. „Ihr werdet gerade so vorsichtig sein wie ich ein Türke werde!" (III, 9.)

Humor wie Tragik wachsen nicht aus einem innerlich beruhigten und geklärten Gemüt, das mit sich selbst und mit Gott in Übereinstimmung lebt, sondern aus einem zwiespältigen. Völker und Menschen des klassischen Geistes kennen den wahren Humor nicht — Aristophanes ist boshaft, die italienischen Novellisten sind witzig und schadenfroh —, ihnen fehlt die innere Spannung, die sich im Lächeln lösen kann. Nur die Völker unklassischer Veranlagung, nur unharmonische Künstler kennen die wahre Tragödie wie den tieferen Humor. Der Greco ist durchaus düster und ernsthaft, Velasquez ausgeglichen und sachlich, ganz auf die künstlerische Form gestellt, in der Pathetik und tief gewurzelten Religiosität Calderóns kommt dem Humor keine tektonische Bedeutung zu, Lope de Vega ist voller Humor, aber er langt nicht an die Gipfel, Cervantes allein hat die Zwiespältigkeit der spanischen Seele bis zum Höchsten geführt und im Lächeln des Genius gelöst und verklärt.

Zur Psychologie des Humors

Von Kurt Esselbrügge (Halle a. S.)

Das Wesen des Humors ist mit den Mitteln der Logik endgültig und allseitig nicht zu erfassen. Weder sind seine historischen Möglichkeiten innerhalb unserer weiterwachsenden Kulturentwicklung, der er befruchtet und befruchtend angehört, erschöpft, noch vermag die Wissenschaft bis zu dem dunklen Quellort in der Seele vorzudringen, aus dem der Humor mit Notwendigkeit hervorströmt.

Es lassen sich aber nach den Bezirken inneren Lebens, in denen er gedeiht, einige Merkmale finden, die für ihn typisch sind.

1.

Das Wesentlichste ist die Nähe des Lächerlichen, in welcher der Humor sich aufhält.

Was ist überhaupt lächerlich? Nichts ist absolut lächerlich und alles innerhalb der menschlichen Sphäre kann lächerlich werden. Das aufnehmende Bewußtsein, und damit das Lächerliche, ist nach Zeit, Rasse, Nation, Bildung, Charakter, Lebensalter, Geschlecht und Temperament außerordentlich verschieden. Von jedem dieser Faktoren aus ergäbe sich einer genauen Untersuchung eine eigene Skala lächerlicher Objekte. Insofern ist in allen Lebewesen und in allen Dingen latente Lächerlichkeit vorhanden. Das Parkett schluchzt, wo die Galerie Witze reißt; der Junge zürnt, wo der Alte lächelt; den Mann ärgert, was die Frau belustigt — alles das läßt sich umkehren und die Reihe der Beispiele sich beliebig fortsetzen.

Warum wird denn aber gelacht? Der seelische Werdeprozeß des Lachvorganges zeigt einen typischen, triadischen Rhythmus. Die Ausgangsphase ist die Unlust einer Überraschung, einer Düpierung, einer Lähmung; der Übergang ist eine Gegenbewegung, die sogleich einsetzende Bereitschaft, den Überfall auf die Vernunft abzuwehren; die Lösung ist die Lust der Befreiung: das als unsinnig Erkannte wird im Lachen fortgestoßen oder fortgeschoben. Soll dies spontan und unwillkürlich geschehen, ist es nötig, daß die anfänglich drohende, logische Schwierigkeit augenblicks und spielend überwunden wird, d. h. ohne langwierige, logische Untersuchung des Lachen erregenden Falls; hier reicht eine ganze Stufenfolge zahlreicher Zwischenformen vom unermeßlichen Gelächter der Olympischen bis zum Brüllen und Wiehern, Sichkrümmen und Winden, Bauchhalten und Schenkelschlagen bei Personen von geringer seelischer Kultur. Nachdenken jedoch und Grübelei verscheucht oder schwächt das herzhaft-unbefangene Lachen; in diesem Fall führt die Leiter der lächerlichen Empfindungen vom schadenfrohen Grinsen und Feixen bis zum liebevoll überschauenden Lächeln des Humors hinauf.

2.

Dieser ist also eine der höchsten Erscheinungsformen des Lachens. Zugleich aber — und das ist ein zweites Merkmal — enthält er eine eigene Bewußtheit, die sich unterhalb der Sensationen und Bewußtseinsvorgänge des Lachenden als solchen auswirkt.

Das freie, unbefangene Lachen ist weltlich-realistisch geartet; die ihm innewohnende Bewußtheit ist nur auf die Wiederherstellung und Sicherung der logisch-natürlichen Ordnung der Dinge gerichtet, die für einen Augenblick durch das Lächerliche gefährdet schien, auf die Tagseite des menschlichen Seelenlebens, die ihr Antlitz der Wirklichkeit, ihrem Recht und ihrer Forderung zukehrt. Der Humor schaut außerdem auch in die Nachtseite der Seele hinein, in ihre unterweltliche Dämmerung, in die das Lächerliche, ohne daß man es ahnte, also nicht als Lächerliches, blitzartig hineinleuchtete.

Das „reine" Lachen bemerkt nur die bunte und lustige Maskerade; der Humor sieht im Närrischen noch darüber hinaus die an sich selber leidende Kreatur oder den verkappten Weisen.

3.

Hiermit ist ein drittes Merkmal des Humors bezeichnet: seine ethische Haltung. Er steht zwischen der reinen Komik und der absoluten Ethik. Diese ist ganz ohne komisches Empfinden; sie muß auch die leichtesten Dinge ernst, schwer, unbedingt nehmen, wie jene auch die schwersten Dinge leicht

und relativ nimmt. Die reine Komik kann sich nicht voll entfalten, wo ein Gemütsanteil an lächerlichen Gegenständen statthat. Sie perlt auf wie Sekt, leicht, zwecklos und berauschend. Ist der Rausch verflogen, verbleibt nur eine lausige Art von Lustigkeit, gleichsam ein Umgestülpe leerer Taschen.

Der Humor nun ist Hingabe ans Objekt und zugleich Sieg des männlich bewältigenden Intellekts. Er braucht gar nicht durch handgreifliche Komik oder in Worten ausgedrückt zu sein; leise nur kann sein Licht durch die angeschauten Dinge wie durch ein Transparent hindurchspielen. Er ist vom Willkürspiel des Intellekts und der Phantasie ebenso weit entfernt wie vom blutigen Ernst der reinen Ethik. Er ist das konstitutive Merkmal eines individuellen Charakters, für den Ding und Ich nicht brückenlose Mächte sind.

4.

Aber der Humor wird nicht nur einer glücklichen Anlage verdankt, sondern ist auch das Ergebnis gereifter Persönlichkeitskultur.

Er ist eine Kraft, die der Seele nicht nur angeboren sein, sondern auch erworben werden muß. Primitive Zeiten und Völker kennen ihn nicht. Er ist eine Erscheinung der modernen Geistes- und Kulturgeschichte. Aber auch in dieser waren Epochen, in denen religiöse Inbrunst, ungebrochene Tat- und Sinnenfreude oder wissenschaftlich-intellektuelle Begeisterung überwogen, der Entfaltung des Humors als Lebensgrundlage nicht günstig. Extreme Einseitigkeit, sei sie Größe oder dumpfe Beschränktheit, ist nicht humoristisch. Mag im 17. Jahrhundert der Gegensatz zwischen Welt und Seele wie bei Shakespeare trotz humoristischer Elemente dominierend tragisch, tragikomisch wie im Don Quichotte sein, mag die Welle im 18. Jahrhundert, die sich wider die rationalistische Niederung erhob, jenen Gegensatz mit einem Strom gefühlvoller Tränen begleiten, oder mag der starkgeistige Humorist des 19. Jahrhunderts die Sentimentalität überwinden — immer sucht der Humor im Gegensatz zu den reinen Formen der Religion, der Wissenschaft und des Tatlebens den „Bruch" durch gleichzeitiges Erfassen von Welt und Seele im Gefühl zu bemeistern.

Wie im Völker-, so im Einzelleben: Sache der ersten Jugend ist der Humor nicht. Unbedenklich verströmt sie ihre Kräfte ins Unbegrenzte. Erst die Art und Weise, wie die schließlich eintretende Erkenntnis von der Härte der gemeinen Wirklichkeit vereignet wird, ist die entscheidende Probe auf die Kraft der werdenden Persönlichkeit. Im Humor wird ein hohes Ziel trotz aller Hindernisse festgehalten, die als lebenszugehörig erkannt worden sind. Dem festen Besitz des Innern verbindet sich bewegliche Erfahrung. Dem Humor ist eine tiefe, ganz und gar nicht stoische Erregbarkeit des Gemütes eigen; aber aller unmännlichen Nachgiebigkeit gegen das eigene Herz abhold, geht er gegen dieses an und löst die Gemütseindrücke in große, umfassende Ideen auf, die hinter all der bösen oder schnurrigen Wirklichkeit aufschimmern. Selbst tragische Verstrickung widerspricht seiner Art. Der Humor führt aus dem Qualm der Herzensnöte in die kühleren Regionen einer weiten Lebenssicht empor, ohne die Berührung mit der lebenspendenden Erde aufzugeben.

5.

Diese Erdennähe des Humors bei aller inneren Überlegenheit wirkt sich auch soziologisch aus. Er erschaut die verborgene und gehemmte Gediegenheit der Menschen, auch wenn sie in Lumpen oder in einem zerbrechlichen und bedrückten Körper steckt. Wie sollen sich die armen Teufel helfen, die vom Geschick irgendwie benachteiligt sind oder trotz innerer Tüchtigkeit, aber aus Schüchternheit, Verträumtheit oder Talentlosigkeit auf keinen grünen Zweig kommen? Und übertreffen nicht die Irrenden oft, gerade durch ihren Mut zum Irren, die selbstgerechten Pharisäer an seelischem Wert und Erkenntniskraft? Die Vorliebe des Humoristen für allerlei Vertracktheiten und Gebrechen der Menschenseele ist zuletzt von seinem idealen Verstehen aus zu werten. Aristokratische Exklusivität ist nicht humoristisch. Nicht gnädige Duldung ist es, mit der der Humorist sich zu den Kleinen aus seiner stolzen Höhe hinabneigte, noch macht er sich gemein. Er verneint das reale Du als solches und bejaht das Du, das in ihm lebt: die zum Lichte ringende Menschheit.

Der Humor kann allerdings zwischen Bitterkeit und Wohlwollen, Anmaßung und liebenswürdiger Laune, Grimm und Güte, Harmlosigkeit und Unheimlichkeit in tausend Tinten spielen. Oft ist ihm

ein Körnchen Salz und Pfeffer, zuweilen sogar ein Tropfen Gift beigemischt. Nur in dem Fühlen, in dem nüchternste Wirklichkeit unvermerkt in eine ideale Überwelt übergeht, wo die eine in der andern sich spiegelt und wo die Anschauung beider auch als ethischer Mächte in förderndem Wechseltausch steht, geschieht das Wunder des reinen Humors. Die scharf erkannte Unzulänglichkeit alles Bestehenden drückt den Humoristen dennoch nicht zu Boden, erhebt ihn vielmehr, weil er sieht, wie jene sich sozusagen in ihrer eigenen Haut nicht wohlfühlt, sondern zu höheren Lebensformen emporstrebt.

6.

Der Humor dient also dem fortschreitenden Leben, der sittlichen Erkenntnis, dem praktischen Nutzen.
Humor ist kein philosophisches System; im Gegensatz zu allem dogmatischen Wissen ist die ihm eigentümliche Sinnesart ein Suchen und Hoffen ohne Abschluß. Sein Weltbild entspricht seinem von einem allumfassenden Drängen fermentierten Lebensgefühl: das Ich weitet sich zum All und wiederholt in sich den kosmischen Sinn des Weltganzen. Gott gehört in den Kosmos so nötig hinein wie der Teufel, der Verbrecher wie der Heros, der Heilige wie das Tier. Eine Art ethischer Pantheismus spricht sich aus: Die sittlichen Werte, denen die Wirklichkeit erfahrungsgemäß widerstreitet, sind doch aus dieser selbst hervorgegangen; sie erscheinen in der Existenz guter oder großer Menschen, aber auch immer einmal irgendwo im Leben eines sonst törichten Menschen, und sei es gegen seinen Willen. Der Humor ist weltliche Frömmigkeit; er ist Liebe zu dem in der Wirklichkeit, nicht gegen sie sich entfaltenden, unendlichen Leben.
Er ist auch keine rein ästhetische Kategorie. Er kann wohl in eine nur ästhetische Kontemplation übergehen; aber er entfernt sich damit von seinem eigensten, tüchtigen Wesen. Im Genuß des Kunstschönen treten wir in den tempelreinen Zustand bloßen Schauens ein. Der Humor hingegen lenkt den Blick gerade auf das Alltägliche, auf das Irdisch-Allzuirdische. Allerdings kommt es ihm auf die Erfassung des Schönen und Gesunden an, das im Gemeinen versteckt ist — aber dies Schöne muß erst aus der Verschalung und Umwicklung mit negativen Elementen herausgelöst werden. Der Humor in der Kunst mildert durch die üppige Vegetation seiner schweifenden und spielenden Geistigkeit den starren Ernst des sittlichen und erziehlichen Willens und nimmt ihm die tendenziöse Aufdringlichkeit. Aber er enthält keine ästhetischen Eigenwerte, die einen unmittelbaren, selbstvergessenen Genuß ermöglichten.
Der Humorist ist Lebensmensch; Leben will er um jeden Preis, Leben umfassen und erhalten, Leben wecken und schüren. Seine Phantasie nistet so heimatlich in den blühenden Tälern der Wirklichkeit, wie sie frei und sicher in den ätherdünnen Bezirken des Idealen schwebt. Mensch mit Menschsein geht ihm über formstrenge Künstlerschaft und bewahrt ihn auch vor sittenstrenger und fanatischer Prophetie. Er führt die Menschen, indem er an sie glaubt, und er glaubt an sie, weil er an sich selbst die Möglichkeit und Herrlichkeit des Siegens gekostet hat, und seine reife Frucht —: diese schöne Mitte zwischen starkgeistigem Ergreifen und tieffühlendem Ergriffensein. —

Jakob Schaffner

Von Ernst Aeppli (Zürich)

Im vergangenen Jahre hat Jakob Schaffner die zweite Jahrhunderthälfte seines Lebens begonnen. Verehrung und Kritik haben ihm dazu ihre Gaben auf den Tisch gelegt, haben ihn gegrüßt, haben sein Werk und seine dichterische Persönlichkeit zu erkennen und zu deuten versucht. Die Union, Deutsche Verlagsgesellschaft vereinigte seine Bücher zu schöngekleidetem Gesamtwerk.

Zu den Göttern freilich ist Schaffner noch nicht versetzt worden; auch hat meines Wissens keine Hochschule diesem großen Wissenden die Ehrung der Wissenschaft verliehen. Nun, zum thronenden Dichtergott hat Schaffner auch keine Begabung und an den Kreis des Offiziellen rührt selten seine Bahn. Er scheint auch nicht die Absicht zu haben, die Feder aus der Hand zu legen, um im beschei-

denen Naturschoß eines kleinen mecklenburgischen Landgutes zu tun, was Pflanze, Tier und Jahreszeit verlangt.

Unten an der Ostsee lebt der Dichter, dessen Leben oben am alemannischen Rhein, in Basel, begonnen hat. Vielleicht wird dadurch sichtbar gemacht, welchen Bogen, welche Landschaft dieses Leben überspannt. Süden und Norden deutscher Erde sind nun seine Heimat. Dazwischen liegen Wanderung, Reise, Großstadt und Ruhelosigkeit. Man kann es auch für eine Andeutung dessen nehmen, daß Schaffner nicht durchaus darauf besteht, ein Schweizerdichter zu heißen. Und wirklich findet sich Jakob Schaffner als dichterische Erscheinung schon da, wo man den Dichter nicht mehr einer Landschaft, einer Stammeseigenart zuschreiben darf; er gehört zu den wenigen großen Dichtern der deutschen Sprache, der deutschen Welt schlechthin.

Das Schicksal hat übrigens den Dichter auf der Grenzscheide des großen und des kleinen Landes geboren werden lassen, es hat ihn zum Kind der verdunkelten Ehe eines Schweizers und einer Süddeutschen gemacht; und damit es an weiteren Spannungen nicht fehle, ist sein Vater Protestant, die Mutter Katholikin gewesen.

Von seiner Jugend hat Schaffner da und dort erzählt. Aus diesem Bedürfnis, die Heimkehr in die wahrlich nicht helle Jugend zu tun, schließt auch der, welcher nicht weiß, daß der Dichter in die reifen Jahre nach Fünfzig gelangt, daß Schaffner auf der Lebenshöhe hinschreitet.

Wundervollste Gestaltung hat jene Jugend in dem unvergeßlichen Knabenroman „Johannes" gefunden, in dem herrlichen Werk, das eins der tiefsten Bücher der Gegenwartsdichtung bleibt.

„Geboren bin ich, Johannes Schattenhold, im dunkelsten Monat des Jahres — am 14. November 1875 — in Basel, und zwar in derselben Straße, in der auch J. P. Hebel das unbeständige Licht dieser Welt erblickt hat, er als der Sohn von zwei kleinen Leuten, die einem malenden basler Patrizier als Tagelöhner dienten, ich als erstes Kind eines Gärtners, der ebenfalls bei einem basler Patrizier angestellt war ... Meinen Antrittsschrei tat ich im Spital ... Mein schlafendes Leben wurde zum erstenmal geweckt von einem Hagelwetter, das über die Gegend niederging. Ich sah aus dem Fenster der Wohnstube, wie die Schloßen niedersausten, das grüne Laub von den Bäumen niedersank, unreifes Obst zur Erde fiel, und das Gemüse zerhackt liegen blieb."

Basel, das dem Dichter Ort persönlichen Schicksals geworden ist, lebt in seinen Werken, vom „Pilater" bis zu den „Glücksfischern". Aber er gedenkt dieser seltsamen Stadt nicht mit der Heimweh-Sehnsucht des eben brüderlich beschworenen Johann Peter Hebel. Es konnte dem gescheiten Kopfe des Handwerkergesellen Schaffner nicht entgehn, daß die alte Stadt am Rhein äußerlich das Gesetz liebt, am gesellschaftlichen Übereinkommen mehr als eine andere Stadt hängt, unterirdisch aber durchwogt wird von unerlöster Leidenschaft und Lebensgier.

Diese Stadt, auf engem Raum erbaut, schaut gegen die herrliche offene Rheinebene, nach Deutschland, nach dem Elsaß hin, und der Strom, der sich mitten in den ehrwürdigen Häuserreihen in gewaltigem Bogen gegen Norden wendet, zieht die besten Söhne der Stadt in die lockende Weite.

Zum tiefsten Erlebnis wurden Schaffner die Jugendjahre in der Armenerziehungsanstalt Beuggen ob Basel. Sein „Johannes" ist dafür ergreifendes Zeugnis, auch wenn man zwischen dem Autor und dem Helden die notwendige Scheidung vollzieht. Da ist ein Stück höherer Biographie gegeben, aus der Geheiltheit und Weltbejahung des Mannes heraus, die von einem schweren, aber einheitlichen Erleben erzählt. Hier kam Schaffner, in entscheidenden Knabenjahren, mit jener heimlichen, bei aller seitlichen Beschränkung tiefgründigen Welt zusammen, in die sich in materialistischer Zeit die Seele geflüchtet hat und der die besten süddeutschen Dichter verpflichtet sind, mit dem Pietismus. Da wurde zwar das Leben unerbittlich unter das Kreuz gestellt und die Anstalt ist dem jungen Menschen schier zum Gefängnis geworden; aber die Absicht ging doch auf eine Welt der Ideen, richtete die Augen auf ein Ewiges. Alles Tun war letztlich ein Ringen um Gott, den man nicht läßt, er segne einen denn. Die Gottesnähe ist die herbe, erschütternde Frage, die ob einförmigem Leben steht. Auf kindliche Schulter legt der „Herr Vater" Zweifel und Hoffnung des „Berufenseins", belädt sie mit der kalvinischen Angst, die kaum der Erwachsene erträgt. Aber das Leben ist größer

als diese gewaltige, einförmige Welt religiösen Ringens, und herrlich leuchtet Menschliches und die beglückende Landschaft des Oberrheins durch alle düstere Bedrängnis. Und neben Paulus steht milde ein Johannes!

„Ich habe die Beobachtung gemacht, daß sich mein Leben in Epochen von acht Jahren abspielt," bemerkt der Dichter einmal. „Mit dem achten Jahr wurde ich eine Waise, mit dem sechzehnten kam ich in die Lehre. Vierundzwanzig Jahre war ich alt, als ich mit meiner Handwerkerlaufbahn brach und mich der Dichtung zuwandte und zweiunddreißig, als ich mich zur Ehe entschloß." Das vierzigste Jahr — es fällt ins zweite Jahr des Krieges, dessen innere Not Schaffner mit glühenderem Herzen als seine neutralen Landsleute durchlitt — habe eine langdauernde moralische Krise beendet.

Der Dichter verdankt jener dritten Epoche, seiner Handwerkerzeit, den Inhalt seiner ersten Romane. „Affenjung und flaumbärtig" erlebt Konrad Pilater die Schicksale eines unruhigen, in mancherlei Liebe verstrickten Handwerksburschen, und entgeht knapp dem harmlosen Glück einer kleinen Schusterehe. Diese Welt des Kleinbürgertums geht im „Jonathan Bregger" ihre heiteren und trüben Wege. Jene Erfahrungen, überblitzt von dem Wissen des weltklug gewordenen Dichters, speisen den letzten großen Roman, die „Glücksfischer". Lebensfülle und Farbigkeit, Humor und herzliche Bruderschaft, Fabulierlust und Wirklichkeitsherbe machen diese Bücher schön und reich. So bitter vielleicht der Erwerb fiel, Schaffner hat vor seinen mitschaffenden deutschen Dichtern eine Fülle des Erlebten voraus. Und mag auch sein lebendiger, streitbarer Geist eine Zeitlang sich expressionistisch mit Abstraktem schlagen, die Welt bricht mit ihrer strömenden Wirklichkeit in die eigenwillige Diskussion. Pilater „steht Tag und Nacht unter dem Regen der Erkenntnis", Schaffners Helden haben, wie er selbst, den Mut zu lernen und umzulernen. Die Wanderjahre haben in Schaffner offensichtlich den Mut, zuversichtliche Unbekümmertheit und die Freude am Wechsel der Lebenserscheinungen gestärkt.

In dem fruchtbaren ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts sah die Schweiz die Erstlinge der Dichter Schaffner, Ilg, Moeschlin und Steffen. Schaffner hat damals einem Realismus gedient, der sich tapfer der Gegenwart und ihrem scheinbar gewaltigsten Ausdruck, dem „Eisernen Götzen" Maschine, zuwandte. Er ist nicht in seinem Bann geblieben, hat gefährlichere und erschütterndere Wunder geschaut. Wie es denn allgemein immer offensichtlicher wird, daß uns die Leistungen der Technik nicht mehr in bestürzter Bewunderung finden! In einer Epoche, da der Mensch abends in seiner Stube bei kleiner Lust und halbsatter Neugier Konzerte und Vorträge, die irgendwo in London oder Rom, in Paris oder München geschehen, mitanhören kann, sind wir rasch in die Betrachtungsweise des innerafrikanischen Negers geraten, der der europäischen Technik einfach alles zutraut, und sich damit des Wunderns und des Fürchtens begeben hat.

Die Kräfte und Unbegreiflichkeiten der Seele werden später dem Dichter zum „Wunderbaren". Der so betitelte Roman — der ein Beweis für den erstaunlich weiten Erfahrungsumfang Schaffners bleibt — kündet davon.

Jene Frühwerke sind es, die dem Dichter ob ihrer alemannischen Süße und Erdverbundenheit, ob ihrem novellistischen Humor und ihrem Kleinbürgertum den Verweis eingetragen haben, ein Keller-Epigone zu sein. Schaffner hat sich in gescheiter Parade dagegen gewehrt, und als die Großstadt-Romane seiner langen berliner Zeit, „Die Weisheit der Liebe" und „Die Kinder des Schicksals", erschienen, wurde die Frage nach der geistigen Herkunft für die Beurteiler schwieriger.

In einem vielbeachteten Aufsatz, der gleichzeitig auch eine Auseinandersetzung mit der Heimat war, versuchte Schaffner die Erscheinung Gottfried Kellers zu deuten. Er ist ihm „der letzte und größte Vertreter des Biedermeier", dessen Bildungsideal, die Erziehung zum „freien, liberalen Staatsbürger der Republik" Schaffner als allzu eng ablehnt. Ihm scheint alle Kunst Kellers ins Ornament zu münden. Und er wagt es auszusprechen, daß Keller sich vor dem Ungeheuren gefürchtet habe, von dem allein der heutige Dichter zu reden habe, nämlich vor der „Grenzenlosigkeit der Lebensbeziehung".

Und da setzt sich der Gegenwartsdichter für seine eigene epische Kunst ein; sieht er doch der „unbeschränkten Lebensmächtigkeit" nur den Roman

gewachsen. Der Roman wird ihm zur großen Form der Wahrheit, der „freien und schrecklichen Wirklichkeit, der ungehemmten Entfaltung nach allen Seiten", in alle Tiefen und in alle Höhen. Ja, Schaffner behauptet, eigene Novellen erstaunlichen Könnens schmähend, „mit unserer Mentalität kann man keine Novellen schreiben, und es hat auch wirklich nicht einer von uns etwas verfaßt, das diese Bezeichnung verdient. In der Hochreife der Kultur wie an ihrem Anfang steht die große Epik".

Welches ist denn diese Mentalität, welches die Stellung zur Welt?

Der starke Geist Schaffners hat sich nie einer Erkenntnis entzogen, auch wenn diese bitter gewesen ist. Er hat sich der Welt schöpferisch und schauend, nach Wissen und Weisheit trachtend, hingegeben. Und das Ergebnis war die männliche, unsentimentale Liebe zur Erscheinung unseres Daseins, eine wissende Liebe, die auch in die Abgründe schaute.

Der tiefkluge Epiker Schaffner ist freilich, so sehr sein körperliches Antlitz den leidenschaftlichen Geist atmet, kein Ekstatiker geworden, nie hat er Hymnen gesungen.

Sein intensiver Wirklichkeitssinn gestattet ihm keine dieser seelischen Gebärden, heißt ihn der Lyrik aus dem Wege gehn. Dennoch ist er voll Hingabe an jene Mächtigkeit des Lebens, und er hat selbst von seinen „rastlosen Entdeckungsfahrten nach menschlichen Wirklichkeiten und Beziehungen" gesprochen. Dabei sucht er mehr und mehr die Ganzheit, die weit über dem Anekdotischen die Fülle des Individuellen umschließt. Es bleibt erstaunlich, welcher Reichtum an Gestalten und Schicksal sein Werk enthält. Die Butiken der Handwerker mit ihren Käuzen und kühnen Burschen, die ungeheure Menschenwelt Berlins, das Pfarrhaus und der Hof des Kolonisten, das Großhotel und die Herberge, die Welt der äußeren Tat und die eigenartigen und fragwürdigen Bezirke der Künstler sind ihm gleich vertraut. Dieser Menschenfischer wirft die Angel und senkt das Netz, wo nur die Meere und Gewässer des Daseins von Schicksal durchbebt werden.

Man denkt bei Schaffner hie und da an Balzac und meint vielleicht damit nur, daß der Schweizerdichter die innere Haltung aller großen Epiker besitze. Denn bei Schaffner hat der Grundstrom nicht Balzacs dunkle Gewalt asketischer Lebensgier. Vielmehr ist Schaffner helläugig, von blanker kluger Art und das Dialektische macht dem Dichter Spaß. Diese Dialektik kann aber ebenso rasch in einen herzbeengenden Zweikampf zwischen Tod und Leben münden, und es ist wohl bezeichnend, daß das Geschehnis ihm zum großen Prozeß wird, zum Lebensprozeß. Dahin gehört es, daß Schaffner, ohne Konstruktion, meisterhafte Polarität schafft. Man denke, wie der strengen Gestalt des „Herrn Vater" in aller Stille der gütige „Herr Johannes" beigegeben ist. In den „Glücksfischern" hat Fritz den männlichen Part mitsamt der Abenteuerlust und Kindsköpfigkeit, während sein Bruder das weibliche Prinzip der Sorglichkeit und Opferbereitschaft in einer Weise darstellt, die dem „Zähnchen" Bedenken erregen müßte.

Wie Schaffner ein Motiv anpackt, das Geschehen aus Dämmer und Andeutung immer erschreckender und größer hineinführt in die menschliche Wirrnis („Gott gleicht vielleicht alles aus; ich kann es nicht überblicken"), mag man in der Erzählung eines wirklichen Prozesses, in der unbegreiflich schönen Novelle „Der Schulmeister von Gagern" (im Bande Brüder) nachlesen. Steht nicht dort das Wort: „Das Leben ist immer auf dem Marsch und läßt seinen Geschöpfen keine Ruh!"

Der Dichter hat einmal für seine Betrachtungs- und Gestaltungsweise den etwas verwirrenden Ausdruck „Vollnaturalismus" geprägt, um zu verkünden, daß dem Dichter nur die ganze Summe — man möchte sagen die ganze Unsumme — der Wirklichkeit Stoff sein könne. Diese ungeheure Fülle der in stets erneuter Flut anwogenden Gegenwartswirklichkeit verwehrt Schaffner den Weg nach irgendeiner historischen Dichtung. Wem die Erscheinung des Lebens zu so erschütterndem Symbol geworden ist, der holt keine historischen Kostüme aus den Schränken des Vergangenen. Noch weniger bedarf Schaffner, dessen frische Angriffslust die Schweizer-Heimat etwa zu spüren bekommt, der Flucht in abgelebte Zeiten, wie sie etwa C. F. Meyer tat.

Wenn ein berühmtes Wort den Naturalisten ein Stück Natur durch ein Temperament sehen läßt, so gilt für Schaffner dieses zweite ganz besonders. Schaffner hat als Dichter einen Gefühlsumfang, den wenige Zeitgenossen erreichen. Ist er still und

behaglich hier, stürmt er dort unaufhaltsam letzten Geschehnissen und unerbittlicher Erkenntnis zu. Leidenschaft und Besinnlichkeit, Güte und spöttischer Zorn vereinen sich in diesem Alemannen, der nach dem Geheimnis der Tiefe horcht, sich aber auch die Oberfläche nicht mißgönnt und etwa mit losen Zügeln fährt. Scharfe Pointierung, Ballung in Erfahrungssätze und Lebensweisheit, in Belehrung und herrische Predigt von wenigen Zeilen dort, herzbeklemmender Schicksalsablauf ohne milderndes Zwischenwort des Dichters hier.

Wo so viel Leben ist, muß der Tod nahe sein! Schaffner weicht ihm nicht aus, gehört doch der Tod zu seinen frühesten und tiefsten Kindheitserlebnissen, bleibt doch Sterben und Tod eine der großen Unfaßlichkeiten des Lebens. Unfaßlichkeiten aber deuten die Dichter. Die Beziehung zum Tode, die Weise, wie ein Dichter sterben läßt, wird oft zur Probe seiner Kraft und seiner Weltschau. Schaffner hat, wie jeder, der um die Lebensfülle weiß, die Witterung für dessen dunkles Gegenspiel. So wird denn in Schaffners Werk gestorben, und jeder tut das Schwere, wie es ihm zukommt. Marie Claudepierre versinkt in den Sommerfluten des Rheins, das Sterben des jungen Linde grüßt die Ottilie der Wahlverwandtschaften; Krätke geht zugrunde an einem jener „gutartigen Geschwülste, die rettungslos zum Tode führen", und Lippke läßt sich ruhig das Leben entgleiten.

Schaffner hat einige wenige Seiten Tiererzählung, welche Bände voll Jagdgeschichten erledigen. Unvergeßlich die Not der Kreatur, der entsetzliche Tod des Hundes im „Dechanten von Gottesbüren", unvergeßlich jener Fuchs, dessen Augen zu „Schießscharten der Ewigkeit" werden!

Das macht Schaffner, den glänzenden Erzähler, zum großen Dichter, daß er die Erscheinungen als Symbole eines Ewigen sieht. Weder hat er sich an die sogenannte Wirklichkeit der bloßen Erscheinung entäußert, noch hat sein wacher und kritischer Geist, dessen Schärfe das Gegenständliche versengen möchte (— am sichtbarsten wird diese Gefahr im „Wunderbaren"—), die Freude der Augen, die Warmherzigkeit des Seelischen, die Liebe zum Lebendigen zu zerstören vermocht.

Diese Liebe hat dem Dichter den Humor geschenkt, der, mag er auch etwa in Ironie und bittere Satire abschwenken, mit warmem, süddeutschen Licht seine besten Werke überglänzt. Wundervoll ist dieser Humor der Liebe, der die Welt in sich bejaht, Gestalt geworden in der „Weisheit der Liebe" in „Felgentreu".

Das Gewebe von Freiheit und Notwendigkeit, von menschlicher Kraft und überpersönlichem Schicksal, der Kampf und die Verbundenheit von Ich und Welt haben in Deutschland kaum einen Dichter gefunden von Schaffners Tiefe und ursprünglichem Erlebnisumfang. Der Knabe Johannes hat einst mit Gott gerungen, dessen Antlitz zu schauen, das Berufensein zu ertrotzen. Der Mann, der Dichter Jakob Schaffner, rang mit dem Leben, erkannte im Zeitlichen das Ewige und die Berufung wurde ihm nicht versagt.

Mit mir selbst

Von Jakob Schaffner

Um Ihrer Aufforderung nachzukommen, die auf etwas mich selbst Angehendes von mir selbst zielt, knüpfe ich am besten an einige Bemerkungen über mich an, die mir in der letzten Zeit aufgefallen sind. Wegen gewisser alemannischer Spracheigenheiten wurde ich seinerzeit in Deutschland von einem eifrigen Modernisten begeistert als „Kellerassel" begrüßt. Gleichzeitig stellte man mich in der Schweiz dem Publikum als ein verberlinertes und verjudetes Produkt der Dekadenz vor. Politisch galt ich eine Zeitlang in gewissen Kreisen als alldeutsch, während man mich in andern als Bolschewistenführer in Ruf brachte. Ich kann eidesstattlich erklären, daß ich noch niemals auch nur einen einzigen Bolschewisten geführt habe; ebensowenig habe ich mich damit beschäftigt, in Bedürfnisanstalten Hakenkreuze zu malen. Wie wenig ich „verjudet" bin, weiß niemand besser als die Juden selber. Indessen muß ich allerdings zugeben, daß mir eine Spielart des Menschen genau so

lieb ist wie die andere: ein Bekenntnis, mit dem man es bekanntlich bei allen Parteien gleichmäßig verdirbt. Ich bin natürlich als ein Angehöriger des deutschen Kulturkreises von Bewußtheit ein deutscher Mensch und sehe absolut keinen Grund, warum ich mich französisch oder sonstwie gebärden soll; dazu sind die Franzosen da, und sie besorgen das so gut, daß meiner Meinung nach für uns auf diesem Gebiet nichts zu tun übrig bleibt. Menschlich, um auch das noch zu sagen, sind mir die andern ebenso lieb und wichtig wie meine engsten Landsleute, die Schweizer selber; ich empfinde also keinen Neid gegen die Schriftsteller, die es für wünschenswert halten, mehr ihre kosmopolitischen Neigungen als ihre deutsche Volkskraft zu betätigen, mit welcher sie vielleicht auch wirklich weniger gesegnet sind. Es ist gut und schön, daß sich auf dieser Welt jeder nach seinem Trieb regen kann. Den Wert davon zeigt das wirklich gestaltete Werk auf. Das ist dann allerdings der Punkt, auf welchem der Ernst beginnt, denn die Welt steht und fällt mit ihren Werken.

Ich lese jetzt bei Schriftstellern, die mich offenbar frisch entdeckt haben, Sätze wie: „— Verzicht auf die üblichen (nicht erschöpfenden) Urteile ‚Heimatkunst‘ oder ‚Nachfolge Kellers oder Jean Pauls‘“ und: „Schaffner adelt die Hausbackenheit“. Ich weiß ja nun nicht so sicher, ob die Deutschen auf ihre neu erworbenen Perversitäten, pathologischen Phänomene und Verkommenheitserscheinungen sehr stolz sind. Manchmal scheint es beinahe so, und es gibt ernsthafte Leute, die diese Dinge als kulturbildende Faktoren ernst nehmen. Ich nehme sie ernst als Krankheitserscheinungen. Als geborener Neurastheniker weiß ich zur Genüge, daß ich nicht aus meinen Krankheiten lebe, sondern aus meiner Gesundheit, und das Werk nicht aus Pathologie entsteht, sondern immer durch eine positive Kraft geschaffen wird. Sehr richtig bemerkt der Schriftsteller mit dem Satz von der Heimatkunst weiter, daß in vielen meiner Werke der Aufbruch der Jugend entscheidend sei. Dem Jugendproblem galt mein erster größerer Roman, und ihm gilt auch der allerneueste. Mein zweiter Roman war längst vor dem Krieg bereits ein Wiederaufbau-Roman („Der Bote Gottes“ 1909), und was es mit der Heimatkunst auf sich hat, zeigt der Umstand, daß von meinen Büchern drei in Berlin, andere in Deutschland spielen, und als echtes „Schweizerbuch“ außer den frühen „Irrfahrten“ nur die „Glücksfischer“ gelten können, deren Heldin eine Dame aus der — deutschen Schwerindustrie ist. Dies „Heimatbuch“ wird in der Schweiz als eine Kritik empfunden, die „manchen zum Stock greifen machen“ werde. Ich sitze also im Kreuzfeuer der Parteien und muß mich mit der Erfahrung aller unabhängigen Dichter beruhigen: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, fällt selbst hinein.“ Die Welt ist heute schlecht auf sich selbst zu sprechen und verlangt drohend Partei-Parolen. Der Dichter hat keine Parole als die der Menschlichkeit. Noch nie hat sich ein Dichter dabei beruhigt, der Wortführer eines bestimmten Dogmas zu sein. Die Schriftsteller, die heute die Roman- oder Dramenform zum Ausdruck einer ausschließlichen Sozialanschauung benutzen, sind keine Dichter. Der Stoff des Dichters ist die Menschheit an sich, der ganze Mensch mit allen seinen Bezügen, und mit seinem Schicksal als der höchsten Macht, die er kennt, und über die hinaus es für ihn kein Widerbellen und keine Instanz gibt. Über dem Abgrund der Schicksalhaftigkeit des Daseins sind dem Dichter die geschichtlichen „Bewegungen“, auf die alle Gegenwärtigen und besonders alle Niemande so stolz sind, Kräuselungen an der Oberfläche. Die westliche „Dynamik“ ist gewiß eine schöne Sache, und sie ist der Schlüssel zum westlichen Schicksal. Aber Dynamik an sich kann man nicht darstellen; ihre Wirkungen erscheinen in Zuständen, und in der Darstellung von Zuständen hat sich noch immer der Dichter gezeigt. Wie dann der dynamische Trieb den Zustand angreift, zerstört und neuformiert, darin zeigt sich der Gehalt an wahrem Dämonismus beim Dichter. Der Dämonismus steckt meistens ganz woanders, als wo ihn die meisten suchen. Wie viele gibt es heute, die etwas Bündiges über den Dämonismus Gottfried Kellers sagen könnten? Manche scheinen ihn zu haben, doch es ist nur wildes Gebaren. Kindlein, lasset euch nicht verführen. Macht's euch aber Spaß, so seid euch wenigstens darüber klar. Im übrigen: Gestalten! Wer seinen pathologischen Komplex gestalten kann, der ist ein Künstler. Wer ihn nur „herausschreit“, ist ein Herausschreier. Ohne große Gerechtigkeit kommt nichts Großes zustande. Ohne irgendeine Ordnung entsteht kein Bau. Kunst ist

ein schöpferischer Akt der Anpassung, wobei es gar nicht ausgeschlossen ist, daß die Anpassung an die Tatsache B die Tatsache A zerstört. Das kann laut oder leise oder auf beide Arten geschehen.

Mein Leben kann eine Zufälligkeit sein oder eine Anpassung an die Weltgesundheit, die wir Vernunft nennen, und die mit den Naturgesetzen zusammenfällt, über deren Sinn uns eine Kritik nicht mehr zusteht. Meine Bücher sind Etappen auf diesem Weg. Sie streben aus leidenschaftlichen, oft manischen Zuständen — Jugendkämpfen und Lebenskrisen — zum Einklang mit der Vernunft, und suchen darüber hinaus durch den Akt der moralischen Freiwilligkeit innerhalb der Gesetzmäßigkeit den goldenen Faden der Freiheit, der jedem mit Bewußtsein begabten Geschöpf zugeteilt ist. Sie haben also eine erzieherische Grundidee, und erstreben den Aufbau von Persönlichkeit mit tragischen und humoristischen Mitteln und ohne überflüssiges Getöse.

Krankheit als Gegenstand dichterischer Darstellung

Von Erich Stern (Gießen)

Georg Simmel bemerkt einmal treffend, es müsse in hohem Maße auffallen, daß die Philosophie — die doch das Ganze der Welt und des Lebens zu deuten unternimmt — bisher an zahlreichen fundamentalen Lebensproblemen vorübergegangen sei: so habe sie etwa seit Platon sich nie wieder mit der Liebe beschäftigt und dieses so allgemein menschliche Erlebnis in seiner metaphysischen Bedeutung betrachtet; oder das Problem des Schicksals, die Beziehungen zwischen Mensch und Schicksal seien eigentlich niemals philosophisch eingehender behandelt worden. Ebenso auffällig nun ist es, daß die Dichtung, welche ihrerseits doch auch Anspruch darauf erhebt, das Ganze der Welt und des Lebens zu umspannen, sich mit einer großen Reihe von Phänomenen, die für Leben und Erleben von größter Tragweite sind, unverhältnismäßig selten beschäftigt hat. Zu diesen gehört die Krankheit. Nicht etwa, daß von Erkrankungen in der Dichtung nicht die Rede wäre, oder daß kranke Menschen von der Darstellung ausgeschlossen wären; das ist in keiner Weise der Fall: aber daß die Krankheit selbst als Problem erlebt wird und als solches in den Mittelpunkt der Dichtung tritt, finden wir überaus selten.

Zunächst gilt es, zwei Mißverständnisse auszuschließen. Nicht um psychische Erkrankungen oder, allgemeiner ausgedrückt, um irgendwelche psychischen Abnormitäten, handelt es sich hier. Daß der Held des Dramas oder des Romans oft seelische Züge trägt, die hart an der Grenze der Norm stehen oder schon jenseits dieser Grenze liegen, ist verständlich. Den Dichter reizt immer mehr oder minder das Abnorme, mag es sich um das Übernormale, wie beim „Helden" im eigentlichen Sinn, oder um das Unternormale, wie etwa bei dem Verbrecher großen Stils handeln. Das Gewöhnliche, Alltägliche fordert wenig zu künstlerischer Gestaltung heraus, obwohl — wie Dostojewski einmal bemerkt — kein großes Werk an diesen „Dutzendmenschen" vorübergehen kann. Sobald aber der Künstler Charaktere, die von dem Durchschnittlichen abweichen, darstellt, werden auch die Unausgeglichenheiten des Wesens hervortreten. Im übrigen reizt auch die Darstellung des Psychopathischen: man betrachte nur einmal Ibsens Helden, und man wird sehen, in wie hohem Maße viele von ihnen psychopathische Züge tragen.

Um eine Erörterung des Krankhaften in diesem Sinne handelt es sich also nicht; unsere Frage ist nicht, wie der psychisch kranke Mensch auf die normalen Reize des Lebens reagiert, sondern vielmehr, wie der psychisch normale Mensch auf den Reiz, welchen die Krankheit darstellt, antwortet. Und hier gilt es noch ein anderes Mißverständnis auszuscheiden: die Tatsache, daß es ein „Böses", daß es Schmerz und Leid überhaupt in der Welt gibt, hat immer zum Nachdenken und zu einem Versuch der Rechtfertigung des „Übels" geführt. Wir sehen andere leiden, wir fühlen mit ihnen, und dieses Mitleiden und Mitfühlen geht nicht vorüber, ohne Spuren in uns zu hinterlassen; vielleicht vermag uns dieses Mitfühlen und Mitleiden auf-

zurütteln, besonders dann, wenn es Menschen gilt, die uns nahe stehen. Bernhard Kellermanns „Tor" ist einer von den Menschen, denen das Leid anderer so überaus nahe geht.

Indessen auch um diese Erlebnisse handelt es sich hier nicht. Für uns steht eine andere Frage zur Erörterung: wie wirkt die eigene Krankheit auf das Erleben und Leben des Menschen, welchen Sinn hat sie für sein Leben? Diese Frage wäre bedeutungslos, wenn die Erkrankung lediglich einen irgendwo im Körper ablaufenden Prozeß darstellte, der dem Menschen weder bewußt wird, noch irgendwelche Veränderungen des Bewußtseins hervorrufen kann. Aber die Erkrankung läuft eben nicht nur ab, sie beeinflußt das psychische Geschehen vielmehr in weitestem Umfange, sie wird erlebt, der Kranke muß irgendwie zu ihr Stellung nehmen, sie wird zu einem „Reiz" für das psychische Leben, zu einem Faktor von starker Wirkung. Das gilt schon von der akut einsetzenden und akut verlaufenden Erkrankung, bei welcher der Mensch mit einer kurzen Dauer rechnet, von der er erwartet, daß die Wiederherstellung vollkommen sein und daß er den früheren Beruf, seine gewohnte Arbeit wieder aufnehmen, sein Leben wie bisher weiterführen werde. Von weit größerem Einfluß werden naturgemäß schwere chronische Erkrankungen sein: sie erstrecken sich über Monate und Jahre, sie stellen eine dauernde Gefährdung der Gesundheit und des Lebens dar; sie entfremden den Menschen für lange Zeit der Arbeit und dem Beruf, und vielleicht kann der Kranke überhaupt nicht wieder in den früheren Lebens- und Arbeitskreis zurückkehren; oft ist er gezwungen, sich in einem neuen Beruf zu versuchen, der seiner verminderten Leistungsfähigkeit angemessen ist; oder er muß auf liebgewordene Gewohnheiten verzichten, auf Vergnügungen, an denen er sehr hing. So bedeutet Krankheit für viele Menschen einen Wendepunkt im Leben; sie stellt ein „Schicksal" im wahrsten Sinne dar: die Krankheit bewirkt Einkehr und Umkehr. An unserem Leben formen viele Mächte, und wenn auch die Grundrichtung im wesentlichen feststeht, so sind doch immer und immer wieder Abbiegungen durch äußere Einwirkungen möglich.

Das psychische Leben, ja streng genommen jede einzelne Lebensäußerung stellt das Ergebnis des Zusammenwirkens zweier Reihen dar: auf das mit bestimmten Anlagen ausgerüstete Individuum wirkt die gesamte Umwelt, und wie der Mensch auf die Reize, die ständig auf ihn einwirken, reagiert, hängt nicht allein von diesen Reizen, sondern auch von ihm selber ab. Immer antwortet der ganze, ungeteilte Mensch auf die Umwelteinflüsse, und zwar tritt sein Wesen um so deutlicher und eindringlicher hervor, je mehr die Reize an das Zentrum seiner Persönlichkeit greifen. Das Verhalten des Individuums dem „Schicksal" gegenüber bildet den Prüfstein, an dem uns sein Wesen offenbar wird. Von hier aus gesehen muß nun die Krankheit, muß die Art und Weise, wie der Mensch sich zu ihr stellt, wie er sich gegen sie auflehnt oder mit ihr abfindet, den Dichter, der Menschenschicksale gestaltet, besonders anziehen: das Verhalten des Menschen der Krankheit gegenüber wird nur ein — und zwar ein besonders typisches Beispiel dafür sein, wie sich der Held dem Schicksal — oder in weitestem Sinne dem Leben überhaupt — gegenüber verhält.

Nicht um eine systematische Darstellung dieser Beziehungen kann es sich hier handeln; nur an ein paar Beispielen soll gezeigt werden, wie dieses Verhältnis sich gestalten kann. Ich weise zuerst auf den Typus hin, wie ihn Hans Castorp in Thomas Manns großem davoser Roman „Der Zauberberg" verkörpert. Mann schildert das Leben der Lungenkranken, und gerade an ihnen läßt sich — es liegt dies in der Natur dieser Erkrankung — der Einfluß der Krankheit auf den Menschen besonders deutlich studieren: sie zwingt den Menschen zu monate-, oft jahrelanger Ruhe, sie entfernt ihn aus dem gewohnten Berufs- und Lebenskreis, sie zwingt ihn, sich den veränderten Bedingungen anzupassen; ich gehe darauf hier nicht näher ein, sondern verweise auf das an anderer Stelle[1] Ausgeführte. Hans Castorp ist der Mensch, der sich an die Krankheit verliert, der den Zusammenhang mit dem normalen, gesunden Leben, mit der Welt der Arbeit und der Tätigkeit vollkommen einbüßt, dem Krankheit und Kurmachen zum Lebensinhalt und Lebensberuf werden. Er

[1] Vgl. hierzu mein Buch: Die Psyche des Lungenkranken. Der Einfluß der Lungentuberkulose und des Sanatoriumslebens auf die Seele des Kranken. Halle a. d. S. 1925, Carl Marhold.

gehört zu den Menschen, die sich, wie er selbst sagt, auch daheim am wohlsten fühlen, wenn sie nichts zu tun haben, die den Beruf nicht aus innerer Neigung wählen, sondern nur um einen standesgemäßen Beruf zu haben, die nicht sehr aktiv sind, die den Einflüssen des Lebens kein starkes Ich entgegenzusetzen haben und die daher diesen Einflüssen unterliegen. Vielleicht kommt solchen Menschen — wenn sie über genügend Mittel verfügen und das Gespenst wirtschaftlicher Sorgen nicht mahnend und treibend hinter ihnen steht — eine Krankheit, die das Leben nicht unmittelbar gefährdet, gar nicht so unwillkommen, sie bedeutet eine Rechtfertigung der Untätigkeit — vor den anderen und vor allem vor sich selbst. Es müssen schon starke äußere Reize kommen, der „Trompetenstoß des Krieges", um diese Menschen aufzurütteln und den Gesundungs- und Tätigkeitswillen anzufachen.

Ganz anders reagiert der Vetter Hans Castorps, Joachim Ziemssen, auf die Krankheit. Er ist schwer krank, aber alles in ihm drängt zurück ins „Flachland", in die gesunde Welt der Arbeit. Er will Offizier werden, und an diesem aus innerer Neigung gewählten Beruf hängt er mit allen Fasern seines Seins. Die Krankheit reißt ihn aus diesem Beruf heraus, sie stellt ihn überhaupt in Frage. Die Untätigkeit, zu der Joachim durch die Krankheit verurteilt ist, vermag ihn nicht zu befriedigen, gewissenhaft wie er alles tut, macht er seine Kur, die er als „Dienst" auffaßt, er lehnt sich dagegen auf, immer noch krank zu sein, er will gesund sein, will zurück in seine Welt, die Welt des Handelns und Tuns. Hier verrät sich der aktive, tätige, verantwortungsbewußte Mensch, der die Pflicht fühlt, etwas zu leisten, unter allen Umständen den Versuch wenigstens zu machen, die Aufgaben, die er sich selbst gestellt hat, zu erfüllen, selbst auf die Gefahr hin, daran zugrunde zu gehn.

Ein ähnlicher Typus ist Antoinette in Romain Rollands „Jean Christoph"; auch sie leidet an der „Schwindsucht". In Wohlhabenheit und Luxus, als Kind einer geachteten Familie aufgewachsen, bleibt sie, nach dem Zusammenbruch des väterlichen Geschäfts, nach dem Selbstmord des Vaters und dem Tode der Mutter allein mit dem Bruder zurück. Eine ungeheure Energie erwacht in dem Mädchen; sie hat nur das eine Ziel, für den Bruder zu sorgen, ihm das Studium zu ermöglichen; darin sieht sie ihre Lebensaufgabe, ihren Beruf, und um dieses Zieles willen nimmt sie die mannigfachsten Widerwärtigkeiten auf sich. Sie erkrankt, aber sie will nicht krank sein, sie gönnt sich keine Ruhe, sie rafft sich immer wieder auf, reißt sich zusammen, um den Bruder nicht zu verlassen, um vor allen Dingen ihm die Zukunft zu ebenen.

Damit sind zwei extreme Typen aufgezeigt, der weichlich-passive, der sich willenlos an die Krankheit verliert, ohne Gesundungswillen, und der energisch-aktive, der mit aller Gewalt Herr über die Krankheit werden will, um in das Leben der Arbeit und der Tat zurückzukehren, oder um Pflichten, die er übernommen hat, auch zu erfüllen. Zwischen diesen beiden Polen liegen die zahllosen anderen Reaktionsformen, die schwankenden, die mehr oder weniger zielbewußten, die unklaren usw. Begnügen wir uns mit der kurzen Kennzeichnung der beiden Hauptformen und suchen wir noch nach einer anderen Richtung hin die Reaktionstypen kurz zu umschreiben.

Antoinette zeigt in ihrem Verhalten der Krankheit gegenüber noch etwas anderes: ein Schicksalsschlag nach dem anderen hat sie heimgesucht, und sie glaubte eben, das Schwerste überwunden zu haben, sie sah bereits den Anbruch einer freudigeren Zukunft, als die Krankheit über sie hereinbricht. Sie fühlt genau, wie es um sie steht, sie ist sich über ihre Erkrankung vollkommen im klaren, aber das hindert sie nicht, die Fassung und den Mut zu bewahren, und so wenigstens psychisch Herr über das Leiden zu bleiben. Sie gehört zu einem Typus von Kranken, den man als „sieghaft" bezeichnen kann, die über dem Schicksal stehen und sich durch das an sich „sinnlose" Geschehen nicht beugen lassen.

Auch der junge Hippolyt in Dostojewskis großem Roman „Der Idiot" leidet an der Tuberkulose, die Symptome sind schwer, der Zustand ist bedrohlich, jede Anstrengung ruft Hustenanfälle und Blutungen hervor; auch er weiß um sein Schicksal, das sich bald erfüllen soll. Letzten Endes fürchtet er dieses Schicksal, es lastet schwer auf ihm, und er ist oft der Verzweiflung nahe. Der Gedanke des Todes hat für ihn etwas Quälendes, besonders, da die Vorstellung eines ewigen Lebens sich ihm

immer wieder aufdrängt, ohne daß er zu einer Lösung dieses Problems kommen könnte. Er klagt, daß er sich nichts mehr vornehmen, keinen Entschluß mehr fassen könne, weil er doch nicht wisse, ob er ihn durchzuführen in der Lage sein werde. Die quälenden Gedanken sucht er vor sich selbst und den anderen zu verbergen, indem er mit einem Zynismus, mit einer Arroganz, die seiner inneren Situation in keiner Weise entsprechen, auftritt. Es ist das eine Art des Verhaltens, das wir — besonders vielleicht bei jüngeren Menschen in gleicher Lage — durchaus nicht selten beobachten können: man rettet sich vor der Gewalt der Tatsachen durch einen Zynismus, durch Hohn, Spott, Unverschämtheit, man sucht sich selbst starr und kalt zu machen, um nicht ganz erdrückt zu werden, eine Form der Reaktion, die wir auch in Manns „Zauberberg" bei einer Reihe von Kranken, vor allem aber auch beim Arzt finden. Das stete Mitleiden müßte ihn vollkommen zugrunde richten; er schützt sich durch maßlosen Zynismus, hinter dem sich indessen eine gewisse Weichheit — die bisweilen durchschimmert — und menschliches Verstehen verbergen: ich weise nur auf die Szene hin, in der Hans Castorp ihn nach dem Befinden des Vetters fragt.

Eine eigenartige tragische Situation ergibt sich häufig da, wo eine Erkrankung als gefährlich, ja als unheilbar bekannt ist, wo aber doch sich vorübergehende, oft Jahre hindurch anhaltende Besserungen erzielen lassen. Duplay hat in seinem Roman „Nos Médecins" einen jungen Chirurgen geschildert, der es sich zur Aufgabe gesetzt hat, irgendein Mittel gegen den Krebs zu finden. Er verliebt sich in die Verwandte eines Freundes, Maitena, und nach einiger Zeit findet er ganz zufällig, daß sich bei ihr ein Brustkrebs zu entwickeln beginnt. Die Operation gelingt, das furchtbare Schicksal kettet die beiden noch näher aneinander, aber ihre Lebensfreude wird ständig gestört durch den Gedanken, daß die verhängnisvolle Krankheit doch nur hinausgeschoben, nicht aber wirklich abgewehrt und beseitigt sei. Maitena leidet sehr, und in der ersten Zeit nach der Operation wird sie die quälenden Gedanken überhaupt nicht los. Sie beobachtet sich ängstlich, immer in Erwartung, eines Tages das Fortschreiten der Krankheit zu finden. Es scheint indessen gut zu gehen, und sie fängt gerade an, ruhiger zu werden, als nun wirklich sich neue Krankheitsherde zeigen; Maitena weiß sofort um ihr Schicksal, sie beginnt zu leiden, sich zu quälen, und ihre Leiden lassen auch Daruel vollkommen zusammenbrechen. Demgegenüber steht der alte Lehrer Daruels, der Meister der Chirurgie, der, schwer leidend, an den Lehnstuhl gebannt, das Ende herannahen fühlt, und doch vollkommen Herr seiner selbst bleibt; an seinem Mut und seiner Kraft findet Daruel immer wieder eine Stütze.

Von ganz besonderer Tragik erscheint ein Schicksal uns da, wo ein Kind von schwerer, unheilbarer Krankheit befallen wird, und wo sich an ihm gleichsam das Schicksal der Eltern vollzieht. Dies ist der Fall bei der angeborenen Syphilis, bei der sich im wahrsten Sinne des Wortes die Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Geschlecht rächen. Clara Viebig hat in ihrem letzten Roman „Die Passion" den Leidensweg eines Kindes gezeichnet: der Vater, Syphilitiker, überträgt die Erkrankung auf das Kind, während die Mutter selbst scheinbar gesund bleibt. Freilich häufen sich im Fall der kleinen Heldin der Schriftstellerin die Leiden: uneheliche Geburt, lieblose Verwandte, früher Tod der Mutter, ein verständnisloser Stiefvater — aber die letzte Wurzel des Leidens bleibt doch die grausam-hoffnungslose Krankheit, unter der das Mädchen allmählich zusammenbricht; und dabei weiß es sein Schicksal noch mit einer merkwürdigen Geduld und Gelassenheit zu tragen — bis sich die Verhältnisse doch als stärker erweisen. Gerade hier sieht man aber den verhängnisvollen Einfluß einer verständnislosen Umgebung — und das mag ja auch gerade Sinn und Ziel des Viebigschen Buches sein: aufzurütteln zu Mitleid und Verstehen einer ohne ihr Zutun und ohne ihre Schuld schwer betroffenen Jugend!

Dem sieghaften und dem scheinbar sieghaften Typ gegenüber steht der Mensch, der sich von der Krankheit vollkommen unterdrücken läßt, der weder den Mut, noch auch äußerlich die Haltung zu wahren imstande ist, der sich an das Leben klammert, das entflieht, der voller Verzweiflung jammert und klagt: auch diesen Typus finden wir im „Zauberberg"; es sind das jene Kranken, die der Hofrat anfährt, sie sollten sich „nicht so anstellen". Oft sind es aber auch die Angehörigen, die sich nicht zu fassen wissen, die jammern und

wehklagen und die dadurch die Kranken selbst noch mehr quälen: die Mutter „tous les deux“ im „Zauberberg“ gehört in diese Gruppe.
Ein ganz anderer Typus ist der leichtfertige Kranke, den man auch wiederum gerade unter Lungenkranken nicht allzu selten findet. Diesen Typus, der ebenfalls in Thomas Manns Roman in zahlreichen Exemplaren vertreten ist — die mit dem Pneumothorax pfeifende junge Dame, der symbolisch mit der Waffe spielende Jüngling usw. —, hat besonders Klabund in seiner „Krankheit“ eindringlich geschildert. Die Menschen wissen, daß sie krank sind, aber sie ziehen nicht die Konsequenz daraus, daß sie sich pflegen und schonen, daß sie vorsichtig und zurückhaltend sein müssen — im Gegenteil, sie sagen sich, daß ihr Leben doch zerstört sei, daß sie zu keiner rechten Leistung mehr imstande seien, daß sie nicht wissen, wie lange sie überhaupt noch zu leben haben; da wollen sie die kurze Frist, die ihnen bleibt, wenigstens genießen, lustig und froh sein, alles an Freuden und Vergnügungen mitnehmen, was sich ihnen bietet; so eilen sie denn von „Begierde zu Genuß“, unbekümmert darum, daß sie eines Tages beim Tanz zusammenbrechen können. Es ist jener, besonders für den Außenstehenden, so unangenehme Typus, dem man gerade an den internationalen Kurorten so häufig begegnet, die sich hemmungslos über alle Schranken hinwegsetzen, die mit dem Leben spielen.
Dieser Drang nach Abwechslung und Vergnügen — der besonders deutlich an den Lungenkurorten in die Erscheinung tritt — dieser Lebenshunger, der mit den wahren Kräften des Kranken in seltsamem Widerspruch steht, hat seine Wurzeln freilich auch in der Abgeschlossenheit und Lebensfremdheit der Kurorte und der besonderen Art der Behandlung, welche diese Kranken erfahren. Auch darauf hat Klabund in der „Krankheit“ eindringlich hingewiesen: dieses Liegen „ohne größtmögliche individuelle Einschränkung“, das den Kranken, wenn er aktiv ist, aufreizt, lähmt, so daß „seine Energie wie alter Knochen zerbröselt“ und er „ethisch verlottert“.
Für viele Menschen bedeutet die Krankheit einen Wendepunkt im Leben; sie läßt sie über vieles, was sie früher trieben, anders denken, sie ändert ihr Verhalten den Menschen und den Dingen gegenüber. Diesen Fall repräsentiert die Heldin in dem Roman der englischen Schriftstellerin Harraden „Ships that pass in the night“; da sie von ihrer Kur heimkehrt, ist sie um vieles menschlicher geworden; ja eigentlich schon während der Kur; hier fühlt sie sich zu den vernachlässigten Kranken hingezogen, pflegt sie und bereitet so durch ihre liebevolle Art den Schwerkranken, die an das Bett gefesselt sind, manche Freude. Als sie nach Haus kommt, treten ihre persönlichen Interessen, denen sie früher in weitestem Umfange nachgegangen ist, in den Hintergrund; sie sorgt sich um den alten Onkel, der die Veränderung, die in ihr vorgegangen ist, spürt; die Pferde erregen plötzlich ihr Interesse und ihr Mitleid, überall leuchtet die Sorge für andere, Mitleid und Mitgefühl, die ihr ehedem fast fremd waren, hindurch. Und auch ihr Partner „the disagreable man“ wird durch die Krankheit — und zum Teil auch durch ihren Einfluß — um vieles freundlicher und menschlicher. Hier zeigt sich, wie sehr das liebevolle Anteilnehmen eines anderen Menschen das eigene Schicksal leichter tragen läßt. Auch in Knut Hamsuns „Letztes Kapitel“ finden wir den Typus des humaner werdenden Menschen, nur daß hier der „Selbstmörder“ und der „Aussätzige“ diese Humanität durch eine rauhe Außenseite zu verbergen suchen. Sie schämen sich gleichsam ihrer Anteilnahme, ihres Mitgefühls. Und auch der „Graf“ wird mitleidsvoller. Dem stehen freilich auf der anderen Seite die mitleidslosen Typen gegenüber, und die mehr oder minder hysterischen, sich in die Krankheit hineinsteigernden.
Wir schließen die Reihe unserer Beispiele; es sind keineswegs alle Reaktionstypen, die ich hier kurz andeutete, aber sie genügen doch, um ein Bild zu geben von der Mannigfaltigkeit der Verhaltensweise der Menschen überhaupt, mit der sie auf die sie befallende Erkrankung antworten. Es galt nur zu zeigen, daß die Erkrankung überhaupt einen starken psychischen Eindruck macht, daß der Mensch, je nach seiner Persönlichkeit, ganz verschieden auf sie reagiert, daß sie ihm zum Schicksal zu werden vermag. Gerade deshalb aber vermag die Krankheit auch zum Gegenstand dichterischer Gestaltung zu werden, wie wir dies an ein paar charakteristischen Beispielen geschildert haben; denn gerade das Problem, wie der Mensch auf die Mannigfaltigkeit der äußeren Einwirkungen ant-

wortet, steht in ihrem Mittelpunkt. Im Grunde genommen steht der Mensch jedem Schicksalsschlag in ähnlicher Weise gegenüber, ihm gegenüber zeigt sich erst der Mensch in seiner wahren Gestalt; jeder antwortet in seiner Weise; Schicksal ist nicht eigentlich das äußere Geschehen, sondern erst dadurch, daß dieses Geschehen den Menschen beeindruckt, entsteht das, was wir Schicksal nennen: ob die Krankheit, ob irgendein anderes Ereignis für den Menschen zum „Schicksal" wird, hängt davon ab, wie tief es ihn affiziert, auf welche Bedingungen es bei ihm trifft.

Die dichterische Gestaltung des Krankheitserlebens stößt gerade deshalb auf so starken Widerhall, weil es sich hier um ein allgemein-menschliches Schicksal handelt, das keinem erspart bleibt. Nicht zuletzt darauf beruht auch das brennende Interesse, das z. B. Thomas Manns „Zauberberg" findet. Er zeigt typische Lebensschicksale, aber er malt sie gewissermaßen vollendet, abgeschlossen, gelöst. Wie immer so tun wir auch hier tiefe Blicke in die Seele der Kranken; Dilthey bemerkt einmal, daß wir alle mit den Augen der großen Dichter sehen, daß sie unseren Blick geschärft haben für das Sehen und Verstehen der wirklichen Menschen. So wird auch der Arzt, so wird der, der etwa Davos besucht, immer und immer wieder den Hans Castorp, den Joachim Ziemssen, den Hippolyt, den „disagreable men" usw. begegnen. Wir verdanken dem Dichter hier Einsichten, wie die wissenschaftliche Psychologie sie uns bisher nicht in reichem Maße beschert hat, ja wie diese sie vielleicht auch nicht in gleichem Maße zu bieten imstande ist.

Die Meininger

Von Paul Legband (Berlin)

Max Grube, Geschichte der Meininger. Mit 131 Handzeichnungen des Herzogs und 21 Künstlerbildnissen auf 55 Tafeln. Lexikon-Oktav, 131 Text-Seiten. In Leinen gebunden M. 10,—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Freifrau von Heldburg (Ellen Franz). Fünfzig Jahre Glück und Leid. Ein Leben in Briefen. Herausgegeben von Johannes Werner. Leipzig, Koehler & Amelang.

Wenn Leopold Jessners Wort zu Recht besteht, daß der Regiesessel des Herzogs von Meiningen heute nur noch in Berlin stehen könnte, so liegen diesem Satz vielleicht weniger künstlerische als vielmehr kunstpolitische, wirtschaftliche Erwägungen zugrunde. Denn die Konzern- und Trust-Bildungen, denen der Einzelne meist unterliegt, machen es unwahrscheinlich, daß eine so umfassende, so unbekümmerte, in tiefer Stille geborene Bühnenreform in Berlin ausreifen könnte. Internationale Modeströmungen spülen Tairoffs Ideen, werfen Amerikas Organisation, Jazzband und Nigger-songs bunt durcheinander. Dieses Chaos ist einer organischen Theaterentwicklung, die sich immer an eine starke Führerpersönlichkeit knüpft, in Berlin wenig hold. Und trotz wirtschaftlicher Depression kann es immer wieder geschehen, daß uns aus Bethlehem Gutes kommt. Der Regiesessel eines neuen Reformators wird zunächst irgendwo in der „Provinz" stehen, ehe sein Inhaber auch die Klubsessel der berliner Banken und anderer Geldgeber kennenlernt. Unberührt von den Gefahren des Starsystems und des Serienspiels arbeitet die deutsche „Provinz" — dafür zeugen markante Beispiele vor allem im Westen! — künstlerisch besser als die meisten berliner Bühnen. Die Erkenntnis, daß es weniger auf die Premieren, weniger auf prominente Einzelkräfte als auf die Einheit des Spielplans und die geschlossene Wirkung des Ganzen ankommt, die tiefe Verantwortung, die alltäglich im „Ensemble" ruht, ist in dem fester gefügten Personal der Provinzbühnen von Profil bestes Erbteil der Meininger. Was unter dem Theaterherzog in jahrelanger stiller Arbeit reifte, die geistige und seelische Hingabe an ein gemeinsames Werk, diese im tiefsten Sinne demokratische Bühnenform ist an deutschen Provinztheatern oft reiner und lebendiger erhalten als in Berlin, das den Bluff der Premierenbesetzung nie ausrotten wird. Es ist unwesentlich, was an den Meiningern sterblich war, was an äußerlichem Ausstattungskram (Meiningerei) überwucherte, was zeitlich als Stilform eng gebunden war. Wesentlich und positiver Gewinn bleibt, daß der erste Held am

nächsten Abend Statist war, daß jeder sich im Ganzen fand und in einer höheren Idee aufging. Diese unberlinische Großtat bleibt ewiger Ruhm der Meininger.
Es ist ein schönes Verdienst Max Grubes, die Geschichte dieser Meininger geschrieben zu haben. Gewiß war es für ihn, den als Schauspieler, Freund des Herzogs und Intendanten dreifach Engverknüpften, nicht immer leicht, objektiv zu bleiben. Ein Werk, mit dem Liebe und Lebensarbeit so verflochten ist, verführt leicht zum Panegyriker. Aber Grube versucht tapfer, dieser Gefahr zu begegnen. Daß die schnell, oft sprunghaft wandelnden Stilformen, die chaotisch bewegte Zeit der jüngsten Generation dem alten Meininger nicht inneres Erlebnis sind, was verschlägt es? Grube überschätzt darum seine Meininger nicht, aber er weiß ihre ungewöhnliche Bedeutung auch trotz aller Auswüchse vor jeder billigen Geringwertung zu schützen, indem er, bester Sachkenner, von den unermüdlichen Vorarbeiten und dem ewig neu sich hingebenden Willen aller Beteiligten erzählt. Er charakterisiert die merkwürdige Drei-Einheit, die sich zu dem großen Werk in dem Werrastädtchen zusammenfand: ein regierender Fürst, eine ehemalige Schauspielerin, ein jüdischer Mann (Chronegk), — schildert die Organisation des Theaters, die intensive Probenarbeit, die dem Wort und der Szene galt (dem Wort mehr, als späte Erinnerung glauben will), zergliedert einzelne Inszenierungen, folgt dann den Meiningern auf ihrem Siegeszug durch Europa und zeigt, wie diese zweieinhalbtausend Gastspiele stärkste Befruchtung aller deutschen Bühnen wurden. Einen besonderen Wert verleiht dem sympathischen Buch noch der illustrative Teil: 131 Handzeichnungen des Herzogs werden zum ersten Male veröffentlicht, Skizzen zu Bühnenbildern und Kostümen.
Eine glückliche Ergänzung zu Grubes Darstellung bringt Johannes Werner durch die Publikation von mehr als zweihundert Briefen der Freifrau v. Heldburg, der Gemahlin und treuesten Helferin des Herzogs von Meiningen. Hinter dem etwas kitschigen Titel des Buchs steht eine gesunde, kluge, tapfere, prachtvolle Frau, die als 28jährige Schauspielerin nach Meiningen kam, vier Jahrzehnte als Gattin des Herzogs alle menschlichen und künstlerischen Sorgen trug und an allen Erfolgen wesentlichen Anteil hatte. Literarisch wertvoll sind die Briefe nur zum Teil, von besonderem Reiz aber ist es, wie diese Frau sich persönlich einstellt auf jeden Freund, mag sie ihm näher oder ferner stehen, und wie sie jeden durch ihre Natürlichkeit und Frische fasziniert. Ein kluges Lebensgefühl spricht aus diesen Briefen, zu deren Empfängern Häckel, Heyse, Voß, Dahn, Fitger, Reger, Cosima Wagner, Wüllner, Gertrud Eysoldt, Max Grube, sowie Verwandte und meininger Freunde gehören. Die schönsten Briefe hat die Witwe an die Generalin Stötzer und an die Frau des leipziger Verlagsbuchhändlers E. v. Hase geschrieben. Hier fließt Erinnerung und Gegenwart, hier sucht eine frohe und gütige Natur, die viel Schweres durchmacht, sich in Neuem zurechtzufinden, ob sie gleich Altes tief erfüllt und beglückt. Sie erlebt die Revolution, die den wirklich Armen wegen der Härte unserer Herzen wohl niemals helfen kann, sie glaubt, daß Deutschlands Zusammenbruch, der Zwang sich emporzuringen dem Deutschen wohl zuträglicher sei als Siegerbewußtsein, das leicht zu stolzem Übermut verführt, sie findet in der Lektüre als neuen Freund Romain Rolland. Über allen Briefen liegt der Wunsch zu begreifen, zu verstehen, zu helfen. Diese warmen, herzlichen Briefe konnte nur eine Frau schreiben, die sich selbst als „sehr glücklich im Besitz des besten Mannes der Welt" bezeichnet hatte, und von der ihr eigenes Wort nicht galt: „Die meisten Menschen stehen am Grabe ihrer Liebe, ehe sie am Grabe des Geliebten stehen."

Chor um und von Schmidtbonn

Von Hans Knudsen (Berlin-Steglitz)

Der 50. Geburtstag Schmidtbonns ist vorüber, an guten (und weniger guten) Würdigungen seines Wesens hat es nicht gefehlt; zahlenmäßig machten sie viel aus: ob sie aber den deutschen Bücher-Lesern wirklich gezeigt haben, wer unter ihnen lebt, ob sie der maßgebenden Kritik gesagt

haben, für wen sie einmal mit Entschiedenheit eintreten sollte — das wage ich trotz allem ein bißchen zu bezweifeln. Man sehe einmal in die meistgebrauchten Literaturgeschichten hinein, und man wird feststellen, wie sehr weit ihr kleiner Abschnitt über Schmidtbonn vom Ton der Gedächtnisaufsätze entfernt ist. Eine sehr schöne Ehrung, die ihm und dem Publikum von der Deutschen Verlags-Anstalt zum 50. Geburtstag übergeben worden ist, ist eine Glückwunsch-Sammlung „Chor um Schmidtbonn". Da sind Namen von Rang wie Berthold Litzmann, Stefan Zweig, Louise Dumont, Friedrich Kayßler u. a. beisammen, und ihre Träger suchen weniger das Wesen seiner Kunst auszudeuten, als vielmehr vom Wert seiner Menschlichkeit, vom beglückenden, lebensteigernden Besitz ihrer Freundschaft und Bekanntschaft mit Schmidtbonn und seinem Werk etwas zu sagen. Da steht nun ein sehr bezeichnender Satz in den Blättern, die Georg Biermann, dem Dichter auch landsmännisch verbunden, beisteuerte: „Solch ein Dichter hätte nur in einem anderen Lande zur Welt kommen sollen, in Frankreich oder Italien etwa. Wie würden die ihn auf die Schulter genommen haben, daß es nicht erst eines 50. Geburtstags bedurft hätte, um die engere Heimat an einen ihrer besten Söhne zu erinnern." Und es ist nicht das einzige Mal, daß dieser Ton in dem Chorus durchklingt. Aber er bleibt doch schließlich Unterton in der klaren Melodie dieser Stimmen, die mit begeistertem Herzen Zeugnis ablegen können von dem Reichtum, der für sie von Schmidtbonn und seinem Werk ausging. Ich finde es so schön, wie sie keineswegs verschweigen, daß „seine Kanten und Ecken", seine „übergroße Sensibilität", sein „leicht verletzter Stolz" Nachsicht erfordern. Was ist das aber gegen solche Bekenntnisse: „Er selbst ein Kind, ein reiner, gläubiger Mensch", oder: „Er ist deutsch, wie man sich die deutschen Dichter von einstmals ins Herz zu rufen liebt: männlich-klar, energisch-kraftvoll, starker Seele, und doch zugleich einen Kinderblick von innen her aufschlagend, rein erstaunend, unablässig begeistert und tief gläubig an irgendeine verlorene edlere Form der Welt und des Menschen" — ich greife nur einfach zwei Stellen verschiedener Menschen heraus.

Und Berlin hat keine Aufführung dieses Dichters zum 50. Geburtstag zustande gebracht. Es hat mit der „Barbarei des deutschen Theaters", von der Schmidtbonn neulich sprach, doch wohl etwas auf sich!

Der Dichter ließ sich zum 50. Geburtstag nicht bloß beglückwünschen, er schenkte selber, schenkte einen neuen Prosa-Band: „Die Geschichten von den unberührten Frauen"[1] — eine Gabe von allerhöchstem Reiz, getragen von jener Sehnsucht einer (nicht mißverstandenen) Romantik, die einen Grundzug des Dichters ausmacht. Es geht hier nämlich nicht um Erfüllungen, sondern immer um erotische Positionen, die abbrechen, bevor eine brutale Tatsache die Schwingungen zwischen Mann und Weib gestört hätte. Fünfundzwanzig Mal von Erlebnissen zu sprechen, deren Fäden angesponnen werden, ohne daß letzte Wünsche befriedigt werden — dazu gehört, damit der genießende Leser immer erneut gefesselt werde, ein Maß dichterischer Kraft und künstlerischen Takts, das an Schmidtbonn den Kenner nicht wundernimmt. Dieses Entsagen-Können, diese Flucht vor der Erfüllung, diese Sehnsucht ist nicht immer diktiert von weltanschaulichen Forderungen, sondern ist auch einfache Folge stärkerer Schicksalsgewalten; aber immer nimmt uns gefangen das Erzittern einer sehr sehnsüchtigen Seele vor der rauhen Härte, mit der die Tore zugeschlagen werden, oder die Kraft der starken Mannes-Persönlichkeit, die Genuß-Möglichkeiten ausschlägt, wo Erfüllung Verkleinerung wäre, und sich herausreißt aus triebgehetzter Verwirrung, oder das offene Eingeständnis dann, wenn Entsagung Schwäche oder Gelegenheits-Verpassen ist. Immer ist um das Erlebnis eine andere Luft, immer klingt der „Traum" anders gewendet aus, immer ist das (wenn auch gleiche) Grunderlebnis neu pointiert. Das Buch ist in seiner Keuschheit und Gehaltenheit, seiner lockenden Gefühlserfülltheit und weichen, geschmiegten Sprachhöhe ein echtes und besonders reifes, gesteigertes Schmidtbonn-Werk; und es ist dies auch darum, weil er sein Ich nicht verbirgt. Wir kommen in seine Kriegserlebnisse hinein, begleiten ihn durch die Festtage in Salzburg bei Reinhardts Werk, erleben den von Schmidtbonn auch sonst ausgesprochenen Abscheu vor den Vor-

[1] Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1926. 255 S.

tragsreisen und wollen den Satz nicht vergessen: „Auf solche Art geweckte Begeisterung hält nicht lange vor, nur genau bis zum Vortragsabend des nächsten Dichters, acht oder vierzehn Tage später. Das ist Deutschland, das Land der verfluchten Bildung. Nirgendwo weiß es, durch Bildung im Instinkt verkümmert, das rechte Maß zu finden. Kein Volk läßt seine Künstler so in Einsamkeit bluten, und kein Volk hat so viele Vereine, Verbände, Gesellschaften zur Pflege der Kunst. Den Dichter kennenlernen, ist Ausrede. Sie lernen ihn kennen. wie sie die Löwen im Käfig kennenlernen." Und so hören wir vom Dichter selbst, was Beobachter und Freunde zu Anfang sagen mußten. Wer das reife Frauenbuch des Dichters kennengelernt hat, muß ihm gewonnen sein.

Aus der Märchenwelt des Ostens

Von Will Scheller (Kassel)

Jene heimliche Sehnsucht des Abendländers, die, von alters her dem Sonnenaufgang zugewendet, ihn immer wieder trieb, sei es auf dem Wege der Forschung und des Handels, sei es auf dem der Einbildungskraft, in einem Raum, in einer Richtung vorzustoßen, wo er neuen Glanz, neuen Reichtum, neue Schönheit erwartete — jene Sehnsucht ergießt sich auch in einer Gegenwart, die das alte Europa als ein Chaos erscheinen läßt, wiederum gegen Osten: ein Vorgang, herkömmlich sowohl wie natürlich genug, als daß eine merkliche Steigerung des Interesses an den Literaturen des Ostens irgendwelchem Befremden begegnen könnte. Denn die Berührung mit Andersgeartetem gehört ja zu den wesentlichen Heilmitteln menschlicher Krankheitszustände, und so liegt es nahe genug, wenn die europäische Kultur, erschüttert, ja, fast verzweifelt, wie sie ist, von der Beschäftigung, in dem Umgang mit den vielleicht weniger verbrauchten Lebenskräften des Orients zum wenigsten etliche Auffrischung erhofft.

Auf dem Wege dahin ist es nun zunächst die Türkei, die, durch ihre neue staatliche Konsolidierung dem wankenden europäischen Staaten- und Staatsgefüge beachtenswert, die geistige Wanderung anlockt. Die vorderasiatischen Geschichten aus „Tausendundeiner Nacht" brauchen nur genannt zu werden, um den Zusammenhang deutlich zu machen. Die im Rahmen der „Märchen der Weltliteratur" (Eugen Diederichs Verlag, Jena) von Fr. Giese herausgegebenen „Türkischen Märchen" bringen eine volkskundlich wertvolle und literarisch interessante Ergänzung dazu, indem sie nicht bloß von den durch deutsche Einzelausgaben bereits bekannt gewordenen Kunstmärchen des „Papageienbuchs" und der „Vierzig weisen Meister" gute Beispiele darbieten, sondern auch Proben des eigentlichen Volksmärchens, das die charakteristische Empfindungsweise des Türken deutlicher hervortreten läßt, als es in den literarisch anspruchsvolleren Gestaltungen geschieht. Ein Teil dieser Volksmärchen, „Billur Kjöschk" betitelt, ist übrigens auch in einer besonderen Ausgabe, von Theodor Menzel übersetzt und eingeleitet und mit einer Nachschrift von Georg Jacob versehen (im Verlag der Orient-Buchhandlung Heinz Lafaire, Hannover) erschienen. Ohne damit an den wissenschaftlichen Wert dieser Ausgabe zu rühren, muß gesagt werden, daß jedenfalls die Übersetzung von Fr. Giese deutschem Ohr angenehmer eingeht als die von Th. Menzel. Im übrigen darf festgestellt werden, daß auch die in ihrer Form primitiven Volksmärchen der Türken überraschende Analogien zum europäischen, insonderheit zum deutschen Märchen aufweisen. So erinnert die Geschichte vom dankbaren Fuchs bis in Einzelheiten hinein an das Märchen vom „Gestiefelten Kater", und es findet sich hier nebst den „Kranichen des Ibykus", der bei den Türken freilich ein Derwisch ist und Danedil heißt, das geraubte Hemd der Geistesjungfrau wie die Ausfahrt der drei Söhne, um ein Wundermittel für den kranken Vater zu suchen, und vieles andere mehr, das entweder auf frühe kulturelle Beziehungen zwischen Orient und Okzident oder auf gemeinsame geistige Wurzeln in der Urzeit zurückzuführen ist. Aber auch der Fortgang der östlichen Wanderung läßt solche Ähnlichkeiten in Erscheinung treten, so daß der Leser der „Märchen aus Turkestan und Tibet", die Gustav Jungbauer (bei Eugen Diederichs in Jena) herausgegeben hat, sich nicht wundern darf, wenn er etwa der Geschichte vom „Tischlein, deck' dich, Eselein streck' dich, Knüppel aus dem Sack" begegnet. Das ist in diesem Fall um so interessanter, als gerade die sartischen Märchen reine Volksmärchen und noch nicht in die höhere Literatur eingegangen und dort umgeformt und beeinflußt worden sind. Daß einem so streng islamitischen Kulturkreis wie Turkestan der nahe Westen, die türkische

Geistigkeit, manche Spur aufprägt, ist natürlich auch den Volksmärchen anzumerken, die dann auch in stofflicher Beziehung vielfach an die türkischen Märchen erinnern.

Die Märchen aus Tibet, die in der vorliegenden Ausgabe denen aus Turkestan angegliedert sind, haben keine selbständige Bedeutung, da sie aus der indischen Märchenliteratur übernommen wurden, und bilden lediglich einen gewissen Übergang zu den von Heinrich Lüders (ebenfalls in den „Märchen der Weltliteratur" bei Eugen Diederichs, Jena) herausgegebenen „Buddhistischen Märchen". Diese Dichtungen lassen nun eine ganz andere Welt erstehen. Ist es in der Türkei und Turkestan letzten Endes doch immer der physische Lebensgenuß, auf den es bei all den mehr oder minder phantastischen Begebenheiten, sei es mit, sei es ohne Teufel, Dämonen und sonstige Ungeheuer ankommt, so ist es hier die Überlegenheit über alles Physische, über Lust und Leid, was die Tendenz der Erzählung ausmacht. Diese ist nämlich ausschließlich fixiert in den heiligen Schriften des Buddhismus, und so kann es nicht wundernehmen, daß die religiöse Lehre dem Märchen seine geistige und formale Prägung gegeben hat. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß von einem eigentlichen Erschaffen dieser Märchen durch den Buddhismus keine Rede sein kann. Sie sind vielmehr ältestes Volksgut, von den buddhistischen Lehrern in eine ihren Zwecken dienliche Form gebracht, wobei sowohl von der ursprünglichen Versform manches erhalten blieb, wie auch gelegentliche Widersprüche nicht ganz vermieden wurden. Hieraus erklärt sich auch, daß manche Stoffe sich im westlichen Orient und sogar in der Literatur der europäischen Antike wiederfinden: beispielsweise wird die Fabel vom Esel im Löwenfell auch von Lukian erzählt, ist die von der geschwätzigen Schildkröte auch in den „Türkischen Märchen" enthalten. So zeigt sich immer wieder, daß die familiäre Gliederung der Menschheit inniger ist, als die Rassenfanatiker sich wünschen mögen. Sie ist es auch dort, wo sie, wie etwa in den „Malaiischen Märchen" aus Madagaskar und Insulinde, die Paul Hambruch (bei Eugen Diederichs in Jena) herausgegeben hat, nicht so offen am Tage liegt. Die malaiische Dichtung ist ein eigenartiges Mittelstück zwischen west- und mittelasiatischer sowie nordafrikanischer Kultur. Sie hat viel fremden, zumal indischen Stoff aufgenommen, aber zugleich viel organischer verarbeitet, als es etwa mit dem indischen Volksmärchen durch den Buddhismus geschehen ist. Sie hat die fremden Stoffe so restlos verarbeitet, daß sie durchaus wie eigene Schöpfung wirken, wozu freilich die empfindsame Art, welche der malaiischen Dichtung ihr eigentümliches und stets vorherrschendes Gepräge gibt, viel beigetragen hat. Auf der anderen Seite kommt der kulturelle Unterschied, der sich infolge der insularen Zerrissenheit unter den malaiischen Stämmen bemerkbar macht, auch in den Märchen zur Geltung, die neben abendländisch anmutenden Gemütswerten barbarische Grausamkeit aufklingen lassen und sich übrigens von den Märchen des asiatischen Festlandes auch durch einen beachtlichen Mangel an Phantastik abheben.

Ob die eben angedeutete Zartheit des Empfindens eine Sondereigenschaft von Inselvölkern ist, mag aus mehr als einem Grunde bezweifelt werden. Dessenungeachtet ist gewiß, daß sie auch als charakteristisches Merkmal der japanischen Dichtkunst betrachtet werden muß. Gibt es auch noch keine literarisch zulängliche deutsche Ausgabe von der Art der vorerwähnten Sammlungen, so ermöglicht eine kleine, von Hugo Kunike veranstaltete Auswahl, die in der Fassung von Franz Werner Schmidt unter dem Titel „Am Ufer des Silberstroms" (Franz Schneider, Verlag, Berlin) erschienen ist, immerhin eine gewisse Vorstellung von der japanischen Märchenwelt. Das Lehrhafte, das der Märchendichtung sonst so leicht anhaftet und namentlich in den islamitischen und buddhistischen Märchen oft zu beobachten ist, tritt hier hinter der Freude am Bildhaften, am Phantastischen, und einer entsprechenden Liebe zur dichterischen Form entschieden zurück, einer Form, die, nach den vorliegenden Proben, der bekannten Vorstellung von dem Japan der Kirschblüte, der zartfarbenen Malerei und der vollendeten Liebenswürdigkeit des Umgangs durchaus entspricht. Ein abschließendes Urteil kann sich aber erst auf der Kenntnisnahme einer umfangreicheren Zusammenstellung aufbauen.

Eine unvermeidliche Begleiterscheinung westlichen Interesses an östlichem Schrifttum ist die stoffliche oder formale Anlehnung des westlichen Schrifttums an östliches Vorbild, ohne daß dadurch im allgemeinen etwas Beachtliches erreicht würde; daß jedenfalls nicht jeder Märchenerzähler, der ein orientalisches Kleid bevorzugt, ein Wilhelm Hauff ist, beweist Günther Harum in seiner Geschichtensammlung „Die Schlafhaube der Chadidsche" (Donau-Verlag, Leipzig und Wien). Die auf dem Waschzettel betonte türkische Blutsverwandtschaft des Verfassers hat nicht hindern können, daß diese zum Teil hübsch ersonnenen und immer munter erzählten Skizzen und Feuilletons recht unorientalisch wirken und im besten Fall den Dunstkreis eines höchst abendländischen „Poetenstübchens" als geistigen Entstehungsraum verraten. Das orientalische Kostüm bleibt unwesentlich. Etwas

anders verhält sich's immerhin mit Eugen Hoeflichs „Feuer im Osten" (E. P. Tal & Co., Verlag, Leipzig). Dies Buch ist das Dokument einer Sehnsucht nach dem Osten, die mit dem eingangs erwähnten Trieb des Abendländers nichts gemein hat, vielmehr, in ihrer politischen Auswertung als Zionismus bekannt, als ein mystisches Heimweh zu bezeichnen ist. Dieses manchmal zu fanatischen Steigerungen sich aufbäumende Heimweh hat den Verfasser zu einem unmittelbaren Erlebnis des „gelobten" Landes getrieben, das in seiner dichterischen Spiegelung oft genug märchenhaft anmutet, um so mehr, als ja die morgenländische Szenerie, die hier in lebendigen, farbigen Impressionen zur Geltung kommt, zu den traditionellen Attributen des Märchens gehört. Selbstverständlich will dieses äußerlich schmale, innerlich starke Buch nicht als Märchenbuch gewertet werden, sondern ausdrücklich als eine Proklamation panasiatischer, europafeindlicher Geistigkeit. Wenn es aber an dem ist, daß das Märchen und seine Welt der unbegrenzten Möglichkeiten als eine geistige Projektion unerfüllter Wünsche des Menschenherzens angesehen werden muß, dann ist dies Buch, Produkt leidenschaftlicher Sehnsucht nach einer Welt der Brüderlichkeit, die noch nicht ist, nicht mit Unrecht in diese mit ihm beschlossene Betrachtung über die Märchenwelt des Ostens aufgenommen worden.

Wandlungen der Liebes- und Ehephilosophie

Von Paul Feldkeller (Berlin)

1. Philosophie des Eros. Von Ernst Barthel. München 1926, Ernst Reinhardt. 197 S. M. 4,–.
2. Zum Sinn und Wesen der Geschlechter. Von Erich W. J. Meyer. Bonn 1925, Friedr. Cohen. 154 S.
3. Genuß der Welt. Eine Philosophie der Freude. Von Rudolf v. Delius. Dresden, Carl Reißner. 143 S. Geb. M. 4,50.
4. Die Kultur der Ehe. Von Rudolf v. Delius. Dresden 1923, Carl Reißner. 104 S. M. 2,–, geb. M. 3,50.
5. Weib und Liebe. Studie über das Liebesleben des Weibes. Von Medizinalrat Bernhard A. Bauer, Spezialarzt für Gynäkologie in Wien. Wien und Leipzig 1925, Wilh. Braumüller. 636 S. M. 15,50, geb. M. 18,–.
6. Das Ehebuch. Eine neue Sinngebung im Zusammenklang der Stimmen führender Zeitgenossen, angeregt und herausgegeben von Graf Hermann Keyserling. Celle 1925, Niels Kampmann Verlag. 428 S.
7. Liebe. Eine Kritik der verliebten Liebe. Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm. Stuttgart 1923, Julius Hoffmann. 392 S.

Die Liquidation des Mittelalters, die sich nun vier Jahrhunderte hinzieht, begann mit der Religion und wird mit der Erotik enden (dazwischen liegen die Emanzipation von Recht, Staat, Gesellschaft — seit 1789 —, Sittlichkeit, Kunst, Philosophie). Das ist nicht zufällig: den Gewissensdruck auf die Religion gesteht sich der Mensch am leichtesten, den auf das Geschlechtsleben am schwersten ein. So kommt es, daß noch heute der Akt geschlechtlicher Vereinigung wie ein Pfahl im Fleische, wie ein Fremdkörper in unserem Geistesleben wirkt, dessen geistige Bewältigung noch alles zu wünschen übrig läßt. Gerade die moderne Roman- und Theaterliteratur ist Kronzeuge für die heute noch lebendige Macht des Mittelalters auf geschlechtlichem Gebiet, indem die reine zynische Negation des alten Ideals durch die pariser, wiener, münchener, berliner Ehebruchsbelletristik die Abhängigkeit von der alten, mittelalterlichen Problemstellung verrät. So kommt es, daß wir heute als Gegenpol und Pendant zur mittelalterlichen Tendenzliteratur der Religion eine ausgesprochen geschlechtliche Tendenzliteratur, eine tendenziöse Libidoliteratur haben, deren antimoralistische Befangenheit die künstlerische Gestaltung des Geschlechtsaktes ausschließt. Die moderne Bühne dient bald mehr, bald weniger dem Kult des Sexus. Der mittelalterliche Romanheld war ein homo religiosus, der moderne ist ein homo sexualis: eines so abstrakt, einseitig und unwirklich gesehen wie das andere! Auch Plautus bringt den Geschlechtsakt auf die Bühne. Aber was bei ihm ein gelegentliches Mittel zur Erheiterung seiner Zuschauer ist, wird bei Arthur Schnitzler zur Zentralsonne, um die alles Sinnen und Trachten seiner Menschen kreist. Sah die Spielmannsdichtung des 11. Jahrhunderts vor lauter Religion und Jenseits die Welt nicht mehr, so subsummieren zahllose moderne Dichter das tausendfältige Leben unter dem armseligen Begriff des Sexuellen. Daß die Menschen unserer marktgängigen Bühnenkunst Religion, Gewissen, Aberglauben — wie immer man es nenne — besitzen, erfährt man nicht, sondern nur daß sie Geschlechtsorgane haben. Und zweitens ist von einer geistigen Bewältigung selbst dieser Einseitigkeit auch nicht die leiseste Spur erkennbar. Handele es sich um Hermann Bahr oder Richard Strauß: das oberflächliche, nachsichtige Lächeln, die Spekulation auf den Leichtsinn der Zuschauer angesichts eines tieftragischen, ja todernsten Vorgangs wie des Geschlechtsakts bleibt für die moderne

Ehebruchskunst der Bühne kennzeichnend. Für die bildende Kunst ist er bis heute ein Nolimetangere geblieben.

Vielmehr geschieht die Eroberung des Geschlechtsakts für den Geist durch die Philosophie und erst seit heute. So weit reicht das Mittelalter in unsere Zeit! Die drei Dogmen vom Zweckcharakter der Beiwohnung, vom Unwert der Wollust, von der Gedanken- und Triebreinheit des Weibes, wie es sein soll, gelten unbeanstandet durch alle christlichen Jahrhunderte. Die Forderung der Neupythagoreer, daß die Liebesvereinigung letzten Endes nicht der Lust, sondern nur der Fortpflanzung des Geschlechtes dienen dürfe, vertreten auch die protestantischen Ethiker und Geistlichen bis heute, und Schopenhauer betont, daß sie es sogar müsse. Wie es für den heiligen Augustinus selbstverständlich war, daß sich die Leidenschaft der Wollust für die Menschen des Paradieses nicht geziemt habe und diese ohne sie Nachkommenschaft zu zeugen vermochten (De civ. Dei 14, 26), wie der heilige Thomas v. Aquino das eheliche Beisammenschlafen, um Kinder zu zeugen, für schuldlos, dagegen zu dem Zweck, um die Lust zu sättigen, für eine läßliche Sünde hält, ja wie er jeden allzu heftigen Liebhaber seiner eigenen Gattin (gleich als wäre sie eine Dirne) einen Buhler und Hurer nennt (Summa theologiae, de sacramentis IV, 31 § 6), wie noch für Fichte die Geschlechtsvereinigung „an sich" „das Gepräge tierischer Roheit" trägt und nur als Mittel für den Zweck der Fortpflanzung erlaubt ist (Syst. d. Sitt. § 27), wie er vom Weibe verlangt, daß es keinen Geschlechtstrieb kennen, sondern die Beiwohnung nur gestatten dürfe, um den Mann zu befriedigen, so sind bis zum heutigen Tage im Grundgedanken gleiche Anschauungen maßgebend geblieben. Den ersten uns bekannten Durchbruch finden wir in der Romantik, namentlich in Schleiermachers Vertrauten Briefen über Fr. Schlegels „Lucinde". Er blieb in der Philosophie ohne nachhaltige Wirkung. Und der unphilosophische Naturalismus des 19. Jahrhunderts, jene Aufklärung, von der unsere Belletristik von Heinrich Mann bis zu H. Courths-Mahler zehrt, setzte den alten Anschauungen die pure Negation entgegen, welche die Befangenheit beweist: den seiner Notwendigkeit entkleideten Geschlechtsgenuß ohne die metaphysische Tiefe und den Ernst, der allein ihn rechtfertigen kann.

Heute hat die Philosophie als erste die Scheuklappen abgelegt und spürt dem tieferen Sinn und dem Recht der riesigsten Götterlust nach, die Menschen vergönnt ist. Anders als Klages und einige philosophische Psychoanalytiker faßt die Phänomenologie die Frage nach Sinn, Unsinn, Wert der Begattung selber an. Max Scheler hat den Gedanken des Fortpflanzungszwecks für die geschlechtliche Vereinigung ausdrücklich verworfen. Und ein anderer sehr selbständiger kölner Denker, der Privatdozent Ernst Barthel (1) begründet seine gleichsinnige Überzeugung in einem besonderen anmutig geschriebenen Buch, das schon um seiner eigenartigen Grundüberzeugungen willen lesenswert ist. Diesem lyrischen Philosophieren stellt sich nämlich Befreiung und Steigerung des Eros in der Menschheit als höchster aller Lebenszwecke dar. Das Geschlechtliche erhält hier der bloßen Fortpflanzung gegenüber Eigenwert, Autonomie. In Gegensatz zu allen älteren Generationen, im Gegensatz zu Fichte, Kant, v. Hartmann, Schopenhauer, Strindberg gibt Barthel dem Geschlechtsakt einen positiven Sinn in der überquellenden Freude des Lebens selber. In der philosophischen Würdigung des Kusses, der Sprache des Schweigens, der Menschen der genialen Liebe ist Barthel nur noch mit den feinsinnigen Ästhetikern der Hegelschule zu vergleichen. Wenn von irgend jemandem, ist von diesem reichen und gedankenstarken Geist die Wesensanalyse der menschlichen Begattung zum Unterschiede vom tierischen Paarungsmechanismus und eine philosophische Deutung des Liebesgenusses zu erwarten, der bis heute immer noch als jenes bloße „Bedürfnis" dasteht, dessen man sich schämen soll und den das Weib nicht einmal kennen darf. Reine und tiefe Gedanken an Stelle des vermuckerten Gewissens können und werden — das ist unsere Überzeugung — den Geschlechtsakt aus dem Dunkel der Finsterlinge heben und ihm jenen Platz an der Sonne geben, der ihm gebührt. In diesem Unternehmen ist uns Barthel Führer. Bei seiner Methode („Nicht beweisen, sondern Freunde sammeln und Feinde bekämpfen, ist der Sinn aller Philosophie") ist an Einwänden kein Mangel, deren wichtigster den angeblichen Sympathiecharakter, den sozialen, dialogischen Charakter der geschlechtlichen Liebe betrifft. Beruht diese mit Barthel wirklich auf tatsächlicher Strahlungsenergie von Mensch zu Mensch, oder ist sie nicht vielmehr ein Einsamkeitsphänomen, eine monologische Selbstbefriedigung zu zweien, die einander nie „verstehen", deren Geschlechtsorgane aber vortrefflich zueinander passen und sich „verständigen" (was etwas ganz anderes ist)? Wie wäre sonst der Erfolg der Heiratsschwindler bei den zartesten und sensibelsten Frauen zu erklären? Das ist noch etwas anderes als jene Urfremdheit zwischen M und W, jene Weltpolarität, die auch Barthel anerkennt und die eben in der (behaupteten) Absolutheit und Uranfänglichkeit des Geschlechtergegensatzes besteht. Nicht vergessen seien die wundervolle Sprache und die vollendete Darstellungskunst des Verfassers, die das

in unserem Schrifttum einzig dastehende Werkchen als edle Festgabe zu Geschenkzwecken prädestinieren.
Ein gleichgesinnter, der Schule Max Schelers noch näher stehender Denker ist Erich W. J. Meyer (2), der uns die Grundzüge einer Metaphysik der Geschlechter beschert und die Ergebnisse der modernen Biologie und Psychologie hierfür nutzbar macht. Aus diesen gewinnt er die im Gegensatz zu Aristoteles stehende Überzeugung, daß die strenge Zweiheit alles Lebendigen als Männliches und Weibliches sowohl die untermenschliche wie die übermenschliche Sphäre (die himmlischen Geister) durchzieht. Dem würde die Erscheinung der geschlechtlichen Zwischenformen nicht widersprechen, da die absolute männliche und weibliche Tendenz Elemente sind, aus denen beiden sich jeder Mensch, ob Mann oder Weib, erst zusammensetzt (womit Weiningers geniale Konzeption von M und W als Elementen jedes Menschen bestätigt wäre). Meyer hält beide Formen für metaphysisch ebenbürtig, dagegen die weibliche für die erste und ursprüngliche im entwicklungsbiologischen Sinn, in die sich alles Männliche wieder zurückbilden kann. Und diese Grundverschiedenheit betrifft erst recht die Seele, die niemals neutral, sondern männlich oder weiblich ist und deren grundverschiedene Eigenschaften der Verfasser reizvoll auseinandersetzt. Noch radikaler als für die Erfahrung gibt sich der Unterschied für die Wesensschau als ewige Trennung geistiger Wesenheiten. Hier ist der Mann das höhere, gottnähere Wesen. Er ist kosmisch verwurzelt, das Weib erdhaft gebunden, naturnah, woraus sich die Erlöserrolle des Weibes und die „ratlose Fluchtbewegung des Mannes in den Schoß des Naturhaft-Weiblichen angesichts der letzten nothaften Dinge des Lebens" erklärt. Mann und Weib haben verschiedene Weltanschauung, einen verschiedenen Gott. Von Schelers vier weiblichen Typen der „Mutter an sich", der „Nonne", der „Hetäre" und der „Schaffnerin" (Martha) werden die drei ersten beibehalten. Eine Typologie des Männlichen (etwa das Vaterhafte, das Faustische, das Tassohafte, das Faunische, das Muckerhafte) wird als unmöglich abgelehnt. Und letzten Endes bleibt der Geschlechtsunterschied für das Erkennen ein ewiges Rätsel. Der Geschlechtsakt wird mit Schleiermacher, Scheler, Marcuse, Müller-Lyer als zweckfreies, vornehmstes und höchstes Symbol des Sympathieausdrucks angesehen. Beim Manne klingt er jäh und steil, beim Weibe sanft und lyrisch ab. Der Verfasser erhofft mit Recht eine Rehabilitierung der Geschlechtlichkeit mit all ihrer Sinnlichkeit durch die neue Jugend. Sein ernstes sympathisches Buch wird durch die im Zug der Zeitmode liegenden abenteuerlichen Erosspekulationen nicht entwertet.

Was diese Denker an spekulativer Unbekümmertheit vielleicht zu viel haben, besitzt Rudolf v. Delius zu wenig. Mit ihm betreten wir eine andere Welt. Er gehört nicht zu dem Typus Menschen, die sich geschlechtlichem Genuß nur dann hingeben können, wenn sie ihn auch gedanklich ins reine gebracht haben, sondern zu jenen, die umgekehrt den Genuß mit der Musik betrachtender Gedanken begleiten, um ihn zu verstärken. Delius ist kein Philosoph. Er verwandelt den Spinoza wie den Nietzsche ins Banale. Er hat kein Organ für philosophischen Tiefsinn und das Aufwühlende des Gottesgedankens und seine Wahrheit. Das beharrliche Vorschmecken des „Innenerlebnisses" (!) wird vielen gegen den Geschmack gehen. Trotzdem sei sein Büchlein „Genuß der Welt" (3) um der nützlichen Hindeutungen auf Leopold v. Ranke und den so wenig geschätzten Brockes und der Gedichte willen auch für solche, die nicht Sensualisten sind, sondern nach dem Sinngehalt ihres Tuns und Genießens fragen, genannt. Auch die Lösungsversuche seines Büchleins „Kultur der Ehe" (4) sind keineswegs allgemeingültig. Man kann nicht die Heilige, die mütterliche Pflegerin auf die unterste Stufe der Drei-Typen-Reihe des Weibes verweisen. Und so primitiv und eintönig wie das geschlechtliche Empfinden des Mannes dargestellt wird („Er braucht in gewissen Abständen eine Samenentleerung ... Das Genußmittel schläft dicht nebenan und ist jederzeit zur Hand"), ist es auch nur beim Durchschnitt denn doch nicht. Woher sonst der elementare Drang nach Abwechslung? Woher der typische Triumph des fremden Leibes über den womöglich schöneren der Gattin? Und dann die Eheprobleme selber. Sie sind hier alle aus der Erotik, aus dem Genußwillen, aus der Absichtlichkeit des Erlebnishaschens geboren. Das aber erschöpft die Ehe bei weitem nicht. Vom Mysterium der Ehegemeinschaft, von ihrem sittlichen Gehalt, metaphysischen Sinn, religiösen Grundcharakter, ihrer Wahrheit oder Verlogenheit und allem, was ein junges Herz, die neue Jugend, keine im Genießen routinierten Lebegreise, begeistert, findet sich in diesem altklugen Buche nichts, gar nichts.
Wer eine Schule für werdende Frauenkenner sucht, sei nachdrücklich auf A. Bauers dicken Band „Weib und Liebe" (5) hingewiesen, wiewohl dieses überaus lehrreiche Buch in erster Linie für Frauen geschrieben und auch geeignet ist, weil der Verfasser nicht so in die Details geht wie Forel und nicht den gelegentlichen Zynismus Freuds besitzt, den er allerdings zu wenig berücksichtigt. Bauer hält die Zweigeschlechtlichkeit für keinen Urzustand, sondern für eine Anlage, die sich erst im Mutterleibe bildet, aber auch für keine bloße Vergiftung unseres Körpers durch „Andrin"

und „Gynäcin", wie man nach Steinachs Experimenten annehmen könnte. Die Abstoßung und Anziehung der Geschlechter ist für Bauer keine Wirkung chemischer Substanzen, sondern das Werk einer überirdischen Macht, nennen wir sie Fatum oder Karma, ermöglicht durch Fortleben nach dem Tode und Reinkarnation. Der Liebesakt selber wird — gegen Schopenhauer und alle Lustprämientheoretiker — mit guten Gründen als ein dem Schmerz nahestehendes Empfinden bezeichnet. Und im Gegensatz zur kölner Schule erfährt die ihm innewohnende Grausamkeit, die seine angebliche Funktion der symbolischen Sympathiebezeigung doch sehr in Frage stellt, ihre gerechte Berücksichtigung. Ein normaler Rest des Kannibalismus der Kreuzspinnen, Heupferdchen, Gottesanbeterinnen, bei denen die Männchen teils während, teils nach dem Geschlechtsakt zugleich zum Hochzeitsbraten für die gefräßigen Weibchen herhalten müssen, findet sich bekanntlich auch beim Menschen. Unersetzlich für Dichter und Menschendarsteller ist die Analyse der Liebesentwicklung, angefangen von der Schwärmerei des jungen Mädchens, und der „ersten Liebe", die nur geringe bewußte Bedeutung im Leben des Weibes besitzt, die aber das Interesse am männlichen Geschlecht und die Sexualität weckt: die beiden Komponenten der bis ans Lebensende bleibenden und das Weib (wie den Mann) polygam empfinden lassenden „Liebesbereitschaft", an deren Anerkennung uns nur ein letzter Rest Mittelalter hindert. Das Weib empfindet die geschlechtliche Begier genau so stark wie der Mann, nur daß es sie verhüllt und verschleiert. Dem Weibe wird ein künstlich hervorgerufenes Schamgefühl und eine übertriebene Einschätzung seiner angeblich begierdelosen Reinheit anerzogen. Es weiß den Geschlechtsegoismus seiner „Hingabe" geschickt als Opfer zu drapieren, um im eigenen und fremden Wert und damit in der Anbetungswürdigkeit zu steigen. Mag Bauer in der Betonung der Ichliebe, der sich selber als Ideal einschätzenden Eitelkeit, als Dauermotivs des Weibes übertreiben: seine (übrigens sehr schonende) Zertrümmerung der mittelalterlichen Liebesideologie ist auf alle Fälle ein Verdienst. Das Weib ist auch nicht „passiv". Sein geschlechtliches Verlangen, einmal geweckt, steigt in der Ehe, wenn das des Mannes sinkt, und nimmt auch nach den Wechseljahren eher zu als ab, so daß es zur Ausübung des Geschlechtsakts auch nachher fähig bleibt, während das Eintreten der Impotenz den Mann geschlechtlich gänzlich entwertet. Verlangt da nicht die fable convenue vom erlaubten Altersunterschied sehr wesentliche Berichtigungen im Interesse des Weibes und seiner Glücksverwirklichung?

Das Zerreißen aller dieser und anderer Illusionen über die Liebe hat nun bekanntlich zu jener Gefährdung der Ehe geführt, die, auf der östlichen Erdhälfte niemals verwirklicht, weil der Anerkennung der Frau als Persönlichkeit entbehrend, eine Schöpfung der westlichen Erdhälfte ist, die in der Ehegestaltung die Führung hatte. Heute dagegen, da die Entwicklung rückwärts geht und die Ehe sich in voller Auflösung befindet, wo „das Ganze kehrt!" kommandiert wird, da marschieren die bisher Letzten und Unreifsten voran. Die Führung hat darum Moskau, das in der Zersetzung der Ehe das Menschenmögliche leistet und von dem zahlreiche Volksgenossen eines Goethe und Nietzsche die Neuordnung der Dinge erwarten. Weil, wie man nun endlich einsieht, die Ehe das erotische Bedürfnis nicht befriedigt, Gemeinschaft und individueller Genußwille in gegensätzlicher Spannung stehen, wählt der unkomplizierte Radikale — der Russe, die Jugend — die Zertrümmerung der Ehegemeinschaft, die sich mit dem Gedanken der „Kündigung" nicht verträgt.

Diese „Lösung" aber ist keine. Denn wir brauchen Liebe und brauchen Ehe. Die bolschewistische Voraussetzung, daß sich das Leben auf eine allgemeingültige mathematische Formel bringen lasse, ist philosophisch falsch. Zur Liebesphilosophie tritt die Ehephilosophie. Und zeigt uns Barthel, daß die Ehe erotisch nicht genügt, so ist Graf Keyserlings (6) Verdienst der Hinweis, daß sie es auch gar nicht braucht. Die kommunistische Schlußfolgerung ist alles andere als zwingend. Denn die Ehe ist unersetzlich. Aus diesem Grunde war es von Keyserling richtig, keinen Sowjetrussen in sein „Ehebuch" aufzunehmen, bedauerlich dagegen, daß kein Vertreter der Jugend den zum Teil schon impotenten Herren die Wage hält. Keyserling hat sich vorzugsweise mit Psychiatern und Literaten, darunter dem von ihm arg überschätzten Paul Ernst, umgeben. Nur zwei tiefgläubige Menschen sind darunter, und sie stecken weit im Mittelalter. Ein moderner Mensch von der Entschiedenheit eines Ernst Zahn fehlt. Aber der Geist Ernst Zahns ist da, wenn auch nur in Keyserling selber, der dem unjugendlichen Buch zwei Aufsätze beigegeben hat, die zum Stärksten, Tiefsten und Treffendsten gehören, was heute zum Eheproblem gesagt werden kann. Keyserling betont die Schicksalsverknotung unlöslich, weil durch den Adel ihres bloßen Seins verbundene Menschen wissen, was sie sich und ihrer Stellung in der Ordnung der Dinge schuldig sind. Adel und Niveau sind Schicksal und verpflichten. Das Höchste für zwei Eheleute zu wissen ist: jeder steht in der Welt wie zueinander an seinem Platz. Das ist die von Keyserling mit glücklicher Neuprägung

sogenannte „Standesehe" mit ihrem heroischen und tragischen Einschlag und ihrer Berufenheit, die veraltete Ideologie der „Treue" und „Kameradschaft" abzulösen. Nicht Beethoven und Goethelektüre, auch nicht die Musik philosophischer Gedanken und gemeinsame Wanderfahrten, so wertvoll sie sind (aber auch nicht Staubwischen, Kinderwiegen, Geldverdienen), sondern Kampf, Not, gemeinsame Verschuldung, Verantwortung, Interessensolidarität hämmern eine Ehe, die nicht mehr aus den Fugen geht. Niemals kann eine Liebschaft die Ehe ersetzen. Und daß diese in fast allem das Gegenteil des Liebestraums wird, ist nicht ihr Mangel, sondern ihr Vorzug. Es war der unselige Irrtum des 19. Jahrhunderts, beides zu vermengen. Durch die wohlbekannte Erscheinung der „Heterogonie der Zwecke" wird die Geschlechtsgemeinschaft zur Gelegenheitsursache, zum Kitt und sinnlichen Träger für etwas ganz anderes, von ihm radikal Verschiedenes, für das aber dem primitiven, zumal dem östlichen Menschen noch das Verständnis verschlossen ist. Das Recht der Liebe bleibt davon unberührt. In jedem Fall jedoch sind freie Verhältnisse, Frühverbindungen, „Hausrat-Gemeinschaften" auf Kündigung, Vergnügungs- und Versorgungsheiraten überhaupt noch keine Ehen. Wer das aber meditiert, setzt seinem Europäertum eine Elle zu.

Der Schluß gehöre den Grazien, der von allem Ernst der Ehe unbeschwerten „Liebe", wie Alexander v. Gleichen-Rußwurm seine „Kritik der verliebten Liebe" nennt (7), die aber mehr ein anmutig-beschauliches Andachts- und Lesebuch über die unvergänglichen Liebenden und Geliebten der Weltliteratur und Kunst und damit ein unübertroffenes Geschenkbuch für Liebende darstellt. Ist doch die hohe Liebe von gleichem Rang wie die Ehe, aristokratisch wie sie und allem Proletarischen abhold. Und wenn sie auch das Pathos der Verantwortung, der Ebenbürtigkeit und der Distanz nicht kennt, so ist sie doch nicht minder tragisch und durch Leid geadelt wie die Ehe. Was sie aber vor ihr voraus hat, ist die Poesie. Gleichen-Rußwurm, der mit diesem Buch seiner Ästhetik der schönen Lebenskünste eine neue Perle eingefügt hat, gibt statt Theorien lebendige Liebesweisheit, statt Aufklärung positive Liebesphilosophie. Wer erschöpft dieses Füllhorn anmutigster Liebesgeschichten, ritterlichster Gestalten, zartester Dichterseligkeiten, literarischer Kostbarkeiten, die der nunmehr sechzigjährige geschmackvolle Sammler und Freund alles Schönen wie ein Fürst vor dem Leser ausschüttet? Liebeskunst, Liebessitten, Liebesprobleme vergangener Zeiten werden lebendig und zum beglückenden Inhalt stiller Stunden. Mit Richard Wagners und Mathilde Wesendoncks tragischem Liebesbund schließt das weihevolle Buch ernst und wuchtig ab. Wenn die hohe, adlige Liebe, die allein das Leben lohnt, im Zeitalter der Nützlichkeit und des Wirtschaftsgeistes aus der Wirklichkeit schwände: in diesem Liebesbuch würde sie weiterleben und sich in bessere Zeiten hinüberretten.

Hohe Liebe und Ehe sind eben nichts für proletarisch empfindende Menschen, auch wenn diese Kapitalisten sind. Zu beiden gehört ein Mindestmaß an Schwung, eine gewisse Höhe der geistigen Lebenshaltung. Das scheidet uns von Rußland und Asien, wie unser Wissen und unsere geschlechtliche Unbefangenheit uns vom Mittelalter scheiden werden, sobald der künstlerisch unbewältigte, rohe Geschlechtsakt von der Bühne und aus den Kulissen verschwunden sein wird und sobald der Roman- und Theaterschriftsteller wieder jenen nuancierten Geschmack an Stelle dick auftragender Primitivität und jene keusche Vornehmheit in geschlechtlichen Dingen bewähren wird, welche die großen Künstler aller Zeiten und Völker besessen haben.

Was für sich selber spricht

Aus „Yuki San". Von Ellen Forest. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Heimgekehrt kleidete sie sich um und traf ihren Vater und ihre Mutter schon eifrig beschäftigt mit den Vorbereitungen zur Reise. Sie erschrak. Die Reise war ihr bis jetzt wie eine vorübergehende Europafahrt erschienen... Die Vorbereitungen machten sie jetzt zu einer Wirklichkeit, die sich vollziehen und die ein Sich-Losreißen von Japan bedeuten würde. Sie fühlte ihre Tränen in sich wie einen ruhigen Quell und verließ den Raum. In ihrem Zimmer rückte sie einen Stuhl ans Fenster und blickte hinaus. Die Sonne hatte sich mühselig durch den Nebel Bahn gebrochen und den letzten Schnee zum Schmelzen gebracht. In der Ferne, über der Bucht zeichneten sich in der feinen Lufthülle die weichen Umrisse des Fuji San (Fuji Yama) unter ihrem Schneemantel ab. Ein Gebet entstieg Gabrieles Seele, ein Gebet voll Bewunderung und Hingabe.

„O hairi nasai" (herein), rief sie. Es wurde an die Tür geklopft.

Yuki San trat ein, den Arm voll Blumen. Gabriele sagte nichts, deutete nur auf den Fuji. Und plötzlich lagen die beiden einander in den Armen, Yukis Blumen über ihnen gleich einer Aureole.

„Ich kam, dir zu danken für alles, was du für mich getan hast," sagte Yuki, die sich langsam losmachte. „Du bist so gut zu mir gewesen wie eine große Schwester."

„Ich wünschte, es wäre wahr, Yuki San. Doch wir können in der Welt so wenig füreinander tun, die Menschen verstehen sich gar zu schlecht."
„Nicht, wenn sie keine Worte gebrauchen. Wenn wir schweigen, verstehen wir uns am besten."
Gabriele suchte in ihrer Erinnerung die schönen Augenblicke ihrer Freundschaft, die wenigen Tage, an denen sie Yukis Seele gewahrt hatte. Und sie entdeckte, daß dies in der Tat immer und immer wieder ein Begriff des Gefühls, nicht des Verstandes gewesen und daß Worte nicht daran teilgehabt hatten. So war es stets mit allem gewesen, was sie in Japan entzückt hatte. Innerhalb der weiten Tempelumzäunung, die jedes Geräusch der Außenwelt abschloß, war es niemals der Tempel selbst, der sie am meisten bewegte, wohl aber die gebrochene Stimme irgendeines Priesters, die aus einem kleinen Nebengebäude drang, wo seine Litaneien zu der ewigen Flamme eines kleinen Altars emporstiegen, um sich dann in dem schweren Duft von qualmendem Weihrauch zu verlieren.
Niemals war es der Palast eines Fürsten gewesen, der auf sie durch seine Größe und Großartigkeit Eindruck gemacht hatte, wohl aber eine stille Pforte, hinter der das Mysterium eines alten, moosbewachsenen, von einer Steinmauer umgebenen Gartens sichtbar wurde.
Niemals die Oper in Tokio, auf die die Japaner so stolz sind – wohl aber das unbeholfene Zupfen an den Saiten eines alten Samisen. Diese naiven Klänge, die aus einem kleinen Häuschen drangen, wo ein goldener Schein Licht vermuten ließ und vor dem eine alte Tanne, ein paar Bambussträucher und ein Pflaumenbaum Wache hielten, gehörten zu ihren teuersten Erinnerungen.
Yuki San hatte recht! Das tiefste Verstehen ist das Verstehen ohne Worte.
Aus der unteren Stadt dröhnten die schweren bronzenen Stimmen der großen Tempelglocken zu ihnen empor, auf die die Gläubigen schlugen, um dem Gott oder den Göttern ihr Kommen zu künden. Und vor Gabrieles geistigem Auge zog eine lange Reihe ernster Priester vorüber, eingehüllt in ihre schweren, grauseidenen Gewänder. Wiederum gewahrte sie den entzückenden Anblick der Übermäntel in ihrer ungekannten Üppigkeit und durch eine Öffnung im Tempel die Landschaft, die in der stilvollen Silhouette das Fuji San ihren Höhepunkt fand.
„An was denkst du?" fragte Yuki San, indem sie einfach eine Frage wiederholte, die Gabriele selbst unzählige Male an sie gerichtet hatte.
„Ich denke an Japan."
„Eh," sagte Yuki San. „Darüber kannst du lange nachdenken."
„Und dennoch nichts wissen."
Darauf sprach Yuki ein Wort, dessen Tiefe sie selbst nicht begriff.
„Kann man denn etwas anderes wissen als das, was man sieht?"
Gabriele antwortete nicht. Ihre ganze Seele war erfüllt von Liebe und gutem Willen. Allein sie wußte nicht, was sie damit beginnen sollte.
„Komm," sagte sie. „Wir wollen die Blumen ordnen. Dann bestelle ich Tee, und du legst deinen Haori ab."
In ihrem Kimono mit der hellfarbigen Obi erinnerte Yuki an ein sehr kostbares und zerbrechliches Püppchen.
Sie erschien Gaby zerbrechlicher und durchscheinender als je zuvor. Sogar die kleine Wunde auf ihrer Stirn entstellte sie nicht. Sie trug sie wie eine Blume, wie eine kokette, schmale Grenze zwischen den tiefen sanften Augen und dem dunklen Haar.
Kiku San, die den Tee brachte, blieb mit der angenehmen Zutulichkeit, die den japanischen Dienerinnen eigen ist, einen Augenblick stehen, um sich das Ordnen der Blumen anzusehen, und äußerte ihre Meinung über einen Zweig, der zu lang, über den „Kubari"[1] sowie über die Farben der Blumen.
Die jungen Mädchen plauderten mit ihr wie mit einer Freundin. Doch, während sie im Begriff war, das Zimmer wieder zu verlassen, nahm sie selbst die ihr gebührende Haltung wieder ein, indem sie sagte:
„Wenn das Fräulein mich braucht, ruft sie wohl, nicht wahr?"
Als die Blumen in den Vasen standen, sagte Gabriele: „Bitte, gieße du doch den Tee ein auf europäische Art. Ich sehe mir so gern deine Hände an."
Gabriele hatte Yuki gelehrt, wie man dies tut, und unbewußt hatte Yuki eine Zeremonie daraus gemacht. Sie kam auf Gaby zu, verneigte sich sehr tief und sagte sich verneigend: „Zucker und Milch?" Als sie die Antwort erhalten hatte, verneigte sie sich nochmals: „Stark oder schwach?"
Sie reichte ihr die kleine Tasse wie ein Weihrauchbecken, indem sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die kleine Tasse heftete, gleich als bilde diese während eines kurzen Augenblicks den Mittelpunkt ihres ganzen Lebens.
Gabriele dachte bei sich: Wie schön ist das. Warum machen wir das nicht auch so? Warum ist bei uns alles so vergröbert, so abgestumpft?
Sie nahm die Tasse entgegen, die Yuki scheinbar widerwillig losließ, wie etwas, das ihr bereits teuer geworden und von dem sie sich nur ungern und nur der Freundin zuliebe trennte. So gestaltete sich diese einfache Handlung zu einem Geschehen voll Köstlichkeit, und Gabriele genoß dies innig und dachte schmerzvoll: Wie kurz nur noch!
So wie die beiden da zusammen waren in der stillen Traulichkeit des Raums, in dem das offene Kaminfeuer summte und die Vergangenheit in ihrem heimlich-tiefen Schlaf ein paar stille Träume träumte, wollte es Gabriele scheinen, als müsse dies immer so bleiben, als könnten sie und Yuki sich niemals trennen. Wiederum erriet Yuki ihre Gedanken.
„Gehst du nun wirklich fort?"
„In achtzehn Tagen."
„Und kommst du nie wieder nach Japan zurück?"
„Das weiß ich nicht."
Yuki brachte eine ganz kleine Schachtel aus ihrem Kimono zum Vorschein und reichte sie Gaby.
Diese dankte und stellte sie auf den Tisch. Sie wußte, wie unhöflich die Japaner es finden, wenn man in ihrer Gegenwart ein Geschenk betrachtet.
„Öffne sie, Gaby, öffne sie. Es ist nur eine Kleinigkeit. Aber du sollst es immer aufheben. Wer das besitzt, kehrt nach Japan zurück."
Gabriele öffnete die kleine schwarze Schachtel. Da lag auf rosenfarbener Watte gebettet ein zierliches weißes Hündchen, ein Ungeheuerchen mit rotumränderten grünen Augen und einer platten Nase.
„Also, du sollst es bewerkstelligen, daß ich nach Japan zurückkehre?" sagte Gabriele lachend. „Du kleines weißes Hündchen, wo steckt denn deine Macht?"
Allein Yuki war sehr ernst.
„Du darfst darüber nicht lachen, du mußt daran glauben, dann wirst du sehen, daß du zurückkommst."
„Wo wirst du dann sein, Yuki San?"
Die Flammen in dem Kamin flackerten noch einmal hell auf, dann fiel das verbrannte Holz mit einem dumpfen Laut in sich zusammen, und das Licht entfloh dem Zimmer. Alles war jetzt anders. Es schien, als habe die Traulichkeit dem einbrechenden Dunkel Platz gemacht.
„Wo wirst du dann sein, Yuki?" wiederholte Gabriele.
„Eh, shirimasén, shirimasén" (ich weiß nicht).
Gabriele trat ans Feuer und warf ein paar Scheite darauf und Tannenzapfen dazwischen. Das verursachte ein seltsames Knistern. Yuki sagte: „Die Oni" (Die Teufel lachen).
Jetzt züngelten die Flammen wieder lustig.

[1] Ein kleines Holz in Y-Form, das an die Vasen gestellt wird, damit man die Blumen so ordnen kann wie man will.

Yuki San hatte sich vor dem Feuer niedergekauert, Gabriele hockte an ihrer Seite. Zwischen ihnen saß die Katze und schnurrte.
„Und Ichiro!"
„Eh, Ichiro?" Über Yukis Augen breitete sich ein dunkler Schatten.
„Ichiro? Ich weiß nicht, ob ich es sagen darf. Aber du wirst nicht darüber sprechen, nicht wahr, niemals. Ichiro muß fort. Er hat mancherlei in den Zeitungen geschrieben, und das hat viel Aufsehen erregt. Und jetzt hat Vater alle Familienmitglieder zu einem Sodan (Familienrat) geladen... Was dabei herauskommen wird?"
„Was geschieht denn bei einem solchen Sodan?"
„Sie trinken Tee und rauchen ihre Pfeife. Vater erklärt dann, was vorliegt, und alle anderen sprechen der Reihe nach ihre Ansicht aus. Ichiro behauptet, das sei Zeitverlust und passe nicht mehr in unsere Gesellschaft. Natürlich verlieren sie viel Zeit. Jeder wartet, bis er an die Reihe kommt, und alles wird an den Haaren herbeigezogen. Ein jeder erzählt die Geschichte seiner ganzen Familie zum soundsovielten Male. Als Ichiro nach Europa gegangen war, haben sie zwei Wochen lang Sodan gehalten."
„Armer Ichiro," sagte Gabriele.
„Er selbst hat am wenigsten darunter zu leiden, denn er ist nicht dabei. Aber für Vater ist es sehr schlimm. Nach dem langen Sodan vor Ichiros Abreise fand Mutter ihn auf der Veranda kauernd, in Betrachtungen verloren, und obwohl die Nacht hereinbrach, blieb er noch immer da sitzen. Die Mutter meinte, es sei vielleicht ein stilles Sodan mit den Seelen der Abgeschiedenen, denn die Frösche im Weiher quakten gewaltig."

Gabriele lachte nicht. Warum sollte sie das auch tun? Für sie hatte dieser zum Glauben gewordene Aberglauben einen ganz besonderen Reiz. Sie fragte nur: „Aber wo will er denn hin?"
„Nach Paris, fürchten wir. Es wird einen langen Sodan geben."
Sie sprachen noch über alles mögliche, über das Verlassen der Schule — über die Reise nach Europa — über alles, was sie gemeinsam erlebt hatten. Nur das eine: — Nikko wurde nicht erwähnt.
Als es vollkommen dunkel war, erhob sich Yuki San, um zu gehen. So wie sie den festen Horizont der Konvention brauchte, um vor Sklaverei bewahrt zu werden, so brauchte ihr Gefühl die Dunkelheit, um sie vor dem Schlimmsten zu behüten, das ihr widerfahren konnte, vor dem Gefühl, daß sie exzentrisch sei oder maniriert und anders als andere japanische Mädchen. Dies war für sie ein schwieriger Augenblick, und ihre Gedanken kämpften einen heftigen Kampf mit der jahrhundertealten Konvention. Allein die Tradition trug den Sieg davon, und der Ernst ihrer Seele wandelte sich in leeres Geplapper. Sie erinnerte Gabriele an das Porzellanhündchen.
Das Letzte, was Gabriele von ihr sah, war ein blödes Lächeln, das Letzte, was sie von ihr hörte, ein törichtes Kichern. Doch als sie ihr vom Fenster aus im Dunkeln nachschaute, sah sie Yuki San, gebrochen „eine Lilie im Sturm", die sich mit dem langen Ärmel die Tränen abwischte. Jene erkannte die Silhouette in der Fensteröffnung, und jetzt lächelte sie wiederum das Lächeln, das Gabriele so tief erschauern machte. Dann nahm das Dunkel sie auf, gleich einer Wolke, die den Mond verschlingt.

Poetenspiegel aus dem 17. Jahrhundert

Herausgekramt von Max Jungnickel (Berlin)

Die Poeten sind gleich den Blumengärten: Wenn sie von den großen Herren befeuchtet werden, so geben sie einen lieblichen Geruch.
Arentino wurde gefragt: Warum die Poeten nicht hochgehalten und, wie von alters, in acht genommen würden? „Weil viel Fürsten," antwortet er, „in ihrem Gewissen überzeugt sind, daß sie keines Lobes mehr so würdig sind als ihre Vorfahren."
Die Poeten sind schöne Tapezierer einer trefflichen Wand, indem sie nämlich die Wahrheit bedecken.
Wie die fetten Hühner nicht legen und die Falken, wenn sie nicht hungrig sind, zur Beize nicht zu bringen, also sind die besten Poeten, welche noch zu wenig, noch zu viel haben. Die guten Künste sind in der Armut entstanden und leben auch darinnen als in ihrem Element.

Als ein schlechter Poet dem Sylla ein schlechtes Gedicht überreichte, gab er ihm eine Verehrung mit dem Beding: er solle hinfort nichts mehr schreiben.
Welche mit schändlichen Dingen ein großes Lob zu erlangen vermeinen, werden sich sehr betrogen finden, wie die unverschämten Buhllieder-Dichter, so vielmehr einen Pechkranz als einen Lorbeerkranz verdienen.
Ein Narr verachtete Dante, als er nach Verona gewichen, und rückte ihm seine Armut vor. Dante aber sagte: „Du kurzweiliger Tischrat hast einen Fürsten deinesgleichen angetroffen, welcher dich reich gemacht. Wenn ich einen Fürsten meinesgleichen antreffe, wird er mich auch reich machen."
Alle Künste ernähren ihre Liebhaber; aber die Poeterei allein läßt die Poeten betteln gehen, weil sie wenig finden, die ihnen ihre Grillen abfangen wollen. Sie müssen mit leerer Hand abziehen und die Musen ohne Brautschatz freien.

Echo der Zeitungen

Bernard Shaw
Zum 70. Geburtstag

„Sein Lachen stieß Tore auf, brach Gitterkäfige entzwei. Der Witz des unruhig schürfenden Geistes drang siegreicher und weiter vor, als es das Pathos des schwerfälligen Ernstes je vermocht hätte. Alte morschgewordene Tafeln zerbrachen; neue richteten sich auf. Griesgrämig gehütete Rückständigkeiten wurden unter Gelächter und Schellengeklingel fortgefegt." H. Rosenthal (Tägl. Rundsch. 341).

„Sein Auge hinter der Brille ist ein Mikroskop, Unsichtbares wird gesichtet. Shaw blickt mißtrauisch auf das Gegenwärtige, er durchdringt die Geschichte in ihren ältesten Dokumenten, liest hinter der offiziellen Schrift die Geheimschrift der Wahrheit und läßt sich von ihren neuesten nicht verblüffen. Wir Deutschen dürfen ihm nicht vergessen, wie er sich im Kriege verhalten hat. Wahrhaft groß, weil wahrhaft unbeeinflußbar. Maeterlinck, gewiß der zartere ‚Poet', hat uns den ‚Schandfleck der Menschheit' genannt, auch der erhabene Philosoph Bergson hat mit den Haßvokabeln nicht gespart: Bernard Shaw hat aus reinerer Höhe auf diese unreine Zeit hinuntergeblickt. Was er gemeint hat, als er sagte, Deutschland müsse von Potsdam befreit werden, verstehen wir wohl. Er glaubte zwar, Frankreich vor uns retten zu sollen, aber dann wollte er uns vor dem zaristischen Rußland gerettet wissen. Das war nicht Haß, das war Liebe." Fritz Engel (Berl. Tagebl. 342).

„Bei oberflächlicher Betrachtung wirken Shaws Komödien wie die vielzuvielen anderen: Philanthropen wollen mit Geld und Güte die Welt bessern, Kinder lehnen sich gegen die Eltern auf, geistsprühende Männer und überlegene Frauen üben schärfste Kritik an bestehenden Verhältnissen, und letzten Endes lösen sich Konflikte und Probleme harmonisch auf. Shaw schöpft aus lebendiger Gegenwart und aktueller Umwelt, und selbst die historischen Motive dienen ihm dazu, auf dem ungewöhnlichen Wege einer formal fast ganz objektiven launigen Analyse das vielgestaltige Leben zu fassen mit dem Ziel: Überwindung alles Pathetischen aller heroisierenden Ideale oder, wie er sagt, ‚jeglichen hysterischen Ausbruchs'. An diesem Prinzip hält er fest, ob er nun ‚Frau Warrens Gewerbe' schildert oder das zwiefache Spiegelbild des Don-Juan-Motivs in ‚Mensch und Übermensch', ob er den durch die Bosheit der Mediziner sterbenden Maler im ‚Arzt am Scheidewege' zeichnet, oder die Komödie des glatzköpfigen römischen Imperators und der listigen ägyptischen Herrscherin in ‚Cäsar und Kleopatra', oder ob er seine ganz eigenwillige Sonderart in die Worte und Taten der ‚Heiligen Johanna' legt." Hans Sturm (Tag 177).

„Wahrscheinlich verdanken alle seine Figuren ihre sämtlichen Züge Shaws Vergnügen, unsere Gewohnheitsassoziationen in Unordnung zu bringen. Er weiß, wir haben eine entsetzliche Angewohnheit, die Eigenschaften eines bestimmten Typus unter einen Hut zu bringen. Ein Wucherer lebt in unserer Phantasie als feig, schleicherisch und brutal. Wir denken nicht daran, es einem Wucherer zu erlauben, etwa mutig zu sein. Oder elegisch oder weichherzig. Shaw erlaubt es ihm.

Was den Helden betrifft, so haben Shaws minderbemittelte Nachfahren Shaws erfrischende Ansicht, daß Helden keine Musterschüler seien und Heldentum ein sehr undurchsichtiges, aber höchst lebendiges Sammelsurium höchst widerspruchsvoller Eigenschaften, sehr unglücklich dahin ergänzt, daß es kein Heldentum und keine Helden gäbe. Aber auch das macht wohl nach Shaws Ansicht wenig. Es scheint, er hält es für zuträglicher, unter gewöhnlichen Leuten zu leben als unter Helden." Bertolt Brecht (Berl. Börs.-Cour. 341).

„Neben den Fanatiker, den leidenschaftlichen Hasser, der mit höchster Bewußtheit seine Persönlichkeitsschattenrisse geschnitten hat, tritt plötzlich der ganz von seinen Schöpfungen Erfüllte, der vom Glauben Überwundene, der willenlose Diener seiner Ideale, der Hingegebene, der (wagen wir das Wort): Naive, tritt: Shaw, der Dichter. Das ist der, der unter einer Schar von Schatten, die er (fortwährend zu sich allein sprechend) ihre ergötzlichen Redekünste zeigen ließ, plötzlich selbstherrliche, vollebendige Menschen stellt, die nichts wissen wollen und sollen, die nur den einen Zweck haben: sie selbst zu sein und uns durch dies Sein die von der Unbewußtheit gewirkte Darstellung des Shawschen Lebensideals (denn ein Idealist ist dieser Bernard Shaw!) aufs innigste zu entzücken. Meist sind es Frauen: Jennifer, Candida, Barbara, Cecily, Johanna: von der Lebenskleinlichkeit, von Niedrigkeit und Schlechtigkeit unberührte Wesen, die durch alle Wirrnisse hingehen, ohne daß ein Spritzerchen vom Lebenskot ihr Gewand trifft." Hans Franck (N. Bad. Landesztg., Kunst 372).

„Ohne Zweifel ist Shaw durch Geist, Zweck und Erfolg heute der bedeutendste Mensch unserer Zivilisation. Ich sage: Zivilisation, denn es fehlt ihm etwas, was frühe Freunde von ihm instinktiv erkannten und was ihn wohl unseren Intellekten Überzeugung, Bewunderung, ja, Ehrfurcht und Gefolge abzwingt, — aber er läßt unsere Herzen kalt, und er hat noch nie ein warmes Wort, eine innige Geste, eine menschliche Schwäche gezeigt. Chesterton bezeichnet ihn mit Recht als heidnischen Mystiker, er könnte aber ein Messias sein, einer der uns erlösen würde von allem Problem und aller Unreinheit, — hätte er die gleiche Kraft des Herzens wie die des Geistes. Und das darf nicht vergessen werden, einem Porträt hinzuzufügen, soll es ehrlich sein und getreu." Heinz Liepmann (Stuttg. N. Tagbl. 342).

Vgl. auch: Oskar Walzel (Münch. N. Nachr. 205 u. a. O.); Hanns Martin Elster (Ketzerische Gedanken, Kreuz-Ztg., Lit. 340 u. a. O.); Paul Berglar-Schröer (ebenda); Monty Jacobs (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 172); Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 341); St. John Ervine (Köln. Ztg. 547); Wolfgang Schumann (Arb. Ztg., Wien 208); A. Thurston Hopkins (N. Zür. Ztg. 1199 vgl. 1272); Kate Rosenberg (N. Zür. Ztg. 1203); Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissensch. 169); Christian Rodegg (Württemb. Ztg. 169); Marianne Bruns (Hannov. Kur., Lit. Beil. 342/43); Paul Wittko (Hamb. Korresp., Ztg. f. Lit. 171); Fritz Droop (Mannh. Tagbl. 200).

*

Reinhard Johannes Sorge
Zur 10. Wiederkehr des Todestages

„Wundersam werden oft schöpferische Naturen, denen früh zu scheiden bestimmt ist, von einem Drang der Ahnung zu rastlosem Schaffen getrieben, aber auch befähigt, so daß ihnen Blüten und Früchte an einem Zweige sich drängen, wie in den Orangengärten gesegneterer Himmelsstriche. Zwei unter den deutschen Dramatikern haben die Mitte der Zwanziger nicht erreicht und dennoch ihre geistige Gestalt dargelebt, ihre Stelle in der Reihe von Heinrich v. Kleist bis Gerhart Hauptmann bezeichnet, ihr Werk in den Anfängen schon zu einem starken, ja vollkommenen Ausdruck ihrer Art und Kunst vertiefen können. Der eine, Georg Büchner († 1837), ist endlich in unserer Zeit zu seinem Rechte gekommen, im Schrifttum wie auf der Bühne. Für den anderen, den der Weltkrieg am 20. Juli 1916 in fremde Erde gebettet hat, Reinhard Sorge, sollte die heutige zehnte Wiederkehr seines Todestages zum Auferstehungstage werden im Gedenken und der Liebe seines Volkes!" Roman Woerner (Münch. N. Nachr. 199).

„Für Sorge gab es keine ‚Literatur', keine ‚Schriftstellerei', die als ‚Beruf' einige Stunden des Tages in Anspruch nahm. Wir kennen seit Hölderlin keinen Dichter mehr, dem Leben und Lebensausdruck so innig eins und als Einheit der Idee untertan, nein eingeboren waren. Das Leben Sorges war ein einziges ohne jedes Hemmnis lebende Opfer für das Werk, das Werk nur der Lobgesang und das Gebet des Lebens; Leben und Werk aber fühlten sich Gott zu eigen, wußten sich bestimmt, Gott neu zu verkünden, opferten auch noch die Seligkeit der verkündenden Kunst hinwiederum Gott auf.

Wer den Menschen Sorge mit hellem Auge kennen lernt, steht beschämt beiseite, wenn er sieht: wie so ganz und unbedingt gut dieser Mensch unserer Tage werden wollte und ward. Wer die Dichtung Sorges als Gesamtausdruck dieses Willens zur Wirklichkeit heiligmäßigen Lebens kennen lernt, steht hingerissen vor der Kraft herrlicher Jünglings-Begeisterung, steht tief schweigend vor dem Mysterium der Gnade, das hier dichterisch wahrhaftigen Ausdruck fand . . ." Martin Rockenbach (Köln. Volksztg. 528 u. Germ., Werk 17).

„‚Der Himmel sucht mich immerzu.' Dies Wort, das Maria im ersten Stück von ‚Metanoeite' spricht, erscheint als das Leitmotiv von Sorges Dasein, soweit es uns in seiner Abgebrochenheit übersehbar bleibt. Eines aber ist nicht zu verkennen: daß der Sorge der katholischen Periode dichterisch nicht an den Verfasser des ‚Bettler' heranreicht. Er ist eingespannt in einen Vorstellungskreis, den er vielleicht innerlich doch noch nicht genügend durchdrungen hatte, um aus ihm ein Bleibendes zu sagen, und so können die Dichtungen jener Zeit wohl nur als Entwicklungsstationen bewertet werden. Mit dem Erstling aber hatte er ein Werk geschaffen, das ganz große Hoffnung war, und das als Ausdruck einer ganzen Jugend den Namen des Dichters vor dem Vergessenwerden schützt. P. H. (Deutsche Allg. Ztg. 332).

„‚Metanoeite' ist der Aufruf, unter dem Sorge drei Mysterien zusammengefaßt hat. Metanoeite! Denket um! Tut Buße! In diesem ewigen Wort des Matthäus-Evangeliums hat Reinhard Sorge sein eigenes Leben erfahren. Diesen Ruf hat er weiter gegeben an seine Zeit. So sah dieser Religiöse das Zeit-Gemäße. Dies war seine Sendung. Die Zeit, wird zu erweisen haben, ob sie stark und begnadet ist den Weg zu Gott zu finden und von hier aus die Welt, und noch die Kunst, das Drama in metaphysischen Aspekten, religiöse Dichtung in ihrer Erhabenheit neu zu begreifen. Dann hätte sich Reinhard Sorges Sendung erfüllt. Schon heute aber ist er ergreifend lebendig als einer, der nicht fragwürdig in Widerspruch

zwischen Leben und Werk, Schaffen und Sein, der geborgen in Gott eins und einig war." Max Freyhan (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 165).

Vgl. auch H. F. (Stuttg. N. Tagbl. 333); Heinrich Bachmann (Germ., Ufer 27, 29).

*

Charlotte von Schiller
Zum 100. Todestag

„Der Kampf gegen Schillers Poesie, Pathos, Idealität war immer zugleich ein Kampf gegen seine Auffassung vom Weibe und ein Kampf zugleich gegen das von seiner Gattin verkörperte Frauenideal. Schon zu seinen Lebzeiten fing das an. Der Kreis der Romantiker spottete weidlich über den ehemals so revolutionären, jetzt so klassischen Dichter und seine ehrbare Ehe. Frau Karoline Schlegel, die geistreichste Frau jener Zeit, wollte fast vom Stuhle purzeln, als sie Schillers ‚Glocke' kennen lernte. ‚Ehret die Frauen, sie stricken die Strümpfe . . .' Zu deutlichen Anteil hatte Charlottens Bild an Schillers Frauenideal. Und war diese ihres Gatten treue Schicksalsgenossin im Leben, so hat sie auch im Urteil der Nachwelt alle Wandlungen der kulturellen, ästhetischen und menschlichen Schätzung Schillers mitgemacht, miterduldet. Und was für Wandlungen! An allem, was man von Unnatur, Unechtheit, verstiegener Pathetik, Moralhaltigkeit in Schillers Lyrik und dem Lyrismus seiner Dramen zu entdecken meinte, mußte Charlotte mitschuldig sein, die seine weltanschaulichen, künstlerischen, menschlichen Ideale selber teilte, seine Ideale vom Weibe, von Liebe und Ehe, von Heimatliebe und vaterländischem Freiheitsgefühl sogar verkörperte.

Eine andere Wertung von Schillers Künstlertum muß daher auch seine Gattin mitbetreffen. Sie sind nicht trennbar. Schiller als hohler Pathetiker und seine Frau als sentimentale, steife ‚Dezenz', wie Karoline Schlegel sie zu verspotten liebte, — oder Schiller als der Dichter des deutschen Idealismus, als bedeutendster Gedankenlyriker neben Goethe und Novalis und dann Charlotte als die Priesterin dieser Liebesflamme, die nur dem Ideal, niemals der gemeinen Wirklichkeit brannte: für eines von beiden wird man sich entscheiden müssen. Zahllose Deutsche haben sich aus Tapferkeit zugunsten des Realismus entschieden und die tatsächliche Macht des Gemeinen in der Welt anerkannt. Nun, aus Tapferkeit und Mut ist auch Schillers heroischer, himmelstürmender Idealismus geboren, der mit dem falschen, schönfärbenden Idealismus ja nicht verwechselt werden darf. Schiller, von dem die Worte stammen: ‚Wisset, ein erhab'ner Sinn legt das Große in das Leben, und er sucht es nicht darin', auf den die Worte der Manto passen: ‚Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt', war durch und durch heroischer Mensch. Wer sein Ringen um das Ungemeine, Ätherische, in jedem Sinne Transzendente Rhetorik nennt, hat ihn nie verstanden. Und dies, sein Erlebnis, rankt sich um die höchsten Geistesgüter und besonders um das Weib. Dessen lebendiges Symbol ist Charlotte." Paul Feldkeller (N. Zür. Ztg. 1110).

Vgl. auch: Tony Kellen (Schwäb. Merkur, Sonntagsbeil. 304); Mario Krammer (Deutsche Allg. Ztg. 313); Margarete Weinberg (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 157); Hanns Martin Elster (Bund, Bern 284); Willy Oeser (Köln. Volksztg. 496); Hermann Mosapp (Württemb. Ztg. 153); Christian Rodegg (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 153); Rudolf Krauß (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 157); Paul Landau (Magdeb. Ztg. 341); Sidonie Rosenberg (Braunschw. N. Nachr., Sonntag, 4. Juli); Peters (Tag 163); Otto Güntter (Württemb. Ztg. 157); Mosapp (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 312); Schneider (Köln. Ztg. 502); Otto Güntter (Gedächtnisausstellung im Schiller-Nationalmuseum Stuttg. N. Tagbl. 313); Karlsr. Ztg., Wissenschaft (157); Münch. N. Nachr., Frauenztg. (183); Vorwärts (318).

* * *

Zur deutschen Literatur

Über J. J. Bodmer und die moderne deutsche Dichtersprache liegt ein Aufsatz von Konrad Burdach (N. Zür. Ztg. 1078, 1097) vor. — Ein Lessing-Denkmal überschreibt Bernhard Diebold wertvolle Gedanken über Lessing (Frankf. Ztg. 470 — 1 M.). — Friedrich Matthisons Kinder- und Jugendjahre in den Magdeburgischen Landen schildert Wilhelm Garke (Magdeb. Ztg., Montagsbl. 29, 30).

Goethe in Karlsruhe nimmt Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissenschaft 151) zum Thema. — Über „Kritische Gäste bei Goethe" plaudert C. K. (Deutsche Allg. Ztg. 310). — Eine „Entscheidungsfrage für den deutschen Geist": Goethe oder Dostojewski? wirft R. H. Grützmacher auf (Köln. Ztg., Lit. Beil. 494, 500).

Zu Schellings „Clara" äußert sich Felix Braun (Deutsche Allg. Ztg. 337). — Übersicht über neue Hölderlin-Funde wird (Stuttg. N. Tagbl. 311) geboten. — Über Hölderlin schreibt Eugen Kurt Fischer (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 295, 307). — „Wie Joseph Görres den Doktortitel erhielt", erzählt Karl Alexander v. Müller (Köln. Volksztg., Schritt d. Zeit 520), über Görres und die Freimaurerei schreibt Jos. Kuckhoff (ebenda Lit. Bl. 52). — Eine Studie über Caroline von Günderode bietet Karl Zimmermann (Köln. Ztg., Lit. Bl. 543, 551, 557). — Über Wilhelm

Hauff äußert sich Arthur Friedrich Binz (Karlsr. Tagbl., Lit. Beil. 200 u. a. O.). — Des 50. Todestages von Karl Simrock ist vielfach gedacht worden: Oskar Walzel (Württemb. Ztg. 166 u. a. O.); Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 163); Eugen Peterson (Stuttg. N. Tagbl. 330); Wilhelm Schulte (Germ. 328); Paul Wittko (Jungdeutsche, Unt.-Beil. 166); P. B. (Deutsche Allg. Ztg. 329); Röhr (Tägl. Rundsch. 318); Magdeb. Ztg. (357); Tag (171).

Einen Aufsatz über Gustav Theodor Fechner bietet Paul Feldkeller (Frankf. Ztg. 515 — 1 M.). — Über die Hebbel-Reliquien des kieler Museums berichtet Ch. Kühl (Tag 174), über die zerstreuten Hebbel-Nachlässe schreibt A. Dettling (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 26). — Die Beziehungen zwischen Hebbel und Peter Cornelius bringt Paul Zschorlich zur Darstellung (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 162, 163).

Ein unveröffentlichter Brief von Freiligrath über Gottfried Keller wird von Hans Zeeck (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 169) mitgeteilt. — Über „Gottfried Kellers Selbstkorrektur" schreibt Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 524 — 1 M.). — Über Nietzsche und die Charakterkunde läßt sich Carl Albrecht Bernoulli im Anschluß an die Schrift von Ludwig Klages (Münch. N. Nachr. 198) vernehmen. — Über Nietzsche und Karl Heinrich Freiherrn v. Stein handelt Thiry (Köln. Ztg., Lit. Bl. 537). — Den Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Fr. Th. Vischer nimmt Walther Eggert Windegg zum Thema (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 28, 29). — Den Germanisten Rudolf Hildebrand behandelt Hermann Michel (N. Zür. Ztg 1033). — Über Scheffel und Feuerbach schreibt Alfred Maderno (Köln. Ztg., Lit. Bl. 524), Scheffels Bergfahrten schildert H. Geibel (Münch. N. Nachr., Alp. Beil. 195). — Unter der Überschrift „Ein österreichisches Schicksal" spricht Erwin H. Rainalter über Ferdinand v. Saar (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 339).

An Max Eyth erinnert Karl Fuß (Magdeb. Ztg., Lit. Beil. 325). — Zum Gedächtnis von Max Dauthendey schreibt L. Zoepf (Stuttg. N. Tagbl. 326). — Als den Dichter der Nordsee feiert Paul Wittko (Weser-Ztg., Lit. Beil. 279) Gorch Fock. — Einen Nachruf auf Franz Eichert, in dem der Verstorbene in die Nähe von Richard v. Kralik gerückt wird, veröffentlicht Friedrich Schreyvogl (Köln. Volksztg. 519 u. Germ., Werk 17).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Über Juliane Karwath liegt eine Reihe von Aufsätzen vor: von Walter Bähr (Thür. Allg. Ztg., Lit. Beil. 1 u. a. O.), von Hertha Peipers (Kölner Stadtanz., Frau 14), von Paul Kutzer (Neisser Ztg., Eichendorff Bl. 5). Bei Bähr heißt es: „Zwölf Bücher liegen vor mir, das bisherige erzählerische Werk einer Dichterin, die mehr genannt als wirklich gekannt ist; einer Sucherin und Wahrheitssagerin, die aus der Reife von nahezu fünf Lebensjahrzehnten zarte und köstliche Geheimnisse der Frauenseele mit schonender Hand, aber mit unabweisbarer Notwendigkeit ausbreitet. Durch die bunte Mannigfaltigkeit dieser Bekenntnisse zum Leben rauscht ein verbindender Strom, süß und schwer, jetzt brausend nahe, jetzt gedämpft fern herüberklingend, der Strom des Blutes, dem die Schicksale aus mystischer Tiefe in den Tag entsteigen. — Diesen im letzten unerforschten Quellen des Blutes, seiner rätselhaften Herkunft und dunkelverborgenen Mischung, verdankt Juliane Karwath das Beste ihres hohen Erzählertums, das sich nicht allzuhäufig und gleichsam innerlich zögernd dem leichteren Wellenspiel der heiteren, farbenüberglänzten Oberfläche hingibt. Aus der verlorenen Westmark, aus Straßburg im Elsaß gebürtig, in den meisten deutschen Landschaften aus eigener Anschauung gleicherweise heimisch, kehrt ihr Denken und Schaffen immer wieder zum vielumkämpften Schlesien zurück, in dem sie die nachhaltigsten Jugendeindrücke empfangen hat." — In persönlichen Erinnerungen an Clara Viebig von Ursula v. Skalong (Hamb. Nachr., 29. Juni) liest man: „Merkwürdig ist es, wie ungeschwächt gültig die Problemstellung Clara Viebigs im Wandel der Zeit geblieben ist. Man sollte dies Buch („Das schlafende Heer") heute erneut zur Diskussion stellen, das in seiner Prophetie aufmerken läßt, besonders, wenn man bedenkt, daß es schon im Jahre 1904, in der der Viebig eigenen Realistik geschrieben wurde. Lange noch hört man das gewitterschwangere Leitmotiv, das hindurchzieht und unterstreicht, ‚schwarz droht der Kirchturm von Pociecha Dorf'!" — Auf die schweizerische Erzählerin Gertrud Niederer macht Emil Ermatinger (Münch. N. Nachr. 191) aufmerksam: „Die zwei innerlichen, menschlich und geistig reifen Bücher, ‚Palmiro' und ‚Susanna Rotach', die Gertrud Niederer bis jetzt veröffentlicht hat, sind eine starke Hoffnung des deutschen Schrifttums in der Schweiz. Sie sind aber mehr als das. Man stößt nicht oft auf Frauenbücher, in denen, bei aller blutvoll-sinnlichen Einzelschilderung, eine so klare und überlegene Geistigkeit zu uns spricht, und zwar, das scheint mir ihr besonderer Wert zu sein, eine Geistigkeit, die es verschmäht, Nachahmung männlichen Denkens zu sein, sondern die in jedem Satz ihre weibliche Art bekennt." — Einen Aufsatz über Robert Hohlbaum (Deutsche Allg. Ztg. 301) beschließt Rudolf Krauß mit den Zeilen: „Hohlbaum

müßte jedoch nicht als Österreicher geboren und nicht zum Wiener geworden sein, wenn ihm nicht etwas von jener Leichtigkeit und Weichheit anhaftete, die bei weniger gewissenhaften Naturen zur Leichtfertigkeit und Weichlichkeit ausartet. So findet die pathetische Strenge in Hohlbaums Wesen ihren liebenswürdigen Gegenpol und das Tragische in seiner Dichtung durch komische Zutat erwünschten Ausgleich." — Als einen Meister des Humors charakterisiert Franz Muncker Hans Probst in seinen Dichtungen (Münch. N. Nachr. 202), um dann auszusagen: „Sein Tiefstes, geistig und sittlich Bestes hat er aber in seinen hochdeutschen Gedichten ausgesprochen. Schon 1896 sammelte er sie zu einem schmächtigen Bändchen mit der Aufschrift ‚Lieder sind wir!' (Leipzig bei A. G. Liebeskind); vor einigen Jahren gab er sie wieder als ein Geschenk ‚Für stille Stunden' heraus (Nürnberg bei Carl Koch), durchaus verbessert, neu geordnet, eigenartiger umgearbeitet und, obgleich er mehrere Gedichte gestrichen hatte, doch im ganzen stark vermehrt." — Lebendig schildert Arthur Kahane in einem Aufsatz „Begegnungen" (Berl. Tagebl. 341) den jungen Hugo v. Hofmannsthal, den er als Sechzehnjährigen, ungemein Verheißungsvollen kennen lernte. — Nachdrücklich verweist Martin Rockenbach (Köln. Volksztg., Schritt d. Zeit 501) auf Joseph Georg Oberkofler, den Dichter südtiroler Bauerntums: „Wir erwarten mit Sehnsucht den schon seit Jahresfrist druckreifen Gedichtband ‚Triumph der Heimat'; in ihm werden wir ein reines und menschlich wie künstlerisch außerordentliches Denkmal junger Bauerndichtung besitzen; in ihm hat Oberkofler seinen eigensten Stil und Ausdruck gefunden." — Von Frank Thieß und seinem neuen Roman sagt Hugo Marti (Bund, Bern, Kl. Bund 29): „Mit der Plastik, die wir bei Frank Thieß gewohnt sind, zeichnet er die Schicksale dieser Schar junger Pennäler auf der Schwelle zum bewußten Leben. Sein Roman soll den zweiten Teil eines vierbändigen Zyklus bilden, dem er den Gesamttitel ‚Jugend' gibt und von dem ‚Der Leibhaftige' das dritte Stück ist. Die deutsche Jugend der Gegenwart hat ihren Biographen gefunden, ihren scharfen Betrachter und schonungslosen Deuter. Nicht in wehmütiger Erinnerung, nicht in forscher Burschenherrlichkeitsbegeisterung besingt er sie; aber seine Wahrheit ist getragen von den starken Armen der Liebe und der Hoffnung auf die Zukunft." — Eine kleine reizvolle Selbstbetrachtung veröffentlicht Frank Thieß (Münch. N. Nachr. 196).

Zum 80. Geburtstag von Elisabeth Förster-Nietzsche (10. Juli) meldeten sich zahlreiche Gratulanten: Arthur Liebert (Berl. Tagebl. 320); Leopold Ziegler (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 158); Friede H. Kraze (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 158); K. B. Herzberg (Berl. Börs.-Cour. 312); Max Oehler (Magdeb. Ztg. 344 u. a. O.); Hans-Siegfried Weber (Kreuz-Ztg., Lit. 328); R. H. Grützmacher (Köln. Ztg., Lit. Beil. 506); Magdeb. Ztg. (340). Bei Liebert heißt es: „Ein bündiges Zeugnis für ihr über den Durchschnitt weit hinausgehendes Verständnis der philosophischen Leistung Nietzsches liegt in dem Umstand begründet, daß Elisabeth Förster-Nietzsche die innere Zugehörigkeit ihres Bruders zu der großen Entwicklungsreihe der deutschen Philosophie, im besonderen zu der von Kant ausgehenden idealistischen Philosophie immer betont und verschiedentlich nachzuweisen versucht hat. Nietzsche selber hielt sich zwar für einen ganz unabhängigen Denker, und über die Hauptvertreter des philosophischen Idealismus hat er sich bekanntlich nur im Ton entschiedenster Ablehnung geäußert. Aber auch dieser Riesengeist steht im sichernden Zusammenhang der geisteswissenschaftlichen und geistesgeschichtlichen Tradition, dem sich niemand entschlagen kann. Und es wäre nur zu begrüßen, wenn die Anregungen und Andeutungen von Frau Förster-Nietzsche nach der soeben bezeichneten Richtung aufgenommen und näher begründet würden. Dann würde sich zeigen, daß sie nicht nur wegen ihres Herzens und ihrer verwandtschaftlichen Liebe, sondern auch wegen ihres Verstandes und ihrer wissenschaftlichen Gesinnung Anspruch darauf hat, mit ihrem Bruder mehr als bloß durch den Namen verbunden zu sein." — Den Gruß zum 50. Geburtstag (13. Juli) von Max Bruns schreibt Will Scheller (Köln. Ztg., Lit. Beil. 512 u. a. O.): „Im Kosmos der geistigen Gegenwart erscheinen Wesen und Werk des Dichters Max Bruns durchaus als eine geschlossene Welt für sich. Nicht mehr jener Epoche angehörend, in welcher Naturalismus und Symbolismus, Materialismus und Idealismus ihren Widerstreit auf literarischem Boden austrugen, und noch nicht jener spätern, in der, ohne bislang zu einer Klärung gekommen zu sein, diesseitige und jenseitige Lebensdeutung aufs neue und schärfer denn je miteinander um die kulturelle Entscheidung ringen, steht Max Bruns allein — ein Starker allerdings, der mächtig wurde, da er seine Zeit nach eigenem Maß gestalten, gliedern und bewegen konnte, geschützt von schicksalhafter Einsamkeit wider alle Anfechtungen des Zeitgeschehens." — Zum 60. Geburtstag von Beer-Hofmann schreiben Monty Jacobs (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 159) und Arnold Zweig (Berl. Tagebl. 322), bei dem es heißt: „Hier ist ein Sechzigjähriger, von dem man, ob zu Unrecht oder nicht, noch eine ganze Lebensarbeit erwartet. Hier ist ein Mensch, von dessen Fülle wie von einem als edel erwiesenen schwertragenden

Baum alle diejenigen noch Gaben erwarten, die sich den Dichter unbeirrbar als den Träger des Geistes, den Offenbarer des Wesens und den Gestalter und Eideshelfer des Edlen in der Welt vorstellen."

Als christlichen Dichter feiert Martin Rockenbach (Germ., Werk 16) Alexander Lernet-Holenia, den heute 27jährigen Österreicher, der zu großen Hoffnungen berechtige. — Über den Marienpreis des Dichters Rainer Maria Rilke schreibt P. Baudenbacher (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 28) über den „französischen Dichter" Rilke Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1081). — Über Jakob Haringer sagt Heinz Liepmann (Hannov. Kur., Gute Buch 324/25): „Über die Persönlichkeit Haringers ist eigentlich alles gesagt, wenn man in seinen Werken zu lesen versteht. Es wird ihm nie gut gehen. Das Leid ist seine Tradition. Auch jetzt noch lebt er in einer kleinen, einsamen Kammer in Reichenhall und wartet auf einen Menschen. Das ist sein Lebensinhalt: Dies Warten. Sentimental, nicht wahr? Aber was versteht jeder vom andern! Er lebt nur, weil er wartet. Wehe seiner Dichtung, würde die Sehnsucht gestillt. Aber — sie wird nicht gestillt werden — die Haringers werden ewig allein sein." — Auf den tauben Arbeiterdichter Walter Scheffler macht Ernst Gwalt (Arb.-Ztg., Wien 197) nachdrücklich und unter Mitteilung eines Gedichts aufmerksam.

Eine gründliche Analyse von Oskar Baums erzählenden Werken, die er hoch bewertet, bietet Otto Pick (Prag. Pr. 201). — Von Arthur Schnitzlers „Traumnovelle" sagt Leo Greiner (Berl. Börs.-Cour. 319): „Das Charakteristische dieses zaubervollen Werkes Schnitzlers aber ist, daß es nicht von der Reflektion, sondern von frei wachsender Phantasie und — im Sachlichen — dem enormen Wissen des Dichters, in die motorischen und raumverändernden Methoden des Traums eingeleitet wird." — In einem Bekenntnis zu Walter v. Molos „Bobenmatz" sagt Werner Schickert (Berl. Tagebl. 326): „Diese Romangestalt Bobenmatz ist in einem so innersten und untergründigen Seelensinn wahrhaftig, daß alle Handlung um ihn ‚seelische Unterhaltung' wird. Daß dieser Dauerdialog (als Monolog ein Dialog mit der ganzen Menschheit oder dem Unendlichen) nie abnimmt an geheimer Kraft des Spendens und erregender Spannung, macht für uns Reichtum und Glücksteil dieses Werkes aus. Es ist eine seelenenergetische Beglückung." — Heinrich Spiero rühmt Georg v. Omptedas Roman „Ernst III." (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 331): „Wir sind an solchen Gaben nicht eben reich, an Erholbüchern wie dieses, vor denen man lacht, ohne sich dessen hinterher schämen zu müssen, vor denen man zunächst an Spielerei glaubt und dann doch von der alles durchscheinenden Menschlichkeit umfangen wird."

Zu Voßlers Dante-Werk bekennt sich Theodor Ostermann (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 27) in freudiger Dankbarkeit. — An Bettelheims „Balzac" rühmt Heinz Michaelis (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 172) die Demut der biographischen Hingabe.

*

Zur auswärtigen Literatur

Eine Studie über Paul Valéry bietet Rudolf Kayser (Berl. Tagebl. 317). — Dem Andenken Jean Arthur Rimbauds ist ein Aufsatz von Heinz Stroh (Frankf. Ztg. 486 — 1 M.) gewidmet. — Den Dichter der Reinheit charakterisiert Anton Schnack in Francis Jammes (Berl. Börs.-Cour. 343). — Über Geneviève Bianquis orientiert Karl Zimmermann (Köln. Ztg. 483). — Die Vorläufer des deutschen Expressionismus in Frankreich läßt Anton Bumiller Revue passieren (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 6). — Den Wandel in der pariser Bohème schildert Walther Tritsch (Deutsche Allg. Ztg. 310).

D'Annunzios neuester Heldentaten tut Paul Diner-Denes Erwähnung (Vorw. 303).

Calderon und das Wesen des katholischen Dramas erörtert Karl Voßler (Münch. N. Nachr. 193).

Shakespeare-Rätsel beschäftigen Leon Kellner (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 168), über Shakespeares Sonette als poetischen Briefwechsel (eine neue Theorie von Wilhelm Marschall, Heidelberg bei Herbert Großberger) schreibt Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn 316). — „Die Wahrheit über Oscar Wilde, eine Entlastung von Lord Douglas" ist ein Aufsatz von Jack Benvenisti (N. Bad. Landesztg., Unt.-Bl. 340) überschrieben. — Die Briefe von Olive Schreiner würdigt Margarete Jodl (Frankf. Ztg. 502 — 1 M.). — Über unbekannte Briefe von Lafcadio Hearn schreibt M. K.-St. (Berl. Börs.-Cour. 308). — Über Jack London liegen zwei Aufsätze vor: von H. H. B. (Germ. 336) und von Valeriu Marcu (Berl. Börs.-Cour. 299). — Über amerikanische Literatur und Rassenfrage handelt M. Murland (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 329). — Die amerikanische Presse charakterisiert Gustav Müller (Bund, Bern 295). — Martha Ostensos Roman „Der Ruf der Wildgänse" wird von Käte Schultze (Braunschw. N. Nachr. 174) eingehend gewürdigt.

Über „Johannes V. Jensen in München" plaudert Peter Scher (Stuttg. N. Tagbl. 331 u. N. Bad. Landesztg. 326). — Den katholischen Roman „Von Sneckenströms" der Schwedin Marika Stiernstedt rühmt

D. D. (Germ., Werk 18) als ein Buch, in dem sich die religiöse Welt voll auftue.

Über Michael Bakunin schreiben anläßlich des 50. Todestages am 6. Juli: Walther Harich (Stuttg. N. Tagbl. 309) und Karl Leuthner (Arb.-Ztg., Wien 179). — Über Tolstojs Todesfurcht äußert sich J. G. (N. Zür. Ztg. 1064). — Unter der Überschrift „Ein todgeschwiegenes Buch" tritt Josef Hofmiller enthusiastisch für Sir Galahads „Idiotenführer durch die russische Literatur" ein (Münch. N. Nachr. 183). — Russische Gegenwartsliteratur behandelt M. Charol (Tag, Unt.-Beil. 172). — „Ilja Ehrenburg und Rußlands nachrevolutionäre Literatur" ist ein Aufsatz von Valeriu Marcu (Berl. Börs.-Cour. 349) überschrieben.

„Tagore, dem Weisen" gelten Ausführungen von Adolf Saager (N. Zür. Ztg. 1084).

* * *

„Der Roman von Auslandsdeutschen." Von Erwin Ackerknecht (Tägl. Rundschau 150).
„Der evangelische Geistliche in der heutigen Literatur." Von Baumann-Königsberg (Tägl. Rundschau, Dienst 19).
„Literaturgeschichte und Philosophie." Von Herbert Cysarz (Köln. Volksztg., Schritt der Zeit 482).
„Professor Unrat." Von Géza v. Cziffra (Berl. Tagebl. 311).
„Dichter-Glaube am Rhein." Von Fritz Droop (Tägl. Rundschau 329).
„Der Weg des deutschen Buches." Von Albert Ehrenstein (Berl. Tageblatt 350).
„Das Dürer-Faustische." Von Kurt Engelbrecht (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 172).
„Proletarische Dichtung." Von Paul Ernst (Deutsche Allg. Zeitung 306).
„Über Geistererscheinungen auf der Bühne." Von Herbert Eulenberg (Köln. Ztg., Lit. 557).
„Der Schriftsteller und sein Beruf." Von Otto Flake (Magdeburger Ztg. 342).
„Romantische Naturphilosophie." Von Georg Foerster (Deutsche Allg. Ztg. 309).
„Wie ist eine Wiedergeburt der deutschen Literatur möglich?" Von Paul Friedrich (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 173).
„Aussterbende Romanfiguren." Von H. W. Geißler (Tag 159).
„Der Teufel in der neuen Literatur." Von Waldemar Gurian (Germania 338).
„Dichtkunst und Speisekunst." Von Margarete Heilmann (Köln. Volksztg. 491).
„Das erste Zeitungsmuseum der Welt." Von Will Hermanns (Köln. Ztg. 524).
„Die deutsche Literatur und das Ausland." Von Waldemar Jollos (Berl. Börs.-Courier 335).
„Die Fuggerzeitungen." Von Johannes Kleinpaul (Augsb. Postzeitung, Lit. Beil. 110).
„Theaterwissenschaft als Universitätsfach." Von Hans Knudsen (Tag 175).
„Englisches Theater deutscher Schauspieler." Von J. Landau (Berl. Tagebl. 332).
„Gegen Zensur, für Sittlichkeit." Von Heinrich Mann (Berl. Tagebl. 338).
„Eine rätselvolle Sprache." Von Alexander Moszkowski (Berl. Tagebl. 337).
„Die rheinische Dichtertagung in Koblenz." (Köln. Ztg. 516.)
„Das deutsche Buch im Ausland." Von Rudolf Roeßler (Stuttg. N. Tagbl. 335).
„Bilder in mittelhochdeutschen Handschriften — Die Manessische Liederhandschrift." Von Gustav Roethe (Magdeburger Ztg. 333).
„Zwei Bücher des Aufbaus, Der neue Roman von W. v. Molo." Von Edwin Rollett (Köln. Ztg., Stadtanz., 333).
„Literarischer Regionalismus." Von P. Scherer (Köln. Volksztg. 474).
„Ein literarisches Rätsel." Von Seiler (Tägl. Rundsch., 297).
„Die Wege des Mystikers." Von Franz Servaes (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 152).
„Rheinische Dichter in Koblenz." Von W. Spael (Köln. Volksztg. 512).
„Der Rhythmus im romanischen Vers." Von Th. Spörri (Neue Zürch. Ztg. 1108).
„Zum Wesen der Kritik." Von Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 171).
„Andreas Hofer in Sage und Volksdichtung." Von Hans Sturm (Tag 174).
„Erziehung gegen Schundliteratur." Von Karl Ullrich (Vorwärts 300).
„Zensur?" Von Kurt Voß (Hannov. Kur. 350/51).
„Ein tausendjähriges Kirchenlied." Von Clemens Wagner (Germ. 317).
„Auf den Spuren des Tannhäuser in Österreich." Von Josefine Widmar (Germ. 321).
„Von Sinn und Rang des Übersetzers." Von Karl Wolfskehl (Frankf. Ztg. 493 — 1 M.).
„Beschwerde gegen einen Verleger." Von Stefan Zweig (Berl. Tagebl. 302).

Echo der Zeitschriften

Preußische Jahrbücher. CCV, 1. (Berlin.) Albrecht Schaeffer beschäftigt sich mit der Frage der Bibelübersetzungen, charakterisiert das Werk Luthers und kommt zu dem Resultat, eine moderne Übersetzung der hebräischen Bibel zu fordern:

„Gerade weil Luthers Werk eine religiöse, nationale und revolutionäre Tat war, darum mußte dies Werk — als Übersetzung — so besonders, so einzigartig, eigenwillig und willkürlich werden, daß es in jedem Augenblick danach, ja im selben Augenblick hätte wiederholt werden können und wiederholt werden müssen, wenn im Feuer jener Stunde an einer Übersetzung, die eben dies war, Wiedergabe des Urtextes, irgendwem hätte liegen können. Seine Notwendigkeit emp-

fing Luthers Werk aus der national-religiösen Wurzel; und aus derselben empfing es seine Einzigartigkeit und Größe, die tyrannische Gewalt, mit der er es in die leidenschaftlich entgegengehaltenen Herzen seiner Gläubigen schrieb. Eine Notwendigkeit als Übersetzung war nicht gegeben; was entstand, war ein Bibelbuch aus einer anderen Bibel, ein neues Werk aus einem alten, das Werk einer gewaltigen Volksstunde aus einem Volkes-Jahrtausend, das Werk einer Empörung, einer Persönlichkeit, eines neuen Gottes, Christi, aus einem Werk der Gerechtigkeit und Treue, der Unpersönlichkeit, der Durchgottung und der Hoffnung — auf Messias.

Denn — mit einem Wort: was auf Luthers Bibel zutrifft im vollen, aber beschränkenden Maße: daß sie ein religiöses Werk ist, das trifft auf die hebräische nicht zu. Sie ist es, und sie ist weit mehr. Sie ist ein religiöses Werk und ein mythisches und historisches und prophetisches und gesetzgeberisches und poetisches und nationelles. Sie hat ebensoviel Gehalte und Werte und Bedeutungen, wie sie Teile hat. Und dies ferner, was ich weiter oben schon angedeutet habe: daß Luthers Altes Testament seine Geltung nicht aus sich selber empfängt, sondern aus dem Neuen. Und ferner: Waren wir, der nordische Mensch, der Bibel bedürftig um ihres Ethos willen? Mußten wir Sitte lernen aus ihren zehn Geboten, oder waren diese zehn für uns etwas anderes auf dem Stein ihrer Tafeln als ein Gleichnis und eine Zusammenfassung der für alle Menschennatur überall geprägten und aufgezeichneten? Zu schweigen von dem scharfen sittlichen Gegensatz, den der evangelische Mensch zwischen dem Neuen und Alten Testament empfindet — gleichviel, ob dieses Empfinden auf wahrer Einsicht beruht. Während das Neue Testament jenseitigen Wesens ist, ist das Alte diesseitig; während nach jenem das Erlösungswerk bereits vollzogen ist, steht es für dies in Erwartung; während jenes als Turm steht auf diesem, unterliegt dieses jenem als Fundament?

Darum gehört die hebräische Bibel der Menschheit an und nicht Luther und dem Luther-Menschen seines Bekenntnisses oder seiner Sprache. Für den Teil aber der Menschheit, der deutsch geboren ist, bedarf es einer Übersetzung, die, welche Ursachen und Ziele sie auch haben mag, nicht den beschränkenden, willkürlichen, einen Luthers hat, den religiösen."

Die Tat. XVIII, 4. (Jena.) Seinen Aufsatz über „Arbeiterbildung" läßt Valtin Hartig in die Betrachtung ausgehen:

„Die seelische Verkümmerung der Massen, soweit sie durch ihr Arbeitsschicksal bedingt ist — Maschinen- und Teilarbeit im Lohnverhältnis —, kann natürlich nicht durch das Arbeiterbildungswesen wesentlich behoben werden. Das hat durch wirtschaftliche und politische Gesellschaftsänderung zu geschehen — Verkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung des Lohnes, Sozialisierung, Wirtschaftsdemokratie. Aber Arbeiterbildung hat beizutragen, den politischen und wirtschaftlichen Kampf darum erfolgreicher zu machen durch Vermittlung des Wissens dazu und durch Erkenntnis der Lage, durch Weckung der Sehnsucht, ihr abzuhelfen und durch Aufzeigung der Wege. Hier wird am deutlichsten erkannt, daß Arbeiterbildung aus der tiefsten seelischen Not des Industrieproletariats heraus aktivistisch, kämpferisch eingestellt sein muß. Arbeiterbildung in dem weiten Sinn, wie wir sie aufgestellt haben, verlangt also politische und wirtschaftliche Gesellschaftsänderung. Und damit wird deutlich, wie sehr die ganze Arbeiterbewegung, die so materialistisch den Geistigen erscheint, eine große Kulturbewegung ist. Der Gebildete, der Kulturmensch ist unmöglich bei der seelischen Verkümmerung durch die Maschinenlohnarbeit des kapitalistischen Systems. Dies zu ändern, und den Arbeiter wieder zu einem Vollmenschen zu machen, ist Aufgabe der gesamten Arbeiterbewegung. Und nicht bloß ihre. Sie ist die Aufgabe des gesamten Volkes, ist das Problem der Zeit. Zwar macht sich an seine Lösung die Arbeiterbewegung zunächst daran. Aber zur gründlichen Lösung muß das ganze Volk mitwirken, Staat und Gemeinde müssen Mittel dazu bereitstellen, Mittel, die man der Masse schuldet für die große Vernachlässigung, die man an ihr geübt. Und im weiteren ergibt sich eine Änderung, Weitung unseres gesamten Bildungswesens, insbesondere aber der Volksschule. Denn die mühsame Erwachsenenbildung, die Arbeiterbildung bedeutet, ist doch zum großen Teil deshalb nötig, weil der Unterricht der Jugendlichen zu eng begrenzt war. Demokratisierung unserer gesamten Kultur, unseres ganzen Bildungswesens muß die Forderung der Zeit sein. Nicht in dem Sinn, daß man dem Arbeiter von oben etwas gibt. Sondern mit der Einstellung: die weitaus größte Mehrzahl unseres Volkes sind Arbeiter, sie sind die Träger unserer Gesellschaft. Der Arbeiter hat das Recht, zu fordern, er braucht sich nicht mit einer Gnade zufrieden zu geben. Arbeiterbildung treiben heißt, unser Volk endlich zu einem Kulturvolk machen."

Die Neue Rundschau. XXXVII, 7. (Berlin-Leipzig.) Bernard Shaw entwirft „Shaws Selbstbildnis". Darin heißt es:

„Shaw ist der größte lebende Pedant, die Gestalt aus Dickens' Roman, die sogar Napfkuchen aus Prinzip aß,

könnte ihm in dieser Hinsicht nicht das Wasser reichen. Einbildungsreiche Reporter haben behauptet, Shaw trüge ein Flanellhemd. Er hat nie ein Flanellhemd in seinem Leben getragen. Er trägt überhaupt kein Hemd, weil er es für falsch hält, sich den Leib doppelt und dreifach zu umwickeln. Er ist daher von Kopf bis Fuß in ein Unterzeug gekleidet, das den Hemdenfabrikanten unbekannt ist. Das Flanellmärchen entstand zu einer Zeit, in der es einem Berufsmenschen in der londoner Öffentlichkeit unmöglich war, ohne einen steifen Kragen zu erscheinen, und Shaw dagegen behauptete, kein sensibles Auge sei imstande, den Farbenkontrast der auf Glanz geplätteten Kragen gegen das europäische Fleisch zu ertragen, und nur ein sehr schwarzer und blanker Neger sich einen solchen Kragen leisten könne. Er ließ sich daher graue Kragen machen, die er ausschließlich trug. Jetzt, da die Mode sich geändert hat, trägt er Kragen in verschiedenen Farben. Die Farbe ist jedoch so ausgewählt, um im Einklang mit der Theorie zu sein, daß der beste Farbeneffekt sich aus zwei Nuancen derselben Farbe ergibt. Sein Anzug stammt vom elegantesten Westendschneider. Er ist jedoch aus Prinzip ungefüttert. Er schreibt die Briefadressen hoch oben, in der linken Ecke des Umschlags. Sie werden es vielleicht für eine Besonderheitssucht halten. Dies ist nicht der Fall. Er wird Ihnen eine Stunde lang einen Vortrag über die Schönheit des Systems des Seitenrandes halten, wie ihn die mittelalterlichen Skribenten aussparten, und wie er nachher wieder von William Morris angewendet wurde, und er wird auf die praktische Seite hinweisen, daß dadurch Raum für den Daumen des Briefträgers entsteht und es ihm bequemer gemacht wird, die Adresse zu lesen. Er verteidigt seine Ablehnung der Apostrophe und Anführungszeichen in seinen Büchern mit der Behauptung, daß sie den Anblick einer Seite stören, und er erklärt, die Bibel hätte nie ihre höchste Stellung in der Literatur erreicht, wenn sie durch solche ungefüge Zeichen entstellt worden wäre. Er interessiert sich für die Phonetik und die Kurzschriftsysteme, und seiner pedantischen Aussprache verdankt er seine Popularität als Redner in den größten Sälen, in denen jedes Wort mit verzweifelter Genauigkeit zu hören ist. Er ist der Fürsprecher einer Kombination des metrischen Systems mit dem Duodezimalsystem durch Einführung von zwei neuen Zahlen in unsere Numerierung. Zum Beispiel: acht, neun, zä, ehn, zehn usw. An Maschinen hat er ebensolchen Spaß wie ein Kind am Spielzeug, und eines Tages hätte er fast eine Registrierkasse gekauft, ohne zu wissen, was er damit anfangen sollte. Als er sich schon den Sechzig näherte, verfiel er dem Zauber eines Motorrades und fuhr es von der Fabrik 77 Meilen fort, nach deren Absolvierung er, beinah schon an der Schwelle seines eigenen Hauses, zu schnell eine Ecke nahm und plötzlich auf dem Boden lag. Er wurde beschuldigt, zu den Geisteskranken zu gehören, die jeden Morgen zu jeder Jahreszeit im Regen und Sonnenschein in der Serpentine (dem Schmuckwasser im Hydepark in London) baden. Aber dies ist eine böswillige Erfindung. Wenn er sich in London befindet, schwimmt er zwar jeden Morgen vor dem Frühstück in der Badehalle des Royal Automobile Club, im Winter wie auch im Sommer, und zwar aus dem Grunde, wie er behauptet, weil er als Ire sich ungern wäscht und trotzdem nicht des Anreizes eines Sprunges ins kalte Wasser entbehren kann. Er ist, wie allgemein bekannt, Vegetarier. Aber er spottet über die hygienischen Prätentionen dieser Diät. Er legt großen Wert auf Gesundheit wie alle Leute, die ein Steckenpferd haben. Aber er erklärt auch, daß alle Menschen, die zu etwas taugen, ihren Gesundheitsvorrat bis zum äußersten aufbrauchen und daher immer an der Kippe des Zusammenbruchs leben. Jeder wirklich beschäftigte Mensch müßte mit 40 Jahren, behauptet er, sich für 18 Monate ins Bett legen, um die verlorenen Kräfte wieder zurückzugewinnen. Ich könnte noch Seiten mit seinen Ansichten füllen, aber ich unterlasse es. Der Zuschauer amüsiert sich teils darüber, teils ärgert er sich."

Edda. XIII, 2. (Oslo.) Martin Kessel bietet „Studien zur Novellentechnik Thomas Manns", in denen er zunächst die Frage des Ausgangspunktes feinsinnig erörtert:

„Thomas Manns Novellistik hat zwei Ausgangspunkte: erstens den lyrisch-psychologischen Monolog, zweitens die psychologische Charakter-Studie, die sich entpuppt als eine Projizierung der lyrisch-monologischen Haltung auf die Realität.

In Hinsicht auf den lyrisch-psychologischen Monolog ist nicht nur an des Dichters Ausspruch zu erinnern, wonach Turgenjew die ‚lyrische Exaktheit seiner bezaubernden Form' für die Novellen ‚geliehen' habe, es ist zu erinnern an des Dichters Bild von den Buddenbrooks als einer Geige, auf der er freihin konzertiere, an seine Bezeichnung des ‚Tonio Kröger' als ‚Prosa-Ballade', seinen immer wiederholten Hinweis auf die ‚Musikalität' seines Wesens.

Es ergeben sich bei Thomas Mann aus dem lyrisch-psychologischen Monolog zunächst das Bekenntnis, die Vorliebe zur Autobiographie, dann die Erkenntnis im Sinne Stephan Georges, der Nietzsche einen ‚Erkenntnislyriker' nannte, und schließlich die Kritik,

da Selbsterkenntnis fast immer auch Selbstkritik bedeutet.
Der zweite Weg setzt bei der Charakterstudie ein. Bezeichnenderweise werden Gestalten bevorzugt, deren Wesen und Erlebnisumfang einer Objektivierung des dichterisch monologischen Innenlebens gleichkommt. Sie sind gezeichnet, nicht psychisch allein, sondern in erster Linie physisch. Ihr Ausgeschlossensein ist das gleiche wie beim ‚Bajazzo', ihre Verwandtschaft mit dem Künstler zeigt sich nicht nur innerlich, sondern ist körperlich symbolisiert. Der kleine Herr Friedemann mit dem Buckel, Tobias Mindernickel, dessen Äußeres ‚auffallend, sonderbar und lächerlich' ist, ‚Luischen', dessen Darsteller, der Rechtsanwalt Jacoby, ‚beleibt' ist, mit Beinen, die in ihrer ‚säulenhaften Formlosigkeit an diejenigen eines Elefanten' erinnern, Gottlob Piepsam im ‚Weg zum Friedhof' mit der ‚knollenartigen Nase' und den ‚ungesunden Gewächsen und Auswüchsen'. In ‚Gladius dei' heißt es von dem Mönche: ‚Welcher Gewissensgram, welche Skrupel und welche Mißhandlungen seiner selbst hatten diese Wangen so auszuhöhlen vermocht?'
Wer körperlich nicht gezeichnet erscheint, der ist es dennoch, durch die Situation: der Avantageur und Baronin Anna in ‚Ein Glück', ‚Das Wunderkind' auf dem Podium, der Schriftsteller Spinell und Tonio Kröger, der Dichter in der Ich-Form im ‚Eisenbahnunglück', objektiviert diesmal, ohne Lyrismus und Monolog."

Das Inselschiff. VII, 3. (Leipzig.) In seiner Studie über Theodor Däubler sucht Franz Spunda zu ergründen, warum das Werk Däublers so wenig Gunst bei breiteren Leserkreisen gefunden habe, und meint: „Schon bin ich bei der Kernfrage, weshalb dieser Dichter, wohl den Besten der Nation seit Jahren vertraut, keinen Anhang im großen Volk der Leser finden konnte. Weil er zu schwer ist? Nein, die Schuld liegt nicht an ihm, sondern in der Furcht vor seinem synthetischen Denken. Die letzten Jahrzehnte waren nichts als ein Training der analysierenden Ratio. Das Weltbild der Technik ließ die analytischen Denkfunktionen auch in der Kunst immer deutlicheren Ausdruck finden, das Hochkommen Halbintellektueller fand im ‚Erklären' ausreichenden Kunstgenuß, und da man keine Werte schaffen konnte, kam man überein, das bloße Analysieren als Sinn der Kunst zu proklamieren. Gewiß hat eine tiefere Seelenkunde auch die Möglichkeit einer tieferen Kunst im Gefolge, aber das ist nur der halbe Weg, es gilt auch, synthetisch den Rückweg zum schöpferischen Genius zu finden, nicht nur die Erscheinungen zu erweitern, sondern auch ihren Sinn, die kleine Welt mit der großen zu verbinden. Kurz, das schöpferische Ingenium fehlte. Der neue Mensch mit den entdeckten psychischen Komplexen steckte noch immer in dem starren System des materialistischen Weltbilds, und Gott war ein poetischer Verlegenheitsausdruck geworden.
Nun kommt der dichtende Schöpfer, der das Wachsen der Weltkräfte belauscht, der die poetische Gottfiktion in notwendige Geistdynamik erhöht, der intuitiv die Welt erfühlt und den Atem des Kosmos in sich fluten spürt und seine Gestaltung in dichterischer Inbrunst formt. Das ist die Nordlicht-Idee! Auf die Weltanalyse folgt der geniale Wurf der Weltsynthese, keine Poesie des lyrisch Beiläufigen, sondern das Epos der kosmischen Geist-Verwirklichung, mit naturwissenschaftlichem Unterbau und letzten Folgerungen einer metaphysischen Ethik. Däublers ‚Nordlicht' ist der Sang vom verklärten Menschen auf der verklärten Erde, beide in notwendiger Wechselbeziehung."

* * *

„Oswald v. Wolkenstein." Von Fritz Karg (Zeitschrift für Deutschkunde 1926, 7. Leipzig).
„Abraham a Santa Clara." Von Franz Koch (Radio II, 41. Wien).
„Johann Peter Uz." Von Thomas Stettner-Ansbach (Der Fränkische Bund, 1926, 1/2, Heroldsberg bei Nürnberg).
„Charlotte oder Christine — die Frau im Leben des Künstlers." [Goethe.] Von Karl Fuß (Ostdeutsche Monatshefte VII, 4. Oliva).
„Schillers Lottchen." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel III, 28. Berlin).
„Schillers Lotte." Zu Charlotte von Schillers 100. Todestag. Von Carola Freiin v. Crailsheim-Rügland (Reclams Universum XLII, 42. Leipzig).
„Leander an Hero." Eine ungedruckte Übertragung aus dem Ovid von Friedrich Hölderlin (Das Inselschiff VII, 3. Leipzig).
„Was bedeutet Fichte für die Gegenwart?" Von Franz Wiedemann (Die Bergstadt XIV, 10. Breslau).
„Jean Paul und die Gegenwart." Von W. Harich (Der Deutsche Gedanke II, 29. Berlin).
„Johann Friedrich Oberlin." Zum hundertjährigen Todestag. Von Philipp Oberlé (Der eiserne Mann III, 5. Straßburg).
„Platens Wohnung in Würzburg." Von Josef Friedrich Abert. (Blätter der Platen-Gesellschaft, 1926, 4, Berlin.)
„Der Dichter der ‚Freier' [Eichendorff] auf dem Wege zum romantischen Realismus." Von Otto Demuth (Der Wächter VIII, 11/12, Wien).
„Hannibal und Prusias. [Grabbe—v. Uechtritz.]" Von Karl Schultze-Jahde (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 66/67).
„Theodor Storm." Von Robert F. Arnold (Radio II, 40. Wien).
„Friedrich Nietzsche im Verkehr." Von Elisabeth Förster-Nietzsche (Der Türmer XXVIII, 10. Stuttgart).

„Das Dionysische bei Nietzsche." Von Walter v. Hauff (ebenda).
„Die Entstehung und erste Wirkung von Nietzsches ‚Jenseits von Gut und Böse'." Von Richard Oehler (ebenda).
„Friedrich Nietzsche und die Errettung des untergehenden Theaters." Von Hermann Reich (ebenda).
„Nietzsches deutsche Ausgabe." Von Kurt Hotzel (ebenda).
„Langbehn und Nietzsche." Von Konrad Dürre (ebenda).
„Das Lebenswerk der Schwester Nietzsches." Von Max Oehler (ebenda).
„Nietzsches Schwester. Zu ihrem achtzigsten Geburtstag." Von Richard Oehler (Das Inselschiff VII, 3. Leipzig).
„Adolf Wilbrandt und Ernst Wichert." Von Paul Wichert (Der Wächter VIII, 11/12. Wien).
„Christian Flemes." Ein Wort des Gedenkens. Von Bernhard Oest (Der Schimmelreiter V, 4. Hamburg).
„Hermann Löns' Weltanschauung." Von Max A. Tönjes (Markwart II, 3. Hannover).
„Der Dichter der Nordsee. Zur 10. Wiederkehr von Gorch Focks Todestag am 31. Mai." Von Claus Wulf (Hellweg VI, 17. Essen).
„Nach Moritz Heimanns Tode." Von Paul Eipper (Die Weltbühne XXII, 29. Berlin).
„Der niederdeutsche Mythus bei Ferdinand Krüger." Von F. Richter (Der Schimmelreiter V, 4. Hamburg).
„Gerhart Hauptmanns Weg zum Mythos." Von Erwin Stranik (Reclams Universum XLII, 39. Leipzig).
„Der Fall Hauptmann [Akademie der Dichtkunst]." Von Heinrich Spiero (Deutsches Volkstum 1926, 7. Hamburg).
„Thomas Mann und die deutsche Musik." Von Gustav Leuteritz (Der Fischzug I, 3. Berlin).
„Das Schaffen Hans Francks." Von Kurt Voß (Markwart II, 3. Hannover).
„Ricarda Huch." Von Eduard Castle (Radio II, 42. Wien).
„Hermann Burte." Von W. Engelbert Oeftering (Die schöne Literatur XXVII, 7. Leipzig).
„Benno Rüttenauer." Von Emil Baader (Der Fränkische Bund, 1926, 1/2, Heroldsberg bei Nürnberg).
„Alfred Biese." Von Ernst Lemke (Ostdeutsche Monatshefte VII, 4. Oliva).
„Johanna Wolff." Von Hellmuth Neumann (ebenda).
„Wilhelm Schaer." Von Albrecht Janssen (Der Schimmelreiter V, 4. Hamburg).
„Josef Schanderl." Von Gertrud Kutscher-Schaper (Der Fränkische Bund, 1926, 1/2, Heroldsberg bei Nürnberg).
„Fritz Eckerle, der rheinisch-fränkische Dichter." Von Fehn-Bamberg (ebenda).
„Hans Böhm." Von Richard v. Schaukal (Ostdeutsche Monatshefte VII, 4. Oliva).
„Ludwig Wolff." Klassiker der Leihbibliothek. Von Hans Sahl (Das Tagebuch VII, 26. Berlin).
„Von der rollenden Erde zum ewigen Licht." [Zur Bodenmatz-Trilogie Walter v. Molos.] Von Hans Kirchmayr (Eckart II./10. Berlin).
„Waldemar Bonsels und seine ‚Biene Maja'." Von Heinz Kindermann (Radio II, 41. Wien).
„Hans Friedrich Blunck. Ein Dichter der Heimat." Von Kurt Bock (Die Freude III, 7. Egestorf).
„Hans Friedrich Blunck, ein Dichter deutscher Seefahrer." Von Curt Kohlmann (Die Lese 1925/26, 11. Köln).
„Hans Friedrich Blunck." Von F. Wippermann (Die Bücherwelt XXIII, 7. Köln).
„Paul Schulze-Berghof." Von Julius Havemann (Deutsches Volkstum 1926, 7. Hamburg).
„Zwei Erzähler von der Wasserkante: Albert Petersen und Wilhelm Poeck." Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum 1926, 7. Hamburg).
„Kleines Selbstporträt." Von Hans v. Hülsen (Reclams Universum XLII, 41. Leipzig).
„Der Geist der Landschaft [Hans Roselieb, ‚Geschichten aus Spanien' und ‚Rot-Gelb-Rot']." Von Wilhelm Schulte (Orplid III, 1. M.-Gladbach).
„Der Dichter Hermann Gebhardt." Von Georg Thiel (Der Wanderer im Riesengebirge XLVI, 7. Breslau).
„Max Jungnickel." Von Johannes Schönherr (Deutsche Monatshefte II, 7. Berlin).
„Zwei Dichterinnen unter Herders Nachkommen: Alexandra v. Herder und Gerda v. Below." Von Kurt Horn (Ostdeutsche Monatshefte VII, 4. Oliva).
„Ein neuer schweizer Dichter [Theobald Masarey]." Von Wilhelm Kosch (Der Wächter VIII, 11/12. Wien).

* * *

„Robert Burns." Von Hans Raithel (Westermanns Monatshefte LXX, 839. Braunschweig).
„Geburtstagsgruß" [an Bernard Shaw]. Von Alfred Kerr (Die Neue Rundschau XXXVII, 7. Berlin).
„Bernard Shaw. Zu seinem 70. Geburtstage am 26. Juli 1926." Von Friedrich Märker (Reclams Universum XLII, 43. Leipzig).
„Der deutsche Aufstieg Bernard Shaws." Von Siegfried Trebitsch (Die Weltbühne XXII, 29. Berlin).
„Die neue Gesellschaft im neuen englischen Roman." Von Karl Arns (Velhagen & Klasings Monatshefte XL, 11. Berlin).
„Verteidigung der Posse." Von G. K. Chesterton (Saarbrücker Blätter IV, 21.)
„Sainte-Beuve oder der Kritiker." Von Paul Wiegler (Das Tagebuch VII, 26. Berlin).
„Marcel Proust." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel III, 26. Berlin).
„Gedanken über das französische Theater." Von Jean-Jacques Bernard (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 63).
„Selma Lagerlöf." Von Esther v. Kirchbach (Eckart II., 10. Berlin).
„Casanova in Köln." Von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski (Niedersachsen XXXI, Juli. Bremen).
„Calderon, der letzte mittelalterliche Dichter, und sein Drama ‚Das große Welttheater'." Von Karl Mölig (Die Bücherwelt XXIII, 7. Köln).
„Miquel de Unamuno." Von H. Hinrichs (Der Gral XX, 10. Essen).
„Strindbergs Entwicklung." Von Karl Justus Obenauer (Preußische Jahrbücher CCV, 1. Berlin).
„Zur Bilanz der jüngsten literarischen Vergangenheit. II. [Strindberg"]. Von Hans Brandenburg (Die schöne Literatur XXVII, 7. Leipzig).
„Ellen Key." Von Marie Silling (Westermanns Monatshefte LXX, 839. Braunschweig).
„Ivan Oljelund." Von Ernst Alker (Der Gral XX, 10. Essen).
„H. C. Andersens Märchen in europäischer Beleuchtung." Von Valdemar Vedel (Deutsche Rundschau LII, 10. Berlin).

„Briefe an seine Frau." Von Dostojewskij (Das Tagebuch VII, 27. Berlin).
„Michael Bakunin." Von Arthur Seehof (Die Aktion XVI, 6. Berlin).
„Die Neugeburt der Russischen Mystik." Von René Fülöp-Miller (Der Wächter VIII, 11/12. Wien).

* * *

„Die Gründung Neuweimars." Von Eduard v. Bamberg (Deutsche Rundschau LII, 10. Berlin).
„Widersprüche in Dichtungen." Von Robert F. Arnold (Festschrift der Nationalbibliothek in Wien 1926).
„Das Drama im entfesselten Theater." Von Julius Bab (Die Szene XVI, Juli/August, Berlin).
„Leser und Lesestoff." Von Johannes Boldt (Hellweg VI, 27. Essen).
„Buchkritik." Von Karl Fuß (ebenda 26).
„Zeitungsschreibende Dichter." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch VII, 7. Berlin).
„Künstler und Rundfunk." Von Felix Günther (Der Kritiker VIII, Juli. Berlin).
„Das geistige Leben der siebenbürgischen Ungarn seit 1919." Von Ludwig György (Klingsor III, 7. Kronstadt).
„Hysterie und Heiligkeit." Von Sophie Herde (Seele VIII, 7. Regensburg).
„Das deutsche Buch in Holland." Von Georg Hermann (Der Schriftsteller XIII, 6. Berlin).
„Dichtung und Theaterkunst in der Theaterkritik." Von Hans Knudsen (Hellweg VI, 28. Essen).
„Vom Buch." Von E. L. (Der Deutschen-Spiegel III, 26. Berlin).
„Stufen der Kritik." Betrachtungen über das Lesen und die Leser. Von Werner Mahrholz (Niedersachsen XXXI, Juli. Bremen).
„Vom Werden und Wesen des Märchens." Von Anton Mailly (Der Fährmann III, 7. Wien).
„Pariser Rechenschaft. III." Von Thomas Mann (Die Neue Rundschau XXXVII, 7. Berlin).
„Brynhild und die Madonna." Von Beda Prilipp (Der Deutsche Gedanke II, 29. Berlin).
„Politisch gefärbte Literatur." Von Max Rychner (Neue Schweizer Rundschau XIX, 7. Zürich).
„Der Wert der Kunst." Von W. Schumann (Der Kunstwart XXXIX, 10. München).
„Eine wirkliche Akademie für Dichtkunst." Von Sch. (ebenda).
„Inhalt und Form." Von Friedrich Wallisch (Der Fährmann III, 7. Wien).

Echo der Bühnen

Weimar

„Longinus". Deutsche Legende. Von H. v. Wolzogen. (Uraufführung am 25. Juli im Deutschen Nationaltheater).

Der um den Richard Wagner-Kultus hochverdiente Dichter, der Herausgeber der „Bayreuther Blätter", hat sein von tiefer Symbolik erfülltes Werk „Longinus" eine „deutsche Legende" genannt, dabei also wohl mehr an ein Lesedrama, als an ein für das Theater berechnetes Stück gedacht. Trotzdem erschien vor zwei Jahren die Dichtung als „erster Band der jungdeutschen Bühne" im jungdeutschen Verlag in Kassel und wurde nun aus Anlaß der „Deutschen Festspiele" in Weimar zum erstenmal aufgeführt. Der Dichter versetzt den Zuschauer ins Jahr 80 n. Chr. und führt ihn in die „Waldburg der Germaninge", wo, in die Heimat zurückgekehrt, der alte Recke Gero, der einst als römischer Hauptmann Longinus die ihm von seinem Ahnherrn Walse vererbte Lanze in die Seite des Heilands am Kreuze gebohrt hatte, ein Unterkommen gefunden und in tiefem Schlafe liegt, den an der Spitze des Schaftes von heiligem Blute erglühenden Speer im Arm. In dieser Burghalle des jungen, aus altem Heldenblute stammenden, im Schauer der Winternacht am Feuer vereinten glücklichen Paares Gerwin und Tusnelde wird er Zeuge eines in Berserkerwut bis zu gegenseitiger Vernichtung entbrennenden Streites der in die Halle eindringenden Brüder Tusneldens, die sich aber nach dem Opfertode des zu vermitteln suchenden Gero der Versöhnung und Liebe verheißenden Heilsbotschaft beugen, als deren Künderin am Ende die gemeinsame Ahne der Sippe, Sigrun, erscheint. Die durch eine nicht eben erbauliche, den Gegensatz zwischen Judentum und Christenglauben zeichnende Episode verlängerte Handlung, wirkt wie ein durch gewitterschwangere Atmosphäre gleitender Traum und ist nicht ohne spannende Momente. Die vielfach antikisierende, sich oft in gedankenreicher Bilderpracht bewegende Sprache ist dem feierlichen Ernst des dichterischen Vorwurfs angemessen, dessen künstlerische Gestaltung jedoch allzu bewußt oder nicht naiv genug ist, um den unbefangenen Zuschauer vor nicht eben notwendiger Verstimmung zu bewahren.

Otto Francke

Echo des Auslands

Italienischer Brief

Ich sagte in meinem letzten Brief, daß in der heutigen italienischen Literatur die erzählende Prosa und das Drama ausgiebiger als die Lyrik gepflegt werden: vorwiegend der erzählenden Prosa gelten diesmal meine flüchtigen Anmerkungen.

Unter den letzthin erschienenen Romanen verdient besondere Beachtung „Il cuore che m'hai dato" (Mailand-Rom, Mondadori) von J. M. Martini. Der Verfasser, schon bekannt durch den Roman „Verginità" (1921), Novellen und Dramen, bringt darin zwei ineinander verflochtene Romane: eine Familie ist zugrunde gegangen, wegen der krankhaften Eifersucht des Vaters, der die junge treue Frau leidenschaftlich liebt und doch sich und sie quält und martert, von seinen immer neu aufkeimenden Zweifeln beherrscht; der Sohn, der dessen Herz und krankhafte Eifersucht erbt, und sich an seine trübe Jugendzeit, an die Leiden der Eltern erinnert, führt den Kampf in sich selbst weiter und kann sich am Ende der Hoffnung hingeben, er werde siegen und gesunden, sein eigener unschuldiger Sohn werde nicht die Qualen durchmachen, die er selber gefühlt hat und fühlt. Der Vorzug des Romans besteht vor allem in der tiefen Auffassung des Problems, in der psychologischen Durchdringung, die unglaublich fein und sicher ist, und die mich an die „Confession d'un enfant du siècle" von De Musset erinnert. Es ist alles innerliche Handlung in Martinis Roman; aber was innerlich ist, bekommt durch seine Kunst ein konkreteres Wesen als die äußerliche Wirklichkeit selbst; dazu stimmt auch die lyrische Prosa, die aber hie und da etwas durch die langen Sätze beschwert wird.

Ganz verschieden von Martinis Kunst ist die Panzinis in seinem letzten Roman „La pulcella senza pulcellaggio" (Mailand-Rom, Mondadori): alles innig bei jenem, alles bunt bei diesem. Es ist, wie wenn man aus dem halbdunklen Schiff einer Kirche in die freie sonnige Welt hinausträte. Martinis Buch kann nur von aufmerksamen tieffühlenden Lesern gründlich verstanden und genossen werden; dagegen kann jedermann Panzinis Roman, wie überhaupt Panzinis Werke, verschlingen. Panzini weiß in der Tat zu erzählen: mit feinem Humor beobachtet und begleitet er seinen Helden, einen Bauernsohn, der sich mit seiner Klugheit und Vorurteilslosigkeit nach und nach emporarbeitet, nach Bononien auf die Universität gesandt wird, sich die Doktorwürde erwirbt, und sich schließlich im öffentlichen Leben einen vielversprechenden Weg bahnt. Was aber den eigentlichen Kern des Romans ausmacht, ist die Liebe des Helden zu einem Mädchen aus dem Volk, einem seltsamen, gefühlvollen Mädchen, Berenice, die das Leben wie einen Roman lebt, unbekümmert um die Zukunft, voll Leidenschaft und Bewunderung für alles, was ihr schön und groß scheint. Berenice bringt ihm ihre Jungfräulichkeit nicht; sie bringt ihm Gefühl und Poesie. Ihre Liebe kann aber nur eine Episode für den Helden bedeuten, obwohl er wirklich zu lieben glaubt. Nach einem Rausch, einem Traum, wird er seinen Weg weitergehen können, durch diese Liebe selbst abgehobelt und bereichert, während Berenice die Kraft haben wird, ihr Leben romantisch wegzuwerfen. Das Leben ist nur für die Vorurteilslosen und Klugen, wenn sie auch keine Größe haben und an nichts glauben — oder gerade deshalb. So scheint der Dichter zu schließen: doch ohne Bitterkeit; und er vermag in der Tat seinen Helden nicht zu verdammen, obwohl ihm Berenice lieber ist. Sehr gut und wahr schildert er die verschiedenen Charaktere; das Dorf Jaggiola, aus dem der Held kommt, eine Art Seldwyla, ist köstlich gemalt; aber man versteht nicht, wie sich das romantische Mädchen gerade dem noch etwas rohen und gar nicht poetischen Studenten hingeben kann; und auch die letzten Kapitel, die die Geschichte des Helden rasch weiterführen, sind nicht ganz überzeugend: man hat den Eindruck, sie seien, nach der Liebesepisode, nachträglich hinzugefügt; vor allem ist der Ton ein anderer, auch, weil der Humor und die Satire darin etwas grell und übertrieben sind.

In eine ganz andere Welt führt uns Luigi Tonelli in seinem Roman „La cattedrale sommersa" (Mailand, Treves). Aus dem heutigen Leben, aus welchem er den Stoff seines ersten Romans „Tormento" (1924) genommen, führt er uns in eine weit entfernte Epoche, ins Zeitalter Friedrichs II., in die reinere Atmosphäre nicht so sehr der Geschichte als vielmehr eines menschlichen Mythus. Durch ein Erdbeben wird eine Landzunge im Jonischen Meer, auf der die Gläubigen einen prachtvollen Dom gebaut haben, vom Festland getrennt. Auf der kleinen Insel, die das brausende Meer bedroht, und aus der alles geflohen ist, finden sich Daniel, ein junger Organist, voll religiöser Inbrunst, der den Dom nicht verlassen will, sondern ihn hüten, und Cecilia, die verwaiste Tochter eines durch das Erdbeben umgekommenen Grafen. In der Einsamkeit wächst ihre anfangs brüderliche Liebe zur Leidenschaft, die endlich unwiderstehlich auflodert. Aber in der Vereinigung finden sie die erträumte Ruhe nicht:

brennender, im Bewußtsein der Schuld, wächst in ihm wieder die Sehnsucht nach dem Höheren, weit entfernt von allem Irdischen, während sie, in der ein neues Wesen keimt, sich getrieben fühlt, sich und ihr Kind zu retten, unter die Menschen, in das Leben zurückzukehren. So bleibt er allein, und während die Insel in das Meer versinkt, während das Wasser den Dom bedeckt, erhebt sich frei und erhaben sein Geist. Ein, im ganzen, edles Werk, in dem alles fein stilisiert und doch natürlich und menschlich scheint, in dem die einfache und doch bild- und klangreiche Sprache sehr gut zum sinnbildlichen Stoff paßt.

In das heutige Leben kehren wir mit dem neuen Roman Grazia Deleddas „La fuga in Egitto" (Mailand, Treves) zurück. Es handelt sich um die innere Tragödie eines alten Lehrers, der eine Jugendsünde durch ein ganzes reines Leben und endlich durch das eigene Opfer sühnt, womit er verhindert, daß der Stiefsohn dieselbe Sünde, wie er, begeht, den Frieden in dessen Familie zurückführt, das von jenem verführte Mädchen, trotz seiner fast tierischen Niedrigkeit, zu sich nimmt, und das Leben ihres unehelichen Kindes rettet. Tiefe Menschlichkeit spricht aus dem Helden; alle Personen, besonders das Mädchen, die zwei Bauern und die kleine Ola, sind meisterlich gezeichnet: der Hintergrund, sowie jede Einzelheit, haben ein eigenes Leben, und man verzeiht der Verfasserin, die sich hier wieder im vollen Besitz ihrer Kunstmittel zeigt, gern, das längere Verweilen bei Nebendingen, was Atmosphäre schafft, die Handlung aber oft zu sehr retardiert.

*

Unter den Novellenbänden, möchte ich vor allem den neunten Band von Pirandellos „Novelle per un anno": „Donna Mimma" (Florenz, Bemporad) erwähnen. Auch diese sind fast nur sizilianische Novellen, einige mit tragischem Ausgang, andere mit feinstem Humor gezeichnet; unter den ersteren, ganz hervorragend „Un cavallo nella luna"; unter den letzteren verdienen besondere Beachtung „L'abito nuovo", „Resti mortali". In den meisten haben wir den alten Pirandello vor uns, einen höchst realistischen Schriftsteller („Visitare gli infermi"), der kräftig auffaßt, knapp und plastisch entwirft, von nichts mehr als vom Grübeln entfernt ist.

Was ich von Panzinis Roman gesagt habe, kann im allgemeinen auch von seinen Novellen „Le damigelle" (Mailand, Treves) gesagt werden. Es sind Novellen, die man sehr gern liest, die geistreich, humorvoll und frisch anmuten. Einige sind zwar etwas leer, andere, besonders die längsten („Le tre monacelle", „Noretta") sehr fein; in allen ist, wie im Roman, ein leichtes melancholisches Lächeln über das bürgerliche beschränkte Leben, eine leichte, nicht peinigende, weil nicht aus dem Tiefsten quellende Sehnsucht nach Schönheit und Poesie. — Als ein ausgezeichneter Erzähler erweist sich F. Paolieri in seinen „Novelle agrodolci" (Mailand, Treves). Aus dem Leben der kleinen Leute nimmt er, wie es übrigens jetzt Mode geworden ist, seine Stoffe; und auch er behandelt sie mit Humor; doch ist er kerniger als Panzini, der in höherem Grade Künstler ist; seine Sprache hat etwas Saftiges, Gesundes, etwas von Erdgeschmack. Man denkt zuweilen an R. Fucini (auch Paolieri ist ein Toskaner) und bedauert nur, daß er neben ganz ursprünglichen Novellen, wie „La lontra", „La posizione di Centopelle", „Un uomo deciso", auch mittelmäßige aufgenommen hat.

Ein Toskaner ist auch E. Allodoli, und auch er weiß zu erzählen und zu unterhalten. Er behauptet in der Einleitung zu seinem „Collezionista di carta straccia" (Florenz, Battistelli), es komme nicht auf die Erfindung, auf die Originalität des Stoffes an; allein die Behandlung sei alles. Im Grunde kann man das nicht bestreiten: aber wenn man es zu sehr betont, mag man Gefahr laufen, auch Unbedeutendes oder nicht tief Erlebtes und Empfundenes zu erzählen. Und diese Gefahr scheint der Verfasser in diesen Novellen nicht immer vermieden zu haben.

Eine geschlossene Atmosphäre weht dagegen durch alle Novellen, die M. Puccini unter dem Titel „La vera colpevole" (Aquila, Casa Editrice Vecchioni) veröffentlicht. Die „eigentlich Schuldige" ist für Puccini die Natur, die dem Menschen viel zu oft Stiefmutter ist. Unglückliche, vereinsamte, schweigsame, trotzige Naturen sind fast immer seine Helden, und in ihnen ist gewöhnlich eine gewisse Derbheit, Widerspenstigkeit, Härte, ein Hohn, eine Entschlossenheit, womit sie dem Schicksal Trotz bieten und sich behaupten wollen. Ein bitterer Humor ist die Atmosphäre dieser Novellen, die, selbst derb und urwüchsig (keine Liebesnovelle darunter, Gott sei Dank!), unter dem vielen Süßlichen, was aufgetischt wird, willkommen zu heißen sind.

*

Was das Theater anbetrifft, so ist die Zahl der neuen Stücke nicht klein. Besonders erwähnenswert ist wieder Rosso di San Secondo, der eine unermüdliche Tätigkeit aufweist. Drei Stücke hat er in wenigen Monaten gebracht: „La scala", „L'illusione dei giorni e delle notti" und „Il delirio dell'oste Bassà" (Mailand, Treves). Das Motiv letzteren Dramas ist mit dem von „Una cosa di carne", das ich voriges Mal besprach, verwandt. Es handelt sich wieder um das Verhältnis zwischen Sinnlichkeit und Geist. Der

„Oste“ verliert seine von ihm angebetete junge Frau, und kann sich nicht mehr in der Wirklichkeit zurechtfinden. Annita, ein Mädchen aus einem benachbarten Teehause, ist seit lange leidenschaftlich in ihn verliebt und drängt sich jetzt zwischen ihn und seine treue und quälende Erinnerung an die Tote. Es ist wie die Versuchung der Sinnlichkeit, die Empörung des Fleisches wider den Geist. Er haßt Annita, und spürt doch die Gefahr seiner Schwäche, seiner Sinnlichkeit. Und so erdenkt er eine grausame Rache: er wird den Geist an dem Fleisch, in sich selbst, in Annita und allen Mädchen des Teehauses, rächen. Er lädt sie zu einem Gastmahl ein, und vergiftet sie und sich; Annita, die alles erraten, rettet die Gefährtinnen; sie allein wird mit ihm sterben; sie allein stirbt mit ihm, — doch ohne, sogar im Tode, Mitleid und Liebe bei ihm zu erregen, der sich im Sterben, während er gräßlich über das Tier in sich selbst triumphiert, frei von den Sinnen, endlich seiner Frau näher fühlt. Vieles könnte man dem Stück vorwerfen: die komplizierte Psychologie, noch sonderbarer bei einem Wirte, den theatralischen Schluß, die Vermischung von Realismus und Rhetorik, die wenig überzeugende Verteidigung des Geistes durch eine Kunst, die ihre Heldinnen viel zu gern in den Teehäusern sucht; aber eine gewisse Lebhaftigkeit der Farben, etwas Malerisches kann man nicht verkennen, sowie eine gewisse Leichtigkeit des Gesprächs, Bewegung und dramatische Gewandtheit.

*

Wenn ich einen guten Band Gedichte so vielen Prosawerken gegenüberstellen will, so muß ich mich auf die neue Auflage von Ada Negris „Il libro di Mara“ (Mailand-Rom, Mondadori) berufen. Es sind Liebesgedichte, die sich zu einem Epos verbinden, zum Epos nicht einer Liebe, sondern der Liebe: tief empfundene Lieder, in denen die Leidenschaft bebt und brennt, in der völligen Hingebung, Vereinigung von Seele und Leib, wo der Schmerz des Verlustes das Herz zerreißt, wo die ödeste Vereinsamung durch die treue Erinnerung und die inbrünstige Sehnsucht ausgefüllt wird. Kein Prunk, keine Rhetorik: alles innig, alles Ausdruck einer tief fühlenden Seele und einer feinen Sensibilität.

*

In seinem Buch „I mistici“ (Florenz, Bemporad) will A. Levasti nicht ein Bild der ganzen Mystik bieten, auch nicht eine streng wissenschaftliche Arbeit, die nur die Gelehrten interessieren könnte. Er will sich vielmehr, ohne auf Genauigkeit zu verzichten, einem größeren Publikum nähern und ihm, neben einem Kultur- auch ein Erbauungsbuch bieten. So beschränkt er sich auf die bedeutendsten katholischen Mystiker, und aus diesen wählt er nur die Seiten aus, wo die Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott, oder die Inbrunst dieser Vereinigung Ausdruck findet.

Die Sammlung „Profili“, die der Verleger A. F. Formiggini, Rom, herausgibt, hat sich kürzlich um ein schönes Bändchen bereichert: „Garibaldi“ von G. E. Curatulo. Der Verfasser, einer der besten Kenner Garibaldis, welcher die Liebe zu seinem Stoff mit der Gründlichkeit des Historikers verbindet, weiß uns den Helden nahezubringen, indem er ihn, frei von allem rhetorischen Dunst, in seiner menschlichen Größe zeichnet. Nicht seine einzelnen Taten, sondern vielmehr seine Persönlichkeit, sein Denken und Fühlen werden von ihm hervorgehoben; dazu dienen auch die interessanten neuen Episoden, die der Verfasser in seine Charakteristik einfügt. Bei demselben Verlagshaus sind folgende neue „Medaglie“ erschienen: „Alfredo Loisy“ von E. Buonaiuti; „Vittorio Emanuele III.“ von G. Andriulli; „Achille Ratti“ (der jetzige Papst als Bibliothekar) von G. Fumagalli; „Carlo Delcroix“ von F. Virgili; „Gandhy“ von E. Caprile; „A. France“ von Palmarocchi; „Unamuno“ von M. Puccini; „Trilussa“ von S. D'Amico; „Marinetti“ von E. Pavolini. Sehr treffend sind darunter die Charakteristiken des jetzigen Königs, Gandhys und Delcroix'; und besonders interessant für die Leser der „Literatur“, die vier letzten, worunter das Bändchen über den römischen Dialektdichter Trilussa auch einige seiner schönsten Lieder enthält.

In bezug auf Marinetti und den Futurismus, sowie auf die ganze moderne italienische Literatur und Kunst verweise ich auf das ausgezeichnete Buch Francesco Floras: „Dal romanticismo al futurismo“, das eben eine neue vermehrte Auflage beim Verlagshaus Mondadori (Mailand-Rom) erlebt hat. In der modernen Kunst sieht Flora den Verfall der Romantik; im Futurismus den äußersten Punkt dieses Verfalls, aber zugleich auch schon die Sehnsucht nach einer neuen Kunst und die Keime dieser Kunst. Der erste Teil enthält eine kritische Auseinandersetzung mit der ganzen modernen Kunst und eine ästhetische Würdigung des Futurismus, seiner Prinzipien, Ziele und Betätigungen; der zweite Teil betrachtet einige der bedeutendsten heutigen italienischen Schriftsteller (Marinetti, Govoni, Panzini, Papini ...); der dritte Teil berücksichtigt die Kritik, vor allem Croce, auf dessen Ästhetik sich der Verfasser stützt. Das Buch ist voll jugendlichen Schwunges, hier und da polemisch, im ganzen tiefgehend und gewiß unentbehrlich zum Verständnis unserer heutigen Literatur.

Auch die heutige deutsche Literatur wird bei uns mit besonderem Interesse verfolgt. L. Vincenti widmet dem expressionistischen Theater eine kurze Studie, in seinem Büchlein „Il teatro tedesco del novecento" (Turin, Gobetti). Knapp und treffend charakterisiert er die künstlerischen Persönlichkeiten und das Werk der Kaiser, Unruh, Goering, Bronnen ... und sieht darin mehr die Absicht als die schöpferische Kraft der Phantasie. L. Mazzucchetti schreibt sogar ein dickes Buch über die ganze deutsche Dichtung von heute: „Il nuovo secolo della poesia tedesca" (Bononien, Zanichelli) — ein sehr interessantes Buch, da die Verfasserin, die seit Jahren die deutschen literarischen Chroniken in Treves' „Libri del giorno" schreibt, ihre große Belesenheit, ihre Kenntnisse mit Unabhängigkeit des Urteils zu vereinen weiß. Der erste und größere Teil ihrer Arbeit gehört dem Expressionismus, dessen „Neue Form", „Neue Moral" und „Neue Weltanschauung" erörtert werden; der zweite Teil gehört der „Älteren Schule", d. h. den älteren vom Expressionismus ganz oder teilweise unabhängigen Schriftstellern. Mit Sympathie sieht die Verfasserin was ihr im Expressionismus Sehnsucht und Wille nach einer tieferen, kernigeren, freieren Kunst scheint, verhehlt sich aber, im Grunde, seine Schwächen nicht, und wird im Ganzen auch den älteren Schriftstellern gerecht.

Nicht eigentlich zur Einführung in das Verständnis der heutigen deutschen Dichtung dient die Übersetzung von K. Edschmids Buch „La letteratura tedesca d'oggi" (Florenz, „La Voce"), wo man eher das Urteil eines geistreichen, an den neuesten literarischen Bewegungen Beteiligten über dieselben suchen wird. Eine Anthologie von neueren deutschen Dichtern, ins italienische übersetzt, die ich aber noch nicht sehen konnte, bietet Elio Gianturco: „Antologia della lirica tedesca contemporanea" (Turin, Gobetti).

Andere beachtenswerte neue germanistische Studien sind ein sehr feiner langer Aufsatz von G. Gabetti über „Th. Storm als romantischen Dichter des bürgerlichen Lebens" („Il Convegno" Nr. 9—12, 1925, Mailand) und das Buch G. V. Amorettis: „Hölderlin" (XII. Band von A. Farinellis Sammlung „Letterature moderne", Turin, Bocca). Amoretti verfolgt mit innigem Mitgefühl und gründlicher Sachkenntnis das Werden und die Persönlichkeit des unglücklichen Dichters, die Entstehung und das Wesen seiner Werke, und verweilt besonders bei „Hyperion" und „Empedokles", denen die zwei letzten Kapitel gelten.

Das Denken, die Lyrik und die Dramen F. Schillers erörtert A. Belli in seinem analytischen Buch „Il pensiero, la lirica, i drammi di F. Schiller" (Venedig, Libreria Emiliana editrice).

Das „Istituto Cristoforo Colombo" (Rom) hat A. Farinellis spanische Aufsätze gesammelt und herausgegeben unter dem Titel: „Ensayos y discursos de critica literaria hispano-europea" (2 Bände): eine liebe- und verständnisvolle Einleitung von Menendez Pidal zeigt wie der turiner Meister auch in Spanien geschätzt wird und bietet eine treffende Charakteristik seiner Persönlichkeit.

Dante und die englische Literatur, ein Stoff der schon durch Toynbee und Farinelli gründlich behandelt worden ist, wird von M. Renzullo aufs neue zum Gegenstand einer weiten und nutzbringenden Untersuchung gemacht in seinem Buch „Dante nella letteratura inglese" (Florenz, Soc. Ed. „La Via").

*

Eine originelle Veröffentlichung, welche die Liebhaber unserer heutigen Literatur gern aufnehmen werden, ist der „Almanacco letterario" des Verlagshauses Mondadori (1926, zweiter Jahrgang). Es ist ein prächtiger und unglaublich billiger Band von 360 Seiten, auf bestem Papier gedruckt, mit schönen Holzschnitten und Karikaturen geziert, welcher Novellen, Gedichte, Aufsätze unserer besten lebenden Schriftsteller und Kritiker, neben Witzen, die sich immer auf bekannte literarische Persönlichkeiten oder Schauspieler und Schauspielerinnen beziehen, enthält. Alle, die Interesse an unserer Literatur und Kultur haben, werden auch eine neue literarische Zeitung nicht vernachlässigen, die seit Dezember in Mailand erscheint; ich spreche von „La fiera letteraria", von U. Fracchia herausgegeben. Sie erscheint wöchentlich. Jede Nummer enthält originelle kritische Aufsätze über ästhetische Fragen, über moderne Literatur und Kunst, neben Besprechungen der Neuerscheinungen und Uraufführungen, und dabei eine Novelle oder eine Erzählung, zuweilen Gedichte, literarische Nachrichten und Merkwürdigkeiten usw. Auch die fremden modernen Literaturen werden berücksichtigt.

Einen ganz anderen Charakter hat die monatliche „Rassegna di Cultura", die der Circolo filologico von Mailand herausgibt: auch sie ist aber in ihrer Art zu loben und zu empfehlen. Es ist eine bibliographische Zeitschrift, die alle bedeutenden italienischen und fremden Neuerscheinungen auf allen Kulturgebieten, in kurzen, aber im allgemeinen guten und sorgfältigen Anzeigen bespricht. So findet man z. B. in einer einzelnen Nummer (Mai 1926) Besprechungen von Büchern folgender deutscher Schriftsteller: Ph. Witkop, G. Meyrink, J. Hoffner, L. Dußler, M. F. Friedländer, D. v. Hadeln, L. Pastor, W. Pastor, E. Warscher, A. Dette, K. Jeppesen, R. Wagner,

J. Winckler, J. Wolf, Th. Birt, A. Hatzfeld, E. Waldschmidt... Auch wichtige Zeitschriftenaufsätze werden darin angezeigt. Zuweilen enthält die „Rassegna" auch gute bibliographische Aufsätze.
In der „Nuova Antologia", die seit April, unter einer neuen Leitung, in reicherer Form und Ausstattung erscheint, sind seit vorigem September, folgende beachtenswerte literarische Aufsätze veröffentlicht worden: „Arturo Graf" von A. Farinelli; „L'originalità di Bernhard Shaw" von L. Torretta (1. Sept.); „Nel centenario della nascita di Maurizio Jókai" von A. Berzeviczy (1. Okt.); „La donna della finestra. Questioncella manzoniana" von D'Ovidio; „La tragedia greca e la tragedia inglese" von M. Tibaldi Chiesa; „Ricordi carducciani di un discepolo" von Fl. Pellegrini (16. Nov.); „Di Giovanni Marchetti e dell'opera sua" von L. Grilli; „Francesco D'Ovidio" von M. Scherillo; „L'amicizia personale della Staël per Vincenzo Monti" von M. Foresi (1. Dez.); „Alla ricerca di Turoldo" von Fr. Torraca; „Un poeta polesano: Marino Marin" von A. Lanza; „Emilia Peruzzi e Ada Negri" von P. Raina; „Renato Fucini: il poeta" von M. Taddei (1. Jan. 1926); „Renato Fucini: il prosatore" von M. Taddei (16. Jan.); „La poesia dell'azione" von G. A. Cesareo (1. Febr.); „Il Manzoni e S. Francesco" von F. Crispolti; „La Bucolica di Virgilio e i maggiori imitatori napoletani" von E. Santoro (16. Febr.); „S. Francesco e l'arte" von A. Chiappelli; „Note sugli epistolari amorosi di Foscolo e Mirabeau" von Sardus Madesani (1. März); „Francesco D'Ovidio nella vita e nella scuola" von M. Scherillo, P. Raina, G. Vitelli; „Un poeta veggente: Stefan George" von G. Gabrielli (16. März); „Stendhal e Trieste" von C. Curto; „L'arte neo-classica al principio del secolo XIX" von V. Pitini; „Genesi e fini del teatro Maffeiano" von P. V. Romanelli (1. April); „Roma negli scrittori stranieri" von L. Rava (16. April); „Una tragedia inedita di Giacomo Leopardi" von F. Gentili; „Simbolismo francese e simbolismo italiano: Paul Verlaine e Giovanni Pascoli" von Fr. Picco (1. Mai); „La sensitiva di Percy Bisshe Shelley", übersetzt von Adolfo De Bosis, mit Kommentar von G. D'Annunzio; „L'Italia nella collaborazione universale della cultura" von F. Enriques (16. Mai). Die ganze Nummer vom 16. April ist dem „Natalis Urbis" gewidmet und enthält bedeutende historische, archäologische Aufsätze über Rom, von T. Tittoni, G. R. Giglioli, E. Pais, R. Paribeni, C. Ricci, G. Mazzoni u. a. m. Ein Roman von M. Messina, „Le pause della vita" ist in den Heften vom 16. März, 1. April, 1. Mai erschienen.
„Il Convegno", 7. Jahrgang, Nr. 4 (25. April) enthält eine Übersetzung von Goethes Aufsatz: „Über altdeutsche Baukunst", einen Aufsatz von G. Titta Rosa über „Péguy e i Tharaud", belletristische Beiträge, nebst Besprechungen von italienischen und fremden Büchern.

Palermo G. A. Alfero

Westschweizerischer Brief

Der Tod Isabella Kaisers, die 58jährig in ihrem schönen Dichterheim Beckenried am Vierwaldstätter See verschied, kann in unserer literarischen Chronik nicht übergangen werden. Der Fall einer Schriftstellerin, die in zwei Sprachen nicht nur Romane schreibt, sondern lyrisch dichtet, ist etwas durchaus Einziges, zumal, wenn es sich um zwei Hauptsprachen der Kultur handelt, die in vielem schroffe Gegensätze bilden.
Die junge Zugerin lernte in Genf auf der Schulbank französisch, und wenn ihr eine der beiden Muttersprachen, überhaupt näher lag, so war es das Französische. Aber andrerseits hatte sie in deutschen Landen ein größeres, dankbares Publikum, zumal sie, mit der kulturkämpferischen Familientradition brechend, ihr katholisches Denken und Empfinden, etwa seit der „Friedensucherin" (1908) schärfer hervortreten ließ und sich damit einen ganz bestimmten Leserkreis sicherte.
Isabella Kaisers Schaffen verteilt sich auf achtundzwanzig Jahre. Es begann mit der phantastischen Romantik ihrer „Fatme", die aus einem schmerzlichen Familienereignis erwuchs und die sie später selbst desavouierte. Es folgten die Gedichte „Des Ailes" und die ersten Romane „Sorcière" 1896, „Notre Père" 1900, „Héro" 1901, „Vive le Roi" 1907. Mit „Héro" setzte die deutsche Form ihrer Werke ein. Es folgte „Vater unser" 1906 und die „Friedensucherin" (gleich: Marcienne de Flüe) 1908. Bei letzterer war die deutsche Form primär, ebenso beim „wandernden See" (1910, „La Vierge du Lac 1913"). „Sorcière" erschien, als „Wilda, die Hexe" umgearbeitet, erst 1921. Von den deutschen Novellenbänden nennen wir nur „Seine Majestät" (1905) und „Von ewiger Liebe" (1914), sowie ihr letztes Werk „Die Nächte der Königin" (1924). Französisch wurde ihr die Lyrik leichter: ihre zwei Sammlungen „Le Vent des Cîmes" (1916) nach „Le Jardin clos" (1912) bezeugen es.
Die eigentümliche Psyche eines zwischen zwei Kulturen stehenden Menschen, noch dazu während des Weltkrieges, möchten wir hier nicht schildern: es handelt

sich um sehr komplizierte, oft recht schmerzliche Dinge. Aber J. Kaiser blieb ihrer Doppelnatur treu, wennschon sie bald mehr hierhin, bald dorthin zeitweise neigte.

Ihre Eigenart kann mit einem Wort als Nachromantik bezeichnet werden, wie sie nur in der geistigen Provinz noch erblühen konnte, um sich naturgemäß an einen begrenzten Leserkreis zu wenden. Immerhin haben die deutschen und französischen Werke unserer Dichterin manche Auflage erlebt und ein treuer Leserkreis war ihr an der Seine wie am Rhein sicher.

Schreiber dieser Zeilen war jahrelang in herzlicher Freundschaft mit ihr verbunden und glaubt, die durch langes Leiden und schwere Schicksale gereifte Kunst J. Kaisers nicht zu niedrig einzuschätzen. Neben viel Unvollkommenem gelang ihr ganz Treffliches, zumal in der historischen Vision (man vergleiche ihr letztes Buch), und zumal ihre kürzeren Sachen sollten in größeren Anthologien der deutschen und französischen Literatur nicht fehlen. Wir bewahren auch der sympathischen, gütigen, selbstlosen und vornehmen Persönlichkeit der katholischen Dichterin ein treues, dankbares Andenken. Es darf noch erwähnt werden, daß Carl Spitteler, am gleichen See wohnend, jahrzehntelang mit ihr in edler Freundschaft und Geistesgemeinschaft verbunden war.

Da wir von der älteren Generation reden, sei ein eben in Holland erschienenes Buch über unseren unvergeßlichen Edouard Rod erwähnt. „L'Oeuvre de E. Rod" nennt sich die feine Arbeit Dora Léonie van Raaltes (Leyden, Sijthoff), die sehr gründlich und gut wissenschaftlich das Biographische, die Romane, die kritischen Arbeiten des waadtländischen Schriftstellers behandelt und zu klaren, objektiven Ergebnissen gelangt. Das Wertvolle dieser an Umfang bescheidenen Arbeit (180 S.) ist vor allem die Tatsache, daß sie weder aus der schweizerischen Heimat des Dichters kommt, wo man ihn gern zu überschätzen geneigt ist, noch auch aus Frankreich, wo man ihn oft mit ganz falschen Maßstäben mißt, sondern aus einem ebenfalls neutralen, mehrheitlich protestantischen Lande, das der Schweiz in vieler Beziehung kongenial ist. Die treffliche Arbeit sei neben den bekannten von J. Weil (Berlin 1912), Firmin Roz, Ernest Tissot, J. Lemaître usw. angelegentlich empfohlen. —

Rod hat in seiner ersten Entwicklungszeit nicht wenig von seinem Landsmann Alexander Vinet, dem Theologen, Literarhistoriker und Ethiker gelernt, der auch im deutschen Sprachgebiet durch zahlreiche Übersetzungen beliebt wurde. Die Vinet-Gesellschaft in Lausanne setzt unter großen materiellen Schwierigkeiten die Herausgabe der Gesamtausgabe seiner Werke fort. Nach Band 8, der die kritischen Studien über Michelet, George Sand, Edgar Quintet, Sainte Beuve usw. brachte, erschien kürzlich Band 9 unter dem Titel „Famille, Education, Instruction" mit zahlreichen unedierten und sonst unauffindbaren Aufsätzen Vinets über diese Themata und einer vorzüglichen Monographie über Vinets Lehrtätigkeit in Basel aus der Feder von Paul Roches, dem gegenwärtigen französischen Lektor an der basler Hochschule.

Neu aufgelegt von älteren Werken wurde kürzlich der zarte Novellenzyklus von Philippe Monnier: „Jeunes Ménages" (Payot), dem der frühere Band „Vieilles Femmes", ebenfalls folgen sollte. Die Auszüge aus beiden Büchern, die der Roman romand bringt, sind ungenügend und befriedigen nur noch bescheidene Bedürfnisse nach dem beliebten, frühgeschiedenen Autor mit seinem kleinen Oeuvre.

Virgile Rossel, der Bundesrichter in Lausanne, hat in seinem letzten Roman „Sorbeval" (Spes) die eigentümlichen Zustände seiner engeren Heimat, des welschen berner Jura, mit zarter Hand und offenem Blick zum Gegenstand einer Romanhandlung gemacht. Es handelt sich vor allem um die starke Invasion der Bauern des deutschen Landesteils und die daraus sich ergebenden sprachlichen und politischen Probleme.

Ein schmerzlicher Verlust unseres kleinen Literaturgebiets war der Tod des Pädagogen und Journalisten S. Roorda van Eysinga, von dem wir nur zwei kleine fröhliche Büchlein besitzen: „Le Pédagogue n'aime pas les Enfants" und „Avant la grande Réforme de l'an 2000". In feinsatirischer Übertreibung geht der geistreiche Verfasser mit der Pädagogik alten Stils ins Gericht und schneidet manchen ehrwürdigen Zopf boshaft ab.

Zu dem kleinen, heiteren Genre gehören auch die militärischen Kriegserinnerungen und tollen, aber scharf gezeichneten Skizzen des Kunstkritikers Paul Budry: „Pinget dans la fosse aux Lions et autres histoires pour dérider ces Vaudois." Fast gleichzeitig erschien vom gleichen Verfasser die feine Studie mit Kunstbeilagen über François Louis Bocion, einen unserer ältesten Landschaftsmaler. Budry ist seit langem als strenger und eigenwilliger, aber klug urteilender und subtil empfindender Kunstkritiker in unserer großen Presse bekannt.

Endlich möchten wir noch eine spät kommende, wertvolle Biographie kurz anzeigen. Es ist die des auch in Deutschland vielgenannten und in mancherlei Reproduktionen weit bekannten Malers Eugène Burnand durch seinen Sohn, den Arzt René: „E. B., l'homme, l'artiste et son oeuvre". Wir hätten es zwar lieber

gesehen, wenn mehrere Söhne des Verewigten gemeinsam sich an diesem Werk der Pietät beteiligt hätten. Die Lebensgeschichte hätte an Einheitlichkeit verloren, aber an Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte gewonnen. Immerhin nehmen wir dankbar das Gebotene an und freuen uns dieses wertvollen Denkmals der Kindesliebe. Man kennt Burnands Schwächen. Seine Stärke lag in religiöser Malerei protestantischer Observanz. Hier hat er Tüchtiges und Feines in volkstümlicher Art geleistet. Seine Auffassung wird noch lange herrschend sein.

Bullet ob Yverdon — Ed. Platzhoff-Lejeune

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Paul ist gut. Erlebnisse. Von Hans Siemsen. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 185 S. Geb. M. 3,50.

Einst, mitten in die Scheußlichkeiten des Krieges hinein, die von Menschen verübt und gebilligt wurden, tönte uns das aufreizende und zugleich tröstliche Wort aus Leonhard Frank's Buch entgegen: „Der Mensch ist gut." Heute kommt uns von dem jungen Dichter Hans Siemsen, der im grünen Thüringen erlebt und erzählt, der weniger optimistische, aber ebenso gläubige Ausruf: „Denke ihn gut und er ist es." Siemsen ist geborener Westfale. Man spürt seine religiöse Einstellung zu Menschen und Dingen in allem, was er schreibt. Ein Altruismus bekundet sich da, der nicht nur zugreift, sondern Mit-Leid, Mit-Lust ist. Also Güte. Und so endet denn auch das Büchelchen mit der Entdeckung einer jener von Kinderhand an Bauzäune, Wände oder Steine hingekrakelten Bemerkungen über Spielkameraden. „Fritz lügt", heißt es da wohl, oder „Marie ist faul". Diese nun lautet: „Paul ist gut". Und der große Hans, der sie sieht, wünscht sich das gleiche Epitheton einst als Nekrolog. Wer seine Erzählungen liest, wird es ihm schon heute geben. Denn das gleiche heiße Du-Gefühl, das bereits in Siemsens Erstling „Die Geschichte meines Bruders" wie eine Sonne leuchtete, ist in diesem neuen Buch gleichsam in viele einzelne Strahlen zerlegt. Bald farbige, bald nur wärmende. „Erlebnisse" nennt sie der Autor. Sie sind es alle. Und das gerade bringt sie uns so nah. Jeder von uns könnte sie gleichfalls haben. Die Anlässe dazu sind gering: Ein Kursbuch; Besuch einer Kleinstadt; ein Schaufenster; ein italienischer Sprachführer; eine Kinoüberschrift; ein Teckel, der nach Mäusen schnuppert; ein Fünfmarkschein; das Anhören eines klavierübenden Hausgenossen; das Wort „Imbiß". — Aber das grad macht ja den Dichter, daß er aus dem, was jeder sieht, denkt, fühlt das gewahrt, was keiner bisher gedacht, gefühlt und gewahrt hatte.

Hans Siemsen ist geborener Westfale. Man spürt den schweren Heimatboden unter dem manchmal fast französierenden Raffinement seiner schlichten und primitiven Sprache; der Prägnanz seiner kindlichen Satzbildung, die immer geradewegs geht und nicht nach links und rechts zu blicken scheint, und doch voll Hinweisen auf alles Seitliche ist. Und noch mehr auf all das, was über uns ist.

Wenn er in „Otto macht sich fein" den Schlosserlehrling beobachtet, wie er sich nach der Arbeit einen neuen Menschen anzieht, Schlipse sorgfältig wählt, das Haar mit Wasser glatt bürstet und scheitelt und nicht ahnt, daß er in seinem blauen Arbeitskittel und dem blonden Schopf so tausendmal nobler aussieht, so spürt man des Autors behutsames Lächeln: „Sind wir nicht alle so? Glauben uns putzen zu müssen mit allerlei Drum-und-Dran. Und sind doch so viel, viel vornehmer, wenn wir uns schlicht zu dem bekennen, was wir nun doch einmal sind. Warum dieser irrsälige Trieb einander zu imponieren?" Oder in „Fuhrleute" — sechs schmale kurze Seiten —: „Wo Pferde wohnen, da ist es schön", fängt er an. Spricht dann von dem Fuhrmannshof, dem Stall, dem Tränkeimer, dem Anschirren. Man hört das Klappern, Rasseln und Rufen. — Und dann ist Krieg. Mensch und Pferd müssen ins Feld. Einer der Fuhrleute erfährt in Reims, daß heute die Wagen aus der Heimatstadt mit Munition da und da vorbeikommen werden. Er läuft meilenweit im Trabe, sie zu sehen. „Ich knackte so zusammen, als ich alle die bekannten Wagen und Pferde sah, Hermann Schmidt seine Schimmel mußten es sein, Reuter sein Brauner, der immer so stolz ging — usw. Alle hundemager! Ach es war mir eine Freude, alle die bekannten Wagen und Pferde, das werde ich nie vergessen!" Ja — „Paul ist gut". Wir wollen, wir dürfen daran glauben, weil es uns ein Dichter sagt wie Hans Siemsen.

Berlin — Anselma Heine

Das Haus zum Landsknecht. Eine Novelle aus dem alten Frankfurt. Von Karlfriedrich Baberadt. Frankfurt a. M. 1926, Englert & Schlosser. 87 S.

Alt-Frankfurt und Neu-Frankfurt gehen in dieser Geschichte um, der Geist des alten mit treu bewahrter Tradition, das neue, das ungebärdig sie bricht, brechen will und doch den Geistern des Hauses verfallen ist. Denn darum geht es: Baberadt hebt und deutet die geistige und seelische Hinterlassenschaft, die in vielen Generationen sich ansammelt, die in jeder Ader wirkt und treibt und die auch den, der ausbrechen will, gleichsam durchgast. Am Helden der Erzählung wird das gezeigt. Er rüttelt an der Umklammerung durch die Geister des Hauses, er hat die Träume des Künstlers, er flieht aus dem Gewölbe des Kaufmanns, er verstrickt sich in ein für Menschen des Landsknechtshauses höchst übles Liebesabenteuer und landet endlich, von unsichtbaren Fäden gezogen, in der Heimat, im Hafen, im Banne der Geister des Hauses. Der Verfasser findet für die Umgreifung der Kräfte, die über der Schwelle weben, manch feines Wort — es wäre ein Thema für Storm gewesen —, doch vermag der Gang der Fabel nicht zu überzeugen, und nach einem ausgezeichneten Start läuft die Erzählung später in weniger bestechender Form und die zu Beginn sorgfältig filtrierte Sprache wird schaumig und klingelnd. Und der Ausgang? Mich dünkt, der Kampf sei nicht völlig ausgetragen und die Bescheidung ein Kompromiß. Die höchsten Ansprüche werden nicht erfüllt, aber das große Publikum wird das lebhaft und mit Ernst geschriebene, von den Geistern des Hauses durchwehte Buch gern lesen.

Frankfurt a. M. — Rudolf Geck

Höhere Kindschaft. Erzählungen. Von Eduard von der Hellen. Stuttgart, Berlin, Leipzig ohne Jahr, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 220 S. Geb. M. 5,—.

Diese sechs Erzählungen bieten nachdenkliche Probleme, zu denen ein feinempfindender, lebenskundiger Mann Gestalten und Handlung ersonnen hat. Falsche väterliche Erziehung, die einen Schuljungen zur Zensurfälschung verleitet; Mitleid, das „oft mehr noch als Liebe verblendet"; Begabung, die im schamvollen Kampf mit der Not zusammenbricht; Rettung einer Selbstmörderin, deren Leid nur verlängert wird; betrogene leibliche Vaterschaft, die sich zur höheren geistigen durchdringt, und heiße Sehnsucht nach dem Kind, die ihre Erfüllung mit Irrsinn und Tod bezahlt — das sind die besinnlichen Vorwürfe der schlichten Geschichten. Sie sind keine Zeugnisse starker lebens- und menschenformender Kraft, aber Vornehmheit des Stils und der Denkungsart geben ihnen Wert und Reiz.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Regilindenbrunn. Eine überaus romantische Geschichte. Von Wilhelm Matthießen. Leipzig 1925, Eugen Kuner. 133 S. Geb. M. 4,—.

Regilindenbrunn ist das Tuskulum des Weltdetektivs Kabeuschen, das mitten in einem großen Walde liegt.

„Hier ist die Welt zu Ende,
hebt an die Ewigkeit."

In einem Herbst auf diesem Märchenschloß finden alle Gäste ihr Glück. „Und," so sagt der Dichter dieser wirklich romantischen Geschichte zum Beschluß, „Glück und Leid liegen oft so nahe beisammen. Und sieht man genau zu, dann sind sie ein und dasselbe. Man muß alles nur von der rechten Seite nehmen."

Wie man's macht, ist in diesem Büchlein fröhlich nachzulesen.

Charlottenburg — Hans Sturm

Haus Ithaka. Roman. Von Rudolf Presber. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 491 S. Geb. M. 7,—.

Ein Buch aus der Einsamkeit eines reif gewordenen Dichters, der aus seinem stillen „Haus Ithaka" die Welt und die Menschen betrachtet. Oben hoch an der See liegt das Häuschen, weit weg vom Getöse der großen Welt, und der Dichter, der es mit seiner geliebten Familie bewohnt, vernimmt den Pulsschlag des großen Getues nur noch entfernt aus den Schicksalen mehr oder minder berühmter Badegäste, die ihre Unruhe und die Hast ihres Alltagslebens hierher verpflanzen. Im Mittelpunkt der Geschichte steht das stille Erlebnis eines berühmten Malers, der durch die Schönheit seiner Frauenporträts Weltruf erlangt hat. Über dem Ruhm aber ist seine eigene Geradheit brüchig geworden. Erst in der geschlossenen Harmonie der Bewohner von Haus Ithaka findet er den stillen Glanz eines reichen Künstlerlebens wieder. Ohne Aufregung, beinahe ohne Spannung wird dieses schlichte Erlebnis gestaltet. Rudolf Presber benutzt die Gelegenheit, alles das sich vom Herzen zu schreiben, was die Zeitprobleme in einem denkenden Menschen unserer Gegenwart aufrollen. Über alte und neue Staatsform, über alte und neue Kunst, über Ehe und Gesellschaft, über Amerikanismus und Jugenderziehung, über Religion und Konfession finden sich in diesem Buch Aussprüche eines Menschen, dem die Modeschriftstellerei nicht den Blick umdunkelt hat und der noch kühn und frei aussprechen darf, was er empfindet. Es sei nicht verhehlt, daß der bei Rudolf Presber sprichwörtliche Humor hier und da etwas gewaltsam ausgesprochen wird. Der Kern des Buchs liegt diesmal weniger in dem äußeren Geschehnis der Handlung als in dem allgemeinen Bekenntnis des Dichters. Man könnte diesen Roman ebensogut eine Selbstbiographie nennen, wenn man es versteht, zwischen den Zeilen zu lesen. Umso erfreulicher bleibt, daß bei aller Kritik an dem Durcheinander unserer Gegenwart dennoch etwas Sonniges und Heiteres von dem Buch ausstrahlt, die Erkenntnis, daß immer noch der, der geraden Sinnes durch die Welt geht, sie auch zu erobern vermag!

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Ein fertiger Mensch. Von Giovanni Papini, übersetzt von Max Schwarz. München 1925, Allgemeine Verlagsanstalt. 295 S. Geb. M. 8,—.

Papini gehört zu den originellsten Persönlichkeiten der heutigen italienischen Literatur. Dichterisch veranlagt, nach Wahrheit und Größe dürstend, von einer unersättlichen Sehnsucht nach dem Unendlichen getrieben, hat er alle Wege versucht und ist auf allen Wegen, auch in seinen Irrungen, ein Gottsucher gewesen. Das beweisen, wie sein ganzes Tun, so auch seine Werke, die, obwohl er sich viel zu oft von seiner Vorliebe zum Paradoxen und zur Schönrederei irreleiten läßt, immer geistreich und lebensvoll, immer der Ausdruck des ruhelosen Suchens eines modernen Menschen sind. Das beweist vor allem sein Buch „Ein fertiger Mensch", das nun die Allgemeine Verlagsanstalt München in einer im ganzen vortrefflichen Übertragung von M. Schwarz bietet. „Ein fertiger Mensch" ist eine Beichte, in der uns der Dichter die Träume, die Hoffnungen, das Streben und Ringen, die Erfahrungen und die Enttäuschungen seiner Jugend erzählt. Nichts wird von ihm verschwiegen oder verschleiert: ganz rücksichtslos beobachtet und entblößt er sein Inneres, und seine Erzählung wird fast zu einem Roman, zum Roman aller jungen Menschen, die zu viel vom Leben erwarten und wenig erreichen, die sich am Ende mit der beschränkten Wirklichkeit abfinden müssen. Ein sehr interessantes Dokument zur Kenntnis des Dichters und der gegenwärtigen jungen Generation; und ein Buch, das den Leser fesselt und hinreißt.

Palermo — G. A. Alfero

Zwischen zwei Welten. Ein Erlebnisroman. Von Guglielmo Ferrero. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Rudolf Berger. (Drei Teile in zwei Bänden.) Berlin, Wien, Leipzig o. J., Interterritorialer Verlag „Renaissance". 366, 224 S.

Der Roman spielt auf dem Dampfer, der Ferrero mit seiner Frau und seinem Sohne von Südamerika nach Italien zurückbringt, nachdem sie auf Reisen dort und in Nordamerika die neue Welt kennen gelernt haben. Zwischen ihnen und anderen Fahrgästen entrollen sich, entzündet an der Frage, ob Neuyork eine schöne oder eine häßliche Stadt sei, die Probleme des Schönen, Guten und Wahren, und ihrer Diskussion sind die beiden umfangreichen Bände gewidmet. Nicht jedoch in abstrakter Form, sondern in ständiger Beziehung auf die modernen Lebensverhältnisse in Amerika und Europa, die außerdem durch die Schicksale und Charaktere zahlreicher Mitreisender fortwährend aus dem Allgemeinen in das Besondere gespiegelt werden. Es ergibt sich zunächst die völlige Unmöglichkeit, allgemeingültige und verbindliche Grundsätze auf allen drei Gebieten

aufzustellen, und als Ursache dieser gänzlichen Haltlosigkeit in allen Grundfragen des Daseins die Schrankenlosigkeit des modernen Geistes und Willens.
Während die antike, und damit die gesamte europäische Kultur, durch Schrankensetzung feste Wertmaßstäbe schuf, wurde mit der Tat des Kolumbus, und, in eminenter Steigerung, mit der französischen Revolution, die Schranke überschritten, an die Stelle der Qualität trat die Quantität. Die Eroberung der Erde, des Meeres, der Luft durch den Menschen wurde durch den Wegfall der Ziele, durch die Unterjochung des Menschen durch die Maschine, durch den Tod der Schönheit, durch das Zerbrechen der Sittlichkeit, durch die Unmöglichkeit sicherer Erkenntnis erkauft. Und hinter dem wahnsinnigen Hetzen nach gesteigerter Quantität der Güter, der Mittel, des Genusses steigt drohend das Gespenst der Unfruchtbarkeit auf.
Die Diskussion dieser Probleme ist überall von leidenschaftlichem Ringen, von lebendiger Fülle der Anschauungen, von ungemeinem Wissen und Erfahren getragen. Aber sie geht nicht in die letzte Tiefe, in der schließlich die Lösung zu finden wäre, sie ist immerhin auf fast ausschließlich romanische Kenntnisse basiert — was über Shakespeare gesagt wird, ist völlig unzulänglich, Goethe wird nicht genannt, die Russen und Skandinavier bleiben außen —, sie bleibt im Kreise der Vorkriegserlebnisse, der sie wohl auch der Entstehungszeit nach (das Erscheinungsjahr des Originals ist mir unbekannt) angehört. Auch würde das Werk durch Kürzung um etwa ein Drittel gewonnen haben. Aber man freut sich des weiten menschlichen Horizontes, der unseren Gelehrten so häufig fehlt.

Die Übersetzung ist nicht schlecht, könnte aber an zahlreichen Stellen besser durchgearbeitet und durchgefeilt sein.

München — Ludwig Gorm

Berufung. Roman. Von Julien Benda. Berechtigte Übersetzung aus dem Französischen. München, Hyperionverlag. 248 S. M. 2,— (3,50).

Julien Bendas Roman „L'ordination" bringt in seinem ersten Teil, welcher 1911 in den „Cahiers de la Quinzaine" erschienen ist, die psychologisch eindringliche Zergliederung eines bewegten Gefühls- und Sinnenzustandes, den schmerzlichen Zerfall eines Liebesbundes, durch alle Zuckungen hin. Der zweite Teil, thematisch in schroffer Antithese dazu, und zehn Jahre später: der frühere Liebhaber, ein ernster Gelehrter geworden, hat eine andere geheiratet, geht ganz in seinen philosophischen Studien auf, bis er am Krankenbette seines Kindes den Egoismus dieses den Seinigen abgewandten, ausschließlich geistigen Lebens gewahr wird und ihm entsagt. Der deutsche Leser wird sich schwerlich in diese Stimmung einfühlen können, er wird den Konflikt überhaupt nicht anerkennen wollen. Aber für die französische Psyche ist der Zwiespalt, der hier angerührt wird, von hereditärer Bedeutung — ein angstvoller Zug, der durch die Jahrhunderte wiederkehrt. Erst das Ich, nur sich selbst begehrend, es lebt sich aus; und danach die Absage an das Ich bis zu aszetischer Preisgabe der Persönlichkeit. Der Sinnenrausch, als Voraussetzung für die spätere mystische Erhebung — dieser innere Zwist tief in Natur und Anlage begründet. Racine fällt ihm zum Opfer, Pascal ist ihm erlegen, le moi est haïssable. Von einem Exzessiven zum anderen, so wütet der Konflikt weiter. Schicksalhafte Begabung, die dem einzelnen aus dem Nährboden der Rasse zuwächst.

Thüngen — Georg Ransohoff

Das Licht in der Laterne. Von Felix Timmermans. Mit Zeichnungen des Dichters. Deutsch von Anna Valeton-Hoos und Anton Kippenberg. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 247 S.

Der vielfach preisgekrönte flämische Dichter Felix Timmermans, dessen „Jesuskind in Flandern" und „Pallieter" vielen Lesern großen Genuß bereiteten, bietet in diesem neuen Buch eine Reihe von Erzählungen und Skizzen, die zum Reifsten und Harmonischsten seiner großen Kunst gehören. Primär ist diesen schönen Geschichten der tiefe, echt katholische Unterton, die Weite der flandrischen Landschaft und die skurrile, spitzweghafte Enge und abergläubisch gefärbte Wunderlichkeit flandrischer Kleinwelt. Die beiden entscheidenden Pole: Tod und Leben sind Timmermans Leitmotiv, das in allen Erzählungen packend erklingt. Ironie, Bauernschläue, Kleinleutedünkel, Kirchenstille, Weihrauch und Altäre, Prozessionen, verzauberte Friedhöfe, ein plötzlich abgerissenes Menschenleben, und der ganze Chor der Natur, mit Flüssen, Feldern und Jahreszeiten, das sind Mosaiksteine aus seinem großen Panorama. Timmermans dichtet das Märchen des flandrischen Alltags mit so prachtvollen Farben und Tönen, mit so ergriffener Gläubigkeit und Wunderlichkeit, daß man sich in die gute, alte Zeit zurückversetzt fühlt und leichter aufatmet beim stillen Betrachten seiner engen und doch so allumfassenden Welt. Mit einigen Sätzen gelingt es ihm, die ganze Atmosphäre seiner Heimat, die uns nicht fremd ist, wiederzugeben und uns in ihren leisen, sanften und wohltuenden Zauber zu ziehen. Die Verdeutschung durch Anna Valeton-Hoos ist mustergültig. Einen Fehler aber hat sie gemacht: sie spricht immer wieder vom „Pastor" und meint damit den katholischen Pfarrer. Anton Kippenbergs Übertragung des „Triptychons" ist dem Original gleichwertig und von pastellzarter, dichterischer Schönheit.

Berlin — Fred A. Angermayer

Dramatisches

Johann Christian Günther. Kleines dramatisches Gedicht in sieben Bildern. Von W. H. J. Maaß. Frankfurt a. M. 1925, Georg Schlosser. 65 S. M. 2,40.

Vor diesem Erstling ist ein verläßliches Urteil über den Umfang und die Tiefe der Begabung seines Autors noch nicht möglich. Denn es ist nicht zu erkennen, ob die Halbheiten und Unzulänglichkeiten, die auf Schritt und Tritt anzutreffen sind, in der Dichternatur selber oder in ihrem augenblicklichen Entwicklungszustand den eigentlichen Grund haben. Unanzweifelbar ist nur: daß das Gepräge des Werkchens Halbheit ist. Aus dem Geschick Johann Christian Günthers läßt sich eine erschütternde Tragödie gewinnen, wenn die gegeneinanderstehenden Lebensmächte in Gestalten verkörpert werden, deren jede ihr Recht in sich selber trägt, und der Kampf dieser ewigen Mächte vor unseren Augen entfesselt und durchgeführt wird. Der Autor begnügt sich mit einem dramatischen Gedicht, gibt in losem Ablauf biographische Bilder, schreibt statt eines unparteiischen Dramas ein parteiisches, den Dichter glorifizierendes Monodrama. So bedeutsam die große Lebensenttäuschung Günthers, der Treubruch seiner Leonore, für den Dichter auch war — alleinentscheidend ist er keineswegs. Günther erlebte das gleiche — Untreue des Lebens — immer wieder, weil seine ungestüme Natur ständig die Hoffnungen überspannte und er den Ausgleich zwischen Fordern und Geben, die sich gegenseitig innerlich bedingen, nicht herzustellen vermochte. Wenn also W. H. J.



Maaß als einziges dramatisch-tragisches Agens den Treubruch der Geliebten einsetzt, so ist das im Beginn eine Simplifizierung, der gegenüber die ungeformte Darstellung der Tatsachen reicher und erschütternder wirkt, im weiteren Verlauf und insonderheit am Schluß eine Sentimentalisierung, die gerade der Gestalt Günthers schlecht ansteht. Im gleichen Maß unentschieden ist die Sprache. Sie bedient sich des durchweg gereimten Blankverses und drängt doch, mitgerissen von der Gestalt des unseligen Dichters, zu Ballungen und Entladungen, zu Farbigkeiten und Kraßheiten, die vielleicht im gereimten Blankvers überhaupt nicht möglich oder doch unangebracht sind, keinesfalls aber bei einer verfließenden, verbreiternden, künstlich aufgefüllten Behandlung, wie der Autor dieses dramatischen Gedichts sie ihm zuteil werden läßt, erreicht werden können. Und doch und doch: in der Haltung des Ganzen, in dem Versuch der Schicksalsgestaltung, ja selbst im Wort dringt immer wieder Eigenes, Besonderes, Unmittelbares herauf, so daß als Letztes die Hoffnung bleibt: Hier ist, wenn auch vielleicht kein neuer Dramatiker, so doch ein neuer Dichter im Werden.

Frankenhorst i. M. — Hans Franck

Der Traum des Gerontius. Von John Henry Newman. Deutsch von Emilie Schleußner. (Religiöse Geister. Texte und Studien zur Vertiefung und Verinnerlichung religiöser Kultur, 18. Bändchen.) Mainz 1925, Matthias-Grünewald-Verlag. 56 S.

Newman, dessen wissenschaftliches Lebenswerk 34 Bände umfaßt, war nicht nur, wie der bekannte Newmanforscher und -vermittler M. Laros (Hrg. der „Religiösen Geister") festgestellt hat, „der geistig bedeutendste Konvertit des 19. Jahrhunderts", sondern auch einer der markantesten Prosaisten im damaligen England. Das zwischen Werk und Werk entstandene Spiel „Der Traum des Gerontius" zeigt den englischen Kardinal auf den Pfaden des Dichters, dem die ethische Tendenz wichtiger ist als die künstlerische Form. Die Übertragung hätte an manchen Stellen beschwingter sein dürfen.

Charlottenburg — Hans Sturm

Literaturwissenschaftliches

Der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn. Von Benedikt Momme Nissen. Mit fünf Tafeln. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co., G. m. b. H. 358 S.

Um den Rembrandtdeutschen war während seines Lebens Geheimnis und Absonderlichkeit gebreitet, man wußte nicht, wie er hieß, wo er lebte, wie er lebte, ob er lebte. Und doch war es einer, von dem ein Bismarck entzückt war und von dem er sagte: „Es ist ein kindlich bescheidener Mensch, den man erst anstoßen muß, um ihn zum Reden zu bringen, was um so merkwürdiger ist, da er mit Keulen schreibt." Und nun ist auch nach seinem am 30. April 1907 erfolgten Tode Überraschung, Geheimnis und Absonderlichkeit. Denn wer hätte wohl erwartet, daß eine Biographie dieses scharfen, friedlosen Kämpfers den Einleitungsvermerk trägt: „Dank allen, die zu dem Zustandekommen dieses Buches beigetragen haben. Dank der Kirchenbehörde zu Freiburg i. B. und meinem Ordensoberen, daß sie die Druckgenehmigung dafür erteilt haben. Dank dem lieben Gott, zu dessen Ehre dieses Buch geschrieben hat Benedikt Momme Nissen aus dem Predigerorden." Die menschlich rührende Stimmung, die von diesem Bekenntnis des von früher her bestbekannten Malers und Schriftstellers ausströmt, kann das Gefühl nicht unterdrücken, daß, wenn dieses Leben Langbehns Ranken getrieben hätte, die der geistlichen Obrigkeit nicht zu Gefallen wären, davon stille geschwiegen worden sei.

Man muß an die Brentanobiographie des würdigen Paters Diel und an so manche andere mit Erlaubnis der kirchlichen Oberen erschienene Lebensgeschichte literarisch bedeutender Konvertiten oder Bekehrter denken, wenn man dies Werk Nissens, das Denkmal einer goldechten Freundschaft, liest; an vielen Stellen ist es legendenhaft: da, wo wir nicht gespannt sind, zu hören, ist es redselig und mitteilsam, da, wo wir ahnen, daß der Lebensnerv zuckt, verhüllt es, und da, wo wir gespannt sind, zu hören, schweigt es und redet obenhin Gleichgültiges. Wenn von diesem tapferen Deutschen, der sich mit einem einzigen Buch eine gewaltige Gemeinde verschaffte, die er aber nicht weiter führte, wirklich nicht mehr zu berichten gewesen wäre, als das, was Pater Nissen erzählt, so wäre er wirklich eine in ihrer Aloysiushaftigkeit peinliche Erscheinung, die man nicht für eine gesunde Vollpersönlichkeit halten könnte. Diese Menschlichkeiten sind aber in dem Buch Momme Nissens nicht zu finden, oder sie werden nicht erwähnt. Aber davon abgesehen ist die Biographie sehr aufschlußreich und bringt im katholischen Sinne ein rundes Bild dieses krausen, doch wohl mindestens schizoiden Daseins, das von bedeutenden Vorspielen, Absichten und Anfängen erfüllt ist, um alle Reformhoffnungen und alle überhoch gespannten Selbsteinschätzungen einfältig gleich einem geschlagenen Kinde, scheu und hilflos, wie einen zerfetzten Strauß in den Schoß der heiligen Mutter zu legen.

Von besonderem Interesse ist eine meisterhafte Einleitung, die der Bischof von Rottenburg, Paul Wilhelm v. Keppler, dem Werke vorausschickt. Meisterhaft, wie sie den sonderbaren Kern der Sache, daß nämlich der Rembrandtdeutsche, dessen ganzes Buch ein Schrei nach reinem Deutschtum war, im Ultramontanismus, im Internationalen landete, nicht hervorhebt, sondern nicht sieht. Bemerkenswert weiterhin durch bezeichnende Urteile, wie das über Nietzsche; bedeutsam auch deswegen, weil man, ohne daß es geradezu gesagt wird, merkt, daß ebenfalls der Bischof v. Keppler mit dem Rembrandtdeutschen, trotz der Konvertierung, auf die Dauer nicht zusammen arbeiten konnte, weil bei allem Geist und aller überragenden Begabung, das seltsame, polar Abstoßende, was gesetzmäßig Langbehn zeitweise beherrschte, ein gemeinsames Wirken, wie so oft vorher, unmöglich machte.

Wenn ich ehrlich sein soll, so möchte ich mir keinen anderen Biographen Langbehns wünschen, als seinen langjährigen erprobten Freund Momme Nissen, aber ich hätte gewünscht, daß er das Buch vor seiner eigenen Konvertierung geschrieben hätte.

Waidmannslust — C. F. van Vleuten

Briefwechsel zwischen Karl Rosenkranz und Varnhagen von Ense. Herausgegeben von Arthur Warda. Königsberg i. Pr. 1926, Gräfe & Unzer. 237 S. M. 6,— (7,50).

Mit der erstmaligen Darbietung dieses Briefwechsels, der sich über einen Zeitraum von 25 Jahren (von 1833 bis 1858) erstreckt, hat sich der Herausgeber ein neues Verdienst erworben. Die 80 Briefe vermitteln dem kundigen Leser ein einprägsames Zeitbild, nicht nur als Reflex von Ereignissen und Stimmungen der bewegten Zeit, sondern — da beide Männer, wenn auch nur an der Peripherie, mitwirken — auch als Ansichten bewegender Kräfte. Varnhagen zwar hat resigniert, aber er bleibt der unermüdliche, immer unter-

richtete, scharfe Beobachter von Menschen, Ereignissen und sich vorbereitenden Entwicklungen, und manches klug wägende und den Lauf der Dinge vorwegnehmende Wort zeigt, daß er, der sich früh beklagt, die Zeit nicht mehr zu verstehen, sie von seinem Beobachtungsposten umfassend überschaut und ihr sogar Richter sein kann; Rosenkranz aber, immer fortgerissen und engagiert, ist so recht ein Vertreter des „Zeitalters der Bewegung" (wie einmal einer der Jungdeutschen es nennt), und gegenüber dem stets sich reservierenden Varnhagen, der sich des „Mangels an Leidenschaft" als seines Grundübels bezichtigen kann, wirkt er fast wie eine Naturkraft, und mit Recht kann er einmal über die „unverwüstliche Naivität" seiner Natur klagen. Beide Männer sparen also nicht mit Selbstbekenntnissen, und diese persönlichen Bekundungen, die einen vollen Einblick in ihr Wesen gestatten, sind wohl der wertvollste Bestandteil des Briefwechsels. Erschütternd wirkt der Brief, in dem Rosenkranz die „Gebresten" seiner Natur beichtet: „Ich sehe mein Elend darin, daß ich so wenig ein Philosoph bin, wie ... die ganze jüngere Generation ... Schelling, Hegel, Fichte ... waren Originale, was wir nicht sind. Nun bin ich zugleich eine poetische Natur ... aber ich bin am Ende noch weniger Poet als Philosoph"; und doch mache er als Lehrer der Jugend wohl eben durch diese „doppelte Halbheit" sein Glück. Und als Antwort Varnhagens gewiß nicht minder wahres Bekenntnis: „Ich habe mich durch inneren Zynismus und äußere Tätigkeit aus den Zweifeln und Bedenken emporgewunden; Zynismus nenne ich den Trotz gegen die Natur, doch nichts anderes sein zu können, als sie eben hat gestatten wollen ..." Man wird zugeben, daß diese Generation, zu ausbreitender Tätigkeit berufen, aber in dem Wissen um ihre Schwäche schon durch ihre lebendige Berührung mit der vorhergegangenen Generation bestärkt, es nicht leicht hatte, Sein und Wirken in Einklang zu bringen; der Briefwechsel spiegelt diesen fortgesetzten, in der Hauptsache freilich latenten Konflikt wider. Aber die eigentliche Sphäre ist dem Briefwechsel durch Rosenkranz' Ausruf „Es lebe die Literatur!" bestimmt. Der größte Teil der Briefe stellt Begleitschreiben zu den Zeugnissen einer erstaunlichen schriftstellerischen Fruchtbarkeit dar. Varnhagen ist der anerkannte „literarische Beichtvater" seines Korrespondenten, darüber hinaus bescheinigt ihm Rosenkranz, daß er den Jüngeren überhaupt als der berufene Verwalter und Vermittler des klassischen Zeitalters erscheine; Varnhagen bedeutet dem in Königsberg Isolierten die Welt und die literarische Welt im besonderen, ja er gilt ihm als Anreger und kritischer Mentor auch in seiner eigentlich fachlichen Arbeit. Und in der Tat nimmt Varnhagen diese Stelle gern ein, sendet etwa Ergänzungen zu der von Rosenkranz besorgten Kant-Ausgabe, Berichtigungen zur Biographie Hegels und erweist sich auch gegenüber eigentlich fachwissenschaftlichen Werken wie der Psychologie und der „Ästhetik des Häßlichen" als kritischen Leser, als einen Kopf von ungewöhnlich universalem Interesse. Das beiderseitige Eingehen auf die geistigen und schriftstellerischen Interessen des anderen gibt dem Briefwechsel die freundschaftliche Note, eine sich durch lange Jahre gleichbleibende temperierte Atmosphäre; es gedeiht gewiß nichts Großes in ihr, aber es ist doch ein erfrischendes Klima zumal um die Art und das Werk von Rosenkranz; von ihm hauptsächlich und seinem Streben geht die geistige Spannung aus — obwohl auch Varnhagen hier jedenfalls würdiger und bedeutender erscheint, als das traditionelle Bild ihn zeichnet —, und diese geistige Spannung und der ausgesprochen männliche Ton des Briefwechsels sind Grund genug, die Veröffentlichung dankbar zu begrüßen.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Geschichte der deutschen Dichtung. Von Hans Röhl. Fünfte Auflage. Leipzig 1926. B. G. Teubner. VIII, 333 S.

Dieses ausgezeichnete Kompendium ist nicht lange vor dem Kriege zum ersten Male erschienen. Ich habe es damals hier (L. E. XVII, 55) angezeigt. Was ich bei dieser Gelegenheit zu seinem Lobe sagte, trifft alles auch auf diese neueste Auflage zu. Die Wünsche, die ich für spätere Auflagen anmerkte, sind inzwischen längst erfüllt: Das letzte Kapitel, „Die Gegenwart", ist zu einer umfassenden Skizze der Literatur der letzten drei Jahrzehnte erweitert worden, wobei insbesondere auch die literarische Bedeutung Nietzsches und seines Einflusses gebührend gewürdigt wurde. Überdies ist dieser neuesten Auflage noch eine recht praktische Zeittafel angehängt worden. Über die Auswahl der repräsentativen Dichter des letzten Zeitraums — nach dem Vorwort soll sie „beschränkt sein auf Dichter, deren bleibende Bedeutung schon jetzt zweifellos scheint" — wollen wir nicht rechten. Wie seit der ersten Auflage aus dieser Auswahl z. B. Eulenberg, Falke, Avenarius, Zahn verschwunden sind, so werden gewiß im Lauf der nächsten Auflagen noch manche von den Dichtern verschwinden, die wir neuerdings darin erwähnt finden. Zur Ergänzung empfehlen wir Hans Grimm, Friedrich Huch, E. G. Kolbenheyer, Alfons Paquet, Wilhelm Schäfer und Emil Strauß. Auch sollte Hermann Hesse, bei dem nur „Camenzind" und „Diesseits" erwähnt werden, eingehender (und auch als Lyriker) betrachtet werden.

Wir wünschen dem Buch weiterhin die wohlverdiente Verbreitung, namentlich auch an höheren Schulen.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Martin Buber. Sein Gang in die Wirklichkeit. Von Wilhelm Michel. Frankfurt a. M. 1926, Rütten & Loening. 48 S. M. 1,— (2,—).

Wilhelm Michel hat in dieser kleinen liebevollen Studie Martin Bubers Entwicklung als einen Weg zur Wirklichkeit dargestellt. Er sieht, wie Buber, je tiefer er sich in die Geschichte der jüdischen Mystik versenkt, um so mehr jede literarische Einstellung zu ihr verliert und sie als das auffaßt, was sie ihrem Wesen nach sein will: Erfüllung des Alltags mit göttlicher Intention. Im Chassidismus war diese Tendenz, den Alltag als Erlebnisort Gottes anzusehen, die beherrschende. Michel glaubt, sie sei gerade das erforderliche für den heutigen Augenblick Deutschlands und Europas. So sei Buber gerade da, wo er am entschiedensten für fremdes Volk und Wesen steht, der deutsche Sprecher und der deutsche Führer.

Jerusalem — Hugo Bergmann

Benedetto Croce. Von G. Castellano. Übersetzt von Julius Schlosser. Zürich, Wien, Leipzig 1925, Amalthea-Verlag. 152 S.

Zweck vorliegender Übersetzung ist, das Verständnis von Croces Werk einem breiteren Leserkreis in Deutschland zu erleichtern. Die Wahl des Übersetzers, Julius Schlosser, dem man auch die Übertragung mehrerer philosophischen und kritischen Werke Croces verdankt, ist vortrefflich gewesen: Castellanos Büchlein bietet in der Tat die beste Einführung in Croces Philosophie: klar, einfach, geordnet

und verständnisvoll. Als Anhang gibt der Verfasser eine kurze Nachricht über Croces Leben, eine vollständige Bibliographie seiner Werke und ein knappes, aber trotzdem sehr gutes Verzeichnis der bedeutendsten kritischen Schriften über ihn.

Palermo G. A. Alfero

Verschiedenes

Amerika-Europa. Von Arthur Feiler. Frankfurt a. M. 1926, Frankfurter Societäts-Druckerei G.m.b.H. 338 S. M. 8,– (10,–).

Es ist gut und weise, daß die Bücher über Amerika sich mehren. Denn nur durch immer erneutes Fragen und Antworten wird Deutschland allmählich zu einem vollen Verständnis des Landes kommen, das jetzt im Vordergrunde seines Interesses steht. Feilers Buch gehört ganz entschieden zu den Schriften, die den immer noch etwas verschwommenen Begriff „Amerika" weiter klären helfen. Er schildert sachlich und klar, was er gesehen, gehört und an gedruckten Informationen gesammelt hat. Dabei sieht und hört er nicht als Ästhet, der Dinge und Erscheinungen nur nach ihrer rein geistigen Bedeutung für den Innenmenschen bewertet. Sein Blick ist eingestellt auf Wirklichkeit und praktisches Leben. Nur von dieser Einstellung aus kann man tatsächlich an das ganze Problem Amerika in seiner Totalität herankommen, kann man auch die nicht wirtschaftlichen Erscheinungen allein richtig einschätzen. In jeder noch so eingehenden Erörterung der amerikanischen Prosperität, der amerikanischen Wirtschaftsformen und der amerikanischen Welt – nach diesen drei Gesichtspunkten teilt Feiler seine Beobachtungen – werden Lücken bleiben müssen, wird manches, was im amerikanischen Leben ganz spezifisch psychologische Auswirkung hat, nur mit einem Schlagwort wie „headlines", „Bürozellen" bezeichnet werden können. Was allein die beiden genannten Einrichtungen für die allmähliche Gestaltung der amerikanischen Lebensform bedeuten, konnte der Verfasser kaum weiter erklären, wollte er dem außerordentlich schwierigen Suchen nach der amerikanischen Psyche nicht ein besonderes eingehendes Kapitel widmen. Je nach den eigenen Anschauungen und politischen Hoffnungen wird auch der Beobachter gezwungen sein, Gebilde wie die Arbeitsverhältnisse und das Gewerkschaftswesen zu bewerten. Hier urteilt denn Feiler verhältnismäßig zu günstig und sieht nicht die Übel, die das Ringen der Kräfte im Gefolge hat, z. B. die Tyrannei des kleinen Gewerbetreibenden und die Hilflosigkeit dessen, der wie der Besitzer eines Einfamilienhauses vom Klempner, Maurer oder Zimmermann abhängt. Auch „die Zugänglichkeit der Bildung" und vor allem ihre Aufgabe für das amerikanische Leben wird sich kaum auf 37 Seiten erschöpfen lassen. Abgerundet dagegen sind in ihrer markanten Schilderung und dabei doch eingehenden Darstellungsform Kapitel wie die über das Auto und die Landwirtschaft. Im ganzen möchte ich sagen, wer sich auf Grund früher gesammelter Kenntnisse über das gegenwärtige Nordamerika ein Urteil bilden oder auf Grund des Selbstgeschauten sein eigenes Urteil prüfen will, der wird das vorliegende Werk mit Gewinn und Genuß lesen. Wer nach Feilers Buch greift, der sei aber besonders auf das einleitende Kapitel „Der europäische Irrtum" aufmerksam gemacht.

Neuyork A. Busse

Strindberg und van Gogh. Versuch einer pathographischen Analyse unter vergleichender Heranziehung von Swedenborg und Hölderlin. Von Karl Jaspers. Berlin 1926, Julius Springer. 151 S. M. 6,– (7,80).

Karl Jaspers in seiner Eigenschaft als Philosoph und Psychiater war für die pathographische Betrachtung doppelt geeignet, und seine Analyse der Künstler Strindberg und van Gogh, die jetzt schon in zweiter ergänzter Auflage vorliegt, beweist, daß er die Aufgabe der pathographischen Forschung richtig und weit auffaßt: nicht die Feststellung irgendeiner ärztlichen Diagnose ist das Entscheidende, sondern die Erörterung der Frage, wie eine klinisch festgelegte Geisteskrankheit den Stil des Schaffenden verändert hat. Und Jaspers geht in der Fragestellung sogar weiter. Nachdem er bei Strindberg und van Gogh ebenso wie bei Swedenborg und Hölderlin, eine schizophrenische Geistesverfassung festgestellt hat, legt er sich die Frage vor, welche Beziehung zwischen Schizophrenie und Kultur der Zeit besteht; er weist darauf hin, daß im Mittelalter die Persönlichkeiten hysterisch erkrankt seien, jetzt aber schizophren. Und wenn diese Behauptung auch nicht ohne weiteres anzuerkennen ist, so liegt in solchen Vergleichen doch die Hoffnung neuer Horizonte.

Als kleine Anmerkung sei darauf hingewiesen, daß Jaspers leider die kleine Studie des Unterzeichneten über die Geistesstörung Hölderlins nicht erwähnt, obwohl er sie aus Hellpachs und Birnbaums Büchern hätte kennen können. Darin wurde drei Jahre vor der Langeschen Pathographie über Hölderlin die auffallende Stilwandlung Hölderlinscher Kunst unter Wirkung der Schizophrenie dargestellt, ohne daß Lange nachher auf diese Auffassung eingegangen wäre. Erschienen ist der Aufsatz in der „Nation" im Jahre 1906.

Waidmannsluft C. F. van Vleuten

Nachrichten

Todesnachrichten. Franz Eichert ist am 6. Juli im Alter von 69 Jahren gestorben. Er war am 11. Februar 1857 in Schneeberg in Böhmen geboren und hat sich hauptsächlich als religiöser Lyriker hervorgetan, hat auch der Schriftleitung des „Gral" nahegestanden. Unter seinen Gedichtsammlungen haben die „Kreuzlieder", „Kreuzesminne", „Kreuz und Schwert" gute Verbreitung gefunden.

Israel Zangwill ist nach einer Meldung vom 2. August im Alter von zweiundsechzig Jahren einem nervösen Zusammenbruch erlegen. Er war als Sohn einer armen jüdischen Handelsfamilie in London geboren worden und hat sich durch seine realistischen und von starker innerer Kraft getragenen Getto-Schilderungen eine bleibende Stellung in der Literatur erworben, was ihn nicht verhindert hat, später mit seinen Lustspielen unliterarischer Unterhaltung zu dienen. Seine bedeutendste Getto-Schilderung ist das Buch „The Children of the Ghetto", das 1892 erschienen war. Zangwill hat sich auch politisch hervorgetan und zumal

für die Ansiedlung der Juden im Gebiet der Uganda in Ostafrika mit leidenschaftlicher Hingabe gewirkt, wodurch er sich zu zionistischen Kreisen, denen er sonst vielfach nahestand, in Widerspruch setzte.

Paul Souriau ist nach einer Meldung vom 3. Juli in Nancy, wo er als Dekan der philosophischen Fakultät der Universität wirkte, im Alter von 74 Jahren gestorben. Er war einer der Hauptvertreter der Ästhetik in Frankreich. In seinem Hauptwerk „La beauté rationelle" (1904) versuchte er den Grundsatz durchzuführen, daß es eine vom subjektiven Gefühl unterschiedene Schönheit gebe. Unter seinen weiteren Arbeiten bleiben die „Suggestion dans l'art", „Esthétique du mouvement", „Esthétique de la lumière" und „Conditions du bonheur" bemerkenswert.

Gustave Coquiot ist nach einer Meldung vom 8. Juli in Paris im Alter von 35 Jahren gestorben. Er hat sich als Kunsthistoriker durch seine Bücher über Paul Cézanne und Toulouse-Lautrec, sowie durch sein Werk „Cubistes, Futuristes, Passéistes" einen Namen gemacht. Auch als Theaterschriftsteller war er hervorgetreten.

Karel V. Rais, einer der populärsten tschechischen Schriftsteller, ist am 8. Juli in Kön. Weinbergen gestorben. Geboren am 4. Januar 1859 im Badeorte Bělohrad unterhalb des Riesengebirges, widmete er sich der Lehrtätigkeit, die er zuletzt als Bürgerschuldirektor in Kön. Weinbergen ausübte; die letzten Jahre verlebte er im Ruhestand. Sein literarisches Wirken eröffnete er als Jugendschriftsteller, wandte sich aber später der realistischen Dorfgeschichte zu, die ihm große Erfolge eintrug. Der breitesten Volkstümlichkeit erfreuen sich seine drei weitangelegten idyllischen Lebensbilder: „Pantáta Bezoušek", „Zapadli vlastenci" und „Západ"; sein Romanwerk „Kaliba's Verbrechen" ist ins Deutsche übersetzt worden.

Juan Alcover y Maspons, ein bedeutender katalonischer Dichter, verschied in Palma auf Mallorka. Geboren ebenda 1854, studierte er in Barcelona die Rechte, und kämpfte später als Politiker von besonderer Rednergabe an der Seite Antonio Mauras. Zwischen 1887 und 1901 veröffentlichte er in spanischer Sprache drei Bände Lyrik, „Nuevas poesias", „Poemas y armonias" und „Meteoros". Im katalonischen Idiom erschienen als namhafteste Werke „La creu", „Mallorca", „Dol", „La serra", „Ramón Llull", „Beethoven" und „Cançó de la balanguera". Sein Schaffen wird gekennzeichnet durch einen gewissen hochgestimmten Idealismus, vollendeten künstlerischen Ausdruck und originelle Formgebung.

Serrano Clavero, bekannt als Lyriker und gewandter Journalist, verstarb in Valencia.

* * *

Karl Voßler ist der Orden „Pour le Mérite" für Wissenschaft und Künste verliehen worden.

Der Magistrat der Stadt Frankfurt a. M. hat einen Antrag eingebracht, demzufolge alljährlich an Goethes Geburtstag in Frankfurt a. M. ein Goethe-Preis für deutsche und ausländische Dichter zur Verteilung gebracht werden soll. Die Preisverkündigung soll jeweils am 28. August im Goethehaus in Anwesenheit des auszuzeichnenden Dichters vorgenommen werden.

Der Verlag S. Fischer, Berlin, hat Preise von 5000, 4000, 3000 Mark ausgesetzt für Selbstdarstellungen nicht erdachter, sondern erlebter Erfahrungen, welche Schicksale und Charaktere gebildet haben. Der Preis steht mit dem Plan der Verlagsbuchhandlung, eine Reihe von Kurzbüchern (80 bis 100 Druckseiten) unter der gemeinsamen Idee „Das Erlebnis" herauszubringen, in Zusammenhang. Das Preisgericht wird ausschließlich dem Schutzverband deutscher Schriftsteller, Berlin W. 57, Bülowstraße 22, überlassen, der auch allein Einsendungen entgegennimmt.

Der Reichspräsident hat aus Anlaß des 80. Geburtstages Frau Elisabeth Förster-Nietzsche einen lebenslänglichen Ehrensold ausgesetzt.

Die französische Akademie hat ihren großen Ehrenpreis in Höhe von 15 000 Franken Georges Courteline, als dem stärksten lebenden Humoristen Frankreichs, verliehen. Der große Literaturpreis von 10 000 Franken wurde Guilbert de Voisine zuerkannt. Tristan Bernard und sein Sohn Jean Jacques Bernard erhielten Preise von 4000 und 2500 Franken. Es wurden des weiteren zuerkannt Victor Giraud für sein Gesamtwerk 10 000 Franken, Emil Ponse 1000, Comte E. de Ganay, C. Kramer, M. Levaillant, A. Valentin je 500 Franken, René Lote für eine „Geschichte der französischen Nation" 200, Michaut 1000 Franken. Lyrik-Preise in Höhe von 500 Franken wurden R. Genty, Suzanne Mercey, Marc Leclerc und M. P. Boyé für Gedichte zugebilligt.

Die amerikanische Zeitschrift „Forum" veranstaltet in Gemeinschaft mit der Frederick A. Stokes Company in Neuyork ein Preisausschreiben für die beste amerikanische Biographie unter Aussetzung eines Preises von 5000 Dollar. Das Thema kann in Form einer geschichtlichen Darstellung oder in Form einer Novelle behandelt werden, muß aber amerikanische Verhältnisse und amerikanische Persönlichkeiten betreffen. Die Beteiligung an dem Preisausschreiben (Einsendung der Manuskripte bis 1. März 1927 an das „Forum") steht Schriftstellern aller Nationen frei.

Für den Herbst werden zwei neue französische Literaturpreise angekündigt, ein „Prix du Commerce de Luxe" und ein „Prix du Journalisme". Der erste Preis in Höhe von 20 000 Franken soll nur einem Romanschriftsteller, der zweite, der die Möglichkeit bietet, eine Weltreise zu unternehmen, nur einem Journalisten zuerkannt werden.

Max Meyerfeld ist während seines letzten londoner Aufenthalts zum Ehrenmitglied des Reform-Clubs ernannt worden, eine Ehrung, die nach dem Kriege noch keinem Deutschen zuteil geworden ist.

Bei dem Leitartikel-Preisausschreiben des wiener Journalistenvereins „Concordia" wurde der Preis von 1000 Schilling Artur Kürschner und Artur Lauchenauer für die Behandlung des Themas „Über die Möglichkeit politischen Zusammenarbeitens gemäßigt sozialdemokratischer Parteien" zur Hälfte geteilt zuerkannt. Eine ehrenvolle Erwähnung erhielt Manfred Georg.

Hermann Weller, Volksschullehrer in Ellwangen, erhielt den Preis der königlichen Akademie der Wissenschaften in Amsterdam für das beste lateinische Gedicht. Ihm wurde zu gleicher Zeit der Preis für das beste lateinische Gedicht der Stadt Gerace in Kalabrien zuerkannt.

Der literarische 1000-Guldenpreis des Jahres 1926 der Genossenschaft holländischer Schriftsteller wurde Dirk Coster für seinen Band „Gesammelte Aufsätze" zugebilligt.

Der John-Brinckman-Preis der Stadt Rostock für Verdienste um plattdeutsche Dichtung und Forschung wurde Wilhelm Wisser in Oldenburg für seine Sammlungen von Volksmärchen zugebilligt, in denen er sich gleichzeitig als Forscher und Dichter erwiesen habe.

Franz Herczeg ist von der budapester philosophischen Fakultät anläßlich seines 40jährigen Schriftstellerjubiläums zum Ehrendoktor ernannt worden.

Dem schweizer Arzt Johann Jakob Meyer, der vor hundert Jahren während des griechischen Freiheitskampfes die „Hellenika Chronika“ herausgab und bei der Belagerung von Missolunghi fiel, ist durch den Verein Athener Presse auf dem Zentralplatz von Missolunghi ein Marmordenkmal errichtet worden.

Der große Nationalpreis der belgischen Literatur in Höhe von 10 000 Franken ist dem Schriftsteller Albert Giraud für sein Werk „Le Concert dans le Musée“ verliehen worden.

Clara Viebigs Jugendroman „Dilettanten des Lebens“ ist soeben in französischer Sprache bei Payot in Paris erschienen, während ihr neuestes Werk „Die Passion“ in russischer Sprache der Verlag „Mysl“ (der Gedanke) in Leningrad herausbringen wird, und zwar in der Übersetzung von G. Gordon, der ebenda auch Clara Viebigs „Töchter der Hekuba“ erscheinen ließ.

Der pariser Verlag Simon Kra bereitet eine französische Gesamtausgabe der Werke von Thomas Mann vor.

Die london-neuyorker Agentur Curtis Brown Ltd. kündigt eine Gesamtausgabe aller Werke von Arthur Schnitzler, die in den nächsten drei Jahren vollständig vorliegen soll, an.

Frau Carl Hauptmann erklärt, daß die „Briefe Carl Hauptmanns an den Schauspieler Ebers“ (Bonavoluntas-Verlag Kurt Frömberg) ohne Berechtigung veröffentlicht worden seien.

Hauptmanns „Phantom“ sowie Stifters historischer Roman aus Böhmens Vorzeit „Wittiko“ sind ins Tschechische übersetzt worden.

Zu der Enquete des „Heraldo de Madrid“ nach den besten Romanciers wäre einiges nachzutragen.

Die befragten Intellektuellen entschieden sich mit fast gleicher Stimmenzahl für drei Autoren: Pio Baroja (209 Stimmen), Vicente Blasco Ibáñez (203) und Ramón del Valle-Inclán (196). Baroja ist zweifellos der fruchtbarste Erzähler, doch wird ihm sowohl in betreff Komposition wie Stil Schluderhaftigkeit zum Vorwurf gemacht. Blasco Ibáñez gilt beim modernen Lesepublikum an sich, wie auch durch seine Kunstform (krasser Realismus), so ziemlich als abgetan. Valle-Inclán, gleichfalls ein Autor älterer Schule, erscheint als dessen Widerpart (heroischer Romantizismus). Er ist eine Art spanischer d'Annunzio. Seine vielfach in Dialog- und Monologform gehaltenen Werke sind indes für fremde Leser ungenießbar. — Dann folgen nach Stimmenzahl Ramón Pérez de Ayala (173) und Armandio Palacio Valdés (152), mit Recht viel geschätzte Erzähler. Miguel de Unamuno erhielt an sechster Stelle nur 136 Stimmen; doch ist er ja vor allem Philosoph, dann erst Epiker. Gabriel Miró (116) und Wenzeslao Fernández-Flórez sind jüngere Talente; letzterer war bis vor urzem noch wenig beachtet.

Die Academia Española stiftete zum Gedächtnis ihres verstorbenen Präsidenten einen „Maura-Preis“ in der Höhe von 10 000 Pesetas. Erstes Preisthema: Die Redekunst im Spanien des 19. Jahrhunderts.

Pavel osef Safařik, dem Begründer der slawischen Literatur eschichte, ist am prager Klementinum, wo er als Universitätsbibliothekar tätig gewesen war, anläßlich des internationale Büchereitages eine Gedenktafel enthüllt worden.

Luderít Stur, dem Ahnherrn des slowakischen Mundartschrifttums, ist in seinem Geburtsort Uhrovec eine Gedenktafel enthüllt worden.

František Palacký, der große tschechische Geschichtsschreiber, den seine Landsleute „Vater der Nation“ zu nennen pflegen, ist anläßlich seines 50. Todesjahres am 26. Mai mehrfach gefeiert worden. In seinem Geburtsdorf Hodslavice im mährischen Kuhländchen ist festlich der Grund zu einer Palacký-Bürgerschule gelegt worden.

Josef Kajetán Tyl (1808—1856), der Vater der tschechischen Dramatik und der Verfasser der tschechischen Nationalhymne „Kde domov muj“, ist anläßlich seines 70. Todestages allgemein gefeiert worden. Alle tschechischen Bühnen spielten seine Volksstücke und dramatischen Märchen, in seiner Todesstadt Pilsen, wo auch eine Tyl-Ausstellung stattgefunden hat, wurde ihm ein Denkmal enthüllt, und in Prag wurden, meist durch Angehörige tschechischer Liebhaberbühnen, große Festlichkeiten begangen, die ebenfalls eine Eröffnung der Tyl-Ausstellung zum Mittelpunkt hatten. Zwei bedeutende Monographien, vom Literarhistoriker Hýsek und dem Theaterforscher Blahník sind anläßlich dieses Jubiläums gezeitigt worden.

* * *

In den Vereinigten Staaten hat sich unter dem Vorsitz des Germanisten Prof. Carl F. Schreiber von der Yale-Universität ein Ausschuß gebildet, der Vorbereitungen zu einer Goethe-Jahrhundertfeier (1932) trifft. Der Einfluß Goethes auf Amerika soll ernsthafter Bearbeitung unterzogen werden.

Die Akten des berüchtigten Prozesses, der gegen Baudelaire wegen seiner „Fleurs du Mal“ angestrengt wurde, sind bei einer Versteigerung im „Hotel Drouot“ in Paris mit 23 000 Franken bezahlt worden.

Nach Mitteilungen des Buchhändler-Börsenblattes hat die deutsche Buchproduktion einen Rückgang erfahren. Es stehen gegen 3115 Neuerscheinungen im Januar, 2703 im Februar, 2286 im März, 1937 im April. Unter dem Rückgang hatten besonders die schöne Literatur, die neueren Sprachen und Literaturen zu leiden. Es erschienen auf diesem Gebiet im Januar 603, im Februar 346, im März 425, im April 236 Veröffentlichungen.

Nach Mitteilung der Presseabteilung des Ministeriums des Innern in Warschau sind in Polen im Jahre 1925 5969 nichtperiodische Veröffentlichungen erschienen, unter denen sich 57 deutsche befinden. Am stärksten ist dabei die schöne Literatur mit 672 Veröffentlichungen vertreten. In den Monaten Januar bis März 1926 erschienen 1723 nichtperiodische Publikationen, darunter 17 deutsche. Wieder war die schöne Literatur mit 228 Veröffentlichungen am stärksten bedacht.

In Sibirien fand ein Schriftstellerkongreß statt, der von 40 Teilnehmern besucht war und auf dem ein Schriftstellerverband begründet wurde.

* * *

Die Handschrift von Bürgers „Lenore“, die im Herbst 1924 in einem wiener Antiquariat aufgetaucht war, ist nunmehr für den Preis von 5000 Mark für die göttinger Universitätsbibliothek wieder erworben worden.

Das Originalmanuskript des ersten dichterischen Versuchs von Charles Dickens, ein Schauspiel mit dem Titel „Die Kriegslisten der Rosanna“ (1828), ist von einem englischen Sammler aus Amerika zurückgekauft worden. Das Stück des Sechzehnjährigen behandelt die Liebesabenteuer einiger kosmopolitischer Gestalten in einem Wirtshaus in Venedig,

ist nicht ganz humorlos, läßt aber von Dickens eigentlicher Begabung vorerst noch wenig erkennen.

Über Swinburnes Nachlaß, den Thomas J. Wise in London seinerzeit für 3000 Pfund unter der Verpflichtung, die Manuskripte der Öffentlichkeit zu übergeben, erstand, ist nunmehr ein reich illustrierter Katalog für private Zwecke erschienen. Verwertet ist der Nachlaß in der 25 Bände umfassenden Gesamtausgabe von Swinburnes Werken im Verlag von William Heinemann.

In einer Rede, die Rudyard Kipling anläßlich der ihm von der Royal Society of Literature verliehenen Medaille hielt, heißt es:

„Die meisten Künstler geben zu, daß es nicht richtig ist, jedem alles zu sagen. Die Literatur kennt keine solchen Grenzen. Es gibt keine menschliche Emotion — keine Stimmung, die zu schildern verboten wäre — es gibt kein Gesetz der Reserve oder des Mitleids, das respektiert werden müßte — in der Literatur. Warum sollte es auch? Schließlich sagt der Dichter ja nicht die Wahrheit. Es ist ja nur Dichtung.... Was er auch schreibt, die Welt wird genau so viel Wahrheit oder Vergnügen aus seinen Worten entnehmen, wieviel sie im Augenblick braucht. Manchmal weniger, manchmal mehr, und manchmal wird der Rest auf eine Art und Weise verbucht, wie sich der Dichter nie hätte träumen lassen. Es gibt dafür ein wohlbekanntes Beispiel. Ein Mann von überwältigendem Intellekt und großer Geisteskraft wird sein Leben lang zwischen der Angst vor dem Wahnsinn und der Empörung über ein brutales Zeitalter zerrissen. Er erschöpft Herz, Seele und Geist in diesem Kampf. Er verzehrt sich selbst und stirbt in der letzten Verzweiflung. Von seiner ganzen Todesnot bleibt nur ein kleines Buch zurück, sein furchtbares Testament gegen seine Mitmenschen, das heute als freundliche Erzählung für die Jüngsten unter dem Titel ‚Gullivers Reisen' gilt. Man stelle sich das vor! Es ist, als ob man die Glut eines Vulkans zu einem Öllämpchen in einer Kinderstube herabgetönt hätte."

* * *

In Mainz findet vom 11. bis 14. September d. J. die Reichstagung des Bühnenvolksbundes statt, die neben der ordentlichen Generalversammlung seiner Mitglieder eine umfassende Aussprache über die geistigen Ziele der großen Organisation bringen wird. Die deutsche Jugendbewegung wird zahlreiche Proben ihrer künstlerischen Betätigung im Jugendspiel, Puppenspiel, Volkstanz und Musik geben; ein neuer Kulturfilm „Deutsche Heimatspiele" wird die erfolgreiche Tätigkeit des Bühnenvolksbundes auf diesem Gebiete zeigen, und eine große Theaterausstellung des Bundes bleibt bis zum 20. September in Mainz zu besichtigen. Als Uraufführungen werden Leo Weismantels „Abendmahl von Ponte Capriasca" und Alois Johannes Lippls „Totentanz" mit der großen Musik von Friedrich Frischenschlager gespielt.

Uraufführung. Wien: Rolandbühne „Café Elektrik, der Lebensweg einer Gefallenen" von Felix Fischer (9. Juli).

Aus der Werkstatt deutscher Verleger

J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Stuttgart:

Auf allen Gebieten ihrer verlegerischen Tätigkeit bestrebt sich die J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. (Inhaber Robert Kröner) im Sinne ihrer Tradition regsames Leben zu wecken und zu erhalten. Zahlreiche neue Werke der Künste, des Wissens und des Lebens befinden sich im Druck oder in Vorbereitung.

Von denen der schönen Muse seien hier, neben der zweiten Reihe von Stratz' Romanen und Novellen und Rudolf Herzogs „Fähnlein der Versprengten", nur die wichtigsten genannt, vor allem Sudermanns zwischen Lebensgier und Lebenskritik hin und her gerissener „Toller Professor", dieses neue Meisterwerk seiner blutvollen Erzählerkunst, Viktor v. Kohleneggs überlegen humoristischer „Gast auf Juchhee" und Klara Hofers innig vertiefter poetisch-biographischer Roman über das Leben der berühmten Mathematikerin Sonja Kowalewska.

Dem innersten Leben dienend und ernster Kulturkritik gewidmet ist Eugen Diesels Werk „Der Weg durch das Wirrsal", in dem der Sohn des großen Motorenkonstrukteurs aus dem hohen Ideale einer reinen, lebendigen Menschlichkeit mit originellem und leidenschaftlichem Geiste gegen Amerikanismus und falsch verstandene Technik eine scharfe Waffe führt und Schmerzen und Hoffnungen der Besten unserer Zeit zur Aussprache bringt.

Auf streng wissenschaftlichem Felde wächst Kurt Breysigs gedankenreiche Geschichtslehre „Vom geschichtlichen Werden" nunmehr in den dritten Band, und eine unter seiner Leitung stehende Reihe geschichtsphilosophischer und soziologischer Arbeiten wird sich als wertvolles Gegenstück neben die schon seit Jahren im Verlag erscheinende nationalökonomische der „Münchner volkswirtschaftlichen Studien" stellen.

Auch die musikalische Abteilung erfüllt neues Leben. Eine Anzahl namhafter Musikgelehrter und ausübender Künstler wurde gewonnen, um unter der Leitung von Hans Joachim Moser, dem Verfasser der dreibändigen „Geschichte der deutschen Musik", die „Edition Cotta" dem heutigen Stande der Musikpädagogik anzupassen und durch Aufnahme von Meistern, die bisher in ihr noch nicht vertreten waren, ihre Grenzen zu erweitern.

Daß auch die alten Schätze des Verlages die gebührende Pflege finden, davon zeugen neben zahlreichen Neudrucken vor allem die Taschenausgabe von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", die alle drei Bände mit einem Gesamtregister bringen wird, und der in Arbeit befindliche zweite Band der „Briefe an Cotta", der die Veröffentlichungen aus den Originalkorrespondenzen des Cottaschen Archivs bis 1832, bis zum Tode Goethes und Johann Friedrich Cottas, fortsetzen wird.

Über alles im einzelnen gibt der im Herbst zum zweiten Mal erscheinende Greif-Almanach Auskunft, der Proben aus den Werken der verschiedensten Autoren enthalten und reich mit Bildern geschmückt sein wird.

Philipp Reclam jun., Leipzig:

Der Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig bringt zum Herbst ein Werk heraus, das wohl am besten geeignet ist, die Bedeutung der jetzt 6550 Nummern enthaltenden Universal-Bibliothek aller Welt vor Augen zu führen.



Es handelt sich um den Schlagwortkatalog der Universal-Bibliothek. In mehrjähriger Arbeit ist dieses 33 Bogen starke Werk von den Mitarbeitern des Verlages Reclam zusammengetragen worden; der Schlagwortkatalog wird nicht allein in der Hand des Buchhändlers ein wichtiges Nachschlagewerk zur Benutzung der Universal-Bibliothek sein, sondern er wird auch von den Bibliothekaren und Bibliotheksbeisitzern gern benutzt werden. – Die Universal-Bibliothek wird bis Ende des Jahres 1926 durch weitere 50 Nummern ergänzt, zugleich finden aber noch bedeutend zahlreichere Neudrucke und Neuausgaben statt. Zur Verwendung gelangt bei allen neugesetzten Werken eine moderne, große Schrift.

In Reclams-Roman-Reihe, die bekanntlich Werke moderner deutscher Schriftsteller in vorbildlicher, schöner Ausstattung bringt, erscheint im Herbst eine weitere Anzahl hochwertiger Romane.

Die Helios-Klassiker und die Helios-Bücherei des Verlages Reclam erfahren weitere Abrundung.

Das hinterlassene Werk des Ostasien-Reisenden Iden-Zeller, der zehn Jahre in Sibirien verschollen war, erscheint rechtzeitig zu Weihnachten.

Horen-Verlag, Berlin-Grunewald:

Der Horen-Verlag (Berlin-Grunewald, Humboldtstraße 6b) hat seine Aufgabe bisher in dem Aufbau der Vierteljahrshefte für die Dichtung und bildende Kunst der Gegenwart „Die Horen" gesehen. Diese Zeitschrift, die den bewußten Anschluß an Schillers einstiges Horen-Programm der „Beförderung wahrer Humanität" durch die Schönheit als Vermittlerin der Wahrheit und durch die Wahrheit als Fundament und Würde der Schönheit unter Ablehnung aller Politik im engeren Sinne, allen unreinen Parteigeistern nahm, hat in den zwei Jahren ihres bisherigen Bestehens, dank der Mitarbeit der hervorragendsten deutschen Dichter und Schriftsteller, ihre Eigenbedeutung innerhalb der Zeitschriftenliteratur Deutschlands, mit Erfolg erweisen können. Infolgedessen wird der dritte Jahrgang „der Horen" von den bisherigen vier Heften im Jahr sich zu sechs Heften erweitern. Mit dem bisherigen Herausgeber Hanns Martin Elster hat sich Wilhelm v. Scholz vereinigt, um „den Horen" als Mitherausgeber seine Kraft zur Verfügung zu stellen. Der Horen-Verlag selbst geht nun auch dazu über, durch eine im Herbst beginnende Buchabteilung die Notwendigkeit seines Wirkens zu beweisen. Er hat nicht nur das Gesamtwerk von Wilhelm v. Scholz übernommen und bringt desselben Dichters ersten großen Roman „Perpetua" heraus, sondern es ist ihm auch geglückt, das Gesamtwerk Hermann Stehrs sich anzugliedern, das nun in neuer Ausgabe endlich die verdiente, würdige Form finden wird. Von Hermann Stehr selbst wird ein neues Werk „Der Geigenmacher" in Buchform dargeboten werden. Der Horen-Verlag wünscht durch dieses Herausbringen der Gesamtwerke von Wilhelm v. Scholz und Hermann Stehr zu beweisen, daß seine Absicht ist, die große deutsche Dichtung, insbesondere Epik zu vertreten, und zwar nicht vom Unterhaltungsstandpunkt, sondern vom wesenhaft-künstlerischen Gesichtspunkt aus. Er wird seine ganze Kraft auch der jungen Dichtung und Generation zuwenden. Er beweist dies nicht nur durch seine „Horen", die von jeher schon der jungen Kunst dienten, sondern nun auch durch die Herausgabe des ersten Romans von Alfred Brust „Die verlorene Erde", des Romans eines bisher als Epiker noch unbekannten Schriftstellers Anton Mayer „Peregrinus Windesprang". Weitere Pläne bekanntzugeben, ist zur Zeit noch nicht möglich, da der Horen-Verlag nicht in Worten, sondern in Taten sich zu zeigen wünscht. Die Ausstattung der Bücher des Horen-Verlages wird entsprechend seinen „Horen", die als die best ausgestattete Zeitschrift Deutschlands anerkannt sind, ebenfalls alle berechtigten Wünsche für eine geschmacksichere, edle Buchform erfüllen.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Batzer, Maria. Müslin und seine Tante Loline. Eine Mäusegeschichte. Mit Bildern von Bruno Grimmer. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 81 S. Geb. M. 1,80.

Bethge, Friedrich. Pierre und Jeanette. Novellen. Schlawe (Pomm.) 1926, Nationale Druck- und Verlagsgemeinschaft G. m. b. H. 52 S.

Emmerich, Ferdinand. Unter den Indianern in Mato Grosso. Reiseerzählung. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung. 206 S.

– Hüter der Wildnis. Reiseerzählungen mit 13 Bildern von Johannes Thiel. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 218 S. Kart. M. 3,–.

Ernst, Paul. Der schmale Weg zum Glück. Roman. Mit einem Vorwort von Fredrik Böök. Berlin 1926, Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. 323 S.

Fankhauser, Alfred. Iwan Petrowitsch. Erzählung aus den Tagen russischer Not (Unsre deutschen Erzähler II/3). Berlin 1926, Vaterländische Verlags- und Kunst-Anstalt. 132 S. Geb. M. 2,50.

Federn, Karl. Hundert Novellen, I. Bd. Berlin-Leipzig 1926, Gebrüder Paetel. 398 S. Geh. M. 5,–, geb. in Ganzleinen M. 7,–.

Grimm, Hans. Volk ohne Raum. I./II. Bd. München 1926, Albert Langen. 683, 673 S. M. 20,– (25,–).

Havemann, Julius. Pilger durch die Nacht. Roman. Leipzig 1926, Fr. Wilh. Grunow. 728 S. M. 8,50 (12,–).

Moszkowski, Alexander. Von Genies und Kamelen. Leipzig 1926, Eulenspiegel-Verlag G. m. b. H. 311 S.

Müller-Partenkirchen, Fritz. Warum? Fröhliche Fragen zum Nachdenken. Leipzig 1926, L. Staackmann. 160 S. Geb. M. 2,80.

Purzelbaum, Peter. Vom Komiß Kaczmarek und den Maikäfern. Berlin 1926, Brunnen-Verlag Karl Windler. 163 S.

Roer, Victoria. Blauhöschen und Rotröckchen. Eine lustige Luftballongeschichte. Freiburg i. B., Herder & Co. G. m. b. H. 62 S.

Schott, Anton. Bannfluch und Pest. Eine Erzählung aus alter Zeit. Innsbruck-München 1926, Verlagsanstalt Tyrolia A.-G. 186 S. Ganzleinen M. 4,–.

Thieß, Frank. Das Tor zur Welt. Roman. Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachf. 352 S.
Volkssagen und Erzählungen aus der Stadt und dem Landkreis Stolp. Gesammelt und herausgegeben von Otto Knoop. Stolp, Oskar Eulitz. 84 S.
Voßberg, Editha. Der Namenlose. Roman. (Engelhorns Roman-Bibliothek 997/98.) Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachf. 286 S. M. 2,– (3,50).
Zahn, Ernst. Schritte ins Dunkel. Vier Novellen. (Unsre deutschen Erzähler II, 2.) Berlin 1926, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 116 S.

* * *

Galsworthy, John. The Forsyte Saga. In drei Bänden (Tauchn. Ed. vol. 4733/35). Leipzig 1926, Bernhard Tauchnitz. 368, 375, 328 S.
Geraldy, Paul. Du und Ich. Übertragungen von Franz v. Rexroth. Wiesbaden 1926, Dioskuren Verlag. 44 S. Brosch. M. 2,–, geb. M. 2,40.
Ring, Barbara. Der Kreis. Roman. Ber. Übersetzung aus dem Schwedischen von Emilie Stein. Zürich 1925 Amalthea-Verlag. 366 S.

Lyrisches und Episches

Albert, Georg. Eros. Akkorde und Dissonanzen. Wien 1926, Amalthea-Verlag. 109 S.
Hollmann, Ernest. Gefühl ist alles. Gedichte. Wien 1926, Amalthea-Verlag. 108 S.
Luschnat, David. Kristall der Ewigkeit. Gedichte. Berlin, Druck des Verfassers. M. 0,50.
Oswald, Heinz. Verworrenes. Leipzig, Xenien-Verlag. 50 S.
Quandt, Udo. Wege mit Ingeborg. Leipzig, Xenien-Verlag. 45 S.
Zuckmayer, Carl. Der Baum. Gedichte. Berlin 1926, Propyläen-Verlag. 60 S.

Dramatisches

Barlach, Ernst. Der blaue Boll. Drama. Berlin 1926, Paul Cassirer. 124 S. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50.
Das Künzelsauer Fronleichnamsspiel vom Jahre 1479. Herausgegeben von Albert Schumann. Öhringen 1926, Verlag der Hohenloheschen Buchhandlung F. Rau. 230 S. Geb. M. 6,–.

Literaturwissenschaftliches

Bab, Julius. Bernard Shaw. Berlin 1926, S. Fischer. 353 S.
Der Kampf um Creuzers Symbolik. Eine Auswahl von Dokumenten. Eingeleitet und herausgegeben von Ernst Howald. Tübingen 1926, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 154 S.
Görres-Festschrift. Aufsätze und Abhandlungen zum 150. Geburtstag von Jos. Görres. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Karl Hoeber. Köln 1926, J. P. Bachem. 269 S.
Heeß, Wilhelm. Raabe. Seine Zeit und seine Berufung. Berlin-Grunewald 1926, Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G. 228 S. Brosch. M. 4,50, geb. M. 6,–.
Hempel, Heinrich. Nibelungenstudien I. Nibelungenlied, Thidrikssaga und Balladen. (Germanische Bibliothek, II. Abt. Untersuchungen und Texte.) Heidelberg 1926, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 274 S. Geh. M. 14,50, geb. M. 16, –.
Hochgesang, Michael. Wandlungen des Dichtstils. Dargestellt unter Zugrundelegung deutscher Macbeth-Übertragungen. München 1926, Max Hueber Verlag. 182 S. M. 6,–.
Hölderlin, Friedrich. Werke Bd. I Gedichte, 503 S., Bd. IV Briefe, 547 S., Bd. V Nachlese, Briefe an den Dichter. 554 S. Kritisch-historische Ausgabe von Franz Zinkernagel. Leipzig 1926, Insel-Verlag.
Klemperer, Victor. Geschichte der französischen Literatur. Bd. V., 2. Teil. Der Positivismus. Leipzig 1926, B. G. Teubner. 247 S. M. 10,– (12,–).
Klingenstein, Gustav. Einführung in die deutsche Dichtung. München-Berlin 1926, R. Oldenbourg. 244 S. Ganzlein. M. 3,60.
Lieb, Fritz. Franz Baaders Jugendgeschichte. Die Frühentwicklung eines Romantikers. München 1926, Chr. Kaiser Verlag. 257 S.
Meyer-Rotermund, Kurt. Des Jahrhunderts verlorene Kinder. Zur Psychologie des wilhelminischen Bürgers unter besonderer Berücksichtigung der Romane Johannes Schlafs. Querfurt, Burgverlag. 36 S. M. 1,60 (2,60).
Petersen, Julius. Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik. Eine Einführung in die moderne Literaturwissenschaft. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. 203 S. Geb. M. 6,–.
Polgar, Alfred. Stücke und Spiele. (Ja und Nein. Bd. II.) Berlin 1926, Ernst Rowohlt. 339 S.
– Noch allerlei Theater. (Bd. III.) Ebenda. 239 S.
Schmitz, Victor. A. H. C. Andersens Märchendichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der dänischen Spätromantik (Mit Ausblicken auf das deutsche romantische Kunstmärchen). Nordische Studien. Greifswald 1925, Ratsbuchhandlung L. Bamberg. 135 S.
Stolle, Carl. Fritz Stavenhagens „Mudder Mews". Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, 27. Marburg 1926, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung G. Braun. 87 S. M. 3,50.
Weinreich, Otto. Die Distichen des Catull. Tübingen 1926, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). VIII u. 109 S. Geh. M. 5,40, geb. M. 7,–.

* * *

Clark, J. M. The Abbey of St. Gall as a centre of literature and art. Cambridge 1926, University Preß. 322 S.
Stokoe, F. W. German Influence in the English Romantic Period 1788–1818. With special reference to Scott, Coleridge, Shelley and Byron. Cambridge 1926, Cambridge University Press. 202 S.
Flaubert, Gustav. Novembre. Fragments de style quelconque. Mit einem Essay über die Bedeutung des Werkes. München 1926, Max Hueber. 159 S. M. 4,–.

Verschiedenes

Baudouin, Charles. Der Couéismus. Darmstadt 1926, Otto Reichl. 67 S.
Boehn, Max von. Wallenstein. Mit 6 Faksimilen und 48 Abbildungen (Menschen, Völker, Zeiten XIII). Wien 1926, Karl König. 184 S. M. 6,–.
Boos, Roman. Michael gegen Michel. Katharsis des Deutschtums 1914–1925. Antwort aus der deutschen Schweiz auf eine französische Frage. Basel, Verlag für freies Geistesleben. 209 S.
Das Deutschtum im Ausland. Banat. Das Deutschtum im rumänischen Banat. Herausgegeben von Karl Bell. Mit einer Karte, 3 Farbdrucken und 40 Abbildungen. Dresden 1926, Deutscher Buch- und Kunstverlag. 175 S.
Das Pantheon. Ein Hausbuch deutscher Dichtung und Kunst in der Gegenwart. Herausgegeben von Hanns Martin Elster. Berlin 1925, Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. 430 S.
Das Sans-Souci Friedrichs des Großen. Mit einem Anhang: Das Sanssouci von heute. Von Gustav Berthold Volz. Mit 21 Abbildungen und 76 ganzseitigen Tafeln. Berlin 1926, K. F. Koehler Verlag. 120 S. In Ganzleinen M. 15,–.

Deetjen, Werner. Schloß Belvedere. Mit 20 Abbildungen. Leipzig 1926, J. J. Weber. 88 S. Geb. M. 3,–.

Deutsch, U. R. Briefe an einen antisemitischen Freund. Leipzig 1926, Gustav Engel. 144 S. Brosch. M. 2,–, geb. M. 3,–.

Die Astrologie des Johannes Kepler. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Eingeleitet und herausgegeben von Heinz Artur Strauß und Sigrid Strauß-Kloebe. München 1926, R. Oldenbourg. 232 S. Geh. M. 7,50, geb. M. 9,50.

Die illustrierten französischen Bücher des 18. Jahrhunderts. Von Max Sander. Taschenbibliographien für Büchersammler III. Stuttgart 1926, Julius Hoffmann Verlag.

Emin, Efendi, Mehemed. Antisemitica. Heiteres und Ernstes. Wahres und Erdichtetes. Leipzig 1926, Gustav Engel. 126 S. Brosch. M. 2,–, geb. M. 3,–.

Exner, Franz. Krieg und Kriminalität. Ein Vortrag. Kriminalistische Abhandlungen, Heft 1. Leipzig 1926, Ernst Wiegandt, Verlagsbuchhandlung. 14 S.

Geschichte Ägyptens in Charakterbildern. Herausgegeben von B. Poertner (Sammlung Kösel 104). München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 98 S. Geb. M. 2,50.

Homburg, Rudolf. Ausgrabungen in Altdeutschland. Ohne Spaten – Ohne Zaubersprüche. Nebst Beiträgen zur Wortforschung. Berlin 1926, Wölbing-Verlag. 84 S. M. 3,50.

Jung, C. G. Das Unbewußte im normalen und kranken Seelenleben. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage der Psychologie der unbewußten Prozesse. Zürich 1926, Rascher & Cie. A.-G. 166 S. Geh. M. 4,60.

Kaergel, Hans Christoph. Wolkenkratzer. Breslau 1926, Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H. 182 S. Kart. M. 3,80, Ganzleinen M. 5,–.

Künstler Schlesiens. II. Buch, herausgegeben vom Künstlerbund Schlesiens. Schweidnitz 1925, Verlag L. Heege. 99 S. Geb. M. 5,–.

Leben und Tod. Das Bild in Schule und Haus. Herausgegeben von Georg Küffer. Bern 1926, Verlag Ernst Bircher A.-G. 1 Mappe M. 3,20.

Licht, Hans. Sittengeschichte Griechenlands. In zwei Bänden und einem Ergänzungsband. Die griechische Geschichte. Mit 500 Tafeln und Textabbildungen. Dresden 1925, Paul Aretz. 319 S.

Mahnungen zur Innerlichkeit. Eine Urschrift des Buchs von der Nachfolge Christi. Herausgegeben von Paul Hagen. Lübeck 1926, Max Schmidt-Römhild. 160 S.

Mathar, Ludwig. Primavera. Frühlingsfahrten ins unbekannte Italien. Mit 5 Bildern nach Ludwig Ronig und 101 Abbildungen. Bonn 1926, Verlag der Buchgemeinde. 239 S.

Meyers Lexikon. 7. Auflage. In vollständig neuer Bearbeitung. Mit etwa 5000 Textabbildungen und über 1000 Tafeln, Karten und Textbeilagen. 4. Band Engobe—Germanität. Leipzig 1926, Bibliographisches Institut. 1787 S. In Halbleder geb. M. 30,–.

Mücke, R. Epiktet. Was von ihm erhalten ist. Nach den Aufzeichnungen Arrians. Neubearbeitung der Übersetzung von J. G. Schultheß. Heidelberg 1926, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 380 S. Geb. M. 9,–.

v. Müller, Karl Alexander. Görres in Straßburg. 1819 bis 1820. Eine Episode aus dem Beginn der Demagogenverfolgungen. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. XVI u. 272 S. In Leinen M. 6,50.

Pribilla, S. J. Max. Um die Wiedervereinigung im Glauben. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 79 S. M. 2,20.

Rosenstock, Eugen. Religio Depopulata. Zu Josef Wittigs Ächtung. Berlin 1926, Lambert Schneider. 44 S.

Schikowski, John. Geschichte des Tanzes. Berlin 1926, Büchergilde Gutenberg. 163 S.

Schilling, Otto. Die christlichen Soziallehren (Der Katholische Gedanke, Bd. XVI). München, Oratoriums-Verlag. 198 S. M. 4,50.

Schirmer, Oskar. Fragmente um Sokrates. Köln 1926, Arthur Rödde Verlag. M. 2,–.

Siebeck, Werner. Der Heidelberger Verlag von Jacob Christian Benjamin Mohr. Ein Rückblick. Tübingen 1926, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 114 S. Geh. M. 4,–, geb. M. 6,50.

Springer, Max. Die Franzosenherrschaft in der Pfalz. 1792–1814. Departement Donnersberg (Politische Bücherei). Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 512 S. Geb. M. 12,50.

Stern, Erich. Zufall und Schicksal (Sammlung „Wissen und Wirken", Bd. 34). Karlsruhe 1926, Verlag G. Braun. 48 S. M. 1,20.

Vogel, Bruno. Es lebe der Krieg! Leipzig-Plagwitz 1926, Verlag Die Wölfe. 95 S.

Voß, Lena. Der Mensch und seine Götter. Ein Buch über die astrologischen Einflüsse auf Gestalt und Werdegang des Menschen. Mit 82 Illustrationen. Berlin-Lichterfelde 1926, Verlag für Kultur und Menschenkunde G. m. b. H. 94 S.

Weltrhythmus-Kalender für das Jahr 1927. Astrologischer Haus- und Bauernkalender. Herausgegeben von Ludwig Hoffmann und Elsbeth Ebertin. Kempten 1926, Gesellschaft für Bildungs- und Lebensreform m. b. H. 124 S. M. 1,50.

Zucker, Paul. Die Theaterdekoration des Barock. Eine Kunstgeschichte des Bühnenbildes. Berlin 1925, Rudolf Kaemmerer. 56 S. u. 36 S. Abb.

* * *

Dawes, Rufus C. Wie der Dawesplan zustande kam. Mit einem Vorwort von Frank O. Lowden. Übersetzt von Rudolf Nutt. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 201 S. Geb. M. 7,50.

Daumier und der Krieg. (Daumier und Wir, Bd. 5.) 64 Tiefdruckreproduktionen nach Originallithographien, mit einer Einleitung und Bildtexten herausgegeben von Hans Rothe. Leipzig, Paul List. 8 S. u. 64 Tafeln. M. 5,–.

Das tschechische Buch. Redigiert von Arthur Novák. Prag 1926, „Orbis"-Verlag. 62 S.

* * *

Reclams Universalbibliothek, Nr. 6642/43. Das Volksbuch von den Lalenbürgern (Schildbürgerbuch), nach der ältesten Ausgabe von 1597 erneuert, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Karl Pannier. 181 S. – 6645. Francis Bacon, Neu-Atlantis. Utopische Erzählung. Übertragen und herausgegeben von Günther Bugge. 77 S. – 6647. Dora v. Stockert-Meynert, Euphorion. Novelle. Mit einem Nachwort von Erwin H. Rainalter. 70 S. – 6649/50. Rob. Louis Stevenson, Dr. Jekyll und Mr. Hyde. Aus dem Englischen von Curt Thesing. 131 S. – Leipzig 1926, Philipp Reclam jr.

Redaktionsschluß: 5. August

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.
Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5,–, Einzelheft Gm. 2,–.



